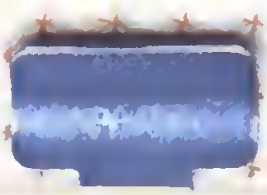
Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class 053 Book ALZB Volume 1899²

Je 00-20M

Digitized by Google



Beilage

zur

Allgemeinen Zeitung.

April, Mai, Juni 1899.

München.

Verlag der Allgemeinen Zeitung,

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Digitized by Google

053
ALZB
1893²

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Samstag, 1. April. Nummer 75.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oscar Bulle in München.

☞ Der Osterfeiertage wegen erscheint die nächste Nummer am Dienstag.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe. XLVI. Von Spectator. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kirchenpolitische Briefe.[1]

XLVI.

„Traun, nicht deucht es genehm den unsterblichen seligen Göttern,
Eher zu enden den Krieg, bis der Wolf mit dem Schaf sich vermählet."
Aristophanes, Eirene V. 1075 f.

St. Petersburg, 28. Febr. In der kirchenpolitischen Welt geht in diesem Augenblick hinter den Coulissen manches vor sich: es ist namentlich die Frage des sog. „Amerikanismus", welche die Geister beschäftigt und die Schwachen im Geiste über die Maßen beunruhigt. Wir gedenken, seinerzeit den Vorhang von diesen Vorgängen wegzuziehen und das Intriguenspiel bloßzulegen, so wie wir es seinerzeit im vorigen Jahre hinsichtlich der Washingtoner Universität gethan haben. Heute ist der Augenblick dafür noch nicht gekommen, und wir haben daher Zeit, unsern Blick nach einer ganz anderen Richtung zu wenden.

Unsre „Kirchenhistorischen Briefe" haben bisher dem äußersten Norden Europa's keine nähere Beachtung zugewendet, nunmehr aber hoffen wir, von Zeit zu Zeit auch den russischen Dingen mehr Aufmerksamkeit schenken zu können, und wir beginnen heute gleich damit, indem wir unsern Lesern die merkwürdigste kirchenpolitische Manifestation vorführen, welche seit langen Jahren von jener Seite gekommen ist.

Unter dem 28. August 1898 meldeten die Zeitungen, der Kaiser Nikolaus II. habe dem Oberprokurator des hl. Synod, Pobédonoszeff, den St. Andreas-Orden verliehen und diese Anerkennung in einem Reskript angekündigt, welches den Dank des Souveräns für seine nunmehr 50jährige Staatslaufbahn ausspricht und in welchem es u. a. heißt: „Mein unvergeßlicher Vater, Alexander III., welcher herzliche Zuneigung zu Ihnen empfand und aus persönlicher Erfahrung Ihre Bedeutung als Lehrer hochstellte, zog Sie zur Betheiligung an Meinem Unterricht in der Rechtswissenschaft heran und verschaffte Mir damit die Möglichkeit, noch in jugendlichen Jahren Ihre ausgebreiteten juristischen Kenntnisse, Ihren Patriotismus und die Ihnen eigene aufrichtige Offenherzigkeit zu schätzen. Ich werde auch nicht Ihre Theilnahme an dem im Jahre 1892 unter Meinem Vorsitz eingesetzten Komitee zur Unterstützung der Nothleidenden in durch Mißernte heimgesuchten Gegenden, Ihrer aufrichtigen Mitarbeit an dieser Mir vom verstorbenen Kaiser anvertrauten ersten wichtigen Staatsangelegenheit vergessen. Bei Meiner Thronbesteigung überzeugte Ich Mich persönlich mit dem Gefühl wahrer Freude von der Bedeutung der Verdienste, welche Sie der von Mir tiefverehrten orthodoxen Kirche erwiesen haben, ebenso von Ihrer unermüdlichen Thätigkeit zur Hebung des moralischen und geistigen Niveaus der Geistlichkeit, zur Aufbesserung ihrer ökonomischen Lage und zur Stärkung ihrer religiös-sittlichen Einwirkung auf die Gemeinde, sowie von Ihrer Fürsorge um die Vermehrung der Schulen und um die Entwicklung der kirchlichen Aufklärung unter dem Volk. Gleichzeitig kann Ich nicht umhin, zu erwähnen, daß Sie, einer der besten zeitgenössischen Meister des russischen Wortes, in Ihren Mußestunden wissenschaftlich und literarisch sich beschäftigen und einen weiten Ruf durch Ihr das russische Zivilrecht betreffendes Werk sich erworben haben. Ihre so stolze, in Wahrheit hervorragende Thätigkeit zum Nutzen der Kirche und des Vaterlandes bewegt Mich, hier im Herzen Rußlands, inmitten von Moskau's Heiligthümern, Mich an Sie aufs neue mit Worten innigster Dankbarkeit zu wenden, als deren sichtbares Zeichen der beifolgende Andreas-Orden dienen möge. Ich wünsche aufrichtig, die göttliche Vorsehung möge Mir noch lange gestatten, Ihre viel erfahrene Mitwirkung zu benutzen u. s. f."

Nur wenige hohe Staatsbeamte werden sich aus dem Munde ihres Herrschers solches Preises und so reichen Dankes zu rühmen haben. Hr. Pobédonostzeff kann stolz darauf sein, und das umsomehr, als der Fluch vieler Tausende, ja Millionen von Menschen auf ihm lastet und das zivilisirte Europa sich mit Abscheu von einem Mann abwendet, in welchem es die Verkörperung grausamsten Gewissenszwangs und barbarischer Intoleranz zu sehen gewohnt ist. Der Oberprokureur des hl. Synod ist in der That der Urheber, sicher der geistige Vater alles dessen, was seit langen Jahrzehnten von Rußland gegen das Prinzip der Gewissensfreiheit versündigt worden ist. Der empörenden Vergewaltigung des katholischen und protestantischen Gewissens in Polen und den baltischen Provinzen hat er in seinem Alter jene schmachvollen Maßregeln hinzugefügt, welche Tausende unglücklicher Israeliten im Innern Rußlands zwangen, ihre Wohnsitze plötzlich aufzugeben, Hab und Gut zu verlassen und den Weg ins Exil zu suchen: gefunden haben ihn Wenige, denn auf den endlosen Straßen des unermeßlichen Reichs sind die meisten dieser Armen verhungert oder erfroren. Vielleicht hat Hr. Pobédonostzeff dies nicht gewollt: die öffentliche Stimme klagt ihn an, mit vollem Bewußtsein seine Opfer in den Tod getrieben zu haben.

Wenn ein solcher Mann vor die Oeffentlichkeit tritt, um sich mit ihr über die fundamentalsten Sätze der Kirchenpolitik, über das Verhältniß von Staat und Kirche, von Gewissensfreiheit und Autorität zu unterhalten, die geistige und sittliche Verfassung unsrer Zeit zu prüfen, so ist das an sich eine höchst anziehende Erscheinung. Sie wird doppelt bedeutsam, wenn dieser schriftstellernde Staatsmann den Anspruch erhebt, die Substanz seines Buches sei die „Idée chrétienne par excellence, le souci des faibles et des petits", und er am Schluß seiner Vorrede zu sagen weiß,

[1] Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 50 vom 1. März d. J.

118020

alle die hier in Betracht kommenden Probleme seien längst von demjenigen gelöst worden, welcher das Wort aussprach: „Ich gebe euch ein neues Gebot, ihr sollt euch lieben untereinander, wie ich euch geliebt habe."

Entweder liegt hier die größte Blasphemie vor, welche je mit dem Worte des Heilandes getrieben wurde, oder Hr. Pobédonostzeff ist wirklich ganz das Gegentheil von dem, wie sich das gebildete Abendland ihn vorzustellen gewohnt ist. Oder wäre es möglich, daß Wolf und Lamm in derselben Haut nebeneinander wohnen? In diesem Fall hätten wir es mit dem seltsamsten psychologischen Problem zu thun, welches dieses fin de siècle aufzuweisen hat. In jedem Fall verdient der Oberprokureur des hl. Synod als kirchenpolitischer Charakterkopf die eingehendste Betrachtung. Wir wollen ihm diesen und unsern nächsten Brief widmen; es wird unsre freundlichen Leser gewiß interessiren, einmal zu sehen, wie sich die Ideen, Bestrebungen, Ueberzeugungen der Gegenwart in dem Gehirn und durch die Brille des furchtbarsten jetzt lebenden geistlichen Despoten ausnehmen.

Das Buch des Hrn. Pobédonostzeff ist zuerst 1896 in russischer Sprache als „Recueil de Moscou" erschienen und dann, nicht übermäßig geschickt, in die französische Sprache übersetzt worden.[1]) Es eröffnet sich mit einer Betrachtung über Kirche und Staat, welche die gegenwärtige Lage beider zu charakterisiren sucht. Der Verfasser sieht in dem Kampf der religiösen und politischen Prinzipien ein Merkzeichen unsrer Zeit. Für den Standpunkt, von dem aus er diese Dinge betrachtet, ist vor allem die Bemerkung maßgebend: wie immer die Staatsgewalt beschaffen ist, so beruht sie auf der religiösen Uebereinstimmung der Regierung mit dem Volk, im Grunde also ganz auf dem Glauben des Volks; die ausübende Gewalt ist in ihrer Wurzel zerschnitten, sobald diese Gemeinschaft des religiösen Glaubens zwischen Volk und Regierung aufhört. „In seinem Herzen dem Staat verbunden, erträgt das Volk eine Menge von Auflagen und überläßt es der Gewalt sehr viel. Auf einen Punkt aber darf die Gewalt ihre Hand nicht legen, und sie würde es vergebens versuchen: das ist die Domäne, in der jeder Gläubige im einzelnen und Alle zusammen das Prinzip ihres geistigen Lebens, das sie mit der Ewigkeit verbindende Band erblicken. Es gibt Tiefen, bis zu welchen die politische Gewalt nicht vorzudringen wagen kann oder darf, ohne die Quelle des religiösen Lebens in jedem Einzelnen zu verunreinigen."

Das sind schöne Worte, in denen man den großen Grundsatz der persönlichen Gewissensfreiheit ausgedrückt sehen möchte. Wir werden uns zu fragen haben, ob das wirklich die Meinung des Verfassers sei, ob er also sich theoretisch zu einem Satz bekenne, den er praktisch auf die unerhörteste Weise Tag für Tag verleugnet.

Hr. Pobédonostzeff sucht und erkennt die Hauptquelle aller Mißverständnisse, wie sie zwischen Völkern und Regierungen bisher aufgetreten sind, in der herrschenden, wie er glaubt, durchaus künstlichen, also unnatürlichen Theorie von dem Verhältniß zwischen Staat und Kirche. Es hat sich, sagt er, die Vorstellung festgesetzt, es sei letztere nicht bloß eine religiöse, sondern auch eine politische Institution, ausgerüstet mit einer mit dem Staat rivalisirenden und stets im Streit liegenden Gewalt. Die Peripetien dieser Kämpfe füllen die Geschichte eines Theiles von Europa an; und die politische Rolle, welche die Kirche gespielt, hat ihre wahre Idee verdunkelt und zurücktreten lassen. Denn die Kirche ist, ihrem wahren und natürlichen Begriff nach, nichts anderes als die durch die Gemeinschaft des Glaubens zu einem organischen Wesen zusammengefügte Gemeinde der Gläubigen. Sobald diese Gemeinde der Gläubigen sich als Kirche konstituirt hat, kann sie die von denselben Individuen gebildete bürgerliche Gesellschaft nicht mehr aus ihrem Schoße ausscheiden; die Lehre von der Trennung von Staat und Kirche kann daher die Masse der Gläubigen niemals befriedigen. Sie kann einem politischen Geiste als Transaktionsmittel geeignet erscheinen, aber dem Gläubigen, dem Leben und Glauben eins ist, kann diese künstliche Theorie niemals einleuchten. Das geistige Leben verlangt geistige Einheit: sie ist das Ideal seines ganzen Wesens; von dem Dualismus wendet sich die Seele sofort ab. Der Glaube, absolut in seiner Natur, duldet nichts, was bedingungsweise ist. So sehr das Leben auch einen Dualismus zwischen Idee und Wirklichkeit, Glauben und Realität darstellt, der Geist des Menschen sucht doch die ideale Einheit mit allen Kräften festzuhalten; er flieht erschreckt vor den letzten Zielen des dualistischen Prinzips zurück, er will nichts wissen von der Unabhängigkeit gewisser Lebenssphären von der Welt des Glaubens und lehnt sie ebenso entschieden ab, wie er die Lehre von dem Aufgehen unsres Seins im Nichts ablehnt.

In dem Kampf zwischen Staat und Kirche, fährt Hr. Pobédonostzeff fort, ist das letzte Wort noch nicht gesprochen und noch weiß man nicht, wem es gehören wird. Der Staat stützt sich auf die Vertreter der intellektuellen Kultur, die Kirche auf den Glauben der Massen und auf das Bewußtsein von ihrer geistlichen Autorität. Der endliche Sieg kann nur denen zufallen, welche in einem tiefen und lebendigen Glauben geeint sind. Die intellektuelle Kultur genügt nicht, um dem Staat als Basis zu dienen — si vis me flere dolendum est primum ipsi tibi. Mit dem bloßen Schein oder Vorgeben der Religiosität ist es nicht gethan, die Ueberzeugung der Vernunft ersetzt nicht die des Glaubens und ohne diesen Glauben haben Intelligenz und Gedanke keine geistige Kraft. (!) Ehemals besaß der Staat, auch der, welcher im 16. Jahrhundert reformirte, die Kraft des Glaubens; heute liegen die Dinge überall anders. Der Zwiespalt zwischen Religion und Wissenschaft tritt offen zutage und wird durch die Theologie selbst gefördert. Die Lehre von der Trennung des Staates und der Kirche würde, durchgeführt, letztere ganz dem Staat unterwürfig machen, die Kirche wäre nur mehr eine behufs Befriedigung des religiösen Bedürfnisses geduldete Institution, die von dem religionslosen Staate völlig abhängig wäre. Diese neue Situation wäre aber auch dem Staat nicht nützlich, denn sobald das Volk der absoluten Religionslosigkeit des letzteren inne wird, befindet sich der Staat in einer höchst bedrohten Lage.

Die Trennung von Staat und Kirche ist ein Phantom; indem der Mensch seinen Gott verloren, blieb ihm das Bedürfniß zu glauben. Er hatte von Gott eine lebendige Seele erhalten, er kann daher die christliche Religion nicht leugnen. (sic!) Versteht man unter der Trennung der beiden Gewalten nur eine Grenzberichtigung ihrer Domänen, so läßt sich darüber reden. So könnte der Staat das Recht, die Priester zu ernennen, (!) dem Klerus und Volk zurückgeben, welchem (nicht dem Papst) dies Recht eigentlich zusteht. Aber die Behauptung, der Staat habe nichts in der Kirche und die Kirche nichts im Staate zu thun, scheitert an der Thatsache, daß man Leib und Seele der Gesellschaft nicht auseinanderreißen kann. Die Kirche kann sich unmöglich auf die Poesie ihrer Riten und Prozessionen beschränken; sie hat den Auftrag, alle Nationen zu lehren, die Menschen für die Familie und die irdische Gemeinschaft und durch dieses Mittel für die himmlische Gemeinschaft heranzubilden. Geburt, Ehe, Tod des Menschen sind durch drei Sakramente der Kirche gefeiert. Die Kirche kann daher, wenn sie sich selbst achtet, niemals auf ihren Einfluß auf die Familie und die bürgerliche Gesellschaft Verzicht

[1]) *C. P. Pobédonostzeff*, Questions religieuses, sociales et politiques. Traduit du Russe. Paris, Baudry et Cie. 1897.

Digitized by Google

leisten. Hört in der Familie der Vater auf, religiös zu sein, so tritt der Priester, der directeur spirituel, oft unter dem Gewande des Hauslehrers, an seine Stelle. Der Riß ist da.

Im Mittelalter hätte man einen Menschen, der sich religionslos erklärt, für einen gefährlichen Narren gehalten, man hätte ihn lebendig verbrannt. Heute ist die Religionslosigkeit schon ein normaler Zustand, wir können uns ungehindert von der Religion, aber nicht von dem Staate losmachen. Trotz aller Freiheiten steuern wir offen auf die Omnipotenz des Staates hinaus. Ueberall verlangen wir nach der Einmischung des Staates. Der Staat ist ohne Unterlaß Gesetzgeber, während die Kirche aufgehört hat, neue Dogmen zu formuliren (?) und selbst auf der Interpretation und Anwendung der alten nicht mehr mit der alten Strenge besteht. Bei all dem ist die Kirche der wichtigere Theil, weil sie sich auf die geistigen Kräfte des Volkes stützt; wofür hier Riehl angeführt wird.

Im weiteren Verlauf dieses Kapitels untersucht Herr Pobédonostzeff die Vortheile der Staatskirche, der gegenüber das Jahr 1848 mit der Aufstellung des Prinzips des Liberalismus (namentlich in den Frankfurter Grundrechten) eine ganz neue Lage geschaffen habe. Nur in England könne man noch von einer etablirten Kirche sprechen; aber selbst in den Vereinigten Staaten, wo der Begriff einer solchen total ausgeschlossen sei, habe sich herausgestellt, daß der atheistische Staat eine Utopie sei. Die „freie Kirche im freien Staat“ ist eine unhaltbare Theorie, sie beruht auf dem Prinzip des religiösen Indifferentismus und Skeptizismus. Der Staat selbst fährt dabei am schlechtesten; wie das Beispiel Amerika's zeigt, kommt dieser Zustand absoluter Trennung nur dem Katholizismus zugut, der in den Vereinigten Staaten bald zur herrschenden Religion werden wird. Man wird sehen, ob dieser Zustand haltbar ist. Der Staat kann wohl darauf verzichten, sich in die Angelegenheiten der Kirche zu mischen; niemals aber wird die Kirche darauf verzichten, sich in diejenigen des freien Staates hineinzumischen; sie wird schließlich, Schritt für Schritt, sich des ganzen Einflusses bemächtigen, welchen der Staat auf dem geistig-sittlichen Gebiete ausüben kann. Letzterer wird bloß mehr die materielle und vielleicht die intellectuelle Gewalt bleiben: so wird diese vermeintliche Gleichstellung in einen innern Antagonismus umschlagen, der nur entweder zur Herrschaft der Kirche über den Staat oder zur Revolution führen kann. Es ist eben eine Lüge, daß Gleichheit Freiheit bedeute. Die Gleichheit der Kirchen ist noch lange nicht Freiheit der Religion.

Halten wir hier einen Augenblick inne. Wir haben unserseits das System der „freien Kirche im freien Staat“ stets für ein unhaltbares, in der Praxis undurchführbares, durch die Thatsachen jetzt schon in seiner Nützlichkeit ad absurdum geführtes Axiom des liberalen Doktrinarismus gehalten; wir können uns nur freuen, hier so manchen Gedanken zu finden, der unsrer Auffassung recht gibt. Nur freilich sind die Grundanschauungen des Hrn. Oberprokureurs über Staat und Kirche total verschieden von den unsern. Liest man ihn, so hat man den Eindruck, daß für ihn die Kirche von Anfang der Schöpfung bestanden; dann kann freilich für einen Staat, wie ihn die moderne Idee erfaßt und das Alterthum ihn besaß, kein Platz mehr übrig sein. Hr. Pobédonostzeff begegnet sich hier, ohne es zu wissen, mit den staatsrechtlichen Begriffen der jesuitischen Schule, welche gleichfalls die Existenz der Kirche (in ihrer Potentialität) vom Beginn der Weltschöpfung an lehrt und darum folgerichtig die Existenz eines von ihr unabhängigen und auf sich selbst gestellten Staats vor Christus leugnet. Von der Entwicklung der abendländischen Kirche im Mittelalter und der Neuzeit hat Hr. Pobédonostzeff offenbar keine zusammenhängende Vorstellung. Seine Ausführungen fußen zum guten Theil ganz auf dem Boden jener Vorstellungen, wie sie den asiatischen Despotismus und das byzantinische Hofchristenthum gezeitigt haben: daher taucht ihm keine Ahnung von dem Recht des subjektiven Gewissens gegenüber dem Glauben der Gemeinde auf. Und doch müßte ihm schon die einfachste Logik sagen, daß, da der Glaube der religiösen Genossenschaften ein sehr verschiedener ist, das subjektive Gewissen nicht auf sein Recht verzichten kann, ohne der Immoralität zu verfallen. Daß das Mittelalter den Begriff des Staates nicht kannte und nicht realisirte, entgeht Hrn. Pobédonostzeff gänzlich; er ignorirt vollkommen, wie sich dieser Begriff seit dem Ende des 13. oder Beginn des 14. Jahrhunderts erst allmählich wieder unter dem Einfluß der humanistischen Bewegung gebildet hat. Insgleichen wirft er fortwährend den Begriff des Staates mit demjenigen der Regierung zusammen: genau so, wie er auch ohne Unterlaß Christenthum und Kirche, Kirche und Religion identifizirt und es gänzlich übersieht, daß die Regierung nur das Instrument des Staates und die Kirche nur das Mittel zur Vermittlung und Erhaltung der christlichen Religion und für die Zuwendung ihrer Gnadenmittel ist. Das sind die Grundirrthümer, welche wir hier durch eine von der geschichtlichen Entwicklung absehende juristische Theologie formulirt sehen.

Umschließen diese fundamentalen Ausführungen Pobédonostzeffs schon eine Reihe seltsamer Widersprüche, so mehren sich letztere im Fortgang seiner Betrachtung. Das zweite Kapitel: „La démocratie nouvelle“ beginnt mit einer Definition der Freiheit, welche jedenfalls den Anspruch hat, neu zu sein. Die Freiheit, sagt Hr. Pobédonostzeff, im demokratischen Sinn des Wortes ist das Recht, an der politischen Gewalt theilzunehmen, mit anderen Worten, sich an der Regierung zu betheiligen. Diese Tendenz wird noch immer weiter gehen: crescit indulgens sibi. Die Demokratie, heißt es weiter, hat das allgemeine Stimmrecht erfunden und sucht ihm zum Sieg zu verhelfen. Das suffrage universal aber ist einer der größten Irrthümer, welche die Geschichte der Menschheit zu verzeichnen hat. Anscheinend ein Ausfluß der Idee der Gleichheit, wird es sofort die Quelle größter Ungleichheit, ein Spiel in der Hand einiger geschickter Mechaniker, welche sich wie Marionetten auf dem Theater der demokratischen Wahlen zu bemächtigen wissen. Seit der Ausdehnung des Stimmrechts hat das Niveau der politischen Idee einen tiefen Niedergang erlitten und die öffentliche Meinung ist verflacht und ausgeartet. Das allgemeine Stimmrecht führt durch die Zentralisirung der Gewalt mit Konsequenz zur Diktatur. In Frankreich hat es die Herrschaft der beiden Napoleon begründet, in Deutschland befestigte es die Gewalt eines berühmten Staatsmannes, dem der kolossale Erfolg seiner Politik eine unermeßliche Popularität verschaffte. Gott allein weiß, wozu es später noch führen wird. Daß es seiner innersten Natur nach eine Lüge ist, wird von Niemand mehr bestritten; gleichwohl wagt kein Mensch dagegen aufzutreten. Die nächste Folge dieses Spiels mit Zahlen und Namen ist, daß, wie in Frankreich, die ernsten, vernünftigen und arbeitsamen Bürger sich einfach von allen Wahlen zurückziehen, überzeugt, daß sie vergeblich gegen die Bande der Wahlagenten kämpfen würden. Die Organisation der Parteien, die Erfindung geeigneter Schlagworte, Phrasen und Formeln vollendet die Demoralisation der öffentlichen Meinung und die Entartung des politischen Sinnes einer Nation. Frankreich bietet uns dafür, nach dem alten Rom, ein glänzendes Beispiel, die Ansteckung gewinnt auch schon England. . . .

Hr. Pobédonostzeff ist so gütig, hier Deutschland nicht zu nennen. Wir hätten keinen Widerspruch dagegen er-

Digitized by Google

hoben, wie wir denn dieses Kapitel mit gewissen Einschränkungen unterschreiben.

„Mensonge politique" heißt die Ueberschrift des folgenden Abschnittes. Zu den hervorragendsten politischen Lügen zählt der Verfasser die Lehre von der Souveränität des Volkes. Sie ist die Grundlage des Parlamentarismus, der die Masse der sogenannten Intellektuellen verführt und nun auch einige tolle Köpfe in Rußland ergriffen hat. Man meint damit die unmittelbare Regierung des Volkes zu verwirklichen und hat thatsächlich nur die Omnipotenz der Minister geschaffen. Die Parlamente sind eine Institution, welche nur der Eitelkeit, dem Ehrgeiz und den persönlichen Interessen der Volksvertreter zugute kommt, und das parlamentarische Regime ist der Triumph des Egoismus in seiner höchsten Ausbildung. Eine Komödie, die damit anfängt, daß der Wahlkandidat der Advokat des Volkes ist und damit endigt, alle schlechten Instinkte desselben sich zunutze zu machen. Mundus vult decipi, decipiatur. Die Elite der Menschen, die Männer der Pflicht, verabscheuen die ganze Wahlprozedur, die, will man sich ihr unterwerfen, Einen zum Heuchler und Lügner macht und uns nöthigt, denen zu schmeicheln, welche wir verachten. Welcher anständige Mensch gibt sich dafür her? Das Wahlgeschäft will wie jedes andere gelernt sein. Es ist meist das Werk anonymer Gesellschaften, welche die Masse der Wähler als willenloses Stimmvieh vor sich her treiben. Nicht Einsicht und persönlicher Werth, sondern die Kühnheit und Unverfrorenheit des Kandidaten entscheiden gewöhnlich den Sieg. Die Beredsamkeit, welche dabei eine große Rolle spielt, ist gleichfalls eine Eigenschaft, welche weder einen bedeutenden Charakter, noch eine besonders hohe geistige Kultur voraussetzt. Man kann ein tiefer Denker, Dichter, ein großer Feldherr oder Gesetzgeber sein, ohne die Gabe des Wortes zu besitzen; mit den mäßigsten Kenntnissen und der bescheidensten Begabung ist man, im Besitz der Beredsamkeit, imstande, die Massen hinzureißen. Manche der größten Entscheidungen wurden durch Reden herbeigeführt, welche sich, gelesen, als höchst mittelmäßige Leistungen erweisen. Sonore Phrasen, Deklamationen entscheiden über das Schicksal der Gesetzentwürfe und über das der Völker.

So viel Wahres in diesen Ausführungen ist, so genügt ein Blick auf die großen Erscheinungen des parlamentarischen Lebens — wir nennen Pitt, Burke, Royer-Collard, Guizot, um sie auf ihr richtiges Maß zurückzuführen.

Hr. Pobédonostzeff verbreitet sich weiter über das Parteiwesen unsrer parlamentarischen Körperschaften. Die öffentlichen Sitzungen der letzteren sind bloß Schaustücke für die Galerie, man hält Reden, nur um die Fiktion des Parlamentarismus aufrecht zu erhalten, nicht um das Loos einer Abstimmung zu entscheiden, welches in den meisten Fällen schon vorher festgestellt ist. Der ganze komplizirte Mechanismus des Parlamentarismus ist nur eine Komödie, welche dem Willen der Parteiführer und ihren persönlichen Interessen zu dienen hat. Diese persönlichen Interessen sind angeblich die des besten Theils der Nation, in Wirklichkeit verkörpert sich in ihnen die schalste und schamloseste Selbstsucht. Das ist der Zweck und die Krönung dieser ganzen Institution. „Es thut Einem weh, zu denken, daß es auf dem Boden Rußlands noch Menschen gibt, welche an die Einführung dieses Lügensystems bei uns denken, daß unsre Professoren ihren jungen Zuhörern das repräsentative System als das Ideal der politischen Institutionen vor Augen stellen. Vielleicht werden unsre Kinder und Kindeskinder den Tag sehen, wo dies Idol unsres heutigen Zeitgeistes zusammenbricht."

Pobédonostzeff wendet sich dann der Bekämpfung der demokratischen Idee zu, welche er auf J. J. Rousseau's Irrthum betreffs der ursprünglichen Vollkommenheit der menschlichen Natur zurückführt. Das Vulgus, die Massen unterliegen heute ganz und gar der Herrschaft dieser Idee, nur die Welt der auserwählten Geister, die Aristokratie des Geistes, weiß sich von dieser Abgötterei freizuhalten. Die demokratische Regierungsform ist die komplizirteste und darum am schwersten zu verwirklichen. Ihre Dauer ist daher meist ganz kurz. Sie ist zu gleicher Zeit die absurdeste aller Staatseinrichtungen, denn die Beurtheilung der politischen Fragen erheischt ein Maß von Befähigung und Erfahrung, welche den Massen naturgemäß gänzlich abgeht. Die Entscheidungen der Demokratie sind darum für den Staat durchweg verhängnißvoll, die Manifestation des Volkswillens in den großen politischen Anliegenheiten ist und bleibt ein Unsinn. Die Idee der Demokratie ist aber schon dadurch gefälscht, daß die Selbständigkeit der Volksvertreter durch die Uebernahme determinirter und imperativer Mandate zerstört ist. Zu den größten Uebeln des parlamentarischen Regimes zählt die Bildung der Ministerien, bei denen die Rücksicht auf das öffentliche Wohl die allergeringste Rolle spielt. Unter der Herrschaft dieser Einrichtungen wird das monarchische Prinzip allmählich völlig zerstört, die liberale Demokratie mit ihren atheistischen und materialistischen Tendenzen, ihrer Unordnung und Entartung gewinnt den Sieg, nicht zugunsten der Freiheit, sondern zugunsten der Anarchie, die dann wieder nothwendig zur Diktatur führt. England gab das Beispiel dieser repräsentativen Regierung, Frankreich ahmte es mehr aus Rücksicht auf die Prinzipien der religiösen Toleranz, beziehungsweise des Atheismus (Hr. Pobédonostzeff identifizirt diese beiden Dinge), als aus Liebe zur politischen Freiheit nach. Die französische Republik erfüllte die ganze Welt mit Abscheu und Ekel vor dieser Institution (sic!) und vor den demokratischen Einrichtungen überhaupt. Nahm diese Empfindung seit 1815 ab, so sehen wir neuerdings die Anglomanie wieder zur Mode werden. Wie wenig dauerhaft die demokratischen repräsentativen Regierungen sind, zeigt das Beispiel Frankreichs, Spaniens; von Italien sagt Hr. Pobédonostzeff nichts, aber von Deutschland heißt es (S. 62): „Die neuen Institutionen Deutschlands und Oesterreichs wurden von der Monarchie gewährt; sie erwarten noch das Urtheil der Geschichte."

Nach den politischen kommen die Rechtsinstitutionen. Hr. Pobédonostzeff ist ein Todfeind der Geschworenengerichte. Er stützt seine Argumentation auf das Urtheil des englischen Schriftstellers S. C. Maine und sieht in der Jury nur den Ausdruck der alten Demokratie, eine unglückliche Einrichtung, denn es ist weder vernünftig, noch vorsichtig, dem Volke das Urtheil über die Schuldfragen zu überlassen. Namentlich in den erst gebildeten jungen Staaten ist das Geschworenengericht die einfache Beute einer Legion gewissenloser Advokaten: der Spielball advokatischer Beredsamkeit, welche bezahlt wird, um das Verdikt der Geschworenen zu erschleichen. (!)

Man kann sich nach diesen Proben des solidesten Hasses gegen die abendländischen Einrichtungen schon vorstellen, wie Hr. Pobédonostzeff über die Presse denkt (S. 67 f.). Sie ist das Hauptinstrument der Lüge, welche die Erbsünde in die Menschheit hineingebracht hat. Sie ist das Organ der sogenannten öffentlichen Meinung, ein Merkzeichen unsrer Zeit, eine zerstörende Kraft, der auf die Dauer keine Regierung, keine Tradition zu widerstehen vermag. Die Zeitung ist eine anonyme, fast unkontrolirbare Macht, die Inhaberin einer sozusagen ganz unverantwortlichen, von Niemand erreichbaren Gewalt. Jeder Journalist kann mich ungestraft um meine Ehre und meine Rechte bringen, er kann mir durch seine Angriffe jeden Aufenthalt verleiden oder unmöglich machen. Nichts ist falscher als die Behauptung, die Presse korrigire selbst das

Digitized by Google

von ihr angerichtete Unheil. Alle Dementis, alle Widerlegungen sind nicht imstande, volle Genugthuung zu geben und den angerichteten Schaden wieder gut zu machen. Im Grunde läßt sich kein brutalerer, kein unverantwortlicherer Despotismus denken als der der Presse. Sie bringt langsam, aber sicher die Mehrzahl der Leser dazu, gar kein eigenes Urtheil mehr zu haben; das Journal macht das Urtheil, und das ist um so schlimmer, als es durchschnittlich von sehr minderwerthigen Elementen geschrieben wird. So wird der Journalismus das Hauptwerkzeug der Nivellirung der Geister. Der individuelle Gedanke schwindet, um einer einzigen, lügnerischen Quelle des Wissens Platz zu machen; er wird somit auch Ursache der Erscheinung, daß die Gegenwart so wenige Männer von Charakter, so wenige komplete Menschen mehr besitzt.

Der heutige Volksunterricht ist nach Hrn. Pobédonostzeff (S. 81) eine Schöpfung der Herde der „Intelligents", an deren Spitze Frankreich marschirte. Was Rußland durch Nachäffung der abstrakten Ideen, welche von dort importirt wurden, gelitten hat, ist unsagbar. Aber auch Deutschlands Beispiel hat schlecht gewirkt. „Wir wiederholen uns immer, daß bei Sadowa der Schulmeister gesiegt hat, und wir halten uns für verpflichtet, eine Schule nach der anderen zu errichten und der Bevölkerung eine ihrer Natur, ihren Gewohnheiten, dem Klima ihres Landes völlig fremde Schule zu oktroyiren. Diese, den Lebensbedingungen des Volkes ganz fremde Elementarschule wird nie populär werden; der Schulzwang ist ein Unding, die Schule wird unter seiner Herrschaft zu einem Bureau, das mit allen Vexationen der bureaukratischen Prozeduren ausgestattet ist. Mit großen Kosten unterhält man Schulinspektoren, um Kinder in die Schule zu zwingen, deren die Eltern zu ihrem Unterhalt bedürfen. Die offizielle Schule ist nur der Ruin jener natürlichen, nothwendigen, wirklich sittigenden Schule, wie sie in den Einflüssen der Familie, des gesellschaftlichen Milieus, der professionellen Arbeit gegeben ist. Die Vermengung der Begriffe von Wissen und Können hat unsägliches Unheil angerichtet: der allgemeine Schulunterricht ist eine Utopie, welche die Ausstattung mit gewissen für das Leben nothwendigen (professionellen) Kenntnissen durch ein Schulprogramm ersetzt, mit dem die Kinder doch nichts anzufangen wissen und das ihnen nur ein imaginäres Wissen zuführt. Statt, wie die wahre Volksschule es verlangt, die Kinder lesen, schreiben und rechnen zu lehren, ihnen dabei aber vor allem Gottesfurcht, Respekt ihrer Eltern und Liebe zum Vaterland beizubringen, lehrt man diese zum größten Theil für die Handarbeit und die Agrikultur bestimmten Unglücklichen Dinge, die ihnen ganz unnütz sind und die ihnen Träume und Velleitäten erwecken, welche nie zu verwirklichen sind. Wenn die neue Schule der Unwissenheit und den Vorurtheilen der Massen den Krieg erklärt, so vergißt sie, daß die Menschheit in der vis inertiae mit einer natürlichen Macht ausgerüstet ist, welche ihre Stabilität sichert. Die eigensinnig an dem Hergebrachten festhangenden Elemente der Gesellschaft sind sehr viel zuverlässiger als die dem Neuen zugewandten; der ungebildete Mann mit seinem Haften an der Gewohnheit ist meist im Recht gegen den Neuerer. Von all diesen Versuchen, die Massen zu zivilisiren, läßt sich sagen: sie sind vom Uebles (qu'ils viennent du malin).

Das Sprichwort sagt: qui nimis probat nihil probat. Hr. Pobédonostzeff sagt in dem eben Dargelegten eine Menge sehr wahrer und beherzigenswerther Dinge, aber er übertreibt jeden Satz, und wenn er die Schäden unsrer westeuropäischen Zivilisation ablehnt, so übersieht er, daß diejenigen noch unendlich viel schlimmer sind, welche die asiatische Barbarei uns darbietet.

Auch in dem Kapitel über das Gesetz (S. 91) finden sich gute Bemerkungen über den häufigen Zwiespalt des Volksbewußtseins und der Legislation, auch über die Gesetzesfabrikation der Gegenwart. Aber andrerseits übersieht er, daß die Vielgestaltigkeit der heutigen Gesetzgebung doch auch durch die unerhörte, früher nicht gekannte Vielgestaltigkeit des Lebens bedingt ist und daß manche seiner Argumente doch nicht ohne weiteres und nothwendig für die legislatorische Unfähigkeit der Gegenwart als vielmehr für die Nothwendigkeit der in mehreren Ländern noch fehlenden Kodifizirung des Rechts sprechen.

„Die Krankheiten unsrer Zeit" sind natürlich für Hrn. Pobédonostzeff ein nicht zu erschöpfendes Thema; ein großer Theil des Buches ist ihm gewidmet. „Alle Welt ist heutzutage unzufrieden. Ein Zustand chronischer Ueberreizung ist die Folge dieser ewigen Mißstimmung. Man ist mißvergnügt mit dem Schicksal, unzufrieden mit der Regierung, mit der gesellschaftlichen Ordnung, mit seinem Nächsten, mit Allen und Allem, nur nicht mit sich selbst. Die neue Krankheit ist die Folge ungemessener Erwartungen, übermäßiger Selbstsucht, übertriebener und künstlich geschaffener Bedürfnisse. Wie in der Finanzwelt das System des Kredits unwahre Werthe schafft, so schafft das politische Leben Existenzen von erlogener Bedeutung. Ein ungebildeter Journalist erhebt sich zum renommirten Publizisten; ein mittelmäßiger Advokat gewinnt den Ruf eines ausgezeichneten Redners; ein Charlatan in der Wissenschaft wird Professor, ein junger Mensch ohne gründliche Vorbereitung wird urplötzlich Richter, Staatsmann, Gesetzgeber. Alles das sind fiktive und ephemere Werthe. Unsre ganze Epoche ist eine Zeit fiktiver und accidenteller Werthe; der Fortschritt der Wissenschaften ist im Grunde nur eine Folge von sich widersprechenden Hypothesen; die astronomischen Systeme wechseln untereinander ab, wie die Phantasien der Gnostiker, Arianer, und heute die „Sectateurs" der Pachkoff, Tolstoi, Sutiaeff — man sieht, wie Hr. Pobédonostzeff es nicht verschmäht, dem Gemälde, welches seinen Haß gegen die Wissenschaft entwirft, die Banalitäten seiner persönlichen Abneigungen beizumischen.

Der Glaube an gewisse allgemeine Prinzipien, fährt Hr. Pobédonostzeff (S. 108) fort, ist einer der größten Irrthümer unsrer Zeit. Das wahre Leben ist weder eine Wissenschaft noch eine Philosophie; es existirt in sich selbst wie ein lebendiger Organismus (so S. 109). Die Wissenschaft liefert uns nur sehr wenig sichere Sätze, am allerwenigsten die Nationalökonomie, deren Vertreter unerträgliche Pedanten und Doktrinäre sind (S. 109). So wenig wie Hr. Pobédonostzeff den Charakter der Wissenschaft erkennt, so wenig sieht er den Werth der allgemeines Eigenthum gewordenen wissenschaftlichen Methode. Das große Unglück unsres Jahrhunderts ist, daß wir in dem Glauben an abstrakte und allgemeine Thesen dieselben zum Gemeingut des Volkes machen wollen. Ein gefährliches Spiel, welches nur zur Demoralisation des Gewissens der Massen führen kann. Die an sich so schönen Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sind thatsächlich ein Gesetz der Gewaltthätigkeit, Uneinigkeit und des Fanatismus geworden. Das Ende unsrer Generation wird vielleicht dasjenige Swifts sein. Er hatte in seiner Jugend ein Narrenhaus gegründet und fand in seinem Alter ein Asyl in demselben. Das 19. Jahrhundert rühmt sich, ein Jahrhundert der Reformen zu sein, und doch ist die Reformsucht eine der Plagen unsrer Zeit. Die Paroxysmen des Geistes, die Idee des Fortschritts erzeugt eine Legion falscher Propheten, deren Hauptkrankheit der Ehrgeiz und die Ruhmsucht sind. „Bemerkenswerth ist, daß, je mehr ein Staatsmann sich der Herrschaft des Gedankens hingibt, desto geringer seine Vorbereitung zu seinem Dienst nach der Seite der Kenntnisse und der Erfahrung zu sein pflegt. Daher der politische

Charlatanismus" (S. 126). Wir empfehlen diese Aeußerung als einen besonderen Beweis, wie stark Pobédonostzeffs Haß gegen den „Gedanken" ist. Er könnte sich beruhigen, denn die heutigen Staatsmänner leiden durchschnittlich nur wenig an dieser Krankheit. Einverstanden kann man dagegen mit dem sein, was über die übereilten Reformversuche, über die insolente Unwissenheit gesagt wird, welche sich in dem allgemeinen Reformfieber breit macht, wobei aber Hr. Pobédonostzeff in seinem Uebereifer doch jeden Augenblick wieder die einseitigsten Dinge sagt. Das Sündenregister, welches er S. 132 f. unserm westländischen Schulwesen, unsern Administrationen u. s. f. vorhält, enthält gewiß viel Wahres. Er vergißt aber, daß in Zeiten und Ländern, wo diese Institutionen zum Theil unbekannt waren, wie im Mittelalter und in Rußland, die Dinge nur noch viel schlimmer liegen und lagen. Hr. Pobédonostzeff sieht offenbar alles nur mit Einem Auge. So, wenn er die Lüge und Banalität unsrer heutigen Konversation schildert (S. 121 f.), so übersieht er, daß es ganze Jahrhunderte gegeben hat, aus denen der Menschheit nicht Ein werthvoller Gedanke geblieben ist. Schildert er (S. 134) die Uebelstände, welche der Reichthum und der Besitz des Geistes hervorruft, so schweigt er davon, wie viel größer das Elend jener unermeßlichen Bevölkerungen Asiens ist, die weder das Eine noch das Andere besitzen. Er rügt mit Recht den Mangel an Einfachheit und Ehrlichkeit in unsern gesellschaftlichen Beziehungen (S. 137), aber er thut wahrlich dem Geiste der modernen Freiheit unrecht, wenn er ihn anklagt, den Keim aller intellektuellen und moralischen Epidemien in uns hineinzutragen. Wenn er klagt, daß sich bei jeder Unterhaltung sofort ein Schatten zwischen die Theilnehmer des Gesprächs einschleicht, so spricht er offenbar aus jener unfreien und bekannten Empfindung heraus, wie sie heute noch die Tyrannei Rußlands erzeugt und wie sie bis noch vor wenigen Jahrzehnten der geistliche und weltliche Despotismus in einer Stadt wie Rom schuf. Die Schilderung dieser Atmosphäre, wie sie nach S. 140 f. auf den zahllosen Kommissionen und ihren Sitzungen ruht, welche Hrn. Pobédonostzeff offenbar aus eigener Anschauung bekannt sind, sind gewiß gegen die Absicht des Verfassers, der beste Kommentar, den er gegen sich selbst und seinen Haß der Freiheit schreiben konnte. Er beklagt, daß die Gegenwart unbedächtig und ungeduldig die Knospe öffnen will, ehe dieselbe von der Natur selbst zum Aufbrechen gebracht wird (S. 143); wohl! aber kann man sich so sehr darüber wundern, wenn Völker, über denen nicht jahrhunderte-, sondern jahrtausendlange Nacht der Knechtschaft und der Finsterniß gelegen hat, voreilig die Hülse sprengen, welche die heißersehnte Blüthe umspannt!

So schließt dies Kapitel über die Krankheiten unsrer Zeit mit einem heftigen Ausfall gegen das, was man Entwicklung nennt. Hr. Pobédonostzeff ist kein Freund des Wortes, noch der Sache, die es bedeutet. Er findet (S. 145), daß man darüber nur zu leicht vergißt, daß unser ganzes Leben unabänderlich auf dem festen Grunde der Religion begründet ist. Es ist ganz gewiß richtig, was S. 145 bemerkt wird: es sei ein Wahnsinn, das ungebildete Volk mit unverdaulichen Kenntnissen, mit Büchern, die es nicht verstehen kann, mit theologischen Spekulationen, die seinen Kopf nur verwirren, zu überfallen; man kann sich für all das mit Hrn. Pobédonostzeff auf Goethe's Wort berufen: armer Mensch, an dem der Kopf alles ist. Aber darum bleiben die Schüsse, welche Hr. Pobédonostzeff (S. 148) zieht, doch immer nur eine Uebertreibung; eine Karikatur, wie der Journalist in der Hitze des Gefechts der Tagespresse sie allenfalls niederschreibt, wie sie aber dem ernsten Historiker nicht in die Feder kommen sollte. Hr. Pobédonostzeff schreibt (S. 148): „Wir hatten geglaubt, der Gedanke solle uns dienen, um das Leben zu regeln und zu leiten, solle uns helfen zu leben, und siehe da — wir sind an der völligen Zerstörung des Lebens durch den Gedanken angelangt. Eine verkünstelte Theorie läßt in unserm Leben dem Glauben, der Billigkeit, der Energie des Willens keinen Platz mehr. Was bleibt übrig? Es bleibt eine schamlose Leugnung des Glaubens, wie man sie nicht aus dem Leben, sondern aus den Büchern gesogen; ein den Büchern, wieder nicht dem Leben entlehnte, darum des Lebens entrathender Extrakt von Wahrheiten; ein todtes Bild der Natur, vergleichbar einer chemischen Formel; ein schwacher, schwankender Wille, der zum Selbstmord neigt, wenn man mit der materiellen Existenz kein Glück gemacht hat."

Das ist die Diagnose, welche Hr. Pobédonostzeff der Gegenwart stellt. Der Gesundheitszustand des Geschlechts, mit welchem der Oberprokureur des heiligen Synod zu leben von der Vorsehung verurtheilt wurde, ist kein ganz befriedigender. Das wissen wir Alle. Aber die bestimmte Versicherung, das Uebel komme davon her, daß man zu viel denke, wird doch Manchen von uns Westeuropäern etwas überraschend sein. Wir für unsern Theil waren im Gegentheil eigentlich stets der Meinung, ein gut Stück unsres heutigen Unbehagens komme daher, daß die Menschen zu wenig denken. Aber Hr. Pobédonostzeff mag recht haben; jedenfalls wird man bei seinem System älter als bei dem unsrigen. Das hat ja schon der Bauer gewußt, dem Goethe in den Abruzzen begegnete und der dem schwermüthig sinnenden Dichter das gewichtige Wort zurief: Pensa che non pensare invecchia. Wenn Hr. Schell und der Spectator heute auf einem italienischen Spaziergang dem Urenkel jenes braven Mannes begegneten, würde er ihnen zweifelsohne das Nämliche rathen. Und in der That, das Rezept ist schon etliche Quattrini werth und wir wollen es unsern Nachfolgern im Dienst sorgfältig aufbewahren.

SPECTATOR.

Mittheilungen und Nachrichten.

Der gestirnte Himmel im Monat April (gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends). Die Milchstraße zieht nunmehr tief am Himmel vom westlichen zum nordöstlichen Horizont und ist dort nur in besonders dunklen Nächten zu bemerken. Die Sternbilder des Stiers und des Orion sind im Nordwesten im Untergang begriffen, doch sind die Sterne erster Größe Aldebaran (α im Stier) und Betelgeuze (α im Orion) noch in geringer Höhe über dem Horizont wahrzunehmen. Das Sternbild des Großen Hundes ist im Westen fast schon völlig untergegangen, höher stehen dort noch (diesseits der Milchstraße) das Sternbild des Kleinen Hundes mit dem Sterne erster Größe Prokyon und etwas weiter gegen Norden die Zwillinge mit den beiden hellen Sternen Castor und Pollux, die mit dem in ihrer Nähe glänzenden, an seiner röthlichen Färbung erkennbaren Planeten Mars zusammen eine schöne Konstellation bilden. Gehen wir noch weiter nördlich, so bemerken wir am oberen Rande der Milchstraße noch das Sternbild des Fuhrmanns mit dem Stern erster Größe Capella.

Im Südwesten erblicken wir etwas östlich vom Kleinen Hund und von den Zwillingen das Sternbild des Krebses mit dem bekannten Sternhaufen der Krippe (Präsepe) und noch weiter gegen die Mittagslinie zu das Sternbild des Großen Löwen mit dem Stern erster Größe Regulus, darüber den Kleinen Löwen. Vom südlichen Horizont bis zum Sternbild des Krebses hin zieht sich das langgestreckte Sternbild der Wasserschlange mit dem hellen Stern Alphard.

Nur wenig nördlich vom Zenithpunkt passirt eben das bekannte Sternbild des Großen Bären den Meridian und auch das südöstlich von diesem stehende Sternbild der Jagdhunde (mit einem besonders schönen Spiralnebel in der Nähe des untersten Schwanzsterns des Großen Bären) hat

sich der Mittagslinie beträchtlich genähert. Ebenfalls schon nahe dieser Linie steht im Süden das Sternbild der Jungfrau mit dem Stern erster Größe Spika (Kornähre) und noch tiefer die Sternbilder Becher und Rabe.

Im Osten ist das Sternbild der Waage, in dem gegenwärtig der Planet Jupiter glänzt, eben aufgegangen, ebenso, etwas mehr gegen Norden, das Sternbild der Schlange. Zwischen der letzteren und den Jagdhunden fesselt unsern Blick das Sternbild des Bootes mit dem schönen, röthlich glänzenden Stern erster Größe Arkturus. Unmittelbar nördlich vom Bootes bemerken wir die Sternbilder der nördlichen Krone und des Herkules.

Im Nordosten stehen noch ziemlich tief die Sternbilder der Leier mit dem hellen Stern Wega und des Schwans mit dem Stern erster Größe Deneb. In geringer Höhe über dem nördlichen Horizont sind endlich noch die Sternbilder der Eidechse, der Cassiopeja und des Perseus wahrzunehmen.

Die Sonne steht am Anfang des Monats in ihrer mittleren Entfernung von der Erde (20.14 Mill. Meilen, entsprechend dem nunmehr ziemlich allgemein angenommenen Parallaxenwerth 8.80″); im Laufe des Monats nimmt diese Entfernung um rund 160,000 Meilen zu. Der scheinbare Durchmesser der Sonnenscheibe sinkt entsprechend dieser Entfernungszunahme von 32′ 0″ auf 31′ 44″ herab. Die Mittagshöhe der Sonne nimmt beständig zu, sie beträgt um die Mitte des Monats rund 52°.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

April	Aufgang		Untergang	
1.	5 h 56 m	morgens	6 h 41 m	abends
8.	5 42	„	6 51	„
15.	5 28	„	7 2	„
22.	5 15	„	7 12	„
30.	5 1	„	7 22	„

Die Tageslänge wächst demnach im Laufe des Monats um 1 Stunde 36 Min., sie beträgt am Ende des Monats (ohne Dämmerung) 14 Stunden 21 Min.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat April sind folgende:

3. April	1 h	nachm.	Letztes Viertel
6. „	2	„	Erdnähe
10. „	7	vorm.	Neumond
17. „	12	nachts	Erstes Viertel
18. „	3	nachm.	Erdferne
28. „	8	abends	Vollmond.

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

April	Aufgang		Untergang	
1.	12 h 2 m	nachts	8 h 22 m	vorm.
8.	4 24	früh	5 5	nachm.
15.	8 28	vorm.	12 3	nachts
22.	3 53	nachm.	3 21	früh
30.	12 —	nachts	8 23	vorm.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten sind auch im Monat April ziemlich günstige.

Merkur besitzt bis zum 24. April rückläufige, dann rechtläufige Bewegung in den Fischen. Am 15. April kommt er für dieses Jahr in die größte Nähe zur Erde zu stehen, da seine Entfernung an diesem Tage nur 11.6 Mill. Meilen beträgt; bis zum Schlusse des Monats wächst dieselbe wieder auf 13.9 Mill. Meilen an. Am 12. April kommt Merkur in untere Konjunktion mit der Sonne zu stehen, am 20. April geht er durch den niedersteigenden Knoten seiner Bahn, am 30. April steht er in Sonnenferne. Merkur geht in der ersten Aprilwoche immer noch etwa eine Stunde nach der Sonne unter und ist daher in dieser Zeit als Abendstern am westlichen Himmel wahrzunehmen. Er verschwindet dann bald in den Strahlen der Sonne, um bereits gegen den Schluß des Monats etwa eine Stunde vor Sonnenaufgang am östlichen Himmel als Morgenstern wieder aufzutauchen.

Venus geht in rechtläufiger Bewegung vom Wassermann in das Sternbild der Fische. Ihre Entfernung von der Erde steigt im Laufe des Monats von 21.1 auf 25.2 Mill. Meilen an, der scheinbare Durchmesser ihrer durchschnittlich zu drei Vierteln beleuchteten Scheibe sinkt dementsprechend von 16.0″ auf 13.5″ herab. Am 30. April geht Venus durch das Aphel ihrer Bahn, am 7. April kommt sie in Konjunktion mit dem Monde zu stehen. Venus geht im Monat April durchschnittlich um 4 Uhr morgens auf, sie ist daher in der Morgendämmerung ziemlich tief am östlichen Himmel als hellstrahlender Morgenstern sichtbar.

Mars geht in langsamer rechtläufiger Bewegung vom Sternbild der Zwillinge in das des Krebses. Sein Abstand von der Erde wächst im Laufe des Monats von 22.5 auf 28.1 Mill. Meilen an, der scheinbare Durchmesser seiner zu neun Zehnteln beleuchteten Scheibe verringert sich im gleichen Zeitraum von 8.4″ auf 6.7″. Am 9. April geht Mars durch das Aphel seiner Bahn, am 8. April steht er in Konjunktion mit dem Monde, am 23. April in Quadratur zur Sonne. Mars steht während des ganzen Monats bei Einbruch der Dunkelheit bereits hoch am Himmel und geht durchschnittlich 2½ Stunden nach Mitternacht unter, er ist somit während des größten Theils der Nacht am Himmel sichtbar.

Jupiter hat ganz geringe rückläufige Bewegung im Sternbild der Waage. Seine Entfernung von der Erde beträgt durchschnittlich 90.2 Mill. Meilen, am 27. April findet für dieses Jahr die größte Annäherung dieses Planeten an die Erde statt, an diesem Tage sinkt sein Abstand auf 89.2 Mill. Meilen. Der scheinbare Polardurchmesser der Jupiterscheibe mißt im Monat April durchschnittlich 41.0″. Am 26. April kommt Jupiter in Opposition zur Sonne und am gleichen Tage in Konjunktion mit dem Monde zu stehen. Jupiter geht während des Monats April durchschnittlich gegen 7¾ Uhr Abends auf, ist also sammt seinen vier helleren Monden die ganze Nacht hindurch am Himmel sichtbar.

Saturn bewegt sich nur um etwa ½° rückläufig im Sternbild des Schlangenträgers. Seine Entfernung von der Erde sinkt im Laufe des Monats von 196 auf 187 Mill. Meilen, der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe mißt durchschnittlich 16.2″. Am 2. und 29. April kommt Saturn in Konjunktion mit dem Monde zu stehen. Saturn geht im Monat April durchschnittlich um 11½ Uhr Nachts auf, kann somit während der zweiten Hälfte der Nacht am Himmel beobachtet werden. Die scheinbaren Dimensionen seines gegenwärtig sehr weit geöffneten, die Kugel fast völlig freilassenden elliptischen Ringes sind: große Achse 39.5″, kleine Achse 17.7″.

Ueber die jüngst auf der Arequipa-Sternwarte in Peru erfolgte Entdeckung eines neuen (neunten) Saturnmondes wurde bereits in Nr. 66 dieser Beilage ausführlich berichtet.

Uranus steht ebenfalls im Sternbild des Schlangenträgers. Seine Entfernung von der Sonne nimmt ab und beträgt durchschnittlich 366 Mill. Meilen, sein scheinbarer Durchmesser 3.8″. Uranus geht beiläufig eine Stunde vor dem Planeten Saturn auf und unter, ist also wie dieser während des ganzen Monats sichtbar.

Neptun bewegt sich in rechtläufigem Sinne im Sternbild des Stiers nur wenig vorwärts. Sein Abstand von der Erde beläuft sich durchschnittlich auf 612 Mill. Meilen. Neptun geht Mitte April etwa um Mitternacht unter, er ist also in der ersten Hälfte der Nacht (nur mit größeren Fernrohren) am Himmel aufzufinden.

Kometen. Die beiden im Monat März von Swift und Max Wolf entdeckten Kometen, von denen der letztere in der That mit dem periodischen Kometen Méchain-Tuttle (s. Nr. 57 dieser Beilage) identisch ist, sind zunächst nicht in günstigen Sichtbarkeitsverhältnissen. Der Komet Swift ist zwar sehr hell, verschwindet aber bereits in den ersten Apriltagen im Tageslicht und wird erst Anfang Mai wieder vor Sonnenaufgang sichtbar. Der periodische Komet Tuttle dagegen steht zwar für die Beobachtung ziemlich günstig (im Sternbild des Stiers), ist aber wegen seiner geringen Helligkeit nur größeren Fernrohren zugänglich.

Sternschnuppen. Am 20. April passirt die Erde die Bahn eines Meteoritenschwarms, der vom Sternbild der Leier (gegenwärtig am nordöstlichen Himmel) auszustrahlen

Digitized by Google

scheint und deßhalb den Namen Lyraiden führt; es werden demnach in klaren, mondfreien Nächten vor und nach dem angegebenen Datum zahlreiche Sternschnuppen zu beobachten sein, deren Radiations- (Ausstrahlungs-) Punkt in der Nähe des hellen Sterns Wega (α in der Leier) liegt. Die Bahn dieses Sternschnuppenschwarms, dessen periodische Erscheinungen bis in das Jahr 687 vor Christi Geburt zurück verfolgt werden können, entspricht der des Kometen 1861, I (Umlaufszeit 415 Jahre). Ferner sind im Monat April mehr oder weniger lebhafte Sternschnuppenfälle zu erwarten aus dem Sternbild der Waage, aus dem Drachen (Drakoniden) und aus dem Herkules. -rt-

† Am 29. März starb zu München die Schriftstellerin Karoline Freifrau v. Berlepsch. Geboren zu München am 29. April 1829 als die Tochter des Advokaten Welebil, erhielt sie nach dem frühen Tode des Vaters ihre Bildung im Institut Ascher, machte mit Auszeichnung die Staatsprüfung als Sprachlehrerin, heirathete später den Rechtsanwalt Künstle und in zweiter Ehe den durch seine Kenntnisse im Gebiete der altrömischen Sprachwissenschaft, nach mehr aber als Spezialschriftsteller im Gebiete der Bienenkunde bekannten Frhrn. v. Berlepsch. Um nach dem Tod ihres ersten Gatten die Erziehung ihrer Kinder zu fördern, griff sie zur Feder und erwarb sich bald einen guten Namen; die Verleger kamen ihr freundlich entgegen, sie brach sich Bahn und ihre Arbeiten wurden gesucht. Durch dieselben erregte sie die Aufmerksamkeit des Frhrn. v. Berlepsch, es entspann sich eine Korrespondenz, welche mit der Ehe abschloß. Seitdem führte sie auch mit Vorliebe den Namen ihres zweiten Gatten als Schriftstellerin. Zu ihren ersten Leistungen gehören die Schweizer Novellen „Ledige Leute", der Roman „Thalia in der Sommerfrische", „Nebelbilder" u. s. w. Später liebte sie „Nacherzählungen" und Bearbeitungen von englischen und amerikanischen Vorbildern, insbesondere der Mrs. Agnes Fleming und Mary Holmes. Zuletzt lieferte sie eine siebenbändige Serie von Uebersetzungen, welche in der Allg. Ztg. (Beil. 294 vom 19. Dezember 1896) ehrende Anerkennung fanden. Der „Frauenfrage" widmete sie eine besondere Sorgfalt, wie auch ein theilweise autobiographischer Artikel in Beilage 289 der Allg. Ztg. vom 16. Oktober 1875 beweist; mit Rath und That, soweit es ihre in ausdauerndem Fleiße mühsam erworbenen Mittel erlaubten, steuerte sie der sozialen Noth und suchte auch Andere zu gleich löblichen charitativen Leistungen zu gewinnen.

* Der Mitherausgeber der „Nation", Dr. Paul Nathan, hat, wie zuvor von seinem in der „Nation" erschienenen Nachruf auf Dr. Emil Schiff, nun auch von seinem in der „Neuen Freien Presse" vom 17. März veröffentlichten Nekrolog Ludwig Bambergers einen Separatabdruck erscheinen lassen. Beide Studien greifen über herkömmliche Improvisationen weit hinaus. Sie geben Zeugniß für die Geschiedenen und zugleich für den überlebenden Freund. Es wäre zu wünschen, daß die beiden Charakteristiken den Nachlaß-Schriften von Dr. Emil Schiff und Ludwig Bamberger vorangeschickt und damit dauernd festgehalten würden.

* Wie Lemberger Blättern aus Krakau berichtet wird, ist in der dortigen Gegend eine verheerende Seuche unter den Hühnern ausgebrochen. Die Krankheit ist nach Ansicht des Krakauer Bakteriologen Professor Buswid tuberkuloser Natur. In vielen Dörfern sind sämmtliche Hühner ausgestorben.

München. Akademie der Wissenschaften. Auf Anregung der Kommission für Erforschung der Urgeschichte Bayerns hat die Akademie der Wissenschaften dem technischen Beirath der Kommission, Generalmajor a. D. Karl Papp, der seit Jahren seine volle Kraft und Erfahrung der Erforschung des römischen Straßennetzes diesseits und jenseits der Donau, sowie der Herstellung einer alle Fundstätten umfassenden archäologischen Karte Bayerns widmet, in Anerkennung seiner vielseitigen Verdienste die goldene Medaille „Bene merenti" verliehen.

* **Heidelberg.** Der außerordentliche Professor in der medizinischen Fakultät Dr. A. Jurasz hat, der „Voss. Ztg." zufolge, einen Ruf nach Lemberg erhalten. — Dr. Arthur Kleinschmidt wurde zum Ausschußmitglied des im Sommer 1900 in Alexandria tagenden Internationalen Kongresses für Napoleonische Geschichte ernannt.

* **Berlin.** Die besonders an Werken zum Kirchenrecht und zur Kirchengeschichte äußerst reichhaltige Bibliothek des Geh. Raths Professor Hinschius ist aan der Buchhandlung Gustav Fack, G. m. b. H., in Leipzig erworben warden.

* **Wien.** Es wurde eine Ministerialverordnung amtlich publizirt, mit welcher die Rigorosenordnung für die philosophischen Fakultäten der Universitäten der im Reichsrath vertretenen Königreiche nnd Länder abgeändert wird.

* **Moskau.** Die Gründung einer Frauen-Universität in Maskau mit drei Fakultälen: einer medizinischen, naturwissenschaftlichen und mathematischen, deren Programm dem Umfang nach den männlichen Universitäten gleichkommen soll, ist, wie die „Pet. Wed." melden, angeregt worden. Zur Verwirklichung dieser Idee sind bereits 100,000 Rubel als Spende des verstorbenen W. J. Astrokow eingeflossen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktian der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Geschichte der Welt-Literatur. Herausgegeben von Julius Hart. Schlußlieferungen 37—40. Neudamm, J. Neumann. — Das Thierreich. Heraasgegeben von Dr. Heck, P. Matschie u. A. Heft 31—50. Ebenda. — Heinr. Bulthaupt: Dramaturgie des Schauspiels. 2. Bd. Shakespeare. 6. Aufl. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung 1899. — Dreyfus-Bilderbuch. Karikaturen aller Völker über die Dreyfus-Affaire. 2. Auflage. Berlin, Dr. Eysler u. Co. 1899. — Handbuch für die Offiziere des Beurlaubtenstandes der Infanterie. 3. Aufl. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1899. — Monographien zur Weltgeschichte. Hggb. von Dr. Ed. Heyck u. A. VII. Bd.: Die Wiedertäufer. Von Dr. Gg. Tumbült. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing 1899. — Georg Obst: Kapital-Anlage und Werth-Papiere. Mit Anhang: Die Börse und ihre Geschäfte. 2. Aufl. Stuttgart, Strecker u. Moser 1898. — Ver Sacrum. Zeitschrift der Vereinigung bildender Künstler Oesterreichs. II. Jahrg. 1. Heft. Leipzig, E. A. Seemann. — Dr. Berth. Tharsch: Deutschnationale Politik. Wien, Leop. Weiß 1899. — Dr. Rud. Eisler: Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke. 2. Lieferung. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1899.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1899. 123. Band. Siebentes Heft.

Inhalt: Gedanken eines in Norddeutschland reisenden Schwaben. II. — Der Einfluß der Religion auf die Sittlichkeit. Nach den Ergebnissen der Moralstatistik. — Zur Geschichte des Sekretwesens in den Vereinigten Staaten. — Zur Geschichte des westfälischen Friedensschlusses. — Zeitläufe. Ueber Oesterreich und aber Ungarn. II. — Religiös-sittlich. — Weltgeschichte in Umrissen. (5729)

In Fr. Frommanns Verlag in Stuttgart sind soeben erschienen.

Sozialpädagogik.

Theorie der Willenserziehung auf der Grundlage der Gemeinschaft.
Von Prof. Dr. P. Natorp in Marburg.
360 S. 8°. Brosch. M. 6.—

Herbart, Pestalozzi

und die heutigen Aufgaben der Erziehungslehre.
Von Prof. Dr P. Natorp in Marburg.
157 S. 8°. Brosch. M. 1.80.

Handbuch d. natürlich-menschlichen

Sittenlehre

für Eltern und Erzieher.
Von Direktor Dr. A. Döring.
431 S. 8°. Brosch. M. 4.— Eleg. geb. M. 5.— (6066)

Tauchnitz Edition.
March 29, 1899.
Doreen.
A new Novel.
By (5679)
Edna Lyall.
In 2 vols.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Für den Inseratenteil verantwortlich: M. Keil in München.

Jahrgang 1899. München, Dienstag, 4. April. Nummer 76.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.20, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Dr. Carl du Prel. Von Franz Riß. — Die technischen Hochschulen und der Doktortitel. Von Brill. — Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. Carl du Prel.

Zum 60. Geburtstag.

Auch die Wissenschaften (wenn es gestattet ist, die einzelnen Zweige der einen Wissenschaft so zu benennen) haben ihre Geschicke. Vor drei Menschenaltern sprach Goethe sein ingrimmiges Wort von dem Kerl, der spekulirt; unser Jahrhundert sah gleichwohl einen glänzenden Aufschwung der Philosophie und heute, zu seinem Ende, stehen wir wieder da, wo Goethe stand. In den weitesten Kreisen hat man sich mit lächelnder Verachtung von dem Streben abgewandt, die letzten Gründe und die letzten Zwecke des Seins zu erforschen. Die exakten Wissenschaften lieferten so viel des Interessanten und Nützlichen zugleich, daß sie die gesammte Aufmerksamkeit an sich zogen; der in die Nähe gebannte Blick verlernte dabei rasch, in die Ferne zu schauen. In dem Maße, wie die ganze Kraft des menschlichen Erkenntnißvermögens sich auf diesem engen Gebiet vereinigte, steigerten sich auch die Leistungen, die auf ihm erzielt wurden und steigerte sich auch die Werthschätzung dieser Leistungen, bis sie, weil nun einmal jedem Menschen das, was ihn umgibt, die Welt ist, vielfach in einseitige Ueberschätzung ausartete. Wie Archimedes die Erde aus den Angeln heben wollte, so glaubt die Mehrzahl unsrer Physiker mit Retorten und Dynamometern das Rätsel des Daseins lösen zu können. Bis zum Ende ist freilich noch Keiner gelangt. Bei Jedem stellte sich, wie er auch seinen Weg angreifen mochte, der todte Punkt ein, über den hinaus er wohl Andeutungen geben konnte, der aber die Grenze bezeichnete, bis zu der sein Lichtwerfer trug. Am Anfang half man sich, wie man Kinder tröstet, und sagte, jenseits dieses Punktes sei das Nichts — und die Menschheit, befangen in dem Reichthum dessen, was bis zu jenem Punkt zu sehen war, gab sich zufrieden. Mit der Zeit gewöhnten sich aber die erst geblendeten Augen an das Licht; die Erkenntniß, daß all das Gewonnene doch nur ein Körnchen aus dem unermeßlichen Schatz der Natur sei, brach sich allmählich Bahn, und mit ihr stellte sich wieder die alte Sehnsucht ein, die die Menschheit bewegt, seit sie besteht, und sie bewegen wird, so lange sie besteht: das Woher und Wohin zu wissen, eine befriedigende Antwort zu finden auf die Frage, ob und was wir vor unsrer Geburt waren und ob und was wir nach unserm Tode sein werden. Das Bewußtsein, das dem Menschen gegeben ist und das ihn vom Thiere unterscheidet, sagt ihm, daß sein irdisches Dasein einen Anfang hatte und ein Ende haben wird; und dieses Bewußtsein hindert ihn, in dieser Spanne des irdischen Daseins derart sein Genügen zu finden, daß ihm jeder Gedanke über das Nachher — mag ihn auch das Vorher wenig berühren — fern bliebe. Dem, der nur an materielles Genießen denkt, mag die alte Auskunft, daß mit dem Tode alles ende, hinlänglich sein; der Gläubige mag sich an das halten, was seine Religion ihm auf die Frage zur Antwort gibt; wer es aber als Menschenpflicht erfaßt, die Kraft, die ihm gegeben ward, zu nutzen, der wird danach trachten, auch auf diesem dunklen Gebiete, soweit er es vermag, zu einer Erkenntniß zu kommen.

Wir haben zwei Wege des Erkennens: entweder gelangen wir, von einem festen Punkt zum anderen schreitend und über den letzten, schon sicher stehenden hinaus den Weg in der Weise, wie wir zu ihm kamen, fortsetzend zu neuen Ergebnissen; oder wir machen, gleichviel auf welcher Grundlage, den Schluß, daß vom letzten uns bekannten Punkt aus ein unanfechtbarer, wenn auch jetzt noch nicht zu zeichnender Pfad zu einem bestimmten Ergebniß führen werde und schlagen nun von diesem als fest angenommenen Ergebniß aus die Brücke zu uns zurück. Der eine Weg ist so richtig wie der andere; der erste hat den Vorzug, daß er klar zu übersehen und das Ziel, bei dem er endet, leicht zur Ueberzeugung zu bringen ist, er versagt aber leicht; der zweite gestattet eine größere Freiheit, trägt aber dafür die Gefahr des leichteren Irrthums in sich. Eine gewissenhafte Arbeit verlangt, daß der zweite Weg nur dann eingeschlagen werde, wo der erste nicht zum Ziele führt, und daß, soweit er zur Verwendung kommt, mit größter Vorsicht und Ruhe verfahren werde.

Ich denke, wenn man von einem Forscher sagen kann, daß er stets und überall nach diesen Grundsätzen vorgegangen ist, dann verdient das Ergebniß seiner Arbeit Beachtung, mag es auch auf den ersten Blick befremdlich wirken. Und das sage ich, wie ich ihn kenne, von Carl du Prel. Mit mir sagen es Alle, die den Werken dieses Mannes auch nur einige Aufmerksamkeit zugewandt haben. Der Kreis ist, wenn auch stetig im Wachsen, doch nicht groß. Wer außer ihm sieht, weiß nur, daß Du Prel ein spiritistischer Schriftsteller ist und mit dieser Annahme verbindet sich keine sonderliche Werthschätzung. Man vermuthet, daß in seinen Werken gelehrt werde, wie man die Geister Verstorbener citirt und von ihnen sich die Zukunft weissagen läßt; denn das gilt ja als die Hauptbeschäftigung des Spiritismus. Es würde schon die Kenntniß der Titel all der Bücher, die Du Prel schrieb, dazu genügen, um diese Vermuthung zu widerlegen, aber das Vorurtheil ist so eingewurzelt, daß es durchgehends unbekannt ist, worüber Du Prel überhaupt geschrieben hat. Diese Thatsache in unsrer Zeit muß schlechthin wundernehmen. Zum Theil darf sie darauf zurückgeführt werden, daß mit der Bezeichnung Spiritismus sowohl als auch mit den Dingen, die dem Spiritismus zum Gegenstand dienen, ein Unfug sondergleichen getrieben wurde und daß die Gesammtheit Jener, die sich als Anhänger des Spiritismus bezeichnen, durchaus nicht geeignet ist, für diesen Begriff eine wissenschaftliche Achtung zu erwecken. Die Zeit, da bei jedem Kaffeekränzchen Experimente mit dem Tischrücken gemacht wurden

Digitized by Google

und die zu solchem Zweck versammelten Damen sammt und sonders für den Spiritismus schwärmten, ist ja wohl überwunden; aber noch jetzt ist die Zahl der Mitläufer, die nichts wissen und alles zu wissen behaupten, eine unendlich große. Von ihnen auf den Spiritismus zu schließen, ist ebenso ungerecht, wie wenn man nach den Kurergebnissen von Quacksalbern den Stand der medizinischen Wissenschaft feststellen wollte. Und hierin liegt der Fehler, der in der Stellungnahme der gebildeten Welt gegen alles, was Spiritismus heißt, begründet ist. Es ist richtig, daß Taschenspieler Dinge zustande bringen, wie sie in spiritistischen Sitzungen vorkommen, es ist auch richtig, daß manche der in solchen Sitzungen wirkenden Medien Betrügereien verübt haben, wenngleich nicht jede der angeblichen Entlarvungen von Medien wirklich Betrügereien zutage förderte — das und noch vieles andere abgezogen, verbleibt aber ein Komplex von Thatsachen, die einfach nicht zu leugnen sind und mit deren Erklärung sich zu befassen unmöglich a priori unwissenschaftlich sein kann. Die Wissenschaft hat sich lange gesträubt, die Thatsache des Hypnotismus anzuerkennen; sie hatte, als Du Prel für diese Thatsache eintrat, nur Spott und Hohn für sein Bestreben; jetzt hat sie die Waffen gestreckt. Vom Hypnotismus ist aber nur ein Schritt zum Somnambulismus und von diesem nur ein Schritt zum Spiritismus. Die Erscheinungen des Somnambulismus werden seit Jahren von ärztlichen Autoritäten in Frankreich mit Eifer studirt; besonders die Experimente von Rochas finden immer mehr Beachtung; der Spiritismus wartet noch auf seine Zeit.

Es ist aber überhaupt zu eng und führt leicht irre, wenn man Du Prel einfach als Spiritisten, sei es auch im besten Sinne des Wortes, bezeichnet. Der Spiritismus, dessen Wesen nachfolgend noch in flüchtigen Umrissen anzudeuten sein wird, nimmt in Du Prels wissenschaftlicher Thätigkeit wohl einen breiten Raum ein, erschöpft sie aber durchaus nicht. Die Gesellschaft von Gleichgesinnten, die um ihn steht, nennt sich nicht Gesellschaft für Spiritismus, sondern Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie. Du Prel ist Psychologe; das letzte Ziel aller Psychologie, die Existenz einer menschlichen Seele darzuthun und ihr Wesen zu ergründen, ist auch das seine. Er strebt aber diesem Ziel auf einem eigenen, von der Schulweisheit der Gegenwart nicht beachteten Weg zu. Während diese nur die unter Vermittelung der körperlichen Organe sich kundgebenden Seelenäußerungen in Betracht zieht, verwirft Du Prel diese durch nichts veranlaßte Beschränkung des Materials als verfehlt; er stellt die Forderung auf, daß alle Wahrnehmungen, die uns zur Erweiterung unsrer psychologischen Kenntnisse dienen können, daß insbesondere die Wahrnehmungen auf dem Gebiet des Occultismus, die auf Seelenäußerungen ohne Vermittelung der körperlichen Organe hinweisen, herangezogen und verwerthet werden müssen. Und im bewußten Gegensatz zur Schulweisheit, die eine Beobachtung dieser Erscheinungen als unwissenschaftlich ablehnt, beansprucht er für seine Psychologie das Prädikat der Wissenschaftlichkeit.

Du Prels Lebensgang ist keine ununterbrochene Linie. Er war 13 Jahre lang Offizier in der bayerischen Armee; als Hauptmann nahm er 1872 seinen Abschied. Die damit gewonnene Muße führte ihn zu Studien auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, wie sie nicht nur dem allgemeinen Zug der Zeit, sondern auch seiner eigenen, schon früher hervorgetretenen Neigung entsprachen. Im Mittelpunkt des Interesses standen damals, ebenso überschwänglich gepriesen wie maßlos bekämpft, die darwinischen Probleme, die demgemäß auch bei Du Prel den ersten Gegenstand der neuen Beschäftigung bildeten. Bei ihrer Durcharbeitung stellte sich ihm der Gedanke ein, daß der heftige Streit um die Folgerungen aus den klaren und theoretisch nicht anzuzweifelnden Grundsätzen auf ein die Uebersicht trübendes Zusammenwirken sich kreuzender Faktoren bei der Entwicklung zurückgeführt werden müsse und daß die Richtigkeit des Gesetzes sich am klarsten da erprobe, wo nur ein Faktor der Entwicklung thätig sei. Das schien ihm in der Astronomie gegeben. Die Zweckmäßigkeit, die Darwin als das bestimmende Moment des Werdens und Vergehens bezeichnete, hat sich hier in einer einzigen Erscheinung, dem Gesetz der Gravitation, zum Ausdruck gebracht. Formen und Bahnen der Gestirne regeln sich nach dieser Norm. Die Entwicklungsgeschichte des Weltalls mußte sich, waren die Lehren Darwins richtig, unter ihrer Anwendung einfach und überzeugend konstruiren lassen. Du Prel machte den Versuch mit seinem „Kampf ums Dasein am Himmel“ (1880). In einem seiner letzten Briefe dankte ihm Darwin für die Zusendung des Werks. Das darf als Beweis gelten, daß Du Prels erste größere wissenschaftliche Aeußerung sich durchaus auf sicheren Boden stellte. Es scheint mir für die richtige Beurtheilung seines Entwicklungsgangs insbesondere wichtig, darauf hinzuweisen, daß er von den exakten Wissenschaften ausging und daß seine ersten Werke vom Spiritismus noch so weit wie möglich entfernt sind. Nicht bei allen spiritistischen Schriftstellern ist ja das Gleiche der Fall. Die Mehrzahl von ihnen hält an einer vorgefaßten Meinung fest und sucht diese, so gut es geht, zu begründen. Die Folge ist eine weitgehende Geringwerthigkeit der hieraus entstandenen Literatur. Gleichgültigkeit gegen das Ergebniß ist bei der Beweisführung auf einem so umstrittenen Gebiet das erste Erforderniß. Phantasten und Enthusiasten taugen hier nichts. Wer sich mit Phänomenen der Natur in der Absicht befaßt, mit ihnen etwas zu beweisen, was er aus irgend welchem Grund für richtig hält, der wird nicht nur geneigt sein, die Bedeutung der Phänomene falsch zu werthen, sondern auch die Phänomene selbst mit getrübtem Blick zu sehen. Das ist namentlich der Fehler aller Jener, die im Spiritismus Anhaltspunkte für religiöse Wahrheiten suchen oder gar religiöse Systeme auf ihn bauen wollen. Hier werden heterogene Dinge, Wissenschaft und Glaube, unglücklich miteinander verquickt. Der Spiritismus als Wissenschaft hat sein Gebiet dahin abzugrenzen, daß er Erscheinungen der Natur, deren Thatsächlichkeit feststeht und die man bisher, ob richtig oder unrichtig, als die Manifestationen der Geister Verstorbener ansah, beobachtet, feststellt, ergründet und für die Philosophie verwerthet. Er ist ein Zweig der Naturwissenschaft im weitesten Sinn, die nicht nur die Physik, sondern auch die Metaphysik in sich schließt. Das Ziel dieser ganzen großen Wissenschaft ist, das Rätsel des Lebens zu lösen; zu diesem Behuf muß das Leben in all seinen Aeußerungen zur Untersuchung herangezogen werden. Dem Spiritismus ist bei der Arbeitstheilung das schwierigste Gebiet zugefallen: die Aeußerungen des Lebens ohne körperliche, materielle Grundlage. Das Vorkommen solcher Aeußerungen kann nicht mehr ernsthaft in Abrede gestellt werden. Tausende von glaubwürdigen Berichten lassen keinen Zweifel übrig, daß unter Umständen Ereignisse, die auf einen bewußt handelnden Willen zurückführen, wahrzunehmen sind, ohne daß die zu ihrer Vollbringung sonst nöthigen körperlichen Eingriffe erfolgen. Wenn ein Tisch vom Boden zur Decke steigt, so vermögen wir noch an eine ohne bewußte Hülfe wirkende Naturkraft, ähnlich der des Magnetismus, zu denken, die der Schwerkraft der Erde entgegentritt; wenn aber beispielsweise ein in einer verschlossenen Glasröhre verwahrter Stift sich zu regen beginnt und auf das mit ihm eingeschlossene Papier lesbare Worte schreibt, so versagt eine derartige Erklärung. Hier gibt es nur zwei Möglichkeiten — Täuschung oder unkörperliche Lebensäußerung.

Wo die erste ausgeschlossen ist, bleibt nur die zweite. Am besten wird die eigene unbefangene Wahrnehmung in jedem Fall entscheiden, ob eine Täuschung vorliegt oder nicht. Hier stellt sich aber das Hinderniß ein, das die Arbeit auf diesem Gebiet außerordentlich erschwert: die abnormen Lebenserscheinungen zeigen sich auch nur unter abnormen Umständen. Der Physiker, der seine Apparate neben sich hat, kann ein Experiment so oft vornehmen, als er will, es wird, von Ausnahmen abgesehen, immer gleichmäßig gelingen. Die Erscheinungen des unkörperlichen Lebens können wir nie erzwingen; sie sind stets Ausnahmen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß sie, wenn gewisse Voraussetzungen geschaffen werden, leichter als sonst eintreten; aber auch beim Vorhandensein aller dieser Voraussetzungen bleiben sie oftmals aus. Die Sitzungen mit den bewährtesten Medien sind schon, aus unkontrolirbaren Gründen, ergebnißlos verlaufen. Dieser Umstand verweist den Spiritismus auf eine Methode, die von jener der exakten Wissenschaften abweicht — er ist genöthigt, viel mit Zeugnissen über frühere Wahrnehmungen zu operiren. Daß hiebei mit äußerster Sorgfalt vorgegangen werden muß, ist selbstverständlich; gleichwohl wird die Beweiskraft solcher Zeugnisse hinter jener der Berufung auf eigenes Schauen immer zurückbleiben. Hieran hängt es und wird es wohl auch auf unabsehbare Zeit hängen, daß die Arbeiten auf diesem Gebiet die wissenschaftliche Anerkennung auch da, wo keine Voreingenommenheit gegen die Sache besteht, nur mühsam gewinnen.

Du Prel müßte nicht der besonnene Denker sein, der er ist, wäre er dem Spiritismus bei dem ersten Bekanntwerden in die Arme gefallen. Dieses erste Zusammentreffen verlief vielmehr außerordentlich kühl. Seine Beschäftigung mit Astronomie hatte ihm den naheliegenden Gedanken geweckt, ob und wie wohl die übrigen Himmelskörper belebt sein möchten. Diese Frage, der er eine Arbeit über die Planetenbewohner und die Nebularhypothese widmete, führte ihn wieder zu der Erwägung, ob die Organisation der auf der Erde wahrnehmbaren Lebewesen denn die einzig mögliche sei. Hierauf mit ja zu antworten, würde in die Zeiten vor Kopernikus zurückversetzen. Dieselbe Kraft, die Milliarden Sterne schuf, kann auch Milliarden von Lebensformen schaffen. Nur der kurzsichtigste Materialismus kann, sich selbst überschätzend, sagen, daß die Urform alles Lebens die Zelle sei und sein müsse. Thatsache ist allerdings, daß wir mit unsern Sinnen in normalem Zustande nur solche Lebewesen wahrnehmen, bei denen diese Urform zutrifft. Eine praktische Gewißheit, daß andere Lebewesen existiren, läßt sich darum nur gewinnen, wenn uns eine Wahrnehmung ohne Vermittlung unsrer Sinne vergönnt ist oder wenn im abnormalen Zustande solch andere Lebewesen, die uns sonst unmerkbar sind, in unsern Sinnenkreis treten. Daß beides vorkomme, wurde gerade zu Beginn der 80er Jahre, als eben Du Prel in seinen Studien an diesen Punkt gekommen war, lebhaft behauptet und es ergab sich als selbstverständlich, daß er die Erscheinungen des Spiritismus, in denen sich angeblich solche Wesen kundgaben, ins Auge faßte. Es stieß ihn aber sofort ab, daß den Spiritismus, wie er sich damals gab, von der Wissenschaft eine tiefe Kluft trennte. Die Anhänger desselben thaten das Verkehrteste, was möglich war: sie bauten auf das dürftige Material, das sie gesammelt hatten, die kühnsten Weiterfolgerungen auf, statt zu suchen, wie diese seltsamen Dinge in Beziehung zu feststehenden wissenschaftlichen Ergebnissen gebracht, ihres phantastischen Charakters entkleidet und ebenso, wie man die lange bestaunten Experimente der Elektrizität schließlich als Wirkung längst bekannter, nur nicht voll beachteter Naturkräfte ergründete, in den Rahmen einer groß gedachten Naturwissenschaft eingestellt zu werden vermöchten. Es war unvermeidlich, daß diese Ueberschwenglichkeit einen Gegenschlag hervorrief. Im Jahre 1885 erschien als die bemerkenswertheste Aeußerung desselben Eduard v. Hartmanns Schrift über den Spiritismus. Sie hätte klärend und reinigend wirken können, wenn sie sich auf eine maßvolle Kritik beschränkt hätte; über diesen Rahmen ging sie jedoch erheblich hinaus und unternahm es, ohne zu befriedigenden Ergebnissen gelangen zu können, die neuen Erscheinungen, deren Reellität bedingt zugegeben wurde, mit den schon bekannten und für die Regel ausreichenden Faktoren unsrer Erkenntniß zu erklären. Das hieß, den größeren Theil der Erscheinungen als Täuschung hinzustellen und das auch hiemit nicht zu Erklärende als nicht hinlänglich bewiesen zu eliminiren. Ein derartiges Vorgehen verhüllte die Schwierigkeiten, statt sie zu lösen; es war aber einmal eine Mißstimmung gegen den Spiritismus vorhanden und die daran betheiligten Kreise nahmen den Versuch einer wissenschaftlichen Widerlegung der neu auftauchenden Richtung dankbar entgegen. Die angebliche Entlarvung einiger Medien trug dazu bei, der auch jetzt noch nicht überwundenen Anschauung, daß der Spiritismus nichts als eine Summe von Täuschung und Betrug sei, Boden zu verschaffen. Man lachte über die Thoren, die sich noch mit ihm befaßten. Das bewies freilich nichts; vor hundert Jahren lachte ja auch die ganze gebildete Welt über Galvani's Frösche; aber es hielt, zum Schaden der Sache, gerade die leistungsfähigen Kräfte vielfach ab, an die neuen Probleme heranzutreten, und so blieb das Feld frei für die redselige Oberflächlichkeit, die es mit Eifer verwüstete.

Das einmal wachgerufene Interesse für die Erscheinungen des Spiritismus ließ Du Prel, den die Erklärungsversuche der Gegner nicht befriedigten, gleichwohl nicht mehr los. Da er die Erklärungen der Spiritisten ebensowenig unbesehen hinzunehmen vermochte, suchte er nach Verbindungsgliedern zwischen der anerkannten und der neuen Lehre. Sie boten sich über Erwarten leicht. Einerseits sagte ein Rückblick in die Geschichte der Philosophie, daß Analogien in der Vergangenheit nicht fehlten; andrerseits eröffnete sich von den Experimenten des Hypnotismus und Somnambulismus aus ein Weg, von dem man hoffen konnte, daß er zum Spiritismus führen werde. Die Philosophie der Mystik, die Du Prel 1884 veröffentlichte, ließ wahrnehmen, daß er sich zunächst mit der Art und Weise, in der das ausgehende Mittelalter, unbeholfen freilich und ohne feste Bahn, an transcendentale Fragen herantrat, bekannt machte; noch weiter zurück führte ihn eine Untersuchung über die Mystik der alten Griechen (1888). Die beiden Werke bekunden, ebenso wie die früher (1880) erschienene Psychologie der Lyrik, daß Du Prel über vortreffliche philosophische Anlagen verfügte; sie haben sich auch in den Kreisen Anerkennung zu verschaffen vermocht, welche Du Prels späterer Richtung ablehnend gegenüberstehen. In ihren Anfängen geht diese Richtung schon in jene Zeit zurück und ergibt sich als eine einfache Weiterverfolgung der einmal beschrittenen Bahn. Die alte Mystik war, ehe sie sich auszuleben vermochte, jäh unterbrochen worden; der Gedanke, da wieder anzuknüpfen, wo sie aufgehört hatte, lag nahe. Thatsachenmaterial zum Weiterbau war genug vorhanden. Die im Jahre 1886 erschienene Schrift Du Prels über Justinus Kerner und die Seherin von Prevorst gab Kunde, wie er den Weiterbau versuchen wollte; befestigt in seinem Entschluß zeigte ihn seine Studie über das hypnotische Verbrechen und seine Entdeckung (1889). Es galt ihm, die Lebensäußerungen, die in abnormen, menschlichen Zuständen wahrzunehmen sind und die von der Wissenschaft absichtlich nicht beachtet wurden, in den Kreis wissenschaftlicher Betrachtung zu ziehen und sie für die Philosophie, gleichviel

in welchem Sinne, zu verwerthen. Als abnormer Zustand erschien vor allem der Schlaf und zwar in seinen sämmtlichen Formen, vom natürlichen Schlaf, dessen Traumentwicklungen sich ja auch den im wachen Zustand maßgebenden Gesetzen entziehen, bis zu dem kataleptischen Schlaf der Somnambulen und Medien, der eine Fülle von Dingen zeitigt, die gleich Wundern anmuthen, aber als Wirkungen natürlicher Ursachen auch in der Natur ihren Platz haben müssen. Dieser Platz läßt sich ihnen leicht zuweisen, wenn angenommen wird, daß in diesen Zuständen, in denen der Körper zur Todähnlichkeit erstarrt, das Leben, das sich sonst durch diesen Körper kundgibt, in seinem Wesen nicht mitbetroffen wird, sondern nur zu anderen Formen der Aeußerung greift. Besteht nun aber ein Lebensträger, der von dem Zustand des Leibes in seiner Existenz nicht abhängt, so muß dieser folgerecht auch weiterbestehen und weiterwirken, wenn der vorübergehende Zustand völliger Empfindungslosigkeit, der bei den Medien wahrzunehmen ist, dauernd und unabänderlich wird. Der Tod ist nichts vom Schlaf wesentlich verschiedenes; er ist der Bruder des Schlafs. Der Träger des Lebens, die Seele, wird in ihm nicht vernichtet, sondern in seiner Bewegung von der Vermittlung des Körpers gelöst; der Tod ist die Entleibung der Seele. Der Beweis für das Dasein der Seele wird deduktiv, nicht induktiv geführt. Der Materialismus, der die Begriffe übernatürlich und übersinnlich verwechselt, steht auf rein negativem Standpunkt; er leuguet, daß der Mensch etwas anderes sei als Materie; Denken und Wollen ist ihm nur Gehirnreiz und Nerventhätigkeit. Seine scheinbare Gründlichkeit und Ablehnung alles dessen, was nicht auf induktivem Weg dargethan werden kann, wirkt bestechend; in Wahrheit ist sie kurzsichtig. Auch Keplers Gesetze wurden nur auf deduktivem Weg gefunden; sie bewiesen sich lediglich dadurch, daß sie zu befriedigenden Ergebnissen führten. Mit der Annahme einer Seele geht es ebenso. Sie hilft uns, eine Reihe von Fragen einfach und befriedigend lösen, die jedem anderen Versuch der Lösung spotten; die Heranziehung dieses Hilfsmittels wird hiedurch vom wissenschaftlichen Standpunkt aus nicht bloß zum Recht, sondern zur Pflicht. Als Nothwendigkeit ergibt sich aber dann sofort, das Verhältniß zwischen Leib und Seele zu bestimmen. Ein Wohnen der Seele im Körper, auf das der Sprachgebrauch als Ausdruck einer naiven Volksanschauung vielfach hinweist, ist nicht anzunehmen. Leib und Seele sind nicht denkbar als nebeneinanderstehende Bestandtheile des Menschen. Der Accent muß auf den einen oder anderen Begriff fallen. Der Materialismus legte ihn auf den Leib und kam dazu, die Seele leugnen zu müssen; fällt dagegen der Accent auf die Seele, so bleibt Raum für den Begriff des Leibes. Er ist dann eine Bildung der Seele, die als organisirendes Prinzip ihn aus vorhandenem Stoffe formt und ihn dem Verfall, der Wiederauflösung in den formlosen Stoff anheimgibt, sobald sie ihn verläßt. Das ist im Fragment der Gedankengang, den Du Prel in seiner 1887 erschienenen Schrift „Die monistische Seelenlehre“ ausführt.

Du Prel war auf diesem Wege dem Spiritismus bereits nahe gekommen, als ein Werk erschien, das für diese werdende Wissenschaft die einschneidendste Bedeutung hatte. Das war des russischen Staatsraths Alexander Aksakow Buch über Animismus und Spiritismus. Aksakow, der mehr als ein Menschenalter lang mit hingebender Sorgfalt die Phänomene der spiritistischen Sitzungen beobachtet und studirt hatte, legte darin als Entgegnung auf Hartmanns Kritik über den Spiritismus seine reichen Erfahrungen nieder. Du Prel sagt einmal — ich kann nicht gerade angeben, wo — sehr anschaulich über die Wucht des hier geführten Beweises: Hartmann habe, solange die Thatsachen des Spiritismus nur wie vereinzelte Regentropfen fielen, sich durch den Schirm gewundener Erklärung und allenfallsiger Leugnung dagegen zu schützen vermocht; nun aber, da Aksakow aus geöffneten Schleusen einen Platzregen auf ihn niedergoß, sei das arme Regendach kläglich zusammengebrochen. Richtig ist jedenfalls das eine: man mag zum Spiritismus sich stellen, wie man will, mit bloßem Augenschließen kommt man über die von Aksakow angeführten und in schlichtester Gründlichkeit, zum Theil aus eigener Erfahrung, zum Theil unter genauer Quellenangabe nach den Wahrnehmungen Anderer geschilderten Thatsachen nicht hinweg, und die Erklärung, die Eduard v. Hartmann dafür gab, erweist sich ihnen gegenüber als ungenügend. Die beiden Gegner stehen sich von vornherein in verschiedener und für Aksakow weit günstigerer Position gegenüber; denn während dieser sich auf eine 20 Jahre hindurch fortgesetzte eigene Beobachtung der geschilderten Phänomene berufen kann, gibt Hartmann ohne weiteres zu, niemals eine Sitzung mitgemacht zu haben. Aksakow hat sich erst nach langem und schwerem Zweifel, nach vieler und genauer Beobachtung seine Anschauung gebildet; bei Hartmanns Arbeit, die gern als geistvoll in mancher Hinsicht anerkannt sei, fehlen diese Voraussetzungen, und ihre rein theoretischen Schlüsse können der auf feste Grundlage gestützten Beweisführung Aksakows gegenüber nicht aufkommen. Seine Entgegnung auf Aksakows Werk ist mißglückt. Du Prel hat auf sie in der Zeitschrift „Psychische Studien“ kurz erwidert (Juni-Heft 1891).

Für den Spiritismus bedeutete das Erscheinen von Aksakows Werk einen Wendepunkt. Ein ungeheures Material, das bis dahin in Zeitschriften und Vorträgen zerstreut, unscheinbar und unwirksam verborgen lag, trat hier wohlgeordnet, sorgfältig geprüft und in ein klares System eingefügt in den Bereich wissenschaftlicher Würdigung. Du Prel fand hier, was er gesucht hatte: die Verbindung des Spiritismus mit den anerkannten Disciplinen. Hatte er zehn Jahre früher es abgelehnt, sich mit den unklaren und überschraubten Behauptungen des damaligen Spiritismus zu befassen, in dem Spiritismus, wie er auf Grund der Arbeit Aksakows weiter zu bauen war, konnte und mußte er seiner Geistesrichtung nach sich befreunden. Auch er war, wie Aksakow, nicht schnell und kritiklos zu diesem Ergebniß gelangt. Mit aller Entschiedenheit verwahrt er sich gegen die leichtfertige Annahme, als ob er durch einen einfachen Willensentschluß auf Grund bloßer Herzensbedürfnisse den Spiritismus in Bausch und Bogen angenommen hätte. Im Gegentheil, sagt er, versteht es sich doch bei Jedem, der den Bildungsgang unsres Jahrhunderts durchgemacht hat, ganz von selbst, daß er dem Spiritismus, der den herrschenden Anschauungen so sehr widerspricht, von Anfang an das größte Vorurtheil entgegensetzen mußte, daß also seine Ueberzeugung nur das Resultat eines langen, inneren Entwicklungsprozesses ist und nur mehr oder minder unfreiwillig die Kapitulation vor der unwiderstehlichen Gewalt der Thatsachen eintrat, nachdem alle kritischen Einwürfe, die man sich selbst machte, durch die Thatsachen der Erfahrung überwunden waren. Die „Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften“, die er im Jahre 1890 veröffentlichte, belegen diesen Ausspruch.

Von nun an war die wissenschaftliche Richtung Du Prels in eine feste Bahn gelenkt: er stellte sich die Aufgabe, die für ihn unzweifelhaft gewordenen Thatsachen des Occultismus philosophisch zu verarbeiten und in den Rahmen der Psychologie einzufügen. Als eine Vorarbeit hiefür veröffentlichte er „Kants Vorlesungen über Psychologie“. In ihnen bewies er, Vielen zum Staunen, daß der große Königsberger Denker dem Occultismus durchaus nicht fern stand. Seine „Träume eines Geistersehers“ sind keineswegs, wie manchmal angenommen wird, als Ironie aufzufassen. Freilich war damals das thatsächliche Material

noch äußerst dürftig und die kritische Sichtung sehr schwer. Es konnte sich auch Du Prel bei dieser Arbeit nur um eine bei der prinzipiell ablehnenden Haltung der heutigen Philosophie gegenüber dem Occultismus interessante Feststellung handeln. In einem kleinen Aufsatz über Kant und Swedenborg, der im Jahre 1896 in der „Zukunft" erschien, ist er nochmals darauf zurückgekommen. Was hier in den Anfängen geblieben war, versuchte er nun auszuführen. Dieser Aufgabe dient sein großes Werk „Die Entdeckung der Seele durch die Geheimwissenschaften" (1892).

Du Prels philosophisches System ergibt sich zum Theil schon aus den vorhergehenden Ausführungen. Die Seele erscheint ihm als das organisirende Prinzip; sie ist der Geist, der sich den Körper baut, das transscendentale Subjekt. Der Körper ist in allen seinen Theilen Organ der Seele; die Seele paßt sich mit seiner Bildung den auf der Erde gegebenen Lebensverhältnissen an. Nicht das Auge sieht, nicht das Ohr hört, nicht das Gehirn denkt; sie sind nur die Mittel der Wahrnehmung für die Seele. Die Mittel der Wahrnehmung beeinflussen aber die Wahrnehmung selbst. Was vermittelst des Gehirns und seiner Unterorgane wahrgenommen wird, bildet den Inhalt unsres cerebralen Bewußtseins. Dieses reicht so weit, als unsre Sinne reichen; es umfaßt zufolge der Beschränktheit unsrer Sinne bei weitem nicht unser ganzes Wesen. Es gibt übersinnliche Dinge, die darum durchaus nicht übernatürlich sind. In abnormen Zuständen treten Fähigkeiten des Menschen zutage, die uns in der Regel fremd sind; die Somnambulen sind beispielsweise für Strahlen empfindlich, die, den von Röntgen physikalisch nachgewiesenen gleich, die Materie leichter als das Licht durchdringen; sie vermögen darum durch Gegenstände hindurchzusehen, die den Blick unsres Auges hemmen. Unser leibliches Bewußtsein bildet nur die eine Seite unsrer Existenz. In uns liegt, diesem Bewußtsein entzogen, ein Wesenskern, der Fähigkeiten besitzt, die nicht an der Leiblichkeit haften. Im normalen Zustande sind diese Fähigkeiten latent; hier äußern sich nur die Kräfte, die sich der körperlichen Organe bedienen; wo die Körperlichkeit zurücktritt, in ekstatischen Zuständen, kommt es zu unmittelbaren Aeußerungen der Seele. Wir nennen diese Erscheinungen, unter denen besonders die Thatsachen des Fernsehens und Fernwirkens hervortreten, die Phänomene des Animismus. Aus ihnen vermögen wir zu erkennen, daß wir — ein schon von Kant ausgesprochener Gedanke — mit der von unserm Bewußtsein nicht umfaßten Seite unsres Wesens in eine unsern Sinnen fremde Welt hineinragen. Wir sind gewohnt, diese Welt, weil sie jenseits unsres Bewußtseins liegt, das Jenseits zu nennen und glauben, mit unserm Tod in sie überzutreten. In Wahrheit gehören wir ihr unbewußt schon während unsres Lebens an; es findet mit dem Tod nicht eine Versetzung aus dem Diesseits in das Jenseits statt, sondern nur ein Verlassen des Diesseits. Der Wesenskern, der schon während unsres leiblichen Lebens der Träger unsrer occulten, an den Leib nicht gebundenen Fähigkeiten war, unser transscendentales Subjekt, bleibt naturgemäß auch nach dem Zerfall des Leibes, ja entfaltet sich von da an erst in völliger Freiheit. An das auf solchem Weg gelöste Problem der Unsterblichkeit knüpfte sich eine Reihe philosophischer Folgerungen, insbesondere auf dem Gebiete der Ethik, denen nachzugehen hier die Möglichkeit fehlt. Einer Andeutung bedarf dagegen noch, wie sich Du Prel dieses transseendentale Subjekt vorstellt. Hierüber enthalten erst seine letzten, seit 1893 erschienenen Aufsätze, die in verschiedenen Zeitschriften niedergelegt sind, nähere Angaben. Er lehnt es ab, in der Seele, wie seit Cartesius die Philosophie gewohnt ist, ein rein geistiges, völlig unkörperliches Wesen zu erblicken. Die vorübergehende Verbindung eines Geistes mit einem Körper scheint ihm undenkbar. Seine Wahrnehmungen in den spiritistischen Sitzungen und seine Studien auf dem Gebiete der Magie bringen ihn vielmehr zu der Auffassung, daß auch die Seele aus Stoff gebildet sei, wenn schon aus anderem Stoff als der Leib. Um diesen Stoff zu finden, müssen wir das Verhalten der Phänomene beachten, die als eine Manifestation der Seele, als Hereintreten der Seele selbst, nicht nur ihrer Wirkungen, in unsern Sinnenkreis erscheinen. Der Stoff muß hienach insbesondere die Eigenschaft haben, Materie zu durchdringen und mit so außerordentlicher Geschwindigkeit sich fortzubewegen, daß unsre Begriffe von Raum und Zeit für ihn regelmäßig nicht zu gelten scheinen. Diese Merkmale legen wir einem Stoff bei, den wir Aether nennen; die Seele wird bei dieser Annahme gleichbedeutend mit dem in der Mystik vielgenannten Aetherleib oder Astralleib, wie denn auch Du Prel die beiden Begriffe geradezu als gleichartig verwendet.[1]) Noch mehr im einzelnen finden wir diese Eigenschaften bei einem Stoff, dessen Name allerdings verpönt ist, dem Od. Reichenbachs Studien über diesen Stoff, dem er selbst den Namen gab, können bei der Erforschung der occultistischen Phänomene nicht übergangen werden; ob sie den breiten Raum, den Du Prel ihnen gönnt, halten können, wird sich noch zeigen müssen. Du Prel sieht im Od den Stoff, aus dem der Astralleib besteht. Die animistischen Erscheinungen erklären sich ihm als odische Exteriorisationen, eine Annahme, durch die auch die bedeutsamen Experimente von Rochas in Paris die denkbar einfachste Auslegung finden. Die spiritistischen Erscheinungen sind alsdann die Kundgebungen von Astralleibern, die ohne Körper sind, gleichviel, ob sie nie eine Inkarnation erfuhren oder ob sie eine solche hinter sich haben. Sie können sich äußern, so gut die mit Körpern verbundenen Astralleiber dazu imstande sind, denn die magischen Fähigkeiten der Seele werden durch ihre Verbindung mit dem Körper nicht gesteigert, sondern geschwächt. Der Animismus ist somit zum Spiritismus der halbe Weg; noch mehr: er ist ein Weg, auf dem man nicht mehr halten kann, bis man beim Spiritismus angelangt ist.

Du Prels System ist kein Dogma. Auch seine nächsten Freunde nehmen es durchaus nicht ohne Kritik hin. Ich habe es hier lediglich wiederzugeben. Das aber glaube ich dieser Wiedergabe anfügen zu können: der Weg, auf dem Du Prel zu seinen Ergebnissen kam, ist nicht anfechtbar; er ist Schritt für Schritt vorgegangen und hat jede seiner Annahmen, ehe er sich zu ihr entschloß, gründlich auf ihre Haltbarkeit geprüft. Jede Seite seiner Werke gibt hiefür Beweis. Das muß anerkannt werden, auch wenn man mit den Ergebnissen nicht einverstanden ist. Es muß weiter zugegeben werden, daß die Theorien Du Prels eine Reihe von Erscheinungen, die auf den ersten Blick wie unlösbare Rätsel anmuthen, höchst einfach erklären und daß manche seiner Aufstellungen, die ursprünglich schroff abgelehnt wurden, inzwischen den Beweis ihrer Richtigkeit und ihre Anerkennung fanden. Daß gleichwohl auch Irrthümer mitunterliefen, ist möglich, und Du Prel ist der Letzte, der sich Unfehlbarkeit beimäße. Was er verlangt, ist nur, daß seinem Forschen die Achtung werde, die jeder ehrlichen, wissenschaftlichen Arbeit zukommt. Darauf hat er Anspruch. Der Occultismus ist eine philosophische Richtung so gut wie jede andere; was richtig an ihm ist, wird Geltung

---

[1]) Deutlicher als in den früheren Werken scheint mir diese Gleichstellung in Du Prels jüngster Schrift „Der Tod, das Jenseits, das Leben im Jenseits" hervorzutreten, in der Du Prel seine spiritistischen Anschauungen in knapper Form zusammenfaßt. Natürlich ist der Astralleib nicht nothwendig als ein mit menschlichen Organen ausgestatteter Körper gedacht, da seine Organe eben auch den ihn umgebenden Verhältnissen angepaßt sind.

Digitized by Google

gewinnen, was falsch an ihm ist, wird zugrunde gehen. Ihn von vornherein zu mißachten, über seine Verbreitung zu klagen, die Polizei gegen ihn anzurufen — es war alles da! — ist unwürdig. Man muß jede Erweiterung unsrer Kenntnisse dankbar hinnehmen, woher sie auch komme; denn jede Erweiterung bringt uns näher zu dem letzten Ziel aller Wissenschaft, das auch das letzte Ziel der occulten Wissenszweige ist: rerum cognoscere causas.

Franz Riß.

Die technischen Hochschulen und der Doktortitel.

Vor kurzem ging durch die Zeitungen die Nachricht, daß seitens der technischen Hochschulen an die einzelnen Bundesregierungen übereinstimmende Gesuche gerichtet worden seien, welche die Berechtigung anstrebten, die akademische Würde eines „Doktors der technischen Wissenschaften" zu verleihen. Nur die bayerische Hochschule habe sich den Antrag nicht angeeignet.

Bis jetzt scheint diese Nachricht die betheiligten Kreise nicht sonderlich aufgeregt zu haben. Und doch handelt es sich um eine Maßregel von größter Tragweite für die Universitäten; der ganze Inhalt des Doktortitels würde von Grund aus sich ändern, wenn dem Ansinnen der technischen Hochschulen Folge gegeben würde. Denn während die deutschen Universitäten im Norden und Süden, große und kleine, durch die Gemeinsamkeit der Ziele und Anschauungen und den Austausch von Lehrkräften und Studirenden an einander gebunden, wesentlich gleichartige Promotionsbestimmungen besitzen, ist es nicht wahrscheinlich, daß die technischen Hochschulen mit ihren so anders gearteten Interessen sich dem Gebrauche der Universitäten anschließen werden. An der bevorstehenden Entscheidung haben deßhalb nicht bloß die Universitäten, sondern auch Alle, die dort summos academicos honores erhalten haben, ein sehr aktuelles Interesse.

Die technische Hochschule, hervorgegangen aus der Verbindung von Fachschule mit einer der École polytechnique in Paris nachgebildeten mathematischen Vorschule, hat sich aus ihrer anfangs gedrückten Stellung in wenigen Jahrzehnten zu allgemeinster Werthschätzung und Anerkennung hindurchgerungen, in solchem Maße, daß sie heute nahezu aller Rechte theilhaftig ist, die bis dahin der Universität vorbehalten waren. Schickt sie doch bereits ihre Vertreter in das preußische Herrenhaus.

Nur das Recht der Doktorpromotion geht ihr bis jetzt noch ab; allerdings ein Recht, das durch Jahrhunderte hindurch die Universität im Kampfe mit der immer wieder von neuem auftauchenden Versuchung, es zu mißbrauchen aber schnöder Gewinnsucht dienstbar zu machen, gehütet und gepflegt hat. So gilt noch heute der Titel Doktor als das meistbegehrte Zeugniß wissenschaftlichen Strebens ebenso bei der studirenden deutschen Jugend wie bei den vielen Ausländern, die alljährlich die deutschen Universitäten besuchen. Diese klingende Anrede wünschen nun die technischen Hochschulen auch ihren Zöglingen zuzuwenden. Gewiß wird ihnen Niemand das Recht bestreiten, jedem Studirenden, der sich ausgezeichnet hat, bei dem Abgang von der Hochschule einen Titel beizulegen, der seine tüchtige Berufsbildung anerkennt. Aber daß dies der Titel sein soll: doctor „rerum technicarum" (oder wie sonst das im Verkehr jedenfalls verschwindende Beiwort heißen mag) — dies läßt sich doch nicht damit begründen, daß ein anderer Titel bisher nicht zu finden war! Hat es nicht den Anschein, als ob die technischen Hochschulen von dem guten Klang der Abkürzung jener Anrede Nutzen ziehen wollten, und müßte nicht allein der Stolz sie davon abhalten, einem solchen Vorwurf sich auszusetzen? — Wie erwähnt, hat sich denn auch die technische Hochschule in München dem gestellten Antrag nicht angeschlossen.

Mit dem Titel Doktor verknüpft sich im allgemeinen die Vorstellung von einem Manne, der auf Grund vollständiger Gymnasialbildung sich auf der Universität ein besonderes Maß von wissenschaftlicher Einsicht und wissenschaftlichem Können angeeignet hat. Nur für den Mediziner ist nach altem Herkommen dieser Titel nahezu gleichbedeutend mit dem Zeugniß erfolgreichen Universitätsstudiums überhaupt. Von jeher und in allen Landen heißt der Arzt im Volksmunde der Doktor, und das Publikum weiß, was die Universität dem Arzt mit diesem Titel verleiht. — Gewiß braucht auch der Techniker, der im Privatdienst Verwendung sucht, einen Titel. Und zwar wird, wenn man erst einmal angefangen hat, eine gut lautende Titulatur an Einzelne zu verleihen, wie unschwer vorauszusehen ist, das Bedürfniß der großen Menge mit sa elementarer Gewalt in die Bresche stürzen, daß es nicht mehr in der Macht der technischen Hochschulen stehen wird, die anfängliche Zurückhaltung auf die Dauer zu bewahren. Gelingt es aber nicht, einen anderen Titel, als den des Doktors, für diese Ueberzahl von Technikern — die die Universität schon jetzt überfluthenden technischen Chemiker mit einbegriffen — ausfindig zu machen, und geben die Regierungen dem Andrängen nach, so wird zunächst eine allgemeine Verwirrung folgen, von der die Universitäten jedenfalls den Vortheil nicht haben werden. Sie mögen dann nur selbst nach einem neuen Titel auf die Suche gehen!

Denn in ihren letzten Zielen und Interessen sind die beiden Hochschulen doch von Grund aus verschieden. Darüber lassen Jeden, der etwa anderer Meinung war, die Techniker selbst nicht im Zweifel. Sie hören nicht auf, den wirthschaftlichen Charakter der technischen gegenüber dem wissenschaftlichen der Universitätsstudien zu betonen. Der bekannte Vertreter der Devise: Die technische Hochschule den Technikern! Geh. Rath A. Riedler in Charlottenburg, sagt in seiner lesenswerthen Schrift „Unsre Hochschulen": „Die T. H. müssen über die naturwissenschaftliche Erkenntniß hinaus die Erfassung der Vielheit praktischer Bedingungen ... die wirthschaftliche Anwendung lehren" ... und: „Die wirthschaftliche Erziehung hat zu lehren, wie mit dem geringsten Aufwand an Material, Kosten und Arbeit das höchste Maß bestimmter technischer und wirthschaftlicher Wirkung erzielt werden kann." Dieser Gedanke wird vielseitig variirt und weiter ausgeführt in einem an Ausfällen gegen die Mathematiker der technischen Hochschule reichen Aufsatz von Professor v. Lossow in München (Hochschulnachrichten, Januar 1899), wo man u. a. liest: „Der Ingenieur muß bei allen Dingen in erster Linie nach der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit fragen, er darf sich nicht auf die theoretische Erkenntniß der Wahrheit beschränken, welche das höchste Ziel der Forschung des Gelehrten bildet." Und Professor Stodola in Zürich: „Die Techniker sind kein homogener Berufsstand wie die Juristen, die Mediziner u. A. Ein großer Theil" (der größere, wie später ausgeführt wird) „hört im Laufe der Zeit auf, eigentlich technisch zu arbeiten und muß sich, den Anforderungen des Großbetriebs entsprechend, entweder der reinen Verwaltung oder der kaufmännischen Thätigkeit widmen. ..."

Ueberall also ein grundsätzliches Abrücken von dem Wissenschaftsbetrieb, wie ihn die Universitäten pflegen — und doch der Anspruch auf das altehrwürdige Symbol wissenschaftlichen Sinnes, den Doktorhut!

Nichts würde die weite Kluft zwischen den beiderseitigen Endzielen deutlicher machen, als wenn die von den technischen Hochschulen ausgearbeiteten „Bestimmungen" für die Ertheilung der Doktorwürde veröffentlicht würden. Ueberhaupt sollte in einer Frage von solcher Tragweite, wie die

Digitized by Google

anderweitige Verleihung des Promotionsrechts, nicht eher entschieden werden, als bis sich die breiteste Oeffentlichkeit mit ihr befaßt hat.

Ist erst einmal das letzte Vorrecht der Universitäten preisgegeben, sind erst die Thore geöffnet, so dringt unaufhaltsam der Schwarm nach. Dem Doktor der Technik wird der des Berg- und Hüttenwesens, der Forst- und Landwirthschaft, der Thierheilkunde, vielleicht auch der Handelswissenschaften nachfolgen; der Doktor der Malerei und Bildhauerei kann auch nicht lange ausbleiben; denn es ist nicht einzusehen, was die Architektur vor ihren Schwesterkünsten voraus haben soll. Dann werden wir, wie unsre bezopften Landsleute im Osten, die Doktoren der vielen Fächer durch Knöpfe an den Hüten unterscheiden müssen.

Auf geschichtlich erworbene Rechte sich zu berufen, ist heute nicht mehr zeitgemäß. Aber vielleicht erläutert ein Vergleich die Sachlage. Nutzbringende Gedanken und Einrichtungen pflegt man durch Patente und Marken unter reichsgesetzlichen Schutz zu stellen. Wir hoffen zuversichtlich, daß der Doktortitel, gleichsam die Schutzmarke der Universitätsbildung, fremdem Wettbewerb nach wie vor entzogen bleibe.

Tübingen. Brill.

Mittheilungen und Nachrichten.

A. **Heidelberg**, 3. April. Der VI. Kongreß süddeutscher Laryngologen fand soeben unter sehr reger Betheiligung und unter Vorsitz von Prof. Killian (Freiburg) in Heidelberg statt. Der nächste Kongreß wird nicht zu Ostern, sondern wieder, wie in früheren Jahren, zu Pfingsten in Heidelberg abgehalten werden, besonders aus dem Grund, weil als nächstjähriger Versammlungsort der Gesellschaft deutscher Ohrenärzte, die dieses Jahr in Hamburg tagt, (ebenfalls zu Pfingsten) Heidelberg gewählt werden soll. Ein Thema des heurigen Kongresses: Stimmermüdung und Stimmhygiene, für das Dr. Koellis (Frankfurt a. M.) das Referat übernommen hatte, ist auch für die nächste Sitzung zur Diskussion gestellt worden. Es folgten demselben eine große Reihe, die Fachleute interessirender Vorträge und zum Schluß die von Sir Felix Seman (London) vorgeschlagene und von der Versammlung einmüthig angenommene Resolution, daß auf den späteren nationalen und internationalen Kongressen die Laryngologie als selbständige Sektion, getrennt von der Ohrenheilkunde, anerkannt und regelmäßig eingeführt werde. — Die wissenschaftliche und praktische Bedeutung der Laryngologie ist nachgerade so groß geworden, daß sie auch diese äußerliche Anerkennung als selbständige Sektion als ihr gutes Recht fordern zu müssen meint.

-nn- **Karlsruhe**. Wie wir hören, soll demnächst die Renovation des Bruchsaler Schlosses, eines der glänzendsten Baudenkmäler der Rokokozeit, in umfassender Weise in Angriff genommen werden. Der einstige Prachtbau, den der geniale Schöpfer des Würzburger Residenzschlosses, Balthasar Neumann, hergestellt hat, war lange Zeit der unverdienten Vergessenheit weiterer Kreise anheimgefallen und im Laufe der Jahrzehnte mehr und mehr vernachlässigt worden. Professor Wille in Heidelberg hat das Verdienst, in einer trefflichen Monographie (Bruchsal. Bilder aus einem geistlichen Staat im 18. Jahrhundert. — „Neujahrsblatt der Bad. Histor. Kommission" 1897) zuerst wieder auf den unvergleichlichen Kunstwerth des alten bischöflichen Residenzschlosses hingewiesen und den verborgenen Schatz gehoben zu haben. Seitdem ist das Interesse an dem Bauwerk ein allgemeines geworden, namentlich haben die betheiligten Behörden ihm ihre Aufmerksamkeit zugewendet, so daß seither schon manch weiteres interessantes Detail zutage kam, wodurch die Forschungen Wille's dankenswerthe Ergänzung gefunden. Bei den Vorarbeiten zur Renovation des Schlosses spielt die Frage, in welcher Weise die Fassadenflächen zu behandeln sind, eine wichtige Rolle. Es liegt nämlich die Vermuthung nahe — und zahlreiche Spuren an Nebengebäuden, besonders am Kavalierbau, der ehemaligen Orangerie, weisen darauf hin —, daß die ganzen Verputzflächen des gesammten Gebäudekomplexes mit Freskomalerei geziert waren. Seitens der Großherzoglichen Bezirksbauinspektion werden nun eingehende Erhebungen gepflogen, um der Sache auf den Grund zu kommen und die Wiederherstellung mit vollster historischer Treue, wie in vollendeter künstlerischer Form zu bethätigen. Auch die Restaurirung des ehemaligen Schloßgartens ist ins Auge gefaßt. Hiefür ist bereits eine werthvolle Erwerbung zu verzeichnen, nämlich von acht überlebensgroßen Sandsteinfiguren, die früher wohl im Schloßgarten gestanden haben mögen und bis jetzt sich im Privatbesitz befanden. Es sind vier Hellebardiere und vier allegorische Figuren, die vier Elemente darstellend, Meisterwerke der Plastik aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Die Zustimmung der badischen Ständekammern vorausgesetzt, dürften wohl im Laufe des nächsten Jahres die Restaurirungsarbeiten begonnen und so ein herrliches Denkmal deutscher Kunst aufs neue dem Publikum erschlossen werden.

γσ. **Berlin.** Die Märzsitzung der „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" ward durch deren Ehrenpräsidenten Geh. Roth Adolf Bastian eröffnet. Dr. Ohnefalsch-Richter berichtete über eine bei Tamasas auf Cypern gefundene bilingue Inschrift, die ihm die Möglichkeit gegeben habe, die Blüthezeit der mykenischen Kultur auf Cypern um 1400 vor Christa festzusetzen. Der Vortragende stützt sich dabei auf die von dem Assyriologen Dr. Hugo Winkler edirten 296 keilschriftlichen Thontafelbriefe von Tell-el-Amarna (Aegypten). In neun dieser an die Könige Amenhotys III. und IV. (um 1400 v. Chr.) gerichteten Briefe ist die Rede von dem König von Alasia, zudem werden große Mengen von Kupfer erwähnt, die eben dieser König als Tribut nach Aegypten schickt, so daß das Ursprungsland für dieses Kupfer leicht als Cypern zu denken ist. Für diese Identifizirung Alasia's und Cyperns bedürfte es noch eines inschriftlichen Beweises von Cypern selbst. Ein solcher ergibt sich nun aus den Marmorsteinen, auf denen Dr. Ohnefalsch-Richter in bilinguer und digraphischer Form des griechisch-cyprischen syllabaren Textes den Beinomen des Apollon als Atalfiotas gelesen hat. Es fanden sich diese Reste in dem bei Frangissa gelegenen, dem Apollon Nesset geweihten heiligen Haine. Somit stimmt das Alasia in den babylonischen Tell-el-Amarna-Briefen (babylonisch war um 1400 v. Chr. die Sprache und Schrift der Diplomatie) mit dem griechisch-cyprischen Beinamen des Apoll überein. Der Vortragende schließt nun, das Wort Alasia, das in dem phönizischen Texte der cyprischen Bilinguis mit Alahijotas gegeben ist, sei ein griechisches und mithin der König von Alasia ein Grieche. Dazu kommt noch, daß die in Tell-el-Amarna durch Flinders Petrie aufgedeckten zahlreichen mykenischen Thongefäße den lokalen cyprischen Charakter tragen, ebenso wie die handgemachten cyprischen Bronzegefäße, also von dem König von Alasia nach Aegypten geschickt sein müssen, da die Fundstelle mit der der Tell-el-Amarna-Briefe übereinstimmt. Diese mykenischen Thongefäße aber deuten wieder auf eine Verbindung hin, die zwischen Alasia-Cypern und Mykene bestanden haben muß, dessen Herrscher vielleicht der gleichen Dynastie entstammten, eine Annahme, die auch sonst in den cyprischen Funden der jüngsten Zeit Unterstützung findet. Professor v. Luschan sucht diesen Mittheilungen gegenüber Reserve zu bewahren und behält sich eine nähere kritische Beleuchtung vor; er selbst legt der Gesellschaft aus Lykien und aus Kärnten herrührende eiserne Messer vor, die wohl als Waldmesser zu deuten sind. Das Metallstück ist in einen Holzgriff eingelegt und das Messer zum Einhängen in den Gürtel eingerichtet. Ob man hier eine Uebertragung der Form vor sich hat, oder einen Ausdruck des „Elementargedankens", ist vor einer Untersuchung der kraniologischen Beziehungen der alpinen Bevölkerung zu der Vorderasiens nicht mit Sicherheit anzugeben. Die gleiche Form des Buschmessers kommt nach Professor Seler in Mexico und in Guatemala vor. Geheimrath Virchow widmete alsdann dem verstorbenen Professor Steinthal ehrenvolle Erinnerungsworte. Steinthal ist von der Philologie aus zu den ethnologischen Fragen gekommen, eine Richtung, bei der er wenig Nachfolger

Digitized by Google

gefunden. In den Bestrebungen der Gesellschaft hat jüngst Dr. Benedikt Friedlaender durch seine Untersuchungen über die Sprache der Samoaner diese Richtung von neuem verfolgt. Von dem 90jährigen deutschen Botaniker Professor Philippi in San Jago de Chile liegt ein Bericht über den Fortgang von dessen Studien vor, der von dem Humor des greisen Forschers Zeugniß ablegt. — Für den diesjährigen Anthropologenkongreß in Lindau am Bodensee sind die Tage vom 3. bis 6. September in Aussicht genommen. Die österreichische Gesellschaft für Anthropologie wird zu gleicher Zeit in Bregenz tagen, und an diese Kongresse dürften sich Ausflüge nach Basel, Bern und Zürich anschließen. Zeitlich verbindet sich dann damit die Naturforscherversammlung in München, die am 16. September eröffnet werden soll; der Internationale Geographenkongreß in Berlin vom 28. September an wird die Reihe der wissenschaftlichen Wandertagungen beschließen. — Für den italienischen Forscher Lazaro Spallanzani wird am 30. April d. J. in Reggio (Emilia) eine Gedächtnißfeier stattfinden. — Unter den Eingängen an die Gesellschaft seien die Funde von Gesichtsurnen erwähnt, die Professor Conwentz in Danzig in der Provinz Westpreußen gemacht hat, ferner eine Darstellung der durch Professor Manzagga (Meran) dort beim Orte Oberweiß gemachten Römerfunde. Prof. Tappeiner will indessen die römischen Ansiedlungen jener Gegenden dislozirt wissen. Dr. Richard Andree sendet Nachrichten über von ihm im Braunschweigischen gefundene hölzerne „Webekämme". Professor Dr. Karl von den Steinen legte eine reiche Sammlung von Steingeräthen vor, die er von den Marquesas-Inseln mitgebracht hat. Der durch seine Chingu-Forschungen in Zentralbrasilien rühmlichst bekannte Ethnograph hat im Sommer 1897 die zwischen dem 8. und 12. Grad südlicher Breite im Pacifik gelegenen Marquesas-Inseln besucht, die von dem in anthropologischer und kulturhistorischer Beziehung einheitlichen polynesischen Stamme bewohnt werden, wie er auf Samoa, den Tonga-, Fidschi-, den Gesellschafts-Inseln, bis zur Oster-Insel hin verspreugt, dann in Hawaii und in New-Zealand heimisch ist. 1595 zuerst entdeckt, haben sich die Marquesas-Insulaner vieles von ihren alten Sitten und Gebräuchen bewahrt, trotzdem die Inseln seit 1842 unter französischer Verwaltung stehen. Die Steingeräthe, die von dem Vortragenden gezeigt wurden, sind alle aus dem Vulkangestein der Inseln hergestellt, das bis 100 m in die Höhe steil mit scharfen Graten aus dem Meere aufragt und radial zur Küste gerichtete Steinthäler bildet. Die Insulaner haben steinerne Häuser mit großen Terrassen, Festplätze und Mauern. Tempelruinen deuten auf die kühne Bauart, die einst diese Heiligthümer der Polynesier besessen haben. Die Steinfiguren der Marquesaner erreichen nicht die Schönheit der Skulpturen, wie sie von der Oster-Insel her bekannt sind, doch zeigen sie recht charakteristisch und scharf den Typus und die Tätowirung. Die „Näpfchensteine" dienen zur Aufbewahrung des zum Tätowiren verwendeten Rußes. Der Redner legte u. a. Steinbeile vor, die zum Durchschlagen der Baumwurzeln beim Fällen starker Bäume verwendet werden, Canubeile, die beim Canubau eine Rolle spielen und die stets so viel Kerben tragen, als die Zahl der Canus beträgt, bei deren Bau sie benutzt worden sind. Zudem wurden Schleudern, die einheimische Waffe, vorgelegt und eine Art von Bohrer, der unter vielen, weit getrennt von einander lebenden Gruppen von Naturvölkern heimisch ist, über dessen Ursprung jedoch noch keine sichere Behauptung aufzustellen ist, zumal da sprachlich für dieses Instrument, das auch auf den Inseln der Südsee weite Verbreitung hat, keine einheitliche polynesische Bezeichnung existirt. Kokosschaber, Stößel, die mit Köpfen verziert sind und als Amulette geschätzt werden, konnte Professor von den Steinen für seine Sammlung erwerben. Die Amulette, zum Theil als Doppelköpfe oder Doppelgestalten ausgebildet, stehen zur Mythologie der Marquesaner und zu der ihnen eigenthümlichen Ahnenverehrung in enger Beziehung. Der Vortragende konnte einige auf das Entstehen des Lebens bezügliche Darstellungen dieser Steinamulette deuten.

* **Berlin.** In der zweiten Hälfte des April wird Professor Robert Koch mit mehreren jungen deutschen Gelehrten wiederum nach Italien reisen, um die im vorigen Jahre begonnenen Studien über die Malaria fortzusetzen. Professor Koch wird auch die Insel Sardinien und die toscanische Maremma besuchen. — Der Professor Dr. Branco aus Hohenheim in Württemberg, der zum Nachfolger des verstorbenen Professors Dr. Dames hierher berufen ist, wird, wie die „Kr.-Ztg." erfährt, dank dem Entgegenkommen der württembergischen Regierung bereits in diesem Sommersemester über Geologie und Paläontologie lesen. — Die Schriftstellerin Juliane Dery, die sich aus Liebeskummer den Tod gegeben hat, war am 10. August 1864 in Baja in Ungarn geboren. Sie machte ihre ersten literarischen Versuche in ungarischer Sprache und wollte in Wien sich der Bühne widmen, wurde aber durch K. E. Franzos, der ihre erste größere Novelle 1889 in seiner „Deutschen Dichtung" zum Abdruck brachte, bewogen, sich dem schriftstellerischen Beruf zu widmen. Sie ging dann nach Paris und München und kam im Jahr 1890 nach Berlin, um durch die „Freie Bühne" ihr Volksstück „Die Schand'" zur Aufführung bringen zu lassen: es kam aber nicht dazu. Die Aufführung ihres Einakters „Es fiel ein Reif" am Hoftheater zu Coburg fand reichen Beifall. Eine Reihe von Theaterstücken, die sie verfaßt hat, sind nicht zur Aufführung gekommen. Ihr letztes hinterlassenes Werk war ein dreiaktiges Drama „Die Puszta".

* **Dresden.** Der Wirkliche Geheime Rath D. Victor v. Strauß und Torney, bekannt als Dichter, Schriftsteller und Gelehrter, ist hier nach mehrwöchigem Krankenlager infolge von Influenza hochbetagt gestorben. Er war am 18. September 1809 in Bückeburg geboren, studirte Rechte und Theologie, wurde 1840 zum Archivrath in Bückeburg, 1848 zum Kabinetsrath des Fürsten von Schaumburg-Lippe und später zum Bundestagsgesandten ernannt. 1866 schied er aus seiner amtlichen Stellung und lebte zuerst in Erlangen, dann in Dresden und entwickelte eine vielseitige literarische Thätigkeit. 1882 ernannte ihn die Universität Leipzig zum Ehrendoktor der Theologie.

* **Braunsberg.** Professor Dr. Uebinger, der am erzbischöflichen Priesterseminar in Posen bisher philosophische Vorlesungen hielt, ist als außerordentlicher Professor an das hiesige Lyceum berufen worden. Professor Dr. Uebinger tritt sein neues Amt bald nach Ostern an.

* **Aachen.** Prof. Dr. Klockmann an der Bergakademie zu Clausthal wurde zum etatsmäßigen Professor an der Technischen Hochschule zu Aachen ernannt.

* **Graz.** Hier starb Hofrath Professor Joseph Wastler im 68. Lebensjahre. Hofrath Wastler, der im Vorjahr als Rektor der technischen Hochschule fungirte, war ein hervorragender Kunstkritiker. Unter seinen Werken ist besonders ein steierisches Kunstlexikon nennenswerth.

* **Genf.** Der „Frkf. Ztg." zufolge hat der Genfer Staatsrath den außerordentlichen Professor Dr. Amé Pictet zum ordentlichen Professor für biologische Chemie, Toxikologie und pharmazeutische Chemie, den außerordentlichen Professor Dr. Charles Sarasin zum ordentlichen Professor für Geologie und Paläontologie an der Universität Genf ernannt.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Im Verlage von Georg Weiß in Heidelberg erschien:

Hamlet

und

seine Gemüthskrankheit.

Von

Gustav Friedrich.

Preis geheftet 3 Mark.

Das Problem wird hier zum erstenmal auf einer sichern empirischen Grundlage zu lösen versucht. (4739)

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 5. April. Nummer 77.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oscar Bulle in München.

Uebersicht.

Leo XIII. als Bischof von Perugia. I. Von Lic. theol Leopold Karl Goetz. — Neue biologische Forschungen. Von Dr. Adolf Wagner. — Mittheilungen und Nachrichten.

Leo XIII. als Bischof von Perugia.[1])

Von Lic. theol. Leopold Karl Goetz (Passau).

I.

Joachim Pecci war noch nicht 28 Jahre alt, als er, kaum zwei Monate nach seiner Priesterweihe, von Gregor XVI. am 15. Februar 1838 zum apostolischen Delegaten von Benevent ernannt wurde. Acht Jahre währte seine Verwendung in der päpstlichen Staatsverwaltung und im diplomatischen Dienst, und wir können sie als eine Durchgangsperiode und Uebergangszeit von seiner Studienperiode und Entwicklungszeit zu seinem Episkopat ansehen.

Benevent war ein kleines päpstliches Gebiet, nur zwei Quadratmeilen groß, das, getrennt von den anderen päpstlichen Ländern, mitten im Königreich Beider Sicilien gelegen war. Kaum war Pecci dort angelangt, so verfiel er, der von Jugend auf schwächlich und kränklich war, durch Ueberanstrengung in eine schwere Krankheit. Auf die Fürbitte eine geistlichen Freundes und unter Auflegung einer Reliquie des hl. Franz von Hieronymus wurde er, wie seine Legende berichtet, wieder gesund. Mit Eifer und Energie machte er sich daran, Benevent zunächst von dem dort herrschenden Banditenunwesen zu reinigen, das dadurch besonders begünstigt wurde, daß aus den umliegenden Gebieten des Königreichs Neapel Verbrecher aller Art, auch politische, sich nach Benevent auf päpstliches Gebiet flüchteten. Durch scharfe, entschieden und schnell durchgeführte Maßregeln gelang es ihm. Mit dieser Herstellung von Ordnung und Ruhe ging Hand in Hand die positive Fürsorge für die Besserung der schlechten sozialen Lage des Volkes, Förderung seiner Erwerbsverhältnisse durch Anlage guter Straßen, Erleichterung der drückenden Steuerlast, Pflege von Ackerbau, Handel und Industrie.

Kaum fing sein Wirken an, rechte Früchte zu bringen, so berief ihn Gregor XVI. ab und ernannte ihn erst zum Delegaten von Spoleto und dann unter dem 17. Juli 1841, nach kaum dreijähriger Wirksamkeit in Benevent, zum Delegaten von Perugia. Der neue Posten in der Hauptstadt Umbriens war höchst schwierig, da Umbrien, und Perugia besonders, der Sitz der auf Herstellung eines einigen Italien, Abschüttelung der päpstlichen Herrschaft und des fremden Joches hinzielenden politischen Bestrebungen Mazzini's und seiner Genossen waren.

Auch hier führte sich Pecci beim Volke gleich durch die Anlage einer neuen Straße nach Perugia gut ein. Mit dem praktischen Sinn, der ihn auszeichnete, stopfte er so, trivial gesprochen, gleich den ärgsten Schreiern gegen die päpstliche Herrschaft den Mund. In eingehendem Studium auch der kleineren Einzelheiten machte er sich mit den Verhältnissen und Bedürfnissen seines Wirkungskreises bekannt, eine Eigenschaft, die ihn auch später als Bischof auszeichnete. Mit Schaffung guter, für das Volk wohlthätiger sozialer Einrichtungen suchte er es damals schon dem hl. Stuhl treu ergeben zu erhalten. Im ganzen genommen war seine Thätigkeit als Verwaltungsbeamter in der Delegatur für ihn eine gute praktische Schule, die ihm als Bischof später sehr von Nutzen war.

Mitten in seinen Plänen zur materiellen und geistigen Hebung seines Delegatenbezirks rief ihn Gregor XVI. ab. Anfang Januar 1843 ernannte er ihn zum apostolischen Nuntius in Brüssel und erhob ihn am 27. Januar 1843 zum Titular-Erzbischof von Damiette. In den drei Jahren seiner Wirksamkeit in Brüssel trat Pecci in freundschaftliche Beziehungen zum belgischen Hof. Mit großem diplomatischem Geschick, einer Gabe, die sich früh bei ihm zeigte, griff er in den heftigen Kämpfen, die Klerikale und „Freimaurer" in Belgien um die Schule führten, als rechter Opportunitätsmann vermittelnd ein. Seine maßvolle Art zu reden — nicht etwa „zu denken" — wirkte Gutes. Viel Interesse zeigte er für das katholische Leben, besuchte seiner Hochschätzung für die Jesuiten gemäß deren Studienanstalten, wußte in Streitigkeiten, die im katholischen Lager selbst zwischen den Jesuiten und der Löwener katholischen Universität ausgebrochen waren, klug zu vermitteln und pries damals schon „echte Weisheit und Ergebenheit gegen die heilige Kirche" hoch. Für die belgische katholische Kirche und ihren Klerus machte er sich besonders verdient durch die Gründung des belgischen Kollegs in Rom. Im Jahre 1845 machte er eine Reise in Deutschland und wurde dort mit den Führern des Katholizismus persönlich bekannt.

Ende des Jahres 1845 berief Gregor XVI. Pecci ab und ernannte ihn auf Bitten der Behörden von Perugia im Konsistorium vom 19. Januar 1846 zum Bischof von Perugia mit dem Rang eines Erzbischofs. An und für sich war die Ernennung keine Beförderung, aber es war doch eine hohe Ehre für Pecci, daß ihm Gregor XVI. das schwierige Bischofsamt in Perugia, dem Heerde der gegen das Papstthum gerichteten politischen Bestrebungen, anvertraute.

Vor seiner Heimkehr nach Italien machte Pecci noch eine Reise nach England. Am 15. Oktober 1898, nach mehr als 50 Jahren, sprach Pecci als Leo XIII. noch von dieser Reise zu einer englischen Pilgerschaar bei deren Empfang im Clementinischen Saal des Vatikan. Er erinnerte die Pilger, daß er als Nuntius in Belgien London besucht und dort einen Monat verweilt, auch die Bekanntschaft der Königin Victoria und des Prinz-Gemahls Albert gemacht und an der königlichen Tafel gespeist habe, sowie daß er seither in freundschaftlichen Beziehungen zum Prinz-Gemahl, zu Lord Palmerston, zu Lord Aberdeen und anderen hervorragenden Persönlichkeiten gestanden habe. Seit jener

[1]) Vgl. Leo XIII. Seine Studien- und Entwicklungszeit. 1898 Nr. 228. Vorstehender Aufsatz bildet die Einleitung zu einer quellenmäßigen Charakteristik der Person und Wirksamkeit Leo's XIII. als Papstes, die voraussichtlich heute noch erscheinen wird. D. Red.

Zeit habe er stets das wärmste Interesse für das so intelligente und arbeitsame katholische Volk Englands bewahrt und nie aufgehört, sich für dessen Wohlergehen, besonders für das geistige, zu bemühen.

Als Pecci von England nach Rom kam, war Gregor XVI. schon gestorben, Pecci lernte während des Konklaves den Kardinal Mastai-Ferretti, den späteren Pius IX., kennen, und seine Thätigkeit in Belgien fand dessen vollen Beifall.

Am 26. Juli 1846 fand der feierliche Einzug Pecci's in Perugia statt. Volle 32 Jahre fast währte seine bischöfliche Wirksamkeit dort, sie deckt sich genau mit dem Pontifikat des Papstes Pius IX. Im Jahre 1853 erhob Pius IX. Pecci zum Kardinalpriester vom Titel des hl. Chrysogonus, und vollführte damit die Absicht, die Gregor XVI. schon gehabt hatte, an deren Ausführung er aber durch seinen Tod gehindert worden war. Pius IX. bot 1871 Pecci das Bisthum Frascati, eines der sogenannten suburbikarischen Bisthümer, an, um ihn nach Rom zu ziehen, Pecci lehnte es ab. Sein Kardinalsamt führte ihn zumal in den späteren Jahren seiner bischöflichen Wirksamkeit öfter und für längere Zeit nach Rom. Darum machte er 1877 seinen Generalvikar Laurenzi, der dieses Amt schon seit 1847 bekleidete, zum Bischof, übertrug ihm auf Bitten Pius' IX. die Verwaltung der Diözese Perugia und nahm selbst seinen ständigen Wohnsitz in Rom. Am 21. September 1877 ernannte dann Pius IX. Pecci zum Kardinal-Camerlengo, der während der Erledigung des päpstlichen Stuhls bis zur Wahl des neuen Papstes die Verwaltung des verwaisten Amtes zu führen hat. Am 20. Februar 1878 endlich bestieg Pecci selbst als Leo XIII. den am 7. Februar 1878 durch Pius' IX. Tod erledigten päpstlichen Stuhl.

Das Bischofsamt Pecci's ist das genaue Abbild seines Pontifikats, darum liegt der Schlüssel zum rechten Verständniß der Thätigkeit Leo's XIII. als Papst in der rechten Kenntniß seiner bischöflichen Amtsthätigkeit, in der Würdigung der Seiten seines Charakters und der religiösen und politischen Anschauungen, die er da bekundete und bethätigte.

Wie aber sein Episkopal geistig die Grundlage bildet für seinen Pontifikat, so ist er selbst die logische Fortführung der Gedankenrichtung und religiösen Welt, in der Pecci aufwuchs.

Was wir in seiner Jugend im Keime sehen, was er gelehrt, was ihm eingepflanzt wurde, das entfaltet sich während seines bischöflichen Amtes, kommt in seiner und den benachbarten Diözesen zur Geltung, bis es in ihm als dem Papst über die ganze katholische Kirche herrschte.

Für die Gewinnung eines richtigen Bildes der Person und Thätigkeit Pecci's als Bischof und um gleicherweise uns von blinder Verehrung einerseits, wie von rein subjektiver Beurtheilung und leerem Raisonnement andrerseits freizuhalten, haben wir eine authentische Quelle, deren Objektivität und Werth für die Beurtheilung Pecci's außer allem Zweifel steht. Wie für seine Jugendzeit seine Briefe vorhanden sind, wie wir die Ziele und Ideale des Papstes Leo XIII. am sichersten aus seinen Rundschreiben, Ansprachen u. dgl. schöpfen, so ist die Summe der Gedanken und Ziele, die Pecci als Bischof bewegten, die er auf den verschiedensten Gebieten zur Ausführung brachte oder zu bringen suchte, niedergelegt in der Sammlung seiner bischöflichen Hirtenbriefe und Erlasse. (Scelta di atti episcopali del cardinale Gioacchino Pecci, arcivescovo vescovo di Perugia ora Leone XIII. sommo Pontefice. Roma 1879.)

Einzelne seiner Hirtenbriefe waren vorher schon herausgegeben worden, so besonders die drei aus den Jahren 1876, 1877 und 1878. „Die Kirche und das 19. Jahrhundert", „Die Kirche und die materielle Kultur", „Die Kirche und die sittliche Kultur" (deutsch unter dem Titel „Kultur und Kirche", übersetzt von Giesen und Eiz, Mainz 1878). Die Erhebung Pecci's zum Papst, das gesteigerte Interesse, das man diesem Mann und seiner bisherigen Wirksamkeit zuwendete, brachten es mit sich, daß Leo XIII. selbst auf Bitten durch zwei seiner Geheimkämmerer eine Auswahl aus den bischöflichen Aktenstücken veranstalten ließ, die entweder hervorragende doktrinelle Bedeutung oder religiösen und sozialen Nutzen haben, oder die Kirche gegen die Angriffe ihrer Feinde vertheidigen, während die anderen Aktenstücke von geringerer Bedeutung weggelassen sind. Es sind einzelne Akte seiner Person, Homilien, Edikte, Briefe, Institutionen, Dekrete, Hirtenbriefe, theils sind es Kollektivakte in Gemeinsamkeit mit den übrigen Bischöfen Umbriens. Diese letzteren haben alle Bezug auf die politische Umwälzung in Umbrien im Jahre 1860, auf die Losreißung dieser Provinz vom Kirchenstaat und ihre Einverleibung in das neue italienische Königreich. Zu diesen Akten kommen noch die Beschlüsse der 1849 zu Spoleto gehaltenen umbrischen Provinzialsynode, die zum guten Theil Pecci's Geist athmen und sein Werk sind.

Diese Sammlung ist die Hauptquelle für die folgende Schilderung, und zwar in der Weise, daß alles was zur Charakteristik der Ideen Pecci's und ihrer praktischen Durchführung beigebracht ist, auf dem direkten Wortlaut der Quellen beruht und nichts angeführt ist, für dessen Wortlaut nicht die entsprechende Stelle des italienischen Originaltextes nachzuweisen wäre. So redet also eigentlich immer Pecci selbst.

Es liegt naturgemäß nicht in der Absicht der Darstellung, jeden einzelnen Hirtenbrief, auch da, wo er nur eine in wirkungsvoller und guter Sprache gehaltene pastorale Ermahnung ist, die sich in frommen Wendungen und geistlichen Phrasen bewegt und nur Hebung der Frömmigkeit ohne besondere Nebenzwecke im Auge hat, für die Darstellung zu verwenden. Es kommt vielmehr darauf an, alles das aus ihnen herauszuziehen, was zur Charakteristik und Beleuchtung Pecci's in dem von ihm selbst ausgehenden Licht seiner authentischen Auslassungen dienen kann.

Der Hauptbiograph Leo's, O'Reilly, (Leo XIII., deutsche Ausgabe, Köln 1887, zweite Auflage, 1892 bes. von Weinand), benutzt zur Darstellung auch ein „authentisches Manuskript, das dem Verfasser aus dem Vatikan anvertraut wurde", und de Waal (Leo-Buch, Münster 1887) führt an einer Stelle „eine von Sr. Heiligkeit selber geschriebene Notiz" an, die er einsehen durfte. Diese Quelle in der Fassung, wie O'Reilly sie bietet, wird hauptsächlich zur Feststellung der Thatsachen dienen, die den geschichtlichen Rahmen bilden, in den sich das Bild Leo's einfügen läßt. Ob dieses Manuskript indeß, wenn es mit der Vorlage de Waals identisch ist, vom Papst selbst stammt, ist zweifelhaft, da Leo XIII. darin an verschiedenen Stellen starkes Lob gespendet ist. Jedenfalls ist es aber gleichfalls eine durchaus authentische Quelle.

Bei der folgenden Darstellung brauchen wir nun nicht, wie es Leo's Biograph, O'Reilly, gleichfalls nicht gethan hat, nach Jahren fortlaufend die verschiedenen Seiten seiner Thätigkeit zu schildern. Wir können vielmehr die einzelnen Thätigkeitsgebiete für seinen ganzen Episkopat zusammenfassen. Es zeigt sich eben, was uns schon aus seiner Jugend bekannt ist, daß Pecci von früh auf durch die jesuitische Erziehung in eine bestimmte Bahn gebracht wurde, die er nicht mehr verließ. Er hat mit den Jahren, den größeren Anforderungen, der Erweiterung seiner Arbeitsthätigkeit entsprechend, wohl auch seine Meinungen naturgemäß erweitert, er hat größeren Ueberblick bekommen, aber die Prinzipien, von denen er ausging, waren stets dieselben, darin hat er seine Jugendschulung nicht verleugnet. Er hat so, um das anzuführen, am Ende seines Lebens genau

Digitized by Google

so über Thomas von Aquin geurtheilt wie als Student, er hat als Greis die gleichen Schlagwörter gegen die Liberalen gebraucht, wie als junger Mann, er war als Papst derselbe Opportunitätsmann und Accommodationspolitiker wie als Bischof. Er hat sich nicht geändert; was er als Student gelernt hat, wendete er als Bischof an und auch als Papst blieb er im geistigen Bann der ihm von Jugend an eingepflanzten Ideen.

Das Endziel seines gesammten 32jährigen Wirkens in Perugia ergibt sich aus seiner Stellung als Bischof eines auch politisch dem päpstlichen Stuhl unterworfenen, oder wenigstens von diesem später beanspruchten Landes und war folglich: ein dem römischen Stuhl kirchlich und politisch ergebenes Land zu erhalten, oder, wie das bei ihm, seiner jesuitischen Bildung entsprechend, ausgedrückt ist: die größere Ehre Gottes.

Dabei zerfällt die Zeit seiner bischöflichen Amtsführung in Verfolgung dieses Endzieles in zwei Hälften, deren jede einzelne Pecci die Amtsaufgabe in besonderer Weise nahelegte.

In den ersten 14 Jahren seines Wirkens, von 1846 bis 1860, bis zur Losreißung Umbriens vom Kirchenstaat, mußte es seine Aufgabe sein, das gegen das Papstthum immer zu Aufständen und Revolution geneigte Land möglichst vor wirklichem Aufruhr zu bewahren, auch politisch in Ergebung gegen Rom zu erhalten und es gewissermaßen auch vorzubereiten auf den Sturm, den er als kluger Politiker über den Kirchenstaat hereinbrechen sah. Daher die ständigen Klagen in seinen Hirtenbriefen über den schlechten Geist der neuen Zeiten, über die modernen Ideen, über die heutige fast allgemeine Sinnesverderbtheit, wie er schon 1849 sagte, von der er seine Gläubigen frei zu halten suchte. Darum gab er sich auch Mühe, nach den Tumulten und Aufständen der Jahre 1846 und 1848/49 persönlich einzugreifen, um die üblen Folgen dieser Revolten in der Stadt abzuwehren, dadurch sich den Dank des Volkes zu sichern und größere Anhänglichkeit an das päpstliche Regiment zu erzeugen. In demselben Ideengang stellt er darum oft in seinen Hirtenbriefen, sowie in seinen Instruktionen an die Pfarrer als von ihnen in der Predigt auszuführen, den Gedanken hin, daß die öffentlichen Unglücke, wie Hungersnoth und ähnliches, die Strafe des bisher so langmüthigen Gottes für die Zügellosigkeit der Zeiten und dergleichen seien. Die logische Schlußfolgerung daraus ist natürlich, auch wenn Pecci das nicht immer sagt, daß durch Rückkehr zur wahren Religiosität, d. h. Unterwerfung unter den hl. Stuhl, das Volk solcher Geißel Gottes eher und sicher entgehen würde.

Anders stellte sich seine Aufgabe dar, nachdem 1860 Umbrien dem italienischen Königreich einverleibt und für den römischen Stuhl in politischer Hinsicht endgültig verloren war. Die neue Regierung führte sofort verschiedene Gesetze ein und erließ Verordnungen, deren Geist in tiefstem Widerspruch zu den Regierungsgrundsätzen des päpstlichen Regiments stand. Gegen diese Neuordnung der Dinge mußte Pecci fort und fort protestiren, die Neugründung des italienischen Einheitsstaates immer nur als Revolution ansehen, und er that das auch.

Konnte er politisch seine Diözese nicht mehr für das Papstthum retten, so mußte er wenigstens seinem Amt gemäß seinen Gläubigen möglichst die Beurtheilung und Bewerthung der geschehenen Veränderung beibringen, die er selbst in sich hatte. Zugleich mußte er trachten, die Sympathien für das Papstthum und die religiöse Anhänglichkeit des Volks an den römisch-katholischen Glauben zu stärken. So sind die Hirtenbriefe und Erklärungen der Jahre 1860 bis 1878 eine fortlaufende Klage über den am Papstthum geschehenen Raub und über die Gefahren und das Verderben, das durch die neue politische Ordnung und ihre Gesetze dem Volke drohe.

Die Art seiner bischöflichen Amtsführung war bedingt durch die theologischen Anschauungen und allgemeinen religiösen Begriffe, die in ihm lebten. Diese aber waren wieder das Resultat der Erziehung, die er in kirchlicher Frömmigkeit, vom Mutterhause und der frühesten Kindheit angefangen, wie in kirchlicher Wissenschaft und theologischer Schulung bei den Jesuiten empfangen hatte. Bei den Jesuiten hatte er also seine ganze kirchlich-theologische Schulung, seine theologische und philosophische wissenschaftliche Ausbildung erhalten. Von seinem achten Lebensjahr an waren sie seine Lehrer und Leiter für die ganze Lebensbahn. Die Norm aber, nach der er bei ihnen ausgebildet wurde, war das Lehrsystem des hl. Thomas von Aquin. Der war ihm oberster Führer in dem ganzen Gebiet der Theologie und Philosophie, ihn führt er in seinen Hirtenbriefen immer als Autorität, als Muster theologen an, sei es, daß Thomas die katholische Lehre in Theologie und Philosophie vorträgt, sei es, daß er sie gegen die stolze Wissenschaft und die umstürzlerischen Ideen der Neuzeit vertheidigt, denn Niemand, sagt Pecci, hat die gegen die Feinde unsres hl. Glaubens gerichteten, auch den sprödesten Verstand überzeugenden Beweise kürzer und einschlagender dargelegt als der hl. Thomas von Aquin. Wir werden später sehen, daß er seiner Verehrung und Bewunderung für den „Engel der Schule" in seiner bischöflichen Amtsthätigkeit die entsprechende praktische Form gegeben hat.

Ein besonderes Bedürfniß nach geistiger Freiheit und Unabhängigkeit, nach einem christlich theologischen Streben, das über die engen Schranken des ihm aufoktroyirten thomistischen Lehrsystems hinausgegangen wäre, hatte Pecci als Student nie gezeigt, er offenbart es auch als Bischof nicht und wünschte es sichtlich auch nicht bei seinen Klerikern.

Der Begriff von Glauben, der aus solcher theologischer Schulung resultiren mußte und wie er ihn auch in seinem Hirtenbrief über den Glauben im Jahre 1873 lehrt, war der des starren, absoluten Autoritätsglaubens, der demüthigen Unterwerfung des eigenen Intellekts unter die Wahrheit, des blinden Sichbeugens unter das Gebot der Kirche, ohne weiter zu fragen, warum ist dieses Gebot, worin hat es seine innere Begründung. Wir werden das weiter unten noch sehen. Der praktische Grundsatz, der als Leitmotiv für die ganze Stellung des Menschen zum Glauben der römischen Kirche sich ergibt, lautet da, wie ihn Pecci in seinem Hirtenbrief über die göttliche Prärogative der katholischen Kirche im Jahre 1867 ausspricht, da wo er die Kirche gegen den Einwand ihrer Gegner, sie wende Zwang an zur Annahme ihrer Lehre, vertheidigt: man muß die römische Kirchenlehre als wahr annehmen, weil sie wahr ist.

Von diesem seinem Grundprinzip aus ergibt sich seine durchaus dogmatische Betrachtungsweise aller Fragen, die sich durch alle Hirtenbriefe hindurchzieht. Die Vorrede zu der Sammlung seiner Hirtenbriefe rühmt mit Recht seine tiefe Gelehrsamkeit in der spekulativen Wissenschaft der Kirche, aber sie vergißt, hinzuzusetzen, daß dieser spekulativen, dogmatischen Betrachtungsweise, die von einer als absolute Wahrheit angenommenen Voraussetzung ausgeht, die keines weiteren Beweises mehr bedarf, bei Pecci nicht das Korrektiv einer gründlichen geschichtlichen Bildung, der Kenntniß der Entwicklung der katholischen Kirche und des Papstthums, und selbst wenn Pecci diese besaß, dann sicher nicht das historische Verständniß für die Bedeutung dieser geschichtlichen Entwicklung zur Seite stand. Das Dogma hat auch bei ihm in seinen Anschauungen die Geschichte überwunden, daher kommen bei ihm alle die falschen dogmatischen Konstruktionen, die dogmatischen Theorien, die mit dem Mantel absoluter Wahrheit umkleidet sind und die nicht im einzelnen mehr widerlegt zu werden brauchen von dem, der ihre gemeinsame Basis als solche für falsch und unwissenschaftlich erkannt hat.

Zu diesen streng und korrekt römisch-jesuitischen theologischen Anschauungen paßt auch seine intensive Frömmigkeit. Es war gleichfalls nicht nur die spezifisch katholische, kirchliche Frömmigkeit, sondern sie hat den Zug jesuitischer Bigotterie, die nach neuen Formen der äußeren Gottesverehrung sucht. So genügte ihm, dem Jesuitenzögling, nicht mehr die einfache Liebe zu Jesus, die Hingabe an den Erlöser dafür, daß der Christ rechtschaffen lebe, sondern die Quelle aller sozialen Tugenden ist für ihn die Verehrung des heiligsten Herzens Jesu. Ebenso war er begreiflicherweise von Klein auf ein hervorragender Verehrer der Jungfrau Maria, deren Schutz der Mensch nach seiner Anschauung in allen Lebenstagen anrufen muß. Aber Pecci ging auch hier über das Maß der traditionellen Marienverehrung der katholischen Kirche hinaus und machte sich zum Vertreter jesuitischer Neuerungen. Auf dem Provinzialkonzil zu Spoleto, dessen geistig Haupt er sicher war, begnügte er sich darum nicht nur, als einleitenden Satz aller Verhandlungen die möglichste Förderung des Kultus der hl. Jungfrau, der Vertilgerin aller Häresien in der Welt, auf das angelegentlichste zu empfehlen. Er und seine mit ihm auf dem Konzil vereinigten umbrischen Mitbischöfe nahmen auch schon 1849 die neue Lehre von der unbefleckten Empfängniß Mariä an und vertheidigten sie als frommen Glauben aller Gläubigen, der der Lehre der hl. Schrift und der göttlichen Ueberlieferung entspreche, offenbar ohne genügende Kenntniß der verworrenen theologischen Streitigkeiten über die unbefleckte Empfängniß und des Umstands, daß selbst Päpste sich gegen ihre Definition erklärt hatten, und sie wünschten damals schon die Dogmatisation dieser Lehre. Gleichfalls seiner theologischen Schulung entsprach es, daß Pecci, da er 1873 seine Diözese der hl. Jungfrau weihte, diese, allerdings entgegen der altchristlichen Lehre, aber umsomehr in Uebereinstimmung mit den modernsten Theorien zur Depositarin des gesammten Erlösungsverdienstes Jesu machte, deren Vermittelung Jeder zur Erlangung himmlischer Gnade bedürfe, und er geht so weit, daß er für Maria auch die moderne Bezeichnung „Miterlöserin" gebraucht.

Seine Mutter Anna Prosperi-Buzi hatte dem dritten Orden des hl. Franziskus angehört und hat ihm wohl von klein auf die Neigung zu diesem eingeflößt. So sehen wir, daß Pecci vor Antritt seines Bischofsamts eine Wallfahrt nach Assisi macht und dort für die Uebernahme des bischöflichen Hirtenamts Kraft sucht. Diese Vorliebe für den dritten Orden des hl. Franziskus blieb ihm; im Jahre 1872 ließ er sich selbst in ihn aufnehmen, 1875 wurde er zu seinem Protektor vom Papst Pius IX. ernannt, und er gab sich auch viele Mühe, den dritten Orden in seiner Diözese einzuführen, zumal ja der hl. Franziskus in Umbrien selbst gelebt hatte.

Die ganze geistige und religiöse Atmosphäre, in der er sich bewegte, ist die der sonderbarsten und weitgehendsten Wundersucht und entsprechenden Wunderglaubens. So ließ Pecci im Jahre 1853 in andauernder Regenzeit, um Sonnenschein zu erlangen, eine feierliche Prozession veranstalten, in der der Brautring der sel. Jungfrau Maria feierlich um die Stadt herumgetragen wurde, unter ständiger Anrufung Maria's um Aenderung des Wetters. Und richtig brach bei dem Segen, den Pecci mit der kostbaren Reliquie ertheilte, die Sonne durch die finsteren, drohenden Wolken und der ersehnte Umschlag des Wetters war da.

Der zur richtigen Beurtheilung von Pecci's Person und seinem Wirken wichtigste Einzelbegriff seiner theologischen Anschauungen, aus dem alle anderen mehr oder weniger sich ergeben, der Kern seiner Theologie, der in Betracht zu ziehen ist, weil er den Maßstab für sein ganzes praktisches Verhalten gibt, ist seine Anschauung über die Kirche.

Die Kirche, ihre göttlichen Vorrechte, ihre Stellung in der Welt und über der Welt, ihre Aufgabe, an der materiellen und moralischen Kultur der Menschen mitzuarbeiten, ihre weltliche Herrschaft, die Pflichten der wahren Katholiken gegen sie, sind Lieblingsthemata, über die Pecci seine bedeutendsten Hirtenbriefe geschrieben hat und auf die er in jedem Hirtenbrief immer wieder zurückkommt. Sie sind, wie gesagt, die Grundlage seiner ganzen Thätigkeit, und für die Beurtheilung seiner bischöflichen wie päpstlichen Wirksamkeit ist ein genaueres Eingehen auf seine Anschauungen über die Kirche nothwendig. Indeß brauchen da die rein theologischen Begriffsbestimmungen der Kirche, die theologische Kennzeichnung ihrer Merkmale als der einer heiligen katholischen und apostolischen, nicht genauer und ausführlicher klargelegt zu werden; hauptsächlich jene Seite der Anschauungen Pecci's ist hier zu betonen und klarzustellen, die sich auf die Stellung der Kirche in der Welt bezieht.

Gerade hier, sei im allgemeinen vorausbemerkt, kommt Pecci's dogmatische, ungeschichtliche Betrachtungsweise mit ihren ganzen weittragenden Folgen am meisten zur Geltung.

Der Grundbegriff, den Pecci über die christliche Kirche hat und den er lehrt, ist durchaus der modern jesuitische. Der „Römische Katechismus", der auf Grund eines Beschlusses des Trienter Konzils als Handbuch für den katechetischen Unterricht des Klerus verfaßt und 1566 von Pius V. veröffentlicht, in der römischen Kirche nach allgemeiner Lehre unter den Symbolischen Büchern, beziehungsweise den abgeleiteten Quellen des katholischen Lehrbegriffs eine hervorragende Stellung einnimmt, hatte die Kirche noch erklärt als das gläubige Volk, das über den ganzen Erdkreis zerstreut sei. Pecci aber lehrt in dem Hirtenbrief des Jahres 1864 „über die gegenwärtigen Irrthümer gegen die Religion und das christliche Leben" ganz den jesuitischen Begriff: Christus habe seine Kirche gegründet in Form einer vollkommenen und sichtbaren Gesellschaft, mit ihren Leitern und Hirten, mit ihren Gesetzen, mit ihrem Opfer, mit ihren Sakramenten, mit ihrem Kultus. Die Gewalt, diese Gesellschaft zu leiten mit all den dazu nothwendigen Handlungen gab Christus nicht jedem seiner Jünger im einzelnen, auch nicht zusammen der ganzen Gemeinschaft der Gläubigen in Form einer Demokratie. Sein unmittelbares Werk ist die Einsetzung eines sichtbaren Stellvertreters in der Person Petri und des Apostolates der Zwölf. Mit dieser Hierarchie steht und fällt die Kirche. In dem Hirtenbrief des Jahres 1869 über das bevorstehende ökumenische vatikanische Konzil unterscheidet er in dieser Gesellschaft der Kirche zwei Stände, den einen, der zum Herrschen, den andern, der zum Gehorchen berufen ist. Nur der erstere Stand, dem die Leitung der Kirche anvertraut ist, die Hierarchie, besitzt gesetzgebende Gewalt, weder der zweite Stand, noch auch die ganze Gesellschaft. Die Theilnahme von Laien an Synoden, seien sie auch mit der höchsten Würde bekleidet, lehnt also Pecci von vornherein ab. Ein ökumenisches Konzil ist ihm die Versammlung der Bischöfe des katholischen Erdkreises, die sich auf den Ruf und unter dem Vorsitz des römischen Papstes vereinigen, um über Gegenstände des Glaubens und der Sitte zu verhandeln und zu entscheiden und die nach dem Bedürfniß der Zeiten geeignete Disciplinargesetze erlassen.

Hier in diesem Hirtenbrief zeigt er gegen spätere Jahre, da das vatikanische Konzil auch seine Anschauungen korrigirte, noch eine kleine Spur von liberaler Anschauung, da er die Bischöfe doch noch mit dem Papst gemeinsam verhandeln und entscheiden läßt. Nach 1870 fällt diese Aufgabe allein dem Papst zu. Diese Kirche ist in ihrem Wesen unzerstörbar, sie kann niemals dem Verderben oder Aenderung ihres Wesens unterliegen. Sie hat die volle geoffenbarte Wahrheit und hat diese stets unverfälscht bewahrt. Jeglicher

Art von Angriffen ausgesetzt, von jenen der blutigen Verfolgungen angefangen bis zu denen der Satire und des Spottes, ist sie aus allen Stürmen hervorgegangen, ohne auch nur das kleinste Theilchen der von ihr vertheidigten Fahne eingebüßt oder auch nur das Geringste von dem ihrer Obhut anvertrauten Glaubensschatz verloren zu haben. Man kann letzterer Bemerkung Pecci's auch als nichtrömischer Christ vollkommen und aufrichtig beipflichten und sagen, daß sie im Gegentheil im Laufe der Zeiten bis in die neueste Gegenwart den anvertrauten Glaubensschatz nicht nur nicht verringert, sondern um ein Beträchtliches vermehrt hat und fortwährend noch vermehrt. Heiden, Mohammedaner, Apostaten und Häretiker gehören nicht zu dieser auserwählten Gesellschaft. Die Kirche ist nur eine. Obschon es neben ihr auch schismatische und häretische religiöse Gemeinschaften gibt, welche sich rühmen, die übernatürliche Ordnung bewahrt zu haben, so haben sie sich doch getrennt von dem Fundament und Zentrum der Einheit und bilden darum nicht die wahre Kirche. Pecci bekundet in diesem Ausspruch wieder durchaus seine dogmatische Betrachtungsweise, aber keine sonderliche Kenntniß der Geschichte der orientalischen Kirchen, die ja genau genommen älter sind als die römische. Nur die römische genießt den Ehrennamen „Kirche", die anderen religiösen Genossenschaften sind ihm Konfessionen oder Sekten.

In dieser Begriffsbestimmung liegt der dogmatische Grundfehler, in den Pecci immer verfällt: die Gleichsetzung der Religion Christi mit der modernen römischen Kirche, die Gleichsetzung von übernatürlich-göttlicher Stiftung und menschlich-natürlicher Entwicklung, inbegriffen alle die falschen Richtungen, die diese Entwicklung eingeschlagen hat. Katholischer Kultus ist ihm stets gleich mit Religion Christi. In allen Tonarten kehrt diese Gleichsetzung, das πρωτον ψευδος seines Kirchenbegriffes, wieder und wird zu praktischen Folgerungen verwendet. Die Gebote, auch die kleineren, der katholischen Kirche, die ja wechseln und oft geändert wurden, erscheinen als Gebote Gottes und Christi, und ihre Verletzung ist Verletzung Christi, wie auch für Pecci der Uebergang vom göttlichen Urheber der Kirche zu seinem Stellvertreter sich ganz spielend vollzieht, als ob die Beiden einander ganz gleich seien.

Das Christenthum ist eben in seiner ganzen Reinheit nur in der katholischen Kirche erhalten, darum ist Christenthum dasselbe wie Lehramt der Kirche. Die Folge davon ist, daß jeder Angriff auf die katholische Kirche, ihre Hierarchie und ihren Klerus oder eine ihrer Einrichtungen, die man reformiren möchte, als direkter Angriff auf das Wesen des Christenthums selbst, als Angriff auf Gott und Christus erscheint. So erklärt sich die heftige leidenschaftliche Sprache, mit der Pecci diese Angriffe abwehrt, so erklärt es sich, daß ihm antirömisch und antichristlich identisch sind und er, wie wir gleich sehen werden, die Protestanten stets im Bunde mit den Atheisten nennt. Durch seinen falschen Kirchenbegriff und seine rein dogmatische Betrachtungsweise hat aber Pecci ganz die Fähigkeit zu ruhiger Beurtheilung der Fragen verloren.

Allerdings tritt er manchmal in so heftiger Weise, mit einem so ausgesuchten Material von Schimpfwörtern gegen jede Richtung auf, die sich gegen irgend etwas in der römischen Kirche erklärt, daß man sich manchmal fragt, ob das wirklich seine, des doch in der Theologie gut Unterrichteten aufrichtige Ueberzeugung ist, oder ob das nicht vielleicht wider bessere Erkenntniß façon de parler ist, weil man für die Masse der Gläubigen, damit sie das bleiben, zugkräftige Schlagwörter gebraucht.

Die Kirche ist rein göttlichen Ursprungs. Sie ist keine menschliche Institution, auch nicht Theil eines politischen Aufbaues, obwohl bestimmt zum Wohl der Menschen. Sie hat ihre Existenz direkt von Gott, desgleichen ihre Konstitution und die nothwendigen Eigenschaften, die sie zur Erreichung ihres Ziels auf Erden braucht. Letzteres ist gleichfalls rein übernatürlicher Art.

Von der größten Bedeutung ist dann die Folgerung, die Pecci daraus zieht: auf göttlicher Einsetzung mit ihrer eigenen Hierarchie beruhend, ist die Kirche naturgemäß unabhängig vom Staat. Nur Anmaßung der weltlichen Gewalt ist es also, wenn sie das Recht beansprucht, ihren Fuß hineinzusetzen in das Heiligthum und ihre verwegene Hand auf Dinge zu legen, welche nur die Kirche angehen, die eine vollkommene und von der weltlichen Gewalt unabhängige Gesellschaft ist und deren Leitung der menschgewordene Sohn Gottes seinem Stellvertreter und den Bischöfen anvertraut hat, die von dem hl. Geist gesetzt wurden, die Kirche zu regieren. Durch ihren göttlichen Ursprung, ihren Endzweck, ihre Konstitution ist die Kirche eine höchste Einrichtung, die von keiner weltlichen Macht abhängt, die einer Rechenschaftslegung vor Menschen und einer Reform durch diese weder unterstehen kann noch darf. Das ist das Leitmotiv, der Grundton, den Pecci allen neuen Kirchengesetzen gegenüber anschlägt: die Kirche darf nicht durch Annahme dieser Gesetze zur Magd des Staats herabsinken, darf nicht ihre göttliche Sendung nach den niederen Gesichtspunkten der weltlichen Politik einrichten und ihr unterwerfen.

Aus diesem göttlichen Ursprung der Kirche und ihrem Zwecke folgt für Pecci nothwendigerweise mit der vollen Unabhängigkeit der Kirche auch die Freiheit des Kirchenstaates, das Bestehen der weltlichen Macht der Kirche. Die Kirche hat die Verfolgung der höchsten Ziele, die es überhaupt gibt, sagt Pecci 1860 in seinem Hirtenbrief über die weltliche Macht des hl. Stuhles, da wäre es doch absurd, wenn der, der die höchsten Zwecke verfolgt, dem untergeben sein sollte, der niederere, dem höchsten nachstehende Zwecke verfolgt, die allein dazu helfen, den höchsten Zweck zu erreichen. Es wäre Unordnung, wenn der Architekt des Baues den Handwerkern, seine ganze Arbeit ihren besonderen kleinen Arbeiten unterstehen sollte, oder wenn der kommandirende General den niederen Offizieren gehorchen müßte. So wie der Endzweck den Mitteln zu seiner Erreichung nicht nachstehen darf, genau so ist das Verhältniß zwischen der Kirche und dem Staat. Die weltliche Gewalt des Papstes ist kein Dogma des Glaubens, aber sie ist durchaus nothwendig für die ungehinderte und freie Ausübung des geistlichen Regiments der Kirche. Das ist die Quintessenz, die in mannichfachen Redensarten unter allen möglichen Begründungen widerkehrt. Der Gang der Geschichte seit 1870, Pecci als Leo XIII. hat selbst seine Ausführungen jenes Hirtenbriefes Lügen gestraft; durch seine eigene Wirksamkeit hat er gezeigt, wie der Papst auch ohne Kirchenstaat die geistliche Leitung der katholischen Kirche frei und ungehindert ausüben und diese zu immer neuen Triumphen führen kann. Der Geschichtskenntniß und Geschichtsbetrachtung Pecci's entspricht es wiederum, wenn er die großen Schenkungen, die weiten Besitzungen, die Akte der bürgerlichen Gerichtsbarkeit, die die römischen Päpste ausübten, bis in die ersten Jahrhunderte unsrer Zeitrechnung zurückreichen läßt. Desgleichen wenn er den Kirchenstaat zu allen Zeiten das erhabene Athenäum der Wissenschaften und schönen Künste, den Quell der Zivilisation und Weisheit für alle Nationen sein läßt.

Digitized by Google

Neue biologische Forschungen.[1])

Die moderne Wissenschaft plagt sich viel damit ab, die sogenannten „vitalen" Prozesse, d. h. die spezifischen Lebenserscheinungen, auf rein mechanische und chemische Vorgänge zurückzuführen. Sie hat aber damit wenig Glück gehabt. Was dabei herauskommt, ist eine Unsumme von Hypothesen, die zu ihrer detaillirten Erklärung neuer Hypothesen bedürfen u. s. w., so daß unsre Erkenntniß, statt sich zu klären, in ein wahres Urwalddickicht von Annahmen und Widersprüchen geräth. Vorurtheilsfreie Forscher stellen sich dabei wohl die Frage, ob diese deprimirenden und stets wiederkehrenden Mißerfolge ihren Grund nicht vielleicht etwa in einer prinzipiell unrichtigen Formulirung des ganzen Problems haben — denn trotz gegentheiliger Behauptung ist es doch ein rein willkürliches, apriorisches, wissenschaftliches Dogma, daß die vitalen Prozesse nur eine Summe chemischer und mechnischer Energieäußerungen seien. Jene Forscher aber, welche in der Feststellung des mechanistischen Prinzips das alleinige Heil der theoretischen Naturwissenschaft wittern, machen stets wieder neue Versuche, denselben steilen Boden zu bebauen. Auch das vorliegende Werk stellt einen solchen Versuch dar, aber es läßt sich nicht leugnen, daß dasselbe einen Fortschritt bedeutet und vielleicht — wenn auch in etwas anderem Sinne, als er dem Verfasser vorschwebt — eine wirkliche, tiefere wissenschaftliche Erkenntniß anzubahnen vermag. — Bei der Reichhaltigkeit des behandelten Stoffes ist es an dieser Stelle unmöglich, einen genügenden Auszug zu geben. Es kann nur ein allgemeiner Hinweis auf den Kernpunkt der Theorie und ihre mögliche wissenschaftliche Bedeutung versucht werden. Im übrigen muß auf das Buch selbst verwiesen werden.

Der Verfasser geht, wie ja nach die meisten unsrer Physiologen, natürlich von der Annahme der molekularen Struktur der Materie aus. Wer heutzutage nach die Prinzipien und Errungenschaften der Erkenntnißkritik ignoriren zu dürfen glaubt und mithin die Atomistik und Molekulartheorie als berechtigtes wissenschaftliches Fundament betrachtet, wird an dem vorliegenden Buche vielleicht durchweg seine Freude haben. Aber auch für die von der Erkenntnißkritik allein berechtigte dynamische Naturerklärung — für welche es weder die unbeweisbare Hypothese der Atome und Moleküle, noch den dogmatischen Lehrsatz von der mechanischen Natur der vitalen Kräfte gibt — sind die Ausführungen des Verfassers und speziell der Grundgedanke desselben der Beachtung werth. — Die ersten Kapitel, welche eine gewissenhafte und eingehende Kritik der bisher existirenden „Lebenstheorien" enthalten, sind an sich schon wissenschaftlich hoch verdienstlich. Der Verfasser weist in denselben die Unzulänglichkeit aller dieser Theorien nach, so speziell jener, welche den Organismus als eine „Wärmemaschine" betrachtet wissen will, ferner der Theorie der Isodynamie der Nahrungsstoffe, der osmatischen, der Gährungs- und Fermenttheorie, der elektrodynamischen und der molekular-physikalischen Theorie. Namentlich die Zurückweisung der letztgenannten Theorie, welche nach in vielen Köpfen herumspukt und in der Annahme gipfelt, das Wesen der vitalen Erscheinungen beruhe auf Schwingungen der Moleküle, ist im Interesse ernsthaften Denkens sehr erfreulich. — Der Verfasser selbst geht von dem Grundgedanken aus, daß der Stoffwechsel zweifellose Grundbedingung aller Lebenserscheinungen ist, daß aber nicht nur die krankhaften, sondern auch die physiologischen Reize ihre Wirkung dadurch entfalten, daß sie Theile der lebenden protoplasmatischen Substanz zerstören und in todte Zerfallsprodukte verwandeln. Dann müßte weiter die Erhaltung und Wiederherstellung der Reizbarkeit auf dem Wiederaufbau der zerstörten Protoplasmatheile beruhen, und die Funktion der Nahrung bestünde nicht mehr darin, daß sie bei ihrer Zersetzung dem Organismus ihre chemischen Spannkräfte zur Verfügung stellt, sondern in ihrer Fähigkeit, die durch die vitalen Reize eingerissenen Protoplasmatheile zu regeneriren. Das Leben im allgemeinen und seine mannichfaltigen Erscheinungsformen müßten sich daher in Aufbau und Zerfall der assimilationsfähigen und reizbaren Substanz auflösen lassen. Die Durchführung dieses Gedankens ist die Aufgabe des ziemlich umfangreich geplanten Werkes.

Der Hauptgedanke der Theorie besteht demnach darin, daß alle für die Lebenserscheinungen maßgebenden Vorgänge im Protoplasma selbst sich abspielen müssen (Metabolismus), daß nur solche Stoffe und in solchem Grade Nahrungswerth für den Organismus besitzen, welche und insoweit sie sich an dem Aufbau des Protoplasmas betheiligen, und daß ebenso nur jener Kräfteaustausch als Quelle für das Entstehen vitaler Prozesse in Betracht kommt, welcher bei dem nach dieser Theorie stetig vor sich gehenden Aufbau und Zerfall des Protoplasmas stattfindet. Dies gilt natürlich für alle vitalen Prozesse, Wachsthum, Reizbewegung ꝛc. Diese Theorie gewinnt schon von vornherein hohe Berechtigung durch den Umstand, daß sie alle „lebenerzeugenden" Prozesse in das Protoplasma, das uns ja als der materielle Träger der Lebenserscheinungen bekannt ist, verlegt. — Der Verfasser ergeht sich dann in ausführlichen Muthmaßungen über die molekulare Struktur des Protoplasmas — Dinge, die allerdings für die theoretisch-kritische Forschung (im Gegensatze zur hypothetisch-dogmatischen) ohne Werth sind, da diese der Atom- und Molekulartheorie als solcher überhaupt keine theoretische Berechtigung zuschreiben kann. Aber auch dieses minderwerthigen materialistischen Gewandes beraubt, behält der Gedanke des Verfassers seine wissenschaftliche Bedeutung; jener, vom Verfasser angenommene, im Protoplasma des Organismus ununterbrochen sich vollziehende Kräfteaustausch (Transformation von Energien), der für unsre Vorstellung materiell als ständiger Aufbau und Zerfall des Protoplasmas in Erscheinung treten müßte, könnte ja in der That unerläßliche Bedingung für die Aeußerung der vitalen Energien sein. In diesem Falle wären letztere von diesem Kräfteaustausch abhängig und müßten deren Aeußerungen ausbleiben, sobald (total oder allgemein) der Zustand des Organismus ein derartiger wird, daß dieser Austausch, dieser Energiewechsel nicht stattfinden kann. Es muß dann entweder theilweise Störung der Lebenserscheinungen oder ein Gesammtaufhören derselben — der Tod — eintreten. Insofern beruht dann allerdings das Leben auf diesem Kräfteaustausch, d. h. er ist seine unerläßliche Bedingung. Hingegen wissen wir dann trotz allem noch gar nichts darüber, welchen Transformationen dabei die in den Organismus eintretenden Energien unterliegen und ob die rein vitalen Erscheinungen nicht Aeußerungen spezifischer Energien sind, welche eben nur im Protoplasma zur Entfaltung kommen können. Denn wenn der Verfasser und mit ihm viele Andere aus der gegenwärtig errungenen Vorstellung von der Erhaltung der Kraft — (also aus der Vorstellung, daß ein Organismus keine Materie enthalten oder nach außen abgeben könne, die er nicht in irgend einer Form von außen bezogen hat, so daß die Kraftleistungen der Organismen aus keiner anderen Quelle stammen, als den von außen zugeführten lebendigen oder Spannkräften) — folgern will, daß mit dieser Vorstellung die Frage nach spezifischen vitalen Energien ea ipso gefallen sei, so ist dies logisch durchaus nicht gerechtfertigt. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft besagt nichts anderes, als daß eine Energieform aus einer oder mehreren anderen entstanden sein und wieder in solche oder noch andere sich verwandeln muß und daß dabei die Gesammtmenge an Energie unverändert bleibt, sagt aber über diese Transformationen als solche gar nichts aus. Wenn wir uns mithin heutzutage veranlaßt sehen, jenes Gesetz auch auf den Organismus zu übertragen, so bleibt damit die Frage völlig offen, ob alle in den Organismus eintretenden Energien ihre chemische und mechanische Natur beibehalten, oder ob nicht ein Theil derselben spezifisch transformirt wird (analog der Transformation von Licht in chemische Energie ꝛc.) und die spezifischen Erscheinungen der belebten Materie eben der Effekt dieser Transformation sind. Was wir in der leblosen Natur jederzeit konstatiren, die Umwandlung von Energien — das kann und wird auch für die hochkomplizirte Erscheinung des lebenden Organismus Gültigkeit haben, und mit um so größerer Wahrscheinlichkeit, als an der belebten Materie Erscheinungen zutage treten, welche der gesammten unbelebten Materie fremd sind. Diese Vorgänge sind äußerst verwickelt und entziehen sich gänzlich unsrer direkten Wahrnehmung. Daher unsre

[1]) Allgemeine Biologie. 1. und 2. Band. Von Prof. Dr. M. Nassowitz. Wien 1899. Verlag von Moritz Perles.

Unkenntniß. Wegen dieser Unkenntniß ist aber das Problem noch lange nicht aus der Welt geschafft, wie unsre zeitweilig etwas oberflächlich denkenden Materialisten vermeinen. Im Gegentheil. — Die Summe der aktalen Energien eines Organismus wäre dann ungefähr das, was die Naturphilosophen der älteren Schule mit dem etwas mysteriösen Begriffe der Lebenskraft bezeichneten. Verfasser verwirft diesen Begriff als einen transscendenten — dem Referenten will es scheinen, als sei der Begriff des Vitalismus nicht mehr und nicht weniger transscendent, als z. B. der Begriff der chemischen Affinität, ja der Kraft überhaupt. Nebenbei sei noch bemerkt, daß der Verfasser auch eine eigenthümliche, aber bei Naturforschern nicht selten auftretende Begriffsbestimmung vollzieht, wenn er nur solche Theorien beachten will, die auf der heutigen, streng „monistischen" Grundlage aufgebaut sind. Man beachte: Einerseits Stoff (Atome und Moleküle) als passive — andrerseits zwischen diesen anziehende und abstoßende Kräfte als aktive Wesenheit: Und das nennen unsre Materialisten — Monismus! Indeß wie gesagt: Von der molekular-theoretischen Ausschmückung und einigen theoretischen Einseitigkeiten befreit, eröffnet und behandelt das vorliegende Werk ein entschieden wichtiges, wissenschaftlich berechtigtes und vielleicht auch fruchtbares Problem. Die Zukunft muß darüber entscheiden.

Der zweite Band stellt eine sehr konsequente Verwerthung der theoretischen Voraussetzung des Verfassers auf die Probleme der Entwicklung und Vererbung dar. Auch dieser Theil bietet sehr viel Interessantes und Belehrendes. Ein großes Verdienst der darin enthaltenen Ausführungen liegt unstreitig in der ebenso gründlichen wie schlagenden Zurückweisung des Weismann'schen Hypothesenbaues, der an Willkürlichkeiten und Widersprüchen wohl vergebens seinesgleichen suchen dürfte. Dieser Kampf gegen die Vererbungstheorien der Weismann'schen Schule bildet, unter Heranziehung zahlreicher Beobachtungsthatsachen, den Hauptinhalt des zweiten Bandes. Die Art, in welcher der Verfasser diese Lehren ad absurdum führt, muß als völlig gelungen bezeichnet werden, und dieselbe ist nicht bloß in sachlicher Beziehung sehr verdienstlich, sondern auch deßhalb lehrreich, weil Jeder daraus ersehen muß, wohin man gelangen kann, wenn man in der Wissenschaft von dogmatischen Annahmen ausgeht und dieselben allen sonstigen Erfahrungen und Erkenntnissen zum Trotz durch dick und dünn durchbringen will. Die Weismann'schen Theorien bilden hiefür ein beherzigenswerthes, warnendes Beispiel.

Die Hauptdogmen, welche Weismann verficht und gegen welche der Verfasser mit dem Aufgebote aller empirischen und logischen Argumente auftritt, sind einerseits die Lehre von der Zusammensetzung des Keimplasmas aus räumlich distinkten „Anlagen" und von der erbungleichen Theilung desselben, andrerseits die Leugnung der Vererbung erworbener Eigenschaften und in Konsequenz davon die Lehre von der „Allmacht der Naturzüchtung" — des darwinistischen Schlagwortes so vieler unsrer heutigen Biologen. Aber unsre Selektionisten sind darwinistischer als Darwin selbst. Wenn der Verfasser die Selektionslehre als unhaltbar bezeichnet und es ihm nicht zweifelhaft ist, „daß diese nur 40 Jahren mit so großem Enthusiasmus aufgenommene Lehre über kurz oder lang nur noch eine historische Bedeutung besitzen wird", so ist dem rückhaltlos beizustimmen. Damit ist aber Darwin selbst nichts weniger als zu den gefallenen Größen gestellt und der Verfasser läßt ihm in dem Kapitel „Lamarckismus und Darwinismus" volle Gerechtigkeit zutheil werden — mehr Gerechtigkeit, als unsre heutigen Selektionisten. „Darwin hat nicht nur diese Vererbbarkeit (z. B. erworbener Eigenschaften) bei jeder Gelegenheit in der entschiedensten Weise anerkannt, sondern er hat den erworbenen Eigenschaften auf Kosten des Selektionsprinzips eine immer größere Bedeutung zugestanden... Darwin hätte es also sicherlich nicht gebilligt, daß die neuere Biologenschule den Versuch unternommen hat, mit Hülfe seiner Selektionstheorie die Vererbung erwarbener Eigenschaften zu beseitigen." Und wenn wir heute die Selektionstheorie Darwins als auf einem Irrthume beruhend ansehen müssen, so wird doch der Name Darwins „für alle Zeiten mit einem epochalen Umschwunge des naturwissenschaftlichen Denkens verbunden sein, weil es doch eigentlich nur ihm gelungen ist, die Cuvier'sche Lehre von der Konstanz der Arten zu Fall zu bringen und der Descendenzlehre, die bis dahin nur vereinzelte Anhänger besaß, zu allgemeiner Anerkennung zu verhelfen". — Wer nicht schon aus eigenem Nachdenken erkannt hat, mit welchen unwahrscheinlichen, ja oft unmöglichen Voraussetzungen die Selektionslehre zu arbeiten genöthigt ist, der wird darüber aus den Darstellungen des Verfassers volle Belehrung schöpfen können.

In gleich treffender Weise wird die Unhaltbarkeit der Annahme der erbungleichen Theilung der Zellkerne (welche Lehre nunmehr, daß die zahllosen im Kernplasma der Keimzelle als „getrennt" enthalten gedachter Anlagen bei der fortgesetzten Zelltheilung successive auf verschiedene Zellen übergehen, so daß schließlich im ausgewachsenen Organismus jede Zelle nur mehr diejenigen Anlagen enthielte, welche ihr den spezifischen Charakter ertheilen) nachgewiesen — speziell unter Hinweis auf die zahlreichen Regenerationserscheinungen, mit welchen jene Annahme gänzlich unvereinbar ist. Derselben entgegen vertritt der Verfasser in Uebereinstimmung mit anderen Forschern die Annahme der erbgleichen Theilung, welche ihn schließlich zu den Sätzen führt: 1. daß das Kernplasma (Vererbungssubstanz) in seiner ganzen Masse gleichartig beschaffen sein muß und daß 2. die Kernsubstanz sämmtlicher, aus der Keimzelle direkt oder indirekt hervorgegangenen Zellen in ihrer Beschaffenheit übereinstimmend gedacht werden muß. — Wenn nun mit Abweisung der erbungleichen Theilung der Anschauung gehuldigt ist, daß alle Tochterzellen der ursprünglichen Keimzelle noch die volle Vererbungssubstanz mit allen Anlagen oder Entwicklungsmöglichkeiten enthalten, so ergeben sich zwei prinzipielle Fragen: 1. Wie kann in diesem Falle die Differenzirung der Zellen und der aus ihnen zusammengesetzten Organe erfolgen? und 2. Wie ist eine Vererbung erworbener Anlagen und damit eine fortschreitende Entwicklung möglich? Der Verfasser beantwortet die erste dieser Fragen unter Heranziehung der zahlreichen Korrelationserscheinungen dahin, daß die Ursache dieser Differenzirung außerhalb[1]) der Vererbungssubstanz gesucht werden müsse, also entweder in den Zellleibern selbst, oder in den Einflüssen, welche auf dieselben von Seiten der anderen Theile des Organismus oder von der Umgebung des letzteren ausgeübt werden, und stellt den Satz auf: „Der Organismus wäre also in jedem Stadium seiner Ontogenese das Resultat seiner erblichen Anlagen und der Summe aller äußeren Einflüsse, unter denen sich seine Entwicklung aus diesen Anlagen vollzogen hat." — Die zweite Frage beantwortet der Verfasser auf Grund seiner Fundamentalhypothese vom Aufbau und Zerfall des Protoplasmas beiläufig in folgendem Sinne: Alles Wachsthum beruht auf der assimilatorischen Fähigkeit des Protoplasmas, aus den Nährsubstanzen Atomverbindungen gleicher Zusammensetzung zu bilden. Gleichzeitig beruht (eben nach des Verfassers Hypothese) aller Vitalismus auf dem Aufbau und Zerfall dieser Verbindungen. Nun wird unter verschiedenen äußeren Einflüssen (d. h. verschiedenartiger Energiezufuhr. Ref.) eine Verschiedenartigkeit dieses Aufbaues und Zerfalls stattfinden und damit eine Verschiedenheit der Eigenschaften und Vorgänge in den Zellen und Organen gegeben sein. Dies wäre die individuelle Anpassung. Nun müssen aber Kernplasma und Zellplasma als in einem „graphischen Gegenseitigkeitsverhältnisse" stehend angesehen werden, indem jedes Zerfallprodukte des anderen wieder zum eigenen Aufbau verwendet. Veränderungen in der Zusammensetzung und daher auch des Zerfalls des Zellplasmas können und werden sich auch auf das Kern(Keim-)plasma erstrecken und damit ist die Möglichkeit der erblichen Fixirung gegeben, da angesichts der Kontinuität der Zellplasmen solche Veränderungen bis in das Protoplasma der Keimzellen sich erstrecken können. Das wäre die Vererbung erworbener Eigenschaften. Eine nähere Darstellung und eingehende Kritik ist an dieser Stelle nicht möglich. Nur einige allgemeine Bemerkungen mögen noch in Kürze Platz finden.

Bezüglich der molekulartheoretischen Ausgestaltung, welche der Verfasser seinen Gedanken gibt, gilt das eingangs Gesagte.

[1]) Dieser Hinweis ist auch deßhalb sehr bemerkenswerth, weil er eine richtige Anwendung des Kausalprinzips auf die Erscheinungen bedeutet und damit der erkenntnißkritisch unhaltbaren Auffassung vorbeugt, als könne die „Ursache" einer Erscheinung jemals in den ihr zugrunde liegenden Kräften selbst gesucht werden.

Digitized by Google

Eine nähere Würdigung derselben muß Jenen überlassen bleiben, welche den Molekularspekulationen überhaupt eine wissenschaftliche Berechtigung beimessen zu dürfen glauben. Es muß aber doch darauf hingewiesen werden, daß die Annahme von Atomen und Molekülen nirgends durch die Erfahrung gewährleistet ist — logischerseits hingegen die naturwissenschaftliche Erkenntnißkritik gegen dieselbe Protest erheben muß, da durch sie der „Stoff" sich gleich allen anderen materiellen Qualitäten als eine bloß subjektive Sinnesqualität entpuppt. Unsrer Erfahrung sind zunächst verschiedene Stoffe und Körper nebst ihren Veränderungen gegeben — nichts weiter. Und wenn wir diese Erfahrung einer sachgemäßen und logischen Analyse unterziehen, so kommen wir auf ganz andere Dinge als Atome und Moleküle. — Ebenso darf doch nicht außer acht gelassen werden, daß mechanische Kausalität und Chemismus für unsre Erfahrung nur Spezialfälle der allgemeinen Kausalität sind und daß man mit dem der Erfahrung und Logik völlig vorgreifenden Dogma von der Alleingültigkeit mechanischer und chemischer Kausalität (oder gar nur ersterer allein) der naturwissenschaftlichen Erkenntniß eine nicht zu rechtfertigende Zwangsjacke anlegt. Außerdem deingt die angebliche „Zurückführung" auf rein mechanische Vorgänge schon die chemischen z., noch mehr aber die vitalen Prozesse durchaus nicht unserm „Begreifen" um so vieles näher, wie man sich vielfach einreden möchte. Der Satz: „Nur mechanisches Begreifen ist Wissenschaft" bedeutet — bei aller Werthschätzung dessen, der ihn ausgesprochen hat! — eine Unüberlegtheit.[1])

Von anderen, bereits hervorgehobenen Vorzügen des vorliegenden Buches abgesehen, scheinen dem Referenten von des Verfassers prinzipiellsten Ausführungen das Werthvollste zu sein: 1. Der Gedanke, daß nur die im Protoplasma selbst sich vollziehenden Vorgänge für die Entstehung vitaler Prozesse maßgebend sind, und 2. der Hinweis, daß jede lebende Zelle des Organismus alle Anlagen oder Entwicklungsmöglichkeiten desselben besitzen, daß also der Organismus ein völlig Einheitliches (nicht im gewöhnlichen Sinne von „Individuum") sein muß, daß er mithin in jedem Theile — potentia — ganz er selbst ist —, eine Einsicht, welche allein die erstaunlichen Korrelations- und Regenerationserscheinungen der Organismen faßlich macht und welche (losgelöst vom atomistischen Beiwerk) einen sowohl naturwissenschaftlich wie philosophisch bedeutsamen Standpunkt erschließt. — Jedenfalls enthalten diese beiden Bände sehr vieles, was kein Biologe wird ignoriren dürfen, was immer für einen prinzipiellen Standpunkt er auch vertreten mag. Den vorliegenden Bänden sollen sich noch weitere zwei anschließen, welche gleichfalls vom Standpunkte der metabolischen Stoffwechseltheorie handeln werden: „Stoff- und Kraftwechsel der Thiere", „Nerven und Seele". Man darf auch von diesen weiteren Ausführungen sicherlich manches Werthvolle erwarten. Dauernden Werth wird aber nur dasjenige davon behalten, was sich nach Abzug der Molekularphantasien bestandfähig erweist. Die Forschung drängt mehr und mehr nach einem möglichst hypothesenfreien, auf logischer Erkenntniß ruhenden Fundament der theoretischen Wissenschaft. Die seichte Atomistik mit ihren Gefolgetheorien entspricht nicht mehr dem Stande des heutigen Gesammtwissens und dem tieferen Streben wissenschaftlichen Denkens.

Daß die vorliegenden Bände zahlreiche Anregungen auch in Detailfragen enthalten und ein reiches empirisches Material nebst vielen Literaturnachweisen bieten, darf zum Schlusse nicht unerwähnt bleiben.

Dr. Adolf Wagner.

Mittheilungen und Nachrichten.

* In nicht ganz zwei Jahren erlebt Heinrich Friedjungs Werk „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1857—1866 (Stuttgart, Cotta) die dritte Auflage. Die neue Ausgabe berücksichtigt die ganze seither veröffentlichte Literatur, Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen", den letzten Band Bernhardi, Otto v. Lettow-Vorbecks „Krieg von 1866", della Rocca's Selbstbiographie ꝛc. In der Hauptsache ergab sich jedoch, nach dem Schlußwort der Vorrede, nirgends die Nothwendigkeit eines Abgehens von Friedjungs ursprünglicher Auffassung.

* **Coburg.** Hier starb am 3. April der letzte der Söhne Friedrich Rückerts, der Medizinalrath Rückert, im 78. Lebensjahre.

* In **Leipzig** soll im Anschluß an die medizinische Klinik ein Institut für Hydrotherapie errichtet werden. Die „D. med. Wochenschr." bemerkt dazu: In Berlin scheint sich der ursprüngliche Eifer für die Begründung eines derartigen Instituts bedenklich abgekühlt zu haben; wenigstens ist es von den hierauf zielenden Absichten recht still geworden. Vielleicht ist die Nachricht von der projektirten Gründung eines „ersten deutschen Naturheilkrankenhauses" in Charlottenburg geeignet, die Pläne wieder ans Tageslicht zu fördern und das Interesse der Behörden an der für den medizinischen Unterricht nicht bedeutungslosen Frage aufs neue zu erwecken.

* **Berlin.** Am Ostersonntag ist hier der Geh. Regierungsrath Prof. Dr. Karl Scheibler, eine hervorragende Autorität auf dem Gebiete der technischen Chemie, besonders der Zuckerfabrikation, im Alter von 73 Jahren gestorben. Scheiblers Name ist mit der Einführung des rauchschwachen Pulvers in der deutschen Armee verknüpft, denn in seinem Laboratorium wurden die poetischen Versuche mit diesem schon früher erfundenen Stoffe gemacht. In Berlin hatte Scheibler, nachdem er einige Zuckerfabriken praktisch geleitet, ein berühmt gewordenes Laboratorium für Zuckerindustrie gegründet, auch war er Professor für landwirthschaftlich-technische Chemie an der preußischen landwirthschaftlichen Hochschule. Auch als wissenschaftlicher Schriftsteller auf dem Gebiet der Zuckerindustrie hat sich Scheibler einen Namen gemacht. Vieles Aufsehen erregten seinerzeit die Rechtsstreitigkeiten, die sich an Scheibler'sche Patente knüpften.

* **Wien,** 1. April. Gutem Vernehmen nach hat Prof. Crasius (Heidelberg) die Berufung für die Wiener Lehrkanzel der klassischen Philologie nach längerer Verhandlung mit dem Ministerium endgültig abgelehnt.

* **Aus Oesterreich.** Als Privatdozenten wurden zugelassen Dr. Moriz Winternitz für indo-arische Philologie und allgemeine Völkerkunde an der deutschen Universität in Prag, Dr. Emilian Frhr. Kallina v. Urdaaow für österreichisches materielles Strafrecht an der deutschen Universität in Prag, Dr. Wilhelm Cartellieri für altindische Philologie an der Universität in Innsdruck, Dr. Titus Ryszkowsky für das Bibelstudium des neuen Bundes an der Universität in Lemberg, Dr. Rudolf Rozycki für österreichisches Finanzrecht und Dr. Stanislaus Dniestrzanski für österreichisches Privatrecht an der Universität in Lemberg. — In Wien starb im Alter von 83 Jahren der emeritirte Professor der pathologischen Anatomie, Regierungsrath Dr. Joseph Engel. 1849 bis 1854 war er Professor der pathologischen Anatomie in Prag, 1854 bis 1874 Professor der descriptiven topographischen und pathologischen Anatomie an der k. k. medizinisch-chirurgischen Josephs-Akademie in Wien und trat anläßlich der Auflösung dieser Anstalt in den Ruhestand.

* Der namhafte Paläontologe Prof. Othniel Charles Marsh von der Yale-Universität ist am 18. März in New-Haven, Connecticut, gestorben. Er war in Lockport, New-York, im Jahre 1831 geboren. Marsh war Präsident der „National Academy of Science", Mitglied der geologischen Gesellschaften von London und Berlin, Mitglied der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften und der Akademien der Wissenschaften von Dänemark und Belgien. Im letzten Jahr erkannte ihm die französische Akademie der Wissenschaften den Preis zu. Im Jahre 1898 machte Marsh seine werthvollen paläontologischen Sammlungen, die größten, welche irgend eine Universität oder ein Museum besitzt, der Yale-Universität zum Geschenk.

---

[1]) Es näheren auf diese Fragen einzugehen, ist hier nicht der Ort. Referent behält sich jedoch vor, die hiefür maßgebenden Gedanken in einem besonderen Aufsatze zu entwickeln.

Jahrgang 1899. München, Donnerstag, 6. April. Nummer 78.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ein klassisches Gebiet der Arbeitswilligen. Von Lujo Brentano. — Leo XIII. als Bischof von Perugia. II. Von Lic. theol. Leopold Karl Goetz. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ein klassisches Gebiet der Arbeitswilligen.

Im Frühjahr 1896 fand in Berlin ein Strike unter Arbeitern statt, die bisher in allen Ländern der Bewegung für Besserung der Arbeiterverhältnisse fern geblieben. Die hausindustriellen Arbeiter der Konfektionsbranche verlangten bessere Arbeitsbedingungen. Noch erstaunlicher war eine andere Erscheinung. Die Sympathie der höheren Klassen stand voll und ganz auf Seite der Strikenden; sogar ein im Dienst befindlicher preußischer Minister erklärte öffentlich, wenn je ein Strike berechtigt gewesen, so sei es dieser. Das Ereigniß weckte in erfreulicher Weise den sozialpolitischen Thatendurst der nationalliberalen Partei. Mit Geschick ergriff sie die Gelegenheit, den Vorwurf, der in ihr ein Haupthemmniß des sozialpolitischen Fortschritts erblickt, durch die That zu entkräften. Auch bot sich dabei die Gelegenheit, noch andere Gegner ins Unrecht zu setzen. Die Arbeitgeber, gegen die die Bewegung sich richtete, gehörten den weiter links stehenden Parteien an; sprach man doch von einem sozialdemokratischen Abgeordneten, der in der Konfektionsbranche ein großes Vermögen erworben habe. Schon am 11. Februar 1896 brachte eine Anzahl hervorragender Nationalliberaler einen Antrag im Reichstag ein, die Bestimmungen der Arbeiterschutzgesetzgebung auf die in der Hausindustrie und in den Werkstätten derselben beschäftigten gewerblichen Arbeiter der Wäschefabrikation und der Konfektionsbranche auszudehnen. Dies geschah wenigstens theilweise durch Bundesrathsverordnung vom 31. Mai 1897. Indeß wurden weitergehende Anträge in jeder Session wiederholt. In der von den verbündeten Regierungen am 2. März d. J. eingebrachten Gewerbenovelle wurde endlich auch weiteren Wünschen Rechnung getragen. Um den bezüglichen Gesetzesvorschlag würdigen zu können, gilt es aber vor allem, die Mißstände festzustellen, die er zu beseitigen bezweckt.

Ich wähle dazu die Konfektionsbranche, denn wir besitzen darüber eine Untersuchung von ganz außerordentlichem Verdienst.[1]) Frl. Gertrud Dyhrenfurth hat in Verbindung mit einem Stabe von Helferinnen nach einheitlicher Methode die Lage der hausindustriellen Arbeiterinnen in der Berliner Blusen-, Unterrock-, Schürzen- und Trikotkonfektion festgestellt. Zu diesem Zweck wurden die Verhältnisse von 206 Arbeiterinnen und 55 Personen, die fremde Lohnarbeiterinnen beschäftigten, genau untersucht. Kein Zweifel, dies ist nur ein kleiner Bruchtheil der in Frage kommenden Personen. Allein wenn amtliche Untersuchungen die Möglichkeit geben, umfassendere Aufnahmen zu machen, so ersetzt die Untersuchung des Frl. Dyhrenfurth das, was ihr an Umfang fehlt, durch eine bei amtlichen Aufnahmen nie zu erreichende Intensität. Ist sie auch nicht wie Miß Potter selbst eine Zeitlang Arbeiterin bei einem Sweater geworden, so ist sie doch gleich dieser mit nicht genug anzuerkennender Aufopferung — hat sie sich doch bei ihrer Untersuchung selbst an dem maserukranken Kinde einer Heimarbeiterin angesteckt — bis in das innerste Leben der hausindustriellen Arbeiterinnen eingedrungen. Der verständnißvollen und theilnehmenden Fragerin haben diese vielfach die Zustände, in denen sie leben, aufgedeckt, wie sie dies dem amtlichen Forscher nie gethan haben würden. So ist es ihr gelungen, ein Bild der von ihr bearbeiteten Konfektionsbranchen zu entwerfen, das lebt. Und dafür, daß dieses Bild als typisch gelten kann, bürgen die sorgfältigen Vorkehrungen, die sie mit bewundernswürdiger Ueberlegung getroffen hat, um nicht fehlzugehen. Die deutsche Wissenschaft kann auf diese Untersuchung ebenso stolz sein wie die deutsche Frau. Ich entnehme ihr, was mir für die Beurtheilung der vorliegenden Gewerbenovelle wesentlich scheint.

Die Berliner Konfektionsindustrie ist ein ganz neuer Erwerbszweig. Sie ist erst im Laufe des letzten Menschenalters entstanden. Ihre Geschäfte sind noch jung, meist in erster Hand und darum skrupelfreiere als ältere, gut fundirte Unternehmungen. Ihre ökonomische Grundlage ist das Vorhandensein Tausender von Familien, deren Ernährer unterbezahlt ist. Die Familien können nur leben, wenn Großmutter, Mutter, Tochter zum Unterhalt beitragen. Sie boten ein willkommenes Material für die Ausbeutung durch energische Unternehmer. Theilweise von weitschauendem, kaufmännischem Blick bemächtigten sich diese der ihnen bereitwilligst zuströmenden Arbeitskräfte und erschienen, indem sie sie rücksichtslos ausbeuteten, noch dazu in der Aureole von Wohlthätern. Dieser Glorienschein ist freilich von Talmigold. Nichts ist leichter, als sich zum Unternehmer in diesem Erwerbszweig aufzuschwingen. Der schärfste Wettbewerb ist unter den schnell emporgeschossenen Firmen entstanden und die Widerstandslosigkeit der in ungehemmter Konkurrenz hereindringenden Arbeitswilligen ermöglichte ihnen, im Laufe von zehn Jahren die Löhne auf ein Viertel und ein Fünftel des früher Gezahlten herabzudrücken. So eroberten sie für den neuen Industriezweig vor allem den Inlandmarkt. Bis in die entlegensten Dörfer gehen ihre Produkte. Der wechselnden Mode angepaßt, entsprechen sie dem Bedürfniß „es Anderen gleichzuthun“. Ihre Preise sind so niedrig, daß die Anfertigung gleicher Bedarfsartikel im Hause nur mehr als Thorheit erscheint, ganz abgesehen davon, daß ihre Eleganz die Unbeholfenheit des „im Haus Gemachten“ weit in den Schatten stellt. Aber auch ins Ausland gehen ihre Produkte; indeß im Vergleich zum Innenhandel hat der Außenhandel wenig zu bedeuten.

Seiner Natur nach ist der Absatz der Waare ein schwankender. Theils hängt er ab von einem intermittirenden Bedarf, hervorgerufen durch den Wechsel der Jahreszeiten, theils von der Mode und Konjunkturen. Soweit die Waare ins Ausland geht, kommt auch die auswärtige Handelspolitik in Betracht.

[1]) Die hausindustriellen Arbeiterinnen in der Berliner Blusen-, Unterrock-, Schürzen- und Trikotkonfektion von G. Dyhrenfurth. Staats- und sozialwissensch. Forsch., hggb. v. G. Schmoller. XV. Bd., 4. Heft. Leipzig 1898.

Diese Absatzschwankungen machen die Industrie nur wenig geneigt, sich dauernd in großen Werkstätten einzurichten. Eine Betriebswerkstätte schon würde eine Kapitalfixirung bedeuten, welche in Zeiten rückgängiger Nachfrage, indem sie ungenutzt bliebe, nur Zinsverlust brächte. Dasselbe wäre die Folge von Kapitalfixirungen in Maschinen. Daher hören wir denn: „Die Verbindung der Engroshandlungen mit Werkstätten, im eigentlichen Sinne des Worts, dürfte kaum irgendwo zu finden sein; auch die sogenannte Aenderungsstube ist nur beim Detaillisten üblich, der den Gegenstand dem individuellen Kunden anzupassen hat." Nur von einigen der vielgeschmähten großen Bazargeschäfte hören wir, daß sie zwar einen Theil der von ihnen selbst gefertigten Waare an Zwischenmeister ausgeben, Andere aber auch in ihren eigenen Ateliers anfertigen lassen. Und es wäre auch Thorheit, wenn die Unternehmer der Konfektionsbranche es anders machten. Wozu Werkstätten? Die Menschen drängen sich ja nur, die bereit sind, die ihnen übertragenen Bestellungen im eigenen Heim, sei es selbst, sei es mit Hülfe ihrer Familien, sei es mit Hülfe von ein paar Lohnarbeitern auszuführen. Wozu Maschinen? Da haben wir ja eine von jenen Arbeitsmaschinen, von denen heute so viele die Wohlfahrt der kleinen Leute in der Zukunft erwarten, die Nähmaschine. Die Abzahlungsgeschäfte machen es Jedem wenn nicht leicht, so doch möglich, eine solche Maschine zu erwerben, und wem die erste Anzahlung von 6 M. zu schwer fällt, der findet sicher den einen oder anderen Wohlthätigkeitsverein, der sie ihm schenkt. Freilich ist die damit empfangene Wohlthat eine höchst zweifelhafte, wie denn diese ganze Erscheinung der Konfektionsindustrie den Segen, den die kleinen Arbeitsmaschinen der Handwerkerklasse bringen sollen, in allen Industrien, die für den großen Markt arbeiten und daher des Kaufmanns bedürfen, als etwas sehr bedenkliches erscheinen läßt. Die Arbeit in den Wohnungen der Zwischenmeister und Arbeiter und der eigenthümliche Erwerb von Kleinmaschinen durch dieselben ermöglichten nämlich den Unternehmern, das Risiko, das sie bei rückgängiger Nachfrage tragen müßten, auf die Arbeiter abzuwälzen. Gehen die Geschäfte schlecht, so hat man höchstens einen entgehenden Gewinn, aber keinen positiven Verlust. Man hat ja kein Kapital in Werkstätten und Maschinen stecken, das rastet und rostet; man gibt seinem umlaufenden Kapital eine andere Verwendung; statt in Stoffen und Löhnen legt man es in etwas an, was im Augenblick mehr Gewinn verspricht; eventuell trägt man es auf die Bank, und die ganze Schwere der rückläufigen Konjunktur trägt einzig der Arbeiter. So begreift sich denn, daß die Erzeugnisse der Konfektionsindustrie nahezu ausschließlich in den Wohnungen von Zwischenmeistern und Heimarbeitern hergestellt werden, an welche die Arbeit direkt oder indirekt vergeben wird.

Wer nun sind in der Konfektionsindustrie diese Zwischenmeister und ihre Arbeiter?

Unter den Zwischenmeistern befinden sich eine ziemliche Anzahl männlicher Personen, zumeist entgleiste Existenzen aus anderen Berufen; doch sind auch hier Ehefrauen von Arbeitern stark vertreten, die zur Ergänzung des Einkommens ihres unterbezahlten Gatten Arbeiten übernehmen, um sie ausführen zu lassen. Dies war schon bisher allgemein bekannt. Dagegen berichtigt Frln. Dyhrenfurth eine andere weitverbreitete Vorstellung. Der Zwischenmeister gilt als Regel als der sweater κατ' ἐξοχήν, d. h. als der Unterdrücker und Aussauger, der von einem ungehörigen Gewinn lebt, den er aus der Arbeit von ihm Ausgebeuteter zieht. Nichts scheint verkehrter. Der Verdienst der meist mitarbeitenden Mittelspersonen ist kaum höher als der von ihnen beschäftigten Arbeiter. Die Konkurrenz, welche die Löhne dieser auf ein Minimum drückt, hat auch ihren Gewinn auf einen Minimalsatz herabgebracht; dabei sind die Löhne der Arbeiter so niedrig, daß die Zwischenmeister den Lohndruck, der auf sie selbst ausgeübt wird, gar nicht verstärkt weitergeben können, weil sonst überhaupt nicht mehr für sie gearbeitet würde. So beträgt denn das, was sie mehr als die von ihnen beschäftigten Arbeiter verdienen, keineswegs mehr, als der mit ihrer Stellung verbundenen größeren Verantwortung entspricht; und nicht selten ist ihr Heim um kein Haar besser als das der Heimarbeiter. Auch finden wir keinen Gegensatz zwischen ihnen und den von ihnen beschäftigten Arbeitern. Im Gegentheil: „Das Auffällige bei den Aussagen der meisten Mittelspersonen war nicht sowohl die Unzufriedenheit über die eigene Lage, als über die der Arbeiter, mit denen sie sich völlig solidarisch zu fühlen schienen. Die Schwierigkeiten, welche die jetzigen Lohnsätze in die Verhältnisse ihres Arbeitspersonals bringen, werden ihnen natürlich fühlbar, und da sich der Einzelne nicht als Ursache des Uebels ansieht und mehr oder weniger selbst darunter leidet, übt er die freieste Kritik."

Jedenfalls befinden sich die Heimarbeiterinnen, welche ihre Arbeit direkt von den Geschäften erhalten, eher in schlechterer als besserer Lage als die von den Zwischenmeistern in ihrer Wohnung Beschäftigten. Nicht nur zeigen die Angaben einen höheren Wochenverdienst der Letzteren; die Heimarbeiter verlieren bei jeder Entnahme und bei jeder Ablieferung von Arbeit mindestens zwei bis drei Stunden, und diese Zeitverluste wiederholen sich oft mehrmals in der Woche. Dazu kommen die Mißstände der Arbeit in ihrer eigenen Wohnung.

Fragen wir nun, wer diese Heimarbeiterinnen sind, so war es lange eine landläufige Vorstellung, der Typus der Konfektionsarbeiterin sei die flotte Schöne vom Land, die auf eigene Faust nach Berlin gekommen sei, um die Freuden der Großstadt zu genießen. Das ist nicht der Fall. Die junge Schöne zieht besser bezahlte Stellen vor. „An ihrer Stelle sitzt eine sorgenvolle, Tag und Nacht arbeitende Frau an der Nähmaschine, von deren Verdienst das Wohl oder Wehe einer Familie mit abhängig ist." Auffallend in einer Stadt, deren Bewohner in ihrer Mehrheit anderswo geboren sind, ist der starke Antheil der Berlinerinnen, und zwar sind es überwiegend verheirathete Frauen im Alter zwischen 25 und 35 Jahren, in dem die Zahl der erwerbsunfähigen Kinder am größten ist. Namentlich sind es die Frauen von Männern, die unter periodischer Arbeitslosigkeit leiden. Dann lebt die ganze Familie von dem kärglichen Verdienst der Frau, ja der Mann mit seinen unbeholfenen Fingern wird dann selbst Lehrling in den verschiedenen Künsten, welche die Herstellung der Konfektionswaare erheischt. Außerdem aber zeigt sich der wasserpestartige Charakter der Hausindustrie, wie immer, so auch hier darin, daß sie, wo sie existirt, gar nicht mehr auszurotten ist. Je schlechter die Einnahmen werden, desto weniger Zeit hat man, sich nach einer lohnenderen Beschäftigung umzusehen; daher es so selten ist, daß Jemand, der einmal im Gewerbe drin ist, demselben wieder entrinnt. Je niedriger die Lohnsätze sinken, desto früher werden die eigenen Kinder zur Mitarbeit herangezogen. Je nöthiger eine Beschränkung des Angebots wäre, desto mehr nimmt es fortwährend zu; denn die weitgehende Arbeitstheilung macht nur eine Lehrzeit von zwei bis vier Wochen nöthig, die Leichtigkeit in der Beschaffung der Maschine veranlaßt unzählige ehemalige Dienstmädchen, nach ihrer Heirath als Heimarbeiterin einen Zuschuß zu den Haushaltskosten zu verdienen, und dazu kommen noch die Frauen und Töchter von kleinen Beamten und Bürgern, welche Arbeiten übernehmen, nur um sich die Möglichkeit gelegentlichen Theaterbesuchs oder anderer Extravergnügen zu verschaffen. Allein es gibt auch zahlreiche Mädchen, bei denen der Lohn, den sie verdienen, nicht bloß ein Zuschuß

Digitized by Google

ist, sondern die kein anderes ehrbares Einkommen haben. Und wie bei anderen Hausindustrien, ist es auch hier oft die schlecht überlegte Wohlthätigkeit Gutmeinender, welche junge Mädchen durch Erleichterung bei Anschaffung von Nähmaschinen einen Beruf zu ergreifen veranlaßt, der in sehr vielen Fällen zu ihrem dauernden Elend führt.

Die Konfektionsindustrie erscheint also als ein wahrhaft klassisches Gebiet der Arbeitswilligen. Von allen Seiten drängen sie sich heran, bereit, Arbeit unter fast jeder Bedingung zu nehmen. Hier stört keinerlei Koalition das Recht des Einzelnen, die Uebrigen zu unterbieten. Die Angst, durch eine Arbeitseinstellung die Arbeitsgelegenheit zu verlieren, hat sich seit dem Strike von 1896, wie Frln. Dyhrenfurth berichtet, bei manchen Frauen bis zur Gespensterfurcht gesteigert. Unternehmer, die es für nöthig halten, die von ihnen Beschäftigten vor Vergewaltigung durch Strikende zu schützen, finden hier nichts zu thun. Als ich vor kurzem gegen eine Beeinträchtigung des Koalitionsrechts durch den sogenannten „Schutz der Arbeitswilligen" auftrat, wurde mir erwidert, „wenn der Arbeitgeber für die Freiheit des einzelnen Arbeiters eintritt, so thut er dies in der That nur im Interesse dieses einzelnen Arbeiters", und es wurde mir zu verstehen gegeben, daß es diesem Interesse weit mehr entspreche, wenn die Freiheit isolirter Arbeiter niemals durch Arbeiterkoalitionen gestört würde. Wäre diese Auffassung richtig, so müßten in der Konfektionsindustrie für die Arbeiter geradezu ideale Zustände herrschen. Was ist die Wirklichkeit?

Betreten wir die Wohnung der Heimarbeiterin. Wer da glaubt, er finde da einen besonderen, der Arbeit gewidmeten Raum, würde arg enttäuscht. Es ist schon etwas relativ gutes, wenn der Raum, in dem gearbeitet wird, der Familie außerdem nur zum Wohnen und Schlafen dient. Regelmäßig wird die Stube an Aftermiether vergeben, da das Lohneinkommen der Familie sonst nicht ausreichen würde, die Miethe zu bestreiten — ein nur für kurz helfendes Auskunftsmittel, denn nicht selten bietet die damit gesteigerte Zahlungsfähigkeit das Mittel zu weiterer Miethssteigerung. Die Familie der Heimarbeiterin dagegen wohnt, arbeitet und schläft als Regel in der Küche oder doch einer Stube, in der gleichzeitig gekocht wird. „Diese Küchenarbeit, wie sie die Leute nennen, kann man beinahe als typisch für die Berliner Hausindustrie bezeichnen." Ein paar Beispiele, wie es da zugeht: „Hier lebte eine Familie, aus Eltern und vier Kindern bestehend, in einer zweifensteigen Wohnung mit folgenden Raumverhältnissen:

Stube:	Tiefe 4.50 m	Breite 3.55 m	Höhe 2.35 m
Küche:	„ 4.80 „	„ 2.25 „	„ 2.35 „

Zwei der Betten stehen in der Küche, obgleich die Mutter, die tagsüber nicht viel zum Nähen kommt, in den Nachtstunden hier arbeitet." — „In einer anderen Wohnung schläft die ganze Familie, die Frau, der lungenkranke Mann und drei Kinder, in der als Arbeitsraum benutzten Küche, weil das Zimmer an Schlafgänger abvermiethet ist." — Wieder in einem anderen Falle fand Frl. Dyhrenfurth die Vorderstube an einen Schlafburschen abgegeben; in einer schmalen, einfenstrigen Küche von 3.70 m Höhe, 4.96 m Tiefe und 2.60 m Breite außer dem Elternpaar noch drei Kinder, in dem einzigen Kinderbett ein Kleines liegend, das, wie die Mutter vermuthete, Diphtheritis hatte, während auf dem infektiösen Krankenbett, außer einigen noch fertigzustellenden Blusen, ein jüngeres Geschwisterpaar lag und über denselben die Wäsche zum Trocknen hing. — „In den sogenannten Kochstuben, von Ehepaaren mit drei und vier Kindern bewohnt, trifft man inmitten des unbeschreiblichen häuslichen Chaos die Frauen an der Nähmaschine sitzend an. Das Arbeitsmaterial liegt auf den Betten verstreut und wird auf ängstlichste vor Unsauberkeit geschützt. Aber die Luft mit allem, was sich ihr mittheilt, wenn in einem Raume gesunde und kranke Menschen Tag und Nacht athmen, sich reinigen, ihre Speisen zubereiten, die Ueberreste und die gebrauchte Wäsche aufbewahren, diese Luft ist von den Waaren, die hier hergestellt werden, nicht abzuschließen." In der That, erinnert man sich, daß Frl. Dyhrenfurth sich bei der bloßen Untersuchung dieser Räume die Masern geholt hat, so dürfte die Gefahr, welche aus der Herstellung der Waaren in solchen Räumen auch weiteren Kreisen erwächst, auch auf diejenigen Eindruck machen, welche gegen jede Entrüstung über solche Zustände, solange nur Andere darunter leiden, gefeit sind. „Werden Krankheitserreger durch Kleidungsstücke weiter getragen, so kann sich eine Durchseuchung der Sachen an solchen Stellen ganz im großen vollziehen." Unter den Folgen können dann selbst die Höchststehenden zu leiden haben. Ich erinnere nur an die Angabe, daß eine Weste, die der Herzog von Clarence wenige Tage, bevor er an der Influenza mit tödlichem Ausgang erkrankte, anzog, in Räumen gefertigt worden, in denen die Influenza herrschte.

Was aber ist die Ursache dieser verzweifelten Zustände? Doch nur, daß der Lohn, den der isolirte Arbeitswillige erhält, ihm nicht gestattet, besser zu wohnen.

Da haben wir den § 105 der Gewerbeordnung, der da sagt: „Die Festsetzung der Verhältnisse zwischen den selbständigen Gewerbetreibenden und den gewerblichen Arbeitern ist, vorbehaltlich der durch Reichsgesetz begründeten Beschränkungen, Gegenstand freier Uebereinkunft." In dem Idealreich der ungehemmten Arbeitswilligkeit ist daraus nicht bloß eine thatsächlich einseitige Festsetzung der Arbeitsbedingungen durch den Arbeitgeber geworden, die letzte Konsequenz der Freiheit der Arbeitswilligen, ihr Recht, auf ihre Freiheit zu verzichten, hier ist sie verwirklicht. „Die Arbeitsordnung eines Geschäfts verpflichtet seine Arbeiter ohne weiteres, die Beurtheilung der gelieferten Waaren in Bezug auf deren Güte nur den Herren Y und Z zu überlassen." Ein anderer Paragraph besagt: „Ich verpflichte mich hiedurch, die von den Herren Y und Z hier entnommenen Arbeiten nach Vorschrift in sauberer und guter Ausführung und für die von den Herren Y und Z festgesetzten Preise abzuliefern." „So kommt es auch, daß viele Arbeiterinnen thatsächlich oft nicht wissen, wie viel sie überhaupt für ihre Arbeit erhalten werden. In das Arbeitsbuch wird bei der Ausgabe überwiegend nur die Zahl der mitgegebenen Stücke und die Nummer der Kommission, doch nicht der Arbeitslohn eingetragen. Die Lohnberechnung erfolgt erst am Auszahlungstage, und der Arbeitnehmer erfährt zuweilen erst dann, wie viel es für das neue Muster gibt oder ob Verkürzungen in der Bezahlung der älteren vorgenommen worden sind. Wir fanden sogar, daß eine Firma in ihrer Arbeitsordnung ausdrücklich erwähnte, daß sie sich Abänderungen und Zusätze bei der Lohnauszahlung vorbehalte."

Aber, so hören wir erwidern, diese Einseitigkeit bei Festsetzung der Arbeitsbedingungen besagt in keiner Weise, daß der Lohn auf das Minimum herabsinke. Zu derartiger Lohndrückung ist der Arbeitgeber, auch wo jederlei Organisation fehlt, namentlich zur Zeit steigender Konjunkturen gar nicht imstande. Wie erfreulich wäre es, wenn dem so wäre! Leider macht die Schrankenlosigkeit in der Arbeitswilligkeit alle diese Ausreden des Schönfärbers zuschanden.

Die Schwankungen in den Konjunkturen haben auf die Lohnsätze, die gezahlt werden, gar keinen Einfluß. Die industrielle Reservearmee derer, die nähen können, ist in Berlin so groß wie in gewissen Gruppen der ungelernten Arbeit. Die Folge ist, daß die Konfektion selbst einer plötzlichen Vermehrung der Bestellungen mit Leichtigkeit

Genüge zu leisten vermag. Genügen die bisher beschäftigten Arbeitskräfte nicht zu ihrer Bewältigung, so findet der Unternehmer mit Leichtigkeit weitere Arbeitswillige, denen er keinen Pfennig mehr als bei flauem Geschäftsgang zu zahlen genöthigt ist; bei eintretendem Rückgang der Nachfrage werden die eben Herangezogenen ebenso leicht wieder abgestoßen. Der einzige Unterschied zwischen steigender und sinkender Konjunktur für die Arbeiterinnen ist der zwischen zeitweiser Ueberanstrengung und Arbeitslosigkeit. In keiner der beiden Perioden aber erhalten sie so viel, um von ihrer Arbeit allein sich erhalten zu können; dies zeigen die sorgfältigen Aufnahmen des Frl. Dyhrenfurth über die ihnen gezahlten Löhne.

Der Nettoverdienst der Trikotarbeiterinnen beträgt bei einer nur 10stündigen Arbeitszeit zwischen 0.83 und 1.38 M. pro Tag, der Arbeiterinnen in der Unterrockkonfektion 0.37 bis 1.33 M. pro Tag. In der Schürzenkonfektion würde bei 10stündiger Arbeitszeit nur ca. ein Zehntel der Arbeiterinnen über 7 M. die Woche verdienen, neun Zehntel darunter. In der Blusenkonfektion verdienten bei 10stündiger Arbeitszeit zwei der vernommenen Arbeiterinnen 5—7 M. die Woche, drei verdienten 7—9 M., eine 9—11 M. und eine 11—13 M. Indem die Mehrzahl statt 10 Stunden 12 bis 14 Stunden, ja einige 18 Stunden täglich arbeiteten, steigern sich dann diese Wochenverdienste entsprechend einem Lohn von 7—15 Pfg. pro Stunde.

Vergleichen wir nun mit diesen Einnahmen das Wochenbudget einer Arbeiterin, so erhalten wir folgende Posten:

Für die mit einer anderen Person getheilte Kochstube wöchentlich	1.50 M.
Feuerung	0.30 „
Spiritus zum Kochen	0.20 „
Petroleum	0.30 „
Wäsche	0.15 „
Mehl, Gemüse, Gegräupe	0.70 „
Kartoffeln	0.15 „
Zwei Brote	1.00 „
Milch	0.35 „
Salz, Schweden ꝛc.	0.10 „
Kaffee	0.40 „
Butter	0.50 „
Schmalz	0.38 „
Kassenbeitrag	0.22 „
	6.25 M.

„Diese Ernährung enthält keine Fleischkost und muß bei der anstrengenden Arbeit und sitzenden Lebensweise als ungenügend bezeichnet werden. Die Auslagen für den Haushalt, Schuhe und Kleidung, die sich im Lauf des Jahres herausstellen, können von dem Rest nicht gedeckt werden. Um diese zu bestreiten, muß die Nahrung in einer Weise reduzirt werden, daß sie auch quantitativ nicht mehr ausreicht.“ Und doch vermag eine große Anzahl von Frauen auch diesen Unterhalt noch nicht zu verdienen; nur der kleinere Bruchtheil befindet sich in der Lohnklasse über 7 M. die Woche.

Man sieht, das Gesammtergebniß ist: der Lohn dieser unbegrenzt Arbeitswilligen deckt nicht die Produktionskosten der Arbeit. Der Grund ist die Konkurrenz derjenigen, die nicht von ihrer eigenen Arbeit allein, sondern von Zuschüssen leben. Es kommt vor, daß einmal eine besonders tüchtige Arbeiterin in solchen Verhältnissen sich findet, daß sie auf einem besseren Lohn zu bestehen vermag; sie erhält dann die besseren Muster, deren Preis noch weniger gedrückt ist. Aber auch sie leiden unter der Konkurrenz von Beamten- und Bürgersfrauen und -töchtern, die nur ein Taschengeld verdienen wollen, und gegen Ende der Saison müssen auch sie sich mit den niedrigen Löhnen der Uebrigen begnügen. Wie die meisten dieser Arbeiterinnen Ehefrauen sind, so liegt der Hauptgrund der niedrigen Löhne aber darin, daß deren Verdienst eben nur das ergänzen soll, was am Verdienst des Mannes zur Erhaltung der Familie fehlt. Die weitere Folge ist freilich, daß eben mit Rücksicht auf diesen Beitrag der Ehefrau auch der Lohn des Mannes, wo dieser keiner Organisation angehört, dauernd auf dem Satz erhalten wird, der jenen Gesundheit und Familienverhältnisse zerstörenden Beitrag nöthig macht.

Die schlimmste Folge aber ist die Noth für diejenigen Arbeiterinnen, die für ihren Lebensunterhalt ausschließlich auf sich selbst angewiesen sind. „Eine Zwischenmeisterin sagte aus, daß von ihren drei Lauguettirerinnen, die bei zwölfstündiger ununterbrochener Arbeitszeit 8 M. wöchentlich verdienen, zwei bei ihren Eltern leben, die dritte bei einem jungen Mann — anders ginge es nicht.“ Eine andere, Wittwe mit zwei Knaben, erklärte von sich selbst: „Ich habe mir ein Verhältniß anschaffen müssen, sonst wäre ich mit den Kindern zugrunde gegangen — der Mann sorgt gut für sie und mich.“ Hier tritt sogar das Traurigste ein, daß die Mutter durch ihre besten Instinkte zum Fall gedrängt wird! — Derartige Mittheilungen erhält man aber natürlich nur in ganz vertraulichen Gesprächen. Dann erzählen auch die jungen Mädchen, was sie von ihren Genossinnen wissen — daß sie diese oder jene auf schlimmen Wegen gesehen haben. „Aber was soll man sagen, sie hatten nichts zu thun, und Hunger thut weh!“ Ein großer Fonds von Ehrbarkeit hält Viele von dem so viel leichteren Leben der Unehre ab, und unter Entbehrungen werden die seidenen, mit Spitzen besetzten Jupons genäht, die sie dann vielleicht von einer Cocotte durch den Schmutz ziehen sehen. Doch haben andrerseits die Sittlichkeitsvereine ein reiches Material darüber, wie Frauen, an denen sie arbeiten, durch einen Nothstand zuerst auf abschüssige Bahn gekommen sind. Und solange bei einem ehrlichen Arbeitsleben Leib und Seele verkümmern müssen, werden sich von den schwächeren Naturen stets Ungezählte in die Welt des Genusses und der Schande hinüberziehen lassen.

„Daß ein Mißverhältniß zwischen Lohn und Leistung besteht, ist auch den meisten Frauen klar, die große Masse derjenigen, die nur einen Nebenverdienst sucht, steht der Thatsache ziemlich gleichgültig gegenüber; unter denen aber, die gezwungenermaßen Tag und Nacht sich plagen, um nur den dürftigsten Unterhalt zu erwerben, findet man manche energischere und nachdenklichere Natur in einer Stimmung, in der sie die Welt in Brand setzen möchte. ‚Die Löhne sind eine Grausamkeit, die Löhne sind eine Grausamkeit‘, wiederholte mir ein junges Mädchen fortwährend, so wie sich ein unwissender Geist an den Ausdruck klammert, den er einmal für eine tiefgehende Erfahrung gefunden hat. Das sind die weiblichen Revolutionäre, die jeden Straßenputsch mitmachen würden, in dem Gefühl, daß irgend etwas geschehen muß, gleichviel was, denn keine Veränderung ihrer Lage kann schließlich eine Verschlechterung bedeuten — und ‚das Elend hat nicht Zeit, zu warten‘. Anderen Frauen tritt man wiederum gegenüber, die thatsächlich den Eindruck von hülflosen, abgehetzten Thieren machen, die viel zu stumpf sind, um überhaupt nur zu einer Kritik ihrer Verhältnisse zu kommen. Es läßt sich eben nichts machen, wenn mit jeder Saison die alten Muster mit 25 Pf. weniger bezahlt und die neuen immer komplizirter werden; man schläft infolgedessen noch eine Stunde weniger, um das Gleiche zu erarbeiten oder ernährt sich um etwas schlechter!“

Das also ist das Ergebniß jener Freiheit der isolirten Arbeiter, um deretwillen die Arbeitgeber — nicht im eigenen Interesse, sondern nur in dem des Arbeiters — gegen die Arbeiterkoalitionen den Schutz der Arbeitswilligen anrufen! Dazu noch eine lex Heinze gegen die Folgen der geschilderten Lohn- und Wohnungsverhältnisse! Und damit glaubt man wirklich Ordnung zu schaffen!

Doch über die vorgeschlagenen Mittel zur Abhülfe ein andermal.

Lujo Brentano.

Digitized by Google

Leo XIII. als Bischof von Perugia.

Von Lic. theol. Leopold Karl Goetz (Passau).

II.

Die katholische Kirche gipfelt im Papstthum, das in der Person des Petrus gleichfalls auf unmittelbar göttlicher Einsetzung beruht. In einer Homilie des Jahres 1871 bei Gelegenheit des silbernen Papstjubiläums Pius' IX. legte Pecci auf Grund der Satzungen des Vatikanischen Konzils und seiner neuen Dogmen über die Unfehlbarkeit und Allgewalt des Papstes die Prärogative des Papstes dar. Aber auch schon vor 1870 hat Pecci dem Papst die weitgehendste Kirchengewalt zugeschrieben. In einer Adresse an Pius IX. aus dem Jahre 1861 nennt er ihn den obersten Lenker der Disciplin der Kirche, von dem allein der Episkopat und der niedere Klerus in allem was die Ausübung ihrer Sendung betrifft, abhängen. Denn die Bischöfe, so lehrt Pecci 1869 im Hirtenbrief zum vatikanischen Konzil, sind diesem höchsten Herrn und Gesetzgeber gegenüber nur ausführende Organe, ohne ihn haben auch die Entscheidungen sämmtlicher Bischöfe nicht den Charakter absoluter Festigkeit und Unfehlbarkeit und würden überhaupt keine Entscheidungen der lehrenden Kirche sein, denn diese kann man sich nicht getrennt von ihrem Fundament und Haupt vorstellen. Der Episkopat ist ihm nicht, wie auch die Bischöfe auf dem Trienter Konzil behaupteten, direkte göttliche Einsetzung, die Einheit der Kirche verlangt, daß sie ihr Amt ihre Theilseelsorge von dem Papst, dem Generalseelsorger der ganzen Kirche, empfangen, von ihm, dem Pastor primarius der ganzen Christenheit, hängen die Bischöfe ab, wie die kleineren Sterne vom größeren Planeten. Die blinde Unterwerfung Pecci's unter den Willen des Papstes fand ihren klassischen Ausdruck in der Adresse der umbrischen Bischöfe zum silbernen Papstjubiläum Pius' IX. im Jahre 1871. „Wir glauben alles, läßt er da die Bischöfe sprechen, was Du glaubst, wir verdammen alles, was Du verdammst. Feinde jeder Neuerung in religiösen Lehren (aber doch Anhänger der neuen vatikanischen Dogmen), verwerfen wir mit katholischer Verachtung (!) alle sogenannten Schlüsse der Wissenschaft, jener eiteln und lügenhaften Wissenschaft, welche sich selbst liebende Menschen, übermüthige Feinde der religiösen Einheit, ständige Verleumder dieses hl. römischen Stuhles thörichterweise den unveränderlichen Dogmen des Christenthums entgegensetzen wollen. Wir nehmen also mit dem vernünftigen Gehorsam des Glaubens alles an, was die römischen Päpste und ökumenischen Konzilien vom Nicänischen bis zum Vatikanischen als zum geheiligten Depositum der göttlichen Offenbarung gehörend erklärt haben.

Auch über die päpstliche Unfehlbarkeit hat sich Pecci deutlich genug ausgesprochen. An verschiedenen Stellen redet er zwar von der unfehlbaren Kirche. Aber bereits in der Einleitung zu den Beschlüssen des Provinzial-Konzils zu Spoleto 1849 betont er, daß Petrus das Prärogativ der Unfehlbarkeit besessen. So war es ganz konsequent, daß er schon 1861 in Pius IX., als dem Nachfolger des Petrus und sichtbarem Haupt der Kirche, das Zentrum der Glaubenseinheit, den Depositar und unfehlbaren Lehrer aller geoffenbarten Wahrheiten verehrte, ohne den die Entscheidungen selbst der größten und ehrwürdigsten Bischofsversammlungen keine dogmatische und kanonistische Gültigkeit haben. Die ökumenischen Konzilien der alten ungetheilten Kirche kommen allerdings bei dieser Lehre Pecci's schlecht weg. Es war demnach für Pecci keine Annahme einer neuen Lehre, wenn er auch nach 1870 den Papst hinstellt als den unfehlbaren Meister und Lehrer der Wahrheit, den Richter über alle christlichen Streitigkeiten, von dem es keine Appellation gibt, den Grundstein des mystischen Gebäudes, das das fleischgewordene Wort Gottes zum Heil der Menschen errichtet hat. Von seinem theologischen Standpunkt aus konnte er sagen, das vatikanische Konzil habe eine Lehre zum Glaubenssatz erhoben, die immer das Erbgut der hl. Väter und der hervorragendsten theologischen Schulen war. Andere, die die Geschichte der Kirche nicht unter dem dogmatischen Sehwinkel betrachten, werden über die päpstliche Unfehlbarkeit als „Erbgut der hl. Väter" anders denken. Mit Vorliebe sprach Pecci auch von dem Orakel des Vatikan, das den Gläubigen die Dogmen vorlegt.

Die Machtfülle der Kirche und des Papstthums ist natürlich nach Pecci's streng kurialistischen Lehren, zumal wie er sie durch das Vatikanum von dem letzten Rest liberaler Anwandlung hinsichtlich der Mitregierung der Bischöfe im Kirchenregiment reinigte, nicht nur eine Theorie, sondern praktisch an den Gläubigen zu verwirklichen. Darum hat die Kirche das Recht Zuchtmittel zu gebrauchen, die Schuldigen zu strafen, die Rebellen aus ihrem Schoß auszutreiben, und der gute Katholik muß auch eine heilsame Furcht vor ihren Strafen und Zensuren haben, obschon sie, fügt Pecci hinzu, heutzutage von der Welt verlacht werden. Es ist nichts natürlicher, als daß ein Mann wie Pecci der Kirche, d. h. dem Papst, in der weitgehendsten Weise das Recht der Ausübung der Zensur zuschreibt, und wir sind nicht erstaunt, daß er zu Spoleto 1849 verlangt, der Papst möge, wenn die Schwierigkeiten der Zeit aufgehört hätten, bald das oberste Inquisitionstribunal nach seiner früheren Institution wenigstens seiner Substanz nach wieder einsetzen. Die Kirche ist ihm eben der Arzt für alle Schäden der Welt, und Pecci will darum absolute Herrschaft der Kirche und des Papstthums im Namen Christi über Geister wie Leiber aller Menschen. Diese Gewalt erstreckt sich nach ihm bis zu den äußersten Enden der Welt, wo auch nur ein einziger in Christo wiedergeborener Sohn ist. Alle Fürsten und Völker der Christenheit ohne irgend eine Ausnahme sind ihr unterworfen, überall kann der Papst seine Macht geltend machen, den wahren Glauben zu verbreiten (umgekehrt gesagt den Protestantismus auszurotten), die Unversehrtheit des Dogmas und der Moral aufrecht zu erhalten, die Disciplin zu regeln, Mißbräuche abzustellen, die Irrenden zu mahnen und zum Heile zurückzuführen. Wenn schwere Streitigkeiten im Schoß der Christenheit entstehen, gebührt es ihm, sie zu entscheiden. Und wenn er mit seinem obersten Urtheil einer dogmatischen oder disciplinären Streitigkeit ein Ende gemacht hat, gibt es keine Appellation, denn auf Erden gibt es keine Autorität, die über ihm stünde. Wer immer aber wagen würde, sich dem schuldigen Gehorsam gegen dieses höchste Oberhaupt zu entziehen, der würde sich selbst vom Heilsweg ausschließen, er würde sich zum Rebellen gegen Christus erklären, dessen Macht er in seinem Stellvertreter verachtet.

Weist man aber darauf hin, zu welchen Streitigkeiten zwischen Staat und Kirche diese Machtansprüche des Papstthums geführt haben, so ist Pecci gleich mit der Antwort bereit, daß die Schuld lediglich auf Seiten des Staates liege. Denn wenn man das Arbeitsgebiet von Staat und Kirche betrachtet, so ist das so getrennt, daß ein Streit nicht stattfinden kann, außer wenn eines seine Bahn verläßt und Uebergriffe in das Gebiet des anderen macht. Das hat aber immer nur der Staat gethan, die Abweichung von dem ihr zustehenden Gebiet kann nie der Kirche zugeschrieben werden.

Wir finden da bei Pecci den gleichen Gedanken, wie ihn der bekannte Satz 23 des Syllabus enthält, laut dem die Behauptung verdammt ist, daß die römischen Päpste und die allgemeinen Konzilien die Grenze ihrer Gewalt überschritten, Rechte der Fürsten usurpirt und auch in Festsetzung der Glaubens- und Sittenlehre geirrt haben.

Aber trotz dieser vielen Streitigkeiten, unter denen das Papstthum gerade in unserm Jahrhundert so viel zu leiden hat, obgleich die Wogen des Ansturms gegen den hl. Stuhl so hoch gehen und alle Feinde der Kirche sich gegen sie verbünden, will Pecci doch keine Trennung der Kirche vom Staat, wie diejenigen sie vorschlagen, die gleichfalls die ständigen Konflikte zwischen Staat und Kirche aus der Welt schaffen wollen. Denn das System der Trennung von Staat und Kirche ist ein verhängnißvolles System, das gleichbedeutend ist mit der Entfremdung des Staats von der Kirche, der die katholische Gesellschaft allem religiösen Einfluß entziehen und sie in die Netze des Protestantismus jagen würde oder in die Irrthümer des Atheismus. Pecci traute offenbar seiner Kirche nicht zu viel Lebenskraft mehr zu, wenn sie auf sich allein gestützt dastehen müßte und nicht mehr den Staat als Büttel hätte.

Bei einer solchen Lehre über die katholische Kirche läßt sich denken, wie Pecci den Protestantismus und Altkatholizismus beurtheilt.

Als im Jahre 1863 die Gründung von waldensischen Schulen in Perugia, oder, um in Pecci's Sprache zu reden, das gottlose Attentat gegen die heilige katholische Religion versucht wurde, schrieb Pecci dagegen einen Hirtenbrief. In diesem wie auch in den anderen Schreiben hat er seine Anschauung über den Protestantismus in kräftiger Sprache niedergelegt, nicht minder deutlich als er es als Papst 1897 in seiner Canisius-Encyklika gethan hat.

Der Protestantismus ist ihm, wie das ja bei seiner Lehre, die katholische Kirche allein habe den wahren Glauben und sei identisch mit der Religion Christi, begreiflich ist, nicht nur eine Irrlehre, „die große Irrlehre", er erklärte ihn mit Bellarmin für den pestilenzialischsten aller Irrthümer, für eine mörderische Häresie, für ein verderbliches Gift, für eine ansteckende Seuche, die gleich einer giftigen Schlange bereits bis zur Wiege des Katholizismus gekrochen ist, um mit ihren aus unreinen Quellen geschöpften verderblichen Büchern, mit ihren gefälschten Bibeln das Volk zu verderben. Der Protestantismus ist ein absurdes und verderbliches System, das Produkt des Hochmuths und der Gottlosigkeit, sein Anspruch, die Kirche reformiren zu wollen, hochmüthige Anmaßung.

Das Resultat aber des Protestantismus ist naturnothwendig die Empörung gegen jede übernatürliche Ordnung, daher liebt es Pecci, den Protestantismus immer zusammenzustellen mit dem Rationalismus und Heidenthum, und Redensarten sind ihm geläufig wie: „Protestantismus oder Atheismus". Er sagt auch ganz direkt, daß die protestantische Schule zu einem Neuheidenthum führe. Beide, Heidenthum und Rationalismus, ebenso wie der Protestantismus kämpfen darum vereint gegen Rom und sind zwei echte Bundesgenossen. Allerdings ist die Art des Kampfes und sind die Mittel des Kampfes verschieden, er wird ja im Namen der Zivilisation unternommen, aber die Ungläubigen bestreiten die Nothwendigkeit und Existenz der göttlichen Offenbarung, während die Sektirer die Kirche, die Wächterin über diese geoffenbarte Wahrheit, angreifen und vorgeben, sie bedürfe einer Reform.

Pecci bleibt aber bei dieser theoretischen Verdammung des Protestantismus nicht stehen. Er arbeitet gegen ihn mit einem allerdings auch bei ultramontanen Polemikern und Kontroverschriftstellern niedersten Ranges beliebten Mittel, das auch die klerikale Presse reichlich gegen den Gegner verwendet, mit dem Mittel der sittlichen Verdächtigung mit der Herabsetzung der moralischen Eigenschaften des Gegners. Wie wir es von ihm in neuester Zeit gewohnt sind zu hören, hat er es als Bischof immer und gern betont, welches die sittlichen Folgen der Reformation sind. Einseitig befangen und aufgehend in der Uebung seiner römisch-kirchlichen Werke hat er kein Verständniß für den religiösen Ernst und die sittliche Kraft, die einem anderen Glaubensbekenntniß und einem innerlichen religiösen Leben innewohnen kann, das diese äußere oft auch rein äußerliche Bethätigung wie die römisch-kirchliche Frömmigkeit nicht hat. Darum autorisirt nach seiner mangelhaften Anschauung, oder auch vielleicht nach seiner wider besseres Wissen gemachten Aeußerung, der Protestantismus geradezu zu jeder Art von Gottlosigkeit, denn die Pflichten, die der Katholizismus auferlegt und die der Protestant nicht erfüllt, sind eben in ihrer Erfüllung den menschlichen Leidenschaften lästig. So schleicht das Gift des Unglaubens durch die Thüre schlechter Leidenschaften in das Herz des Menschen ein. Dahin kommt der Mensch in sittlicher Beziehung, wenn er einmal grundsätzlich mit dem Protestantismus die göttliche Offenbarung, wie sie die römische Kirche allein wahrhaft bewahrt, verläßt, wenn er sich nach eigenem Geschmack ein Glaubensbekenntniß zurechtlegt. Denn für Pecci ist Irreligiosität, d. h. nach seiner Sprachweise Verbreitung pestbringender Bücher, irrige Lehre, Heterodoxie gleichbedeutend mit Liederlichkeit in sittlicher Hinsicht. Nur Rom und seine Kirche ist darum dem Unglauben wirklich gefährlich, deßhalb macht er auch nur die römische Kirche zum Gegenstand seiner Verfolgungen und zur Zielscheibe seiner vergifteten Pfeile. Der Unglaube hat eben einen untrüglichen Instinkt, der ihn belehrt, von welcher Seite er bedroht ist und gegen welche er deßhalb vorzugsweise seine Waffen zu richten hat. Hätte er es nur mit der Irrlehre und dem Schisma zu thun, so würde er den Sieg bereits in Händen haben, so schwach sind diese Feinde.

Aber schließlich, obwohl Pecci den Protestantismus so sehr als das verderblichste Gift verabscheut und seine sittlichen Folgen so unheimlich als möglich darstellt, muß er doch zugeben, daß in praxi die Sittlichkeit der Protestanten höher steht als die seiner gepriesenen Gläubigen, daß protestantische Länder den Sonntag heiligen, den Katholiken zur Beschämung.

In derselben Tonart ist die Beurtheilung der neuen Häresie, des Altkatholizismus gehalten: Die Dogmatisation der Unfehlbarkeit habe keineswegs große und furchtbare Schaaren gegen die Kirche erweckt. Nur wenig Unglückselige, in deren Herz der Stolz bereits seit längerer Zeit die Keime des Abfalls zur Reife gebracht hat, haben der Welt das klägliche Schauspiel eines lächerlichen Schisma geboten und jenes Mitleid gefunden, das man jedem Gefallenen schuldig ist. Die Kirche selbst wurde dadurch nicht weiter geschädigt und keiner Gefahr ausgesetzt. Wenige seit ihrem Entstehen, verringert sich die Zahl dieser Abtrünnigen unablässig. Weder die interessirte Protektion der Mächtigen, noch deren Gold, noch auch die weitgehenden Zugeständnisse, welche man allen Lüsten und Leidenschaften machte, haben diesen Leichnam zu galvanisiren vermocht, den man „Altkatholizismus" zu nennen beliebte. Man sieht, auch hier ersetzt Pecci den Mangel an gründlicher Sachkenntniß und an Beweisen durch eine liebliche Auswahl vulgärer Schimpfwörter und fügt zu der Unwahrheit und Unkenntniß skrupellos die sittliche Verdächtigung.

Auch seine Anschauungen über Gewissens- und Kultusfreiheit sind das naturgemäße Resultat seiner Lehre, daß die römische Kirche die allein wahre Kirche, die monopolisirte Vertreterin aller Religiosität sei. Wir haben schon gehört, daß er die Anwendung von Zuchtmitteln durch die Kirche zur Erzwingung des Gehorsams gegen sie für erlaubt erklärt.

Die Voraussetzung, von der er ausgeht, unter der jede Idee von Gedanken- und Gewissensfreiheit unmöglich ist, ist die alleinige Berechtigung der Wahrheit, bezw. der Wahrheit, die er in römischem Sinn als solche anschaut.

Digitized by Google

Es ist nach seiner Meinung ein Mißbrauch, die Wahrheit mit der reichen Ausstattung ihrer unwiderleglichen Beweisgründe und den Irrthum mit dem ganzen verworrenen Wust seiner Sophismen wie zwei gleichberechtigte Parteien nebeneinander zu stellen, daß Jeder zwischen den beiden wählen könne. Es ist vielmehr — sagt Pecci in dem Hirtenbrief des Jahres 1864 über die Irrthümer gegen die katholische Kirche — dem freien Willen der Menschen nicht freigestellt, eine Form der Gottesverehrung zu erfinden, wie es Jedem gefällt. Einzig diejenige Gottesverehrung, diejenige Religion ist wahr, welche Gott selbst in ausdrücklicher Offenbarung seines Willens uns zu üben auferlegt hat. Somit würde es nicht nur gottlos, sondern ungeheuerlich sein, wollte man die Behauptung wagen, jede Form der Gottesverehrung sei annehmbar, auch gleich gut und dem menschlichen Belieben stehe es frei, diejenige Form derselben zu wählen, die ihm gefalle oder gar sich selbst eine Religion zu bilden.

Diese Worte Pecci's stimmen ganz, nicht nur in ihrem Gedankeninhalt, sondern auch ihrem äußeren Wortlaut nach überein mit der Verdammung des Satzes: „Es steht jedem Menschen frei, jene Religion anzunehmen und zu bekennen, welche er, durch das Licht seiner Vernunft geführt, für wahr hält," die Pius im Syllabusſatz 15 ausspricht. Ueberhaupt ist dieser ganze Hirtenbrief des Jahres 1864, mit seinen mehrfach schon angeführten schroffen Ansichten, wie er römischerseits ganz treffend genannt wird, eine Art von populärem Syllabus, der die landläufigen Irrthümer über die römische Kirche nach Pecci's Anschauung aufzählt und sie bekämpft. Und auf den letzten der im Syllabus Pius' IX verdammten Sätze Nr. 80: der römische Papst kann und muß sich mit dem Fortschritt, dem Liberalismus und der modernen Zivilisation versöhnen und vergleichen, bezieht sich der Ausspruch Pecci's, daß eine Versöhnung zwischen Christus und der Welt unmöglich sei, denn Christus ist nach Pecci gleich römischer Papst und die Welt gleich moderner Zivilisation. Im ganzen genommen ist diese Uebereinstimmung zwischen Pecci und dem Syllabus nicht besonders erstaunlich, es ist dieselbe theologische Schule, es ist dieselbe kirchenpolitische Anschauung, und 1849 auf dem Provinzialkonzil zu Spoleto schon hatte Pecci den Ruf nach einer Art Syllabus gegenüber den Irrthümern der modernen Zeiten erhoben. In der Behandlung dieser ganzen Frage aber finden wir bei Pecci die übliche römische doppelte Sprache. Einerseits der Ruf nach Zucht und Gewaltmitteln, andrerseits Redensarten wie man müsse den Eifer für Gott mit der rechten Liebe zum Nächsten vereinigen. Die Geschichte der römischen Kirche und ihres Verhaltens gegen Abgefallene, solange sie die äußere Macht noch hatte, zeigt klar, wie diese Vereinigung von Eifer und Liebe praktisch bethätigt wurde und was größer war, der Eifer oder die Liebe.

Unter den heutigen Zeitverhältnissen, Temporum ratione habita, wie der päpstliche Terminus lautet, mußte sich eben Pecci z. B. damit begnügen, gegen Renan und sein Leben Jesu einen Hirtenbrief zu schreiben und eine Sühneandacht für seinen Frevel anzuordnen.

Wiederum kommt Pecci's ungeschichtliche dogmatische Betrachtungsweise aller Dinge zur Geltung in dem Kapitel seiner Anschauungen, das wir überschreiben könnten: Kirche und Kultur und Zivilisation. In zwei Hirtenbriefen, die letzten, die er als Bischof schrieb, hat er sich über „Kirche und materielle Kultur" und „Kirche und geistige Kultur" gründlich ausgesprochen und hat auch sonst in seinen ständigen Ausfällen gegen die neuzeitlichen Ideen und modernen Lehren von Humanität und Zivilisation seine Meinung über diese Fragen klargelegt.

In einer Homilie aus dem Jahre 1847 geht er nach der Begriffsbestimmung von sozialer Kultur, als dem Zustand von leiblichem und geistigem Glück, von dem Gedanken aus, daß eine vollkommene Kultur nur unter der Mitwirkung der Religion, unter der allgemeinen Geltung der christlichen Sittenlehre zu erlangen sei. Aber gleich schließt sich an diesen richtigen Satz die falsche Folgerung an, und gleich kommt wieder die grundsätzliche Gleichsetzung von Christenthum und moderner römischer Kirche. Dadurch steht er nun der Thatsache gegenüber, daß er eine große und ausgedehnte Kultur vor sich hat, die gar nicht in Uebereinstimmung mit der römischen Kirche steht, im Gegentheil, diese im Namen der Kultur und Zivilisation bekämpft. Sein Argument gegen dieses Faktum ist die einfache dogmatische Aufstellung: die Kultur außerhalb des Machtbezirks der römischen Kirche in geistiger Hinsicht, die vom Romanismus emanzipirte Kultur ist eine falsche, ist keine wahre Kultur. Echte Kultur und Zivilisation ist nur im engsten Anschluß an die römische Kirche, ihre Lehren und Gebote, ihr Oberhaupt zu finden. Dieser Leitsatz wird von ihm nun in mannichfachen Variationen wiederholt. Wirklich berechtigte und sittliche Freiheit ist wie die Kultur eine Blume die von selbst gedeiht in jedem Staat, wo der Geist der katholischen Kirche weht. Und wenn der Papst nun wie Pius IX. im 80. Syllabusſatz erklärt, daß er mit der Zivilisation und Kultur unsrer Zeit nicht Frieden halten kann, so ist das eben eine Kultur, die das Christenthum stürzen und den Menschen aller Güter des Christenthums berauben will. Nicht die wahre, wie eine Blüthe und Frucht aus der Wurzel des Christenthums erwachsende Zivilisation wird vom Papst nach Pecci's Lehre verdammt, sondern die unechte, welche von der Zivilisation nichts weiter als den Namen hat und die geschworene und unversöhnliche Feindin der echten, d. h. römisch-päpstlichen Zivilisation ist. Das ist das Grundmotiv für die ständigen, heftigen Ausfälle gegen die moderne Zivilisation und Kultur, die eben nach Pecci nicht nur gegen die Rechte der Kirche streitet, sondern die das Christenthum stürzen will, d. h. aus der Sprache Pecci's und des Romanismus in die der anderen Welt übersetzt, die den Romanismus als Kulturfeind auf Leben und Tod bekämpft. So kann auch der Klerus ebensowenig wie die Kirche selbst ein Feind des „wahren" Fortschritts sein, und demgemäß ermahnte Pecci 1876 in dem Hirtenbrief über das Betragen des Klerus in den gegenwärtigen Zeiten diesen, er solle eifrig und immer hervorheben, was die Kirche alles für die Kultur gethan habe. Und die Verdienste der katholischen Kirche, wie sie Pecci ansieht, um die Kultur sind allerdings recht groß, besonders für das privilegirte Land Italien. Was Pecci darüber denkt, hat er am besten und kürzesten in folgenden Stellen zusammengefaßt: Forschet in der Geschichte, welches die Jahrhunderte gewesen sind, die in Wissenschaft und Kunst das reinste und hellste Licht ausgestrahlt haben, und ihr werdet finden, daß die glaubensinnigen und gegen das Lehramt der Kirche gehorsamen Jahrhunderte immer jene weit übertreffen, welche entweder vom Glauben ganz abgefallen sind, oder denselben wenigstens nicht so warm und lebendig erhielten, daß er tiefe Wurzeln hätte schlagen können. Man liebt es zwar, die Zeiten des Mittelalters zu schmähen, weil sie trotz mancher Mängel und Fehler so tief gläubig waren. Aber welches der uns näher liegenden Jahrhunderte, auch die beiden letzteren, alle anderen an Ungläuben übertreffenden, nicht ausgenommen, könnte einen Vergleich mit jenen bestehen? Speziell wenn man Italien betrachtet, so muß man gestehen, daß die menschliche Gesellschaft in Italien niemals zu einem so hohen Ring der Zivilisation sich erhoben hat als zur Zeit, wo sie vom christlichen Geist belebt und völlig umgeben war von katholischer Atmosphäre. Darum erschallt laut Pecci's Mahnung: wenn ihr die lobenswerthen Fortschritte und die Entwicklung der Zivilisation liebt, so

Digitized by Google

hallet euch davon überzeugt, daß ihr nicht sicherer fortschreiten und nicht besser zur Entwicklung der Zivilisation beitragen könnt, als indem ihr euch mit Geist und Herz an die Bestrebungen der katholischen Kirche anschließt. Mit Gott und unter Führung seiner hl. Kirche werden die Völker in Wahrheit und glänzend zivilisirt werden.

Auch hier ist für den, der den Standpunkt Pecci's nicht theilt, eine Widerlegung seiner Ansichten aussichtslos und vergeblich, da sie alle aus dem falschen Grundprinzip nothwendig resultiren, von dem Pecci ausgeht: der Gleichsetzung von wahrer Religion und Christenthum mit modern römischem Katholizismus.

Mittheilungen und Nachrichten.

∞ **Franz Adamus: „Familie Wawroch".** Ein österreichisches Drama in vier Akten. Mit einem Geleitwort von Ernst Frhrn. v. Wolzogen. Paris, Leipzig, München, Albert Langen 1899. — Als Obertitel trägt dies Strikedrama, das zugleich eine Familienkatastrophe frei nach Gerhart Hauptmanns „Friedensfest" ist, die Ueberschrift: „Jahrhundertwende. Ein Dramen-Cyklus." Hoffentlich offenbaren die folgenden Stücke der Reihe selbständigeren Charakter: „Familie Wawrach" holt ihre Mitglieder aus „Germinal", den „Webern" und dem bereits genannten „Friedensfest". Züge von mäßiger, genrehafter Begabung melden sich ab und zu im einzelnen; im ganzen, großen äußert sich nur Nachahmungstrieb. So liebenswürdig das Fürwort von Ernst v. Wolzogen auch geholten ist, die entscheidende Thatsache läßt sich nicht aus der Welt schaffen, daß Adamus nirgends aus erster Hand Geschöpftes gibt.

af. **Berlin.** In der letzten Versammlung des „Deutschen Vereins zur Förderung der Luftschiffahrt" machte der Vorsitzende, Professor Aßmann, zunächst Mittheilungen über die internationalen Ballonfahrten, die am Freitag, dem 24. März, stattgefunden haben und über die bereits in der Beilage (Nr. 72) berichtet worden ist. Ferner verlas der Vorsitzende ein Schreiben des bekannten englischen Luftschiffers Alexander, welcher bei der Berson'schen Hochfahrt vom 15. September v. J. seinen Ballon „Majestie" unentgeltlich hergegeben und sich dadurch den Dank des Vereins erworben hatte. Hrn. Alexander ist vom Verein als ein Andenken an jene erfolgreiche Fahrt die von Glodendeck in Bronze gegossene Gruppe „mit dem Luftballon kämpfende Titanen" übersandt worden. Etwas verspätet, da der vielseitige Mann inzwischen in Südostafrika auf Löwenjagd gewesen, dankt jetzt der Empfänger und stellt für den Sommer seinen Besuch in Berlin, vielleicht auch die Theilnahme an einer Auffahrt in Aussicht. — An kürzeren Sportfahrten wird es in den nächsten Monaten in Berlin nicht fehlen. Wie der Vorsitzende mittheilte, haben sich bis jetzt nicht weniger als 55 Herren zur Theilnahme an solchen Fahrten gemeldet. Da die Mitgliedschaft des Vereins Voraussetzung ist und sich noch immer zahlreiche neue Mitglieder anmelden, scheint das Interesse an diesen Sportfahrten noch im Wachsen. — Den Vortrag des Abends hielt Ingenieur Lochner über „Grundlagen der Luftechnik", welche der Redner in ganz anderem gegeben findet, als man sehr vielen sich mit den Problemen der Luftschiffahrt Beschäftigenden angenommen wird. Die Uebertragung der Mechanismen, welche eine Bewegung auf und in dem Wasser ermöglichen, schlechtweg auf die Bewegung im Luftmeer ist ein großer Schlußfehler. Der Vortragende bricht damit über Schaufelräder, als in der Aeronautik anwendbar, den Stab; aber er will nicht so weit gehen, auch die Schraube zu verwerfen, zumal man sich des Vortheils maschinellen Antriebs nicht begeben dürfe und derselbe von Drehbewegungen unzertrennlich sei. Anwendbar scheinen ihm Steuersegel und die Flügel der Bockwindmühle nachahmende Mechanismen. Keine Fortbewegung in der Luft ist denkbar ohne Verdichtung und daraus sich ergebende Spannung der Luft. Die gerade Fläche des Drachens und die gekrümmte des Follschirmes, die gewölbten Flügel der Vögel seien Beispiele hiefür. Aber die Spannung müsse Hand in Hand gehen mit kontinuirlicher Entsponnung, um Bewegung aufrechtzuerhalten. Die Bewegung in der Luft, auch der Vogelflug, sei immer eine Reaktionsbewegung, vergleichbar derjenigen des Seeger'schen Wasserrades. Um ihre Richtung zu bestimmen, sei es erforderlich, die Richtung des Abflusses der Luft zu regeln. Hierauf sind die vom Vortragenden ins Auge gefaßten Mechanismen berechnet. Indem er z. B. die mit Segeltuch bekleidete Tragfläche halbkugelig gestaltet, den Rand der einen Hälfte versteift, den der anderen nicht, weist er der abfließenden Luft den Weg nach der unversteiften Seite der Tragfläche und bestimmt damit die Richtung der Bewegung nach der entgegengesetzten Seite. Zu dem passiven Mechanismus der Tragfläche haben sich aktive zu gesellen, die analog den Schwungfedern der Vögel den Antrieb vermitteln. In der sich an den interessanten Vortrag anschließenden Diskussion wurde anerkannt, daß von Ingenieur Lochner ein hoffnungsreiches Prinzip aufgestellt und zunächst Aussicht vorhanden sei, damit den für die meteorologische Beobachtung immer größere Wichtigkeit gewinnenden Drachen so zu verbessern, daß die jetzt bestenfalls erreichte Winkelhöhe von 60 — 65° vermehrt werden könne. — Es berichtete hierauf Dr. Sühring über seine letzte, oben bereits erwähnte Hochfahrt.

B. **Heidelberg,** 5. April. Professor Dr. A. Kleinschmidt von der hiesigen Universität ist zum Mitglied des beabsichtigten internationalen Kongresses für die Napoleonische Geschichte in Alessandria ernannt worden.

tz. Die Feier des 150. Geburtstags Goethe's wird ihren Mittelpunkt nicht in Weimar finden, wie man anfänglich plante, sondern in der Geburtsstadt des großen Altmeisters, in Frankfurt a. M. Die Goethe-Gesellschaft wird in Weimar lediglich — wie sonst alljährlich — ihre Generalversammlung in der Pfingstwoche abhalten. Den Festvortrag (über „Prometheus") hat Professor Erich Schmidt übernommen. Das Hoftheater gibt zu Ehren der Zusammenkunft zwei Festvorstellungen: „Götz von Berlichingen" und am zweiten Tage (27. Mai) „Tasso".

* **Berlin.** Der Privatdozent für Staatswissenschaften an der hiesigen Universität, Dr. v. Halle, ist als Hülfsarbeiter im Reichsmarineamt angestellt worden.

* **Halle a. S.** Der bisherige außerordentliche Professor in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität, Dr. Ostar Doebner, ist zum ordentlichen Professor ernannt worden.

* **Breslau.** Der Privatdozent für Chemie, Professor Abegg, der bisher an der Universität Göttingen wirkte, wird in den Lehrkörper der hiesigen Universität eintreten.

* **Aachen.** Der Geh. Regierungsrath Intze, Professor an der hiesigen Technischen Hochschule, hat sich auf einige Wochen in das Gebiet der Pontinischen Sümpfe begeben. Professor Intze ist auch in weiteren Kreisen durch das von ihm zuerst angewandte System der Tholsperren und durch viele von ihm geleitete großartige Wasserbauten bekannt. Wir glauben annehmen zu können, daß diese Reise mit Verhandlungen im Zusammenhang steht, die Graf v. Hutten-Czapski und Dr. jur. Morton a. Douglas in Rom mit der italienischen Regierung geführt haben. Es wäre erfreulich, wenn die seit Jahrhunderten vergeblich versuchte Austrocknung der Pontinischen Sümpfe durch deutschen Fleiß und deutsches Kapital zustande gebracht würde. Major a. Danat hat einen Plan hierüber ausgearbeitet, um dessen Verwirklichung es sich jetzt handelt.

* **Graz.** Am 2. April ist der Professor an der hiesigen technischen Hochschule Hofrath Joseph Wastler im 68. Lebensjahre gestorben.

* **Aus Rußland.** In Sachen der Gleichstellung der Aerzte beiderlei Geschlechts ist, wie die Moskauer Blätter melden, auf eine Anfrage der beim Ministerium der Volksaufklärung niedergesetzten Kommission von der medizinischen Fakultät der Moskauer Universität die Antwort ergangen, daß die Fakultät sich für eine völlige Gleichstellung Beider und folglich für die Ertheilung der Würde eines „Arztes" und der gelehrten Grade „Doctor medicinae" und „Doctor medicinae et chirurgiae" an die weiblichen Aerzte ausspricht.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Freitag, 7. April. Nummer 79.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.60, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Sozialpolitischer Dilettantismus oder Arbeiterorganisation. Von Lujo Brentano. — Der historische Roman in Amerika. Von A. v. Ende. — Mittheilungen und Nachrichten.

Sozialpolitischer Dilettantismus oder Arbeiterorganisation.

Wer sich mit den sozialen Fragen der Gegenwart befaßt, wird allenthalben das Folgende im einzelnen beobachten können. Die Mißstände, die sich heute finden und als solche von den Betheiligten empfunden werden, wurzeln nicht in der Bosheit der Menschen. Gewiß, es gibt Schufte in allen Sphären des Lebens. Allein die Mehrzahl der Menschen ist überhaupt nicht außerordentlich; sie ist auch nicht außerordentlich gut oder böse. Die Ursache der heute als Mißstände empfundenen Zustände ist vielmehr, daß während die technische und wirthschaftliche Entwicklung fortschritt, es noch an einer Ordnung fehlt, welche die sittlichen und rechtlichen Ansprüche der davon Betroffenen mit den veränderten ökonomischen Bedingungen in Einklang bringt.

Verweilen wir einen Augenblick bei dem allgemeinen Problem. Das Wirthschaftsleben der Völker beruht nicht bloß auf natürlichen und technischen Grundbedingungen, sondern auch auf ethischen. Aus gemeinsamen Lebensanschauungen ist bei allen Völkern eine Lebensordnung hervorgewachsen, die Sitte. Sie beeinflußt die Menschen sowohl in ihrem Bedürfen, wie in ihrer auf die Befriedigung ihrer Bedürfnisse gerichteten Thätigkeit ganz ebenso, wie dies die natürlichen und technischen Verhältnisse thun. Kommt eine neue Technik auf, oder eine neue wirthschaftliche Organisation macht sich als vortheilhaft geltend, so treten solche Sitten ihrer Einführung zunächst oft hemmend entgegen. Allein was ökonomisch das Vortheilhaftere, wird stets auf die Dauer das ökonomisch Nothwendige und die ökonomische Nothwendigkeit ist allzeit das Stärkere; die Sitten erliegen ihr unter dem Druck der Konkurrenz; und nun macht der Widerspruch zwischen dem, was das sittliche Empfinden als geboten vorschreibt, und der Wirklichkeit sich als unerträglicher Missstand fühlbar. Denn was ein Volk in tausendjähriger Entwicklung als gut oder schlecht erkannt hat, läßt es sich nicht plötzlich rauben. Es läßt es sich nicht plötzlich in das Gegentheil verkehren. Die sittlichen Ansprüche bleiben; ja im Anschluß an die fortschreitenden technischen und wirthschaftlichen Verhältnisse entwickeln sich fortwährend neue sittliche Postulate. Allein die alten wie die neuen sittlichen Ansprüche können nur zur Geltung kommen, wenn sie in ihren Formen den neuen wirthschaftlichen Verhältnissen sich anpassen: denn das Wirthschaftliche ist eben das Stärkere.

Nun gibt es Parteien, welche die ökonomischen Existenzbedingungen, und andere, welche die sittlichen Postulate mehr oder ausschließlich ins Auge fassen. Die Einen ferner suchen die entstandene Dissonanz zu beseitigen, indem sie reaktionär an vergehenden wirthschaftlichen Organisationen festzuhalten oder auch die sittlichen Postulate zurückzuschrauben bestrebt sind. Wieder Andere verkennen revolutionär, wie weit die älteren ökonomischen Organisationsformen noch lebensfähig sind, oder wie weit noch die thatsächlich herrschenden sittlichen Anschauungen hinter ihren Idealen zurückbleiben. Wer keiner Partei angehört, wird sich sagen, daß eine befriedigende Lösung auf keinem dieser Wege gefunden werden kann. Er wird die ökonomischen Bedingungen, wie sie die Entwicklung geschaffen, nicht minder aber die sittlichen und rechtlichen Ansprüche, welche eben diese Entwicklung mit sich gebracht hat, zu verstehen suchen und damit anerkennen. Er wird nach einer Ordnung streben, welche die alten wie die durch die fortschreitende Entwicklung geschaffenen neuen sittlichen Postulate mit den Existenzbedingungen der fortschreitenden Wirthschaftsorganisation in Einklang bringt.

Wie ist dies angesichts von Zuständen zu machen, wie sie in dem Aufsatz „Ein klassisches Gebiet der Arbeitswilligen“ geschildert wurden? Gewiß hat Fräulein Dyhrenfurth recht, wenn sie schreibt, daß die schlechte Stellung, auf welche die geschilderten Arbeiterkategorien herabgesunken sind, nicht durch einzelne Mittel, sondern nur durch ein zusammenhängendes System von Maßregeln gehoben werden kann. So sind gleichzeitig Wohnungsreform und Neuerungen in der Gewerbeordnung, gleichzeitig Maßnahmen der Staatshülfe und der Selbsthülfe nothwendig. Aber die Erkenntniß, daß mannichfache Mittel zusammenwirken müssen, darf nicht der Vorwand werden, um keines in Angriff zu nehmen. Das wäre freilich das sicherste Mittel, um denen recht zu geben, die da meinen, daß eine Abhülfe eben nicht möglich sei. Auch gibt es unter den verschiedenen Maßnahmen, die zur Anwendung kommen müssen, einige, die vorausgehen müssen, wenn die anderen nützen sollen.

Der nächste Gedanke, den die Zustände, wie sie geschildert worden sind, wachrufen, ist regelmäßig der, die ganze hausindustrielle Betriebsform zu unterdrücken. Und wenn sich das machen ließe, wäre ihr gewiß keine Thräne nachzuweinen. Auch würden mich gewisse Gründe, die vom Standpunkt der Frauenrechte geltend gemacht werden, nicht abhalten, dies zu befürworten. Die Entrechtung der Frau, welche die Nutzbarmachung dieser Frauenrechte zur Folge gehabt hat, ist zu furchtbar, als daß solche formalrechtliche Bedenken in die Waagschale fallen könnten, und wer erkannt hat, daß die Verwirklichung der Freiheit des Arbeitsvertrags auch vor Verboten gewisser Geltendmachungen des Rechts, zu arbeiten, nicht zurückschrecken darf, wird solchen frauenrechtlichen Argumenten keinen sonderlichen Werth beimessen. Allein gewichtiger sind andere Bedenken. Die Hausindustrie spielt in der Existenz von Hunderttausenden heute eine so große Rolle, daß ein Verbot ohne die Vernichtung dieser Existenzen nicht möglich wäre. Zudem wäre es absolut undurchführbar und schon aus diesem Grunde unwirksam.

Es kann sich also nur darum handeln, in der Hausindustrie Zustände zu schaffen, welche ihr Fortbestehen mit

unsern sittlichen und rechtlichen Postulaten in Einklang bringen. Das auch war der Gedanke jener Nationalliberalen, welche, wie schon erwähnt, alsbald nach dem Strike von 1896 im Reichstag Maßnahmen beantragten, welche den ärgsten Mißständen in der Wäschefabrikation und der Konfektionsbranche vorbeugen sollten. Deßgleichen ist es der Gedanke gewisser Bestimmungen in der am 2. März 1899 von der Reichsregierung im Reichstag eingebrachten neuen Gewerbenovelle.

Allein so anerkennenswerth die Beweggründe sind, von denen diese Anträge ausgingen, so unzureichend sind diese, das Gewollte zu erreichen. Nur eine unter den beantragten Bestimmungen ist gut, die, welche der Unsicherheit der Arbeiterinnen hinsichtlich dessen, was sie für ihre Arbeit zu erwarten haben, abhelfen soll. Es wird beantragt, daß der Bundesrath das Recht haben soll, Lohnbücher oder Arbeitszettel vorzuschreiben, in welche Art und Umfang der übertragenen Arbeit, bei Accordarbeit die Stückzahl, ferner die Lohnsätze und die Bedingungen für die Lieferung von Werkzeugen und Stoffen zu den übertragenen Arbeiten von dem Arbeitgeber oder dem dazu Bevollmächtigten einzutragen sind. Anders dagegen verhält es sich mit dem neuen § 137a der G.-O., welchen die vorgeschlagene Gewerbenovelle in Aussicht nimmt. Danach soll für die Kleider- und Wäschekonfektion, sowie für andere Gewerbe, in denen Arbeiterinnen oder jugendliche Arbeiter neben ihrer Beschäftigung in der Fabrik vom Arbeitgeber zuhause beschäftigt werden, durch Beschluß des Bundesraths angeordnet werden können, daß den Arbeiterinnen und jugendlichen Arbeitern, sofern ihre tägliche Beschäftigung in der Fabrik die gesetzlich zulässige Arbeitszeit übersteigt, Arbeit nicht mit nach Hause gegeben werden dürfe.

Es erhellt: die Maßnahme erstreckt sich bloß auf die in Fabriken und Werkstätten Beschäftigten. Diese sind ohnedies schon in einer günstigeren Lage im Vergleich zu den Heimarbeiterinnen. Einmal ist die Beschäftigung in dem fremden Arbeitsraum an sich meist wünschenswerther als in der engen eigenen Wohnung; sodann hat die Bundesrathsverordnung vom 31. Mai 1897 die Arbeitszeit der Werkstattarbeiterinnen und der in den Werkstätten thätigen jugendlichen Arbeiter der Konfektion bereits gesetzlich geregelt; es fallen solche Werkstätten schon jetzt in die Sphäre der Arbeitsschutzgesetzgebung. Nun sollen die in solchen Werkstätten und Fabriken Beschäftigten weiter geschützt werden, indem verboten werden soll, ihnen nach Beendigung ihrer gesetzlichen Arbeitszeit weitere Arbeit mit nach Haus zu geben.

Eine unglücklichere Maßnahme hätte kaum vorgeschlagen werden können, solange nicht gleichzeitig für alle Heimarbeiter schützende Maßnahmen in Angriff genommen werden. Der geringste Einwand ist noch der, daß es nicht schwer sein wird, das Gesetz zu umgehen. Schon jetzt sind die Heimarbeiterinnen häufig für mehrere Firmen thätig; was wird die Arbeiterin, welche die gesetzlich zulässige Arbeitszeit in der Werkstätte von Nebukadznski hinter sich hat, in Zukunft verhindern, auf dem Heimweg bei Nabuchodonowitsch vorzusprechen, um sich Arbeit nach Hause mitgeben zu lassen und umgekehrt? Aber weit schlimmer ist, daß die Bestimmung die Folge haben würde, die Werkstattarbeit durch Heimarbeit zu ersetzen. Bereits hat die Anwendung der Krankenversicherungsgesetzgebung und der Hauptschutzparagraphen der G.-O. auf die Werkstätten der Konfektion die Folge gehabt, die Zahl der Heimarbeiter, d. h. gerade derjenigen, deren Lage die erbärmlichste ist, zu mehren. Es ist kein Zweifel, daß die vorgeschlagene Maßregel die Folge haben würde, die Werkstattarbeit, wo immer das technisch thunlich wäre, zu beseitigen. Die Regierung hat dies selbst gefühlt. Die Begründung, welche dem Gesetzentwurf beigegeben ist, sucht dem Einwand daher schon im voraus zu begegnen. Aber wie? Es wird zugegeben, daß in der Kleider- und Wäschekonfektion im allgemeinen nur geringe Vorkehrungen zur Herstellung der Arbeitserzeugnisse nöthig seien, und daß diese sich daher zunächst auch außerhalb der Fabrik oder Werkstatt herstellen ließen. Aber dies gelte doch nur für einen Theil; die überwiegende Mehrheit der „gegenwärtig" in den Betriebsräumen der Arbeitgeber hergestellten Arbeiten ließen sich aus besonderen Gründen nicht mit gleichem Vortheil in der Heimarbeit anfertigen und diese Arbeiten würden daher auch nach dem Erlaß des Verbots nicht in die Heimarbeit gegeben werden. Welch eigenthümliche Logik für einen Gesetzgeber! Für den geringeren Theil der gegenwärtig in den Betriebsräumen der Arbeitgeber hergestellten Arbeiten sieht er selbst als Folge seiner Maßnahme die Ersetzung durch Heimarbeit, d. h. eine Verschlechterung statt einer Verbesserung der zu bessernden Zustände voraus; was dagegen die „überwiegende Mehrheit" dieser Arbeiten angeht, so ist die Behauptung, sie könnten in Heimarbeit nicht gleich vortheilhaft hergestellt werden, entweder richtig — dann wäre das ganze Verbot unnütz, weil es sich auf Arbeiten beziehen würde, die schon bisher den Arbeiterinnen nicht mit nach Hause gegeben wurden; oder sie ist unrichtig — und angesichts der Veränderung in dem, was vortheilhaft ist, welche das Verbot mit sich bringt, erscheint dies besonders wahrscheinlich —, dann wird die Heimarbeit mit ihren weit schlimmeren Zuständen die bessere Werkstattarbeit verdrängen. Ohne irgend Jemand zu nützen, würde die vorgeschlagene Bestimmung die Lage einer großen Anzahl also erheblich verschlechtern.

Den Verfasser der vorgeschlagenen Gesetzesbestimmung scheint die Vorahnung eines solchen Ausgangs selbst zu beunruhigen. Wenigstens findet sich am Schluß der Begründung derselben die resignirte Bemerkung, falls das Verbot umgangen werde, würden „die gesetzgebenden Faktoren sich mit dem Bewußtsein begnügen müssen, das Ihrige gethan zu haben, um innerhalb der Grenzen des Möglichen dem Mißstand ein Ziel zu setzen". Aber mit nichten läßt sich ihm die Berechtigung zu solchem Troste zuerkennen. Der ganze Vorschlag ist Dilettantenarbeit; denn er wagt es nicht, das Uebel an der Wurzel zu fassen; diese Wurzel ist das unbegrenzte Angebot von Arbeitswilligen; statt mit einer Beschränkung der Arbeitswilligen zu beginnen, werden Maßnahmen in Vorschlag gebracht, welche die Mißstände, die beseitigt werden sollen, vergrößern würden.

Als die Wohnungsmißstände, welche die moderne Wirthschaftsentwicklung mit sich gebracht hat, in England zuerst hervortraten, fing man damit an, schlechte Wohnungen niederzureißen, an Stelle derselben bessere zu bauen und Vorsorge gegen Ueberfüllung dieser zu treffen. Allein damit war mit nichten für eine bessere Unterkunft derjenigen gesorgt, die in den schlechten Wohnungen bisher gewohnt hatten. Ganz im Gegentheil; ihre Lage wurde durch eben die ergriffenen Heilmittel verschlechtert. Denn da sie in den neugebauten Wohnungen nun nicht mehr Platz fanden, wurde die Ueberfüllung in anderen alten Wohnungen, in die sie nun flüchten mußten, nur um so ärger. Für jede Familie, die man besser untergebracht hatte, hatte man drei andere geschaffen, deren Lage nur um so greulicher wurde. Da zuletzt erst kam man auf den Gedanken, daß man die Frage am falschen Ende angefaßt habe. Statt mit dem Niederreißen der alten Wohnungen hätte man damit beginnen müssen, Unterkunftshäuser für diejenigen zu schaffen, welche eben die Ueberfüllung der alten Häuser verursachten. Seitdem ist man bemüht, große Unterkunftshäuser zu bauen, um vor allem die bestehenden Arbeiterwohnungen von den Schlafgängern zu drainiren. Soll dieselbe Erfahrung sich nun bei der Abhülfe der Mißstände in der Hausindustrie wiederholen?

Digitized by Google

Wenn die hausindustriellen Arbeiterverhältnisse gebessert werden sollen, muß man mit der Verbesserung der Lage der Heimarbeiter beginnen. Solange man davor zurückschreckt, hier die Hand anzulegen, haben die gesetzgebenden Faktoren nicht das Recht, sich mit dem Bewußtsein zu trösten, das Ihrige gethan zu haben. Denn die Konkurrenz der Heimarbeiter und ihre elenden Arbeitsbedingungen sind es, was alle Versuche, die hausindustriellen Zustände zu bessern, vergeblich macht. Nun ist die Hebung der Heimarbeiter freilich die schwierigste unter allen sozialpolitischen Aufgaben, und, kein Zweifel, von heute auf morgen kann sie nicht herbeigeführt werden. Dazu bedarf es der Arbeit von vielen Jahren. Aber eben deßhalb gilt es, baldmöglichst den richtigen Anfang zu machen.

Vor allem muß man sich von dem Gedanken losmachen, als könnte hier durch ein paar Arbeiterschutzparagraphen und noch so drakonische Strafbestimmungen geholfen werden. Ich habe gewiß nichts gegen gesetzliche Arbeiterschutzvorschriften. Aber wer soll sie denn durchführen? Man ernenne noch so viel männliche und weibliche Gewerbe-Inspektoren, will man ihnen etwa das Recht geben, zu jeder Tag- und Nachtzeit in die Arbeiterwohnungen zu dringen, um nachzusehen, ob darin nicht eine Heimarbeiterin vorschriftswidrig arbeitet? Und auch wenn man den Eigenthümer eines Hauses oder dessen Verwalter gleich dem Dwornik in einer russischen Stadt für das Verhalten der Hausinsassen verantwortlich macht, lassen sich zwar neue Mißstände schaffen, nicht aber die alten beseitigen. Und dazu kommt, daß alle Arbeiterschutzvorschriften die Lohnfrage unberührt lassen, und diese ist denn doch der Kern des ganzen Problems.

Das einzige Mittel, um Besserung zu schaffen, ist die Heranziehung der Arbeiter selbst, sowohl zur Durchführung der zu ihrem Schutze erlassenen gesetzlichen Bestimmungen als auch zur Besserung ihrer Lohnverhältnisse. Nun ist es gewiß richtig, daß von freien Koalitionen der Heimarbeiterinnen nichts zu erwarten wäre. Selbst in England, wo weder Gesetzgebung noch Polizei der Organisationsfreiheit der Arbeiter Schranken ziehen, sind die Heimarbeiter außerstande gewesen, sich zu organisiren. Sie stehen zu tief, sind zu arm, leben zu isolirt, als daß über dem nächstliegenden Interesse des Augenblicks das bleibende Interesse Aller von ihnen ins Auge gefaßt werden könnte. Allein zögern wir denn sonst in Deutschland, da wo die freiwillige Initiative zu schwach ist, von oben herab zu organisiren? Haben wir nicht für Personen aller Berufe und zwar für solche, die sich vollständig selbst zu wehren verstehen, neuerdings von Amts wegen Organisationen geschaffen? Lautet nicht insbesondere der § 81 der G.-O.: „Diejenigen, welche ein Gewerbe selbständig betreiben, können zur Förderung der gemeinsamen gewerblichen Interessen zu einer Innung zusammentreten" und kann nicht sogar der Beitrittszwang zu solcher Innung nach § 100 der G.-O. ausgesprochen werden? Wenn es als Aufgabe dieser Innungen bezeichnet wird, den Gemeingeist zu pflegen, sowie die Standesehre aufrecht zu erhalten und zu stärken, warum geschieht von Amts wegen nichts, um den Gemeingeist bei denen zu wecken, die unter dem schrankenlosen Wettbewerb der Einzelnen am meisten bedroht sind, wirthschaftlich, physisch und sittlich zu verkommen und ihre Ehre geradezu zu verlieren?

Oder verzweifelt man daran, daß die Sache zu machen wäre? Hat nicht unsre Polizei ihre Anmeldungslisten, auf Grund deren sie vor allem die vorhandenen Heimarbeiterinnen feststellen könnte? Ließen sich diese Feststellungen nicht noch durch Listenführungen der Arbeitgeber über die Adressen ihres gesammten Arbeitspersonals kontroliren und ergänzen? Wäre es nicht möglich, auf Grund dieser Listen die Heimarbeiterinnen periodisch zusammenzurufen, sie über ihre Interessen und die zur Wahrnehmung derselben nöthigen Maßnahmen zu belehren und so allmählich die zur Organisation zu erziehen, welche, wie Frl. Dyhrenfurth schreibt, „nicht fähig sind, sie selbst aufzubauen, oder nicht gewillt, sich ihr im Interesse der anderen einzuordnen?" Mit diesen Organisationen hätte man vor allem Organe, welche weit wirksamer als noch so viele männliche und weibliche Gewerbeinspektoren zur Durchführung aller im Interesse der Heimarbeiterinnen etwa zu erlassenden gesetzlichen Bestimmungen herangezogen werden könnten. Und hatten sie sich in dieser Aufgabe einmal bewährt, wäre in Durchführung derselben die Erkenntniß der gemeinsamen Interessen bei den Heimarbeiterinnen erwacht und der Gemeingeist entstanden, der bereit ist, um zukünftiger Vortheile willen in der Gegenwart Opfer zu bringen, so wäre auch die Grundlage geschaffen, von der aus später die Hebung der Lohnverhältnisse in Angriff genommen werden könnte.

Auf allen übrigen Gebieten der Verwaltung heißt heute das Prinzip: Heranziehung der Verwalteten selbst zur Theilnahme an der Verwaltung. Warum sollte man dieses Prinzip nicht auch da zur Geltung bringen, wo es allein die Erreichung des gewollten Zweckes zu sichern imstande ist? Freilich, in der Zeit des „Schutzes der Arbeitswilligen" stände eine Organisation der Heimarbeiterinnen im Widerspruch mit der reaktionären, allen Arbeiterorganisationen feindlichen Strömung. Möchte diese doch die Theilnahme der Arbeiter an der Verwaltung in den Verwaltungszweigen, in denen sie bereits durchgeführt ist, am liebsten wieder beseitigen. An die Stelle des früheren Rufes des Schutzes der Schwachen ist der nach Organisation der Starken gegen die Schwachen getreten; wo die Organisation am nöthigsten ist, bekennt man sich heute zu dem Individualismus, den man sonst so perhorreszirt. So ist es denn zu begreifen, daß man statt zu dem einzigen Mittel, von dem wenigstens in der Zukunft eine allmähliche Besserung der Lage der Heimarbeiterinnen zu erwarten wäre, zu ihrer Organisation zu greifen, lieber Maßnahmen vorschlägt, welche diese Lage nur noch verschlechtern können. Wann wird unsre Politik in diesen Dingen wieder frei werden von dem Einfluß leidenschaftlicher Interessenten?

Lujo Brentano.

Der historische Roman in Amerika.

Von A. v. Ende (New-York).

Wenn ein Volk auf der großen internationalen Weltbühne Hauptrollen zu spielen und sich allmählich als Weltmacht zu fühlen beginnt, dann regt sich in ihm jene Abart des engeren patriotischen Gefühls, welche wir Nationalstolz nennen. In der Politik werden dann diejenigen Helden auf den Schild erhoben, welche auf eine echte, eingeborene Herkunft hinweisen können; sie werden auserlesen, Vertrauensämter zu bekleiden und Ehrenbezeigungen in Empfang zu nehmen. Der Grund zu einer privilegirten Kaste ist gelegt, zu einer Aristokratie, die aus Söhnen und Töchtern der alten Ansiedler besteht. Jedes Land macht ein solches Stadium der Entwicklung durch. Auch Amerika hat diese Stufe erreicht und rühmt sich einer Aristokratie, die in ihrer Art gerade so ahnenstolz ist, wie die der alten Welt, wenn auch ihr Stammbaum statt auf die Kreuzzüge nicht viel weiter als bis zur Landung der „Mayflower" zurückreicht.

Parallel mit dem Wachsthum des Nationalstolzes läuft das erwachende Interesse an der Geschichte des Landes. Man erinnert sich der Baudenkmäler aus längst vergangener Zeit, an die sich historische Erinnerungen knüpfen, und bemüht sich, dieselben vor dem allmählichen Verfall zu retten, sie den Nachkommen zu erhalten, als leblose und doch

beredte Zeugen der Vergangenheit. War man vorher bemüht, alle Spuren früherer, primitiver Entwicklungsstufen zu verwischen und sich den Anschein des Fertigseins zu geben, so ist man jetzt stolz darauf, an der Hand dieser zeitlichen Grenzsteine den Fortschritt nachzuweisen, und ist von einer Art Pietät gegen jene Wahrzeichen der Kindheit des Vaterlandes erfüllt. Ein echt menschliches Empfinden und Verfahren, das im Leben des Einzelwesens sein Seitenstück findet. Die Jugend möchte vergessen, daß sie einmal Kind gewesen, während das Alter gar gern auf Jugend und Kindheit zurückgreift und sie wenigstens im Geiste neu erstehen läßt. Vor einem halben Jahrhundert lächelte das Durchschnittsamerikanerthum über die Ruinen der alten Welt und konnte es nicht begreifen, daß ein altersgeschwärztes Portrait einen größeren Werth repräsentiren kann, als eine noch nach Farbe und Firniß riechende Leinwand. Heute findet es diese Ruinen bereits romantisch, erinnert sich plötzlich, daß es solche Wallfahrtsorte auch in der Heimath geben könnte, und beschließt, die wenigen vaterländischen Ruinen, welche noch nicht dem Erdboden gleich gemacht worden sind, vor dem alles nivellirenden Geschäftsgeist des Landes und der Zeit zu schützen.

Auch nach Reliquien wird nun eifrig geforscht. In die Dachkammern und Bodenräume alter Häuser fällt plötzlich ein Strahl der Neuzeit — ein grausamer Schicksalsschlag für die ehrwürdigen Spinnenhonoratioren, die in ihren weit ausgespannten Netzen seit Jahrzehnten Siesta halten und nun plötzlich die Bekanntschaft eines höchst pietätlosen modernen Besens machen, der ihnen in roher Weise zu verstehen gibt, daß ihre stolzen Bauten nur Luftschlösser sind, die in dem vom Fenster hereinwehenden scharfen Zugwind in traurige Fetzen zerrissen werden. Lichtscheue Motten flattern empor und stoßen sich die Köpfe an den Balken wund, und Staubwolken wirbeln auf. Die neue Generation hat sich die Treppen hinaufbemüht und steht vor den Schränken und Truhen der Altvordern, die da oben im Zwielicht unter dem Dache von den guten alten Zeiten träumten und sich in stillen Nächten unter geheimnißvollem Knistern und Pochen ihre Lebensgeschichte erzählten. Ein rostiges Schloß nach dem andern wird aufgerissen. Welche Schätze so ein vergessener Raum birgt! Gierig wird nach den verblichenen Brokatgewändern im taillenlosen Empirestil gegriffen, noch den vergilbten Spitzen, verwitterten Stickereien und anderen Herrlichkeiten, die einst aus dem Wege geräumt wurden, weil sie altmodisch waren. Bilder, Zeitungen, Bücher — alles hat plötzlich einen neuen Werth als Reliquie. Solchen wird der Ehrenplatz in den modernen Räumen angewiesen; wenn Geschmack und Mittel es gestatten, ein Zimmer ganz im Stil jener Zeit eingerichtet und mit ihnen geschmückt. Der Urahne Brautkleid, ihr Konfirmationsfichu, alles findet dekorative Verwendung als Portieren, Draperien u. dgl. Manches Miniaturmuseum nationaler Alterthümer befindet sich in den Privatwohnungen derjenigen, die als Vertreter einer neuen Generation sich ihren Eltern gegenüber ungeheuer überlegen fühlen, aber unsäglich stolz darauf sind, die Urenkel ihrer Urahnen zu sein! Die amerikanische Gesellschaft steht seit einigen Jahren auf diesem historischen Standpunkt, sie beugt sich dem Zauberbann der Vergangenheit; und die Literatur spiegelt diese Geistesrichtung in mannichfacher Weise wieder.

Es ist geradezu auffallend, wie sich der historische Geist der amerikanischen Literatur bemächtigt hat. Auf Prescott, Parkman, Motley und Bancroft, die Klassiker unter Amerika's Geschichtsforschern, sind eine Anzahl Schriftsteller gefolgt, die sich sozusagen mit den Privatgeschichten der amerikanischen Geschichte befassen. Einige haben in der Biographie neue Bahnen eingeschlagen. So hat der vielseitige Herausgeber der Schriften Thomas Jeffersons, Paul Leicester Ford, seiner Monographie „Te True George Washington", in diesem Jahre „To True Benjamin Franklin" folgen lassen. In beiden Werken zeigt sich das Bestreben, die beiden großen Amerikaner von ihrer mehr menschlichen Seite zu zeigen, indem sie eines gewissen traditionellen Nimbus entkleidet werden. Ohne dadurch in der Werthschätzung der Nachwelt zu verlieren, werden sie derselben im Gegentheil näher gebracht. Parallel mit diesen Bestrebungen läuft der Versuch, Bausteine zu einer amerikanischen Sittengeschichte zusammenzutragen. Die Trachten und Gebräuche der alten Ansiedler, ihre ganze Lebensweise, werden gewissenhaft studirt und eingehend geschildert. Besonders fleißig arbeitet auf diesem Gebiete Alice Morse Earle, deren gesammelte Aufsätze über diesen Gegenstand kürzlich unter dem Titel „Home Life in Colonial Days" in einem stattlichen Bande erschienen. Eine eigenartige an Fontane's „Wanderungen in der Mark Brandenburg" erinnernde Form hat Marion Harland für ihre Arbeiten gewählt. Sie liest die Runenschrift der alten Häuser aus der Kolonialperiode, die noch hier und da erhalten sind, und erzählt deren Romane. Während Miß Earle's umfangreiches Werk eine Fülle kulturgeschichtlichen Materials bietet, ist Marion Harlands Buch „Colonial Homesteads" mehr als Ergänzung zu den Biographien der Menschen zu betrachten, die in diesen Häusern lebten. Mrs. Van Rensselaer King hingegen lehnt sich Miß Earle's Vorgang an, indem sie in ihrem Buche „The Goede Vrouw of Mannahatta" das häusliche und gesellschaftliche Leben der holländischen Ansiedler neu erstehen läßt. Die alten Häuser bergen nicht nur einen schier unerschöpflichen Schatz ungehobener Poesie und Romantik, sondern in ihren Archiven sind manche werthvolle Dokumente vorhanden, welche der Geschichte des Landes nicht wenige neue Kapitel liefern werden, wenn sie in die geeigneten Hände kommen.

Befremdlich erscheint es auf den ersten Blick, daß diese historischen Vorarbeiten hauptsächlich von Frauen betrieben werden. Allein ihr das Nächstliegende zu erfassen und kleine Unwichtigkeiten nicht zu verachten gewohntes Auge ist für solche Aufgaben vortrefflich geeignet. Mehrere amerikanische Schriftstellerinnen haben der Städte- und Staatengeschichte des Landes werthvolle Beiträge geliefert. Schon vor einer Reihe von Jahren hat Martha Lamb sich als Historiographin New-Yorks einen Namen gemacht. Ihrem Beispiel sind seitdem andere gefolgt. Das jüngst erschienene Buch „Historic New York", hat zu Verfasserinnen Maud Wilder Goodwin, Ruth Putnam und andere Frauen, deren Namen in der Literatur Amerika's einen guten Klang haben. Zu den interessantesten Monographien dieser Art gehört aber „New Orleans and her People" von Grace King. Auf das vielbändige Werk des Historikers von Louisiana, Gayarré, verweisend, erzählt die Verfasserin in ihrem Buche lediglich die Geschichte der Halbmondstadt und ihrer Bewohner. So warm und lebensvoll ist das Bild, das sie vor dem Leser entrollt, so innig hat sie sich in das Wesen dieser Menschen vertieft, die aus dem Frankreich des „grand Monarque" kommend, hier ein zweites Paris zu gründen dachten, so geschickt knüpft sie Vergangenheit und Gegenwart aneinander, daß sich diese Geschichte einer Stadt wie ein Roman liest — und doch in allen Punkten zuverlässig, streng historisch. Es ist ein ganz eigenartiges Buch. Als Seitenstück zu diesem Buche bietet sich „Philadelphia and her People" von der begabten Essayistin Agnes Repplier dar. Aehnliche Ziele verfolgt William Dean Howells' „Historic Boston"; im weiteren Sinne reihen sich daran Edward Everett Hale's „Historic Towns of New-England". Anspruchsvoller, weil einen etwas dunklen Abschnitt der Geschichte berührend, ist Grace Kings neuestes Werk: „De Soto and his Men in the Land of Florida".

Digitized by Google

Auf dem also vorbereiteten Boden ist nun der geschichtliche Roman entstanden. Trotzdem stellen sich dem Dichter auf diesem Gebiete große Schwierigkeiten entgegen. Das Land ist jung, und die wenigen Erlebnisse von nationaler Bedeutung, auf welche es zurückblicken kann, sind noch nicht in die zeitliche Perspektive gerückt, in welcher sie der Dichter sehen muß, der sie in den Rahmen einer Erzählung bringen will. Die religiösen Streitigkeiten, die Hexenprozesse, die Kämpfe gegen den Kolonisten aufgedrungene Gouverneure und andere interessante Stoffe drängen förmlich zur dichterischen Gestaltung, aber den Resultaten haftet meistens etwas dilettantisches an; denn die Verfasser glauben, ihre historische Treue durch breite Detailschilderungen dokumentiren zu müssen und sie verleihen ihren Stoffen im Streben nach historischer Objektivität leicht eine undefinirbar ferne, fast romantische Atmosphäre. Es fehlt ihnen an historischem Weitblick. Fast alle Werke, die in der Kolonialperiode spielen, kranken an diesem Fehler. Sie sind mehr Miniaturbilder aus der Kulturgeschichte, als historische Gemälde. Ueber der Fülle der Einzelheiten geht der Gesammteindruck verloren. Als Anläufe betrachtet, sind es allerdings beträchtliche Leistungen; besonders gilt dies von der Erzählung aus dem kolonialen New-York „Free to Serve" von E. Rayner, und von einem Roman, dem die Empörung Virginiens gegen den Gouverneur Berkeley zugrunde liegt: „Vivian of Virginia" von Hulbert Fuller.

Bei den Romanen, deren Schauplatz in der Revolutionsperiode liegt, drängt sich einem unwillkürlich der Vergleich mit Thackeray's „Virginians" auf. Diesem bis jetzt unerreicht dastehenden Roman aus der Gründungszeit der Republik gleichzukommen, ist für die amerikanischen Epigonen des großen Engländers keine leichte Aufgabe. Am meisten zeigt sich derselben gewachsen Dr. S. Weir Mitchell, dessen „Hugh Wynne, Free Quaker" allen Anforderungen des historischen Romans entspricht. Wie Thackeray ist es ihm gelungen, die Hauptereignisse des Befreiungskrieges zusammenzufassen und die Fäden einer Liebesgeschichte, in welcher der alte Kampf zwischen Liebe und Vaterlandspflicht gekämpft wird, so innig hineinzuflechten, daß die Erzählung in der That ein harmonisches Ganzes bildet. Als ein glücklicher Griff ist die Wahl der Stadt Philadelphia als Mittelpunkt zu betrachten; trotz der häufigen Verschiebung des Schauplatzes zerfällt der Roman nicht in einzelne Episoden. Mit großem Geschick hat der Verfasser alles Nebensächliche der Handlung nur leicht hineinskizzirt, so daß sich die entscheidenden Vorgänge klar und scharf abheben; das sich von Kapitel zu Kapitel entrollende Panorama gewinnt dadurch an überzeugender Wahrheit und Unmittelbarkeit.

Der Roman ist autobiographisch in der Form; theils ist der Titelheld der Erzähler, Hugh Wynne, ein Oberstleutnant in Washingtons Stab, theils ist es das Tagebuch seines Freundes Jack Warder. Die Klippen solcher Konstruktion zu umschiffen, erforderte kein geringes Geschick. Daß es gelungen, ist in hohem Maße der lebenswarmen Gestaltung der Charaktere zuzuschreiben. Der Vater des Helden, starr und unbeugsam in seinen Quäkergrundsätzen; die Mutter, ein reizendes kleines Frauchen aus Südfrankreich, und der Sohn, der aus der Verbindung solcher heterogenen Elemente hervorgeht, diese Drei allein fesseln von allem Anfang, und man verzeiht es dem Dichter, daß manche der anderen Gestalten sich der herkömmlichen Schablone nähern: der Schurke Kapitän Wynne und die liebliche Darthea. Mitten drin bewegt sich des amerikanischen Volkes theuerster Held, George Washington. Durch die frische, von der verknöcherten Tradition abweichende Gestaltung dieses Charakters hat sich Dr. Mitchell ein besonderes Verdienst erworben; dadurch allein nimmt sein Werk fast eine Sonderstellung ein und übertrifft an historischer Treue und Lebenswahrheit alle belletristischen Werke — und es sind deren Legion —, in welchen Washington geschildert ist.

Eine interessante Periode hat sich James Lane Allen zum Schauplatz seines vielgelesenen Romans „The Choir Invisible" gewählt, nämlich die Zeit unmittelbar nach der Revolution, da mit der Völkerwanderung nach dem Westen des Landes die Besiedelung der Mittelstaaten begann. Mancher durch den langen Krieg verarmte Kavalier des Ostens verließ damals seinen Herrensitz, um dort sein Glück aufs neue zu versuchen. Es war keine leichte Aufgabe, und auf der Frauen Schultern fiel die größere Last. Aus der Atmosphäre europäischer Kultur, welche sich in den Herrenhäusern Virginiens, Marylands, Pennsylvaniens, New-Yorks und anderer östlicher Staaten allmählich entwickelt hatte, in die westliche Wildniß versetzt, hatten sie fast dasselbe durchzumachen, wie einst ihre aus der alten Welt eingewanderten weiblichen Vorfahren. Es war ein Leben voll der seltsamsten Widersprüche und schroffsten Gegensätze; feinfühlige, empfindsame Naturen konnten sich schwer darin zurechtfinden. Der Dichter hat eine solche Frau in den Mittelpunkt seines Romans gestellt, Mrs. Falconer, die hochgebildete Gattin des Majors Falconer. Sie ist eine jener Menschenblumen, die das Verpflanzen in einen rauheren Boden nicht vertragen können. Wehmüthig schaut sie auf das bunte, wechselvolle Panorama, das sich ihr darbietet. „Durch die Stadt Lexington fließt der Strom der siegreichen Pioniere, und in ihren Gasthäusern drängen sich die Hinterwäldler mit ihren Buckskins (Lederhosen) und Truthahnsfedern. Gepäckwagen von Philadelphia bringen allerlei Weiberputz, und die Frauen der Offiziere tanzen Menuett mit einem Aufwand von Pracht, der des kolonialen Virginien oder Maryland würdig wäre." Ein ideales Liebesverhältniß zum Schulmeister des Ortes, dem gleichfalls aus dem Osten stammenden John Gray, mit dem ihre Nichte Amy ein kokettes Spiel treibt, bildet die etwas magere Handlung. Der Werth dieses Romans liegt in der prächtigen Schilderung der sozialen Zustände der Zeit; sie ist wunderbar lebendig, anschaulich und sympathisch.

Der Krieg mit England von 1811—1815 ist von J. Altsheler in den Romanen „A Soldier of Manhattan" und „A Herald of the West" behandelt worden. Der Zeitraum aber zwischen diesem und dem Bürgerkriege ist ein fast ganz brachliegendes Gebiet, obgleich es gewiß nicht an Begebenheiten fehlte, die novellistisch zu verwerthen wären. Aber die dramatischen Motive liegen nicht so offen zutage und die Fäden der Begebenheiten sind zu verwickelt; erst eine spätere Generation wird imstande sein, sie zu entwirren. Außerdem krankte das Land zu tief an den inneren Spaltungen, welche die immer brennender werdende und heftig auf Lösung dringende Sklavenfrage im ganzen Lande verursacht hatte. Mit dem thatsächlichen Eintritt der Ereignisse, welche solange ihre Schatten vorausgeworfen hatten, war freilich eine völlig unparteiische Behandlung derselben seitens der Zeitgenossen und sogar der nächsten Generation ausgeschlossen; aber die Versuchung, diese hochdramatischen Vorgänge mit ihren Vor- und Nachspielen darzustellen, ist zu groß. Besonders auffallend ist die ungeheuer lebhafte Betheiligung südlicher Schriftsteller an der Novellistik des Bürgerkrieges; man könnte versucht werden zu glauben, daß sie pro domo reden, und in nicht wenigen Werken dieser Gattung ist die Tendenz unverkennbar. Nur zwei Jahre nach dem Kriege veröffentlichte Sidney Lanier seinen Protest gegen denselben, den nun vergessenen Roman „Tiger Lilies", sein Erstlingswerk. Seitdem hat sich die Literatur des Südens fast ausschließlich mit dem Gegenstande beschäftigt. Mrs. Virginia Frazer Boyle hat ihren Kriegsroman „Brockenbourne" einer alten Negerin in den Mund

Digitized by Google

gesetzt. Die außerordentlich warm gehaltene Erzählung spielt in Mississippi und zeichnet sich durch vortreffliche Charakterschilderung aus. Ein anspruchsvolleres Werk ist William E. Bartons „A Hero in Homo spun“. Die Tendenz, welche der Verfasser in der Vorrede ankündigte, ist durch seine meisterhafte Zeichnung der Gebirgstypen und durch das vortrefflich festgehaltene Lokalkolorit ganz in den Hintergrund getreten, und da das Buch in der That verschiedene Phasen des Bürgerkrieges in einem durchaus neuen Lichte darstellt, ist es als ein hochinteressanter Beitrag zur Belletristik des Bürgerkrieges zu betrachten; ja es gibt nicht wenige Kritiker, welche ihm der gewissenhaften Quellenforschungen halber, auf denen es beruht, die Palme zuerkennen.

Das neueste Werk des virginischen Romanschriftstellers Thomas Nelson Page nennt sich eine Geschichte aus der „Rekonstruktionszeit“, das heißt aus der Periode nach dem Kriege, da der Süden den politischen Winkelzügen gewissenloser nördlicher Streber preisgegeben war. Er entrollt ein historisch verläßliches und warm gezeichnetes Bild der grauenhaften Zustände; er erzählt, wie die ehemaligen Sklaven von eigennützigen Schurken gegen ihre früheren Herren aufgehetzt und zu den niederträchtigsten Intriguen mißbraucht wurden, zu Handlungen, von deren Tragweite sie keine Ahnung hatten; wie die durch Stimmenschacher zu Amt und Würden gekommenen Intriganten sich durch Fälschung von Besitzurkunden und Schuldbriefen das Eigenthum friedlicher, ordnungsliebender Bürger des Bundes aneigneten und Familien, die schon durch den Krieg verarmt waren, um Haus und Hof brachten. Der Schauplatz der Handlung dieses Romans ist nirgends bestimmt lokalisirt, aber die Vorgänge sind historisch und fußen zum Theil auf Erinnerungen aus der Jugend des Verfassers. Der Geist, der dieses Buch durchweht, ist ein durchaus würdiger und der Ton ein vornehmer.

Gilbert Parker, der seines langen Aufenthalts in Amerika wegen zur amerikanischen Literatur gezählt wird, obgleich ihn England gleicherweise beanspruchen kann, hat uns gleichfalls neuere Werke geschenkt, die historische Stoffe behandeln. Ein solches Werk ist der während der französisch-englischen Kämpfe in Canada spielende Roman „The Seats of the Mighty“, der von dem englischen Schauspieler Beerbohm Tree in einer Dramatisirung aufgeführt worden ist. Es spricht für das Wachsthum des historischen Sinnes im amerikanischen Volke, daß selbst solche Werke, die nicht direkt amerikanische Geschichte berühren, einen großen Leserkreis finden. Ein solches Werk ist Gilbert Parkers neuestes Buch, der historisch-romantische Roman „The Battle of the Strong“, der zu Ende vorigen Jahrhunderts auf der Insel Jersey spielt. Ein zweites Buch dieser Art ist Dr. S. Weir Mitchells Roman aus der französischen Revolution „The Adventures of François“, eine stimmungsvolle, lebendige Erzählung, deren Held sich wie des Verfassers frühere Charaktere durch frische, menschliche Auffassung auszeichnet. Man merkt es, wie die amerikanischen Schriftsteller auf immer breiterer Basis arbeiten und an puritanischem Provinzialismus verlieren.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Bayerische Gemeindeordnung für die Landestheile diesseits des Rheins. Erläutert und mit den Vollzugsvorschriften herausgegeben von Dr. Gustav v. Kohr, Präsident des kgl. Verwaltungsgerichtshofs. München, C. H. Beck, 1898. — Mit dem Erscheinen des zweiten Bandes ist Kahrs Kommentar zur bayerischen Gemeindeordnung, dessen erste Hälfte im Jahre 1896 erschien, zum Abschluß gediehen. Ich habe der Besprechung, die ich in Nr. 6 der Beilage von 1897 diesem hervorragenden Werk gewidmet habe, nichts beizufügen. Der zweite Band behandelt die fünfte und sechste Abtheilung des Gesetzes, also die Staatsaufsicht, die Handhabung der Disziplin und die Wahlen zu den Gemeindeämtern; ein umfangreicher Anhang bringt die wichtigsten zur Ergänzung der Gemeindeordnung ergangenen Gesetze und Vollzugsvorschriften. Die jüngste der letzteren ist datirt vom 2. Oktober 1898; sie betrifft die durch das Gesetz vom 15. Juni 1898 eingeführte Besitzveränderungsabgabe. Durch die Nachträge zum ersten Band ist auch dieser bis in die letzte Zeit ergänzt, doch mußte insbesondere wegen des Nichtvorliegens der bayerischen Ausführungsgesetze davon abgesehen werden, die Wirkung des Bürgerlichen Gesetzbuchs auf das Gemeinderecht darzustellen.

w. Babylonische Alterthümer. In den beiden letzten Sitzungen der Pariser Akademie der Inschriften sprach der Orientalist Heuzey über die Ergebnisse der von de Sarzec in Südbabylonien veranstalteten Ausgrabungen. Auf Grund der Ergebnisse dieser Arbeiten glaubt er, mit einer festen Zeitrechnung bis über das 40. Jahrhundert v. Chr. hinausgehen zu können. Zum Ausgangspunkt seiner Berechnung nimmt er das Jahr 3757 v. Chr., in welches Jahr der Nabûnâhid-Zylinder die Herrschaft Naramsins, des Sohnes Sargons, setzt. Wenn auch diese Angabe gemeiniglich nur als eine ungefähre gilt, ja sogar stark angezweifelt wird — Nabûnâhid sagt nur, daß Naramsin 3200 Jahre vor ihm regiert habe —, so schenkt doch Heuzey ihr unbedingten Glauben, da er der Ansicht ist, daß der Schreiber für seinen Ansatz in einer reichen Denkmäler- und Urkundensammlung sehr wohl die genügende Grundlage habe finden können. Die Forschungsstätte de Sarzecs war Tello, das alte Sirpurla. Hier ließ sich besonders die Entwicklung der Backsteinverfertigung von ihren Anfängen an verfolgen. Die Fabrikation begann damit, daß man den Thon mit der Hand formte und als Zeichen auf einer Seite den Daumen eindrückte; später ersetzte man dieses Zeichen durch einen Stempel, welcher das Wahrzeichen Sirpurla's, den Adler mit dem Löwenkopf, zeigt. Dann brachte man auch Königsnamen an, und so lassen sich gewisse Baureste für die Zeit der Könige Ur-nina und Fannadu festlegen. Unter anderen ist aus solchen mit der Hand geformten Steinen ein großes Kornhaus erbaut worden, dessen Plan de Sarzec noch hat wiederherstellen können. Dafür aber, daß jene Backsteinart einer sehr frühen Kulturstufe angehört, zeugt auch der Umstand, daß sich solche Ziegel immer nur über jungfräulichem unbearbeiteten Boden fanden. Des weiteren zeigte Heuzey den Gipsabguß eines jetzt in Konstantinopel befindlichen Trinkscholenfragmentes, auf welchem der Name eines der ältesten Könige Sirpurla's, Ur-nina's, erscheint. Die flache Schale war mit der Hand gearbeitet, ohne jede Beihülfe einer Drehscheibe. Nach eine zweite Schale derart ließ sich wiederherstellen, welche besonders durch den Titel der aufgeschriebenen Person, „Schreiber des Getreidemeßamtes“, bemerkenswerth ist. Im Louvre finden sich auch noch andere Reste dieser Kunstgattung, alle aber sind der großen Ortsgöttin von Sirpurla, Bau, geweiht. Gefertigt sind sie aus einer gewöhnlich unter dem Namen „orientalischer“ oder „ägyptischer Alabaster“ oder auch „algerischer Onyxmarmor“ bekannten Onyxart, und sowohl für die Zeit dieser Dinge als auch für das Verständniß des engen Kulturzusammenhangs zwischen Babylon und Aegypten ist die Bemerkung Heuzey's von Wichtigkeit, daß sich ganz ähnliche Schalen unter den ältesten vorpyramidischen ägyptischen Funden nachweisen lassen.

-ski. Die Erforschung des russischen Volksgesanges, welche seit kurzer Zeit systematisch gepflegt wird, ist durch die neueste Expedition, welche die beiden Gelehrten Istomin und Mekrassow zu diesem Zweck nach der Provinz Perm unternommen haben, wiederum um einen bedeutenden Schritt gefördert worden. Es wurden, wie Prof. Grigoriew (St. Petersburg) im „Internationalen Archiv für Ethnographie“ soeben mittheilt, die Distrikte Jekaterinburg, Kamyschlow, Werchoturje und Jsilitamsk erforscht, wo insgesammt 52 Lieder verschiedenen Inhalts aufgezeichnet wurden: Hochzeits-, Tanz-, Scherz-, Liebes-, Räuber- und Gefangenenlieder. Darunter befindet sich auch eine interessante Variante eines uralten Liedes kannibalischen Inhalts, worin geschildert wird,

wie ein Mädchen ihren ungetreuen Geliebten fangen und zerstückeln läßt. Aus den Knochen läßt sie sich ein neues Bett, aus dem Oberschädel einen Krug verfertigen, die Augenhöhlen werden, mit Gold ausgelegt, zu Bechern verarbeitet, die Haare zu Garn, welches den Docht der aus dem Fett hergestellten Kerzen bildet. Der Text der eingesammelten Lieder erwies sich als ursprünglich, ohne moderne Beimischungen, die Melodien sind ansprechend und in rhythmischer Hinsicht von großem Interesse. Eine auffällige Eigenthümlichkeit des Chorgesangs ist die, daß nur eine Person die Worte des Liedes, die übrigen Theilnehmer aber nur die Melodie desselben oder hier und da ein Wort dazwischen singen. Die Expedition begegnete diesmal besonderen Schwierigkeiten, indem die Bevölkerung mit der Bestellung der Felder beschäftigt war, die Theilnehmer mußten oft Strecken bis 500 km durchfahren, ohne Sänger anzutreffen. — Inzwischen werden die Ergebnisse der früheren, zu dem gleichen Zweck ausgeführten Expeditionen veröffentlicht. Rybakow, welcher mit Unterstützung der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft Forschungen in Betreff des russischen Volksgesangs unter den Baschkiren, Tataren und anderen am südlichen Ural wohnenden Stämmen unternommen hatte, veröffentlicht die Ergebnisse derselben in den Mémoires der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, während die Liedersammlungen zum Theil bei Arnhold in St. Petersburg (Ausgabe für vier Stimmen, für Frauen- und Kinderstimmen), zum Theil (für eine Stimme mit Pianobegleitung) bei Röder in Leipzig gedruckt werden.

* Ueber den Plan einer Verbindung von Nord- und Südamerika durch eine Eisenbahn bringt die neueste Nummer des „Globus“ folgende Mittheilungen: Der Plan, eine Eisenbahnlinie von New-York bis Buenos Aires zu schaffen, wurde bereits vor mehr als neun Jahren gefaßt, und die am 2. Oktober 1889 nach Washington einberufene „International American Conference“ beauftragte die aus Ingenieuren bestehende „Intercontinental Railway Commission“ damit, die Ausführbarkeit dieses Planes zu studiren. Bereits im Jahre 1893 hatte die Kommission ihre Aufnahmen beendet, aber erst in diesem Jahre ist der Bericht, in dem ungeheure Mengen von Einzelheiten zu verarbeiten waren, als ein Werk von drei Bänden Text und drei Bänden mit über 300 Karten und Profilen, sowie einem Bande mit einer gedrängten Uebersicht des ganzen Projekts erschienen. — Die Aufnahmen begannen in Ayutla, einem Dorfe an der Südgrenze von Mexico, da dieser Punkt mit dem Bahnsystem der Vereinigten Staaten durch die von der Hauptstadt Mexico dahingeführte Bahnlinie verbunden werden wird. Alle bereits vorhandenen oder projektirten Bahnlinien sollen nämlich als Glieder in der Zukunftslinie berücksichtigt werden. Die Empfehlungen der Kommission gehen auf Grund der Aufnahmen dahin, die Bahn in den meridionalen Thälern entlang zu führen, oder solchen, die in den Cordilleren im großen und ganzen der Richtung Nord zu Süd folgen. Durch Nebenbahnen soll die Hauptlinie mit allen bedeutenderen Orten verbunden werden; einige dieser Nebenbahnen sind bereits vorhanden. Die ganze Hauptlinie soll der Achse der Cordilleren von der Südgrenze Mexico's bis zum Titicaca-See folgen und dann auf Bahaen, die zum Theil bereits fertig, zum Theil projektirt sind, zur Ostseite der Anden hinüberführen, um nach Huanchaca (Bolivien) zu gelangen. Die Linie durchschneidet alle Staaten von Mittelamerika und alle Staaten Südamerika's, die an der pacifischen Küste liegen, mit Ausnahme von Chile, dessen Haupthafenorte Autofagasta, Valparaiso und Valdivia durch Zweigbahnen, die in Arbeit genommen oder schon fertig sind, mit der Hauptlinie in Verbindung gebracht werden. Das ganze argentinische Eisenbahnnetz soll durch eine kurze Eisenbahnlinie von Huanchaca nach Jujuy an die Hauptlinie angeschlossen werden. Geplant sind auch Nebenlinien durch die Ebenen des östlichen Theiles von Bolivia bis Uberaba, der nordwestlichsten Stadt Brasiliens, wodurch die Verbindung mit Rio de Janeiro und dem Seehafen von Santos hergestellt sein würde. Eine andere Linie soll, dem Laufe des Pilcomayo und Paraguay-Flusses folgend, nach Assuncion, der Hauptstadt Paraguay's, führen, wodurch dann auch die Verbindung mit Montevideo, der Hauptstadt Uruguay's, vorhanden wäre. — Nach der Schätzung der Ingenieure würde die Hauptlinie von New-York nach Buenos Aires 10,288 engl. Meilen (16,365 km) lang sein, wovon 4771 engl. Meilen (7633 km) bereits fertig sind. Die Kosten für die Herstellung des Unterbaues der Hauptlinie, einschließlich der Brücken, werden auf etwa 700 Mill. M. geschätzt. Die größten Kosten werden natürlich die Linien in der Anden-Region von Columbien, Ecuador und Peru verursachen, die größten technischen Schwierigkeiten die Strecke, die von dem Hochplateau von Bolivia zu den Pampas Argentiniens hinabsteigt, wo auf 125 Meilen (200 km) Luftlinie ein Höhenunterschied von 2078 m zu überwinden ist. Kleinere Theile der Peru-Linie sind außerordentlich gewunden. Auf einer Strecke beträgt die vorgeschlagene Linie 30 Meilen, bei einer Luftlinie von nur 6 Meilen; auf einer anderen 74 Meilen bei 22½ Meilen Luftlinie. Zahlreiche Tunnelbauten, darunter auch spiralförmige, werden die Kosten der Bahn in Peru, die 1785 Meilen (2856 km) lang ist und wovon nur 152 Meilen (243 km) fertig sind, sehr erhöhen. — Zu den Kosten der Untersuchungen haben alle betheiligten Staaten je nach der Zahl ihrer Einwohner Beiträge geleistet. Nur Argentinien hat sich davon ausgeschlossen, hat aber versprochen, sein Eisenbahnnetz an die Hauptlinie anzuschließen.

* Die Belgische Geographische Gesellschaft empfing am 4. April von de Gerlache, dem Führer der belgischen Südpol-Expedition, aus Punta Arenas folgendes Telegramm über die Ergebnisse der Reise: „Die bisherigen Resultate sind sehr befriedigend, die Sammlererfolge sehr gut. Ich habe die Hughes-Bai und das Palmer-Land besucht und daselbst hydrographische Forschungen vorgenommen. Ich sammelte zahlreiche Steinproben und machte 20 Landungen; dann schlug ich den Kurs nach Alexander-Land ein und drang im Packeis nach Westen vor. An dem äußersten Punkt 71° 38′ südlicher Breite und 92° westlicher Länge war ich zu überwintern genöthigt. Viel schlechtes Wetter, aber kein anhaltender Frost war während der Ueberwinterung zu erdulden, ausgenommen im Monat September; am 8. Sept. 1898 war ein Minimum von 43 Grad Celsius unter Null zu verzeichnen. Wir verließen das Packeis am 14. März 1899 und langten hier am 28. März an. Die Expedition verlor noch ein zweites Mitglied Namens Wincke.“ Ueber die Landung der englischen Expedition auf Victoria-Land haben wir in der vergangenen Woche berichtet. Die Entdeckungen Gerlache's können vielleicht für seine Nachfolger, also auch für die geplante deutsche Südpol-Expedition, von großer Wichtigkeit werden.

* 28. Chirurgen-Kongreß in Berlin. Unter dem Vorsitz des Prof. Hahn (Berlin) trat am Mittwoch, dem 5. April, die Deutsche Gesellschaft für Chirurgie zum 28. Kongreß im Langenbeck-Hause zusammen. In der Eröffnungsrede gedachte der Vorsitzende zunächst der schweren Verluste, welche die Gesellschaft im vergangenen Jahre durch den Tod erlitten, insbesondere des Hinscheidens ihres Ehrenmitgliedes Ernst Gurlt, sowie Socins, Nasse's und zweier anderer Stifter der Gesellschaft. Dann gab er durch Verlesung eines Schreibens des Generalstabsarztes der Armee, v. Coler, Kunde von der Fertigstellung des ersten Theils eines im Auftrage des Kriegsministers von der Medizinaltheilung hergestellten geschichtlichen Werkes, in welchem die Thaten der deutschen Chirurgen zur dauernden Erinnerung niedergelegt und die Entwicklungsstadien der Kriegschirurgie zur Förderung des kriegschirurgischen Wissens und Könnens geschildert werden sollen. In diesem ersten Theil, verfaßt von Oberstabsarzt Professor Köhler, werden das Leben und die Arbeiten der Kriegschirurgen und die Entwicklung der Kriegschirurgie im 17. und 18. Jahrhundert geschildert. Das Werk ist der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie gewidmet, 20 Exemplare sind ihr zum Geschenk gemacht. — Im wissenschaftlichen Theil der Tagesordnung sprach Professor König (Berlin) „Zur Geschichte der Gelenkkörper“. Es tritt diese Erkrankung besonders im Jünglingsalter auf und befällt mehr männliche als weibliche Menschen. Bevorzugt sind das Knie und Ellenbogengelenk. Die Ursache bildet nach seinen Erfahrungen eine zerstörende Entzündung im Gelenk, nach ein Stoß, Fall oder dergleichen gibt die Ver-

anlassung zur Loslösung der bis dahin mit dem Gelenkende verwachsenen Fremdkörper und Bildung von „Gelenkmäusen". Das Vorhandensein solcher Körper macht sich bemerklich durch „rheumatische" Schmerzen und die Unmöglichkeit, die Gelenke völlig zu strecken. Derartige Fremdkörper lassen sich in der großen Mehrzahl der Fälle durch Röntgen-Strahlen nachweisen. In der Diskussion machte Prof. v. Bergmann darauf aufmerksam, daß Gelenkkörper besonders häufig bei alten Leuten mit deformirender Gelenkentzündung zu finden sind. Auch zeigte er, daß abgesprengte Gelenkkörper, wie sie bei Schußverletzungen und Gelenkbrüchen vorkommen, ihrerseits frühzeitig zu deformirender Gelenkentzündung führen können. — Den zweiten Vortrag hielt Prof. Kocher (Bern) über die Bedingungen erfolgreicher Operation bei Epilepsie. Erst dadurch, daß man nach dem Vorgange v. Bergmanns den eigentlichen Krankheitsherd — in den Knochen oder der harten Hirnhaut oder in der Hirnrinde selbst — entfernte, konnte von einem Erfolg der Operation überhaupt die Rede sein. Von 20 derartig behandelten Fällen sind aber nur 6 geheilt, davon 2 freilich länger als drei Jahre. Kocher ist nun zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Hauptgrund für die Epilepsie in einer erhöhten Druckfteigerung innerhalb der Hirnhäute besteht, die durch verschiedene Ursachen ausgelöst sein kann. Sowohl Narbenbildung als chronische Entzündungen, Geschwülste, Flüssigkeitsansammlungen können dabei mitwirken. Diese Verhältnisse hat der Vortragende experimentell an Thieren nachweisen können, und er zeigt, daß die operative Behandlung der Epilepsie nur dann von Nutzen sein kann, wenn man die erhöhte Spannung der Flüssigkeit innerhalb der Schädelknochen dauernd herabsetzt. Der Vergleich der auf diese Weise von Kocher operirten und der nach den anderen Methoden behandelten Patienten spricht in hohem Grade zugunsten der Kocher'schen Behandlungsmethode. In der Diskussion macht Prof. v. Bergmann darauf aufmerksam, daß man bei der Frage nach der operativen Behandlung zunächst eine große Reihe von Epilepsien ausschließen müsse, besonders die, welche auf erblicher Belastung beruhen. Am günstigsten seien die Restepilepsien, wenn der allgemeine epileptische Zustand des Gehirns noch nicht eingeleitet und noch nicht dauernd geworden sei. Die Methoden der Behandlung durch Herabsetzung des Flüssigkeitsdrucks innerhalb der Schädelknochen oder durch Herausnahme der Sympathicusnerven greifen die Krankheit unmittelbar an. Am wichtigsten ist immer noch die Anzeige, den Ausgangspunkt einer peripheren Restepilepsie operatio anzugreifen, z. B. eine Narbe auszuschneiden. — Im Anschluß daran spricht Hr. v. Bergmann über Porrkephalie, die meist angeborene, durch Verletzung entstandene Bildung von Flüssigkeit haltenden Höhlen innerhalb des Gehirns. — Prof. Barker (London) demonstrirte hierauf einen Fall von Schußverletzung des Gehirns, Entfernung der Kugel durch Trepanation, Heilung. Der von ihm operirte Kranke hatte sich zweimal in den Mund geschossen, eine der beiden Revolverkugeln mußte sich seiner Berechnung nach ihren Weg durch das Gehirn gebahnt haben, an der inneren Schädeldecke abgeprallt und im spitzen Winkel wieder in die Gehirnsubstanz eingedrungen sein. Nach anfänglichem Wohlbefinden traten einige Monate später Epilepsie und Lähmungen auf, die Veranlassung wurden zu dem von Erfolg begleiteten operativen Eingriff. — Prof. Krönlein (Zürich) bespricht sodann zwei für die Theorie der Wirkung unsrer modernen kleinkalibrigen Geschosse bedeutsame Beobachtungen. Es kam in dem einen Fall zu einer bisher auch bei den daraufhin angestellten Experimenten noch nicht beobachteten völligen Herausschleuderung des Gehirns aus der knöchernen Schädelkapsel. Während letztere schwere Zertrümmerung aufwies, war das Gehirn bis auf eine oberflächliche Auffurchung an der Basis erhalten und so im ganzen aus der Schädelkapsel herausgeworfen. Ein Hirnschußkanal ist nicht vorhanden. Im Gegensatz dazu stand die zweite Beobachtung, welche ebenfalls einen Selbstmörder betraf. Derselbe hatte sich mit demselben Gewehr, welches obige Verletzung anrichtete (Schweizer Ordonnanzgewehr Modell 1898), durch den Schädel und das Stirnhirn geschossen, die Kugel ging glatt hindurch, ohne daß der Verletzte auch nur augenblicklich bewußtlos wurde. Weitere Fälle von Gehirnoperationen und von operirter Epilepsie wurden von den Professoren Koerte (Berlin), v. Beck (Karlsruhe) und Dr. Lauenstein (Hamburg) vorgeführt und erläutert. — In der Nachmittagssitzung sprachen Professor Trendelenburg (Leipzig) über Resektion der Wirbelbögen bei spastischen Lähmungen und Professor Tilmann (Greifswalde) über Schädelbrüche, sodann hielt Professor Friedrich (Leipzig) einen auch allgemeiner interessirenden Vortrag über die Bedeutung der Luftkeime und der bakteriellen Resorptionsvorgänge für die Wundbehandlung und Professor Perthes (Leipzig) regte die Frage der Ursachen der Noma (des Wasserkrebses) an, deren Erörterung am zweiten Verhandlungstage fortgesetzt werden soll.

* **Marburg.** Als Nachfolger des Professors Wernicke, der als Direktor des hygienischen Instituts nach Posen geht, wurde, wie die „Frkf. Ztg." meldet, Prof. Banhaff aus Berlin zum Leiter des hiesigen hygienischen Instituts berufen. — Der Kurator der hiesigen Universität, Geh. Oberregierungsrath Steinmetz, wurde von der medizinischen Fakultät zum Doctor medicinae honoris causa promovirt.

* **Breslau.** Die juristische Fakultät der hiesigen Universität hat den Präsidenten der Generalkommission für Schlesien, Schwarz, zu seinem heutigen 50jährigen Dienstjubiläum zum Ehrendoktor beider Rechte ernannt.

* **Bern.** An der hiesigen Hochschule hat sich Dr. Jul. Mai, der seit einem Jahrzehnt Repetitor der Chemie in Heidelberg war, als Privatdozent für Chemie habilitirt.

* **Aus Oesterreich.** Der Oberinspektor der allgemeinen Untersuchungsanstalt für Lebensmittel in Krakau, Dr. Stanislaus Badzinski, ist zum außerordentlichen Professor der Hygiene an der Universität in Lemberg und der Kustos und Vorstand der botanischen Abtheilung am Naturhistorischen Hofmuseum, außerordentlicher Professor an der Universität in Wien Dr. Günther Ritter Beck v. Mannagetta, zum ordentlichen Professor der systematischen Botanik und Leiter des botanischen Gartens an der deutschen Universität in Prag ernannt worden.

* **Aus Rußland.** Der Professor der Philosophie und frühere Dekan der historisch-philosophischen Fakultät der Moskauer Universität Wirkl. Staatsrath M. M. Troizki ist am 1. April gestorben. — Ein russischer Schriftstellerkongreß zur Erinnerung an den 100jährigen Geburtstag Puschkins wird im Herbst d. J. in St. Petersburg stattfinden. Als ordentliche Mitglieder des Kongresses können an demselben die Mitglieder des Schriftstellerverbandes, des Vereins von Freunden russischer Literatur, die Delegirten des Vereins dramatischer Schriftsteller und die Vertreter der Presse theilnehmen, und zwar je zwei Vertreter jeder Zeitung. Der Kommission, welche das Programm und die Statuten des Kongresses ausarbeiten wird, gehören M. M. Stassjulewitsch, O. K. Notowitsch, K. K. Sslutschewski, Belokonski u. A. an. Die Hauptaufgabe des Kongresses ist, die Beziehungen zwischen den Zeitungs- und anderen Verlegern und den Journalisten und Schriftstellern zu regeln.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

L. Frhr. v. Ompteda: Die von Kronberg und ihr Herrensitz. Frankfurt a. M., Heinr. Keller 1899. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Ungarn. V. Band (2. Abtheilung). 16. Heft. Lieferung 320. Wien, Alfr. Hölder, k. k. Hofbuchhändler. — Zentralblatt für das gewerbliche Unterrichtswesen in Oesterreich. Redigirt von Müller-Fesch. 17. Band, 1. Heft. Ebenda 1899. — Karl Jentsch: Rodbertus. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag 1899. — *J. G. Proud'homme:* L'Enfance du Christ; Damnation de Faust. (Le Cycle Berlioz.) Paris, Mercure de France 1896. — Deutscher Thierfreund. Monatsschrift. III. Jahrg. 3. Heft. Leipzig, C. Meyers Graphisches Institut. — Dr. Max C. Schmidt: Zur Reform der klassischen Studien auf Gymnasien. Leipzig, Dürr'scher Verlag. — Dr. M. Witteuberg: Praktische Beiträge zu einem Reichs-Hypothekenbank-Gesetz. (Volkswirthschaftliche Zeitfragen.) Berlin, Leond. Simion 1899. — Emil Fricke: Graf Gerhard. Eine tragi-komische Fürstengeschichte. Leipzig, Wilh. Friedrich.

Jahrgang 1899. München, Samstag, 8. April. Nummer 80.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Bernhard Kugler. I. Von Cl. Klein. — Deutsche Privatbriefe des Mittelalters. Von Heinrich Rinn. — Der gegenwärtige Stand der Moorkultur und der Moorbesiedelung in Preußen. Von Dr. E. Roth. — Mittheilungen und Nachrichten.

Bernhard Kugler.

† 7. April 1898.

I.

Vor Jahresfrist schloß ein deutscher Gelehrter die Augen, den Lebensführung und Schaffensweise zu einem geradezu idealen Typus des Standes machten, welchem er durch Geburt schon wie durch freie Berufswahl angehörte. Ein akademischer Lehrer von nachhaltigem Erfolge, ein Redner voller Schwung und Feuer, ein Forscher von Gründlichkeit und Tiefe, ein Schriftsteller von vollendeter Form und edler Klarheit, besaß Bernhard Kugler zu all diesen auszeichnenden Fähigkeiten seines Berufs eine andere, die seine Persönlichkeit auch außerhalb der Fachkreise anziehender erscheinen läßt, als es einer stillen Gelehrtengestalt sonst beschieden zu sein pflegt, und die den Versuch rechtfertigt, sein Bild hier auch vor einem weiteren Leserkreise zu erneuern. Aus dem Zusammenwirken von Tradition und Individualität bildete sich in ihm eine Mischung von feinem geistigen Duft, deren einzelne Bestandtheile Fernerstehenden oft unverständlich blieben, weil diese kulturelle Tradition in dem aufstrebenden Deutschland außerhalb der eigentlichen Geburtsaristokratie noch selten genug ist. Auch ein gewisser Schimmer geistigen Adels kann nur durch Geburt und Jugendeindrücke überkommen, keine Nobilitirung vermag ihn dem Emporkömmling zu verleihen, kein noch so ehrlich und tüchtig Erworbenes und Vertieftes ihn zu ersetzen. Bernhard Kuglers Persönlichkeit war durch diesen aristokratischen Schimmer geistiger Tradition in hervorragendem Maße ausgezeichnet und charakterisirt.

Das kleine Haus in der Friedrichstraße zu Berlin, in dem Kugler am 14. Juli 1837 geboren wurde, kann für ein Zentrum norddeutscher Geisteskultur gelten, nicht so sehr durch die freilich nicht unbeträchtlichen Wirkungen, die von ihm ausgingen, als durch die Kräfte, die es an sich zog und dauernd in seinen Bannkreis fesselte. Es gehörte Julius Eduard Hitzig, dem bekannten Kriminalisten und Publizisten, der in vielseitiger Lebensarbeit doch vornehmlich seine Neigung für Literatur und Poesie ausgebildet hat und zu einer großen Anzahl führender Geister aus ihren Kreisen in enge Beziehungen getreten ist. Clemens Brentano, der junge Wieland waren die Freunde seiner Jugend gewesen; später traten ihm Zacharias Werner, E. T. A. Hoffmann, Chamisso besonders nahe, und allen Dreien ist er ein verständnißvoller Biograph geworden. Seiner ersprießlichen Facharbeit auf dem Gebiete der Kriminalrechtspflege entnahm er auch literarische Anregungen und verwerthete sie in dem mit Willibald Alexis gemeinsam begonnenen „Neuen Pitaval“; auch sonst mannichfach schriftstellerisch thätig, begründete er 1824 die Mittwochsgesellschaft, eine gesellige Vereinigung der Literaturfreunde Berlins, der die bedeutendsten Männer der Feder angehörten. Nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst, wo er zuletzt den Posten eines Direktors des Kammergerichts-Inquisitoriats bekleidete, trat er in noch engere Beziehungen zur Presse, an der Spitze des „Literarischen Sachverständigenvereins“ und als Oberleiter der in Leipzig erscheinenden „Preßzeitung“. In seinem Hause versammelte Hitzig zahlreiche Künstler, Schriftsteller, Gelehrte um sich und fand in seiner amtlichen Stellung um so bequemere Gelegenheit zur Ausdehnung dieser seiner persönlichen Beziehungen im Reiche des Geistes auch über den Kreis der Einheimischen hinaus, als die Liste aller durchreisenden Fremden ihm vorgelegt werden mußte und er es somit leicht hatte, sich mit denen unter ihnen bekannt zu machen, die ihn durch Ruf und Namen interessirten. Von seinen Kindern ward die älteste Tochter, Eugenie, die Gattin des späteren Generals und berühmten Geodäten Joseph Jakob Baeyer, der als Präsident des Zentralbureaus der europäischen Gradmessung und des Berliner Geodätischen Instituts 1885 hochbetagt gestorben ist — die Mutter des Münchener Chemikers Adolf v. Baeyer. Hitzigs Sohn war der hervorragende Architekt Friedrich Hitzig (1811—1881), einer der letzten Vertreter des Schinkel'schen Hellenismus in Berlin, der Erbauer u. a. der Börse, der Reichsbank, der Technischen Hochschule, der als Präsident der Akademie der Künste starb. Julius Eduards jüngste Tochter Clara endlich heirathete 1833 im Alter von 21 Jahren den vier Jahre älteren (geboren 1808) Kunsthistoriker, Akademieprofessor und Universitätsdozenten Franz Kugler, und ihrer Ehe entsproß 1837 Bernhard Kugler als ältester Sohn.

Von Franz Kuglers öffentlichem Wirken und Schaffen braucht hier kaum die Rede zu sein. Mit seinen bleibenden Verdiensten ragt er noch bis in die Gegenwart — der Bahnbrecher der Kunstgeschichte in Deutschland ist noch unvergessen und sein Werk der Popularisirung dieser Wissenschaft, mit und nach ihm von seinen Schülern Jakob Burckhardt und vor allem Wilhelm Lübke durch- und zu Ende geführt, lebt noch heute. Und Jedermann kennt noch den Historiker Friedrichs des Großen, zu dessen Arbeit freilich Adolf Menzel seinen unsterblichen Antheil beigesteuert hat. Fast verklungen dagegen sind seine zahlreichen lyrischen, epischen, dramatischen, novellistischen Dichtungen; in ihnen hat er der Epigonenhaftigkeit der Zeit den vollen Zoll bezahlt und von seiner ganzen poetischen Produktion dauert schwerlich mehr als das Lied des Achtzehnjährigen, mit dem er glücklich den Volkston traf: „An der Saale hellem Strande“. In schneller Carriere wurde er 1843 als vortragender Rath für Kunstangelegenheiten ins Kultusministerium berufen und hat dort bis zu seinem frühen Tode, 1858, in rastloser Thätigkeit manches Gute und Ersprießliche gewirkt, was in einem Ministerium nicht immer leicht war, an dessen Spitze seit 1850 bekanntlich Herr

Digitized by Google

v. Rammer stand. Es bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung, welchen Einfluß ein so vielseitiges Wirken des Vaters auf die empfängliche Seele des Sohnes haben mußte. Aber die Tradition, von der wir sprachen, pflegt subjektiveren Momenten zu entstammen. Unvergeßlich ist Allen, die noch heute davon zu erzählen wissen, der Eindruck der Persönlichkeiten des Kugler'schen Ehepaares und eines geistigen Treibens in ihrem Hause, das selbst in jenen Tagen einzig dastand, wo man noch mehr Zeit übrig hatte für solch holden Schmuck des Daseins. Wie das Haus in der Friedrichstraße, so hatte auch das Elternhaus Franz Kuglers solch gesellig-geistige Traditionen; der Vater, Konsul Joh. Georg Emanuel Kugler in Stettin, Großindustrieller, aber wenig angelegt zum Kaufmann, war an seinem Wohnort der Führer und der Mittelpunkt aller künstlerischen Bestrebungen und versammelte auf seinem reizenden Landsitz Eckerberg, nahe der Stadt, in einer großartigen Gastlichkeit, die schließlich sogar zerrüttend auf seine Vermögensverhältnisse wirkte, die Freunde des Hauses und die Familie in ihrer weitesten Verzweigung. Dort haben die jungen Kuglers mit ihren Kindern unvergeßlich reiche und geistig angeregte Wochen verlebt. So war das Bedürfniß nach einer idealen häuslichen Geselligkeit bei Franz wie bei Clara Kugler väterliches Erbtheil, und Beider Wesen und Art sorgte dafür, daß sich mit unlösbaren Banden festgehalten fühlte, wer dies einzige Haus einmal betreten. Das Haupt- und das Erdgeschoß bewohnten Hitzig selbst und der ältere Schwiegersohn General Baeyer; das Kugler'sche Paar hauste, auch nachdem Hitzig gestorben war, oben in einer Mansardenwohnung, aber Niemand von den Vielen, die dort aus- und eingingen, nahm an der Einfachheit dieser Räume Anstoß, die ein feiner Geschmack zudem eigenartig genug zu gestalten gewußt hatte. „Da, wo die weit vorspringenden Mansardenfenster ohnehin schon kleine lauschige Winkel schufen," so erzählt Theodor Fontane, „waren Epheuwände aufgestellt, die sich rechtwinklig bis mitten in die Stube schiebend, das große Zimmer in drei, vier Theile gliederten, was einen ungemein anheimelnden Eindruck machte. Man konnte sich, während man im Zusammenhang mit dem Ganzen blieb, immer zurückziehen und Jedem was ins Ohr flüstern. An gesellschaftlichen Hochverrath dachte dabei Keiner." Eine so primitive „Dekoration" der Wohnung eines Geheimraths wäre heute eine Unmöglichkeit, „und doch," so plaudert der alte Fontane weiter, „habe ich da die schönsten Stunden verbracht, schöner als in manchem Schloß. Und nun gar erst als in mancher modernen Stuck-Bude. Es kommt wirklich auf was anderes an. Was einem Hause Werth leiht, das ist das Leben darin, der Geist, der alles adelt, schön macht, heiter verklärt. Und dieser Geist war in dem Kugler'schen Hause lebendig." Alle seine Insassen werden noch im Alter warm, wenn sie die „Fülle der Gesichte" heraufbeschwören, die mit der Erinnerung an dies Haus ihnen heraufsteigen. Vor allem gedenken sie des Hausherrn und der Hausfrau selbst. Franz Kuglers Bild aus den 30er Jahren hat uns Ludwig Pietsch festgehalten. Die schon mäßig beleibte, aber immer noch rasch und elastisch bewegliche Gestalt, das warm kolorirte, blühende, von einem schmalen Vartring umrahmte Antlitz, mit seinen rundlichen gedrungenen Formen und den klugen heiteren Augen. Den Sokrateskopf, die auffallend breite Stirn heben andere Berichte hervor — alles zusammen genommen in frappanter Aehnlichkeit die äußere Erscheinung, die auch der Sohn, Bernhard, in der zweiten Hälfte seines Lebens darbot. Eine gewisse Steifheit, die dem Geheimrath im amtlichen Verkehr, in seiner Haltung außer dem Hause überhaupt angehaftet zu haben scheint, etwas „altfränkisch Goethisches", wie der kritisch gestimmte Fontane es nennt, fiel doch auch nach diesem Zeugniß sofort von ihm ab, wenn sich in der Intimität des Hauses seine Künstlernatur, der Malerei, Musik, Poesie gleich nahe lagen, ungezwungen entfalten konnte, wenn er in alltäglicher Gewohnheit, die doch mehr war als Alltäglichkeit, beim gedämpften Licht der hohen Schirmlampe, während die Seinen und die Gäste um den Tisch gruppirt waren, sich ans Klavier setzte, über dem eine gute Kopie des Murillo'schen hl. Franziskus hing, und nun in bunter Reihenfolge, in rasch wechselndem Vortrage die Lieblingsstücke der Damen vortrug, deutsche und dänische, venezianische und neapolitanische Lieder. „Gerade das Unvirtuose dabei gab allem einen besonderen Reiz. Er selbst spielte sich dabei den Alltagsstaub von der Seele." An seiner Seite aber waltete in diesem Kreise hervorragender Menschen als Hüterin einer geistreichen wahrhaft poetischen Geselligkeit, als „Herdpriesterin" Frau Clara, von ihren Freunden eine der edelsten und holdesten Frauen genannt, die die Erde getragen, von blumenhafter Anmuth und seiner Liebenswürdigkeit noch bis in ihr schmerzens- und entsagungsreiches Alter hinein. Auch dem nachgeborenen Geschlecht ist sie keine Fremde. Jeder Jüngling, jedes Mädchen, dem Emanuel Geibels Gedichte die Tage der duftigsten Jugendträume verklärt haben, kennt die Frau, der ihr Dichter „der ersten Lieder frühe Gabe schamroth in ihre Hand gelegt" und der er durchs Leben treue Freundschaft hielt, auch als die Tage knabenhaften Erglühens längst vorüber waren und tönendere Verse ruhigen Choliamben gewichen waren:

— — — Denn es lud der malereikund'ge
Breitstirn'ge Freund mich gestern schon zum Gastmahle.
Und sicher wär' es mißgethan, durch Ausbleiben
Sein hold Gemahl zu kränken, der ich dienstwillig
Zu Füßen legt' ein halbes Dutzend Auflagen,

(es sind später bekanntlich mehr geworden). — Wie er in jüngeren Jahren sanges- und kunstfroh mit Franz Kugler in monatelanger Wanderung durch Deutschlands Gaue pilgerte, in einer Uebung, die unsrer Zeit bis zu dem radelnden Aufschwung der letzten Jahre schier legendarisch geworden war, so ist Geibel dem Kugler'schen Hause, dem er unvergeßliche Eindrücke, Anregungen, Förderung verdankte, bis ans Ende eng verbunden geblieben. Neben ihm aber — wie viele Größen der Künstler-, Gelehrten- und Schriftstellerwelt Berlins, wie viel Andere auch, die die Hauptstadt nur vorübergehend berührten, versammelten sich allabendlich um Frau Klara's berühmten Theetisch! Dort wurde gezeichnet, gemalt, musizirt, gedichtet —, die neuen Geisteskinder der Freunde wurden vorgeführt durch Vorlesen aus dem Manuskript oder auch durch Aufführung dramatischer Erzeugnisse, wenn sich die tägliche Geselligkeit zu kleinen Festen erweiterte. Zu Scherz und Ernst ward dann die Kritik des Freundeskreises geübt, doch auch zu zündender Begeisterung hob sich die Stimmung, wenn es wahrhaft Großes zu feiern galt. Und wohl kaum eine der Größen jener noch engen und im Engen um so weiteren und tieferen Zeit entzog sich dem Bann des Kugler'schen Hauses: von Chamisso und Heine an, dem Franz Kugler als Student nahe trat, schlingt sich der reiche Kranz weiter fort; nur wenige Namen mögen besonders herausgegriffen werden: Felix Mendelssohn und Fanny Hensel, Eichendorff, Theodor Storm, Adolf Menzel, Strack und Drake, Richard Lucae, Ernst Curtius und Jakob Burckhardt, Wilhelm Lübke, Friedrich Eggers, Theodor Fontane, B. v. Lepel, Otto Gildemeister, Roquette, Felix Dahn, Zöllner. Die Erinnerung dieser reichbewegten Tage und dieses reichbelebten Kreises ist nicht ganz verloren gegangen: Franz Kuglers Schwester Louise, die sich damals im Hause des Bruders zur Malerin ausbildete und nach-

mals auch als Schriftstellerin thätig gewesen ist, hat sie, anregend und angeregt, wie sie mit allen Genossen des Theetischs verkehrte, in werthvollen, leider ungedruckten Aufzeichnungen und in zahlreichen Portraitskizzen festgehalten. Besonders aber gilt das von der großen Menge von Zeichnungen und Skizzen Franz Kuglers selbst, die, in drei Bände gebunden, ein hochgehaltenes Erbstück der Familie bilden. In ihnen hat der Hausherr während der belebten Unterhaltung die Züge der einzelnen Gäste fixirt, manche, wie auch das eigene Portrait, durch wiederholte Zeichnungen in verschiedenen Zeiträumen wiedergegeben und der Nachwelt damit ein köstliches Denkmal einer Epoche geschenkt, in der die Photographie noch in den Kinderschuhen ging. Manches geht weit über deren Anfänge hinaus: eines der ältesten Stücke der Sammlung ist die bekannte, oft reproduzirte Bleistiftskizze Heine's mit der eigenhändigen Unterschrift des ungezogenen Lieblings der Grazien: „So sah ich aus, heute Morgen den 6. April 1829. . . ." Aber auch Andere haben zu diesem Schatz von Erinnerungen beigesteuert. Mit besonderem Stolz zeigte Bernhard Kugler seinen Gästen die gerahmte Bleistiftzeichnung, die ihn selbst als Kind darstellte und in dem ungewöhnlich ausdrucksvoll getroffenen Auge sofort erkennen ließ. Ein junger Student, mit den Verhältnissen und der Chronologie des Hauses noch durchaus unbekannt, glaubte sich vor diesem Bilde des früher gestorbenen Bruders des Gelehrten, der Mater gewesen war, erinnern zu sollen, und that, von den zeichnerischen Qualitäten der Skizze frappirt, zu seinem Wirth emphatisch den weisen Ausspruch: „Dem Zeichner dieses Bildes würde ich die allergrößte Zukunft verprochen haben", worauf Kugler trocken hinwarf: „Sie hätten schlechter prophezeien können" und lächelnd auf die Signatur der Skizze wies, in der der betroffene Fuchs — es war der Schreiber dieser Zeilen — alsdann beschämt die wohlbekannten Initialen Adolf Menzels erblickte.

Unter den jungen Dichtern und Gelehrten, die Franz Kugler im letzten Jahrzehnt seines Lebens in sein Haus zog und deren Werdegang und Fortschreiten er mit fast väterlichem Stolze und Interesse beobachtete und leitete, sind drei durch besonders enge Bande ihm und seiner Familie dauernd verbunden geblieben: Otto Ribbeck, Paul Heyse, Adolf Wilbrandt. Ribbeck, der feinsinnige Philolog und Literaturhistoriker († 1898 als Professor in Leipzig), wurde der Gatte von Emma Bacyer, der Nichte des Kugler'schen Paares, die nach dem frühen Tode ihrer Mutter wie ein eigenes Kind im Hause lebte („mit klugen großen Augen und vollem schwarzen Haar, der entzückendste Backfisch, den ich je gesehen", so berichtet Theodor Fontane von ihr — oder einer Schwester?). Der junge Paul Heyse, ein Liebling der Götter und Menschen, damals, im Beginn der fünfziger Jahre, von seinem aufsprießenden Dichterruhm wie von einem Glorienschein umwoben, jugendschön, anmuthsvoll, poesieverklärt und weltmännisch gewandt, eroberte schnell das Herz der blühenden Tochter des Kuglerschen Paares, Gretchen, und führte sie 1854, nach mehrjährigem Verlöbniß, in sein neues Münchener Heim, das der Ruf des kunstsinnigen und wissenschaftfördernden Königs Max ihm bereitet hatte. Adolf Wilbrandt kam als Freund des jüngsten Sohnes, Johannes, ins Haus und übertrug das Gefühl innerster Zusammengehörigkeit, das ihn mit diesem begabten und hochstrebenden Jüngling verband, mehr und mehr auf die ganze Familie, mit der er weiter in guten und bösen Tagen treu zusammengehalten hat.

Diese bösen Tage aber brachen nach 25 reichen, glücklichen, kaum getrübten Jahren über das Kugler'sche Haus herein und deckten mit ihren finsteren Wolkenschatten von Trauer, Siechthum und Verfall allen Glanz und allen Schimmer, der diesen Kreis seelentiefer, kunstfroher, hochfliegender Adelsmenschen so lange bestrahlt und verklärt hatte. Am 18. März 1858 raffte ein jäher Tod in einem Influenza-Anfall Franz Kugler dahin und entriß den erst Fünfzigjährigen seinem reichen Wirken, ein unersetzlicher Verlust für die Seinen, für alle Freunde, denen er in so seltener Weise anregend und fördernd zur Seite stand, und für seinen ganzen weitverzweigten Berufskreis. Schnell verödeten die gastlichen Räume seines Hauses; Frau Klara siedelte mit ihren Söhnen nach München über zu gemeinsamem Haushalt mit Tochter und Schwiegersohn. „Gebrochen in Glück und Leben", versuchte die Standhafte dennoch, in ihren Kindern ein neues Dasein zu finden, ein Kreis hochbegabter junger Männer, die Freunde der Söhne, allen voran Adolf Wilbrandt, der Dichter, umgaben die Verwaiste und wetteiferten, ihr Leben leicht und wieder reich zu machen durch Liebe und Anregung aller Art, die sie über sie ergossen. Die „Truppe" oder „Bande", wie dieser erweiterte Familienkreis sich nannte, begann wieder heitere Tage zu sehen. — Da entriß, ein zweiter herber Schlag, der Tod aus anmuthvoller Jugendblüthe Margarethe Heyse den Ihrigen; in Meran erlag sie einer galoppirenden Schwindsucht, hinterließ ihren Gatten Paul mit vier kleinen Kindern in namenlosem Schmerz. Frau Klara aber, nun auch der einzigen Tochter beraubt, fand eine neue Lebensaufgabe in der Erziehung ihrer Enkelkinder, bis eine letzte an sie herantrat, die aufopfernde Pflege ihres kranken jüngsten Sohnes Hans, dessen Körper wie der der Schwester den Keim frühen Siechthums in sich trug. Zeitweise schien auch Bernhard, der ältere Sohn, dem Verhängniß des Hauses anheimgegeben; erst im Mannesalter überwand seine kräftige und in sorgsamer Diät gestählte Natur die Anfälle, die auch seinen Lebensnerv zu zerstören drohten. Unrettbar verloren aber war der reichbegabte Jüngling, den ein hoher Flug, in beständigem, aufreibendem Kampfe mit seinem gebrechlichen Körper, der Kunst entgegentrug. Adolf Wilbrandt hat in der Einleitung zu Hans Kuglers hinterlassener Erzählung „Im Fegefeuer" (Wien 1874), einer Art Selbstbekenntniß, die Tragik dieses Lebens in Pietät und Freundschaft geschildert, und den schmerzlichen Ausgang, in den der Sohn wider Willen die heißgeliebte, nur noch in ihm und für ihn lebende Mutter mit fortriß, „diese in Glück und Unglück hochgestellte Frau, in deren geräuschlosem Lebenslauf sich alles Schönste und alles Schrecklichste dieser Welt erschöpfen sollte. Sie hatte zuerst im Hause ihres Vaters, dann ihres Gatten, zuletzt ihres Schwiegersohnes gleichsam drei Generationen von Dichtern, Künstlern, bedeutenden Menschen jeder Art erlebt, Huldigung, Verehrung, hingebende Liebe in jedem Lebensalter wie Lebensluft genossen; ihre Schönheit, ihre seelenvolle Anmuth, ihre ewige Jugend schlossen immer neue Zauberkreise um ihre zarte Gestalt. Dafür schonte sie auch das Schicksal nicht; sie, die nur in der Liebe und Treue der Ihren und in unerschöpflicher Opferfreudigkeit lebte, mußte Gatten, Tochter und Enkel sterben sehen; und diesen Sohn, ihren Benjamin, sah sie in seinem endlosen Leiden dahinsinken". So verlor auch sie, im Herbst 1873, die Kraft zum Leben. Ihrem Sohne Bernhard allein verblieb das Erbe eines Hauses, das von den Höhen des Glanzes und der geistverklärten Anmuth in Nacht und Dunkel versunken war.

Cl. Klein.

Deutsche Privatbriefe des Mittelalters.

Auf dem im April 1898 abgehaltenen Historikertage in Nürnberg hat Georg Steinhausen die Grundsätze dargelegt, nach denen er die Denkmäler der deutschen Kulturgeschichte, die Grundlage für die wissenschaftliche Arbeit auf diesem Gebiete, veröffentlicht haben will. Deutsche

Digitized by Google

Privatbriefe des Mittelalters von Fürsten und Magnaten (nichtfürstlichen Grafen), Edlen und Rittern bilden den ersten Band der ersten Abtheilung des geplanten Unternehmens.[1])

Ueber die äußere Form der Briefe und die in ihnen gebräuchlichen Formeln brauchen wir nicht zu sprechen; darüber hat der Herausgeber in seiner werthvollen Geschichte des deutschen Briefes alles Wissenswerthe beigebracht. Wir wenden uns zunächst der Sprache zu und machen aufmerksam auf die reiche Ausbeute, die der Dialektforscher aus unsern Briefen gewinnt, sodann auf manche alterthümliche Ausdrücke, wie oytmüedigeyt (Demuth), woensdach (Wodanstag, Mittwoch), saterdach (Samstag) u. a., endlich auf sprichwörtliche Wendungen, wie: „in die langen truhen spielen“ (auf die lange Bank schieben); „du gheist yn gedancken als eyn vorlobte meyt“; den Waidmannsspruch: „Trag sperber Sixtl, sahe wachteln Bartholomei“ u. s. f. — Der äußeren Form stellen wir gegenüber die „innere“, d. h. die Stimmung, in der ein Brief geschrieben ist, die Seele, die aus ihm zu uns spricht. Wie viel Herzlichkeit und Treue, elterliche und geschwisterliche Liebe, Freude und Leid, Kummer und Humor lesen wir aus den Briefen heraus! Treue Freundschaft athmen die Worte der Gräfin Margarethe von Nassau; zärtliche Gattenliebe findet schönen Ausdruck in den Briefen, die Kurfürst Albrecht (Achilles) von Brandenburg mit seiner Gemahlin Anna wechselt. Wer könnte der Mutterliebe schöneren Ausdruck geben als Herzogin Sidonie von Sachsen, wenn sie ihren Sohn Georg zu allem mahnt, was für ihn wahrhaft heilsam ist! Innige kindliche Liebe spricht aus den Briefen der Herzogin Elisabeth von Mecklenburg an ihren Vater Magnus und der Margarethe von Hanau an ihren Vater, den Grafen Philipp. Köstlichem, oft freilich auch recht derbem Humor begegnen wir in dem Briefwechsel zwischen Albrecht und Anna und in den Briefen des Kaisers Maximilian. Auch des Lebens Leid ist in unsern Briefen geschildert, besonders in denen der brandenburgischen Prinzessin Barbara, die als Kind von acht Jahren mit dem bejahrten Herzog von Schlesien vermählt wurde; dieser starb aber, bevor die Ehe de facto vollzogen war. Später warb nun sie Wladislaus von Böhmen. Schon war alles zur Hochzeit gerüstet: doch infolge zunehmender Spannung zwischen Kurfürst Albrecht und dem böhmischen Könige verschmähte dieser die Verlobte. So war sie „weder Wittwe, noch Frau“ und lebte, wie ihre Briefe zeigen, in den ärmlichsten Verhältnissen. Zu einer Ehe mit Konrad von Heydeck gaben ihre Brüder, die Markgrafen von Brandenburg, ihre Zustimmung nicht, hielten sie vielmehr auf der Plassenburg gefangen.

Haben wir hier ein Beispiel fürstlicher Willkür gegen die nächsten Anverwandten, so erfahren wir aus unsern Briefen weiter, wie auch die Unterthanen unter der Tyrannei der weltlichen Herren zu leiden hatten. So kümmert sich Kurfürst Albrecht wenig darum, ob die vielen Wildschweine, die er hegt, den Bauern Schaden thun, er muß doch „zu jagen haben“. Stifte und Klöster hatten vielfach zu leiden, weil fürstliche Personen sie als bequeme Absteigequartiere benutzten oder ihre Jäger und Hunde dort herbergen ließen. In dieser Beziehung macht Graf Ulrich von Würtenberg seinem Sohne Eberhard die bitterſten Vorwürfe. Ueber das Maß ihrer ursprünglichen Befugnisse gingen die Fürsten auch hinaus bei Besetzung geistlicher Stellen: mehrfach lesen wir von derartigen Grenzüberschreitungen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß diesem Machtgefühl die Fürsten auch bei ihrem öffentlichen Auftreten Ausdruck gaben. Besonders erregt unser Staunen die Menge der Pferde, bis 400, die sie bei Reisen mit sich führten; Graf Eberhard von Würtenberg hatte deren 700 in seinem Marstall. Mit großer Pracht wurden Hoffestlichkeiten, namentlich Hochzeiten, abgehalten, zu Fastnacht und Martini und bei Turnieren ging es hoch her. Ueber die letzteren verhandeln die Fürsten sehr viel miteinander, nicht minder über die Jagd, der bekanntlich Kaiser Max und Kurfürst Albrecht leidenschaftlich oblagen. Auch Kurfürstin Anna war eine kecke Jägerin. So ist es nicht zu verwundern, daß wir aus unsern Briefen vieles erfahren über Jagdbeute, Jagdgeräthe, Jagdausrüstung, über Hunde und Falken. Letztere bezog man am besten aus dem Ordenslande Preußen.

Selbstverständlich hören wir auch allerlei über Kleidung und Schmuck fürstlicher Frauen. Neben englischem Tuch wird solches aus Arles, Mecheln, Leyden erbeten, besonders häufig aber Damast aus Nürnberg und Augsburg gewünscht. Hier wie in Straßburg und Köln blühte das Kunsthandwerk: Halsbänder und Geschmeide werden dahin gesandt zur Ausbesserung. Reiherfedern werden vielfach verlangt, einmal auch Sittichfedern. Eine merkwürdige Sitte war es, Kleider mit rothen oder schwarzen Bändern zu schmücken, auf denen schwarze oder rothe Buchstaben aufgedruckt waren. Aus späterer Zeit kann man herauziehen die gemalten Bänder, an die Goethe's bekanntes Gedicht erinnert.

Unsre Briefe müßten nicht größtentheils aus dem 15. Jahrhundert stammen, in dem „sich das alte kirchliche Wesen noch einmal recht gründlich austoben“ zu wollen schien, wenn in ihnen nicht oft die Rede wäre von Reliquien und Wallfahrten. Unter diesen sind in erster Linie zu beachten die nach Jerusalem. Als Pilger zum heiligen Grabe werden uns genannt Herzog Johann von Cleve, Markgraf Friedrich der Aeltere von Ansbach-Bayreuth und Herzog Albrecht der Beherzte von Sachsen. Dieser verschob die ursprünglich 1472 geplante Fahrt bis 1476, weil für das erstgenannte Jahr die der „astronomey und hymmelsleuste“ kundigen Personen „erschrecklich grosse zufelle und seltzame geschichten“ prophezeit hatten. In Deutschland war Aachen als Wallfahrtsort beliebt, auch wird das heilige Blut von Wilsnak einmal erwähnt; dann ein sonst wenig bekannter Ort in Hessen, Arnsheim, wo „daz heylig blut gar rast (rieselt) und gros gnad und ablas ist“.

Ablaß zu erwerben erschien besonders die österliche Zeit geeignet. Deßhalb schickt Herzogin Sidonie ihrem Sohne Georg um diese Zeit ein Buch, aus dem er sehen soll, „wie viel und auf welchen Tag“ man Ablaß „verdienen mag“. In der Passionszeit nahm man es besonders streng mit Erfüllung der kirchlichen Pflichten und asketischen Uebungen, las auch viel in Andachtsbüchern. Unter diesen liebten die Frauen den Psalter; es gab aber auch andere Gebetbücher. Ein solches schickt Herzogin Sidonie ihrem Sohne und erinnert ihn daran, daß man des Betens nie genug thun könne; mahnt ihn auch während des Reichstags von 1495, das Rosenkranzbeten nicht zu vergessen. Ungesunde Uebertreibung ist es, wenn Margarethe von Hanau ihrem Vater schreibt, sie habe für ihn 1000 Ave Maria gebetet zu der „himmlischen Kaiserin“, oder wenn in zwei Briefen des Konvents in Liebenau an dieselbe Adresse die Rede ist von 2000 und dann von „3000 paternoster und ave Maria“. Was die Reliquienverehrung angeht, so ist von dieser in dem Briefwechsel der kurfürstlich brandenburgischen Familie oft die Rede. Das Bezeichnendste daraus ist, daß Kurfürstin Anna in Anbetracht ihrer bevorstehenden Niederkunft sich von der Herzogin Katharina von Sachsen erbittet den „Kopf“ (Becher), Gürtel und Löffel der heiligen Elisabeth. Als Albrecht diese Reliquien der Besitzerin zurückschickt, schreibt er, seine Gemahlin habe eine glückliche und schnelle Geburt gehabt; deßhalb sei in den genannten Becher viel Wein gegossen worden, dieser

[1]) Sie sind erschienen Berlin 1899 in R. Gaertners Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google

dann in neue Gefäße gefaßt, um ihn armen Frauen mitzutheilen.

Auch in unsern Briefen fehlt es nicht an Zeichen, daß in religiöser Beziehung eine neue Zeit im Anzuge ist. Herzog Adolf von Cleve dankt einmal seinem Neffen, Herzog Gerhard von Jülich, daß er ihm eine deutsche Bibel geliehen habe. Herzogin Sidonie mahnt (1498) ihren Sohn Herzog Georg, er möge sorgen, daß in seinem Lande der Verkauf von Predigten des Mystikers Tauler nicht gehemmt werde. Luther aber schreibt am 31. März 1518 an Staupitz, er ziehe die Mystiker und die Bibel den Scholastikern vor.

Aus den vorstehenden Andeutungen wird jeder Leser erkennen, welcher Schatz für die Kenntniß der Kulturgeschichte unsres Volkes in den Briefen der Fürsten und Magnaten geborgen liegt, die der Edlen und Ritter ergänzen das oben flizzirte Bild hier und da. Als neues lernen wir den heftigen Rangstreit kennen zwischen Hans Besserer und Pilgrim von Reischach. Dieser beschwert sich bitter darüber, daß der Erstere ihn geduzt und nicht gehalten habe „als ein edelman von ainem burger gehalten werden sol".

Die Ausbeutung des vorliegenden Bandes ist dem Forscher und dem Freunde der deutschen Kulturgeschichte von dem Verfasser sehr erleichtert worden durch drei treffliche Register; das Verständniß des einzelnen ermöglicht durch zahlreiche und zuverlässige Anmerkungen geschichtlicher und sprachlicher Art. Nur an einer Stelle stimme ich der Worterklärung nicht zu: S. 133, Anm. 5 ist „cestigen" erklärt als „bekösligen"; es ist doch „kasteien".

Daß die Arbeit Steinhausens bei der Herausgabe unsrer Briefe „entsagungsvoll" war, wird Jeder, der das Buch durcharbeitet, gern zugeben. Umsomehr ist zu wünschen, daß sich seine resignirte Befürchtung, es möchte, wie die Verhältnisse bei uns noch liegen, das gebotene Material nicht einmal ausgiebig benutzt werden, nicht bewahrheiten möge.

Heinrich Rinn.

Der gegenwärtige Stand der Moorkultur und der Moorbesiedelung in Preußen.[1])

Von Dr. E. Roth.

Wahrscheinlich sind nicht weniger als etwa 400 Geviertmeilen des Landes in seiner oberen, für die wirthschaftliche Nutzung in Frage kommenden Schichten aus ungezählten Generationen von Pflanzen entstanden, wenn auch die Angaben in dieser Richtung nicht vollständige Zuverlässigkeit besitzen. Diese eigenthümlichen, im wesentlichen aus Pflanzenresten bestehenden, als Moor, Moos, Bruch, Luch u. s. w. bezeichneten Bodenbildungen finden sich über die verschiedenen Landstriche sehr ungleichmäßig verbreitet. Hannover steht mit etwa 14.6 Proz. seiner Gesammtfläche in dieser Beziehung an der Spitze; Pommern folgt mit 10.2 Proz. oder etwa der Hälfte (55.5) der Geviertmeilen Moorbodens der erstgenannten Provinz; Schleswig-Holstein verfügt über 9.3 Proz. seines Umfanges an Moor, Brandenburg steht ihnen mit 8.7 Proz. ziemlich nahe, ebenso Posen mit 7 Proz. Unter 3 Proz. zeigen Schlesien mit 2.2, Rheinland mit 1.7 und Hessen-Nassau mit 0.1 Proz.

So große Vortheile auch in heißen trockenen Zeiten die Moorböden infolge ihrer Fähigkeit, gewaltige Wassermengen aufzusaugen und festzuhalten, besitzen vor den leicht austrocknenden mineralischen Böden, so stellt andrerseits die Regelung ihrer Bodenwasserverhältnisse an Wissenschaft und Erfahrung ganz besondere und nicht immer leicht zu erfüllende Forderungen. Freilich ist nicht in Abrede zu stellen, daß es in vielen Fällen ohne Zuhülfenahme wissenschaftlicher Erwägungen und Untersuchungen der landwirthschaftlichen Praxis gelang, dieser Schwierigkeiten Herr zu werden, sobald sie sich mit besonderem Nachdruck der Moorkultur widmete. Aber zur höchsten Entwicklung und allgemeinen Verbreitung reichen diese Kulturverfahren nicht aus, namentlich infolge der Erkenntniß, daß die verschiedenen Moore Unterschiede aufweisen, welche auf ihr Verhalten als Kulturböden von größtem Einfluß sind.

Bedürfnißlose Gewächse, wie Haidekräuter, Torfmoose gewisse Scheingräser u. s. w., liefern nämlich nach ihrem Absterben bei dem allmählichen Zerfall ihrer Gewebe eine Moorgattung, die man nach ihrer Herkunft und ihrer natürlichen Pflanzendecke als Haidemoos-Moore, nach ihrer Höhenlage als Hochmoore zu bezeichnen pflegt. Bei reicherem Boden und dem Zufluß fruchtbaren Wassers finden wir eine allermeist aus grasartigen Pflanzen bestehende Flora, welche als Wiese Benutzung findet; ihnen legte man die Bezeichnung Grasmoore, Grünlandsmoore, Wiesenmoore bei; ihrer niedrigeren Lage gegenüber den ersteren wegen gehen sie als Niederungsmoore.

Die frühesten Moorkulturbestrebungen dürften sich auf die Niederungsmoore gerichtet haben, welche sich fast überall in den Landwirthschaftsbetrieben finden. In den seltensten Fällen entsprechen ihre Erträge der natürlichen Beanlagung dieser Flächen, da der Landmann im allgemeinen wenig geneigt ist, dieser „Amme des Ackers" die zur Speisung und Erhaltung der Nahrungsquelle nöthige Pflege angedeihen zu lassen. Meist waren diese Wiesen ein Schandfleck für die Wirthschaft, während zur Verwendung als Acker, wie namentlich in den östlichen Provinzen, die sumpfige Beschaffenheit die Bestellung erschwerte und die Verwendung von Zugvieh nahezu ausschloß.

Die Einführung der von H. Rimpau ausgebildeten Sanddeckkulturverfahren, der sogenannten Moordammkultur, war es zu danken, wenn in den 70er Jahren an Stelle der früheren Mißachtung des Moorbodens eine Würdigung seiner Vorzüge trat. Man bedeckte dabei das zuvor durch ein engmaschiges Wabennetz bis zu einer gewissen Tiefe gründlich entwässerte Moor mit einer Sandschicht von solcher Stärke, daß sich die landwirthschaftliche Bodenbearbeitung ausschließlich auf diese Sandschicht beschränken kann; als Dünger werden nur solche *käufliche* Dungstoffe zugeführt, an denen der Moorboden seiner Entstehung nach besonders arm ist.

Als man freilich dieses Verfahren blindlings auf andere Moorböden anstrug, welche nach unserm heutigen Wissen dazu durchaus ungeeignet sind, erntete man Mißerfolge.

Sind die Niederungsmoore meist klein, so treten die Hochmoore, namentlich im nordwestlichen und nordöstlichen Deutschland, meist in großem Umfang auf; sie wurden von altersher als Brennstoff-Lieferanten geschätzt, von denen man den Torf auf Kanälen abfuhr. Im Laufe der Zeit kam man dann dazu, die ausgetorften Gründe, auf denen noch erhebliche Mengen von Torfabraum zurückgeblieben waren, für den Anbau von Nutzgewächsen zu entwässern und ihnen die städtischen Dungstoffe aus den nahegelegenen Orten auf dem Wasserwege zuzuführen. Diese unter dem Namen holländische Veenkultur bekannte Methode mischt die obere Schicht des entwässerten Moorabraumes mit Sand und düngt mit großen Mengen *natürlichen* Dungs, wodurch überaus glückliche Erfolge erzielt wurden. Von der Ausdehnung dieses Wasserstraßennetzes macht man sich eine Vorstellung, wenn man erfährt, daß unter Einrechnung der gleichfalls schiffbaren Seitenkanäle die Gesammtlänge der niederländischen Moorkanäle auf 4000 km angenommen wird, deren vierter Theil etwa in den letzten 50 Jahren gebaut ist.

[1]) Denkschrift betr. die Moorkultur, herausgeg. vom Ministerium für Landwirthschaft, Domänen und Forsten. 1899. Fol. 38 S.

Eine weitere Kulturmethode bürgerte sich auf den ostfriesischen Mooren ein, das Moorbrennen mit nachfolgendem Buchweizenbau. Bald aber erkannte man, daß dieses Verfahren als ein Raubbau schlimmster Art die äußerste Erschöpfung des Bodens herbeiführt.

Die Mißstände in den ostfriesischen Kolonien in Verbindung mit der für weite Landstriche lästigen Folgeerscheinung des Moorrauches riefen dann in der Mitte der 60er Jahre im nordwestlichen Deutschland eine Bewegung gegen die Moorbrandkultur wach, die in einem sehr rührigen Verein ihre Spitze fand und nicht wenig dazu beitrug, den höchsten Behörden die vorhandenen Schäden zur Kenntniß zu bringen und Vorschläge zur Abhülfe hervorzurufen.

So wurde der das preußische Moorgebiet etwa in seiner Mitte quadratisch schneidende Haren-Rüdenbrock-Kanal gebaut, der die Ems mit dem holländischen Stadskanal in Verbindung setzt, ferner der Ems-Vechte-Kanal, der beide verbindende Süd-Nord-Kanal. Nahezu vollendet ist der Picardie-Coeverden-Kanal. Die Gesammtlänge dieser Wasserstraßen wird etwa 105 km, der Aufwand an Baukosten etwa 16,000,000 M. betragen.

Mittlerweile hat aber das Vordringen der Kohle die Absatzverhältnisse des Torfs in Deutschland so nachtheilig verändert, daß ein ausgiebiger, gewinnbringender Torfabbau in jenen Mooren völlig ausgeschlossen scheint. Sollten die großen Kanalunternehmen nicht fruchtlos bleiben, so muß man auf ein Kulturverfahren zurückgreifen, das sich auch auf nicht abgetorftem Moor ohne Zuhülfenahme von Untergrundsand ausführen läßt.

Auf diese Weise wurden 1876 die Zentral-Moor-Kommission und die Moor-Versuchsstation ins Leben gerufen und dem landwirthschaftlichen Ministerium unterstellt.

Ein weit ausgespanntes Netz von Versuchsfeldern und Wiesen in Verbindung mit chemischen, physikalischen und botanischen Untersuchungen hat allmählich die Bedingungen klargelegt, unter denen die künstlichen Dungstoffe auch auf dem Hochmoorboden wirken und an Stelle des natürlichen Düngers treten können. Es gelang ferner der Nachweis, daß bei Verwendung verschiedener Dungstoffe nicht nur die auf dem Hochmoor bisher fast ausschließlich gebauten Früchte, Roggen und Kartoffeln, sondern auch die hülsenfruchtartigen Gewächse, Klee, Erbsen, Bohnen u. a. freudig gedeihen können, wenn eine „Bodenimpfung" vorausgegangen ist. Der Anbau dieser Pflanzen ermöglicht die Einführung eines rationellen Fruchtwechsels auch in die Hochmoorwirthschaften und bei der Fähigkeit der Hülsenfrüchte, den Stickstoff der atmosphärischen Luft in eine für die Ernährung der Gewächse geeignete Form überzuführen und den Boden mit Stickstoffverbindungen anzureichern, eine schwer ins Gewicht fallende Düngerersparniß.

Zufuhr von Kalk, mit Hülfe des Untergrunddüngpfluges auf die tieferen Moorschichten gebracht, gleicht die Nachtheile, welche dem Hochmoor im Vergleich zu den Niederungsmooren von Natur anhaften, größtentheils aus und erlaubt, dasselbe ebenso wie jene natürlichen Grasböden in Wiesen und Weideland überzuführen.

Ein Hauptaugenmerk wandte die Moor-Versuchsstation der Behandlung solcher Niederungsmoore zu, bei denen die vorliegenden Verhältnisse die Anlage von Sanddeckkulturen ausschlossen oder die Herstellung billigerer Kulturen wünschenswerth machten. Die Versuche haben nicht unwesentlich dazu beigetragen, oft mit nicht erheblichem Kostenaufwand eine einheitliche Verwerthung dieser Pläne herbeizuführen.

So ging der Staat auch daran, auf seinen Domänen eine bessere Ausnutzung der Niederungsmoore anzuregen, indem er die Pächter durch Gewährung von verzinslichen Meliorationskapitalien unterstützte, woraus meist recht gelungene Anlagen resultirten. In noch weit größerem Umfange hat seit 1880 die Staatsforstverwaltung die innerhalb der fiskalischen Forsten belegenen Wiesenmoore zu kultiviren angefangen. Abgesehen von drei Regierungsbezirken verzinsen sich die auf diese Anlagen verwendeten Kosten in der Mehrzahl der Fälle außerordentlich hoch.

Bei Hochmooransiedelungen verlangt die heutige Sachlage neben sorgfältigster Prüfung aller Umstände, welche die spätere Entwicklung der Ansiedelung beeinflussen können, eine Auswahl und Schulung der Ansiedler, wie sie nur von einem größeren, weitsichtigen, mit den Grundsätzen der Hochmoorkultur vertrauten und die örtlichen Verhältnisse übersehenden Unternehmer ausgehen kann. Am besten treten die Ansiedler zunächst als Zeitpächter bei dem Kolonisationsunternehmer ein. Zur Ueberführung der Pachtungen in Eigenthum bietet die neuere Rentengutsgesetzgebung ein brauchbares Mittel.

Als besonders nützlich hat sich die Verwendung von Strafgefangenen zu den vorbereitenden Arbeiten der Hochmoorkolonisation erwiesen.

Das Vorgehen des Staates hat mehrfach auch die Thätigkeit landwirthschaftlicher Körperschaften zur Vornahme andersartiger grundlegender Arbeiten im Interesse der Moorkultur angeregt, wie den Landwirthschaftlichen Provinzialverein für Westfalen und Lippe, die Landwirthschaftskammer für die Provinz Pommern.

Die Moorkultur hat sich neuerdings auch mit unverkennbarem Nutzen in den Dienst gewisser Wohlfahrtseinrichtungen gestellt, wie sie die Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf bei Bielefeld, die von Leyda in Sachsen, Käsdorf in Hannover, Richtling in Holstein, Meierei in Pommern darstellen.

Mittheilungen und Nachrichten.

Th. M. Dostajewsky. Eine biographische Studie von N. Hoffmann. Mit Bildniß. Gr. 8°. 451 S. Berlin, E. Hofmann u. Co. 1899. — Dieses Buch gehört nicht zu denen, die man schnell und flüchtig lesen und ebenso leicht wieder vergessen kann; es bedarf einer gewissen Anstrengung, um es zu bewältigen, aber dann haftet auch der Inhalt und man wird ihn nicht so bald wieder los. Auf einen Genuß darf man bei der Lektüre keinesfalls rechnen, im Gegentheil, sie hinterläßt ein unerfreuliches, schmerzliches, deprimirendes Gefühl. Sowohl der Gegenstand, wie auch die Form erfordern eine intensive Aufmerksamkeit. Das Werk enthält werthvolle Beiträge zur Kenntniß russischer Zustände und interessante literarhistorische Einzelheiten, abgesehen von seinem Hauptinhalt, der ein merkwürdiges und psychologisch-eigenartiges Menschenleben schildert, das uns Deutschen zwar recht befremdlich und stellenweise sogar unbegreiflich vorkommt, dennoch aber einen tiefen und nachhaltigen Eindruck hervorbringt. Dostajewsky, dessen Name in Deutschland hauptsächlich durch die Uebersetzung des Romans „Raskalnikow" bekannt wurde, ist, abgesehen von seiner individuellen, genialen Begabung, das Pratotyp vieler gebildeten Russen. Wer lange in Rußland gelebt und mit gebildeten Russen intim verkehrt hat, wird beim Lesen dieser Biographie sich sofort der besonderen Eigenart erinnern, die den Slaven und namentlich den Russen vom Germanen und Romanen unterscheidet. Bei einem großen Theil dieser Russen ist von dem, was man praktische Lebensweisheit nennt, kaum eine Spur vorhanden; ihre besten Eigenschaften: Herzensgüte, Nächstenliebe, Aufopferungsfähigkeit, Mitleid, Selbstlosigkeit und noch manche andere christliche Tugenden werden häufig von einer phänomenalen Charakterschwäche paralysirt. Bei Dostajewsky kamen überdies noch so viele unglückliche und unverschuldete Schicksalsschläge und schwere Existenzbedingungen hinzu, die sein Leben zugrunde richteten, so daß er, trotz seiner glänzenden schriftstellerischen Erfolge, fast nie zu einer wahren Daseinsfreudigkeit gelangte,

Digitized by Google

Die Verfasserin bemüht sich, für ihren Helden möglichst viel Sympathie zu erwecken, und wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß Dostojewsky manche vortreffliche Eigenschaften besaß, so wird doch jeder Leser seiner Lebensbeschreibung sich überzeugen, daß es nicht leicht war, mit ihm umzugehen und daß es noch weit schwerer war, geschäftlich mit ihm zu verkehren. Dostojewsky that häufig gerade das, was er durchaus nicht thun mußte und was für ihn verhängnißvoll war; sein Verstand hatte offenbar einen Defekt, der ihn zuweilen verhinderte, logisch zu denken und zu handeln. Wie sich diese Eigenart mit seiner zuweilen bis zur Genialität hinanreichenden Begabung vereinigen konnte, ist geradezu räthselhaft. Mit 28 Jahren, nachdem er kurz vorher mit seiner ersten Erzählung „Arme Leute" einen ungeahnten Erfolg gehabt hatte, wurde er als angeblicher Verschwörer verhaftet, zum Tode verurtheilt und auf dem Richtplatz zu vierjähriger Zwangsarbeit in Sibirien begnadigt; dann mußte er noch jahrelang als gemeiner Soldat dienen; dabei litt er in hohem Grade an Epilepsie und schließlich war er fast fortwährend in Geldverlegenheit und zuweilen sogar in größter materieller Noth. Und dennoch konnte er eine Reihe von unsterblichen Werken schaffen, die ihn zu einem der Koryphäen der neueren russischen Literatur machten und ihn neben seinen berühmten Zeitgenossen Turgenjew, Gontscharow, Saltykow-Schtschedrin, Ostrowsky und Leo Tolstoi eine ehrenvolle Stelle sicherten.

Der Verfasserin dieses Buches muß nachgerühmt werden, daß sie alles, was über Dostojewsky in der russischen Literatur veröffentlicht wurde, mit Verständniß und großem Fleiße gesammelt und verarbeitet hat. Ein wichtiges Dokument, Dostojewsky's Vertheidigungsschrift, die am 20. Juni 1849 in der Untersuchungskommission verlesen wurde, hat sie sogar zuerst ans Tageslicht gezogen. Ueber manche Einzelheiten kann man vielleicht mit ihr rechten; ihre Uebersetzungen aus dem Russischen lassen mitunter manches zu wünschen, namentlich auch die Citate aus „Raskolnikow". Zuweilen scheint es, als ob zwei Autoren an der Abfassung des Werkes betheiligt gewesen: einige Theile sind von einer Gediegenheit und Klarheit, die man an anderen Stellen leider vermißt. Auch an der Eintheilung des Ganzen und an der Orthographie mancher russischen Wörter wäre einiges zu bemängeln: es muß z. B. Sarja, Sigun (nicht Zarja, Zigun) heißen; die Zeitschrift „Epocha" war nicht ein „Blatt", sondern eine Monatsschrift in Bänden von ca. 30 Bogen. Wenn die Verfasserin Marja Dmitrjewna, Michail Michailowitsch, Iwan Petrowitsch schreibt, weßhalb dann nicht auch Fjodor Michailowitsch, das klingt jedenfalls besser und ist auch richtiger, als das halbdeutsche und halbrussische Theodor Michailowitsch. Auf Seite 207 heißt es „Puschkin nun steht Dostojewsky als den Genius an ...", verständlicher und richtiger ist: „Dostojewsky steht Puschkin als den Genius an ..." Ausdrücke, wie „Literaturen" „vorpetersche Formen" und manch andere allzu wörtliche Uebersetzungen sind theils unverständlich, theils ungebräuchlich; auch kommen nicht selten stilistische Ungeheuerlichkeiten vor, die man leicht vermeiden konnte. Das sind übrigens nur nebensächliche Dinge, die den Werth des Ganzen nur wenig schmälern. Im Interesse der Verfasserin könnte man die Weglassung mancher Details wünschen, namentlich der langen Citate aus Dostojewsky's Werken, die wohl jeder Leser dieser Biographie kennen wird; der Umfang des Buches wäre dadurch bedeutend verringert worden und man hätte einen niedrigeren Preis ansetzen können; das Buch wäre übersichtlicher und künstlerisch abgerundeter geworden, auch wäre dadurch die Absatzfähigkeit gesteigert. Vielleicht sieht sich die Verfasserin veranlaßt, eine kürzere Bearbeitung dieses hochinteressanten Werkes zu veröffentlichen; vielen Lesern, denen es in dieser Form zu umfangreich und theuer ist, würde sie damit einen Dienst erweisen.

W. Henckel.

* Ueber neuentdeckte Wandmalereien in den Stanzen Raffaels wird der „Frankf. Ztg." auf Grund eines Artikels des Dr. Steinmann im neuesten Heft der „Zeitschrift für bildende Kunst" folgendes geschrieben: Es war seither Niemand eingefallen, einmal die überreich geschnitzten Läden zu entfernen, die Leo X. in den gerännigen Fensternischen sämmtlicher Stanzen hatte anbringen lassen. Noch unter Julius II. müssen hier die Wandflächen unverdeckt gewesen sein; sie waren jedenfalls sichtbar, sobald man die Läden schloß. Diese breiten Mauern konnten nicht wohl ohne Zierrath geblieben sein. Es sind in der That, wie sich jetzt gefunden hat, höchst merkwürdige, nicht nur dekorative, sondern auch figürliche Wandmalereien in Helldunkelmanier darauf erhalten, die fast alle noch zur Zeit Julius' II. entstanden sind. Ihr künstlerischer Werth ist allerdings gering. Die Zeichnung ist flüchtig, von wenig geübten Händen in den Kalkbewurf eingekratzt, die dünn aufgetragenen Farben sind zum Theil zerstört. Es ist das Gegenständliche allein, das diesen jahrhundertelang vergessenen Freskobildern Bedeutung verleiht. Wie Steinmann scharfsinnig ausführt, haben sie vor den späteren Sockelmalereien den Vorzug, daß in ihnen ein Theil des umfangreichen ursprünglichen Gesammtplans für Ausmalung der Stanzen enthalten ist. Der Aufsatz verdient umsomehr Beachtung, als ihm Abbildungen der Chiaroscuri beigegeben sind, die von dem durch seine ausgezeichneten Aufnahmen bekannten Photographen Domenico Anderson mit Erlaubniß der päpstlichen Palastverwaltung angefertigt wurden und im Handel nicht erscheinen werden.

* Eine dänische Nordlichtexpedition wird im Spätsommer unter Führung des Leiters des hiesigen Meteorologischen Instituts, A. Paulsen, nach Island abgehen. Paulsen stand auch an der Spitze der dänischen internationalen magnetometeorologischen Expedition, die 1882—1883 in Godthaab in Grönland thätig war. Die neue Expedition soll, wie der „Voss. Ztg." aus Kopenhagen mitgetheilt wird, die verschiedenen Erscheinungen, die mit dem Nordlicht in Verbindung stehen, die magnetischen und luftelektrischen Verhältnisse, das Verhältniß zwischen Nordlicht und Wolken erforschen, sowie spektral-analytische Untersuchungen und Messungen der Höhe des Nordlichts u. s. w. ausführen. Als Station der Expedition ist Akureyri im nördlichen Island ausersehen. Für die besonderen Untersuchungen der Luftelektrizität soll eine Gebirgsstation einige tausend Fuß über dem Meer errichtet werden. Außer dem Chef wird die Expedition aus drei Theilnehmern bestehen, dem Stud. magn. la Cour, Stud. polyt. J. Jantzen und dem Kunstmaler Grafen Moltke. Aehnliche Forschungen finden von norwegischer Seite im nördlichen Norwegen und von schwedisch-russischer Seite auf Spitzbergen gelegentlich der großen Gradmessung statt, die im Sommer beginnt.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Gesammtsitzung vom 23. März. Vorsitzender Sekretär: Hr. Vahlen. 1. Hr. Conze trug „über die Thore der Königsstadt Pergamon" vor. Zu einer erneuten Untersuchung der Thore von Pergamon hat ihm gemeinsam mit Hrn. Schuchhardt die durch die kgl. Akademie und Se. Exzellenz den Chef des großen Generalstabs ermöglichte kartographische Aufnahme des Hrn. Berlet im Herbste v. J. den Anlaß gegeben. Unterhalb des armenischen Friedhofs ist durch eine kleine Ausgrabung das Hauptthor, ein Doppelthor mit einem Thorhof zwischen beiden Eingängen, nachgewiesen. Außerdem ist das kleine Thor im Kelioslhale, etwa 6 m höher, als der heutige Weg verläuft, ebenfalls durch eine kurze Ausgrabung freigelegt, während das Thor der Königsseil am Abhange nach dem Selinusthale hin, wo heute der Weg auch und bedeutend tiefer verläuft, schon immer in den dort aus dem Boden aufragenden Ruinen kenntlich war. Der vorläufige Bericht über die Untersuchung, welche noch zu vervollständigen und im ersten Bande der „Alterthümer von Pergamon" ausführlich darzulegen sein wird, soll in den athenischen Mittheilungen des Archäologischen Instituts alsbald erscheinen. 2. Hr. v. Bezold überreichte eine Mittheilung „über die Zunahme der Blitzgefahr während der letzten 60 Jahre". Eine Fortsetzung der von dem Verfasser schon früher veröffentlichten Untersuchungen zeigt, daß die Anzahl der Gebäude, welche von einer Million versicherter Gebäude in einem Jahre vom Blitz getroffen werden, nach den Aufzeichnungen der Bayerischen Brandversicherungsanstalt seit Anfang der 40er Jahre bis in die Gegenwart in nahezu stetiger Zunahme begriffen ist, und daß die Kurve, welche die Blitzgefahr darstellt, einen eigenthümlichen Zusammenhang mit der Fleckenbedeckung der Sonne zu verrathen scheint. Jedem Maximum der Sonnenflecken entspricht ein

Minimum der Blitzgefahr. 3. Hr. Klein machte Mittheilungen „über Anorthit vom Vesuv und über Feldspatbestimmung in Gesteinsschliffen". 4. Die philosophisch-historische Klasse hat dem Staatsarchivar Dr. C. Treusch v. Buttlar in Dresden zur Sammlung und Veröffentlichung deutscher Hofordnungen des 16. Jahrhunderts 500 M. bewilligt. 5. Vorgelegt wurde der von Lady Meux geschenkte Band „*Lady Meux* Manuscript N. 1. The lives of Mabá' Sêyôn and Gabra Krêstôs. The Ethiopic Texts edited .. by E. A. Wallis Budge". London 1898. 4. 6. Die Akademie hat die korrespondirenden Mitglieder der physikalisch-mathematischen Klasse, Hrn. Franz v. Hauer in Wien am 20. März, Hrn. Gustav Wiedmann in Leipzig am 24. März durch den Tod verloren.

* 28. Chirurgen-Kongreß in Berlin. Die Vormittagssitzung des zweiten Verhandlungstages (Donnerstag, 6. April) begann mit der Diskussion des letzten Vortrags des ersten Tags über Noma (Wasserkrebs). Sodann erörterten die HH. Dr. Pitschmann und Lindenthal mehrere Fälle von sogenannter „Gangrène foudroyante". Die Krankheit besteht in überaus schnell fortschreitendem Brande der Haut und der Muskeln; Gasblasen durchsetzen die Gewebe, und die Patienten sterben in kurzer Zeit unter den Erscheinungen einer schweren Vergiftung. Die einzige Rettung besteht in möglichst frühzeitiger Gliedabsetzung. Die Krankheit nimmt ihren Ausgang von verunreinigten Wunden; indessen fehlt jede Spur von Eiterung. In fast allen Fällen konnten besondere Kleinwesen gezüchtet werden, die bei Thieren dieselben Erscheinungen hervorriefen. Nachdem Dr. Schlasser (Prag) über die Verwendung von Operationshandschuhen aus dünnem keimfreien Leder günstig berichtet, trat der Kongreß auf Grund eines Vortrags des Professors Hasse (Würzburg) in die Erörterung der Behandlung der angeborenen Hüftgelenksverrenkung ein. An der Besprechung des unblutigen und blutigen Verfahrens betheiligten sich besonders Dr. Lorenz (Wien), der seine reichen Erfahrungen über das erstere darlegt, Dr. Petersen (Bonn) und Dr. Drehmann (Breslau) und Professor Mikulicz (Breslau). Die Vortheile, welche die genaue Beobachtung der Fortschritte der Heilung vermittelst der Röntgen-Strahlen gewährt, kamen in der Diskussion zum Ausdruck. — Nach diesem Thema kam der Zusammenhang zwischen Knochentuberkulose und allgemeiner sogenannter Miliartuberkulose zur Sprache. Dr. Benda (Berlin), Dr. Küttner (Tübingen) und Dr. Büngner (Hanau) führten diese Diskussion, Dr. Sudek (Hamburg) schloß daran eine Erörterung der Erkrankung des Schenkelhalses. — In der Nachmittagssitzung des zweiten Verhandlungstages berichtete Dr. Krönlein (Zürich) über ein traumatisches Magengeschwür. Ein junger, bis dahin gesunder Mensch bekam einen Stoß gegen die Magengegend, und von da an erkrankte er mit erheblichen, immer mehr zunehmenden Magenbeschwerden. Fünf Monate danach zeigte sich bei der Operation (Ausschneidung des Pförtners) eine sehr hochgradige Verengerung am Ausgang des Magens. Die mikroskopische Untersuchung ergab keine Andeutung eines Krebses. Der Redner weist auf die Wichtigkeit einer derartigen Beobachtung in der Unfallpraxis hin. Einen ähnlichen Fall theilte Dr. Wagner (Königshütte) mit. Die anderen Redner dieser Sitzung erörterten besondere Fälle von Darmoperationen. Dr. Graser (Erlangen) sprach über das erworbene Darmdivertikel. Zahlreiche Untersuchungen des Darmes, dessen Blutgefäße der Redner injizirte, haben ihn zu der Beobachtung geführt, daß diese Gebilde (Ein- und Ausstülpungen der Darmwandungen) bedingt werden durch Herzfehler. Besonders häufig finden sie sich am S-förmigen Darmabschnitt, dessen lockeres Gewebe der Bildung derselben naturgemäß Vorschub leistet. Ein längeres Bestehen dieser Divertikel führt wieder zu akut entzündlichen Zuständen der Darmschleimhaut und Bildung von Verwachsungen des Bauchfells in der Umgebung. — Dr. Rehn (Frankfurt a. M.) berichtete über einen Fall von Durchbruch von Gallensteinen in den Darm. Im Innern desselben weiter gewandert, hatten sie zu Einklemmungserscheinungen geführt und wurden mit dem in einem Nabelbruch liegenden durchbohrten Dickdarmstück zusammen entfernt. Der Redner zeigt das Präparat vor und macht Bemerkungen über die Schicksale der Gallensteine im Darm. Weiterhin berichtet er über eine Darmverstopfung durch eine große Mullkompresse, welche durch Operation entfernt wurde. Die betreffende Patientin war früher von ihm selbst im Bauch operirt worden, indeß besteht trotzdem ein großer Zweifel, ob diese Kompresse bei Gelegenheit der Operation im Innern des Bauches gelassen wurde, oder ob nicht vielmehr das allerdings unverhältnißmäßig große Verbandsstück verschluckt worden ist. — Prof. Körte (Berlin) zeigte ein Präparat von Achsendrehung des unteren Dünndarm und Blinddarms. Zur Frage des Darmverschlusses sprach ferner Dr. Riese (Beitz), welcher das Entstehen von Falten und Taschen des Bauchfellüberzuges auf entwicklungsgeschichtliche Vorgänge zurückführt, welch erstere unter Einwirkung äußerer Umstände, wie z. B. Heben schwerer Lasten, zur Bildung innerer Brüche und Einklemmungen derselben Veranlassung geben; weiterhin sprach Prof. Prutz (Königsberg), welcher über Befunde bei Darmverschlingung und die vermuthlichen Ursachen des Durchbruchs von Darmgeschwüren im Anschluß an obiges Leiden berichtete. — Dr. Kümmel (Hamburg) erörterte zwei Fälle von vollkommener Ausschaltung des absteigenden Dickdarms wegen Tuberkulose bezw. Darmkrebs. Der Operateur hat beide Male mit gutem funktionellem Erfolg den Darmstumpf in den Afterschließmuskel eingenäht. — Dr. Lindloff (Königsberg) berichtete über die Ursachen des Mastdarmvorfalls und den Zusammenhang mit chronischer Verstopfung nach Rasse, Alter und Geschlecht der Patienten.

* Die dritte Mitgliederversammlung des Schwäbischen Schiller-Vereins (Mardoch-Stuttgart) wird am 22. April d. J. in Stuttgart (Oberes Museum) stattfinden. Hr. Dr. C. Müller aus Tübingen wird dabei einen Vortrag über „Schillers Beziehungen zur Familie v. Walzogen und Karatine v. Walzogens literarischer Nachlaß" halten.

* **Leipzig.** Prof. Dr. Wilhelm Sinzlin, Kustos an der hiesigen Universitätsbibliothek, ist zum Direktor der hiesigen Münzsammlung ernannt worden.

* **Berlin.** Zum „Abtheilungsdirektor bei den königlichen Museen mit dem amtlichen Wohnsitz in Konstantinopel" ist Dr. Theodor Wiegand ernannt worden. Es handelt sich dabei um die endgültige Wiederbesetzung der Stelle, die 1884 für Karl Humann geschaffen wurde. Es wird mit ihr bezweckt, durch einen anerkannten Sachkundigen die Interessen der kgl. Museen im Orient wahrnehmen zu lassen.

* **Aus Oesterreich.** Der Privatdozent an der Universität in Wien, Dr. Hermann Ritter Schultern a. Schrottenhofen, ist zum ordentlichen Professor der Rechts- und Staatswissenschaften an der technischen Hochschule in Brünn ernannt worden.

* In **New-York** starb der namhafte Alterthumsforscher Dr. Philipp Valentini, der sich durch die Entzifferung des bekannten Kalendersteins der Azteken Mexico's einen Namen gemacht hat.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Tauchnitz Edition.
April 5, 1899.
Iris the Avenger.
A new Novel.
By (6114)
Florence Marryat.
In 1 vol.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1899. München, Montag, 10. April. Nummer 81.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Bernhard Kugler. II. Von Cl. Klein. — Aus dem Gebiet der Technik. Von W. Berdrow. — Mittheilungen und Nachrichten.

Bernhard Kugler.

† 7. April 1898.

II.

„Von welcher Seite man auch den Verstorbenen betrachten möge: als Lehrer, als Schriftsteller oder als Menschen — man wird seine Persönlichkeit nicht recht verstehen, ohne den Einfluß seiner Abstammung und Umgebung zu würdigen." So sprach der Vertreter seiner Fakultät an Bernhard Kuglers Grabe und die Bedeutung des Moments, das eine in Glück und Leid große und reiche Vergangenheit in seinem Leben bildete, rechtfertigt unser Verweilen bei ihren einzelnen Zügen. Harmonisch klingt sie in Kuglers Werdegang und Lebensführung hinein, gibt als leis mitschwingender Oberton dem vornehm gestimmten Accord seines Wesens erst die rechte Klangfarbe und erhebt mit ihrer stets nachwirkenden künstlerischen Verklärung ein schlichtes Gelehrtendasein in eine ideale Sphäre.

Aber wie sehr ihm auch die Kunst das Leben vergoldet und geadelt hat, Bernhard Kugler hat von den vielseitigen Fähigkeiten und Bestrebungen des Vaters doch in erster Linie und wesentlich die wissenschaftlichen geerbt, und der hervorragenden kunsthistorischen Bethätigung des ersteren das allgemein-historische Interesse entnommen. Schon in dem Knaben war es, durch des Vaters Arbeiten, vornehmlich seinem „Friedrich den Großen", geweckt, frühzeitig rege. Dann machten ihm eine Zeitlang doch künstlerische Neigungen, vor allem ein jugendlicher Enthusiasmus für die Baukunst den Rang streitig, die ihn aus den Studien des Vaters und in dem häuslichen Kreise durch so hervorragende Vertreter wie Strack und den Oheim Hitzig ja gleichfalls persönlich nahe trat. Er machte sich mit dem Gedanken vertraut, Architekt zu werden, verließ sogar das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, das er seit 1844 besuchte, und trat in eine Realschule über. Aber gerade hier vollzog sich die entscheidende Wendung; er wurde sich darüber klar, daß er nicht im Bereich der Technik, sondern auf dem der Wissenschaft seinen Beruf zu suchen habe, und nun galt es, Versäumtes auf dem Gebiet der Humaniora nachzuholen. Hier entfaltete der Jüngling, von jeher ein begeisterter Schüler, der es mit den Klassenstudien ernst nahm und daneben die Zeit fand, Geist und Gemüth auch selbständig fortzubilden — wie er denn mit Begeisterung las und deklamirte — ein in seinen Jahren seltenes redliches Streben; er genoß den Vorunterricht seines Vetters Otto Ribbeck, der damals (bis 1854) am Beginn seiner philologischen Laufbahn in Berlin am Böckh'schen Seminar für Gelehrtenschulen thätig war, und trat im Herbst 1854 wieder als Obersekundaner ins Gymnasium ein, um es Ostern 1857 mit dem Zeugniß der Reife zu verlassen. Seine erhaltenen Briefe an Ribbeck, der seit 1854 Lehrer in Elberfeld, seit 1856 Professor in Bern war, zeigen uns ein ehrlich zielbewußtes Fortschreiten, wie es diesem Alter sonst noch kaum eignet; aber in einer Umgebung wie der seinigen, beruhen nicht nur vom Vater, sondern auch von Männern wie Heyse und Anderen, darf eine solche Geisteskultur auch schon des Knaben nicht besonders wundernehmen. So durchschaut er von fast überlegenem Standpunkt, ohne Altklugheit, Art und Wesen seiner Lehrer und ihre Stellung zur Wissenschaft; er stellt bei den Einzelnen, mit köstlicher Kritik, die Grenzscheide fest, wo das Banausenthum des Lehrhandwerks der idealen Zwecke alles Lernens und Wissens vergißt, eine Gefahr, die er selbst Zeit seines Lebens und Wirkens siegreich bestanden hat. Sein sicher erfaßtes Ziel ist das Studium der Geschichte; aber als Studienfach erscheint diese Wissenschaft in den 50er Jahren noch ebenso unmöglich wie zwei Menschenalter früher die Philologie; so schwankt er zwischen letzterer und der Jurisprudenz, um auf ihrer Grundlage seine historischen Studien aufzubauen. Doch gibt er die Philologie bald auf; für die Sprachen meint er wenig Geschick und Lust zu besitzen, und ein gründliches Studium der Philologie würde ihn im Hinblick auf sein eigentliches Ziel unverhältnißmäßig in Anspruch nehmen. So beschließt er auf Heyse's Rath, Jurist zu werden. Die Jurisprudenz als Wissenschaft biete für die Historie eine viel breitere Grundlage als die klassische Philologie, die man freilich trotzdem nicht ganz aus den Augen verlieren dürfe, und falls es mit einer akademischen Laufbahn als Geschichtslehrer nichts sei — er könne ja gar nicht wissen, wie er sich entwickeln werde — wenn ihm z. B. auch nur das Produziren zu langsam von statten ginge, so bleibe ihm in der Juristerei eine anständigere Zuflucht als in der Stellung eines mittelmäßigen Philologen — ein weltmännischer Zug in dem Denken des angehenden Studenten, der für die Richtung des Mannes stets maßgebend geblieben ist. Schließlich hofft er, bei geringerer Befähigung zu scharfem logischen Denken und begrifflicher Abstraktion, in der Jurisprudenz eine Gedankenschule zu finden, die ihn lehren werde, eine Sache von Anfang an in allen Richtungen rite zu durchdenken und „nicht mehr so auf allen Winden umherzufahren".

Als Jurist also bezog Kugler, nach gut bestandenem Examen, Ostern 1857 die Universität München. Doch ging es seinen sorgfältig vorerwogenen Studienplänen, wie das stets zu geschehen pflegt; die Praxis gestaltete sie gründlich um. Er hörte im ersten Semester Bluntschli's „wundervollen Vortrag" über historisch philosophische Rechtslehre, weiter bei Prantl Geschichte der Philosophie, bei Spengel Tacitus' Annalen, schließlich Sybel, „der nun allerdings allein für sich hundert Andere aufwiegt". Neben ihm konnte er bald keinen anderen Göttern mehr dienen. Es waren Sybels große Münchener Jahre, die mit den Studienjahren Kuglers nahezu zusammenfielen; in dem kurzen Zeitraum von 1856 bis 1861 wurde das erste historische Seminar eröffnet, die „Historische Kommission" geschaffen, der die deutsche

Geschichtswissenschaft so zahlreiche werthvolle Publikationen verdankt, die Herausgabe der Reichstagsakten vorbereitet und zur Sammlung aller dieser Bestrebungen die „Historische Zeitschrift" begründet. Ein großer Kreis angeregter Schüler und Genossen schaarte sich in Ausführung dieser mannichfach verzweigten Arbeiten um Sybel; in diesen Kreis trat Kugler ein, und die erste Bekanntschaft mit laissenschaftlichen Spezialstudien bestimmte seine Hauptrichtung für immer; im Seminar wurden Stoffe aus der letzten Zeit der Komnenen behandelt; Kugler sah sich der Kreuzzugsforschung zugeführt, die allezeit sein Sondergebiet geblieben ist. Bald saß er an einer Arbeit „Ueber die Quellenschriften des zweiten Kreuzzuges", die er, mehr und mehr erweitert und vertieft, während der ganzen Studienzeit nicht mehr verlassen und schließlich auch zum Gegenstand seiner Promotionsschrift gemacht hat; Sybel hatte ihn „gleich so ziemlich mitten ins Wasser hineingeworfen, daß er wahl oder übel schwimmen mußte". So wohl er sich aber bei diesen Erstlingsversuchen fühlte, Tradition und Umgebung verhinderten ihn gleicherweise, sich einem engen Fachspezialismus hinzugeben; an den älteren Studiengenossen, mit denen er in regen Verkehr trat und die er als recht tüchtige Leute rühmt, hat er doch zu rügen, daß sie schon zu einseitige und auf ihr Thema beschränkte Gelehrte geworden seien, mit denen es eine andere Unterhaltung als über geschichtliche Kontroversen kaum mehr gebe. Ganz anders er; mit Freude und Enthusiasmus widmete er sich der edlen Geselligkeit im Heyse'schen Hause, schloß sich jüngeren Freunden des Schwagers, wie den Dichtern Julius Grosse und Hermann Allmers, zu denen bald auch Wilbrandt trat, eifrig an und fühlte sich schnell heimisch in der Atmosphäre, die die Münchener Kolonie erlesener Geister aus allen Reihen der Kunst und Wissenschaft damals, in den Tagen des edlen Königs Max, umgab. Und wie er schon als Schüler, väterlicher Uebung getreu, zu Fuß durch Norddeutschland bis an den Rhein und die Mosel gewandert war, so zog es ihn jetzt, bald an Heyse's Seite, bald mit anderen Gefährten, hinaus in die Berge, Land und Leute kennen zu lernen; unter der Leitung Wilh. Heinr. Riehls, „dieses erfahrenen Wanderers", gewann er eine Menge von Eindrücken und Anschauungen, von denen er sich nichts hatte träumen lassen, die Anregung zur bewußten Beobachtung der Gegebenheiten des Bodens und seiner Besiedelung, die für den werdenden Historiker von nachhaltigem Nutzen war. Dabei wurde jedoch nichts versäumt, was zur Förderung der nächstliegenden Studienziele erforderlich schien; und die Fülle des erforderlich Scheinenden preßt ihm nach dem ersten Semester den Stoßseufzer aus: „Gott gebe mir Ausdauer, denn die Menge und Masse der Arbeiten, historische Elaborate, umfassende Lektüre in allen Fächern der Literatur, besonders in der Geschichte, juristische Studien, die alten Sprachen, nach deren sehlerloser Aneignung, wenn auch nur in den Grundzügen, ich mich sehr sehne, die neueren Sprachen — dazu ein nicht unbedeutendes Quantum von Lust am Bummeln .... dies alles schlägt mir fast über dem Kopf zusammen." Er war weiterhin genöthigt, solchen Ausdehnungsdrang erheblich zu zügeln und nur noch das Nächstliegende im Auge zu behalten, als das Schicksal mit harten Schlägen und schweren Störungen in sein jugendliches Streben hineingriff.

Auf einer gründlich verregneten Wanderung durch Tirol, die ihn mit dem Bruder und einigen Genossen lange vor dem Reiseziel, Venedig, umzukehren zwang, scheint Kugler sich den Keim der schweren Krankheit geholt zu haben, die ihn dann im Winter in München auf Monate daniederwarf; und als er im Frühjahr 1858, vom Typhus erstanden, im Elternhause in Berlin Erholung suchte, zerstörte der plötzliche, viel zu frühe Tod des geliebten Vaters, wie dem ganzen Familien- und Freundeskreis ein ideales Zusammenleben, so besonders auch dem Sohn manche sichere Aussicht und frohe Hoffnung auf eine innige, geistige Zukunftsgemeinschaft. In dem in München neu begründeten Haushalt wandte sich Bernhard nach fast halbjähriger Unterbrechung seinen Studien wieder zu und genoß ein Jahr lang den stillen Frieden der mütterlichen Umgebung. Dann rief ihn der Militärdienst nach Preußen: wir finden ihn 1859, in dem Jahr der Mobilmachung anläßlich des italienischen Kriegs, als Einjährigen bei den Greifswalder Jägern, derselben Truppe, bei der zwei Jahrzehnte früher Otto v. Bismarck seine Dienstpflicht theilweise absolvirt hatte. 1860 nach München zurückgekehrt, wandte sich Kugler dann energisch den Promotionsarbeiten zu, so viel Mühe es ihm auch machte, „die soldatisch gewöhnten Glieder am Pult still zu halten". Im Sommer 1861, also nach einer bei den großen Unterbrechungen ausnehmend kurzen Studienzeit, war das Ziel erreicht, doch bildete es keinen Rastpunkt für ihn, sondern nur den Ausgang für unermüdetes Weiterstreben. Die fortgesetzte Beschäftigung mit der noch nicht gedruckten Dissertation führte zu wiederholter Erweiterung des Themas, deren Ergebnisse erst nach Jahren (1866) publikationsreif schienen. „Es ist vielleicht nicht sehr praktisch von mir," schrieb der junge Doktor, „mich in diesem Augenblick, wo ich so manche Dinge kennen lernen wollte und sollte, ganz und gar in ein Spezialissimum zu verbeißen, aber es ist mir gerade jetzt ein noch dringenderes Lebensbedürfniß, eine Heimath in irgend einem Punkt der Wissenschaft, und zwar so bald als möglich, zu finden und eine bestimmte wissenschaftliche Aufgabe bis zu irgend einem respektablen Abschluß gelöst zu haben. Es ist dieses Bedürfniß eine unerquickliche Folge meiner unruhigen Studienzeit, denn nichts ängstigt mich tiefer als der Gedanke, etwa noch einmal in andere Lebenskreise hinausgerissen zu werden, ehe ich irgend ein wissenschaftliches Zeugniß von mir abgelegt habe."

Zum Glück für Kuglers eigenstes Streben lus Weite und Breite fand er schnell genug einen Wirkungskreis, der, nach Erfüllung jenes „dringendsten Lebensbedürfnisses", seiner ganzen Art nach das „Verbeißen in ein Spezialissimum" ausschloß und es dem jungen Gelehrten gestattete, seine Wissenschaft immer mehr als ein Ganzes zu fassen, mit all ihren Verzweigungen Fühlung zu behalten und auf den verschiedensten Gebieten selbstthätig zu arbeiten. München fesselte ihn nicht länger. Es war die Zeit, in der die letzte Auseinandersetzung zwischen Süd und Nord sich gerade in der bayerischen Hauptstadt durch allerlei unerquickliche Vorzeichen ankündigte; eben damals, 1861, verließ Sybel infolge peinlicher politischer Differenzen München und siedelte nach Bonn über; die norddeutsche Kolonie von Gelehrten und Künstlern, die König Max in seiner Residenz begründet hatte, zerbröckelte mehr und mehr; auch der engere Kugler'sche Freundeskreis ging auseinander; Wilbrandt zog fort, der Mutter der letzte Freund aus alter Zeit, den Brüdern außer allem, was er ihnen selbst war, die einzige, gern gepflegte Verbindung mit „Jungmünchen"; Heyse lebte, der Sorge um die hinsterbende Gattin gewidmet, zumeist in Meran. Schwer lastete das Schicksal auf dem hartgeprüften Hause; seinen einzigen lebenskräftigen Sproß trieb es hinaus, andere, freiere Luft zu athmen und — heute braucht man solche Aeußerungen zum Glück nicht mehr zu verhehlen — „andere Gesichter zu sehen, als die dürftige Gemeinde hiesiger Kleindeutscher und die plumpe Masse choterischer Partikularisten". Er kam sich vor wie ein Verirrter in einem großen Walde, und da vollends ein Habilitationsversuch in München an der unfreundlichen Haltung Giesebrechts, der Sybels Nachfolger geworden war, scheiterte, ging er kurz entschlossen 1862 nach Tübingen, fand dort, von Pauli

unterstützt, „leidlichen Raum für einen jungen Dozenten, friedliche und ehrenwerthe Zustände gegen München gehalten, und absolvirte die ganze lustige Geschichte noch glücklich genug im Sommersemester.“ Die Habilitationsschrift behandelte „Boemund und Tankred, Fürsten von Antiochien“. Mit dieser gedruckten Erstlingsschrift hatte der Fünfundzwanzigjährige seinen Platz in der Wissenschaft, und neben der Universität, an der er für den Winter 1862/63 die erste Vorlesung, „Geschichte der Kreuzzüge und ihrer Zeit“ (zweistündig), ankündigte, den Wirkungskreis gefunden, dem er und der ihm durch sein ganzes Leben treu bleiben sollte.

Cl. Klein.

Aus dem Gebiet der Technik.

Von W. Berdrow.

Wenn ich auf eine in diesen Berichten[1]) vor längerer Zeit schon einmal erörterte technische Frage heute wieder zurückkomme, so ist die Veranlassung dazu für die hygienischen Verhältnisse der Großstädte so wichtig, daß sie gewiß auch von den Freunden der Technik und der gewerblichen Fortschritte mit Genugthuung begrüßt werden wird, so groß auch in industriellen Kreisen die hier und da erhobenen Einwendungen noch sind. Es handelt sich um den vom 24. November v. J. datirenden Beschluß der vom preußischen Handelsminister eingesetzten Kommission für die Untersuchung der Mittel zur Rauchverhütung, welche zum Schluß ihrer langen Verhandlungen dahin gelangt ist, den Erlaß eines Polizeiverbots für dicken, schwarzen und anhaltenden Rauch zu empfehlen. Dieses Verbot ist zunächst vom 1. Oktober d. J. an für die gewerblichen Anlagen und Zentralheizungen Berlins und wahrscheinlich auch seiner Vororte zu erwarten. Sein Erfolg wird wesentlich von der Aufmerksamkeit und dem Eifer der Organe abhängen, welche für seine Durchführung zu wachen haben. Es ist aber nicht zu bezweifeln, daß bei genügender Beobachtung derjenigen Feuerstellen, wo das Verbot unbeachtet bleibt, und gehöriger Anwendung der zu Gebote stehenden Strafmittel ein erheblicher Fortschritt zur Sanirung der Großstädte erzielt werden kann, sobald das Verbot auch in anderen Städten zur Anwendung gelangt. Daß, abgesehen von den einmaligen Opfern, welche die Umänderung der Feuerungssysteme der Industrie auferlegen wird und welche sie dem allgemeinen Wohl schuldig ist, die allgemeine Durchführung der Rauchverbrennung auf keine technischen Hindernisse stoßen wird, ist gewiß. Der Vorsitzende der Kommission für Rauchverbrennung, Geh. Rath Dr. Delbrück, konnte den von ihm selbst gestellten Antrag auf Grund der erstatteten technischen Gutachten dahin begründen, daß: 1. eine große Anzahl rauchverzehrender Apparate besteht, welche die Entwicklung übermäßigen Rauches bei großen Feuerungsanlagen zu verhindern geeignet sind, 2. mit Sicherheit angenommen werden kann, daß bei Anwendung solcher Einrichtungen eine irgendwie in Betracht kommende ökonomische Schädigung der Besitzer von Feuerungsanlagen nicht eintreten wird, 3. zu erwarten ist, daß der Erlaß eines Verbots die weitere wirksame und segensreiche Entwicklung rauchverzehrender Apparate zur Folge haben wird und 4. unzweifelhaft durch die vermehrte Anlage der Feuerstellen in großen Städten die Gesundheit, Schönheit und Reinlichkeit ungünstig beeinflußt wird. In Paris besteht seit dem 1. Okt. v. J. ein ähnliches Verbot, in Budapest ebenfalls, und in London wie in ganz England besteht eine gesetzliche Verpflichtung zur Einrichtung rauchfreier Feuerungen bereits seit 1853. Daß sie bis in die Neuzeit vollständig unbeachtet geblieben ist, mag man dem Umstand zuschreiben dürfen, daß sie zur Zeit ihrer Entstehung verfrüht war und die überwachenden Organe, von Anfang an daran gewöhnt, bei der Durchführung des Rauchverbots Milde walten zu lassen, bei diesem Prinzip auch blieben, nachdem es durch die Erfindung rauchverzehrender Feuerungen in Wirklichkeit hinfällig geworden war. Neuerdings wird wenigstens in London die Vorschrift strenger gehandhabt, nachdem sie zu Beginn der 90er Jahre den Industriellen mehrfach in Erinnerung gebracht worden ist und die Klagen des Publikums in vielen angesehenen Zeitungen unter dem Titel „Smoky London“ eine ständige Rubrik gefunden haben. Man wird abwarten müssen, ob die Behörden in Berlin gegenüber den Besitzern großer Dampfanlagen dieselbe Energie entwickeln werden, durch welche sich die Rauchbeseitigungspolizei in Budapest und London jetzt löblich auszeichnet. Letzterer ist es besonders hoch angerechnet worden, daß sie einen Einwand des Staatsarsenals in Woolwich, welches die Zuständigkeit der Polizei für die dortigen fiskalischen Werke bestritt, scharf und energisch zurückgewiesen hat. Von besonderer Wichtigkeit ist natürlich das rechtzeitige Bemerken des Rauchs, der auch von den größten Feuerungen keineswegs unausgesetzt, sondern nur in Zwischenräumen beim Aufschütten von Kohlen ausgestoßen wird. In Paris ist zu diesem Zweck ein ständiger Beobachtungsposten auf dem Eiffelthurm, in London ein solcher auf der Nelsonsäule am Trafalgarplatz beabsichtigt, und in Berlin und vielen anderen Städten würden sich die hochragenden Thürme der neuen Rathhäuser zur beständigen oder doch oftmaligen Beobachtung der Rauchsäulen sehr gut eignen.

Jedenfalls bietet dieser Anlaß Gelegenheit zu einer kurzen Betrachtung einer Reihe von rauchverzehrenden Feuerungseinrichtungen, deren allgemeine Einführung, mag sie auch anfangs auf Widerstand stoßen, doch mit der Zeit sicherlich durch die herbeigeführte Kohlenersparniß der Industrie selbst ebensoviel Nutzen bringen wird, wie der Allgemeinheit durch die Beseitigung des schwarzen, die Städte und Felder verschmutzenden Qualms.[1]) Ganz abgesehen von der seinerzeit ausführlich behandelten Kohlenstaubfeuerung gibt es solcher Mittel zur Rauchverhütung eine große Zahl. In der mehrfach erwähnten Kommission wurde außer der für rauchschwache Lokomotiven sehr bewährten Langer'schen Feuerung noch die Langebach-Deissler'sche Einrichtung an Dampfkesseln mit Innenfeuerung besprochen, die sich, wenn nicht gerade der Mangel an Kesseln zu forcirter Feuerung zwingt, im hohen Grad rauchschwach erwiesen hat. Ueberhaupt ist ja die Verhütung der dicken und schwarzen Rauchwolken bei guten und reichlich bemessenen Rostanlagen zum großen Theil durch die Geschicklichkeit der Heizer zu erreichen, und in anderen Fällen sind schon geringfügige Aenderungen der Feuerungseinrichtung hinreichend, um die Rauchentwicklung zum größten Theil zu vermeiden. In der ziemlich umfangreichen Kesselanlage der Buchdruckerei von R. Mosse in Berlin wird die rauchlose Feuerung lediglich durch geschickte Heizung und durch die Zuführung hocherwärmter Luft zu den reichlich bemessenen Rosten erreicht. Der in London vielfach angewandte selbstthätige Kohlenaufschütter von Vicar kann ohne nennenswerthe Aenderungen der Feuerungsanlagen sehr zur Verhütung des Rauchens beitragen, indem er das oftmalige Oeffnen der Feuerungsthüren und die damit verbundene Luftabkühlung verhindert, welche die Entwicklung schwarzen Rauchs sehr begünstigt. Die Kohlen

[1]) Vgl. Beilage zur Allg. Ztg., Jahrgang 1897, Nr. 273. „Aus dem Gebiet der Technik.“

[1]) Ueber den zweifelhaften Werth der bloßen Rauchbeseitigung, wenn nicht gleichzeitig die übrigen Produkte der Schornsteingase, besonders Staub und schweflige Säure, beseitigt oder verringert werden, vergleiche man meinen Artikel „Industrie und Atmosphäre“ in der Beilage zur Allg. Ztg. 1897, Nr. 190.

gelangen aus diesem Apparat ganz allmählich auf den Verbrennungsrost, auf welchem sie durch hin- und hergehende Krücken langsam nach hinten geschoben werden, so daß stets auf dem vorderen Theil des Rostes eine schwache, auf dem hinteren Theil eine lebhafte Verbrennung unterhalten wird. Diese Vertheilung ist für die vollkommene Aufzehrung der aufgewirbelten Kohlenstäubchen die vortheilhafteste. Der in England ebenfalls sehr beliebte Apparat von Proctor beschränkt sich gleichfalls fast lediglich auf eine gleichmäßige Beschickung des Rostes mit einer dünnen Kohlenschicht und eine rüttelnde Bewegung des Rostes, um dem Verschlacken und der dadurch entstehenden Luftabsperrung vorzubeugen. Andere Rauchverhütungsapparate von noch einfacherer Konstruktion bescheiden sich mit der Regelung, bezw. Erleichterung der Luftzufuhr zu den Feuerungsräumen, doch ist wohl anzunehmen, daß diejenigen Rauchverhütungsanlagen von der besten Wirkung sind, welche das Beschütten des Rostes und damit die Hauptbedingung eines gleichmäßigen Brandes nicht dem Belieben der Arbeiter überlassen, sondern durch selbstthätige Vorrichtungen besorgen.

Eine ungemein rege Thätigkeit ist neuerdings in der Erfindung verbesserter Sprengstoffe zu verzeichnen, und man wäre fast versucht, sie gleich den so eifrig von allen Mächten betriebenen Verstärkungen der Wehrkraft zu Wasser und zu Lande als eine indirekte Folge der russischen Abrüstungsvorschläge zu betrachten, wenn nicht die Sprengmittel, anders wie Kanonen und Kriegsschiffe, den Zwecken des Friedens mehr noch als denen des Kriegs dienten. Aber der starke Verbrauch von Dynamit und anderen Sprengmitteln im Bergbau, in der Tunnelbohrung, in Steinbrüchen, zum Wegebau in den Gebirgen und zu ähnlichen Zwecken, sowie das über das Anstimmen der russischen Friedensschalmei hinausreichende Alter einiger der hier anzuführenden Sprengstoffe lassen eine so skeptische Deutung nicht zu.

Die schreckliche Katastrophe von Toulon hat die Gefahren, welche die Aufspeicherung der heute gebräuchlichen Explosionsstoffe in großen Massen mit sich bringt, wieder einmal sehr deutlich illustrirt. Aber nicht nur für Kriegszwecke, sondern auch für den hüttenmännischen Gebrauch und für andere Zwecke müssen hier und da gewaltige Sprengstoffmassen vorräthig gehalten werden und auch sie führen recht häufig zu Explosionen. Im Harz flog im vorigen Jahr die Pulverfabrik der Firma J. F. Eisfeld zu Silberhütte in die Luft, bei der Ausbohrung des Jungfrautunnels ist eine verheerende Explosion vor ganz kurzer Zeit zu verzeichnen gewesen, und man braucht nicht viel zu suchen, um ähnliche Fälle häufen zu können. Man verdankt ihnen die neueren Bestrebungen, Sprengstoffe zu finden, die erst unmittelbar vor dem Gebrauch hergestellt oder wenigstens mit der Eigenschaft hoher Explosionsfähigkeit ausgestattet werden, während ihre Rohstoffe oder auch die zusammengesetzte bis auf einen kleinen Zusatz fertige Masse gefahrlos in beliebigen Mengen aufgespeichert werden können. Von den jüngsten Erfindungen dieser Art ist das Linde'sche Oxyliquit das interessanteste. Der berühmte Erfinder der Eismaschinen und der neueren Apparate zur Luft- und Sauerstoffkondensation hat mit diesem Sprengstoff gleichzeitig eine neue Anwendung der flüssigen Luft, resp. des daraus gewonnenen flüssigen Sauerstoffs, gefunden. Sein Sprengmittel aus einem harmlosen Gemisch von Holzkohlenpulver und Watte oder von anderen explodirbaren, aber unter gewöhnlichen Umständen keiner Explosionswirkung fähigen Stoffen bestehend, wird erst durch den Zusatz von flüssiger Luft hochgradig explosiv und hat außerdem den vom Standpunkt der Sicherheit sehr wichtigen Vorzug, diese Eigenschaft ziemlich schnell, in einem Zeitraum von 5—15 Minuten nämlich, durch die unvermeidliche Verdampfung der flüssigen Luft wieder zu verlieren. Bei Tunnelbauten, Steinbruch- oder Bergwerkbetrieb, wobei über die fahrlässige Handhabung der Explosivstoffe von Seiten der Arbeiter oft geklagt wird, verspricht die Verwendung des Oxyliquits verschiedene Vortheile. Die Sprengpatronen braucht man, ja kann man stets nur unmittelbar vor dem Beginn einer Sprengung fertig machen, und sie müssen alsdann sofort verbraucht werden, wenn sie nicht ihre Wirkung verlieren sollen; eine Anhäufung gefährlichen Materials ist damit ausgeschlossen. Ferner kann eine Patrone, die bei der Entzündung der Sprenglöcher zufällig nicht losgeht, nicht wie eine Dynamitpatrone bei der Aufsuchung und Entfernung Schaden anrichten; man braucht nur eine halbe Stunde nach der mißglückten Zündung verstreichen zu lassen, so sind sämmtliche Patronen unschädlich und müssen für den abermaligen Gebrauch von neuem hergerichtet werden. Prof. Linde, der die ersten Versuche mit dem neuen Sprengstoff auf der Dynamitfabrik Schlebusch bei Köln vorgenommen hat, soll jetzt zum Simplontunnel, zweifellos dem größten Schauplatz andauernder Sprengungen in den nächsten Jahren, abgereist sein, um den dortigen Versuchen, die Brauchbarkeit des Oxyliquits für Tunnelsprengungen betreffend, beizuwohnen. — Eine ältere, anscheinend nicht zur praktischen Verwendung gekommene Erfindung sind die mit Hülfe des elektrischen Stromes hergestellten Knallgaskartuschen, deren Herstellung ich trotzdem in diesem Zusammenhang nicht übergehen will. Füllt man einen starken, luftdicht verschlossenen Stahlzylinder mit zwei isolirt eingeschmolzenen Elektroden mit Wasser, um das letztere dann von einem durchgeleiteten schwachen Strom zersetzen zu lassen, so entsteht in der Kartusche Knallgas, dessen Explosivität mit zunehmendem Druck wächst. Bei der Verwendung einer solchen Sprengbombe wird der schwache Strom durch einen hochgespannten ersetzt, der zwischen den beiden Elektroden einen kräftigen Funken hervorruft. Am Mont Cenis, wo mit solchen Knallgaskartuschen Versuche angestellt wurden, soll sich ihre Wirkung als sehr kräftig bewiesen haben. Dagegen zeigten andere Versuche, daß die Knallgaspatronen beim Vorhandensein von schlagenden Wettern oder Kohlenstaub gefährlich wirken und deßhalb für den Bergwerksbetrieb wohl weniger geeignet sind. — Sehr gute Resultate hat dagegen in Bergwerken und Steinbrüchen der neue von der österreichischen Pulvermonopolverwaltung in den Handel gebrachte Sicherheitssprengstoff Dynammon ergeben. Das Präparat besitzt etwa die Kraft des Dynamits, explodirt jedoch nur, nachdem jede einzelne Patrone mit einer besonders dazu hergestellten Kapsel versehen ist, was erst unmittelbar vor dem Gebrauch stattfindet. Da der Transport und die Aufspeicherung des Dynammon natürlich ohne die Zündkapseln geschieht, so läßt sich der Sprengstoff vollkommen gefahrlos aufbewahren und transportiren, da er ohne den Zündsatz wohl brennbar ist, aber weder durch Schlag oder Reibung, noch durch Funken oder glühende Körper zur Explosion gebracht werden kann. Hier ist auch der Ort, die Lyddit-Granaten zu erwähnen, mit denen die Engländer bei der Beschießung von Omdurman nach den Erzählungen Karl Neufelds so ungeheure Wirkungen erzielt haben. Zur Herstellung des Lyddits soll Karbolsäure, eines der Produkte des Steinkohlentheers, mit Salpetersäure behandelt werden, wodurch zunächst die bekannte hochgradig explosive Pikrinsäure entsteht. Aus dieser wird alsdann, anscheinend durch bloße Schmelzung oder auch durch mehr oder weniger geheimnißvolle Zusätze das Lyddit hergestellt, welches die unangenehm leichte Explosionsfähigkeit der Pikrinsäure verloren, an Explosivkraft dagegen bei weitem gewonnen hat. Pikrinpräparate sind ja auch das Pulver B des neuen französischen Lebelgewehres, sowie das Melinit

Digitized by Google

und wahrscheinlich noch mehrere andere, neuerdings in den Militärwerkstätten unter strengstem Geheimniß hergestellte oder noch in der Herstellung begriffene Sprengstoffe. An offener Flamme soll Lyddit ohne Explosionserscheinungen mit heller Flamme verbrennen, in den Lyddgranaten ist dagegen der Sprengsatz auf einen engen Raum zusammengepreßt und wird durch Schlagwirkung entzündet. Nach Neufeld sollen in einem Hause, welches 118 Personen enthielt und in welches eine Lyddgranate einschlug, sämmtliche Anwesenden bis auf 12 getödtet sein, und man darf das schon glauben, wenn man sich der furchtbaren Explosion erinnert, bei der im Jahre 1869 in Paris ein ganzes Häuserviertel in die Luft flog und der ebenfalls ein Pikrinsäurepräparat, das Kaliumpikrat, zugrunde lag.

Ueber interessante Versuche mit dem neuen Sprengstoff Prometheus des russischen Ingenieurs S. M. Stepanow berichteten kürzlich die „Industriellen Nachrichten“: Das Sprengpulver, das im vergangenen Winter in der Nähe von St. Petersburg unter Anwesenheit des Departementsdirektors für Handel und Manufakturen, des Generalkommissärs für die russische Abtheilung der Pariser Weltausstellung und anderer hochstehender Interessenten sowie vieler Techniker erprobt wurde, besteht aus einem Gemisch von 80 Proz. Chlorkali und 20 Proz. übermangansaurem Kali; um jedoch seine hohe Explosionsfähigkeit zu erhalten, muß dieser Stoff mit einer Flüssigkeit, aus 50 Proz. Naphtha, 30 Proz. Terpentin und 20 Proz. Nitrobenzol bestehend, getränkt werden. Selbst nach dieser Tränkung brennt die Sprengmasse, wenn sie durch eine Flamme entzündet wird, langsam mit der weißen Flamme des bengalischen Feuers ab. Nur die Zündung mit Knallsilberpistons bringt eine Explosion von gewaltiger Wirkung hervor. Man schichtete einen Haufen gefüllter Patronen auf, unter denen nur eine mit einem Zündhut versehen war, um zu beweisen, daß nur diese bei der Entzündung zur Sprengung gelangen, die übrigen aber trotz des heftigen Umherschleuderns ganz indifferent bleiben würden. Zuletzt wurde ein gewaltiger Granitblock durch 8 Pfund Prometheus gesprengt, welch letztere, genau der Berechnung entsprechend, just genügten, um den riesigen erratischen Block auf eben der Stelle, wo er lag, in große Stücke zu zerspalten, fast ohne daß irgend etwas von dem Gestein zersplittert und verstreut wurde. Ich schließe diese Uebersicht neuerer Sprengmittel mit der Erwähnung eines merkwürdigen, von zwei australischen Chemikern in Sydney erfundenen Explosivstoffes, der den Namen Kalleuit erhalten hat und an dem das sonderbarste ist, daß er zum größten Theil aus den Blättern des Eukalyptus und einer anderen australischen Baumpflanze hergestellt werden soll. Die Blätter werden gesammelt und mit konzentrirter Salpetersäure behandelt. Dem entstehenden Produkt soll alsdann noch ein Zusatz von salpetersaurer Potasche und von Nitroglycerin gegeben werden, um einen Sprengstoff herzustellen, der nicht nur um 60 Proz. billiger als Dynamit erster Klasse sein, sondern dasselbe auch noch fünf- bis sechsmal an Kraft übertreffen soll.

Die rasch wachsende Belastung der bisher gebauten elektrischen Straßen- und Kleinbahnen, die schnelle Ausdehnung der einzelnen Eisenbahnnetze und wohl auch das häufigere Vorkommen starker Steigungen und Gefälle hat beim elektrischen Eisenbahnbetriebe zu einer eigenthümlichen Neuerung geführt, die man jetzt häufiger erwähnen hört, über welche jedoch der größte Theil der Laienwelt wohl noch völlig im unklaren ist. Es mag deßhalb angebracht sein, diesem Gegenstande — ich ziele auf die häufige Anwendung sogenannter Puffer- oder Ausgleichsbatterien im elektrischen Eisenbahnbetrieb — eine kurze Aufklärung zu widmen. Es ist nicht unbekannt, daß eine jede Dynamomaschine, wenn ihr Strom zugeleitet, anstatt entzogen wird, als Elektromotor wirken kann und daß umgekehrt ein Elektromotor, der durch eine äußere mechanische Kraft in Umdrehung versetzt wird, einen elektrischen Strom liefert, während er als Motor einen solchen verzehrt. Es bedarf dabei nur gewisser, nicht schwer anzubringender Schaltvorrichtungen, um die Ströme, die von einem Elektromotor einmal verbraucht, das andere Mal abgegeben werden, in Spannung und Richtung einander gleich zu machen. Auf dieser leicht verständlichen Erscheinung beruht ein sehr interessantes Verfahren, den Bedarf an elektrischer Energie beim Betrieb ausgedehnter oder von erheblichen Steigungen und Gefällen unterbrochener Straßenbahnnetze einzuschränken. Man kann nämlich, wie dies schon früher aus anderen Erwägungen geschah, die Leistung der Dynamomaschine durch eine mehr oder weniger starke Accumulatorenbatterie verstärken und die Schaltung der Wagenmotoren so einrichten, daß dieselben beim Bergablaufen, wo sie stets als Dynamomaschinen wirken und in großen Eisenbahnnetzen die Maschinen der Zentralstation zuweilen in gefahrdrohender Weise entlasten, ihren Strom nicht zu den Schaltungen der großen Dynamomaschine, sondern gleichsam zu den Polen der Accumulatorbatterie senden.[1]) Dann erfährt die letztere, die für gewöhnlich während der Nachtzeit oder in den Stunden schwachen Verkehrs von den Dynamomaschinen der Zentralstation geladen wird, durch die Stromerzeugung der Motorwagen eine kostenlose Hülfsladung und gleichzeitig wird das Wärterpersonal der Zentralstation entlastet, welches sonst — bei dem außerordentlich wechselnden Kraftbedarf von elektrischen Netzen mit viel Steigungen und Gefällen — dem Gange der Generatoren eine außerordentlich gespannte Aufmerksamkeit widmen muß, ohne doch zuweilen verhindern zu können, daß Leitungen oder Sicherheitsschaltungen durchbrennen oder Achsen sich in Brand laufen. Es muß noch hinzugefügt werden, daß diese ungleichmäßige Belastung der Zentralstation, welche die Einschaltung eines Puffermittels zum Auffangen der Betriebsstöße wünschenswerth macht, bei großen Netzen mit Hunderten von elektrischen Wagen viel weniger hervortritt, als bei einzelnen Linien, die wohl groß an Ausdehnung sind, aber einstweilen nur erst mit wenigen Wagen betrieben werden oder, wie mehrfach bemerkt wurde, in Netzen mit starken oder häufigen Rampen. Denn während bei großstädtischen Straßenbahnnetzen die Betriebsstöße infolge der bedeutenden Anzahl der Wagen sich ausgleichen, kann es auf einer Linie mit sechs bis zwölf Wagen unter Umständen vorkommen, daß alle oder die größere Hälfte davon gleichzeitig stillstehen, anfahren, bergauf oder bergab sich bewegen und so den Stromerzeuger in einer Minute bis an die Grenzen seiner Leistung, in der nächsten fast gar nicht beanspruchen.

Von besonderem Werth hat sich die Anlage einer Pufferbatterie, deren Rolle nach dem Vorhergesagten leicht verständlich ist, beim Betriebe der im vorigen Jahre vollendeten Zahnradbahn bei Barmen erwiesen. Von der Aktiengesellschaft Siemens u. Halske für die Aktiengesellschaft Barmer Bergbahn entworfen und ausgeführt, verbindet die kurze Linie die Stadt Barmen mit einem Aussichtspunkt auf dem südlich der Wupper gelegenen Höhenrücken. Der Höhenunterschied beträgt 170 m, die vorübergehend angewandte stärkste Steigung 20 Proz. Der Strom für die bergauf fahrenden Wagen scheint von der gemeinsamen Zentrale der Barmer Straßenbahn geliefert zu werden. Zur Sicherung während der Thalfahrt dienen mehrere mechanische Bremsen, deren Rolle jedoch unbedeutend ist neben der hier in ausgedehntestem Maße angewandten elektrischen

[1]) In Wirklichkeit dürfte sich der Vorgang so abspielen, daß die Wagenmotoren ihren Strom an das Netz und durch dieses an die übrigen im Betrieb stehenden Wagen abgeben, während die dergestalt entlasteten Dynamos auf die Accumulatorbatterie arbeiten.

Digitized by Google

Bremsung. Die letztere wiederum besteht lediglich aus einer Schaltvorrichtung, mit deren Hülfe die Elektromotoren des bergab fahrenden Wagens Strom von derselben Spannung in die Leitung zurücksenden, in welcher er von der Zentralstation geliefert wird. Von der mechanischen Arbeit, welche in den bergabrollenden Wagen frei wird und von mechanischen Bremsen nur in Wärme umgesetzt werden würde, sollen hier 65 Proz. in Gestalt elektrischer Energie zurückgewonnen werden, und von der gesammten Stromarbeit, welche beim Bergauffahren verbraucht wird, glaubt man 50 Proz. auf diese Weise zurück zu erhalten. Außerdem wird durch die Vermeidung oder Beschränkung der mechanischen Bremsarbeit das Wagenmaterial geschont und die Schienenabnutzung verhindert. Andrerseits ist es unumgänglich für die Aufspeicherung der so erzeugten Elektrizität, mag man nun annehmen, daß dieselbe von der Bergbahn direkt in die Zentrale zurückfließt, oder daß sie im Stromnetz verbraucht wird und auf diese Weise die Dynamomaschine vorübergehend entlastet, eine Accumulatorbatterie anzulegen; in letzterem Falle ist es eben der verfügbare Strom der stationären Dynamomaschinen, den die Sammler vorübergehend aufzunehmen haben. Die Pufferbatterie des Barmener Elektrizitätswerks ist seit dem Oktober des vorigen Jahres im Betriebe. Sie hat eine Kapazität von 800 Pferdekraftstunden oder 600 Kilowatt, und der Betrieb hat durch ihre Funktion sehr an Sicherheit und Einfachheit gewonnen. Die Schwankungen der Stromstärke werden völlig ausgeglichen, das Personal wird wesentlich entlastet, und in den Morgen- und Abendstunden wird der Bahnbetrieb völlig von der Sammlerbatterie übernommen.

Es ist übrigens interessant, daß ein ganz ähnliches Mittel zum Ausgleich der Stromschwankungen schon 1893 von amerikanischen Technikern angegeben wurde. Man empfahl damals für ausgedehnte elektrische Bahnnetze die Aufstellung eines großen Elektromotors mit einem außergewöhnlich schweren Schwungrade, der als Puffermaschine dienen und dessen ganze Arbeit für gewöhnlich eben in der Drehung dieses Schwungrades bestehen sollte. Bei vorübergehender Entlastung der Zentralstation sollte der überschüssige Strom, anstatt die Generatoren in unangemessen schnelle Rotation zu versetzen, lediglich zur rascheren Drehung der Puffermaschine dienen. Bei vorübergehend stärkerem Strombedarf, z. B. beim Anfahren mehrerer Wagen zu gleicher Zeit, würde die Spannung im Netze abnehmen, während die Puffermaschine unter der lebendigen Kraft ihres Schwungrades ihre Drehungszahl zunächst beibehalten müßte. Sie würde alsdann keinen Strom verbrauchen, sondern im Gegentheil als Dynamomaschine wirken, die Netzspannung steigern und den vorübergehenden Mangel an Strom ausgleichen. Unzweifelhaft hätte sich ein Ausgleich, wenn auch nur für kleine und stoßweise Stromschwankungen, auf diese Weise in der That bewirken lassen. Bevor es aber in dem Bestreben nach weiterer Ermäßigung der Betriebskosten elektrischer Straßenbahnen zur Ausführung dieser Idee kam, ließen die neueren Fortschritte der Accumulatorentechnik den Gebrauch der Sammler als Ausgleichsmittel praktischer erscheinen.

Ueber die Häufigkeit der Anwendung dieses Mittels gibt die diesjährige Statistik über den Stand des elektrischen Eisenbahnwesens in Deutschland Auskunft. An sich ist die Anwendung von Accumulatorbatterien nicht nur für Straßenbahnzentralen, sondern auch für Beleuchtungselektrizitätswerke so allgemein, daß man sie kaum noch erwähnt. Aber nur die wenigsten dieser Sammlerbatterien stehen als Puffer mit dem Betrieb in unmittelbarer, unausgesetzter Verbindung. Recht häufig ist ihre Rolle die, einer Dynamoanlage, welche wohl dem mittleren Tagesbedarf bei Straßenbahnen oder dem mittleren Jahresbedarf bei Beleuchtungszentralen, aber nicht dem vorübergehenden Höchstbedarf angepaßt sind, als Unterstützung in einzelnen Stunden des Maximalbedarfs zu dienen, z. B. bei Straßenbahnen beim Beginn und am Schluß der Geschäftszeit, in Beleuchtungsnetzen an besonders dunklen Tagen und in ähnlichen Fällen. Diese Batterien werden von den Stationsdynamos in den Stunden schwachen oder mangelnden Strombedarfs geladen und dann ausgeschaltet, bis die wachsende Belastung des Netzes ihre Hülfe erforderlich macht. Zweck und Behandlung der eigentlichen Pufferbatterien ist, wie oben erklärt wurde, hievon abweichend. Außer Barmen und Darmstadt, wo im vorigen Herbst die Einstellung einer Accumulatorbatterie von 206 Elementen für 24,500 M. beschlossen wurde, haben unter den deutschen Elektrizitätswerken zur Zeit noch folgende Pufferbatterien in Gebrauch: Die Zentralen der Bochumer Kleinbahnen und des Aachener Eisenbahnnetzes, sowie diejenige von Hagen i. W., die ebenfalls ein umfangreiches Straßen- und Kleinbahnnetz unterhält. Andere Pufferbatterien funktioniren in den Elektrizitätswerken von Dortmund und Chemnitz, Heilbronn, Gelsenkirchen, Elbingen, Altenburg und Frankfurt a. O. Die Stärke der aufgestellten Batterien ist sehr verschieden; während ihre Kapazität in der Chemnitzer Straßenbahnzentrale auf 15, in Bochum auf 20 Proz. der vorhandenen Maschinenkraft bemessen ist, ist die Durchschnittskapazität 25—40 Proz. der Maschinenkraft. Der Pufferbatterie der Zentrale in Hagen hat man dagegen 75, derjenigen von Heilbronn sogar 90 Proz. der Dynamoleistung als Kapazität gegeben.

Der Wettbewerb um den Absatz führt auch im Maschinenbau fortwährend zur Herstellung neuer und interessanter Instrumente oder Arbeitsmaschinen, deren Aufgabe es ist, einen einzigen, zuweilen ziemlich komplizirten Gebrauchsgegenstand herzustellen, ohne dabei der Mitwirkung von Uebung oder Handgeschicklichkeit zu bedürfen. Es werden durch solche Maschinen, so kostspielig auch ihre Herstellung ist, nicht allein zahlreiche Arbeiter erspart, auch die wenigen, deren Hülfe man zur Ueberwachung dieser Spezialmaschinen nicht entbehren kann, brauchen keinerlei Fachkenntnisse oder Uebung und sind deßhalb meist für geringere Löhne zu haben. Auf solchen Spezialmaschinen werden jetzt nach einem interessanten Verfahren netzartige Gitter hergestellt, die zwar an Eleganz und wahrscheinlich auch an Haltbarkeit es mit schmiedeeisernen Gittern nicht aufnehmen, aber immerhin das vielgebrauchte Drahtgitter wahrscheinlich an Festigkeit übertreffen und zu billigen Einzäunungen, als Einlage bei Monirgeflechten und zu manchen anderen Zwecken wohl zu verwenden sind. Ihre Herstellung geschieht durch eine schneidende und gleichzeitig stanzende Presse, deren wirksamer Bestandtheil aus einer Reihe von nebeneinander liegenden Messern besteht. Dieselben haben stumpfwinklige Dreiecksform und sind etwa wie die Zähne einer großen, stumpfen Säge aneinander gereiht, deren Blatt um die Höhe eines solchen Zahnes auf und ab bewegt wird. Eine lange Blechtafel, das Rohmaterial des herzustellenden Gitters, schiebt sich in einer sicheren Führung unter diese Messer, die einen mehrere Millimeter breiten Streifen davon ablösen, aber nicht völlig trennen, sondern in dreieckige Maschen, ihrer gezähnten Form entsprechend, zerlegen. Die Messer heben sich wieder, das Blech rückt um die gleiche Breite vor und es wird abermals eine Reihe ähnlicher Maschen gebildet, so jedoch, daß gleichzeitig die Blechtafel um die Hälfte einer Maschen- oder Zahnbreite nach rechts oder links verschoben wird. Wäre dies nicht der Fall, so würde das ganze Blech nur in schiefwinklige Lamellen zerlegt, so aber trifft jedesmal die Spitze eines Messers oder der stumpfe Winkel einer Masche dahin, wo beim vorigen Schnitt zwei Messer oder zwei Maschen zusammentrafen. Das so entstehende Produkt, das man sich besser vergegenwärtigen kann, wenn

man sich auf dem Papier eine gerade Linie in eine Reihe stumpfer Winkel zerlegt und denselben Prozeß mit einer anderen Linie unter der angedeuteten Verschiebung wiederholt, ist ein Netz oder Gitter von langen Rauten, dessen Fläche senkrecht zu derjenigen des verarbeiteten Bleches steht. Das Rohmaterial wird also in Streifen zerschnitten, diese Streifen werden durch Biegung und Dehnung in Maschen zerlegt und in den Winkeln dieser Maschen oder Rauten bleibt überall der Zusammenhang des Materials erhalten. Das Blech wird gleichsam zu einem Netz oder Gitter auseinandergezogen (Métal déployé nennt der Franzose ganz zutreffend das so entstandene Material) und das Bemerkenswerthe ist, daß diese Entfaltung nicht in der Flächenrichtung des Metalls, sondern in der Richtung seines Querschnitts oder seiner Dicke geschieht. Die Folge davon ist allerdings, daß jede Masche um die Breite eines solchen losgetrennten Streifens gegen die nächste verschoben wird und das ganze Gitter eine etwas schiefwinklige, beim Gebrauch aber nicht gerade hinderliche Form erhält.

Von weit komplizirterer Einrichtung sind die neuerdings erfundenen Maschinen zur Herstellung von Schrauben oder ähnlichen kleinen Massenartikeln aus Rundstahl oder Draht, die man als Konstruktionstheile von Fahrrädern, Nähmaschinen, Uhren oder für den allgemeinen Gebrauch in ungeheuren Mengen anfertigt. Die Heimath dieser Maschinen wie überhaupt so vieler vervollkommneten Werkzeugmaschinen, ist in den meisten Fällen Amerika, einmal wohl gleichsam aus Tradition und dann auch, weil in den Vereinigten Staaten die höheren Arbeitslöhne mehr als bei uns dahin wirken, den Menschen durch die Maschine zu ersetzen. Die Klaussen'sche Maschine zur Herstellung von Schrauben ist wohl die erste ihrer Art, die das Rohmaterial zur Herstellung ihrer kleinen Produkte nicht in Gestalt einzelner, bereits gerade gerichteter Stangen verlangt, sondern Drahtbündel von beliebigem Durchmesser und unbeschränkter Länge verarbeitet. Nachdem die Maschine in allen ihren Theilen auf ein bestimmtes, aber von Fall zu Fall veränderliches Produkt eingestellt ist, arbeitet sie durchaus automatisch wie eine aufgezogene Taschenuhr. Sie faßt das Ende des aufgerollten Drahtes, zieht ihn von der Haspel ab und richtet ihn in einem Streckwerk von vier kleinen Walzen gerade. Zwei andere Walzen schieben den Draht ruckweise, immer der Länge des herzustellenden Arbeitsstückes entsprechend, einem Klemmfutter zu, das ihn festhält. Jetzt wird das freistehende Ende durch rotirende Werkzeuge bis auf einen bestimmten Durchmesser abgedreht, mit Gewinde versehen und jenseits des stehengebliebenen Kopfes abgeschnitten. Die halbfertige Schraube fällt herab, wird aber sofort aufgefangen, in einer Art von Zange festgehalten und mit dem Kopf vor eine Säge gebracht, welche den Schlitz herstellt. Handelt es sich um durchbohrte oder kantig bearbeitete Schrauben, wie bei den sogenannten Niggels der Fahrräder, so wird das Arbeitsstück Ruck um Ruck einem neuen Werkzeug zugeschoben und durchbohrt, zugespitzt, sechs- oder achtkantig bearbeitet und endlich in einen Sammelbehälter geworfen, ohne daß ein Arbeiter einen Finger danach zu rühren brauchte.

Ein anderer Gegenstand, der mehr und mehr der Herstellung in Maschinen verfällt, sind die Ketten. In einer Schlingmaschine für Stahldrahtketten wird das Rohmaterial ebenfalls in Form großer Drahtspulen aufgegeben. Die Maschine haspelt den Draht ab, schneidet ihn in gleichmäßig lange Stücke, biegt an jedem Ende eine kleine Oese, deren Oeffnung durch das Schürzen eines Knotens unmöglich gemacht wird, biegt dann die Mitte des Drahtes ebenfalls zu einer größeren Oese und steckt durch die beiden kleinen Oeffnungen ein neues Drahtstück, welches dann in gleicher Weise bearbeitet wird. Eine andere Maschine fertigt Ketten aus ovalen Stahlgliedern oder Oesen, welche nicht geschweißt, aber deren einzelne Glieder vor dem Ineinanderschlingen an beiden Enden durch einen Prägestempel mit kleinen Zähnen und passenden Einkerbungen versehen werden. Dann werden die Oesen zusammengedrückt und greifen mit Hülfe dieser Vorsprünge so fest ineinander, daß sie schwer wieder zu trennen sind. Wieder eine andere Maschine besorgt selbstthätig die elektrische Schweißung eiserner Ketten, die vorher in einer anderen Maschine aus gewöhnlichen ovalen Schaken zusammengesetzt sind. Die an einem Ende der Schweißmaschine liegende Kette wird ruckweise in dieselbe hineingezogen. Jedes Glied gelangt im Mittelpunkt der Maschine in ein Klemmfutter, wo es festgehalten und mit der zu schließenden Fuge zwischen die beiden Pole einer starken Stromquelle gebracht wird. Der von der Maschine selbst eingeschaltete Strom erhitzt das Kettenglied an der betreffenden Stelle zur Schweißgluth und ein nach Abstellung des elektrischen Stromes ebenfalls selbstthätig eingerückter Druckhebel besorgt alsdann die Stauchung ohne die sich der feste Zusammenschluß der erhitzten Schenkel nicht vollziehen würde. Die merkwürdigste Herstellung von Ketten ist wohl gegenwärtig ihr Auswalzen aus vollen Eisenstäben nach dem Verfahren des deutschen Ingenieurs Klatte. Das Kettenwalzwerk setzt sich aus vier kammradartigen Façonwalzen zusammen, welche von oben gesehen ein Kreuz bilden und am Punkt ihres Zusammentreffens ganz eigenartig ineinandergreifen. Sie tragen am Umfang Einkerbungen und Aushöhlungen in der Gestalt von aneinander gereihten halben Kettengliedern, von denen jede Hälfte durch eine entsprechende Einkerbung der rechts oder links anstoßenden Kammwalze zu einer vollen Rundung ergänzt wird. Das Material zum Auswalzen der Ketten wird durch eine Vorwalze aus Rund- oder Vierkantstäben hergestellt und besitzt im Querschnitt die Form eines griechischen Kreuzes. Das Auswalzen der Ketten aus diesem Kreuzstab geschieht in einem Gang und die Arbeit geht sehr rasch vor sich, da der Stab mit einer Geschwindigkeit von mehreren Metern in der Sekunde durch die Walzen gezogen wird. Es gehört allerdings zur Bethätigung einer solchen Kettenwalze eine außerordentliche Kraft, die wohl, wie es in Walzwerken üblich ist, durch die Energieaufspeicherung in mächtigen Schwungrädern gewonnen wird. Das entstehende Produkt zeigt die Form einer gewöhnlichen Kette mit fast kreisrunden Gliedern im Zustande vollständiger Streckung mit dem einzigen Unterschied, daß der lichte Raum zwischen und in den Kettengliedern noch durch eine stehengebliebene dünne Materialschicht von der Stärke eines feinen Bleches ausgefüllt ist. Dies Material wird zum größten Theil durch Stanzen und zum Rest durch Meißel und Feile beseitigt. Die soweit fertige Kette wird noch einmal bis zur Rothgluth erwärmt und geht dann durch eine Presse, deren Druck die Glieder glättet und aus ihrer ziemlich runden in die beim Gebrauch erwünschte länglich-ovale Form umgestaltet.

Mittheilungen und Nachrichten.

* 28. Chirurgenkongreß zu Berlin. In der Vormittagssitzung des dritten Verhandlungstags (Freitag, 7. April) berichten zunächst die HH. Dr. Wehe (Limburg), Dr. Reha (Frankfurt) und Dr. Eichel (Straßburg) über Herzverletzungen, Dr. Reuber (Kiel) über Klumpfußbehandlung und Dr. Speengel (Berlin) über zwei Fälle von Schenkelhalsverbiegung. Dann sprach Prof. Bunge (Königsberg) über die Erfolge, die an der Königsberger Klinik mit der operativen Behandlung veralteter Ellenbogengelenkverrenkungen erzielt wurden. Es gelang, ohne Entfernung der Gelenke durch ausgedehnte Freilegung des Gelenkinnern und unter Durchschneidung spannender hindernder Weichtheile die Einrenkung

zu erzielen. Häufig fanden sich gleichzeitig mit der Verrenkung Absprengung kleiner Knochenstücke, Querbrüche und schiefe Verheilung des unteren Endes des Oberarmknochens. Die Befürchtung, es möchte nach dem Eingriff aufs neue eine Verwachsung der Gelenke eintreten, hat sich nicht bestätigt, wenn man nur frühzeitig mit Bewegungen wieder beginnt und solche sehr lange fortsetzt. Dr. Gocht (Würzburg) empfiehlt zur Behandlung von Blutergüssen in die Gelenke in erster Linie Ruhe, dann tragbare Verbände und erwähnt die leichte Aufsaugung der nach den Blutergüssen in das Gelenk eingetretenen Verwachsungen. Prof. Hoffa (Würzburg) stellt eine jugendliche Patientin vor, die er von den Unbequemlichkeiten einer gewohnheitsmäßig wiederkehrenden Verrenkung der linken Kniescheibe befreit hat, indem er die Gelenkkapsel durch Faltenbildung und Naht verkürzte. In der Besprechung über die Vorträge, welche die Schenkelhalsoverbiegung behandeln, weist Professor Hofmeister (Tübingen) darauf hin, daß zur Unterscheidung der eigentlichen Verbiegung von Lösungen der Zwischenknorpelschicht nach Verletzungen die genaue Vorgeschichte des einzelnen Falles ausschlaggebend sein müsse. Ueber dasselbe Thema spann sich dann noch eine ziemlich angeregte Diskussion fort. — Sodann beschreibt Dr. Fronte, Braunschweig, eine besondere Form von Knochenentzündung, bei welcher der Knochen durch neugebildetes derbes Bindegewebe ersetzt ist, in dessen Maschen sich noch abgestorbene Knochenstückchen finden. — Dr. v. Stubenrauch (München) spricht über den eigenartigen Kieferknochenbrand, wie er sich durch Einwirkung von Phosphor bildet. Es gelang ihm nach mehrjährigen beobachteten Versuchen an Thieren nicht, eine ganz gleichartige Erkrankung bei ihnen zu erzeugen. Er fand, daß weder die unmittelbare Berührung des Knochens mit Phosphor, noch Phosphordämpfe trotz langer Einwirkung krankhafte Veränderungen schaffen. Nur dann, wenn er bei seinen Versuchsthieren Wunden am Zahnfleisch und an der Knochenhaut schaffte und dieselben mit Eiterstoff durchtränkte, konnte er kleine umgrenzte Brandstellen erzielen, nie aber eine gänzliche Zerstörung gleich dem bei Menschen vorkommenden Kieferknochenbrande. Möglicherweise spielen Blutgefäßverstopfungen eine Rolle. Es erscheint daher zur weiteren Klärung der wichtigen Frage erwünscht, häufig eine Durchleuchtung der Zähne, des Kiefers u. s. w. zur Erkennung der Erkrankung schon im Beginn bei bedrohten Personen vorzunehmen. — Die hierauf folgenden Erörterungen bezogen sich auf Magen- und Darmoperationen, speziell die Herstellung einer Verbindung zwischen Magen und Dünndarm-Innerem. Eine Reihe von Einzelfällen wurde besprochen. — Der Gegenstand der Nachmittagssitzung am Freitag war die Behandlung der Blinddarmentzündung und die Frage, wann ein chirurgischer Eingriff am Platze ist. Prof. Renners (Berlin) hob hervor, daß, wenn der Entzündungsprozeß über den Wurmfortsatz hinausgeht und sich auf das Bauchfell erstreckt, wesentlich schwerere Krankheitserscheinungen auftreten, besonders nach Durchbrechen des Darmes. Hier hilft nur ein schneller Eingriff; 24 Stunden später ist der Kranke sowohl mit als ohne Eingriff nicht mehr zu retten. Bei wässeriger Ausschwitzung liegen die Verhältnisse wieder günstiger. In manchen Fällen kann es zur Heilung von selbst kommen, die, wenn auch selten, dauernd sein kann. Bei Rückfällen muß auch hier operirt werden. Eiterige Ausschwitzung kann wohl einmal durch besonders günstige Zufälle heilen, in der Regel soll aber auch hier operirt werden. Nachdem alsdann Prof. Ewald (Berlin) einige Bemerkungen zur Diagnostik der Bliddarmentzündung gemacht, erörterte Prof. Sonnenburg (Berlin) die Nothwendigkeit und den Zeitpunkt des chirurgischen Eingriffs. In Fällen, in denen das Befinden auf längere Zeit stark gestört ist oder in denen die Entzündung noch gewisser Zeit, etwa fünf Tagen, nicht zurückgeht, muß operirt werden. Zwei verschiedene Eingriffe kommen dabei in Betracht. Einmal die ungefährliche Entleerung des Eiters, die aber nicht immer zur Dauerheilung führt, zweitens die völlige Entfernung des Wurmfortsatzes, die allerdings etwas gefährlicher, dafür aber von endgültiger Wirkung ist. Aus seiner großen Erfahrung empfiehlt der Redner das letzte Vorgehen, wenn die nothwendige Einrichtung zur Operation vorhanden ist. Von großer Bedeutung ist dabei die richtige Nachbehandlung. — An diese Ausführungen schloß sich eine ziemlich lebhafte Diskussion an, an der besonders die Professoren Dürßen (Berlin), Gußenbauer (Wien) und Rotter (Berlin) sich betheiligten und in der die Schwierigkeiten, den Zeitpunkt des chirurgischen Eingriffs zu bestimmen, zum Ausdruck kamen. Mehrere besondere Fälle der Blinddarmentzündung wurden alsdann noch von Prof. v. Eiselsberg (Königsberg) und Prof. Jordan (Heidelberg) erörtert. — Zum Präsidenten des nächstjährigen Kongresses wurde Prof. v. Bergmann (Berlin) gewählt.

-rt- **Institut für Anwendung der Röntgen-Strahlen.** Trotz der prekären finanziellen Lage, in der sich Spanien gegenwärtig befindet, konnte jüngst das von der dortigen Regierung mit einem Kostenaufwand von rund zwei Millionen Pesetas (1.6 Mill. Mark) in Madrid errichtete „Istituto Radiografico" eröffnet werden. Die Hauptaufgabe dieses Instituts wird das Studium der Röntgen-Strahlung und ihrer Anwendbarkeit auf chirurgischem Gebiete bilden, zum Direktor desselben ist Prof. Mezquita ernannt worden.

* Forschungsreise in den chilenischen Cordilleren. Wie der „Globus" meldet, sind von Hrn. Dr. Steffen, der im Auftrag der Regierung die südlichen Fjorde Chile's und die in dieselben einmündenden Thäler untersucht, Ende Januar Nachrichten in Puerto Montt eingetroffen. Er hat namentlich die in den Golfo de Penas mündenden Fjorde mit kleinen Marinedampfern untersucht. Die zwei nördlichsten waren in ihrem Grunde von Eismauern geschlossen, jedenfalls Ausläufer der ungeheuren Gletscher des bedeutenden Berges San Valentin, der wahrscheinlich die größte Eisdecke, welche sich in Südamerika vorfindet, an seiner West- und Südseite trägt. Dann ist Dr. Steffen in den Konal Baker eingedrungen. Dieser empfängt an seinem östlichen Ende drei große Flüsse. Den bedeutendsten derselben, den Rio Baker, ist Dr. Steffen hinaufgefahren. Auch Hr. Oskar v. Fischer, Begleiter Dr. Steffens, ist ein gutes Stück in die Cordilleren eingedrungen. Er hat seine Aufgabe begonnen, im Thal des Flusses Cochamo eine Straße, welche der künftigen Kolonisation als Grundlage dienen soll, zu bauen. Ueber 12 km sind schon fertiggestellt. Der Weg, der anscheinend ziemlich gerade nach der südöstlichen Ecke des Nahuelhuapi-Sees führt, scheint der alte, longgesuchte Weg von Buriloche zu sein. Diese Meinung wird dadurch bestärkt, daß Hr. Fischer alte indianische Grabstätten gefunden hat. Das Thal ist also früher schon begangen worden.

* **Gießen.** Der außerordentliche Professor Dr. Julius Geppert aus Bonn ist zum ordentlichen Professor der medizinischen Fakultät an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Berlin.** Wie die „Nat.-Ztg." berichtet, ist der Professor für semitische Philologie an der Universität Breslau, Dr. Friedrich Delitzsch, in gleicher Eigenschaft an die Universität Berlin berufen worden mit besonderem Lehrauftrag für Assyriologie und als Direktor der durch den diesjährigen Etat neubegründeten vorderasiatischen Abtheilung bei den hiesigen königlichen Museen.

* **Innsbruck.** Zum außerordentlichen Professor des österreichischen Strafrechts und Strafprozesses an der hiesigen Universität ist der Professor an der Universität in Modena, Dr. Pietro Lanza, ernannt worden.

* In **Paris** will man den Entdeckern des Chinins ein Denkmal errichten. Einer Anregung französischer Chemiker Folge leistend, hat sich ein Komitee konstituirt, um die Errichtung eines würdigen Denkmals für die französischen Chemiker und Apotheker Pelletier (geboren 1788, gestorben 1842), zweiten Direktor der Ecole de Pharmacie in Paris, und Caventon (geboren 1795, gestorben 1877), Professor der Toxikologie an derselben Schule, die im Jahre 1820 aus der Chinarinde das Chinin zuerst in reiner Form dargestellt haben, durch Beiträge zu fördern. Das Denkmal soll im Jahre 1900 gelegentlich des internationalen pharmaceutischen Kongresses in Paris enthüllt werden.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Dienstag, 11. April. Nummer 82.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Bernhard Kugler. III. (Schluß.) Von Cl. Klein. — Zur Technik und Entwicklung der Gedichte Conrad Ferdinand Meyers. I. Von Privatdozent Dr. Kraeger. — Mittheilungen und Nachrichten.

Bernhard Kugler.

† 7. April 1898.

III. (Schluß.)

Mit der Habilitation in Tübingen im Sommer 1862 begannen für Kugler die Reisejahre stillen wissenschaftlichen Fortschreitens, die ihn in steter Entwicklung den Höhen seiner Lebensarbeit zuführten. Kann man von den düsteren Schatten absehen, die Siechthum und Tod im häuslichen Kreise seiner fernen Lieben immer von neuem auf seinen Weg warfen, bis zu jener grausigen Schlußkatastrophe des Herbstes 1873, so war es ein heiteres, sonnenbeglänztes Aufsteigen zu den Gipfeln des Wirkens und Schaffens. Noch zwang die Sorge um die eigene Gesundheit zu mancher Einschränkung; sie nöthigte zu streng geregelter Lebensweise, die große Theile des Tages der Thätigkeit entzog, sie bannte ihn, um ihn überhaupt arbeitsfähig zu erhalten, oft genug in die Einsamkeit seines Zimmers, und den Winter 1864 auf 65 mußte er in vollständiger Ruhe bei der Mutter in München verbringen. Aber mehr und mehr kräftigte sich mit dem Eintritt der Mannesjahre seine Konstitution: auf der Höhe des Lebens war Kuglee jeder Anstrengung in Arbeit und Erholung, beim Becher und auf dem Marsch gewachsen. In das poesieumwobene Stilleben Tübingens fand er sich schnell genug hinein. Ein Kreis liebenswürdiger, gleichstrebendee Menschen nahm ihn dort warm auf und erleichterte ihm das damals noch recht schwere Einleben der „Ausländer" in der schwäbischen Musenstadt. Dazu gibt es kaum eine zweite unter den deutschen Universitäten, bei denen die landschaftliche Umgebung und der Reichthum geschichtlicher Erinnerungen so harmonisch zusammenwirken, um den Fremdling mit unlösbaren Banden an diesen Boden zu fesseln, zumal wenn ihm Natur und Historie gleich gern gelesene Bücher sind. Wem je auf Hohentübingen der Blick auf das weite und fruchtbare Neckarthal mit den einmündenden Gebirgsthälern sich in die Seele prägte, im Hintergrunde die ganze Kette der Alb mit der „ernsthaften Reihe" ihrer Gipfel, vom zinnengekrönten Hohenzollern bis zu den Ruinen der Achalm, Hohenneuffens, der Teck und des Hohenstaufen, der bleibt allezeit ein Bürger jenes deutschesten Landes, und der Reichthum der Landschaft führt ihm stets von neuem Uhlands Verse ins Gedächtniß zurück:

Nie erschöpf' ich diese Wege,
Nie ergründ' ich dieses Thal,
Und die altbetret'nen Stege
Rühren neu mich jedesmal.

Und ob es ihn auch noch manchesmal nach seiner „geliebten nordischen Luft" verlangte, ob es ihn auch oft genug aus der „tiefen Stille und dörflichen Einsamkeit" Tübingens nach München zu den Seinen trieb, die „Abwechslung und Erfrischung großstädtischer Unruhe und Anregung" zu genießen, Kugler verwuchs doch mehr und mehr mit dem Boden, dem er die Saat seines Lebens anvertraut hatte, und fand schließlich die Wurzeln seines Daseins so tief in ihm haften, daß ihn kein äußerer Anstoß mehr zur Verpflanzung bewegen konnte.

Wir deuteten schon an, wie glücklich die Erfordernisse seines Lehramtes Kugler vor der Einseitigkeit bewahrten, der ein junger Privatdozent an einer größeren Universität leicht zum Opfer fällt. Die württembergischen Prüfungsordnungen kennen bis auf den heutigen Tag kein Fachstudium der Geschichte: diese Disciplin galt und gilt vielmehr ausschließlich als Nebensach, für das die Kandidaten des Lehramts sowohl wie des geistlichen Dienstes, katholische nicht minder als evangelische, nebenher ihee Lehrbefähigung darzuthun haben. Eine allgemeine Orientirung erscheint dabei wünschenswerther als Spezialstudien auf Einzelgebieten; so ist einem Lehrer der Geschichte in Tübingen weniger Gelegenheit gegeben, Fachgenossen heranzubilden, als in die Breite zu wirken. Dieser Aufgabe bot sich Kuglers Lehrtalent in erwünschtester Weise dar, und da er neben sich zunächst nur einen einzigen Professor des Fachs, Pauli, fand — an seine Stelle traten später, der Reihe nach, Weizsäcker, v. Noorden, v. Gutschmid, Dietrich Schäfer —, so hatte er mannichfache Gelegenheit, eine zahlreiche Hörerschaar, der es um Erweiterung ihree „allgemeinen Bildung" zu thun war, an sich heranzuziehen. Mit einer zweistündigen „Geschichte der Kreuzzüge und ihree Zeit", wie schon erwähnt, begann er; andere kleine, weiterhin größere Vorlesungen aus dem Bereich mittelalterlicher Geschichte schlossen sich an; später scheute er sich nicht, eine „Geschichte des 18. Jahrhunderts" zu bringen und von hier aus immer näher an die Schwelle der Gegenwart vorzudringen; seine Vorlesungen, die vornehmlich die Kultur- und Sozialgeschichte der Neuzeit behandelten, nahmen sein eigenes Interesse immer mehr in Anspruch, wie sehe er auch zunächst die Opfer an Zeit und Arbeit beklagte, die sie ihn kosteten — und erfreuten sich steigender Beliebtheit bei den Studenten. Mittlerweile aber hatte er sich — auch dies anfangs ein „schweres Opfer" — seit 1863 entschlossen, württembergische Geschichte zu lesen, und wachsende Erfolge lohnten dieses Abschweifen in ein ihm bisher gänzlich fremdes Gebiet. Je mehr er mit dem Lande vertrauchs, in dessen Dienst er seine Kraft gestellt hatte, desto weniger erschienen ihm die Spezialstudien zur heimischen Geschichte ein Raub an seinen anderen Arbeiten; so erwuchs, als die erste literarische Frucht jener Beschäftigung, 1865 seine Biographie: „Ulrich, Herzog zu Wirtemberg", für einen weiteren Leserkeeis geschrieben, aber auf strenger Kritik ruhend; dann kam in den Jahren 1868 bis 1872 das zweibändige Werk „Christoph, Herzog zu Wirtemberg" heraus, eine Arbeit, in der Kuglers gründliche historische Methode der Landesgeschichte die schätzbarsten Dienste leistete, während sein Talent zu kunstvoller Dar-

stellung in edler Schlichtheit auch hier der Volksthümlichkeit des Buches zuhülfe kam. Das Werk gab den Württembergern die erste erschöpfende Kenntniß von dem Wirken des eigentlichen Begründers ihres Staatswesens. Kugler ist dann auch später diesen Studien nicht fremd geworden; der 1891 ins Leben gerufenen württembergischen Kommission für Landesgeschichte diente er bis in die letzten Jahre seines Lebens mit Rath und That, und 1877, zur vierten Jahrhundertfeier der Hochschule, beschrieb er nach deren Akten die früheren „Jubiläen der Universität Tübingen" und lieferte in dieser drei Jahrhunderte umfassenden oder vielmehr nebeneinander rückenden Studie eine kulturhistorische Darstellung von eindrucksvoller, fesselnder Anschaulichkeit.

Indeß wir haben weit vorgegriffen; der junge Dozent, der erst in den Anfängen seiner Laufbahn stand, hatte sich sein Publikum, sowohl auf literarischem Gebiet wie als Lehrer, erst zu schaffen. Und vor allem das letztere gelang ihm überraschend schnell, dank den seltenen Vorzügen seiner Sprechweise. Von früh an eigneten Kugler eine glänzende Kunst des Vortrags und ein Schwung der Rede, denen es gegeben war, die Hörer in Begeisterung mit sich fortzureißen. Goethe's Wort: „Das Beste, was wir von der Geschichte haben, bleibt doch der Enthusiasmus, den sie erregt," war für ihn kein so leerer Schall, wie für die meisten seiner lehrenden Fachgenossen, denen es fast immer nur darauf ankommt, ihren Schülern Studienmaterial und Forschungsmethode zu vermitteln. Von den örtlichen Verhältnissen abgesehen, die diese Art von Lehrzweck, wie oben dargethan, in die zweite Linie rückten, war es das ererbte und fortwirkende Künstlerthum in Bernhard Kugler, das ihm verbot, sich mit dem Ausschütten trockener Notizen und mit der methodisch-kritischen Schulung künftiger Historiker zu begnügen, die Historie selbst wollte er den Hörern überliefern, ihre bildende und erziehende Kraft voll auf sie wirken lassen, besonders auch seine eigene echt patriotische Empfindung den empfänglichen jugendlichen Herzen einimpfen. Und dazu gehörte freilich jene Redekunst von eindringlicher Kraft und sprühender Lebendigkeit, von hingebender Wärme und künstlerischer Verklärung, die er mehr und mehr zu einzigartiger Wirkung heranbildete. Diese Rednergabe war ihm in einem Grade eigen, daß er völlig frei sprach, jedes Manuskript verschmähend, ja schließlich selbst auf die Unterlage stofflicher Notizen verzichtend, und daß sein Vortrag dennoch den Eindruck des geschlossenen, abgerundeten Kunstwerks machte und druckfertig war, selbst wenn nie eine Aufzeichnung seinerseits stattgefunden hatte. Er genoß auch bei seinem literarischen Schaffen dieser seltenen Fähigkeit von innen heraus kommender künstlerischer Rundung: er produzirte alles fertig im Kopfe und schrieb sein Manuskript nieder, ohne fast auch nur ein Wort davon auszustreichen oder zu ändern. Im Vortrag trat dies Talent vor die Oeffentlichkeit, und mancher seiner Hörer, die die wachsende Bedeutung der Tübinger Hochschule und die fortschreitende Einigung Deutschlands ihm in immer größerer Zahl aus allen Gauen des Vaterlandes zuführte, war zuerst betreten von dieser sprudelnden Formvollendung und geschmückten Eleganz der Diktion und schließlich dennoch besiegt von der ehrlichen Wärme, die sich ihm vom Katheder mittheilte, und der schlichten Echtheit, die niemals einem Aeußerlichen zulieb geopfert wurde. Besonders die Landeskinder hatten zunächst einen solchen Widerspruch zwischen ihrer Art und der Natur des Lehrers zu überwinden; der wortkarge Schwabe, in den Schichten, die hier zumeist vertreten waren, Theologen und Philologen, oft bäuerlicher Herkunft, noch knorrig-eckig-ursprünglich, mißtraut leicht solcher fließenden, schwungvollen Beredsamkeit, solch oratorischer Eleganz, die ihm allzu „norddeutsch" dünkt. Aber Kugler hat diesen ersten innerlichen Widerstand stets zu besiegen und in Hingebung und regen Antheil zu verwandeln verstanden.

Es währte nur kurze Zeit, bis seine Lehrthätigkeit auch die äußere Anerkennung fand, deren sie bedurfte. Als im Jahre 1865 der württembergische Thronfolger Prinz Wilhelm die Universität Tübingen bezog, erhielt Kugler den auszeichnenden Auftrag, ihm und seinem Vetter, Herzog Eugen, ein Privatissimum zu lesen, und er blieb der Geschichtslehrer des jetzigen Königs, als dieser 1868—1869 zum zweitenmal die heimische Hochschule besuchte. Das erste dieser Prinzenkollegia brachte ihm den Professortitel mit Lehrauftrag; 1868, als er einen Ruf nach Bern ausgeschlagen hatte, erhielt er ein Extraordinariat, 1873 die Bestallung als ordentlicher Professor. Von da an hat er dann noch fast ein volles Vierteljahrhundert im Dienst der schwäbischen Universität gestanden, immer enger mit ihr verwachsend, von der Gemeinschaft, der er trotz manchen lockenden Rufes nach auswärts die langjährige Treue nicht mehr brechen mochte, durch alle akademischen Ehren, von seinem Adoptivvaterland, dessen junge Vereinigung mit den norddeutschen Bruderstämmen er so glücklich repräsentirte, durch hohe Orden und den damit verbundenen persönlichen Adel ausgezeichnet. So hat es ihm Zeit seines Lebens weder an äußerer Anerkennung, noch an innerer Befriedigung aus seiner akademischen Thätigkeit gefehlt.

Indeß trug zu dieser Befriedigung doch noch ein anderes bei, als die Erfolge seiner fesselnden und zündenden Vorträge vom Katheder. Hatten in Kuglers Wesen die Künstler- und die Gelehrtennatur einen harmonischen Bund miteinander geschlossen, so verlangte neben jener doch auch diese ihr Recht, und es wurde ihr voll zutheil in der wissenschaftlichen Spezialarbeit, die seine Domäne war und blieb. Im Anfang seiner Lehrthätigkeit hatte er noch anderen Göttern dienen zu sollen geglaubt; als Abfall seiner Habilitationsarbeiten, Schnitzel und Spähne von den für sie aufgestellten Thesen, erschienen ein paar Kleinigkeiten zur alten Geschichte, punische Gegenstände, vornehmlich Hannibals Belagerung von Sagunt behandelnd. Seither aber blieb seine Spezialforschung seiner ersten Liebe treu; auf „Boemund und Tankred" (1862) folgten endlich 1866 die lange vorbereiteten „Studien zur Geschichte des zweiten Kreuzzugs", 1878 die „Analekten" und 1883 die „Neuen Analekten zur Geschichte des zweiten Kreuzzugs". Es ist hier nicht der Ort, auf die wissenschaftliche Bedeutung dieser Einzelschriften im Detail einzugehen; genug, daß sie die sichere kritische Grundlage der gegenwärtigen Forschung für den Zeitraum bilden, dem sie gewidmet sind. Dann erschien 1880 das zusammenfassende Werk, das Kuglers Namen dem großen Publikum Gesammtdeutschlands bekannt und vertraut machte, seine „Geschichte der Kreuzzüge" im Rahmen der Onckenschen „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen". Das treueste Abbild seines Wesens, vereinigt es wissenschaftliche Gründlichkeit und Solidität mit kunstvollem darstellerischen Aufbau in seiner Abmessung der Linien und Verhältnisse. Kein Hervordrängen der eigenen Persönlichkeit im Haschen nach unfertigen Hypothesen oder Besonderheiten, deren Betonung einer so sorgfältig abgewogenen Darstellung nicht frommen konnte; und in der Form nirgends eine Verletzung der „Bescheidenheit der Natur", kein Effekt, der das Erzählte vor dem Erzähler zurücktreten ließe, keine blendenden Glanzlichter, die den Autor, nicht den Stoff beleuchten. Nur wiedergegeben, aber mit reifer, bewußter Kunst, „wie es eigentlich gewesen ist". Der Verfasser ist der Versuchung nicht erlegen, aus seinem Gegenstand, bei dem sie besonders nahe liegt, ein Lehrbuch der Geschichtsphilosophie zu machen; nur das, was die Dinge uns wirklich sagen, läßt er sie aussprechen, nicht mehr. Spüren freilich läßt er uns überall die immanente

Digitized by Google

Idee; nichts schien ihm verfehlter, als bloßes Stoffsammeln für Geschichtsdarstellung ausgeben zu wollen; einem Fachgenossen, der sich in jener Richtung große Verdienste erworben hatte, nach dieser aber versagte, hat er das mit feiner Ironie in einer Rezension noch vom Sterbebett aus betont. Sein Buch, ein bescheidenes Meisterwerk, zeigt, wie es gemacht werden muß.

Von solchen Spezialarbeiten und ihrer Zusammenfassung trieb es ihn dann wieder ins Weite. Es blieb seiner Natur Bedürfniß, nicht nur auf enge Kreise zu wirken; für ihn existirten die Schranken nicht, die der wissenschaftliche Spezialist in Deutschland noch immer so gern zwischen sich und dem Leben aufbaut. So ist Kuglers Art geradezu mustergültig und vorbildlich für alle diejenigen geworden, die in belehrenden Vorträgen die Resultate der Forschung dem großen Publikum zu vermitteln bestrebt sind. In Ferienzeiten und an manchem freien Tag zog er hinaus, in den Grenzen Württembergs zunächst und dann in immer weiterem Bereich, fast durch ganz Deutschland schließlich, sein Wissen und Können in den Dienst volksthümlicher Bildung zu stellen. Daß er alle Mittel dazu besaß, wissen wir; er riß die Schaaren seiner Zuhörer aus allen Volks- und Berufskreisen nicht minder mit sich fort, wie die studirenden Jünglinge, und so wird der akademische Lehrer in Süd und Nord ein gefeierter und begehrter Vortragsredner. Er hat oft mit Freude betont — entgegen manchem engherzigen Gelehrtenurtheil — wie gern er diesen Aufforderungen folge, weil er es für das Richtige halte, wenn die Wissenschaft und gerade die Geschichtskunde in die Praxis, in alle Schichten und Verhältnisse lebendig eindringe und nicht nur Kathederweisheit bleibe. So gut die Naturwissenschaften und die Medizin ihre Errungenschaften in den Dienst der Menschheit stellten, sollten auch die idealen Güter, die die Geisteswissenschaften vermitteln, das Eigenthum Aller werden. Immer wieder verlangt in diesen Gedankengängen und ihrer ausführenden Bethätigung Kuglers Künstlernatur ihr Recht, die nicht nur schaffen, sondern auch wirken will. Ein Anderes aber kam hinzu, ihn in diesen Bestrebungen zu bestärken. Kugler war ein glühender Patriot noch aus den Zeiten her, wo solcher Patriotismus die Bedeutung eines Glaubensbekenntnisses in der Diaspora besaß. Die Verpflanzung aus dem Norden in den Süden hatte seine nationalen Anschauungen befestigt und vertieft. Von Jugend auf hat er mit einem vaterländisch-politischen Ernst, Eifer, Verständniß wie Wenige die Gründung eines starken Deutschen Reiches, die Rückerwerbung entfremdeter Grenzlande durchdacht, ersehnt, erhofft, dann mit tiefster Freude begrüßt und bis zum Tode als einer der klarsten politischen Köpfe Deutschlands für des Vaterlandes Gedeihen und Wachsthum gestrebt und gestritten. Er stand immer in der vordersten Reihe, wenn es galt, in die weitesten Kreise echte Vaterlandsliebe zu tragen und später die Treue für Kaiser und Reich zu bethätigen und zu stärken. Und ungesucht nun gewährte ihm seine Wissenschaft die Mittel, im Sinne dieses warmen Patriotismus auf die Massen zu wirken. Mit offenem Visir und freier Stirn bot er so mancher Anfeindung in Zeiten Trotz als es noch gefährlich oder „inopportun" war, für solche Anschauungen ohne Rückhalt einzutreten. So hat er als Priester der Göttin Geschichte den „Enthusiasmus, den sie erregt", zu unmittelbaren Wirkungen verwendet, und die Nation hat allen Grund, ihm auch für diese Art seiner getreuen Mühewaltung Dank zu zollen. Allmählich zeitigte diese Art von Vortragsthätigkeit auch literarische Früchte. Zahlreiche Essays historisch-politischer Art gingen in Tagesblätter — darunter vor allem auch die Allgem. Ztg. — und Zeitschriften über; schließlich faßten zwei größere Werke die populär-patriotischen Bestrebungen Kuglers zusammen, das mit dem Grafen Stillfried gemeinsam herausgegebene Prachtwerk: „Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland" (2 Bände, 1881—82) und die 1888 erschienene Biographie des ersten Kaisers: „Kaiser Wilhelm und seine Zeit." Daneben erschienen Vorträge im Druck, wie sie gehalten waren, so: „Zur Beurtheilung der deutschen Kaiserzeit" (1867); „Wallenstein" (1873) u. a. m.

Es konnte nicht fehlen, und wir deuteten es schon an, daß ein solches Wirken in die Breite und auf die Massen in denjenigen akademischen Kreisen manchen Gegner fand, wo man nur die Maulwurfsarbeit des Spezialistenthums zu schätzen weiß. Die Kollegen, die über den „Salonhistoriker" die Nase rümpften, waren aus dem gleichen Holze geschnitzt, wie ihre Nachfahren von heute, die mit der ganzen Bohrkraft ihrer stolzen Kärrnerkritik den Königsbau eines neu erstandenen Großen zu unterhöhlen suchen. Und wenn sie über Kuglers „Unwissenschaftlichkeit" und „blendende Beredsamkeit" verständnißlos die Achseln zuckten, so hatten sie theilweise freilich recht: ihresgleichen war der Mann nicht, dessen Forschung und Wissenschaft mit Kunst und Leben stets die Fühlung wahrte: Miscellenjäger mochte er niemals sein, nun jene Notizenhascherei der Philologen, die zweck- und werthlos die Spalten der Fachzeitschriften füllt, war seine Sache nicht. Der Sportbetrieb der Wissenschaft, der nur die „Akribie" des Forschers und den kombinatorischen Geist des Gelehrten in eine bengalische Beleuchtung setzen soll, aber mit den letzten Zwecken alles Wissens und Lernens nichts zu thun hat, lag ihm fern. Eifrig war auch er am Werke, durch Spezialstudien auf den Gebieten, die er von Jugend an erkoren, seine Erkenntniß und die Wissenschaft zu fördern: aber nur das wirklich Wissenswerthe war es, was ihn anzog, und wenn wir die zahlreichen Einzelbeiträge mustern, die er den Fachzeitschriften übergab, so waren es durchgehends nur reife Früchte seiner Arbeit, die er der Oeffentlichkeit mittheilte, keine tauben Ohren, und den Theilen, die er den Forschungsgenossen in die Hand gab, fehlte nie das geistige Band untereinander und mit dem Ganzen der Wissenschaft. Er besaß auch als Gelehrter die Weite des Blicks und den sicheren Sinn für Verhältnißmäßigkeit, die in der Spezialforschung, all unsres Vorsprungs in Methode der Gründlichkeit unbeschadet, leider immer noch den auszeichnenden Vorzug — anderer Nationen vor der deutschen ausmachen.

Es traf sich merkwürdig genug, daß gerade in derselben Zeit, wo jene Vorwürfe der Unwissenschaftlichkeit und der glänzenden Oberflächlichkeit am lautesten — auch öffentlich — gegen Kugler erhoben wurden, der Fachgelehrte und Forscher seine schönsten Erfolge reifen sah. Es wurde bereits des Umstands Erwähnung gethan, der es dem Tübinger Historiker erschwerte, Schüler seines Fachs heranzubilden. Größtentheils waren es Norddeutsche, die an Kuglers historischen Uebungen theilnahmen, und ihr Häuflein meist klein genug. Aber in diesem engen Kreise enthüllte sich den jungen Fachgenossen, die ihren Lehrer bis dahin nur aus seinen zusammenhängenden Vorlesungen, aus seinen Vorträgen für die breiten akademischen Schichten kannten, eine ganz neue Persönlichkeit, der Fachmann von scharfem Urtheil, bohrender Kritik, von methodischer Schärfe, von philologischer Spürfähigkeit, und nicht zum mindesten auch hier von der glücklichsten Befähigung, Art und Gedankeninhalt der eigenen Forschung auf den Schüler zu übertragen. Es ist jammerschade, daß diese andere, gelehrte Seite der Lehrbefähigung des Forschers Kugler so Wenigen zugute gekommen ist; so mancher Tadler wäre doch wohl verstummt, wenn er in dem kleinen Fakultätszimmer, das das historische Seminar barg, am grünausgeschlagenen Tisch Kugler gegenüber gesessen hätte. Hier, im Meinungsaustausch mit meist schon vorgeschrittenen Studenten, in

Stunden, die für den Lehrer wie für die Lernenden in glücklicher Erinnerung blieben, wurden die Forschungen mitgetheilt und nach Für und Wider erwogen, die endlich Mitte der 80er Jahre reif waren, den Fachgenossen öffentlich vorgelegt zu werden. 1885 erschien, später noch durch ein paar weitere Untersuchungen fortgesetzt und ergänzt, der „Albert von Aachen", eine revolutionäre That auf dem Gebiet der Kreuzzugsforschung. Kuglers Lehrer, Sybel, hatte in seinem epochemachenden Jugendwerk die große Geschichte der ersten Kreuzzugszeiten, die unter jenem Namen geht, das umfassendste gleichzeitige Werk und die Hauptquelle der ausführlichsten späteren Darstellungen, in Bausch und Bogen als legendär verworfen. Kuglers Scharfsinn spürte darin im Gegentheil eine treue und echte Chronik der Ereignisse auf, deren Glaubwürdigkeit durch das sie umrankende Mythenwesen späteren Ursprungs keineswegs beeinträchtigt wird. Die sorgfältigste Einzelforschung vermochte jene ursprüngliche Quelle fast rein aus der etwas jüngeren Verquickung mit legendären Bestandtheilen herauszulösen. Auch hier wieder trat in Kugler die künstlerische Ader zutage, die in jeder wissenschaftlichen Bethätigung bei ihm erkennbar bleibt. Er brachte das stilistische Meisterstück fertig, eine Fachuntersuchung von mehr als 400 Seiten, die sich bis in das geringfügigste Detail zu verlieren genöthigt ist, dem Leser in so fließender Darstellung wiederzugeben, daß das ganze Buch — nicht eine einzige Fußnote enthält! Grund genug eigentlich für einen deutschen Gelehrten, der „Gründlichkeit" eines so „unwissenschaftlich" aussehenden Buches höchlichst zu mißtrauen! Kuglers Entdeckung ist denn auch lange genug mit Mißtrauen angesehen worden. Die Autorität Sybels, der in Fachkreisen mit einer gewissen, fast päpstlichen Unfehlbarkeit ausgestattet und verehrt worden war, stand dem Durchdringen der neuen Lehre noch eine Weile im Wege. Dann aber führte der Anstoß Kuglers, gerade wie seinerzeit das geniale Jugendwerk Sybels, das nun aber doch in seinen Einzelheiten nicht mehr standhalten konnte, die Kreuzzugsforschung in völlig neue Bahnen; es war ihm noch beschieden, den Umschwung zu erleben und sich desselben zu freuen.

Damit haben wir die Wirksamkeit des Gelehrten in ihren Hauptzügen erschöpft. Aber dieser Versuch, sein Bild zu zeichnen, bliebe unvollständig, wenn wir nicht auch die allgemein menschlichen Züge seiner gereiften Persönlichkeit einfügen wollten, die sich nicht bereits aus der Art des Gelehrten, Lehrers, Forschers von selbst ergaben. Die Bedeutung der Tradition des Elternhauses und seiner Jugendbildung für seine eigene Lebensführung und -auffassung haben wir gewürdigt. Hier ist denn der Ort, der Verbindung zu gedenken, aus der seinem eigenen Wesen die bestimmende und erfreulichste Ergänzung erwuchs. Am 30. März 1869 hatte er Else Zoeppritz heimgeführt, die Schwester eines Freundes und Kollegen, der sich als Professor der Geographie einen Namen erwarb und durch seinen frühen Tod (†885) aus einer ehrenvollen Laufbahn gerissen wurde, die Tochter eines Großindustriellen, der noch jetzt als Geheimer Kommerzienrath in Mergelstetten a. d. Brenz in Württemberg lebt. Sie war Darmstätterin von Geburt und mit ihrer Heiterkeit und Lebensfrische der echte Typus der beweglichen Hessin. Seiner, trotz aller übersprudelnden Lebhaftigkeit ernsten und grübelnden Natur, war ihre Art, die das Dasein fest zu ergreifen verstand und doch von einem tiefen innerlichen Idealismus getragen ward, die wohlthuendste Ergänzung, und so erwuchs aus diesem Herzensbund für beide Gatten eine Ehe von seltenem hohen Glück, doppelt vertieft und gefestigt, da ihnen Kinder leider versagt blieben. Mit Wärme und Treue schloß sich Kugler an die große Familie seiner Frau an, in engem geistigen Austausch mit den beiden Brüdern, die gleich ihm dem akademischen Leben angehörten, in inniger verwandtschaftlicher Hingabe an die anderen Mitglieder des Hauses, die ihm Ersatz boten für die dahingegangenen Lieben der eigenen Familie. Diese enge Verbindung war es denn auch, die ihn in süddeutschem Boden immer festere Wurzeln schlagen ließ. Immer mehr wurden seiner Art die Vorzüge des nord- und des süddeutschen Naturells vereint zu eigen. Gemeinsam war beiden Gatten die Tradition angeregter zwangloser Geselligkeit und liebenswürdiger, edler Gastlichkeit. Aus dem steten Verkehr mit der Jugend und den zahlreichen Schülern, die ihm so begeistert zugethan waren, vom jüngsten und einfachsten Studentlein bis zu den Prinzen, schöpfte Kugler stets von neuem eine verjüngende Lebensfreudigkeit, die sich wohlthuend seiner ganzen Umgebung mittheilte. Wie manch Anderer, der am Jungbrunnen akademischer Freiheit „Weisheit und Schönheit gekostet", verstand er es, „von Herzen zeitlebens ein Student" zu bleiben, und dunkle Sagen kündeten wohl von der Ausdauer, die der Professor, dem jüngsten Zecher gleich, beim Gelage im „Bierdorf" gezeigt, von dem schützenden Wall, den die singende Schülerschaar bei später Heimkehr um das verehrte Haupt der Kneiptafel geschlossen, damit der zur Ruhe mahnende „Polyp" nicht erfahre, wer an dieser tiefnächtlichen Ruhestörung mitschuldig sei. Von intimerer Art aber war die feine Gefälligkeit im engeren Kreise des Hauses auf dem Oesterberg, das sich, in wundervollster Lage, nach allen Seiten dem begeisternden Blick auf das prangende Thal und die umgebenden Höhen öffnete. Da entfaltete sich in Erinnerung an entschwundene Zeiten, in Aufnahme und Anregung Kuglers Künstlernatur zu voller Freiheit, und nach strenger Arbeit zeigte er ein warmes Herz und offenen Sinn für die schmückenden Ideale des Lebens. Der Entwicklung von Kunst und Literatur, für die das Vaterhaus das Verständniß und Bedürfniß in seine Seele gesenkt hatte, folgte er auf allen Gebieten mit der Gattin und dem Freundeskreis mit regem Interesse. Vornehmlich die Malerei und die Baukunst zogen ihn, jener Tradition getreu, an; mit Humor dagegen und einer gewissen Wehmuth trug er es, daß ihm jedes Verhältniß zur Musik versagt war, und nur einmal im Leben hat er aus freien Stücken stundenlang mit Genuß zugehört, als Johannes Brahms, der ihm und seiner Frau befreundet war, in einer Sommerfrische am Thuner See den Beiden ganz allein vorspielte. Fast immer aber erwuchs aus der engeren Geselligkeit seines Hauses ein intimeres persönliches Verhältniß; denn ein tiefer Zug von Güte und Treue gab seinem Charakter sein eigentliches Gepräge und seine stete, in liebenswürdigster Form gebotene Hülfsbereitschaft war seinen Freunden, seinen in alle Länder zerstreuten einstigen Schülern fast selbstverständlich geworden. Warme Hingabe in frischer, herzlicher Lebendigkeit, in anregendem, geistigem Austausch machte sein Wesen aus. Kein engherziger Richter seiner Nebenmenschen, legte er doch, in religiösen Fragen völlig frei denkend, bei sich und Anderen den strengsten Maßstab an ein hohes, sittliches Wollen und edles, moralisches Thun, aber er fand die Sittlichkeit nicht in dem landläufigen Moralkodex, sondern in tieferen, persönlichen Eigenschaften. So hielt er fest an den Freunden, die er als solche erkannt. Ein großer Schmerz blieb ihm immer, daß er von seinem einst so verehrten Lehrer Sybel durch wissenschaftliche Differenzen ganz getrennt wurde, daß der große Gelehrte klein genug war, dem Schüler, der ihn literarisch bekämpfte, diese Selbständigkeit, dies Fortschreiten auf seinen Schultern nicht zuzugestehen. Um so fester hielten alle anderen Bande aus der Jugend-, Studien- und Manneszeit; Treitschke, v. Noorden, Weizsäcker, Maurenbrecher, Kern, Toeche-Mittler und Andere; eine große

Digitized by Google

Zahl bedeutender Gelehrten und Fachgenossen standen ihm bis zum Tode in unveränderter Freundschaft und in wissenschaftlichem Austausch nahe. Vor allem aber verband ihn die brüderlichste Liebe, Freundschaft und Gemeinsamkeit der Interessen mit Adolf Wilbrandt, dem Dichter, der von Berliner und Münchener Zeiten her mit dem Kugler'schen Hause so eng verwachsen war. Seine allsommerliche Einkehr in der „Sannenburg" auf dem Oesterberge bildete bis ans Ende den hellsten Lichtpunkt in Kuglers Leben und eröffnete den Freunden eine Fülle von Anregung in stets gleicher, unveränderter Freundschaft. Daneben brachten häufige Besuche aus der Familie des Gatten, aufblühende Nichten, heranstrebende Neffen, Leben und Abwechslung in das gastliche Haus, um so erwünschter in den letzten Jahren, in denen ein mehr und mehr sich entwickelndes Herzleiden den Hausherrn erst ans Zimmer, schließlich ans Bett fesselte. Mit Ergebung trug er das schwere Geschick, das ihn, den Geistesfrischen, zur Unthätigkeit zwang. Im Sommer 1896 hielt er, bereits von der Krankheit für längere Zeit unterbrochen, seine letzte Vorlesung. Dann war ihm nur noch leichtere Beschäftigung gestattet, wenn nicht zu heftige Anfälle des Leidens ihn ganz lähmten. Sprachstudien aller Art, wissenschaftliche und literarische Lektüre, kleinere schriftstellerische Arbeiten füllten bis zum Todestag seine besseren Stunden aus; ein paar Rezensionen von Fachschriften, die er in diesen Jahren noch veröffentlichte, zeigen die alte Klarheit, und die schon erwähnte Kritik, deren unvollendeten Schlußsatz er die Gattin zwei Tage vor seinem Tode, des Bevorstehenden gewiß, noch zu ergänzen bat, um sie druckfertig zu machen, ist ein kleines Meisterwerk stilistischer Fassung in dem, was sie sagt und was sie — verschweigt. Bis zur letzten Stunde vergalt er seiner Umgebung die hingebendste Pflege und Sorgfalt durch humorvolle Liebenswürdigkeit und rührende Fürsorge. Kein Laut der Klage kam über seine Lippen. Dann schloß er in den Armen der heißgeliebten Gattin, in vollem Bewußtsein und tiefem Abschiedsweh, in der Frühe des Gründonnerstags, am 7. April 1898, die müden Augen, tief betrauert von Allen, die ihn gekannt, ein Mensch von seltener Ausgeglichenheit des Wesens, ein Gelehrter von hoher Begabung und vorbildlichem Wirken.

Cl. Klein.

Zur Technik und Entwicklung der Gedichte Conrad Ferdinand Meyers.[1])

Von Privatdozent Dr. Kraeger (Zürich).

I.

Es sind an dieser Stelle hier vor einigen Jahren schon manche von den Veränderungen nachgewiesen, die C. F. Meyers Balladen durchmachten, bevor sie zu ihrer jetzigen und letzten Form kamen.[2]) Aber die Arbeit des Dichters hat sich nicht bloß auf geschichtliche Personen und Ereignisse erstreckt, wo er die Farben mit der Zeit tiefer und leuchtender auftrug, sondern sich auch auf einfachere Lieder, auf jene Lyrik bezogen, die er unter der Ueberschrift „Stimmung" in den „Romanzen und Bildern" zum erstenmal 1870 in Leipzig bei H. Haessel veröffentlichte. Er nahm aus diesem Buch, ebenso wie aus seinen 1864 erschienenen „Schweizer Balladen" vieles verändert später in die „Gedichte" auf, deren Auflagen ja mit dem Jahr 1882 beginnen.

Wenn man die beiden Bücher, die „Romanzen 1870" und die „Gedichte 1882" miteinander vergleicht, so ist es gerade, als sollte man zu verschiedenen Zeiten die Werkstätte eines großen, plastischen Künstlers betreten. Das eine Mal war schon viel fertig in gutem Stein ausgeführt, während das und jenes noch unvollendet herumlag; und das andere Mal sieht alles von Grund aus umgestaltet aus; was einst fertig schien, ist als die magere Vorstudie zu einem schöneren Kunstwerk benutzt und erst jetzt aus dem Nahen ins Feinere hinübergeführt worden; die Gruppen haben sich anders gestellt und die Geberden deutlicher entfaltet; die Hand jener Mädchenfigur, die erst ungewiß in die Luft wies, hat sich mit einer rührenden Bewegung aufs Herz gesenkt; und was früher in Thon oder Gips entworfen war, steht jetzt in blendendem Marmor vor uns da. C. F. Meyer hat sich keine Mühe verdrießen lassen und so lange gearbeitet, bis die poetische Stimmung, die ihn selbst im empfangenden Augenblick beseligt haben mochte, im Gedicht auch ohne Rest aufgegangen, bis alle Ahnungen erfüllt und seine künstlerischen Absichten ganz verwirklicht worden waren. Zur Erkenntniß und Veranschaulichung dieser Vorgänge reicht selbstverständlich die registrirende „Textkritik" allein nicht aus. Man muß vielmehr von Fall zu Fall fragen, weßhalb der Dichter denn gerade hier änderte — wenn anders man überhaupt von seiner Arbeit gewinnen und den Reichthum einer dahinter verborgenen, angewandten Aesthetik aus den verschiedenen Fassungen der Gedichte für unsre Kunst und für unsre Sprache und Literatur fruchtbar machen will.

Es ist der „Hutten" gewesen, den der Schweizer Conr. Ferd. Meyer unsrer deutschen Literatur als die Gegengabe für den Tell antrug, wie man nicht mit Unrecht gesagt hat; und „Huttens letzten Tagen" folgten die vielen anderen Lieder und Erzählungen. Den Wandlungen in seiner eigenen Seele hatte die gewaltige Erschütterung entsprochen, die das große Mutterland 1870 durchmachte, als die durch ihre Sprache und Kultur immer geeinten Völker Deutschlands sich auch nach außen hin wieder zusammenschlossen. Das Gefühl der alten Verwandtschaft wurde in dem Schweizer rege, der, wenn er auch mit Hand und Schwert nicht mehr im Reiche mitthun konnte und durfte, doch in das neue Aufgebot seine Poesie einbezog und der seine Strophen wehrhaft machte. Es war im Winter 1870/71, als er die wuchtigen Verse vom „Deutschen Schmied" schuf, die er später zum 37. Gesang des „Hutten" umgeschmolzen hat. Und ob C. F. Meyer das nun selbst gewollt hat oder nicht, ist gleichgültig; aber wie gern möchte unser Herz bei diesen seinen Versen des gewaltigen Mannes gedenken, der von der Volksphantasie so oft in eine rauchgeschwärzte Esse versetzt worden ist, wo er, von Feuern umlodert, ein Michael resurrectus, mit ehernen Händen die Geschicke Deutschlands zu schmieden hatte:

Ein riesenhafter Schmied am Amboß stand
Und hab den Hammer mit berußter Hand.
Zum ersten schlug er nieder, daß er scholl
Ringsum im mächt'gen Forst geheimnißvoll,
Und rief: „Mach', erster Streich, den Tenfel fest,
Daß ihn die Hölle nicht entfahren läßt."
Den Hammer er zum andern Male hab,
Den Amboß schlug er, daß es Funken stob,
Und schrie: „Triff du den Reichsfeind, zweiter Schlag,
Daß ihn der Fuß nicht fürder tragen mag."
Den Hammer hob er noch zum dritten Mal,
Der niederfuhr wie blanker Wetterstrahl,
Und lachte: „Schmiede, dritter, du die Treu'
Und unsre alte Kaiserkrone neu!"

Ob sich nun dieser Dichter auch in den romanischen Sprach- und Literaturformen, zu denen er anfänglich neigte,

---

[1]) Aus einem größeren, bald erscheinenden Buch Dr. Kraegers: „Die Entwicklung der Gedichte C. F. Meyers von ihren Anfängen bis zu ihrer endgültigen Form."

[2]) Beilage zur Allg. Ztg., 1891, Nr. 158, von Emil Milan.

derartig hätte geben und aussprechen können, wie er es später in den germanischen that — das ist freilich schwer zu sagen. Es will aber so scheinen, als ob in seiner ernsten und gedrungenen Natur, die mehr zu tiefem Sinnen als zu graziösen Scherzen aufgelegt war, das germanische Element doch alle fremden überwog; und es will so scheinen, als ob die deutsche Sprache, die sich in der jüngst verflossenen klassischen Literatur vor allen übrigen modernen die wunderbarste Fähigkeit und Sicherheit des Ausdrucks angeeignet hatte, für seine nach den feinsten Schattirungen suchende poetische Art besser als die französische paßte. Es war die Sprache eines Goethe und Schiller, in der er schrieb; es war die deutsche Sprache, von der einst der Dichter des Tell nicht zu viel gesagt hatte in den Worten, daß sie alles ausdrücken könnte: „das Tiefste und Flüchtigste, Geist und Seele." Genug, daß ein Nachbarvolk in Conr. Meyer unsrer Literatur einen Zuwachs bescheert hat, wie wir ihn nur selten wieder verzeichnen werden: ein unverhoffter Gewinn, bei dem wir Deutschen endlich auch einmal von jener stolzen Freude kosten dürfen, wie sie den Engländer erfüllt, der einen großen Dichter und Propheten in den anderen Ländern britischer Zunge in seiner weitverbreiteten englischen Sprache reden hört und der das Beste einer fremden Volkskraft nun auch in das eigene Fleisch und Blut unmittelbar hinüberleiten darf. Aber die Kunst hat es diesem Dichter wahrlich nicht gerade leicht gemacht: in den Jahren, wo rascher begnadete Naturen schon die ersten Erfolge von ihren jungen Kräften ernten dürfen, war er noch immer ein dürrer, knospenloser Stecken geblieben; und in frommer Sehnsucht nach dem, was ihm selbst damals nie zugeleuchtet hatte, ließ er später seinen „Hutten" sagen:

Denn Süß'res gibt es auf der Erde nicht
Als ersten Ruhmes zartes Morgenlicht.

Auch C. F. Meyers innere Entwicklung beschrieb eine eigenthümliche Kurve. Als die Jugend längst vorbei war, die er selber oft genug „dumpf" gescholten hat, trat er erst in reifem Mannesalter auch in eine fröhliche und schaffende Zeit ein; da schlug der Stecken plötzlich aus; und nach dem Frühling, den dieser Dichter versäumt hatte, schossen die Johannistriebe bei dem Vierziger um so üppiger und kräftiger hinterdrein. In der richtigen Deutung dieser Erscheinungen sind den Psychologen noch interessante Aufgaben vorbehalten. Das eigene Leben war ihm, der sich bei der anhaltenden Gährung in seinem Innern unwohl und tief unglücklich fühlte, zur Last geworden; er wußte ja nicht, wohinaus denn eigentlich alles drängte — bis nach ungeheuren geistigen Wehen schließlich der Dichter in ihm geboren und dadurch auch der Mensch in ihm unendlich glücklich geworden war. Sein Märchen vom „Fingerhütchen", das im ersten Abschnitt, im „Vorsaal" der Gedichte, steht, hört sich fast wie ein Selbstbekenntniß an. Da wandert ein Männlein über Berg und Thal:

Aber schon in jungen Tagen
Muß er einen Höcker tragen.

Das Volk läuft vor der unansehnlichen Gestalt des Kleinen weg, der überdies mit bösen Geistern im Bunde stehen soll. Da eines warmen Abends im Mondschein hört „Fingerhütchen" am Wege, wo er sich schlafen legen wollte, ein Klingen:

Silberfähre, gleitest leise —

aber der Gesang bricht jedesmal wieder ab, als wüßten die Elfen, die ihn anstimmten, nicht recht weiter, bis Fingerhut ihnen einen zweiten Reim zugerufen hat, den die lustige Schaar beglückt nachtrillert:

Silberfähre, gleitest leise,
Ohne Ruder, ohne Gleise.

Zum Dank für die reizende Erfindung nehmen dann die Elfen ihrem Vorsänger den Höcker vom Rücken fort und jubeln ihm ein: „Heil zum neuen Wesen" zu; und wirklich, Fingerhut kann am nächsten Morgen aufrecht nach Hause spaziren:

Und er tastet, tastet, tastet,
Unbebürdet! Unbelastet!
„Jetzt bin ich ein grader Mann!"
Jauchzt er ohne Ende,
Wie ein Hirschlein jagt er dann
Ueber Feld behende.

Sein kleines Kunststück hatte ihn erlöst und seiner verdrehten, unbeholfenen Person endlich zu einer richtigen und menschenwürdigen Gestalt verholfen. So fühlte sich auch Conrad F. Meyer von aller Noth befreit, als er merkte, daß er doch Lieder singen konnte; und er, der lange und verzweifelt durchs Leben geschwankt war, richtete in der Erkenntniß dieses seines Berufs — „Heil zum neuen Wesen" — das Haupt und den Nacken hoch, ja freudig empor:

Selig preist er Nacht und Stunde,
Da er sang im Geisterbunde —
Fingerhütchen wandelt schlank,
Gleich als hätt' er Flügel,
Seit er schlummernd niedersank
Nachts am Elfenhügel.

Nur war in Wirklichkeit der Lohn natürlich nicht so rasch wie hier im Märchen verdient und mit kleinen munteren Reimen war noch nicht viel gethan. Da hieß es anders arbeiten und nach der Melodie auch in der Hitze des Tages suchen gehen, nicht bloß unter der Gestalt des märchenhaften „Fingerhütchens" im kühlen Mondenschein, wo einem die süßen Lieder wie vom Himmel zufallen. Und wie dieser Dichter zu arbeiten wußte und mit welchem Erfolg, das mag uns die Lebensgeschichte einiger seiner Lieder zeigen, die wir von den „Romanzen" 1870 bis zu der Ausgabe in den „Gedichten" von 1882 an verfolgen wollen.

Da finden sich in der alten Sammlung zwei Strophen unter dem Titel „Der Erntewagen":

Nun des Tages Gluthen starben,
Mischen alle zarten Farben
Sich am Himmel golden klar.
In die Helle seh' ich ragen
Einen hohen Erntewagen,
Den umeilt der Schnitter Schaar.

Dunkle Arbeit lichtumgeben!
Nächtige Gestalten heben,
Schichten letzte Garben leis,
Und des Abends Feierstunde
Schmückt mit heilig gold'nem Grunde
Müder Arme späten Fleiß.

So hat also der Dichter vor Jahren an einem Sommerabend ins Feld gesehen, als draußen die Schnitter nach Untergang der Sonne noch bei der Arbeit, sich dunkel von dem nachleuchtenden Himmel abhoben; und was er in der ersten Strophe erblickte, das rundete sich zu einem Bilde ab, dem er dann in der zweiten die Erklärung folgen ließ. Die Scene wurde darin erweitert und zu einem Symbol für den Bund des Himmels und der Erde, Gottes und der Menschen gemacht, denn in der schweren Beschäftigung dieser Männer im Korn lag doch auch etwas großes und erhabenes, so daß sich der Himmel selbst ihrer annahm und für sie einen hellen Hintergrund schuf. In den letzten Worten des Gedichtes „mit heilig gold'nem Grunde" soll sich unsre

Phantaſie noch jener alten Gemälde erinnern, die in ähnlicher Weiſe alle guten und um Gott verdienten Menſchen farbig zu verklären liebten. Das war der ſchöne, zwar nicht ganz deutliche Ausklang des Gedichtes; aber gerade dieſer letzte Ton ſchwang mit der Zeit lebhaft weiter bis über den Anfang der ſchon beſtehenden Strophen hinweg; und aus dem Schlußmotiv, das nun auch die Ueberſchrift zu beherrſchen begann und ſie in die Worte „Auf Goldgrund“ wandelte, wurde ein neuer frommer Satz zur Einleitung gebildet. Nun iſt das Gleichniß deutlicher geworden, weil wir von dem Dichter wirklich zuvor noch vor die alten Gemälde und dann erſt hinaus aufs Feld geführt werden, ſo daß ſich die Uebereinſtimmung zwiſchen dem Bilde draußen in der Natur und dem Heiligenbild drinnen im Saal, zwiſchen den Menſchen, die hier wie dort vom Licht des Himmels gnadevoll umſtrahlt ſind, ganz von ſelbſt ergibt. So lautet das Gedicht zwölf Jahre ſpäter:

Auf Goldgrund.

Durch den Bilderſaal bin ich gegangen,
In dee letzten Stunde noch, der ſpäten,
Wa, von ſchimmernd gold'nem Grund umfangen,
Heil'ge mit gehobenen Händen beten.

Dann duechs blache Feld bin ich geſchritten
Letzter Sommeeabendgluth entgegen,
Und die heut das reife Korn geſchnitten,
Sah ich Garben auf den Wagen legen.

Raſch gedieh das Werk der braunen Arme,
Um den Schnitter und die dunkle Garbe
Flaß das Abendlicht, das glühend warme,
Mit der wunderbaren Goldesfarbe.

Unter Bürden ſchwankende Geſtalten
Lautlas in dee ſtillen Feierſtunde!
Müder Arme unermüdlich Walten,
Auch auf ſchimmernd heilig-gold'nem Grunde!

Das Gedicht iſt jetzt ſelbſt förmlich zu einem Bilde geworden, deſſen erſte und letzte Strophe den Vorgang in der Mitte umrahmen. Die doppelklingenden Reime der alten Faſſung haben ſich verſteckt, aber dafür ſchreiten die einzelnen Zeilen ſelbſt wundervoller einher. Der einfache Stoff iſt dabei freilich nicht ganz mit der Schlichtheit und Keuſchheit vorgetragen, wie wohl die mittelalterlichen Künſtler malen, auf die das Gedicht anſpielt. Die breiten Wendungen „In der letzten Stunde noch, der ſpäten“, „Letzter Sommerabendgluth entgegen“, und die Schilderungen in den Beiworten „das reife Korn“, „die braunen Arme“, „die dunkle Garbe“, „das glühend warme“ verwirren in ihrer Farbenſeligkeit den ruhigen Eindruck ebenſo wie der aufdringliche Gegenſatz in der vorletzten Zeile „Müder Arme unermüdlich Walten“ die Harmonie ein wenig ſtört. Das Gedicht entwickelte ſich deßhalb weiter; aus der erſten rohen Hülle war Aſchenbrödel heraus und vorderhand in ein zu weites Kleid hineingerathen, unter deſſen überladenem Schmuck die zarte Form des Leibes zu verkümmern drohte. Aber ein Jahr darauf in der zweiten Auflage ſah die Sache endgültig anders aus:

Ins Muſeum bin zu ſpäter
Stunde heut' ich nach gegangen,
Wa die Heil'gen, wa die Betee
Mit den gald'nen Gründen prangen.

Dann durchs Feld bin ich geſchritten
Heißer Abendgluth entgegen,
Sah, die heut das Korn geſchnitten,
Garben auf die Wagen legen.

Um die Laſten in den Armen,
Um den Schnitter und die Gaebe
Floß der Abendgluth, der warmen,
Wunderbare Galdesfarbe.

Auch des Tages letzte Bürde,
Auch der Fleiß der Feierſtunde
War umflammt aon heil'ger Wüebe,
Stand auf ſchimmernd gald'nem Grunde.

Die unnöthigen Zierathen ſind jetzt fortgefallen, die Linien zuſammen gezagen und die fünffüßigen Trochäen ſind, um eine Hebung verkürzt, zu der Länge der Zeilen im erſten Entwurf zurückgekehrt: „Nun des Tages Gluthen ſtarben“ war einſt breiter abgelöst „Durch den Bilderſaal bin ich gegangen“, jetzt aber viel einfacher beſchloſſen worden: „Ins Muſeum bin zu ſpäter“. Der Tauſch der Worte „Muſeum“ ſtatt des geſpreizten „Bilderſaal“ iſt außerordentlich wirkungsvoll, denn dieſer Name weckt gleich die Stimmung jener Orte, wo man alte und werthvolle Sachen aufgeſpeichert weiß. In der dritten Strophe fehlen jetzt auf einmal alle Farben für die Dinge auf Erden; da iſt nur noch von „den Laſten in den Armen“ und von der „Garbe“ die Rede, um dieſe dann deſto voller in die Beleuchtung des Himmels in „der Abendgluth, der warmen, wunderbare Gottesfarbe“ rücken zu können. Das Gedicht iſt auf einen etwas alterthümelnden Ton geſtimmt; eine gewiſſe Steifheit liegt in der gleichmäßigen Anordnung der Redetheile der letzten Strophen, „Um die Laſten“, „Um die Schnitter“; „Auch des Tages“, „Auch der Fleiß“, und in dem Doppelſchluß der Verben: „War umflammt“, „Stand auf ſchimmernd“ — als hätte der rührend unbehalfene ſtrenge Pinſelſtrich alter Heiligenmaler hier genial in die Poeſie übertragen werden ſollen. Dieſe Faſſung behielt das Gedicht in allen ſpäteren Auflagen bei: denn Form und Inhalt konnten nicht beſſer mit einander verſchmelzen als wie es dem Dichter hier beim dritten und letzten Wurf ſeines Liedes von der „Verklärung der Arbeit“ gelungen war.

Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. phil. Ernſt F. Müller: Irrenärzte auf Irrwegen. Offener Brief an Hrn. Univerſitätsprofeſſor und Medizinalrath Dr. C. Wernicke in Breslau, betreffend den Fall Müller (Breslau). Dresden-A. 1899 im Selbſtverlag des Verfaſſers. — Der Arzt und Sachverſtändige wird Kenntniß nehmen müſſen von dem vorliegenden Brief, wenn er der Vorgeſchichte des Falls ſchon Aufmerkſamkeit in der Fachzeitſchrift (Allgemeine Zeitſchrift für Pſychiatrie) geſchenkt hat. Die Lektüre wird anregen, den wiſſenſchaftlichen gutachtlichen Aeußerungen hervorragender Pſychiatee, die bei Beurtheilung eines Falles differirende Urtheile abgegeben haben, nachzugehen. Pſychiatriſche Vorbildung iſt freilich erforderlich, um in pſychiatriſchen Dingen zu urtheilen; ſo wird der Laie derartige Mittheilungen als intereſſante und aufregende Schrift zur Hand nehmen, wird ſie aber, weil er die Schrift nicht beurtheilen kann, bald beiſeite legen. — Der Angegriffene in ſeinee Wiſſenſchaft hochverdiente Gelehrte hatte in einer irrenärztlichen Vereinsſitzung ſeine Ueberzeugung auseinander geſetzt, ſo daß auf das Vorliegende keine weitere Replik zu erwarten ſein dürfte. Dr. v. Noorden.

* Die Verſuche, die vorige Woche von dem Erfinder Marconi mit der drahtloſen Telegraphie zwiſchen Boulogne und South Foreland, auf eine Entfernung von 50 km, über den Kanal mit dem beſten Erfolg veranſtaltet worden ſind, haben namentlich in England Staunen und allgemeine Aufmerkſamkeit erregt. Die Verſuche gingen, wie wir dem „Schwäb. Merk.“ entnehmen, von South Foreland und von Frankreich nach dem Leuchtſchiff von Goodwin Sands. Von dem ſehr einfachen Apparat, deſſen Koſten ſich auf nur

2000 M. belaufen, gehen bloß 50 m Kupferdraht aus, die sich um eine Stange winden. Auf der anderen Seite werden die elektrischen Wellen durch einen solchen Draht aufgefangen und dem Apparat zugeführt, der sie in telegraphischen Kodezeichen auf Streifen druckt, mit der Schnelligkeit von 12 bis 18 Worten in der Minute. Marconi berechnet die nothwendige Länge des Drahts für die Uebermittelung durch die Leere auf Entfernungen von $1^1/_2$ km mit 6—7 m, auf 65 km mit 10 m, auf 130 km mit 25 m u. s. w. In den „Times" verbreiten sich zwei bekannte englische Gelehrte, der Physiker Fleming und Hr. Flood Page, die Beide den Versuchen beigewohnt haben, mit großer Begeisterung über die Wirkung des Marconi'schen Systems. „Ein Wächter auf dem Leuchtthurm von South Foreland", schreibt Fleming, „kann im tiefen Schlafe liegen, wenn die Glocke tönt; dann kann er sofort das Rettungsboot in Ramsgate anrufen, um es, wenn nöthig, dorthin zu senden, wo dessen Dienste erfordert sind, und dazu genügen nur einige Sekunden." Freilich ist bis jetzt noch kein Mittel erfunden, um die elektrischen Wellen so zu isoliren, daß sie in dem Bereich von zwei Apparaten nicht auch andere Apparate in diesem Bereiche treffen. Allein darin liegt nach Fleming kein unüberwindliches Hinderniß, und man könnte dazu gelangen, daß eine anrufende Stelle über die angerufene so genau unterrichtet wird, wie ein Zimmerkellner im Gasthof bei einem Blick auf die Tabelle über die Herkunft des Glockenrufes Bescheid weiß. Spätere Erfindungen, vielleicht auch Verordnungen der Behörden über den Gebrauch der Aethertelegraphie, können verhindern, daß der amtliche Empfänger durch Botschaften von unberufenen Personen gestört wird. Praktisch ist erreicht, daß, wenn in einem Bereich nicht mehr als zwei Stationen bestehen, sie frei und regelmäßig durch Aetherwellensignale, die an senkrechten Stangen aufgefangen werden, miteinander verkehren können, und zwar mit der Sicherheit, daß dies bei jedem Zustand der Luft, bei Dunkelheit oder Sturm möglich ist. Der Gelehrte bemerkt noch, daß, wenn auch noch manches zu vervollkommnen bleibt, man doch zu der Ueberzeugung gelangt, daß „weder eine täuschende Kritik noch die amtliche Schläfrigkeit weitere Verbesserungen verhindern werden". Die drahtlose Telegraphie werde der Drahttelegraphie keinen Abbruch thun, denn jede habe ihre besondere Aufgabe, und die Allgemeinheit könne mit Recht verlangen, daß die Möglichkeit, durch die Aetherwellentelegraphie die Sicherheit auf See zu erhöhen, vollständig ausgenutzt werde. Bei seinen ungeheuren Interessen an der Schiffahrt dürfe England sich nicht überflügeln lassen. Hr. Page hält auch dafür, daß die unterseeischen Kabel entbehrlich werden könnten, wenn sich nachweisen ließe, daß das Marconi'sche System auf Hunderte und Tausende von Meilen verwendbar sei. Als im Jahre 1877 ein Dutzend Fachleute in Paris die Versuche mit den Jablochkow'schen Kerzen beobachtete, ahnte keiner von ihnen, daß 22 Jahre danach in England etwa 100 Millionen Pfund Sterling in der elektrotechnischen Industrie angelegt sein würden. Für das Marconi'sche System kommt es nach Page jetzt sehr viel auf die Stellungnahme des Staates an. Es sei zu hoffen, daß die Postverwaltung es nicht in das Monopol für Telegraphie einschließen werde.

w. Ueber die Samenentwicklung der Lilie hat Guignard in der letzten Sitzung der Académie des sciences zu Paris sehr interessante Mittheilungen gemacht. Man hatte bis jetzt angenommen, daß die Befruchtung dadurch zu stande käme, daß bei der Berührung mit den Fruchtknoten die eine der beiden männlichen Staubgefäßzellen befruchtend wirke, während man für die andere keine Erklärung hatte. Guignard, dessen Beobachtungen nach seiner Mittheilung von einem russischen Gelehrten in unabhängiger Forschung bestätigt worden sind, fand, daß die andere Zelle in den Fruchtknoten sich mit einer besonderen Masse verbindet, aus welcher Vereinigung das zur Ernährung des Embryo nöthige Eiweiß hervorgeht. Diese Nährquelle hat so viele bemerkenswerthe Eigenarten mit denen der höheren blüthenlosen Pflanzen gemein, daß nun ein ganz neues Bindeglied zwischen Blüthenpflanzen und Gefäßkryptogamen gefunden ist.

* 28. Chirurgen-Kongreß. Die Zahl der Vorträge und Demonstrationen, die für den letzten Verhandlungstag (Sonnabend, 8. April) aufgespart blieben, war zu groß, als daß eine besondere Frage ausdrücklich in den Vordergrund hätte treten und ausführlich diskutirt werden können. Wir geben deßhalb nur eine kurze Uebersicht über die Hauptvorträge, die übrigens auch von den Rednern nur in ihren Grundlinien ausgeführt werden konnten und in ihren Einzelheiten erst in den Versammlungsprotokollen erscheinen sollen. Dr. Manegoldt (Dresden) stellt Kranke vor, bei denen er schwere Verengerungen und Defekte des Kehlkopfs durch Einpflanzung von Stücken aus dem Rückenknorpel geheilt hat. Krause (Altona) und Garré (Rostok) behandeln die operativen Eingriffe zur Heilung schwerer Gesichts- und Hinterhauptsneuralgien, Martens (Berlin) spricht über Lungenhernien, Wilms (Leipzig) über die Entstehung und pathologische Anatomie der Mischgeschwülste der Nieren, Krause (Altona) über die Anwendung überhitzter Luft bei Gelenkentzündung, Gicht und rheumatischen Gliederschmerzen u. a. m. — In der Nachmittags- (und Schluß-)sitzung kam zunächst die Frage der Nierenchirurgie, angeregt durch einen Vortrag des Professor Krönlein (Zürich) zur Sprache, dann berichtete Dr. Nötzel (Königsberg) über seine Versuche, durch künstlich heraorgerufene Blutstauung die Keime des Milzbrandes zu tödten; Dr. Borchardt (Berlin) führte einige Präparate von Schlagadererweiterung und Dr. Longard (Aachen) eine neue Maske zur Aetherbetäubung vor. Ferner sprachen Dr. Vulpius (Heidelberg) über seine Erfahrungen mit der Sehnenüberpflanzung bei Lähmungen und Krampfzuständen, Dr. Sultan (Göttingen) über Daemknöpfe, die durch Auffangung verschwinden, Dr. Francke (Braunschweig) über einige chirurgisch wichtige Nachkrankheiten der Influenza, wie Knochenentzündungen, Bänder- und Gelenkerkrankungen, Blinddarmentzündungen u. s. w. Nach Vorführung mehrerer neuerer chirurgischer Apparate und Verbandeinrichtungen wird darauf der Kongreß mit einer Dankesäußerung an den Präsidenten Professor Hahn für seine umsichtige Leitung geschlossen.

K. **Rostock**, 9. April. Das Sommersemester an der hiesigen Universität wird am 15. d. M. eröffnet werden. In dem akademischen Lehrkörper ist insofern eine Aenderung eingetreten, als Prof. Dr. Wachenfeld die Professur v. Hippels übernimmt. Die Professur Diehts ist bis jetzt noch unbesetzt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. J. Nodee: Die Lohengrin-Sage und ihre poetische Gestaltung. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) 1899. — Dr. E. Roth: Ueber blüthentragende Schmarotzerpflanzen. Ebenda 1899. — Professor Rich. Foerster: Die Aula Leopoldina der Universität Breslau. Rede. Breslau, M. u. H. Marcus 1899. — Dr. F. E. Koldewey: Justus Georg Schottelius. Ein Beitrag zur Geschichte der Germanistik. Wolfenbüttel, Jul. Zwißler 1899. — Der Krieg der Zukunft. Auszug aus dem gleichnamigen russischen Werke des Staatsraths Johann v. Bloch. Hggb. vom Münchener Komitee für Kundgebungen zur Friedenskonferenz. Berlin, Vita, deutsches Verlagshaus 1899. — A. Moelter-Bruck: Die moderne Literatur in Gruppen u. Einzeldarstellungen. Bd. II. „Rentrenet" Berlin und Leipzig, Schuster u. Loeffler 1899. — L. Ganghofer: Meerleuchten. Schauspiel. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 1899. — G. Stier: A Paris. Hülfsbuch f. Deutsche, welche nach Paris reisen. Berlin, Leop. Zolki 1899. — J. D. Garnier: Zur Entwicklungsgeschichte der Novellendichtung Ludwig Tiecks. Gießen, Emil Roth 1899. — Herm. Heiberg: Durchbrochene Dämme. Roman. Berlin, Otto Janke 1899. — Gust. Müller-Mann: Minne- und Malerfahrten. Erzählungen. Dresden und Leipzig, C. Pierson 1899. — Flora Kandler: Wogen des Lebens. Zwei Novellen. Ebd. 1899. — Mittheilungen zur Geschichte des Heidelberger Schlosses. Hggb. vom Heidelberger Schloßverein. Band IV, Heft 1. Heidelberg, Karl Groos 1899. — Friedr. Thudichum: Kirchliche Fälschungen. II. Der Brief an die Hebräer. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn 1899.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Mittwoch, 12. April. Nummer 83.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Der Volksschullehrer auf dem Lande. I. Von M. Martin. — Zur Technik und Entwicklung der Gedichte Conrad Ferdinand Meyers. II. Von Privatdozent Dr. Kraeger. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der Volksschullehrer auf dem Lande.

I.

„Hinaus aufs Land!" So lautet jetzt die Parole der politischen Parteien Deutschlands. Es ist hier aber nicht der Ort, nach den berechtigten oder unlauteren Beweggründen zu forschen, warum die politische Agitation auch auf das sonst so stille friedliche platte Land übertragen, warum der Landmann ebenfalls in den geistigen Bann einer Partei gezogen, warum allerlei Unkraut, das in den Großstädten und ihren Vorstadtdörfern schon mächtig emporschießt, in Zukunft von kundiger Hand sorgsam auch in der Provinz angebaut werden soll. Angesichts dieser Bestrebungen dürfte es jedoch gegenwärtig angezeigt sein, die Aufmerksamkeit auf einen Mann zu lenken, der oft genug berufen ist, einen festen Damm gegen unberechtigte Klassenverhetzung, gegen Volksverführer aller Art, gegen die heraufbrausende Hochfluth kultur-, reichs- und religionsfeindlicher Tendenzen zu bilden, und in Zukunft vielleicht eine größere politische Rolle zu spielen bestimmt ist, als es bisher der Fall gewesen sein dürfte, vorausgesetzt, daß er auf einer etwas höheren Warte bereits zu stehen gewöhnt ist.

Es ist der Volksschullehrer auf dem Lande.

Von ihm, dem bescheidenen Manne, von seinem oft so anmuthigen Dorfe, von seiner stillen Arbeit unter seinen kleinen und großen Dorfbewohnern, von seiner nicht allzu gering anzuschlagenden kulturgeschichtlichen Mission sei in folgendem die Rede.

Stadt und Land! Welche Fülle von Gegensätzen liegt in diesen beiden Worten. Stadtlehrer und Landlehrer! Wie verschieden ist doch ihr Wirken, trotzdem Beide denselben Bildungsgang durchschritten, im Seminar auf einer Bank nebeneinander gesessen haben. Ja oft ist der, von dem man es am wenigsten erwartete, draußen auf einem stillen Dörfchen, abseits vom Markte des Lebens gelegen, sitzen geblieben und pflegt in beschaulicher Ruhe seines verantwortungsreichen Amtes, sitzt in der Woche auf dem Katheder seiner einfachen Dorfschule und Sonntags auf der Orgelbank des ländlichen Gotteshauses, verkehrt im übrigen mit seinen Landleuten und nimmt theil an Leid und Freud seiner Dorfbewohner, die ihn als treuen Markgenossen achten und ehren, obgleich er eigentlich ein Fremdling unter ihnen ist und das Schulhaus nur zu Lehen trägt. Nur selten huscht ein Schatten von Unmuth über sein Gesicht, wenn er hört und sieht, daß in der Stadt doch so manches besser ist als auf seinem Dorfe, nur selten bemächtigt sich seiner eine gewisse Unzufriedenheit, wenn er daran denkt, daß die große Stadt doch unendlich mehr biete als das einsame, abgelegene Dorf. Er opfert sich zum Wohle des Ganzen weiter auf. Anders liegt es bei dem Hülfslehrer, der auch hinaus aufs Land gesendet worden ist, aber nicht in ein Rustikal-, sondern in ein Industrialdorf. Er findet, was er nicht finden will, sehr oft die Schattenseiten einer großen Stadt, nie aber, oder höchst spärlich die Vortheile derselben, ebenso kärglich aber ist es mit den Lichtseiten des eigentlichen Dorfes bestellt. Nur wenige Jahre genügen, um dem Lehrer dieses Landleben vollständig verhaßt zu machen. Er ist schließlich froh, wenn er seinen Einzug so bald als möglich in die große Stadt halten kann. „Lage und Umgebung thun viel zur Sache", sagt Jean Paul. Es kommt allerdings sehr darauf an, wohin der erste Flug aus dem Seminar geht; auf ein reiches Aehrenfeld oder auf einen dürftigen Acker, und der erste Eindruck ist der nachhaltigste. Die ersten Amtsjahre sind meist entscheidend, und nur in seltenen Fällen wird ein Lehrer, der eine längere Reihe von Jahren auf dem Lande gewirkt, doch noch fahnenflüchtig werden und sich nach der großen Stadt wenden, in den meisten Fällen mit Rücksicht auf seine heranwachsende Familie und die Ausbildung der Söhne. Wohl ihm aber, wenn er wenigstens auf eine Reihe von Jahren der Landpraxis zurückblicken kann. Die letztere bleibt ihm stets eine kostbare Erinnerung. Freilich kann man sich keinen größeren Gegensatz denken, als ein Gemeinwesen, welches Millionen für Schulzwecke verausgabt und eine Gemeinde, bei der das Schulbudget in Einnahme und Ausgabe mit 2—3000 M. balancirt und diese Summe von den biederen Landleuten noch als riesig bezeichnet wird im Vergleich zu früheren Jahrgängen, da der Schulmeister seine Groschen selbst einkassirte und die Bezüge desselben oft im Ertrage des Feldes, in Getreide oder in Schuldezem, in Kirmeßkuchen oder Würsten bestanden, woraus wieder eine gewisse Abhängigkeit des Lehrers von den einzelnen Gemeinde-Insassen resultirte, die nicht geeignet war, das Standesbewußtsein zu fördern, sondern vielmehr dazu beigetragen hat, daß seine Person zur Karikatur herabgewürdigt wurde und der Dorfschulmeister in Wort und Lied bis auf unsre Tage zu einer ziemlich traurigen Rolle verurtheilt war. Dieser antiquirte Standpunkt des Lehrers auf dem Lande, auf dem aber weit bis in unser Jahrhundert hinein sich noch einzelne Exemplare befanden, hat sich zugunsten des Lehrers bedeutend gehoben, und man könnte von einem Dorfschulmeister alten Stils und von einem modernen Landlehrer reden, der dem Stadtlehrer gegenüber vollkommen ebenbürtig dasteht, an den vielleicht noch größere Anforderungen gestellt werden, als an den letzteren. Und so steige denn vor unsrer Seele das echte und rechte Bild einer Dorfschule auf. Denken wir zurück an die goldene Schulzeit, da wir noch draußen saßen in der Dorfschule, da in der Landschule ein oft recht solider Grund gelegt wurde zu unserm Wissen und Können, zaubern wir vor unser geistiges Auge ein liebes Bild der Vergangenheit, ein weinumranktes Häuschen, davor ein Blumen- und Gemüsegarten, dahinter ein Grasgarten, mit Obstbäumen bepflanzt, wie eben der würdige Kantor, nachdem er die lange Pfeife in Brand gesetzt, sich nach gethaner

Arbeit in sein Gärtchen begibt, um die herrlichen Rosenstöcke mit prüfender Miene zu betrachten, während die Frau Kantorin von ihrem selbsterbauten Kohl die häßlichen Raupen ablest. Vielleicht ist der alte Schulmeister in seinem Rosengarten das Bild unsres seligen Vaters, die geschäftige Frau Schulmeisterin das getreue Seitenstück zur Frau Tamm aus Voß' 70. Geburtstage, das Abbild unsrer guten, längst heimgegangenen Mutter, denn es hat in manchem Landschulhause die Wiege eines braven Lehrers, eines wackeren Theologen, eines angesehenen Professors, eines ausgezeichneten Juristen, ja vielleicht selbst die eines Staatsministers gestanden. Und stehen die beiden Alten uns auch nicht so nahe, haben wir als Kinder keine Dorfschule besucht, ja sollte selbst der bedauerliche Fall eintreten, daß wir nie das Leben und Treiben einer richtigen Dorfschule je kennen gelernt hätten, so wird doch unsre Phantasie so viel Kraft besitzen, das skizzirte Bild derselben zu fixiren. Um aber einigermaßen Ordnung zu halten bei der Fülle der sich herandrängenden Gedanken über Dorfschule, Landlehrer, Bienen- und Rosenzucht, Leichensingen und Gewatterbriefeschreiben, so wollen wir uns zunächst an das Objekt halten, uns das Land mit seinen Licht- und Schattenseiten betrachten, sodann zum Subjekt übergehen, zum Lehrer, der auf diesem geschilderten Grund und Boden wirkt und vor allen Dingen zeigen, wie er zu wirken hat, wenn er seine große Mission richtig erfüllen will. Man spricht oft und gern von der Bedeutung des Pfarrhauses auf dem Lande, von seiner eminenten Bedeutung in kultureller Beziehung. Es ist sehr richtig. Dieses Haus kann zum Segen einer ganzen Gemeinde werden und hat schon oft in Segen gewirkt, aber es hat auch Pfarrhäuser gegeben, die der Gemeinde gegenüber vollständig indifferent dagestanden haben. Es kommt ganz auf die Person des Pfarrers an. Genau so beim Schulmeister. Wir wollen getrost neben das Pfarrhaus das Schulhaus setzen, denn viele Dörfer haben kein Pfarrhaus, wohl aber ein Schulhaus, und selbst wenn beide am Orte sind, so bleibt für beide Theile noch genug übrig zu thun. Beide sind die Kulturträger auf dem Lande. Ach, gäbe es in den deutschen Landen allezeit recht viel ehrwürdige Pfarrer von Grünau und redliche Tamms, gäbe es immerdar solche Pfarrer- und Schulmeisterfiguren, wie sie Jean Paul so köstlich gezeichnet, es würde um das deutsche Landvolk recht wohl bestellt sein. Die Person ist und bleibt die Hauptsache. Sie muß es freilich verstehen, das vorhandene Material zu verarbeiten. Wie? Davon später. Zunächst also das Material, das Objekt.

Ein Dorf! Welcher Reichthum an Poesie tritt uns in ihm entgegen. Wie wenig sind doch dürftige Worte imstande, den Reiz zu schildern, der in ihm verborgen liegt. Welcher eigenthümliche Zauber umweht uns, wenn wir von der Höhe herab die ländlichen Häuser inmitten lieblicher Bäume und Gärten erblicken, mit welchen heitereren Empfindungen schreiten wir die stille Dorfgasse entlang, bis wir unter der schattigen Linde Halt machen und ein einfaches Mahl uns köstlicher mundet als daheim die leckerste Speise. Wie lacht uns alles an, was wir sehen, die bausbackigen Kinder in primitivster Toilette, das alte, wacklige, mit Stroh gedeckte Haus, der mit dem Erntesegen beladene Wagen, der zur Scheune fährt, der reichlich tragende Apfelbaum. Das Herz geht auf bei all der Lust und Herrlichkeit. Und ist etwa gar unter den hinter dem grünen Laub sich versteckenden Bäumen ein Haus, welches uns näher steht als die anderen Häuser des Dorfes, erblicken wir da drüben unser Vaterhaus oder das Haus, aus dem die Gattin stammt oder ist es ein Haus, in welchem wir als Kinder oder Schüler oft eingekehrt sind, sehen wir noch den Zaun, über welchen wir so oft geklettert sind, den Birnbaum, der uns manche Frucht geliefert, obgleich er nicht auf unserm Grund und Boden stand, den Stall, aus dem wir die Pferde zogen, um mit dem Vater oder Onkel zur nahen Stadt zu fahren, die Laube, in der wir manche Semmelmilch verzehrt, die Bank vor der Thür, auf der wir manchmal gesessen, dann, ja dann eilen wir wohl schnell hin zu den geliebten Plätzchen und schwelgen in der Erinnerung an die selige Kindheit. Das Dorfkind hat ein Vaterhaus, das Stadtkind entbehrt es in den meisten Fällen, und selbst wenn die Eltern nicht nomadisirend umherziehen, sondern in der glücklichen Lage sind, ein Haus ihr eigen zu nennen, so sieht das Nachbarhaus genau so aus wie das elterliche Haus, die ganze Straße ist poesielos, nüchtern. Mit welcher Gewalt zieht es uns daher an schönen Tagen hinaus ins Freie, auf die sonnige Flur, durch den dunklen majestätischen Wald, hinein ins Dörfchen. Wie gern pilgern wir an freien Nachmittagen von einem Dorf zum andern, durch Dörfer, die oft schon keine rechten Dörfer mehr sind, da die Stadt sich ihnen zu sehr genähert hat. Wie froh sind wir, wenn die Ferienzeit gekommen und wir der geschäftigen Unruhe der großen Stadt entfliehen können, um draußen eine Sommerfrische aufzusuchen, deren beschauliche Ruhe so wohlthätig auf unsern Organismus einwirkt. Wie glücklich sind die Ferienkolonisten, die die oft feuchte Souterrainwohnung mit Gottes freier Natur vertauschen können, wenn auch nur auf wenige Wochen. Diesem poetischen Hauche, der über dem Dorfe liegt, verdankt darum ja manche herrliche künstlerische Schöpfung ihr Dasein. Wie gern macht der Maler einen Gang durchs Dörfchen, mit welcher Freude skizzirt er hier, zeichnet er dort, bald ein Haus, bald eine Gruppe Kinder, bald die Kirche des Dorfes mit der stattlichen Pfarre und dem friedlichen Gottesacker, wie oft besingen alte und neue Dichter das Landleben und nehmen gern zu Helden ihrer Geschichten die kernigen Gestalten des Dorfes, ja selbst der Musiker ist bemüht, in symphonischen Dichtungen das Erwachen heiterer Empfindungen bei der Ankunft auf dem Lande kund zu geben. In dem Landleben steckt unstreitig ein Fond von Dingen, die zum irdischen Lebensglück höchst nothwendig sind: einfache Lebensweise, Verkehr mit der Natur, vorwiegend körperliche Beschäftigungen, relative Ruhe, ein gewisser konservirender Zug und dadurch bedingte Gleichmäßigkeit, Dinge, die alle geeignet sind, eine kräftige, blühende Gesundheit zu erzeugen, und in diesem gesunden Körper wohnt zumeist auch eine gesunde Seele.

Wir kommen von der Staffage auf das Publikum, welches sich innerhalb dieses Rahmens bewegt und thun einen prüfenden Blick in das Familienleben des Landmanns, auf seinen Charakter und auf damit zusammenhängende Sitten und Gewohnheiten, gute und üble. Es ist ein anderes Material, aus dem der Bauer mit Weib und Kind besteht, ein anderes als das, aus dem der Städter gebildet ist. Meist steckt eine Fülle physischer Kraft in dem Landbewohner, wohl geeignet, ihn zum Herrn über die Thiere zu machen, die er im Stalle zieht, geeignet, schwere körperliche Anstrengungen zu ertragen, geeignet, seine Söhne zu kräftigen Vaterlandsvertheidigern heranwachsen zu lassen, wohl aber auch geeignet, diese Kraft gegenseitig zu erproben; und gewaltthätige Ausbrüche von Roheit sind daher auf den Dörfern nicht allzu selten, und manche Landgemeinden sind wegen Schlägereien und Raufluft in üblem Ruf. Und trotz dieser oft strotzenden Gesundheit könnte die eigentliche Gesundheitspflege, wie sie das Reichsgesundheitsbüchlein in großen Zügen lehrt, oft eine weit bessere sein als sie es thatsächlich ist. Die Reinlichkeit in Haus und Hof, am eigenen Leib läßt oft zu wünschen übrig. Bäder wendet man selten an. Die Fenster der Wohn- und Schlafräume werden kaum geöffnet, so daß die Luft innerhalb der Häuser

Digitized by Google

oft ebenso schlecht ist, wie sie vor dem Hause gut ist. Man öffnet sie nur dann, wenn Jemand gestorben ist. Die Krankheiten der Menschen werden oft vernachlässigt. Der Thierarzt wird eher geholt als der verständige Arzt des Menschen, der ja allerdings auf dem Lande kostspieliger ist als in der Stadt. Hausmittelchen sollen seine medizinischen Kenntnisse ersetzen. Vor Arzt und Apotheke hat der Bauer oft eine solche heilige Scheu, daß er lieber zu einem Quacksalber und Kurpfuscher, zum Kräutermann oder zur Streichfrau schickt. Erst dann, wenn deren Mittel nicht anschlagen, wird zu einem wirklichen Arzt geschickt, der aber nun nicht mehr helfen kann, da es zu spät ist. Es hängt dies zum Theil mit der Scheu des Landmanns vor'm Geldausgeben zusammen. Der Städter lebt in der Hauptsache leichtlebiger. Bei ihm heißt's: „Leben und leben lassen." Der Bauer denkt meist anders und übertriebene Sparsamkeit, fast Geiz, sind auf dem Lande häufiger zu finden als in der Stadt. Dabei wollen wir den Landmann nicht etwa durchgängig als besonders guten Finanzmann hinstellen. Mancher häuft Vorräthe auf Vorräthe, um bessere Zeiten abzuwarten und muß dann sehen, wie alles verdirbt. Er versichert weder das Vieh, noch die Ernte, weder die Gebäude noch die Feimen und muß erleben, daß das eine oder andere oder alles vernichtet wird. Wächst aber sein Wohlstand zusehends, so wird er leicht zum Geldprotzen, der mit sonveräner Verachtung auf Alle herabsieht, die nach seiner Meinung weniger gelten als er. Im allgemeinen erscheint der Landmann auf den ersten Blick als wenig geeignet zu näherem Umgange. Seine Schale ist rauh, und doch ist beim deutschen Bauer ein edler Kern in der harten Schale. Er ist wortkarg, denn sein Gedankenkreis ist beschränkter als der des Städters. Er erstreckt sich hauptsächlich auf seine Wirthschaft, auf Pferde, Kühe, Ochsen und Schweine, auf Saat und Ernte, auf die Witterung und höchstens — auf Gemeindeangelegenheiten. In noch engerer Sphäre bewegt sich das seelische Leben der Frau. Die harte Arbeit stumpft auch sie beizeiten ab. Daher machen auch die Kinder, wenn sie zur Schule gebracht werden, oft einen recht stumpfen Eindruck, und das ungewohnte Sitzen und Nachdenken macht ihnen im Anfang unendliche Mühe. Doch verschwindet gar bald die Unbeholfenheit, und die Bildungsfähigkeit des Landkindes ist durchaus keine geringere als die des Stadtkindes. Im Gegentheil ist das Landkind weit weniger zerstreut, als es das Stadtkind oft ist, in seiner erlangten Bildung jedoch gründlicher und nachhaltiger. Aus manchem armen Barfüßler und Kuhjungen, der jahrelang hinter der Herde hergelaufen und am Wiesenrande in der Sonne gelegen hat, ist noch ein großer Mann geworden, wenn nur Jemand gekommen ist, der den Edelstein aus dem rohen Kiesel herausgeschiffen hat. Aber eins muß noch als besondere Eigenthümlichkeit des Landmanns hingestellt werden, eine höchst schätzenswerthe Eigenschaft, d. i. die durch den innigen Verkehr mit der Natur bedingte große Achtung vor Gott und göttlichen Dingen. Der kirchliche Sinn ist beim Landmann ausgeprägter als beim Städter. Dieser Sinn ist Sache des Gemüths und wenn auch der Städter mehr weiß und versteht, da er mehr sieht und weit mehr angeregt wird, so bleibt dem Landbewohner in vielen Fällen das tiefere Gemüth. Die Leiden und Freuden des Lebens, denn diese sind es ja, die das Gemüth der Menschen erregen, werden hier auf dem Lande, wo die Verwandtschaft und Freundschaft so eng beisammen wohnt, wo alles verschwistert und verschwägert ist, wo der Nachbar und der Gevatter eine andere Bedeutung gewinnt als in der Stadt, von einem ganzen Gemeinwesen gleichmäßig getragen. Selbst beim Tode des kleinsten Kindes geht aus jedem Hause ein Leidtragendes mit zu Grabe. Die Leiche wird vom Leichenbitter überall angesagt, und man hält es für seine Pflicht, mitzugehen. Stirbt ein armer Taglöhner oder ein reicher Bauer, gleichviel, wer Zeit hat, geht mit hinüber an jenen stillen Platz der Todten. Wer aber sind die Träger, denn von einem Leichenwagen ist noch selten auf dem Lande die Rede. Niemand anders, als die Dorfinsassen selbst. Niemand entzieht sich dem Trägeramt. Das Landvolk begräbt seine Todten selbst. Versteht nun der Pfarrer, die zahlreiche Trauergemeinde, die am offenen Grabe erschienen, sei es aus wahrer Theilnahme am Trauerfall oder sei es dem herrschenden Gebrauche nach, man könnte es die Dorfetikette nennen, mit herzlichen Worten zu trösten, benutzt er die Gelegenheit, in klarer, verständlicher Rede die Samenkörner des göttlichen Wortes auszustreuen, so wird wohl noch manches Korn auf den harten Weg fallen, manches unter die Dornen und manches unter das Steinichte, aber ein Theil fällt gewiß auf guten Ackerboden und trägt gute Früchte. An Zuhörerschaft fehlt, es einem guten Landgeistlichen selten. Der zahlreiche Kirchenbesuch ist, wie schon angedeutet, zum Theil auf den Gebrauch zurückzuführen, und dieser fromme Brauch kann nicht leicht erlödtet werden, und wehe dem, durch den es geschieht. Wohl aber kann hier im Gotteshause der Hebel angesetzt werden, um das Gefühl des Guten und den Willen zum Bessern zu stärken. Freilich gibt es auch harte Gesellen, Meineidbauern, doch auch die härteste Schale hat schließlich einen Riß, durch welchen ein besserer Geist eindringen kann. Der erste Weg der Wöchnerin auf dem Lande ist noch vielfach der Weg zur Kirche, um Gott allein zu danken. Jedes Jahr, mindestens einmal, erscheint man am Tisch des Herrn. Eine Trauung füllt oft das Gotteshaus. Das Kirchweihfest und das Erntefest werden hoch gefeiert. Die Beziehungen der Gemeinde zur Kirche sind so vielfacher Art, und selbst ein weiter, ja stundenlanger Weg hält vom Besuch der Kirche nicht ab. Nicht umsonst hat der alte Ziethen Friedrich den Großen ermahnt, an dieser festen Säule der Volkswohlfahrt, des Staatsgebäudes, des echt deutschen Volkscharakters nie zu rütteln.

Das ist der Grund und Boden, auf den der Landlehrer gestellt wird. Wir sehen, es ist ein besonderer Acker, auf dem hier gepflügt wird. Nicht allein, daß die Landkinder andere sind als die Stadtkinder, auch die Eltern sind andere, und der Lehrer auf dem Lande soll, wenn er seine Aufgabe recht versteht, nicht bloß der Kinder Lehrer sein, sondern auch der Lehrer der Erwachsenen, wenigstens ihr Freund und Berather. Er soll mitten drin stehen im Dorfe, nicht als Schullehrer allein, sondern als Volkslehrer. Und als solchen sehen ihn auch die Gemeindemitglieder an. In erster Linie hat ihn die Gemeinde berufen, die Kinder des Dorfes zu unterrichten und zu erziehen. Dieser Aufgabe widme sich der Landschullehrer mit voller Kraft und versäume nichts, was zum Heile der ihm anvertrauten Kinderschaar dienen könnte. Er ist aber auch Administrator eines Grundstückes, welches der Gemeinde gehört und welches er bewohnt, solange er der Gemeinde dient. Dadurch wird er Gemeindemitglied, und als solches erwächst ihm die zweite schöne Aufgabe, zum Segen dieser seiner Gemeinde in allen Dingen zu wirken. Kommt er diesen beiden Pflichten nach, so gut und so schlecht er es imstande ist, ist er sich beider Forderungen bewußt und stets darauf bedacht, zum Wohl seiner Gemeinde zu wirken, so bleibt sein Andenken in Segen und wenn er auch nicht mehr unter den Lebenden weilt. Man hat gesagt: „Der Landschullehrer wohnt in einem gläsernen Hause." Wohlan, wenn das Haus aus Glas ist, so halte er auch dieses Haus rein, so thue er nur das, was er vor Gott und aller Welt verantworten kann. Stets erinnere er sich daran, daß sein Thun und Treiben immerdar beobachtet wird, nicht etwa in böswilliger Absicht, sondern auf Grund der naiven Anschauungsweise des

Digitized by Google

Volkes, welches in seinen Gesprächen lieber vom Pastor und Lehrer, vom Oberförster und Rittergutsbesitzer redet, als von Seinesgleichen. Ihre Figuren bleiben immer interessant, denn es sind nicht Kinder des Dorfes. Sie sind eingewandert, sie stammen aus anderen Sphären, und gar zu gern bespricht man bei jung und alt ihre Thätigkeit, ihre Gewohnheiten und Charaktereigenthümlichkeiten u. s. w. Hat der Lehrer einem Vergnügen im Wirthshaus vielleicht bis 2 Uhr nachts beigewohnt, so kann er sicher sein, daß am nächsten Morgen die ganze Gemeinde von dieser kleinen Extravaganz unterrichtet ist. Niemand macht etwa darüber abfällige Bemerkungen. Im Gegentheil wird durch die Gegenwart des Lehrers, einer Standesperson, der festliche Charakter des Vergnügens mehr hervorgehoben. Er hat gewissermaßen als Dekoration gedient. Bedeutend abgeschwächt wird aber dieser Eindruck, wenn das Aufliegen des Lehrers in der Gastwirthschaft zur Gewohnheit wird, wenn er regelmäßig zu den Gästen gehört, hinter denen der Wirth die Thür abschließt, wenn er zu den Nachteulen und Spielratten des Dorfes gezählt wird. Der Lehrer der Großstadt wird als Individuum in dieser Beziehung gewiß nicht kontrolirt. Hat er seinen Unterricht ertheilt, so verliert er sich im Strom der Menge, unbeachtet, unerkannt verschwindet er unter den Tausenden von Einwohnern. Der Landlehrer muß, wenn er seiner großen Aufgabe gerecht werden will, stets das Ziel im Auge haben, seiner Gemeinde in allem ein leuchtendes Vorbild zu sein. An ihm muß man die Tugenden eines thätigen Gemeindemitgliedes, eines soliden Staatsbürgers, eines guten Gatten und rechtlichen Familienvaters, eines umsichtigen Hausvaters wahrnehmen können, Tugenden, die gewissermaßen seine amtliche Thätigkeit einrahmen und das Ganze zu einem harmonischen Bilde gestalten.

Man hat auch ferner gemeint, man errichte zweierlei Seminare, solche, in denen Stadtlehrer vorgebildet werden und solche, in denen Landlehrer gebildet werden, weil an den letzteren Mann von der Gemeinde ganz andere Anforderungen gestellt werden, während der erstere in der Hauptsache nur seinen Unterricht ertheilt und schon mit der Erziehung weniger zu thun hat, weil er in den meisten Fällen weder Eltern, noch häusliche Verhältnisse kennt, auch das Kind in der Regel nur ein Jahr, höchstens zwei Jahre unterrichtet, um es dann weiterzugeben, offen und ehrlich gestanden, mehr oder minder nur ein Rad in der oft ausgezeichnet geführten Maschine ist, während der Landlehrer die Maschine selbst ist, wenngleich sie auch kleinere Dimensionen hat. Aber schon im Eingang ist gezeigt worden, daß jede Prädestination in dieser Beziehung, den Volksschullehrerstand gleich bei der Ausbildung zu scheiden, wenig zu empfehlen wäre; denn dem einen Lehrer, vielleicht zufällig aus der großen Stadt gebürtig, gefällt es auf dem Lande, unter seinen Bauern weit besser, als er es vielleicht je geahnt hätte. Er holt Versäumtes nach, treibt das, was ihm auf dem Lande mehr nutzt, Musik, Naturwissenschaft, Volkswirthschaft u. s. w., füllt in kurzer Zeit Lücken seines Wissens aus, welches er allezeit in den Dienst der Fürsorge für das allgemeine Wohl der Menschheit zu stellen bemüht sein soll, wirft manches andere, was zu seiner allgemeinen Ausbildung wohl beigetragen, gewissermaßen über Bord, kurzum, er wird ein kompleter Landschulmeister, fühlt sich wohl in seiner Stellung und ist ein ganzer Mann auf seinem verantwortungsreichen Posten. Ein Anderer kollidirt gleich im Anfang seiner Wirksamkeit mit der Bewohnerschaft, er verliert das Zutrauen und wird als stolz verschrieen, es beginnt ein Kampf, er unterliegt, räumt das Feld seiner Thätigkeit und flüchtet sich, dem dummen Bauernvolke grollend, in die große Stadt. Einem Dritten ist der Begriff „Dorfschulmeister" zu gering. Er hat keine Ahnung, was dazu gehört, ein richtiger Landlehrer zu sein. Auch er wendet dem Lande den Rücken. Sei dem, wie ihm wolle. Vorher läßt es sich schwer bestimmen, ob aus dem jungen Manne, der hinauszieht aus seiner Bildungsanstalt in die offenstehende Welt, einst ein guter Landlehrer oder ein geborener Stadtlehrer werden wird. Kurzum, wir nehmen an, der junge Mann wird ein Landlehrer. Er will sogar ein rechtschaffener Landlehrer werden. Er hat sich ein Ideal als Ziel gesteckt, und wer thut das nicht, so lange er noch jung ist. Das reale Leben bröckelt allein vom Ideal manches ab, so daß zuletzt nur noch die nackte Wirklichkeit übrig bleibt. Unser Leben ist nun einmal ein Mühlwerk, in dem zuletzt Jeder voll Staub und Resignation wird, wie Gustav Freytag sagt.

Wir sind vom Objekt zum Subjekt gekommen, von der Sache auf die Person, von dem Dorfe und seiner Bevölkerung auf den Lehrer. Wir betrachten zuerst das Wirken in der Schule und dann dasselbe außerhalb derselben; denn das eine soll er thun und das andere nicht lassen.

Zunächst einige Fachbemerkungen. Die einfache Volksschule des Landes sei zweiklassig oder vierklassig, selbst sechsklassig. Wir halten uns zunächst an den Dirigenten derselben, an den, der fast stets die Kleinsten und Größten unterrichtet, den Grund legt und das Werk krönt. Ist er allein im Dorfe, so ist die Sache sehr einfach. Er hat acht Jahrgänge zu unterrichten und vereinigt diese meist zu zwei Klassen. Ist seine Schule wohl im Stande, erwirbt er sich bei allen Revisionen die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten, den Hut ab vor ihm, denn er hat vielleicht die schwerste pädagogische Aufgabe gelöst, die je einem Lehrer gestellt werden kann. Sind zwei Kräfte da, so nimmt der erste Lehrer die oberste und unterste Klasse, ebenso beim Vorhandensein von drei oder vier Kräften. Die Mittelklassen verbleiben den anderen, meist jüngeren Lehrkräften, denn diese Klassen vertragen immer noch eher einen Wechsel des Lehrers, der leider oft genug eintritt, da jeder junge Mann das Bedürfniß fühlt, vorwärts zu kommen, in selbständigere, bessere Stellungen zu gelangen. Bei Vakanzen, militärischen Uebungen, eintretendem Lehrermangel muß fleißig kombinirt werden, Ueberstunden werden gegeben u. s. w.

M. Martin.

Zur Technik und Entwicklung der Gedichte Conrad Ferdinand Meyers.

Von Privatdozent Dr. Kraeger (Zürich).

II.

Ein anderes Gedicht „Im Walde" lautete einst:

Es flimmert in den Aesten,
Der Birke Stamm erblinkt,
Nun weiß ich, daß im Westen
Die Sonne purpurn sinkt.

Dort muß ein Meer von Gluthen
Der Abendhimmel sein,
Hier rinnt ein stilles Bluten
Um mich auf Moos und Stein.

Die Gesammtfärbung sieht wenig einheitlich aus, denn das „Flimmern" und „Blinken", womit wir doch die Vorstellung von hellen Lichtern verbinden, paßt nicht ganz zu der ins Rothe malenden Abendsonne. Schöner und anschaulicher ist dagegen das „stille Bluten" der Natur gesagt, wohl der Kern und die erste Eingebung zu dem Liede, die C. F. Meyer denn auch in der zweiten Fassung geschont hat. Dort heißt das Gedicht „Wund", weil sich jetzt plötzlich der Mensch hineindrängt, der die verfahrenden

Farben des Abendroths zu einem Sinnbilde seiner selbst machen möchte:

Zu Walde flücht ich, ein gehetztes Wild,
Indeß der Abendhimmel purpurn quillt,
Ich lieg und keuche. Zu mir rinnt herein
Ein stilles Bluten über Moos und Stein.

Das neue Gedicht ist aber für die am Ende doch lyrische Stimmung etwas grell, ja monumental gerathen und die Gleichung zwischen dem Menschen und der Natur so rasch verrechnet worden, daß man kaum folgen kann. Das Lied erweitert sich wieder und was es vorher nur zu errathen gab, das breitet es fortan in der letzten Phase seines Werdens in den beiden Fragen am Schluß zur Beantwortung vor uns aus:

Abendroth im Walde.

In den Wald bin ich geflüchtet,
Ein zu Tod gehetztes Wild,
Da die letzte Gluth der Sonne
Längs den glatten Stämmen quillt.

Keuchend lieg' ich. Mir zu Seiten
Blutet, siehe Moos und Stein —
Strömt das Blut aus meinen Wunden?
Oder ist's der Abendschein?

So ward die einfache Naturbeschreibung aus den „Romanzen“ zu einem ergreifenden Todesschrei in den Gedichten. Die Farben sind leidenschaftlich vertieft worden. Statt „Hier rinnt ein stilles Bluten“, das die Sonne beim Untergehen über den Boden ausgegossen hat — heißt es zuletzt intensiver, als hätten sich die inneren Quellen der Natur selbst schmerzvoll aufgethan mit dem einzigen kurzen Worte:

Mir zur Seiten
Blutet, siehe, Moos und Stein.

Bei „Der gegeißelten Psyche“ — es ist die Deutung eines alten Bildwerkes — greifen die Aenderungen nicht so durch. Das Gedicht weist nur einige wenige, aber interessante Varianten auf. Die Verse

Seh' ich blaß und lieblich eine
Psyche athmen in dem Steine —

werden, indem das Ich des Dichters ausscheidet und dafür ein kräftigeres Thätigkeitswort einspringt, in den Satz verwandelt:

Windet blaß und lieblich eine
Psyche sich im Marmelsteine.

Und in der dritten Strophe wirkt:

Jammernd scheint ihr Blick zu fragen

hinfort viel unmittelbarer in der einfachen, vom Hülfsverb „scheinen“ nun nicht mehr angezweifelten Thatsache:

Ihre Schmerzensblicke fragen.

Und statt

Soll der Himmel Dich begrüßen

tritt in diesem, einer antiken Statue geltenden Gedichte mit Recht später ein majestätisches Fremdwort auf:

Soll Dich der Olymp begrüßen.

Im zweiten „Erzählung“ genannten Abschnitt der „Romanzen und Bilder“, finden sich auch einige balladenhafte Gedichte, die mit der Zeit ebenfalls umgeschaffen und umgekleidet wurden. Nur eine Probe.

Die „Atalante“ trägt in sechs Strophen ein Ereigniß aus den Bürgerkämpfen des mittelalterlichen Italiens vor:

Perugia's Prachtpaläften
Sind die Geschicke gram,
An seinen Hochzeitfesten
Erblaßt der Bräutigam;
Sich selbst vertilgt im Hasse
Boglione's kühn Geschlecht,
Wild rast auf Markt und Gasse
Das tägliche Gefecht.

Der Streit ist zu Ende; und „Atalante“, die Mutter muß auf dem Markte unter den Verwundeten auch ihr zu Tode getroffenes Kind wiederfinden:

Sie löst des Panzers Spangen
Und hält den Sohn im Schoß,
Tief in die Brust gegangen
Ist ihm des Speeres Stoß.

Verzweifelnd starrt den Blassen
Sie an mit finstern Brau'n,
Verzweiflung will erfassen,
Die bang von fern es schau'n:
Kann nie der Fluch ermüden?
Muß Haß an Haß sich reih'n?
Darf nimmermehr es Frieden
In diesen Mauern sein?

Sie streckt die zorn'ge Rechte,
Ihr bebt die Lippe schon,
Dem eigenen Geschlechte
Den Untergang zu droh'n!
Still rieseln aus der Seite
Die Tropfen roth und warm —
Da sinkt der fluchbereite,
Der wild erhob'ne Arm.

Geschaut in diesem Bleichen,
Den sie umfangen hält,
Hat sie den Schmerzenreichen
Der bittet für die Welt!
„Sohn, bei der heil'gen Wunde,
Vergieb ihm, der dich traf!“
Ein Lächeln auf dem Munde
Sinkt er in Todesschlaf.

Wie Christus einst den Feinden verzieh, so vergibt auch hier der Sterbende seinen Mördern. Werthvoll ist in diesem Gedichte jener eine tiefe Blick der Mutter und ihre Vision vom Herrn, womit sie den eigenen Haß beschwichtigt und auch den Sohn noch zur Verzeihung überredet. Und an diese letzte Strophe knüpft nach zwölf Jahren die neue Fassung mit der Ueberschrift „Die Seitenwunde“ an, wo der Schwerpunkt der Handlung merkwürdig verschoben scheint. Die Feindseligkeiten werden knapp entworfen; die erste Strophe wird gleichsam selbst in zwei Parteien gespalten und der „Muse“ die „Meduse“, und der „Bräutigam“ seinen eigenen „Gästen“ schroff entgegengestellt.

Ueber ihre Thore stritt der Muse
Meißeln die Boglioni die Meduse
Und an ihren grausen Hochzeitsfesten
Kämpft der Bräutigam mit seinen Gästen.

Heute liegen wieder sie wie Garben:
Blutsgenossen, die, sich würgend, starben
Wo des Bruderhasses Fackel brannte
Sucht das Kind und findet's Atalante.

Die Mutter ist gekommen; die Rhetorik der ersten Vorlage schrumpft ein; nur vier kurze Zeilen lang verweilt sie an dem Körper ihres Kindes, aus dem das Leben bereits gewichen ist:

Niederstarrend, auf das Knie gesunken,
Hebt des Sohnes Haupt sie jammertrunken,
Drüber hebt sie die geballte Rechte,
Daß sie fluche diesem Mordgeschlechte . . .

So wurde die Personenzahl der Ballade beschränkt, und unsre Theilnahme nicht mehr durch den sterbenden Krieger von der Frau, die neben ihm kniete, abgelenkt. — Aber wie in der Musik wohl eine gewaltige Steigerung ganz plötzlich abbrechen und in eine sanfte, einfache Weise münden kann, so folgt auf den Sturm und auf die Leidenschaft dieser Strophe fast unmittelbar die Ruhe, als Atalante ihren Sohn, wie Christus, an der Seite getroffen sieht:

Ihrem Knaben steht die Seite offen,
Wo der Speer Longins den Herrn getroffen,
Ihres Knaben Haupt, ein blondes ist es,
Wie das dorngekrönte Haupt des Christes . . .

Wie des Christes Haupt ist's ein erbleichtes,
Auf die Schulter friedevoll geneigtes,
Haß und Fluch erlischt auf ihrem Munde,
Sie verehrt die heil'ge Seitenwunde.

Das ist jetzt wundervoll und anders als früher herausgearbeitet; das Bild, das die Frau zu sehen glaubte, die Personenverschiebung, wird jetzt nicht mehr bloß durch die „Wunde", sondern viel ausführlicher umrissen, und bei der Neigung dieses Kopfes, bei dem blonden Haar und der Erwähnung des Speeres des Longin vollends uns die Vorstellung von der Gegenwart Christi mit überwältigender Deutlichkeit suggerirt. — Wir erwarteten Haß, aber der Welterlöser hat auch hier liebend gesiegt. Nicht mehr der sterbende Sohn vergibt seinen Feinden, nein, die sittliche Ueberwindung liegt nun allein bei einer lebenden Mutter, die sich über den Tod dessen, was ihr das Liebste hier auf Erden war, noch zu erheben vermag. Das hohe Leid der Maria, einer anderen Mutter, um einen Sohn, der noch viel schuldloser litt als Atalantens reisiges Kind, senkt sich über das arme Weib. Der laute Schrei erstickt, und nur in den Geberden liegt alles das verrathen, was wir wissen sollen. Es ist eine Tragödie mit erhebendem Ausgang, wo das dumpfe Sinnen und die Verzweiflung von einem heiligen Besinnen ausgelöst worden sind. — Die Menschen wachsen gleichsam auf den verschiedenen Stufen dieser Gedichte Konrad F. Meyers empor; etwas präraphaelitisches thut sich jetzt in der verhaltenen Geste kund, und der Schmerz, der vorher irdisch bange und eng war, wird groß und weit.

In den späteren Auflagen wurden die Zeilen der letzten Strophen noch untereinander verschoben. Der Schluß mit der „Seitenwunde" blieb bestehen; aber welches Maß in den Versen, die so ruhig athmen, wie die Frau selbst, da sie in heiligem Staunen ihr irdisches Loos neben das göttliche der Maria und des Jesus stellt! Mit ihrem „Knaben" beginnen, und mit „Christus" enden beide Strophen; und dreimal beugt sich, bis zum Verwechseln ähnlich, das Haupt Christi und seines Christen vor:

Ihres Knaben Haupt, ein blondes ist es,
Wie das dorngekrönte Haupt des Christes!
Wie des Christes Haupt ist's ein erbleichtes,
Auf die Schulter friedevoll geneigtes!

Ihrem Knaben steht die Seite offen,
Wo der Speer Longins den Herrn getroffen...
Haß und Fluch erlischt auf ihrem Munde,
Sie verehrt die heil'ge Seitenwunde...

Daß aber den Dichter gerade dieses Bild aus dem neuen Testament, die Pietà, die er in Italien in der Malerei und Plastik oft rührend genug gesehen haben mochte, besonders am Herzen lag — das hat er uns in seinem „Engelbert" noch einmal versichert, wo er von einem jungen Bildhauer denselben Vorwurf behandeln läßt:

Ein Bild, das er als Kind gesehn,
Er läßt es wiederum entstehn:
Den Todten in der Mutter Arm,
Die ganz versunken ist in Harm.
Im Schoße hält die Schmerzensreiche
Das wunde Haupt der theuren Leiche.

Bei einer solchen Betrachtung der Lieder Conrad Ferd. Meyers muß sich die Sprach- und Literaturgeschichte ausdrücklich in den Dienst einer angewandten Aesthetik stellen, indem sie die Formen, die diese Dichtung im Laufe der Zeit öfters wechselte, mit derselben Aufmerksamkeit verfolgt, wie ein Naturforscher die Entwicklung vom schweren, grauen Kleid des verpuppten Thiers bis zum flugkräftigen und bunten Gewand des fertigen Schmetterlings. Denn es ist doch auch ein Wunder der großen und schöpferisch thätigen Natur, die sich im Menschen offenbart, wenn aus so verschiedenen Entwürfen allmählich das lebensfähige Gedicht hervorgeht, das den Kampf mit der Zeit und um das Dasein nun erfolgreich aufnehmen kann. Die Fassungen bei C. F. Meyer zeigen ja meistens eine Entwicklung nach vorwärts; nur selten, daß die erste Ausgabe hier und da schon einmal besser als ihre Nachfolgerinnen gerathen war.

Die Gedichte des Schweizers werden freilich als schwer verständlich oft verrufen; und es ist in der That eine gewisse Geduld nöthig, bis man unter der spröden Form, wie hinter einem harten und starken Kelch, die warme, rothe Fülle seiner Poesie endlich durchschimmern sieht. Aber Vieles, was dem Leser bisher vielleicht noch undeutlich geblieben war, wird eine Entwicklungsgeschichte dieser Lieder ganz aufklären, die nun eben keineswegs zur Gattung einer volksthümlichen, wie im Spiel sich dem Verständniß erschließenden Lyrik gehören. Man soll auch nicht vergleichen und C. F. Meyer zu seinem Nachtheil an den ganz anders gearteten Goethe und Uhland, an Mörike, Storm oder Keller messen, sondern vielmehr seine völlig selbständige Individualität in ihrer Eigenheit gerade so hinnehmen, wie sie ihm und unsrer Kunst nun einmal der Natur in seliger Geberlaune beschieden worden ist.

Daß es aber in der That neue Formen waren, in denen er sich bewegte — verräth sich wohl am deutlichsten in der Schule, die eben seine starke poetische Individualität ohne es zu wollen, doch in der Dichtung des Landes gemacht hat. Man braucht sich nicht die schlechtesten Lieder aus unsrer Zeit just nur einmal herzusagen, um den Ton des Schweizer Meisters herauszuhören, der, wie Gottfried Keller, die deutsche Novellistik der Gegenwart, so fernerseits die deutsche Lyrik wesentlich mitbeeinflußt hat. Denn die Talente zweiten Rangs hatten das Ungewohnte und Ueberraschende dieser Alpenweisen natürlich am ehesten herausgefunden und danach dann bald die eigenen Harfen umgestimmt. Nun, diese Schüler und Nachfolger werden kaum alle unter der Führung des Meisters einst nach oben in die Unsterblichkeit mit einrücken; man soll sie aber deßhalb hienieden doch gelten lassen, wo sie die Völker der Ebenen an die Manier des Alten vom Berge zu gewöhnen und wo sie mit ihren kleinen Poesien die Wege für seine kommende größere Kunst zu ebnen berufen sind.

Mittheilungen und Nachrichten.

a. Kriegsgeschichtlicher Einzelschriften, herausgegeben vom Großen Generalstabe. Heft 26. Der Kampf um Kandia in den Jahren 1667—1669 von Bigge, Oberst und Kommandeur des 7. Rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 69. Mit sieben Karten, Plänen und Skizzen in Steindruck. — Der Stoff dieses Heftes liegt eigentlich außerhalb des Rahmens, der für die „Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften" ersehen ist, aber seine Aufnahme ist vollkommen motivirt im Hinblick auf die Rolle, welche Kreta seit einigen Jahren in der Politik spielt, nachdem die Kämpfe um die Insel einst die ganze Welt des Kreuzes und des Halbmonds in Athem gehalten und eine Hochschule des Krieges gebildet hatten. — Auf eine Mittheilung des kgl. preußischen historischen Instituts zu Rom an den Generalstab, daß in dem von Papst Leo XIII. geöffneten Geheimarchiven des Vatikans zahlreiches für die Kriegsgeschichte und die Kriegskunst werthvolles Material vorhanden sei, erhielt der damalige Major Bigge den Auftrag zu Forschungen dort, sowie in den Archiven zu Venedig und Turin. Er fand in Rom die bisher noch unbenutzten Berichte des Admirals Rospigliosi, der 1668/69 als Befehlshaber der christlichen Flotte an der Vertheidigung Kandia's theilgenommen hatte, und diese dienten ihm als Hauptquelle für das vorliegende Heft. Er schildert in kurzen Umrissen den Krieg um das klassische Eiland, das Bollwerk der Venetianer im östlichen Mittelmeer, der 1645 begann, hierauf eingehender seine letzten Jahre 1667/68 und legt die militärischen und politischen Ursachen des Verlustes der Insel dar. In den „Schlußbetrachtungen" weist er mit Recht darauf hin, daß das ewig Wahre vom Wesen des Krieges uns hier aus einer ungewohnten Verhüllung nur um so überzeugender vor Augen tritt, und daß hier insbesondere das Zusammenwirken von Heer und Flotte, der Einfluß der Streitkräfte zur See auf den Gang des Krieges uns auch für unsre Gegenwart bedeutungsvolle und sehr beherzigenswerthe Lehren bietet. — Unter dem Löwen von San Marco haben während des ganzen Krieges wiederholt bayerische Truppen — neben andern deutschen Kontingenten — gefochten. Ungeachtet der Kriegswirren in Deutschland entsandte Kurfürst Max I. 1645 das Regiment Forstenau nach Kreta, dem nach Abschluß des westfälischen Friedens ein zweites und 1650 ein drittes Regiment (unter Stephan Frhrn. v. Closen) folgten; 1665 ging das Regiment Negron dahin ab, dessen Oberstleutnant Günzkhover zu Günzkhooen hieß (Bigge schreibt den Namen irrig Girskooen und scheint die erstgenannten drei Regimenter nicht zu kennen). 1669 stellte Kurfürst Ferdinand Maria das Regiment Bühren (nicht Bürchen, wie bei Bigge zu lesen ist) in venetianischen Sold ab, das nach der Kapitulation Kandia's von 1600 Köpfen noch 913 zählte, aber nur mit 230 den heimathlichen Boden erreichte. (Die Braunschweiger waren von 2400 Mann auf 720 geschmolzen.) Seine Schicksale hat Oberstleutnant Würdinger geschildert (in „Sitzungsberichten der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften" 1881), und im Armeemuseum zu München steht seine vergilbte Fahne: an der mit gekreuzten weißblauen Bändern umschlungenen Stange trägt sie ein großes blaues Blatt mit dem Löwen von San Marco, der die Pranke auf ein offenes Buch mit dem Texte Pax tibi Marco Evangelista stützt. Das ehrwürdige Banner ist der Zeuge von deutscher Tapferkeit und Ausdauer auf den untermurirten, zerschossenen Wällen Kandia's!

F. B. Oesterreichische Bibliographie. Herausgegeben vom Verein der österreichisch-ungarischen Buchhändler. Redigirt von Karl Junker. Wien 1889. Mit Vergnügen verzeichnen wir den ersten Anfang einer Publikation, die bestimmt ist, die literarischen Erzeugnisse Oesterreichs — und zwar zunächst und vor allem die in deutscher Sprache — zu rascher Uebersicht in wöchentlichen Heften zu verzeichnen und dadurch leichter als bisher zugänglich zu machen. Es ist sehr erfreulich, daß die weitgehenden Pläne des Brüsseler Internationalen Bibliographischen Instituts, deren utopischer Charakter nicht viel gutes erwarten ließ, zu nationalen Biographien einen lebhaften Anstoß zu geben scheinen. Die „Oesterreichische Bibliographie" ist ins Leben gerufen durch den Verein österreichisch-ungarischer Buchhändler, zu dem Zweck, die Titel der in Oesterreich erscheinenden Bücher, periodischen Schriften und Landkarien in deutscher Sprache, sowie in den todten und ausländischen Sprachen zu verzeichnen; die spätere Berücksichtigung der übrigen Literatur, die in tschechischer, ruthenischer, slovenischer und anderen Sprachen erscheint, wird von dem Grad der Theilnahme abhängen, der dafür in diesen Theilen des Reiches zu finden sein wird. Die Redaktion ist Herrn Karl Junker, dem wir auch eine lehrreiche Uebersicht des Standes der Bibliographie in Oesterreich verdanken, übertragen worden; und die uns in einem acht Nummern umfassenden Heft vorliegende erste Probe seiner Arbeit (die Literatur der ersten zwei Monate dieses Jahres verzeichnend) verdient alles Lob. Die Titeldrucke scheinen sehr genau zu sein und werden dem Bibliothekar und Gelehrten nicht minder gute Dienste thun als dem Buchhändler. Auch die Deutlichkeit des Satzes entspricht allen billigen Anforderungen. Vielleicht wäre statt der übrigens sehr hübschen Antiqua, in der die Autorennamen erscheinen, ein etwas bequemer lesbarer und stärker auffallender Druck zu wählen. Dem Prinzip der raschen Benutzbarkeit dürfte auch gedient sein, wenn die langwierigen und unübersichtlichen römischen Bandzahlen (namentlich bei Zeitschriften), denen so viele falsche Citate zur Last fallen, durch arabische ersetzt würden. Mit Vergnügen sehen wir, daß auch Sonderabdrücke, namentlich aus den Wiener akademischen Schriften, aus dem Archiv für österreichische Geschichte und anderen wichtigen Publikationen, sehr zahlreich vertreten sind. Schon aus diesem Grunde wird es den größeren Bibliotheken zu empfehlen sein, mehrere Exemplare der sehr billigen Bibliographie — der Jahresband wird nur 3 fl. kosten — zu beziehen, um durch Zerschneiden die Titel falscher Sonderabdrücke, deren Auffindung oft so viel Mühe verursacht, ihren Katalogen einfügen zu können. Die den Titeln beigegebenen Zahlen nach Dewey's Dezimalsystem werden Niemand stören, auch den nicht, der sich von der Nützlichkeit dieser Einrichtung nach keiner Seite zu überzeugen vermag. Für die rasche Orientirung sorgt, besser als die Zahlen es vermöchten, ein praktisches alphabetisches Verfasser- und Schlagwort-Register auf dem Umschlag des Heftes; ein gleiches ist am Schluß des Jahres für den ganzen Band versprochen. — Die „Oesterreichische Bibliographie" stellt sich mit diesem 1. Heft in einer sehr erfreulichen Gestalt dar. Dem Unternehmen, das auch vom Standpunkt der Wahrung und Förderung der führenden Rolle, welche die deutsche Kultur in Oesterreich beanspruchen muß, wenn nicht finis Austriae hereinbrechen soll, zu begrüßen ist, darf man den besten Erfolg und ungestörten Fortgang aufs lebhafteste wünschen.

Italienische Dichter der Gegenwart. Studien und Uebertragungen von Valerie Matthes. Berlin 1889, Karl Duncker. — Die deutsche Uebersetzungskunst hat in diesem Jahrhundert eine Vollendung erreicht, wie kaum die eines anderen Volkes; und zwar hat sie sich am herrlichsten da bethätigt, wo sie bei dem fremden Schriftthum den reichsten Kunstformen begegnete, wo für den Uebersetzer scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten lagen: in der Lyrik. Geibel, Heyse, Leuthold bezeichnen den Höhepunkt in ihrer zum Theil gemeinsamen Arbeit um die Mitte des Jahrhunderts, und später muß auch Freiligrath als einer der bedeutendsten Lyrikübersetzer genannt werden. Und in allerjüngster Zeit erhielten wir ein Uebersetzungsbuch, das ein nahezu unglaubliches Sprachtalent bekundet und prächtige Uebersetzungen aus fast allen europäischen Sprachen bringt, die „Europäische Lyrik" von Robert F. Arnold. — Kein Wunder, daß da unsre Ansprüche groß geworden sind und daß uns eine brave, ehrliche Uebersetzung wie die von Valerie Matthes, die aller lyrischen Reize entbehrt, nicht sonderlich gefallen kann. Es ist der Uebersetzerin nirgends gelungen, den Eindruck zu erwecken, man lese ein Originalgedicht. Die Sprache ist oft holperig und geschraubt, sie verwendet sogar häufig noch archaistische Formen, wie „deckt", „schwebt", selbst an Stellen, wo diese absolut undeutschen Bildungen sich sehr leicht vermeiden ließen. — Eine wesentlichere Anforderung ist, daß eine Uebersetzung den Stil des Originals durchfühlen lassen muß. Dieser Anforderung werden die Uebersetzungen nun gar nicht gerecht: überall herrscht der gleiche unbeholfene Uebersetzungsstil. —

Ernste, nicht unfeuchtbare Arbeit zeigt sich indessen in einigen der Studien, die den Uebersetzungen jedes einzelnen Dichters vorangestellt sind; so ist namentlich in der Einleitung zu Giosuè Carducci viel werthvolles wissenschaftliches Material zusammengetragen. Verarbeitet und etwa zu einem Bilde der dichterischen Persönlichkeit Carducci's geworden ist es nicht; dazu ist, wie mancher Ausdruck, manche Redewendung in dem Buche beweist, das Wesen eines Dichters überhaupt der Uebersetzerin allzutief verschlossen. „Seine Prosa hat er nie in den Dienst des Romans oder der Novelle, sondern stets in den der Literaturgeschichte und Kritik gestellt", heißt es einmal. So noch anderes, was Jemand, der vom Wesen des Dichters weiß, nie schreiben könnte. — Die Dichter, von denen in dem Buche gehandelt ist, sind außer dem schon erwähnten Carducci noch Barbaro di San Giorgio, Panzacchi, M. A. Bonacci-Beunamonti, Stecchetti, d'Annunzio, E. G. Bauer, Annie Vivanti. Die Uebersetzerin beabsichtigte, wie sie in der Vorrede ausdrücklich sagt, keine systematische Uebersicht der gegenwärtigen italienischen Dichtung zu geben, sondern nur einen Beitrag dazu zu liefern. W. v. S.

s. **Die Republik San Marino.** Eine Studie von Carl Amico — so betitelt sich ein Büchlein, welches vor kurzer Zeit im Verlage der Rieger'schen Buchhandlung in Augsburg erschienen ist. Das Werkchen bietet in übersichtlicher Kürze und fesselnder Darstellung einen genauen Ueberblick über alles, was in historischer, topographischer oder sonstiger Beziehung bezüglich der merkwürdigen Republik als wissenswerth in Betracht kommt und kann deßhalb jedem Gebildeten als interessante Lektüre empfohlen werden. Für Reisende aber, welche San Marino besuchen wollen, dürfte die Studie ein unentbehrlicher Begleiter sein, da Kapitel II derselben einen vollständigen Führer durch alle Sehenswürdigkeiten des kleinen Ländchens enthält.

-rt- **Neue Fernrohrtypen.** Das Verhältniß der freien Objektivöffnung zur Brennweite ist bei der überwiegenden Mehrzahl der modernen großen Refraktoren so ziemlich das gleiche, es schwankt etwa zwischen den Grenzen 1 : 15 und 1 : 18. Für photographische Fernrohre dagegen hat man, nach dem Vorgang von Prof. Max Wolf in Heidelberg, seit ungefähr zehn Jahren die Fokallänge beträchtlich kürzer gewählt und hat damit ganz wesentliche Vortheile erzielt. Ein Typus dieser Art von Instrumenten ist das der Harvard-Sternwarte in Cambridge bei Boston von Miß Bruce zum Geschenk gemachte photographische Doppelfernrohr, das bei 24 Zoll (0.6 m) Objektivöffnung nur 12 Fuß (3.6 m) Brennweite besitzt. Die hervorragenden Erfolge, die mit diesem schönen Instrumente auf der Arequipa-Sternwarte in Peru, einer Filiale der Harvard-Sternwarte, erzielt wurden, veranlaßte den Direktor der Letzteren, Prof. E. Pickering, den Bau von Fernrohren vorzuschlagen, bei denen das Verhältniß der freien Oeffnung zur Brennweite von dem bisher üblichen nach der entgegengesetzten Seite stark abweichend, nämlich etwa gleich 1 : 100 oder noch kleiner, gewählt wird. Solche Instrumente müssen wegen ihrer enormen Länge natürlich (horizontal) festliegend montirt werden, die zu beobachtenden Objekte werden mittelst eines vor dem Objektiv befestigten planparallelen Spiegels in das Fernrohr reflektirt. Um die Rotationsbewegung der Erde unschädlich zu machen, würde es bei photographischen Aufnahmen genügen, statt wie bisher das ganze Fernrohr, lediglich die Kassette mit der lichtempfindlichen Platte durch ein Uhrwerk zu bewegen, wie dies jetzt schon bei dem dortigen, in gleicher Weise montirten Photoheliographen geschieht. Abgesehen von der verhältnißmäßig großen Billigkeit derartiger Instrumente, ist als deren Hauptvorzug die bedeutende Bildgröße zu betrachten, die auf solchem Wege zu erzielen ist; dieselben würden sich also vorzugsweise für photographische Aufnahmen der Sonne, des Mondes und der großen Planeten (Jupiter, Saturn, Mars), dann aber auch für photographische Bestimmungen der Sonnenparallaxe vortrefflich eignen. Bemerkt sei noch, daß ein für direkte (visuelle) Beobachtung eingerichtetes derartiges Instrument (bei welchem der vor dem Objektiv befestigte Spiegel durch ein Uhrwerk getrieben wird), auf der im nächsten Jahre stattfindenden Pariser Weltausstellung zu sehen sein wird.

Th. Unter der neuen Sammlung von Kairo-Fragmenten im Britischen Museum haben sich zwei Blätter gefunden, die etwa 40 Verse des hebräischen Originaltextes des Ecclesiasticus (Theile der Kapitel XXXI, XXXVI und XXXVII) enthalten. Dieselben gehören zu demselben Manuskript wie die Oxford- und Cambridge-Fragmente des Ecclesiasticus. Wie das „Athenaeum" mittheilt, ist der Inhalt der Blätter bereits von Rev. G. Margoliouth transskribirt und übersetzt worden; letzterer hofft die Fragmente auch in Bälde publiziren zu können.

* **Würzburg.** Der Privatdozent für Physik an der hiesigen Universität, Dr. Max Wien, hat einen Ruf an das Polytechnikum Aachen erhalten.

* **Hildesheim.** Aus der Bibliothek des hiesigen bischöflichen Gymnasiums ist kürzlich eine Anzahl werthvoller Bücher und Handschriften entwendet worden, und zwar durch einen Schüler, der sich unter Anwendung eines Nachschlüssels Zugang zu den Bibliotheksräumen verschafft hat. Durch polizeiliche Haussuchungen, sowie durch freiwillige Auslieferungen ist, nach der „Frankf. Ztg.", ein Theil des gestohlenen Gutes wieder herbeigeschafft worden, doch fehlen immer noch werthvolle Stücke, darunter auch die einzig vorhandene Handschrift der „Chronik des Johann Oldecop". Da Grund zur Annahme vorhanden ist, daß eine Anzahl der Sachen nach auswärts verkauft wurde, können vielleicht diese Zeilen dazu beitragen, daß die ehrwürdige Bibliothek wieder in den Besitz ihres Eigenthums gelangt.

* **Paris.** In der Sitzung vom 8. April der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres sprach Dorez von der Nationalbibliothek über eine von ihm aufgefundene „Itinéraire" betitelte Urkunde von Jérome Maurand, Geistlicher in Antibes, die italienisch abgefaßt und mit Federzeichnungen versehen ist. Der provençalische Autor begleitete als Feldprediger den Hauptmann Potin, Gesandten Franz' I., in die Türkei, als dieser im Begriff stand, die Flotte Solimans II., der mit Barbarossa dem König von Frankreich zuhülfe gekommen war (1543—1544), wieder nach Konstantinopel zu führen. Der erste Theil dieser historisch werthvollen Schrift erzählt die von Barbarossa an den italienischen Küsten begangenen Erpressungen. Der zweite enthält eine merkwürdige Beschreibung der griechischen Inseln und Konstantinopels. Dorez glaubt, daß das Werk, welches demnächst veröffentlicht wird, den Priester Maurand, der schon als Epigraphist bekannt ist, unter die interessantesten Reiseschriftsteller des 16. Jahrhunderts einreihen wird. — In Lille wurde am 9. April ein neues Institut Pasteur eröffnet und zugleich ein Pasteur-Denkmal im Beisein der Minister Viger (Ackerbau) und Guillain (Kolonien), sowie der Wittwe und der Tochter des verstorbenen Gelehrten eingeweiht. Das Institut Pasteur in Lille und das Monument konnten mittelst einer Kollekte errichtet werden. Die Anstalt wird von Dr. Calmette geleitet, einem langjährigen Mitarbeiter Pasteurs, welcher, wie der Kolonialminister Guillain darlegte, „der erste Missionär der Pasteur-Methode im französischen Kolonialreich" war. Er gründete 1890 in Saigon das erste Laboratorium für mikrobiologische Studien, dem sich später zwei andere Filialen, die eine im Senegal, die andere in Neu-Caledonien anschlossen und zu denen bald eine weitere, nämlich auf Madagascar, hinzukommen wird. Dr. Calmette widmet den Kolonien noch immer seine besondere Aufmerksamkeit, indem er die ihnen eigenthümlichen Gährstoffe und deren Anwendung auf die Industrien in den verschiedenen überseeischen Besitzungen studirt.

* Durch eine Mittheilung von Frl. Sophie Pataky, der Herausgeberin des „Lexikons deutscher Frauen der Feder", an die „Voss. Ztg." werden wir darauf aufmerksam gemacht, daß in der Notiz über das Hinscheiden der Freifrau Karoline v. Beelepsch (in Nr. 75 der Beil.) die Novellen „Ledige Leute" und „Thalia in der Sommerfrische" irrigerweise dieser Schriftstellerin zugeschrieben werden; sie haben Goswina v. Berlepsch zur Verfasserin.

Jahrgang 1899. München, Donnerstag, 13. April. Nummer 84.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oscar Bulle in München.

Uebersicht.

Sozialpolitischer und literarischer Dilettantismus. Von Lujo Brentano. — Die technischen Hochschulen und der Doktortitel. Von Wilhelm Schroeter. — Der Volksschullehrer auf dem Lande. II. Von M. Martin. — Mittheilungen und Nachrichten.

Sozialpolitischer und literarischer Dilettantismus.

Eine Abwehr.

Ich habe in Nr. 79 der Beilage von dem in der neuen Gewerbenovelle vorgeschlagenen § 137a als einer Dilettantenarbeit gesprochen; statt die Uebelstände, die er beseitigen wolle, an der Wurzel zu fassen, bekämpfe er sie durch Mittel, die sie vergrößern würden. Darauf hat die „Berliner Korrespondenz" Nr. 35 vom 10. April erwidert.

Sie vertheidigt nicht etwa den vorgeschlagenen § 137a. Sie scheint ihn als Dilettantenarbeit preiszugeben, denn sie sagt kein Wort zur Abwehr meiner an ihm geübten Kritik. Sie wendet sich lediglich gegen meine Ausführung, das einzige Mittel, um Besserung zu schaffen, sei die Heranziehung der Arbeiter selbst, sowohl zur Durchführung der zu ihrem Schutze erlassenen gesetzlichen Bestimmungen, als auch zur Besserung ihrer Lohnverhältnisse. Das sei noch schlimmer als was die Sozialdemokraten verlangten. Auch sie ständen den staatlichen Maßnahmen zur Verbesserung der Lage der Konfektionsarbeiter mit nur geringem Wohlwollen gegenüber; auch sie versprächen sich eine durchgreifende Wandlung einzig und allein von der Begründung festgefügter Kampfgenossenschaften der Arbeiter und Arbeiterinnen; aber sie verstiegen sich doch nicht zu meiner Forderung, der Staat möge Zwangsorganisationen der Arbeiterschaft zur Erzielung höherer Löhne ins Leben rufen. Es sei nur konsequent, wenn man noch einen Schritt weitergehe und vom Staat fordere, daß er im Interesse des sozialen Friedens sofort die von den Arbeitgebern zu zahlenden Löhne in angemessener, von den Arbeitern gebilligter Höhe fixire. Damit gerathe ich selbst in das Gebiet dilettantischer Theorien. Weder dürfe der Staatsbegriff „in dem von Brentano befürworteten Sinne überspannt, noch die Sphäre individueller Selbstbestimmung willkürlich beschränkt werden".

Diese Erwiderung erfüllt mich in hohem Maße mit Befriedigung. Nicht nur, weil sie meine an dem § 137a geübte Kritik ohne Widerspruch hinnimmt, nicht minder wegen der gegen mich gerichteten Ausführungen. Da ich wohl annehmen darf, daß die „Berliner Korrespondenz" ihr Bestes, was sie zu sagen hat, hier geäußert, erkenne ich mit Genugthuung, daß sie nichts Triftiges gegen mich vorzubringen weiß.

Sie bekämpft mich nämlich nicht in dem, was ich gesagt habe, sondern in dem, was sie mir unterlegt. Seit 30 Jahren stehe ich in diesen Fragen auf dem Kampfplatz. Wenn man mir etwas vorwirft, so pflegt es nicht zu sein, daß ich in denselben meine Meinung gewechselt habe, sondern daß ich stets dieselbe Meinung verfechte. Stets aber bin ich sowohl gegen staatliche Zwangsorganisationen der Arbeiter zur Erzielung höherer Löhne, als auch gegen staatliche Lohnregelungen aufgetreten. Noch vor wenigen Wochen habe ich mich in meinem Vortrage über den „Schutz der Arbeitswilligen" nachdrücklich gegen staatliche Lohnregelungen ausgesprochen. Es heißt daher zu dem sozialpolitischen Dilettantismus des vorgeschlagenen § 137a noch einen literarischen hinzufügen, wenn man, um mich zu bekämpfen, schreibt, ich überspanne den Staatsbegriff, indem ich staatliche Lohnregelungen befürworte. Die „Berliner Korrespondenz" scheint zwar nicht zu wissen, daß es letztere während Jahrhunderten gegeben hat, und daß sie noch heute gerade von sozialpolitisch rechter Seite häufig gefordert werden; ich aber habe sie immer bekämpft.

Was ich verlangt habe, ist, daß der Staat, der heute in Deutschland alle übrigen Interessentenkreise von oben herab organisirt oder ihre Organisationen begünstigt, auch da die Arbeiter organisire, wo ohne Mithülfe der organisirten Arbeiter die vom Staate selbst zu ihren Gunsten erlassenen Vorschriften nicht durchgeführt werden können und die Arbeiter sich selbst zu organisiren zu schwach sind. Wenn dies eine Ueberspannung des Staatsbegriffs ist, warum nicht viel mehr das Eingreifen des Staats, um den Landwirthen hohe Preise zu sichern oder die Organisation der Handwerker in Innungen?

Wären die Heimarbeiter einmal zu solchen Zwecken organisirt, so wäre damit der erste Schritt zur Besserung ihrer Lage geschehen. Was ist es denn, woran alle Maßnahmen zu ihrer Hebung scheitern? Ihre Isolirtheit. Eine Organisation zur Durchführung der zu ihren Gunsten erlassenen Gesetzesvorschriften brächte sie aber zum erstenmal zusammen, weckte, um mit dem § 81a der Gewerbeordnung zu reden, den Gemeingeist in ihnen und stärkte ihre Standesehre; und wären sie dieser Isolirtheit erst einmal entrissen, so „wäre", wie ich schrieb, „auch die Grundlage geschaffen, von der aus später die Hebung der Lohnverhältnisse in Angriff genommen werden könnte", denn bis jetzt sind alle Maßnahmen zur Besserung der letzteren an der unbeschränkten Konkurrenz der isolirten Arbeitswilligen zu Schanden geworden. Dann aber hätte man die Aussicht, daß auch unter den Heimarbeitern einmal Organisationen entstehen könnten, welche den § 105 der Gewerbeordnung: „Die Festsetzung der Verhältnisse zwischen den selbständigen Gewerbetreibenden und den gewerblichen Arbeitern ist, vorbehaltlich der durch Reichsgesetz begründeten Beschränkungen, Gegenstand freier Uebereinkunft", auch für sie zur Wahrheit machen würden. Gewiß müßten solche Organisationen den Betheiligten auch die gelegentliche Führung eines Kriegs ermöglichen, wo ohne diesen ihre vitalsten Interessen nicht gewahrt werden könnten. Aber wie wir in den stehenden Armeen keine Bedrohungen, sondern die Garantien eines ehrenvollen Friedens erblicken, so sind auch starke Organisationen nicht bloß eines, sondern aller betheiligten Interessentenkreise heute die Garantien eines Friedens, bei dem auch die Arbeiter, ohne zur Revolution getrieben zu werden, bestehen können. In einer Zeit, in der es an der Tagesordnung ist, die stehenden

Heere als Friedensbürgschaften zu preisen, erscheint es übrigens in einer offiziösen Korrespondenz als inkonsequent, von Berufsvereinen lediglich als von Organisationen zum sozialen Krieg statt zum sozialen Frieden zu reden.

Die Erwiderung der „Berliner Korrespondenz" scheint somit nicht imstande, meine Ausführungen in Nr. 78 und 79 der Beilage zu erschüttern. Denn ich glaube nicht befürchten zu müssen, daß es bei Anderen als in diesen Dingen völlig Unbewanderten Eindruck mache, wenn meine Befürwortung der Erziehung zur sozialen Selbsthülfe mit Schrecken wie Zwangskampfesorganisationen und staatliche Lohnregelungen bekämpft wird. Es ist dies, als wollte ich erwidern, die „Berliner Korrespondenz" befürworte, indem sie dem einzigen Mittel zur wirksamen Besserung der entsetzlichen Zustände in der Konfektionsindustrie entgegentrete, die Fortdauer von Löhnen, welche die Arbeiterinnen in Noth und Schande erhalten müssen.

Lujo Brentano.

Die technischen Hochschulen und der Doktortitel.

Die in Nr. 76 dieses Blattes unter vorstehendem Titel gebrachten Ausführungen von Professor Brill (Tübingen) dürften wohl nicht nur bei den gegenwärtigen und ehemaligen akademischen Bürgern der Universitäten Beachtung gefunden haben, sondern auch ganz besonders in den Kreisen der Techniker selbst, welche an der bevorstehenden Entscheidung in der Doktorfrage mindestens ein ebenso großes „aktuelles Interesse" besitzen als die Universitäten.

Der Artikel erweckt bei einmaligem Lesen allerdings den Eindruck einer gewissen Sachlichkeit, bei genauer kritischer Betrachtung jedoch findet sich manche Stelle, welche den Thatsachen nicht entspricht und den Eindruck erweckt, als ob der Verfasser aus irgendwelchen Gründen nicht ganz objektiv geurtheilt habe, oder über die Verhältnisse an den technischen Hochschulen nicht genügend unterrichtet sei. Letzteres dürfte jedoch kaum der Fall sein, da Prof. Brill selbst einige Zeit als Mathematiker an zwei technischen Hochschulen thätig war. Gerade deßhalb aber ist sein Zweifel an der wissenschaftlichen Befähigung und demnach an dem berechtigten Anspruch der Ingenieure auf „summos academicos honores" umsomehr zu verwundern.

Nach dem Grundsatze „Audiatur et altera pars" und da Prof. Brill selbst wünscht, daß sich „die breiteste Oeffentlichkeit mit der anderweitigen Verleihung des Promotionsrechtes befasse", sei es dem Angehörigen einer technischen Hochschule gestattet, einiges auf jene Ausführungen zu erwidern.

Zunächst sei mit Bezug auf den zweiten Absatz jenes Artikels bemerkt, daß nicht bloß „die deutschen Universitäten im Norden und Süden, große und kleine", sondern auch die deutschen technischen Hochschulen „eine Gemeinsamkeit der Ziele und Anschauungen" besitzen, und daß ebenfalls ein lebhafter „Austausch von Studirenden" zwischen den einzelnen Hochschulen stattfindet. Die Interessen der technischen Hochschulen sind allerdings den Universitäten gegenüber „anders geartet", unter sich selbst aber naturgemäß im wesentlichen die gleichen, während die Antithese in dem betreffenden Passus die Deutung zuläßt, als seien „die Ziele und Anschauungen" der einzelnen Hochschulen verschieden.

Ferner haben sich die technischen Hochschulen „zu allgemeinster Werthschätzung und Anerkennung" nicht „hindurchgerungen", sondern sie sind in kurzer Zeit durch die rasche Entwicklung der Technik zu solcher Bedeutung gelangt, daß ihnen die von den Gegnern lange vorenthaltene Anerkennung nothwendigerweise endlich gezollt werden mußte. Nachdem durch die ungeahnten Fortschritte der Naturwissenschaften dem menschlichen Geiste ganz neue, außerhalb der vier Fakultäten liegende Gebiete erschlossen wurden, haben die Techniker durch deren Anwendung und Erweiterung die Blüthe der heutigen Kultur, die großartigsten, segensreichen Neuerungen auf allen Gebieten des Lebens geschaffen, so daß sie in allen Kreisen, in denen man sich nicht in einseitiger Büchergelehrsamkeit gegen das praktische Leben abschließt, die höchste Bewunderung fanden. Aus diesem Grunde wurden auch die Rektoren der drei preußischen Hochschulen ins Herrenhaus „berufen", nicht, wie sich Prof. Brill ausdrückt, „von diesen geschickt", womit den technischen Hochschulen leicht der Vorwurf einer gewissen Anmaßung gemacht werden könnte. Gerade in diesen Erfolgen aber liegt der stille Neid und die wenig freundliche Haltung der Universitäten begründet, da sie sich selbst nicht verhehlen können, daß neben dem raschen Emporblühen der Technik ihre eigenen Fakultäten — mit Ausnahme eben der naturwissenschaftlichen Disciplinen — nur eine langsame Entwicklung genommen haben und naturgemäß nur nehmen können, da die Gebiete der Jurisprudenz, Philosophie und Theologie größtentheils so geartet sind, daß sie überhaupt niemals imstande sein werden, Neuerungen von so weittragender, ja weltbewegender Bedeutung hervorzubringen, wie sie die Technik allein in den letzten Dezennien unaufhörlich gezeitigt hat. Die Sprache dieser vollendeten Thatsachen ist eine so gewaltige, daß sich die Universitäten auch nicht länger mehr ihrer Erkenntniß entziehen können. Dabei aber werden sie von einer gewissen Angst befallen, daß die rasch aufblühenden technischen Wissenschaften im Laufe der Zeit die alten Fakultäten an Bedeutung für das praktische Leben überflügeln könnten. Gerade so, wie sich bereits an den Gymnasien durch Beseitigung alten, jahrhunderte lang traditionellen Schwulstes eine größere Fühlung mit den jetzigen Bedürfnissen nothwendig machte, ohne deßhalb die Bedeutung und das Ansehen dieser Anstalten auch nur im geringsten zu schädigen, so wird auch das Privilegium der vier Fakultäten nicht für ewige Zeiten haltbar sein, denn es dürfte Hrn. Prof. Brill doch wohl bekannt sein, daß sich von den technischen Studenten bereits sehr viele im Besitz des Maturitätszeugnisses befinden und sich auch von den Abiturienten immer mehr den technischen Hochschulen zuwenden.

So ist z. B. an der Technischen Hochschule zu Dresden durch Verordnung vom 13. Nov. 1897 „die Aufnahme als Studirender für solche, die ihre Vorbildung im Königreich Sachsen erhalten haben, durch Beibringung des Reifezeugnisses eines sächsischen Gymnasiums oder des Absolutorialprüfungszeugnisses der höheren Gewerbeschule in Chemnitz bedingt, für die Angehörigen der übrigen deutschen Bundesstaaten und für die Ausländer ebenfalls durch das Reifezeugniß eines Gymnasiums, oder das Zeugniß einer in dem betreffenden Lande staatlich anerkannten Lehranstalt, welche dem Real- oder humanistischen Gymnasium gleichwerthig ist."

Wenn daher Prof. Brill die Berechtigung zum Erwerb des Doktortitels nur „einem Manne zuerkennt, der auf Grund vollständiger Gymnasialbildung sich auf der Universität ein besonderes Maß von wissenschaftlicher Einsicht und wissenschaftlichem Können angeeignet hat", und dabei zwischen den Zeilen lesen läßt, daß derartige Leute unter den Technikern nicht vorhanden wären, so entspricht dies, wie oben erwähnt, den Thatsachen keineswegs. Leider ist allerdings der Maturus nicht an allen Technischen Hochschulen strenge Bedingung zur Immatrikulation als vollgültiger Studirender, wodurch den Universitäten ein willkommener Anknüpfungspunkt für ihren Widerspruch geboten wird. Im Interesse der technischen Hochschulen selbst müßten daher in diesem Punkte gleichlautende Aufnahmebedingungen

Digitized by Google

geschaffen werden, da wir ebenfalls das von Hrn. Prof. Brill sehr richtig befürchtete Nachdringen des großen Schwarms nicht billigen könnten. Hiemit wäre sodann die Berechtigung des einzigen Einwands, den wir zugestehen können, beseitigt, denn das Studium der Ingenieurwissenschaften, auf gründlicher Kenntniß von Chemie, Physik und höherer Mathematik beruhend, ist an Zahl der Semester, sowie Schwierigkeit der Materie dem Studium der übrigen Wissenschaften nicht nur ähnlich, sondern in mancher Beziehung sogar überlegen. Außer seinen Fachwissenschaften hat sich der Techniker noch mit einer Reihe von Materien vertraut zu machen, welche direkt den Fakultäten der Universität angehören, in erster Linie mit den Bestimmungen des Handelsgesetzbuchs, des Patentwesens, der Alters-, Invaliditäts- und Unfallversicherungen, sowie mit der großen Menge gesetzlicher Einzelbestimmungen für Gewerbe und Industrie. Abgesehen von einigen medizinischen Kenntnissen, den vielen Sicherheitsmaßregeln und hygienischen Einrichtungen zum Schutze von Gesundheit und Leben der Arbeiter, sei weiter erwähnt, daß bei der großen, weltumspannenden Verbreitung der Technik auch die Kenntniß fremder Sprachen in Wort und Schrift für jeden höheren Ingenieur unerläßlich ist.

Die Verhältnisse liegen sonach sehr einfach und unwiderleglich zugunsten der technischen Hochschulen, und wie aus der Verleihung des Promotionsrechts an die technischen Hochschulen „eine allgemeine Verwirrung folgen" sollte, in der „die Universitäten selbst nach einem neuen Titel auf die Suche gehen" müßten, ist nicht recht begreiflich. Auch der Vorwurf von Prof. Brill, „aus dem guten Klang der Abkürzung Doktor (ohne Zusatz rer. techn.) Nutzen ziehen zu wollen", muß allerdings mit „Stolz" ganz energisch zurückgewiesen werden. Im übrigen dürfte es zur Genüge bekannt sein, daß besonders an kleineren Universitäten der Doktortitel auch nicht immer nur aus Begeisterung für die Wissenschaft verliehen wurde.

Durch die bereits anfangs erwähnte Verschiedenheit beider Hochschulen in ihren Zielen und Interessen und aus dem Umstande, daß viele Techniker sich „den Anforderungen des Großbetriebs entsprechend, entweder der reinen Verwaltung oder der kaufmännischen Thätigkeit widmen", möchte Prof. Brill ferner gern eine minderwerthige, weniger wissenschaftliche Thätigkeit der Ingenieure abgeleitet sehen. Dies ist aber wieder ein Fehlschluß, denn abgesehen davon, daß zwei Dinge verschieden, aber trotzdem gleichwerthig sein können, wird sich der Techniker meistens nur dann einer anderen Thätigkeit widmen, wenn es der Zusammenhang mit seiner ursprünglichen Wissenschaft verlangt, während bekanntlich häufig Universitätsstudenten später eine Thätigkeit ergreifen, die ihren ursprünglichen Studien, ja sogar bisweilen den Zielen der Universitäten sehr fern liegt.

Es ließe sich noch mancherlei zugunsten der technischen Hochschulen anführen, doch dürfte bereits aus dem Gesagten zur Genüge hervorgehen, daß die Ausbildung der Ingenieure, „ihre wissenschaftliche Einsicht und ihr wissenschaftliches Können", sich mit dem der Universitätsstudenten völlig messen kann — und gerade darum „der Anspruch auf das altehrwürdige Symbol wissenschaftlichen Sinnes, den Doktorhut", vollauf berechtigt ist.

Dresden. Wilhelm Schroeter,
cand. mach.

Der Volksschullehrer auf dem Lande.

II.

Dies der äußere Betrieb der Landschule, wie er in den deutschen Ganen wohl so ziemlich übereinstimmen dürfte.

Was verlangt nun das eigentliche Amt, oft ein verantwortungsreiches Doppelamt, ein Schul- und Kirchenamt, vom Lehrer auf dem Lande. Hat er etwa weniger zu leisten als sein Kollege in der Stadt, in qualitativer oder quantitativer Beziehung, gibt er weniger Stunden in der Woche, hat er weniger Korrekturen, verlangen seine Lektionen eine geringere Vorbereitung, ist seine Verantwortung eine nicht so umfangreiche, ist die Beaufsichtigung eine minimale? Auf alle diese Fragen muß mit „Nein" geantwortet werden. Der Landlehrer gibt wöchentlich oft mehr Stunden als der Stadtlehrer, korrigiren muß er oft und viel, denn die Dorfkinder machen ebenso Fehler wie die Stadtkinder, und in der Form der Darstellung bleibt das Dorfkind immer noch zurück, da ihm ein nicht allzu großer Ideenkreis zur Verfügung steht und eine gewisse Schwerfälligkeit im schriftlichen und mündlichen Gedankenausdruck eigen ist, und doch soll es auch auf den Standpunkt gebracht werden, den schon Dinter vorzeichnet: „Jedes Kind soll bei seiner Entlassung aus der Schule wenigstens imstande sein, einen Brief selbständig und möglichst fehlerlos abfassen zu können. Auch jeder Dorfjunge hat das Recht, seinen Schulmeister bei Gott zu verklagen, wenn dieser seine Schuldigkeit nicht gethan hat." Und es geht hier nicht so leicht an, daß man die Schuld etwaiger Mängel und Lücken, die die Inspektion bei den Kindern vorfindet, auf frühere Vorgänger und Mitarbeiter im Amte übertragen kann, denn oft ist der Volksschullehrer auf dem Lande Schuldirektor, Lehrer und Hülfslehrer in einer Person, er hat als der verantwortliche Dirigent alle Kinder, mindestens aber die oberste und unterste Klasse zu unterrichten. Er legt also den Grund, und auf diesem Grund, wenn er gut gelegt ist, hat der etwaige Mitarbeiter zu bauen, und auf ihn würde allerdings eine gewisse Verantwortung fallen, wenn das Kind beim Eintritt in die Oberklasse nicht das leistet, was es leisten soll, wenn das Zeitalter der Reproduktion ziemlich nutzlos verstrichen und eine bescheidene Produktivität beginnen soll. Meist sind die Klassen auch stark gefüllt, bis zu 60 Kindern, eine neue, gewaltige Schwierigkeit, und auf alle Fälle besteht jede Klasse aus mehreren Abtheilungen, Jahrgängen. Was aber zwei, drei oder gar vier Abtheilungen in einer Klasse zu bedeuten haben, das weiß jeder Schulmann. Kurz aber einige Worte über einzelne Fächer. Die Vorbereitung auf die Religionsstunden wird sich in protestantischen Ländern in Stadt und Land wohl ziemlich gleich bleiben, da die Dorfkinder ebenso gute Christen werden wollen als die Stadtkinder. Wo aber der Herr Pfarrer nicht den Religionsunterricht selbst ertheilt, wie in den katholischen Ländern, da wird er als der geistliche Lokalschulinspektor sich gern von den Fortschritten der heranwachsenden Dorfjugend überzeugen wollen. Die Realienfächer absorbiren auf dem Lande in der Regel nie so viel Stunden als in der Stadt. Es ist aber auch kein Unglück, wenn die dadurch gewonnene Zeit recht fleißig auf die Ausbildung des Kindes in Deutsch und im Rechnen verwendet wird. Es sind die werthvollsten Mitgaben fürs spätere Leben. Das Singen wird auf dem Lande meist mit besonderer Liebe gepflegt, und zwar aus verschiedenen Gründen. Schon des Kirchenamtes wegen macht es sich nöthig, und selbst wenn der Lehrer auf dem Dorfe kein Kirchschullehrer ist, so hat er doch gewisse kirchliche Funktionen zu verrichten, z. B. das Leichensingen, welches schon einen geübten Chor erfordert; denn höchst dankbar sind dem Landschullehrer die Eltern, wenn die Kinder durch ihren frischen Gesang bei allen Gelegenheiten,

Digitized by Google

bei traurigen oder fröhlichen, in der Schule oder in der Kirche, vor dem Trauerhause, auf dem Kirchhofe oder auf dem Platze, wo das Schulfest abgehalten wird, die Gemeinde erbauen, nicht mit großen Kunstgesängen, sondern mit einfachen, kindlichen Weisen. Ja, oft greift der musikalische Dorfkantor zu der Kunst des Gesanges, um durch eine indirekte Steuer sich Geld für Lehrmittel, für die Schul- und Volksbibliothek, für die Weihnachtsbescherung armer Kinder zu verschaffen. Er gibt, gewöhnlich unter großem Andrang seiner Dorfinsassen, mit seinen Schulkindern in aller Form Rechtens ein Konzert, ein Kinderkonzert, oder er führt im Gotteshause, in Ermangelung von Kirchenmusiken, die leider in protestantischen Landgemeinden recht ins Hintertreffen gerathen sind, an hohen Festtagen mit seinen Kindern eine kleine Motette auf. Ja, lieber Leser der Großstadt, so greift draußen auf dem Lande der Lehrer oft in die Saiten, um seinem Doppelamt allzeit gerecht zu werden. In dem engumgrenzten Rahmen des Dorfes spielt sich so manches ab, woran die Bewohner der großen Stadt, verwöhnt durch Theater und Konzerte aller Art, durch Zusammenfluß von Künstlern aller Branchen, nicht denken. Dort draußen in der Provinz ist der Lehrer oft alles, Entrepreneur, ausübender Künstler, Dirigent, und Niemand unterstützt ihn weiter, als etwa der Gesangverein oder benachbarte Kollegen. Um auf die Beschaffung von Lehrmitteln zurückzukommen, so sollte man meinen, daß jede Schulgemeinde im Deutschen Reiche gesetzlich gezwungen werden kann, die nöthigen Lehrmittel anzuschaffen. Das thut auch das Gesetz. Aber welches sich die nöthigsten Lehrmittel? Es sind mehr Subsellien als Lehrmittel, die das Gesetz kategorisch fordert. Will der Lehrer, um seinen Unterricht anschaulicher und ersprießlicher zu machen, ein Mehr, etwa einen Globus, physikalische Apparate u. dergl., so muß er sich selbst kümmern, denn vom Geldausgeben ist der Bauer von Haus aus kein sonderlicher Freund, und im Schulvorstand sitzen wohl alte, grämliche Leute, deren Kinder längst der Schule entwachsen sind, denen oft das nöthige Interesse am Gedeihen der Schule abgeht, die schon ungnädig dreinschauen und den Kopf schütteln, wenn der Lehrer seine gesetzlichen Alterszulagen fordert. Wohl dir, du treuverdienter, alternder Volksschullehrer vom Lande, wenn dein Staat, der dich ausgebildet und seine schützende Hand immer über dich ausgebreitet hat, dir in gerechter und weiser Würdigung der Verhältnisse auch die Alterszulagen zu zahlen gewillt ist. Es ist ein wichtiger Schritt, der da gethan wird in der Verbesserung der sozialen Lage der Volksschullehrer auf dem Lande. Dank denen, die ihre treue Fürsorge insbesondere der Volksschule zuwenden, einem wichtigen Faktor in der Kulturgeschichte eines Volkes. Dank einem solchen Manne, wie dem heimgegangenen Fabrikanten Bodemer, der im Königreich Sachsen manche arme Landgemeinde mit Lehrmitteln aller Art reichlich unterstützt hat, freilich auch von reichen Bauerndörfern in seiner Menschenfreundlichkeit gemißbraucht worden ist. Haben sich nun Schulkinder und Lehrer einige Lehrmittel ersungen, so kann sich der Lehrer schon gratuliren, wenn der Schulvorstand nunmehr das Geld zu einem Schrank bewilligt, um die Lehrmittel oder die Bibliothek darin aufbewahren zu können. Wie fürstlich statten gerade in dieser Beziehung die Großstädte ihre Schulen aus. In den Bestrebungen auf Erlangung von Lehrmitteln, Geldmitteln zu wohlthätigen Zwecken, zur Beschaffung von den so segensreich wirkenden Landbibliotheken unterstützt nun ein Nachbarkollege den anderen. Der Nachbarkollege ist's, der uns weiterbringt. Er ist's, mit dem unser Landlehrer vielleicht am Sonnabend Nachmittag zusammentrifft und mit dem er manches vertrauliche Wort wechselt über Erfahrungen in der Schule, in der Kirche, in der Gemeinde. Schließlich findet sich noch ein dritter, ein vierter Kollege dazu und — die Konferenz ist fertig. Es wird innerhalb dieser kleinen Landschullehrerkreise manches erzielt, manches gelernt, und hochbefriedigt trennt man sich am Abend, um seinem oft stundenweit entfernten Dorfe zuzuwandern. Am Sonnabend nach dem nächsten Vollmond, denn der spielt auf dem Nachhausewege eine Hauptrolle, trifft man sich wieder, und schon im voraus freut man sich auf diese Stunden und nur wenige Kollegen des Umkreises fehlen, sobald Konferenz ist, trotzdem die Zusammenkunft eine freiwillige ist und Opfer an Zeit und Geld sich nöthig machen. Oft geht der Konferenz ein sogenannter Schulbesuch voraus, d. h. irgend einem Konferenzmitgliede, das sich in freundlichster Weise dazu erboten, werden einige Tage vor dem Besuche die in der Schule zu behandelnden Themen zugeschickt, und am Sonnabend nachmittag erscheinen dann die Kollegen von nah und fern, von allen Seiten, und die freiwillige Revision der Schule geht von statten. Das ist die fachmännische Aufsicht auf demokratischer Grundlage, und sie ist oft der gesetzlichen Fachaufsicht um Jahrzehnte vorangegangen. Auf alle Fälle haben diese Schulbesuche auf dem Lande ihr Gutes, und der Theilnehmer sieht entweder, wie er seinen eigenen Unterricht zum Gesammtwohl seines Schulbetriebes umändern kann, was ihm noch zu thun übrig bleibt, welche Verbesserungen er sofort einführen muß, um nicht zurückzustehen, oder er sieht schließlich einmal, wie man es nicht machen soll. Aber ein gut bestelltes Fach ist doch bei Jedem zu finden. Durch solche Einrichtungen, wie sie das Landschulleben mit sich bringt, wird ein sicheres Gefühl der Zusammengehörigkeit, eine Kollegialität geweckt, die vielleicht die in der großen Stadt um ein wesentliches übersteigt, weil die Freude des Wiedersehens sich mit der Interessengemeinschaft innig verbindet. Diese Interessengemeinschaft liegt aber durchaus nicht ausschließlich auf dem pädagogischen Gebiete, sondern die zahlreichen Berührungspunkte treffen sich auf einem weitaus größeren Felde, auf dem Gebiete der Volkserziehung, der Volkswohlfahrt, der Volkswirthschaft. Der Landlehrer steht mitten drin im Volke. Er ist ein berufener Führer des Volkes. Und so kommen wir vom Schullehrer zum Volkslehrer.

Haben die Schulkinder das Schulhaus verlassen, oft mit ungewöhnlicher Eile, da auf ein Landkind im elterlichen Hause noch mancherlei Beschäftigungen längst warten, sind die Hefte korrigirt, sind die Bücher der schulmeisterlichen Buchhaltung, das Hauptbuch u. s. w. in Ordnung gebracht, sind die Zensuren geschrieben, ist das Duplikat des Kirchenbuchs fertig, dessen Führung in der Regel dem Kantor übertragen wird, sind die Impflisten geschrieben, sind keine Gevatterbriefe zu schreiben oder auszutragen, ist keine „Leiche abzusingen" oder ist kein Lebenslauf für einen Verstorbenen zu machen, sind sonst keine Kasualien mehr vorhanden, ist keine Vorbereitung für den Unterricht des anderen Tags mehr vonnöthen, ist des Abends keine Fortbildungsschule oder hat man mit der Buchführung in derselben zufällig nichts zu thun, so ist trotz alledem der Landlehrer nicht etwa fertig für den laufenden Tag, sondern noch mancherlei Geschäfte warten auf ihn, die dringend auf Erledigung warten. Und welches sind die? Zum Theil sind es freiwillige Lasten, die der Lehrer trägt, zum Theil sind es unfreiwillige, die unserm Landlehrer noch aufgelegt werden; beide aber müssen nothwendigerweise getragen werden, wenn der Lehrer als echter Volksfreund allzeit zum Wohl der ganzen Gemeinde wirken will. Dem Landlehrer erwachsen beim innigen, lebensvollen Verkehr mit seiner Gemeinde eine Menge Aufgaben. Der Umgang aber mit den Ortsinsassen ist unbedingt geboten, denn auf dem Lande schließt sich der Mensch enger an den Menschen an, und der Landlehrer handelt thöricht, der von diesem Naturgesetz eine

Digitized by Google

Ausnahme machen will. Er wird sich sicher nicht wohlbefinden, wenigstens nicht auf die Dauer. Er soll aber nicht nur mit den Reichen verkehren, sondern auch mit den Armen, nicht nur mit den Gebildeten, sondern auch mit den Ungebildeten. Den Armen wird das Evangelium gepredigt; die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Schwachen. Wie manche betrübte Seele kann der Lehrer wieder aufrichten, wie manches auf Abwege gerathene Kind wieder auf den rechten Weg leiten. Das Kapitel von der Seelsorge fällt auch dem Landvolksschullehrer zu, denn er weiß oft ebenso gut wie der Pfarrer, wo die Leute der Schuh drückt. Er soll aber den Leuten nicht nach dem Munde reden, soll nicht den Mantel nach dem Winde hängen, sondern ein echter Israelit sein, an dem kein Falsch ist. Und wenn auch der junge Lehrer auf diesem Arbeitsfeld im Anfang nicht die besten Erfahrungen macht, Erfahrung witzigt, sie ist die Mutter der Weisheit, und das zunehmende Alter, das graue Haupt fördert auch das Ansehen bei Jung und Alt, der ehrwürdige Kantor wird zum Freund und Berather der ganzen Gemeinde. Aber vor einem muß sich der Landlehrer bei alledem hüten, vor dem Verbauern. Bei allem intimen Verkehr muß er sich jene Umgangsformen bewahren, die man von seinem Bildungsgang, von seiner Stellung verlangen kann. Er darf sich in Sprache, Kleidung und Benehmen nicht gehen lassen, er darf nicht, wie es seine Bauern vielleicht zu thun pflegen, den Schnaps aus Fläschchen trinken, in der falschen Meinung, es ihnen in allen Dingen gleichthun zu müssen, wohl aber soll er den Besuch des Wirthshauses nicht meiden, denn gerade hier läßt sich manches gute Samenkorn ausstreuen bei vernünftigem Gespräch über die Neuigkeiten des Tages, die sich innerhalb der Gemeinde, im Staat, in der großen Politik zutragen. Der Landlehrer soll sich nicht einpuppen, denn überall findet er Arbeit, überall beansprucht man seine Dienste, sobald man sieht, daß er nicht bloß ins Dorf gekommen ist, um daselbst Schule zu halten, sondern daß er in der Gemeinde eingewandert ist, um ihr mit allen seinen Kräften zu dienen. Und diesen Landlehrer, ausgerüstet mit dem guten Willen, den nöthigen Kenntnissen und der durchaus erforderlichen Energie und Zähigkeit, zu schaffen, was der Gemeinde in erster Linie, dem Staatswohl aber im ganzen nützt, diesen vielseitigen Mann wollen wir jetzt in seiner emsigen, ersprießlichen Thätigkeit belauschen. Zunächst ist er als Lehrer des Orts wohl in den meisten Landgemeinden des Deutschen Reichs Mitglied des Schulvorstands, die erste Korporation, der er nach Fug und Recht angehört. Gewöhnlich betraut man ihn in diesem Kreise mit der Führung des Protokolls, und da der Vorsitzende des ländlichen Schulvorstands doch nicht immer die wünschenswerthe Gewandtheit mit der Feder besitzt, um alle Angelegenheiten mit der Schulbehörde glatt und zu beiderseitiger Zufriedenheit zu erledigen, so ist der Landlehrer derjenige, dem auch die Erledigung der laufenden Schulangelegenheiten zufällt. Nun darf während der Amtirung irgend welcher Schulbau unternommen werden, und wo wäre das bei dem allgemeinen Wachsthum der Landgemeinden nicht der Fall, so gibt es Schreibereien und Sitzungen in Menge, bis das Werk vollendet ist. Das erste Ehrenamt, halb freiwillig, halb gezwungen. Der Schulausschuß ist eine besondere Abtheilung des Gemeindeausschusses. Schulangelegenheiten sind Gemeindeangelegenheiten, und hat sich der Lehrer einmal in erstere hineingearbeitet, so wendet man sich bald an ihn auch mit der Bitte, die Protokolle in den Gemeinderathssitzungen zu führen, oder man wählt in einfach auch in die Gemeindevertretung. Ist er nun Protokollant, so besteht die Gegenleistung der Gemeinde wohl darin, daß man keine Kommunalabgaben von ihm fordert. Unser Freund nimmt das Dorfschreiberamt an. Er thut es in der sicheren Erwartung, daß er im Schoß des Gemeinderaths manches dahin zu lenken vermag, wohin es im Interesse des heilsamen Fortschritts, des Gemeinwohls geleitet werden möchte. Und er hat sich nicht getäuscht. Gerade hier im ländlichen Gemeinderath, wo man oft nicht bloß das Gute, sondern auch Minderwerthiges, ja sogar dem Fortschritt gegenüber absolut Schädliches zu konserviren bemüht ist, wo man dem alten Schlendrian gern huldigt, wo man mißtrauisch und zurückhaltend wohlgemeinten Gesetzen, Verfügungen und Anregungen der Regierung gegenübersteht, hier kann der Volksschullehrer außerordentlich günstig auf die Gemeindevertreter einwirken, namentlich wenn er es versteht, sich nicht in ostentativer, verletzender Weise als jugendlicher Brausekopf vorzudrängen, wohl aber die Gemeinderathsmitglieder dahin zu bringen, daß sie ihn in allen Sachen von Belang um Rath fragen und auf sein Urtheil in der Sache Gewicht legen und ihren Beschluß danach einrichten. Das ist das zweite Ehrenamt, halb freiwillig, halb gezwungen. Wer aber A sagt, muß auch B sagen. Wenn auch der in Geschäften gewandtere Gemeindevorstand einen großen Theil der Gemeindeangelegenheiten im Verkehr mit den Behörden selbst erledigt, so bleiben doch noch eine Anzahl Sachen für den — Lehrer übrig, vor allen Dingen die Gesuche, Gesuche aller Art, bald an irgendwelche Behörde, bald an irgendwelche Landesanstalt. Da ist die Postbestellung mangelhaft, der Postort über zwei Stunden entfernt, die Geschäftsleute klagen namentlich, Sonntags wird vielleicht gar nicht ausgetragen. Hier hilft nur eine Petition. Und siehe da! Der schönste Erfolg krönt schließlich die Bitte. Nach vieler Schreiberei hinüber und herüber, nach mancherlei Besichtigungen, Beschaffung eines Lokals und Ausfindigmachung einer geeigneten Person erfolgt die Anstellung eines Postagenten und die probeweise Errichtung einer Postagentur, ja mit der Zeit wird auch ein Telephon angelegt. Mit großem Dank begrüßen namentlich die Geschäftsleute, und wo gibt es die nicht im industriereichen Deutschland, die getroffenen Neuerungen, die zur Beförderung von Handel und Wandel außerordentlich dienlich sind und sich immer mehr einleben und rentiren, je länger sie dem öffentlichen Verkehr dienen. Ganz ähnlich verhält es sich mit der etwas kostspieligeren Erbauung einer Kleinbahn. Das wäre alles etwas für den Geschäftsmann in erster Linie. Aber vor allen Dingen nimmt auch der Landmann gern den Lehrer in Anspruch. Vielleicht ist ein landwirthschaftlicher Verein schon vorhanden. Der Lehrer hat auf dem Seminar landwirthschaftliche Vorträge, mindestens etwas über Ackerbauchemie gehört, er ist möglicherweise selbst der Sohn eines Landwirths. Wie nahe liegt es für ihn, unter solchen Verhältnissen seinen Bauern auch hierin behülflich zu sein und sie in populärer Weise bekannt zu machen mit den Resultaten, die die moderne Wissenschaft, ein Liebig, Pettenkofer ꝛc. errungen, wie dankbar werden sie ihm sein, wenn er sie über künstliche Düngemittel und ihre rechtzeitige Anwendung, über rationelle Anlage von Düngerstätten, über landwirthschaftliche Maschinen, über Teichinenschau und Untersuchungen über die Keimfähigkeit der Sämereien, wenn er sie über Wind und Wetter, über die Fortschritte der Meteorologie aufklärt. Was nützt dem Bauer das gelehrte Buch, selbst die Zeitschrift über Oekonomie, ja in manchem selbst der landwirthschaftliche Kalender. Er versteht es doch nicht so leicht als der wissenschaftlich gebildete Lehrer. Der kann sich eher hineinarbeiten in diese Materie und muß es auch verstehen, darüber deutlich reden zu können, denn seine Kinder in der Schule wollen auch nichts Unverständliches hören. Und so ist es oft der Fall, daß Landvolksschullehrer in den landwirthschaftlichen Vereinen eine außerordentlich segensreiche Thätigkeit ent-

Digitized by Google

wickeln. Mancher Vorsteher des Vereins ist ein Lehrer, eine noch größere Anzahl sind Schriftführer.

Gemeint ist mit dem Bauer hier nicht der Oekonom, der einige Semester in Leipzig oder Bonn studirt hat und in den fruchtbarsten Auen des Deutschen Reichs seine Aecker bestellt, seine Zuckerrüben erbaut und auf den landwirthschaftlichen Ausstellungen mit seinen Pferden und seinem Zuchtvieh den ersten Preis erringt. Ihm wird der Landlehrer nichts nützen, ebensowenig dem Großgrundbesitzer, dem Rittergutsbesitzer oder -Pächter, ebensowenig wie dem berufsmäßigen Gemeindevorstand, wie er in großen Industriedörfern und stattlichen Mitteldörfern mit Bauern, die eine Realschule besucht und als Einjährige gedient haben, zu finden ist. Für sie ist der Lehrer des Dorfes kein landwirthschaftlicher Berather. Aber es gibt noch Tausende von anderen Dörfern, Gebirgsdörfer, Dörfer im Wald oder auf der dürren Heide, im entlegenen Osten wie im französischen Westen, für die der Landlehrer auch auf dem landwirthschaftlichen Gebiet von großem Vortheil sein und ein guter Führer werden kann. Hiebei aber ein Wunsch. Die Ministerien der einzelnen deutschen Staaten prüfen und empfehlen manches Buch, manche Sammlung von Abbildungen, von Schädlingen u. s. w. Das ist hoch anerkennenswerth. Aber wenn man den Gemeinden, dem Lehrer solche Sachen einfach zuschickte, so würde allmählich eine brauchbare Handbibliothek von großem Werth draußen im einsamsten Walddorf entstehen. Wenn wir auch kein besonderes Ministerium für Volksaufklärung, wie Rußland, brauchen, so müßte doch noch mehr Bildungsmaterial, vor allem gute Bücher, verbreitet werden. Das kleinste Dorf müßte eine Bibliothek besitzen und der, der sie Allen zugänglich und genießbar, vor allem nutzbar machen soll, dürfte wohl oft der Landlehrer sein.

Dasselbe, was hier über die Landwirthschaft gesagt worden ist, bezieht sich auch auf deren Kinder, auf Obstbaumzucht, Gemüse- und Gartenbau, auf Geflügel und Bienenzucht u. s. w. Ja, die Zeiten sind wahrscheinlich nicht mehr allzufern, daß man neben dem nicht mehr allzusehr lohnenden Körnerbau diesen kleinen Zweigen der Landwirthschaft etwas mehr Beachtung schenken wird als bisher und sehr oft dabei seine gute Rechnung finden wird, da Gesindenoth, Kornzölle, Preisnotirungen, lauter oft recht häßliche Sachen, hiebei am wenigsten in Frage kommen. Mancher Landlehrer ist starker Rosenzüchter, großer Georginenfreund, berühmt sind in der ganzen Gegend seine Erdbeerplantagen, bei ihm holt man sich Sämereien zu allerlei Gartenfrüchten, er vertheilt edle Obstreiser, er ist geachtet und geehrt unter den Bienenjokeln. Diese Jokeleien sind in den seltensten Fällen Spielereien. Es ist das werbende kleine Kapital, das dahinter steht. Sieht der Landmann, wie sein Schulmeister sein oft bescheidenes Gärtchen ausnutzt, wie dort, wo ehedem wilder Bocksbart über die Mauer hing, saftige Stachelbeeren stehen, wie am Hause sich Gutedel in die Höhe zieht, wie ein Wildling nach dem anderen gut gemacht wird und die herrlichsten Rosen trägt, wie da hinten in der Ecke ein Mistbeet entsteht und Niemand eher im Dorfe Salat und saftige Gurken hat, als die Frau Schulmeisterin, dann bleibt er wohl öfter als sonst am Schulhaus stehen und thut einen langen Blick in das kleine Paradies. Bald guckt auch die Bauersfrau neugierig über den Zaun, wundert sich über die kräftigen Pflanzen, über das seltene Gemüse, über die schönen Blumen und der Lehrer braucht kaum zu sagen: „Gehet hin und thut desgleichen!“ Recht gern verräth er seinen Dorfinsassen die kleinen Geheimnisse seiner Gemüse- und Gartenbaukunst, oft selbst mühsam aus Büchern oder durch lange, oft mißglückte Versuche erworben, und siehe da, ein Garten nach dem andern wird dem Schulgarten immer ähnlicher, fast jede Bauersfrau ist eine kleine Gärtnerin geworden.

Das Dorf wird nach und nach in der ganzen Gegend berühmt und seine Gemüse- und Gartenerzeugnisse glänzen bereits auf dem Markt der nahen Stadt, und Händler genug kommen in das Dorf, um die herrlichen Erzeugnisse des Bodens, die Früchte einer intensiven Bodenbewirthschaftung gegen klingende Münze einzutauschen. Es liegt noch mancher Schatz im Acker. Ebenso segensreich wirkt eine rationelle Obstbaumzucht. Auch hierin kann der Lehrer seiner Gemeinde helfend zur Hand gehen und Indolenz, Saumseligkeit und Unkenntniß wirksam bekämpfen. Wenn auch sein Obstgarten klein und bescheiden ist und keine große Gelegenheit zu demonstrativen Versuchen bietet, so überläßt ihm zu diesem Zweck vielleicht die Gemeinde den Dorfanger, der bis dahin öde und wüste lag. Wo werthloses Buchen- und Weidengesträuch steht, kann auch ein Obstbaum stehen. Der Lehrer setzt sich mit Obstbauvereinen in Verbindung und bekommt für wenig Geld gute, dem Klima des Dorfes angepaßte Obstbäumchen, die freilich im Anfang gehütet werden müssen und gepflegt wie die Kinder in der Schule. Es gehören auch Jahre dazu, ehe der Erfolg sichtbar wird. Aber endlich zeigt sich auch hier der Segen. Sobald die Gemeinde das erste Pachtgeld aus dem ersten Obste schlägt, ist gewonnen Spiel. Und wenn in den ersten Jahren das Geld auch nicht in den Kommunesäckel fließt, sondern benutzt wird, um noch mehr Obstbäume zu kaufen, bis alle Kommunikationswege nach allen Richtungen hin bepflanzt sind, so kommt doch endlich die Zeit, da die Gemeinde aus ihrem Obstertrag einen anständigen Batzen Geld schlägt und jeder Bauer der Obstbaumzucht eine größere Beachtung schenkt als bisher und manchen wüsten Fleck seiner Besitzung mit einem Obstbaum ziert, seine Feldraine damit bepflanzt und das Andenken des verständigen Schulmeisters segnet, der vor 50 Jahren den leeren Platz vor dem Spritzenhause mit Pflaumenbäumchen bepflanzte.

Was Wunder, wenn ein verständiger Landwirth, ein Freund des so gemeinnützig wirkenden Lehrers, einer, der schon im Anfang erkannt, wie segensreich dieser Lehrer für die Gemeinde wirkt und noch fernerhin wirken wird, bei sich beschließt, der Bienenzucht einen neuen Jünger zuzuführen. Er erscheint eines Tages vor dem Schulhaus, ruft den Lehrer herunter, klopft ihm auf die Achsel und spricht: „Herr Lehrer, Sie müssen auch noch Bienenzüchter werden!“ und ladet von der Trage, die unten am Thorweg steht, einen eben eingefangenen Jungfernschwarm ab, eingesperrt in einer Strohmütze, denn noch kennt man kein anderes Gefäß im Dorf. Mit einem geschenkten Schwarm, wie es unter den Bienenzüchtern Brauch ist, beginnt der Lehrer seine Bienenzucht. Er hat Glück. Seine Bienenvölker vermehren sich und gedeihen, gar eifrig beobachtet er das Leben und Treiben des emsigen Völkleins, dessen Bau sich nicht umsonst die Gewerbevereine als Symbol erwählt haben. Er macht Versuche mit anderen praktischeren Gefäßen, läßt versuchsweise Heidebienen kommen und wird binnen wenigen Jahren in Bienenangelegenheiten Autorität in der Umgegend. Durch seine rationelle Behandlung der Bienenstöcke angeregt, vermehrt sich die Zahl der Bienenväter im Dorfe. Fast an jedem Wohnhause entsteht ein kleiner Anbau aus Holz, bestimmt zur Aufnahme der Bienenvölker. Die Blumen des Feldes und der Wiese, die rothe Heide des Waldes geben einen Ertrag, an dessen Gewinnung bis dahin nur Wenige dachten. Honig und Wachs sind theure Sachen und doch lag das Geld, welches der Landwirth aus dem Verkauf dieser beiden Artikel löst, sozusagen auf der Straße. Noch gewinnbringender ist es vielleicht mit der Hebung der Geflügelzucht bestellt. Wie oft ist das Geflügel das Stieflind des Landwirths! Und doch ziehen ganze Länder Millionen aus demselben. Hat sich nun unser Landvolksschullehrer als weitblickender Mann

Digitized by Google

um irgend etwas von dem Genannten verdient gemacht, so kann er sich an dem Bewußtsein ergötzen, allmählich aus dem früher ganz ärmlichen Dorfe nach und nach durch Umsicht, kluge Berechnung, Hingebung, Eifer, Uneigennützigkeit ein Goldmacherdorf geschaffen zu haben.

M. Martin.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Der Hauptverband deutscher Flottenvereine beabsichtigt für die im Ausland entstandenen derartigen Vereine, um mit denselben eine lebendigere Führung zu behalten, ein Nachrichtenblatt zunächst in zwangloser Folge herauszugeben. Nach einer uns vorliegenden Probenummer dieses Blattes, welches den Namen „Ueberſee“ führen wird, haben sich ungefähr 40 Vereine in allen Theilen der Erde gebildet, und dieser gute Erfolg legt Zeugniß davon ab, daß der von dem Hauptverband ausgegangene Gedanke auf fruchtbaren Boden gefallen ist, und die Deutschen im Ausland in weiten Kreisen den Wunsch hegen, ihre Antheilnahme an unsrer maritimen Entwicklung lebendig und durch Beisteuer materieller Leistungen zu bethätigen. Durch Einrichtung eines Sprechsaals beabsichtigt „Ueberſee“ den Vereinen draußen Gelegenheit zu bieten, von ihrer Ausbreitung und ihrem Wirken dem Hauptverband und den übrigen Vereinen ausgiebige Kunde zu geben, außerdem soll das Blatt neben den Vereinsnachrichten belehrende und sonst interessirende Besprechungen „Von der Flotte“ bringen. In letzterer Hinsicht erläutert die Probenummer an der Hand der Lehren Mahans das Verhältniß der Schlachtflotte zur Küstenvertheidigung und weist darauf hin, daß die Beiträge der Auslandsvereine, auch wenn sie beim Bau von Schlachtschiffen Verwendung finden, doch auch so unsrer überseeischen maritimen Vertretung zugute kommen. Uns bedünkt die von dem Hauptverband ins Leben gerufene Bewegung hocherfreulich, weil sie dazu beitragen muß, das nationale Selbstbewußtsein und den Zusammenhang unsrer nach Ueberſee ausgewanderten Volksgenossen zu fördern, und wir wünschen den Herausgebern des neuen Blattes, daß sie bald von einer weiteren kräftigen Entwicklung und Ausdehnung des Flottenvereinswesens im Auslande berichten können.

γσ. **Berlin**, 9. April. Die unter dem Vorsitz des Prof. Helmann abgehaltene Apritsitzung der Gesellschaft für Erdkunde ward mit Gedächtnißworten des Präsidenten auf die dahingeschiedenen Mitglieder der Gesellschaft, den Wiener Geologen v. Hauer und den Berliner Physiker und Telegrapheningenieur Wilhelm Brix eröffnet. Das Reich hat für den VII. Internationalen Geographen-Kongreß einen Zuschuß von 50,000 M. bewilligt. Da die Kosten des Kongresses 90,000 M. erreichen dürften, so sind etwa noch 34,000 M. durch freiwillige Beiträge aufzubringen, zumal man mit der Tagung die Errichtung eines permanenten Bureaus zu verbinden beabsichtigt, dem die Aufgabe zufallen soll, die Beschlüsse des Kongresses wie die zu deren Ausführung nothwendigen Arbeiten in die Hand zu nehmen und für deren Durchführung bis zum nächsten Internationalen Geographenkongreß Sorge zu tragen. Dieses Bureau dürfte die Summe von 10,000 M. beanspruchen. Vor Beginn des Kongresses sind sechs Ausflüge, unter wissenschaftlicher Leitung, sowie ein solcher nach Schluß der Tagung beabsichtigt. Außerdem wird der Kongreß einer Einladung des Hamburger Senats Folge leisten. Die Sitzungen werden im Neubau des Preußischen Abgeordnetenhauses stattfinden. Von den literarischen Neuheiten, die der Gesellschaft zugegangen sind, seien die Karten der Landesaufnahmen von Maryland (N. S. A.), sowie die Forschungsresultate Dr. Carl Suppers über den Bau der nördlichen Gebirge Zentral-Amerika's hervorgehoben. — Dr. S. Passarge, bekannt durch seine Forschungsreisen in Adamaua, berichtete über seine 1896—1898 im Auftrag einer englischen Compagnie ausgeführten Reisen im Ngami-Land, im Osten unsres südwestafrikanischen Schutzgebiets. Es galt, die geologische Erforschung der zwischen dem 21. und 24. Längengrad und dem 22. und 18. Breitengrad gelegenen Gebiete zu fördern und namentlich das Recht der englischen Compagnie auszunützen, in diesen Gegenden nach Mineralschätzen suchen zu dürfen. Zu Beginn der Expedition im Sommer 1896 herrschte in jenen Gegenden die Rinderpest, und im Matabele-Land tobte der Krieg. Da Ochsen so für den Transport in Fortfall kamen, mußte man Esel als Lastthiere benutzen, ein Umstand, der die Kosten der Reise sehr erhöhte. Passarge wählte von den drei aus den Kap-Kolonien und Transvaal nach Ngami-Land führenden Wegen durch die Kalahari-Wüste den aus, auf dem die geringsten Durststrecken zu überwinden waren. Es ist dies der Weg über Palapye in nordwestlicher Richtung zum Ngami-See. Der Versuch, diesen Weg mit Eseln zurückzulegen, war noch nicht gemacht worden. Nach einem Studium der Diamantfelder von Kimberley ging es nach Palapye, auf beschwerlichen Wegen brang man vor. Palapye ist mit 15—20,000 Einwohnern eine interessante Negerstadt, und der Vortragende war imstande, von dort aus einen Ausflug in die Goldfelder des Motabele-Landes zu machen, bevor er zum Beginn der Trockenzeit die sehr beschwerliche Reise durch die Kalahari auf den 40 bis 50 englische Meilen langen Durststrecken antrat. Der Weg führte über Mungungwe nach Maintschuoi und Tlokani. Die Kalahari-Wüste ist mit röthlichem Sand bedeckt. Bisweilen ist der felsige Untergrund zu erkennen, der rundliche, Kraterkesseln ähnliche Vertiefungen an manchen Stellen zeigt. Diese Krater waren ehemals vor der Verdunstung des Wassers in der Wüste mit Wasser angefüllt und heute noch zeugen röhrenartige Löcher von dem Versuche der Eingeborenen, das verdunstende Wasser theilweise zurückzuhalten. Sandstein mit Kalk, bisweilen mit Zement untermischt, sowie Flintmassen sind das in der Wüste vorhandene Gestein, und die wenigen Brunnen sind für die Thiere die Anhepunkte in dem Wüstenmarsche. Nach den Erfahrungen des Vortragenden halten die Esel den Durst volle vier Tage aus, fast die doppelte Zeit wie Pferde und Ochsen. Wassertanks von noch so großem Gewicht mitzunehmen, ist für solche Wüstenreise in jeder Beziehung, trotz der Trägerkosten, von bedeutendem Vortheil, und selbst von Wassermelonen können Thiere und Menschen sich auf diesem Marsche erhalten. Dr. Passarge hatte das Unglück, während seiner Wüstentour an der Lungenentzündung zu erkranken und fast vier Wochen, oft bei hohem Fieber, unter dem Reisewagen zubringen. Während der Regenzeit belebt Vegetation die Wüste und eine nach Tausenden zählende Schaar von Ameisen, Termiten und Schmetterlingen entsteht. Für den Geologen ist die Vegetation deßhalb von außerordentlichem Interesse, weil sie ihm Rückschlüsse auf die Bodenbeschaffenheit zu machen ermöglicht. Von Tlokani ging es über Nschokutso zum Botletle-Fluß, wobei die Litoku-Sümpfe passirt wurden, sowie die runden oder rundlichen Solzpfannen im Sandstein am Flußufer. Riedsümpfe am Flußufer des Botletle sind nicht selten, und nur spärliche Ansiedelungen finden sich hier. Die Buschmänner jagen die zahlreichen im Botletle lebenden Flußpferde. An den Ufern des Botletle ging die Reise über Tamalokuhe zum Ngami-Fluß und von dort zum ehemaligen Ngami-See. Der Fluß selbst wird durch Schwimmvögel in großen Schaaren belebt, Antilopen findet man in dem Walde, der sich jenseit des Riedsumpfes in einiger Entfernung von dem Ufer hinzieht. Tamalokuhe lag früher schon in der Gemarkung des Ngami-Sees. Es ist außerordentlich schwer, hier geographische Namen durch die Eingeborenen mit einiger Sicherheit zu erfahren, da die Namen meist Gaunamen sind, die sich länger als Stammes- oder Ortsnamen halten. Der Ngami-See, dessen Wasserspiegel Livingstone noch sah, ist seit etwa 10 Jahren verschwunden und ein ausgedehntes Sumpfgebiet ist heute an seiner Stelle. Der thonige Boden zeigt an manchen Stellen noch brackiges Grundwasser. Der Grund für das Verdunsten und völlige Verschwinden des Ngami-Sees liegt in der Wasserabnahme des nördlich gelegenen Okovango, dessen Nebenfluß Tonche ehemals seine Wasser zum Ngami-See trieb, aber seit 10 Jahren 20 englische Meilen nördlich vom See ausgetrocknet ist. Die Ursache der Wasserabnahme des Okovango indessen hängt mit der allmählichen Trockenlegung Zentralafrika's, die seit Jahrtausenden vor sich geht, zusammen. Die Erforschung der alten See- und Flußbette ist für den Geologen schon deßhalb werthvoll, weil sie ihn zur Erkenntniß der Kräfte führt, durch die klimatische und geologische Aenderungen hier her-

vorgerufen wurden, ein Umstand, der auch in gleicher Weise zur Lösung des Rätsels der Kalahari-Wüste beitragen dürfte. Die Bewohner des Ngami-Gebiets sind Buschmänner, mit Negern gemischt, doch leben die Stämme miteinander meist in Fehde. Naturgemäß sind die Umgebungen des ehemaligen Ngami-Sees, die noch vor 70 bis 80 Jahren eine starke Bevölkerung hatten, heute fast verlassen. Geologische Forschungen und eine Aufnahme des ganzen Gebiets des Ngami-Sees bilden die Forschungsresultate Dr. Passarge's, doch ist er noch nicht in der Lage, diese im einzelnen mitzutheilen. Auf mehreren Exkursionen wurde vom Vortragenden das Ngamifeld durchforscht, dem es auf einem sehr beschwerlichen, ohne einheimischen Führer zurückgelegten Wege nach Norden und dann nordwestwärts gelang, über die Popa-Fälle Andara am Okavango zu erreichen, auf welcher Tour er den Reisenden Major v. François an einer Stelle kreuzte. Der tiefe, wenig schnell fließende Okavango ist klippenreich und theilt sich nach Südosten in zahlreiche Arme, die aber heute als Sumpfgebiet wegen seiner Wasserabnahme den Charakter einer verlassenen Stromlandschaft tragen und zum Theil noch Reste der ehemaligen Bewaldung im Sumpfgebiet aufweisen. Die zum Theil in bisher von Europäern noch nicht besuchte Gebiete ausgedehnte Reise Dr. S. Passarge's hat unsre Kenntnisse in Afrika nicht unbedeutend erweitert, wie auch die Publikation der wissenschaftlichen Ergebnisse auf das beste zeigen wird. — In seinem Schlußworte wies Prof. Hellmann auf die Erscheinung der rhythmischen Klimaveränderung hin, die für das Verständniß jener Thatsache der Wasserabnahme des Okavango, wie überhaupt der Trockenlegung Zentralafrika's, kaum außer acht zu lassen ist.

* Wie aus Boulogne berichtet wird, wurden kürzlich auf der Marconi'schen Telegraphenstrecke zwischen Dover und Wimereux während eines Schneesturms, der von Blitz und Donner begleitet war, Versuche unternommen. Der eben auf der Doverseite anwesende Chef des englischen Telegraphenwesens sandte während des Sturms eine Begrüßungsdepesche an den französischen Handelsminister. Die Depesche hat ohne Störung und ohne Fehler — trotz des Gewitters — den Kanalluftraum passirt. Die Vorbereitungen sind bereits beendet zu Versuchen zwischen Newhaven und Dieppe, also auf eine Entfernung von 64 Meilen. — In der nächsten Zeit werden Depeschen durch die Luft mit einem den Kanal befahrenden französischen Kreuzer gewechselt werden und ebenso mit einem der regelmäßigen Kanaldampfer. Im Hinblick auf das schreckliche Unglück der „Stella", die im Nebel auf die Casquets auflief, ist bemerkenswerth, daß Marconi's Apparat als Kompaß wirkt. Ein kleiner Signalapparat wird auf einem Schiffe angebracht. Kommt dieses in den Bereich des von dem Signalort ausgesandten elektrischen Stroms, so beginnt sofort eine Glocke zu läuten. Die Stellung des Apparats gibt somit die Richtung an, aus welcher der Strom kam. Das Schiff vermag sich sofort zu orientiren. Eine solche Luftmeldung hätte der „Stella" vom Leuchtthurm der Casquets aus zugesandt werden können, oder vielmehr der auf dem Dampfer befindliche Apparat hätte, kaum in den Bereich der verhängnißvollen Riffe gerathen, seine Warnung ertönen lassen. Demnächst will Marconi versuchen, mit Paris von South Foreland zu sprechen. Die Entfernung beträgt 240 englische Meilen, erfordert entsprechend starke Apparate und deren Errichtung auf hohen Gerüsten oder Thürmen. — Bei dieser Gelegenheit sei auch ein bemerkenswerther Fall von Telephonie ohne Draht, über den der „English Mechanic" berichtet, erwähnt. Neulich zerriß ein heftiger Sturm die Drähte, die die Fernsprecher der Vorstadt Ixelles mit dem Haupttelephonamt in Brüssel verbinden, und es wurde angezeigt, daß die Arbeiten zur Wiederherstellung des Anschlusses drei Wochen in Anspruch nehmen würden. Einer der technischen Leiter des dortigen Fernsprechwesens kam jedoch auf den Gedanken, einen Versuch mit einem Telephoniren ohne Draht zu machen, bis der Schaden wieder reparirt sein würde. Man nahm den Plan auf und machte einige Versuche, die derart erfolgreich ausfielen, daß die Bewohner von Ixelles seitdem in ebenso sicherer telephonischer Verbindung mit der Hauptstadt stehen, wie vor der Beschädigung der Drahtleitung. Versuche einer Telephonie ohne Draht sind schon früher aus Frankreich berichtet worden, jedoch waren die Ergebnisse dort nicht derart, daß man nicht die Meldung aus Brüssel mit einiger Vorsicht aufzunehmen hätte.

* **Bonn.** Wie der „Frankf. Ztg." geschrieben wird, hat Prof. Dr. Küstner, der nach Hamburg übersiedeln wollte, hievon Abstand genommen. Der geplante Neubau der Sternwarte in Hamburg ist auf Schwierigkeiten gestoßen, und da so die Forderung Küstners nicht erfüllt wurde, bleibt er Direktor der Bonner Sternwarte. Letztere wird ein großes photographisches Fernrohr erhalten.

* **Görbersdorf i. Schl.** Prof. Dr. R. Kobert, welcher die Leitung der Dr. Brehmer'schen Heilanstalt hatte, ist an die Universität zu Rostock berufen worden. Die dadurch erledigte Stellung des leitenden Arztes der genannten Anstalt ist Hrn. Dr. Servaes übertragen worden.

* In **Peking** wurde dieser Tage die erste Universität China's feierlich eröffnet. Die Staatswürdenträger, Professoren und Studenten verrichteten zuerst das Kautau, ein neunmaliges Niederwerfen und Berühren der Erde mit der Stirn vor der Ehrentafel des Konfucius. Hierauf erschienen die an die Universität berufenen ausländischen Professoren und erwiesen dem alten Weisen ihre Ehrfurcht durch Verbeugung und Entblößen des Hauptes. Dann wurden sogleich die ersten Vorlesungen abgehalten. Immatrikulirt sind 381 Studenten, unter denen weibliche noch nicht verzeichnet sind.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Protokolle der Kommission für die zweite Lesung des Entwurfs des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Bearbeitet von Achilles-Gebhard-Spahn. Lfg. 8—10. Berlin, J. Guttentag 1899. — Hildebr. Gerber: Der „giftige Kern" oder die wahren Bestrebungen d. Freimaurerei. Berlin, Verl. d. Germania A.-G. 1899. — Zeitschrift für Sozialwissenschaft. Hggb. von Dr. J. Wolf. II. Jahrg., 3. Heft. Berlin, Gg. Reimer 1899. — Post-Handbuch für die Geschäftswelt für den Inland- und Auslandverkehr. Herausgegeben von Herm. Hetiler. Ausgabe für Bayern. IX. Jahrg. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer 1899. — Professor Dr. Wilh. Foerster: Kalender und Uhren am Ende des Jahrhunderts. Braunschweig, George Westermann 1899. — Herm. Wette: Der Bärenhäuter. Teufelsmärchen. Berlin, Köln, Leipzig, Alb. Ahn 1897. — Derselbe: Fridolin, der Bettlerkönig. Maienmär. Köln, Hübscher u. Teufel 1899.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Tauchnitz Edition.
April 12, 1899.
Under the Dome of St. Paul's.
By (6553)
Emma Marshall.
In 1 vol.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher

Alte Manuskripte
werden von mir stets zu höchst mögl. Preisen angekauft. Hauptsächlich für solche mit Zeichnungen, Malereien und Miniaturen kann ich besonders hohe Summen zahlen. Auch werden Inkunabeln (frühe Druckwerke), Bücher mit Holzschnitten und Kupferstichen, sowie einzelne alte Holzschnitte und Kupferstiche konvenirenden Falles gut bezahlt.
Jacques Rosenthal, Buch- und Kunst-Antiquariat,
München, Karlstrasse 10.
Bitte genau zu adressiren! [6548]

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Freitag, 14. April. Nummer 85.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 6.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oscar Bulle in München.

Uebersicht.

Der Volksschullehrer auf dem Lande. III. (Schluß.) Von M. Martin. — Heinrich v. Kleist in Würzburg. Von P. Robert. — Von zwei Naturdichtern. Von Sigmund Schott. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der Volksschullehrer auf dem Lande.

III. (Schluß.)

Aber noch andere Dinge gibt es, die der Aufmerksamkeit des Landlehrers nicht entgehen sollten. Im Nachbardorfe bricht ein großer Brand aus. Eine größere Anzahl von Gebäuden wird in verhältnißmäßig kurzer Zeit in Schutthaufen verwandelt und nur mit Mühe erhält man vor der Wuth der Elemente werthvolles Eigenthum der Gemeinde, die Kirche und die Schule. Wieder einmal hat sich das ganze Elend des ländlichen Feuerlöschwesens, wie es leider noch oft zu finden, gezeigt. Man wurde erst dann in den Löschversuchen einig, als die Gemeindeobjekte in Frage kamen. Vorher stritt man sich herum, anstatt thatkräftig einzugreifen. Es verbrannte viel Vieh, das noch hätte gerettet werden können. Unser Lehrer ist auch dabei. Er sieht dieses Elend und nimmt sich vor, auch hierin Besserung zu schaffen. Er kennt aus seiner Jugendzeit die Organisation einer Feuerwehr, ist selbst Soldat gewesen und erläßt nach vertraulicher Besprechung mit einigen angesehenen Männern seiner Gemeinde schon am andern Tag nach dem großen Brand, noch ganz unter dem tiefen Eindruck, den das entsetzliche Ereigniß auf alle Gemüther gemacht, die Aufforderung, jeder Mann, der gesonnen sei, einer zu bildenden Feuerwehr beizutreten, möge sich am Abend in der Dorfschenke einfinden. Und siehe da! Alt und jung, mehr als man gehofft, stellen sich ein und durch Namensunterschrift konstituirt sich die erste Feuerwehr der Umgegend. Mit den gedienten Soldaten hat es weiter keine Schwierigkeiten und von ihnen werden die übrigen Mannschaften militärisch einexerzirt. Signalisten werden eingestellt, Kommandoworte erschallen, ein Steigerhaus wird gebaut, Steigerleitern, Helme, Blusen, Karabiner angeschafft. Die Gemeinde, als solche, übernimmt einstweilig die Garantie für die Bezahlung der Ausrüstungsgegenstände. Aber woher das Geld dann nehmen? Da wird wieder Rath geschafft. Es wird ein großes Vogelschießen veranstaltet, wobei die neue Feuerwehr erstmalig in Uniform auftritt, ein Anblick, bei dem wohl manches alte Bäuerchen wohlgefällig mit dem Kopf nickt und zum Geben tiefer in die Tasche greift als sonst. Fremde Feuerwehren erscheinen, um die neue Feuerwehr aus der Taufe zu heben und ein hübscher Gewinn an Speisen und Getränken, die man in eigener Regie verabreicht, an Spiel und Tanz bleibt für die neugeschaffene Feuerwehr übrig; eine Waarenlotterie, zu der jeder Dorfinsasse nach Kraft und Vermögen, aber herzlich gern gibt, bringt noch mehr, und die schwebende Schuld kann bereits getilgt werden. Aber auch der Staat betheiligt sich im eigenen Interesse an dem löblichen Werke. Er verwilligt aus seinem Landesfeuerwehrfonds, aus der Landesbrandkasse das Geld zu einer handlichen Feuerwehrspritze, da die Ortsspritze sich als zu groß und zu schwerfällig zur Verwendung außerhalb der Gemeinde erwiesen. So ist innerhalb weniger Jahre ein Verein geschaffen, der sich in Fällen allgemeiner Noth, in Feuer- und Wassersgefahr als außerordentlich brauchbar bewährt, da er aus Männern und Jünglingen besteht, die unter fachverständiger Leitung mit bestem Wissen und Gewissen thatkräftig eingreifen und zur Sicherung des persönlichen Eigenthums bei vorkommenden Unglücksfällen viel beitragen. Hoch anerkennenswerth ist es aber, wenn noch nach Dezennien unter den Gründern des segensreichen Instituts die Volksschullehrer des Dorfes mit Stolz genannt werden.

Waren dies Vereine, bei denen der praktische Nutzen sofort in die Augen springt, an deren Gründung sich der Lehrer, je nach Liebhaberei und Kenntniß von der Sache, wacker betheiligen soll, denen er seine werkthätige Theilnahme nie versagen soll, so möchten hier noch einige Korporationen genannt werden, die so oft sich in den Dienst der Barmherzigkeit stellen oder mindestens Liebe zum Vaterlande, zur Heimath, Freude am Gesang bekunden. Da ist der Ortsverein, der bemüht ist, in größeren Dörfern mit stärkerer Arbeiterbevölkerung bei Aufschließung neuer Erwerbsquellen förderlich zu sein, der auf die Einführung von lohnender Hausindustrie für Frauen und Kinder bedacht ist, der durch Sammlung von Zigarrenabschnitten und milden Beiträgen, durch Veranstaltung von Lotterien in den Stand gesetzt wird, auch den armen Kindern einen Weihnachtsbaum anzuzünden. Da ist der Gesangverein, der nicht immer über vorzügliche Kräfte verfügt, aber meist Leute zu seinen Mitgliedern zählt, die den festen Willen haben, etwas zu leisten, und recht gern bereit sind, zugunsten Nothleidender der Gemeinde ein Konzert zu veranstalten. Ja, auf manchem Dorfe ist gerade dieser Verein der einzige Pflegee der Geselligkeit, und dem Ortslehrer wird es rein unmöglich, sich der Thätigkeit in diesem Vereine zu entziehen, und thäte er es, so wäre es ein Unrecht. Gerade der Gesangverein ist es, der die Gemüthsseite des Volkes erfaßt, die Pietät fördert, und es macht auf die Bewohner des Dorfes, selbst auf anscheinend harte Seelen, einen tiefen, erschütternden Eindruck, wenn der Gesangverein am Vorabend des Leichenbegängnisses eines verstorbenen Mitgliedes an dessen Gehöfte erscheint und seine Trauerweisen anstimmt. In wieviel Dörfern ist der Gesangverein lange Jahre hindurch der einzige Verein des Ortes gewesen, und wenn neue Vereine mit anderen, vielleicht nützlicheren Zwecken entstanden sind, so sind sie aus seiner Mitte hervorgegangen; ja in Dörfern mit ausgeprägtem Gemeinsinn sind oft dieselben Personen Mitglieder der verschiedensten Vereine, so daß diese eine ziemlich gleiche Physiognomie zur Schau tragen, von Reibereien und Rivalisiren keine Rede ist, da Jeder die Nützlichkeit jedes einzelnen Vereins anerkennt. Auf alle Fälle liegt in den Gesangvereinen der Dörfer meistens die große Mission, daß sie den Boden ebnen und geebnet haben,

auf dem die anderen Vereine lustig emporblühen, daß sie das Gefühl der Zusammengehörigkeit, den Sinn für das allgemeine Wohl geweckt und genährt haben, daß gerade sie es gewesen sind, die die häßlichen Eigenschaften des Bauers, Prozeßsucht, Geldstolz, Unverträglichkeit, Starrsinn und Indolenz beseitigt, wenigstens gemildert haben. Also soll der Landschullehrer auch diesem Verein mit seiner Kraft förderlich sein. Er verdankt ihm manches Gute, das er vielleicht bei seinem Amtsantritt schon vorfindet. Da ist der Militärverein, der Veteranenverein. Er versammelt unter seiner Fahne alle gedienten Soldaten, vor allem die alten, die auf dem Felde der Ehre für das Vaterland gestritten und gesiegt haben. Jedes Mitglied weiß, was Vaterlandsliebe, Liebe zum angestammten Fürstenhause, zum großen deutschen Vaterlande zu bedeuten haben, an ihm prallen die oft hochgehenden Wogen, die zersetzende Elemente aufzuschäumen verstehen, wirkungslos ab. Aber manches treffliche, begeisternde Wort hat unter der aufgerollten flatternden Fahne des reichs- und königstreuen Militärvereins schon der Volksschullehrer gesprochen. Da ist ferner der Gebirgs- oder Verschönerungsverein, der gewissermaßen die Liebe zur ländlichen Heimath, eine stark ausgeprägte Neigung im deutschen Volke, vertritt und bemüht ist, den Fremden, die als Sommerfrischler oder Touristen das Dorf aufsuchen, den Aufenthalt durch Anbringung von Ruhebänken, Wegweisern, durch Anlage von neuen Wegen, Aufstiegen, durch Erbauung von Aussichtsthürmen so angenehm wie möglich zu machen. Er ist aber auch gleichzeitig Erwerbsverein, denn durch Fremdenverkehr kommt Geld ins Dorf. Es werden Logis vermiethet, der Gastwirth macht sein Geschäft, ebenso der Fleischer, der Bäcker, der Kaufmann, es wird mehr Milch als sonst verkauft. Gar mancher Lehrer leitet diesen Verein. Da ist schon seit 50 Jahren eine Ortskrankenkasse. Sie war schon längst da, als das Reich das segensreiche Institut verallgemeinerte. Sie hat schon manche Thräne getrocknet und der alte, treuverdiente Lehrer des Ortes hat die Kasse mit rührender Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt bis an sein seliges Ende geführt.

Doch genug davon. Ziehen wir das Facit. Es ist doch rein unmöglich, daß eine einzige Menschenkraft diese Riesenaufgaben bewältigen kann, so schön sie alle auch sein mögen. Ein Lehrer sein, ein Volksschullehrer in einer vielleicht überfüllten Dorfschule, ein guter Lehrer sein, auf den alle Schüler noch nach vielen Jahren mit Stolz zurückblicken, und nebenbei noch diese Geschäfte, denn auf wen fällt in der Regel in allen den genannten Vereinen die Hauptarbeit? Niemand verlangt das, Niemand kann und wird es verlangen. Es wäre auch der Landvolksschullehrer zu beklagen, der sich gleichzeitig an alles wagt, ebenso der, der wohl das Beste will, dem es aber an Beständigkeit fehlt, der heute das treibt, morgen jenes und dabei eigentlich nichts erreicht, der nicht die nöthige Ausdauer besitzt, um etwaige sich ihm in den Weg stellende Hindernisse zu beseitigen, endlich aber auch der, der mit seinen menschenfreundlichen Absichten wie einst Joseph II. um hundert Jahre zu zeitig kommt. Arbeit gibt's freilich da draußen auf dem Lande genug. Schicke Arbeiter in deinen Weinberg, o Herr! Ein Lehrer auf dem Lande findet außer seiner eigentlichen Berufsthätigkeit, die ihm über alles gehen soll, allerdings noch manche dankenswerthe Aufgabe, und wenn er aus der Zahl der an unserm Geiste vorbei marschirten Vereine nur einen herausgreift, ihm seine Privatthätigkeit widmet und innerhalb dieses einen Vereins etwas ganzes leistet, so hat er des Guten schon genug gethan. Ist er durchaus kein Vereinsmensch, ist ihm das Wort „Verein" schon verhaßt, ist er alles andere, nur kein beklagenswerther „Vereinsmeier", so läßt sich allerdings schon manches auch außerhalb der Vereine erreichen, obgleich es sehr richtig heißt: „Nur Einigkeit macht stark."

Der Schulmeister soll — nach Schleiermachers Urtheil — der entwickeltste und gebildetste Mann im Volke sein. Und der hellsehende Diesterweg sagt von ihm: „Den Schullehrer muß, vermöge seines Amtes, alles interessiren, er gehört den geistigen Ständen an, von welchen man die Fortentwicklung nach allen Seiten verlangt. Sprich, o Lehrer: Warum suchst du in der Gemeinde nicht zu fördern die Liebe zum Gesang? Warum versammelst du in den Abendstunden nicht diejenigen um dich, die dafür Sinn haben, zu gemeinsamer Lektüre und Besprechung über nützliche Dinge, Kenntnisse aller Art, Fortschritte der Welt? Warum legst du nicht eine Dorfbibliothek an? Rühre dich, suche und strebe! Gelingt dir das Eine nicht, so gelingt das Andere! Mache dich zu etwas und du bist etwas und hast etwas. An fruchtreifer, tiefgreifender Wirksamkeit kann, an Vielseitigkeit, wenn auch an Tiefe im einzelnen, soll den Schullehrer Keiner übertreffen; in Energie des Willens sucht man ihn in der vordersten Reihe!" Ist aber der Lehrer draußen auf dem Lande in der angenehmen Lage, mit Leichtigkeit gewisse Dinge zu überschauen und unbeschadet seiner tadellosen amtlichen Thätigkeit auch noch Vorsteher, Protokollant oder wenigstens Mitglied einer Anzahl gemeinnütziger Vereine zu sein, ist er Schulmeister, Schulvorstandsmitglied, Feuerwehrmann, Bienenvater und Gebirgsvereinler in einer Person, dann wachsen allerdings die so segensreichen Wechselbeziehungen zwischen Schule und Haus, die dem Lehrer der großen Stadt so oft fehlen, von Tag zu Tag, und das Wirken unter den Erwachsenen ergänzt in vortheilhaftester Weise das Schaffen unter den Kindern, denn wenn der Lehrer mit der Bauersfrau sich die neue Buttermaschine besieht, dann stehen auch die Kinder des Hauses neugierig zur Seite und die Mutter unterläßt es gewiß selten, zu fragen, wie es mit den Söhnen und Töchtern in der Schule geht. Schule und Haus tauschen ihre Erfahrungen gegenseitig aus und oft ist eine kleine oder größere Aenderung in der Erziehungsweise die Folge der Unterredung. Daß im Dorfe immer zweckmäßigere Volksnahrungsmittel, Knorr'sche Suppentafeln, Erbswurst u. s. w. ihren Eingang finden, ist dem Verkehr des Lehrers mit den verständigen Müttern zuzuschreiben, daß jeder Bauer Einnahme und Ausgabe in allen Zweigen der Landwirthschaft genau bucht, verdankt er der unausgesetzten Mahnung des Volksschullehrers, daß der Branntweingenuß im Dorfe sichtlich abnimmt, daß sich das Armenhaus leert, daß viel weniger Kriminalfälle als sonst im Gemeindegebiet sich ereignen, das wird dem stillen, segensreichen Wirken des Dorfkantors zugeschrieben. Selbst Neuerungen im Staats- und Schulwesen, z. B. die Ertheilung von Unterricht in den weiblichen Handarbeiten, im Turnen, die Fortbildungsschule u. s. w. werden weniger abfällig beurtheilt werden, als dies gern auf dem Lande geschieht, wenn der Lehrer des öfteren seinen Landleuten gegenüber Gelegenheit nimmt, auf die gute Absicht der Gesetzgeber hinzuweisen, zu betonen, daß sich alles erst einleben müsse, ehe es richtig beurtheilt werden kann, daß es für eine Hausfrau auf dem Dorfe nicht gleichgültig sein kann, ob ihre Kinder weniger lernen sollen als das einfachste Dienstmädchen in der Stadt in seiner Schule gelernt hat, daß es nicht einerlei ist, ob sie das Geld dem Hausirer oder der Flickfrau gibt oder ob sie sich selbst hinsetzt und Strümpfe strickt und Hemden ausbessert. Dem Bauer leuchtet es auch ein, daß das Freiturnen eine gute Vorbereitung auf die Militärzeit ist, daß man beim Worte „Turnen" nicht unbedingt an große Turngerüste denken muß, daß der Segen der Fortbildungsschule immer mehr wächst, je mehr sie sich zur Fachschule ausbildet.

Digitized by Google

So wird der Schulmeister zum Volkswirth. Sein Dorf kennt ihn und er kennt sein Dorf. Der Staat bildet den Lehrer in der Hauptsache aus, er zahlt ihm einst auch die Pension, er gedenkt sogar die Alterszulagen zu übernehmen, aber er verleiht die Kraft des Volksschullehrers an die Gemeinde. Wohl dieser, wenn der Lehrer kein Miethling ist, sondern von den hohen Zielen eines Landschullehrers so durchdrungen ist, daß er für seine Person nicht bloß ein guter Staatsbürger, sondern Hunderten und Tausenden das Vorbild eines guten Staatsbürgers ist und in der Aufgabe, die sich Gaethe's Faust gestellt, in der Fürsorge für das allgemeine Wohl seine höchste Befriedigung findet. Und nun zurück zur Einleitung. „Hinaus aufs Land!" So heißt es jetzt beim berufsmäßigen Parteimann. Glaubt der politische Agitator wirklich, daß er nur eine der bekannten Wahlreden zu halten braucht, um im ganzen Dorfe Stimmung für Umsturz der bestehenden Verhältnisse zu machen, daß das Dorf, welches sich nach und nach schließlich auf mühsame Weise zum allgemeinen Wohlstande emporgearbeitet hat, von der angeblichen Wahrheit seiner Schlagworte und hohlen Phrasen bald zu überzeugen sein wird? Wird es nicht eher möglich sein, daß der kleinste Häusler sich in den gegenwärtigen Staatsverhältnissen wohler fühlt als in dem geschilderten Zukunftsstaat. Glaubt der fremde Apostel in wenig Jahren die oft recht schwierige Kulturarbeit des Landvolksschullehrers mit Erfolg zu bekämpfen und zu vernichten? Es ist wohl kaum zu befürchten. Wenn auch mancher Landmann und Dorfmarkgenosse in guten Jahren der Ruhe, des Friedens, des Wohlstandes geneigt ist, mit dem fremden Parteimann zu kokettiren, wenn er geneigt ist, gern der Regierung allerlei Verlegenheiten zu bereiten, die große Masse des deutschen Bauernstandes wird der Ordnungspartei allzeit treu bleiben.

Aber zum Schluß noch eins. Eine nicht zu unterschätzende Unterstützung erfährt, wie schon angedeutet, die Volksschule in der Erziehung ihrer Schüler zur Achtung vor Gesetz und staatlicher Ordnung durch eine gute Volksbibliothek. Auf dem platten Lande soll sie die Rüstkammer der Geister bilden, denn hier fehlen die Leihbibliotheken, die Fachbibliotheken, die Landesbibliotheken. Die Anlage und Einrichtung einer solchen Volksbibliothek ist nicht leicht und nicht allzu wohlfeil. Daher sollten die einzelnen Landesregierungen ihre Fürsorge diesem wichtigen Förderungsmittel der Volkswohlfahrt recht angedeihen lassen. Es ist ganz gewiß nicht der kleine Schülercötus, der allein lern- und wißbegierig ist, es stehen hinter den Schülern die Erwachsenen, und neben dem Unterhaltenden in der Bibliothek soll auch das Belehrende stehen. Wie manches schiefe Urtheil wird durch ein gutes Buch bekämpft, wie werthvoll sind für manchen Volksfreund die Zahlen der statistischen Jahrbücher, wie können auf Grund der Erhebungen des Staats, auf dem Boden positiver Unterlagen die Besserwisser, die über alles schimpfen, was die Regierung plant, veröffentlicht und thut, geschlagen werden, wie wirksam kann gerade durch eine wohlbegründete, gut geleitete und stets sorgfältig ergänzte Volksbibliothek die Achtung vor dem Gesetz und der staatlichen Ordnung gefördert werden, denn wenn schon der Volksschüler, insbesondere der etwas reifere Fortbildungsschüler hingewiesen wird auf so manches gute Buch, aus dem die treue Fürsorge des Landesvaters für das Vaterland hervorgeht, welches hinweist auf die unausgesetzte Thätigkeit der Regierungsbeamten, der schaffenden und berathenden Volksvertreter, welches zeigt, wie man in allen Kreisen der Behörden jederzeit bemüht ist, die Gesetze des Landes zeitgemäß umzugestalten, wie man neue Gesetze schafft, die die neue Zeit verlangt, wie man redlich bemüht ist, in den maßgebenden Kreisen die soziale Frage auf friedlichem Wege zu lösen, wie die Kranken- und Altersversorgungskassen dem vierten Stande, dem Arbeiter, als reife Frucht vom Baum der allgemeinen Menschlichkeit, der Bruderliebe im weitesten Sinn des Wortes in den Schoß gefallen sind, wenn dies alles dem heranwachsenden Geschlecht von berufenen Personen, vor allem draußen in der Provinz vom Landpfarrer und vom Landschullehrer, trotz des eifrigen Widerspruchs der Gegner gezeigt und erklärt wird, ist da nicht eine gewisse Sicherheit geboten, daß der Staatsgedanke noch tiefere Wurzeln schlagen wird als bisher, daß auch der gereifte Mann seinen Hut zieht vor den Wächtern der staatlichen Ordnung, mit Interesse das fröhlich pulsirende Leben der Staatsmaschine verfolgt, volles Vertrauen zu seiner Regierung hat und sich mit begründetem Argwohn von den Sirenenklängen abwendet, die der Mann anstimmt, von dem man mit Recht sagen kann: „Und also stahl er sich das Herz der Kinder Israel!" Wohl sind gar Manche für die gute Sache schon eifrig thätig, für wahre Volksaufklärung, mancher Landpfarrer, mancher Landvolksschullehrer, mancher Oberförster, mancher Landarzt, mancher gebildete Gemeindevorstand. In den mannichfachen Vereinen werden Vorträge gehalten, die sich über staatliche Einrichtungen ausbreiten, über die Kolonialbestrebungen des Reiches handeln, seine See- und Landmacht, deren wirkliche Kosten und deren Segen, die über Zoll-, Münz- und Handelsfragen aufklärend wirken. Aber die Einzelregierungen und die Reichsämter sollten auf diese ihre wahren Anhänger und Freunde ein wachsameres Auge haben, ihre stille, segenstiftende Arbeit mit noch größerem Interesse verfolgen, sie aber vor allem durch Zufuhr von geeignetem Material in Gestalt von staatswissenschaftlichen Schriften, Separatabzügen von Vorträgen, statistischen Arbeiten, Enqueten, Handels- und Gewerbekammerberichten, durch Errichtung einer guten Volks- und Handbibliothek und Kräftigung derselben in den lobenswerthen Bestrebungen kräftig unterstützen. Es genügt nicht, wenn an die Gemeinden die Gesetz- und Verordnungsblätter geschickt werden, wenn gelegentlich der Wahl ein Landtags- oder Reichstagsabgeordnetenkandidat im Dorf erscheint, um über sein Programm aufklärend zu sprechen. Was wird vor der Wahl nicht übertrieben, gefälscht, zusammengelogen! Die Aufklärung muß stets geboten werden, sie muß systematisch und schulgerecht getrieben werden, denn es ist ganz gewiß wahr, daß man eigentlich nur das achten kann, was man kennt. Darum verlange man nicht blaß Achtung vor dem Gesetz und staatlicher Ordnung, sondern man sorge auch allenthalben dafür, daß die Gesetze des Landes und des Reichs, die staatlichen Einrichtungen und die Bestrebungen wahrer Volksfreunde besser bekannt werden, daß sie in volksthümlicher Weise dem gemeinen Mann erklärt werden, und dazu wird in erster Linie der Volksschullehrer als der geeignetste Mann erscheinen, namentlich wenn ihm eine gute Volksbibliothek als Handbibliothek zur Seite steht. So weit seine politische Thätigkeit.

Wenn nun aber unser Volksschullehrer eine lange Reihe von Jahren einer Landgemeinde gedient hat, wenn die Mädchen, die einst vor ihm auf der Schulbank gesessen, zu Jungfrauen und Hausfrauen herangewachsen sind, wenn sie als Mütter ihre herangewachsenen Kinder vertrauensvoll zum Schulhause, zu demselben Mann bringen, der sie selbst einst segnend aus der Schule entlassen hat, wenn er eine große Anzahl Hausväter im Dorfe zählt, denen er das A B C gelehrt und die er fürs Leben ausgerüstet hat mit nützlichen Kenntnissen und Fertigkeiten, ausgestattet hat mit klugem, klarem Blick in die Welt, wenn er eine Generation im Dorfe großgezogen hat, dann schlingt sich ein Band um Lehrer und Gemeinde, welches nur der Tod zu zerreißen imstande ist, welches sich nur erst dann löst, wenn Altersschwäche ihn nöthigt, seinen Hirtenstab einer jüngeren Kraft

zu überreichen. Ein solcher Lehrer hat sich aber in der Geschichte des Dorfes ein bleibendes Denkmal gesetzt, und mit Stolz nennt man noch nach vielen Jahren seinen Namen. Wem aber fällt hiebei nicht das Denkmal ein, das Johann Heinrich Voß schon vor hundert Jahren dem verdienstvollen Landlehrer gesetzt hat, indem er im „Siebzigsten Geburtstag" die Worte anstimmt:

„Tamm, seit vierzig Jahren in Stolp, dem gesegneten Freidorf,
Organist, Schulmeister zugleich und ehrsamer Küster,
Der fast Allen im Dorf, bis auf wenige Greise der Vorzeit,
Einst Taufwasser gereicht und Sitte gelehrt und Erkenntniß,
Dann zur Trauung gespielt und hinweg schon Manchen gesungen."

Und so gehe denn auch über diese Betrachtung des ehrsamen Landvolksschullehrerstandes am Ende der festliche Hauch der 70jährigen Geburtstagsfeier eines einstigen sächsischen Volksschullehrers. Wenn dem gegenwärtigen Leiter des Volksschulwesens des Königreichs Sachsen[1]) diese Zeilen zu Gesicht kommen, wenn sie vielleicht in der Hauptsache seinen Beifall finden, so möge er sie entgegennehmen als kleinen Zoll der Dankbarkeit des sächsischen Volksschullehrerstandes für eine 50jährige, treue, mit den schönsten Erfolgen gekrönte Fürsorge für das allgemein geachtete Volksschulwesen eines deutschen Bundesstaates, als die bescheidene Jubiläumsgabe eines dankbaren Schülers.

M. Martin.

Heinrich v. Kleist in Würzburg.

Von P. Robert.

Das herbe Geschick der Verkennung bei den Zeitgenossen, das in Deutschland so manchem bedeutenden Geiste zutheil geworden ist und noch wird, hat wohl Wenige so grausam verfolgt wie Heinrich v. Kleist. Man hat gesagt, in Deutschland müsse man 30 Jahre todt sein, um berühmt zu werden, und Kleist hat dies Wort wahr gemacht. Ungenau, mit eigenmächtigen Aenderungen und Zusätzen sind bis vor wenigen Jahren seine Werke bei uns gedruckt worden, und bei mehreren können wir heute nicht einmal mehr die ursprüngliche Gestalt feststellen und — werden es niemals können. Der arme, melancholische, von äußeren und inneren Leiden zerquälte, von seinem größten Zeitgenossen Goethe brutal behandelte, verachtete Dichter ist heute eine geistige Macht geworden. Er, der nie eines seiner Dramen hat über die Bretter gehen sehen, herrscht heute auf den vornehmsten deutschen Bühnen und gibt gelehrter Forschung reichen Stoff. Neben Goethe, Schiller, Otto Ludwig und Gerhart Hauptmann prangt Kleists Name heute als der eines Heros des deutschen Dramas!

Aber verweht sind die Spuren des Unglücklichen, den das Leben wie ein scheues Reh hier- und dorthin gehetzt hat. Ganze Jahre seines Erdenlaufs sind für uns dunkel, wir wissen nicht, wo er geweilt, unter welchem erdichteten Namen er sich gedeckt, was er gelitten hat. Die Briefe an seine Braut, Wilhelmine v. Zenge, die er mit der ganzen Gluth und Hingabe eines der edelsten deutschen Herzen liebte, an die er aber in geistiger Hinsicht auch die höchsten Ansprüche stellte, und an seine geistvolle und liebenswürdige Schwester Ulrike erleuchteten von Zeit zu Zeit den Pfad seines Lebens und keine Strecke deutlicher als seine Reise nach Würzburg und seinen Aufenthalt daselbst vom August bis Oktober 1800. Und doch war die Forschung bisher gerade über den eigentlichen Zweck dieses plötzlichen Verschwindens aus der Heimath im unklaren, trotz der endlosen Briefe, die Kleist in dieser Zeit, oft mehrmals täglich, an die Braut richtete — weil er selbst alles gethan hat, um diesen Zweck nicht errathen zu lassen, weil er ihn Niemand, besonders keiner Frau und am allerwenigsten seiner Braut, mittheilen konnte. Es mußte das Auge des Arztes diese Briefe lesen, um zwischen den Zeilen den Reisezweck, den übrigens der Dichter selbst späterhin seiner Schwester und Braut mitgetheilt hat, zu entdecken. Dr. Morris zu Berlin, dem Literarhistoriker durch seine „Goethe-Studien" wohlbekannt, hat sich dieser Aufgabe unterzogen und hat eine Erklärung[1]) gegeben, die zwar Gefahr läuft, „sensationell" genannt zu werden, an der wir aber nach seinen Ausführungen nicht mehr zweifeln können. Die Reise, in der man bald eine romantische Schrulle, bald ein Entfliehen aus einem aufgezwungenen Berufe, bald eine Epoche industrieller Forschungen hat sehen wollen, hat Kleist unternommen, „um in Würzburg unter fremdem Namen in ärztlicher Behandlung von einem Leiden befreit zu werden, das ihm die Verbindung mit seiner Braut unmöglich gemacht hätte, und zwar handelte es sich um Impotenz. Das steht in Kleists Briefen deutlich zu lesen; es ist nur bisher noch nicht gelesen worden". Thatsächlich hat Morris durch geschickte Aneinanderreihung einer ganzen Anzahl von Briefstellen den vollen Beweis für seine Behauptung erbracht und ein zufällig erhaltenes objektives Zeugniß bestätigt sie überdies.

Der Plan des 22jährigen Dichters war lange überlegt und reiflich erwogen. Durch jugendliche Ausschweifungen körperlich und seelisch erkrankt, bemächtigt sich seiner eine namenlose Angst angesichts des unendlichen Vertrauens der Braut zu ihm, der Braut, deren Lebensglück er durch seinen Zustand gefährdet glaubt. Mit elementarer Gewalt drängt es sich ihm auf: es muß etwas geschehen, er muß Heilung suchen und dann, wenn er gesund ist, will er sich ganz der geliebten Wissenschaft hingeben, die er dem Waffenhandwerk vorgezogen — wenn nicht, so will er ein Aemtchen suchen und auf sein Glück verzichten; Kleist ward geheilt und triumphirend ruft er am 13. November der Braut zu: „Ich will kein Amt nehmen." Damals aber quälten die bangsten Sorgen seine Brust. Plötzlich verlangt er von ihr einen Aufsatz darüber, wie sie ihr künftiges Eheglück sich ausmale; ein Blatt davon bekam er zu lesen, wir wissen nicht, was darauf stand; aber die Wirkung war, daß er augenblicklich Frankfurt verließ und sich zur Reise anschickte. Sein Ziel war zunächst die altberühmte medizinische Fakultät Wien. Es war ihm heiliger Ernst mit seinem Entschlusse, wieder gesund, wieder „gut", wieder Wilhelmineus würdig zu werden; in seinen Briefen betont er immer wieder, daß die Fahrt nothwendig, daß ihr Zweck ernst, sittlich, heilig sei. Aber nicht allein wagt er es, zu reisen. Er traut sich noch nicht die nöthige Energie zu, die seine Heilung bedingt. Er reist nach Coblenz bei Pasewalk und entdeckt sich seinem Freunde Louis v. Brockes, der sofort bereit ist, ihm zu seinem Zwecke beizustehen und ihn zu begleiten. Da man unter strengstem Inkognito reiste und somit Pässe mit fingirten Namen brauchte, so ging die Reise zunächst nach Leipzig. Hier lassen sich die Freunde an der Universität immatrikuliren, Kleist als Heinrich Berndt Klingstedt und Brockes als Moriz Bernhoff, sie erhalten auf die Matrikel hin Pässe für die Weiterreise und kommen bis Dresden. Hier erfahren sie, daß Wien von den Franzosen bedroht, die Reise dorthin unsicher und gefährlich sei. Jetzt entschloß sich Kleist, entweder in Straßburg oder in Würzburg Heilung zu suchen, die Wahl fiel auf das letztere. Kleist langte am 5. oder 6. September mit seinem Freunde in Würzburg an, miethete sich in einer entlegenen Gegend eine Stube und konsultirte den Arzt,

[1]) Franz Wilhelm Kockel, Geheimrath.

[1]) Morris: Heinrich v. Kleists Reise nach Würzburg. Berlin, C. Skopnik. 1898.

wahrscheinlich Dr. Nikolaus Thomonn, der im Nebenamte erster Arzt am Juliusspitol war und Kleist wohl Gelegenheit verschaffte, sich dort so genau umzusehen, daß er seiner Braut eine eingehende Schilderung zugehen lassen konnte.

Schon nach den ersten regelmäßigen Besuchen des Arztes ist er in der frohesten Stimmung. „Mädchen! wie glücklich wirst Du sein!“ schreibt er an die Braut. „Und ich! Wie wirst Du an meinem Halse weinen, heiße innige Freudenthränen! Wie wirst Du mir mit Deiner ganzen Seele danken! — Doch still! Noch ist nichts ganz entschieden, aber — der Würfel liegt, und wenn ich recht sehe, wenn nicht alles mich täuscht, so stehen die Augen gut. — Laß uns thun, als ob wir nichts interessanteres miteinander zu plaudern hätten, als fremdartige Dinge. Denn das, was mir die ganze Seele erfüllt, darf ich Dir nicht, jetzt noch nicht mittheilen.“ Kleist brachte einen ehrlichen, starken Willen zur Genesung mit — furchtbare Schreckensbilder von dem ihm drohenden Verfall spielen in seine Briefe hinein — und die weise, diätetisch-psychische Behandlung des Arztes that das Ihre. Kleist mußte sich vor dem Schlafengehen mit ernster geistiger Arbeit beschäftigen und die ganze Nacht Licht brennen. Die Heilung ward erreicht und sie war gewiß von Dauer. Am 1. Mai 1802 schreibt er an seine Schwester: „Ich habe keinen andern Wunsch, als zu sterben, wenn mir drei Dinge gelungen sind, ein Kind, ein schön Gedicht und eine große That,“ er hat wieder volles Vertrauen auf seine Kraft.

Es ist ein überraschendes Ergebniß, das uns Morris hier vorlegt. Wenn Zolling in seiner Kleist-Ausgabe sagt: „In Brockes Tagebuch fand sich neben vielen Auszügen aus Büchern und eigenen Gedanken des Schreibers ein langer Aufsatz mit der Anrede: ‚Mein lieber Heinrich!‘ Wir wagen es aber nicht, diesen moralisirenden Brief an einen Freund, der ihm frühere Ausschweifungen gebeichtet, auf die bloße Anrede hin auf Kleist zu beziehen, der schon genug des Jammers zu dulden hat“ — so werden wir den unglücklichen Dichter nicht von seiner Verschuldung freisprechen können; aber wie viel größer als die Schuld ist die Sühne! Wie hat er selbst unter seiner Verirrung gelitten, wie ernst und heilig ist sein Entschluß, sich zu retten, wie ungeheuerlich sein Muth, selbst der Braut schließlich das Geheimniß zu beichten — er hat sich gehoben wie Wenige in seiner Lage, sein edler Sinn blieb unverletzt. Kleist hat durch diese Publikation nicht seine Sympathie bei uns verloren; je näher ihm die Forschung bringt, sie mag menschliche Fehler und Schwächen an ihm finden, soviel sie will — der Dichter wird immer größer, edler, liebenswerther; unwillkürlich nimmt er auch in seinen unglücklichsten Zeiten das Herz dessen gefangen, der sich genießend in sein Werk versenkt oder forschend um seine Erkenntniß wirbt.

Von zwei Naturdichtern.

Eine 79jährige Nähterin in Gießen und ein Posthülfsbote in Worms im Alter von 26 Jahren sind die Verfasser der Gedichtsammlungen, die uns heute vorliegen. In der neueren Zeit sind manche sogenannte „Naturdichter“ entdeckt worden, und wenn ihnen das Glück zutheil wurde, daß Männer von Einfluß ihre weithin vernehmbare Stimme für sie erhoben, wie es bei Johanna Ambrosius und Gustav Renner der Fall war, dann wurden ihre Erzeugnisse auch in weiteren Kreisen bekannt. Die Benennung Naturdichter ist eigentlich eine schiefe, indem sie nämlich nicht auf das Stoffgebiet sich bezieht, sondern nur durch den Gegensatz zwischen der Lebensstellung, insbesondere dem Bildungsgang dieser neueren Poeten und ihrem poetischen Schaffen veranlaßt ist. Ein richtiger Naturdichter war etwa der Nürnberger Spengler Grübel, der Verfasser des auch heute noch nicht vergessenen „An Schlosser hot 'n Gesell'n gehat“, ähnliche Poeten gedeihen bis zu einem gewissen Grad noch in der Schweiz, wo einer der merkwürdigsten als Ackerknecht thätig ist, ein anderer als Pächter eines Bahnhofrestaurants.... Bei den meisten deutschen sogenannten Naturdichtern handelt es sich wesentlich darum, daß ihnen die breite Bildungsgrundlage fehlte, daß sie das „Dichten“ nicht gelernt haben, daß vielmehr die Poesie, das Mädchen aus der Fremde, ungesucht verklärend und schmückend in ihr Leben trat. Uns fällt, wenn die mangelhafte Schulbildung in solchen Fällen immer so nachdrücklich betont wird, die naive Charakteristik Shakespeare's in dem Jöcher'schen Gelehrtenlexikon ein: „War schlecht auferzogen und verstund kein Latein, brachte es aber in der Poesie sehr hoch. Er hatte ein scherzhaftes Gemüth, kunnte aber auch ernsthäft sein.“

Die Gedichte von Johanette Lein sind in einem schmucken Bändchen, nur 62 Seiten stark, bei der J. Ricker'schen Verlagsbuchhandlung in Gießen erschienen. Alfred Bock hat ihnen ein Geleitwort mit auf den Weg gegeben, das in knappen Zügen ein ansprechendes Bild von der Verfasserin gibt. In ganz ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, wor sie von der Konfirmation bis zum 23. Jahre Dienstmädchen und ist dann als Nähterin in Gießener Familien thätig gewesen, welchem Beruf sie bis zu ihrem 78. Lebensjahre treu blieb. Während der langen Zeit, auf die sie zurückblicken kann, hat die Poesie sie immer begleitet und ihr inneren Reichthum verliehen. Das Bild der greisen Dichterin, das die Sammlung ziert, zeigt ein regelmäßiges, gutes und kluges Gesicht mit lebhaften, warmen Augen. Und eine schöne Seele spricht aus den Versen zu uns, reicher Gedankeninhalt in bemerkenswerth sicherer Form. Das Gedicht „Sehnsucht“, das Hoffen eines gläubigen Gemüths aussprechend, wird auch auf den erhebend wirken, der nichts von dem Autor weiß:

So lang noch Blumen blühen, Sterne glänzen,
Und Unschuld noch aus reinen Augen lacht,
So lang im Mai sich Kinder froh bekränzen
Verzog' ich nicht.

Auch der „schöne Tod“ in früher Jugend

Wo ein Hauch der Poesie
Unserm kurzen Erdenleben
Seine Perlenkrone lieh

wird in einem gedankenreichen Gedicht gefeiert; das gewählte Bild ist allerdings nicht glücklich. Sinn für Humor ist der Verfasserin eigen, wie aus einzelnen neckischen Gedichten hervorgeht. Und wenn sie „am Lebensabend“ dem Schicksal dankt, daß es ihr gab

Zeit zum Entfalten der Gedanken,
Auch Glaube, Liebe, Hoffnung ohne Wanken
Und fast am Schluß des Lebens — Anerkennen.
Wer wollte das ein reines Glück nicht nennen?

so beweist sie damit, daß sie eine auf sich selbst ruhende und darum glückliche Natur ist. Die Auswahl der Gedichte — es ist nur eine Auswahl, die das Bändchen bringt — zeigt, daß der Verfasserin ein kundiger Berather zur Seite stond, denn es sind wirklich auserwählte Poesien, und kein einziges der Gedichte gibt zu ernsteren Ausstellungen Anlaß.

Zu der mild abgeklärten Greisenruhe, die in den Gedichten von Johanette Lein hervortritt, bilden die Gedichte von Wilhelm Graf[1]) einen scharfen Gegensatz. Da wogt's und stürmt's und drängt's und es ist ein starkes

[1]) Leben im Leben. Worms, Verlag von Julius Stern 1878.

Gähren und Ringen darin zu verspüren. Die Vorrede ist nicht frei von Schwulst und Uebertreibung. In den Gedichten selbst wirkt die Herrschaft über die Form bei diesem autodidaktischen Autor ganz überraschend. Schon eines der ersten Gedichte der Sammlung, „An meine Muse", das den Segen der Poesie für dieses Autors Leben verherrlicht, ist nach Form und Inhalt bemerkenswerth. Sehr hübsch und originell sind die Verse „Vor'm Schlummer" und in einzelnen Naturbildern, besonders in „Naturstimme", tritt starke Anschauungskraft hervor. Eigentliche Volkstöne begegnen uns nur ganz vereinzelt. Ob es Zufall oder Kühnheit ist, daß der Verfasser für eines seiner Gedichte den Titel „Das verlassene Mägdlein" gewählt hat, mag dahingestellt bleiben. Die Verse

Die Eltern ruhn friedlich,
Die seh' ich nicht mehr.
Mein Schatz ging einst wandern
Auf Niewiederkehr.

Ach einsam, verlassen,
Allein bin ich hier;
Verlassen von Allen —
Was bleibt da noch mir?

Mir lacht keine Blume,
Kein morgendlich Roth,
Mein Herz ist verblutet —
Ach, wär' ich doch todt.

sind ja ganz schlicht und wirksam, freilich darf man dabei nicht an die unvergleichliche Perle von Mörike denken. Die patriotischen Gedichte auf Kaiser Wilhelm und Bismarck sind von großem Schwung und auch nach Inhalt bedeutend.

Heutzutage nimmt auch der Ungelehrte ein gut Theil der Bildungselemente, die gleichsam in der Luft liegen, unbewußt in sich auf, und für einen Dichter ohne Schulung, ohne tiefere Kenntniß der vorausgegangenen Literaturentwicklung ist die schwierigste Aufgabe die, sich zur Einfachheit durchzuringen, alles auszuscheiden, womit gerade solche Selbstfinder gern zu glänzen suchen möchten. Wilhelm Graf ist ein Talent, das Beachtung und Förderung verdient. Einem so aufstrebenden Mann den Weg zu erleichtern, wäre eine würdige Aufgabe für einen Mäcen. Im vorigen Jahrhundert hörte man viel häufiger von hohen und adeligen Herren, die sich selbst dadurch ehrten, daß sie Dichtern in der vornehmsten Weise hülfreiche Hand boten. Freilich ein Klopstock oder Schiller wird dadurch nicht hervorgebracht, er muß im Keim schon vorhanden sein.

Frankfurt a. M. Sigmund Schott.

Mittheilungen und Nachrichten.

P. Die Aufführung der „Antigone", die zu Ehren des Bayerischen Gymnasiallehrervereins am 8. April durch Hrn. Rektor Dr. Lechner in Nürnberg veranstaltet wurde, verdient — abgesehen von der vorzüglichen, ergreifenden Darstellung der Schüler — auch deßhalb erwähnt zu werden, weil bei ihr, soviel ich weiß, zum erstenmal in Deutschland, der Versuch gemacht wurde, die Dörpfeld'sche Theorie über das antike Theater praktisch vor Augen zu führen. Bekanntlich nahm man bis vor kurzem an, daß Chor und Schauspieler im griechischen Theater auf verschiedenem Niveau gespielt hätten, ersteres in der Orchestra, letzteres auf einer Bühne. Dörpfeld hat nun auf Grund der Ausgrabungen griechischer Theater nachzuweisen gesucht, daß beide Theile, Chor und Schauspieler, auf demselben Niveau, und zwar in der kreisrunden Orchestra spielten, und daß eine Bühne überhaupt nicht existirte. Dementsprechend war die Turnhalle des neuen Gymnasiums eingerichtet. Während die eine Hälfte von den amphitheatralisch aufsteigenden Sitzreihen eingenommen war, bildete der größere Theil der anderen Hälfte die Orchestra, deren Kreis zwar nicht wie in Epidauros mit Marmorplatten, sondern nur durch Farbe begrenzt wurde. Hinter ihr erhob sich die Proscenium swand mit drei Thüren, rechts und links führten an Stelle der Parodoi Thore ins Freie. Jeder, der das Glück hatte, der Darstellung beizuwohnen, wird bestätigen, daß Dörpfelds Theorie die Probe glänzend bestanden hat. Die früher angenommene Trennung von Chor und Schauspielern erscheint nach dieser Probe als völlig unnatürlich, wie sie ja auch innerlich unberechtigt ist. Die enge lokale Verbindung zwischen beiden Theilen war so selbstverständlich, daß es merkwürdig ist, wie sich Manche noch gegen Dörpfelds Theorie wehren können. Auch der Vortheil, daß man der Schauspieler auf der Orchestra, die durch nichts von der untersten Sitzreihe getrennt wird, dem Zuschauer lokal wie ideal näher gerückt ist, ist durch die Nürnberger Darstellung recht augenscheinlich geworden. Es wäre gewiß der Mühe werth, wenn der Versuch in größerem Maßstab von einem Kunstinstitut wiederholt würde. Hrn. Rektor Lechner aber und seinen braven Schülern gebührt für die Aufführung auch der Dank der Wissenschaft.

Z. Von der Versammlung des Bayer. Gymn.-Lehrervereins mögen noch erwähnt werden die Vorführungen der Glas- und Diapositivplatten durch Professor Dr. H. Zimmerer (Ludwigshafen a. Rh.) in den Räumen des Museums am ersten Gesellschaftsabend. Redner vertrat die Ansicht, daß die Zukunft des Anschauungsunterrichts auf den Mittelschulen, wie schon jetzt theilweise auf den Hochschulen, in der Projektionsbildern mit elektrischem Licht beruhe. Zu diesem Zweck hatte der Vortragende die kolarirten Bilder der Kunstverlagsanstalt „Photocol" A.-G., München, in farbigen Platten zur Darstellung gebracht. In Bezug auf die pädagogischen Ziele der sogenannten Photocol-Bilder und des Photocol-Sammelatlas mit seinen Karten und Plänen konnte er auf seinen Vortrag am Deutschen Lehrertag in Breslau hinweisen, der unter den zahlreich Versammelten als Separatabdruck aus dem Jahresbericht der Münchener Geographischen Gesellschaft vertheilt wurde. Ein Hauptgewicht legte der Vortragende auf die Einrichtung physikalischer Kabinette an den Mittelschulen, wo mittelst Verdunkelungsvorrichtung und eines Projektionsapparates die Bilder der Diapositivplatten vergrößert auf die Leinwand geworfen werden, und zwar nicht nur Darstellungen aus dem naturkundlichen Unterricht, sondern auch aus den geographischen, historischen und kunsthistorischen Gebieten. Freilich müßte dies mit einem gewissen Maßhalten geschehen und immer nur als Abschluß und Zukost eines bestimmten Lehrstoffs und einer längeren Lehrzeit erfolgen, etwa in einem Zeitraum von 8 bis 14 Tagen des theoretischen Unterrichts, als Repetition und Zusammenfassung. Zu diesem Behufe hatte sich der Vortragende zwei Themen zurecht gelegt: eine Knabreise durch die Heimath, durch Oberbayern, mit stets gleichzeitig, d. h. dazwischen projizirtem Kartenbilde und typischen Städte-, Landschafts- und Terrainformen; hierauf gab er an der Hand seiner eigenen photographischen Aufnahmen in der asiatischen Türkei ein anschauliches Bild der hauptsächlichsten Stationen seiner Forschungsreise mit R. Oberhummer in Syrien und Kleinasien. Die Versammlung zollte sowohl dem didaktischen Prinzip wie den Erklärungen des Redners lebhaften Beifall. Zu bedauern war, daß die Bilder maagels elektrischen Lichtes bei der unzureichenden Leuchtkraft des Hydrooxygengases nicht scharf genug in die Erscheinung traten.

* 17. Kongreß für innere Medizin zu Karlsbad. Der Kongreß für innere Medizin trat am Dienstag, dem 12. April, zu seiner 17. Versammlung zusammen. Der Präsident, Prof. Quincke (Kiel), leitete ihn mit begrüßenden Worten ein. In seiner Ansprache wies er auf die Erfolge der inneren Medizin hin, die theils experimentell, theils durch die Fortschritte der übrigen Disciplinen ermöglicht wurden. Zum Schlusse beleuchtete Redner die Heilerfolge von Karlsbad. Der Statthalter von Böhmen, Graf v. Clandenhove, begrüßte namens der Regierung die Versammlung, machte an der Hand einer Statistik auf die bedeutende Abnahme der Sterblichkeit an akuten infektiösen Krankheiten aufmerksam und erwähnte die Opferwilligkeit der Aerzte zur Zeit der Epidemie-

fälle in Wien. Dr. v. Jaksch berichtete über das verflossene Jahr. — Die wissenschaftlichen Verhandlungen begannen mit einer eingehenden Erörterung über die Insufficienz (Unzulänglichkeit, Schwäche) des Herzmuskels. Als erster Referent führte Prof. v. Schrötter (Wien) aus: Die Herzmuskeln sind widerstandsfähiger als die Muskeln des Körpers. Das Herz ist imstande, eine weit größere Arbeit zu leisten, als es beim gesunden Körper der Fall ist, erst wenn die Herzkraft nicht mehr genügt, treten Veränderungen auf. Das von Geburt aus schwache Herz kompensirt diesen Fehler durch Hypertrophie. Viele Herzfehler sind, wenn sie auch im späteren Alter erkannt werden, sicherlich angeboren. Die ersten Symptome sind die Folgen nervöser Einflüsse des geschwächten Herzens. Es gibt einen Tod bei gesundem Körper an „gebrochenem Herzen". Man hat aus der Muskelschwäche infolge von Gift, Alkoholika, Morkatika ꝛc. diesen Tod erklärt; oft sind große seelische Erregungen allein die Ursache. Bei der Herzschwäche ist die Beschaffenheit der Kranzarterien und besonders sind die Entzündungsvorgänge des Herzfleisches von großem Einfluß, die Hauptgefahr bei Herzbeutelentzündung z. B. ist nicht so abhängig von der Menge der Ausschwitzungen, als vielmehr vom Herzmuskelfleisch. Es genügen oft leichte Verletzungen, sehr oft eine Ueberanstrengung und die Elastizität des Herzmuskels geht verloren. Solche Patienten sind bis zu einem Tage vollkommen gesund, ohne daß das Herz ein Warnungszeichen gibt. Man muß daher vor übermäßigen Sportsleistungen dringend warnen! Bei der Bildung kompensirter Herzfehler spricht die natürliche Anlage des Individuums mit. Nicht Jeder bekommt eine Herzerweiterung, nicht Jeder nach häufigem Genusse von Alkohol ein sogenanntes „Bierherz". Mehr als an den übrigen Organen sind hier wiederkehrende Prozesse nachgewiesen. Für die Behandlung ist das Wichtigste Schonung und Beobachtung des Kranken. Rekonvaleszentenhäuser sind wohl zu empfehlen. — Das zweite Referat erstattete Prof. Friedrich Martin (Rostock). Der Ausgang der Herzerkrankung ist nicht so abhängig von Klappenfehlern, als vielmehr von dem Zustande des Herzmuskels. Das Schicksal der Lungenkranken und der an Schrumpfniere Leidenden zum Beispiel ist in erster Linie von dem Zustande der Herzmuskulatur abhängig. Herzinsuffizienz ist eine „Unzulänglichkeit des erkrankten Herzmuskels gegenüber den bestehenden Hindernissen". Die Ursache der Herzmuskelinsuffizienz kann sein die Folge nach Scharlach, Typhus und Diphtherie, akute infektiöse Entzündung des Herzfleisches, die durch Lähmung der Blutgefäßnerven den Herztod herbeizuführen vermag. Dieser ist eine giftige zentrale Lähmung im Gebiete des verlängerten Rückenmarks. Dagegen findet man bei der sogenannten idiopathischen, der aus sich selbst entstehenden, Herzvergrößerung mikroskopisch keine gröberen krankhaften Veränderungen. Sie sind rein funktionell hervorgerufen durch Ermüdung und Ueberdehnung. Es handelt sich hiebei um Veränderungen der Zellen und des Zelleninhalts von so feiner Art, die für unsre heutigen Hülfsmittel nicht darstellbar sind. Das Herz des Greisen zeigt eine ausgedehnte Vermehrung des Bindegewebes, der eine Vergrößerung der Muskulatur des Herzens voraus-gegangen ist (senile myofibrose). Durch positive klinische Beobachtung ist nun nachgewiesen, daß ein Herz erlahmen kann infolge rein funktioneller Veränderungen, lediglich durch Ueberanstrengung. Man hat bei gesunden Menschen durch Ringen Herzerweiterung erzeugt, bei gesunden Berufsfahrern und Bergsteigern vorübergehende Herzmuskelschwäche beobachtet. Die Erscheinungen dieses Leidens sind Athemnoth, Vergrößerung der Herzdämpfung, Verlagerung des Herzspitzenstoßes und der Gegensatz zwischen Herzstoß und Puls. Die Anwendung der modernsten physikalischen Hülfsmittel, Röntgen-Bestrahlung und Kinemotographie, haben als wichtigstes Resultat ergeben, daß das menschliche Herz keineswegs seine Kammern bei der Zusammenziehung völlig leer pumpt, vielmehr eine beträchtliche Menge „Residualblut" zurückbleibt. Ferner hat man mittelst Röntgen-Durchstrahlung nunmehr sicher gezeigt, daß die Herzspitze bei der Zusammenziehung der linken Kammer gegen das Brustblatt gezogen wird. Auffällige Verlagerung, Verbreiterung und Verstärkung des Herzstoßes weist auf eine Umfangsvermehrung des lebenden Herzens hin. Es braucht keine Herzerweiterung (Hypertrophie) zu sein, es kann eine Höhlenerweiterung sein. Die Höhlenerweiterung entsteht niemals von selbst, sie ist stets mechanisch zureichend bedingt. Die Hypertrophie, die Wandverdickung, ist ein ausgleichender Akt; die Höhlenerweiterung (Dilatation) ist umgekehrt ein Zeichen von Schwäche. Ist der Herzstoß verbreitert und verstärkt, die Spannung der Gefäßwand normal oder erhöht, so ist das Herz nicht normal, aber eine Herzmuskelschwäche besteht zur Zeit nicht. Wenn aber Athemnoth, Pulsbeschleunigung und allgemeine Leistungsunfähigkeit Hand in Hand gehen, dann liegt dilative Herzschwäche vor, dann handelt es sich um wirkliche primäre Herzmuskelschwäche. Redner gibt die näheren Umstände an, unter welchen die primäre Herzschwäche vorkommt: 1. Akute relative Herzmuskelinsufficienz bei übertriebener Arbeits- oder Sportleistung. Die akute Ueberdehnung des gesunden Herzmuskels gleicht sich bei Schonung aus. 2. Akute Herzmuskeldehnung, welche eine ungewöhnliche Herz- und Pulsbeschleunigung zeigt. Die Rückbildung der Herzerweiterung erfolgt ganz plötzlich. Als Ursache kann ebenfalls körperliche Ueberanstrengung gelten. 3. Herzdilatation bei blutarmen und bleichsüchtigen Personen, besonders Dienstmädchen. 4. Herzschwäche und Herzdilatation bei skrophulösen Kindern, hiebei werden ganz ungewöhnliche Schwankungen der Herzthätigkeit beobachtet. 5. Auf Gifteinwirkungen beruhende Herzmuskelschwäche, die bei Erwachsenen hervorgerufen wird besonders durch den Genuß von Alkohol. Die Verhütung von Herzleiden ist der wichtigste Faktor in der Behandlung, sie ergibt sich meist schon aus den Entstehungsursachen.

In der Nachmittagssitzung sprach Dr. Baely über die Verbreitung des Flecktyphus in Böhmen. Von der letzten Epidemie 1888 an sind in Prag alljährlich neue Fälle beobachtet. So ist von einer Familie, die umherzog, wo sie zur Nachtherberge sich niederließ, der Flecktyphus verbreitet worden. Alle Epidemieortschaften liegen auf einer Verkehrsstraße. — Sodann berichtete Prof. Moritz Schmidt (Frankfurt a. M.) über die frühzeitige Erkennung und Behandlung der Aortenaneurysmen. Wesentliche Fortschritte hat die Erkennung der Aortenerweiterungen durch das von Oliver-Corbarelli entdeckte Symptom des Tugging und durch die Röntgen-Durchleuchtung gemacht. Daneben bleibt die Wichtigkeit der früheren Hülfsmittel der Diagnose zu Recht bestehen. Ursächlich wichtig ist die Schädigung der Media, die, wie es jetzt scheint, in vielen, aber nicht in allen Fällen durch vorhergegangene Lues bedingt ist, die dadurch erzeugte Erkrankung der Media wird durch chronische und akute Verletzungen zur Ursache der Bildung von Aneurysmen. Jodkali ist ein von allen Seiten als sehr wirksam anerkanntes Mittel bei der Behandlung der Aneurysmen. Es ist aber zweifelhaft, ob es zur Herbeiführung einer Heilung allein genügt, da eine Einwirkung desselben auf die Gerinnungsfähigkeit des Blutes nicht bewiesen ist. Auf diese Gerinnungsfähigkeit wirkt aber entschieden die Tufnell'sche Entziehungskur. — Hieran schloß sich eine sehr lebhafte Diskussion an, besonders über die von Virchow auf dem letzten Kongresse ausgesprochene Meinung, daß Lues nicht die Ursache der Aneurysmen sei. Es sprachen Professor Hansemann, Senator (Berlin), Schrötter (Wien), Ewald (Berlin). Letzterer warf dabei die Frage der Atrophie des Zungengrundes auf. Prof. Bäumler (Freiburg) betonte das Vorhandensein von Arteriosklerosen und endarteriitischen Prozessen und empfahl das Verfahren von Macewen zur Bildung von Trombosen. Dr. Unverricht (Magdeburg) hat einen Fall mit subkutanen Gelatineinjektionen behandelt. Zum Schluß sprachen noch Prof. Quincke (Kiel) und Schmidt (Frankfurt).

* **Karlsruhe.** Als Professor an das hiesige Polytechnikum ist der außerordentliche Professor der Finanzwissenschaften und Nationalökonomie in Tübingen, Dr. Troeltsch, berufen worden.

* **Leipzig,** 10. April. Der Privatdozent und Assistenzarzt der Klinik für Ohren-, Nasen- und Halskrankheiten, Dr. med. Ernst Paul Friedrich ist als außerordentlicher Professor an die Universität Kiel berufen worden.

Tz. Ja **Weimar** starb am 12. d. M. der berühmte Augenarzt Geh. Medizinalrath Prof. Dr. Alfred Graefe (geb. 22. Nov. 1830), der bis vor 2 Jahren in Halle wirkte

und dessen Ruf von dort aus, zumal nachdem sein Vetter Albrecht v. Graefe in Berlin gestorben war, sich über die ganze Erde verbreitete. Seine Kunst trug ihm nicht nur ein großes Vermögen und mancherlei Ehrungen, sondern auch den stillen Herzensdank manches Armen ein, der ihm das wiedergewonnene Augenlicht dankte. Den Künstlern war der Verstorbene ein Mäcen, der sich nicht bloß mit der gezahlten Honorarsumme bei diesen abgefunden glaubte. Sein Haus in Halle war ehedem eines der gastfreiesten und der gesuchtesten der Stadt. Graefe's medizinische Werke gehören sicherlich auch der Nachkommenschaft an; er hat nur einer einzigen Universität (Halle) seine Lehrkraft gewidmet und dort sehr rasch der Reihe nach alle drei akademischen Lehrwürden errungen. An seinem Sarge trauern mit der Wittwe, drei Söhne und drei Töchter, von welchen eine an den bekannten Pastor Thümmel in Remscheid verheirathet ist.

* **Berlin.** Der Direktor der königlichen und Universitätsbibliothek zu Königsberg, Dr. Schwenke, ist als Leiter der Druckschriftenabtheilung der hiesigen königlichen Bibliothek berufen worden.

* **Aus der Schweiz.** In seinem Heimathsort Egelshofen im Kanton Thurgau starb im Alter von 66 Jahren der Botaniker August Gremly, der seine letzten Lebensjahre in Vevey zugebracht hatte. Gremly ist in weiteren Kreisen bekannt geworden durch seine Flora der Schweiz.

R. S. **Rom,** 11. April. Zu den Mitteln, durch welche der unermüdliche Botschaftsprediger Dr. Lang in kurzer Zeit einen belebenden Wechselstrom in das Dasein der Deutsch-Evangelischen Roms einzuführen gewußt hat, gehören die periodischen Gemeinde-Abende in den Räumen der Methodisten-Gesellschaft. Sie dienen der persönlichen Annäherung und geselligen Unterhaltung und werden in der Regel durch musikalische Darbietungen und belehrende Vorträge aus verschiedenen Wissensgebieten gewürzt. Ein interessanter Vortrag des Sekretärs des Archäologischen Instituts, Prof. C. Hülsen, der sich mit dem Kapitol, bekanntlich dem Sitze der deutschen Botschaft, des Archäologischen Instituts, des deutschen Pfarramts und Krankenhauses beschäftigte, ist jetzt bei E. Löscher u. Co. (Bretschneider u. Regenberg) im Druck erschienen und verdient seines Inhalts wie der beigegebenen Illustrationen wegen eine kurze Besprechung. Er ist dem Schwager des Vortragenden, Dr. Otto Frommel, früherem Botschaftsprediger in Rom, gewidmet und „Bilder aus der Geschichte des Kapitols" betitelt. Unter Einflechtung geschichtlicher Erinnerungen wird, allmählich rückwärts schreitend, die Erscheinung des hervorragendsten der sieben Hügel im 16., 13., 10., 6. und 4. Jahrhundert anschaulich vorgeführt. Unter den Abbildungen befinden sich eine Ansicht der Seitenfront der an der Stelle des alten Juno-Moneta-Tempels errichteten Aracoeli-Kirche, des an der südlichen Brüstungsmauer derselben stehenden Obelisken und der Palme, des Senatoren- und des Konservatoren-Palastes nach Skizzen des Marten van Heemskerck (1532—36), ferner die Ansicht des Capitolplatzes nach Hieronymus Rock (1548—49) und eine ideale Rekonstruktion der Südhöhe mit dem Jupitertempel nach Levy und Luckenbach. — Im Jahre 304 stand dieser glanzvolle dreizellige Tempel noch in der vollen Pracht seines Marmor-, Gold- und Farbenschmuckes aufrecht, als der Christenbischof Marcellinus mit seinen Diolonen Straton und Cassionus, durch die Wuth der dioeletianischen Verfolgung zum Abfalle gedrängt, dem Jupiter hier opferte und die Evangelien verbrannte, die zehn Jahre später durch Konstantin zum Gesetz des christlichen Roms wurden. — Ein Vierteljahrtausend später stand der Tempel ohne Götterbilder, mit zertrümmertem Dachstuhl, dürftig ausgeflickt, des metallenen Schmuckes beraubt, aber noch immer eine imposante Ruine voller Statuen und zwei Meter dicken Marmorsäulen, während der Juno-Tempel wohl schon gänzlich in Trümmer gesunken war. Vier Jahrhunderte später, kurz vor dem Jahre 1000, ist das Kapitol im Besitze der Kirche; Benediktiner hoben neben dem Marienkirchlein des 7. Jahrhunderts das Kloster von Aracoeli gebaut und pflegen die wunderbar poetische Legende von der Bekehrung des Kaisers Augustus. Riesentrümmer der antiken Tempel und des Tabulariums bedecken den Berg, den Mauern aus Marmorstücken umziehen. — Als Karl von Anjou, der Besieger Konradins von Hohenstaufen, zum zweitenmal Senator von Rom war (1268—78), trieben Kalkbrenner in den zusammengesunkenen Resten des Jupiter-Tempels ihr Wesen; über den Unterbauten des Tabulariums erhob sich seit 1150 der burgartige Senatorenpalast als Mittelpunkt der neu errungenen munizipalen Freiheit, auf der Nordost-Höhe die stattliche Basilika, die 1250 den Franziskanern übergeben und von ihnen mit Mosaiken und bunten Glasfenstern geschmückt war. Das Kapitol war jetzt Gerichts-, Markt- und Volksversammlungsstätte geworden, aber noch immer nur vom Süden her auf dem Clivus Capitolinus bequem zugänglich. Noch 1536, als Karl V. seinen Einzug in die ewige Stadt hielt, bewahrte das Kapitol jenen mittelalterlichen Charakter. Nur der Konservatoren-Palast, der Palazzo Cafforelli und die große Freitreppe von Aracoeli waren hinzugekommen, letztere bis dahin der einzige monumentale Zugang von Norden her. Noch fehlten die malerische Flachtreppe, die rossebändigenden Dioskuren, die „Trophäen des Marius", die Kaiserstatuen auf der Balustrade, die bronzene Reiterstatue Marc Aurels, der Palast des Kapitolinischen Museums und die imposante Treppenanlage sammt dem Brunnen am Senatorenpalast, der noch die Burggestalt hatte. Erst zwei Jahre später begann Michelangelo die geniale Umgestaltung im Renaissance-Stil, in dem sich heute das Kapitol uns darbietet. — Wenn Hülsen aus der anziehenden Skizze einmal eine Monographie des Kapitols herauswachsen ließe, müßte man darin ein vortreffliches Mittel begrüßen, auch ohne Benutzung umfangreicher Werke, die Hauptzüge der mittelalterlichen Geschichte Roms vor sich erstehen zu lassen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

S. A. Weiß: Gedichte. Herausgegeben von seiner Wittwe. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt 1899. — Dr. Karl Fr. Rietsch: Das Eschatokoll und die Zukunftsform der Notariatsakte. Wien, Manz'sche k. k. Hofbuchhandlung 1899. — Dr. J. Rosenthal: Allgemeine Physiologie der Muskeln und Nerven. 2. Aufl. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek.) Leipzig, F. A. Brockhaus 1899. — C. Christomanos: Orphische Lieder. Wien, Karl Konegen 1898. — Wilh. Busch: Konfession und höheres Schulwesen in Preußen. Ein Beitrag zur Parität. Kiel und Leipzig, Lipsius u. Tischer 1899. — Briefwechsel des Herzogs Christoph von Wirtemberg. Hggb. von Dr. Victor Ernst. 1. Band: 1550—1552. Stuttgart, W. Kohlhammer 1899. — Verein zur Unterstützung hülfsbedürftiger deutscher Reichsangehöriger in Moskau. 19. Jahresbericht. Moskau, 1899. — Dr. R. Dickel: Rechtsfälle zum Gebrauche bei Vorlesungen und juristischen Uebungen. 2. Heft. Berlin, Franz Vahlen 1899. — Dr. O. Opet: Das Verwandtschaftsrecht des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich. Ebd. 1899. — Joh. Böttner: Das Buschobst. Frankfurt a. O., Trowitzsch u. Sohn, kgl. Hofbuchdruckerei 1899. — Dr. Rud. Fitzner: Der Kagero-Rii Beitrag zur Physiographie Deutsch-Ostafrika's. Berlin, Attr. Schall, Hofbuchhdlg. — Fritz Hoenig: Die Wahrheit über die Schlacht von Vionville—Mars-la-Tour auf dem linken Flügel. Berlin, Militär-Verlag R. Felix 1899.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Die englische Agrarkrisis,

ihre Ausdehnung, Ursachen und Heilmittel.

Nach der Enquête der „Royal Commission on Agriculture"

bearbeitet von

Dr. Oskar Stillich,

Docent an der Humboldt-Akademie in Berlin.

Preis: 3 M. 60 Pf. (6554)

Jahrgang 1899. München, Samstag, 15. April. Nummer 86.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Von der flüssigen Luft. Von Dr. J. Thilo. — Literatur- und Stimmungsbilder aus den ersten Koalitionskriegen. V. (Erster Theil.) Von Paul Holzhausen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Von der flüssigen Luft.

Der Begriff „flüssige Luft" enthält für naturwissenschaftlich geschulte Geister keinen inneren Widerspruch wie es den Anschein haben könnte. Für diejenigen, deren Ideen- und Arbeitskreis aber auf anderen Gebieten liegt, sei bemerkt, daß die drei möglichen Dichtigkeitszustände, in denen sich die Körper befinden können, der feste, flüssige und gasförmige, im allgemeinen ineinander überführbar sind. Wie wir das Wasser aus der alltäglichen Erfahrung in allen drei Zuständen kennen, als Eis, Wasser und Wasserdampf, so ist es auch möglich, die unter den gewöhnlichen Umständen als Gase auftretenden Körper in den flüssigen, ja auch in den festen Zustand überzuführen.

Diese Möglichkeit ist allerdings noch nicht seit gar zu langer Zeit experimentell festgestellt. Die Gase Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff, Stickstoffoxyd, Methan, Kohlenoxyd führten bis gegen Ende der 70er Jahre noch den Namen der „permanenten Gase". Der Ausdruck „permanent" sollte in diesem Zusammenhang bedeuten, daß diese Gase durchaus an den gasförmigen Zustand gebunden und nicht in den flüssigen oder festen Zustand überführbar seien. Indessen hatte diese Bezeichnung in den Augen der Naturforscher nur eine vorläufige Bedeutung; man verschloß sich keineswegs der Erkenntniß, daß es durchaus unwahrscheinlich sei, daß gerade einige Gase in dieser Hinsicht eine exzeptionelle Stellung einnehmen sollten, und faßte den Begriff „permanente Gase" nur in dem Sinne auf, daß es eben bisher noch nicht gelungen war, diesen Gasen ihren Gaszustand zu rauben. Einen ähnlichen Sinn hat z. B. heute das Wort „Element"; man glaubt im allgemeinen nicht ernstlich, daß die ca. 70 sogenannten „Elemente" wirklich unzerlegbare Grundstoffe seien, man behandelt sie aber als solche, solange es noch nicht gelungen ist, dieselben in einfache Bestandtheile zu zerlegen.

Es sei hier noch besonders bemerkt, daß die Verflüssigung von Gasen keineswegs als ein weltfremdes theoretisches Gebiet ohne jedes praktische Interesse anzusehen ist, denn z. B. die verflüssigte Kohlensäure spielt heutzutage praktisch schon eine große Rolle; sie wird bekanntlich in ausgedehntestem Maße beim Bierausschank benutzt; auch das verflüssigte Stickstoffoxydul oder Lachgas wird angewendet, und zwar von den Zahnärzten. Man muß eben berücksichtigen, daß die flüssige Form die weitaus konzentrirteste und bequemste ist, in der ein Gas befördert werden kann. Der größte Theil der oben erwähnten sogenannten permanenten Gase wurde schon Ende der 70er Jahre durch Pictet und Cailletet, die Beide fast gleichzeitig, aber gänzlich unabhängig voneinander das gleiche Problem bearbeiteten, verflüssigt. Durch die polnischen Physiker Olszewski und Wroblewski — der Letztere erlitt bei Gelegenheit derartiger Arbeiten den Tod durch Explosion eines Gefäßes — wurden die Resultate von Pictet und Cailletet erweitert und vervollständigt.

Wenn man den viel überschätzten „gesunden Menschenverstand" zu Rathe zieht, so lehrt dieser ohne weiteres, daß zur Verflüssigung von Gasen Druck oder Kompression nöthig ist. Was aber der gesunde Menschenverstand nicht lehrt und was erst mühsam durch Forschung erkannt werden mußte, ist die Thatsache, daß es für ein jedes Gas eine bestimmte Temperatur gibt, über der eine Verflüssigung bei noch so hohem Druck nicht möglich ist. Dieser Temperaturpunkt heißt die „kritische Temperatur". Man kann ein Gas auf Tausende von Atmosphären zusammenpressen; wenn seine Temperatur über der kritischen bleibt, so kann eine Verflüssigung nie eintreten. Die kritische Temperatur ist natürlich für jedes Gas eine andere und hat für jedes experimentell festgestellt werden müssen. Die kritische Temperatur für die ehemals als „permanent" angesehenen Gase liegt nun sehr tief, weit unter dem Gefrierpunkt des Wassers; diejenige für atmosphärische Luft, die bekanntlich kein einheitliches Gas, sondern im wesentlichen ein Gemenge von Sauerstoff und Stickstoff ist, liegt z. B. bei 140 Grad unter Null. Sowie diese kritische Temperatur berücksichtigt, das Gas also bei seiner Kompression genügend abgekühlt wurde, konnte der Erfolg der Verflüssigung nicht ausbleiben. Als entgegengesetztes Beispiel sind hier die Versuche des österreichischen Forschers Natterer zu erwähnen, der auf die damals „permanenten" Gase den ganz fabelhaft hohen Druck von 3600 Atmosphären einwirken ließ; da er hiebei die kritische Temperatur nicht berücksichtigte, also eine Abkühlung der Gase nicht bewirkte, konnte er keine Verflüssigung erzielen.

Wenn es gelungen ist, irgend ein naturwissenschaftliches Problem prinzipiell zu lösen, so wird heutzutage bekanntlich — wenn die Natur der Sache es überhaupt erlaubt — sofort an die eventuell mögliche industrielle Ausnutzung gedacht und dahin gestrebt, die theoretisch gegebene Lösung brauchbar zu machen. Der Punkt, an dem hier eingesetzt werden mußte, war leicht gegeben; es war die Luft als Flüssigkeit. Ein Rohmaterial, das wie die Luft in des Wortes verwegenster Bedeutung gar nichts kostet, bietet sich nicht oft in der Industrie, und was den Effekt anlangt, den man sich davon versprechen konnte, so konnte derselbe erstens ein physikalischer oder mechanischer, zweitens ein chemischer sein. Denn es ist klar, daß in der verflüssigten Luft eine ungeheure Menge von Kraft aufgespeichert ist, die bei der Vergasung der gewaltsam in Flüssigkeitsform gebannten Luft zutage tritt; die Ausnutzung dieser Kraft zum Betrieb von Maschinen ist das eine Problem; die Möglichkeit der anderen auf chemischem Gebiet liegenden Wirkung der flüssigen Luft beruht darauf, daß der flüssige Stickstoff weit schneller verkocht als der flüssige Sauerstoff und daß daher ein Quantum von flüssiger Luft, das offen dasteht und daher verdunstet oder verkocht,

Digitized by Google

immer reicher an Sauerstoff wird und schließlich einen fast reinen flüssigen Sauerstoff vorstellt. Sauerstoff, und zwar in komprimirter Form (auf 100 Atmosphären), ist aber schon ziemlich lange Handelsartikel und wird zu verschiedenen Zwecken gebraucht, zumal in England.

Der englische Professor Dewar war es, der seit dem Jahre 1884 den Cailletet'schen Gasverflüssigungsapparat ganz besonders vervollkommnete und die flüssigen Gase u. a. auch die flüssige Luft in solchen Mengen darstellte, daß man die Eigenschaften dieser interessanten Flüssigkeit etwas näher studiren konnte. Dewar hat daher die physikalischen Eigenschaften der verflüssigten Gase, über die die Angaben in der wissenschaftlichen Literatur naturgemäß spärlich sind, sehr vervollständigt, hat auch die Lebenserscheinungen bei tiefen Temperaturen geprüft und so diese außerordentlichen Bedingungen der Erkenntniß bedeutend näher gebracht. Seine Methode zur Verflüssigung beruht auf demselben Prinzip, das auch Pictet und Cailletet, Wroblewski und Olszewski angewandt hatten: Abkühlung der Luft durch Verdampfung eines schon ziemlich schwer zu verflüssigenden Gases unter vermindertem Druck, z. B. Aethylen oder Kohlensäure oder Lachgas, während die Verflüssigung dieser Gase wieder mit Hülfe der Verdampfungskälte eines ganz leicht zu verflüssigenden Gases geschah, z. B. der schwefligen Säure. Es ist klar, daß flüssige Luft in einem offenem Gefäß durch die Wärmezufuhr von Seiten der umgebenden Luft schnell verkocht; um dies zu verhindern, fand Professor Dewar ein geeignetes Mittel. Er fand, daß sich die flüssig gemachte Luft viel besser in Gefäßen mit doppelter Glaswandung hielt, wenn in dem zwischen den beiden Glaswandungen befindlichen Hohlraum ein luftleerer Raum vorhanden war; solche Gefäße kann ein geschickter Glasbläser leicht herstellen.

Ein neues Prinzip in der Darstellung der verflüssigten Luft führte vor einigen Jahren Prof. Linde in München ein. Im Mai 1895 führte derselbe vor einem Kreis von Physikern, Chemikern und Technikern in München eine Maschine im Betrieb vor, welche, nur aus einem Luftkompressor und zwei Wärmeaustauschapparaten bestehend, stündlich mehrere Liter von verflüssigter atmosphärischer Luft zu liefern vermochte. Das Prinzip der Luftverflüssigung beruht bei dem Linde'schen Apparat nicht auf der Abkühlung der Luft durch ein anderes bei seiner Verdunstung Kälte erzeugendes verflüssigtes Gas und gleichzeitiger Kompression derselben wie bei allen vorher bekannten Methoden, sondern die nöthige Abkühlung auf die kritische Temperatur der Luft und darunter wurde dadurch erreicht, daß die Luft durch Leistung innerer Arbeit, d. h. durch Ausdehnung, ihrer Wärme beraubt wurde. Irgend ein Kälte erzeugendes Medium kam also nicht in Verwendung.

Jedes Gas, das einem Druck ausgesetzt wird, dessen Volum also ohne Verminderung seines Quantums verkleinert wird, erwärmt sich bekanntlich, und ebenso verbraucht jedes Gas, dessen Volum vergrößert wird, das also unter einen geringeren Druck gesetzt wird als es vorher hatte, Wärme zur Ueberwindung der Anziehung seiner Moleküle; mit anderen Worten, jede Kompression erzeugt Wärme, jede Ausdehnung verbraucht Wärme, erzeugt also Kälte. Nun wäre es aber natürlich unmöglich, durch einmalige Ausdehnung von Luft eine Temperatur zu erreichen, bei der sich Luft verflüssigen könnte, also die kritische Temperatur derselben; in dem Linde'schen Apparat aber wird nach einem zuerst von Siemens angewandten Prinzip die Wirkung beliebig vieler aufeinanderfolgender Ausströmungen dadurch vereinigt, daß jedesmal die erzielte Temperaturerniedrigung auf die zur nachfolgenden Ausströmung gelangende komprimirte Luft übertragen wird. Die komprimirte und abgekühlte Luft wird also ausgedehnt, kühlt sich dadurch weiter ab, überträgt ihre Kälte dann auf ein anderes komprimirtes Luftquantum, und so erreicht man schließlich die zur Verflüssigung nöthige tiefe Temperatur. Ob und inwieweit der Linde'sche Apparat, der seinerzeit viel Aufsehen machte, praktische Verwendung gefunden hat, entzieht sich unsrer Kenntniß. Die Frage der flüssigen Luft wird aber wieder einmal in Bewegung gebracht durch Mittheilungen, die uns aus dem freien Lande der Dollars zutheil werden.

Der in London erscheinende „English Mechanic" läßt sich aus New-York Mittheilungen machen über Arbeiten und Versuche mit flüssiger Luft, die von Professor Charles E. Tripler gemacht sind. Dieser Artikel des „English Mechanic" wird in deutscher Sprache von der „Berg- und Hüttenmännischen Ztg." wiedergegeben und ist auch von politischen Tagesblättern abgedruckt worden. Derselbe ist recht interessant, nur zeugt er allerdings mehr von laienhafter Bewunderung überraschender naturwissenschaftlicher Experimente als von wirklicher Sachkenntniß. Immerhin hat man aus der Lektüre des Aufsatzes den Eindruck, daß der Verfasser Versuche mit flüssiger Luft wirklich mit angesehen hat; nur geräth er gerade in maßloses Staunen über Vorgänge und Versuche, die für jeden mit verflüssigten Gasen Vertrauten recht selbstverständlich sind, und geht mit der größten Harmlosigkeit und Ruhe über Behauptungen hinweg, die gegen alle bekannten und bewährten Grundlagen verstoßen. Der Artikel muß also jedenfalls kritisch behandelt werden.

Nachdem der Verfasser einige sehr schlagende und interessante aber trotzdem eigentlich nichts neues bietende Versuche mit flüssiger Luft geschildert, beantwortet er dann nach seiner Art die Frage: „Wie wird diese flüssige Luft nun hergestellt?"

„Tripler nimmt gewöhnliche atmosphärische Luft, wie jeder Einwohner von New-York sie auf den Straßen einathmet, und preßt sie mittelst einer Dampfluftpumpe von 50 Pferdekräften zusammen. Der Druck wird so lange fortgesetzt, bis er auf Tausende von Pfund pro Quadratzahl angewachsen ist. Man kann sich einen Begriff von einer derartigen Kompression machen, wenn man sich vorstellen würde, die gesammte Luft in einer großen Kirche würde so lange zusammengedrückt, bis sie in einen kleinen Stahlzylinder von einem Liter hineinginge. Noch immer aber ist gasige Luft und nichts anderes vorhanden. Nun aber wird der Stahlzylinder erhitzt, wodurch sich sein Inhalt ausdehnt und unter noch immer stärkeren Druck geräth, bis er in den flüssigen Zustand übergeht und in ein darunter gestelltes Gefäß hineintropft. Dies alles geschieht durch eine Maschinerie, die mit einer Handbewegung in Thätigkeit zu setzen ist. Dehnt man das Verfahren noch etwas aus, so geht die flüssige Luft in gefrorene Luft über, von der ein Stück in unsrer Hand sich ähnlich anfühlen würde, wie eine weißglühende Eisenstange. Wie himmelweit verschieden dieses scheinbare Eis von dem gewöhnlichen Eise ist, wird durch einige Angaben deutlich genug hervorgehen. Das gewöhnliche Eis ist 344° F. wärmer als flüssige und gegen 400° wärmer als gefrorene Luft. Wenn man in den Kessel mit flüssiger Luft ein Stück gewöhnliches Wassereis hineinwirft, so säugt der Inhalt wie rasend zu sieden an."

Die Erklärung von der Kompression der Luft durch das Beispiel, daß die Luft, die in einer Kirche sich befindet, in einen kleinen Stahlzylinder gepreßt wird, ist gut und richtig, wenn sie auch nicht wörtlich genommen werden darf. Nun aber soll Professor Tripler durch Erwärmung des Zylinders Verflüssigung der Luft erzielen, und dann heißt es noch dazu mit Benutzung einer Phrase, die den Mangel an Sachkenntniß verschleiern soll: „Dehnt man das Verfahren noch etwas aus, so geht die flüssige Luft

in gefrorene über", also wahrscheinlich, wenn der Stahlzylinder bis zur Gluth erhitzt wird. Wir kommen zur Würdigung dieser Mittheilung darauf zurück, daß zur Verflüssigung von Gasen eine Temperatur nöthig ist, die nicht über einem gewissen Punkt der kritischen Temperatur liegt. Diese ist aber für Luft sehr tief, nämlich 140 Grad unter Null. Zur Verflüssigung der Luft braucht man also eine ungeheure Kälte; durch Erhitzung eines Stahlzylinders mit gepreßter Luft kann man wohl eine beliebige Erhöhung des Drucks erzeugen, aber keine Verflüssigung, noch weniger natürlich ein Erstarren der Luft. Der Verfasser hat also die Mittheilungen des amerikanischen Professors über sein Verfahren der Luftverflüssigung in jedem Falle mißverstanden.

Wenn wir uns nun die Phrase: „Dehnt man das Verfahren noch etwas aus, so geht die flüssige Luft in gefrorene Luft über", näher ansehen, so liegt die Thatsache jedenfalls so, daß Professor Tripler durch Oeffnen des Ventils der mit flüssiger Luft gefüllten Flasche einen Theil davon ausströmen ließ, wobei durch die bei der plötzlichen Vergasung entstehende Kälte ein Theil der flüssigen Luft allerdings erstarren kann. Eine entsprechende Erscheinung kann man auch bei der flüssigen Kohlensäure beobachten.

Die Versuche mit flüssiger Luft schildert der Verfasser des Artikels im „English Mechanic" dagegen durchaus zutreffend und anschaulich, nur muß man immer sein naives Erstaunen subtrahiren. Die oben citirte Beobachtung, daß ein Stück Eis, in flüssige Luft geworfen, rasendes Sieden derselben hervorruft, ist z. B. durchaus selbstverständlich, wenn man bedenkt, daß Eis, das eine Temperatur von null Grad oder etwas darunter hat, in eine Flüssigkeit von unter minus 140 Grad kommt; es ist derselbe Fall, wie wenn man heißes Eisen in Wasser steckt, ein sehr schöner Versuch, aber kein überraschender.

Weitere Versuche mit flüssiger Luft sind ebenfalls ganz richtig und anschaulich geschildert, z. B. der folgende: „Professor Tripler nimmt ¼ Liter flüssiger Luft und gießt sie in einen gewöhnlichen zinnernen Theekessel, worauf die Flüssigkeit in dem mit freier Hand gehaltenen Gefäße alsbald heftig zu sieden beginnt. Es erfordert eine Anstrengung, den Deckel auf dem Kessel festzuhalten, aus dem Dampf in dichten Wolken entweicht. Der Dampf steigt aber nicht in die Höhe, sondern fällt wie Blei zur Erde. Wird der Kessel nun gar auf eine Gruppe von Gasflammen gesetzt, so spritzt der Inhalt mit Gewalt heraus, bis hoch gegen die Decke und füllt den Raum mit Massen von zischendem Dampf. Endlich, während der Kessel fast zu schmelzen scheint, langt Tripler mit seiner Hand in das dampfende Gefäß hinein und zieht daraus einige — Eisstücke hervor, zum großen Erstaunen der Zuschauer. Dann nimmt er den Kessel von der Gasflamme weg und dreht ihn um; man sieht, daß er innen vollkommen trocken ist, obgleich die Dampfentwicklung noch immer nicht aufgehört hat, dafür ist der ganze Boden des Zinnkessels mit einer Lage von Eis bedeckt. Je stärker das Feuer unter dem Kessel angefacht wird, desto dicker bildet sich die Eisschicht. Sie ist weiß wie Porzellan und hart wie Stahl, und Tripler ließ sie in dem Kessel eine halbe Stunde lang neben dem rothglühenden eisernen Ofen stehen, ohne daß das Eis merklich geschmolzen wäre. Alle Begriffe, alle Vorstellungen sind hier verkehrt: Die flüssige Luft, die ganz wie Wasser aussieht, ist etwas ganz anderes; das Eis, rein und so schön wie Krystall gebildet, hat ganz andere Eigenschaften, und dasselbe ist, wie wir schon gesehen haben, mit dem Dampf der Fall. Die Erklärung dafür ist, daß alle diese Vorgänge bei einer Temperatur stattfinden, gegen die das Klima des Nordpols eine Art von Hundstagshitze bedeuten würde."

Nachdem noch einige andere Versuche ganz ähnlichen Charakters geschildert sind, geht der Verfasser zu einer Beschreibung der Sprengwirkung der flüssigen Luft über. Wir sind auch hier zunächst gezwungen, wörtlich zu citiren, um die nöthige Kritik daran anzuknüpfen:

„Eine ganz verblüffende Wirkung hat die flüssige Luft ferner als Sprengstoff. Zerstäubt man etwas flüssige Luft auf Baumwolle, so explodirt diese, angezündet, in heftigster Art. In gewöhnlicher Form dagegen ist die flüssige Luft nicht im geringsten gefährlich, man kann ihr sogar mit einer brennenden Zigarre oder einem Streichholz nahe kommen, ohne daß etwas anderes geschieht, als daß der brennende Gegenstand in einem starken und schönen Licht aufflammt. Mischt man die Luft aber in Alkohol oder Terpentin oder versucht sie einzusperren, so offenbart sich ihre Sprengkraft. Professor Tripler gießt eine kleine Menge in eine lange Kupferröhre, in deren Mündung er mit einem Hammer einen Holzpfropfen einschlägt. Nach weniger als einer halben Minute wird dieser mit dem Knall eines Kanonenschusses herausgeschleudert. Kürzlich wurde ein kleines Stückchen Baumwolle, wie es ein Kind gerade zwischen Daumen und Zeigefinger halten könnte, mit flüssiger Luft gesättigt in eine zwei Zoll weite Kupferröhre gesteckt und in dem Hof hinter dem Laboratorium des Professors niedergelegt, dann berührte man es mit einem angezündeten Streichholz, das an einer langen Stange befestigt war. Es erfolgte eine Explosion, die nicht nur die Kupferröhre zersprengte, sondern das ganze Haus erschütterte, aus dessen Rückwand sich ein Stück Mauerwerk loslöste und die ganze Nachbarschaft wie ein Erdbeben erzittern machte. Einmal fiel ein Streichholz zufällig auf eine gefrorene Masse von flüssiger Luft und Alkohol und verursachte eine Explosion, die ein halbes Dutzend in der Nähe befindlicher Männer zu Boden warf und ihre Haut mit Glassplittern spickte, ferner den Tisch zersplitterte und eine große Volksmenge auf die Straße lockte, die die Ursache der furchtbaren Erschütterung zu erfahren wünschte. Zunächst dachte man, die Opfer hätten je ein bis zwei Pfund Glassplitter in ihr Gesicht erhalten, später stellte sich aber heraus, daß es nur Splitter von dem gefrorenen Alkohol gewesen waren, die beim Aufthauen nach einigen Stunden als flüssiger Alkohol aus den Wunden hervordrangen."

„Aus derartigen Vorgängen schließt Tripler, daß die flüssige Luft zu den gewaltigsten Sprengstoffen gehört, die der Wissenschaft bekannt sind, und daß sie demgemäß auch eine regelmäßige mechanische Kraft ausüben kann, die der des Dampfes und sogar der Elektrizität wesentlich überlegen ist. Auf Grund dessen erwartet Trippler von seinen Forschungen zunächst, gerade wie sein Landsmann Tesla von den seinen, eine Umwälzung im Seekriege. Die flüssige Luft würde nicht nur mit unerreichter Gewalt Geschosse aus den Kanonen schleudern, sondern würde die Geschützrohre dabei stets kalt erhalten, also einer Abnutzung derselben entgegenarbeiten. Ferner könnte bei geschickter Anwendung ein moderner Techniker mit ein paar Wageuladungen flüssiger Luft alle Flotten Europa's in die Luft sprengen. Welche Forts, sagt Tripler, könnten der Sprengkraft widerstehen, die eine Ladung von Wolle oder Baumwolle, mit flüssiger Luft gesättigt, auszuüben vermag. Wenn schon jeder kleine Fetzen dieser neuesten Schießbaumwolle eine so gewaltige Wirkung auszuüben vermochte, wie es oben beschrieben wurde, so kann man sich von der Wirkung einer 100- bis 1000mal größeren Menge gar keine Vorstellung mehr machen."

Alles das, was hier gesagt ist, ist bis auf die „Paar Wageuladungen flüssiger Luft, mit der man alle Flotten Europa's in die Luft sprengen könnte," nicht unwahrscheinlich. Nur sind zwei durchaus verschiedene Arten von

Digitized by Google

Sprengwirkung durcheinander geworfen, die rein mechanische und die chemische. Wenn, wie es glücklicherweise selten, aber hier und da vorkommt, eine Flasche mit flüssigem Lachgas, mit flüssiger Kohlensäure oder mit komprimirtem Sauerstoff explodirt, so hat die Zähigkeit, mit der die Eisentheilchen der Flasche zusammenhalten, dem Druck der Gase nicht widerstehen können; die Explosion beruht also auf rein mechanischen Ursachen, ohne daß ein chemischer Vorgang eingetreten ist; eine solche Explosion wird in ihren Wirkungen der Kraft des vorhandenen Gasdrucks entsprechen. Hieher gehören auch die Explosionen von Dampfkesseln. Zur Erzielung von Sprengwirkungen bedient man sich im allgemeinen derartiger Explosionen nicht.

Die Explosion von Sprengstoffen, z. B. des alten Schießpulvers, der Schießbaumwolle, des Nitroglyzerins, des Knallquecksilbers dagegen beruht stets auf chemischen Reaktionen. Hier wird durch eine, z. B. durch Elektrizität oder plötzlichen Druck eingeleitete rasche chemische Umsetzung eine derartige Hitze erzeugt, daß die entstehenden schon an sich reichlichen Gasquanten in ungeheurer Weise ausgedehnt werden, was eben die gewaltige Sprengwirkung verursacht. Wenn also der Verfasser über den Versuch berichtet, bei dem Tripler in eine Kupferröhre eine kleine Menge flüssiger Luft gießt und in die Mündung der Röhre mit einem Hammer einen Holzpfropfen hineinschlägt, so beruht das gewaltsame Herausschleudern des letzteren einzig auf der partiellen Vergasung der flüssigen Luft und dem dadurch bewirkten Druck; die entstandene Kraftwirkung beruht also auf rein mechanischen, nicht chemischen Ursachen. Anders liegt der Fall bei den Versuchen über die Sprengwirkung der flüssigen Luft bei Gegenwart von kohlenstoffhaltigen Materialien wie Alkohol, Terpentin, Baumwolle. Hier findet offenbar chemische Einwirkung des in enormer Konzentration vorhandenen Sauerstoffs auf die kohlenstoffhaltigen Körper statt und es kann von einer eigentlichen Sprengwirkung die Rede sein. Die Beobachtung dieser Sprengwirkung der flüssigen Luft in Einwirkung auf Baumwolle u. s. w. ist neu und interessant und könnte, wenn sie richtig ist, unter Umständen allerdings zu praktischen Erfolgen führen.

Der Artikel geht dann auf die friedlichen Anwendungen über, die der flüssigen Luft noch bevorstehen könnten und betont besonders die mögliche Anwendung derselben als Kraftquelle für Motoren. Die Schiffe und die Eisenbahnzüge der Zukunft würden danach selbstverständlich diese Triebkraft und keine andere sich zu eigen machen. Besonders wichtig wäre, daß Eisenbahnen und Schiffe ohne Erzeugung von Hitze befördert werden könnten, da heutzutage besonders in den Maschinenräumen der Dampfschiffe den Arbeitern geradezu menschenunwürdige Strapazen auferlegt werden. Absolut unmöglich ist das, was hier gesagt wird, nicht.

Zum Schluß geht der Verfasser auf die eventuellen therapeutischen Wirkungen der flüssigen Luft ein, verliert sich aber derartig ins Amerikanisch-Phantastische, Heilung von Krebs, Diphtherie, Lungenkrankheiten, daß der deutsche Uebersetzer mit einem Ausfluß von Ironie schließlich selbst sagt: „Kurz, es ist nicht zu erschöpfen dieses Thema, wenigstens nicht mit dem Federkiel eines Amerikaners."

Um zu resumiren: Derartige wissenschaftlich-technische Sensationsnachrichten aus Amerika müssen ja natürlich mit Vorsicht aufgenommen werden. Wir glauben aber, daß immerhin etwas an der Sache sein muß, mindestens soviel, daß der amerikanische Professor wirklich nach einem zweckmäßigen, vielleicht nach einem bekannten Verfahren flüssige Luft dargestellt und verschiedene interessante Experimente damit vorgenommen hat. Was die Anwendung der flüssigen Luft als Sprengstoff und als Betriebskraft anlangt, so wird man eben ruhig die Bestätigung oder nähere Begründung abwarten müssen. Dr. J. Thilo.

Literatur- und Stimmungsbilder aus den ersten Koalitionskriegen.

Von Paul Holzhausen.

V.[1])

Der erste Konsul in der deutschen Lyrik seiner Zeit.

Der erste Deutsche, der dem Konsul Bonaparte ein Loblied gesungen, ist wohl der Elsässer Pfarrer Gottfried Jakob Schaller.[2]) Schaller, geboren zu Obermodern bei Buchsweiler im Oberelsaß, seit 1785 Pfarrer zu Pfaffenhofen, gestorben 1831, ein federgewandtes, leichtes Talent ohne Tiefe, politisch ein freidenkender Mann, aber ohne Stetigkeit der Grundsätze, war zuerst mit höfischen, der Königin von Preußen gewidmeten Gedichten auf dem Parnaß erschienen. Später ins Revolutionslager übergegangen, hatte er dessen Anschauungen in seinen „Festgesängen den Franken zum Tempelgebrauch" (1795) und den „Gesängen auf alle Dekaden und Volksfeste der Franken" (1798) vertreten. Schon 1796 hatte er dem Ende des heldenmüthigen Marceau eine „Todesfeier" in einem Wechselgesang gewidmet und bald darauf eine ähnliche Dichtung, „Hoche's Todesfeier, ein Bardengesang", verfaßt, die er laut einer vorangestellten pathetischen Widmungsode dem „großen Buonaparte" zueignete.

Und des Vaterlands Helden,
Sie Alle, die Großen,
Und Buonaparte, der Einzige —
Alle schlingen in deinen kühnerfiegten Lorber,
Schlingen in deine schönerfiegte Palme
Der Wehmuth Cypresse,

hieß es in diesem „Bardengesang". Wir lassen es dahingestellt, ob der also verherrlichte Feldherr bei dem Tode dessen, der wohl als sein Nebenbuhler genannt wurde, eine so tiefe Trauer empfunden haben mag, wie der Elsässer Pfarrer ihm zuschreibt. Kaum aber hatte der General seinen Brumaire gemacht, als unser Gottfried Jakob von neuem die Laute stimmte, um, ineunte vere anni VIII, im ersten Frühling des 19. Jahrhunderts, eine lateinische Elegia ad Heroa Bonaparte, civitatis gallicae Consulem, erklingen zu lassen, die, gedruckt bei Dannbach, in Straßburg das Licht der Welt erblickte. Schaller hat nach der Mode gelehrter Spielereien seine Elegie auch ins Deutsche, Französische und — Hebräische übersetzen lassen, doch werden wir uns an das lateinische Original halten. In Metrik und Ausdruck nicht eben tadelfrei, ist die Elegie doch nicht ohne Gewandtheit geschrieben. Der Dichter beginnt, der Jahreszeit entsprechend, mit einem Preise des Frühlings:

Diffluxere nives, gelidis nec rura pruinis,
Nec iam marmorea prata rigent glacie,

den er anmuthig zu schildern weiß und dessen fruchtverheißende Pracht ihn zu der Frage veranlaßt, was wohl der Frühling des Vaterlands, die Jugend, verspreche. Die kriegerischen Erfolge allein befriedigen den Dichter nicht; die hatten auch Rom und Athen zu verzeichnen und sind doch zugrunde gegangen. Die Rückkehr des verwilderten Geschlechts zu Sitte und Tugend und die Pflege der Wissenschaften erscheint ihm vor allem nöthig neben der Liebe zur Freiheit und dem obligaten Haß der Tyrannei. Merkwürdigerweise hofft er, all diese schönen Wünsche durch

[1]) Vgl. Beilage 1898, Nr. 191 u. 234; 1899, 33, 34 u. 64.

[2]) Exemplare der im Text namhaft gemachten Ausgaben der Schaller'schen Dichtungen, heutzutage, wie fast die gesammte behandelte Literatur, äußerst selten, befinden sich auf der Kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg, deren Verwaltung mir mit dankenswerthestem Entgegenkommen diese Schätze zugänglich machte.

Bonaparte verwirklicht zu sehen, an den er sich mit froher Zuversicht wendet:

O Cui nascenti placidsa risare Camoenae,
Quem puerum sertis cinxit Apolla suis,
Cui juveni cessere suas Heliconis alumno
Pierias sedes lauricomique senes;
O Tu, qui illustri meritis vir nomine splendas,
Arma-ve Martis habens Pallsdis aut aleam;
Invictum phaetontei quem viribus undae
Eridani celebrant Tibris et ausonii,
Cui pharii Victaria struxit ad astia Nili
Pyramidem, tonga quae superat veteres;
Exitiique novo in Patria qui surgite salva
Hac majare Tibi nunc moaimenta locas:
En Te palma manet, Bonaparte! perannior aavo,
Si jnvenes tymphas ducis ad aonias.
Hausuri latices silienti Castalis ore
Fulcimen Patriae et, Te duce, splendar eruatt

Man mag mit der klassischen Versbildung Schallers nicht immer ganz einverstanden sein, mag sich über die Ungenirtheit ärgern, mit der er in Ovids und Properzens Dichterhain Blüthen und Zweige bricht, um sich mit ihnen zu schmücken. Aber das wird man zugeben müssen, daß unser Pfarrer das Bonaparte-Thema von einer neuen und ansprechenden Seite zu fassen weiß. Bonaparte, der Freund der Musen — c'est absolument nouveau, wie der Franzose sagt, und, die Hauptsache, es sind keineswegs bloß poetische Phrasen, was wir da lesen. Schon auf seinem ersten Feldzug hatte der alles berechnende Italiener der Gelehrten- und Künstlerwelt gegenüber den Protektor gespielt, und sein berühmter Brief an den Astronomen Oriani[1]) hatte auch in der deutschen Presse die Runde gemacht und war beispielsweise von Rehmann[2]) recht wohlgefällig aufgenommen worden. Und als nun der tapfere General nach Aegypten zog und die Monge, Berthollet, Chaptal ihn begleiteten, in der ausgesprochenen Absicht, durch Sprach- und Naturforschung im Pharaonenlande die Wissenschaft zu bereichern, da war auch dies in den Zeitungen sehr gut vermerkt worden und hatte nicht wenig dazu beigetragen, den Ruf der Universalität des Mannes, der später selbst einen Goethe durch seine Werther-Kenntniß überraschte und einem Wieland und Johannes v. Müller mit einer Tacitus-Polemik aufzuwarten wußte, zu verbreiten. Der Dank der französischen Gelehrten war seine Ernennung zum membre de l'Institut, und auch dieses Ereigniß hat Schaller geschickt in seine Verse verflochten:

Cai juvani cessere suas Heliconis alumno
Pierias sedes lauricamiqua senes.

Ob das Poem des Elsässer Pfarrers zu den Ohren des nordischen Sängers gekommen sein mag, der, jenen Mahnruf, den Mann des Brumaire zu besingen, an die dichtende Mitwelt richtete,[3]) ist mir nicht bekannt. Genug, Baggesen griff selbst in die Saiten, und er verfaßte in Hexametern einen „Napoleon", den er dem gesinnungsverwandten Voß gewidmet hat. Diese Dichtung ist freilich dem Schaller'schen Opus nicht zu vergleichen. Trotz des bei dem Ausländer verzeihlichen Kampfes mit der Form ist sie, namentlich rücksichtlich der Gedankentiefe, meines Erachtens bei weitem das Bedeutendste, was bis in die ersten Jahre des 19. Jahrhunderts über den großen Feldherrn in deutscher Zunge fabrizirt wurde. Dem geistreichen Nordländer hat als Vorbild die vergilische Ekloge Pollio vorgeschwebt. Sein „Napoleon" ist, wie die St. Berhardsode, ein Dichtertraum; der dänische Sänger glaubt in Bonaparte den alles beseelenden Helden zu einem großen epischen Gedichte gefunden zu haben, in ihm, von dem er singt:

. . . . . Dem erst das eiserne Alter
Schwand, und rings aufblühte das goldene sittlicher Freiheit.[1])

Am nächtlichen Lager, in Gestalt seines Voß, erscheint unserm Dichter der Sänger Vergil. Der sagt von dem neuen Helden:

Ihm wird göttliches Leben zutheil, weissagt er, mit Göttern
Wattet er, selber ein Gott, und es huldigen Helden dem Heros
Aller Heroen, es beugen sich ihm, dem Stern, die Gestirne.
Andre nach andren verschwanden sie schon, die älteren Bande,
Und es nahen gereiht auf den Wink des Führers die neuen.
Sind noch Wolken und murmeln annach fernrollende Donner,
Werden sie fliehn und befrein aam spätesten Schrecken die Länder.
Tilgen wird er das Otterngezücht, entwurzeln des Giftbaums
Wurzel, und ringsum streun die Saat des ewigen Friedens.
Sieh, wie noch weiter sich wölbt das rings nuffchauernde Weltall,
Höh'res Gebirgs und tieferes Meers und erhab'neres Himmels.
Jetzt wird tiefer gestürzt, o Wunder! die größre Carthago;
Jetzt steigt herrlicher, hehrer empar die gethürmtere Rama,
Weiseres Raths, freistatzeres Walls, weltweitere Obmacht;
Und hoch aben im Kreise der erdabwattenden Götter
Strahlt noch glänzendres Ruhms, nach größerer Thaten Vollender,
Ohne des Jutius Flecken ein weltgebietender Cäsar.
Was sind gegen den Einzigen all' Achaja's und Troja's
Führer gesammt? Wie neigen sich ihm die Ptejaden Cadmeias,
Ilions Heldenhyab' und Pharsalias Castor und Pollux!
Er nur vereint, ein Triumph der Natur, mit dem Rath des Odysseus
Peleionischen Muth und aeneische Milde der Sitten.
Nenn' ich den herrlichen Namen? Verkünd' ihn, Junge, mit Ehrfurcht,
Einst den getönlesten weil: Napoteon Banaparte!

Diesen Helden zu preisen, wird Jens Baggesen von dem alten Vergilius aufgefordert:

Sing' ihn du der bewundernden Welt und der staunenden Nachwelt,
Wie er, kämpfend für Gallia's Heil und der Völker Erlösung,
Bald durch Tilgung der Brut einheimischer Räuber des Freilands,[2])
Bnld durch Besiegung verbündeter Mächt', unzähliger Schaaren
Aller Tyrannen umher, in drei Welttheilen triumphfrah,
Freiheit gründet' und Frieden errang nnd Veredlung der Menschheit.
Nicht wird fehlen die Muse dem Ruf; anflehend die jüngste,
Welche des Kühnen sich freut, Eleutheria, harche der Antwort;
Nie zum Gesang auffarderte so vorstrahlend ein Gattmensch,
Nie so mächtiges Rufs Weltwandelung; lyrisches Epos
Wird die Geschichte von selbst und der Thaten gewöhnlichste Dichtung.

Vergils Zuspruch kommt einem längst gehegten Wunsche des Dichters entgegen, dessen Erfüllung nur häusliche Noth und der Ruhemangel seines Wanderlebens bisher verhindert haben:

---

1) Mailand, 5. Prairial IV, 24. Mai 1796, Corr. de Nap. Nr. 491.
2) Schildwache, 2. St., 52 ff.
3) Vergl. Beilage 1898, Nr. 64.

1) Gottlieb Mahnike: Napoleon, Stimmen aus dem Norden und Süden. Stralsund, Löffler 1829. S. 58—59.

2) Diese Stelle bezieht sich auf die energischen Maßregeln der Konsularregierung gegen die unter den Wirrsalen der letzten Revolutionsjahre in wahrhaft unheimlicher Weise in Frankreich eingerissene Wegelagerei. Auch am Rhein herrschte infolge der Verwilderung der Sitten während der Kriege der Räuberunfug in ganz unglaublichem Maße. Auch hier hat die französische Regierung viel gethan. Den Prozeß gegen Damian Hessel und Schinderhannes, die populärsten dieser Gesellen, führte der uns bekannte Georg Friedrich Rehmann.

Dennoch trug ich sie tief in dem Busen bewohrt, die Verfuchung.
Welche gebar und im Rollen genährt das heroische Jahrzehnd:
Albions Sturz zu verkünden (es stürzt!) und Gallio's Aufschwung;
Und in der Seele mir wuchs schon lange der Held, noch devor ihm
Huldigte staunend die Welt, noch bevor er zurück von Aigyptos
Kehrete, rief mein Gesang den Rettenden, und mit dem Auszug
Jener erwählten Wach', on der Spitz er, noch nur im Anmarsch,
War schon der Muse gesiegt die entscheidende Schlacht bei Marengo.[1])

Baggesen hat den Plan, Napoleon in einem Epos zu verherrlichen, nicht ausgeführt. Er hat überhaupt seine Ansichten über den einst Gefeierten sehr früh und sehr gründlich geändert. Der Weg, den die Fouqué, Buchholz, Lehne, Kosegarten u. A. später gewandert sind, hatte er schon 1804 eingeschlagen. Die Kaiserkrönung des Imperators war ihm ein Greuel, und mit derselben Ueberschwänglichkeit der Gefühle, wie er sie dem Helden Bonaparte entgegengetragen, wurde jetzt Alexander von Rußland gepriesen, der Einzige, von dem der Dichter noch Rettung vor dem „Giftwurm" erwartet.

Aber der Mahnruf, den der Däne in seinem Brumaire-Gedichte erlassen, sollte nicht ungehört verhallen. Wieder hatten einige deutsche Dichter zum Preise des Fremdlings den Griffel in die Hand genommen.[2]) Der eifrigste unter ihnen, der sich besonders in den beiden ersten Jahren des neuen Jahrhunderts vernehmen ließ, war wieder Lehne. Mit seiner Persönlichkeit werden wir uns nunmehr einen Augenblick zu beschäftigen haben.

Johann Friedrich Franz Lehne,[3]) geb. 8. Sept. 1771 zu Gernsheim, Provinz Starkenburg, gest. 15. Febr. 1836 zu Mainz, hatte sich durch Geschichts- und Literaturstudien eine schöne Bildung verschafft, wovon seine zahlreichen historischen Aufsätze und seine werthvollen antiquarischen Abhandlungen ein rühmliches Zeugniß ablegen. Daneben war er ein bekannter Publizist und langjähriger Herausgeber der „Mainzer Zeitung" oder, wie sie in den ersten Jahren der französischen Herrschaft hieß, des „Beobachters vom Donnersberg". Als Politiker war er alsbald nach dem Ausbruch der Revolution zu deren Anhängern übergetreten und hatte 1792—1793 zu den Mainzer Klubisten gehört, in deren Kreisen er eine Reihe feuriger Volksreden hielt, aber immerhin Maßhaltung zeigte. Bei der Einnahme von Mainz durch die Verbündeten gelang es ihm, zu entkommen. Er ging nach Frankreich und kehrte 1794 mit den Franzosen zurück. Von diesen wurde er in verschiedenen Stellungen, u. a. auch als Beamter bei der berüchtigten „Ausleerungs-Kommission", verwendet, die in den besetzten Landstrichen mit großer Rücksichtslosigkeit requirirte. Auch in dieser undankbaren Stellung zeigte Lehne Gerechtigkeitsgefühl, und der Freimuth, mit dem er sich später über die französischen Beamten, selbst (s. unten) über den mächtigen Konsul, äußert, zwingt Achtung ab. Nach einem Aufenthalt in Italien wurde er Secrétaire interprète bei der Zentralodministration des Departements von Donnersberg und Redakteur des oben genannten Blattes, später Professor der schönen Wissenschaften an der Universität zu Mainz und nach deren Aufhebung procureur gérant des dortigen kaiserlichen Lyceums. Nach der Restauration bekleidete er den Posten eines städtischen Bibliothekars und gab wieder die „Mainzer Zeitung" heraus, bis diese 1822 verboten wurde. Die politischen Wandlungen der Zeit hat er mitgemacht, aber ohne, wie so mancher seiner Zeitgenossen, den Vorwurf der Charakterlosigkeit zu verdienen. Zeigt er sich in den mit Nikolaus Müller herausgegebenen „Republikanischen Gedichten" als entschiedenen Anhänger der Revolution, so verehrt er auch in Bonaparte den Vorkämpfer der Freiheit und gebraucht, als er hieran zu zweifeln beginnt, Worte, die keiner jener deutschrepublikanischen Dichter gewagt hat. Die Persönlichkeit Napoleons hat auch ihn eine Zeitlang berauscht, doch ist er später, wie sein im Jahre 1821 geschriebener Aufsatz „Napoleon" beweist, von der überschwänglichen Begeisterung früherer Jahre zurückgekommen.[4]) Auf der anderen Seite ist es ansprechend, daß Lehne nach 1815 dem Gefallenen gegenüber, dem damals keine Schmähung erspart blieb, nicht ohne Mitgefühl erscheint, wie neben dem erwähnten Aufsatz auch seine über die Behandlung Napoleons auf St. Helena geäußerten Worte in verschiedenen Artikeln der von ihm geleiteten „Mainzer Zeitung" beweisen.

Das erste Gedicht Lehne's auf den Konsul Bonaparte — ein früheres Friedensgedicht ist in einem der vorigen Aufsätze behandelt worden — führt den Titel „Dem Consul Napoleon Buonaparte", Mainz, gedruckt bei Peiffer, Departementsbuchdrucker, o. J., 8°.

Wer bist du, Mann! der kühn das Rod des Glückes
Selbst durch den heißen Sond der Wüste rollt,
Dem, auf das Winken seines Heldendickes,
Der spröde Ruhm stets frische Lordeern zollt?

Wer bist du, Mann! der fest den Sieg gebunden,
Von einer Welt zur andern herrschend zieht
Und ihn, den auf den Alpen er gefunden,
Am Nyl und Jordan gleich gehorsam sieht?

Noch einmal läßt der Dichter die großen Tage der ägyptischen Heerfahrt vor seinem Geiste vorüberziehen:

Wir sohen dich vor Molta's Felsenwällen,
Die Riebesiegten neigten sich vor dir;
Und folgsom mußt' Neot dein Segel schwellen,
Dein Glück und du betraten Adukir.

Wir sohen dich an des Pompejus Säule
Im Hochgefühl der eig'nen Größe stehn.
Dies Hochgefühl gob deinen Thaten Eile, —
Der halbe Mond erdtaßte, dich zu sehn.

Auch Lehne hat, wie Schaller, den einem Manne von seiner gelehrten Bildung besonders naheliegenden Gedanken ausgesprochen, daß die Wissenschaft den Zügen des Helden Großes zu danken habe:

Du komst — die Musen gingen dir zur Seite,
Sie schirmte mächtig deiner Pollos Schild,
Dos Vorurtheil, mit der Vernunft im Streite,
Versteinert plötzlich sein Medusenbild.
Der Forschungsgeist, den heiß dein Muth durchglühte,
Durchdrang das einst so reiche Feld des Ruhms;
Do sproß der Wissenschaften schöne Blüthe
Verjüngt empor im Schutt des Alterthums.

[1]) Der Dichter will wieder, wie in der Ode vom Großen Sankt Bernhard, die siegreiche Schlacht prophetisch vorausgesehen und in dem vorher niedergeschriebenen ersten Manuskript nur statt Marengo Milano gesetzt haben. Die „erwählte Wache" ist natürlich die Konsulgarde, deren Geenadiere sich bei Marengo besonders ausgezeichnet haben und auch von anderen Bonaparte-Dichtern, Lehne z. B., gefeiert werden.

[2]) Nur als Uebersetzeraebeit zur deutschen Literatur gehört hierher die in Poffels „Europäischen Annalen" (1800, 7. Stück, S. 169—171) veröffentlichte Uebertragung einer gleichfalls den Mann des 18. Brumaire feiernden, mit klassischem Formensinn gedachten Ode des gewandten französischen Dichters Paul-Henri Marron durch den Elsässer August Lamey.

[3]) Kurze Biographie Lehne's von Kilb in den Gesammelten Schriften, Bd. I, sonstige Angaben in Scriba's Lexikon, I, 210—211, II, 433 bis 435, „Großh. Hess. Zeitung" 1836, Nr. 68, sowie in verschiedenen Schriften Dr. Bockenheimers. Sonderbarerweise fehlt ein Aufsatz über Lehne in der A. D. B. Auch in den landläufigen Encyklopädien hat Lehne den Platz, der ihm wohl gebührte, bedauerlicherweise nicht gefunden, eine Lücke, die entschieden ausgefüllt werden müßte.

[4]) Dieser in edlem Stil gehaltene Aufsatz steht in den „Gesammelten Schriften", III, 458—460.

Digitized by Google

Nachdem der Sänger auch den syrischen Feldzug in seine Strophen verwoben:

Es sammeln sich zu hundertfachen Kriegen
Araber, Britten, Pest und Hochverrath,
Doch schreckbar gehst du fort von Sieg zu Siegen,
Bis an des Karmels blühend' Palmgestad',

läßt er seinen Helden von der Freiheit zurückrufen:

Dich rufen Freiheit, Menschheit, Vaterland.

Auch in den neuen Krieg von 1800 begleiten ihn des Dichters Segenswünsche. Doch nur in der Voraussetzung, daß des „Friedens kühle Palme" der Preis des noch einmal erneuerten Kampfes sein werde. Dann folgt die für Lehne charakteristische Schlußstrophe:

Doch sind nicht Volkshell, Menschenrecht die Götter,
Vor denen sich dein Muth in Ehrfurcht beugt,
Und hat das Glück — nicht einen Freiheitsretter —
Den Schöpfer von Neronen nur gezeugt;
Kannst du so sehr in eig'nem Glanz erblinden,
Dann ruft der Geist der Zeit dir warnend zu:
„Die Freiheit wird schon ihren Rächer finden!"
Dein Mörder wär' dann größer noch als du.

Aehnliche Gedanken, ähnliche Worte wurden von den Arena und Ceracchi, italienischen Schwarmgeistern, die dem General Bonaparte zugejauchzt, da der Konsul ihren Erwartungen nicht entsprach, in That umgesetzt, als sie, schon vor dem Höllenmaschinenattentat vom 3. Nivôse IX (24. Dez. 1800), im Oktober des eben genannten Jahres ihre Dolche gegen den Sieger von Marengo zückten. Das lag natürlich einem Lehne fern, der trotz der jugendlichen Exzentrizitäten von Anno 92 im Grunde friedsamen Forschernatur, dem „fleißigen und verständigen Manne" (Goethe), dessen behagliches Wesen aus den behäbigen Zügen des Bildes auf der Mainzer Bibliothek dem Betrachter entgegenschaut. Zudem hatte ihn der fabelhafte Zug über den St. Bernhard und der Sieg an der Bormida noch einmal zu der alten Begeisterung für seinen Helden hingerissen:

Vom Ruhm erwartet auf des Bernhards Höhen,
Vom Sieg begleitet nach dem Apennin,
Läßt du der Menschheit Rächerfahne wehen,
Und kömmst — und siehst — und ihre Feinde fliehen.
Gleich einer donnernden Lawine rauschet
Vom Eis der Gletscher deine Macht hinab; —
Der düstre Schutzgeist Cisalpiniens lauschet
Und öffnet jubelnd nun der Freiheit Grab.

Mit diesen Worten wendet sich Lehne zu einem anderen Gedichte des Jahres 1800 „an das Befreiungsheer Italiens nach seiner Schlacht bei Maringo".[1]) Wiederum folgt er in seinen langathmigen, nicht ganz bombastfreien Strophen — das Gedicht zählt deren 15 — den einzelnen Phasen des Feldzugs, der Ankunft in dem Thale der Dora Baltea, dem Uebergang über den Po, dem Kampfe bei Montebello und kommt dann auf die Schlacht bei Marengo, die er natürlich nur nach den unzuverlässigen Berichten des Siegers kennt, den Heldenmuth der Grenadiere von der Konsulgarde, den Tod Desaix' und die endliche Niederlage der Oesterreicher. Sie erscheint ihm als eine gerechte Strafe für den im Vorjahre verübten Rastatter Gesandtenmord, der die Gemüther tief erregt und dem Doppeladler manches Herz entfremdet hatte:

Hernieder denn, ihr Geister der Gesandten!
Euch ruft die Rache nach Maringo's Thal;
Die Helden, die euch einst Cypressen wandten (sic),[1])
Umdrängen dort mit Lorbeern ihren Stahl,
Dort zeiget ihnen jede Todeswunde,
(Die stummen Redner für das Völkerrecht)
Und schneller schlägt die große Rächerstunde
Für das entweihte menschliche Geschlecht.

Gerade dieser scheußliche Mord und die dunklen Gerüchte, die über seine Urheberschaft umliefen, lassen es diesmal halb und halb gerechtfertigt erscheinen, daß Lehne, obwohl sein Glaube an Bonaparte schon ins Wanken gerathen ist, in ihm und seinen Franzosen die Rachegeister der Freiheit sieht:[2])

Europa staunt, es staunet die Geschichte,
Umsonst durchblättert sie ihr Thatenbuch,
Der Alterthums romantische Gedichte
Verkünden keinen gleichen Friedensbruch,
Bestraft durch eine gleiche Schlacht der Rache,
Die das entweihte Völkerrecht versöhnt,
Das längst der Herrschsucht hundertköpfiger Drache
Zur Schmach der Menschheit ungestraft verhöhnt.

Und so versöhnt sich der Dichter mit dem Zertrümmerer der republikanischen Verfassung, da ihm der große Erfolg über das „tyrannische Oesterreich" alles andere aufwiegt:

Du aber, hehrer Geist! der alles lenket
Und stets die kühnste Hoffnung übersteigt,
Auf dessen Wink der Sieg sich niedersenket
Und der Tyrannen Uebermuth sich beugt;
Nur Staaten sind zum Denkmal dir beschieden,
Denn deinem Ruhm genügt kein Marmor mehr;
Das Frankenvolk ist auch mit dir zufrieden,
Denn du allein bist selbst sein stärkstes Heer.

Die Popularität des ersten Konsuls näherte sich ihrem Höhepunkte, als der Sieger von Marengo den Ländern Europa's nach einer neunjährigen Fehde die ersehnte Ruhe zurückgab.

(Schluß folgt.)

Mittheilungen und Nachrichten.

* 17. Kongreß für innere Medizin zu Karlsbad. In der dritten Sitzung am Mittwoch, den 12. April, fand zunächst die Diskussion über die Vorträge der HH. Schedler (Wien) und Martius (Rostock) statt. Es sprachen Dr. Schott (Nauheim) und Dr. Großmann (Wien). Letzterer betont ausdrücklich die Wichtigkeit der Thierversuche. Der Carotisdruck sei nicht maßgebend, sondern der Druck des linken Vorhofes. Dr. Romberg (Leipzig) erwähnt die Insufficienz des Herzmuskels infolge von Coronarsklerose und fettiger Degeneration. Ob die Brüchigkeit des Herzmuskels den Herztod verursache, ist noch nicht erwiesen. Er ergänzt ferner, daß der Herztod auch nach anstrengenden Kuren, wie bei Zuckerharnruhr, bei Entziehungskuren der Fettleibigen beobachtet ist. Dieser Tod ist auf die Muskelschwäche des Herzens zurückzuführen. Er weist ferner die Münchener Schule darauf hin, das Anfangsstadium des hypertrophischen Bierherzens zu suchen. Das kleine Herz des Phthysikers sei noch nicht einwandfrei bewiesen; es dürfte dies vielleicht auf einer Abmagerung der Mustulatur im allgemeinen beruhen. Prof. His (Leipzig) erwähnt das Phänomen, wo nur die

[1]) Mainz bei C. F. Pfeiffee, Departements-Buchdrucker. Die Schreibart Maringo findet sich auch sonst mehrfach in gleichzeitigen Schriften.

[1]) So schreibt die bei Pfeiffer als Flugblatt gedruckte Ausgabe des Gedichtes, die einzige, die mir vorgelegen hat. In die zur Zeit völlig veränderten politischen Verhältnisse veranstaltete Ausgabe der „Gesammelten Schriften" Lehne's ist dies Gedicht nicht aufgenommen worden.

[2]) Im Vorübergehen möge einer ähnlichen Auffassung H. Heine's gedacht werden.

Vorkammern weiterschlagen, während die Kammern still stehen. Es sprechen ferner Prof. Quincke (Kiel), Dr. Poehl (St. Petersburg) und das Schlußwort erhalten die beiden Herren Referenten. Somit endete eine lange und hochinteressante Diskussion, obwohl sich noch viele Redner zum Wort gemeldet hatten.

Prof. Winkler (Wien) sprach sodann über experimentelle Studien der funktionellen Mitralinsuffizienz. Dr. Jakob (Budowa) gab Beiträge zur neurotischen Insuffizienz des Herzmuskels. Beide Vorträge haben nur fachwissenschaftliches Interesse. Prof. Hirschfeld (Berlin) hielt seinen angekündigten Vortrag zur Lehre von der Plethora, die dadurch zustande kommt, daß in den engen Blutgefäßen eine Vermehrung des Blutes stattfindet. Eine gewisse Diät wird empfohlen. Dr. Grödel (Nauheim) machte Bemerkungen zur Digitalistherapie. Die Nebenwirkungen oder eine verringerte Harnabsonderung sollten bestimmen, das Medikament auszusetzen. Redner berichtet über einen Fall, in welchem sich ein Mediziner an tägliche ziemlich hohe Dosen gewöhnt hat und es nicht durch andere ähnliche Mittel ersetzen konnte. Dr. Levy-Dorn (Berlin) zeigte in seinem Vortrag, daß sich die großen Erwartungen, die man bei der Entdeckung des Röntgenverfahrens für die Erfolge in der inneren Medizin gehegt hatte, bisher nicht erfüllten. Dem Redner ist es gelungen, mittelst Röntgenstrahlen und einer exakten Messung die Größe des Herzens zu bestimmen. Ueber ähnliche Versuche mittelst fluoreseirenden Schirmes berichtete Dr. Eriegern (Leipzig), ohne daß es ihm gelungen ist, die Pulsation des Herzbeutels zu beobachten. Nach diesen Vorträgen erfolgte eine kurze Diskussion, in der Dr. Basch (Wien) sehr energisch die Kompensationslehre des Herzens verwarf. Dr. Unverricht (Magdeburg) empfahl zwei Digitalispräparate, das Dialysat und das Digitoxin, welche an seiner Klinik ausprobirt wurden. Er spricht sich gegen den chronischen Verbrauch von Digitalis im Gegensatz zu Dr. Grödel (Nauheim) aus.

In der Sitzung vom Donnerstag, dem 13. April, hielt Prof. Löwit (Innsbruck) einen Vortrag über Leukämie und Leukocytose. Es sind dies Krankheiten, die eine Vermehrung der weißen Blutkörperchen mit sich bringen. Die Ursache der Erkrankung liegt in den Blut bereitenden Organen, und zwar Milz, Lymphdrüsen und Knochenmark. Bei der Erkrankung des Knochenmarks findet sich im peripheren Blut eine Amöbe, die Löwit Haemamoebae leukaemiae magna nennt. Bei der Erkrankung der Lymphdrüsen finden sich im peripheren Blute nur selten Parasiten; in den Blutzellen bildenden Organen findet sich dagegen die von Löwit bezeichnete Haemamoeba leukaemiae vivax. Dazwischen gibt es Mischinfektionen. Die Uebertragung der leukämischen Infektion gelang an Thierversuchen, die häufig erst noch mehreren Monaten zugrunde gingen. Der Amöbennachweis im Blute zeigte sich konstant auch am frischen ungefärbten Präparate. Die Infektion konnte durch Impfung von Thier auf Thier übertragen werden. Dagegen gelang noch nicht die künstliche Kultur der Hämamöbe. Es macht den Eindruck, als ob die Entwicklung einer Amöbengeneration im Reagenzglase unter entsprechenden Bedingungen gelingen würde. Der zweite Referent über dasselbe Thema, Prof. Minkowski (Straßburg), betont die Bedeutung der Zellchemie bei dieser Erkrankung und weist auf die Wichtigkeit der Untersuchung der Zellkerne hin. Bis man aber in der Lage sein werde, die Ergebnisse solcher Untersuchungen für die Deutung von klinischen Krankheitserscheinungen zu verwerthen, sei noch ein anderer Weg zurückzulegen. Hiebei ist das Studium der Stoffwechselprodukte der Leukocyten von immenser Wichtigkeit. Praktisch-klinisch soll man die Leukämie von der Leukocytose trennen. Leukämie ist eine schwere progressive unheilbare Krankheit. Leukocytose ist eine vorübergehende, vielfach sogar heilsame Krankheitserscheinung. Die Trennung beider Krankenbilder müsse am besten durch die Gesammtheit der Symptome erfolgen; ebenso müsse das klinische Gesammtbild für die Unterscheidung der verschiedenen Formen maßgebend sein. Es gibt drei Hauptgruppen von Leukämie, die gemeine Leukämie, die akute Leukämie und die chronische Lymphämie. Die Leukocytose kommt physiologisch bei der Verdauung vor, pathologisch bei akuten Infektionskrankheiten. Auf diesem Gebiete stehen der Therapie werthvolle Handhaben in Aussicht, da man in der Lage ist, durch verschiedene Organextrakte, Bakterienprodukte und Medikamente die Zahl der Leukocyten im Blute zu vermehren oder zu vermindern. Die ersten Anregungen zur Behandlung Leukämischer mit derartigen Mitteln hat der vor kurzem in so tragischer Weise als Opfer seiner Pflichttreue an der Pest verstorbene Dr. Müller gegeben. Nicht lange mehr, und der von Virchow vor fünfzig Jahren ausgesprochene Satz: „Ich vindicire für die farblosen Blutkörperchen eine Stelle in der Pathologie" geht auch für die Therapie in Erfüllung. — Zum Präsidenten des nächsten Kongresses in Wiesbaden wurde Jaksch gewählt.

* Die auf der Rückreise begriffene deutsche Tiefsee-Expedition unter Leitung des Professors Chun ist laut telegraphischer Meldung am 13. April mit dem Dampfer „Valdivia" wohlbehalten in Suez angekommen.

* **Wiesbaden.** Hier ist am 13. April der Geheime Medizinalrath Dr. Eugen Seitz, bis zum Jahre 1879 Professor der speziellen Pathologie und Therapie und Direktor der medizinischen Klinik in Gießen, infolge eines Herzleidens im Alter von 81 Jahren gestorben. Seitz war ein der älteren Aerztegeneration sehr bekannter Lehrer und hat sich ein bleibendes Verdienst namentlich um die Fortsetzung des Niemeyer'schen „Lehrbuchs der speziellen Pathologie und Therapie" erworben, welches, seit 1871 von ihm bearbeitet, eine völlige Umgestaltung erfuhr und unter Aerzten und Studirenden große Verbreitung fand. Auch nachdem er sich von der akademischen Lehrthätigkeit zurückgezogen, fuhr er fort, wissenschaftlich thätig zu sein. Er arbeitete bis zu seinem Tode an einem Werk über „symptomatische Pathologie und Therapie" und hörte nicht auf, seine ärztliche Kunst in die Dienste der Mildthätigkeit und Menschenliebe zu stellen.

* **Clausthal.** Als etatsmäßige Professoren an der hiesigen vereinigten Bergakademie und Bergschule sind der Professor Dr. Friedrich Wilhelm Küster, Abtheilungsvorsteher im chemischen Institut der Universität Breslau, und der Privatdozent Dr. phil. Alfred Bergeat von der Universität München angestellt worden.

* **Prag.** In der Nacht vom 12. zum 13. April erlag der Professor für Kinderheilkunde an der hiesigen böhmischen Universität, Dr. Bohdan Neureutter, einem Schlaganfall. Er war im Jahre 1829 in Prag geboren und bekleidete seit 1884 einen ordentlichen Lehrstuhl an der Universität. Als Kinderarzt war er in den weitesten Kreisen bekannt; auch verdankt Prag besonders seinen rastlosen und opferfreudigen Bemühungen die Erbauung eines Kinderspitals.

* **London,** 13. April. Gestern erlag einer infolge von Influenza eingetretenen Lungenentzündung Sir Monier Williams. Er war seit 1860 Professor des Sanskrit in Oxford. Sein Ruf als Orientalist ist international und sein englisches Sanskrit-Lexikon, an dem er über 20 Jahre gearbeitet hat, ist vorzüglich. Er war einer der Gründer des „Indian Institute". 1886 erhielt er den Adel, den sein ältester Sohn erbt. Die Universität Göttingen verlieh ihm den Doktortitel, den er bereits von Oxford und Cambridge besaß. Die englischen Blätter widmen ihm einen langen Nachruf, der bezeichnend schließt — er war ein großer Sportsmann.

Werthvolle Bibliothekwerke.

J. HESS. Buch- und Antiquarhandlung in Ellwangen, verkauft:

Canal concilior. sacror. nova Collectio. Orig.-Ausg. 30 Bde. Fol. Flor. et Venet. 1759—1792. 2400 M.

Porta monumenta German. histor. 33 Bde. Fol. 1826—1893. 2500 M.

Gallia christiana. Bd. 1—10. Fol. Paris, 1715—81. 300 M.

Recueil des Historiens des Gaules. 19 Bde. Paris, 1868—1880.

Petermanns geogr. Mitthell. 1855—95.

Die latein. u. griech. Kirchenväter von Migne in 221 und 166 Bänden.

Histor. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft. 18 Bde. 1880—1897. 140 M.

Kataloge über Theologie, Geschichte, Kunst, Archäologie, Seltenheiten, Rechtswissenschaft u. s. w. stehen gratis zu Gebot. (6690)

Jahrgang 1899. München, Montag, 17. April. Nummer 87.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

U. v. Wilamowitz-Moellendorffs Uebersetzungen griechischer Tragödien. Von Dr. Eugen Holzner. — Literatur- und Stimmungsbilder aus den ersten Koalitionskriegen. V. (Schluß.) Von Paul Holzhausen. — Mittheilungen und Nachrichten.

U. v. Wilamowitz-Moellendorffs Uebersetzungen griechischer Tragödien.

Wenn auf irgend einem Gebiete der Technik ein glücklicher Erfinder den Enthusiasmus nicht nur seiner näheren Fachgenossen, sondern auch der gesammten Mitwelt erweckt, weil sich diese durch die neue Erfindung in ihrer Entwicklung und ihrer Daseinsform gefördert sieht, so finden wir das sehr begreiflich: aber ganz merkwürdig ist es, wenn in unsern Tagen, welche ganz und gar unter dem Zeichen der Naturwissenschaften stehen, es einem Manne, der ausschließlich auf dem Boden philologischer Bethätigung wirkt, gelingt, die Barrieren des Spezialinteresses zu durchbrechen, eine Gemeinde um sich zu versammeln, die sich aus allen Schichten der Gebildeten zusammensetzt, und immer weitere Kreise in den Bann seiner Persönlichkeit zu zaubern. Da kann und muß es sich um eine ganz außerordentliche Individualität handeln oder es muß eine besonders eindrucksvolle und überzeugende Methode dabei den Ausschlag geben. Beides trifft bei Ulrich v. Wilamowitz in des Wortes höchstem Sinne zu: in verhältnißmäßig jungen Jahren auf den Lehrstuhl von Ernst Curtius berufen, gehört er heute zu den überragenden Erscheinungen der Berliner Gelehrtenwelt; zu seinen Füßen drängen sich alle Fakultäten der Universität, jung und alt, Männer und Frauen, die Laien überwinden die eingewurzelte Scheu vor dem akademischen Wesen und pilgern zu seinen Vorlesungen, und Jeder, der von ihm geht, wird zu seinem begeisterten Apostel und trägt die Kunde von dem merkwürdigen Mann hinaus in die Welt. Oben auf dem Katheder aber steht der früh ergraute Mann mit dem scharfgeschnittenen bartlosen Gesicht, das von einer ungewöhnlichen Seelenthätigkeit in jedem Blicke und jedem Worte Zeugniß gibt, und läßt mit feuriger Beredsamkeit und der Ueberzeugungskraft des Ueberzeugten den Bau der Antike vor den begeisterten und andächtig lauschenden Hörern erstehen. Er erfaßt die Zusammenhänge, die dem Auge des Forschers bisher getrotzt haben und ihm verborgen geblieben waren; mit kühner Divination leuchtet er in die Lücken der Tradition hinein und baut Brücken von blendender Wahrscheinlichkeit dort, wo das suchende Auge bisher nichts als ein Meer von Fragezeichen und Gedankenstrichen fand; ganze Gebiete der antiken Geisteswelt empfangen unter seiner genialen Kombination neuartige und erhellende Beleuchtung, Dichter und ihre Werke werden von den Schlacken Jahrzehnte alter Mißverständnisse durch seinen kühnen Schnitt endgültig befreit. „Nachbohrend bis ans Heft den Stahl“ bringt Wilamowitz in jede Untersuchung ein, wo es gilt, die Wahrheit an das Tageslicht zu bringen, oberflächliche Zweideutigkeit oder den prätentiösen Schein, der sich mit den erborgten Flicken von Gelehrsamkeit umhängt, zu vernichten. Da schwillt seine Begeisterung für das unverfälschte Ideal der Antike zu wahrhaft großem Zorne an und schlägt den Gegner mit einem Wurfe zu Boden. Dem steht aber wohlthuend eine aufrichtige Bescheidenheit zur Seite, wo es sich darum handelt, einem antiken Probleme gegenüber die Unzulänglichkeit unsrer modernen Lösungsversuche offen und frei einzugestehen. Wehe dann dem, welcher die Schwierigkeit mit der mageren Hülse modern-seichter Raisonnements lösen will: da steht Wilamowitz, wie ein Cherub, vor dem antiken Problem und schützt das Fragezeichen, das daneben steht, gegen die vorwitzigen Versuche, es mit einer Pseudolösung zu beseitigen; er ist in allem und jedem der Hüter der Ueberlieferung, die er mit unerbittlicher Schärfe gegen alles, was Kombination und Vermuthung um sie aufgehäuft hat, abgrenzt; und wenn er all das Gerölle der Modernen beiseite geschafft hat, dann tritt er, wie ein Arzt zu dem Kranken, heran mit seiner phänomenalen Belesenheit, welche die ganze griechische und römische Schriftenwelt gleichmäßig beherrscht, er erkennt tausend feine Beziehungen, die bisher im Dunkel geblieben waren, er zieht ganz und gar den modernen Menschen aus, um als Hellene mit Hellenen zu fühlen. Und auf jeder Stufe des antiken Zeitalters kennt er die Psyche und den Stil der Menschen, ihre Art zu denken, das, was von den verflossenen Perioden in ihnen nachwirkt und was von den kommenden Entwicklungsphasen sich schon als Protoplasma in ihnen regt. So werden die ganzen Zeiten schichtenweise vor unserm Auge lebendig, ein blendendes Gesammtbild der geistigen Bestrebungen öffnet sich vor uns, wir blicken bis in die Werkstatt des Dichters und gehen den Einzelstadien der Konzeption nach, die ein Motiv durchzuleben hatte, ehe es als reife Frucht gezeitigt wurde. Da wird es auch begreiflich, daß der geniale Mann, der die Vergangenheit so in sich aufgenommen hat, auch die Gegenwart mit gleicher geistiger Kraft beherrscht. Wer je einen Kommentar von Wilamowitz auch nur flüchtig durchgeblättert hat, der ist geblendet von der Fülle des vielseitigen Wissens, das da anspruchslos und ohne die Pose des Polyhistors aufgespeichert und verarbeitet liegt: Shakespeare und Tolstoi sind ihm genau so innig vertraut wie Homer und Euripides, und sein genialer Schönheitssinn waltet auch auf den Gebieten der ältesten und der jüngsten Kunst wie im vertrauten eigenen Heim. All dies aber spricht er zu uns in einer Sprache, die ganz und gar den großen Forscher wiederspiegelt. Es ist alles wie aus Granit gefügt, von kraftvoller Schärfe, voll plastischer Lebendigkeit, von gedrungener, fast spartanischer Kürze. Und daß diese Sprachbehandlung bewußtermaßen von Wilamowitz als Rüstzeug der wissenschaftlichen Methode so geübt wird, das erlernen wir aus dem sprachlichen Gegenspiel seiner Uebersetzungen; hier überrascht uns ein hoher Schwung, eine reiche Pracht des Ausdrucks, die das lebendige Wort der Muttersprache mit Zauberkraft in den Bann der Uebersetzung zwingt und es mit einer kleinen, oft ganz unansehnlichen Veränderung zu neuem Klange umprägt.

Digitized by Google

Seine Meisterschaft im Uebersetzen hat Wilamowitz schon vor Jahren durch die Uebertragung von Euripides' „Hippolyt" und desselben Dichters „Herakles" bekundet: diesmal bietet er uns in einem Bande Uebersetzungen von Sophokles' „König Oedipus", Euripides' „Hippolyt", „Der Mütter Bittgang" und „Herakles".[1]) Die damaligen Uebersetzungen waren ausschließlich für Philologen bestimmt: diesmal wendet sich Wilamowitz an die ganze gebildete Welt und insbesondere an diejenigen, welche durch die Unkenntniß des Griechischen am Genusse der antiken Dichtung gehindert sind. Allen diesen gelten auch die höchst werthvollen Einleitungen zu jedem einzelnen Stücke, die auf wenigen Seiten in kurzen plastischen Sätzen ein erschöpfendes Bild der betreffenden ganzen Tragödie und ihrer Probleme geben.

Mit großem Scharfsinn wird im Vorwort zum „Oedipus" dargethan, daß allen Sophismen der ästhetischen Tradition zum Trotz — Oedipus weder eine Schuld geerbt, noch auch auf sich geladen hat: Wilamowitz zeigt, daß das Unheil im Oedipus einen moralisch durchaus Unschuldigen und moralisch durchaus nicht erblich Belasteten trifft. „Wenn Sophokles das anders gemacht hat, so hat er eben anders empfunden und will, daß wir anders empfinden. Er zeigt uns, wie ein Mensch ohne die mindeste subjektive Schuld objektiv das Abscheulichste begehen kann und dann die Folgen tragen muß, innerlich und äußerlich. Gerade weil er nichts dafür kann, sind ihm seine Thaten selbst so entsetzlich." Den Vatermord hat er in gerechter Nothwehr begangen, die Mutter sich zur Frau durch eine wackere That verdient: das Entsetzliche an dem allen liegt nur in unsrer Vorstellung, nicht aber in der Natur der Dinge. Es ist der Zufall, der da alles so gefügt hat und jeden Tag wieder fügen kann. Oedipus Selbstblendung war also eine thörichte Konzession an die konventionellen Vorurtheile der Welt. Andererseits sind nun allerdings Vatermord und Blutschande, objektiv betrachtet, unsühnbare Verbrechen: und so entsteht nun eben das Problem der durch den Zufall herbeigeführten Unthat eines Unschuldigen und der unbedingten Strafbarkeit seines Verbrechens. „Es ist ganz gleichgültig," sagt Wilamowitz, „wie wir dies lösen: es ist aber unbedingt nöthig, daß man erkenne und anerkenne: Sophokles hat das Problem so gestellt." Dann setzt sich Wilamowitz mit den Modernen auseinander, die das „Schicksal" als Agens einführen, und zeigt, daß die Einsetzung von „Schicksal" für „Zufall" um nichts weiter führt und mit der Theodicee ebenso unvereinbar ist. Ein „Schicksal" als Ursache und wirkende Kraft kennt Sophokles nicht: Prädestination und Vorsehung sind Begriffe, die philosophische Spekulation oder Verblassen des Glaubens an eine persönlich wirkende Gottheit voraussetzen. Sophokles aber glaubt an die Götter: Freilich im „Oedipus" greift kein Gott direkt handelnd ein: Apollon offenbart die Zukunft, aber er bestimmt sie nicht; es thut der menschlichen Willensfreiheit und Verantwortung keinen Abbruch, daß ein Gott weiß, was sie wollen und thun werden. Die Pest, die Weisungen des Gottes, sich von ihr durch Entsühnung zu befreien — das alles sind dem Euripides geläufige Erscheinungen des wirklichen, alltäglichen hellenischen Lebens: nichts davon schließt das unmittelbare Eingreifen einer göttlichen Person ein. Sonst allerdings scheut Sophokles nicht davor zurück, die Götter unmittelbar wirkend einzuführen: die Geschicke des Oedipus aber entwickeln sich „ganz natürlich menschlich" aus den Verhältnissen. Das sentenziöse Ergebniß der ganzen Tragödie ist die Erkenntniß von der Nichtigkeit des Menschenglücks. „Da ist nichts von dem Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt." Sehr geistvoll vergleicht Wilamowitz nun die „Ahnfrau" mit dem Oedipus. „Dort ein Aufwand von Schreckmitteln, Sturm und Nacht und Gespenster und irrationale Ahnungen und Zufälligkeiten, die uns gruseln machen: der Dichter thut nur so, als wenn er daran glaubte, wir aber thun auch so, weil wir uns gern gruseln lassen." Im Oedipus aber „vollzieht sich alles in ruhiger Tageshelle, geht alles natürlich verständlich zu, den Athenern auch das Wenige, was uns zuerst befremdet."

Und alles sophistische Geklügel von der Theorie des Tragischen verblaßt auch heute noch vor der immer sich erneuernden Wirkung des „Oedipus". Diese Wirkung ist schrecklich, es fehlt ihr jede Milderung, sie schlägt uns geradezu zu Boden. Hat nun Sophokles diese gräßliche Wirkung in diesem Maße beabsichtigt? Nein! Er besaß vor uns voraus eine heiße Religiosität, die in uns bei der Wirkung des Stückes nicht mehr lebendig ist und aus deren Mangel müssen wir uns die Verschiedenheit des Eindrucks erklären. Und Oedipus muß untergehen, weil daran die Allmacht der Gottheit hängt; was liegt dem gegenüber an dem Glücke eines Sterblichen! Apollo's Licht strahlt hell, sein Auge durchschaut alle Winkel des Himmels und der Erde: was liegt daran, daß das Auge des Unreinen erlosch? Es steht bei uns, ob wir den Glauben des Sophokles theilen, ob er uns dem Menschen und Gotte genug gethan zu haben scheint: er hat seinen Glauben, ihm hat er für Leben und Sterben ausgereicht; diesem Glauben verdanken wir seine Gedichte. In ihn muß sich hineinleben, wer sie verstehen will. . . .

Wir konnten uns bei der Analyse der Einleitung zu „Oedipus" in der wörtlichen Wiedergabe von Wilamowitz' Erörterungen nicht genugthun: wer diesen wunderbaren Aufbau neuer und keimkräftiger Gedanken in seiner Totalität überschaut, der schrickt vor dem Versuche zurück, in losen Sätzen den Inhalt des Aufsatzes zu skizziren und so durch die Reproduktion den geistigen Feingehalt des Originals in das Kupfer seines unbeholfenen Berichts umzumünzen. Wilamowitz' Auffassung des Stückes wird wie ein Gewitter reinigend in all die Irrlehren fahren, die seit Jahrzehnten in den Literaturgeschichten über die „Schuld" des Oedipus tradirt werden: seine Behandlung der Frage wird eine Welt von Polemik in Bewegung setzen und das meisterhafteste Stück des Sophokles, das seit der berechtigten und sachkundigen Werthschätzung, die Aristoteles ihm zutheil werden läßt, für den Kanon aller tragischen Wirkungen gilt, wird neuerdings zum Objekte temperamentvollster Diskussionen werden.

Von den übrigen in dem Bande mitveröffentlichten Stücken auch nur annähernd mit gleicher Ausführlichkeit zu handeln, verbietet uns die Oekonomie des uns zu Gebote stehenden Raumes: überall ergeben sich bedeutsame Errungenschaften des Verständnisses, und Wilamowitz' krystallheller Geist deckt eine Reihe von dunkeln Punkten in einwandfreier und endgültiger Erledigung auf. Speziell für den „Hippolyt" wird der rein lokale Charakter der Sage mit ihren spezifischen Beziehungen zu der Landschaft von Trözen überzeugend erwiesen: in poetischer Weise wird gezeigt, wie der Hippolytos-Mythus in der Euripideischen Fassung aus zwei ganz verschiedenen Motiven, die später kontaminirt wurden, entstanden ist: aus dem Stimmungszauber der alten Sitte des Haaropfers, das die Bräute in Trözen vor der Hochzeit als Keuschheitsopfer darbrachten, und aus der — von diesem Hochzeitsritual ganz unabhängigen — Novelle von der femme incomprise Phaedra. Die Stimmung, die in der Zeremonie vor dem keuschen Hochzeitsdämon Hippolyt lag, legt es nahe, die Verführungskünste der Phädra gerade zu Hippolyt, ihrem stärksten solienhaften Gegensatze, in Beziehung zu setzen. Fanden wir bei der

[1]) Im Verlag der Weidmann'schen Buchhandlung, Berlin 1899.

Digitized by Google

Besprechung des Oedipus den Sophokles ganz im Banne der hellenischen Religion und ihres persönlichen Götterglaubens, so tritt bei Euripides im allgemeinen bekanntlich schon jener Bruch des religiösen Gefühls zutage, der so viel Widerstreit in die Sagenüberlieferung bringt: aber im Hippolyt hat er in der psychologischen Durchbildung der generellen Gegensätze, wie sie durch den keuschen Hippolyt und seine Beschützerin Artemis einerseits, und durch die leidenschaftliche Phaedra und ihre Gönnerin Aphrodite andererseits repräsentirt werden, „das Große und Ganze in der Religion eines Volkes nachempfunden, trotzdem er sich ihr abgewandt hatte". Die Betonung des religiösen Moments bietet für Wilamowitz überhaupt den Schlüssel zur Lösung einer Reihe von Schwierigkeiten. Hatten wir das ungemildert Grausame in der tragischen Wirkung im „Oedipus" mit Wilamowitz auf die wesentlich vom Modernen verschiedene religiöse Stimmung des griechischen Publikums zurückgeführt, so gibt uns bei Euripides — wie Wilamowitz zeigt — das religiöse Moment eine lichtvolle Aufklärung über die Daseinsberechtigung des Prologs, in dem eine Göttin handelnd auftritt; nur aus der Stimmung, aus dem religiösen Empfinden der Antike heraus begreift sich das Auftreten der Göttinnen, deren Erscheinen eben fertigen Volksvorstellungen religiöser Art anstandslos begegnete. Und Euripides' Stellung zum Gottesglauben charakterisirt Wilamowitz treffend in den Worten: „Euripides selbst glaubt an die Götter, die er einführt, überhaupt nicht, oder vielmehr, er glaubt an sie nicht wie sein Volk, das zu ihnen betet und zu ihnen opfert, sondern er glaubt an sie, wie ich bekenne, auch an sie zu glauben. Aber er bedient sich des ungeheuren Vortheils, daß er die höchst realen, ewigen Mächte, die in dem sittlichen Leben der Menschen walten, nicht als körperlose Abstraktionen belassen muß, wie sie sich dem Denken darstellen, noch zu symbolischen Schatten aus eigener Phantasie gestalten muß: die Phantasie seines Volks beut sie ihm dar als leibhaftige Götter, zu Personen, man möchte sagen, von Fleisch und Blut ausgestaltet in der ununterbrochenen dichterischen Arbeit von Jahrhunderten." Und wenn es irgend eines Beweises bedurfte, wie meisterhaft Euripides das Göttliche in den Bann seiner poetischen Wirkungen zu zwingen wußte, so braucht man nur die Schlußszene des „Hippolyt" zu betrachten: Hippolyt liegt da, tödlich von dem Stier verwundet, den Theseus in verblendetem Zorn von Poseidon gegen den unschuldig verdammten Sohn sich erfleht hat; da naht sich Artemis, die Göttin, der er sich seit frühester Jugend in unverbrüchlicher Keuschheit geweiht hat, und tröstet ihn. Er fühlt ihre erquickende Nähe:

Himmlischer Duft umweht mich! Durch die Schmerzen
Empfind' ich ihre Nähe, mir wird leichter.
Ist Artemis, ist meine Göttin hier?

„Wenn dem todwunden Hippolyt," sagt Wilamowitz, „der Duft des Himmels die Schmerzen lindert, wenn das Ideal, dem er sich angelobt hat, ohne es je gesehen zu haben und für das er stirbt, nun in der himmlischen Jungfrau leibhaft erscheint und Frieden und Versöhnung auch in sein verwundetes Herz träufelt: nun der muß im Koth verfault oder in Hoffart erstickt sein, dem nicht ein warmer Strahl dieser göttlichen Erscheinung ins Herz dringt." [1])

In ähnlich geistvoller und tiefsinniger Weise geht Wilamowitz in den Einleitungen zu der „Mütter Bittgang" und zum „Herakles" auf die Wurzeln der Sage und ihre symbolische Bedeutung zurück: er deckt in der Einleitung zum ersteren Stücke eine ganze Reihe theologischer Motive des Dramas auf, die mit dem athenischen Volkscharakter und der griechischen Zeitgeschichte innig und organisch zusammenhängen, und er zeigt in poetisch-lichtvoller Weise, wie im „Herakles" Euripides den Helden darstellt, der die ganze Welt überwinden kann, nur nicht — sich selbst.

Aber wir müssen abbrechen, denn wir sind, wie wir mit Schrecken sehen, dem Versprechen, das der Titel unsres Aufsatzes enthielt, in keiner Weise gerecht geworden: wir wollten ja von den Uebersetzungen und nicht von den Einleitungen zu denselben erzählen. Jedoch nach reiflicher Erwägung sind wir zu dem Entschlusse gelangt, nicht einzelne Bruchstücke der Uebersetzung als Proben den Lesern vor Augen zu rücken: das Ganze ist so aus einem einzigen Gusse, so von plastisch gestaltender Lebenskraft durchhaucht, daß es uns wie ein kindisches Gehaben dünkt, ein Blättchen aus diesem Kelche zu reißen. Der echt hellenische Geist, der in den oben skizzirten Einleitungen waltet, das liebevolle Sichversenken in die antike Volksseele beherrscht in einheitlichem Zauber auch die Uebersetzungen. Wenn man den griechischen Text und die deutsche Uebersetzung vergleicht, so sieht man in geheimnißvollen Linien ein enges Band um das Original und seinen Wiederschein sich schlingen. Wir staunen, wie neu und unvertraut uns unsre geliebte deutsche Sprache im Bann von Wilamowitz' Meisterhand dünkt. Seine Treue gegen das Original ist bewundernswürdig, aber es ist nicht die sklavische Treue, die ihre unschöpferische Schwäche mit dem verschlissenen Mäntelchen der Anhänglichkeit gegen das Original behängt, nicht jene Treue, die um des antiken Rhythmus willen der deutschen Sprache häßlich Gewalt anthut und aus lauter mißverstandenem Respekt vor dem Urtext sprachliche und rhythmische Todsünden aufeinanderhäuft: nein, es ist die Treue einer kongenialen, geistig verschwisterten Dichternatur, die intuitiv das Konforme empfindet und auch denselben Schwung dem sprachlichen Gewande des Gedankens zu verleihen vermag. Die Wilamowitz'schen Uebersetzungen werden — wir wiederholen es, ohne zu fürchten, daß wir den Schein der Uebertreibung auf uns laden — in unser Verhältniß zur antiken Tragödie gewichtige und epochemachende Aenderungen bringen: gerade in unsern Tagen, in der Zeit des Ansturms gegen die unbestreitbaren Wirkungen der antiken Welt auf unsre moderne geistige Entwicklung, ist es von höchster Bedeutung, daß die klassischen Werke nicht wie verblaßte Götzen in unsre Welt herniederblicken, sondern daß sie in lebenswarmer und wirklichkeitsprüfender Sprache zu uns reden. Das ist Wilamowitz im reichsten Maße gelungen: er wird den sonnigen Glanz der antiken Meisterwerke bis in die Schlupfwinkel verbohrter banausischer Nüchternheit hinlenken und neues Verständniß für die Antike wecken, vor dem die Schemen der falschen modernen Propheten in alle Winde zerstieben werden. Keiner, wie er, ist heute berufen und geweiht, uns die schöne Welt zu öffnen, die die Götter einst an der Freude leichtem Gängelband regierten, und uns zuzurufen: „Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns!"

Prag. Dr. Eugen Holzner.

---

1) Wilamowitz erzählt nebenbei, wie er die Wirkung dieser Scene vor 30 Jahren an einer alten Dame erprobt hat, die die antiken Klassiker nur auf dem verflachenden Umweg über die Franzosen, Euripides nur aus Racine kannte. Als er, seine Uebersetzung des „Hippolyt" vorlesend, zur Erscheinung der Artemis kam, „da flammte das echte Feuer der Begeisterung in den lebhaften Augen der Greisin auf, und als ich fertig war, sprang sie auf ihre gebrechlichen Füße, klatschte in die Hände und rief: ‚Das ist mehr als Racine: hat das wirklich ein Heide gedichtet?'"

Literatur- und Stimmungsbilder aus den ersten Koalitionskriegen.

Von Paul Holzhausen.

V. (Schluß.)

Der erste Konsul in der deutschen Lyrik seiner Zeit.

Auch während des blutigen Ringens der zweiten Koalition waren heiße Wünsche der gequälten Völker zum Himmel gestiegen, ja, gerade um diese Zeit wimmelten die gelesenen großen Zeitschriften, z. B. Hennings' nordischer „Genius der Zeit" und Rombachs „Berlinisches Archiv", von Gedichten dieser Art, meist Erzeugnissen wenig bekannter und bedeutender Männer, deren ungelenke Strophen mit rührender Inbrunst um die Gottesgabe des Völkerfriedens flehten. Eine dieser Dichtungen dürfen wir nicht übergehen, weil sie sich direkt an den Konsul Frankreichs wendet. In der Rhythmik frei und formlos, in den Bildern roh skizzirend, in der Pinselführung derb und kräftig, im Tone ein wahres „Bardengebrüll", in der Gesinnung aber wohlmeinend und grundehrlich — so ist das Opus des biederen Holsteiners, dem Landsmann Hennings in seinem „Genius der Zeit"[1]) ein immerhin nicht ganz unverdientes Plätzchen eingeräumt hat. Nachdem uns der holsteinische Dichter die Greuel des Krieges in einer Weise vor Augen geführt, die nach weiteren Proben seiner Kunst nicht lüstern macht, richtet er die Bitte um Frieden erst an die verbündeten Herrscher, dann, schnell abspringend — er scheint ihnen wenig zu trauen — an Bonaparte.

Konsul, höre du die Stimme der leidenden Menschheit!
O vernimm sie und merke daraul!
Leihe willig dein Ohr dem Rufe flehender Völker,
Wie du es liebst der Stimme des Ruhms.

Horch! wie jammert der Enkel des Tell! Der friedliche Berg-Sohn
Schreyet zum Himmel um Brod.
Siehe! der Okzident schlachtet, des Orients gelblicher Schiffmann
Dünget den Nil-Strand mit Blut.

Kannst du hören und taub seyn, taub bei der Stimme Europo's,
Taub bey dem Rufe der Welt?
Kannst du hören und taub seyn, taub bei der Stimme der Menschheit —
Ha! dann bist du der erste Tyrannt

Also auch dieser treuherzige Niedersachse zweifelt an dem Helden. Da kommt ihm der Gedanke an Leoben und Campo Formio:

Wer war größer, der Sieger bey Lodi, oder der Held, der
Frieden bot voll Menschen-Gefühl?
Welchem giebst du den Preis, dem völkerverschlingenden Cäsar
Oder der Götter Abbild, Trajan?

Diese Erinnerung hat dem Sänger die Hoffnung zurückgegeben:

Dennoch, du Gipfel-Ersteiger! dein harret noch Eines, der End-Schritt
Auf die Staffel des ewigen Ruhms.
Schreite ihn rasch; vergeude die Schale himmlischer Wohlthat,
Held, und säume dich nicht.
Siehe, das große Jahrhundert bietet scheidend die Hand dir
Zu der großen herrlichen That.
Muß ich sie nennen? Friede, so heißt sie, ihn fordert Europa,
Ihn die Menschheit von deiner Hand.
Frieden verlangt das Heer und Frieden der lechzende Landmann;
Friede! schreit weinend die Welt.

[1]) „Genius der Zeit", Bd. 21, Stück 9 (1800), S. 511 ff.

In der Hoffnung auf Frieden, einen Frieden aus den Händen Bonaparte's, klingt die sonderbare Dichtung aus:

Krön' dein Haupt, erhobener Mann! mit Lorber und Oelzweig,
Ha! mit zwiefach herrlichem Kranz.

Nicht in dem überlauten Tone weithin hallenden Bardengebrülls, sondern mit dem blechernen Klang einer vor Alter versagenden Stimme sang Vater Gleim in seinem „Hüttchen" am Ufer der Halberstädter Holzemme: „Napoleons Schicksal":[1])

Haben die Götter noch nicht Napoleons Schicksal entschieden,
Donn entscheid' Er's ihm selbst, gebend den Frieden der Welt!
Ewiger Friede gibt ihm den Frieden mit sich und mit Allen,
Sühnet die Feind' ihm, der Dolch pflüget den Acker für ihn!

Noch nie war der Grenadier des großen Friedrich so zufrieden mit dem fränkischen Helden gewesen, wie in diesen Jahren. Hat er doch sogar im Oktober 1802 „An Napoleon, den Erhabenen, zu St. Cloud" die Verse gerichtet:[2])

Krön' dein Werk mit dem ewigen Frieden, erhobener Kriegert
Sieh, den ewigen Krieg schreibt die Geschichte mit Blut!
Laß sie den ewigen Frieden mit lauterem Golde nun schreiben:
Setze die Krone nicht dir, setze dem Werke sie auf!

Der von so vielen Stimmen in gebundener und ungebundener Rede herbeigewünschte Friede war endlich geschlossen. Mit dem Kaiser, wie man weiß, in Lunéville, mit dem streitbaren Inselvolke zu Amiens. Wiederum mischten sich, zumal in dem südwestlichen Winkel des deutschen Landes, dessen Fluren am meisten von dem Hufschlag kämpfender Reitergeschwader zertreten waren, in den Klang der Kirchenglocken die Dankeslieder, und noch einmal scholl aus ihnen der Name seines Spenders der erfreuten Menschheit entgegen:

Triumph! errungen ist der Friede,
Brüder! errungen kühn und schön. —
Lasset uns im Feierliede
Seinen Stifter hoch erhöh'n,
Begrüßet (sie) ihn mit Freiheitspsalmen

[1]) Vater Gleims Zeitgedichte, 89.

[2]) A. a. O. 91. Beide Gedichte, sowie ein drittes in ähnlichem Sinne gehaltenes (Zeitgedichte, 90) stammen aus dem Jahre 1802. Sie sind um so auffallender, wenn man sie mit dem im November desselben Jahres verfaßten:

An Napoleon.

Du stiegst mit Windes-Fittigen,
Napoleon, zu hoch in deiner Gloria;
Den Hohen zu erniedrigen,
Darf's eines Herrmanns nur und eines Pultawa!

und mit einem ebenfalls gleichzeitigen: „Die neuesten Friedensschlüsse" (Zeitgedichte, 157) vergleicht, in dem der alte Gleim sich sehr unwillig über die geschlossenen Traktate äußert. Auch eine Stelle im Briefwechsel Herders und seiner Gattin mit dem Dichter (Herders Gattin an Gleim, 5. April 1802, Von und an Herder, I, 302) deutet auf eine nichts weniger als bonapartefreundliche Stimmung des alten Grenadiers. (Man vergl. auch die früher citirten Gedichte Gl.) Wie sind diese Widersprüche zu lösen? Einmal ist in Gleims Urtheil ein gewisser Unterschied nicht zu verkennen; zwischen den Stellen, wo es sich um die ihm durchaus verhaßten Franzosen im allgemeinen und wo es sich um Bonaparte im besonderen handelt, dem der Grenadier Friedrichs wenigstens eine gewisse Bewunderung nicht versagt und vor dem er immerhin Respekt empfindet. Dann ist auch hier, wie in allen seinen gleichzeitigen Dichtungen und den senilen Urtheilen über Schillers „Wallenstein" und Goethe's „Hermann und Dorothea" der Einfluß des Alters unverkennbar; auf der anderen Seite dürfte ein unsicheres Auf- und Abwogen der Stimmungen, wie wir es dem rüstesthaften Manne des Brumaire gegenüber auch bei anderen und jüngeren Männern beobachten, ohnehin nicht befremden. Beiläufig bemerkt, verfolgte auch Gleims Altersgenosse, der große Königsberger Kant, in seinen letzten Jahren die Thaten des Ordnungs- und Friedensstifters Bonaparte mit unleugbarem Interesse. (Zeugnisse: Immanuel Kants sämmtliche Werke, Rosenkranz u. Schubert, XI, 2, 162, Schubert in Raumers „Hist. Taschenb.", Jhrg. 1838, 620).

Digitized by Google

Und jauchzt: „Dir, Bonaparte! Dir,
Du Wundermann! Dir danken wir,
Unsre Lorbeern, unsre Palmen!
Dir, Grosser! danken wir,
Die Palm' in hoher Hand.
Heil Dir! Heil Dir!
Du Einziger! Heil unserm Vaterland!"

Also läßt sich der in allen Sätteln gerechte Schaller vernehmen, der ein eigenes 40 Seiten umfassendes Liederbuch „Friedensgelänge" (Straßburg, gedruckt bei J. H. Silbermann) erscheinen ließ. Auch in dem kleinen Dänemark vernahm man damals wieder das Lob des Bewunderten, und zwei Pfarrer, Niels Blicher zu Randlev in Aarhusstift und H. C. Bjerring zu Aastrup auf der Ostsee-Insel Falster, spitzten ihre Gänsekiele, um in lateinischer Sprache den Mann an der Seine zu feiern.[1])

Da darf es denn wohl nicht wundernehmen, wenn auch der wackere Friedrich Lehne seinem inzwischen zum Präfektur-Buchdrucker avancirten C. F. Pfeiffer in Mainz wieder etwas zu verdienen gibt. Im Germinal des Jahres IX ist sein „Friede" erschienen, den er nach einer uns bereits geläufigen Gedankenverbindung seinem Stifter, „dem fränkischen Timoleon", gewidmet hat.

In einer die Heutigen wieder recht seltsam anmuthenden Weise läßt er da zunächst den „guten Vater Rhein" auftreten:

Sein Auge strahlt auf seine freien Söhne,
Die Gallia mit Mutterhand vereint.[2])

Daß Vater Rhein sich über das Ende der Fehde freut, das seinen Ufern Reichthum und frohes Leben zurückzubringen verspricht, läßt sich freilich begreifen; doch nun tritt „die Mutter" auf — welche, ist nicht ersichtlich, anscheinend ist die Mutter Erde gemeint —, die nicht mehr um ihrer Söhne Todtenhügel finstere Cypressen pflanzen wird, aber die Helden preist, welche für Menschenrecht und Menschengut ihr Blut vergossen haben:

Dach Einen muß ich dir, o Nachwelt! nennen,
Der mit Achilleus Flug dem Ziel genaht.

Es folgt hierauf noch einmal eine Aufzählung der letzten Ruhmesthaten Bonaparte's, dann heißt es weiter:

Eröffnet war die Bahn zum letzten Siege,
Es knarrte schon das Thor der Kaiserstadt,
Und kaum nach wankt Englands goldne Wiege,
In der es Oestreich eingeschläfert hat,
Da weckte'st du, aus seinen wilden Träumen,
Zu sanfterem Gefühl den Schläfer auf:
„Wie lange werden wir, wie lange säumen,
Zu dämmen dieses Blutstroms schnellen Lauf?"

Er sieht erstaunt sich an des Abgrunds Rande,
Wo ihn des Britten List gefesselt hält;
Beschämt zerreisset er die goldnen Bande,
Und theilt den Ruhm: Beruhiger der Welt. —
Kein Sternenglanz, kein Sonnenlicht ist reiner,
Als dieser Ruhm, der unauslöschbar glüht,
Und unter allen Lorbeerkränzen keiner,
Auf den mein Aug mit froher'm Danke sieht.

Und diesen Lorbeer hast du dir errungen,
In diesem Kranze grüßt das Vaterland
Den starken Sohn, der selbst den Krieg bezwungen
Und ihm den Oelzweig aus den Händen wand.

Kannst du dies Glück mit stetem Gleichmuth tragen,
Erdrückt dich nicht des Triumphators Geist,
Nur dann wird die Geschichte staunend sagen:
Er war es werth, daß ihn die Menschheit preißt.[1])

Der Keimmonat (Germinal) des Jahres IX muß, nach der Länge dieses Lehne'schen Gedichtes zu urtheilen, ein besonders fruchtbarer gewesen sein — 27 Strophen hat der Mainzer Gelehrte der, wie man damals hoffte, endgültigen Schließung des Janustempels gewidmet. Wir brechen mit derjenigen ab, die noch einmal den Denker der Schlachten mit dem Oelzweig in der Hand erscheinen läßt, um uns zum Schlusse einem Poeten zuzuwenden, der im Gegensatz zu der soliden Natur Lehne's seiner Persönlichkeit wie seinem literarischen Wirken nach dem lustigen Gesindel des Parnasses zugezählt zu werden verdient. Es ist Lehne's Freund Niklas (Nikolaus) Müller.' Geboren in Mainz am 14. Mai 1770 und daselbst erst am 14. Juni 1851 gestorben, hat er in seinem langen Leben nicht weniger als alles getrieben. Ein leichtes polyhistorisches Talent, dem schon die unendliche Vielgeschäftigkeit jede Möglichkeit, Dauerndes zu schaffen, raubte, hat Müller schon auf der Universität die verschiedensten Wissenschaften, Philosophie, Juristerei und Medizin, neben- und durcheinander studirt. Wie er als „Gelehrter" die ungleichartigsten Gegenstände, Italienisch und Lokalgeschichte, Experimentalphysik und Indisch, Magie und Kantische Philosophie, trieb, so hat er sich auch als Dichter auf allen Feldern umhergetummelt und ist daneben Historienmaler und Zeichenlehrer, Portraiteur, Dekorateur und Aesthetiker gewesen. Auch in politischen Dingen nicht eben sattelfest, hat er als Klubist und republikanischer Beamter eine nicht immer glänzende Rolle gespielt, ist aus einem Republikaner Bonapartist geworden und wußte sich auch nach der Restauration mit den neuen Verhältnissen gut abzufinden, was ihn hinwiederum nicht abhielt,[2]) auf die Schlacht bei Leipzig ein Trauergedicht zu schreiben und Dutzende von Reimereien für das Liederbuch des Mainzer napoleonischen Veteranenvereins[3]) zu verfassen. Sein Napoleon-Kultus ist ohne Zweifel Ueberzeugungssache gewesen, wenn er auch im Jahre 1809 eine — angeblich von der Zensur gestrichene — Strafode auf die Ehescheidung des Monarchen verfaßt haben will. Ich sage „will"; denn die Unzuverlässigkeit seiner Angaben hatte Müller in den Kreisen seiner Vaterstadt das epitheton significans „der Lügenmüller" zugezogen. Viel und langathmig schreibend wie Lehne und Schaller, hat auch Müller ein acht Seiten langes Friedensgedicht[4]) verfaßt, das nach Lage der Umstände kaum anders als auf den Lunéviller Schluß gedeutet werden kann. Das Gedicht ist allgemein gehalten, und nur in einer Strophe geschieht Bonaparte's Erwähnung. Sie lautet:

Kein Päan vermag das würdig nachzustürmen,
Was, so rasch den Obelisken Ruhm zu thürmen,
Uns der Stärkste der Heraen gab.
Er, des Glückes Laune göttergleich besiegend,
Ein Jahrzehnd wie einen Sperling überfliegend,
Rang im Flug dem Kalus Krieg die Waffe ab.

Das Bild mit dem Sperling ist abscheulich. Würdiger hingegen erscheint eine (alcäische) Ode, die Müller in demselben Jahre 1801 „an den fränkischen Krieger" — natürlich wieder Bonaparte — gerichtet[5]) und die er später auch in

[1]) Gottl. Mohnike: Napoleon. Stimmen aus dem Norden und Süden, S. 69.

[2]) Diese Stelle, wie überhaupt die drei ersten Strophen und der Schluß, sind, anscheinend ihres undeutschen Inhalts wegen, in der Kalb'schen Ausgabe weggelassen worden.

[1]) Noch hier wiederum der leise durchklingende Zweifel an Bonaparte's Charakter!

[2]) Vgl. den ersten Aufsatz dieser Serie, Beilage 1898, Nr. 191.

[3]) Exemplare dieser Sammlung, die zwar wenig Poesie, aber desto mehr kulturgeschichtlich Interessantes bieten, finden sich auf der Mainzer Stadtbibliothek.

[4]) Gedichte von Niklas Müller. 1. Bd., Mainz 1810, S. 73—80.

[5]) Gedichte, S. 81—82.

das Mainzer Veteranenbuch aufgenommen hat. Sie lautet (im Auszuge):

Den lauten Kriegesdonner vernohmen wir,
Sahn Deines Muthes herrlichen Thatenglanz
Im Kampf um Freiheit, den drei Kaiser
Gegen Dich kämpften und sieben Könige.

Geschmückt mit Siegen, welche ein kleineres
Jahrhundert zu den Wundern der Vorzeit zählt,
Legst Du die Friedenspalme heiter
Nieder in Galliens Mutterarme.

Vor (von?) Dir geretlet, würdiger Sohn, empfängt
Bethränten Danks, den Preis Deiner Opfer sie
Und segnet in der Menschheit Namen,
Friedeeroberer, Deine Würde.

* * *

Stets war des Dankes wache Erinnerung
Des Völkertheiles treues Palladion;
Wer, was Du thatst, vergißt, verdienet,
Daß ihm Elisium Wüste werde.

Der flücht'ge Sklave, welcher des Löwen Fuß
Den Dorn entzog, den schmerzenden, erntete
Einst einer Bestie Dank für Wohlthat,
Könnte ein Löwe Dich, Mensch, beschämen?

Der Sonne ollbefeuchtende Wärme wird
Des Dankes Huld'gung; Ibis, den Schlangenfeind,
Beschützt der fromme Dank am Nile;
Friedeeroberer! Dir Dank vor allem!

Vielleicht habe ich gerade diesen Friedensgedichten einen etwas zu breiten Raum in meiner Darstellung eingeräumt. Doch geschah es nicht ohne Absicht. Berühren sich hier die Gedanken dieser meist vergessenen und verschollenen Poeten mit einem oftgenannten Worte Goethes:

Der Alles wollen kann, will auch den Frieden;

so schien mir anderseits die Thatsache, daß gerade der Mann des Friedens in dem Kaiser der Schlachten damals so viel gefeiert worden, auch an und für sich nicht ohne Interesse. Die Fata Morgana dieses erträumten Palmenlandes ist der Menschheit rasch genug verflogen, und wenn auch der Glanz des napoleonischen Namens in den folgenden Jahren den Himmel Europas immer leuchtender überstrahlte, so wurden auch die Schatten immer tiefer. Schon der Prozeß gegen Moreau und die Erschießung des Herzogs von Enghien hatten ihm eine große Zahl ehemaliger Anbeter zu Feinden gemacht. Damals rief Hans von Held, ein Mann, dem bei allem Patriotismus die Bewunderung der Größe Napoleons keineswegs fremd war, dem Sieger von Hohenlinden über das Meer nach:

Wir durchschauen der Sophistik Normen,
wir verachten jener Arglist Formen,
die am Narrenseil die Welt regiert.
Viel zu sanft wirst Du, zu gut und ehrlich,
flohst die Lüge und das ist gefährlich,
wo die Gaukelei das Ruder führt.[1])

Das war kaum mißzuverstehen. Und als nun der Weltgebieter nach seinen Siegen über Preußen auch Norddeutschland mit seinen Kohorten überschwemmte, da erwuchs ihm hier, neben der militärischen, eine mit der Romantik eng verwachsene literarische Opposition, und das glänzende Meteor, dessen Erscheinen auch von vielen Deutschen als ein Friedenszeichen begrüßt worden war, ging unter den Flüchen der nationalen Dichtung des Befreiungskrieges am blutrothen Himmel unter. Erst als es auf immer im Westmeer versunken war, da begann das tragische Geschick des gefallenen Helden einen Stimmungsumschlag in der deutschen Literatur zu erwirken, und noch einmal strömten begeisterte Napoleonlieder auch von deutschen Lippen. Doch liegt die Betrachtung dieser Bewegung außerhalb des Rahmens unsrer Literatur- und Stimmungsbilder aus den ersten Koalitionskriegen, die wir an den Marksteinen der Friedensschlüsse von Lunéville und Amiens passend abzuschließen glauben.

[1]) Berliner Gedichte 1763—1806. Gesammelt und herausgegeben von Ludwig Geiger, Berlin 1890 (Berliner Neudrucke II, 8), S. 191.

Mittheilungen und Nachrichten.

-ch. Die deutsche Marine. Unter Zugrundelegung des Flottengesetzes bearbeitet von Oberleutnant Frhrn. v. Litienron mit Illustrationen von Wilh. Stöwer. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1899. — Der Verfasser hat seine Arbeit für die Unteroffiziere und Mannschaften der Armee geschrieben, für welche die Kenntniß von den Verhältnissen und Einrichtungen der Marine um so bedeutsamer wird, als in künftigen Kriegen ein taktisches Zusammenwirken von Heer und Flotte zu erwarten und die eine berufen sein wird, mit ihren eigenen Bewegungen auf die Fortschritte und Erfolge des anderen Rücksicht zu nehmen und sie zu fördern und zu unterstützen. Auch der Laie, der sich über diese Verhältnisse in Kürze umfassend unterrichten will, wird sich des Büchleins mit Nutzen bedienen, das bei knapper Darstellung und strenger Berücksichtigung des leitenden Gedankens doch nicht trocken wirkt, sondern eine lebendige und anregende Schilderung des dem Binnenländer immer noch so fremden Lebens und Treibens draußen auf hoher See bietet. Zu bedauern ist, daß die immer noch im Fluß befindlichen Verhältnisse in der Organisation der Marine ein schnelles Veralten derartiger an sich so schätzenswerther literarischer Unternehmungen mit sich bringen; hoffen wir, daß der schnelle Absatz des Büchelchens den Hrn. Verfasser veranlaßt, der ersten bald eine zweite verbesserte Auflage folgen zu lassen. Dürfen wir bei dieser Gelegenheit an die Herren Marinemaler eine Bitte richten? So dankbar wir ihnen sind für den Dienst, den sie mit ihren Bildern der Sache der Flotte leisten, können wir doch eine kritische Bemerkung nicht unterdrücken. Mit chinesischer Tusche und etwas Sepia, naß aufgetragen, lassen sich zwar in der Darstellung des Qualms der Schlote sehr schöne Effekte erzielen, jeder Heizer aber würde die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn seine Kesselkohle solche Massen so schwarzen Rauchs hervorbrächte, denn auch ihm ist die rauchlose Verbrennung das erstrebte Ideal. Um keine solchen Vorstellungen zu erwecken, sollten auch die Herren Marinemaler hierauf ein wenig Rücksicht nehmen.

a. Niederbayern in Land, Geschichte und Volk. Von Joseph Schlicht. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt. — Der Verfasser erfreut sich in gewissen Kreisen des Rufs als ein gewiegter Kenner von Land und Leuten, sowie als Folklorist, und über das vorliegende Buch hatte Ihr Referent verschiedene anerkennende Urtheile vernommen. Mit großen Erwartungen nahm er es deßhalb in die Hand, aber unter wachsender Enttäuschung las er es. Der ausgeprägte Dilettantismus gibt sich daein kund, wie schon aus dem Verzeichniß der Hülfswerke hervorgeht, denn kunterbunt und kritiklos sind hier brauchbare und unbrauchbare Schriften aufgeführt — und ebenso sind sie im Text verwendet, der ohne Eintheilung in Abschnitte und Kapitel in einem „Sauser" abgehaspelt wird, wie die Predigt eines obskuren dörflichen Seelenhirten. Die Sprache ist fast durchweg gesucht und wird dadurch manierirt; Ausdrücke wie „es letzert", „es tuthert" werden mit Vorliebe gebraucht. Im geschichtlichen Theil wirbelt Richtiges, Falsches und Eigenbau des Verfassers bunt durcheinander, die richtigen Quellen weiß er offenbar häufig nicht zu finden. Die Peutinger-Tafel und das Antoninische Itinerar z. B. sind dem Autor augenscheinlich fremd oder er versteht sie nicht zu lesen; über Ennig (Abusina) kennt er nichts als die konfusen Abhandlungen des Pfarrers Schreiner; die Thüringer erklärt er für „Gothen"

Digitized by Google

und neben den Markomannen als „Hauptbesiedler des römischen Rätiens". Mit der Vorliebe, die man bei seinen Standesgenossen leider nur zu häufig findet, und mit einem wahren cynischen Behagen wühlt er in dem moralischen Schmutze, der im Pfuhl der römischen und noch mehr der orientalischen Großstädte zu Hause, dem römischen Niederbayern aber sicherlich fremd war, denn dort wissen wir von keiner einzigen Römerstadt, sondern nur von bürgerlichen Niederlassungen bei den Kastellen! Zum Thema „Volk" sollte man eine Ansiedelungsgeschichte, Schilderung des Hausbaues u. dgl. erwarten, so daß die Darstellung der heutigen Höhe der Kulturgeschichte entspricht; nichts von alledem! Einige dialektische Anekdoten und die Beschreibung einiger Trachtenbilder sind noch das Beste. Ein sachliches Inhaltsverzeichniß, welches dem Forscher den Gebrauch des Buches fördern würde, fehlt natürlich ganz.

-rt- **Entdeckung von neuen Planetoiden.** Am 9. März hat der bekannte Planetenentdecker Dr. J. Palisa von der Universitäts-Sternwarte in Wien beim Aufsuchen bereits bekannter kleiner Planeten auf visuellem Wege einen solchen (1899, E L) neu aufgefunden. Die Anzahl der von Dr. Palisa entdeckten kleinen Planeten ist damit auf 83 gestiegen. — Ebenso entdeckte Hr. G. Witt von der Urania-Sternwarte in Berlin am 5. April einen neuen Planetoiden (1899, E M) auf photographischem Wege. Beide neuen Planeten sind ziemlich lichtschwach, etwa 11. bis 12. Größe.

m. **München.** **Geographische Gesellschaft. Allgemeine Versammlung** (in Verbindung mit der Abtheilung München der Deutschen Kolonialgesellschaft) am 13. April. Derselben wohnten der Ehrenpräsident, Se. kgl. Hoh. Prinz Ludwig, sowie JJ. kgl. HH. die Prinzen Rupprecht, Leopold, Georg und Prinzessin Therese bei. Dr. Hans Meyer aus Leipzig sprach über seine neueste ostafrikanische Expedition, insbesondere über seine zweite, mit dem Münchener Maler und Alpinisten Ernst Platz ausgeführte Besteigung des Kilima-Ndscharo. Die geographischen Ergebnisse dieser Bergfahrt sind so wichtig, daß dieselben bereits nach der Rückkehr des Reisenden berichtet wurden und darum heute nur kurz behandelt zu werden brauchen. Als Ausgangspunkt diente die deutsche Station Moschi am Südabhang des Gebirges, wo Hr. Meyer mit Hrn. Platz und 30 Negerträgern im August 1898 eintraf; von da wurde in etappenmäßigen Biwaks, bei denen die Nansen'schen Schlafsäcke aus Pelz gute Dienste leisteten, der Anstieg unternommen. Die Route führte zuerst von Südost her durch ein jungvulkanisches Gebiet auf den Mawensi zu, dann durch die Urwaldzone wieder hinab nach der Nordseite des Kibo, zur letzten Ansiedelung der Massai, die sich hier in sehr vorkommenem Zustand befinden. Der Urwald trägt einen anderen Charakter wie auf der Südseite; er wird von dem schönsten afrikanischen Affen, Colobus Guereza, bevölkert, dessen Bart eine Schutzähnlichkeit mit den Flechten zeigt, die die Stämme umkleiden. Für die oberhalb 3000 m folgende grasige Zone ist eine Flora von Immortellen charakteristisch. In der vegetationslosen Zone wurde in 430 m Höhe das letzte Biwak gemacht und von da bestiegen Hr. Dr. Meyer, und Hr. Platz, trotzdem Letzterer unter Fieber sehr gelitten hatte, durch die bereits im Jahre 1889 benutzte Eisscharte allein den Gipfelkrater. Das Eis daselbst erwies sich mehr als Firn denn als Gletscher, zeigte wenig Bewegung; von frischem, vulkanischem Leben darunter war keine Spur wahrzunehmen. Jetzt ging es durch ein vom Gipfel nach Nordwest ausstrahlendes jungvulkanisches Gebiet in der alpinen Region nach Westen und von hier aus präsentirte sich überraschenderweise die letzte Höhe des Kibo als ein 1000 m hoher Eisdom, von dem drei echte, bisher noch nicht erkannte Gletscher herabreichen. Da Hr. Platz leider krank in der Gatumohöhle (nach der Hr. Meyer auch das ganze Plateau benennt) zurückbleiben mußte, so erstieg Hr. Dr. Meyer, nur von einem Negersoldaten begleitet, in 4860 m Höhe das mittelste Eisfeld, das er Dryglalski-Gletscher benannte, konstatirte echtes Gletschereis mit bestimmten für diese Breiten charakteristischen Sondererscheinungen und, was von besonderer Wichtigkeit ist, eine bis zu 3700 m herunterreichende Abschmelzungszone mit glacialen Erscheinungen. Die wieder vereinigte Reisegesellschaft ging nun nach Süden über den steilen Hang der Schira-Berge hinab nach der Dschaggo-Gegend und befand sich daselbst nach siebzehntägigen Entbehrungen der Hochregion wieder unter Bananen bei friedlichen Negern. Es galt darauf, das Problem der Südseite des Kibo zu lösen. Auch hier zeigte sich ein Gletschergebiet, das in sechs Zungen, zu vier Gletschern erster Ordnung gehörend, austief. In Pater Rohmer, von der französischen katholischen Mission, fand Hr. Dr. Meyer einen vorzüglichen Begleiter an Stelle des leider noch erkrankten Hrn. Platz; es wurde einer der Eisströme nach zweimaligem Biwakiren in 3000 und 4000 m Höhe erstiegen, und auch hier wieder eine Region entdeckt, die eine frühere Ausdehnung des Glaciatgebiets bis noch etwa 1000 m weiter hinunter anzeigt. Es weist dies auf eine frühere, unsrer Eiszeit zu vergleichende Periode stärkerer Niederschläge hin. Im Zusammenhang mit anderen analogen Erscheinungen, z. B. Niveauschwankungen der großen Seen, ist dies von größter allgemeiner Bedeutung und auch geeignet, über die Verbreitung der Thier- und Pflanzenwelt Aufschluß zu geben. Der Rückweg führte durch englisches Gebiet zur Küste. Es gab dies Hrn. Dr. Meyer Gelegenheit zu einer Reihe von Vergleichen und Erörterungen, die besonders für die kolonialen Kreise von Interesse waren. Der Vortrag wurde durch Lichtbilder erläutert, bei denen vor allem die äquatorialen Gletscher Eindruck machten, sowie durch eine Anzahl künstlerischer Skizzen, die Hr. Platz, trotz seiner Leiden, mit Liebe zum alpinen Gegenstand ausgeführt hatte. Die beiden vertretenen Gesellschaften sprachen durch Hrn. Prof. Oberhummer und Excellenz Generallieutenant v. Keller dem Vortragenden Willkomm und herzlichen Dank aus.

-y- **Heidelberg,** 15. April. **Internationale Kriminalistische Vereinigung, Landesgruppe Deutsches Reich.** Der Vorstand der Landesgruppe hält alljährlich zur Osterzeit hier eine Sitzung ab. In der heutigen Vorstandssitzung waren außer dem Vorsitzenden, Unterstaatssekretär z. D. Professor v. Mayr (München), erschienen: v. Engelberg, Regierungsrath, Strafanstaltsdirektor (Mannheim), Professor Frank (Gießen), Professor Staatsanwalt am Oberlandesgericht Harbinger (München), Professor Heimberger (Straßburg), Professor Geh. Justizrath v. Liszt (Halle), Privatdozent Mittermaier (Heidelberg), Geheimer Rath Oberstaatsanwalt Schlippe (Darmstadt), Professor Geh. Justizrath Seuffert (Bonn), Ministerialroth Stadler (Straßburg). — Es wurde beschlossen, die nächste Landesversammlung im Jahr 1900 in Straßburg in der Pfingstwoche abzuhalten. Als Verhandlungsgegenstände sind folgende bestimmt worden: 1. Sollen für die Bedrohung, Verfolgung und Bestrafung der Polizeiübertretungen besondere Grundsätze gelten? 2. Grundsätze für die Regelung der ersten juristischen Prüfung im Reich. 3. Versuchsstrafe und Erfolgshaftung bei vorsätzlichen Straftaten. 4. Die Eigenart des heutigen gewerbsmäßigen Verbrecherthums (Vortrag hierüber). Ferner wurde Professor v. Liszt, der im Begriff ist sich zur Versammlung des Gesammtvorstands der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung in Paris zu begeben, beauftragt, dabei auch die Vertretung der deutschen Landesgruppe zu übernehmen, und weiter bei dieser Sitzung des Gesammtvorstands eine Zusammenstellung der in den verschiedenen Ländern bestehenden Bestimmungen über die Vorbereitung und die Prüfungen für den juristischen Dienst anzuregen. Endlich wurde seitens des Vorstands auf Anregung Mittermaiers beschlossen, zwei neue Aufgaben in Angriff, bezw. in Aussicht zu nehmen, nämlich alsbald eine Enquete über die Anwendung der bedingten Begnadigung, insbesondere durch geeignete Befragung der Praktiker und weiterhin nach neuerlicher Erwägung der Sache seitens des Vorstandes der Versuch wissenschaftlicher und möglichst auch praktischer Zusammenfassung aller auf dem Gebiete des Jugendschutzes wirksamen Einrichtungen und Veranstaltungen.

* 17. **Kongreß für innere Medizin zu Karlsbad.** In der Nachmittagssitzung vom Donnerstag, den 13. April, wurde die **Diskussion über Leukämie** fortgesetzt. **Goldscheider** (Berlin) betont die Bedeutung der Löwit'schen Forschungen und Entdeckungen, spricht aber sein Bedenken gegen die Uebertragung der Leukämie aus. **Kraus**

(Graz) hat in seinen Fällen bei Lenkacylase die Zunahme des Fibringehaltes des Blutes beobachtet. Krönig (Berlin) macht seine Diagnose aus dem Zerfall der weißen Blutkörper. Türk (Wien) legt Werth auf die Mastzellen. Es sprachen noch Mannaberg und Winkler (Wien). Das Schlußwort haben die beiden Referenten, in welchem Löwit bekannt gab, daß er seine epochemachende Methode in extenso zur Nachprüfung publiziren werde, da sie mündlich verbreitet zu Irrthümern Anlaß geben könnte.

In der sechsten Sitzung kamen zunächst einige Demonstrationen an die Reihe, dann bespricht Petersen (Heidelberg) ein Grenzgebiet der inneren Medizin und der Chirurgie. Er gibt die Anzeigen zu chirurgischen Eingriffen bei gutartigen Magenerkrankungen. In der Diskussion spricht Ewald (Berlin) über Appendicitis larvata, jene Erkrankung des Wurmfortsatzes, die mit dunklen Symptomen von Magen- und Darmerscheinungen auftreten, ohne daß die Patienten einen Schmerz an der typischen Stelle verspürten. Ewald macht Fälle bekannt, die lange Jahre als Hysterie behandelt wurden, die dann von Sonnenburg (Berlin) operirt wurden. Dabei fanden sich Adhäsionen, Geschwürsbildungen und eitriger Inhalt des Proc. vermiformis. — Nonnen (Frankfurt) spricht zur Behandlung der chronischen Nierenkrankheiten; er wendet sich zur Kritik der weitverbreiteten Mode, den Nierenkranken nur das weiße Fleisch zu gestatten, das braune Fleisch aber zu verbieten. Wichtiger sei die Frage der Wasserzufuhr. Durch das jetzt übliche Verfahren, den Patienten mit Schrumpfniere sehr viel Milch und Mineralwasser zu verordnen, werde das Gefäßsystem ungebührlich übertastet und das Herz gefährdet. Auch wendet er sich gegen den Mißbrauch, Kranken mit Schrumpfniere systematische Milchkuren zu verordnen oder sie zu Trinkkuren an alkalische Quellen (Neuenahr) zu senden. — Schütz (Wiesbaden) weist darauf hin, daß gewisse Dickdarmaffektionen ein Magengeschwür vortäuschen können. Beiträge zur Kenntniß des äußerst wichtigen Bacterium coli macht Escherich (Graz). Er hat bei Meerschweinchen Immunisirungsversuche unternommen und kommt zu dem Schlusse, daß die im Stuhle vorhandenen Bakterien eine spezielle, dem Organismus angepaßte Rasse sei. Die Virulenz der Bazillen weist er als sicher nach. Jacobi (Berlin) erklärt sich aus den Forschungen des Vorredners einen Fall, bei dem ein Typhuskranker eine Lungenentzündung bekam. Im Sputum fand sich das Bacterium coli. Die Widalreaktion fiel negativ aus, während sie bei dem Bestehen des Typhus positiv war. Gans (Karlsbad) hat zu der im vorigen Kongreß debattirten Frage der Desinfizirung des Darmes eingehende chemische Untersuchungen gemacht. Da bei starker Darmfäulniß bekanntlich der Indicangehalt vermehrt ist und ferner durch Fäulniß des Eiweißes im Organismus Indoxyl entsteht, welches sich mit Schwefelsäure paart, so hat er Reinkulturen von Bacterium coli auf diese Darmfäulnißprodukte untersucht. Er kommt zu ganz bestimmten Schlüssen. — Blum (Frankfurt) berührt die in letzter Zeit so wichtig gewordene Frage der Schilddrüsentherapie. Diese Therapie ist wirksam allein bei Myxödem; bei Struma und Fettleibigkeit sollte man von der Darreichung von Schilddrüsentabletten absehen.

△ **Dorpat,** 11. April. Heute hat auch unsre Universität das Schicksal der St. Petersburger und anderer Universitäten des russischen Reiches getroffen: sie ist auf Verfügung des Kurators zum zweitenmal geschlossen worden, und zwar weil die Mehrzahl der Studirenden russischer Nationalität vorgestern — trotz der Admahnung des stellvertretenden Rektors — beschlossen hat, im Anschluß an das Vorgehen ihrer Kommilitonen auf den übrigen Universitäten von heute ab die Collegia nicht mehr zu besuchen. Die Schließung hat zunächst den Zweck, Zusammenstöße zwischen der streikenden Majorität und der ordnungsliebenden Minorität der Studirenden zu verhindern. Weiterhin wird wohl, wie an den anderen Universitäten, die Exmatrikulation aller sich den Forderungen der Universitätsobrigkeit nicht Unterwerfenden und härtere Bestrafung der Rädelsführer die unausbleibliche Folge des übereilten Streikes sein. — Durch Anschlag an der verschlossenen Haupthür des Universitätsgebäudes ist folgende Bekanntmachung veröffentlicht: „Hiedurch wird bekannt gemacht, daß auf Verfügung des Herrn Ministers der Volksaufklärung alle Studierende und Zuhörer der Pharmacie der Jurjeff'schen Universität aus derselben entlassen sind. Diejenigen, welche wünschen, aufs neue in die Universität unter der Bedingung aller Unterordnung unter alle bestehenden Regeln und in Zukunft erfolgenden Anordnungen der Lehrobrigkeit einzutreten, sind verpflichtet, im Laufe von fünf Tagen, vom 31. März bis zum 4. April inkl., auf den Namen des Rektors ein entsprechendes Gesuch unter Beifügung der Legitimationskarte und der Adresse einzusenden. Die Wiederaufnahme wird von dem Gutdünken der Universitäts-Obrigkeit abhängen. Diejenigen, die nicht in der angegebenen Frist die erforderlichen Gesuche und Beilagen eingereicht haben, wie auch die, deren Gesuche keine Berücksichtigung gefunden haben, erhalten ihre Dokumente in ihre Wohnung zugestellt. Ebenso werden auch die neuen Legitimationskarten denen ins Haus gesandt, die in die Universität aufgenommen worden sind. Der Vertreter des Rektors: Dekan Ohse." Die Gesuche müssen durchweg mit der Post eingesandt werden; auch müssen der Verpflichtung, sich den weiteren Anordnungen der Obrigkeit zu unterwerfen, drei Photographien des Bittstellers beigefügt werden. Auf diese Weise hofft man die an dem Strike Unbetheiligten, sowie die etwa Reuigen von den Hartnäckigen zu sondern, worauf diese und die etwa bekannten Rädelsführer wohl einer schärferen Strafe nicht entgehen werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Prof. Dr. R. Lampert: Das Leben der Binnengewässer. 12. Lfg. Leipzig, Chr. H. Tauchnitz 1899. — Mart. Hildebrandt: Wider die Kummunisten am geistigen Eigenthum. (Zur Revision des Urheberrechts.) Berlin, Deutscher Autoren-Verlag (J. Harrwitz Nachf.) 1899. — Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde. Hggb. vom kgl. Statistischen Landesamt. Jahrg. 1898. 1. Theil. Stuttgart, W. Kohlhammer 1899. — Die Reichsrathswahlen in Ostgalizien im Jahre 1897. Hggb. vom Ausschuß des ruthenischen Landeswahlkomitees. Wien, in Kommission: Ign. Brand, Volksbuchhdlg. 1898. — Graf Sylva-Tarouca: Kein Heger, kein Jäger! Handbuch der Wildhege für weidgerechte Jagdherren und Jäger. Berlin, Paul Parey 1899. — Max Morris: Heinrich v. Kleists Reise nach Würzburg. Berlin, Kaur. Stupnik 1899. — Gesammelte Werke des Grafen Adolf Friedrich v. Schack. 3. Auflage. 8. u. 9. Bd. Stuttgart, J. G. Cotta 1899. — Heinr. v. Sybel: Geschichte der Revolutionszeit 1789—1800. Lfg. 31—35. Ebd. — *Frederick Pollock:* Spinoza, his life and philosophy. II. Edition. London, Duckworth und Co. 1899. — Dr. Schöppels Tafeln über die an den deutschen Universitäten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz geltenden Gesetze und Verordnungen. I. Tafel. Graz, k. k. Universitäts-Druckerei „Styria" 1898. — Dr. Heinrich Schmidt: Die deutschen Flüchtlinge in der Schweiz und die erste deutsche Arbeiterbewegung 1833—1836. Zürich, Schweiz. Grütliverein 1899. — Bericht über die Verhandlungen auf dem Dritten Kongreß des „Verbandes deutscher Occultisten" in München. (Verband deutscher Occultisten.) Im Selbstverlage. 1898. — Emma Heim: Das Grafenschloß, Roman; Falscher Stolz, Novelle in zwei Bänden; Hasseld-Lorenzen: Ein Justizmord und andere Studenten-Geschichten; A. de Nora: Am Rande des Abgrunds; Das dürre Blatt; Die Nachtwandlerin; Die Trud; Nixellen. (Kollektion Seitz u. Schauer.) München, Seitz u. Schauer. — Dr. M. Hoeß: Hygienischer Reise-Begleiter. Ebd. 1898.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1899. 123. Band. Achtes Heft.

Inhalt: Der Einfluß der Religion auf die Sittlichkeit. Nach den Ergebnissen der Moralstatistik. (Schluß.) — Gedanken eines in Norddeutschland reisenden Schwaben. I. — Zur deutschen Kulturgeschichte. — Zur Vorgeschichte des Krieges von 1866. Graf Rechberg und Biegeleben. — Zeitläufe. Die englisch-französische Verständigung in Mittel-Afrika. — Eine Lehrer-Agitation in Oesterreich. Ein Beitrag zur österreichischen Schulfrage. (6716)

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Dienstag, 18. April. Nummer 88.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Ueberſicht.

Giosuè Carducci. I. Von Valerio Flamini. — Aus Westindien und Nordamerika. VI. Von Dr. Franz Doſtein. — Mittheilungen und Nachrichten.

Giosuè Carducci.

Von Valerio Flamini.

I.

Das Jahrzehnt 1860—1870 brachte die Einigung der italieniſchen Nation, doch ſchien es beinahe den Untergang der italieniſchen Literatur erleben zu müſſen, beſonders der Dichtung, die noch nie einen ſo tiefen Stand eingenommen hatte. Der Autoren gab es zwar viele, doch ſchrieben ſie nur wenig, konnten keine Schule gründen und keinen Fortſchritt einführen und wurden ſehr wenig geleſen. Wie weit entfernt muß dieſe Periode literariſcher Finſterniß dem heutigen Italiener erſcheinen! „Wer erinnert ſich jetzt,“ ſchreibt Carducci im Jahre 1880, „an die italieniſche Dichtung, wie ſie vor zehn oder elf Jahren war?“ Es waren ja Dichter vorhanden, die theils ihren Geſang noch hören ließen, theils auf längſt erworbenen Lorbeeren ausruhten. Im Jahre 1870 war Manzoni noch am Leben, Prati, nach Carducci's Urtheil der einzig reichbegabte Dichter aus der zweiten Generation der italieniſchen Romantiker, wirkte noch, Aleardi ſtand auf dem Höhepunkt ſeines Ruhmes, der Abt Zanella, Terenzio Mamiani, Tommaſeo und viele Andere waren noch nicht verſchieden, doch keiner von ihnen folgte den großen Ueberlieferungen der italieniſchen Poeſie. Dieſen Verfall kann man in kurzem aus zwei Gründen erklären, einem politiſchen und einem literariſchen.

Die italieniſche Literatur hat in unſerm Jahrhundert meiſtens politiſche Zwecke verfolgt. Von 1815—1870 nahmen die begabteren Kreiſe der Nation faſt ausnahmslos an der nationalen Bewegung theil; ſie mußten die Maſſe des Volkes erziehen, mit Hoffnung und Begeiſterung erfüllen und der ganzen Welt die Kämpfe und Beſtrebungen Italiens offenbaren. Was Wunder, wenn die Literatur ſich ſo ausſchließlich und mit ſolcher Begeiſterung der politiſchen Sache widmete, daß ſie gewiſſermaßen ihren eigenen Geſichtspunkt verlor und aufhörte, ſich nach den alten Meiſtern zu bilden? Die Folge war, daß am Tage, an dem die nationalen Hoffnungen und Kämpfe mit Erfolg gekrönt waren, die Literatur keine Eingebung mehr fand, daß ſie erſchöpft und faſt ſterbend dalag, weil die Dichter die Gabe verloren hatten, andere Gegenſtände zu beſingen.

Doch auch von einem rein literariſchen Standpunkt betrachtet, war, wie es in der Literaturgeſchichte regelmäßig zu geſchehen pflegt, die Zeit gekommen, in der eine fruchtbringende und wohlthätige Reformbewegung ihre Lebensfähigkeit verliert und, nachdem ſie anfangs ältere herkömmliche Richtungen bekämpft hat, ihrerſeits zu einer tödlich lähmenden Konvention wird. Das war der Fall mit der italieniſchen Romantik von 1860—1870. Zuerſt war die katholiſche Literatur durch die Politik des Vatikans in Verruf gerathen, als Pius IX. ſeinen bekannten Abfall von der italieniſchen Sache beging: da wandten ſich die Intellektuellen gegen die geiſtliche Gewalt und gaben ihr Bündniß mit dem Glauben, der bis dahin eine ihrer mächtigſten Inſpirationen geweſen und in den „Heiligen Hymnen“ von Manzoni zum Ausdruck gekommen war, auf. So erſtickte die Romantik in ihrer zweiten Generation (mit welcher allein wir hier zu thun haben) in der Nachahmung, und konnte ſich nicht mehr gegen die geſunde Rivalität gegneriſcher Richtungen halten. Aus dem Gefühl war ein Sentimentalismus geworden, der dem Geſchmack des Publikums ſo wenig entſprach, daß auch Prati und Aleardi ſich beſannen und ein Ereigniß abwarteten, bevor ſie die Veröffentlichung eines Werkes wagten. Nur die franzöſiſche Literatur aus den 30er Jahren fand Verbreitung. Auch „Papſt Gregor,“ ſagt Stecchetti, „die gute alte Seele, las Paul de Kocks Romane. Wie kommt es nun, daß unſre Befreiung von dem großen Pariſer Markt, das Aufleben unſrer Literatur gerade damals ſtattfand, als die Schriftſteller nicht mehr darauf beſtanden, mit Tragödien, Idyllen, hiſtoriſchen Romanen und heiligen Hymnen gegen den Strom zu ſchwimmen?“

Die letzten Worte deuten auf Manzoni und ſeine Schule, gegen welche die Neuerer, die „Veriſten“, in erſter Linie Carducci und Stecchetti, bitteren Krieg führten, obwohl ſie den Genius des Verfaſſers der „Promessi Sposi“ nicht verkannten. Stecchetti's Bemerkungen ſind in vieler Hinſicht richtig. Manzoni's Poeſie iſt erhaben, würdig und religiös; die gegenwärtigen Italiener ſind praktiſch, nüchtern und in den gebildeten Kreiſen durchaus ſkeptiſch. Die Folge war für eine Reihe von Jahren ein vollſtändiges Stocken der Beziehungen zwiſchen dem Publikum und den Manzonianern.

Die Nothwendigkeit einer kräftigen, durchgreifenden Reaktion war unleugbar. Die Auflehnung mußte antikatholiſch ſein, und das heißt in Italien anti-chriſtlich; ſie mußte der Romantik entgegentreten, und das konnte ſie im heutigen Italien nur durch die Rückkehr zum Klaſſizismus, bezw. zum Heidenthum; ſie mußte anti-aſketiſch, antikonventionell ſein: ſie mußte, jetzt wo die politiſche Freiheit erreicht war, auch die Unabhängigkeit des Geiſtes und der Kunſt verlangen. Daher die Schule der „Veriſten“, wie ſich die italieniſchen Realiſten nannten, daher Praga und Stecchetti, daher Carducci's zündender Hymnus an Satan. Wir mögen uns mit der erſten Richtung der Schule nicht befreunden, ihrem ſataniſchen oder fleiſchlichen Werk keine unbedingte Bewunderung zollen; aber wir müſſen, vielleicht wider Willen, anerkennen, daß die Auflehnung nicht nur unvermeidlich war und die italieniſche Literatur rettete, ſondern unſre Dichtung mit neuen und reichen Mitteln verſah und, ohne den modernen Standpunkt zu verlaſſen, zu den Urquellen der Sprache, zur Schönheit und Reinheit der Klaſſiker, zur Liebe zur Natur, zum freien Ausdruck der Gefühle und Leidenſchaften zurückkehrte.

Digitized by Google

Das sind schon an sich große Dinge, und was ungleich mehr ist, sie öffneten den Weg zu einer größeren Zukunft: auf den Hymnus an Satan folgte nach 30 Jahren die Ode an die Kirche von Polenta. Denn die Heftigkeit der Auflehnung ist vorüber; ihr Erfolg bleibt; und da die neue Strömung gegen die Fäulniß und den Verfall gerichtet war, so kann der Erfolg nur ein guter sein. Die Sturm- und Drangperiode bereitete das Feld für die Entwicklung des höheren Genius, und in Italien hat der Genius nie lange gefehlt: mit Carducci's „Odi barbare" wurde der italienischen Literatur eine neue Form geschenkt.

Das ist der Grund, weßhalb die gegenwärtige italienische Dichtung interessant zu erforschen ist. Was das dritte Italien in jedem Felde zu leisten vermag, ist ein Problem, das die tiefste Beachtung verdient. Das dritte Italien darf nicht hoffen, so viel zu thun wie seine beiden Vorgänger, da sein Feld natürlich ein beschränkteres ist; doch Italien ist es immer noch, seine alten Traditionen können nicht verloschen sein, und in der Literatur offenbart sich vielleicht am besten seine geistige Wiedergeburt.

* * *

In Valdicastello, einem kleinen Orte in den Maremmen, kam Giosuè am 27. Juli 1836 als Sohn eines Arztes auf die Welt. „Mein Vater", so beginnt er charakteristisch genug seine Jugenderinnerungen, „war ein glühender Verehrer Manzoni's, im übrigen einer der nicht Vielen in Toscana, die infolge der Ereignisse von 1831 Gefängniß und Verbannung zu erdulden hatten. Bis zu meinem 14. Jahre hatte ich fast keinen anderen Lehrer als ihn, der mir nichts als Latein beibrachte, mir indeß viele Freiheit und Zeit zur Lektüre ließ. Neben den Werken Manzoni's las ich die Iliade, die Aeneide, das befreite Jerusalem, die römische Geschichte von Rollin, die Geschichte der Revolution von Thiers, die Gedichte mit unsäglichem Entzücken, die Geschichtswerke mit einem Ernst, daß ich alles übrige vergaß, und dank gelegentlichen Unterhaltungen meines Vaters mit Freunden und Gästen verstand ich als Knabe nur zu viel davon. So von epischer Gluth und republikanischer und revolutionärer Leidenschaft befallen, fühlte ich das Bedürfniß, meinen Idealismus in Aktion auszutoben und organisirte daher mit meinen Brüdern und anderen Knaben der Nachbarschaft unaufhörlich Republiken, immer neue Republiken, jetzt welche mit Archonten, jetzt mit Konsuln, jetzt mit Tribunen, damit mir ja die Revolution normale Lebensbedingung und Kampf der Parteien und Bürgerkrieg stets an der Tagesordnung wären." Diese kindlichen Passionen sind nicht ohne Interesse in der Autobiographie eines so streitlustigen Schriftstellers, der an anderer Stelle von sich sagt, daß er von Natur zur Opposition neige und in der Majorität ein Fisch auf dem Trocknen sei. Manzoni's „Morale Cattolica", Silvio Pellico's „Menschenpflichten" und ähnliche Schriften, deren Lektüre der „manzonische Vater" als Buße für die republikanischen Extravaganzen verordnete, wenn er seinen Sohn einsperrte, waren für den jungen Heißsporn ein Gegenstand katilinarischen Hasses. In Florenz, wo er in einem geistlichen Institut untergebracht ward, schwand diese Aversion umsoweniger, als der junge Zögling sich im stillen mit Foscolo und Leopardi vertraut machte.

Unter die Zahl der „Gedruckten" ging er im 16. Jahre als echter Italiener mit einem Sonett, nachdem er schon vorher ein romantisches Epos verfaßt, das aber nicht zur Veröffentlichung gelangte. Seine erste Gedichtsammlung, die 1857 unter dem Titel „Juvenilia" herauskam, stieß auf den lebhaftesten Widerspruch; einstimmig zieh man ihn der Idolatrie für das Alterthum und für die Form, tadelte die Sprache und machte ihm alles poetische Talent streitig. Wirklich enthalten die „Juvenilia" noch vieles Minderwerthige, als Form herrscht das traditionelle Sonett vor, in der sapphischen Ode ist durchweg der Reim angewandt. Diese Gedichte sind fast alle so unreif wie die meisten Leipziger Gedichte Goethe's. Die Sonette, die Carducci an Goldoni, Metastasio Monti schreibt, sind Gymnastastenpoesie; selbst in der Form schwach, ohne Einheit, ohne das konzettistische Zusammenfassen, welches das Sonett erfordert.

Im Jahre 1860 erhielt Carducci, der bereits in S. Miniato und Pistoia öffentlich, in Florenz privatim als Lehrer thätig gewesen war, einen Ruf als Professor der klassischen Literatur an die Universität Bologna, welche Stellung er noch heute bekleidet. Dort studirte er, wie er selbst berichtet, die revolutionäre Bewegung in Geschichte und Literatur und bestärkte sich dabei in seinem Standpunkt als Dichter. „Als ich fühlte, daß meine heidnischen Sünden schon (und in wie viel glänzenderer Weise!) von den edelsten Geistern Europa's begangen worden waren; daß dieses Heidenthum, dieser Kultus der Form im Grunde nichts anderes sei, als die Liebe zur edlen Natur, von der die einsame, semitische Abstraktion so lange und mit so wilder Feindschaft den Geist des Menschen abgewandt hatte — da wurde dieses erste, dunkle, fast skeptische Oppositionsgefühl zum Begriff, zur Ursache, zur Behauptung: Der Hymnus „An Phöbus Apollo" wurde zum Hymnus „An Satan". O schöne Jahre von 1861—1865, verlebt in friedlicher und unbekannter Einsamkeit unter Studien und im Familienkreise, dem du noch vorstandest, o meine verehrungswürdige Mutter, die du mich lehrtest, den Alfieri immer wieder zu lesen, und mir keinen Aberglauben vorpredigtest! Da zogen die mächtigen Gedankenstürme durch meine Seele wie Maigewitter, denen fruchtbare Regen und glänzende Irisbogen folgen, und ein Duften der sprossenden Erde und ein Knospen und Blühen allerorten. Und aus den gemalten Initialen eines Kodex des 14. Jahrhunderts strahlten mich die Gedanken der Renaissance an, wie die kecken Nymphenaugen der Alten aus Blumenkelchen: da sprang aus den Zeilen eines geistlichen Lobgesanges feurig die satanische Strophe hervor."

Diese innere Wendung findet ihren Ausdruck in einer zweiten Gedichtsammlung, die 1867 unter dem Titel „Levia gravia" herauskam. Trat der Dichter in den „Juvenilia" nach seinen eigenen Worten nur als Schildknappe der Klassiker auf, so zieht er in diesen neuen Liedern zum erstenmal auf Wache. Neben den mehr persönlichen Ergüssen der „Levia gravia" verarbeitete er Anregungen politischer und sozialer Art in einem anderen Cyklus („Decennalia"), der gesondert 1870, später mit jenen vereinigt erschien. Die „Levia gravia" sind besser als die „Juvenilia"; das Studium der italienischen Klassiker hat dem Dichter manche Frucht getragen; die Kunst der Nachahmung ist, bleibt aber doch auch in diesem Fall eine Kunst untergeordneten Ranges. In dem Gedicht „Der Karnevat" läßt Carducci in greller Beleuchtung die Kontraste des sozialen Lebens erscheinen, den frohen Lärm des Ballsaals und die stille Entbehrung in der Dachkammer. Der Realismus ist zu roh. Wohl fühlt man aus jeder Zeile, wie tief der Dichter von dem, was er schildert, ergriffen ist, aber man wird zugleich von neuem in der Ueberzeugung bestärkt, daß gegenüber dem nackten Elend die Poesie durchaus andere Stimmen zu Wort kommen lassen sollte. Die Form, die der Dichter den Worten der armen Leute gibt, ist durchaus unpassend; sie mag klassisch, polirt, herrschaftlich höfisch sein.

Mais ce n'est point ainsi que parle la Nature,

würde jener unverbesserliche Apostel des neuen Stils, der Alceste von Molière, sagen. So spricht die Natur weder

Digitized by Google

bei Heine, noch bei Victor Hugo, noch bei Giustl in der „Zauberei“. Der Schmerz des Armen soll in seiner eigenen Sprache zum Ausdruck kommen; bei den Klassikern kann er nicht in die Schule gehen. Der gezierte Stil steht dem Dichter an, der in eigener Person spricht; doch ein armes Weib, das im Begriffe steht, sich dem ersten Besten hinzugeben, der versprechen wird, sie und die alte Mutter vor dem Hungertod zu retten, muß eine sehr geringe Lust spüren, horazische Ausdrücke und leopardi'sche Gleichnisse auszukramen, und wie sollte sie das thun, wenn sie nicht einmal weiß, daß Horaz und Leopardi dagewesen sind? Mit dieser Unglücklichen, die in solchem Schmerz noch Zeit und Lust zu Zierlichkeiten findet, vergleiche man die Worte der Epouine bei Victor Hugo!

So schlägt Carducci auch in anderen Gedichten der „Levia gravia“ eine neue Saite, die Melancholie, an. In seinen früheren Gesängen von Thatendrang und Kampflust beseelt, neigt er sich hier jener Resignation zu, die als erschütternder Grundton die Weisen des unglücklichen Leopardi durchzieht. Doch gibt sich Carducci's kräftiges Naturell stets nur vorübergehend diesem Gefühl hin; der innewohnende Thatendrang läßt den Dichter nicht in stumpfem Quietismus versinken. Unerbittlicher Kampf! ist seine Losung in jener Zeit. Der Kampf war theils ein politischer, theils ein literarischer. Einerseits hat Carducci die Schwächen des Volks und der Regierung in der Zeit der Entwicklung und Bildung des Königreichs unter Viktor Emanuel durch bittere Satiren gegeißelt und unermüdlich auf das eine, heiß ersehnte Ziel eines freien, von fremden Machteinflüssen unabhängigen Italien mit Rom als Hauptstadt hingewiesen; andrerseits hat er in die nach Inhalt und Form verweichlichte italienische Poesie frische Kraft und Lebensfähigkeit gebracht. Und so ist er in einem besonderen Sinn der Vertreter seiner Zeit und seines Volks. Die Anfänge seiner dichterischen Thätigkeit fielen mit der Wiedergeburt der italienischen Nation zusammen, die auch eine neue Art von Poesie erforderte. Die Demuth von Manzoni, die Verzweiflung Leopardi's waren für eine Epoche politischer Sklaverei geeignet; doch die Zeit der Freiheit kam heran und erforderte eine kampflustige, lauttönende, fröhliche Poesie. Da der Papst hartnäckig an seinem weltlichen Besitz hing, mußte der nationale Dichter auch antiklerikal sein.

Die Italiener waren aber zu sehr an die Unterwürfigkeit gewöhnt, um die großen Ideen des neuen Dichters gleich zu würdigen. Verschieden von gewissen Schriftstellern, die Jemand vielleicht glücklich nennen möchte, welche am Abend vor der Veröffentlichung ihres Buches ruhmlos einschlafen und am Tage darauf als berühmte Leute aufwachen, mußte sich Carducci seine Stellung wie ein guter Grubenarbeiter mit Hackenhieben erobern. Er verbrachte einen großen Theil seiner Jugend, indem er die Kunst mit einer gewissen stolzen Gleichgültigkeit gegenüber der Wirkung auf die Masse der Leser pflegte. „Mihi, musis et paucis amicis“ war das Motto der ersten Auflage seiner Verse. Wenn anstatt Blumen faule Aepfel auf seine Gedichte fielen, begnügte er sich mit dem Lächeln, das ihm die Muse im Stillen erwiderte, mit seinem inneren Beifall, mit dem weniger Freunde, und fuhr fort. Das Gesumme und Getöse der Kritiker hatte vielleicht keinen anderen Werth, als die innere kritische Arbeit zu fördern, die bei Carducci stets sehr rege war und in gutem Einvernehmen mit dem warmen und beständigen Drang seiner schöpferischen Gaben wirkte.

Freilich treibt unser Dichter in allen Gedichten aus der Kampfperiode die Rauheit zu weit. Doch ein Exzeß mußte den entgegengesetzten hervorrufen, und erst nachher konnte aus dem Kampf zwischen Thesis und Antithesis die wunderbare Synthesis, die neue Form der italienischen Poesie, hervorgehen. Als ein Freund einem seiner Gedichte das groteske Bild der „Hunde, die sich auf dem Platz paaren“, vorwarf, antwortete Carducci: „Du wirst recht haben: doch verzeih' mir, ich lasse es nicht weg. Diese Gedichte müssen vorläufig so bleiben, wie sie sind. So viel Ideal, so viel Mystik, so viel Dunst, so viel Ziereien haben die Italiener gehabt: nun sollen sie doch ein bißchen rohe Wahrheit, grobe Realität fühlen! Wenn ich an die Grimassen denke, die gewisse Herren .... und gewisse Damen bei der Lektüre machen werden, frohlocke ich.“ Daran waren wir nicht mehr gewöhnt im Vaterland der Rücksicht, und, oh, wie einem der reinigende Sturmwind wohlthut nach all'dem schwülen Gesäusel in Prati's monotoner Aeolsharfe! Wie einen der Strom dieser mächtigen Symphonien erweckt, wenn man eingeschlafen war unter dem Geklimper der alcardischen Guitarre!

In einer Septembernacht 1863 hatte Carducci den bekannten Hymnus an Satan, einen Kampfgesang auf religiös-philosophischem Gebiet, aus 50 vierzeiligen Strophen bestehend, auf einen Wurf verfaßt.

Heil dir, o Satan
Und deiner Zunft,
Siegreiche, rächende
Kraft der Vernunft!
Dir sei der Weihrauch
Dankopfernd geschwungen:
Du hast den Jehovah
Der Priester bezwungen!

Er wollte darin sein doppeltes Ideal als heidnischer Dichter und als Vorkämpfer der modernen Revolutionen, der Reformation und der Wissenschaft zum Ausdruck bringen und dieses Ideal einerseits dem christlichen Asketenthum, andrerseits dem göttlichen Recht der Monarchien und des Papstthums entgegensetzen. Doch gerade in dieser Doppelheit liegt der Fehler des Gedichts. Die Emanzipation des Fleisches und der Rebellionsgeist haben durchaus nicht immer gemeinsame Sache gemacht, und die Geschichte weist viele puritanische Rebellen auf. Am wenigsten würde es in diesem rationalistischen Saturnal dem armen Savonarola behagen, der nicht nur, wie Luther, ein Glaubensheld, sondern auch ein eifriger Katholik war, so befreundet mit Satan, der im Carducci'schen Hymnus Lycoris und Glycera den Eremiten des Mittelalters als Verführerinnen zuführt, daß er in den Plätzen von Florenz die Bücher und Bilder, wo dieselben Glyceren und Lycoriden dargestellt waren, als satanische Dinge verbrannte. Vielleicht hat die republikanische Richtung Savonarola's Carducci veranlaßt, aus einem Mann von strenger, fanatischer Frömmigkeit einen modernen Republikaner und Rationalisten zu machen. Der Fehler Carducci's, sowohl hier als anderswo, ist nicht die Befolgung einer Idee statt der anderen, sondern die Unfähigkeit, recht hineinzudringen und sich darin zurechtzufinden. Bis zur Wahl des Gegenstands steht dem Dichter vollständige Freiheit zu; ist der Gegenstand gewählt, so muß er ihm treu bleiben; ist der Keim da, so hat die Kritik das Recht, sich nicht zufrieden zu geben, wenn er keine normale Entwicklung erfährt und eine Mißgeburt verursacht.

Einen gewissen Fortschritt, dem aber der größte noch lange nicht gefolgt war, zeigen die „Nuove Poesie“ (1873). Zum kühnen Ritt ins klassische Land besteigt der Dichter seinen ungezügelten Pegasus, mit spöttischem Seitenblick auf die zierlich gesträhnten italienischen Klepper, die sich vor den Augen der Schönen tummeln und vor seinem Anblick scheuen, wenn er dahinfliegt, dem antiken Tempel entgegen, der ihm von ferne winkt. Und die Sehnsucht nach Ruhm wird wieder lebendig in ihm, nach der Melancholie der „Levia gravia“. Doch in der Form der „Nuove Poesie“, auch in den süßen Motiven des „Maremmen-Idylls“ und

der „Helleniſchen Leuze“ iſt ſtets noch etwas verzerrtes und gezwungenes. In den „Odi barbare“ wird das Verdienſt des Dichters in der Kürze, in der mächtigen Syntheſis hervortreten; in den „Nuove Poesie“ hat er ſich noch nicht recht ſelbſt gefunden und weiß oft nicht kurz zu ſein. Die lange Entfaltung der Gedanken verdirbt oft die Wirkung der erſten, vollen Strophen. Das Beiſpiel Victor Hugo's hat ihn offenbar verführt, anſtatt ihn abzuſchrecken. Victor Hugo iſt ein großes Dichtergenie; aber er hat nur wenig lesbare Gedichte geſchrieben, weil er ſich nie zu beſchränken gewußt. Die Amplifikation iſt die verführeriſche Gefahr bedeutender Köpfe. Sie ſehen ſo viel auf einmal in einem Gedanken, in einer Situation, daß ſie es auch allen Leſern zeigen möchten. Hier muß der künſtleriſche Verſtand ihnen zuhülfe kommen, ſie warnen wie Mentor Athene, damit ſie ſich nicht ſelbſt nachgeben. Und bei Carducci iſt denn auch die Warnerin noch zeitig erſchienen, und er hat gelernt, auf ſie zu hören.

Der Hauptfehler der „Nuove Poesie“ liegt indeß in dem Vorkreten zweier Elemente, die in dem „Odi barbare“ glücklicherweiſe nur noch ſelten erſcheinen und ſtets äſthetiſchen Zwecken untergeordnet ſein werden: der Satire und der Politik. Humor im eigentlichen Sinne beſitzt Carducci durchaus nicht, ſeine Satire iſt grauſam und biſſig bis zum äußerſten und bietet nur zu oft ſtatt der witzigen Pointen, die bei jenem anderen Toskaner, Giuſeppe Giuſti, ſo unerreichbar ſind, Wendungen von einer Grobheit, die in dem melodiſchen Idiom doppelt auffällt. Carducci hat, ich weiß es wohl, nicht die Prätenſion, ein Dichter für Mädchenſchulen zu ſein. Er gibt ſich gern als einen modernen Rabelais. Aber er iſt im Grund ſo wenig rabelaiſiſch wie die Zeit, für die er ſchreibt. Selbſt wenn die Rabelaiſiade bei einem Dichter heiter und natürlich iſt, wie bei Heine, ſo iſt es nur der Witz, der ſie uns noch genießbar macht. Nun fehlt es aber Carducci an Witz wie an Heiterkeit. Aus allen ſeinen Gedichten ſpricht ein choleriſches Temperament und bei ſeinen Trivialitäten merkt man noch dazu die Abſicht: er will die geſitteten Leute ſkandaliſiren. Wenn ſein Zorn die Schranken bricht und überſchäumt, dann addio, roba mia: die klaſſiſchen Formen, die er ſich angewöhnt hat, genügen ihm nicht, denn im Grund ſind ſie ſtets noch etwas kalt und nebelig, und er will klar ſprechen und ſchimpfen, kann es aber nicht, denn er vermag den alten Kram auch nicht von ſich zu werfen.

„Ich ſehe rings umher Sklaven und Tyrannen,“ ruft Carducci aus. Wo ſind denn dieſe Tyrannen in Italien? Jene Tyrannophobie, die Heine im feudalen Deutſchland mißfiel und die ihn bei Körner und Herwegh ſo ſehr ärgerte, würde ihm unbegreiflich vorkommen in unſerm Lande, wo gewiß viel Elend und Eſelei walten; aber ſo wenig Tyrannei, daß ein Tyrannengeißler, wenn er auf der Straße einen Miniſter oder Unterſtaatsſekretär antrifft, der einen Anflug von Literatur hat, Gefahr läuft, von dieſem Ungeheuer mit einem melodiſchen „mio caro!“ angeredet und Arm in Arm ins nächſte Kaffeehaus geführt zu werden; wo der Menſch, den er an den Pranger geſtellt hat, ihm vielleicht mit einem ſtrahlenden Lächeln ſagen wird, er ſei der größte Dichter oder Redner des Jahrhunderts!

Solche Gefühle, wie die politiſche Entrüſtung von Carducci, müſſen nicht an der Wirklichkeit kleben bleiben, der Dichter muß ſie künſtleriſch verklären, vor allem, er muß ſich nicht in den Dienſt der Partei begeben. Auch kommt es nicht allein auf die Befreiung von der Partei an, der Dichter muß ſich auch von dem Gefühle ſelbſt befreien: Zorn und Entrüſtung mögen Gegenſtand der Poeſie ſein wie Scherz und Liebe; aber Gegenſtand, nicht Ausdrucksmittel. Der Dichter muß zu ihm in einem gewiſſen Grad perſönlicher Gleichgültigkeit getreten ſein. Auch Dante war ganz Parteimann, auch ſeine Muſe war die Erbitterung; aber die Erbitterung ging nie mit ihm durch. Carducci kommt oft nicht aus dem Zorn heraus. Ein Homer und ein Shakeſpeare, ein Cervantes und ein Goethe nahmen die Menſchen und Dinge, wie ſie ſind, und ſprühten nicht unausgeſetzt Flammen gegen die „Tyrannen“. Das andere iſt Sache des Apoſtels und des Tribunen.

Seit den „Odi barbare“ hat Carducci glücklicherweiſe die politiſche Dichtung aufgegeben, mit Ausnahme der widerlichen Sonette „Ça ira“ (1887), die eine Verherrlichung der franzöſiſchen Revolution darſtellen und von Einigen ſogar für ſtaatsgefährlich erklärt wurden. Es iſt bedauerlich, daß Carducci dieſen Lieblingsgegenſtand nicht aufgegeben hat.

Wenn der Dichter ſich durchaus „auf die Zinne der Partei“ ſtellen will, ſo mag er's immerhin thun, wenn er ſich dadurch auch, zugleich mit der Billigkeit, jeder höheren Einſicht begibt: aber dann wähle er doch wenigſtens einen Parteiſtandpunkt, welcher eine künſtleriſche Auffaſſung erlaube. Es iſt abſolut nicht zu begreifen, wie ein Denker, ein Hiſtoriker oder ein Künſtler, der den Namen verdient, allen Ernſtes Jacobiner ſein kann. Jedes andere politiſche Ideal, welches die Kulturwelt gekannt, lehnt ſich doch an etwas, geht aus von etwas, das im Gefühl, in der Phantaſie, in der Sittlichkeit, dem Gedanken oder wenigſtens einem permanenten Intereſſe der Geſellſchaft liegt; das franzöſiſch-republikaniſche Ideal aber iſt rein inhaltslos, eine bloße Form, oder wenn's hoch kommt, ein Produkt des mechaniſchſten Rationalismus. Das entgegengeſetzte Ideal, die Tyrannis, beruht auf dem Höchſten im Menſchen, auf der Macht der Perſönlichkeit; aber in dem Ideal von 1793 ſuche ich umſonſt irgend etwas, das einem tieferen Gedanken oder einem berechtigten, dauernden, realen Intereſſe entſpräche, das auf Selbſtvergeſſen als auf eine Pflicht hinwieſe. Die anderen politiſchen Organiſationen laſſen doch immer Raum für die Perſönlichkeit, die in der Demokratie ſich nur durch Konfiskation der Demokratie, d. h. durch Cäſarismus, geltend machen kann. Dieſes proſaiſch nüchterne Ideal, deſſen Verwirklichung die unumſchränkte Herrſchaft der Mittelmäßigkeit ſtabiliren würde, iſt in ſeiner kalten Abſtraktion geradezu die Verneinung der Kunſt wie der Geſchichte, wie überhaupt des organiſchen Lebens. Carducci vertritt, wie ſein quasi-Zeitgenoſſe Richard Wagner, in glänzendſter Weiſe die Macht der Perſönlichkeit, ohne welche kein großes künſtleriſches Zeitalter, keine bedeutende künſtleriſche Schöpfung entſtehen kann. Unſre Zeit iſt aber die Negation davon und neigt ſeit der franzöſiſchen Revolution immer mehr dahin, die Perſönlichkeiten auszugleichen und dadurch der großen Kunſt die Bedingung ihrer Exiſtenz zu nehmen. Daß Carducci dieſen Gegenſatz zwiſchen ſeiner Richtung und dem hiſtoriſchen Ereigniß, das er verherrlichte, nicht erkannt hat, iſt ein merkwürdiger Widerſpruch. Wagner und Carducci, die mit ihrer Zeit immer im Kampfe geſtanden ſind, zeigen ſich gleichſam als die Letzten in der Reihe der großen Künſtler.

Aus Weſtindien und Nordamerika.[1])

Reiſeſkizzen eines Naturforſchers.

Von Dr. Franz Doflein.

VI. Im Fahrwaſſer des Columbus.

Man iſt von einer ſeltſamen Stimmung beherrſcht, wenn man ein Meer durchſegelt, welches ſich im Kriegszuſtand befindet. Man ſchwankt geſpannt zwiſchen Furcht und Hoffnung, ob wohl die Neugier, auf gefahrloſe Weiſe

[1]) Vergl. Nr. 267 u. 282 der Beilage v. J. 1898 u. Nr. 10, 57 und 66 d. J. 1899.

etwas vom Krieg und seinen Schrecken und großartigen Schaustücken zu sehen bekommen, erfüllt wird. Sorgsamer als sonst wird vom Schiffsvolk der Horizont abgesucht, jedes auftauchende Schiff ruft eine Erörterung seiner Nationalität und des Grades seiner Gefährlichkeit hervor.

Als wir an der Nordküste von Portorico entlang segelten und uns S. Juan näherten, ließ mein Kapitän den Kurs so nehmen, daß wir nahe an den Hafen heranfahrend, die Hafendämme, die Forts mit ihren Kanonen, die großen Kasernen und schließlich auch die Stadt mit ihrer Kathedrale genau erkennen konnten. Doch wir fuhren noch näher heran, bis wir die Menschen umherwandeln sehen konnten, die Soldaten, welche am Strand exerzirten, und schließlich an mehreren Stellen die spanische Flagge wehen sahen. Das war die Absicht meines Kapitäns, denn er sagte: Die wollte ich noch einmal dort flattern sehen, denn ich bin sicher, bei meiner nächsten Fahrt weht dort eine andere Flagge!

Auf den Hügeln gegen das Innere der Insel sah man allenthalben Rauchsäulen aufsteigen und wir glaubten, darin schon Zeichen des tobenden Krieges erblicken zu dürfen; als wir aber näher kamen, sahen wir, daß es nur brennender Busch war; auch hier braunte man vor Beginn der Regenzeit das dürre Gebüsch nieder, um Boden zu neuen Anpflanzungen zu gewinnen. In diesem Jahre sollte allerdings auch auf dieser Insel nicht viel gepflanzt und geerntet werden. Wie wir uns überzeugten, waren also die Angaben aus amerikanischen Quellen, welche uns in St. Thomas berichtet hatten, Portorico sei schon blockirt, gänzlich aus der Luft gegriffen. Lange sollte es nicht mehr unbelästigt bleiben, denn nachdem wir die Küste von Porto Rico aus den Augen verloren hatten und uns Hayti näherten, sahen wir abends am gelbleuchtenden Horizont die Silhouetten von mehreren Kriegsschiffen auftauchen: es war die Flottille Sampsons, welche ostwärts dampfte und am Tage darauf S. Juan auf Portorico bombardirte. Jedoch der von mir erhoffte Besuch der amerikanischen Seeleute bei uns an Bord unterblieb; sie hatten wohl unser Fahrzeug als neutrales erkannt.

Wir fuhren nun tagelang an der wunderschönen Küste von St. Domingo und Hayti entlang. Lange Reihen von blauen Bergen tauchten auf und verschwanden, wir sahen sie von reichen Wäldern bedeckt, hier und da an ihrem Fuß von einem Fluß umspült; dazwischen Negerdörfer und stattlichere Ansiedelungen. Man konnte wahrlich das Entzücken der Entdecker begreifen und theilen, den Stolz des Columbus, als er dies Land Espagnola nannte. Wie anders mochte er sich die Zukunft dieser seiner ersten Kolonie gedacht haben, als sie wirklich wurde. Als er das Land entdeckte, war es reicher besiedelt, besser bebaut als jetzt. Die Dörfer und Anpflanzungen der damaligen Bewohner mögen schöner und reicher, die Gesammtkultur eine angenehmere gewesen sein, als die jetzt herrschende zwitterige und unvollkommene Negerkultur.

Dieses Gefühl wurde vor allem mächtig in mir geweckt, als ich zwei Städte in Hayti zu besuchen Gelegenheit fand. Mit großer Vorsicht war unser Dampfer in den gefährlichen Hafen von Kap Haytien eingelaufen; vor uns breitete sich eine weite glatte Bucht aus, der Strand ist ringsum mit Mangrovewäldern bedeckt, hinter einem Hügelland erheben sich in der Ferne hohe Berge in kühnen Formen, die von Wäldern wie übermoost erscheinen. Die Natur ist von einer überwältigenden Schönheit, erfüllt vom Zauber der schönsten Formen und Farben. Daneben erscheint alles von Menschen Gemachte, noch dazu in den Werken der haytianischen Kulturneger unglaublich lächerlich. Dicht neben der Einfahrt des Hafens lehnt an dem Fuß eines Hügels ein kleines Fort, eigentlich nur die Trümmer einer alten Befestigung; es ist mit alten windschiefen Kanonen bewehrt und dient der Besatzung zum Soldatenspielen. Vor der Bergkette auf einer sanften Abdachung liegen einzelne Häuser unter üppiger Vegetation. Weiterhin auf einer Fläche die Stadt, welche ganz nett aussieht, aber schmierig ist und stinkt. Ein kleiner Fluß mündet im Winkel der Bucht; über ihn führt eine verrostete Eisenbrücke. Wie bei den Kleidern der Neger hat man bei solchen Dingen den Eindruck, als handle es sich um in Europa abgelegte Dinge.

Bei dem wenig einladenden Aussehen der Stadt zog ich es vor, den kurzen Aufenthalt auf dem Wasser zu verbringen, indem ich auf einem Boot, welches der Kapitän mir zur Verfügung stellte, den Meerbusen durchstreifte, die Ufergelände und, mit Hülfe meines Schleppnetzes, den Meeresboden nach thierischen Bewohnern absuchte. Meine Ausbeute war gering, ich vermochte aber trotzdem nicht unzufrieden zu sein; denn der Eindruck der wunderbaren Tropenlandschaft, welche den Meerbusen umgab, war mächtig und großartig.

Im Süden der Bucht, einige Kilometer landeinwärts, zeichnet sich in der Gebirgskette ein Berg durch seine auffallende Gestalt aus. Die Seeleute kannten ihn als Bonnet à l'Evêque, Bischofsmütze, und machten mich gewisse Linien des Contour aufmerksam, welche menschliche Thätigkeit verriethen. Es sind dies die Spuren von gewaltigen Mauern, den Bauten einer riesenhaften Zwingfeste, die einst der Negerkönig Christof hier aufführen ließ. Er wollte zeigen, daß auch ein schwarzes Volk gewaltige Werke schaffen könne, und von La Ferrière, der Burg auf dem 708 m hohen Gipfel, wollte er die Insel beherrschen. Aber sein Plan kam nicht zur Vollendung und der Urwald umschlingt und überwuchert bereits die Ruinen.

Auf der Weiterfahrt durch den Kanal zwischen Hayti und der Insel Tortuga trafen wir wieder auf die Fahrtlinie des Columbus. Hier war er auf seiner ersten Reise, von Cuba kommend, in entgegengesetzter Richtung als wir gesegelt. Westlich der Insel Tortuga war er zunächst eine Strecke weit nach Norden gefahren, um sich über die Ausdehnung dieser Insel zu vergewissern. Hier in der Gegend war ihm auch sein Schiff auf eine Sandbank aufgelaufen und hatte ihn dadurch veranlaßt, die erste Kolonie in der neuen Welt, „La Navidad", zu gründen. Die Geschichte dieser ersten Kolonien auf Hayti mit ihrem kurzen Glück und raschen Ende ist außerordentlich bezeichnend, indem sie uns in gedrängtem Verlauf ein Bild des wirthschaftlichen Schicksals gibt, welches alle spanischen Kolonien hatten. Die angesiedelten Spanier sogen zunächst alle edlen Metalle, welche zu erreichen waren, aus dem Lande heraus. Dann erst begannen sie durch Gewinnung anderer Naturprodukte das Land weiterhin nutzbar zu machen; es war dies aber ein reiner Raubbau an den wilden Produkten des Landes. An Plantagen und dergleichen dachte man noch nicht. Dabei verfuhren die Spanier mit einem unglaublichen Uebermuth, rotteten durch Zwang zu übermäßiger Arbeit die schwächlichen Einwohner aus. Es ist eigentlich eine Schmach für sämmtliche betheiligten Völker Europa's, daß von der reichen Einwohnerzahl von ganz Westindien nur wenige Familien durch künstlichen nachträglichen Schutz in unserm Jahrhundert erhalten worden sind. Die Hauptschuld liegt aber auf den Schultern der Spanier.

Indem sie jede Kolonie nur als Objekt der Ausbeutung betrachteten, gingen sie in ihrer Entwicklung als Kolonialmacht den umgekehrten Gang, wie die Engländer, bis sie jetzt in unsern Tagen ihre letzten größeren Kolonien verloren. Jeder Spanier glaubte die Bewohner seiner Kolonien unterdrücken zu dürfen: als sie die Ureinwohner vernichtet hatten, dehnten sie dies Prinzip auf die von

Digitized by Google

ihnen selbst abstammenden Kolonisten aus, so daß diese es mit den Jahren verlernten, sich als Spanier zu fühlen. Es ist nur die Gerechtigkeit der Geschichte, welche die Spanier jetzt erfahren haben.

Ein hemmender Faktor, welcher jederzeit die Entwicklung der Antillenkolonien aufgehalten hat, machte sich gleich bei den columbischen Niederlassungen fühlbar: es war dies die Gefährlichkeit des Klimas für die Gesundheit der Europäer. Allerdings wird es nur denjenigen wirklich gefährlich, welche nicht streng hygienisch leben; aber man kann sagen, seit den Zeiten des Columbus bis heute hat selten ein Weißer in Westindien sich durch die Gesetze der Hygiene in seiner Lebensweise erheblich beeinflussen lassen. Gerade auf Hayti war ich am meisten überrascht, zu konstatiren, in welcher unvorsichtigen Weise die europäischen Kaufleute leben, wie sie sich insbesondere zum Theil durch maßloses Trinken dem sicheren Tod entgegenführen.

Hayti war auch die erste Insel, auf welcher afrikanische Neger als Sklaven verwendet wurden. Sie wurden eingeführt, wie Viele glauben, in der guten Absicht, die Indianer zu entlasten; aus der gesammten Denkweise der damaligen Herren der Inseln kann man eher schließen, daß sie wegen ihrer größeren Arbeitsfähigkeit den Eingeborenen vorgezogen wurden. Noch während Columbus seine letzten Reisen ausführte, begann der unheimliche Sklavenhandel nach Westindien, welcher so viel Elend, Blutvergießen und schließlich gänzlichen Rückgang der Kultur über diese Inseln bringen sollte. War es nicht auch ein seltsames Verhängniß, daß gerade Hayti, die erste Kolonie des Columbus, Hispaniola, in unserm Jahrhundert zum unabhängigen Reich der einstmaligen Sklaven wurde?

Während wir unsre Fahrt nach Port au Prince, der Hauptstadt der haytischen Republik, fortsetzten, dampfte unser Schiff stetig weiter durch die Tortugapassage. Wir fuhren dahin wie auf einem mächtigen Binnensee: zu beiden Seiten war das Land sichtbar, bald auf der einen näher tretend und deutlicher erscheinend, bald auf der anderen. Bei Port de Paix, dem alten Valparaiso, sind wir der Hauptinsel so nahe, daß ich die üppige Pracht der Vegetation bewundern kann, die kleinen Buchten und verschwiegenen Palmenhaine. Hier wie auf der gegenüberliegenden Insel fallen die schönen Formen der Urwaldbäume auf. Unterdessen versank die Sonne in aller Pracht; der Himmel bewölkte sich ein wenig, dann aber brach der Vollmond durch und säuberte ihn bis hinab zum Horizont. Das stille Wasser der schmalen Heeresstraße erzitterte nur leise und glimmerte und flimmerte im Mondlicht; das schwarze Land hob sich in scharfen Linien vom sternreichen Himmel ab, Hayti mit einem Hintergrund von zackigen Bergen, das Ende der Insel Tortuga, auslaufend in seltsamen, scharf abgesetzten Terrassen. Indessen in unermüdlichem Takte der Maschine das Schiff seinen Gang fortsetzte, saß ich mit dem Kapitän auf dem Verdeck. Auf der Karte zeigte er mir die Fahrtlinien des Columbus. Um unsre Köpfe strich der süße laue Hauch der Tropennacht; wir wurden müde, die Karten zu studiren, lehnten uns in den Stühlen zurück und unser Gespräch schlug andere Pfade ein. Am Ufer tauchten in den Wäldern geheimnißvolle Feuer und Lichter auf; der Kapitän erzählte mir von den angeblichen Resten der Kariben, welche noch dort in den Wäldern hausen sollen, von keinem Menschen gesehen, scheu und allen Fremden feind. Sie sind sicher ein Produkt der Volksphantasie; mit mehr Recht pflegen aber die vorüberfegelnden Seefahrer diese einsamen Feuer im Walde den „Vaudou's“ zuzuschreiben. Es ist dies eine merkwürdige Sekte, welche einem aus Elementen afrikanischen Polytheismus und aus katholischen Riten zusammengesetzten Glauben anhängt; die Sekte ist sehr gut organisirt, geheim und zählt Mitglieder selbst unter den Regierenden. Die Feste werden unter mysteriösen Zeremonien abgehalten und gipfeln in blutigen Opfern; selbst Menschenopfer waren früher häufig, sind aber in den letzten Jahren nicht mehr gebracht oder vielleicht nur nicht entdeckt worden. Solches erzählte mir der Kapitän und auch mancherlei Abenteuer, welche er selbst auf der Insel erlebt hatte. An seiner linken Seite zeigte er mir eine tiefe furchtbare Narbe, und erzählte, wie er einst in den Armen einer haytianischen Schönen von deren Liebhaber überrascht und mit dem Machete auf den Tod verwundet worden sei. „Ja, diese Nigger können auch einmal wild werden!“

Am nächsten Morgen fand ich beim Erwachen unser Schiff auf einer weiten Meeresfläche, welche einem ungeheuren Binnensee glich. Von Norden, Osten und Süden war der Horizont durch die Berge von Hayti begrenzt, von Westen durch die Insel Gonave. Wir dampften nun östlich auf Port au Prince zu. Die Bergketten hatten einen ganz eigenthümlich süßblauen Ton, mit rosenrothen und violetten Schimmern; das strahlende Meer brach sich an ausgedehnten Klippen und Korallenriffen. Als wir näher kamen, erschienen die Formen der Berge immer bedeutender; am Lande tauchte die grüne Pracht der Vegetation auf, das ganze Bild erglänzte geradezu in leuchtenden Farben. Auf der Meeresfläche schwebten einzelne ganz kleine Mangroveinseln, welche kaum einigen Dutzend Bäumen Platz boten, aber durch ihr kräftiges Grün in die Augen stiefen; über der ganzen Natur Friede und fröhlicher Sonnenschein.

Der Eindruck ändert sich aber mit jedem Meter, den man dem Lande näher kommt; ein Windstoß trug uns den entsetzlichen Geruch der Stadt zu. Im Hafen lagen einige elende Kasten von Fahrzeugen, auf welchen singende Neger im Kreise umherlaufend mit einem altmodischen Gangspill die Anker hoben: haytianische Kriegsschiffe. In einem schmutzigen Boot nahten der Hafenmeister und der schwarze Doktor mit zylinderbedecktem Haupte. Wie schön scheint einem das paradiesische Quisqueya, bis man ans Land kommt, die elenden Schaluppen sieht, die vermorschten Wharfe, die verfallenen Häuser und zerlumpten Menschen, bis man die Stadt riecht!

An Land habe ich nicht viel erlebt; so sehr die Natur der Umgebung auch lockte, meine gemessene Zeit gestattete mir keine weiteren Exkursionen. Die deutsche Kolonie in Port au Prince, welche einen sehr rührigen und aufblühenden Eindruck macht, empfing uns sehr freundlich. Doch habe ich in den Tropen niemals so viel Getränke vertilgen sehen, wie während unsres Aufenthalts in Port au Prince. Alle Deutschen und auch mehrere Ausländer rühmten noch sehr die günstigen Folgen der kurz vorher erfolgten Demonstration der deutschen Schulschiffe. Der Uebermuth der schwarzen Regierung war dadurch in seine Schranken gewiesen worden. Ich schied nicht ungern von der schwarzen Republik; und doch fühlte ich ganz im Innern wieder ein leises Bedauern. Denn die Naturschönheit der Insel sammt dem vielen Unbekannten und Unerforschten zog mich mächtig an; der Eindruck, welchen die Bewohner machten, stieß mich jedoch ab. Man gewinnt bei einem kurzen Besuch wenig Hoffnung für die Zukunft des Negerstaats. Wenn auch immer wieder einzelne hochbegabte Neger oder Mulatten alle ihre Kräfte anwenden, um ihren Stamm der Kultur zu gewinnen, so bleiben sie doch immer vereinzelt; es gelingt ihnen nicht, die breiten, trägen Massen ihres Volks in Bewegung zu setzen, und sie gehen meist an ihrem übergroßen Beginnen zugrunde.

Wir fuhren weiter nach Cuba hinüber und dampften an der Südküste dieser Insel entlang; eine Landung war jetzt ausgeschlossen, denn die Blockade war erklärt; wir passirten nahe bei Santiago; die Küste ist sehr gebirgig,

das später so viel genannte Castel Morro wird sichtbar. Ein Schwarm kleiner Vögel fällt auf unser Schiff nieder, friedliche Boten aus dieser blutigsten Gegend.

Dann passirten wir, ohne Land zu sehen, die Straße zwischen Cuba und Jamaica. Schließlich kamen uns noch die Isla de Pinos und dann das Westende von Cuba, das Kap San Antonio, zu Gesicht. Wir verließen das Fahrwasser des Columbus; der Entdecker hat es niemals erfahren, daß Cuba im Westen nicht mit dem Festland zusammenhing. Wir fuhren durch die Straße von Yucatan und quer über den Golf von Mexico, den Kurs, welcher einst Cortez zum seltsamen Reich der Azteken brachte.

Von Yukatan herüber segte uns ein heftiger Wind Schwärme von Vögeln, Cikaden und anderen Insekten aufs Schiff; ein ähnliches Schauspiel wiederholte sich tiefer im Golf, wo der Nordwind uns Bewohner Nordmexico's zutrug; wie viele Tausende von Organismen müssen so zugrunde gehen, indem sie aufs Weltmeer hinausgetragen werden, so weit, daß die eigene Kraft sie nicht wieder zum Land zurückbringen kann. Diese Thatsache macht uns aber auch auf eines der wichtigsten Verbreitungsmittel der Thiere aufmerksam: wie manche ozeanische Insel verdankt dem Wind die meisten ihrer thierischen und pflanzlichen Bewohner!

Endlich eines Nachmittags wird wieder Land sichtbar: ein blasser, langgedehnter, flacher Strand, bedeckt mit weißem Sand und Dünen. Hier und da treten auch Mangroven auf ihren rothen Stelzenwurzeln bis ans Meer. Die Meeresfläche ist sehr bewegt und nur mit Mühe gewinnen wir die Flußmündung. Heiße Sonne brütet über dem Sand, die Brandung segt weit das Ufer hinauf. Auf dem Fluß ist es ruhig und friedlich. Einige Fischerkähne sind sichtbar, am Ufer Gebüsche und Wiesen. Der Fluß macht eine Biegung, dahinter taucht die Stadt Tampico auf; viele Häuser und ein stattlicher Kirchthurm, über dem allen schweben Schaaren von Geiern. Zum erstenmal seit Monaten höre ich wieder eine Eisenbahn pfeifen. Dann wurden wir ans Land gesetzt: ein großer Moment für mich, als ich zum erstenmal einen fremden Erdtheil, das amerikanische Festland, betrat.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. **Mohammedanisches Recht nach schafiitischer Lehre.** Von Eduard Sachau. Stuttgart und Berlin. W. Spemann 1897. — Mehr als bei irgend einer Religion hängt beim mohammedanischen Kult das Recht mit der Glaubenslehre zusammen; jedes Gesetz ist gleichzeitig Religionsgebot. Aus der theokratischen Gestaltung der ältesten mohammedanischen Welt ergab sich dieser Zusammenhang ebenso selbstverständlich, wie das 2000 Jahre früher beim Entstehen des jüdischen Reichs in Palästina der Fall gewesen war. Die Schwierigkeiten, die in dieser Verbindung fremder Dinge begründet sind, müssen sich zu jeder Zeit geltend machen; sie treten mit aller Schärfe dann hervor, wenn das religiöse Oberhaupt nicht zugleich der weltliche Herrscher ist. An eine solche Möglichkeit ist nicht gedacht; der Koran verbietet, den Ungläubigen zu gehorchen. Durch die Entwicklung der Zeiten ist aber dieses Verbot unhaltbar geworden. Millionen von Bekennern des Islam sind heute Angehörige christlicher Staaten; in ihren Moscheen wird für die christlichen Landesherren gebetet und getreu dem Gebot des Korans küssen sie die Hand, die sie nicht abhauen können. Ja sie gelten sogar als ruhige und pflichtgetreue Unterthanen — vorausgesetzt, daß sie nicht in ihren religiösen Anschauungen verletzt werden. Ihr leicht zu weckender Fanatismus ist eine stete Gefahr. Der christliche Staat kann und muß verlangen, daß alle seine Unterthanen sich seinen Gesetzen unterwerfen; aber es wird sich für ihn stets als ein Gebot der Vorsicht erweisen, die eingelebten mohammedanischen Rechtssätze wegen ihres Zusammenhangs mit der Religion soweit als möglich zu schonen. Die richtige Ausscheidung läßt sich nur bei genauer Kenntniß des gesammten Materials treffen; diese Kenntniß ist aber schwer zu gewinnen. Es besteht weder für die allgemein gültigen Normen noch für die nach Stämmen und Sekten verschieden ausgestalteten Rechtsinstitute eine verlässige Kodifikation; als ausschließliche Fundgrube erscheinen die Schriften berühmter Rechtslehrer und die Tradition auf den mohammedanischen Universitäten. Aus diesen zu schöpfen, ist nur den Kennern der orientalischen Sprachen möglich und deren Zahl ist, wenn auch im Wachsen, doch noch gering. In Deutschland muß insbesondere erst zugewartet werden, bis noch mehr Juristen, als derzeit im Konsulats- und Gesandtschaftsdienst Aufnahme finden, sich dem Studium der orientalischen Sprachen und des mohammedanischen Rechts zuwenden. Sachau, der in einem stattlichen Band die Ergebnisse seiner Arbeit auf diesem Gebiet vorlegt, ist Philologe. Das Buch ist in erster Linie für unser ostafrikanisches Gebiet berechnet; darum ist auch das schafiitische Recht zur Darstellung gewählt. Schafii lebte mit den Begründern der beiden anderen großen Rechtssysteme des Islam, Malik Ibn Anas, dem Vater des malikitischen, und Mohammed Ibn Elhasan Elschaibani, dem Kodifikator des hanefitischen Rechts, in der großen Zeit des Mohammedanismus, unter dem Chalifen Harun. Seine Lehre ist maßgebend in Mittelägypten und einem Theil von Unterägypten, während das malikitische Recht den Norden Afrika's, das hanefitische die Türkei beherrscht. Von der berühmten Universität Kairo's, Elazhar, aus hat die schafiitische Rechtsdarstellung den Weg nach Ostafrika gefunden. Die Beamten und die deutschen Einwohner des Schutzgebiets werden für die zusammenfassende Wiedergabe, die Sachau bietet, in erster Linie dankbar sein; doch verlohnt sich das Studium des Buchs für Jeden, der an der Rechtsvergleichung ein Interesse hat.

-rt- **Neues Verfahren zur Herstellung farbiger Photographien.** Prof. R. W. Wood von der Wisconsin-Universität (Amerika) hat, wie „Science" meldet, ein neues Verfahren zur Herstellung von farbigen Photographien entdeckt, bei welchem, soviel man der vorläufigen kurzen Mittheilung entnehmen kann, die Farben durch Diffraktion des Lichtes erzeugt werden. Die direkten Aufnahmen erfolgten auf transparenten Gelatineplatten mit sehr feinem Gitter (durchschnittlich 2000 Linien auf 1 englischen Zoll), im gewöhnlichen Licht betrachtet sind sie nicht nur völlig farblos, sondern überhaupt nicht wahrnehmbar. Betrachtet man sie aber durch einen eigens hiezu konstruirten einfachen Apparat mit Kanevelinse, so erscheinen die aufgenommenen Objekte infolge des Umstandes, daß die Platte und die Linse sich theilweise überdeckende Spektra erzeugen, in ihren natürlichen Farben. Diese letzteren hängen nur von dem Abstand der Linien des Gitters ab und sind thatsächlich Spektralfarben oder Mischungen von solchen. Die erste Aufnahme ist gegenwärtig noch sehr umständlich und zeitraubend, dagegen können Vervielfältigungen derselben ebenso leicht und rasch hergestellt werden, wie bei gewöhnlichen Photographien; mittelst des oben erwähnten Apparats können sie ferner durch Projektion auch objektiv sichtbar gemacht werden. Man wird, um sich über den Werth dieser Entdeckung ein richtiges Urtheil bilden zu können, weitere und ausführlichere Nacheichten hierüber abwarten müssen.

* **17. Kongreß für innere Medizin zu Karlsbad.** 7. Sitzung am Freitag, dem 14. April. Vortrag des Dr. Rosenfeld (Breslau) über die Herkunft des Fettes. Das Fett des Menschen und der Thiere könne nur aus dem Eiweiß, dem Fett oder den Kohlenhydraten stammen. Da aus Eiweiß kein Fett entsteht, so ist beim Fleischfresser das Fett aus dem Fette der Nahrung herzuleiten. Aus Kohlenhydraten kann der Fleischfresser nur in sehr geringem Maße Fett bilden, da er nicht vermag, so große Mengen von Zucker oder Stärke zu sich zu nehmen, dagegen gelingt es dem Pflanzenfresser, aus Kohlenhydraten Fett zu bilden. Kaninchen, Pferde, Schafe 2c. haben in ihren Fettschichten gerade die Art Fett, die ihnen im Futter zugeführt wird. Ebenso setzen Fische z. B. Hammelfett an, sobald sie längere Zeit mit fettem Hammelfleisch gefüttert worden waren. Auch das Fett des Menschen ist im wesentlichen bestimmt durch das Fett seiner Nahrung, so daß der Eskimo Fischthran und die Polynesier Kokosnußbutter in ihren Fettlagern enthalten müssen. Daraus

folgt, daß von den Bestandtheilen der Nahrung Fett diejenige Substanz ist, die am leichtesten zum Fettansatz führt. — Jacques Mayer (Karlsbad) macht darauf aufmerksam, daß die sitzende Lebensweise ein ätiologisches Moment für Gallenstein sei und daß ein opulentes Mahl einen Anfall auslösen könne. Er betont den Erfolg der Karlsbader Quellen bei Gallensteinen. Hermann (Karlsbad) empfiehlt die Glycerinbehandlung bei Nierensteinen. Nieffen (Wiesboden) hat aus dem Blut syphilitischer Kranker einen Bazillus durch die Kultur gezüchtet, dessen Uebertragung auf Schweine und Affen Erscheinungen hervorruft, wie sie im Verlauf der Syphilis am Menschen bekannt sind, also eigenartige Ausschläge an Haut und Schleimhaut, Lymphdrüsenschwellungen und schließlich tödlich verlaufende Erkrankungen am Nervensystem, Gehirn und Rückenmark. (Natürlich ist es mehr als zweifelhaft, ob dieses der langgesuchte Syphilisbazillus sei. Anm. des Ref.) Spitzer (Breslau) glaubt auf Grund seiner Forschungen, daß die Gicht nicht durch Harnsäurebildung in dem Muskel- oder Bindegewebe und in den Nieren zustande komme, sondern daß die Leber und die Milz wahrscheinlich Harnsäure bildende Organe seien. Wiener (Prag) und Jacobi (Berlin) sind unabhängig von einander zu denselben Resultaten wie Spitzer gekommen. Die Therapie der Gicht würde sich nach diesen Forschungen anders als bisher gestalten. Veibram (Prag) hat bei blassen, häufig mageren, rasch aufschießenden Jüngliagen und Jungfrauen zuweilen mit typischen chlorotischen Erscheinungen ein zeitweises Auftreten von Eiweiß im Urin gefunden, für alle Fälle war das Gebundensein der Albuminurie abhängig von der aufrechten Stellung, Gang und Bewegung der unteren Extremitäten. Das Vorhandensein von Eiweiß tritt bei rasch wachsenden Individuen mit größerer Heftigkeit und Häufigkeit zur Zeit des stärksten Knochen-, bezw. Längenwachsthums des Körpers auf. Blumenthal (Berlin) hat beim Versagen des Antitoxins gegen Tetanus das Serum direkt in das Gehirn aber in die Cerebrospinalflüssigkeit an Ziegen versucht. Aus der Erfolglosigkeit ist seine schon früher ausgesprochene Lehre bewiesen, daß beim Tetanus das Gift so fest an das zentrale Nervensystem gebunden ist, daß das Heilserum es nicht abzulösen vermag. Jatsch (Prag) berichtet über den Tetanus im Wochenbette. Weiß (Bad Pistyan) entscheidet die Frage: „Gebührt der deformirenden Gelenkentzündung klinisch eine Sonderstellung?" dahin, daß zwischen derselben und dem chronischen Gelenkrheumatismus weder betreffs Beginnes, noch des Verlaufes und der Heilbarkeit der Erkrankung ein wesentlicher Unterschied bestehe. Er plaidirt demnach für die Auflassung der Arthritis deformans als selbständige Erkrankung in den klinischen Lehrbüchern.

Obwohl noch viele Reden von hoher wissenschaftlicher Bedeutung auf dem Programm des diesjährigen Kongresses stonden, war es wegen der vorgerückten Zeit nicht mehr möglich, in weitere Verhandlungen einzutreten. Präsident Quincke dankte für die Anregung so vieler wissenschaftlicher Fragen und Erörterungen und spricht die Erwartung aus, daß der Karlsbader Kongreß ein Lorderblott in dem Ruhmeskronze der internen Medizin bedeute. Mit einem Hoch auf den Präsidenten des Kongresses schloß Leyden die Versammlung.

Dr. Victor Cohn (Berlin).

* **Karlsruhe,** 16. April. Nach kurzem Krankenlager starb hier gestern Nachmittag im 81. Lebensjahre Geh. Roth Frhr. Lambert v. Babo, früher lange Zeit Professor der Chemie in Freiburg, ein Gelehrter von anerkanntem Ruf. Nach seinem Rücktritt in den Ruhestand hatte er seinen Wohnsitz in Karlsruhe genommen.

* **Gießen.** Als Nachfolger O. Wieners, der einem Ruf nach Leipzig folgt, ist Dr. W. Wien, bisher Dozent an der Technischen Hochschule zu Aachen, zum ordentlichen Professor für Physik an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Jena.** Die Privatdozenten in der theologischen Fakultät der hiesigen Universität, Lizentiat Bruno Baentsch und Lizentiat Ernst v. Dobschütz, sind zu außerordentlichen Professoren ernannt worden.

* **Berlin.** Zum erstenmal ist in Preußen soeben einer Dame der Professortitel verliehen worden. Wie die amtliche „Berl. Korr." meldet, ist der Direktorin des Schleswig-Holsteinischen Museums vaterländischer Alterthümer zu Kiel, Frl. Johanna Mestorf, das Prädikat „Professor" beigelegt worden.

* **Rostock.** Als Nachfolge Diehls auf dem Lehrstuhl für Nationalökonomie an der hiesigen Universität ist der außerordentliche Professor Dr. Rich. Ehrenberg in Göttingen hieher berufen worden. Derselbe wird dem Rufe Folge leisten.

* **Aus Oesterreich.** Als Privatdozenten sind zugelassen worden der Privatdozent für Mathematik an der Wiener Universität und Amanuensis an der Bibliothek der Technischen Hochschule in Wien, Dr. Robert Daublebsky v. Sterneck, für das gleiche Fach an der Technischen Hochschule in Wien, und Dr. Stephon Witasek für Philosophie an der Universität in Graz. Die von dem Privatdozenten Dr. Marian Smolnchowski Ritter v. Smolan an der Universität in Wien erworbene venia legendi für Physik ist für die philosophische Fakultät der Universität in Lemberg als gültig anerkannt worden.

* **St. Petersburg.** Der ordentliche Professor der Chemie am hiesigen technologischen Institut, M. D. Lwow, ist am 11. April gestorben. — Desgleichen ist am 14. April der Direktor der Kaiserl. öffentlichen Bibliothek, Mitglied des Reichsraths und Akademiker, A. F. Bytschkow, im Alter von 81 Jahren gestorben. Als Verfasser vieler gelehrter historischer Abhandlungen und als hervorragender Kenner der russischen Geschichte und Literatur, als Redakteur vieler Sammelwerke von historischen Dokumenten und Materialien ist sein Name in der gebildeten Welt wohlbekannt. Das letzte von ihm herausgegebene Werk waren die Briefe Peters des Großen, die 1887 und 1889 in zwei Bänden erschienen. 1855 wurde Bytschkow zum korrespondirenden Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt und 1866 zum Akademiker. Seit 1893 war er Präsident der Klasse für russische Sprache und Literatur.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

71. Jahresbericht der Rheinisch-Westfälischen Gefängniß-Gesellschaft über das Vereinsjahr 1897/98. Herausgegeben von Dr. v. Rohden. Düsseldorf, in Kommission: L. Voß u. Co., kgl. Hofbuchdruckerei. — Rob. Eitner: Quellen-Lexikon. Bibliographie und Biographie über Musiker und Musikgelehrte. Probedogen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1899. — H. E. Wollsee: Erdachtes und Erlebtes. Geschichten und Porobeln. Homburg, Verlag und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) 1899. — Rich. Schaukal: Tristia. Gedichte aus den Jahren 1897—1898. Leipzig, C. F. Tiefenbach 1898. — Dr. Jos. Hatlweck: Die kirchlichen Strafgesetze. Mainz, Franz Kirchheim 1899. — Julius Mosen, Ausgewählte Werke. Hggb. von Dr. M. Zschommler. 1. Bd. Leipzig, Arw. Strauch. — Frz. Wedekind: Der Kammersänger. Drei Scenen. Paris, Leipzig, München, Alb. Langen 1899. — Frz. Adamus: Familie Wawrach. Droma. Ebd. 1899. — *Gustave Robert:* La musique à Paris. 1897/98. IV. Tome. Paris, Ch. Delagrave. — Dr. Ch. Didio: Der sittliche Gottesbeweis. Würzburg, Andr. Göbel 1899. — Dr. Carn. Gurlitt: Die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts. Ihre Ziele und Thoten. Bertin, Gg. Bondi 1899. — Mutter Erde. Technik, Reisen und Naturbetrachtung in Haus und Familie. 1. Bd. Berlin und Stuttgart, W. Spemann 1899. — Wilh. Oechelhoeuser: Die deutsch-asiatische Zentralbahn. Berlin, Jul. Springer 1899. — Verzeichniß der kirchlichen Perikopen. Hggb. vom Evangelischen Kirchenrath. Bertin, E. S. Mittler u. Sohn 1899. — P. J. Möbius: Ueber Schopenhauer. Mit 12 Bildnissen. Leipzig, Joh. Ambr. Barth 1899. — Rangliften der Offizieee des aktiven Dienststandes der kgl. bayerischen Armee. Zusammengestellt von M. F., kgl. Geh. Kriegsroth a. D. 12. Aufl. Nach dem Stande vom 21. März 1899. München, F. S. Hübschmann. — Nina Meyke: Wera Sidirjakowa. Romon. Zwei Bände. Leipzig, Paul List. — Nassau-Oranische Korrespondenzen. Hggb. von der Historischen Kommission für Nassau. 1. Bd. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1899.

Jahrgang 1899. München, Mittwoch, 19. April. Nummer 89.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die deutsche Landwirthschaft und die Berufsstatistik von 1895. Von Georg v. Mayr. — Giosuè Carducci. II. Von Valerio Flamini. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die deutsche Landwirthschaft und die Berufsstatistik von 1895.

Von Georg v. Mayr.

Es gibt bei uns in Deutschland Theoretiker, die sich folgendes in den Kopf gesetzt haben: Die deutsche Bevölkerung ist in fortdauernder starker Zunahme begriffen; soll der Bevölkerungszuwachs dem Lande erhalten und ernährt werden, so muß die Exportindustrie möglichst entwickelt werden, damit gegen die ausgeführten Industrieprodukte Nahrungsmittel eingetauscht werden können; die Exportindustrie aber wird um so konkurrenzfähiger auf dem Weltmarkt sein, je geringer die Produktionskosten sind; deßhalb ist vor allem auf Minimalpreise der Nahrungsmittel hinzustreben, und demgemäß jedes Hinderniß der möglichsten Erniedrigung der Lebensmittelpreise zu beseitigen und insbesondere jeder agrarische Schutzzoll zu verwerfen.

Die Vertreter solcher Anschauungen sind weiter der Meinung, wir befänden uns in Deutschland bereits in einer wirthschaftlichen Entwicklung, die durch die ausschlaggebende Bedeutung der Exportindustrie charakterisirt werde, und zwar in der Art, daß diese Bedeutung einer fortdauernden Verstärkung unterliege. Glücklicherweise aber liegt die Sache doch anders. Aus einer gründlichen Erforschung unsrer neuzeitlichen Produktions- und Ausfuhrgestaltung ergibt sich kein Anhalt dafür, daß wir gewissermaßen genöthigt wären, alles auf eine Karte zu setzen, d. h. um jeden Preis einem Maximum von Konsumenten industrieller Produkte auf dem Weltmarkt deutsche Waaren aufzudrängen. Gewiß ist die Erhaltung und Erweiterung des Weltmarkts für unsre industriellen Produkte von großer Wichtigkeit und darum alles, was mit der Weltstellung Deutschlands auch dessen Antheil am Weltmarkt sichert, so vor allem eine ausgiebige Flottenmacht, energisch zu fördern; aber für den gesammten Haushalt der Nation steht die Ausgestaltung der vollen Kaufkraft aller Berufsschichten auf dem heimischen Markt doch noch höher. Daß es in der That eine Legende ist, wenn von der fortdauernd steigenden Bedeutung der Exportindustrie gesprochen wird, hat erst kürzlich ein Wirthschafts- und Sozialpolitiker, zu dessen Anschauungen ich mich im übrigen im entschiedensten Gegensatz befinde, auf Grund des vorhandenen wirthschaftsstatistischen Materials erörtert. Professor Sombart in Breslau hat nämlich in dem Aufsatz „Entwickeln wir uns zur Exportindustrie“? („Soziale Praxis“ Nr. 24 vom 16. März 1899) gezeigt, wie die Exportindustrie in Deutschland gegenüber der Gesammtgestaltung der industriellen Produktion in der Neuzeit an verhältnißmäßiger Bedeutung abgenommen hat.

Werden die Gegner einer vernünftigen agrarischen Schutzpolitik aus der Position vertrieben, welche sie in der übermäßigen Betonung der Exportindustrie gefunden zu haben glauben, so werden sie deßhalb ihre Sache noch nicht verloren geben. Die Frage des Exports wird vielleicht zunächst im Hintergrund gehalten, dafür aber aus einer allgemeinen statistischen Vergleichung der Vertretung von Industrie und Landwirthschaft im Gesammtbestand der Bevölkerung die Rechtfertigung einer Bevorzugung der industriellen Interessen oder — wie dies gewöhnlich ausgedrückt wird — einer Nichtberücksichtigung agrarischer Interessen abgeleitet.

Für diese Gedankenfolge werden mit Vorliebe einige Hauptzahlen der deutschen Berufs- und Gewerbezählung von 1895 verwendet. Es scheint mir deßhalb geboten, daß die Darstellung der Ergebnisse der Berufs- und Gewerbezählung von 1895, wie sie die Gegner der agrarischen Schutzpolitik bringen, einer Prüfung unterzogen und daß daran weiter eine kritische Würdigung der einseitigen Schlußfolgerungen gereiht wird, zu denen die statistischen Zahlenergebnisse von freihändlerischen Wirthschaftspolitikern benutzt werden.

Die Nutzbarmachung der Berufsstatistik von 1895 pflegt sich bei den Gegnern der agrarischen Schutzpolitik auf die Verwerthung jener Nachweise zu beschränken, die sich aus der Vertheilung der gesammten Bevölkerung auf die großen Berufsabtheilungen Landwirthschaft und Industrie ergaben. Dabei wird alles in Rechnung gezogen, was der betreffenden Berufsabtheilung zugehört, mag es sich dabei um Personen handeln, die in dem fraglichen Beruf selbst erwerbsthätig sind, oder um solche Angehörige, die ohne erwerbsthätig zu sein, lediglich als passive Belastung des Berufszweigs ihrer Ernährer erscheinen. Ferner ist zu beachten, daß die Zutheilung der Gesammtbevölkerung zu den Berufsabtheilungen dabei lediglich nach Maßgabe der Angaben über den Hauptberuf erfolgt, während die nebenberufliche Zugehörigkeit zu einer anderen Berufsabtheilung ganz unberücksichtigt bleibt. Weiter ist zu beachten, daß die Berufsabtheilungen „Landwirthschaft“ und „Industrie“ einen ziemlich weiten Rahmen haben, insofern die Landwirthschaft noch Gärtnerei, Viehzucht, Forstwirthschaft, Jagd und Fischerei umfaßt und die Industrie auch das Bauwesen, den Bergbau und das Hüttenwesen.

Die auf dieser Grundlage aufgebauten Prozentantheile der Angehörigen der Landwirthschaft einerseits und der Industrie andrerseits nach den Ergebnissen der Erhebung von 1882 und 1895 pflegen von den Gegnern agrarischer Schutzpolitik ins Feld geführt zu werden, wenn es diesen darauf ankommt, die angebliche Umwandlung Deutschlands von einem „Agrarstaat“ in einen „Industriestaat“ darzulegen.

Die vier Zahlen, um die es sich dabei handelt, sind folgende: Im Jahre 1882 gehörte die deutsche Bevölkerung noch zu 42.51 Proz. der Landwirthschaft und zu 35.51 Proz. der Industrie an, im Jahre 1895 dagegen weist die Industrie 39.12 Proz., die Landwirthschaft nur mehr 35.74 Proz. auf. Die merkwürdige mechanische

Schlußfolgerung gewisser Eintagsstatistiker aus diesen Zahlen geht dahin, daß deßhalb, weil nach der Erhebung von 1895 die industrielle Bevölkerung bei der Einrechnung von Kind und Kegel um 3.38 Proz. stärker vertreten sei als die landwirthschaftliche, nun gewissermaßen nach dem Prinzip der Majorisirung — wie ich bereits bei einer vorläufigen Besprechung der berufsstatistischen Ergebnisse im Allgemeinen Statistischen Archiv[1]) bemerkt habe — wie mit einem Ruck die große Verschiebung der ökonomischen Drehbühne sich ergeben habe und der Agrarstaat vom Industriestaat abgelöst sei.

Zum Schluß dieser Darlegung wird zu zeigen sein, wie verfehlt eine derartige Auffassung des volkswirthschaftlichen Organismus wäre und wie wenig es angeht, die Wirthschaftspolitik des Staats nach solchen Prozentnatzahlen einzurichten. Vorher aber ist erst noch die weitere statistisch-methodisch wichtige Frage zu erörtern, ob denn die obigen Zahlen überhaupt die für die Beurtheilung der Bedeutung der Landwirthschaft maßgebenden Zahlen aus den Ergebnissen der Berufs- und Gewerbezählung von 1895 sind, und ob nicht etwa die Art und Weise ihrer Gewinnung begründete Vermuthung dafür liefert, daß bei jener summarischen Zusammenfassung der beruflichen Verhältnisse die deutsche Landwirthschaft zu kurz kommt. Ich glaube, ohne hier in die vollen Einzelheiten der einschlägigen statistischen Forschungen[2]) eintreten zu können, im Folgenden das Wichtigste von dem anführen zu sollen, was für die Bejahung der hier aufgeworfenen Frage spricht.

Zunächst ist darauf hinzuweisen, daß die Bestimmung des demologischen Gewichts der einzelnen Produktionszweige vielleicht mit mehr Recht nach der Zahl der Erwerbsthätigen allein erfolgt. Diese Auffassung beherrscht z. B. vollständig die englische Berufsstatistik, welche sich überhaupt nur mit der Vertheilung der Erwerbsthätigen auf die Berufsgruppen beschäftigt und hiebei die nicht erwerbsthätigen Angehörigen der einzelnen Berufsgruppen unberücksichtigt läßt. Verfährt man in dieser Weise, so stellt sich für 1895 noch kein Uebergewicht der Berufsgruppe Industrie heraus. Es waren nämlich von der Gesammtheit der Erwerbsthätigen (im Hauptberuf) zur Landwirthschaft gehörig im Jahre 1882 43.38 Proz., im Jahre 1895 noch 36.19 Proz. und zur Industrie im Jahre 1882 33.69 Proz. und im Jahre 1895 36.14 Proz.

Viel wichtiger aber ist die Frage des Nebenberufs. Die Berufsstatistik, die nur die Angaben der Betheiligten über ihren Hauptberuf berücksichtigt, gibt kein vollständig richtiges Bild der beruflichen Gliederung der Bevölkerung. Die Thatsache, daß neben einem als Hauptberuf bezeichneten Beruf noch ein anderer ausgeübt wird, fällt keineswegs mit der einer Statistik nur der Hauptberufe zugrunde liegenden Unterstellung zusammen, daß es sich bei diesen Nebenberufen nur um nebensächliche ignorirbare Berufsbethätigungen handle. Ich werde gleich nachher zeigen, daß recht ausgiebige Berufsbethätigungen bestimmter Art bei gewissen Konstellationen als Nebenberufe erscheinen oder doch als solche etikettirt sind. Ganz besonders aber gibt die Nichtberücksichtigung der Nebenberufe dann ein schiefes Bild der wirklichen Berufsgestaltung, wenn eine gewisse Hauptberufsgruppe viel häufiger als eine andere als Nebenberuf auftritt. So liegt aber die Sache gerade bei der Landwirthschaft im Vergleich mit der Industrie. Landwirthschaft ist viel häufiger Nebenberuf von Angehörigen der Industriegruppe (seien sie selbständig oder unselbständig) als Industrie Nebenberuf von Landwirthen ist. Verstärkt wird diese Erscheinung noch dadurch, daß die primäre Berufsbezeichnung als Gewerbetreibender selbst in solchen Fällen, in denen die wirthschaftliche Bedeutung des gleichzeitigen Landwirthschaftsbetriebs recht groß ist, dem Zeitgeist durchaus entspricht, der für landwirthschaftliche Titulaturen viel geringeres Interesse als für gewerbliche zeitigt. Der Gastwirth auf dem Lande, der einen minder bedeutenden Wirthschaftsbetrieb und dazu ein richtiges Bauerngut hat, wird es sicher abiehnen, in erster Linie als Bauer bezeichnet zu werden, und bei der Ausfüllung der Zählungsliste führt er gewiß die Landwirthschaft als Nebenberuf an.

Wollte man ganz genau verfahren, so müßte man eigentlich jeden Mehrberuflichen veranlassen, seine wirthschaftliche Berufseinheit nach bestimmten Zahlenbrüchen auf die verschiedenen Berufe zu vertheilen, in denen deßhalb außer mit Vollelementen auch mit Theilelementen zu rechnen wäre. Das mag aber einer statistischer veranlagten Zukunft überlassen werden. Vorerst eröffnet sich ein einfacheres, auch schon in den Veröffentlichungen des Kaiserlich Statistischen Amtes benutztes Mittel. Dieses besteht darin, daß man die berufliche Gliederung nicht nach der Zahl der Personen, sondern nach der (größeren) Zahl der Berufsfälle ermittelt, welche haupt- oder nebenberuflich ermittelt sind.

Bei dieser Rechnungsweise bleibt auch für 1895 das Uebergewicht noch ganz entschieden bei der Landwirthschaft. Nach den in der vorläufigen Veröffentlichung der Berufsstatistik vom Kaiserlich Statistischen Amt mitgetheilten Berechnungen treffen von den Berufsfällen überhaupt auf Landwirthschaft im Jahre 1882 49.15 Proz. und im Jahre 1895 42.86 Proz., dagegen auf Industrie im Jahre 1882 nur 29.77 Proz. und im Jahre 1895 31.94 Proz.

Das wahre berufliche Gewicht von Landwirthschaft einerseits und Industrie andrerseits muß — sollte man meinen — zwischen diesen und den oben zuerst angeführten, zumeist kritiklos und ausschließlich benutzten Zahlen liegen; denn es ist wahrscheinlich, daß bei der Ermittelung der Berufsfälle die zahlreichen landwirthschaftlichen Nebenberufe geringsten Umfangs verhältnißmäßig etwas zu stark in die Waagschale fallen. Aus der landwirthschaftlichen Betriebsstatistik ergibt sich übrigens, daß doch auch recht ausgiebiger Landwirthschaftsbetrieb gelegentlich nur als „Nebenberuf" aufgeführt ist. Sogar von dem Areal der landwirthschaftlichen Großbetriebe, d. h. der Betriebe von 100 ha und darüber, gehören mehr als 5 Proz. (5.24) zu solchen Betrieben, deren Inhaber nach ihrem Hauptberuf nicht Landwirthe (einschließlich der Gärtnerei ꝛc.) sind. Dieses ganze keineswegs unbedeutende Stück des landwirthschaftlichen Großbetriebs bleibt hienach bei der üblichen Verwerthung der Berufsstatistik für die Messung der landwirthschaftlichen und der industriellen Interessen außer Betracht.

Dazu kommt aber noch etwas weiteres. Aus der landwirthschaftlichen Betriebsstatistik ergibt sich nämlich mit großer Wahrscheinlichkeit, daß der Nebenberuf der Landwirthschaft, wenn er auch relativ häufig verzeichnet ist, doch immerhin noch nicht vollständig angegeben worden ist. Es gewinnt den Anschein, als sei die Landwirthschaft bei der Berufsstatistik in zweifacher Richtung zu kurz gekommen, einmal in der Art, daß mancher wirkliche Landwirth diesen seinen Beruf nicht als Haupt-, sondern als Nebenberuf angegeben hat, und sodann dadurch, daß mancher recht beachtenswerthe landwirthschaftliche Nebenberuf bei der Berufsstatistik gar nicht angegeben worden ist. Die letztere Vermuthung wird durch folgende zwei Zahlen bekräftigt. Es sind nach der Berufsstatistik nur ermittelt 4,682,145 selbständige Landwirthe (2,522,539 im Hauptberuf, 2,159,606 im Nebenberuf), während die landwirthschaftliche Betriebsstatistik 5,558,317 landwirthschaftliche Betriebe ergeben hat.

---

1) Band V. 1. Tübingen 1898. S. 277.

2) Bezüglich dieser verweise ich auf die demnächst erscheinende eingehende Besprechung der Veröffentlichung des Kaiserlich Statistischen Amts über die landwirthschaftliche Betriebsstatistik im zweiten Halbband des 5. Jahrgangs des Allgemeinen Statistischen Archivs.

Das Kaiserliche Statistische Amt findet in seiner Bearbeitung der landwirthschaftlichen Betriebsstatistik (Bd. 112, S. 8) diese letztere Zahl „etwas größer“ als die erstere. Mir scheint der Unterschied nicht bloß „etwas“, sondern recht erheblich. Zum Theil mag er daraus erklärt werden, daß gewisse kleinste landwirthschaftliche Betriebe so belanglos für die Wirthschaft ihres Inhabers sind, daß sie als Nebenberuf nicht vorgetragen sind. Den ganzen Ueberschuß der Betriebe aber so erklären zu wollen, geht nicht an. Zu einem Theil liegen hier gewisse Betriebe vor, welche die Grundlage einer nebenberuflichen landwirthschaftlichen Thätigkeit bilden, deren Vermerk in der Zählungsliste unterblieben ist.

Zieht man dies noch in Erwägung, so kommt man zur Ueberzeugung, daß das berufliche Gesammtgewicht der Landwirthschaft und der Industrie, welches zwischen den beiden eben erwähnten Grenzen liegen wird, jenen Zahlenergebnissen sich mehr nähert, die aus der Statistik der Berufsfälle überhaupt abgeleitet sind, als jenen, die nur die Gestaltung der Hauptberufe berücksichtigen.

Wir dürfen hienach annehmen, daß thatsächlich das berufliche Gesammtgewicht der Landwirthschaft auch im Jahre 1895 im Deutschen Reich noch größer war als jenes der Industrie, soweit überhaupt dieses Gewicht nach Maßgabe der für die ganze Berufsstatistik grundlegenden Scheidung in gewisse Hauptberufsabtheilungen beurtheilt werden kann.

Zweifellos hat seit dem Jahre 1895 der verhältnißmäßige Antheil der industriellen Bevölkerung an der gesammten deutschen Bevölkerung noch zugenommen. Das Einrücken starker Jugendkontingente in das produktive Alter, günstige industrielle Entwicklung und geringe Auswanderung müssen dies bewirkt haben. Wir sind also vielleicht heute jener thatsächlichen Gestaltung der Berufsvertheilung im Deutschen Reich nahe gerückt, die man unzutreffenderweise schon für 1895 aus der einseitigen Berücksichtigung des Hauptberufs der Bevölkerung abgeleitet hat.

Folgt aber nun daraus, daß die landwirthschaftlichen Interessen in gleichem Maße eine verhältnißmäßige Einschränkung gegenüber den industriellen erfahren haben und daß überhaupt die formale Scheidung der Berufsgruppen zugleich der richtige Ausdruck für die Gestaltung der speziell agrarischen Interessen einerseits und der industriellen Interessen andrerseits ist?

Die Verkünder des Schlagworts vom Uebergang des „Agrarstaats“ zum „Industriestaat“ nehmen dies an, bekunden aber damit die ganze Oberflächlichkeit einer an den summarischen Zahlenergebnissen haftenden, die innere Gestaltung der Zahlenwelt ignorirenden statistischen Vergleichung. Es wird ein durchaus falscher Gegensatz der agrarischen und industriellen Interessen konstruirt und ganz übersehen, daß mit der Verselbständigung gewerblichen Schaffens keineswegs in vollem Maße eine Emanzipation von den grundlegenden agrarischen Interessen eintritt. Um dies näher darzuthun, ist hier in Kürze auf zwei Gedankenfolgen einzugehen, von denen die erste aus dem Gebiete der — allerdings noch recht wenig entwickelten — wirthschaftsstatistischen Methode, die zweite aus dem Gebiete allgemeiner volkswirthschaftlicher Erwägungen entnommen ist.

Daß die Annahme eines allgemeinen und durchgreifenden Gegensatzes der wirthschaftlichen Interessen zwischen Landwirthschaft und Industrie unzutreffend ist, wird klar, wenn man erwägt, wie im Lauf der wirthschaftlichen Entwicklung die Verselbständigung der gewerblichen Thätigkeit überhaupt sich vollzogen hat. Setzen wir als den Urzustand geordneten Wirthschaftslebens die geschlossene Haus- und Hofwirthschaft, so macht die „landwirthschaftliche“ Bevölkerung annähernd 100 Prozent der Gesammtbevölkerung aus. Die ganze Bevölkerung ist im Hauptberuf landwirthschaftlich thätig, daneben findet sich allerdings als Nebenbeschäftigung der Hofzugehörigen mannichfaltige gewerbliche Thätigkeit aber zu selbständiger Berufsthätigkeit ist diese noch nicht entwickelt. Im Lauf der Zeit ändert sich dies, die Gewerbethätigkeit verselbständigt sich. Damit hört aber ihre ökonomische Zugehörigkeit zu dem großen, verbleibenden Grundkreis der nationalen, agrarischen Interessen nicht auf. Soweit das Gewerbe Stoffe verarbeitet, welche der heimische Landbau liefert, soweit es diesem Produktionsmittel liefert und soweit es der agrarischen Bevölkerung überhaupt Bedürfnißbefriedigung vermittelt, handelt es sich um eine produktive Thätigkeit, die zwar technisch als industrielle zu bezeichnen ist, die aber wirthschaftlich doch nichts anderes ist, als ein zu beruflicher Verselbständigung gelangtes Stück agrarischer Interessen. Dies gilt nicht etwa von den primitiven Zuständen des sich ausbildenden Handwerks, sondern in gleicher Weise auch noch von ausgedehnter heutiger Gewerbethätigkeit und selbst von manchem Zweig unsrer Großindustrie. Nicht bloß die sogenannten landwirthschaftlichen Nebengewerbe, sondern beispielsweise alle die Betriebe der Müller, Bäcker, Metzger, Wirthe, Bierbrauer u. s. w., die heimische Landwirthschaftserzeugnisse für lokalen, ländlichen Bedarf gewerblich verarbeitet und verarbeitet zur Bedarfsdeckung darbieten, sie repräsentiren nichts anderes, als ein durch den ökonomischen Entwicklungsprozeß zur beruflichen Verselbständigung gelangtes, aber darum doch in seinem Grundwesen unverändertes agrarisches Interesse. Gleiches gilt auf dem Gebiet großindustriellen Betriebs, beispielsweise in hervorragender Weise von der Rübenzuckerfabrikation. Und wenn unsre heutige Industrie der heimischen Landwirthschaft zum Beispiel Kunstdünger, Drainröhren, landwirthschaftliche Maschinen liefert, so kann da von irgend einer Gegensätzlichkeit agrarischer und industrieller Interessen auch nicht die Rede sein. Auch hier ist lediglich Berufsarbeit, die ursprünglich im Landwirthschaftsbetrieb selbst geleistet wurde, unter industrieller Etikette verselbständigt, aber agrarische Bedeutung hat sie im Grunde nach wie vor, und bei der Gruppirung der wirthschaftlichen Interessen ist sie dem agrarischen Interessenkreis zuzuweisen. Was zusammenfassend als „Industrie“ bezeichnet wird, begreift höchst mannichfaltige, in die verschiedensten Interessengruppen zerfallende Wirthschaftsbethätigung.

Eine Gegensätzlichkeit der Interessen gegen die heimische Landwirthschaft ist wirthschaftsstatistisch in gewissem Maß nur für jene Gewerbethätigkeit nachweisbar, welche fremde Roh- und Hülfsstoffe verarbeitet und die daraus hergestellten Produkte nicht an den nationalen agrarischen Interessenkreis absetzt, sondern an andere heimische Interessenten oder an das Ausland. Der Kreis dieser heimischen Interessenten kann kein großer sein; denn es gehören zu diesem nicht alle diejenigen, welche selbst bei der Bodenbebauung betheiligt oder indirekt in der oben angegebenen Weise in den Interessenkreis der Landwirthschaft einbezogen sind. Auch aus dem Berufskreis des Handels und Verkehrs sind alle Jene, die mit heimischen Bodenprodukten handeln oder dieser fremde Roh- und Hülfsstoffe zuführen, in den großen agrarischen Interessenkreis einzubeziehen. Die arbeitenden Hülfskräfte folgen allüberall dem Interessenkreis der Berufsgruppe, die ihre Nahrungsquelle ist. Hienach verbleibt zu einer wahren Gegensätzlichkeit von Landwirthschaft und Industrie in der Hauptsache nur jener Bruchtheil der letzteren, der aus fremden Roh- und Hülfsstoffen Fabrikate für den Export und zum Absatz an den kleinen, agrarisch nicht unmittelbar interessirten Kreis heimischer Konsumenten herstellt. Also nicht einmal die ganze Exportindustrie, geschweige denn die Industrie überhaupt ist in den vermeintlichen agrarischen und industriellen Interessengegensatz einzubeziehen. Von der ursprünglich einheitlichen, für die ganze Volkswirthschaft fundamental bedeutsamen agrarischen

Interessengemeinschaft werden im Lauf der Entwicklung mehr und mehr einzelne Bruchstücke unter anderer als agrarischer Benennung — als Gewerbe wie als Handelsberufe — verselbständigt, ohne aber deßhalb aus dem agrarischen Interessenkreis selbst auszuscheiden. Aufgabe der feineren, wirthschaftsstatistischen Forschung ist es, das Gesammtgebiet der Gewerbethätigkeit unter diesem Gesichtspunkt einer Betrachtung zu unterwerfen und zu zeigen, inwieweit bei demselben eine unmittelbare Gemeinschaft mit den agrarischen Interessen und wieweit eine Gegensätzlichkeit gegen diese besteht. Hier konnte diese ganze Gedankenfolge nur in aller Kürze angedeutet werden. Das Gesagte genügt aber, um die Ueberzeugung zu festigen, daß die bloß formale Etikette der beruflichen Bezeichnung hierüber gar nichts aussagt.

Die summarische Gliederung der Bevölkerung nach den unter „Landwirthschaft" und „Gewerbe" eingereihten Berufsarten ist hienach nicht der richtige Maßstab für die quantitative Werthung der agrarischen gegenüber den speziell industriellen Interessen. Was man als agrarisches, gewissermaßen bodenständiges Gesammtinteresse bezeichnen darf, ist verhältnißmäßig viel größer und erheischt schon darum besondere Berücksichtigung, wenn auch keineswegs Prozentzahlen der Bedeutung einer Interessengruppe allein dafür entscheidend sein können, ob die staatliche Politik dieser ihre Berücksichtigung zuwenden soll oder nicht. Wäre die Wirthschafts- und Sozialpolitik nur ein solches mechanisches Rechenexempel, dann wäre es von vornherein mit der Berücksichtigung der Interessen ausgesprochener beruflicher Minoritäten recht schlecht bestellt, so z. B. mit der Berücksichtigung der in den sogenannten freien Berufsarten sich zusammenfindenden, die doch zweifellos kulturell recht bedeutungsvolle Elemente des Gesellschaftslebens umfassen.

Was hienach eine tiefer eindringende wirthschaftsstatistische Werthung der Ergebnisse unsrer Berufszählung lehrt, das ergibt übereinstimmend auch die allgemeine, die Bedeutung der Landwirthschaft würdigende nationalökonomische Erwägung. Die Bebauung, und zwar die förderlichste, nutzbringendste Bebauung des nationalen Bodens ist die erste einer jeden Volkswirthschaft gesetzten Aufgabe. Was die Natur an Produktionsbedingungen hiefür darbietet, richtig auszunützen, ist die grundlegende Aufgabe der Volkswirthschaft; nicht minder aber ist das Gebot ökonomischer Selbsterhaltung, die durch die Bodenbebauung geschaffenen Werthe, die den ältesten Grundstock des Volksreichthums darstellen, zu erhalten und zwar sie zu erhalten auch dann, wenn weltwirthschaftliche Strömungen diesen Reichthum zu vernichten drohen. Der reine Weltwirthschaftler — als welcher unser eingangs erwähnter Theoretiker sich darstellt — kennt allerdings solche Rücksichten auf die Erhaltung des im nationalen Kulturboden steckenden Reichthums nicht. Ist er ganz konsequent, so muß er gegebenenfalls es als das Richtige bezeichnen, die nationale Landwirthschaft ganz aufzugeben, wenn die Konjunktur so fein sollte, daß alle landwirthschaftlichen Produkte billiger vom Auslande bezogen werden könnten. Man mache sich einmal ein Bild von der alsdann allein noch möglichen Gestaltung der nationalen Volkswirthschaft, um die volle Unhaltbarkeit einer Politik zu erkennen, die nach rein weltwirthschaftlichen Gesichtspunkten vorgehen und die Interessen der nationalen Produktion zugunsten eines Phantoms günstigster Konsumtionsgestaltung preisgeben wollte. Das Ackerland wüst und verlassen, Dörfer und Höfe zerfallen, dabei aber in großstädtischen Mittelpunkten und in einzelnen Industriebezirken die Bevölkerung konzentrirt, um mit Aufgebot aller Kräfte durch Exportindustrie die billigen fremden Nahrungsmittel zu gewinnen — das wäre die Endgestaltung einer Politik, die geneigt wäre, nach Maßgabe der weltwirthschaftlichen Konstellationen die heimische Landwirthschaft zu opfern. Und da, wo es zu diesem Extrem nicht käme, würden partielle Erscheinungen solcher Art in der Verödung einzelner Landstriche hervortreten.

Daß ein solcher Entwicklungsgang aus höheren nationalen Interessen nicht angenommen werden könnte, selbst wenn er wirthschaftlich der beste wäre, ist klar. Aber auch wirthschaftlich ist diese kosmopolitische Wirthschaftspolitik durchaus unhaltbar. Der Niedergang und schließlich der Untergang der heimischen Landwirthschaft würde die heimische Industrie des bedeutungsvollsten Abnehmers im Innern, nämlich des zahlungsfähigen Abnehmers aus dem gesammten agrarischen Interessenkreis des Inlands, berauben — und dieser Interessenkreis ist, wie wir oben gesehen haben, sehr groß. Weiter kommt in Betracht, daß der Rückgang der Landwirthschaft, namentlich der Uebergang zur extensiven Landwirthschaft und schließlich zur Waldwirthschaft weit stärkere Bevölkerungsmassen in das Angebot industrieller Arbeit werfen würde, als nach dem natürlichen Bevölkerungszuwachs nöthig wäre. Dadurch aber würde den industriellen Arbeitern wegen des bei dieser Konstellation zu befürchtenden Lohndrucks ein weit größerer Schaden zugefügt als etwa ein um einen mäßigen Betrag billigerer Brotpreis ihnen nützen könnte. Auch die Arbeiterfreundlichkeit der Weltwirthschaftspolitik der niedrigsten Getreidepreise ist hienach eine sehr zweifelhafte. Weiter ist klar, daß dann, wenn alles auf die Karte der Exportindustrie gesetzt wäre, folgerichtig bei der dann unerläßlichen Erstrebung minimaler Produktionskosten auf die ganze Arbeiterversicherungsgesetzgebung und schließlich auch auf die Arbeiterschutzgesetzgebung verzichtet werden müßte und nicht minder auf die Koalitionsfreiheit der Arbeiter, welche zur Steigerung der Lebenshaltung und der Löhne der Arbeiter führt. Gegenüber einem so trostlosen Bild weltwirthschaftlicher Entwicklung, tritt der Ernst der aktuellen wirthschaftspolitischen Aufgaben mächtig hervor. Soll diese Aufgabe in kurzem Satze bezeichnet werden, so darf man sagen, es kommt darauf an, die wachsende deutsche Bevölkerung in angemessener Vertheilung, sowohl der landwirthschaftlichen als der gewerblichen Produktion zuzuführen und zu diesem Zweck alles zu thun, was im Rahmen der nationalen deutschen Volkswirthschaft eine intensivere Gestaltung nicht nur der Industrie, sondern auch der Landwirthschaft ermöglicht. Die Erfahrung zeigt, daß die Industrie nach dieser Richtung ohnedies gravitirt, es kommt also nur darauf an, durch die staatliche Politik hier unterstützend einzugreifen und insbesondere auch weiterhin der deutschen Industrie die gute Grundlage des Schutzzollsystems von 1879 zu belassen, auf der sie sich so günstig entwickelt hat. Schwieriger und mannichfaltiger sind die Aufgaben der Reichs- und Staatspolitik gegenüber der Landwirthschaft, die nach der ganzen Gestaltung der Betriebs- und Besitzverhältnisse weniger nach der Intensirung der Produktion neigt. Immerhin ist jedoch auch in dieser Hinsicht für die Neuzeit ein erheblicher von manchem Wirthschaftspolitiker nicht genügend beachteter Fortschritt zu verzeichnen. In der Veröffentlichung des kaiserl. Statistischen Amts über „Die Landwirthschaft im Deutschen Reich" (Band 112 der Statistik des Deutschen Reichs, Neue Folge) ist in dem Abschnitt über die Produktion auf der landwirthschaftlichen Fläche hierüber einiges Material zusammengestellt, soweit solches angesichts der leider bei der Betriebsstatistik unterbliebenen Frage nach den Produktionsergebnissen beschafft werden konnte. Dieses Material gibt über die Thatsache der Produktionssteigung der deutschen Landwirthschaft seit 1882 sehr beachtenswerthe Aufschlüsse. Hienach kann es keinem Zweifel unterliegen, daß diese Produktionssteigung auch weiterhin noch sehr entwicklungsfähig ist. Hier muß die Wirthschaftspolitik von Reich und Staaten ein-

setzen und auch fernerhin die Vorbedingungen erhalten und verbessern, welche eine Intensivirung unsrer heimischen Landwirthschaft ermöglichen. Wird dieses Ziel erreicht, so wird zugleich gute Sozialpolitik getrieben; denn gerade die Berufs- und Gewerbezählung von 1895 hat klargelegt, daß in den Besitz- und Betriebsverhältnissen der deutschen Landwirthschaft durchaus gesunde Verhältnisse herrschen, welche zu festigen eine der wichtigsten Aufgaben der nationalen Sozialpolitik ist. Daß man bei der Lösung der Aufgaben, die in dieser Hinsicht der Reichs- und Staatspolitik gestellt sind, sich durch eine oberflächliche Verwerthung der berufsstatistischen Ergebnisse der Erhebung von 1895 nicht irre machen lassen darf, dies in kurzer Ausführung darzulegen, war der Hauptzweck dieser Zeilen.

München, 12. April 1899.

Giosuè Carducci.

Von Valeria Flamini.

II.

Bevor wir zu Carducci's unsterblichem Hauptwerk übergehen, sei noch bemerkt, daß man durch die „Neuen Gedichte", die ja zweifellos bedeutender sind als alle früheren, auch in Deutschland auf ihn aufmerksam geworden war. Karl Hillebrand schrieb über ihn in der Allgemeinen Zeitung und erklärte ihn für den größten Dichter, den Italien seit Leopardi's, Europa seit Heine's Tod hervorgebracht hat.

Und nun nach den „Neuen Gedichten" die „Odi barbare" (1876—1898), durch ihren Inhalt ein glänzender Beweis, daß Carducci's poetische Gaben in der „Nuove Poesie" noch lange nicht ihre volle Macht entfaltet hatten; was die Form anbetrifft, ein Erzeugniß von der fortwährenden Entwicklung unsres Dichters, wie er es mit weitem und freiem Blick schon seit seinen ersten Schritten geahnt hatte. Carducci wurde von seinem Genius und seinen Studien zu diesem Ziele gebracht, ohne die Absicht, eine Revolution in der Kunst zu vollführen.

Zwischen den „Nuove Poesie" und den „Odi barbare" liegen nur vier Jahre. Wie erklärt sich dieser wunderbar schnelle Uebergang vom Fehlerhaften zum Vollendeten? Das Vollendete erfolgte eben nicht aus einer plötzlichen Inspiration, sondern aus dem inneren Fortschritt, der seine Frucht erst dann hervorbrachte, als sie ganz gereift war. Der Stil zwingt den Leser nicht mehr, den Zusammenhang in den verwickelten Wendungen der Strophe zu suchen; die Mythologie ist mäßiger, klarer, passender; man merkt, daß der Dichter dem reinen Strom der Eingebung folgt und nicht mehr den Anschein hat, als ob er sich von Zeit zu Zeit an die Leser wendete mit der Frage: Nun, wie habe ich diesen Gedanken von Tibull und dieses Bild von Horaz in meinem toscanischen Vers wiedergegeben? — Das ist in wenigen Worten der große Unterschied zwischen den früheren Gedichten und den „Odi barbare", die gewiß seit Dante's „Vita Nuova" die erste italienische Lyrik sind, die einem wirklich das Herz befriedigt. Hier offenbart Carducci erst seine ganze dichterische Macht, die früher von ihrer vollen Entfaltung zurückgehalten war durch jene Vorurtheile und jenes Verfahren, die wohl zum innersten Organismus der Kunst gehörten, aber zum Verschwinden verurtheilt sind, wenn die Kunst auf der Stufe höchster Vollendung anlangt; so wie von der Scene jeder sichtbare Mechanismus verschwindet, sobald die Proben beendigt sind und das Drama wirklich angeht.

Carducci's Gefühlsweise mußte eine ihr entsprechende Form finden. Der neue Geist erforderte einen neuen Körper. Schon Chiabrera hatte vor zwei Jahrhunderten versucht, die altklassischen Metren in die italienische Literatur einzuführen. Carducci löste das Problem in derselben Weise, wie es Chiabrera gelöst hätte, wenn dessen Genius der Richtigkeit seines Urtheils gleichgekommen wäre. Chiabrera sah, daß in den damaligen Verhältnissen eine Rückkehr zu den klassischen Vorbildern für die italienische Literatur kein Rückschritt, sondern eine Förderung gewesen wäre: unglücklicherweise vermochte er in den klassischen Geist nicht einzudringen. Das vermochte Carducci, und es gibt wenig glücklichere Beispiele von der Vereinigung zweier Literaturen, als seine „Barbarischen Oden".

Und der Form mußte auch der Inhalt entsprechen, denn, sagt der Dichter mit den Worten Platens, welche er den „Odi barbare" als Motto voransetzt:

Schlechten, gestümperten Versen genügt ein geringer Gehalt schon,
Während die edlere Form tiefe Gedanken bedarf:
Wollte man euer Geschwätz ausprägen zur lapphischen Ode,
Würde die Welt einsehn, daß es ein leeres Geschwätz.

Und so ist es denn mehr noch als die Form vor allen Dingen der klassische Geist, mit welchem er seine Gedichte beseelt, der nicht mehr in Fesseln geschlagene mittelalterliche Geist, welcher vor dem Teufel und den Höllenqualen zittert, oder in ekstatischer Anbetung vor Heiligenbildern kniet, sondern die Befreiung der Erde vom Himmel, der heitere, hellenische Pantheismus, der gesunde Lebensgenuß, der Kultus des Schönen in Kunst und Poesie. Und in diesem wissenschaftlichen Frohsinn sollte die neue Menschheit leben; in Goethe, Wagner und Carducci sollte sie ihre edelsten Vertreter sehen.

Weit entfernt von sklavischer Nachahmung, die sich ängstlich innerhalb der Ideenkreise des Alterthums hielt, gibt Carducci vielmehr von seiner Individualität nicht das Geringste preis; in den wesentlichen Punkten aber, die der griechisch-römischen Dichtung ihre Größe und ewige Mustergültigkeit verleihen, ist er ihr eifriger und gelehriger Schüler. Und so zeichnen sich denn seine Oden durch Vorzüge aus, die in der italienischen Lyrik, und nicht in dieser allein, zu den Seltenheiten gehören. Ich meine damit die strenge Planmäßigkeit und Geschlossenheit der Komposition, die Harmonie zwischen Form und Inhalt, die sichere Durchführung einer poetischen Stimmung und nicht zum mindesten die Plastik der Darstellung, die in den beschreibenden Partien glanzvoll hervortritt. Es sind immer italienische Gegenstände, die Carducci wählt, und auch in seinem Antikisiren ist er mehr Lateiner als Grieche. Es geht wie ein Luftzug aus Virgils Georgiken durch seine italischen Gedichte. Seine landschaftlichen Schilderungen Toscana's und der fetten Romagna sind von unnachahmlicher Frische und Kraft. Und sie sind nie nur Schilderung: den Hauptcharakter der „Odi barbare", der sie vor der ganzen Weltliteratur auszeichnet, finde ich in der Belebung und Vermenschlichung der Natur, in der Weise, in welcher der Dichter das Menschliche, oft das Persönlichste in Zusammenhang mit der Natur zu bringen weiß. So treten einem die reichen fruchtbaren Ebenen, die öl- und weinbepflanzten Hügel, die reinliche Tenne und der offene Pachthof, das milchweiße Gespann der schwarzangigen, schwerwandelnden Ochsen, der ganze Feldgeruch der braunen italischen Erde vor die Sinne und mit ihnen ganz Altitalien, Etrurien vor allen:

Dich begrüß' ich, grünendes Land der Umbrer!
Dich auch, Gott des Quells, o Clitumnus! Freudig
Fühl' ich hier italischer Heimathsgötter
Hauch um die Stirne!

Und der Dichter ist nie größer, als wenn er, diesen Lokalton anschlagend, sich aufs besonderste beschränkt; denn er bedurfte der Beschränkung, wenn er nicht allgemein

Digitized by Google

werden, der Rhetorik anheim fallen sollte. Nächst dem Historischen und Lokalen aber ist's das Persönliche, in dem seine Muse sich am wohlthuendsten zeigt. Carducci, der so große Anlagen zum Epiker hat, ist eigentlich nie recht aus der Lyrik herausgewachsen. Sein Zorn, seine Liebe, seine Trauer sind doch immer die Grundtöne seiner Lieder. Letztere namentlich klingt immer und immer wieder durch.

Daß sich Carducci durchaus nicht auf antike Vorstellungen und Stoffe beschränkt, sondern auch das Modernste, dem engbrüstige Dichterlinge meist aus dem Wege gehen, zu bewältigen versteht, zeigen z. B. die alkäischen Strophen, in denen das Treiben auf einem Bahnhofe geschildert wird und zwar in einer Weise, daß man nicht den geringsten Widerspruch zwischen Stoff und Form empfindet. Die Dinge zu sehen und darzustellen, das ist die Hauptsache, die Carducci von den klassischen Meistern lernte; die antikisirende Form ist durchaus nicht das Wesentliche, wie man vielfach geglaubt hat, sondern nur eine natürliche Konsequenz von Carducci's Gefühlsweise, sonst müßte der Klassizismus heutzutage in Italien eine ziemlich verbreitete Richtung genannt werden; brachte es doch Carducci's Vorgang in die Mode, an Stelle der nationalen Reimstrophen antike Odenformen anzuwenden, die freilich bei den Nachahmern — Mazzoni, Panzacchi u. s. w. — nur als ein willkürlich gewähltes Gewand mehr oder weniger unbedeutender Gedanken erscheinen. Carducci hat sonach vollkommen recht, wenn er sich auf das entschiedenste dagegen verwahrt, das Haupt einer Schule zu sein, als welches er bisweilen in den Reihen seiner Gegner bezeichnet wird.

Der große Unterschied zwischen Carducci und seinen Nachahmern zeigt sich auch in ihrer verschiedenen Handhabung der Sinnlichkeit. Des „Simplicissimus" Unfläthigkeiten sind ja nie unanständig, wie die Nacktheiten der Alten nie „ausgezogen" erscheinen. Die Nacktheiten nun in Carducci's erotischen Gedichten haben auch meist diese gesunde Natürlichkeit. Sein Schönheitsgefühl trägt ihn hier glücklich über die Klippen hinweg, seine Sinnlichkeit hat so wenig Modernes und Korruptes wie die Bilder von Tizian und die „römischen Elegien". Hier ist er denn auch Heine — dem jungen Heine wenigstens — entschieden überlegen, ragt er vornehmlich über seine eigenen Nachahmer weit hinaus. Carducci bleibt für uns Italiener ein unvergänglicher Nationalruhm; D'Annunzio und zum großen Theil auch Stecchetti könnten ebenso gut Franzosen sein. Bei diesen artet die Sinnlichkeit in Lüsternheit aus, sinkt das Kunstwahre zum Naturwahren herab, was die Herren — Dichter, Maler und Bildhauer — hierzulande „Verismus" nennen. Als sich Carducci von den satirischen Gedichten den „Odi barbare" zuwandte, forderte ihn Stecchetti aufs neue zum Kampfe auf: „Enotrio, Du schläfst, und laut zum Himmel klingen die Schlachtrufe, und die Fahne, Deine Fahne, flattert im Gefechte. Der Feind ist da, erwache; schleudere Deine mächtigen Strophen gegen ihn, und wir werden siegen und mit dem heiligen Laube werden wir Deine Stirn, o Dichter, bekränzen". . . . Stecchetti beweist durch diesen unbegründeten Vorwurf, wie weit er unter Carducci steht, da er dessen vollkommenste Schöpfungen nicht würdigen kann. Stecchetti kämpft mit dem Cynismus eines Bohèmiens und mit den Waffen des bittersten Spottes; er will beleidigen und Anstoß erregen, prahlt mit der Sinnlichkeit und scheut keine Lästerung. Carducci besitzt feineren Geschmack und viel mehr Würde, nur ihm gehört der große Stil. Auch sein jugendlicher Erguß, der Hymnus an Satan, ist, wenn man ihn recht betrachtet, kein unehrerbietiges Schmählied. Satan ist nicht der semitische Geist des Bösen: er stellt die klassische Auflehnung, die Wiedererhebung des Titanen, den Freiheitsgeist des Prometheus dar. Das „servum imitatorum pecus", das jetzt carducciantsch zu sein glaubt, wenn es erotische Pathologie und Anatomie treibt, muß den Meister in sonderbarer Stimmung gelesen haben.

Wie viele unter seinen Zeitgenossen weist Carducci zugleich klassische und romantische Elemente auf; romantisch ist er in seiner Auflehnung gegen das Herkömmliche, klassisch in seiner Vergötterung der Antike; und es ist zum großen Theil diese Vereinigung, die aus ihm eine so bedeutende und interessante Erscheinung macht. Echt romantisch ist jene wunderbare Unfaßbarkeit und Unendlichkeit der Gefühle, das vollständige Aufgehen in den Phantasiegebilden, diese Eigenschaften, die durchaus unsrer Zeit gehören und durch welche Carducci eine merkwürdige Uebereinstimmung mit deutscher Gefühlsweise zeigt. Aber das klassische Element ist bei unserm Toscaner doch vorwiegend, und darin liegt der Hauptunterschied zwischen ihm und Wagner, mit dem er sonst so viele Berührungspunkte hat. Die Italiener haben stets ihr Hauptaugenmerk auf die Vorzüglichkeit der Form gelegt und deßhalb in den plastischen Künsten nach dem Griechen die größte Vollendung erreicht. Carducci kann sich nun auch von dem tiefsten Gefühl nicht so weit hinreißen lassen, daß es die Form auflöste. Er bleibt stets Klassiker, Heide, Plastiker.

In der letzten Zeit tritt leider bei Carducci mehr und mehr die Neigung hervor, den Werth der Poesie für unsre praktisch-materialistische Zeit und zugleich auch seine eigene Bedeutung als Dichter etwas zu unterschätzen. Daß aber trotzdem seine Poesie nichts von ihrer Größe und Gewalt eingebüßt hat, beweisen seine in den letzten Jahren meist einzeln veröffentlichten größeren Gedichte.

Wie bei jedem wirklich schöpferischen Geiste, dessen Produktion eben nicht von Zufall oder Laune, sondern von innerer Nothwendigkeit regiert wird, läßt sich auch bei ihm jedes neue Werk nur als Resultat eines künstlerischen Entwicklungsprozesses würdigen, dessen einzelne Stadien eine feste Kontinuität aufweisen. Ein so originelles Talent vollends wie das seine macht diese retrospektive Betrachtungsweise unerläßlich. — Im Jahr 1897 erschien eine Ode von ihm an „Die Kirche von Polenta", auch sie, wie viele unter den früheren, im Gewande der sapphischen Strophe, auch sie reich an historischen und literarischen Anspielungen, auch sie gedankentief und formvollendet. Aber sie preist die zivilisatorische Macht der Kirche und klingt aus in ein weiches „Ave Maria", von himmlischem Frieden durchhaucht. Diese letzten Strophen der Ode, welche eine begeisterte Aufnahme in Italien gefunden haben, enthalten Klänge von so wehmuthsvoller Schönheit und Innigkeit, ein so völliges Aufgehen des Dichters in den Gebilden seiner Phantasie, daß sie uns vollständig gefangen nehmen und auch uns mit ihrem Zauber umspinnen. Wir fühlen, daß der Dichter, durch seine Begeisterung allem irdischen Zwist und Zweifel entrückt, sich zu dem etwischen Geisterreich erhoben hat, in dem nur die größten Künstler aller Zeiten wohnen:

Sei gegrüßt Marie! Wenn der fromme Gruß die
Luft durcheilt, entblößen die kleinen Menschen
Demuthsvoll das Haupt, und die Stirne senken
Dante und Harold.
Eine Melodie wie von Flöten wehet
Leis' und unsichtbar zwischen Erd' und Himmel:
— Ob es Geister sind die geweſen — sind und
— Kommen in Zukunft? —
Sanft vergißt das Herz dann des Lebens Mühsal,
Durch das Denken weht's wie ein Hauch des Friedens,
Eine süße Lust nach dem Trost der Thränen
Dringt in die Seelen.
Thiere und Mensch verstummt, und die ganze Welt schweigt,
Rosig dämmert auf in des Himmels Blau der
Abend. Wagend rauscht's durch die hohen Wipfel:
Ave Maria.[1])

[1]) Uebersetzt von Carl Mühling.

Digitized by Google

Mittheilungen und Nachrichten.

* Die Wiener Expedition nach Südarabien. Nach verschiedenen Wiener Blättermeldungen, die übrigens fast insgesammt in einer und derselben Quelle ihren Ursprung zu haben scheinen und vielleicht in mancher Hinsicht noch der Bestätigung bedürfen, soll am 1. April der Leiter und am 13. desselben Monats wieder ein Theil der Mitglieder dieser von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften ausgerüsteten Expedition in Wien, ein anderer Theil dagegen in Triest, und zwar mit reicher wissenschaftlicher Ausbeute jeglicher Art, eingetroffen sein. Bis zum 24. März scheint man indeß in Aden von der Heimreise des Leiters oder der übrigen Mitglieder noch nichts gewußt zu haben; wenigstens geschieht in Briefen, die in Aden von verschiedenen mit der Expedition in Verbindung stehenden Personen zwischen dem 21. und dem 24. März geschrieben wurden und sich mit Angelegenheiten der Expedition befassen, der Abreise des Leiters, die doch schon einige Tage vorher stattgefunden haben müßte, ebenso wie der der übrigen Mitglieder, keine Erwähnung. Man wird also entweder annehmen müssen, daß die Betreffenden von der Abreise des Leiters nichts wußten und daß die übrigen Forscher erst nach dem 24. März Aden verlassen haben, oder daß die Briefschreiber die Heimreise der Wiener Gelehrten als eine gar nicht erwähnbare Thatsache betrachteten; denn daran, daß die Wiener Blättermeldungen ganz oder auch nur theilweise aus der Luft gegriffen seien, ist angesichts ihrer bestimmten Fassung natürlich nicht zu denken. Von dem in Aden zurückgebliebenen Engländer G. W. Bury, diesem erfolgreichsten Hauptmitarbeiter der Expedition und Sekretär des Grafen Landberg, ist in den Wiener Mittheilungen ebensowenig die Rede wie von dem Grafen Landberg selbst, dem eigentlichen Initiator und ursprünglichen Leiter der Expedition. Das ist befremdend und bedarf der Aufklärung, besonders mit Bezug auf Bury, von dem nicht, wie von Graf Landberg, bekannt geworden ist, daß er sich etwa gleichfalls mit den Mitgliedern der Expedition entzweit habe, sondern bezüglich dessen vielmehr aus direkten aus Arabien stammenden Nachrichten hervorgeht, daß er das einzige europäische Expeditionsmitglied war, welches unter dem Pseudonym Szaalich Mansur, den Versuch wagte, nach Sodala oder Schabwa vorzudringen. Daß dieses Ziel nicht ganz erreicht wurde, da Bury nur bis Anszaad, dem Sitz des Aulaki-Sultans, gelangte, hat nichts auf sich; denn Bury sandte den in Diensten des Grafen Landberg stehenden und von diesem im Abklatschen der Inschriften geübten Araber El Madhidschi nach Marcha und Schabwa. Da das Ergebniß dieser keineswegs gefahrlosen Reise Bury's und Madhidschi's in nicht weniger als acht, wie es scheint sämmtlich aus der alten Hauptstadt Hadramuts herrührenden Inschriften bestand, so wäre eine Erwähnung wenigstens des Namens des unerschrockenen Engländers immerhin am Platz gewesen, zumal die sonstige inschriftliche Ausbeute der Expedition an Zahl verhältnißmäßig gering sein soll, da nur in dem im Wadi Maisa'a unweit von Azzaan gelegenen Nakb al Hadschar zwei oder drei bisher unbekannte und vielleicht auch im Weihrauchgebiet einige andere Inschriften entdeckt wurden. Eine Aufklärung hierüber wird gewiß von berufener Seite erfolgen, sobald nur erst einmal alle Mitglieder der Expedition wieder in Wien beisammen sein werden.

Es ist erfreulich, zu vernehmen, daß die Expedition verhältnißmäßig wenigen Gefahren begegnete. Das war in jenen Gebieten nach dem, was vor einiger Zeit der mit den Verhältnissen Südarabiens wohlvertraute österreichische Reisende Dr. Glaser in diesen Blättern mittheilte, kaum anders zu erwarten; denn diese Gegenden, die noch vor wenig mehr als zehn Jahren für Europäer, gleichviel ob sie Geld und Geschenke brachten oder nicht, ebenso unbetretbar waren wie etwa der ägyptische Sudan zur Zeit der Mahdistenherrschaft, haben, seit sie, besonders was die Küste anbelangt, in das englische Protektorat einbezogen wurden, ihre Unbetretbarkeit eingebüßt und sind desto leichter zu bereisen, je mehr Wohlwollen die englischen Behörden den Reisenden eventuell entgegenbringen. Auf dieses Wohlwollen kommt jetzt dort sehr viel, ja fast alles an. Daß auf dieser Grundlage auch Geld und Geschenke sehr von Nutzen sind, ist selbstverständlich. Alles das haben die mannichfachen Reisen bewiesen, welche von verschiedenen Europäern, darunter auch Nichtengländern, in den letzten zehn Jahren in jenen Gebieten unternommen wurden. Daß auch die Wiener Expedition sich gouvernementaler Förderung erfreute, brauchi wohl nicht erst speziell betont zu werden. Ebenso wurde ihr eine sehr zielbewußte Unterstützung durch die Presse, insbesondere durch die Wiener Presse zutheil, die in bewunderungswürdiger Disziplin und mit unverkennenswerthem Scharfsinn alle ihre Notizen und Mittheilungen nach Form und Zeit so zu gestalten, verstand, daß dieselben der Expeditionsleitung die Aufgabe nur erleichtern konnten. So darf man die begründete Hoffnung hegen, daß auch die wissenschaftlichen Ergebnisse der Expedition entsprechend groß sein werden. Nähere Angaben über dieselben liegen indessen noch nicht vor; die Resultate scheinen aber in der That außerordentlich groß zu sein, da sonst wohl die Wiener Blättermeldungen in weniger bombastischem Tone gehalten sein würden. Freilich sind Blättermeldungen im allgemeinen nicht ausschlaggebend, speziell nicht in wissenschaftlichen Dingen und nicht in der deutschen Gelehrtenwelt, welch letztere sich einer kühlen Denkungsart zu befleißigen pflegt und ihre Erwartungen insbesondere hinsichtlich schwieriger Forschungsunternehmungen nicht gern allzuhoch spannt. Sie zieht vielmehr vor, in Ruhe und Besonnenheit zunächst die Publikation der Ergebnisse abzuwarten. Einstweilen nehmen wir aber mit großer Befriedigung Akt davon, daß es den Wiener Gelehrten gelungen sei, die Topographie der besonders sprachlich, aber auch botanisch interessanten Insel Sokotra festzustellen, das schon theilweise bekannte Idiom der Bevölkerung dieses jetzt bekanntlich englischen Eilandes neu und, wie es scheint, weit vollständiger, als es bisher geschehen, aufzunehmen, das zuletzt vom Engländer Bent bereiste Weihrauchgebiet zu besuchen und auch — abgesehen von der zwar kurzen, aber wissenschaftlich sehr werthvollen Tour nach Azzaan, die noch unter Graf Landbergs Leitung gemacht wurde — eines ihrer Mitglieder, G. W. Bury, bis in das so entfernte Anszaab zu senden. Sonstige größere Reisen ins Innere scheinen die Mitglieder der Expedition nicht gemacht zu haben. Doch läßt sich hierüber nichts bestimmtes sagen, da gerade über diesen Punkt die Wiener Blättermeldungen eine gewisse Reserve zeigen, denn außer Sokotra, Azzaan und dem Weihrauchland wird kein Gebietsname genannt, obgleich aus anderer Quelle bekannt wurde, daß mindestens eine Reise ins Innere, nämlich gerade die Bury's, versucht wurde. Für die naturhistorische Ausbeute waren übrigens größere Reisen ins Innere nicht unbedingt nothwendig, da die Flora — und ebenso die Fauna — in allen Theilen des landeinwärts gelegenen südarabischen Gebirges mit äußerst wenigen Ausnahmen völlig übereinstimmend ist und es daher genügt, in dieser Hinsicht irgend eine kleine Partie des Gebirges in den verschiedenen Höhentagen, also gewissermaßen ein Profil, genau zu studiren. Auch die Niederungen längs des Meeresufers bieten in gleichem Betracht eine gewisse Einförmigkeit. Selbstverständlich ist zwischen Flora und Fauna der Küstenebenen und jenen des Gebirges ein nicht unbedeutender Unterschied. Da die Expedition, wie es in den Wiener Blättern heißt, die Ebenen und das Gebirge durchstreifen konnte, so muß ihre botanische und zoologische Ausbeute auf jeden Fall eine sehr werthvolle sein; ja sie wäre das auch dann noch, wenn die Sammlungen selbst nur einem kleinen Landstrich entstammten, vorausgesetzt nur, daß sie möglichst vollständig sind. Dagegen wäre es mit Bezug auf das Epigraphische und wohl auch hinsichtlich der geologischen Studien wünschenswerth, daß es den Reisenden gelungen wäre, an möglichst vielen Punkten tiefer ins Innere vorzudringen, da die Inschriften hauptsächlich im Innern des Landes zu finden sein sollen und auch die geologischen Verhältnisse nur durch weit ins Innere reichende Querschnitte genau festgestellt werden können. Man muß sich aber bei solchen Reisen auch mit Wenig zu begnügen verstehen. Doch liegt glücklicherweise kein zwingender Grund zur Annahme vor, daß die Expedition kein Viel erreicht habe; denn es heißt in den Wiener Blättern übereinstimmend: „Wahre Berge von Pflanzen, Inschriften, eine Menge Käfer, Schmetterlinge ꝛc. ꝛc. wurden gesammelt." Einer solchen bestimmten Versicherung gegenüber

muß selbst der hartgesottenste Skeptiker zu schanden werden, wenn er etwa glaubt, diese Berge könnten sich am Ende als die bekannten kreißenden entpuppen, die eine lächerliche Maus gebären. Nein! Wir wünschen und hoffen vielmehr, daß die Expeditionsmitglieder sich durch ihre Publikationen würdig an die Seite ihrer Vorgänger stellen werden, an Männer wie: Wrede, Munzinger, Miles, Cruttenden, Malhan, Hirsch, Deflers, Haléoy, Arnaud, Glaser, Schweinfurth, Botta, Manzoni ꝛc.

-ch. Die aktive Torpedoboots-Division: Fröhliche Marineverse von Dr. Minins mit Bildern von Dr. Bäse. Verlag von Gebr. Ludwigs, Wilhelmshaven. Preis M. 2.50. — Zwei kunstfertige Doktoren, irren wir nicht medicinae et martis, haben sich zusammengethan, um in der Weise Wilhelm Buschs in lustigen Knittelversen des Seemanns Freud' und Leid während der sommerlichen Indienststattung der Torpedoboote zu schildern. Wir begleiten sie auf der Fahrt von „Oha" und „Laß das nuch!" bis „J nein" und „Geh doch wach", womit sich die Holsteinerinnen nicht minder wie die Töchter Ostpreußens der Schneidigkeit der Bootsbesatzungen zu erwehren suchen, verspotten mit ihnen die Schaaren der Badegäste, denn „hausenweise über Deck, wimmeln sie besicht'gend weg" und „Maate führen sie und lügen, daß sich fast die Spanten biegen", wir empfinden es ihnen nach, wenn sie in muthiger Nichtachtung des kürzesten Weges „um um Skagen! rum um Skagen" fahren, wo beim Ueberholen des „Kostens" auch der besahrene Torpedobootsmann „fühlt den Magen sitzen zwischen Kopf und Krogen" und wir bedauern, aus so guter Gesellschaft scheiden zu müssen, die zum Schlusse ruft: „Alles ging mit Glück und Gunst, Hurrah! hoch die schwarze Kunst" — die in schwarzen Fingerabdrücken an den mit Seemannsemblemen gezierten seidenen Kissen charakteristisch genug gekennzeichnet ist. Wer sich ein vergnügtes Stündchen verschaffen will, dem können wir die Durchsicht des Büchelchens nur bestens empfehlen; über die etwas krausen, für Kenner um so bezeichnenderen Illustrationen wird der Laie hinwegsehen, der von der Maeine gern „speicht von Deutschlonds Zier" und „weiter weiß er nichts von ihr". Sein Wissen von Maeinedingen wird auch durch diese harmlose Dichtergabe gefärdert und hiedurch gewinnt dieselbe eine weitergehende und über das zunächst gesteckte Ziel hinausreichende Bedeutung.

* Ueber ein Museum der Ozeanographie schreibt der Pariser „Temps": Im vergangenen Jahre wurde Fürst Albert von Monaco zu Beginn seiner Forschungsreise in die arktischen Meere vom Deutschen Kaiser, der seit lange mit lebhaftem Interesse die wissenschaftlichen Expeditionen des Fürsten verfolgte, eingeladen, mit seiner neuen Laboratoriums-Yacht „Peincessa Alice", die ihre erste Reise machte, nach Kiel zu kommen. Nach diesem Besuche wollte der Kaiser den ersten Operationen zur Erforschung der Fauna der großen Meerestiefen im Eismeer beiwohnen und traf den Fürsten zu diesem Zweck an der Südküste Norwegens. Dort war es, wo Kaiser Wilhelm II. die Pathenstelle bei dem großen Museum der Ozeanographie annahm, welches in Monaco errichtet werden soll. Die Grundarbeiten hiezu sind jetzt so weit fortgeschritten, daß an die feierliche Grundsteinlegung gedacht werden kann. Zu seiner Vertretung hiebei hat der Kaiser seinen Botschafter in Paris, den Grafen Münster, und den Admiral v. Bodenhausen, einen seiner Adjutanten, bestimmt. Diese Feierlichkeit soll in nächster Zeit stattfinden. Das ozeanographische Museum von Monaco ist, nach dem Geiste des Fürsten Albert, ein Institut, in dem die auf den wissenschaftlichen Reisen seines Gründers gesammelten Elemente zentralisirt und nutzbar gemacht werden sollen. Es wird große Ausstellungssäle und geräumige Laboratorien aller Art besitzen, die den zum Studium der Sammlungen kommenden Gelehrten zur Verfügung stehen. Abgesehen von der Botanik und Zoologie des Meeres, ist das Museum auch zu meteorologischen Arbeiten bestimmt, die zu der Schiffahrt in Beziehung stehen.

* Die Erforschung von Klondyke. Im vorigen Jahre wurden von der nordamerikanischen Regierung zwei militärische und eine wissenschaftliche Expedition und vom Geologischen Institut vier Kommissionen nach dem neuen Goldlande entsendet, um es nach allen Richtungen zu durchforschen. Fünf Expeditionen sind nun zurückgekehrt; sie haben über die wichtigsten Fragen gründliche und erfolgreiche Studien gemacht. Ferner wurden Tracen für Eisenbahnanlagen bestimmt. Ihre Hauptaufgabe bestand in der Auffindung eines Seewegs, auf welchem große Dampfer vom Ozean auf dem Yukon-Flusse ins Innere des Landes gelangen können. Hiedurch ist der Zugang zu den Goldfeldern nicht nur sehr erleichtert, sondern auch die Reisedauer um Hunderte von Kilometern abgekürzt. Die militärischen Expeditionen sind am Yukon-Flusse zurückgeblieben.

* **Breslau,** 17. April. Der Minister der geistlichen Angelegenheiten hat den Gerichtsassessor Dr. Jacobi mit der Verwaltung der bisher von dem nach Berlin berufenen Professor Dr. Heymann wahrgenommenen außerordentlichen Professur in der juristischen Fakultät der hiesigen Universität beauftragt.

* **Graz.** Der a. o. Professor der neueren Geschichte an der hiesigen Universität, Dr. Hans v. Zwiedineck-Südenhorst, wurde zum Ordinarius ernannt.

△ **Dorpat,** 15. April. Der Dozent der Chirurgie Staatsrath Dr. Werner Zoege v. Manteuffel ist zum außeretatsmäßigen außerordentlichen Professor der Chirurgie ernannt worden.

* **Aus der Schweiz.** An der Universität Basel wurde die venia legendi für vergleichende Sprachwissenschaft an Dr. Max Niedenmann ertheilt. — In Bern ist im Alter von 76 Jahren der frühere Professor der Medizin an der dortigen Universität Dr. Jouquière gestorben.

-ir. **Aus den Niederlanden.** In der letzten Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften, Sektion für Sprache und Literatur, hielt Prof. G. Wildeboer aus Groningen einen Vortrag über die Entstehungszeit der Sprüche Salomonis. Zur Einleitung behandelte er die Interpolationstheorien älterer Theologen im Gegensatze zu der heutigen Methode, welche den Inhalt der Schriften, nicht die Ueberschriften als Grundlage der Untersuchung annimmt, sodann zeigte er, daß genannte Sprüche zwischen 300—250 vor Chr. Geb. entstanden sind, bekämpfte die Ansichten des Prof. v. Baudissin zu Marburg, der sie für älter halte, sowie die des Prof. Siegfried zu Jena, der sie für jünger erkläre. Bei dieser Polemik erörterte er zugleich die Bedeutung der unlängst gefundenen Bruchstücke von Jesus Sirach auch für die Datirung des alttestamentlichen Spruchbuches und zeigte, daß diese Bruchstücke aus sprachlichen Gründen ihm das Recht geben, jene Sprüche Salomons für ein Jahrhundert älter als die von Jesus Sirach zu erklären. — Das „Niederl. Staatsblatt" veröffentlicht eine königliche Verfügung vom 26. März, wodurch eine frühere aufgehoben und verordnet wird: „Diejenigen, welche in Deutschland, Großbritannien, Irland, Frankreich, der Schweiz, den Vereinigten Staaten Nordamerika's oder in Curaçao bereits eine Prüfung als Zahnarzt bestanden haben, können auch zu dem theoretischen Examen für Zahnheilkunde in den Niederlanden zugelassen werden. Speziell deutsche Studirende der Zahnheilkunde müssen dafür ihre Approbation als Zahnarzt vorlegen, wie diese in der Verordnung betr. die Prüfung der Zahnärzte für das Deutsche Reich vom 5. Juli 1889 festgestellt ist. — Bei der Firma Scheltema u. Holkema erschien das erste Heft des Prachtwerkes über die letzte Rembrandt-Ausstellung zu Amsterdam, darunter die poetische Landschaft aus dem Museum zu Krakau, die Begrüßung der Moeia durch Elisabeth, jetzt dem Herzog von Westminster gehörig, ebenso dessen sog. Portrait von N. Berchen, Bethsabe, aus dem Museum Bogmans zu Rotterdam u. a. — In Leiden starb der pensionirte Professor der Mathematik und Physik Dr. P. L. Rijke, 85 Jahre alt; zu Groningen der pensionirte Professor der Mathematik und Physik Dr. W. A. Enschede, 88 Jahre alt. — Dr. A. Aletrino erhielt die Erlaubniß, sich als Privatdozent für kriminelle Anthropologie an der Universität Amsterdam zu habilitiren; ebenso als Privatdozent für Augenheilkunde Dr. N. M. Josephus.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Donnerstag, 20. April. Nummer 90.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4. 50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7. 50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6. 30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oscar Bulle in München.

Uebersicht.

Ein neuaufgefundenes Mozart'sches Duett zur „Zauberflöte"? Von Prof. Dr. Adolf Thürlings. — Sterblichkeits- und Gesundheitsverhältnisse während der Wintermonate Dezember 1898, Januar und Februar 1899. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ein neuaufgefundenes Mozart'sches Duett zur „Zauberflöte"?

Durch die Zeitungen geht die überraschende Kunde von einem interessanten Mozartfund. Hr. Georg Richard Kruse, der durch seine vortreffliche Lortzingbiographie in weiteren Kreisen bekannt gewordene, sehr musikkundige Kapellmeister und zeitige Direktor des Stadttheaters zu St. Gallen, erwarb eine aus dem Anfang dieses Jahrhunderts stammende, ehemals dem alten Theater an der Wien zugehörige handschriftliche Partitur der „Zauberflöte", die sich von der jetzt in Berlin befindlichen Originalpartitur Mozarts nur durch die Weglassung einiger Orchestertakte im ersten und zweiten Finale, dann aber durch die Einschaltung eines Duetts zwischen Tamino und Papageno nach dem Priesterduett und vor dem Quintett mit den drei Damen im zweiten Akt unterscheidet. Das neue Duett trägt die Nummer 13, die in Mozarts Original dem Quintett zufällt, während in den gedruckten und gestochenen Ausgaben dieses erst als Nr. 12 erscheint, weil die Ouvertüre aus der Numerirung herausfällt. Als spätere Einlage charakterisirt sich unser Stück, das gleichlaufend mit dem übrigen Inhalt und von derselben Hand geschrieben ist, nur dadurch, daß dem folgenden Quintett die Nummer 13½ gegeben und so Mozarts ursprüngliche Nummernfolge auch für den Rest der Oper gewahrt bleibt.

Das wiederaufgefundene Duett darf also wohl als „nachkomponirtes" Stück angesehen werden. Es erhebt sich nur die Frage, ob Mozart selbst, oder irgend ein Anderer dasselbe verfertigt habe. Hr. Professor Rudolf Genée, der im 7. Hefte der „Mittheilungen für die Berliner Mozart-Gemeinde" über den Fund berichtet, entscheidet sich „in Uebereinstimmung mit dem Urtheil mehrerer Musikkenner, deren Gutachten ihm werthvoll war", für die Autorschaft Mozarts. Einen nicht belanglosen äußeren Anhalt für dieses Urtheil bietet eine Notiz Emanuel Schikaneders, des Dichters der „Zauberflöte" und Besitzers und Leiters jenes Theaters, für das sie komponirt war und in dessen Räumen die unsterbliche deutsche Volksoper zum erstenmal vor die Oeffentlichkeit trat. Wie uns Jahn[1]) mittheilt, setzte Schikaneder bei der ersten Wiederaufführung der „Zauberflöte" in dem neuen Theater an der Wien im Jahre 1802 folgende Worte auf den Theaterzettel:

> Da ich so glücklich war, Mozarts Freundschaft zu besitzen und er aus wahrer Bruderliebe zu mir auf mein originelles Werk seine Meistertöne setzte, so werde ich heute das verehrungswürdige Publikum mit zwei mir allein hinterlassenen Musikstücken von Mozarts Komposition vielleicht angenehm überraschen.

Schikaneder hatte offenbar das Bedürfniß, nach neuen Zugmitteln für die von ihm vorbereitete Wiederaufnahme der „Zauberflöte" in seinem neuen Theater zu suchen. Die geradezu unerhörte Wirkung, die das Werk im vergangenen Jahrzehnt ausgeübt hatte, war Anlaß geworden zu einer ganzen Reihe von Nachbildungen. Es erschienen auf den Wiener Theatern ein Zauberring, ein Zauberpfeil, ein Zauberspiegel, eine Zauberkrone; Schikaneder selbst brachte die der „Zauberflöte" sehr ähnliche Oper „Babylons Pyramiden" und als „zweiten Theil der Zauberflöte" die Oper „Das Labyrinth oder der Kampf mit den Elementen" zur Aufführung. Schließlich bemächtigten sich nacheinander alle Wiener Theater der „Zauberflöte", zuerst im Februar 1801 das Kärntnerthor-Theater, was Schikaneder, der nicht einmal genannt war, zu verdoppelten Anstrengungen nöthigte.[1]) Die erste Aufführung 1802 war glänzend ausgestattet, enthielt aber auch inhaltliche Neuerungen, die Widerspruch fanden. Als solche werden uns in einem kritischen Pamphlet, das Jahn citirt, die Weglassung „des Quintetts" und die Einlegung einer Arie für Dlle. Wittmann bezeichnet.

Wir haben also in dieser Angabe und in jener Erklärung Schikaneders auf dem Theaterzettel zwei sichere Anhaltspunkte, die mit dem Befund in der neu aufgefundenen Partiturabschrift zusammenzuhalten sind. Für das hohe Alter der letzteren wird geltend gemacht, daß im ersten Quintett die Uebergabe des Zauberinstruments an Papageno ziemlich genau wie in Mozarts Originalpartitur mit den Worten ausgedrückt sei: „giebt ihm ein stählern Gelächter", während die spätere Zeit daraus, dem Ton entsprechend, ein „Glockenspiel" gemacht habe. Die Aenderung des Wortlauts dieser Anweisung ist aber schon sehr alt, wenn auch nicht gleich aus dem Stahlinstrument ein Glockenspiel wurde. In zwei alten Klavierauszügen von 1793 (Bonn) und 1794 (Leipzig), die in meinem Besitze sind, finde ich schon die Aenderung: „giebt ihm eine Maschine wie ein hölzernes Gelächter", was nach Jahn (S. 522) sogar schon im ältesten Textbuch gestanden zu haben scheint. So alt ist nun offenbar die aufgefundene Partiturkopie nicht; denn von den zahllosen Ablegern, die seit 1791 in alle Welt gewandert waren, enthält, soweit bekannt geworden, nicht eine einzige das neue Duett.

Man wird daher unbedenklich die Einreihung dieses Stücks mit den oben berührten Anstrengungen Schikaneders für die Neuaufführung im Jahre 1802 in Verbindung setzen dürfen. Wie gesagt, haben wir über diese Aufführung die sicheren Angaben, daß Schikaneder darin zwei bisher unbekannte Kompositionen aus Mozarts Nachlaß zu bringen versprach, und ferner, daß er in Wirklichkeit eine Arie für Dlle. Wittmann einlegte, hingegen „das Quintett" wegließ. Es ist mir nicht bekannt, welche Rolle die genannte Sängerin gehabt hat; vorläufig bleibt auch ungewiß, ob ihre Einlage wirklich Mozart'scher Komposition

[1]) Otto Jahn, W. A. Mozart. 2. Auflage, 1867, Band II, S. 526, nach der „Allg. Wien.-Mus. Ztg." 1842, S. 58.

[1]) Jahn a. a. O. S. 534 f.

Digitized by Google

gewesen sei, oder als solche habe gelten wollen. Setzen wir diesen Fall, so könnte unser Duett die zweite jener Kompositionen gewesen sein, die Mozart „ihm allein", dem Freunde und Bruder, hinterlassen habe. Die in dem erwähnten Pamphlet scharf getadelte Weglassung des Quintetts, unter dem wir dann eben das des zweiten Akts zu verstehen hätten, wäre geeignet, diese Meinung zu unterstützen, da das neue Duett als Nr. 13 dann gerade an die Stelle des Quintetts getreten wäre, vor dem es in die neue Partitur eingereiht war. In der Arie und dem Duett wären dann also die beiden von Schikaneder versprochenen Kompositionen gegeben.

Es kommt zwar noch ein drittes Stück in Betracht, nämlich eine verworfene Komposition des Duetts zwischen Pamina und Papageno im großen Stile, die nach der „Neuen Zeitschr. f. Musik" XLV, S. 43 (Jahn S. 526), deren Quelle durchaus unverdächtig und sicher ist, in Schikaneders späteren Aufführungen abwechselnd mit dem „alten Duett" aufgeführt wurde. Wir wissen aber nicht mehr, ob dieser Brauch schon bei der ersten Aufführung im neuen Theater eingesetzt hat. Wahrscheinlich ist es nicht, da die Kritik sich sonst gewiß auch dieses Umstands bemächtigt hätte. Eine nähere Untersuchung des sehr zerstreuten Materials könnte in diesen Dingen vielleicht noch manches aufklären. Bis dahin ist aber die Annahme hinreichend begründet, daß von den beiden Stücken Mozartschen Nachlasses, die Schikaneder für die erste Wiederaufführung im neuen Theater an der Wien in Aussicht stellte, das eine entweder die mehrgenannte, jetzt aber nicht mehr bekannte Arie, oder eine der vielen verworfenen Parallelkompositionen des Pamina-Papageno-Duetts: „Bei Männern, welche Liebe fühlen", das andere aber eben unser neuaufgefundenes Duett zwischen Tamino und Papageno gewesen sei.

Für die Echtheit des Duetts haben wir bei dieser wahrscheinlichen Annahme zunächst die Autorität Schikaneders zur Verfügung, die leider nicht auf ganz festen Füßen steht. Mozart komponirte die Oper in einem Gartenpavillon, der zum Theatergebäude gehörte, in beständiger Fuhlung mit Schikaneder. Dieser Umstand, der zum Gelingen des Werks wesentlich beitrug, da das Gebiet der Volks- und Zauberoper dem Meister eine ganz fremde Welt war, hat gewiß auch dahin geführt, daß eine Anzahl von später verworfenen Entwürfen, Skizzen und vielleicht auch fertigen Kompositionen zu Theilen der „Zauberflöte" in Schikaneders Händen verblieb. Wie aber dieser später, als er nach neuen „Original"einlagen für die Oper suchte, mit derartigen Reliquien Mozarts verfuhr, darüber läßt sich nichts sicheres sagen. Sein Charakter und sein künstlerisches Gewissen bieten keineswegs die Gewähr, daß in den auf dem Theaterzettel versprochenen zwei Stücken nur wirklich fertige und in vollendetem Zustande ihm übergebene Mozart'sche Kompositionen gesucht werden dürfen.

Wir sind also beim Mangel jeder anderweitigen Nachricht vorläufig darauf angewiesen, unser Duett, von dem nur eine Kopie vorhanden und bisher nur ein Klavierauszug, von Hrn. Dr. Alb. Kopfermann gefertigt, veröffentlicht ist, nach seinem Gehalte zu taxiren, — immerhin eine nicht ganz leichte Aufgabe. Nach dem Urtheil des Hrn. Professors Rudolf Genée und seines nicht genannten Gewährsmannes trüge das Duett „unzweifelhaft den Stempel des Mozart'schen Genius". Ich muß gestehen, daß ich mich diesem Urtheil nur in beschränktem Maße anschließen kann. Es ist nicht weiter verwunderlich, wenn ein Stück, das im Anfange unsres Jahrhunderts im Zusammenhang mit der „Zauberflöte" mit dem Anspruche auf Mozart'sche Autorschaft von einem so geschickten und sachvertrauten Mann wie Schikaneder in die Oeffentlichkeit eingeführt wird, auch Mozart'sche Formen aufweist. Einige dieser Formen, vielleicht sogar die meisten, zeigen auch wirklich Mozart'schen Geist. Wenigstens ist dieses Urtheil unter der Voraussetzung erlaubt, daß es sich um leicht hingeworfene, zu endgültiger Durcharbeitung und Aufnahme in das Werk nicht gediehene Gedanken handle. Was man aber in diesem Einzelgedanken unbedingt vermißt, das ist die Abrundung zu wahrhaft Mozart'scher Form, die richtige Verbindung und das richtige Ebenmaß unter den Bestandtheilen. Die beiden mühsam nachhinkenden letzten Instrumentalaccorde darf man unbedenklich als Unmöglichkeiten erklären, ebenso in der Begleitung zu Tamino's Arioso den zweimaligen Oktavenlauf in B-dur, der jedesmal am Schluß in ganz harter Weise nach D-dur hinaufstolpert, und wohl auch den unvermittelten Einsatz der Stimme auf dem hohen a. Ausgesprochen matt ist die Wiederholung der ersten Phrase des Allegro auf der Sekund („Nur sehen ꝛc.") und im Duettsatz der Schluß: „ist mir die größte Pein", Seite 4 des Klavierauszugs, Takt 1—3 und Seite 5, Takt 3—5. Bei dieser letzteren Stelle mag die klägliche Stimmung, in der sich die beiden Helden befinden, zur Erklärung des auffallenden Mangels richtigen Aufschwungs des Melodieschlusses herangezogen werden; die anderen Stellen sind aber entschieden unmozartisch.

Doch das sind nur Einzelheiten. Viel bedenklicher wird die Sache, wenn wir den Gesammtaufbau und die Stellung des Duetts in der Oper ins Auge fassen. Hr. Prof. Rudolf Genée ist der Meinung, das Duett füge sich in die dramatische Situation ganz gut ein: „denn in der Partitur, die es enthält, schließt es mit der gegenseitigen Ermahnung zum Schweigen — ‚Stille, stille' — und darauf folgt das Quintett, in dem die drei Damen sie zum Reden veranlassen wollen". Mit der Wahrscheinlichkeit und Folgerichtigkeit der Situation darf man es ja in der „Zauberflöte" nirgends sehr genau nehmen; aber so einfach, wie Hr. Prof. Genée glaubt, liegt die Sache doch nicht. Bei unserm Duett ist in dieser Hinsicht gerade das Unglaubliche geleistet. Sein Inhalt paßt weder zwischen das Priesterduett und das Quintett mit den Damen, noch gibt es überhaupt in der ganzen Oper eine Situation, die dem ganzen Text des neu aufgefundenen Stückes entspräche. Die Stimmung Tamino's nach dem Priesterduett ist ganz deutlich gegeben und im Dialog festgelegt. Er hat den Priestern auf deren Rede hin seinen Entschluß kundgegeben, Pamina auf dem Wege des Weisheitsstrebens und unter Uebernahme der verschiedenen strengen Prüfungen zu erringen. Die erste dieser Prüfungen ist unverbrüchliches Stillschweigen, besonders allen Weibern, also auch der Pamina selbst gegenüber. Tamino gibt sich seiner Aufgabe mit dem ganzen Ernste seiner edlen Jünglingsnatur hin, während Papageno zwar auch die ihm versprochene Papagena haben möchte, aber, dem Naturell des mehr sinnlich gerichteten Menschen entsprechend, auf die Erwerbung der Weisheit weniger Werth legt. Ist es nun nicht abgeschmackt und dem Charakter Tamino's direkt entgegengesetzt, wenn er sofort nach den ersten Unterweisungen und Gelöbnissen, die seinem Leben eine neue Wendung gaben, mit dem verständnißlosen Papageno um die Wette nach seinem Weibchen sollte geschrien haben? Man höre:

Pamina, wo bist du?
(Pap. Ach Weibchen, wo bist du?)
(Beide.) Getrennt von dir zu sein,
ist mir die größte Pein.
(Tam.) Schaff meinem Herzen Ruh!
(Pap.) Ach Weibchen, wo bist du? — ?

Diese Klagen sind nur verständlich, wenn sie etwa im ersten Akt, wo beide Männer auf der Suche nach Pamina sind, oder allenfalls noch im zweiten Akt vor der Auf-

Digitized by Google

klärung durch die Priester gedacht werden. Nur müßte im ersten Falle Papageno, dem seine eigene Zukünftige noch nicht in den Gesichtskreis getreten war, statt „Ach Weibchen" wohl auch „Pamina" und statt „mir" „ihm" singen.

Besser paßt der ariose Mittelsatz in den Zusammenhang:

Nur sehen will ich dich,
und fragen: liebst du mich?
Dann tret' ich kühn die Bahn
zu neuem Leben an.

Es ließe sich verstehen, daß Tamino beim Beginn der Prüfungszeit seinen Gefühlen, in denen der Wunsch, von Pamina die Versicherung ihrer Gegenliebe zu erhalten, eine berechtigte Stelle hat, in einer längeren Arie Ausdruck gäbe. Für den Allegroschluß einer solchen Arie würden Wort und Weise dieses ariosen Mittelsatzes vortrefflich passen, und es ist gewiß nicht unmöglich, daß wir in dem Mittelstück unsres Duetts, dem einzigen Theile der Komposition, welcher der durch die Priesterunterweisung geschaffenen Situation entspricht, die Ausarbeitung einer Skizze eines solchen Arienbruchstückes zu erblicken haben. Musikalisch ist dieser Satz ja auch nichts anderes als ein veritabler Arienschluß, während er sich innerhalb eines Duetts sehr unorganisch ausnimmt und eine bei Mozart ganz ungebräuchliche Formation hervorruft, die hauptsächlich den mangelhaften Zusammenhang des Ganzen verursacht. Bei einer eingelegten Arie, wie eine solche etwa von dem Träger der Rolle gewünscht sein mochte, wird der Fortlauf der Handlung einfach sistirt; das ist nichts ungewöhnliches. Aber mitten in einem Duett, wo Tamino und Papageno ganz gleichberechtigt auftreten, fast mehr als recht ist, da paßt dieser ariose Satz nicht; man fragt sich unwillkürlich, was der geschwätzige und gleichen Sehnsuchtsdrang bekundende Papageno während des unmotivirten langen Einzelergusses seines Genossen eigentlich anfange. Das sieht nicht mozartisch aus.

Am schlimmsten steht es aber mit dem Schluß unsres Duetts. Nachdem Tamino mit hohem Pathos und starker Steigerung seinen Entschluß ausgesprochen hat, die Bahn zum neuen Leben (nämlich der Weisheit!) kühn anzutreten, setzen plötzlich die Hörner und später die übrigen Instrumente pianissimo ein und die beiden Männer alterniren mit den Worten:

(Tam.) Nun zur Pamina!
(Pap.) Und Papagenn!
(Beide.) Stille, stille, stille, still!

Das ist ausgesprochen blödsinnig. Nach Text und Musik kann man nur den Eindruck bekommen, daß Tamino und Papageno sich wirklich anschicken, auf den Zehen („Stille, stille") zu Pamina und Papagena zu schleichen, obgleich alle Welt weiß, daß sie aus ihrem dunkeln Prüfungsgelaß gar nicht hinaus können, und obgleich Tamino gerade erst mit Emphase verkündigt hat, daß ihm nichts ferner liegen könne, als etwa einen solchen Versuch zu machen! Nun soll ja wohl das „Stille, stille" an diesem Ort eine Rückweisung auf das Schweiggebot der Priester bedeuten und den Hörer auf die Haltung vorbereiten, die durch das jetzt folgende Auftreten der drei Damen motivirt ist. Dann ist es aber reiner Lückenbüßer und insofern — vom Komponisten! — ganz widersinnig verwendet, als die Aufforderung zum Stillschweigen nicht zuerst vom Tamino, sondern von Papageno ausgeht! Das Einstimmen Tamino's gewinnt damit fast einen scherzhaften Charakter, der mit seiner wirklichen, durch das ganze Stück, insbesondere den zweiten Akt festgehaltenen Stimmung in schneidendem Widerspruch steht. Sollte dieser Schluß, der besonders in seiner ersten Hälfte Mozart'sches Gepräge nicht ganz verleugnet, im wesentlichen echt sein, so muß sein Ursprung in einer Skizze zum ersten Akt gesucht werden.

Wie gesagt, es ist mißlich, bei dem Mangel an bestimmten äußeren Beweisgründen ein endgültiges Urtheil abgeben zu wollen. Das neue Duett bleibt durch seinen Fundort, sein Alter und durch die mancherlei echt Mozartschen Züge, die es an sich trägt, eine höchst interessante Reliquie, zu deren Auffindung Hrn. Kruse Glück zu wünschen ist, für deren Veröffentlichung ihm und dem verdienstvollen Leiter der Berliner Mozart-Gemeinde der Dank gebührt.

Aber angesichts der von uns entwickelten Gründe möchte doch folgende Hypothese einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit beanspruchen dürfen:

Schikaneder, neuer Anziehungsmittel für die Wiederaufnahme seiner „Zauberflöten"-Aufführungen im neuen Theater an der Wien bedürftig, suchte die in seinen Händen verbliebenen verworfenen Kompositionen und anderen Skizzen des verewigten Meisters zur „Zauberflöte" hervor und stellte unter anderem aus Bruchstücken einer Tamino-Arie zum zweiten Akt und aus solchen einer Duettscene nebst einem zum Theil selbst verfertigten Schlusse unser „Duett" her, indem er dabei soweit auf die Gedankenlosigkeit seines Publikums rechnete, daß er nichtzusammengehörige und unwahre Situationen nur mit losem Bande verknüpfen und an halbwegs passendem Orte einreihen zu dürfen glaubte.

Schade, daß der glückliche Zufall, der Hrn. Kruse dieses alte Einlegestück aus dem Theater an der Wien hat finden lassen, nicht auch das größere Pamina-Papageno-Duett zutage gefördert hat, das jedenfalls — für sich allein betrachtet — ein einheitlicheres Kunstwerk gewesen ist, als das jetzt zum Vorschein gekommene.

Prof. Dr. Adolf Thürlings (Bern).

Sterblichkeits- und Gesundheitsverhältnisse während der Wintermonate Dezember 1898, Januar und Februar 1899.

Be. Die Monate Dezember, Januar und Februar werden von den Meteorologen in unserm Klima als die drei Wintermonate gerechnet, so daß mit Beginn des März der Winter abgeschlossen ist, wenn auch nicht selten noch in späteren Monaten März, April, selbst im Mai noch recht empfindliche Abkühlung eintritt. Die jüngst verflossenen drei Wintermonate waren aber seit ca. 30 Jahren die mildesten, die wir gehabt haben und zeigten deutlich, daß das von der bisherigen Norm abweichende Verhalten der Temperatur des vorhergegangenen Jahres noch immer nicht ganz ausgeglichen ist. Im Dezember stieg die Luftwärme in Berlin und München bis über 11.0° C., im Januar in Berlin bis fast an 11° C., in München über 12,0°, im Februar in Berlin bis über 15.0 (am 10. und 11.), in München an denselben Tagen bis über 16° und 17° C. Dagegen sank die Luftwärme im Dezember in München bis — 12.8° (am 26.), in Berlin bis — 3.0°, im Januar in München bis — 5.5°, in Berlin bis auf — 7.3°, im Februar in München bis — 13.1 (5. Februar), in Berlin bis — 7.4° C., während in anderen Jahren die Temperaturen in München nicht selten bis unter — 16.0 und darunter, in Berlin bis unter — 15.0° C. herabgehen. Dabei erfolgten bei vorherrschend westlichen und südwestlichen, nur vorübergehend nordwestlichen und zu Ende Februar nordöstlichen Winden, Niederschläge im Dezember und Januar reichlich, im Februar etwas spärlicher. — Diesen aus den vieljährigen Ermittelungen so bedeutend abweichenden Witterungsverhältnissen, diesen steten Schwankungen zwischen höheren und niederen Temperaturgraden entsprach auch im allgemeinen der Gesundheitsstand. Namentlich kamen, wie immer bei schroffen Temperaturschwankungen und naßkaltem Wetter, die sogenannten Erkältungskrankheiten häufiger als sonst

bei viel niedrigerer, aber weniger feuchter Temperatur zum Vorschein und machten sich auch durch das Ansteigen der Sterblichkeit, die besonders in den Orten mit sonst milderer Temperatur, in den westlichen und südlichen Orten (Londoa, Wien, Rom, Paris, Venedig) auffallender kenntlich, während in den mehr östlich und südöstlich gelegeneren Orten (Moskau, St. Petersburg, Warschau) eine Abnahme der Sterblichkeit ersichtlich wurde. Am ungünstigsten äußerte sich der Einfluß dieser Witterungsverhältnisse bei dem Vorkommen von akuten Entzündungea der Athmungsorgane, die in überaas großer Zahl auftraten und auch in einer weit größeren Zahl von Fällen ats sonst zum Tode führten. Die meisten Todesfälle dieser Art lieferte der Monat Januar, und es war die Zahl dieser Todesfälle schon im Dezember, besonders in Fürth, München, Nürnberg, Würzburg, Altona, Barmen, Berlin, Breslau, Düsseldorf, Dortmuad, Elberfeld, Essen, Halle, Hannooer, Dresden, Leipzig, Stuttgart, Freiburg i. B., Hamburg, Straßburg, Amsterdam, Antwerpea, Budapest, Kopenhagen, Krakau, Lyon, Moskau, Paris, Prag, St. Petersburg, Warschou, New-York u. a. sehr groß; so stieg sie im Januar und Februar in den meisten der genannten Orte, sowie in Augsburg, Duisburg, Frankfurt a. M., Krefeld, Köln, Stettin, Rom, Stockholm, Teiest, Venedig, Wien noch höher, zeigte jedoch im Februar an vielen Orten, wie in München, Nürnberg, Aachen, Charlottenburg, Dortmund, Düsseldorf, Elberfeld, Essen, Frankfart a. M., Köln, Stettin, Stuttgart, Hamburg, Amsterdam, Antwerpen, Brüssel, Maskau, Odessa u. a., eine Abnahme. Eine weitere üble Folge dieser Witterungseinflüsse war das fast allgemein häufigere, in vielen Orten sich bis zum epidemischen Auftreten steigernde Vorkammen der Influenza, die besonders im Februar an einzelnen Orten recht bösartig verlief. Während im Dezember aus Gotha, Amsterdam, Bukarest, Budapest, Stockholm, Wien je 2, aus Dortmund, Frankfurt a. M., Braunschweig, Bremen je 3, aus Hamburg 4, aus Paris 5, aus Elderfeld 7, aus Berlin 22, aus London 52, aus St. Petersburg 53, aus Moskaa 55, aus New-Yark 247 Todesfälle an Influenza gemeldet wurden, gelangten im Jaauar aus Bayreuth, Hannooer, Leipzig, Minden, Stettin, Stralsand, Budapest je 2, aus Berndurg, Magdeburg, Amsterdam je 3, aus Barmen, Frankfurt a. M. je 4, aus Krefeld 5, aus Breslau, Dortmund, Hamburg je 6, aus Wien 8, aus Stockhalm 12, aus Elberfeld 13, aus Köln 14, aus Paris 18, aus Berlin 29, aus Moskau 31, aus London 67, aus St. Petersburg 69, aus New-York 254 Todesfälle zur Mittheilung, und diese Krankheit forderte im Februar in Bayreuth (10), Altona, Frankfurt a. M., Trier, Beieg, Erfurt, Gotha, Halle, Charlottenburg, Elberfeld, Potsdam, Lübeck, Hamburg, Darmstadt, Ftensburg, Frankfurt an der Oder, Hannooer, Münster, Bremen, Budapest, Prag, Paris, Wien noch mehr Opfer und herrschte in Leipzig, Braunschweig, Würzburg (31 Todesfälle), Köln, Dresden, Breslau, Berlin, samie in Kopenhagen, Stockholm, London und New-York in bösartiger Weise, während in Amsterdam, Moskau, St. Petersburg, Warschau die Heftigkeit der Epidemie im Februar abnahm. Aehnlich, wie in früheren Epidemien, hatte die Influenza am häufigsten akute Entzündungen der Athmuagsorgane im Gefolge,[1]) in nicht seltenen Fällea aber auch Herzkrankheiten und Apoplexien und betrafen die Todesfälle überwiegend Personen der höheren Altersklassen. Auch Todesfälle an Lungenschwindsucht kamen unter der Unguast der Witterung in geteigerter Zahl zum Beeicht. — Die so günstige Sterblichkeit im Novemher zeigte im Dezember eine Znnahme, dieselbe hielt im Januar an und erscheiat im Februar noch weiter gesteigert. Während im Naoember die Zahl der deutschen Orte mit sehr geringer Sterblichkeit (unter 15.0 pro Mille und Jahr) 69 betrug, saak sie im Dezember auf 43, im Januar auf 29 and stieg im Februar wieder etwas (auf 40). Von bayerischen Städten erfreuten sich im Dezember Ansbach und Speyer, im Januar Landau und Neustadt a. d. H., im Februar Erlangen und Landau einer solch geringen Sterblichkeit. Es erfreuten sich während aller drei Monate unter den deutschen Orten Charlottenburg, Hanau, Luckenwalde, Groß-Lichterfelde, Mülhausen i. Th., Schöneberg, Siegen, Wilhelmshaven uad Ludwigsburg einer solch geringen Sterblichkeit, während des Dezember und Januar St. Johann, Staßfurt, Hameln, während des Janaar und Februar Altoaa, Emden, Goslar, Hannover, während des Dezember und Februar Steglitz, Frankfurt a. M., Harburg, Miaden, Wesel, Jena, Weimar. In einzelnen Manaten war in Deutsch-Wilmersdorf, Krefeld, Lahr, Nordhausen, Rheydt, Saarbrücken, Schleswig, Schönebeck, Wittenberg, Bautzen, Planen, Wurzen, Zittau, Darmstadt, Offenbach, Schwerin i. M., Oldenburg, Mülhausea i. E. (Dezember), in Geestemünde, Kiel, Norburg, Paderborn, Spandau, Wald, Wandsbeck, Wiesbaden, Gmünd, Baden-Baden, Hagenau (Januar), in Pankaw, Bielefeld, Erfurt, Naumburg, Quedlinburg, Remscheid, Schwelm, Thorn, Weißenfels, Witten, Eßlingen, Stuttgart, Konstanz, Jena, Greiz, Ohligs, Eisenach (Februar) die Sterblichkeit eine solch niedrige. Dagegen blieb die Zahl der deatschen Orte mit hoher Sterblichkeit (über 35 pra Mille nnd Jahr) in allen drei Monaten eine etwas größere, als im Navember. Sie stieg von 1 im Naoember auf je 3 im Dezember uad Januar (Köslin, Strauding, Wattenscheid, bezw. Benck, Kirna, Wattenscheid) und stieg im Februar auf 5 (Straubing, Benck, Langendielau, Tilsit, Wattenscheid). Das Sterblichkeitsmaximum erreichte im Dezember Köslin mit 43.0, im Januar Benck mit 43.7, im Februar Langenbietaa mit 41.6 pro Mille. — Die Zahl der deutschen Orte mit günstiger Sterblichkeit zeigte in den drei Manaten eine allmähliche Abaahme. Voa 118 im Naoember sank sie auf 114 im Dezember, auf 112 im Januar nnd auf 102 im Februar. Während aller drei Wintermonate erfreute sich einer solch günstigen Sterblichkeit: Aschaffenburg, Hof, Berlin, Düsseldorf, Elberfeld, Flensburg, Jerfitz, Kassel, Lüdeascheid, Magdeburg, Neumünster, Potsdam, Schneidemühl, Stargardi. P., Stettin, Dresden, Leipzig, Meißen, Heilbronn, Ulm, Reutlingea, Karlsruhe, Mannheim, Güstrow, Rostack, Altenburg, Bremen, Köthen, Dessau, Hamburg, Lübeck, Wolfenbüttel, Metz, Straßburg i. E. und von Städten des Auslandes Amsterdam. In den beiden ersten Wintermonaten war die Sterblichkeit in Ludwigshafen, Bielefeld, Bromberg, Celle, Görlitz, Küstrin, Posen, Ratibor, Remscheid, Stendal, Stolp i. P., Thorn, Wittenberg, Stuttgart, Mainz, Eisenach und von Städten des Auslandes in Antwerpen, Kopenhagen, London und Paris, dagegen in den beiden letzten Wintermonaten in Kablenz, Krefeld, Nauß, Annaberg, Freiberg i. S., Daemstadt, Offenbach, Schwerin i. M., Bremerhaven, Oldenburg, Mülhausen i. E. und von Städten des Auslandes in New-York eine solch günstige. Die Berichtsstädte des Auslandes erfuhren meist im Februar erhebliche Steigerungen der Sterblichkeit. Mäßig hoch (etwas über 20.0 pro Mille) war die Sterblichkeit im Dezember in Amberg, Augsburg, Frankenthal, Fürth, Regensburg, Würzburg, Barmen, Breslau, Fraakfurt a. O., Königsberg, Trier, Freiburg i. B., Kolmar, Hagenau, Brüssel, Budapest, Lyon, Odessa, Wien, New-York u. a., in München, Straubing, Aachen, Danzig, Elbing, Liegnitz, Schleswig, Cheistiania, Glasgow, Odessa, Rom, Wien, u. a. auch im Januar, sowie in Bayreuth, Ingolstadt, Kempten, Merseburg, Münster, Nordhausen, Osnabrück, Stendal, Stralsund, Chemnitz, Zwickau, Pfarzheim, Braunschweig, Kolmar, Antwerpen, London, Lyon, Paris, Warschau u. a. auch im Februar.

Einen günstigeren Einfluß übte dagegen die Witterung auf das Vorkommen von akuten Darmkrankheiten und infolgedessen auf die Sterblichkeit des Säuglingsalters aus. Denn wena aach die Luftwärme für die Wintermonate sehr mild war, so erreichte sie doch in den mitteleuropäischen Städten nirgends eine solche Höhe, wie wir sie für das Entstehen von akuten Darmkrantheiten in den Sammermanaten fürchten. Immerhin war die Zahl der durch diese Krankheitsformen gemeldeten Sterbefälle in manchen größeren Städten eine größere als sonst um diese Jahreszeit. Wir erwähnen hier nur Fürth, München, Nürnberg, Berlin, Breslau, Königsberg, Freiburg i. B., Gera, Straßburg i. E., Dresden, Leipzig, Brüssel, Budapest, London, Moskau, Paris, St. Petersburg, Rom, Venedig, Warschau, Wien, New-York.

[1]) Deßhalb wurden aus einer ganzen Zahl von Orten wohl zahlreiche Erkrankungen, aber wenig oder gar keine Todesfälle an Influenza gemeldet, wie z. B. aus München, Nürnberg, Wien u. a.

Namentlich war im Dezember und Januar die Zahl der Opfer eine größere, im Februar dagegen eine verminderte. Die Betheiligung des Säuglingsalters an der Gesammtsterblichkeit war mäßig hoch, jedoch etwas kleiner als im Novemder. Sie gestaltete sich so, daß von je 10,000 Einwohnern (auf das Jahr berechnet) Säuglinge starben im Dezember in Hamburg 43, in Berlin 45, in Dresden 53, in Stuttgart 60, in München 65. Im Januar waren die entsprechenden Zahlen in derselben Reihenfolge der Städte 47, 52, 58, 52, 84 und im Februar 37, 45, 62, 34 und 74.

Bezüglich der Verbreitung der großen Volkskrankheiten lauteten die Nachrichten über die Cholera günstig. Im Hauptsitze derselben, in Calcutta, erlagen derselben vom 20. November bis 31. Dezember 103, bis 18. Februar 214, in Madras, in der Zeit vom 26. November bis 9. Dezember 6 Personen. Auch aus Bangkok (Siam) wurden aus der ersten Januarhälfte einige Cholerafälle mitgetheilt. — Auch das Gelbfieber trat in beschränkter Weise auf. In Vera Cruz war die Zahl der wöchentlichen Todesfälle eine kleine; in der Zeit vom 18. November bis 9. Februar wurden daselbst 55 Todesfälle an Gelbfieber festgestellt; in Havana vom 25. November bis 23. Januar 11, in Rio de Janeiro vom 15. Oktober bis 30. Dezember 39. In Manilla zeigte sich Ende November das Gelbfieber häufiger, doch sank in der ersten Dezemberwoche die Zahl der Sterbefälle von 20 im November auf 3. In Baranquilla kamen im Dezember, sowie in Bahia im Mille Januar vereinzelte Todesfälle an Gelbfieber zur Anzeige. — Dagegen lauteten die Nachrichten über die Verbreitung der Pest nicht günstig. Insbesondere herrscht sie nicht nur in den Staaten Britisch-Ostindiens in ausgedehnter und recht bösartiger Weise, sie beginnt auch bereits nach anderen Gebieten, meist durch Verschleppung, überzugreifen und dieselben zu verseuchen. In Calcutta trat die Pest im Januar noch mild auf und wurden vom 30. Dezember bis 4. Februar 11 Todesfälle, vom 15. bis 18. Februar jedoch schon 17 Todesfälle an Pest festgestellt. In der Stadt Madras kamen Anfang Dezember einige Pestfälle (bis 9. Dezember im ganzen 2) vor. Die Seuche verbreitete sich aber im Januar und Februar ganz erheblich über die ganze Präsidentschaft. Am heftigsten wüthete die Epidemie jedoch nach wie vor sowohl in der Stadt wie in der Präsidentschaft Bombay. Nachdem die Epidemie im November und Dezember etwas nachgelassen hatte, zeigte sie sich im Januar und Februar wieder so bösartig, daß die Zahl der Opfer mehrere Tausende betrug. Auch in Karachi stieg die Zahl der Pestfälle wieder, sowie in den Staaten Hyderabad und Mysore, ferner in den Anamalapur-Salem- und Hurnaal-Bezirken. Durch Verschleppung war die Seuche nach Madagascar gebracht worden, blieb daselbst jedoch auf Tamatave beschränkt. Es starben dort vom 20. Dezember bis 1. Februar 103 Personen, doch ist seit 9. Dezember kein weiterer Fall zur Meldung gekommen. In Formosa (Japan) wurde gegen Ende Dezember der Wiederausbruch der Seuche gemeldet. Auf Reunion (St. Louis) kam Ende Januar 1 Todesfall und einige Erkrankungen, in Port Louis (Mauritius) bis 7. Februar einige (6) verdächtige Fälle zur Beobachtung. In Sansibar, das bis Ende Dezember seuchenfrei war, wurde Ende Dezember einem Frachtdampfer, der unterwegs 6 Pesttodesfälle an Bord hatte, die Einfahrt in den Hafen von Mombassa verwehrt. Auf dem englischen Dampfer „Golconda", der am 19. November Calcutta verlassen und am 17. Dezember Marseille berührt hatte, erkrankte ein Passagier leicht an Pest. Der Dampfer und der Passagier wurden bei der Ankunft in Plymouth isolirt und desinfizirt. Der Passagier gesundete und auch zwei an den Massenquellen erkrankte Indier sind wiederhergestellt worden.

Von den auch in Europa als größere Epidemien vorkommenden Infektionskrankheiten zeigten Masern, Scharlach und Diphtherie in den Monaten Dezember und Januar eine Steigerung, im Februar vielfach eine Abnahme der gemeldeten Erkrankungen und Sterbefälle. Das Vorkommen von Unterleibstyphus blieb in deutschen Städten ein beschränktes, auch in den größeren Städten des Auslandes zeigte sich eine allmählige Abnahme. Pocken traten in deutschen Orten fast gar nicht auf; sie waren auch in den meisten Städten des Auslandes selten, mit Ausnahme von Antwerpen, Paris, St. Petersburg, Moskau und Warschau; dagegen hat der Keuchhusten mehr Opfer gefordert. Die schon während des ganzen Jahres 1898 in vielen Landbezirken Deutschlands und in zahlreichen Orten des In- und Auslandes häufig auftretenden Masern zeigten sich auch noch im Dezember sowie in den ersten Monaten des Jahres 1899 in großer Verbreitung. So wurden aus Lübeck, Amsterdam, Budapest, Edinburg, Kopenhagen, London, Paris, St. Petersburg, Prag, sowie aus New-York, ferner aus den Regierungsbezirken Aachen, Arnsberg, Aurich, Düsseldorf, Königsberg, Osnabrück, Posen, Sigmaringen, Schleswig, Stettin, Trier u. a. zahlreiche Erkrankungen, aus Barmen, Berlin, Gnesen, Inowrazlaw, Köln, Köslin, Langendreer, Malstatt-Burbach, Metz, Stendal, Löbtau, Brüssel, Budapest, Kopenhagen, London, Paris, St. Petersburg, Stockholm, Venedig, Wien u. a. O. viele Todesfälle an Masern gemeldet. In den bayerischen größeren Orten, sowie in Odessa, Warschau, New-York zeigten sich Masern im ganzen seltener als Todesursache. — Auch das Scharlachfieber, das in vielen Orten, wie in Berlin, Breslau, Brnnbauerschaft, Bner, Dortmund, Essen, Gelsenkirchen, Halle, Magdeburg, Oberhausen, Neckendorf, Watteascheid zahlreiche Todesfälle veranlaßte, zeigte im Februar vielfach Nachlässe und wurde in München, Nürnberg, Würzburg selten Todesursache. In den größeren Städten des Auslandes nahm Scharlach im Januar und besonders im Februar gleichfalls erheblich ab, nur aus Budapest, Moskau, New-York wurde eine Steigerung der durch dasselbe hervorgerufenen Todesfälle berichtet. — Das Vorkommen von Diphtherie und Croup war im Dezember vielfach ein gesteigertes, zeigte aber im Januar und Februar an sehr vielen Orten Nachlässe. So war im Dezember die Zahl der Opfer in Fürth, München, Berlin, Breslau, Charlottenburg, Danzig, Dortmund, Eisleben, M.-Gladbach, Halle, Inowrazlaw, Magdeburg, Chemnitz, Heilbronn, Stuttgart, Leipzig, Paris, Venedig, Wien eine größere, in Köln, Königshütte, Dresden, Nürnberg, Budapest, London, Moskau, Odessa, St. Petersburg, Prag, Stockholm, Warschau, New-York eine kleinere. Im Januar war vielfach eine Abnahme ersichtlich, nur eine kleinere Zahl von Orten (darunter Fürth, Duisburg, Düren, Eisleben, Halle, Hannover, Köln, Magdeburg, Merseburg, Dresden, Heilbronn, Straßburg i. E., Budapest, Paris, Stockholm) wiesen eine Zunahme der Sterbefälle auf, und wenn auch im Februar die Abnahme in der überwiegenden Mehrheit der Orte weiter anhielt, so war doch in einer ganzen Zahl von Städten (Fürth, Nürnberg, Breslau, Dortmund, Düsseldorf, Dresden, Leipzig, London, St. Petersburg, Venedig, Wien, New-York) die Zahl der Sterbefälle etwas gesteigert. Als besonders bösartige größere Epidemie trat jedoch Diphtherie in den beiden ersten Jahresmonaten in den deutschen Städten nicht auf, obwohl zahlreiche Erkrankungen aus München, Berlin, Budapest, Kopenhagen, London, Paris, St. Petersburg, Stockholm, Wien, New-York zur Meldung kamen.

Das Vorkommen von Unterleibstyphus blieb in den deutschen Orten ein beschränktes; auch in den Städten des Auslandes waren Todesfälle an Typhus seltener, obwohl in Budapest, London, St. Petersburg, Rom die Zahl der gemeldeten Sterbefälle nicht gerade eine kleine war. Unter den deutschen Städten war nur in Bochum im Dezember die Zahl der Todesfälle eine relativ große (9). Im Januar und Februar wurde aus keiner deutschen Stadt eine größere Zahl von Sterbefällen gemeldet; in den Städten des Auslands zeigten im Januar nur Budapest, Moskau, Paris, im Februar Krakau, St. Petersburg und Prag eine nennenswerthe Steigerung. — Das Vorkommen von Flecktyphus war in den deutschen Orten ein seltenes und blieb meist ein vereinzeltes. Im Dezember wurden aus den Regierungsbezirken Arnsberg und Marienwerder, im Januar aus dem Regierungsbezirk Düsseldorf je 1, im Februar aus dem Regierungsbezirk Marienwerder 3 Erkrankungen gemeldet, Todesfälle nur im Januar aus Borbeck, Bernburg und Wattenscheid je 1. Häufiger war Flecktyphus in Edinburg, London, Moskau, St. Petersburg, Warschau; es kamen aus London 3, aus Edinburg, Moskau, St. Petersburg je 6, aus Warschau 7, aus Krakau 5, aus Kairo 27, aus Mexico 52 Todesfälle zur Anzeige. Aus Prag, Odessa, Rom wurden auch nur vereinzelte Todesfälle mitgetheilt. Im Anfang des Monats Februar sind in der Vorstadt Prags, Liban, 14 Per-

Digitized by Google

sonen, zumeist Polizeimannschaften, an Flecktyphus erkrankt, außerdem kamen aus den böhmischen Orten Leitmeritz, Hrudy und Rakacz Flecktyphuserkrankungen zur Anzeige. Auch in Rostow am Don (Rußland) ist unter den in bedrängter Lage sich befindenden Arbeitern Flecktyphus in größerer Verbreitung aufgetreten. — Erkrankungen an Genickstarre kamen aus verschiedenen Orten und Bezirken, auch meist vereinzelt, zur Meldung, wie aus Berlin, Breslau, Frankfurt a. M., Leipzig, Hamburg, Nürnberg, Wien (4), Kopenhagen (8), aus den Regierungsbezirken Schleswig, Wiesbaden, Hannover, Lüneburg, Münster, Stettin (2), Arnsberg (3), Düsseldorf (4). Sie veranlaßten im ganzen wenig Todesfälle; es wurden gemeldet aus Moskau, St. Petersburg, Prag, Rom je 1, aus Kopenhagen 6, aus New-York (aus allen drei Monaten zusammen) 60. — Dem Keuchhusten erlagen in allen drei Monaten mehr Kinder als in den Herbstmonaten. Besonders gesteigert war die Zahl der gestorbenen Kinder in Berlin, London, Paris. — Im allgemeinen seltener als in den Herbstmonaten kamen Pocken zum Vorschein. Erkrankungen an Pocken wurden aus deutschen Orten im Dezember nur 3 aus Breslau, im Januar vereinzelte Fälle aus den Regierungsbezirken Düsseldorf und Königsberg, im Februar 1 aus Berlin und 18 aus dem Regierungsbezirk Marienwerder mitgetheilt. Aus New-York wurden 7 Erkrankungen (5 im Januar und 2 im Februar), aus Budapest 3 (im Februar), aus Antwerpen, Paris, St. Petersburg, Warschau in allen drei Monaten eine größere Zahl zur Anzeige gebracht. An Pocken wurde aus deutschen Orten nur 1 Sterbefall (aus Straßburg i. E.) berichtet. Von den Städten des Auslandes gelangten im Dezember aus dem Haag, Odessa, Paris, Rom (November) vereinzelte, aus Lemberg 2, aus Krakau und St. Petersburg je 8, aus Madrid und Mexico je 4, aus Antwerpen 13, aus Warschau 17, aus Moskau 23 zur Mittheilung. Aus dem Januar wurden aus Budapest und New-York je 1, aus St. Petersburg 2, aus Krakau 3, aus Odessa 4, aus Lemberg 6, aus Antwerpen 8, aus Warschau 13, aus Moskau 21 Todesfälle gemeldet. In letzterer Stadt hat die seit August o. J. herrschende Pockenepidemie erheblich abgenommen, doch kamen auch im Februar noch zwölf Todesfälle zur Anzeige. Ferner wurden in diesem Monat noch aus Lemberg 1, aus Alexandria, Krakau, Mexico, Paris je 2, aus Odessa 4, aus Kairo und St. Petersburg je 5, aus Antwerpen und Warschau je 6, aus Madrid 8 Todesfälle an Pocken mitgetheilt. — Von den in Deutschland seltener vorkommenden Infektionskrankheiten sind zunächst einige Todesfälle an Milzbrand zu erwähnen; es wurden aus Moskau, Wien und New-York im Dezember je 1, im Januar gleichfalls aus Moskau und Wien je 1, im Februar aus Moskau und New-York je 1 Todesfall, aus den Regierungsbezirken Minden, Stade (Dezember), Lüneburg (Januar), aus Breslau und Regierungsbezirk Hildesheim (Februar) je 1 Erkrankung festgestellt. — An Tollwuth kamen aus Bukarest, Moskau, New-York und Mailand (November) je 1, aus Triest (Januar) 1, aus New-York 1, (Februar) aus Moskau in demselben Monat 3 Todesfälle zur Meldung. An Lepra wurden aus Bombay (Januar) 8 Todesfälle mitgetheilt. Noch ist zu erwähnen, daß in mehreren Ortschaften des Staates Ohio (Vereinigte Staaten von Amerika) Anfang Februar in Cedarville, Croton und in einer nicht näher angegebenen Dorfschaft des Staates kleine Epidemien von Trichinosis, infolge des Genusses von Schweinefleisch, festgestellt worden sind. Die Schweine hatten nachweislich Ratten gefressen, die wahrscheinlich trichinös waren.

Vergleichende Uebersicht der Sterblichkeit in den Wintermonaten Dezember 1898, Januar und Februar 1899.

(Nach den Veröffentlichungen des kaiserl. Gesundheitsamts.)

Namen der Städte	Dezember 1898	Januar 1899	Februar 1899
Augsburg	20.9	21.9	22.3
München	24.3	22.0	20.9
Nürnberg	23.0	23.1	21.2
Würzburg	21.4	19.0	26.9
Altona	16.1	14.6	14.0
Berlin	17.0	20.4	16.7
Breslau	22.4	24.8	27.9
Frankfurt a. M.	13.7	16.5	14.3
Hannover	15.9	14.8	14.9
Köln	19.1	22.3	21.4
Königsberg	21.6	22.8	23.8
Magdeburg	19.4	19.5	17.1
Stettin	18.1	17.8	18.6
Wiesbaden	15.6	13.9	15.6
Dresden	17.6	18.3	19.6
Leipzig	15.8	16.4	16.6
Stuttgart	17.6	15.5	14.2
Karlsruhe	16.2	15.6	18.0
Braunschweig	18.2	17.4	20.3
Hamburg	15.6	17.4	16.0
Straßburg	17.4	18.2	18.2
Metz	17.9	15.8	17.7
Amsterdam	17.3	16.4	15.1
Antwerpen	17.4	16.4	22.6
Brüssel	21.8	22.3	24.6
Budapest	22.0	24.7	28.6
Christiania	19.8	20.1	27.4
Edinburg	20.5	23.1	26.8
Glasgow	19.2	22.0	31.4
Kopenhagen	18.0	18.9	23.7
London	17.1	17.5	20.7
Lyon	20.6	19.6	21.7
Moskau	32.6	28.6	25.6
Odessa	20.5	20.1	21.4
Paris	18.2	18.9	20.8
St. Petersburg	27.4	29.3	27.3
Prag	25.9	26.7	28.1
Rom *)	16.4	21.6	21.1
Stockholm	17.4	23.0	26.6
Triest	19.8	31.7	28.1
Venedig	25.2	26.9	31.1
Warschau	24.3	23.7	21.4
Wien	20.4	20.8	23.1
New-York	20.6	19.4	19.3

*) November, Dezember, Januar.

Mittheilungen und Nachrichten.

V. Hugo Wickström: Eine moderne Geschichte. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von L. Passarge. Berlin, F. Fontane u. Co. 1899. — Ein tüchtiges, ein tapferes Buch, schlicht und ernst eine Frage behandelnd, wie sie das Leben gar manchmal aufwirft. Aber wenn in der Wirklichkeit ein Fall vorkommt, wie derjenige der Heldin, dann weicht man gewöhnlich scheu jedweder Erörterung aus. Künstlerische Behandlung hat ein solches Problem, soweit unsre Kenntniß der neueren Erscheinungen reicht, noch nicht gefunden, sicher noch nicht in der Weise, daß es das Hauptmotiv eines Buches bildete.

Eine voter- und mutterlose Waise, schön, reich und aus guter Familie, wird bei ihrem Eintritt in die „Welt“ von den Männern umschwärmt und umworben. „Er“, dem es glückte, sie heimzuführen, galt in den Augen ihres Vormunds für eine „sehr konvenable Partie“. Er war Leutnant — ihr hatte die Uniform imponirt —, gehörte einer angesehenen, wenn auch nicht reichen Familie an und war beim Regiment gut angeschrieben, so daß man ihm eine bedeutende Carriere in Aussicht stellte. Die ersten Erlebnisse ihrer jungen Ehe waren für sie enttäuschend, der zarte und ritterliche Bräutigam verwandelte sich rasch in einen brutalen Gebieter. Nach einiger Zeit fühlte die junge Frau, daß ihre einst so kräftige Gesundheit nicht mehr die frühere war, daß sie oft zu leiden hatte, und zwar an Krankheitserscheinungen, die nicht nur mit ihrem Zustande zusammenhingen. Schon vorher hatte sie eine kleine Röthung am Munde bemerkt, welche sie angeblich mit Toilettemitteln zu beseitigen suchte. Der Gatte

lachte darüber und meinte, es käme vom vielen Küssen. Ihren alten, sie von frühester Jugend an kennenden Arzt zu befragen, redete Karl ihr leichthin aus. Als sie dann mit Schrecken ein Umsichgreifen des Ausschlags entdeckte und der junge Bataillonsarzt sie untersuchte, beschlich sie trotz seiner beruhigenden Worte das unbestimmte Gefühl, daß etwas geheimnißvolles, etwas ihr unsnßbares ihr bevorstehe. Tastend ging sie den Spuren nach, die in Blicken, aufgefangenen Redensarten und den seltsamen Medikamenten lagen, auf deren Fläschchen kein Name des Empfängers stand. Es gelang ihr, sich in eines der Bücher aus der Bibliothek ihres alten Arztes ohne dessen Wissen Einblick zu verschaffen und nun wurde ihr in grausamer Helle ihr entsetzliches Schicksal offenbar. Der gewissenlose Gatte hatte sie und wohl in gestissentlicher Absicht auch sich selbst über die Natur der Krankheit getäuscht, von der er befallen war, er hatte, da es vielleicht nach Zeit gewesen wäre, die Zuziehung des Arztes verhindert und sein ahnungsloses Weib zur unheilbaren Kranken gemacht. Das Kind, das sie zur Welt bringt, stirbt nach kurzer Zeit, der Mann, der, von Selbstvorwürfen des spät erwachten Gewissens gepeinigt, zur Flasche seine Zuflucht nimmt, wird bald darauf vom Schlage gerührt.... Gunhild ist zu einer Pfarrersfamilie auf dem Lande gezogen, um in der frischen starken, Bergluft wieder an Kraft zu gewinnen. Dort vertraut sie ihr unsäglich elendes Schicksal einem Tagebuch an. Die Ichform, die häufig etwas gezwungenes hat, erscheint gerade in dem vorliegenden Buche natürlich, die Arme, die ihr Leid vor Jedem geheim halten muß, die ihre Anklage gegen das Geschick hinausschreien möchte, fühlt das Bedürfniß, sich irgend Jemand gegenüber auszusprechen und nimmt darum zu dem Tagebuch ihre Zuflucht.

Der Sohn der Pfarrersfamilie kehrt nach glänzend bestandenem Examen bei den Eltern ein. Gunhild hatte schon vorher aus seinen Briefen von ihm den Eindruck einer sympathischen und edlen Persönlichkeit gewonnen. Bei den ersten Begegnungen erscheint er ihr etwas linkisch, bald aber fühlt sie sich immer mächtiger zu ihm hingezogen und es dauert nicht lange, bis sie erfährt, daß auch sie sein ganzes Herz beherrscht. In dem idyllischen Zusammensein, ausgefüllt durch inhaltreiche Gespräche, in den reinen Freuden des neuen Lebens, der ersten wahren Liebe — „Seelenliebe" — die in ihr erwacht ist, vergißt sie ganz des Schicksals, unter dem sie leidet, bis sie durch ein neues Symptom der schrecklichen Krankheit erbarmungslos daran erinnert wird. Da weiß sie, daß es für sie keine andere Wahl gibt, als in den Tod zu gehen. Dem geliebten Manne aber hinterläßt sie das Tagebuch, aus dem er erfahren soll, worum sie sich versagen mußte, an seiner Seite ein neues Glück zu finden.

Es ist ein ernstes Buch, das erschütternd wirkt, und das schwierige Thema ist mit vollem Freimuth behandelt, ohne daß dabei irgendwie verletzender Eindruck hervorgebracht würde. Vielleicht hätten einzelne Intimitäten aus den ersten bitteren Erfahrungen der Heldin beseitigt werden sollen, namentlich die auf Seite 19, da ja doch ein ganz reines und unerfahrenes Mädchen gar nicht wissen kann, wie der Mann der Dirne gegenüber sich benimmt. Hier ist der Verfasser, der sich sonst in die Regungen und Stimmungen einer reinen, schämigen Frauenseele gut zu versetzen weiß, aus der Rolle gefallen. „Eine moderne Geschichte" — mit dem Titel kann man rechten, denn falsche Geschicke und Unthaten sind gerade nichts modernes. Aber „ein Titel muß kein Küchenzettel sein", heißt es bei dem Hamburger Dramaturgen. Die Uebersetzung von L. Passarge ist bis auf Kleinigkeiten vortrefflich. Im ganzen kein erquickliches Buch, aber ein lesenswerthes.

S. S.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Sitzungen vom 6. April. Philosophisch-historische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Vahlen. 1. Hr. J. Schmidt las über „die elischen Verba auf *-ευω* und den urgriechischen Deklinationsablaut der Nomina auf *εύς*". Aus einer jüngst von Szanto veröffentlichten etlischen Inschrift wird nachgewiesen, daß die gemeingriechischen Verba auf *-ευω* im Elischen ihr Präsens auf *-ειω* bildeten, daß dies aus *-εϝjω* entstanden ist und für die zugrunde liegenden Nominalstämme wie *βασιλεύς* alten Deklinationsablaut, stark *ηυ*, schwach *ευ*, feststellt. Daran knüpft sich eine Widerlegung der Behauptung, daß lange Vokale vor *υ* + Konsonant im Urgriechischen verkürzt seien. — Hr. Harnack legte eine Abhandlung vor „über den ursprünglichen Text Act. Apost. 11, 27. 28". Der Verfasser sucht zu zeigen, daß das „Wir" in jener Stelle nicht ursprünglich ist und daß dahee der westliche Text der Apostelgeschichte, welcher dieses „Wir" bietet, ein korrigirter ist. — Physikalisch-mathematische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Waldeyer. Hr. Fradenius las: „Ueber die Kampusition der Charaktere einer Gruppe." Es werden Eigenschaften der Charaktere einer Gruppe entwickelt, die es möglich machen, aus bekannten Charakteren neue abzuleiten. Besonders führt zu diesem Ziel der Satz: Das Produkt zweier Charaktere einer Gruppe läßt sich als eine lineare Verbindung aller Charaktere darstellen, deren Koeffizienten positive ganze Zahlen sind. — Hr. van't Hoff las eine mit Hrn. H. M. Dawson verfertigte zwölfte Mittheilung aus seinen Untersuchungen „über die Bildungsverhältnisse der ozeanischen Salzablagerungen, insbesondere des Staßfurter Salzlagers".

* **Beneke'sche Preisstiftung.** Am 11. März, dem Geburtstag des Begründers der Preisstiftung, des Konsistorialraths Karl Gustav Beneke, wurde in öffentlicher Sitzung das Resultat der Preisbewerbung für 1899 verkündet. Herr Dr. Steuer, Privatdozent der Mineralogie und Geologie in Jena, erhielt auf seine Bearbeitung der Aufgabe „Geologische Beschreibung des Ith und seiner direkten Fortsetzungen" den vollen Preis.

Für das Jahr 1902 stellt die Fakultät folgende Preisaufgabe:

„Es wird eine quellenmäßig belegte, auf ein möglichst umfangreiches Material gestützte Geschichte der Bücherpreise in Deutschland seit Erfindung der Buchdruckerkunst, besonders aber seit dem 18. Jahrhundert gewünscht. Dabei wird unter steter Rücksicht auf die jeweiligen wirthschaftlichen und literarischen Verhältnisse und die verschiedenen Absatzbedingungen für die einzelnen Zweige der Literatur der Antheil zu ermitteln sein, welcher in den verschiedenen Zeiten durchschnittlich von dem Preis der Bücher auf ihre Herstellung und ihren Vertrieb entfällt. Ebenso wie den Ursachen der Preisansätze und ihres Wechsels ist ihren Folgen nachzugehen und der Einfluß darzustellen, welchen die Bücherpreise auf den Buchhandel selbst, die literarische Produktion, sowie die Verbreitung von Bildung und Kenntnissen ausgeübt haben. Die entsprechenden Verhältnisse anderer Länder sind nur vergleichungsweise, außerdem aber dann zu berücksichtigen, wenn zur Beurtheilung der deutschen Verhältnisse nicht ausreichender Stoff vorhanden ist und ihre Uebereinstimmung sich annehmen läßt."

Bewerbungsschriften sind in einer modernen Sprache abzufassen und bis zum 31. August 1901, auf dem Titelblatt mit einem Motto versehen, einzusenden, zusammen mit einem versiegelten Briefe, der auf der Außenseite das Motto der Abhandlung trägt, innen Namen, Stand und Wohnort des Verfassers anzeigt. In anderer Weise darf der Name des Verfassers nicht angegeben werden. Auf dem Titelblatt der Arbeit oder dem beigelegten Couvert muß ferner die Adresse verzeichnet sein, an welche die Arbeit zurückzusenden ist, wenn sie nicht preiswürdig befunden werden sollte. Der erste Preis beträgt 1700 M., der zweite 980 M. Die Zuerkennung der Preise geschieht am 11. März 1902 in öffentlicher Sitzung der Göttinger philosoph. Fakultät. Die Preisaufgaben, für welche die Bewerbungsschriften bis zum 31. August 1899 und 31. August 1900 einzusenden sind, finden sich in den „Nachrichten der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen", geschäftliche Mittheilungen von 1897 und 1898.

* Goethe-Feier in Amerika. Aus Bastan vom 6. d. M. berichtet die „New-Yorker Staatszeitung": Der deutsche Geist reckt sich nun auch endlich einmal in unserer Hochburg des Muckerthums. Eine passende Gelegenheit, um eine deutsche Demonstration in Scene zu setzen, glauben die Deutschen der Stadt Buston in einer Goethe-Feier gefunden zu haben, und Prof. Kuno Franke von der Harvard-Universität, welcher bei der erhebenden Schurz-Feier in New-York

Digitized by Google

eine große Rede hielt, hat mit Hrn. Dr. K. J. Belling, Musikdirigenten und Pädagogen, die Grundidee gefaßt, eine urdeutsche Feier zu Ehren des 150jährigen Geburtstages des großen Dichters der Deutschen im Monat Mai hier abzuhalten, welche gleichzeitig zum Besten des Goethe-Denkmalfonds stattfinden soll. Diese Idee wurde sofort von den deutschen Professoren an der Harvard-Universität herzlich unterstützt, und folgender Aufruf wurde veröffentlicht: „Am 28. August dieses Jahres werden es 150 Jahre, daß Goethe geboren wurde. Ganz Deutschland rüstet sich, diesen Tag festlich zu begehen. Die Deutschen Bostons dürfen in der Betheiligung an diesem echten Nationalfeste nicht hinter den Landsleuten in der alten Heimath zurückstehen. An einem der ersten Tage des Mai wird in dem großen Saale des Bostoner Turnvereins eine Feier stattfinden, die den Namen des größten deutschen Dichters durch Wort und Lied verherrlichen wird. Die Erträge dieser Feier sind für das Straßburger Denkmal bestimmt. Einzelheiten werden später bekannt gemacht werden. Die Unterzeichneten erlauben sich aber schon jetzt die Hoffnung auszusprechen, daß sich dieser Tag zu einer imposanten Kundgebung des Deutschthums von Boston gestalten werde." Das Programm umfaßt folgende Reden: „Goethe als Deutscher" (Prof. Kuno Francke), „Goethe als Weltbürger" (Hr. T. W. Higginson), „Goethe als Denker" (Hr. S. R. Kaehler), „Goethe als Dichter" (Prof. Hugo Münsterberg).

T. Die Riesenthürme im Dienste Marconi's. In dem Wembley-Park in London baut man an einem Riesenthurm, der den Eiffelthurm ausstechen sollte, dem man aber jetzt die praktische Bestimmung geben will, als Leitungsmast für eine drahtlose telegraphische Verbindung zwischen London und Paris zu dienen. Die beiden höchsten Thürme der Welt würden dann die Träger der Wellentelegraphie zwischen den „zwei Städten" werden. Daß nebenbei zu den Versuchen mit der Marconi'schen Telegraphie der Foreland-Leuchtthurm als Leitungsmast auf der englischen Seite ausersehen wurde, liegt nur an dem unfertigen Zustande des Londoner Riesenthurmes. Der Londoner „Electrician", der diese Nachricht bringt, ist übrigens dem Wembleythurme wenig hold, denn er gibt ihm eine arge Entstellung der sonst malerischen Landschaft im Nordwesten von London schuld und begrüßt auch die jetzt beabsichtigte Verwendung des Bauwerks zu Nutz und Frommen des technischen Fortschritts mit dem drastischen Ausdruck: „Eiffelthürme für Marconi-Stationen zu bauen, ist ebenso närrisch, als ein Haus abzubrennen, um Schweinefleisch zu braten." Uebrigens spricht man schon von der Errichtung eines 300 m hohen Leitungsmastes, um auch den Atlantischen Ozean zwischen London und New-York durch die Telegraphie der elektrischen Wellen zu überbrücken, und der „Electrician" läßt jetzt bereits einen Stoßseufzer vernehmen, daß man doch dazu nicht wieder einen Riesenthurm von gleicher Höhe bauen möchte. Es ist für die neuesten Erfolge der drahtlosen Telegraphie bezeichnend, daß von den englischen Fachleuten der Plan einer derartigen Verbindung zwischen England und Nordamerika so behandelt wird, als ob er in nicht zu ferner Zukunft verwirklicht werden könnte. Mit einem Urtheil über die Möglichkeit der Ausführung wird man jedoch besser so lange zurückhalten, bis die Versuche mit dem Eiffelthurm als „Marconi-Station" abgeschlossen sein werden.

-rt- **Sonnenfinsterniß 1896.** Ein reich illustrirter und ausführlicher Bericht der zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß im August 1896 auf der Insel Nawaja-Semlja stationirt gewesenen russischen Expedition — neben einer ebenfalls dort stationirt gewesenen englischen Expedition, bekanntlich der einzigen erfolgreichen — ist jüngst in den „Memoiren der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften" in St. Petersburg erschienen, leider ganz in russischer Sprache!

P. **Ulm,** 18. April. Nach zehnwöchigem schweren Leiden erlag heute Münsterbaumeister Professor Dr. Beyer den Folgen eines Schlaganfalls. Ulm verliert in ihm den Vollender seines stolzesten Bauwerks, des Münsterthurms, und Deutschland einen seiner ersten Gothiker, dessen kunstverständiger Rath namentlich bei allen größeren Kirchenrestaurationen der letzten Jahrzehnte gesucht wurde. Auch über Deutschlands Grenzen hinaus ist sein Ruhm gedrungen: Bern verdankt ihm die Restauration seines Münsters und den Ausbau des Münsterthurms. Im Inland ist unter seinen zahlreichen Werken namentlich die Restauration der Kilianskirche in Heilbronn zu nennen. Die künstlerischen Verdienste des Meisters werden wohl von berufener Feder an anderem Orte gewürdigt werden; hier wollen wir nur dem Andenken an den edlen Menschen einige Worte widmen. Er hatte von der Pike herauf gedient, und was er geworden ist, das verdankt er in erster Linie seiner eigenen Kraft und seinem rastlosen Fleiße, wenn auch er selbst stets der Erste war, dankbar die Förderung anzuerkennen, die ihm durch seinen Lehrer, den vor wenigen Wochen ihm im Tode vorausgegangenen Baudirektor Egle, zutheil geworden ist. Egle war seinerzeit, schon unter Beyers Vorgängern, als Beirath für den Münsterbau bestellt worden; als im Jahre 1890 das Fest der Vollendung des Thurmbaues gefeiert wurde, legte er das Amt nieder mit der Erklärung, daß Ulm neben seinem Baumeister eines Beirathes nicht mehr bedürfe. Seinerseits hat auch Beyer stets die Verdienste Anderer neidlos und rückhaltlos anerkannt, und dem eigenen Wirken gegenüber kannte bei allem berechtigten Bewußtsein des eigenen Werthes Niemand anspruchsloser sein als er. Unübertroffen war seine Gewissenhaftigkeit in jeder Beziehung: niemals hatte ein Bauherr auch nur über die kleinste Ueberschreitung seiner Kostenvoranschläge zu klagen, und, was noch mehr werth ist: der Sorgfalt seiner Anordnungen war es zu danken, daß während der Ausführung des gewaltigen Thurmbaus auch nicht ein irgendwie erheblicher Unfall vorkam. Der Schwindsucht freilich, der tödlichen Feindin der Steinhauer, konnte er ihre Opfer nicht entreißen, aber was er für die Kranken und die Hinterbliebenen der Verstorbenen thun konnte, das that er. — Die Wahrheit des Sprichwarts, daß Undank der Welt Lohn ist, mußte auch er erfahren. Das letzte Werk, an das er nach seine zur Neige gehende Kraft setzte, war eine neue Münsterbauhütte; der Bau sollte nach seinem Plan dem Münsterplatz einen passenden Abschluß geben, und alle Sachverständigen stimmten dem zu; der kindliche Geschmack der Ulmer verlangte aber einen freien Platz rund um das Münster herum, die Roheit der demagogischen Führer schrie über „Schändung unsres herrlichen Münsters", und die Weisheit der Stadtväter verfügte, daß der Stimme des Volks zu gehorchen sei. Der Unmuth über diese Vorgänge trug nicht wenig zur Erschütterung der Gesundheit des Mannes bei, der 17 Jahre lang den Münsterbau so gut wie allein geleitet hatte. Doch hat noch vor wenigen Wochen die Stadtvertretung das begangene Unrecht gesühnt und ihrem Baumeister eine letzte Freude dadurch bereitet, daß sie ihn zum Ehrenbürger ernannte. Schon beim Münsterfest im Jahre 1890 hatte ihm die Universität Tübingen die Würde eines Doktors der Philosophie verliehen, und bei derselben Gelegenheit wurde er auch durch hohe württembergische, preußische und bayerische Orden ausgezeichnet.

* **Wien.** Der ordentliche Professor an der Grazer Universität, Dr. Ernst Frhr. v. Schwind, ist zum ordentlichen Professor des deutschen Rechts an der hiesigen Universität ernannt worden. Er ist ein Sohn des 1892 verstorbenen Staatsraths August Frhrn. v. Schwind und ein Neffe des Malers Moritz v. Schwind, sowie des Bergraths Franz Ritter v. Schwind.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Paris — Hachette 1899. Tout Paris sous la main. Paris, Hachette & Cie. — Dr. J. Sepp: Der Schmied von Kochel. Scene aus dem bayerischen Bauernkriege 1705; Merkwürdiges an der Bahn von Walfratshausen nach Kochel. München, M. Poetzl 1898. — Heinr. A. Schmid: Arnold Boecklin. Zwei Aufsätze; Walter Harlan: Die Dichterdörfe. Roman; Joh. Schlaf: Stille Welten. Neue Stimmungen aus Dingsda; Lemaire und anderes. Noaellen; Rud. Lindau: Zwei Reisen in der Türkei; Paul Lindau: Ferien im Morgenlande. Tagebuchblätter; V. H. Wikström: Eine moderne Geschichte. Aus dem Schwedischen übersetzt von L. Passarge. Berlin, F. Fontane u. Cie. 1899.

Jahrgang 1899. München, Freitag, 21. April. Nummer 91.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Sozialpolitische Klopffechterei. Von Lujo Brentano. — Die klassische Kunst. Von Arthur Weese. — Die neueste wissenschaftliche Expedition durch Formosa (Thaiwan) und die Besteigung des Mount Morrison. Von Dr. Haberer. — Mittheilungen und Nachrichten.

Sozialpolitische Klopffechterei.

Die „Berliner Korrespondenz“ hat sich noch nicht beruhigt. Sie hat in Sachen der Heimarbeiterinnen nochmals das Wort ergriffen. Aber freilich geschieht es diesmal nicht, um mir zu antworten. Eine Antwort setzt nämlich voraus, daß man sich mit dem, was gesagt worden ist, beschäftige, um es zu widerlegen. Den Gedanken einer Widerlegung scheint die „Berliner Korrespondenz“ aber aufgegeben zu haben. Sie schreibt diesmal nur, um mich zu schmähen und die gegenüber den „theoretischen Konstruktionen des Hrn. Professors Brentano“ bewährte Regierungsweisheit zu rühmen.

Wie niedrig muß die offiziöse Korrespondenz den Leserkreis schätzen, für den sie schreibt!

Die Regierung bringt im Reichstag eine Vorlage ein, die neben anderem den Zweck hat, gewissen Mißständen in der Konfektionsindustrie zu begegnen. Ich zeige, daß die vorgeschlagene Bestimmung die Wirkung haben würde, die beklagten Uebelstände zu steigern, statt sie zu heben. Zeigt nun ihr Vertheidiger, daß ich unrecht habe mit dem, was ich ausgeführt?

Nicht im geringsten. Die offiziöse Korrespondenz findet zur Vertheidigung des von der Regierung vorgeschlagenen Paragraphen kein Wort. Da sie den dilettantischen Charakter des gemachten Vorschlags augenscheinlich nicht zu bestreiten vermag, greift sie mich an, um mich zu beschuldigen, daß mein Gegenvorschlag „in das Gebiet dilettantischer Theorien gerathe“, indem er „den Staatsbegriff überspanne“. Denn, so schreibt sie, ich muthe dem Staate zu, daß er eine Zwangsorganisation der Arbeiterschaft zur Erzielung höherer Löhne ins Leben rufe.

Ist sie aber glücklicher, indem sie die Vertheidigung in den Angriff verlegt?

Ich antwortete, daß es neben dem sozialpolitischen auch literarischen Dilettantismus zeige, mich, dessen Schriften in diesen Fragen seit 30 Jahren vor dem deutschen Publikum liegen, wegen Ueberspannung des Staatsbegriffs zu beschuldigen. Wird doch das Entgegengesetzte mir häufig vorgeworfen. Stets sei ich sowohl gegen staatliche Zwangsorganisationen der Arbeiter zur Erzielung höherer Löhne als auch gegen staatliche Lohnregelungen aufgetreten, und noch vor wenigen Wochen habe ich mich in einem viel erörterten Vortrage nachdrücklich gegen eben die staatlichen Lohnregelungen ausgesprochen, die zu fordern die offiziöse Korrespondenz mir vorwerfe.

Was erwidert nun die neueste Auslassung der Korrespondenz? Sie entschuldigt sich nicht einmal damit, daß es wohl nicht Verwunderung zu erregen brauche, wenn eine offiziöse Korrespondenz nichts von den Arbeiten meiner Wenigkeit wisse. Sie wiederholt einfach ihre Beschuldigung, ich verlange „die staatliche Initiative zur Errichtung von Kampfgenossenschaften, um höhere Löhne zu erstreiten“, und übertrumpft noch diese Behauptung durch die neue, „ich glaube den Weg zum sozialen Frieden in dem Bestehen einer allumfassenden Organisation der Arbeitnehmer gefunden zu haben“.

Wenn Wiederholung und Verstärkung einer falschen Beschuldigung Beweismittel sind, so bin ich offenbar nun überführt. Ich hatte aber schon zweimal dargelegt, was nach meiner Meinung nothwendig, sei eine staatliche Organisation der Arbeiter da, wo ohne Mithülfe der organisirten Arbeiter die vom Staate selbst zu ihren Gunsten erlassenen Vorschriften nicht durchgeführt werden könnten und die Arbeiter sich selbst zu organisiren zu schwach seien. Dies sei offenbar keine Ueberspannung des Staatsbegriffs; denn entweder liegt eine solche in den materiellen Vorschriften, welche der Staat zugunsten der Arbeiter gibt, dann mußte die offiziöse Korrespondenz eben gegen diese, d. h. gegen die von der Regierung selbst theils schon erlassenen, theils vorgeschlagenen Maßnahmen auftreten; oder sie liegt nicht in diesen Vorschriften, dann kann sie noch weniger in den von mir geforderten Maßnahmen liegen, die unentbehrlich sind, um jenen staatlichen Willen zur Geltung zu bringen. Viel eher also sei von einer Ueberspannung des Staatsbegriffs bei dem Eingreifen des Staats, um den Landwirthen höhere Preise zu sichern, oder bei der Organisation der Handwerker in Zwangsinnungen zu reden.

Allein die neueste Aeußerung der „Berliner Korrespondenz“ vermeidet es weislich, auf all dies auch nur ein Wort zu erwidern. Ich hatte die Hoffnung ausgesprochen, daß solche Organisationen der Heimarbeiterinnen zur Durchführung der staatlichen Gesetze unter diesen jenen Gemeingeist wecken möchten, wie er unentbehrlich sei, damit der § 105 der Gewerbeordnung auch für sie zur Wahrheit werde und sie auf Grund desselben bessere Löhne erringen könnten. Das genügt der „Berliner Korrespondenz“ für ihre Wiederholung, ich verlange staatliche Zwangsorganisationen zur Erzielung besserer Löhne, und zwar „eine allumfassende“ Organisation der Arbeitnehmer.

Dies nöthigt geradezu den Gedanken auf, den ich peinlich auszusprechen noch zögerte, daß nämlich die „Berliner Korrespondenz“ mehr als alles jedwede Besserung der Lohnverhältnisse perhorreszirt; man vergegenwärtige sich ihre Haltung da, wo es sich darum handelt, die Getreidepreise zu steigern, oder durch Schutzzölle die industriellen Gewinne hoch zu halten, und ihre Haltung hier, wo die Besserung von Lohnverhältnissen in Frage steht, welche für die Heimarbeiterinnen die bitterste Noth und Schande bedeuten! Dort warmes Eintreten für jedwedes Mittel zur Preissteigerung, hier die Ablehnung der wirksamen Mittel zur Durchführung der staatlichen Gesetzgebung selbst, nur weil sie auch später zu besseren Löhnen führen könnten! Angesichts dieser Haltung erscheint das Fehlen jeder Vertheidigung des vorgeschlagenen § 137a der Gewerbeordnung

in einem ganz anderen Licht. Man erinnert sich jener Worte der Begründung der Regierungsvorlage, „die gesetzgebenden Faktoren müssen sich mit dem Bewußtsein begnügen, das Ihrige gethan zu haben, um innerhalb der Grenzen des Möglichen dem Mißstand ein Ziel zu setzen", und es scheint, daß die ganze Vorlage von der Regierung nur gemacht wurde, ut fecisse aliquid videatur.

Die „Berliner Korrespondenz" hat bei ihren gegen mich gerichteten Angriffen in der agrarisch gefärbten „Staatsbürgerzeitung" und in der „Allgemeinen Handwerkerzeitung" gesinnungsverwandte Helfer gefunden. Die letztere begnügt sich, die Vorwürfe der „Berliner Korrespondenz" gegen meine Ueberspannung des Staatsbegriffs mit schmähenden Zuthaten über meinen Doktrinarismus zu wiederholen, die erstere denunzirt mich, indem sie das thut, gleichzeitig als Manchestermann! Es wäre offenbar ebenso vergeblich mit ihnen über die Sinnlosigkeit dieser Ausdrücke im vorliegenden Fall zu streiten, wie mit der „Berliner Korrespondenz", wenn sie meine Darlegungen als „Konstruktionen" zu diskreditiren sucht. Es zeigen solche Worte aber, worauf es meinen Gegnern ankommt. Man geht auch jedem Versuch einer Widerlegung meiner Ausführungen aus dem Weg; auf jede Gegenbemerkung wird nicht durch Darlegung ihrer Richtigkeit erwidert, sondern an die Stelle jedes zurückgewiesenen Vorwurfs wird sofort ein anderer gesetzt und schließlich schmäht man den Autor. Es ist dies wie in jenen alten Kampfspielen, bei denen die Kämpfenden nicht um die Besiegung des Gegners, sondern den Beifall einer gewissen Art von Publikum kämpften. Man nannte das Klopffechterei.

Der Leserkreis der Allgem. Ztg. steht zu hoch, als daß ich ihm ferner zumuthen könnte, von den noch weiter zu erwartenden Sprüngen solcher sozialpolitischer Klopffechter Kenntniß zu nehmen. Auch fehlt mir die Zeit, mich weiter damit zu beschäftigen. Nur wenn von offiziöser Seite etwas sachlich erhebliches sollte vorgebracht werden, werde ich auf die Streitfrage zurückkommen.

Meran, den 18. April 1899. Luja Brentano.

Die klassische Kunst.[1])

Von Arthur Weese.

In dem ruhigen Gange der Kunstwissenschaft ist eine Bewegung zu beobachten, die von dem bewährten Wege ablenken will. Man würde sie eine Krisis nennen, wenn etwas von Kampf dabei wäre. Aber leidenschaftliche Erregung um methodischer Prinzipien willen hat es wohl früher gegeben — jetzt ist sie einer kühlen Beobachtung gewichen. Man sieht der Bewegung gelassen zu, nur daß sie hier und da als reaktionär verdächtigt wird. Und in der That, wenn die Kunstwissenschaft mit der Aesthetik, die sie einst verstoßen hatte, wieder Fühlung zu nehmen beginnt, so betritt sie alte vernachlässigte Pfade. Aber beide Disciplinen haben nach der Trennung ihre Natur verändert und die Gefahr der Verflachung und Wortspielerei, einst die Veranlassung zum Bruche, ist nun nicht mehr zu besorgen. Nur ein Mißverständniß konnte sie auseinanderbringen, und im Grunde gehören sie doch zusammen. Ihr gemeinsames Arbeitsfeld vereinigt sie von Haus aus; beide haben es mit demselben Stoff zu thun und behandeln dieselben Objekte, die Werke der Kunst. Gerade die Nachbarschaft aber brachte es zu Grenzfehden. Allerdings fassen beide Disciplinen ihren Stoff verschieden an, ja man kann sogar sagen, daß die rein historische Methode das eigentliche Thema der Kunst überhaupt nicht berührt. Wir haben durch sie nur gelernt, die Kunst als den Ausdruck einer bestimmten geistigen Kultur zu verstehen und ihren stofflichen Gehalt mit allen Mitteln literarischer und philosophischer Analyse aufzuschließen. Auch soweit es sich um die verwickelten Beziehungen der einzelnen Schulen und ihrer stilistischen Zusammenhänge handelt, hat die historische Betrachtung nur das Alleräußerlichste des Kunstwerks zu Rathe gezogen. Wir erhielten Stammbäume und Entwicklungsreihen, die auf Aehnlichkeiten und stilistische Parallelen aufgebaut waren. Aber vom Kunstwerk selbst und seinem inneren Organismus erfuhren wir nichts. So konnte wohl im Anblick der alleinseligmachenden Descendenztheorien einer der Besten unsres Faches sagen, daß „niemals so viel leeres Stroh gedroschen wurde, wie gerade in ihrem Namen".

Aber auch die Aesthetik mußte einsehen, daß sie falsche Wege gegangen war, denn sie wollte Gesetze machen, belehren, schulmeistern, Regeln aufstellen und richten, ja sogar strafen, indem sie die Macht zu haben glaubte, aus den Tafeln der Geschichte diejenigen streichen zu können, die sich gegen ihre kanonischen Grundsätze vergangen hatten. Die Herrschsucht war es, um deren willen sich nicht nur die Künstler, sondern auch die Kunstgeschichte von der normativen Aesthetik lossagten.

Allerdings steckte ihr dieser tyrannische Zug von Anfang an im Blute. Schon Winkelmann schrieb mit der Absicht eines Solon oder Lykurg. Er wollte auf die lebende Kunst einwirken, indem er das Ideal aller Kunst: die hellenische, in ihrem Wachsthum, in der Blüthe und dem Verfall schilderte. Freilich handelte er im guten Glauben und in der besten Absicht, denn durch eine eigenthümliche Gedankenverkettung dachte er sich das Schicksal jeder, auch der modernen Kunst durch den Begriff der Schönheit an das Beispiel der griechischen Plastik gebunden. Er, der als Erster den Begriff der Entwicklung in die Geschichte der Kunst hineingetragen hatte, wollte jeder nachgriechischen Kunst von vornherein ihr Ziel stecken, das natürlich durch das Ideal des Laokoon und Apollo von Belvedere klar und eng genug bezeichnet war. Er versprach sich von seinem Werke vor allen Dingen einen didaktischen Erfolg bei den Künstlern. Dieses Amt des Lehrers und Bekehrers übernahmen Alle, die in seinem Namen weiterwirkten, zumal als späterhin die Hegel'sche Philosophie wie alle Lebensäußerungen des menschlichen Geistes, so auch die Kunst vor ihr Katheder citirte. Erst als die Kunstgeschichte sich zu einer Kunstwissenschaft — wie sie sich seit Ende der 60er Jahre nannte — ausbildete, erfolgte die Absage an die Aesthetik. Und je mehr der streng wissenschaftliche Charakter in der historischen Betrachtung der Kunst betont wurde, desto weiter öffnete sich die Kluft zwischen den beiden Disciplinen. Für die Aesthetiker — so hieß es — ist erst Platz, wenn die Historiker, oder richtiger gesagt die Statistiker, ihre großen Schlachten geschlagen haben, sie dürfen nicht im Vordertreffen stehen. Ja, hätte man warten wollen, bis die Historiker ihre Arbeit gethan, so hätte man nie anfangen können, weil diese doch niemals fertig werden. Wer erst in die zähe Masse der Materialbearbeitung seinen Fuß gesetzt hat, kommt nie wieder heraus. Die Folge war, daß mit Ausnahme der allgemeinen kulturhistorischen Zusammenhänge jeder weit ausschauende Gesichtspunkt aus der kunstgeschichtlichen Literatur verschwand. Schnaase's achtbändige Kunstgeschichte war noch eine monumentale Leistung, die mit historischen und philosophischen Methoden einen Bau voll Ordnung und tiefem Sinn geschaffen hatte. Schließlich aber hatten wir unter Anton Springer und seinem Antipoden Morelli eine Behandlung, die nur das trockene Feld der historischen Datirung, der Bildertaufen und der Echtheits-

[1]) Die klassische Kunst. Eine Einführung in die italienische Renaissance. Von Heinrich Wölfflin. Mit 110 erläuternden Abbildungen. München. F. Bruckmann 1899. 10 M.

analyſen beackerte. Man ſchlepple ein ungeheures Material zuſammen und erſtickte darin, man grub wohl Schachte und Gänge, man ordnete im kleinen und ſichtete ſauber alle Schnitzel des Zufallwiſſens; aber man wohnte in einem todten, kalten Bau. Wer ein Kunſthiſtoriker von echtem Schrot und Korn war, ſprach nur von Quellen und Urkunden, von Dokumenten und Belegen, von Daten und Autariläten, von Vaſari und von van Mander, aber kaum vom Kunſtwerk ſelbſt. Auch aller Geiſt und feinſinnige Beredſamkeit eines Hermann Grimm kam mehr der pſychologiſchen Belebung ſeiner Helden, als ihrer Werke zugute. Form und Weſen des Kunſtwerks zu ergreifen, fehlten die wiſſenſchaftlichen Handhaben und vor allem die künſtleriſchen Organe. Alles andere als gerade das optiſch Wahrnehmbare wurde behandelt. Die Beleſenheit und das Einzelwiſſen waren größer als der Formenſinn und die künſtleriſche Sehkraft. Noch weniger aber geſchah für die äſthetiſche Würdigung von Seiten der Bilderkenner und Muſeumsbeamten, die doch mit der Kunſt unter einem Dache wohnten. Und es iſt charakteriſtiſch, daß in ihren Arbeiten das innere Verhältniß zur Kunſt ſich nie in einem Wort des Wohlgefallens oder der Bewunderung verrieth. Wie arm und ſpröde iſt ihre Sprache! Wenn der Werth eines Bildes nicht in Zahlen ausgedrückt wurde, ſo geſchah es höchſtens mit jenem Blick ſachkundigen Einverſtändniſſes, den Feinſchmecker bei einer wohlbeſetzten Tafel wechſeln. Im Grunde trieb man mit den feinen Werken der Kunſt eine Art Anatomie. Das Betaſten und Beklopfen, das Kritiſiren und Seziren machte das Metier aus. Einige Ariſtokraten gingen ihre eigenen Wege. Was Burckhardt ſchon in den 50er Jahren, was ſpäterhin Juſti für die Betrachtung der Kunſtpſychologie gethan hatte, das waren ſtolze Aeußerungen einer hohen Individualität, und deßhalb wahl blieben ſie ohne Nachfolge. Aber das muß anerkannt werden: eben durch jene Forſcher, die jeder formal-künſtleriſchen Würdigung das Wort abſchnitten, wurden ſichere Methoden ausgebildet, unter deren Schutze auch weniger ſcharfe Köpfe den Anſpruch wiſſenſchaftlicher Tüchtigkeit erheben können. Denn die Methode iſt ihnen der Stab, mit dem ſie das Waſſer aus dem Felſen ſchlagen.

Ganz allmählich indeſſen ſuchten Einige von dem einſt verſchmähten Erbe der Aeſthetik das Beſte wiederzugewinnen. In den Arbeiten von Robert Viſcher, von Henry Thode und Georg Dehio empfindet man deutlich, wie das Weſen des Stils beſtätigt werden ſoll. Kein Zweifel, daß vor allem die abgebrauchten Formeln der reinhiſtoriſchen Sprache für die neue Aufgabe zu ſtumpf waren. Auf dialektiſchem Gebiet lag eine Hauptſchwierigkeit; und es war viel geſchehen, wenn man durch ſcharfe, prägnante und anſchauliche Begriffe dem ſchwer erſchließbaren Stoff beizukommen wußte. Das Neue daran war die Differenzirung rein formaler Beobachtungen, nicht im Sinne der Meiſterkritik, die die techniſchen und ſtiliſtiſchen Eigenthümlichkeiten des einzelnen Künſtlers feſtſtellt, ſondern im Sinne einer Pſychologie der Form. Man näherte ſich dem eigentlichen Thema der Kunſt. Allerdings wird die Regiſtrirarbeit niemals aufhören dürfen, und ein guter Katalog wird immer eine tüchtige wiſſenſchaftliche Leiſtung bleiben. Aber man wußte doch auch lernen, nach künſtleriſchen Werthurtheilen zu meſſen. Die Frage durfte nicht immer wieder heißen: was iſt in Raffaels Schule von Athen dargeſtellt — das war zu hundert Malen beantwortet worden —, ſondern durch welche Mittel der Raumauffaſſung und Kompoſition, durch welches beſondere Gefühl für Maßverhältniſſe, für Gliederung und Aufbau der einzelnen Gruppen und des großen Ganzen iſt Raffael eigentlich zum Höhepunkt und Abſchluß in der Entwicklung des italieniſchen Freskos geworden. Beantwortet ſollte werden das Wie und nicht das Was. Berufen zur Antwort war eigentlich der Künſtler, während bis dahin nur der Hiſtoriker, der Thealoge und Philoſoph geſprochen hatten. Aber Künſtler hüllen ſich faſt ſtets in Schweigen, wenn es um den eigentlichen Sinn ihrer Kunſt geht. Und doch iſt der Anſtoß, der eine Behandlung der Dinge nach formalen Elementen in Fluß gebracht hat, von der literariſchen Arbeit eines Künſtlers ausgegangen. Von Anfang an hat man Hildebrands „Problem der Form“ viel Aufmerkſamkeit geſchenkt, wenn auch beim Erſcheinen des Buches ſo mancher zünftige Fachmann etwas rathlos davor ſtand. Die Kompetenz des Autors wurde indeſſen keinen Augenblick in Zweifel gezogen. Hildebrands Analyſe unterſucht — ich möchte ſagen — die optiſche Arbeit des Künſtlers. Er gab ſich über dieſe Grundbedingung jedes künſtleriſchen Schaffens wie ein Pſychologe von Fach Rechenſchaft. War alſo ſein Syſtem durchaus wiſſenſchaftlicher Natur, ſo zeigte doch die Nutzanwendung in jedem Wort die Erfahrung des ſchaffenden Künſtlers. „Das Buch iſt wie ein erfriſchender Regen auf dürres Erdreich gefallen. Endlich einmal neue Handhaben, der Kunſt beizukommen, eine Betrachtung, die nicht nur in der Breite neuen Materials ſich ausdehnt, ſondern ein Stück weit in die Tiefe führt.“ Will man den Stammbaum des Buches verfolgen, ſo muß man einen Nebenzweig an dem weitgeäſtelen Baum der Aeſthetik ins Auge faſſen, der von pſychologiſcher Struktur iſt und ſchließlich zu dem Namen Fechners und ſeinen rein experimentellen Unterſuchungen hinausführt.

Hildebrands Buch iſt nun auch eingeſtandenermaßen von anregender Wirkung für das neueſte zuſammenfaſſende Werk über italieniſche Kunſt geworden, für Heinrich Wölfflins ſoeben erſchienene „Klaſſiſche Kunſt“. Wer das „Problem der Form“ in ſo pointirter Weiſe gleich in der Einleitung citirt wie hier, von dem iſt zu erwarten, daß auch er im Grund ſein Thema von der formalen Seite behandeln wird. Und das iſt auch geſchehen. Wir haben eine Kunſtgeſchichte Italiens im 15. und 16. Jahrhundert, die von Donatello bis Michelangelo eine Entwicklung, unabhängig von allem kulturhiſtoriſchen und philoſophiſchen Gehalt der Zeit, auf rein optiſchem Gebiet verfolgt. Hier handelt es ſich nur um das künſtleriſche Sehen und um die beſonderen Formen, in denen es zum Ausdruck gekommen iſt. Man könnte deßhalb das Buch auch nennen: Das Problem der Form in der italieniſchen Kunſt. Aber Wölfflin nannte es „die klaſſiſche Kunſt“ und zeigte damit ſchon im Titel, wie ſehr er den Schwerpunkt verlegt, nicht auf das Werden und Wachsthum der Kunſt im Quattrocento, ſondern auf die Frucht und das Reſultat in der Hochrenaiſſance. Die hiſtoriſche Darſtellung dient ihm nur als Vorbereitung für ſeinen eigentlichen Hauptzweck, der ein Syſtem der reifen Kunſt des Cinquecento iſt. So klar auch die Intuition des großen Zuſammenhangs in dem geſchichtlichen Bild hervortritt, ſo enthält es doch nur die Prolegomena. Der eigentliche Kern ſteckt in den formalen Begriffen, in der ordnenden Einheit, in dem wohlgegliederten Bau des Syſtems.

Das Buch iſt, wie Winckelmanns Kunſtgeſchichte, in zwei Theile gegliedert: einen hiſtoriſchen und einen ſyſtematiſchen. Aber auch der hiſtoriſche gibt keine Erzählung und fortlaufende Darſtellung; es iſt kein Lehrbuch, und nur wer in der italieniſchen Kunſt gut zuhauſe iſt, wird die feſte innere Verkettung der einzelnen Kapitel herausfühlen, die ſcheinbar in loſe Künſtlercharakteriſtiken auseinanderfallen. Faſt nirgends wird von Schulen und lokalen Traditionen berichtet, weil es ſich überhaupt gar nicht um die Exiſtenz dieſer oder jener Werkſtatt handelt. Einzelne Meiſter werden genannt nur inſofern, als ſie dazu beigetragen haben, das Formgefühl ihres ganzen Geſchlechts zu erweitern und auszubilden, neue Worte für Kompoſition und Raumdarſtellung zu ſchaffen und die Geſammtaufgabe künſtleriſchen Sehens

Digitized by Google

aus dem Zufälligen, Eigensinnigen und Individuellen herauszuheben zur Höhe einer inneren Ordnung und gesetzmäßigen Nothwendigkeit. Aber weit gefehlt, wenn man glaubt, daß es bei dieser Schilderung der italienischen Kunst auf eine Verherrlichung ihres kanonischen Rangs hinauslaufe, den modernen Künstlern etwa zur Beherzigung. Schulmeisterblut steckt nicht in diesem Buch. Alle Resultate werden nur betrachtet als das Ergebniß einer folgerichtigen Entwicklung, gleichsam als Schlußsteine auf einem Bau. Wer didaktische Folgerungen daraus zieht, vergeht sich gegen den Geist historischer Evolution.

Was ein Raffael und Michelangelo gefunden hatten, war nur insofern für sie von Werth, als damit ein bestimmter künstlerischer Zweck erreicht war — aber bis zur Vollendung und Vollkommenheit. Das ist ihre Klassizität. Ob indessen ihre Schüler noch einen wirklichen Vortheil daraus ziehen konnten, wenn sie sich nur an die gefundene ideale Lösung hielten, bleibt zum mindesten fraglich. Denn sinkt nicht alles Höchste in der Kunst, wenn es wiederholt wird, zur Formel herab?

Wohl aber war ein Unendliches gewonnen, indem jene das eigentliche Objekt ihrer Hantirung, figurale, landschaftliche und architektonische Dinge, also lauter formale Elemente, zu einem höchsten Grade optischer Wirksamkeit ausbildeten. Ihre künstlerischen Organe waren nicht geistiger Natur wie beim Dichter und Denker. Sie dachten gleichsam nur in sichtbaren Formen; und diese dem Auge in ihrer Ordnung und gegenseitigen Beziehung als eine Einheit und Nothwendigkeit faßbar zu machen, konstituirte die zeitlose Errungenschaft ihrer künstlerischen Arbeit.

„Die klassische Kunst", so wie sie Wölfflin darstellt, ist also kein Kanon, kein kritisches Formelbuch. Das Werk dient nur der Einsicht in einen künstlerischen Prozeß, durch den die Forderungen des schauenden Auges und der formalen Elemente in der Darstellung schließlich ausgeglichen wurden.

Und doch steckt in dem Titel „Die klassische Kunst" etwas wie Opposition. Denn gilt nicht dem Künstlergeschlecht von heute die eigene Leistung für klassisch. Gerade bei ihnen hat die lebendige Schaffenslust den historischen Sinn fast beiseite gedrängt. Nimmt es nicht den Ausdruck bloßer Willkür schon für Offenbarung? Bäumt sich nicht der schrankenlose Individualismus gegen jede Form des Gesetzes auf, gegen alles Vergangene, das dieses Zeichen der Vollkommenheit an sich trägt und wie ein Muster und Vorbild aussieht? Hört man es nicht alle Tage, daß Raffael nichts anderes war, als ein kalter Virtuose der Linie und der gekünstelten Komposition, der dem farbenfreudigen Modernen weniger als jeder andere Große im Reiche der Kunst zu sagen habe? Und diesem Kunstgeschmack legt ein Gelehrter ein Buch über Raffael und die klassische Kunst ans Herz, das allerdings — dagegen verwahrt er sich ausdrücklich — kein akademisches Buch sein will. Denen also, die auf dem gleichen Felde arbeiten, ist es nicht bestimmt, sondern den Genießenden, den Genußfähigen, wobei man wohl fragen darf, für wie Viele noch irgend welche Klassizität ein lebendiger, wirksamer Bildungsfaktor sein mag. Ob nicht doch gerade die Leute von Fach für dies Buch besonders dankbar sein werden.

So wie es geschrieben ist, hätte es uns kein Anderer geben können. Und wir folgen Wölfflin gern, wohin er uns führt. Im Quattrocento verweilt er kurz, nur um die Hauptaccente seiner Charakteristik, die in erster Linie den Meistern der Hochrenaissance gilt, durch den Kontrast zu verschärfen. Mit Ruhe und Behagen ergeht er sich im Cinquecento, überall neu beleuchtend, mit starker Betonung hebend und klärend, dann wieder dämpfend, zurückweisend. Seine Werthurtheile sind das Wachsen der Form, die Steigerung monumentaler Würde, der pathetische Sinn für Großräumigkeit und edle Gebärde, kurz alle Momente, die den Eindruck feierlicher Großartigkeit und klarer Tiefe konstituiren. Erst bei ihm rücken Meister wie Andrea del Sarto an ihre richtige Stelle, der bisher eigentlich mehr fürs Publikum als für die Forschung da war. Es ist, als hätte Wölfflin den Ort wissenschaftlicher Studien aus den Uffizien nach dem Pitti verlegt. Wer vertauschte nicht gern die Werkstatt harter, kritischer Arbeit mit jenen stolzen Räumen reinen Genusses. Sind doch durch die Forschungen der letzten Jahre gerade die Werke des Quattrocento dank der wissenschaftlichen Skepsis zu lauter Fragen des Zweifels geworden. Alle Freude war durch kritische Bedenken benommen.

Doch wie gesagt, Wölfflin gehört nicht zu den Bildertäufern und Registratoren. Sein kritischer Apparat besteht in formalen Begriffen: Körpergefühl, Raumsinn, Proportionen, Massenvertheilung, Gruppirung, Lineament, Komposition und wie die zahlreichen, oft neu formulirten Werthe lauten mögen. Eine Inhaltsangabe würde also, das sieht man schon an dieser Aufzählung der Kriterien, nur wenig geben, da alles Verständniß auf einer besonderen Art des Sehens beruht. Das ganze Buch ist auf Anschauung aufgebaut, jede Seite wiederholt den Appell an das Auge.

Und zum Eindringen in den Geist des Buches, vornehmlich zum Genuß desselben, ist die straffe und doch so biegsame Sprache Wölfflins nöthig, ihre treffende Prägnanz, die anschauliche Plastik und der originelle Reiz des oft sentenziösen, kategorischen, kurzangebundenen Ausdruckes. Endlich einmal wieder ein Buch, das auch als schriftstellerische Leistung den Künstler verräth. Nicht gering ist die überzeugende Kraft des illustrativen Theiles im Buche anzuschlagen. Die Auswahl ist ungemein geschickt und zeigt recht, wie viel pädagogischen und kritischen Werth das von Wölfflin mit Vorliebe angewandte Mittel der Gegenüberstellung und Vergleichung besitzt. An dem einen Beispiel der Taufe Christi von Verrocchio und Sansovino gibt er fast die ganze Summe der Stilbegriffe Quattrocento und Cinquecento.

Ich sagte schon, daß der erste historische Theil nur die Vorbereitung zum zweiten systematischen bildet, den Wölfflin selbst die Gegenprobe des ersten nennt. Sein Ideengehalt steckt schon als das unsichtbare Gerippe im ersten. Aber es gibt doch erst den Aufschluß für das Ganze. Wie der Physiker für ein verblüffendes Experiment die wissenschaftliche Erklärung gibt, so deckt Wölfflin in diesem Abschnitte die Gründe und Begriffe auf, mit denen er den Organismus des ersten konstruirt hat. So steckt denn das eigentlich Neue und Bedeutende des Werkes in diesem zweiten systematischen Theile. Daß überhaupt ein System gebaut wird, ist inmitten der historischen und statistischen Richtung an sich eine That. Die Wohlmeinenden hätten nur gewarnt, wären sie gefragt worden. Nun werden sie mit der vollendeten That überrascht. Und es zeigt sich, daß das Materiol fast schon zu groß war, wenn überhaupt der Systematiker eine abschließende Zergliederung des Stoffes von vorbereitender Hand in so großem Maße bedürfen sollte. Ist doch seine Arbeit selbst eine Ordnung und Einheit nach neuen Begriffen. Sein sicherer Takt bewährt sich vor allem in der Beschränkung. Das war auch für Wölfflin unumgänglich und er hat die Venetianer von der Betrachtung fast ganz ausgeschlossen. Ihre Schule bildet innerhalb der Kunst Italiens eine Enklave, die ganz eigene Richtungen verfolgt. Sie entdecken den Werth der Farbe, auch der gebrochenen Töne und entziehen sich bewußtermaßen der einengenden Gewalt der Linearkomposition, um auf koloristischer Grundlage neue Prinzipien optischer Wirkung und formaler Ordnung aufzubauen. Wenn sie

in einem System, das in Raffael, Andrea und Michelangelo gipfelt, keinen besonderen Platz finden, so ist das sachlich vollkommen begründet.

Dieses System ist der Inbegriff der Einfachheit. In drei Kapitel getheilt, faßt es den ungeheuren Stoff der Hochrenaissance unter dem Gesichtspunkt „der neuen Gesinnung", der „neuen Schönheit" und der „neuen Bildform" zusammen. Es ist ein gewaltiges Stück Gedankenarbeit, das hier auf engem Raum und in knappen Formeln vorgetragen wird. Seit Jakob Burckhardts „Grundriß der Renaissance" hat die historische Kunstwissenschaft kein Werk erhalten, das mit solch durchdringender Kraft die breite Masse des Materials nach neuen fruchtbaren Begriffen gegliedert und bewältigt hätte. Vielleicht ist die Kunst der Komposition an diesem Buche am meisten zu bewundern. Aber auch welch neuer, tiefer Gehalt! Hier ist durch wissenschaftliche Methode eine eigenartige Entwicklung der Form klargelegt, die sich bisher nur mit künstlerischer Begabung oder angeborenem Formensinn ahnen ließ. Nicht mehr als Andeutungen, Einfälle, Gelegenheitsbeobachtungen boten sich als Vorarbeit an. Fast jede Monographie hat sich bisher an diesem Stück Aesthetik abquälen müssen, wenn sie es nicht vorzog, eine Hauptpflicht kunsthistorischer Analyse einfach beiseite zu legen. Wölfflin aber hat das Problem mit fester Hand angepackt, ihm in sicheren großen Zügen Form und Gestalt gegeben und es mit Meisterschaft gelöst.

Es hieße das System auseinanderreißen, wollte ich hier seine Fundamente, seine innere Ausgestaltung und äußere Gliederung im einzelnen besprechen. Das Buch in seinem stolzen, klaren Bau muß auch als Einheit gelesen und aufgenommen werden. So konnte es sich nur darum handeln, mit wenigem anzudeuten, in welch hohem Maße dieses Buch Heinrich Wölfflins das schier erschöpfte Thema der italienischen Kunstgeschichte vertieft und bereichert. So viel ist gewiß, es steht in jener vordersten Reihe, in der wir nur Namen wie Rumohr, Burckhardt und Hermann Grimm begegnen.

Die neueste wissenschaftliche Expedition durch Formosa (Thaiwan) und die Besteigung des Mount Morrison.

Seitdem Japan als Sieger im letzten Kriege mit China die Insel Formosa als Beute erhalten, ist das Interesse an diesem merkwürdigen Lande rege geworden. Aber schon früher haben ihre wilden Gebirge, ihre eigenthümliche halb tropische Fauna und Flora wissenschaftliche Forschungsreisen angeregt. Hauptsächlich war es ein ungefähr in der Mitte gelegener Gebirgsstock, Mt. Morrison genannt, der Zielpunkt aller Expeditionen, der aber erst in der allerletzten Zeit gründlich durchforscht worden ist. In den 60er Jahren waren es zwei Engländer, John Dott und A. Pickering, welche Formosa bereisten und den Mt. Morrison, die höchste Erhebung der Insel, zu erreichen suchten. Aber das ungesunde Klima, der Mangel an Wegen und die feindlichen Stämme zwangen sie, ihr Vorhaben aufzugeben.

Im Jahre 1896 wurde nach der Annexion der Insel durch Japan der Professor der Forstwissenschaft zu Tokyo, Honda, von seiner Regierung beauftragt eine wissenschaftliche Expedition in das noch beinahe unbekannte Gebiet des Mt. Morrison zu unternehmen. Zwar hat ein Leutnant Saito von der Expedition Honda's die südlichste unbewaldete Spitze, aus Schieferthon und losen Felsen bestehend, erreicht, hat jedoch zuverlässige kartographische und barometrische Messungsresultate nicht mitgebracht, da Honda, durch den Einfluß des ungesunden Klimas krank geworden, zurückbleiben mußte.

Es war im vorigen Jahre dem zähen deutschen Forschergeist gelungen die Gebirgsgruppe trotz aller Schwierigkeiten nicht nur zu erreichen, sondern auch zu erforschen, zuverlässige barometrische und kartographische Notizen zu machen und vor allem reiche Sammlungen mitzubringen, durch welche es möglich sein wird, auf die Fauna, Flora und auf die geologische Beschaffenheit dieser so merkwürdigen Gebirgsgruppe einen Schluß zu ziehen.

Hr. K. Th. Stoepel, dem die Wissenschaft besonders auf dem Gebiete der Kartographie und meteorologischen Messung schon mannichfaltige Ergebnisse verdankt — es sei hier nur an die Besteigung des Orizaba in Mexico, des höchsten Berges von Nordamerika (5588 m), und an die wissenschaftliche Erforschung des Mauna Kea- und des Mauna Loa-Gebietes auf Hawaii erinnert —, brach am 24. November 1898 von Kilung an der Nordostküste Formosa's in das Innere der Insel auf. Die Expedition wurde von der japanischen Regierung mit militärischer Bedeckung versehen, da man sieben Tagmärsche durch das Rebellengebiet (Formosa war damals im Aufstand gegen die neue japanische Regierung) zu marschiren gezwungen war. Stoepel erreichte am 11. Dezember Linhipo, wo die militärische Bedeckung die Expedition verließ, da hier freies Wildengebiet beginnt und direkte japanische Herrschaft aufhört. Nach viertägiger Rast in Linhipo wurde aufgebrochen. Der Marsch ging durch Chinesendörfer, Kampherbaumdistrikte und Theeplantagen. Schon vor der Ankunft im eigentlichen freien Wildengebiet hatte Stoepel an einige Stämme Geschenke übersandt und mit ihnen wegen Führern unterhandelt. Mit Hülfe derselben wurden Flüsse durchquert, die Gebirgskomplexe des Howo und des Gundai u. a. übersonnen. Am 18. Dezember kam die Expedition an den Westabhängen der Vorberge (2000 m hoch) des Mt. Morrisongebiets an. Dasselbe repräsentirt nach den Forschungen Stoepels nicht ein einzelnes „Gebirge", wie die japanische Expedition Honda's berichtet hat, sondern eine ganze Gebirgsgruppe mit der Durchschnittshöhe von 3000—3500 m. Er hat ferner mehrere Erhebungen konstatiren können, welche auch in der japanischen Generalstabskarte nicht verzeichnet waren und hat darüber genaue kartographische und barometrische Aufzeichnungen mitgebracht, so daß also dieser Gebirgskomplex auf der Karte eine wesentliche Gestaltveränderung erleiden wird. Diese neuentdeckten Gebirgszüge sind nach den wilden Stämmen benannt, welche sie bewohnen. Die ganze Gebirgsgruppe des Mt. Morrison heißt japanisch Niitakayama, bei den Eingeborenen Pataqnan. Die höchste Spitze aus Schieferthon, welche vorher noch nicht bestiegen worden war, wurde von Stoepel am zweiten Weihnachtstage 1898 erreicht, nach großen Schwierigkeiten. Die japanische Begleitung erwies sich als völlig unbrauchbar und mußte zurückgeschickt werden. Auch die Wilden waren zur Begleitung schwer zu bewegen, theils wegen ihrer abergläubischen Furcht, theils weil sie, beinahe unbekleidet, die große Kälte scheuten.

Gerade der enorme Wechsel des Klimas in verhältnißmäßig kurzer Zeit soll die Malaria bei der Expedition Honda provozirt haben und machte die Besteigung so außerordentlich schwierig. Am Fuß der steil ansteigenden Gebirgsgruppe herrschen tropische Verhältnisse, in gewissen Höhenlagen beginnen die kalten Nordostwinde zu wehen, und die höheren Regionen bedeckt tiefer Schnee.

Nach Stoepel ist die ganze Gebirgsgruppe nicht, wie man früher glaubte, vulkanischen Ursprungs; 40 Prozent derselben sind bewaldet, darunter einige Gruppen von Baumriesen, welche den californischen Mammuthbäumen an Umfang und Höhe nichts nachgeben. Dieselben fanden sich ungefähr in einer Höhe von 2500—3000 m. Die Baumgrenze reicht bis zu einer Höhe von 3800 m. Allerdings fanden sich in dieser Höhe nur verkrüppelte Nadelhölzer,

aber auch zahlreiche Hirschspuren und solche von einer Formosa eigenthümlichen Gemse wurden bis zu dieser Höhe beobachtet. Die tropische Vegetation reicht bis ungefähr 700 m; hohe Farne, Ananas, Bananen ꝛc. Auch wurden einige tropische Giftschlangen erlegt, so die bekannte Cobra de Capello und die nicht minder giftige, aber äußerst flinke, grüne Bambusschlange, Dryophis fulgida.

Die Ureinwohner sind vorzügliche Jäger, aber auch Ackerbauer. Eine eigenthümliche Art Gebirgsreis wurde bei ihnen entdeckt, der ebenso wie der gewöhnliche in Büscheln gepflanzt wird, aber vollständig auf dem Trockenen gedeiht, während das Wachsthum des gewöhnlichen Reises bekanntlich nur im Wasser stattfindet. Aus diesem Reis machen die Wilden ein alkoholisches, weinartiges Getränke, Napus genannt. Auch von Hirse wird ein ähnlicher Saft hergestellt.

Bis zu 800 m wurden an den Westabhängen der Vorgebirge Theesträucher gefunden, ferner wilder Zimmt, aus dessen Wurzel die Wilden ein camillentheeähnliches Getränke bereiten. In der Region bis zu 3000 m fand Stoepel eine Art Edelweiß vor, ähnlich dem, das der Forscher in unserm chinesischen Schutzgebiet auf dem Lauschaug-Gebirge gesammelt hatte.

Die Ureinwohner, speziell die Stämme am Mt. Morrison, wurden von Stoepel genauer erforscht.

Nach den neuesten Untersuchungen theilt man die Volksstämme am Mt. Morrison in fünf Gruppen ein. Stoepel untersuchte hauptsächlich die Bonum und Tsow. Sie sind noch mit Bogen und Pfeil bewaffnet, Wenige haben Gewehre von den Chinesen erhandelt; sie kleiden sich in Hirschfelle. Kannibalismus konnte Stoepel bei ihnen nicht konstatiren, wohl aber Kopfjägerei und einen ausgeprägten Schädelkultus. Beinahe in jeder Hütte befinden sich an der Decke mumifizirte Menschenschädel als Trophäen, aber auch Affenschädel und ganze Skelette, ferner werden Hirsch-, Wildschwein- und Bärenköpfe mit Vorliebe aufbewahrt. Die Kopfjagd betreiben sie hauptsächlich gegen die Chinesen, welche sie als ihre Todfeinde betrachten, da diese sie aus den früheren Wohnsitzen in der fruchtbaren Ebene in die unwirthlichen Gebirge zurückgedrängt hätten. Aber auch die Köpfe solcher Fremder werden nicht verschmäht, welche, ohne mit ihnen zu unterhandeln oder Geschenke anzubieten, ihren Wohnbezirken sich zu nähern wagen. Unter sich leben sie öfters in Fehde, wobei die Ursachen meistens Streitigkeiten wegen der Jagdgründe bilden. Die Blutrache findet sich in verstärkter Form bei ihnen, für einen Getödteten müssen immer zwei Köpfe des feindlichen Stamms erbeutet werden. Einen außerordentlich kriegerischen Stamm, welcher mit den anderen in ständiger Fehde lebt, die Tapang, hat Stoepel entdeckt. Durch reichliche Geschenke von Salz, Tuchstoffen, Streichhölzern konnte er ihre Freundschaft gewinnen.

Die Untersuchungen Stoepels haben ergeben, daß die Stämme am Mt. Morrison ihren Sitten, Gebräuchen, auch ihrer körperlichen Beschaffenheit nach entschieden malayischen Ursprungs sind. Im Norden haben sich allerdings die Chinhuan mit Chinesen vermischt, aber davon auf die mongolische Abstammung sämmtlicher Stämme schließen zu wollen, wie Bastian, Joest und Wirth es thun, dürfte sich als irrig erweisen. Auch von Negritos, als Rasse mit wolligen Haaren, von denen Wirth berichtet, konnte Stoepel nichts entdecken. Früher glaubte man, daß die Volksstämme dort sich auf dem Aussterbe-Etat befänden, Stoepel dagegen konnte davon nichts bemerken und hat besonders im Süden reichen Kindersegen konstatirt.

Eine fernere interessante Beobachtung wurde gemacht. Die Abkömmlinge von Holländern mit Wilden, also Mischlinge, deren helle Augen und an Kaukasier erinnernde Gesichtszüge heute noch ihre Abstammung beweisen, leben in ganz ursprünglichen Verhältnissen, wie die anderen Wilden, und zeichnen sich durch ganz besondere Grausamkeit aus.

Stoepels anthropologische Messungen und photographische Aufnahmen und seine ethnographischen Sammlungen werden jedenfalls Licht in die bis jetzt viel diskutirte Abstammungsfrage der Völker am Mt. Morrison bringen.

Vorstehendes ist nach einer kurzen Unterhaltung mit Hrn. Stoepel niedergeschrieben und erhebt natürlich auf Vollständigkeit keinen Anspruch, sondern hat nur den Werth vorläufiger Mittheilungen. Der Forscher wird sich von Japan über die Mongolei und Sibirien nach Europa begeben, und seine werthvollen Veröffentlichungen werden sicherlich das Interesse aller Gebildeten erwecken.

Yokohama. Dr. med. et phil. Haberer.

Mittheilungen und Nachrichten.

mot. Ueber Schopenhauer. Von P. J. Möbius. Mit zwölf Bildnissen. (Leipzig, Verlag von Joh. Ambrosius Barth 1899.) — Das 264 Seiten starke Buch zerfällt in zwei Hälften, von denen die erste „über Schopenhauers Person", die zweite „über Schopenhauers Lehre" handelt. Der ärztliche Verfasser verfolgt im ersten Theil die Absicht, Schopenhauers Person und Leben insbesondere gegen die Angriffe des Dr. v. Seidlitz und gegen die einseitig pathologische Auffassung Lombroso's zu vertheidigen. Das ist löblich, wenn auch nicht eben dringend nothwendig. Denn die bekanntlich überaus oberflächlichen und leichtfertigen Folgerungen, die Lombroso in seinem Buche „Genie und Irrsinn" — dieses hat der Verfasser wohl im Auge, wenn er es auch nirgends citirt — auf Grund seiner merkwürdigen Statistik aufstellt, haben — in der deutschen Wissenschaft wenigstens — nirgends so viel Ansehen, daß man es nöthig hätte, dagegen Bücher zu schreiben. Wenn man dort mit heiterem Erstaunen liest, wie der italienische Gelehrte aber auch jede Persönlichkeit von Genie mit pathologischen Anlagen ausstattet, so fühlt man sich stark versucht, je nach dem Geschmack entweder seinem Schöpfer auf den Knieen zu danken, daß man kein Genie ist oder ihn um etwas Irrsinn zu bitten, um sich Genie beimessen zu dürfen. Dr. Möbius stellt zwar pathologische Anlagen beim Vater Schopenhauers fest, dessen Seidstmord er mit Gwinner als ziemlich sicher annimmt, er geht auch gewissen Schrullen des Frankfurter Philosophen nach, aber er ist sichtlich bemüht, an der gesunden genialen Natur Schopenhauers festzuhalten. Was Lombroso und Anderen pathologisch scheint, führt er zum Theil auf Veranlagung, lieblose Behandlung durch die Mutter, Vereinsamung und Verkennung zurück; auch die Mär von Schopenhauers Weiberhaß bekämpft er eifrig. Merkwürdig ist nur, daß er dabei als biographische Quelle fast durchaus nur Gwinner citirt und gegen Grisebach vielfach eine beinahe polemische Stellung einnimmt, obwohl dieser in seiner zwar knapperen, aber ungleich verläßlicheren neueren Biographie jenem, Gwinner, zahlreiche Irrthümer nachgewiesen hat, wie auch dem ersten Herausgeber der Werke Schopenhauers, Julius Frauenstädt. Möbius macht z. B. den Versuch, die Mutter Schopenhauers gegen die Darstellung Grisebachs zu vertheidigen, und der Schluß ist doch, daß seine, Möbius' Ausführungen über Johanna Schopenhauer einen kaum um ein Haar liebenswürdigeren Eindruck hinterlassen als jene scharfe Charakterzeichnung Grisebachs. Doch ist der biographische Theil weitaus das erfreulichste an der vorliegenden Arbeit. Es spricht sich ehrlicher Enthusiasmus in dieser populären Biographie aus; auch mag man dem Verfasser das Recht, einmal vom Standpunkt des Arztes ein kräftig Wörtlein für den vielverleumdeten Philosophen zu sagen, wohl zubilligen. Dieser Enthusiasmus, der Dr. Möbius nach seiner eigenen Versicherung bei Abfassung seines Buches geleitet hat, wird Einem aber nahezu räthselhaft, wenn man seine Kritik der Lehre Schopenhauers liest. Einzelne enthusiastische Seitenblicke und Interjektionen können doch unmöglich darüber hinwegtäuschen, daß der Ver-

Digitized by Google

faſſer ſchließlich an den vier Büchern des Hauptwerkes, in deſſen Rahmen er ſeine ganze Kritik hineinpreßt, kaum ein gutes Haar läßt. Dr. Möbius iſt ein Anhänger Fechners. Es iſt ja ſchön von ihm, daß er für den noch lange nicht nach Gebühr Geſchätzten eintritt; er ſtellt ihn aber ſogar über Schopenhauer, und was in deſſen Philoſophie nicht — „fechnerisch“ iſt, möchten wir ſagen, gefällt ihm nicht. Dazu kommt, daß in des Verfaſſers Augen der Einfluß Plato's, der Inder und Kants auf Schopenhauer ein Unglück geweſen. Die Kantianer, denen Schopenhauer in ſeiner Kritik der Kant'ſchen Philoſophie ſchon zu weit gegangen, werden große Augen machen, wenn ſie hier leſen, daß Schopenhauer noch viel zu viel auf den „Scholaſtiker“ Kant gegeben! Schopenhauer ſei nur etwas werth, wo er ſich vom Einfluß Kants emanzipirt! Während alſo der biographiſche Theil des Buches nichts Neues bringt und bringen kann, bietet der kritiſche für den Verehrer Schopenhauers zumeiſt nichts Erfreuliches. Neu und erfreulich iſt nur, was zwiſchen beiden liegt: die im Anhang des erſten Theils vorgeführten und beſchriebenen Bilder Schopenhauers, die Lichtbilder, Künſtlerbilder und Büſten, die da zum erſtenmal hübſch zuſammengeſtellt ſind. Neben den Bildern Johanna's und Adelens ſehen wir die Frankfurter Daguerrotypen und Photogramme, deren Originale ſchon dem Verbtaſſen nahe ſind, die Künſtlerbilder Lunteſchütz', Hamels, Göbels and Lendochs, non denen der Verfaſſer im Sinne der Authenticität insgeſammt nicht viel hätt, ſowie Schopenhauers Denkmal in den Frankfurter Anlagen (die Büſte des Münchener Schierholz). Es fehlt Ruhls Bildniß, das Schemann in den ſeinerzeit non uns beſprochenen Schopenhauer-Briefen (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1893) publizirt hat und dos uns den jungen Schopenhauer aus der Entſtehungszeit der „Welt ats Wille und Vorſtellung“ ſehen läßt und die Reprodultion der, beſten, Büſte der Etiſadeth Ney. Daſür erhatten wir ein ausführliches Gutachten über den Schädel Schopenhauers und eine nergleichende Zuſammenſtellung non deſſen Umriſſen mit jenen Kants und — Napoteons. Alles in allem iſt aber auch dieſes Buch eines philoſophiſchen Laien ein Beweis — wenn es eines ſolchen noch bedürfte! — was es mit der unlängſt an dieſer Stelle abgegebenen, allen Thatſachen Hohn ſprechenden Behauptung Ludwig Büchners, Schopenhauer und ſeine Philoſophie ſeien ja heute ſchon ein überwundener Standpunkt, auf ſich hat. Die zu Bibliotheken anwachſende Schopenhauer-Literatur, die in tauſenden und aber tauſenden von Exemplaren verbreiteten Ausgaben ſeiner Werke, der koloſſale Einfluß, den dieſer uninerſellſte und klarſte unſerer Phitoſophen, der junge Freund Goethe's, auf faſt alle Literaturen, die phitoſophiſchen wie die ſchöngeiſtigen, ausgeübt hat und noch ausübt, — all das exiſtirt nicht für Büchner. Dr. Adolf Wogner hat ihn geiſtnoll und ſchlogend (ſ. Beilage Nr. 58) abgeführt. Mich wundert nur, daß Dr. Wagner es ſich hat entgehen laſſen, zu konſtatirea, woher eigentlich der alte Hoß Büchners und ſeiner immer mehr zuſammenſchmelzenden Anhänger ſtammt. Er iſt auf das furchtbare Donnerwetter zurückzuführen, das Schopenhauer in ſeinen Werken, beſonders aber in nielen Stellen ſeines Briefwechſels, mit göttlicher Grobheit auf Lonis Büchner tosgelaſſen, wo er die ganze Kurzſichtigkeit und Schädtichkeit dieſer alles *begreifen*-dea Kraft- und Stoffelei ſchlagend abthut. Hinc irae. Von dieſer wird nichts mehr do ſein, wenn Schopenhauer noch lange geleſen werden wird, aber Ludwig Büchners Nume wird doch ewig nähren — in den Werken Schopenhauers, der ihm die Ehre angethan, ſich über ihn zu ärgern.

Götzendienſt. Wiener Geſellſchaftsbild. Wien, Verlag von Kart Konegen 1899. — Zur Zeit iſt das Fach des Wiener Romans ſoſt gänztich verwaist. Die neueren Dichter wenden ſich ausſchließtich und mit Poſſion dem Theater zu, weil es materiell und künſtlerſch dankbarer iſt; was aber an Tatenten für einen Geſellſchaftsroman etwa oorhanden wäre, gibt ſich im Feuilleton aus, das ſeit langem ſchon wie die Stärke, ſo ouch das Verhängniß der Wiener Literatur iſt. Es nerzehrt die beſten Kräfte, ohne ſie jemats ganz befriedigen zu können. Aus dieſem Grunde iſt mit beſonderer Wärme dieſer neue Roman „Götzendienſt“ von einem Anonymus zu begrüßen, der in der Wiener Geſellſchoft wohlbelannt und auch in der Wiener Literatur kein Neuling mehr iſt; denn er hat ſchon nor mehreren Jahren ein und den anderen Roman unter dem Pſeudonym „Bolder“ neröffentticht. Aber nicht bloß wegen des ſeltenen Verſuchs eines die geſammte Wiener Welt zuſammenfaſſend ſchilderuden Romans iſt der „Götzendienſt“ freundtich aufzunehmen, ſondern auch um ſeiner ſelbſt willen. Zwar iſt der Autor noch tange kein Zola, auch kein Spielhagen oder Sudermann; ſeine geſtaltende Kraft iſt nicht groß, ſeine Poeſie recht dünn und blaß. Aber es kommt hier weniger auf das Maß non Poeſie, als auf den geſunden, muthigen, choraktervollen Geiſt an, in dem der „Götzendienſt“ geſchrieben wurde. Es iſt der Geiſt eines Mannes aus der guten bürgerlichen Geſellſchaft, der ohne Vorurtheile, aber mit offenem Auge in die Wiener Welt, in ihre Literatur, Kunſt, Polink, Wirthſchoft, Familie hineinſchaut. Da ſo unbefangene Schriftſteller ſelten ſind, da potitiſche oder literariſche Parteilichkeit ſo oft dns Urtheil trüdten, ſo thut einem die Rede des über den Parteien ſtehenden Mannes doppelt wohl. Er läßt ſich bei ſeinem Rundgemälde non einem Gedanken teiten, der viel Wahrheit enthält. „Das iſt eben echt wieneriſch,“ ſagt ſein Raiſonneur, „ſo geht es bei uns in allem: in der Potitik wie in der Kunſt, im geſellſchaftlichen, wie im wirthſchafttichen Leben. Ueberall begeben wir uns mit wahrer Wolluſt des eigenen Urtheils und ſtarren wie hypuotiſirt ein paor Götzenbitder an, noa denen wir alles erwarten. Und troß vietfacher, ſchlimmer Erfahrungen, die wir mit anſerm Götzengtauben ſchon gemacht haben, gebea wir die ſüße Gewohnheit, vor den ſelbſtgemachten Götzen auf dem Bauche za tiegen, doch nicht auf. Der Hang zur Anbetung ſcheint bei uns uaausrottbar zu ſein“... Dieſe Sätze erianern uns an die vielzitirten Worte des Dr. Lueger oom „Barrièreſtock“, den er aufſtellen darf in der ſicheren Erwartung, daß ihu „ſeine“ Wiener wählen werden, wenn er ihn empfiehlt. Der Romaa führt uns nun dieſe „Götzea“ treu nach der Natur gezeichnet vor; zumeiſt leicht verhüllte Portraits vielbeſprochener Perſönlichkeiten des Wiener Lebens. Die Satiren auf Hermann Bahr, der unter dem Romen des Dr. Raſke eingeführt iſt; auf dea Direktor Wittgenſtein, der als Baroa Frankenſtein auftritt; auf Frau Odilon, die ats Frln. Garda, vermiſcht mit Zügen einer aadera berühmten Schauſpielerin (Sandrock) erſcheint u. ſ. w. ſind leicht zu erkennen, ohne daß man dem Autor irgend welchen Vorwurf daraus machen dürfte. Seine Satire wird nur leider zuweilen zu unkünſtleriſch direkter Potemil gegen einzelne Schriftſteller, wie z. B. gegen Arthur Schnitzler, der als Dr. Lohm im Roman figurirt. Das munterſte Kapitel iſt die Schitderung einer großen Soiree in einem reichen Hauſe, deſſen Hausfrau ihren Ehrgeiz darein ſetzt, die berühmteſtea oder doch meiſtgenannten Künſtler und Künſtlerinnen bei ſich za empfangen. Hier und au vielen auderen Stellen zeigt der Autor guten Humor. Die Romanhandlung, um welche ſich alle dieſe Geſellſchaftsbilder des Götzendienſtes gruppiren, iſt hübſch und wahrſcheintich erfunden, ohne jedoch auf Originalität Anſpruch erheben zu können. Sie erzählt die Geſchichte einer begabten jungen Schauſpielerin, Namens Klara Merz, die daran ſcheitert, daß ſie eine ſtarke ältere Rivalin hat, eben jeaes Frl. Garda, welches die im moderaen Repertoire ſo ſehr beliebten Frauengeſtalten aus der Theater- oder der Halbwelt mit ſehr viel Lebeaswahrheit zu ſpielea nerſteht. Der Theaterdirektor iſt an ſie gebunden, die Herren Poeten ſchreiben ihr die Rollen auf den Leib. Sie iſt die Muſe jener Wiener Kunſt geworden, die bei der Pariſer Decadence in die Schute ging. Clara Merz hat aber nicht das Talent, ſelbſt eine Garda, das heißt Heldin einer Skandatchronil, zu werden; nicht aus doktrinärer Tugendhaftigleit, ſondern weil es ihre Natur nicht geſtattet. Sie kann ſich nerſchenken, aber nicht verkaufen. . . . Wie geſagt, das Verdienſt dieſes neueſten Wiener Geſellſchaftsbildes tiegt nicht in ſeinen dichteriſchen Quatitäten, ſondern dorin, daß ein Maun, der außerhatb der papieraen Welt ſteht, fern nom Dunſtkreiſe der Redaktionen und Kaffeehäuſer, mit freiem Humor ſeine geſunde Meiaung ſagt. Er iſt der Sprecher der Wiener Geſellſchaft.

Wien. Moritz Necker.

* **Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin.** Geſammtſitzung vom 13. April. Vorſitzender Sekretär: Hr.

Bahlen. 1. Hr. Klein las: „Optische Studien" I. Die überraschenden Erfolge, welche in der Mineralogie und Petrographie mit der Methode der Totalreflexion in neuester Zeit erzielt worden sind, hätten schon lange erhalten werden können, wenn die Instrumente einfach und praktisch gewesen wären. Nachdem nun diesem Uebelstande bei den Totalreflektometern abgeholfen worden ist, lassen sich Aufgaben, die früher für sehr schwer behandelbar galten, in einfachster Weise lösen. Dieses wird an einer Reihe von Beispielen gezeigt, zu denen namentlich der Anarthit und die übrigen Plagioklase (letztere in Dünnschliffen zur Betrachtung kommend) gehören. 2. Hr. Dümmler überreichte den Jahresbericht über die Monumenta Germaniae historica. 3. Die Akademie hat ihrem Mitgliede Hrn. Harnack zur Fortführung der Arbeiten an der Geschichte der Akademie 1000 M. bewilligt. 4. Die philosophisch-historische Klasse hat bewilligt: Hrn. Dr. Wilhelm Kroll in Breslau zur Herausgabe der Commentarii in Platonis Rem publicam des Proclus 1000 M.; Hrn. Dr. Max Reich in Berlin zur Sammlung und Verzeichnung handschriftlicher Erasmus-Briefe 1800 M.; Hrn. Bibliothekar Dr. Georg Steinhausen in Jena zur Drucklegung des 2. (Schluß-) Bandes seines Werkes „Deutsche Privatbriefe des Mittelalters" 400 M.

* Die vom Bundesrath für die Beobachtung der Venus-Durchgänge von 1874 und 1882 durch deutsche Expeditionen zum Zweck einer genaueren Bestimmung der Sonnenentfernung eingesetzte Kommission hat gegenwärtig ihre Aufgabe zu Ende geführt, indem sie den Schlußband ihres seit dem Jahre 1887 in sechs starken Bänden erschienenen Berichts soeben ausgegeben hat. Dieser als Band I bezeichnete Band enthält die Geschichte des Unternehmens mit einer Sammlung als Belege zu derselben dienender Aktenstücke der Verwaltung; er war, wie der „Reichs-Anzeiger" bemerkt, bis zuletzt zurückzuhalten, um diese bereits 1869 mit den ersten Vorbereitungen anhebende Geschichte bis zum Abschluß der Bearbeitung und der Darlegung ihrer Ergebnisse vollständig geben zu können. Drei 1887, 1888 und 1889 ausgegebene Bände enthalten das Beobachtungsmaterial; Band II die Arbeiten der Expeditionen von 1874 auf den Stationen Tschifu mit Zweigstation Nagasaki, Kerguelen-Insel, Auckland-Insel, Mauritius und Ispahan nebst einer gelegentlich der Rückreise der Mauritius-Expedition ausgeführten Reihe von Längen-Operationen auf der Linie Aden—Suez—Alexandria—Malta—Berlin; Band III die Arbeiten der Expeditionen von 1882 auf den Stationen Hortfort, Allen, Bahia, Blanca und Punta Arenas mit Zweigstation Montevideo, sowie die astronomischen Beobachtungen der von der deutschen Polarkommission besetzten Station Süd-Georgien; Band IV die als Vorarbeiten und nachträglich zur Untersuchung der benutzten Haaptinstrumente unter Leitung der Kommission auf den Sternwarten in Straßburg, Berlin und Potsdam ausgeführten Beobachtungen. Die beiden Bände V (1893) und VI (1896) enthalten die Bearbeitung dieses Materials, und zwar ist Band V vollständig den Heliometerbeobachtungen — bei dem Durchgang Messungen der scheinbaren Entfernung zwischen den Mittelpunkten von Sonne und Venus — gewidmet, denen in dem deutschen Beobachtungsplan die erste Stelle angewiesen worden war und der erzielte Fortschritt in der Bestimmung der Maßeinheit des Planetensystems hauptsächlich zu danken gewesen ist, während Band VI die Diskussion der nebenher wieder wie bei den Durchgängen von 1761 und 1769 beobachteten Ränderberührungen und der von deutscher Seite nur 1874 versuchten photographischen Aufnahmen, außerdem die Ableitung der geographischen Lage aller Stationen und die Nachweise für den fortlaufenden Zeitdienst auf denselben umfaßt.

* Von der Laibacher Erdbebenwarte. Das jüngste Erdbeben vom 14. d. M., welches im Peloponnes (Griechenland) zerstörend wirkte, wurde von den Instrumenten der Laibacher Warte sehr deutlich verzeichnet. Die Bewegung nahm ihren Anfang gegen 6 Uhr früh und hielt nahezu eine halbe Stunde an. Sehr leichte Zitterbewegungen traten dann am selben Tag gegen 2 Uhr nachmittags auf, und auf diese folgte um 4 Uhr 25 Minuten ein sehr schwacher lokaler Erdstoß (Ursprungsort nahe der Stadt Laibach). Die zuletzt erwähnte Bebenerscheinung wurde von einem starken Getöse eingeleitet, welches einige Personen in Laibach vernommen hatten. Erwähnenswerth wäre, daß an diesem seismisch unruhigen Tag die bekannte Erdbebenkatastrophe in Laibach sich zum viertenmal gejährt hat.

* In **Paris** ist der Schriftsteller Alexander (eigentlich Abraham) Weill gestorben, einer der letzten noch überlebenden Gefährten aus dem Freundeskreise Heinrich Heine's. Er ist der eigentliche Erfinder der neueren deutschen Dorfgeschichte, denn seine „Sittengemälde aus dem elsässischen Volksleben, Novellen von A. Weill in Paris, mit einem Vorwort von Heinrich Heine," die im gleichen Jahr (1843) wie Auerbachs „Schwarzwälder Dorfgeschichten" erschienen, haben vor diesen die Priorität. In späteren Jahren gab Weill in Paris eine Zeitung heraus, „Mensonges de Paris", in der er neben vielem anderen Klatsch auch die unwahren Geschichten über Goethe und seine Beziehungen zu Friederike Brion in Sesenheim gesammelt und kolportirt wurden. Vor zehn Jahren verfaßte er ein linguistisches Werk. Er starb als hoher Neunziger.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Fritz Anders: Skizzen aus unserm heutigen Volksleben. Zweite Sammlung. Leipzig, Fr. W. Grunow 1899. — Dr. Bernh. Matthiaß: Lehrbuch des Bürgerlichen Rechts. 2 Bände. Berlin, O. Häring 1899. — Erasm. Schletcher: Die Poesie des Allohols. Köln, J. G. Schmitz 1899. — Rich. Maß: Zur Frage der Erbauung eines Rhein-Weser-Elbe-Kanals. Berlin, Paul Parey 1899. — C. Marquardt: Der Kampf um und auf Samoa. Berlin, Herm. Walther 1899. — Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser Sigmund. V. Abtheilung. 1433 bis 1435. Herausgegeben von Gust. Beckmann. Gotha, Friedr. Andr. Perthes 1898. — J. Friedrich: Ignaz v. Döllinger. Sein Leben. II. Theil: Vom Ministerium Abel bis zum Ablauf der Frankfurter Zeit 1837—1849. München, C. H. Beck 1899. — Carus Sterne: Werden und Vergehen. 4. Aufl. 1. und 2. Lfg. Berlin, Gebr. Borntraeger. — Anna Gaenkow: Das Dorf-Prinzesserl; E. v. Waldow: Der Doppelgänger; J. Boy-Ed: Masken. (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise.) Berlin, Otd. Goldschmidt 1899. — A. Seidel: Anthologie aus der asiatischen Volksliteratur. (Beiträge zur Volks- und Völkerkunde. 7. Band.) Weimar, Emil Felber 1898. — Dr. Karl Franke: Die Brüder Grimm. Ihr Leben und Wirken. Dresden und Leipzig, Karl Reißner 1899. — Dr. Kabierske: Das Breslauer Hallenschwimmbad. Seine Entstehungsgeschichte und Einrichtungen. Breslau, Wilh. Gottl. Korn 1899. — Hans Haffmann: Das Gymnasium zu Stalpenburg. Novellen. 3. Aufl. Berlin, Gebr. Paetel 1899. — Dr. J. A. Endres: Korrespondenz der Mauriner mit den Emmeranern. Stuttgart, Wien, Jos. Roth 1899.

Tauchnitz Edition.
April 19, 1899.
The American Revolution
1766—1776.
By (7015)
Sir George Otto Trevelyan, Bart.
In 2 vols.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1899. München, Samstag, 22. April. Nummer 92.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oscar Bulle in München.

Uebersicht.

Zur Geschichte des politischen Meuchelmords. I. Von Fr. v. Bezold. — „Volksuniversitäten“ in Rußland. Von M. Busemann. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zur Geschichte des politischen Meuchelmords.

Von Fr. v. Bezold.

I.

Wir Alle stehen unter dem Druck einer grauenhaften Erscheinung, die seit Jahrzehnten sich in immer kürzeren Pausen vor unsern Augen wiederholt hat und sich jeden Tag wiederholen kann. Es ist eine Erscheinung, die jedes erhebenden oder mildernden Zuges entbehrt: sie grinst uns mit dem verthierten Blick des Wahnsinns bald hier, bald dort entgegen, verwunstlos, zwecklos, unmenschlich. Und doch ist in diesem Wahnsinn Methode. Und doch entblödet sich das nackte Verbrechen nicht, mit hochtönenden Worten Mißbrauch zu treiben und sich als Martyrium im Dienste der Menschheit zu geberden. Aber so widerlich das gespenstige Wesen uns anmuthet, wir müssen versuchen, ihm ins Angesicht zu sehen. Denn es gehört nun einmal zur Signatur unsrer Zeit und der politische Meuchelmord ist nicht von gestern auf heute in die Welt getreten, sondern hat seine lange und wechselvolle Geschichte hinter sich.

Eine allgemein anerkannte Definition des politischen Verbrechens gibt es bekanntlich nicht und es liegt mir vollständig fern, als Nichtjurist zu einer so umstrittenen Frage das Wort nehmen zu wollen. Es ist auch nicht meine Absicht, alle diejenigen Verbrechen gegen das Leben, die vom historischen Standpunkt aus als politische, d. h. als durch die bestehende staatliche Ordnung oder ihre Träger hervorgerufene bezeichnet werden können, in den Kreis dieser Betrachtung zu ziehen. Sie gilt allein dem politischen Meuchelmord in seiner verhältnißmäßig reinsten Erscheinungsform, bei der die egoistischen Motive der Thäter oder Anstifter hinter dem beherrschenden Antrieb einer Idee oder eines Prinzips zurücktreten und manchmal fast ganz verschwinden. Es kann dies in einem doppelten Sinn geschehen; der Meuchelmord ist oft genug sowohl von den grundsätzlichen Gegnern der bestehenden Ordnung oder des Staates überhaupt als auch von den bestehenden Gewalten selbst zum Mittel für die Erreichung ihrer wirklich oder vorgeblich uneigennützigen Zwecke gewählt worden. Der politische Mord kann eine Ausgeburt des Fanatismus oder des Utilitarismus, der Staatsraison sein. Dagegen findet hier keine Berücksichtigung die große Zahl jener Verbrechen, die gegen das Leben staatlicher oder auch kirchlicher Machthaber gerichtet, doch nur der Herrschsucht, Habsucht oder Rachgier der Thäter zu dienen bestimmt waren, und ebensowenig die endlose Reihe der sogenannten Justizmorde, bei denen das Verbrechen mit den Formen eines rechtlichen Verfahrens umkleidet und durch Organe der öffentlichen Gewalt vollzogen wird.

Der politische Meuchelmord ist schon im fernen Alterthum mit einem Nimbus umgeben worden, der noch bis in unsre Tage seinen Schimmer geworfen hat. Die Preislieder der Athener auf Harmodios und Aristogeiton, die den Tyrannen Hipparchos erdolchten, die Niedermetzelung der Oligarchen in Theben durch Pelopidas und seine Mitverschworenen, der Brudermord des Timoleon, das Dankopfer der Athener für die Ermordung Philipps von Makedonien, diese und andere Zeugnisse von der schrankenlosen politischen Leidenschaft des hellenischen Republikanismus wurden von den griechisch gebildeten Römern als Ruhmestitel edelster Freiheitsliebe übernommen und Mucius Scävola, Brutus und Cassius reihten sich den gefeierten Vorbildern als ebenbürtige Nachfolger an. Inzwischen hatte aber der Name des Tyrannen selbst seine Bedeutung gewechselt oder vielmehr eine doppelte Bedeutung erhalten, die für alle späteren Zeiten maßgebend blieb. Der altgriechische Tyrann war ein Usurpator, der gegen alles Recht und Gesetz sich zum Herrn einer Republik gemacht hatte und deßhalb dem verfassungstreuen Bürger für einen schweren Verbrecher und für vogelfrei gelten durfte. Dagegen stempelten die Lehren der griechischen Philosophie und die Anschauung ihrer römischen Jünger jeden, auch den rechtmäßigen Herrscher zum Tyrannen, wenn er schlecht, ungerecht, gemeinschädlich regierte. Das römische Caesarenthum lieferte für diese Auffassung nur allzuviele schlagende Beispiele. Freilich hat bei den zahllosen Ermordungen römischer Imperatoren — der natürliche Tod wurde zur seltenen Ausnahme — fast niemals eine rechtliche oder sittliche Erwägung mitgesprochen; es waren in der Regel Palastrevolutionen oder Soldatenmeutereien, die den Trägern eines scheinbar allmächtigen, thatsächlich doch schutzlosen Despotismus den Untergang brachten. Aber das blutige Ende eines Caligula, Domitian, Caracalla und anderer Scheusale konnte die traditionell festgehaltene Ueberzeugung von der Zulässigkeit und Verdienstlichkeit des Tyrannenmordes jedenfalls nur bestätigen, nicht widerlegen.

Der Lehre und dem Geist des Christenthums schien freilich diese heidnische Verklärung des politischen Verbrechens geradezu ins Gesicht zu schlagen. Trotzdem hat das Mittelalter eine so unchristliche Erbschaft nicht nur kraft seiner Autoritätsgläubigkeit angetreten, sondern sogar in eigenthümlicher Weise gemehrt. Es treffen hier zwei Gedankenreihen zusammen: einmal die Aussagen der klassischen Literatur und dann eine noch ältere und verhängnißvollere Vorstellung, die dem Alten Testament entnommen ward und in gewissen Fällen den Mord als Vollstreckung des göttlichen Willens erscheinen ließ. Der Richter Ehud, der, vom Herrn erweckt, den Moabiterkönig Eglon durchbohrt, Jael, die den flüchtigen Feldherrn Sissera als Gast aufnimmt und dann umbringt, Judith, die den Holofernes berückt und den Schlafenden enthauptet, diese und andere biblische Gestalten bezeugten die Möglichkeit einer Gott wohlgefälligen meuchlerischen That. Der theokratische Grundzug der mittelalterlichen Staatslehre und die steigende

Erbitterung des zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt entbrannten Kampfes, vor allem die päpstliche Exkommunikation widerspenstiger Fürsten und die Entbindung der Vasallen und Unterthanen von Eid und Gehorsam schienen die Gefahr, daß jene alttestamentlichen Vorbilder zur Nachahmung reizten, nahe genug zu legen, und im 12. Jahrhundert hat wirklich ein hervorragender Vertreter der kirchlichen Herrschaftsansprüche, Johannes von Salisbury, die Zulässigkeit des Tyrannenmordes aus der Bibel und dem klassischen Alterthum nachzuweisen gesucht. Als dann die Politik des Aristoteles der abendländischen Wissenschaft zugänglich gemacht worden, ging die Scholastik daran, den Begriff des Tyrannen und die erlaubten Mittel des Widerstands gegen eine unrechtmäßig erworbene oder rechtswidrig ausgeübte Herrschaft festzustellen. Der vornehmste Kirchenlehrer des Mittelalters, Thomas von Aquino, war allerdings weit davon entfernt, die Begeisterung Johanns von Salisbury für den Tyrannenmord zu theilen; er bestritt vor allem das Recht des Einzelnen, den Gewaltherrscher vom Leben zum Tod zu bringen. Immerhin bezeichnet er einmal im Anschluß an Cicero und mit Bezug auf den Ausgang Cäsars die Ermordung eines Usurpators als lobenswerth, während er die Tödtung des hartherzigen Aegypters durch Moses auf göttliche Inspiration zurückführt. Wie die Lehre vom Gesellschaftsvertrag und von der Souveränität des Volkes durch die Scholastiker aufgenommen und überliefert worden ist, so haben die Theologen und Juristen des ausgehenden Mittelalters meist eine bedingte Zulässigkeit des Tyrannenmordes zugegeben. Als Herzog Johann von Burgund im Jahre 1407 den Herzog Ludwig von Orleans hatte umbringen lassen, fand ein Theologe Jean Petit den Muth zu einer wissenschaftlichen Vertheidigung des hochgeborenen Verbrechers, der dem Beispiel des Moses, des Pinehas und — des Erzengels Michael gefolgt sei und als Tyrannenmörder alles Lob verdiene. Und selbst das Konstanzer Konzil, vor dessen Forum die anstößige Sache schließlich kam, wagte die Aufstellungen des Jean Petit nicht ohne weiteres und ohne Einschränkung zu verdammen.

Groß ist die Zahl der Fürsten und Prälaten, die in diesen Jahrhunderten der noch unersättigten Leidenschaft eines gewaltsamen Todes gestorben sind; auch Kaiser und Päpste waren unter den Opfern. Aber von irgendwelcher Beeinflussung der Thäter durch die eben charakterisirten Doktrinen kann nicht die Rede sein. Erst im Zeitalter der Reformation und Restauration sollte die von der Scholastik ausgestreute Saat blutig aufgehen. Anders liegt es freilich mit den Verschwörungen und Attentaten der italienischen Renaissance. Schon im 13. Jahrhundert, zu den Zeiten Friedrichs II. und Ezzelino's, war ein geflügeltes Wort im Umlauf: Wer sterben will, ist Herr über das Leben des Königs. In diesen Stadtrepubliken und Tyrannenherrschaften erwachten ganz von selbst die Stimmungen und Leidenschaften der ähnlich gegliederten altheidnischen Staatenwelt und sie wurden zweifellos genährt durch die mächtig gesteigerte Verehrung der Antike und ihrer Helden. Der letzte große Anwalt der mittelalterlichen Kaiseridee, Dante, hatte die Mörder des ersten römischen Kaisers, Brutus und Cassius, neben Judas Ischarioth in die unterste Region der Hölle verwiesen. Kurz nachher wurden sie von den Humanisten aus dieser Verdammniß wieder erlöst und dafür Caesar als Staatsverbrecher und wildes Thier gebrandmarkt. „Kein Opfer ist Gott lieblicher, als Tyrannenblut", verkündigte mit den Worten Seneca's Boccaccio. In Florenz, wo nach der Vertreibung der Medici Donatello's Judith als exemplum salutis publicae öffentlich ausgestellt wurde, fand der Tyrannenmord schon vorher ungescheute Bewunderung, und auch anderwärts fehlte es nicht an Stimmen, die sich darin gefielen, verurtheilte Verschwörer als „Märtyrer der Freiheit" zu feiern. In der That spielt bei den zahlreichen und oft genug geglückten politischen Mordanschlägen des 15. Jahrhunderts neben den egoistischen Motiven die neuklassische Geistesrichtung mit herein. Jene Mailändischen Jünglinge, die sich allnächtlich im Stechen mit Dolchscheiden übten, ehe sie (1476) den Herzog Galeazzo Maria Sforza niederstießen, hatten bei einem obskuren Humanisten eine förmliche Schule des Republikanismus durchgemacht und sich unter anderem an der sallustischen Schilderung Catilina's begeistert. Sie trotzten dem Tod und den Folterqualen im Bewußtsein einer gerechten Sache und unter den Tröstungen des Größenwahns; noch auf dem Schaffot sprach einer von ihnen zu sich selbst: „Man wird lange an dich denken, der Tod ist bitter, der Ruhm ewig." Hier finden wir schon Motive und Stimmungen, wie sie uns heutzutage oft genug in den Gerichtsverhandlungen gegen politische Verbrecher aufstoßen. Mit einer krankhaft erhitzten Ruhmsucht verbindet sich eine erschreckende Kälte der Ueberlegung bei den Thätern und sie durften wirklich überzeugt sein, auch bei vielen Zuschauern eine Beurtheilung zu finden, die vor dem ästhetischen Wohlgefallen an jeder ungewöhnlichen und „hochherzigen" Handlung keinerlei sittliches Bedenken aufkommen ließ. Mit der größten Seelenruhe erörtert Machiavelli nicht etwa die Zulässigkeit, sondern die Anlässe, Aussichten und Gefahren des Tyrannenmords, wobei er dem Dolch wegen der größeren Sicherheit vor dem Gift den Vorzug gibt. Und eine Vertheidigungsschrift des Lorenzino de' Medici, der seinen Verwandten Alessandro, den ersten Herzog von Florenz (1536) umgebracht hatte, sucht ausführlich den Vorwurf zu entkräften, daß der moderne Timoleon nach der That entflohen sei, statt die Florentiner zur Freiheit aufzurufen. Er hätte zu seiner Beglaubigung den Leichnam oder mindestens den abgeschnittenen Kopf vorweisen müssen. Dies sei aber aus verschiedenen Gründen unthunlich gewesen; den Kopf hätte er ja allenfalls bequem mitnehmen können, aber bei dem hellen Mondschein jener Nacht würde man ihm doch keinen Glauben geschenkt haben, da abgeschnittene Köpfe bekanntlich ihre Züge sehr stark verändern.

Diese gewiß kaltblütig zu nennende Betrachtungsweise eignet aber nicht nur den damaligen Praktikern und Theoretikern des Tyrannenmords; sie war eben so heimisch in den vornehmen Regionen des utilitarischen Mordes, der, gleichfalls ein echtes Erzeugniß der italienischen Renaissance, sich nicht auf seinen Heimathboden beschränkt, sondern auf die Länder nördlich der Alpen, überhaupt auf ganz Mittel- und Westeuropa ansteckend gewirkt hat. Indem der werdende moderne Staat alle seinen Willen zur Macht einengenden Schranken, auch die religiösen und sittlichen, niederzubrechen trachtet, kommen seine entschlossensten Vorkämpfer zu dem Satz, daß vor der salus publica selbst das Seelenheil zurückstehen müsse und daß der Erfolg der einzig gültige Maßstab für die Handlungen der Politiker sei. Machiavelli's Erwägungen über den politischen Nutzen der Grausamkeit und Treulosigkeit waren den Regierenden seiner Zeit und der nächsten Generationen aus der Seele geschrieben. Von jeher waren ja in staatlichen und dynastischen wie in kirchlichen Kämpfen alle Mittel, auch die verwerflichsten, gelegentlich angewendet worden: der Unterschied lag nur darin, daß man sie jetzt theoretisch zu rechtfertigen wagte und geradezu empfahl, daß die Scheu vor ihrer Anwendung als etwas Kleinliches und Verächtliches gebrandmarkt wurde. So ist nach dem Urtheil Machiavelli's Romulus wegen seines Brudermords nicht zu tadeln, denn er handelte nicht aus Eigennutz, sondern zum Besten des Gemeinwohls. Ganz unverzeihlich dagegen erscheint dem Florentiner die „Erbärmlichkeit" des Tyrannen von Perugia,

Digitized by Google

der im Jahre 1508 die Gelegenheit nicht nützte, als sein Todfeind, der Papst, waffenlos in seiner Macht war; er zeigte sich zu schwach für die Großartigkeit einer verbrecherischen That, die ihm allgemeine Bewunderung bei der Mitwelt und ewigen Ruhm bei der Nachwelt eingetragen hätte. Die Praxis italienischer Staatskunst war freilich der Theorie längst vorausgeeilt. Johannes von Salisbury glaubte noch die Beseitigung selbst eines Tyrannen durch Gift verwerfen zu müssen. Der venezianische Rath der Zehn war nicht so skrupulös. Wir kennen eine Reihe von Angeboten zur Wegräumung auswärtiger Staatsfeinde, die vom 15. bis tief ins 18. Jahrhundert in diesem erlauchten Kollegium zur Berathung und Abstimmung gelangten; das Gift spielt dabei weitaus die vornehmste Rolle und seine Wirksamkeit wurde zuweilen an Thieren oder wohl auch an einem gefangenen Verbrecher geprüft. Daß man gegenüber dem Großherrn und seinen ungläubigen Moslims kein Bedenken trug, das Nothrecht des Kriegs auf solche Weise auszulegen, kann nicht überraschen; noch im Jahr 1651 machte ein patriotischer Beamter der Republik den teuflischen Vorschlag, die Beulenpest durch inficirte Kleidungsstücke oder Stoffe unter die türkischen Truppen auf Kreta zu bringen. Solche Projekte werden gelegentlich als „fromm und christlich" bezeichnet. Aber die Venezianer faßten mit der nämlichen Unbefangenheit Anschläge auf das Leben des Kaisers oder anderer christlicher Fürsten ins Auge. „Der Tod des Grafen ist unser Leben, ist Wohlfahrt und Friede für uns und ganz Italien," so begründen die Zehn in den Jahren 1450 und 1451 wiederholte Mordpläne gegen Francesco Sforza. Die Preise, die für den Fall des Gelingens ausgesetzt wurden, waren zuweilen sehr hoch. Unter den Werkzeugen befinden sich auch Geistliche. Selbstverständlich suchte man der Welt gegenüber durch strengste Geheimhaltung oder entrüstete Ableugnung den Anstand zu wahren, und die Republik ist auch einmal geradezu wegen ihrer hochherzigen Verachtung aller verbrecherischen und hinterlistigen Kampfesmittel gepriesen worden. Ebenso abstoßend wie der Inhalt dieser venezianischen Geheimpapiere ist der Einblick, den uns die lehrhafte Korrespondenz des Großherzogs Cosimo von Toscana mit seinem Gesandten in Frankreich (1577—1578) gewährt. Hier handelt es sich um die Ermordung der Florentiner Geächteten, die sich unter den Schutz des Königs Heinrich III. begeben hatten. In allen Tonarten verurtheilt der Gesandte die „Leichtfertigkeit" eines von Florenz abgefertigten Mörders; er habe sich trotz der liebevollsten Ermahnungen seinem Auftrag durch die Flucht entzogen; „Gott möge ihm verzeihen!" Der Gesandtschaftssekretär dagegen beschuldigt seinen Herrn der Lauheit und erbietet sich seinerseits, die Dinge in Gang zu bringen, was ihm freilich, als es wirklich geschah, einen sehr unliebsamen Zusammenstoß mit der französischen Justiz eintrug.

Damals hatten aber die Italiener längst Schule gemacht, sogar, wenn auch am wenigsten, in Deutschland. Hier wie anderwärts erwachte jedesmal bei plötzlichen Todesfällen fürstlicher oder hochstehender Persönlichkeiten der unheimliche Glaube an Vergiftung. In Frankreich legte man das im Jahr 1536 erfolgte rasche Ableben des Dauphins dem Kaiser oder seinen Getreuen ebenso zur Last wie später die Ermordung französischer Agenten auf kaiserlichem Gebiet. Jedenfalls hat Karl V. die gewaltsame Beseitigung des ihm feindlichen Pierluigi Farnese (1547) nicht eben befohlen, aber thatsächlich gutgeheißen. Sein Bruder, König Ferdinand, gab ausdrücklich die Weisung, die auch vollstreckt worden ist, einen unbequemen Machthaber in Siebenbürgen, den Kardinal Martinuzzi, wenn es nicht anders gehe, unzubringen. Vollends Philipp II. trug kein Bedenken, Unterthanen, die ihm für Rebellen und Verräther galten, auch ohne Wahrung der gesetzlichen Formen tödten zu lassen. Die Hinrichtung Egmonts und Hoorns war zweifellos ein Justizmord, aber sie scheute wenigstens nicht das Licht der Oeffentlichkeit. Auch die Ermordung Oraniens konnte zur Noth als eine Vollstreckung der vom König über ihn verhängten Acht hingestellt werden. Dagegen vollzog man die Erdrosselung eines anderen vornehmen Niederländers, Montigny, in größter Heimlichkeit; die Welt sollte, nach einer den Venezianern sehr geläufigen Praxis, an einen natürlichen Tod des Gefangenen glauben. Und der Sekretär des Don Juan d'Austria, Escovedo, wurde, nachdem ein Gifttattentat fehlgeschlagen war, durch bezahlte Banditen auf offener Straße niedergemacht. Dieses frevelhafte Spiel mit der Gewalt des Souveräns als des obersten Richters über Leben und Tod fand vielleicht nirgends außerhalb Italiens eine solche Heimstätte wie am Hof der letzten Valois. Es ist allbekannt, wie Heinrich III. sich seines gefährlichsten Gegners, Heinrichs von Guise, entledigt, wie er dem heimtückisch Ueberfallenen seinen Bruder, den Kardinal, ohne Urtheil und Recht in den Tod nachgeschickt hat. Der König sprach von einem unvermeidlichen Akt der Nothwehr und der öffentlichen Wohlfahrt und unter der italienischen Diplomatie fanden sich Bewunderer seiner Weisheit; „Viele", schreibt ein Florentiner, „werden Anstoß nehmen, nicht so die italienischen und spanischen Fürsten, die nicht gewohnt sind in Staatssachen die Hände in den Schoß zu legen." Einige Jahrzehnte später ließ sich Ludwig XIII. in ganz ähnlicher Weise von dem zu mächtig gewordenen Marschall d'Ancre befreien. Am überraschendsten berührt vielleicht das Auftauchen solcher Anschauungen auf deutschem Boden, wo man nach dem Urtheil eines päpstlichen Nuntius noch um die Mitte des 16. Jahrhunderts „nicht gewohnt war derartige Exekutionen zu sehen". Kurz nachher finden wir deutsche Fürsten nicht nur geneigt gegnerischen Standesgenossen die Anwendung von Gift oder Dolch zuzutrauen, sondern auch wirklich mit der Anwendung des Mords zur Erreichung politischer Zwecke beschäftigt. So hat Erzherzog Maximilian an die Wegräumung des nach seiner Ansicht verrätherischen Kardinals Kiesl gedacht. Und man weiß, wie Kaiser Ferdinand II. vor dem drohenden Abfall Wallensteins sichergestellt worden ist; man weiß, wie noch 1694 der Kurfürst von Hannover den Geliebten seiner Schwiegertochter, den Grafen von Königsmark, aus der Welt geschafft hat. Mochten sich die herrschenden Gewalten vor der Welt und vor dem eigenen Gewissen mit dem Recht der Nothwehr, mit der Rechtlosigkeit des getroffenen Majestätsverbrechers, mit der Verantwortlichkeit des Souveräns vor Gott allein zu entschuldigen suchen, die einzige ernst zu nehmende Begründung lag doch in der modernen Anschauung von der Allmacht des Staats und von der Erhabenheit der salus publica über jedes Sittengebot. „Die politische Klugheit oder Staatsraison," heißt es in einer politischen Denkschrift des 16. Jahrhunderts, „hat auf nichts anderes zu sehen als auf den Dienst, die Sicherung und Bewahrung der Herrschaft"; sie ist Herrin über den Willen und die Handlungen des Fürsten, auch gegen Brauch und Sittlichkeit, und zwar steigert sich dies mit der Größe des Staats, so daß der große und mächtige Fürst allen göttlichen und menschlichen Gesetzen zum Trotz sich Dinge erlauben darf, die einem kleineren verboten und unmöglich sind, z. B. die Ermordung eines fürstlichen Gegners. Die Gottlosigkeit oder Anstößigkeit einer solchen That ist kein Abhaltungsgrund. Denn was im Privatleben die Humanität verabscheuen muß, das darf die Staatsraison einer Regierung sich gestatten. Einzelne Nachzügler dieser furchtbaren Praxis treffen wir noch im 18. Jahrhundert; ich erinnere an die berüchtigte Niedermetzelung der französischen Gesandten vor den Thoren von Rastatt 1799, die von österreichischer Seite wohl nicht

befohlen, aber auch nicht bestraft worden ist. Es mag dahingestellt bleiben, inwieweit die von Bismarck aus der Erinnerung angeführte Aussage eines geheimen österreichischen Aktenstücks auf Wahrheit beruht, wonach Kaunitz einmal vier ihm verdächtige Beamte in der Donau hätte verschwinden lassen. Diderot spricht von einem „praktischen Atheismus" der Könige seiner Zeit. Aber auch nach seiner Zeit ist in der öffentlichen Ausübung der Befugniß, auf den Kopf eines Staatsverbrechers einen Preis zu setzen, die Anschauung von einem förmlichen Mordrecht des Staats lebendig geblieben.

Diese Anschauung war freilich schon im 16. Jahrhundert mit einer antimonarchischen Bewegung zusammengestoßen, die, genährt aus dem überlieferten Gedankenvorrath der antiken Staatslehre und der mittelalterlichen Theokratie, den politischen Mord wieder in eine andere Beleuchtung rückte. Die religiösen Kämpfe, die ja alle Tiefen der Leidenschaft aufregen mußten, erzeugten nicht nur Henker und Märtyrer, sondern auch Helden und Rächer. Es brach eine wahre Blüthezeit des Fanatismus herein, eine Renaissance der mittelalterlichen Kreuzzugsstimmungen und Ketzerkriege. Die jahrhundertelang gehegte Ueberzeugung, daß die Ausrottung der Heiden, der Muhammedaner, der Juden und der Häretiker ein gutes Werk und eine heilige Pflicht sei, übertrug sich mit fast ungeschwächter Kraft auf das Ringen der todfeindlichen Bekenntnisse; ein Geist des Hasses und der Unbarmherzigkeit, der wie ehedem seine Legitimation und seine wild erhabene Sprache den Schriften des Alten Testaments entnahm, nistete sich hüben wie drüben ein und der Satz, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, fand seine praktische Auslegung nicht nur in offener Empörung und Feldschlacht, sondern auch in den verbrecherischen Thaten einzelner Schwärmer. Und jetzt erst werden jene scholastischen Theorien von der Souveränität des Volks und von der Rechtmäßigkeit des Tyrannenmords recht lebendig und von caloinistischen wie von jesuitischen Federn eifrig weiter entwickelt. Der schottische Reformator John Knox billigte die Ermordung des Kardinals Botraun und des Günstlings Riccio durch protestantische Verschwörer. Die Erschießung des Herzogs Franz von Guise durch den Hugenotten Poltrot wurde selbst von Männern wie Beza und Coligny als eine Wohlthat Gottes gepriesen. Ja, Coligny ging in seiner Wahrheitsliebe so weit, der gegen ihn gerichteten Anklage auf Anstiftung das Bekenntniß entgegenzusetzen, angestiftet habe er den Mörder nicht, aber auch nicht abgeredet, nachdem er von Mordanschlägen Guise's gegen ihn selbst in Kenntniß gesetzt worden sei. Diese Verirrungen verschwanden freilich beinahe vor dem ungeheuren Eindruck der Bartholomäusnacht, zu deren Greueln Staatsraison und Fanatismus in widerlicher Eintracht sich die Hand reichten. In Rom und Venedig feierte man die rettende Thal durch Dankprozessionen. Denn die Wahrung der höchsten Interessen der Kirche und des Staats schienen hier zusammenzutreffen, wie bei der Ermordung Oraniens, wie bei den wiederholten von Rom gekannten und gebilligten Anschlägen auf das Leben der Königin Elisabeth, der englischen Jesabel. Philipp II. bezeichnete einen solchen Plan im Jahre 1586 als „ein heiliges Unternehmen, das so durchaus dem Dienst Gottes entspricht und von dem zu hoffen steht, daß der Herr es fördern wird, wenn unsre Sünden es nicht verhindern". Man stieß sich nicht daran, daß dabei immer wieder die Vorstellung von der Rechtlosigkeit des Tyrannen zum Vorschein kam, eine Vorstellung, die ja von anerkannten Autoritäten der Wissenschaft, von dem spanischen Jesuiten Mariana so gut wie von dem protestantischen Niederländer Grotius verkündigt wurde. Und doch hatten inzwischen die französische Ligue und ihre Nachwehen die Staatsgefährlichkeit der entfesselten und mit staatlicher und religiöser Weihe ausstaffirten Mordlust gründlich enthüllt. Wenn Balthasar Gérard, der Mörder Oraniens, nach seiner Hinrichtung von katholischen Stimmen zugleich als Märtyrer, als Herkules und Vater des Vaterlandes verherrlicht worden war, so hetzten und schürten jetzt die berüchtigten Prediger der Ligue solange, bis der in ihren Augen zum Tyrannen gewordene König Heinrich III. das Schicksal Oraniens theilte. Eine Prozession von hunderttausend Menschen durchzog Paris, mit Kerzen in der Hand, unter dem Ruf: Gott, vertilge das Geschlecht der Valois! Geistliche stellten auf dem Altar Wachsbilder des Königs auf und durchstachen sie während der Messe. Am 1. August 1589 traf den so geächteten Fürsten das Messer eines jungen Dominikaners Jaques Clément; die Prediger überboten sich, den Mörder zu feiern, als Märtyrer, als den vom Himmel inspirirten und zum Himmel eingegangenen Ueberwinder einer grausamen Hyäne, eines scheußlichen Unthiers, eines Holofernes, Judas, Herodes, Antichrist. Auf den Nachfolger König Heinrich IV. fand dann trotz seines Uebertritts zum Katholizismus der Satz Anwendung: Rex haereticus eo ipso tyrannus. Nach einer Reihe von mißglückten Attentaten erlag er am 14. Mai 1610 dem wohlgezielten Stoß Ravaillacs. Ravaillac blieb unter den furchtbarsten Martern dabei, er habe keine Mitwisser und keinen Anstifter. Er war völlig ungebildet, aber er hatte die bluigeschwängerte Atmosphäre des ligistischen Geistes in sich eingesogen. Wenige Jahre zuvor (1605) war in England ein Verbrechen größten Stils vorbereitet worden, dessen Gelingen alle Mordthaten der Ligue in Schatten gestellt hätte. Es ist die bekannte unter jesuitischer Beihülfe entstandene Pulververschwörung. König Jakob I., der die Hoffnungen der englischen Katholiken auf Befreiung von den Ausnahmegesetzen getäuscht hatte, sollte mit dem ganzen Parlament in die Luft gesprengt werden. Nur die Erwägung, daß dabei auch Glaubensgenossen den Tod finden mußten, hat im letzten Augenblick einige der Verschworenen ins Wanken und schließlich die Sache zur Entdeckung gebracht.

Die geplante Anwendung eines Sprengmittels und der Gedanke eines Massenmords ohne Ansehen der Person, ohne Rücksicht selbst auf schuldlose Opfer führen uns unwillkürlich vorwärts, bis zu den Explosionsattentaten des 19. Jahrhunderts. Und die Verwandtschaft ist keine nur äußerliche. Die Gedankenwelt des Fanatismus bleibt unter allen Wandlungen stets eine engbegrenzte und ziehl ihre grauenhaften Folgerungen mit einer durch den Wechsel der Schlagworte kaum verhüllten Einförmigkeit. Die uralten Vorstellungen vom erlaubten Tyrannenmord und vom Gottesgericht durch Menschenhand, die Anschauung, daß auch der rechtmäßige Fürst zum rechtlosen Tyrannen werden könne, der Satz von der Heiligung der Mittel durch den Zweck, den sowohl die Staatsraison der Renaissance als die religiöse Leidenschaft des 16. Jahrhunderts zum Dogma erhoben hatte, die Abstumpfung dieser Staatsraison und dieser religiösen Leidenschaft gegen jede Regung des Gewissens und der Menschlichkeit, das alles lebt noch heute in anderen Formen fort. Es war eine schwere Täuschung gewesen, als die triumphirende Aufklärung des 18. Jahrhunderts das Gespenst des Fanatismus für immer gebannt zu haben wähnte. Wohl hatte die absolute Monarchie nach dem Abschluß der Religionskriege ein ermüdetes und geduldiges Geschlecht vorgefunden; die Attentate auf gekrönte Häupter wurden zur Seltenheit und schienen vollends verschwinden zu müssen, als die Monarchie ihren Bund mit der Aufklärung einging. Die alte humanistische Begeisterung für die Republik als die ideale Staatsform schien ein höchst ungefährliches literarisches Dasein zu fristen, während die Philosophen auf dem Thron und auf dem Ministersessel immer häufiger wurden und

legitime Herrscher dem jungen Freistaat der Nordamerikaner freundschaftlich die Hand boten. Da warf die französische Revolution den Brand in diese selbstzufriedene Welt voll Puder und Aktenstaub und mit einemmal, wie aus dem Boden gewachsen, erhob sich die scheinbar erstorbene politische Leidenschaft wieder zu ihrer vollen Kraft und Größe, in antiker Drapirung. Brutus und Cassius, Timoleon und Mucius Scävola feierten ihre Auferstehung aus dem Grab der Bücher und Schulhefte und die Kraftworte Cicero's, deren sich die Mirabeau und Robespierre bemächtigten, entzündeten noch einmal die Herzen republikanischer Hörer. Der Name des Tyrannen vollends war dem geringsten Handwerker und Bauern geläufig als der Inbegriff alles Schändlichen. Den politischen Meuchelmord hatte freilich die siegreiche Revolution nicht nöthig; sie arbeitete mit der Volksjustiz und vor allem mit dem Justizmord, dessen Maschinerie so ungeheuer und unentrinnbar ausgebaut wurde, daß schließlich die Werkmeister selbst unter die Räder und Treibriemen geriethen. Nur einer von den Führern, Marat, starb durch das Messer der Republikanerin Charlotte Corday, deren ergreifende Mädchengestalt als „Engel des Mords" einen neuen starken Anstoß zur Idealisirung des politischen Verbrechens gab.

Diese Idealisirung ist seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts in immer weitere Kreise gedrungen und eine gesonderte Behandlung des politischen und des gemeinen Verbrechers, nicht wie früher zu ungunsten, sondern zugunsten des ersteren, hat selbst in die Gesetzgebung und Rechtsprechung Eingang gefunden. Gerade der Rückschlag gegen die französische Revolution war es, der die öffentliche Meinung auf solche Bahnen trieb. Und gerade in dem niedergetretenen Deutschland erwachte die politische Leidenschaft mit solcher Unwiderstehlichkeit, daß nicht nur einem Napoleon gegenüber jedes Mittel erlaubt schien, sondern auch nach dem Ausgang der Befreiungskriege mit seinen billeren Enttäuschungen in den Kreisen der akademischen Jugend mit dem Gedanken des politischen Mords ein gefährliches Spiel getrieben wurde. Napoleon selbst war tief betroffen, als im Jahre 1809 ein ergriffener Attentäter, der 18jährige Staps, ein Predigerssohn aus Naumburg, ihm ins Gesicht sagte, er werde auch im Begnadigungsfall ihn doch zu tödten suchen. Zehn Jahre später erstach der Burschenschafter Karl Sand den elenden Literaten Kotzebue, der ihm als eine Verkörperung aller Unsittlichkeit und Deutschfeindlichkeit erschien. Sand glaubte sich von Gott berufen und nicht wenige von den besten Männern seines Volkes beeilten sich, ihm nicht nur Mitleid, sondern Bewunderung zu zollen. Man sprach von Wilhelm Tell, Brutus, Scävola, Harmodios und Aristogeiton und der Berliner Theolog de Wette erklärte die That dieses reinen, frommen Jünglings für ein schönes Zeichen der Zeit. „Er hielt es für recht und so hat er recht gethan; ein Jeder handle nur nach seiner besten Ueberzeugung und so wird er das Beste thun." Mit erschreckender Klarheit zeigen diese Attentate von 1809 und 1819 das Fortleben der unsterblichen Vorstellung vom Tyrannenmord und des religiösen Fanatismus, der bei Staps wie bei Sand ein wesentliches Moment bildet; zugleich erscheint aber bei dem ausgesprochen eiteln Sand, wie Treitschke sich ausdrückt, bereits „die Todsünde des 19. Jahrhunderts, der impotente Größenwahnsinn".

In Deutschland gelang es damals, das Feuer rasch zu ersticken. Nicht so in den Ländern der romanischen und keltischen Rasse, wo die Leidenschaft weit leichter emporflammt und Phantasie und Nachahmungstrieb weit stärker sind. Hier konnten sich förmliche Krankheitsherde bilden, das Attentatsfieber endemisch werden. Hier tritt uns auch der politische Mord in seiner echt modernen Häßlichkeit entgegen, gekennzeichnet durch die Anwendung von Höllenmaschinen und durch das Eindringen des gewerbsmäßigen Verbrecherthums. Ich erinnere an die Attentate auf Napoleon im Jahre 1800, auf Louis Philipp im Jahre 1835. Vor allem der Held des letzteren, der vormalige Zuchthäusler und Polizeispion Fieschi mit seinem scheußlichen Anhang von Dirnen, ist der Typus des vollendeten Lumpen, und gerade deßhalb übte sein widerlich freches Gebahren vor Gericht auf das blasirte Pariser Publikum den nämlichen Reiz, der seither nur zu oft solche Tragödien der Justiz zur Posse verzerrt hat. Nicht weniger als 18 Angriffe sind in den Jahren 1832—1846 auf das Leben des Bürgerkönigs unternommen worden. Es war die Blüthezeit der geheimen republikanischen Gesellschaften, die in Italien unter Mazzini's Leitung vorwiegend nationale Zwecke verfolgten, in Frankreich mehr und mehr eine sozialistische und kommunistische Färbung annahmen. „Entblöße die Arme, o Volk, und tauche sie bis an die Schultern in die Eingeweide Deiner Henker," so heißt es in einem Aufruf der Gesellschaft der Volksrechte von 1835. Und im nächsten Jahre berief sich ein in Paris abgeurtheilter Attentäter auf Brutus und erklärte den Königsmord für das Recht des Menschen, der nur durch seine Hände Gerechtigkeit erlangen könne.

„Volksuniversitäten" in Rußland.

Die Idee der mit dem Namen der „Volksuniversitäten" bezeichneten, ihrer äußeren Form und der Art ihres Wirkens nach außerordentlich elastischen und vielgestaltigen, die möglichste Verbreitung und Popularisirung der höheren wissenschaftlichen Bildung anstrebenden lehrhaften Organisationen, wie sie namentlich in England und Nordamerika während der letzten Jahrzehnte ins Leben zu treten begonnen haben, begegnet auch in der russischen Gesellschaft einem steigenden Interesse, dem die Regierung bereitwillig Rechnung zu tragen bestrebt ist. Auch in Rußland stellt man, gleichviel in allen denjenigen Ländern, in denen die Bestrebungen dieser Art festen Fuß gefaßt haben, die Forderung, daß die für den bezeichneten Zweck ins Leben gerufenen volksthümlichen Fortbildungsveranstaltungen den breitesten Schichten der Gesellschaft zugänglich sein sollen, ohne Unterschied des Geschlechts, des Alters, der bürgerlichen Stellung und der persönlichen Lebensbedingungen der Wissensdurstigen. Das Unterrichtsministerium wird denn auch, wie mit Bestimmtheit verlautet, bereits in allernächster Zeit durch Schaffung einer gesetzlichen Grundlage für die sogenannten „Volksuniversitäten", der im Publikum sich kundgebenden Bewegung bereitwillig entgegenkommen und dem Reichsrath Vorlagen machen über Aufstellung allgemeiner Bestimmungen und Regeln für die hier in Rede stehenden Bildungskurse, jedoch innerhalb eines so weiten und umfassenden Rahmens, daß alle nur irgend denkbaren Formen und Methoden der dem bezeichneten Zwecke gewidmeten Unterrichtsbethätigung in ihm zur Geltung kommen sollen und Platz finden können. Da in Rußland allgemeine Unterrichtsfreiheit gesetzlich nicht besteht, so ist die Aufstellung solcher Bestimmungen nothwendig, um Konflikte zu vermeiden, die der guten Sache nur schaden können. So z. B. mußten derartige Kurse, die seitens einer St. Petersburger gemeinnützigen Gesellschaft veranstaltet worden waren, vorläufig wieder eingehen, weil in den gesetzlich bestätigten Statuten der Gesellschaft die Abhaltung der Kurse nicht vorgesehen war. Nach Erlaß der allgemeinen, die Eröffnung der „Volksuniversitäten" regelnden Bestimmungen wird dann die Gesellschaft berechtigt sein, ihre Unterrichtsthätigkeit ohne weiteres wieder aufzunehmen, was auch bereits ins Auge gefaßt ist.

Die ersten Versuche, die man in Rußland mit bewußter Beziehung auf die englischen und amerikanischen University-Extension-Bestrebungen zur Popularisirung des höheren Wissens gemacht hat, sind im übrigen sehr neuen Datums, und reichen nicht über das Jahr 1895 zurück. Der Stadt Moskau gebührt das anerkennenswerthe Verdienst, in dieser Sache bahnbrechend vorgegangen zu sein, indem hier die „Gesellschaft zur Verbreitung technischer Kenntnisse" in dem genannten Jahre an ihrer Unterrichtsabtheilung eine besondere Kommission ins Leben rief zu dem Zwecke, „im Kreise derjenigen, die nicht in der Lage gewesen, auf einer Universität höhere Bildung sich zu erwerben, solche zu verbreiten." Dies Ziel sucht die Kommission zu erreichen durch systematische Anleitung zum Selbstunterricht auf dem Wege der häuslichen Lektüre. So übermittelt die Kommission ihren Korrespondenten eingehende Studienpläne und Programme für diejenigen Wissensgebiete, auf welche ihre Wahl gefallen, theilt ihnen Bücherverzeichnisse mit, sowie Uebersichten, gekleidet in die Form von Fragen, zur Wiederholung des angeeigneten Stoffes, schlägt die geeigneten Werke vor für besondere Gegenstände, gibt auch ausführliche briefliche Auskunft, wo Unklarheiten zu beseitigen und Zweifel zu lösen sind, versendet auf Wunsch die nöthigen Bücher und erhebt für diese umständliche Mühewaltung nur den geringfügigen Beitrag von drei Rubeln per Jahr. Gegen 150 Fachlehrer und Spezialisten aus den verschiedensten Zweigen des Wissens betheiligen sich, unter der allgemeinen Leitung des Professors P. Winogradow, an den Arbeiten der Kommission. Im Jahre 1897 hatte die Kommission mehr als 300 Korrespondenten (davon 72 Proz. männlichen Geschlechts), die auf dem Wege der brieflich geleiteten häuslichen Beschäftigung systematische Studien nach den Lehrplänen geordneter Kurse gemacht haben. Die Programme der Kommission geben Anleitung für ein dreijähriges Studium; sie sind in mehr als 30,000 Exemplaren ausgegeben worden, und zwar fanden die ersten Lieferungen dieser Studienpläne besonders eifrige Nachfrage. Von den seitens der Kommission näher umgrenzten einzelnen Abtheilungen des allgemeinen Wissensgebiets fanden die staatswissenschaftlich-rechtliche und die philosophische ganz besondere Beachtung; weniger Interesse erregten die mathematische, die physiko-chemische und die biologische Abtheilung. Nach dem Alter vertheilten sich im Jahre 1897 die Theilnehmer an diesen Selbstbildungskursen in solcher Weise, daß zwei Drittel auf die Jahre vom 15. bis zum 24. entfielen; ein Fünftel zählte 25—29 Jahre und der Rest mehr als 30 (bis zu 54) Jahre. Die größte Anzahl der Theilnehmer hatte nur Elementarbildung genossen, häuslichen Unterricht erhalten oder mittlere Lehranstalten besucht.

Der bisherige Erfolg dieser Selbstbildungskurse wird als ein im allgemeinen recht unbefriedigender bezeichnet; die Ursache hiefür sei zu suchen darin, daß die Programme der Kommission allzu weitgreifend und wissenschaftlich gefaßt seien und infolge dessen die Kräfte und die Leistungsfähigkeit der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Theilnehmer an den Kursen übersteigen.

Vor drei Jahren wurde dann seitens der „Odessaer Naturforscher-Gesellschaft" ein Versuch gemacht im eigentlichen Sinne der vor einem Vierteljahrhundert in England angestrebten University-Extension. Die systematischen naturwissenschaftlichen Kurse, die von der Gesellschaft an der Odessaer Universität veranstaltet wurden, standen vollkommen auf der Höhe der neuzeitlichen Wissenschaft; die Vorträge wurden von den Professoren des Faches gehalten und unterschieden sich von den sonstigen Vorlesungen an dieser Hochschule eben nur dadurch, daß sie nicht nur den Studenten, sondern dem gesammten Publikum zugänglich waren. Die Kurse fanden im Anfange auch außerordentlich zahlreiche Theilnehmer, gingen dann aber aus ebendenselben Gründen, die den ungenügenden Erfolg auch der Moskauer Kurse erklären, wieder ein, obgleich die Stadtverordnetenversammlung (Duma) durch Bewilligung eines Kostenbeitrags in Höhe von 3000 Rubel das Unternehmen aufrecht zu erhalten suchte. Das Publikum war zwar bildungsbedürftig, aber nicht aufnahmefähig für die ihm gebotene allzu schwere wissenschaftliche Kost. Einen glänzenden Erfolg dagegen hatten und haben bis zum gegenwärtigen Augenblicke die gemeinverständlichen öffentlichen Vorträge, die seit dem Anfange des Lehrjahres 1897/98, ohne irgendwelche Antheilnahme der Universität, in dem Odessaer städtischen Volkshörsaale gehalten werden.

Das Stadtamt (Magistrat) von Odessa, das bei der Regierung um die Erlaubniß eingekommen war, in dem städtischen Hörsaal die Abhaltung in sich geschlossener Reihen systematischer gemeinverständlicher Vorträge veranstalten zu dürfen, hatte bereits zu Ende des Mai 1896 die Bewilligung hiezu erhalten und erwirkte nun von der Stadtverordnetenversammlung zunächst die Anweisung von 1000 Rubeln, um das Unternehmen in Gang zu bringen, welche Summe dann (für das Jahr 1898) auf 3500 Rubel erhöht wurde. Aus der Zahl der Vortragenden und der Veranstalter der Kurse bildete sich zur Leitung des ganzen Unternehmens ein besonderer Ausschuß, dessen Mitglieder ebenso wie alle übrigen Mitwirkenden für ihre Mühewaltung keinen Entgelt beanspruchen, so daß die von der Stadt als Kostenbeitrag angewiesenen Summen ausschließlich zum Ankauf der wissenschaftlichen Hülfsmittel, Bücher u. s. w., zum Druck der Lehrpläne und für sonstige sachdienliche Ausgaben Verwendung finden können. Die Vorlesungen haben zum Gegenstand: die Literatur, die Volks- und Staatswirthschaft, die Geschichte und die Geographie Rußlands, die Anatomie mit Physiologie und öffentlicher Gesundheitspflege und endlich die Hauptfächer der Naturwissenschaft: Physik, Chemie und Geologie. Die Gesammtzahl der Theilnehmer an den Kursen stieg bis auf 4750; den zahlreichsten Besuch (mit 814 Hörern) haben die Vorträge über russische Literatur gefunden, den schwächsten dagegen die über die Geologie (433 Hörer). Die Vorlesungen werden in den Abendstunden gehalten (von 7¾ bis 9¾ Uhr) und sind begleitet von erläuternden Versuchen, bildlichen Darstellungen, Nebelbildern u. s. w. Die Theilnehmer zahlen für das Recht, sämmtliche Vorlesungen besuchen zu dürfen, nur die geringe Summe von 3½ Rubeln und für einen einzelnen Vortrag entrichtet der Hörer 5 Kopeken. Zutritt zu den Vorträgen haben beide Geschlechter. Die Programme sind auf Hörer von nur ganz bescheidener wissenschaftlicher Vorbildung berechnet. So wird z. B. in dem Programm für die russische Geschichte der Inhalt der einzelnen Vorträge u. a. wie folgt angegeben: „Ueber den heidnischen Glauben unsrer Vorfahren und über deren Taufe. Kiew. Wladimir und Nowgorod. Die böse Zeit der Tatarenwirthschaft. Die Moskauer Autokratie. Zar Iwan der Schreckliche. Die Befreiung Kleinrußlands von der polnischen Knechtschaft. Der große Zar und Arbeiter (Peter der Große). Die Herrschaft der Günstlinge (Zeit der Kaiserinnen Anna, Elisabeth, Katharina). Das Jahr 1812." Mit dem Jahr 1812 enden die Vorträge über die russische Geschichte. Ebenso gemeinverständlich sind die Programme und Lehrpläne für Physik, Chemie, Staats- und Volkswirthschaft und für die übrigen Lehrfächer gehalten, was indessen kein Hinderniß dafür abgab, daß unter den für die verschiedenen Wissenszweige eingeschriebenen Hörern auch etwa 80 Personen mit mittlerer und mit Universitätsbildung sich befanden.

Volksthümliche Kurse, annähernd in der Art der Moskauer und Odessaer, hat man auch in Kasan und

Digitized by Google

Charkow eröffnet. In letzterer Stadt werden sie an der Hochschule abgehalten und zählen mehr als 150 ständige Hörer.

Auf sehr umfassender Grundlage wurden zu St. Petersburg Lehrkurse für höhere allgemeine Bildung von der dortigen „Pädagogischen Gesellschaft für gegenseitige Hülfeleistung" ins Leben gerufen. Diese Kurse, die im vorigen Jahre mehr als 1200 Theilnehmer zählten, sollten im allgemeinen nicht über die für die mittleren Lehranstalten (Gymnasien und höheren Realschulen) üblichen Grenzen der wissenschaftlichen Vertiefung hinausgehen, doch wurde sehr vielfach aus dem Kreise der Hörer der Wunsch geäußert, es möchten die Kurse mehr mit den an die Hochschulen zu stellenden Anforderungen in Einklang gebracht werden.

Während die Direktion der „St. Petersburger Pädagogischen Gesellschaft für gegenseitige Hülfeleistung" die allgemeine Leitung des ganzen Unternehmens, die Vertretung der Kurse nach außen, den Behörden und dem Publikum gegenüber, auf sich genommen hatte, waren zwei besondere Kommissionen: der Unterrichtsrath und die Verwaltungskommission der Kurse, mit der Fürsorge für deren wissenschaftliche Ordnung und mit der Erledigung der Einzelheiten ihrer inneren Verwaltung betraut. Der Unterrichtsrath bestand aus den Vorsitzenden und den Schriftführern der Unterrichtskommissionen für die einzelnen besonderen Lehrfächer, unter Hinzuziehung noch einiger anderer Personen, gemäß Einladung des Rathes selbst oder der Direktion der Gesellschaft. Ihm war die Leitung der Kurse hinsichtlich der Abgrenzung der Wissensgebiete und der Einzelheiten des Unterrichts übertragen; die Prüfung und nähere Feststellung der Programme, die Vertheilung der Vorträge über die zur Verfügung stehenden Lehrstunden, die Anstellung der Vortragenden und Lehrer, die Aufsicht über den Unterricht u. s. w. Die Programme dieser St. Petersburger Kurse waren sehr viel weiter und tiefer gefaßt als die der Odessaer.

Wie bereits eingangs erwähnt, mußten diese Kurse aus Gründen rein äußerer Natur im vorigen Jahre wiederum geschlossen werden, und zwar, weil in den Statuten der „St. Petersburger Pädagogischen Gesellschaft" die Abhaltung von Unterricht dieser Art nicht vorgesehen war. Nach Erlaß des in Vorbereitung begriffenen Gesetzes über die „Volksuniversitäten" steht die Wiedereröffnung der St. Petersburger Kurse mit Bestimmtheit zu erwarten. Daß in der Bewohnerschaft der nordischen Hauptstadt ein dringendes Bedürfniß nach solchen Veranstaltungen vorhanden ist, hat der große Erfolg des ersten Versuches der Gesellschaft überzeugend bewiesen.

Außerordentlichen Erfolg hat auch die in Tiflis im vorigen Jahre eröffnete „Volksuniversität" zu verzeichnen. Diese neuen „Puschkin-Kurse" — wie sie am Orte meist genannt werden — vertheilen ihren Lehrstoff auf drei Jahre, und zwar werden in den ersten zwei Jahren die allgemein bildenden Fächer der oberen Klassen der mittleren Lehranstalten vorgetragen, während das dritte Jahr dem Unterricht in den Elementen der höheren Mathematik, der Astronomie, der Gesetzeskunde, der Psychologie und der öffentlichen Gesundheitspflege gewidmet sein soll. Beiden Geschlechtern stehen die Kurse gleichermaßen offen; von den sich Meldenden werden keinerlei Ausweispapiere gefordert, weder persönliche, noch über ihren bisherigen Bildungsgang, doch wird ihnen mitgetheilt, daß die Kurse diejenigen Kenntnisse voraussetzen, die dem Lehrplan der untersten drei bis vier Klassen der Gymnasien und Realschulen entsprechen. Der Unterricht wird wochentäglich von 5—9 Uhr Abends ertheilt. Zum Eintritt in die Kurse meldeten sich sofort mehr als 500 Personen, von denen jedoch nur 293 (212 männlichen und 81 weiblichen Geschlechts) zugelassen werden konnten, der Enge der zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten wegen.

Wie aus den vorstehenden Mittheilungen über das bisher für die Sache der „Volksuniversitäten" Geleistete hervorgeht, herrscht in Rußland (und wohl nicht nur dort) noch sehr viel Unklarheit hinsichtlich der durch diese vielgestaltigen Kurse zu lösenden Aufgaben und zu erstrebenden Ziele; sicher ist nur, daß das in der russischen Bevölkerung vorhandene, stetig wachsende und überaus rege sich bethätigende Bildungsbedürfniß durch die bestehenden staatlichen Lehranstalten keine ausreichende Befriedigung findet, eine Thatsache, die seit langen Jahren bekannt ist. Ob das zu erwartende neue Gesetz über die „Volksuniversitäten" einige Abhülfe für dies Bedürfniß bringen wird, indem es die unklare und unsichere Bewegung in feste, zielbewußte Bahnen lenkt, bleibt abzuwarten.

M. Busemann.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Heinrich Kiepert †.** Wie uns ein Telegramm gestern (21. April) aus Berlin meldete, ist daselbst der Altmeister der deutschen Kartographie, der Professor der Geographie an der Berliner Universität Heinrich Kiepert, nach längerer Krankheit im Alter von 81 Jahren gestorben. Ein an ernster und fruchtbringender Arbeit gewaltig reiches Leben ist damit zu Ende gegangen und ein echt wissenschaftlich denkender und schaffender Geist ist damit erloschen. Denn Kieperts Thätigkeit auf dem Gebiete der Geographie und auf dem Spezialgebiet der Kartographie ist dadurch ausgezeichnet, daß sie sich, trotz des begrenzten Arbeitszieles, nie in ein technisches Spezialistenthum verloren hat, sondern daß sie, von allgemeinen wissenschaftlichen Gesichtspunkten ausgegangen, zu jeder Zeit im engsten Zusammenhang mit den philologischen, linguistischen und ethnographischen Forschungen geblieben und von Etappe zu Etappe, von jeder Leistung zu einer größeren, fortgeschritten ist. Kiepert war eben nicht nur Karten*zeichner*, er war auch Karten*schöpfer*. Und ebenso wie auf philologischer Grundlage sich ihm das geographische Bild der alten Welt so greifbar vor die Seele stellte, daß er es mit vollendeter Klarheit auf das Papier hindreiten konnte, spannte sich vor seinen geistigen Augen das stets wandelbare Weltbild der neueren Zeiten in klar angelegtem Zusammenhang aus, dem er die kleinsten und feinsten Linien hinzuzufügen nicht müde wurde. Der Kartograph und Geograph hatte sich ursprünglich philologischen und historischen Studien gewidmet. Das hatte in ihm den feinen Sinn geweckt für die unveränderlichen Grundlinien in dem steten Flusse, dem das Bild unsrer Erdoberfläche im Laufe der Jahrhunderte unterworfen ist. Sein erstes kartographisches Werk, der 24 blätterige „Atlas von Hellas und den hellenischen Kolonien", das er als Schüler und Mitarbeiter Ritters in sechsjähriger mühevoller Arbeit ausführte, hatte seinen Blick auf die Stätten der attischklassischen Kultur hingelenkt, die er zum Theil selbst, oft auf nie begangenen Pfaden, durchreiste und durchforschte. So entstanden seine wunderbar genauen und klaren Karten von Kleinasien und des osmanischen Reiches in Asien, die jeder weiteren Forschung und kartographischen Darstellung jener Stätten leither zugrunde gelegen haben und in Zukunft zugrunde liegen werden. Sie sind nicht nur für die geographische Wissenschaft unentbehrliche Hülfsmittel, sondern bieten sich auch den archäologischen Forschern als die einzig sicheren Wegeführer dar. Von diesem Boden aus, zu dem seine Thätigkeit auch in späteren Jahren immer wieder gern und in fruchtbarer Weise zurückkehrte, breiteten sich dann seine Studien, man möchte sagen, strahlenförmig aus. Immer behielten sie das antike Erdenbild neben dem heutigen im Auge. Sein oft aufgelegter „historisch-geographischer Atlas der Alten Welt", sein „Atlas antiquus" sind stets Gemeingut unsrer den klassischen Studien obliegenden Jugend geblieben, die vielen Karten, die er dem „Corpus Inscriptionum latinarum" zur Erläuterung beigab, sind dem Historiker zum

Digitized by Google

anentbehrlichen Hülfsmittel gewoeden, während daneben seine zahlreichen Spezialblätter über einzelne Gegenden Kleinasiens, sowie später über Zentralamerika, den modernen Reisenden und Forschern als Wegführer dienten. Die große Anzahl von allgemeineren Schulkarten, Schulatlanten und Erdgloben, die neben diesen Spezialwerken entstonden, legen ebenso Zeugniß von seiner unermüdlichen Thätigkeit, wie von dem stets lebhaften und fruchtbaren Interesse ab, mit dem er olle neueren Veränderungen der Weltkarte verfolgte und verwerthete. Sie haben seinen Namen zu einem der bekonntesten in fast allen Theilen der Erde gemacht. Wer hätte nicht in seiner Jugend eine Kiepert'sche Landkarte im Schulzimmer vor den Augen gehadt, wer nicht später auf eine Kieperk'sche Spezialkarte schon suchend den Finger gelegt? Und mit dieser Verbreitung seines Namens und seiner Werke über alle ziolisirten Gegenden unsres Erddolls ist zugleich die Verbreitung der Werthschätzung deutscher Wissenschaftlichkeit und deutscher Gründlichkeit Hand in Hond gegangen. In diesem Sinne hat der nun Verstorbene als fruchtborster Pionier deutschen Wesens gewirkt. — Eine Aufzählung aller seiner Werke ist auf engem Raum schier unmöglich. Eine gründliche Würdigung seiner wissenschaftlichen Leistungen als Kartograph und Geograph, sowie eine Uebersicht über die Aemter und Würden, die er bekleidete, und die Ehren, die ihm, als Früchte seiner reichen Lebensarbeit, zutheil wurden, hoben die Leser dieser Blätter im norigen Herbst (in Nr. 261 u. J.) in dem Berichte über den gehaltvollen Vortrog, den Professor Obeehnmmer in der Münchener Geographischen Gesellschoft zur Ehrung des damals Achtzigjährigen hielt, bereits vor Augen gehadt. Heute bleibt uns nur übrig, einen Ehrenkranz auf das Grab des Entschlafenen zu legen, der seiner Wissenschaft wie unserm Vaterland zur höchsten Zierde gereichte, dessen Leben, gerade weil es so voll Mühe und Arbeit gewesen, ein köstliches zu nennen war, dessen geistige Gestalt, gerade weil sie in echt wissenschaftlicher Weise sich auf einen Spezialgebiet nach so vielen Seiten hin bethätigte, immer vorbildlich bleiben wird.

∞ **Goethe's Vater.** Eine Studie von Felicie Ewart. Mit einem Bildniß. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß 1899. — Die lesenswerthe Schrift einer Dame, die als Motto ihrer „Rettung" Billroths Ausspuch noranschickt: „Man kommt in die Geistes-, wie in die Standesaristokratie nur durch Vererbung hinein". Im Gegensatz zu allerhand einseitigen Urtheilen, die das Pedantische, Lästige, Eigensinnige im Wesen des Vaters Goethe hervorkehren, sucht Felicie Ewart — zumeist auf „Dichtung und Wohrheit" und andere Aeußernogen des Sohnes gestützt — die ehrenfesten, gewinnenden Züge dieses Sonderlings herauszuarbeiten. Ihre Studie war fast zu Ende geschrieben, als sie den „schönen Aufsotz von Dr. O. Valger (Nr. 145 der Allg. Ztg. 1882) zu Gesicht bekam und mit froher Genugthuung mancher Uebereinstimmung zwischen ihrer Auffassung und den Hauptideen jenes Gedenkblattes zum 100jährigen Todestag des kaiserlichen Roths gewahr wurde." Scheezhaft dorf man vielleicht beifügen: Frau Rath und Johann Kospor Goethe haben der Welt Größeres hinterlassen, als den „Faust" — den Dichter des „Faust". Ein solcher Ausnahmsmensch gedeiht nur einmol in einem Geschlecht. Seinesgleichen fucht man denn auch vergebtich in der rasch aussterbenden Nachkommenschaft Johann Wolfgong v. Goethe's.

Eine böse Sieben. In Nr. 65 dieser Beilage hal Professor Fr. Kluge versucht, die Redensart von der „döfen Sieben" zu erklären und ist geneigt, sie auf den Satiriker Joachim Rachel zurückzuführen, von dessen erster Satire aus sie sich weiter verdreitet habe. Wenn auf den ersten Blick auch Kluge's Ausführungen bestechen, so halten sie doch bei näherer Prüfung nicht stand, und es läßt sich schon aus inneren Gründen die Unwohrscheinlichkeit seiner Annahme darthun. Ich kann aber an dieser Stelle von einem näheren Eingehen darauf absehen, da sich auch durch eine äußere Thatsache die Unrichtigkeil der Meinung Kluge's erweisen läßt. Rachel kann die Redensart nicht in seinen zuerst 1664 erschienenen Satiren geschaffen hoben, denn bereits zwei Jahre vorher begegnet sie uns. Im Jahre 1662 ließ der Zittauer Balthasar Kindermann zu Wittenberg eine Schrift erscheinen unter dem Titel: „Die böse Sieben, von welcher heute zu Tage die unglückseligen Männer grausamlich geplaget werden, fürgestellt in einem wunderdohrem Gedichte durch ein Mitglied des hochtöbl. Schwanen-Ordens." Auf klassischen Boden, wie Kluge meint, führt die „böse Sieben" uns nicht zurück. Wie die Entstehung der Redensart aber in Wirklichkeit zu erklären ist, darüber vielleicht ein andermal.

Holle a. S., 15. April 1899. **John Meier.**

* **Breslau.** Wie der „Voss. Ztg." mitgetheilt wird, hal der Privatdozent Dr. W. **Kroll** einen Ruf noch **Greifswald** als Nachfolger des Professors **Norden** erholten, der hier den Lehrstuhl des verstordenen Professors **Roßbach** übernehmen wird.

* Aus **Paris** kommt die Nachricht, daß am 19. April der bekannte Dramatiker **Edouard Pailleron** einem Herzleiden erlegen ist. Er wor im Jahre 1834 zu Paris geboren, wo er als junger Mann bei einem Notar arbeitete, sich aber bald der Literatur zuwendete. Mit einem Band Satiren, „Les Parasites", über die Pariser Gesellschoft, welche er im Jahre 1860 herausgab, lenkte er zunächst die Aufmerksamkeit auf sich. Mehrere Dramen und Lustspiele, die er diesen Gedichten folgen ließ, blieben unbeachtet. Den ersten entschiedenen Erfolg errang er 1861 mit dem Einakter „Le monde où l'on s'amuse". Das noch bedeutendere und feinere Gegenstück „Le mande où l'an s'emnie" („Die Welt, in der man sich langweilt") hat seinen Nomen auch in die außerfranzösische Theaterwelt getragen und gilt mit Recht als der Typus des feinen satirischen Konnersationsstücks. Es hat sich nun schon seit 20 Jahren in ungeschwächter Wirkung auch auf den deutschen Bühnen als Repertoirestück erhalten. Dem Verfasser trug es einen Sitz in der französischen Akodemie ein. Von geringerem und weniger dauerhaftem Erfolg waren die beiden anderen satirischen, die Künstler- und Schriftstellerwelt behondelnden Dramen „La Souris" (1887) und „Cabotins!" (1893).

Insectionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

In unserem Verlage erscheinen:

Heinrich Seidels Erzählende Schriften.

Ausgabe in 53 Lieferungen zu 40 Pfennig.

Alle vierzehn Tage eine Lieferung.

Die 53 Lieferungen bilden 7 Bände mit folgendem Inhalt:

Band 1: Lebeeecht Hühnchen. Band 2 und 3: Vorstadtgeschichten. Band 4 und 5: Geschichten und Skizzen aus der Heimat. Band 6: Phantasiestücke. Band 7: Aus meinem Leben.

Heinrich Seidel hat in seinen erzählenden Dichtungen unvergängliche Typen geschaffen, die unserem Volk ans Herz gewachsen sind. Jedermann kennt und schätzt seine liebenswürdigen Sonderlinge, die ihr stilles Glück im kleinen Kreise, in engen Verhältnissen hegen und bewahren, die mit ihrem innigen Gemütsleben gegen alle Dürftigkeiten und Dunkelheiten des Daseins siegreich Stich halten.

Für ihre Schicksale fand er den echten, schlichten Erzählerton, jenes klare natürliche Deutsch, dem alles Aufgeputzte und Gesuchte fremd ist. Anmut und Heiteeteit sind über die Welt des Dichters gebeeitet, der das Leben von der Sonnenseite zu betrachten geneigt ist. Die billige Lieferungsausgabe seiner erzählenden Schriften ist dazu bestimmt, die Anschaffung derselben fürs Haus nunmehr den weitesten Kreisen zu ermöglichen.

Die meisten Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf die neue Lieferungsausgabe von Heinrich Seidels erzählenden Schriften entgegen und senden die soeben erschienene erste Lieferung auf Verlangen zur Ansicht. (6609)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1899. München, Montag, 24. April. Nummer 93.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oscar Bulle in München.

Uebersicht.

Klaus Groth. Von Fr. v. Borstel. — Zur Geschichte des politischen Mordes. II. Von Fr. v. Bezold. — Mittheilungen und Nachrichten.

Klaus Groth.

Zu seinem 80. Geburtstage.

Von Fr. v. Borstel (Hamburg).

Wenn man einem Süddeutschen möglichst treffend Anschauung und Stimmung der nordischen Flachlandschaft vor die Seele führen will, so stelle man ihn vor eines jener duftigen Gemälde von Salomon Ruysdael mit den weichen Konturen. Der feine Niederländer ist der Entdecker der verhaltenen Schönheit unsrer Marschen, jenes eigenartigen Grenzgebietes zwischen Land und Meer, an dem beide Elemente bauten, in dem sie gleichsam zusammenzufließen scheinen am fernen stets verschwommenen Horizont, wo die fluthenden Wellen der weiten See ihr altes Spiel treiben oder mit Getöse gegen den Deich sich bäumen, den harte Friesenhände in den langen Jahrhunderten aufthürmten. Hinter dem schützenden Wall wogt ein zweites Meer von grünen Halmen und gelben Rapsblüthen, hin bis an den fernen Rand der Geest mit ihrem hügeligen Gelände und den buschigen „Knicks zwischen den Feldern und Wiesen". Dort liegt fernab von den menschlichen Wohnungen die Heide mit ihrem weltfremden Zauber, sich senkend zum wilden Moor, das mit seiner düsteren, unheimlichen Fläche allen Sonnenschein in sich einzuschlucken scheint. Ja, mit stiller, zurückhaltender Schönheit ist der Winkel zwischen Eider und Elbe begabt, trotz Tacitus. Und ein uraltes germanisches Heldengeschlecht, theils friesischen, theils sächsischen Ursprungs ist eng mit ihm verwachsen. Vom Norden und Westen her haben sich seit Jahrtausenden gierige Hände nach dem Erbtheil der Dithmarschen ausgestreckt. Normannen und Dänen bedrohten ihre Freiheit und die wühlenden Wogen der Nordsee ihr Gelände. Nicht plötzlich aufflackernde Leidenschaft, sondern zähe Ausdauer, kluge Vorsicht und treues Zusammenhalten konnten in diesem Kampf die Kraft verleihen, den Sieg behaupten. „Lever duad as Slav" ist der Wahlspruch dieser handfesten Pflüger von Land und Meer geworden. Und die Holstentreue ist sprichwörtlich in ganz Deutschland und hat die Proben langer und furchtbarer Prüfungen bestanden. So sind Herrennaturen auf diesem Boden geprägt, hochgewachsene Gestalten, die freilich wenig zu protzen verstehen mit ihrer Gesinnung, sondern die Hochfluth der Gefühle gern ins Innere zurückdrängen und nach außen stolz, aber gleichmüthig und ruhig auf Natur und Menschenleben schauen. Ein ernstes Angesicht zeigen Männer und Frauen, mit ausgeprägten Formen, oft auch mit einem weichen Leidenszuge um die Augen. Weltflüchtige Sonderlinge, knorrige, hartköpfige Menschen sind nicht selten unter ihnen. Eins aber ist ihnen Allen eigen: „Nord und Süd: — de Welt is wit! — Oft und West — To Hus ist best!" ist einer ihrer alten Sprüche.

Unter ihnen ward Klaus Groth am 24. April 1819 aus einem alten dithmarsischen Geschlecht zu Heide, einem kleinen Landstädtchen auf vorspringendem Geesthügel geboren, von dem aus man rings im Ländchen umher die historischen Stätten der Vorzeit erblickt, Hemmingstedt, die Hamme und all die anderen. Sie künden eine stolze Geschichte. Eigenartig hat sich auch die Sprache entwickelt, anders als z. B. die Kolonensprache Mecklenburgs. Sie blieb eine Herrensprache und wurde auch in dem Vaterhause unsres Dichters gesprochen, auf der Mühle zu Heide. In ihr erzählte ihm „Obbe", der Großvater, die Sagen von den großen Erlebnissen der Vorväter. Der mehr rationalistische Vater hatte dies Element ganz abgestreift. Seinem auf Wahrheit und Recht gestellten Charakter war der Aberglaube auch in poetischer Form durchaus zuwider. So hat denn auch Groth wohl die Lust zum Fabuliren von der Mutter, die allerdings früh starb. Sagt doch der Dichter von ihr:

> Ja, wäre meine Mutter mir geblieben,
> Wohl hätt' ich nimmer einen Vers gesungen
> Und reich und stumm gelauschet ihrem Munde.

Außer Vater und Großvater stand der älteste Bruder, „Min Juhann", dem Knaben, wie später dem Mann am nächsten. Der Letztere hat ihm dann ein herrliches Denkmal gesetzt in einem seiner schönsten Gedichte. — Den Sommer verlebte der junge Klaus meistens draußen auf dem Feld und im Moor, im trauten Verkehr mit der Natur. In den „Familienbildern" hat er eine treue Schilderung von diesem Zusammenarbeiten mit den Seinen gegeben. Im Winter war er in der Schule bald allen Anderen weit voraus. Der ortsübliche Stoff reichte nicht aus für ihn. Mit 14 Jahren trat er als Schreiber in die Kirchspielsvogtei seines Heimathsorts. Auch hier blieb ihm viel freie Zeit, und die Bibliothek seines Vorgesetzten ward ihm eine reiche Fundgrube für Geist und Gemüth. Zum erstenmal wehte ihn hier ein Hauch des großen deutschen Geisteslebens an. Er lernte die Klassiker kennen. Goethe's „Reineke Fuchs" war eines der ersten Bücher die er las. In seinen Gedichten spürt man noch den tiefen Eindruck. — Da die Verhältnisse es dem Vater nicht gestatteten, das heiße Verlangen des Jünglings nach dem Studium zu befriedigen, so begab er sich mit 18 Jahren auf das Seminar nach Tondern, um nach drei Jahren als Mädchenschullehrer nach Heide zurückzukehren. Nun begann eine arbeitsreiche Zeit in Schule und Studirstube, in Feld und Wald. Alles wollte der vom heiligen Feuer des Wissensdranges beseelte junge Lehrer zwingen. Namentlich begeisterte ihn die Forscherthätigkeit in Sprache und Natur. Und daß er dabei trotzdem nicht dem Leben sich entfremdete, beweisen seine späteren Dichtungen, die von dem kleinen Städtchen und seinen Menschen ein so treffendes Bild geben, wie es nur aus treuester Beobachtung hervorwachsen kann. Sieben Jahre verweilte er so im Vaterhause, von dem Alten und dem Bruder mit Kopfschütteln betrachtet. Sie sahen die Folgen der Ueberanstrengung kommen, wagten aber nicht, ihn mit neugierigen Fragen zu quälen. Nur einmal sagte

Digitized by Google

ihm sein Vater, kurz bevor er wirklich zusammenbrach: „Klas, min Söhn, dat geiht nich. Du bringst di um! So'n Arbeit'n ohn' Erholung kann keen Minsch verdreegen!“ Er antwortete ihm: „Lieber Vater, es mag wahr sein. Aber ich bin wie ein Mann, der über einen Graben springen will. Ich nehme just den Anlauf und will eben den Springstock ansetzen, da rufst du mir zu: ‚Halt an! Das geht nicht!‘ Hinüber komm ich, vielleicht todt, aber das muß seinen Willen haben.“ Mit traurigem Blick erwiderte der Alte: „Du mußt es wissen.“ — Vorläufig sollte er nicht hinüber kommen, sondern mußte im Sommer 1847 seine Entlassung nehmen um sich sterbenskrank zur Erholung nach der Insel Fehmarn zu begeben, wo er an seinem Freund Selle sechs Jahre lang einen treuen Pfleger fand, ohne ganz zu gesunden. Da überfiel ihn wohl in Stunden der Verzweiflung die Sehnsucht nach dem Kinderglück der Heimath und der Jugend. Und diese Sehnsucht hat den „Quickborn“ gedichtet. Im Jahre 1852 erschien die erste Auflage, und der strebende Mann, der alles geopfert hatte, stand jetzt jenseit des Stromes, der die Alltäglichkeit von dem Land der Dichter trennt.

Der Sprung war ihm nun doch gelungen. Klaus Groth wurde einer unsrer feinsten Lyriker. Die wechselnden Stimmungen seines Gemüths spricht er mit der Frische und Wärme momentaner, aber künstlerisch geläuterter Erregung aus und leiht ihnen den ganzen melodischen und rhythmischen Zauber der Sprache. Freilich, in seiner Epik gelingt es ihm nicht immer, sie mit selbstverleugnender Objektivität aus sich heraus zu stellen, sondern auch da taucht er auf und nieder in den Wogen der Empfindung. Aber das hat nichts verschwommenes und verfällt nur selten der Trivialität, die der Lyrik so gefährlich ist. Davor bewahrte den Dichter sein offenes Auge für Natur und Volk seiner Heimath. Und er hat da Töne gefunden, die nur ihm gehören. So wenn sich ihm das Leben und Weben im Moor zu einem wundervollen Stimmungsbild zusammenschließt. Er stellt ganz plastisch bloß Bilder dar. Und doch bebt und schwüllt in ihnen die geheimnißvolle Nachtstimmung der großen Todtenkammer des Naturlebens, die mit ihrer unbarmherzigen Einsamkeit, mit ihrem heimtückischen Spuk auch das Menschenherz gefangen nimmt mit der Ahnung des Sterbens. Wo darum dem Moor ein heimischer Dichter erstand, hat es in seiner Seele diese tiefe Melancholie ausgelöst. So erging es den Sängern aus den schottischen Hochlanden, so der Dichterin der rothen Erde, Annette v. Droste-Hülshoff; so auch unserm Klaus Groth:

Du hörst din Schritt nich, wenn du geihst,
Du hörst de Rüschen, wenn dn steist,
Dat teot und wewt int ganze Feld,
As weert di Nacht en anner Welt.

Denn ward dat Moor so wit und grot,
Denn ward de Minsch so lütt to Mod:
Wull weet, wa lang he daer de Heid
Noch frisch und kräftig geitt

Auch die Mühle, die sich aus der norddeutschen Marschlandschaft so charakteristisch abhebt, wird dem Dichter das Symbol einstiger glücklicher Tage. Das ist landschaftlich durchaus gegeben. Bekanntlich ist derselbe Vorwurf Detlev v. Liliencron Veranlassung gewesen zu seinem herrlichen Gedicht „Vergiß die Mühle nicht“. Am ursprünglichsten tönt die Stimmung wieder aus den Groth'schen Gedichten, die dem Meer gelten. Da zeugen die Vergleiche von so intimer Beobachtung, wie sie nur dem die Phantasie bewegen, der am Meer seine Heimath hat, dem die See wirklich etwas lebendiges ward, das zu ihm spricht. Meerespoesien wirken beim Hochdeutschen nur dann nicht gezwungen, wenn er ein wirklich großer Dichter ist, wie Lenau und Heine. Und doch wie viel unmittelbarer noch klingen die einfachen Verse Groths:

De Sünn de sackt int Water
De Habbar kumt ut't Reth
De See is noch int Wogen
Se singt er Abendleed.

Mi lükt die Ogen slapei
Un alle Glieder mödd,
Min Hart is noch int Wogen
Und weent en Abendleed.

Wat dar ut Water kluckert
Dat is de wille Swan:
Wat hett he noch to ropen
Aewer die glatte Bahn?

Ut Duff und Newel blinkert
Nun widen noch een Kahn!
Wull weet? Dar seht ok Ogen
Torüg mit dustre Thran'n.

Dem kann sich an Echtheit der Stimmung nur das alte Volksmärchen „Vonn Fischer un sine Fru“ mit seiner grandiosen Steigerung in der unvergleichlich knappen Schilderung des herannahenden Sturms an die Seite stellen. Das ist eben spezifisch niederdeutsche Poesie, ebenso wie das bekannte Regenleed: „Regen, Regen druf“ ꝛc. Der Norddeutsche läßt die Natur unmittelbar auf seine Sinne wirken, nicht gebrochen durch das Medium der Phantasie, meist ohne kunstvoll plastische Personifikation. Freilich, in manchen der Groth'schen Stimmungsbilder aus der Natur täuscht gleichsam nur der stets gefüge Rhythmus über die leisen Zweifel an der Unmittelbarkeit des Gefühls hinweg. Dem Dichter quillt die sinnenfällige, ganz vollsthümlich gebliebene Sprache aus dem Herzen; er ist ihr Meister. Aber oft fügt sich dem Rhythmus und Reim nicht immer nur, was aus der Seele drang, auch was im Ohr nur noch klang. Doch wo kommt das in den gesammelten Werken eines Lyrikers wohl nicht vor!

Höchste Meisterschaft bekundet Groth dagegen in der dichterischen Verkörperung des Thierlebens: das ist alles aus dem Geist und der Anschauung des „Reinele Voß“ gesehen wie z. B. in dem klassischen Bild des „Matten de Has“. Ebenso ungesucht kommt der Humor in der Darstellung und Lautnachahmung zum Ausdruck bei dem Gedicht „Aanten int Water“ mit seinen wundervollen Daktylen. Da erscheint mir Reuter in „Hanne Nüte“ der Sentimentalere. Ganz mit derselben echt künstlerischen Naivetät steht Groth, der Freund und Liebling aller Kleinen, die ihn kennen, auch der aufkeimenden, noch ganz im Spiel befangenen Kindesseele gegenüber. Freilich, der Dichter brauchte da das Plattdeutsch nur unmittelbar wieder zu Worte kommen lassen; denn das einst so formenreiche und fein ausgearbeitete Niederdeutsch ist in den Ammenversen wieder zum Stammeln des Dialekts, zur andeutenden Sprache der großen und kleinen Kinder geworden. Darum hat die Mundart in den Kinderliedern und Reimen einen so ursprünglichen Klang, während dem Schriftdeutschen eigentlich Gewalt angethan werden muß, wenn es sich dichterisch zum Kinderidiom herabwürdigen will; es wird dann leicht kindisch. Es ist darum nicht zufällig, daß L. Richter gerade die Sammlung „Vaer de Gaern“ illustrirte. Beide Künstler waren auf diesem Gebiet kongenial. Denn Groth hat sein Material mit vollendeter Kunst gestaltet, so das reizende Schlummerlied „Still min Hanne“. Das ist Märchenstimmung: Abendstille und Ruhe in Baum und Blatt sind aus der Perspektive des Kindes, das aus wachen Träumen allmählich in süßen Schlummer sinkt, mit echtem Dichtergefühlen, ohne reflektirendes Beiwerk dargestellt. Die Mutter,

Digitized by Google

die mit ihrem Liebling wieder Kind wird, erzählt und singt diese Lieder mit naivem Stolz, ganz im Ton der Ammenpoesie und doch echt dichterisch mit dem tragischen Hintergrund, den jedes Menschenschicksal gibt, das sich aus der Menge abhebt. Sogar das Schreckgespenst der Kinder, der norddeutsche Bußemann, hat etwas von der anheimelnden Gemüthlichkeit des Volksstamms behalten, der bei äußerer Derbheit doch kinderlieb ist: der alte Mann in seinem wunderlichen Anzug, der, alt wie der Abendschatten, sich dem in der Wiege schreienden Kind naht, bringt ihm Schrecken, aber auch Trost. Ueberhaupt ist die Gespenstergeschichte ein integrirender Bestandtheil der nordischen Volksphantasie, und mit Recht nimmt sie daher im Quickborn einen breiteren Raum ein. Es sind scharf umrissene und doch vom Hauch poetischer Stimmung beseelte Bilder: „Ol Büsum", die alte Vinetasage im volksthümlichen Ton; die Kindesmörderin, die im Moor stöhnt und nicht zur Ruhe kommen kann; das verwünschte Haus, von dem man sich unheimliche Dinge im Volk erzählt. Freilich fehlt in diesem Stück das tragische Geschick eines menschlichen Wesens, das mythenbildend die Phantasie der Menge gefangen nimmt, wie z. B. in Storms „Bulemanns Haus". Schon die eben erwähnten Gedichte, besonders aber die Sagen vom zweiten Gesicht und vom Werwolf, die auch im Geist der Volkssage Gestaltung finden, deuten auf Robert Burns hin, wie überhaupt der unglückliche schottische Lyriker einen großen Einfluß auf Groths poetisches Schaffen gehabt hat.

Wie er, geht Groth auch in der Darstellung und poetischen Erfassung des Menschenlebens dem Volk nach. In seinen Stoffen bleibt er ganz in dessen Sphäre. So drängt er auch in der Darstellung des eigentlichen Liebeslebens das eigene Geschick zurück. Die hochdeutschen Gedichte, sowie die größeren epischen „Vertelln" lassen durchblicken, daß auch er hier des Lebens Bitterkeit erfahren mußte und Entsagung üben, wie so oft in seinem Dasein. Aber das ließ ihn einen um so tieferen Blick thun in die heimische Volksseele. Auch sie kennt in ihrer verschlossenen Schwerfälligkeit die alle Bande durchbrechende Leidenschaft der Romanen oder den sich überschlagenden Uebermuth des Süddeutschen nur selten. Verhaltene und doch gesunde Keuschheit des Liebesempfindens, das sich selbst nicht gewiß ist, das, in echter Scham vor dem Preisgeben des Gefühls, nur im geheimen sich seines Glücks erfreut, eignet dem Norddeutschen.

He lä mi so vek un lk sä em keen Wort
Un all wat lk lä, weer: Jehann lk mutt fort!
He lä mi vun Lev un vun Himmel un Eer
He lä mi vun allens — lk weet ni mat mehr.

Nu sitt lk un denk un denk jümmer daran
Wi duch, lk muß segt hebbn: Wa geern, min Jehann!
Un doch, kumt dat wedder, so segg lk keen Wort
Un hott he mi, segg lk: Jehann lk mutt fort!

Doch fehlt auch den niederdeutschen Liebesliedern nicht die schelmische Neckerei, wenn ihnen auch meistens die hüpfende Zierlichkeit, die in Süddeutschland schon der Rhythmus verleiht, abgeht. Sie haben etwas von der gesunden Derbheit beibehalten, die im Flachland der volksthümlichen Zote eignet, ohne daß sie dabei gemein werden. Den glücklichsten Wurf thut Groth auch hier, wenn er sich dem Volksliedton nähert.

Nu mak mi nich dat Hart so buck
Un lach doch mal! un frei vi mak
An Heben singt de Lurken smuck
Jut Holt de Nachtigal.

Wat sühst du deep int Abendrot?
Dat Gras is grön! im Blöm de Fäll!
De Vageln singt ut Nevermoth —
Un du bäst bleek und still.

So klingt bei Groth auch in den Humor die Elegie hinein. Ihm konnte bei seiner ganzen Eigenart höchstens einmal der heilige flammende Spott zu Gebote stehen, der aus der in ihren höchsten Gütern verletzten Seele stammt. Für die Grazie und den Esprit der mit ihrem Opfer spielenden Ironie, oder gar für die Bitterkeit der souveränen Menschenverachtung ist seine Lyrik zu sehr auf den Gefühlston gestimmt. Groth hat sich nie die Welt lachend um den Kopf geschlagen; dazu stand er, der Hochstrebende, lange Zeit zu tief auf der Leiter zum freien Ausblick ins Leben; dazu trat die drückende Entbehrung zu früh in sein Dasein; das lag auch nicht in seiner ganzen Naturanlage, in welcher der Ernst doch immer Grundstimmung bleibt. Erst wenn die harmlose Schelmerei die liebenswürdigen oder komischen Schwächen der eigenen oder seiner Mitmenschen Natur belacht, wird er wieder der feine Dichter, der reizende Kabinetstückchen geschaffen hat, wenn ihm auch zum Humoristen großen Stils die epische Objektivität fehlt, die bei aller hingebenden Liebe an den Gegenstand sich doch nicht in denselben verliert. Das war die Basis der Dichterpersönlichkeit Fritz Reuters, von der aus er, ein deutscher Dickens, dem heimischen Philisterium zuleibe rückte. Bei Groth ist bei derartigen Anläufen leicht die Gefahr zu burlesken Plattheiten vorhanden, z. B. in der Selbstironie „An den Maan".

Ganz er selbst wird der Dichter aber wieder, wenn er in der Perspektive des Volks die Menschen sieht, z. B. „den Apteker int Moor", in dem er mit gutmüthigem Spott die ungesunden Uebertreibungen des Gelehrten- und Forschertreibens trifft, oder wenn er unbarmherzig das Dorfgigerlthum verspottet. Da ist der Dialekt mit seiner Fülle von derben Ausdrücken ganz an seinem Platz. Doch wenn man das liest, begreift man umsoweniger, daß der Schöpfer der niederdeutschen Literatur sich noch einmal an dem schönsten niederdeutschen Märchen, das „Vom Hasen un Swinegel", einer Miniaturausgabe des „Reinke Voß", vergreifen konnte. Die im Märchen mit so großer, man möchte sagen, bewußter Kunst nur leise angedeuteten Beziehungen des Thier- zum Menschenleben werden hier mit nicht geschickter Hand zur Karikatur verzerrt. Man vergißt ganz den Groth, der mit Recht die niedere Komik, das Anekdotenhafte der Reuterschen „Leuschen un Riemels" bekämpfte, als Verderbniß für die Entwicklung der niederdeutschen Literatur. Bei Reuter wuchs aber aus dem bloßen „Högen" über die Kuriositäten seiner Menschenumgebung die höchste dichterische Freude des Epikers am Menschen an sich empor. Groth dagegen zerrinnen seine epischen Versuche gar leicht in den gestaltenlosen Strom der Lyrik. — Freilich ist das die rechte Grundstimmung für die Ballade. Das mit kräftigen Sinnen erfaßte Objekt wird subjektivirt, und so wird hier meisterhaft im engen Rahmen die Geschlossenheit erzielt. Auf Anregung des Professors Müllenhoff schuf Groth z. B. den Cyklus „Ut de ol Krönk", „Aus der alten Chronik", eine Verherrlichung der dithmarsischen Bauernkriege mit den dänischen oder junkerlichen Tyrannen. In „Vökelnburg" z. B. ist nach echter Balladenart die verhaltene Leidenschaft ohne Ueberschwang im epischen Vorgang versteckt. Die Rache der geknechteten und verhöhnten Bauern im Burghof wird ohne rhetorische Deklamation oder Apostrophe ganz niederdeutsch-friesisch nur als das Pathos der That dargestellt. Wir werden an Liliencrons „Pieter Lüngg" erinnert. Und in „De letzte Feide" bringt der Dichter dann mit dem eigenen künstlerisch verklärten Zorn des freien Bauernsohns den fünften Akt des großen Dramas des dithmarsischen Freiheitskampfes vor unsre Seele: Wie die letzten freien Friesen auf dem Schlachtfelde, das ihre Besten decken, dem neuen Herrn knieend, stummen Mundes, mit ver-

bissenen Zähnen und thränenden Augen den erzwungenen Treueeid leisten, das ist ganz groß gesehen und dargestellt. Wo aber Groth der große historische Hintergrund fehlt, da mangelt es ihm oft an Erfindungskraft für eine scharf gepackte und straff geführte Handlung. Die Novellen werden ihm leicht zu bloßen Idyllen, die mehr zu Voßens „Luise", als zu Goethes „Herrmann und Dorothea" hinneigen. Wir vermissen das Hinreißende, wie es z. B. Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe" hat. Seinen Landsleuten freilich hat Groth besonders durch diese Stücke große Freude gemacht. Sie sahen zum erstenmal, daß auch sie in ihren einfachen Schicksalen mit zu Dichters Höhen steigen konnten. Eine der feinsten Schöpfungen Groths auf diesem Gebiet ist das kleine Epos „De Heisterkrog". Die Natur und das Schicksal der Helden erinnern an Storms „Schimmelreiter". Hier wie dort spielen da hinein düstere Sage von altem Leid und vergangener ungesühnter Schuld. Das Ganze wächst aus echt niederdeutschem Milieu hervor. Aber es fehlt im „Heisterkrog" der politisch-soziale Hintergrund, der das Menschenschicksal ins Große, Typische, zum Märtyrerthum erhebt, und der Reuters Johann und Marie in „Kein Hüfung" in vieler Beziehung der unglücklichen Luise Millerin und ihrem Ferdinand an die Seite hebt. Bei Groth ist alles auf Stimmung gestellt, die in oft wundervoller Kleinmalerei und wahrhaft poetischen Bildern und Vergleichungen und in der meisterhaften Behandlung des Idioms Gestalt gewinnt. Die Charakteristik ist in den Hauptpersonen nicht ganz so scharf wie z. B. in „Peter Kunrad". Wie in manchen Figuren der „Stromtid" ist sie etwas idealisirt. Nur daß der geniale Mecklenburger auch dem strahlendsten Grunde der Tugend die amüsanten Blumen der Schalkhaftigkeit, der liebenswürdigen Schwäche einzuweben weiß. Und doch stehen auch bei Groth die Menschen fern von aller Schablone, sind volle, runde Gestalten mit allen Merkmalen ihrer Rasse, die ohne viel Redens gegeneinander wirken und sich ihr Schicksal unbewußt, aber mit tragischer Nothwendigkeit bereiten. Und ein wahrer Dichter hat die geheimen Fäden aufgedeckt, die hin und her schießen, sich fliehen und wieder suchen, um endlich in der Katastrophe ihren jähen, aber jetzt nicht mehr rohen, sondern durch das Kunstwerk geadelten Abschluß zu finden. Das Ganze aber ist, wie gesagt, von dem lyrischen Hauch umwoben, der den schleswig-holsteinischen Epikern überhaupt eigen ist und auch für diese ihrer Schöpfungen den alten Spruch: Frisia non cantat eigenartig ad absurdum führt. Wir finden ihn bei den Zierden der neuhochdeutschen Dichtung, den Storm und Jensen; am wenigsten vielleicht bei Liliencron; aber ebenso bei den neuniederdeutschen Novellisten, z. B. Jan Meyer und Fehrs: Was der gemessene Rhythmus der äußerlichen Ausprägung des Lebens zurückwies ins Innere, das brach sich bei den Herzenskündern des Volks Bahn in ihren Dichtungen und wird als heimisches Wesen empfunden und genossen. Wie im merkwürdigen Gegensatz dazu die ostelbische Art in den alten slavischen Kolonielanden steht, die das „Sentiment" leicht als „ridicul" herbe überweist, kann hier nicht weiter erörtert werden. In bekannter geistvoller Weise plaudert darüber der alte Fontane. — Ein Kabinetstück an launiger, fein gruppirter Genremalerei ist auch die zweite größere poetische Erzählung im zweiten Theil des Quickborn: „Rotgeter Lamp un sin Dochter". Die Komposition dieses Idylls erscheint mir meisterhaft. Die scharfe Scheidung des Gedichts in zwei Theile ist fein benutzt, um in der Seele der Heldin den Konflikt zu motiviren, der entstehen muß zwischen der adeligen Fremdart ihrer Seele und dem alltäglichen Milieu. — Dasselbe Motiv, nur mit erschütterndem Ausgang, liegt dem von Fr. Hebbel als die Perle des „Quickborn" bezeichneten Gedicht „Rumpelkamer" zugrunde: Wie in Storms Novelle „Von jenseit des Meeres" weilt ein fremdes Mädchen am nordischen Strand. Mit ihren schwarzen Locken und den sonnenhaften Augen erscheint sie dem einfachen friesischen Bauernsohn, der um ihre Liebe wirbt, wie eine Wunderblume aus der Feen Land. Doch die verhaltene Leidenschaft des mit treuherziger Unbeholfenheit Werbenden weiß ihre Schwermuth nicht zu bannen. Tag für Tag sitzt sie auf dem hohen Seedeich und läßt mit jedem Segler ihre Sehnsucht nach der unbekannten, nur geahnten Heimath schweifen, bis der immer noch Hoffende eines Abends die gewohnte Stätte leer findet. Auf Nimmerwiedersehen ist sie in die wunderbergende Fremde gezogen. Ihn aber packt Verzweiflung, und im wüsten Lebensrausch sucht er sein Schicksal zu vergessen. Und so zeigt der Dichter ihn uns in der Einleitung als Armenhäusler, der dem alten treuen Knecht immer wieder die einfache Geschichte erzählt, die ihm zum Drama ward. Nur die Erinnerung ist ihm wie ein goldener Abendschein geblieben, der sein stumpfes Dasein verschönt und sein Schicksal erhebt über den häßlichen Wirrwarr seiner Genossen, es tragisch verklärt:

He horkt un lurt, he hört un süht
Sin Hart levt vun de ole Tid.

In den größeren Erzählungen, die der Dichter nach dem „Quickborn" unter dem Sammelnamen „Vertelln" herausgab, zeigen sich die Vorzüge und Schwächen der epischen Muse Groths natürlich in erhöhtem Maße. Neben sehr feinen Einzelsituationen, prächtigem Lokalton und feingewobener Charakteristik ist die Handlung doch oft recht schleppend und die Komposition störend ungleichmäßig. Am meisten scheint mir das der Fall zu sein bei der umfangreichsten Novelle „Trina". Dagegen zählt die Exposition zu „Detelf" in ihrem wunderbaren Märchenton wohl zu dem Vollendetsten mit, was Groth geschaffen hat. Ganz ungetrübt ist mir auch der Genuß von der kleinen Erzählung „Witen Slachters" gewesen. Darin weht Kellerscher Geist, auch im künstlerischen Aufbau. Die eigenartige Gegenüberstellung von drei alten und drei jungen Meistern des ehrsamen Handwerks, und wie sich in ihrer Mitte das Schicksal der Hetdin auswächst, das erinnert unmittelbar an „Die Leute von Seldwyla".

Immer aber ist es die kleine Welt der Heimath, an welcher der Dichter mit all den Fasern seines Herzens hängt, der fast ganz sein dichterisches Lebenswerk gewidmet ist, in deren Gedenken er ausruht vom Lebenskampf. Ihre Laute sind ihm wie Perlen, die man unverhofft auf dem Grunde eines weltentlegenen Sees findet und die er mit dem Zauberstab der Kunst zu herrlichen Gebilden gefügt hat. In feinster, kunstvoller, rhythmischer Nachgiebigkeit gegen jeden Hauch der Stimmung läßt er ihren einfachen Wortvorrath vorüberrauschen, ohne ihr Gewalt anzuthun, vielmehr in immer neuen Modulationen ihre wunderbare Melodik offenbarend, wie z. B. in dem Gedicht „De Wett is rein so sachen" ꝛc., das nach meiner Meinung mit zu den duftigsten Blüthen der deutschen Lyrik gehört. Bild und Stimmung, Klangschönheit und Rhythmus sind hier zur höchsten Synthesis, dem Kriterium echter Kunst, gebracht. Und doch bleibt der Dichter ganz in der Sphäre seines geliebten Idioms. Namentlich der Reichthum an echt niederdeutsch geschauten und geformten Sprachbildern ist auffallend. Wenn Groth z. B. sagt: „Eer kruppt de kole Angst unt Hart," so würde diese Metapher im Hochdeutschen nichtssagend sein. Mit Recht sagt darum auch der Dichter, seine hochdeutschen Uebersetzer hätten ihm einen schlechten Gefallen gethan.

Bei diesem innigen Verwachsensein mit Landschaft und Menschen seiner Heimath mußte es den jungen Groth schwer

Digitized by Google

treffen, daß er in dem großen Jahr des schleswig-holsteinischen Freiheitskampfes, 1848, todkrank auf der entlegenen Insel weilen mußte, daß er den Pulsschlag der fiebernden Seele seines Volkes nicht fühlen durfte. Der begeisterte Sänger der alten Freiheit wäre sonst gewiß für die neu zu erkämpfende mit eingetreten. Das war ihm nicht vergönnt. Wohl hat er darum mit epischen und lyrischen Schöpfungen die Tragödie der schleswig-holsteinischen Bewegung begleitet; aber das zündende Lied gab ihr ein Anderer! Die betreffenden Dichtungen Groths haben nicht das Erschütternde des unmittelbaren Erlebnisses wie das Abschiedslied Storms. So ist in der dichterischen Physiognomie unsres Dichters die politische Aktuelität durchaus kein hervorstechender Zug. Er hat es vermieden, mit der Feder zu kämpfen, da er es mit dem Schwerte nicht durfte. Doch wenn er deßhalb aller Tendenzdichtung fern steht, so war sein „Quickborn" an sich eine politische, eine nationale That. Denn er offenbarte seinen Stammesgenossen, welch reicher Schatz in der Gefahr gewaltsamen Unterganges schwebte. Ebenso hat Groth in seiner ersten Sammlung vermieden, in den Kreis seines poetischen Schaffens die reine Gedankenlyrik zu ziehen. Das hätte dem Plattdeutschen nicht entsprochen. In seinen hochdeutschen Gedichten, „Den 100 Blättern zum Quickborn", findet sich der moderne Mensch, der Naturforscher Groth auch mit letzten Problemen des Lebens ab. Neben geistvollen Stücken dieser Art, wie z. B. „Isis", enthält die Sammlung aber auch eine Reihe formvollendeter und tiefempfundener lyrischer Gedichte. Sie hat entschieden die Nichtbeachtung, die ihr Loos ward, nicht verdient, wie schon Professor Müllenhoff seinerzeit mit Recht beklagte. Anders steht es mit den ziemlich zahlreichen Gelegenheitsgedichten in den vier Bänden der „Gesammelten Werke". Mit nicht sehr vielen Ausnahmen könnten sie darin fehlen wegen ihrer meistens nur für den Augenblick berechneten und darum nicht nachhaltigen poetischen Schlagkraft. Immerhin beweisen sie, daß des Dichters Lebensgang mehr und mehr zur Höhe führte.

Die Urtheile von Gervinus und besonders von Professor Müllenhoff hatten einen Kreis von Kieler Gelehrten und Literaturfreunden dem jungen Dichter auf dem einsamen Eiland zunächst geistig nahe geführt. In zartester Weise wurde ihm in der holsteinischen Universitätsstadt ein Heim bereitet, in dem er sorgenfrei bei anregendstem Umgange leben konnte. Sein sehr gedrücktes Selbstbewußtsein wurde bald gehoben durch den ungeahnten Erfolg des „Quickborn", der es in wenig Jahren zu einer stattlichen Auflagenzahl brachte und viele begeisterte Beurtheilungen erfuhr. Ganz besonders erfreute den Dichter eine freundliche Besprechung in der Augsburger Allgemeinen Zeitung von Prof. Müllenhoff. Und so konnte er denn einen mehrjährigen Aufenthalt am Rhein nehmen, in Bonn, das damals in seiner Universität eine seiner Glanzperioden erlebte. Männer wie Dahlmann, E. M. Arndt, Welcker, Simrock u. A. wurden die vertrautesten Freunde Groths. Er selbst zählt diese Zeit mit zu den glücklichsten Tagen seines Lebens. Auch äußerlich wurde der Empfindlichkeit des self mndo man genug gethan. Die philosophische Fakultät ernannte ihn einstimmig zu ihrem Ehrendoktor; er durfte sich so nach seiner Heimkehr um eine definitive Dozentenstellung an der Kieler Universität bewerben. Der Krieg von 1864 hinderte vorläufig die Erfüllung seines Wunsches, bis ihm 1866 von der preußischen Regierung eine Professur für deutsche Sprache und Literatur übertragen wurde, die er noch heute bekleidet. Endlich war er in den sicheren Hafen eingelaufen. In damals noch ländlicher Gegend ließ er sich vor der Stadt ein Haus erbauen. Und wie er in dasselbe sein treues Weib führte, um sie nach Jahren glücklicher Ehe durch die knarrende Pforte wieder hinaus geleiten zu müssen zur letzten Ruhestätte, wie durch dieselbe Pforte seine Söhne in die Welt zogen und er wiederum allein zurückgeblieben ist — das hat er in dem seinen Gedicht „Min Port" uns ergreifend dargestellt. So habe ich den Alten im letzten Herbst gesehen in seiner niedrigen Gartenstube, seiner „Kajüte", wie er sie nennt. In Kiel wurde der Verbandstag der plattdeutschen Vereine Deutschlands abgehalten, und unser Gespräch lenkte sich natürlich auf das Schicksal der niederdeutschen Sprache. Der alte Kämpe war nicht mehr so hoffnungsfreudig wie in seiner Jugend. Aber er meinte, wenn nur die Gebildeten, die Freunde der Literatur überhaupt sich nicht der niederdeutschen Poesie mehr schämen wollten, dann wäre sein Lebensziel doch in etwas erreicht. — Klaus Groth feiert heute seinen 80. Geburtstag. Reiche Ehrungen werden ihm gewiß zutheil, wie schon so manchmal in seinem Leben. Aber wir Niederdeutschen bereiten gewiß dem Veteranen unsrer Lyrik die feinste Festesfreude, wenn wir ein klein wenig unserm Liliencron gleichen, der von sich bekennt:

Im Krieg und Frieden, viele Jahre schon,
Trag' ich, wo immer auch mein Aufenthalt,
Am Herzen deinen Quickborn, und im Herzen
Die goldne Fülle seiner Heimathlieder!

Zur Geschichte des politischen Meuchelmords.

Von Fr. v. Bezold.

II.

Seitdem ist mit Ausnahme der deutschen Mittel- und Kleinstaaten kein Land von diesem blutigen Kampf gegen die Monarchie und gegen die Staatsgewalt überhaupt frei geblieben. Republikanische Staatsoberhäupter sind so gut wie Kaiser und Könige meuchlings angefallen worden; unter den Opfern finden wir neben dem Zaren Alexander II. die Präsidenten Lincoln, Garfield, Carnot. Fast wie durch ein Wunder ist der ehrwürdigste Herrscher unsres Jahrhunderts, Kaiser Wilhelm I., vor dem Tod durch Mörderhand bewahrt geblieben. Und vor wenigen Monaten erst ging ein Schrei der Entrüstung durch die Welt, die noch menschlich denkt und empfindet, als Kaiserin Elisabeth von Oesterreich dem Stahl eines Buben, nicht eines Wahnsinnigen, erlag. Weder die Todesstrafe, noch die Begnadigung haben bisher die Zunahme der politischen Verbrechen zu hindern vermocht; vergebens suchte das Völkerrecht seit der sogenannten belgischen Attentatsklausel von 1856 einen verstärkten Schutz für die bedrohten Träger der öffentlichen Gewalt zu schaffen. In den wahrhaft gebildeten Schichten freilich scheint die ehemalige Begeisterung für die mit Dolch oder Feuerwaffe hantirenden politischen Märtyrer mehr und mehr erloschen zu sein. So sagt Lammasch in seinem 1887 erschienenen Buch über Auslieferungspflicht und Asylrecht: „Das moderne Rechtsbewußtsein schaudert vor dem Gedanken zurück, als könnte vielleicht die Rücksicht auf den der Billigung und Bewunderung würdigen letzten Zweck der That ihren Urheber vor der Strafe schützen, die er für das von ihm angewendete Mittel verdient. Dieser Schauder ist einer der größten Kulturfortschritte seit der Zeit der Renaissance." Immerhin sind noch 1868 die Fanatiker, die in Rom eine päpstliche Kaserne in die Luft gesprengt halten, von der italienischen Presse und Volksvertretung als Märtyrer begrüßt worden. Und in den heißesten Zeiten des deutschen Kulturkampfes hat selbst ein Windthorst das Attentat Kullmanns auf Bismarck als ein Ergebniß der unglücklichen, von dem Angegriffenen herbeigeführten Konstellation bezeichnet. Die berühmte Freisprechung der Nihilistin Wera Sassulitsch durch das St. Petersburger Schwurgericht im

Jahr 1878, die Bewunderung, die selbst der öffentliche Ankläger ihrer That zollte, mögen ja in der Abnormität der russischen Zustände ihre Erklärung finden. Jedenfalls wird aber der wachsende Abscheu der meisten Gebildeten vor dem früher idealisirten politischen Mord mehr als aufgewogen durch die schlecht oder gar nicht verhüllte Freude der unzufriedenen Massen über jede Schädigung oder Beunruhigung der Höherstehenden. Und damit berühren wir die furchtbarste und folgenschwerste Wandlung, die der politische Mord in unsern Tagen erfahren hat, seine Ausgestaltung zum „sozialen" Verbrechen. Es sind nicht mehr die Häupter allein, die getroffen werden sollen, auch nicht mehr der Staat allein; es sind ganze, nach vielen Millionen zählende Klassen der Gesellschaft, deren Vernichtung oder mindestens Einschüchterung und Bekehrung mit den gewaltsamsten Mitteln der Lieblingstraum des modernsten Fanatismus geworden ist.

Das 19. Jahrhundert hat die verschiedensten Spielarten von Fanatikern gesehen. Selbst die alttestamentliche Vollstreckung eines Gottesgerichts ist vertreten, so bei Sand, bei Tschech, bei Kullmann, bei Guiteau, dem Mörder des Präsidenten Garfield, der durch zweiwöchentliches ernstes Gebet die feste Ueberzeugung eines göttlichen Auftrags gewonnen hatte. Republikanischer Fürstenhaß und nationale Leidenschaft haben in Frankreich wie in Deutschland, in Polen, Irland, Italien oft genug dem politischen Verbrecher die Waffe in die Hand gedrückt. Ich erinnere nur an die Attentate auf Napoleon III. 1858, auf König Wilhelm 1861, auf Bismarck 1866. Aber schon eine oberflächliche statistische Betrachtung der politischen Morde seit den 70er Jahren zeigt uns eine Steigerung, die an und für sich auf die Wirksamkeit neuer Triebkräfte hinweist. In dem nämlichen Jahr 1878, in dem die zwei ruchlosen Attentate auf unsern alten Kaiser in Berlin verübt wurden, begann in Rußland eine fast ununterbrochene Folge von politischen Verbrechen, bis die Ermordung des Zaren am 13. März 1881 hier vorläufig einen gewissen Abschluß brachte. Aber der Feuerschein der Brandlegungen und das Dröhnen der Explosionen im Osten schienen wie eine Ansteckung in die Ferne zu wirken. Mit dem Jahr 1881 setzt das Schreckenssystem der irischen Fenier mit Brand und Dynamit auf englischem Boden ein, während auf der grünen Insel selbst der Einzelmord nach wie vor seinen Tribut heischte. Im September 1883 mißglückte durch einen Zufall das wahrhaft teuflisch angelegte Attentat auf Kaiser Wilhelm und seine erlauchten Festgenossen bei der Enthüllung des Niederwalddenkmals. Im Januar 1885 wurden das Parlament in Westminster und der Tower in London, im Jahre 1887 die Jubiläumsfeier der Königin Victoria durch ähnliche Anschläge bedroht. Ueberall in Europa waren die Chemiker der Revolution und die Bombenwerfer an der Arbeit, in Oesterreich, in Italien, wo die sog. Irredenta die nationale Idee mit dem Blut unschuldiger Opfer befleckte, in Spanien, endlich mit ganz besonderer Wuth und Hartnäckigkeit in Frankreich, wo seit 1892 die „Handlungen sozialer Gerechtigkeit", wie Ravachol prahlte, sich förmlich drängten. Die Richter, Polizeileute und Militärs in ihren Behausungen, die Volksvertreter inmitten ihrer Sitzung, die Beter in der Kirche, die Gäste in den Cafés und Restaurants, sie Alle wurden heimgesucht. Niemand sollte sich mehr seines Lebens sicher fühlen. Und daneben wurde in Frankreich wie anderwärts die Detailarbeit mit dem Dolch nicht verabsäumt. Selbst die angespannteste Wachsamkeit der Sicherheitsorgane vermochte doch immer nur einen Theil der geplanten Verbrechen zu vereiteln und die Todesurtheile der Justiz wurden mit neuen Racheakten beantwortet. Man sah sich fast wehrlos einer psychischen Seuche von unerhörten Dimensionen gegenüber; alle bekannten Mittel schienen zu versagen, ehe die wahre Ursache der Krankheit entdeckt und damit eine wirksame Art der Bekämpfung und Vorbeugung in das Bereich der Möglichkeit gerückt war.

Es ist nicht meines Amts, hier solche Möglichkeiten zu verfolgen. Nur auf einige hervorstechende Züge der kurz skizzirten Erscheinung möchte ich noch aufmerksam machen. Denn sie zeigt sich mit dem Ganzen unsres gegenwärtigen Kulturlebens nur allzu eng verwandt und verwachsen.

Der neue und unheimliche Großbetrieb des politischen Meuchelmords entspricht vor allem nicht etwa nur der gewaltigen Bevölkerungszunahme unsres Jahrhunderts, sondern dem bewußten Eintritt der Massen in die Welt des geschichtlichen Handelns. Jene wirthschaftliche und soziale Umwälzung ohne gleichen, in der wir uns befinden, hat in dem sogenannten vierten Stand das Verlangen nach einer veränderten Gütervertheilung und die Ueberzeugung von der Ungerechtigkeit und Unverbesserlichkeit der bestehenden Gesellschaftsordnung hervorgerufen und neben der Sozialdemokratie auch den Anarchismus erzeugt, dem ja die meisten politischen Verbrecher unsrer Tage anzugehören sich rühmen. Auf dem Boden der Theorie mögen ja der sozialdemokratische Kollektivismus und der anarchistische Individualismus unversöhnliche Gegner sein. Aber in dem systematisch großgezogenen Haß gegen die Herrschenden und Besitzenden finden sich beide Richtungen brüderlich zusammen und von einer sittlichen Mißbilligung der anarchistischen Greuelthaten kann jedenfalls bei einer Partei nicht die Rede sein, die den furchtbarsten Scenen der Pariser Kommuneherrschaft Beifall gezollt hat und die Verantwortung für das Verbrechen überhaupt nicht dem Thäter, sondern der Gesellschaft zur Last legt.

„Die jetzige Generation muß alles Bestehende ohne Unterschied blindlings zerstören, in dem einzigen Gedanken: möglichst rasch und möglichst viel." So sagt Netschajew, und Michael Bakunin erklärt die Lust der Zerstörung für eine schaffende Lust. Denn aus dem despotisch regierten Rußland ist jener unheimliche Gast nach Westeuropa heruebergekommen, der wild gewordene Nihilismus, dessen blutige „Propaganda der That" zunächst allein den Zweck verfolgt, der widerspenstigen bürgerlichen Gesellschaft immer wieder zum Bewußtsein zu bringen, daß ihr nur zwischen Abdankung oder Untergang die Wahl bleibt. Und die Möglichkeit des Zerstörens ist ins Ungeheure emporgetrieben durch die moderne Naturwissenschaft und Technik; vor allem die Chemie bietet Zerstörungsmittel von wahrhaft phantastischer Großartigkeit nicht nur für den internationalen, sondern auch für den sozialen Krieg, der kein hemmendes Völkerrecht kennt. Triumphirend verkündigte Johann Most in seinem „Handbuch der revolutionären Kriegswissenschaft" die frohe Botschaft: „Die Sprengstoffe werden zweifellos im nächsten Abschnitt der Weltgeschichte den ausschlaggebenden Faktor bilden." Die öffentliche Rede eines Hauptes der Fenier in New-York (1883) gipfelte in einem wahren Hymnus auf das Dynamit; Irland, rief er, muß alle Hülfsmittel der Zivilisation gebrauchen, um sein Ziel zu erreichen. Und die Wirksamkeit lauter Brandreden und geheimer Verschwörungen wird vielleicht noch überboten durch die schleichende Minirarbeit einer Presse, deren Erzeugnisse zuweilen, wie die „Explosion", das „Journal des Assassins", der „Cicione", schon auf ihren Titeln vernehmlich genug reden.

Dieses Neben- und Durcheinander von philosophirenden Idealisten und entmenschten Verbrechern, das von der Flagge des Anarchismus gedeckt wird, erregt uns Grauen. Vor allem der Heroenkultus, der mit den erbärmlichsten Mordgesellen getrieben wird und nur durch ihre freche Selbstberäucherung noch überboten wird, ekelt uns an. Völlig

Digitized by Google

nen und unerhört ist indessen eine solche Berührung zwischen den Kreisen selbstloser Gedankenarbeit und moralischer Perversität keineswegs. Man hat wohl an die Brüder vom freien Geist als an die „Anarchisten des Mittelalters“ erinnert. Zeitlich näher liegen uns die Wandlungen, die vor dem Täuferthum des 16. Jahrhunderts sich vollzogen haben; auch hier umschließt der gleiche Name so verschiedenartige Erscheinungen, wie die todesmuthigen Märtyrer der ersten Periode, die blutigen Saturnalien des münsterischen Gottesreichs und dann die Umkehr und Abklärung in der mennonitischen Sekte. Vollends uns Menschen des ausgehenden 19. Jahrhunderts sollten gerade die starken psychopathischen Züge der modernen Revolution am wenigsten überraschen. Sie sind nicht erst durch den sogenannten Anarchismus in die Welt gekommen. Sie starren uns entgegen aus einer Fülle von berühmten und unberühmten Erzeugnissen unsres höheren Geisteslebens, vor allem aus der Welt moderner Spekulation, Kunst und Poesie. Es liegt mir natürlich durchaus fern, die vorhandene soziale Krankheit selbst auf solche Begleiterscheinungen zurückführen zu wollen. Denn ihre tiefsten Wurzeln sind jedenfalls innerhalb der ungeheuren Krisis des Wirthschaftslebens zu suchen; hier spricht vielleicht am deutlichsten die bittere Noth der niederen Klassen, vor allem der Landbevölkerung, in Irland und in Italien. Und in Frankreich hat die engherzige Scheu der Regierung und des Parlaments vor jeder sozialen Reformpolitik dem Anarchismus einen besonders günstigen Nährboden geschaffen. Anders liegt aber die Sache z. B. in der Heimath des Nihilismus, in Rußland, wo der unerträgliche Druck einer überlebten Staatsform nicht die Massen, sondern die mittleren und höheren Schichten zu gewaltsamer Selbsthülfe gereizt hat. Die Geschichte des Nihilismus zeigt in ihrer offenkundigen Beeinflussung durch die plötzlich einströmende abendländische Geisteskultur die Wirkungen dessen, was man wohl eine „Suggestion durch Bücher“ genannt hat, auf eine Welt des Stillstandes und der Unmündigkeit. Aber auch in Westeuropa hat die Auflehnung eines ungebändigten Subjektivismus gegen jede Autorität nicht in den untersten Schichten seinen Anfang genommen. Die zündenden Schlagworte, die Verwirrung der sittlichen Begriffe, die Idealisirung des Verbrechens, sie sind stets von oben gekommen. Schon vor der großen Revolution hat Rousseau der bestehenden Gesellschaft den Krieg erklärt. Der jugendliche Schiller nimmt diese Kriegserklärung auf und zeichnet in der Gestalt des Karl Moor, der zu den Sternen des Ruhms emporklimmt auf den Schultern der Schande, den „majestätischen Sünder“, den „hohen Gefallenen“. Das soziale Mitleid erwacht überall; schon wagt Bulwer in seinem Eugen Aram den idealistischen Mörder psychologisch zu erfassen, wie dann später und weit feiner Dostojewski als ein Vorempfinder der russischen Attentate die herostratische Natur seines Raskolnikow zergliedert hat. Vor der Revolution von 1848 ergeht sich die schöne Literatur namentlich der Franzosen als eine rechte „Lazarethpoesie“ in der liebevollen Beschäftigung mit den Enterbten und Entarteten, den Opfern der Gesellschaft; sie schwelgt in der Entdeckung des unverdorbenen Lasters und des hochherzigen Zuchthäuslers. Und heute? War und in den Jahrzehnten des Kommuneaufstandes und der Mordepidemie sehen wir tonangebende Vertreter der Dichtung und Kunst in einer wahren Andacht zum Häßlichen und Abnormen befangen und von der Langeweile des Gesunden und Normalen sich geringschätzig abwenden. Der ärgste Schmutz wird salonfähig und bühnengerecht; die schlimmsten Entartungen der Bête humaine sind gerade nach ausreichend, um die Abstumpfung eines überreizten Publikums zu überwinden. Wahl ist in neuester Zeit ein fühlbarer Rückschlag gegen den ganz verwilderten Naturalismus eingetreten, aber damit sein Fortwirken noch lange nicht aufgehoben worden. Emile Zola hat in seinem jüngsten Roman die Pariser Gesellschaft auf den Operationstisch gelegt, und überall, wo sein Messer eindringt, zeigt sich ihr Körper in Vereiterung und Fäulniß übergegangen; nur an einer Stelle noch frische Säfte und Hoffnung auf Regeneration: das ist die Welt des Anarchismus.

Zu allen Zeiten hat sich der Fanatismus seiner Natur gemäß nur mit einer ungeheuren Einseitigkeit, mit einer Konzentration des Denkens und Wollens auf wenige Richtpunkte vertragen. Zu allen Zeiten hat er es verstanden, aus dem Reichthum geistiger Bewegungen das Gift herauszudestilliren, dessen er zur Nahrung bedarf. Der moderne Anarchist in einer geistvollen Skizzirung Vogüé's führt als Extrakt aus allen philosophischen Systemen nur eine Pille Rousseau und eine Pille Renan. Niemals noch war der Wille zur Selbstherrlichkeit des Individuums so in die Massen eingedrungen und zugleich die Wirksamkeit der Literatur so allgegenwärtig wie in unserm Jahrhundert. Ist vormals selbst aus den wohlverwahrten Spekulationen der Schulastik doch hier und da die eine oder andere Idee hinausgetragen und der Fassungskraft breiter Schichten angepaßt worden, so kann es nicht überraschen, wenn heutzutage der düstere Idealismus eines Tolstoi oder Ibsen, die Umwerthung aller Werthe und der Uebermensch Nietzsche's oft in den wunderlichsten Verzerrungen, aber weit über die engere Gemeinde ihrer Gläubigen hinaus siegreichen Umzug halten. Ein Herzensergusß der Pariser Anarchisten im Dezember 1892 brandmarkte die heutige Gesellschaft als „die alte verbrecherische, die niederträchtige und romantische“. Sicherlich ist es eine gefährliche Romantik, die mit dem sozialen Zündstoff ihr ästhetisches Spiel treibt und schließlich alles verzeiht, weil sie alles zu begreifen wähnt. Solche Gefühlsverirrungen oben führen zuletzt wie die Mordepidemien unten auf das Gebiet und unter den zuständigen Wahrspruch der Psychiatrie. Das Gefühl des sozialen Mitleids und der sozialen Pflicht aber wird diese Stürme überdauern, wie die Reformation des 16. Jahrhunderts die wildesten Entladungen des religiösen Fanatismus überdauert hat.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Zum 80jährigen Geburtstag Klaus Groth's sind zwei Biographien des Dichters in Buchform erschienen, eine umfangreichere aan H. Siercks im Verlag der Werke Klaus Groths (Lipsius und Tischer, Kiel und Leipzig) und eine mehr zusammenfassende von Adalf Bartels (im Verlag aan Eduard Aaenarius in Leipzig). Beide sind mit guten Portraits des Dichters geschmückt. Das Siercks'sche Buch nennt sich selbst auf dem Titel: „Ein deutsches Volksbuch“. Es ist aan einem speziellen Landsmann und intimen Freund des Dichters verfaßt und schildert eingehend und charakteristisch namentlich den Entwicklungsgang Groths, indem es die mehr erzählenden „Lebenserinnerungen“ vertieft und den Nährboden des dichterischen Talents und die zarten Fasern, durch die es aus diesem Baden Kraft und Saft gesagen hat, aufdeckt. Das Schriftchen aan Bartels ist dagegen mehr kritisch gehalten. Es sucht die Bedeutung der Grath'schen Lyrik für die moderne literarische Entwicklung in Deutschland klarzulegen und das Werk des plattdeutschen Dichters, der „die Kluft, die in ganz Norddeutschland Gebildete und Volk trennte, versöhnt und geschlossen hat“, von dieser Seite her zu analysiren. Es ergänzt so vielfach das Siercks'sche Volksbuch, in dem der kritische Theil mangelhafter bedacht ist, ohne daß damit seine Vorzüge, die besonders in einer aalksthümlicheren Darstellung bestehen, geschmälert erscheinen sollen.

* Am gestrigen Tage, dem 23. April, feierte einer der hervorragendsten und bekanntesten deutschen Verleger, Adalf Kröner in Stuttgart, sein 40jähriges Buchhändlerjubiläum. Er übernahm am 23. April 1859 die Mäntler'sche

Druckerei in Stuttgart und errichtete mit dieser Uebernahme unter eigenem Namen einen schönwissenschaftlichen Verlag, dem er später, nach der Vereinigung mit seinem Bruder zu der Firma „Gebrüder Kröner", den Becher'schen Verlag in Berlin und den Verlag von Ernst Keil in Leipzig (mit der „Gartenlaube") angliederte. Im Jahre 1886 kaufte er sodann die alte Cotta'sche Druckerei in Stuttgart und im Jahre 1889 den gesammten Cotta'schen Verlag. Aus dem letzteren trat er die Allgemeine Zeitung drei Jahre später an die Gesellschaft „Verlag der Allg. Ztg." ab. Seine bedeutendste Unternehmung auf rein geschäftlichem Gebiete ist die Verschmelzung der Firma „Gebrüder Kröner" mit dem W. Spemann'schen und dem Schönlein'schen Verlag zu der Verlagsgesellschaft „Union", der er als Vorsitzender des Aufsichtsrathes vorsteht. Als ebenso bedeutende buchhändlerische That gesellte sich dieser Unternehmung in jüngster Zeit die Herausgabe der „Gedanken und Erinnerungen" des Fürsten Bismarck zur Seite, die Kröner als Leiter des Cotta'schen Verlags unternahm. Es ist sein unbestreitbares Verdienst, den Fürsten Bismarck zur Ausarbeitung dieses monumentalen Werkes durch vielfache persönliche Bemühungen und durch den Abschluß eines bindenden Vertrags bewogen zu haben. — Der geschickten und thatkräftigen Leitung aller dieser Unternehmungen verdankt der Jubilar, der heute in der Vollkraft seines Schaffens steht, seine großen persönlichen Erfolge und verdankt das deutsche Geistesleben nach vieler Richtung hin durchgreifende und wesentliche Förderung, die sich besonders in der Aufnahme der hervortretendsten modernen Autoren in den Cotta'schen Verlag kundthut. Einem Gedanken von Sudermann, Wilbrandt und Fulda folgend, gedenken diese Autoren des Cotta'schen Verlags dem Jubilar zum Festtag ein Gedenkbuch mit handschriftlichen Beiträgen zu widmen. Wir schließen uns den Wünschen, die in diesem Gedenkbuch ausgesprochen sein werden, an.

* Der Synchronograph. Wie aus Washington telegraphisch gemeldet wurde, fand dort am 20. April in Gegenwart zahlreicher Behörden ein Versuch statt mit der von Prof. Crehon und Oberst Squier erfundenen Telegramm-Maschine „Synchronograph". Vom Kriegsministerium wurden nach Fort Meyer über eine Entfernung von fünf Kilometern Depeschen gesandt. Die Maschine produzirt 2000 Worte in der Stunde. Kiplings bekanntes, neuerdings mehr als nöthig zitirtes Lied: „White Mans Burden" wurde eine Stunde lang von dem Apparate in dieser Weise wiedergegeben. Der Apparat arbeitet wie eine Schreibmaschine, und schlägt kleine Löcher in einen Depeschenstreifen, von welchem ein Aufnahme-Apparat Abdrücke macht, die alsbald in Morsezeichen weitergeschickt werden. Die Erfindung ist vollkommen und dürfte sich bald für Uebermittelung von Handelsdepeschen und wichtigen Parlamentsreden als höchst werthvoll erweisen.

* Wie die „Frkf. Ztg." erfährt, ist die Expedition von Führer, die in Indien an den Stätten Nachgrabungen vornimmt, an denen sich Buddha's Leben und Wirken abgespielt hat, von großen Erfolgen begleitet. Es ist ihr in allerneuester Zeit gelungen, die Asche Buddha's aufzufinden und uralte Inschriften, die alles bestätigen, was die Ueberlieferung mittheilt.

H. **Leipzig.** Die Universität Edinburg hat den Dozenten an der Leipziger Universität, Dr. Hugo Riemann, zum Ehrendoktor der Musik ernannt. Riemann studirte zuerst die Rechte und dann Philosophie und Geschichte in Berlin und Tübingen. Erst im 21. Lebensjahre wandte er sich der Musik zu, studirte am Leipziger Konservatorium, ging dann als musikalischer Leiter nach Bielefeld, wurde Dozent an der Universität Leipzig, des weiteren Professar an den Musikschulen in Hamburg, Sondershausen und Wiesbaden und endlich wieder Dozent in Leipzig. Mit seiner „musikalischen Logik" begann er die lange Reihe der theoretischen, geschichtlichen und praktischen Werke, mit denen er die musikalische Literatur so bedeutsam bereichert hat.

* **Berlin.** Dem Privatdozenten in der theologischen Fakultät der hiesigen Universität, Lic. Dr. Karl Holl, sowie dem Direktor des Hygienischen Instituts für Aegypten, Dr. Heinrich Bitter in Kairo, ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden.

* **Königsberg.** Die philosophische Fakultät der hiesigen Universität hat den früheren Apothekenbesitzer, jetzt unbesoldeten Stadtrath und Medizinalassessor Otto Helm in Danzig zum Ehrendoktor ernannt. Helm hat sich in der wissenschaftlichen Welt besonders bekannt gemacht durch eine Reihe von Abhandlungen über Bernstein.

* **Innsbruck.** Der außerordentliche Professor an der hiesigen Universität, Dr. Michael Hofmann, wurde zum ordentlichen Professor des Kirchenrechts ernannt.

* **Lausanne.** An der hiesigen Universität hat sich Dr. C. Schenk für Ethnologie und Anthropologie habilitirt.

Neue Erscheinungen
aus dem Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig

Soeben erschien der = erste = Band der

Weltgeschichte.

Unter Mitarbeit von dreißig ersten Fachgelehrten herausgegeben von Dr. Hans F. Helmolt.

Mit 24 Karten u. 171 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt u. Ätzung.

6 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark oder 16 broschierte Halbbände zu je 4 Mark.

Inhalt des ersten Bandes: Der Begriff Weltgeschichte — Grundbegriff seiner Entwickelungsgeschichte der Menschheit. — Die Menschheit als Lebenserscheinung der Erde. — Die Vorgeschichte der Menschheit. — Amerika. — Die geschichtliche Bedeutung des Stillen Ozeans. Von Hans F. Helmolt, J. Kohler, Friedrich Ratzel, Johannes Ranke, Konrad Haebler, † Eduard Graf Wilczek u. Karl Wenke. Mit 8 Karten, 4 Farbendrucktafeln und 16 schwarzen Beilagen.

In zweiter, neubearbeiteter Auflage erscheint:

Meyers Hand-Atlas

in 132 Kartenblättern, 9 Textbeilagen u. vollständigem Register aller auf den Karten befindlichen Namen.

In 30 Lieferungen zu je 60 Pfennig oder in Halbleder geb. 18 Mk. 50 Pf.

Das Deutsche Volkstum.

Unter Mitarbeit hervorragender Fachmänner herausg. von Dr. Hans Meyer. Mit 30 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt u. Kupferätzung.

In Halbleder gebunden 15 Mark oder in 15 Lieferungen zu je 1 Mark.

Ferner wurde soeben ausgegeben die erste Lieferung der

Kunstformen der Natur.

Von Professor Dr. Ernst Haeckel.

Fünfzig Illustrationstafeln mit beschreibendem Text.

= 5 Lieferungen zu je 3 Mark. =

Meyers Kleines Konversations-Lexikon.

Sechste, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 80,000 Artikel und Nachweise auf 2700 Seiten Text mit etwa 1600 Illustrationstafeln, Karten, Plänen 2c. u. ca. 100 Textbeilagen.

6 Bände in Halbleder geb. zu je 10 Mk. oder 80 Lieferungen zu je 80 Pf.

Geschichte der Italienischen Litteratur.

Von Dr. Berthold Wiese und Professor Dr. Erasmo Percopo.

Mit 160 Textbildern, 30 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt 2c.

In 14 Lieferungen zu je 1 Mark oder in Halbleder gebunden 16 Mark.

Probehefte oder Probebände zur Ansicht durch jede Buchhandlung.

= Unsern illustrierten Verlagskatalog versenden wir gratis. =

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Dienstag, 25. April. Nummer 94.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Der Bankerott des wissenschaftlichen Sozialismus und die Sozialdemokratie. (Erster Theil.) Von Adolf v. Wenckstern. — Moritz von Sachsen. Von W. Langenbeck. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der Bankerott des wissenschaftlichen Sozialismus und die Sozialdemokratie.

Von Adolf v. Wenckstern.

I.

Als am Ende des ersten Drittels und in der Mitte unsres Jahrhunderts in einzelnen Theilen Deutschlands Industrien im modernen Sinn sich entwickelten, herrschte auf dem Ministersessel, auf dem Katheder, in der schönen Literatur, in der Presse, in den Bureaux der Erwerbs- und Geschäftswelt fast unumschränkt das Streben: das bereits bis zu einem sehr erheblichen Grad in der Praxis angewandte Prinzip des „laissez faire et laissez passer" zum beherrschenden Prinzip des wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens sich auswachsen zu lassen. Tauben Ohren predigte Jeder, welcher auf die Gefahren einer Wirthschaftsentwicklung unter der alleinigen Herrschaft dieses Prinzips hinwies; ganz besonders dann, wenn er zu konkreten Forderungen überging; wenn er behauptete, daß bestimmte Organe der Gesellschaft, in erster Linie der Staat, durch bestimmte Gesetze und Verwaltungsmaßregeln in das wirthschaftliche Getriebe eingreifen müßten: weil der wirthschaftlich Starke das Auge naturgemäß lediglich auf die Produktion von Sachgütern, die durch die Rechtsordnung zu seiner beliebigen Verfügung gehalten werden, richte, ohne jede Rücksicht auf das Schicksal der wirthschaftlich Schwächeren, über deren Leichen in der Konkurrenz oder über deren körperliches und geistiges Siechthum vermittelst übermäßiger Arbeitsanstrengung innerhalb des Rahmens eines Betriebs er durch den zügellosen Konkurrenzkampf genöthigt werde, hinwegzuschreiten.

Es dauerte Jahrzehnte lang, bis in Preußen die ersten Gesetze zustande kamen, welche den allerschlimmsten Auswüchsen der schrankenlosen industriellen Freiheit, d. h. der schrankenlosen Souveränität der Fabrikbesitzer, z. B. gegenüber sechs- und siebenjährigen Kindern, Grenzen setzten. Gegen den Willen leitender Staatsmänner, aber gefördert durch eine Agitation aus den Fabrikantenkreisen selbst, wurde schließlich etwas auf diesem Gebiet erreicht. Die Staatsmänner stellten sich vielfach auf den Standpunkt des Prinzips, daß Handel und Wandel nur in ungestörtester Selbstüberlassenheit gedeihen könnten. Auf den Antrag des 7. rheinischen Provinziallandtags, in die furchtbaren Verhältnisse einzugreifen, erfolgte der Landtagsabschied: „die Abstellung von Mißständen, welche sich in der Entwicklung der Industrie ergeben, sei von der öffentlichen Meinung[1]) zu erhoffen."

[1]) So wird jener Landtagsabschied, der allerdings auf die Fabrikengerichte hinweist und weitere Beobachtung der Verhältnisse durch die Behörden verspricht, doch am besten gekennzeichnet werden können.

Im großen und ganzen wird dies die Stimmung der meisten maßgebenden Persönlichkeiten jener Zeit gewesen sein. Dieselben Männer, die auf anderen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens gelernt hatten, daß nur bestimmte Gesetze und Verwaltungsmaßregeln, die von Organen, welche mit starker Autorität bekleidet sind, gehandhabt werden, auf die Dauer funktioniren können, hatten die naive Meinung, daß die tausendfältig zersplitterte, gerade in jener Zeit noch der autoritativen Organe vollständig bare molluskenhafte öffentliche Meinung nach irgendwelcher Richtung hin in das ernsthafte Getriebe der Wirthschaft eingreifen könne, ohne auszuarten.

Wie die öffentliche Meinung in jener Zeit wirksam wurde, zeigt einerseits das Verhalten der Fabrikanten von Solingen während des Revolutionsjahres 1848. Als die Stürme der Revolution an die Thüre der Fabriken pochten, erklärten sie sich bereit und verpflichteten sie sich, das elende Truckspstem bei der Entlohnung ihrer Arbeiter durch ein System der Geldlohnzahlung zu ersetzen. Sie beschworen hiedurch die Unruhen der Märztage; sowie aber normale Verhältnisse wieder zurückgekehrt waren, traten nach und nach Viele von dieser freiwillig eingegangenen Verpflichtung zurück und gingen wieder zum alten Truckspstem über.

Und doch hat andrerseits jener Landtagsabschied, jener Appell an die öffentliche Meinung in Preußen-Deutschland ein Echo gefunden. Es fanden sich Männer, welche für die Bethätigung der öffentlichen Meinung nach einer bestimmten Richtung Organe, Organisationen, feste Begriffe, Schlagworte, eine riesige Agitation und eine mächtige Partei, von der Mitte des Jahrhunderts an beginnend, ins Leben zu rufen verstanden — in erster Linie Marx und Engels und alles, was ihrer Fahne gefolgt ist . . .: der wissenschaftliche Sozialismus und die deutsche sozialdemokratische Partei ist in Wahrheit nicht so sehr ein Kind der liberalen Idee an sich, nicht eine Frucht des Fortschritts und Freisinns des bürgerlichen Liberalismus; nein, er ist eine der Antworten auf die enorm unverständige Ansicht der damaligen Staatsmänner, daß der grundlegendste Zweig der menschlichen Lebensbethätigung, die Herstellung der Grundlagen, auf denen alles andere Leben der Einzelnen und der Gesellschaft erst möglich wird, allein den Gewinninstinkten, die fest organisirt vorgingen, überlassen werden könnte, überlassen werden dürfte, und daß nur die öffentliche Meinung in das Spiel eingreifen dürfe.

Den HH. v. Schaper, v. Brenner, dem Grafen Itzenplitz, dem Manchesterthum in seiner in Deutschland mächtigen Form, das heißt seiner Vertretung durch einen Theil der Aristokratie und der Staatsmänner des Königthums Preußen verdanken wir im wesentlichen sowohl den wissenschaftlichen Sozialismus als die deutsche Sozialdemokratie.

Denn der wissenschaftliche Sozialismus, ein ganz bestimmtes System von Beobachtungen, Begriffen und Schlußfolgerungen, hätte niemals entstehen können, wenn nicht den deutschen Forschern in ihrem eigenen Vaterland das in die Praxis übergeführte „laissez faire et laissez passer" so

Digitized by Google

in die Ohren gegellt hätte. Es konnte die Illusion in den forschenden Köpfen entstehen, als ob diese momentane Verrauntheit eine dauernde geistige Disposition bedeute. Der ganze wissenschaftliche Sozialismus ist, so angesehen, nichts anderes als ein gewaltiger Appell an die Staatsmänner, an die Gelehrten, an die Unternehmer, anzuerkennen: daß die Souveränität einer Unternehmerklasse auf wirthschaftlichem Gebiet zur Zerstörung der Gesellschaft führen müsse.

In demselben Augenblick, in dem der Staat das Prinzip des „laissez faire et laissez passer" verließ, in dem er nicht mehr bloß der öffentlichen Meinung, sondern seiner Thätigkeit in Gesetzgebung und Verwaltung immer weitergreifende Aufgaben im Getriebe der Wirthschaft zuwies, war der wissenschaftliche Sozialismus, nachdem er seinen Zweck erfüllt hatte, die Gesellschaft auf die furchtbare Gefahr des laissez faire aufmerksam zu machen, bankerott. Denn die Grundlage, von der er ausging, wurde ihm unter den Füßen weggezogen. Nicht mehr die alleinigen Interessen des Unternehmerthums, sondern die auf die Erforschung und politische Erfassung der Wirthschaftsverhältnisse gerichtete Thätigkeit der ganzen Gesellschaft war jetzt das Motiv, das Prinzip, das Triebrad, die beherrschende Tendenz des wirthschaftlichen Prozesses; alle Erkenntniß, alle psychologische und ethische Forschung insbesondere sind von nun an in bewußter Weise dauernd in Thätigkeit bei der Regelung unsrer Wirthschaft. . . . Die Welt hat erkannt, daß es ein Fehler war, sie nur und allein dem Gewinnmotiv zu überantworten.

Der wissenschaftliche Sozialismus, der prinzipiell von dem Ausgangspunkt anhebt, daß das Gewinnmotiv das allein entscheidende in der Wirthschaft ist[1]) und immer sein wird, solange die kapitalistische Wirthschaftsordnung besteht, und welcher nur nebenbei die anderen ethischen Motive in das Spiel einführt, indem er zugesteht, daß eventuell die Staatsgesetzgebung, die Aktion der Gesellschaft, mitspielen könnte und wollte, sieht sich heute mitten in einer Welt, in welcher die Einsicht in die Nothwendigkeit der bewußten politischen Eingriffe der mit Autorität bekleideten Organe der Gesellschaft — von vereinzelten Ausnahmen abgesehen — die herrschende geworden ist, in welcher neben dem Unternehmer, über dem Unternehmer Gesetz und Verwaltung in dauernder Verbindung mit den Entwicklungen der Industrie bleiben und auch bemüht sind, jeder neuen Entwicklungsphase des wirthschaftlichen Fortschritts gegenüber ein entsprechendes politisches Verhalten, die entsprechenden Organe, die mit autoritativer Gewalt ausgerüstet sind, zu finden.

Neben den Unternehmeransatz ist der Staatsansatz getreten. Der Staat sagt heute dem Unternehmer nicht mehr: „wirthschafte wie du willst". . . und jenem Unternehmer und Arbeiter, welcher ihn auf Uebelstände aufmerksam macht, welche sich aus der Art der Produktion verfeinerter und immer verbilligter Güter für die arbeitenden Menschen während der Zeit der Herstellung dieser Güter ergeben: „ich überlasse es der öffentlichen Meinung, Remedur zu schaffen". Er hat sich vielmehr bewußt auf den Standpunkt gestellt, daß er gegenüber der Rechnung des Unternehmers seine, die staatliche, gesellschaftliche Rechnung aufmachen muß.

Der Unternehmer rechnet: ich will ein Produkt möglichst verfeinert und zu möglichst billigem Preise herstellen, unter der Bedingung, daß ich selbst am Schlusse meiner Gesammtoperation mit einem Gewinn, mit einem Plus von Gütern abschneide. Dazu ist es nothwendig, daß ich meine Maschinen, meine Rohstoffe, meine Arbeitskraft mittelst des denkbar kleinsten Aufwands von Mitteln im Produktionsprozeß vereinige. Es ist das legitime Streben des Unternehmers, Arbeiter für einen so gering wie möglichen Lohn zu verwenden, denn die Aufgabe des Unternehmers ist nicht die Erhaltung der Kraft des Arbeiters, seine Aufgabe ist die Produktion, die Verbesserung der Produktion der Sachgüter. Es heißt den Bock zum Gärtner setzen, wenn man dem Unternehmer zugleich die Sorge für die körperliche und psychische Gesundheit seines Arbeiters anvertrauen will: das wirthschaftliche Prinzip des laissez faire, des laissez passer that dieses aber, bezw. erzeugte es, sobald es in die Praxis wirklich umgesetzt war, die Reaktion, die sozialistische Wissenschaft und die sozialistische Partei.

Vielmehr sagt heute der Staat: wenn der Unternehmer die Aufgabe hat, für die immer größere Verfeinerung und für die Verbilligung der Produktion der Sachgüter zu sorgen, so liegt darin ein Antrieb, daß er auch den Lohn des Arbeiters niedrig bemißt, die Arbeitszeit dagegen möglichst lange ausdehnt und die Arbeitsintensität auf jede nur denkbare Weise zu erhöhen sucht. Es liegt in dem legitimen Interesse des Unternehmers, in seiner Aufgabe als Produzent von Sachgütern, zu versuchen, so viel wie möglich von der Lebenskraft des Arbeiters in die Produkte übergehen zu lassen.

Unter der Voraussetzung einer starken und steigenden Bevölkerung liegt es in der Tendenz dieses vom Gesichtspunkte des Sachgüterproduzenten legitimen Verfahrens, die Rechnung nicht in der Weise aufzumachen, daß die Arbeit so eingerichtet wird, daß jeder Arbeiter möglichst lange, möglichst kräftig arbeitet, so daß die Gesammtsumme seiner Leistung, die in Produkte übergeht, eine hohe ist: vielmehr erlaubt der freie Arbeitsvertrag, durch das Ergreifen des frischen Mannes, der frischen Jugend, der hingebenden weiblichen Arbeitskraft in dem Moment ihrer größten Leistungsfähigkeit eine Unternehmerpolitik, welche in dieser Zeit der höchsten Leistungsfähigkeit einen großen Theil der in den Arbeitern verkörperten Energie in Sachgüter verwandelt auf Kosten der Gesundheit, der Lebensdauer, der Moralität, der menschlichen Würde der einzelnen Arbeiter und Arbeiterinnen und ganzer Arbeitergenerationen. Darum muß diejenige Organisation der Gesellschaft, welche die Aufgabe hat, die Gesammtheit der Interessen Aller, insbesondere die Gesundheit der ganzen lebenden Generation, welche zugleich die Basis gesunder kommender Generationen ist, zu schützen, gegen den Ansatz des Unternehmers, der die Arbeitsintensität vermehrt, die Arbeitszeit ausdehnt, den Lohn herabdrückt, um möglichst viel menschlichen Körper und Geist in Produkte überzuführen, ihren, d. h. den Ansatz des Staats hinstellen; sie muß durch Gesetz und Verordnung, durch Organisationen — nie darf sie dies der molluskenhaften öffentlichen Meinung überlassen — in Konkurrenz mit dem Unternehmer eine Politik erzwingen, welche gegenüber den Positionen des Unternehmeransatzes die Forderung aufstellt: dadurch soll so wenig wie möglich menschlicher körperlicher und geistiger Kraft, menschlicher Energie in Sachgüter umgesetzt werden, daß auch der letzte Arbeiter nur soviel angestrengt wird, als, abgesehen von dem unkontrolirbaren Eintreten von Krankheiten und Unfällen und dem normalen Sinken der Lebenskraft durch die Erträgnisse seiner Arbeit ihm wieder an körperlicher und geistiger Kraft ersetzt wird.

Gegenüber der Maximalforderung des Unternehmers steht die Minimalforderung des Staats: möglichst wenig Arbeitszeit, möglichst wenig Arbeitsausdehnung, möglichst hoher Lohn. Wenn diese Forderung in dieser Fassung auch nirgends aufgestellt worden ist, so liegt sie doch, wenn man das „möglichst wenig" richtig interpretirt, als bewegendes Prinzip der gesammten modernen, insbesondere der deutschen sozialpolitischen Gesetzgebung zugrunde. Denn „möglichst wenig" bedeutet nicht ein absolutes Maß, sondern zu seiner Bestimmung wird ein Gesichtspunkt thatsächlich mit herangezogen, der auch in der Praxis, ebenso in den Verhandlungen der Parlamente, in der Literatur und in der Presse

[1]) Vergl. „Neue Zeit", 1899, Nr. 29, S. 70.

sehr eindringlich vertreten wird: die menschliche Arbeitskraft bedarf, um als solche dauernd wirken zu können, der Bethätigung, und ein zu geringes Maß der Arbeit wird, genau so wie eine Ueberanstrengung der körperlichen und geistigen Kraft, von anderen Punkten ausgehend, aber mit demselben Resultat, die Persönlichkeit des Arbeiters und den Zusammenhalt der Gesellschaft zerstören.

Es gibt also eine ganz bestimmte, begrifflich zu erfassende, aber durch Experimente, durch physiologische und psychologische Betrachtung und Forschung noch keineswegs meßbar gemachte Grenze, unter welche die Arbeit nicht sinken darf.

Da wir die Kenntniß dieser Minimalgrenze nicht besitzen und wohl auch niemals, selbst wenn wir sie theoretisch unzweifelhaft erfassen könnten, praktische Mittel besitzen werden, sie praktisch zu verwerthen, so müssen wir es als einen enormen Fortschritt der menschlichen Kultur und Zivilisation bezeichnen, daß je länger, je mehr sich die Nothwendigkeit eines Widerspiels der Produktionsinteressen, vertreten durch den Unternehmer, und der persönlichen Interessen, der menschlichen Interessen, vertreten durch Organe der Gesellschaft, insbesondere durch die Organisationen des Staats, zur Anerkennung durchringt.

Das Hauptproblem des 20. Jahrhunderts wird die gesunde Entwicklung des Ringens, ich möchte sagen, dieses männlichen und weiblichen Prinzips in Recht und Wirthschaft sein. Die im Staat organisirte Gesellschaft wird sich je länger, je mehr als „die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder", bewähren, der Unternehmer wird legitim auch im 20. Jahrhundert die Thätigkeit ausüben, welche am besten charakterisirt wird durch die Worte: „muß wirken und streben und pflanzen und schaffen, erlisten, erraffen, muß wetten und wagen, das Glück zu erjagen."

Ob und bis zu welchem Grade sich selbständige Organisationen der Unternehmer und Arbeiter neben oder gar gegenüber dieser bewußten Aktion der Gesammtheit behaupten werden, — ob und bis zu welchem Grade der Staat es für nützlich und zweckmäßig finden wird, diese von ihm erkannte Aufgabe, mütterlich im Kreise der Wirthschaft zu walten, diesen Organisationen mit zu übertragen, z. B. den Gewerkvereinen, ist eine Frage, die in dem Moment zugunsten aller dieser Organisationen gelöst werden wird, als sie sich gänzlich unzweideutig in den Rahmen des bestehenden Staats stellen, gänzlich unzweideutig die Nothwendigkeit der Funktionen des Unternehmers und seiner Souveränität auf dem Gebiet der Produktion an sich anerkennen. Bis das allerdings spezifisch in Deutschland geschehen könnte, darüber müssen, nachdem die sozialdemokratische Agitation thatsächlich die Führung der Gewerkschaftsbewegung übernommen hat, wahrscheinlich Jahrzehnte vergehen: denn niemals dürfen es die verbündeten Regierungen darauf ankommen lassen, und mag in Theorie und Presse und Parlament noch so sehr darauf gedrängt werden, daß eine von „sozialistischer Wissenschaft" und sozialdemokratischen Tendenzen in Bewegung gesetzte Arbeiterorganisation von so werbendem Charakter, wie es naturgemäß diese direkten Vertreter der breiten Massen sind, thatsächlich irgendwelche autoritative Befugnisse und die staatliche Stempelung ihrer Wirksamkeit erhalten.

Der Staat darf sich das Heft nicht aus der Hand nehmen lassen, selbst wenn er anerkennt, daß eventuell momentane größere Erfolge für die arbeitenden Klassen durch eine freie Gewerkschaftsbewegung erzielt werden könnten. Denn die jetzige Gewerkschaftsbewegung wird immer über das Ziel, ein mitbestimmender Faktor in der gesellschaftlichen Entwicklung zu sein, hinausschießen. Sie freigeben und ermuthigen, hieße: mit offenen, bewußten Augen den Eventualitäten eines Bürgerkriegs in sehr absehbarer Zeit entgegensteuern. Alles, was über die Gewerkschaften gesagt ist, gilt gleichermaßen für die spezifischen Genossenschaften der arbeitenden Klassen, die auch alle bei der momentanen Stimmung der großen Massen die unkontrolirbare Tendenz in sich bergen, über ihre legitime Aufgabe hinauszuwachsen in Bestrebungen, welche die Auflösung unsrer jetzigen Wirthschaft und des Staats zur Konsequenz haben.

II.

Seit einigen Jahren ist unter den Theoretikern, die auf sozialistischem Boden stehen, unter der Anregung von Angriffen auf den wissenschaftlichen Sozialismus von Seiten von Nationalökonomen anderer wirthschaftlicher und politischer Richtung zu wiederholtenmalen ein Anlauf zu einer kritischen Betrachtung der Grundlagen der sozialistischen Theorie genommen werden. Am weitesten vorgeschritten nach der kritischen Richtung hin ist unter den anerkannten, Ansehen genießenden Theoretikern des wissenschaftlichen Sozialismus nun Ed. Bernstein in seinem neuerdings erschienenen Buch „Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie".

Im großen und ganzen gliedert es sich in zwei Haupttheile: eine Kritik der Marx-Engels'schen Theorie und in den Versuch, an Stelle der vollständig preisgegebenen eine neue Theorie des Sozialismus aufzurichten.

Bernstein hat zwanzig Jahre lang unentwegt als Vertheidiger der Doktrinen von Marx und Engels seinen Geist und seine Feder spielen lassen. Aber er gesteht ein, daß ihm schon in den letzten Jahren des Lebens von Engels Zweifel gekommen sind, von denen er Engels auch Mittheilung gemacht habe,[1]) und daß ganz besonders in letzter Zeit er innerlich genöthigt worden sei, seinem vollständig veränderten Standpunkt öffentlichen Ausdruck zu geben. Er thut dies in einer der Schwierigkeit des Falls nach jeder Richtung hin angemessenen Form, vor welcher jeder ritterlich denkende Mensch voll Hochachtung salutiren muß. Kein Eid bindet ihn an die wissenschaftliche Theorie von Marx und Engels. Aber die Art, wie er sie 20 Jahre lang durch denselben Geist angesehen und vertheidigt hat, durch den er sie jetzt zu bekämpfen sich genöthigt sieht, wirkt natürlicherweise so fest wie ein Fahneneid, und es muß entsetzlich schwer sein, ein solches intimes intellektuell-moralisches Verhältniß brechen zu müssen. Aus solchen moralischen Beweggründen heraus erklärt Bernstein, daß er sich insbesondere in der Kritik der Theorie vielfach Reserve auferlegt habe, daß er vielfach nicht scharf genug durchgegriffen habe. Begreiflicherweise mußte das Bestreben, in der Form der Darstellung sachte und milde vorzugehen, auch auf den eigentlichen Kern zurückwirken. Für den oberflächlichen Leser kann es doch noch scheinen, daß er den marxistischen Boden noch nicht ganz verlassen hat, und Bernstein selbst ist sich vielleicht nur erst halb darüber klar, daß er ihn völlig aufgegeben hat.

Das Urtheil Kautsky's in der „Neuen Zeit" ist als richtig anzuerkennen, so barock es gefaßt ist, daß Bernstein Kathedersozialist geworden sei. Daß Bernstein sich augenblicklich noch in einem Entwicklungsstadium befindet, drückt Kautsky mit den Worten aus: „Bernstein hat als Marxist Bedeutendes geleistet; sollte er den Weg zum konsequenten Marxismus nicht mehr zurückfinden, wird er auch als Kathedersozialist Treffliches leisten können. Aber als ethischer Empiriker der historischen Schule Marxistisch-Böhm-Bawerk'scher Richtung bleibt er zur Unfruchtbarkeit verdammt." Aber nur darin hat Kautsky recht, daß Bernstein sich noch in einem Uebergangsstadium befindet, nicht darin, was in diesem grotesken Ausdruck enthalten ist:

[1]) l. c. S. IX.

daß zwischen der Methode und dem Ideengang der historisch-ethischen Schule und der durch den Namen Böhm-Bawerk gekennzeichneten österreichischen nationalökonomischen Richtung und der Methode und Auffassungsweise von Marx gar kein Zusammenhang existire.

Marx hat allerdings nach einzelnen Richtungen hin Bausteine geliefert, welche so gut von der österreichischen wie von der historisch-ethischen Schule als gute Bausteine für eine zukünftige Theorie der Nationalökonomie angesehen werden können.

Es bleibt abzuwarten, ob Bernstein auf diesem Wege weiter fortschreiten wird, und es wird für eine spätere Geschichtschreibung dann eines der interessantesten Probleme werden, wie sich — was so außerordentlich selten geschieht — ein Menschengeist aus den intellektuellen Fesseln, in welche er in seiner Jugend und in seinem Mannesalter geschlagen war, in einer neuen geistigen Jugend hat befreien können.

III.

Die Quintessenz der kritischen Darlegung von Bernstein im ersten Theil seines Buches scheint mir nichts anderes zu sein, als was ich vorhin darzulegen versuchte, daß der Marxismus deßhalb ein Irrthum ist, weil er die momentane Verkehrtheit der Theorie und Praxis einiger Jahrzehnte jenseit der Mitte unsres Jahrhunderts als die wirkliche Gestalt der kapitalistischen Wirthschaft im Rahmen des modernen Kulturstaats angesehen hat; und daß seine Theorie von der Ausbeutung des Arbeiters durch den Mehrwerth, der nothwendigen Verelendung der Massen und des Zusammenbruchs unsrer Gesellschaft in dem Moment als unhaltbar anerkannt werden muß, als Gesellschaft und Staat zu einer bewußten Wirthschafts- und Arbeitsrechtspolitik sich entschlossen haben, deren Zukunft nothwendig eine enorme sein muß, so geringfügig ihr Anfang auch heute noch geschätzt werden möge.

Die Art und Weise nun, in welcher Bernstein diese Frage behandelt, ist, wie gesagt, meistens so unbestimmt gehalten, daß sich dadurch den Angriffen von Seiten der sozialistischen Theoretiker tausend Punkte bieten, an denen ihre Kritik einsetzen kann, die natürlicherweise sich weniger gegen den Kern der Ausführungen von Bernstein, sondern hauptsächlich gegen die von ihm gewählten Formen, in denen er den Kern vorträgt, richtet. Wahre Meisterstücke einer eristischen Dialektik, in der Fruktifizirung dieser Formen der Darstellung bieten die Artikel von Kautsky in Nr. 27, 28 und 29 der „Neuen Zeit".[1]) Mit Feinheit wird das Netzwerk der Bernstein'schen Gründe aufgeknüpft; man hat aber doch das Gefühl, daß Kautsky ganz genau weiß, daß es sich wirklich nur um ein Scheingefecht handelt, und seine Positionen in der Entgegnung sind so vorsichtig genommen und so als Fallen gestellt, daß man fast von Absatz zu Absatz, von Gedankengang zu Gedankengang die Absicht nachweisen kann, die Aufmerksamkeit von den Hauptsachen dialektisch auf Spitzfindigkeiten und Nebensächlichkeiten abzulenken. Daß Bernstein nicht bloß Nebenpunkte, sondern den Kern des Marxismus preisgibt, wird Bernstein selbst gegenüber, welcher Marx gegen Marx auszuspielen versucht, aufs schärfste, sowohl in diesen Aufsätzen als in den „Vorwärts"-Artikeln von Kautsky betont.[2]) Aber Kautsky tritt einfach auf als Glaubender, der keines Beweises bedarf und auch darauf verzichtet, einen „Ungläubigen an den Hauptsachen" durch Gründe zu gewinnen. Die Marx'schen Dogmen werden alle aufrecht erhalten. Gegen die starken Positionen Bernsteins wird nichts unternommen, wenn nicht bloße Behauptungen gegen Gründe stellen als etwas beweiskräftiges angesehen werden sollte. In Nebensachen wird mit Umständlichkeit Staub aufgewirbelt, den Bernstein immer wieder mit einem Guß niederhalten kann, wenn und sowie er nämlich die Gegenfrage erhebt: Wie steht es mit der Zentrallehre eures Dogmatismus, der Mehrwerthlehre? Am glücklichsten ist Kautsky in seinen Bemerkungen über die Auffassung der materialistischen Geschichtstheorie durch Bernstein. Man muß hier zugeben, daß Bernstein sich aus dem marxistischen Cant nicht in die moderne geklärte philosophische Begriffsweise hat erheben können, daß ihm allerdings — ich möchte fast sagen, daß es sich eventuell um einen Gelegenheits- und Flüchtigkeitsfehler handelt — die Verwechslung des philosophischen Begriffs „deterministisch" mit dem Begriff „mechanisch" unterlaufen ist.

Die Gründe, welche Bernstein gegen den Marxismus vorbringt, sind den Lesern der Wissenschaftlichen Beilage in ihren Hauptbestandtheilen nicht unbekannt. Es sind, soweit die eigentliche Theorie in Frage kommt, dieselben, auf welche in den Nummern 14 vom 19. Januar 1897, Nr. 248 vom 3. November 1897 und Nr. 296 vom 30. Dez. 1898 hingewiesen worden ist. Im wesentlichen handelt es sich um den Nachweis, daß die Anwendung der materialistischen Geschichtstheorie von Marx auf unsre Gesellschaft darin liegt, daß in der modernen Gesellschaft die einzig maßgebende Potenz die kapitalistische Wirthschaft und daß das einzig maßgebende Prinzip in der kapitalistischen Wirthschaft das Gewinnprinzip in der Form der Mehrwerth-Produktion ist;[1]) daß Marx allerdings nebenbei die Wirksamkeit anderer ethischer Faktoren gekannt, sie gelegentlich auch erwähnt, aber bei der Formulirung seines Systems, so wie es zur Accumulation von Riesenkapitalien in den Händen einiger Weniger und zur Verelendung großer Massen führt, sie nicht berücksichtigt hat; daß er, um dieses System zu konstruiren, abgesehen von diesem Eliminiren so eminent wichtiger mitwirkender Faktoren, mit einzelnen Voraussetzungen gearbeitet hat, für die er den Nachweis schuldig geblieben ist; daß diese Voraussetzungen kulminiren in der Mehrwerththeorie, die in exakter Weise als Trugschluß nachgewiesen wurde; daß endlich die ganze nothwendige Entwicklung der zusammenbrechenden kapitalistischen Wirthschaft lediglich und ausschließlich auf diesen Trugschluß des Mehrwerths basirt ist, so daß sie wie ein ungeheures Kartenhaus zusammenfällt, sowie man ihre unhaltbare Grundlage, die Mehrwerththeorie, in ihrer ganzen Hohlheit aufgedeckt hatte.[2])

Wohl hat Brentano gelegentlich auf die schwachen Punkte der Werththeorie hingewiesen, wohl hat Böhm-Bawerk, haben Wagner, Adler, Wolf und Andere Versuche gemacht, dem logischen Aufbau der Mehrwerththeorie nachzuspüren: — aber ich darf es hier vielleicht einmal aussprechen, daß doch keiner dieser Theoretiker das Problem ganz seiner Wichtigkeit entsprechend erfaßt und ganz richtig gestellt hat — etwa von Adolf Wagner allein abgesehen. Aber auch er hat keine erschöpfenden Detailausführungen gegeben. Nirgends war vor 1896 scharf darauf hingewiesen, daß die Mehrwerththeorie eben nichts anderes ist, als die Anwendung der materialistischen Geschichtstheorie auf unsre Zeit. Im Gegentheil kann man vielfach in der Literatur, auch in der sozialistischen selbst, eine Auffassung finden, welche die beiden als gänzlich unabhängig voneinander hinstellt, was natürlich eine fundamentale, jetzt auch wohl allseitig als solche erkannte Verkehrtheit ist.

In der Kritik der Werthlehre von Marx selbst ist nirgends sonst klar erkannt worden, daß Marx thatsächlich

[1]) Vom 1., 8. und 15. April 1899.
[2]) „Neue Zeit" 1899, Nr. 29, S. 78. „Vorwärts" 1899, Nr. 64, 65, 66, 82, 84 u. 85.

[1]) Vergl. „Neue Zeit" 1899, Nr. 29 S. 70.
[2]) Vergl. Beilage der Allg. Ztg. vom 19. Jan. 1897.

mit zwei Werththeorien operirt:[1]) einer richtigen, die thatsächlich nichts anderes ist, als eine etwas andere Form der Gossen-Böhm-Bawerk'schen Werththeorie, jedenfalls von ganz denselben Gedankengängen bewegt wird, wie diese jetzt sogenannte Grenznutzentheorie, indem sie genau so wie die richtig interpretirte Grenznutzentheorie den Werth als ein Produkt des Bedürfnisses und der Leistung auffaßt. Nirgends anders ist aber dann gezeigt, daß neben dieser richtigen Werthauffassung zum Zweck der Bildung der Mehrwerththeorie eine falsche, von allen nothwendigen Elementen, welche bei der Bildung des Werths in Frage kommen, außer der Arbeit allein, abstrahirenden Werththeorie operirt wird.

Bernstein scheint mir in seiner vorsichtigen und zurückhaltenden Ausdrucksweise auf Seite 37—46 seines Buches sich gerade diesen Standpunkt im Gegensatz zu Böhm-Bawerk zu eigen gemacht zu haben.

In unsrer an Geschichte und Statistik sich ergötzenden nationalökonomischen Zeit scheint eine gewisse Ermattung in der Behandlung theoretischer Probleme eingetreten zu sein. Zum Schaden der Nationalökonomie, die, wenn diese Ermattung länger fortdauert, in Gefahr geräth, von ihrer Höhe, die sie jetzt noch einnimmt, herabzusinken! Gerade Schmoller selbst, der übrigens mit Unrecht von Menger als ein einseitiger Vertreter der rein deskriptiven Methode hingestellt wird, bezeichnet es als die höchste Leistung der Wissenschaft, daß eine Theorie versucht wird.

Aber im großen und ganzen ist es nur eine sehr beschränkte Anzahl von Köpfen, die sich wirklich theoretisch bethätigen, und leider Gottes haben sich die Einzelnen in die eigenen Gedankengänge so eingesponnen und sind so wenig geneigt, links und rechts zu sehen, daß augenblicklich in Deutschland ein lebhaftes wissenschaftliches Leben nach dieser Richtung hin nicht existirt. Die sozialdemokratischen Theoretiker überschütten in 99 von 100 Fällen den Theoretiker einer anderen Richtung anstatt mit Gründen mit Beschimpfungen.[2]) Die historisch-statistischen Nationalökonomen lesen die theoretischen Schriften einfach nicht. Einzelne Kathedersozialisten vorgeschrittener Richtung sind um die Zeit des Todes von Engels doch recht weit von der Marx-Engels'schen Doktrin fortgerissen worden und haben noch nicht Gelegenheit und Zeit gefunden, ihren Irrthum öffentlich zu dokumentiren, wozu sie nach gewonnener besserer Einsicht verpflichtet sind, weil sie früher nach der anderen Richtung hin thatsächlich gesündigt haben. Die Böhm-Bawerkianer, wie Böhm-Bawerk selbst, die ja in ihrer Kritik des Marxismus sich lediglich auf die Werththeorie selbst beschränkt haben, ohne ihre Tragweite, ihre politische Bedeutung ins Auge zu fassen, sind in einer schwierigen Position, da es ihnen unangenehm sein muß, zuzugestehen, daß sie nicht etwa den dritten, sondern den ersten Band des „Kapitals" nicht ganz sorgfältig gelesen haben, als sie die marxistische Werthlehre interpretirten.[3])

Ueber die rein theoretische Beweisführung hinaus hat Bernstein in Anlehnung an die reiche Literatur der letzten Zeit auch statistisches Material zusammengestellt, welches zeigt, daß die Entwicklung nicht den Gang geht, wie Marx ihn vorgezeichnet hat. Dieser statistischen Beweisführung gegenüber, die als Unterstützung der theoretischen natürlich willkommen ist, muß doch bemerkt werden, daß sie keineswegs stichhaltig ist; denn erstens hat man noch vor ganz kurzer Zeit aus ganz ähnlichen Zahlenkombinationen ganz entgegengesetzte Dinge herausgelesen, und zweitens: was nicht ist, könnte noch werden. Es wäre möglich, daß momentan zufällige Ursachen den Entwicklungsgang verzögert haben; worauf es einer solchen abstrakt gefaßten Theorie gegenüber ankommt, ist meines Erachtens nach der abstrakte Nachweis, daß nach den Gesetzen der Logik die Theorie ein Trugschluß ist — und daß keinesfalls mehr gesagt werden kann, die Entwicklung könnte später einmal so werden, sondern daß unter allen Umständen mit Bestimmtheit erklärt werden muß, daß die Entwicklung niemals eine solche sein kann.

(Schluß folgt.)

Moritz von Sachsen.

1899 werden es 60 Jahre, daß uns Ranke mit dem ersten Band seiner „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation" beschenkte, und das Werk ist in diesen zwei Menschenaltern nicht greisenhaft geworden, so vielfach wir auch in einzelnen Punkten durch die Fülle der inzwischen aus dem Dunkel der Archive ans Tageslicht gezogenen Akten und Urkunden die Darstellung des Altmeisters zu korrigiren imstande sind. Merkwürdig fast, daß es ihn nicht gereizt hat, den anscheinenden Widersprüchen in dem Charakter des Mannes tiefer nachzuspüren, der zweimal an entscheidenden Wendepunkten der Reformationsgeschichte eine ausschlaggebende Rolle zu spielen berufen war: Moritz von Sachsen wird uns von ihm nur mit wenigen klaren Worten charakterisirt, aber es bleibt ihm doch etwas geheimnißvolles in seinem Wesen, und selbst Ranke's lichtvolle Darstellung vermag für uns die Widersprüche in seinem Handeln nicht völlig zu erklären. Merkwürdiger fast noch ist es, daß trotz zahlreicher Einzelarbeiten über kürzere und längere Abschnitte aus dem Leben dieses Fürsten, unter denen namentlich die von Georg Voigt und Maurenbrecher — diese allerdings mehr im großen Zusammenhang mit der Reichsgeschichte —, dann die von Lenz und in letzterer Zeit auch die tüchtigen Untersuchungen von Ißleib zu nennen wären, das Charakterbild Moritz' doch kaum wesentlich verrückt ist. Denn wie Ranke in ihm eine Natur sah, „deren gleichen wir in Deutschland nicht finden; so bedächtig und geheimnißvoll; so unternehmend und thatkräftig; mit so vorschauendem Blick in die Zukunft", so schildert ihn auch Maurenbrecher in der „Deutschen Biographie" als einen Mann, „der selbständig und energisch seine Entscheidungen traf, in seiner Politik auf kühle Berechnung und vorsichtiges Abwarten des richtigen Moments seine hochstrebenden, ehrgeizigen Pläne baute". Gegenüber dieser Ansicht, die den Charakter des jungen Fürsten von vornherein als etwas fertiges, seine Politik als eine mit allen Mitteln auf ein bestimmtes Ziel losgehende hinstellt, bildet die jüngst erschienene Bio-

---

[1]) Insbesondere hat auch Böhm-Bawerk dies nicht erkannt. Seine Interpretation des Marxismus halte ich daher für verfehlt. Auch in der Form, in welche er sie zuletzt 1896 und in Band VII, Heft 3 der „Zeitschrift für Volkswirthschaft, Sozialpolitik und Verwaltung" (S. 413) gegeben hat.

[2]) Die „Neue Zeit" und der „Vorwärts" gewährten mir Gelegenheit, solchen Attacken gegenüber in ihren Spalten Stellung zu nehmen, was ich auch öffentlich anerkenne.

[3]) Es handelt sich darum, ob Marx den Gebrauchswerth als nothwendige Bedingung des Werthes berücksichtigt habe oder nicht. Seite 69/72 des 1. Bandes des „Kapitals" (4. Auflage) zeigt dies in unzweideutiger Weise. Man hat einfach darüber hinweggelesen. Auch Bernstein ist nach dieser Richtung noch schüchtern, indem er nur auf eine Stelle des 3. Bandes des „Kapitals", zweite Hälfte, S. 176, hinweist, aus welcher hervorgeht, daß auch Marx keinen Werth ohne Grundlage des Gebrauchswerthes gekannt hat, soweit er seine richtige Werththeorie hantirt. Es ist dies für die wissenschaftliche Betrachtung der Werththeorie der springende und entscheidende Punkt. An die Vertreter der österreichischen Schule richte ich die Herausforderung, auf diesen Punkt hin Stellung zu nehmen zu der Darstellung von Böhm-Bawerk selbst noch in seinen letzten Marx behandelnden Schriften und meiner Schrift „Marx". Duncker u. Humblot, Leipzig 1896, sowie meinem Aufsatz: „Die Marx eigenthümliche materialistische Geschichtsauffassung" in Schmollers Jahrbuch 1898, Heft 1.

graphie Moritz' von Sachsen von Brandenburg,[1]) deren erster, bis zur Wittenberger Kapitulation reichender Band bislang vorliegt, eine ganz neue Darstellung, in der uns der Verfasser das allmähliche Werden des interessanten Mannes zeigt und uns damit auch klarlegt, was uns bisher widerspruchsvoll erschien.

Aufgewachsen in dem kleinlichen Treiben des Freiberger Hofes, zwischen einem geistesschwachen Vater und einer herrschsüchtigen Mutter, die den trotzigen, raschen Entschlüssen zugänglicheren Knaben nicht in die richtigen Bahnen zu lenken verstanden, kam er auch im weiteren Verlauf seiner Jugendzeit in keine gleichmäßige Erziehung. Im raschen Wechsel lernte er den sittenlosen Hof des Kardinals Albrecht von Mainz, die nüchterne, ernste Thätigkeit am Hofe Georgs und den etwas engherzig lutherischen Geist, der unter Johann Friedrich in Kursachsen herrschte, kennen. Es war ein Unglück, daß auf den an und für sich religiös nicht tief veranlagten Prinzen der unduldsam gewordene Luther keinen Einfluß zu üben vermochte. Als dann Moritz in nähere Beziehungen zu Philipp von Hessen trat, hat des Reformators unglückselige Auffassung von dieses Fürsten Doppelehe Jenem wohl eine noch ungünstigere Meinung über ihn beigebracht. Durch einen leidenschaftlichen Brief Luthers zur Zeit der Wurzener Fehde, in dem er sich über Moritz in den heftigsten Worten ausließ, ist dann dieses Verhältniß noch ungünstiger beeinflußt. In der eigenwilligen Eheschließung mit Philipps Tochter Agnes tritt uns dann wieder der charakteristische Zug in Moritz' Wesen, sein Trotz, der ihn hiebei anscheinend ganz wesentlich beeinflußt hat, hervor, denn irgend tiefere Neigung scheint er zu seiner sehr jugendlichen Gemahlin nie gehabt zu haben. Eine Reihe unvermuteter und für ihn glücklicher Todesfälle brachte ihn dann, 20jährig, zur Herrschaft über das Herzogthum Sachsen albertinischer Linie. „Persönlich ohne religiöses oder überhaupt geistiges Interesse, ohne Neigung für die kleinen täglichen Geschäfte der Landesverwaltung, ohne feste politische Anschauungen und Ziele, der vorläufig keinen weiteren Gesichtskreis hatte als Krieg, Jagd, Wein und Weib; erfüllt von starkem Selbstbewußtsein und großer Eifersucht auf seine landesherrlichen Rechte, ausgerüstet mit scharfem Verstand und der Fähigkeit zu schnellem Entschluß", so schildert uns Brandenburg den jungen Fürsten beim Beginn seiner Regierung. Und dieses in der Kunst der Staatsleitung völlig unerfahrenen Fürsten harrten schwierige Aufgaben; im Innern der Gegensatz zwischen einer protestantischen Bevölkerung und einem katholischen, auf seine Rechte eifersüchtigen Adel, nach außen Stellungnahme zu dem Schmalkaldischen Bund und dem Kaiser. Brandenburg legt nun dar, daß von einer eigenen Politik des jungen Herzogs in diesen ersten Jahren noch kaum die Rede sein kann, höchstens daß sein verletztes Herrscherbewußtsein, wie in der Wurzener Fehde, oder seine Lust am fröhlichen Dreinschlagen, wie im Türkenkrieg oder dem französischen Feldzug, die sorgsam und vorsichtig erwogenen Pläne seiner Räthe zuschanden machte. Im allgemeinen aber ist der Geist der sächsischen Politik in diesen Jahren Georg von Karlowitz, der, innerlich habsburgisch und konservativ, das Staatsschiff von den Klippen der großen Politik möglichst fern zu halten suchte, dabei sich eine höchst eigenartige, vermittelnde, religiöse Ansicht gebildet hatte und alles Heil davon hoffte, nach Durchführung derselben vom Kaiser die Genehmigung für die sächsischen Verhältnisse zu erhalten, dann aber für sein Land eine durchaus neutrale Stellung in dem unabwendlich erscheinenden religiösen Kampf für das einzig Richtige hielt. Er wußte seinen Herrn zu behandeln, trat ihm bald gewandt und geschmeidig, unter Umständen mit rücksichtsloser Schärfe, ein andermal wieder väterlich ermahnend entgegen; er ist aber auch, wenn es ihm des Landes Wohl zu erfordern schien, nicht vor der Intrigue hinter des Herzogs Rücken zurückgescheut. Er hatte als Hauptgegner Philipp von Hessen, dem Moritz aufrichtig zugethan war, und der alles daransetzte, ihn zum festen Anschluß an den Schmalkaldischen Bund zu bringen. Indeß blieb Karlowitz im wesentlichen Sieger in diesem Kampf; die ersten Anknüpfungen mit den Habsburgern begannen zur Zeit seiner Staatsleitung. Freilich war der gewandten und skrupellosen habsburgischen Politik, wie sie Granvelle mit Erfolg trieb, auch er nicht gewachsen und durchschaute das Zweideutige derselben doch nicht vollständig — was war da von dem unerfahrenen Moritz zu erwarten? Nach dem Rücktritt des alten Staatsmanns trat zunächst eine Zeit völligen Schwankens ein; es rangen am Dresdener Hof zwei Parteien um die Oberhand: die protestantische unter Komerstadt und die habsburgische, deren Hauptleiter Christoph v. Karlowitz war, zu dem sich dann bald der gesinnungslose, verschlagene Türk gesellte. Nach der bisher herrschenden Meinung ist Moritz in die Verhandlungen mit Karl V. mit der festen Absicht eingetreten, Magdeburg, Halberstadt und die Kurwürde nebst den dazu gehörigen Landen zu erwerben, und hat es mit großer Schauheit verstanden, den Kaufpreis für seine Hülfe allmählich zu steigern. Demgegenüber zeigt uns Brandenburg, daß thatsächlich Moritz, dem gegenüber auch seine Räthe vielfach ein falsches Spiel spielten, der Ueberlistete gewesen ist, daß ihn die Habsburger in dem Regensburger Vertrag des Jahres 1546 thatsächlich, ohne daß er sich dessen klar bewußt wurde, zum Handeln zwangen, während er selbst neutral bleiben wollte. Ja er war so kurzsichtig, daß er selbst dann, als er Kursachsen besetzte, noch an dieser Neutralität glaubte festhalten zu können. Brandenburg macht uns so auch den nach der früheren Anschauung unerklärlichen Widerspruch zwischen des Herzogs Plänen und seinen schlechten militärischen Vorbereitungen verständlich — er dachte eben immer noch nicht an ein Eingreifen in größerem Maß. So sehen wir ihn Schritt für Schritt durch die überlegene Diplomatie der Habsburger vorwärts gedrängt, während seine Aussichten auf den Siegespreis noch immer höchst fragwürdig waren.

Bei der Darstellung des Schmalkaldischen Kriegs folgt Brandenburg im wesentlichen den Arbeiten von G. Voigt und Lenz. Der noch von Voigt vertretenen Ansicht, daß Moritz' Einfall in Sachsen den Donaufeldzug entschieden habe, tritt er entgegen mit dem Hinweis darauf, daß der Geldmangel die Auflösung des schmalkaldischen Heeres herbeigeführt hat und sie beschlossen war, noch ehe der Einfall stattfand. Es ist aber wohl nicht ganz richtig, wenn Brandenburg jene ältere Ansicht heute noch als die herrschende bezeichnet; wenn auch noch Bezold das Eingreifen Moritz' als die „entscheidende Wendung" hinstellt, so hat doch namentlich Ehrenberg in seinem Werk über die Fugger schon betont, daß das finanzielle Moment bei dem Donaufeldzug den Ausschlag gegeben hat. Auch nach dem Sieg erscheint Moritz als der Ueberlistete, nicht nur bei der Gefangennahme seines Schwiegervaters, sondern auch hinsichtlich des erhofften Siegespreises — der Kaiser wollte den ehrgeizigen Fürsten, von dem er wohl wußte, daß nicht wahre Anhänglichkeit ihn auf seine Seite geführt hatte, nicht zu mächtig werden lassen, deßwegen nahm er ihm Magdeburg und ließ ihm die erbitterten Ernestiner „hart in der Flanke sitzen".

Auch die innere Politik Moritz' erfährt durch Brandenburgs Arbeit eine ganz neue Beleuchtung. Widerspruchsvoll war es doch jedenfalls, daß dieser geistig und religiös

[1]) Moritz von Sachsen. Von Erich Brandenburg. Erster Band: Bis zur Wittenberger Kapitulation (1547). Leipzig, B. G. Teubner. VIII und 557 S.

durchaus indifferente Fürst in seinem Land die Reformation durchführte, die Universität und das Schulwesen in hohem Maß verbesserte. Jetzt erkennen wir, daß Moritz, um sich von seinen Ständen, die durchaus nicht, wie noch Voigt annimmt, willenlose Puppen in den Händen des Herzogs und seiner Räthe waren, frei zu machen, die Säkularisation der geistlichen Güter durchführte. Um sie zu rechtfertigen, verwandte er große Summen für „milde Dinge", immerhin blieb ihm noch ein recht ansehnlicher Ueberschuß zu eigener Verwendung. Das muß man sich doch vergegenwärtigen und wird dann wohl zu der Ueberzeugung kommen, daß Ibbeit[1]) in seiner kleinen Schrift, in der er Moritz hauptsächlich als protestantischen Fürsten feiert, doch etwas zu günstig über ihn urtheilt, wie mir denn überhaupt scheinen will, daß er das Bild des Herzogs doch in etwas einseitige, günstige Beleuchtung zu setzen sucht. Die Arbeit Brandenburgs hat er übrigens wohl nicht mehr benutzen können. Mit Spannung dürfen wir den zweiten Band dieser von weitem Blick und eingehender Beherrschung des umfangreichen Stoffs zeugenden Arbeit erwarten, der uns den Umschwung in der Politik Moritz' zeigen wird.

W. Langenbeck (Breslau).

Mittheilungen und Nachrichten.

γσ. **Berlin**, 20. April. In der Aprilsitzung der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre (Vorsitzender Landgerichtsrath Dr. Felix Meyer) sprach der durch seine scharfsinnigen Studien über das Patentrecht bekannte Wiener Advokat Dr. Leo Munk über den rechtlichen und wirthschaftlichen Schutz fremder Patente. Die neuere juristische Literatur hat sich von der Erörterung der Schulfragen, wie der Vortragende ausführte, abgewandt und aus der Behandlung volkswirthschaftlicher Themata, wie des Arbeitslohnvertrags, Aktienwesens, des Photographieurechts oder des Markenschutzes eine Bereicherung der Wissenschaft in eminentem Sinne gezogen. Wenn man dabei auch auf den intimen Zusammenhang mit der Pandektenliteratur verzichtete, so konnte man daraus, daß man die Frage aufwarf, was die Forderung des Verkehrs und der Wirthschaft ergebe, neue Regeln für die Interpretation gewinnen. Die wissenschaftliche Behandlung des Patentrechts, das eine durchaus moderne Festsetzung ist, sprengt die Fesseln einer territorial begrenzten Literatur. Der Referent wandte sich vornehmlich nun der Beleuchtung der Lizenzfrage aus dem volkswirthschaftlichen Gesichtspunkte zu. Nach vor 25 Jahren deurtheilte man das Patentwesen als eine Verthenerung der Waaren, als einen Eingriff in den freien Gewerbebetrieb, und der sogenannte Lizenzzwang, die Enteignung, sind in unsern Patentgesetzen als Residuen dieser Anschauungen anzusehen und sind zugleich als Abhülfen gegen die vermeinten Schädigungen aufzufassen. So sind Genuß-, Nahrungs- und Arzneimittel nicht patentirbar. Kann nun zwar der Lizenzzwang Abhülfe schaffen, so ist dennoch das Wichtigere, daß die Wirthschaft als solche sich ihr Recht schafft. Auf der einen Seite steht der Patentinhaber, oft unfähig, sein Patent industriell aber monopolistisch zu erzeugen, auf der anderen Seite steht die Fabrik, deren Alleinerwerb des betreffenden Patents ihr ein allzuhohes Risiko auferlegt. Beide Theile beanspruchen, das Patent als Rechtsgegenstand zu benutzen. Diesem Bedürfnisse dient die Lizenz, die sich darstellt als das Recht, alle oder einige in dem neuen Patent enthaltenen Befugnisse auszuüben. Wird nun durch einen Vertrag mit diesem Inhalt nur der Gebrauch und nicht die Nutznießung des patentirten Gegenstandes übertragen? Ein Nutznießungsvertrag ist nicht mehr ein Lizenzvertrag, der nach Gierke seiner Natur nach einen „eigenthümlichen" Vertrag darstellte und für den nur durch Zusammenstellung von Grundsätzen aus dem Miet-, dem Servituten-, dem Aufführungs- und dem Verlagsrecht neue Grundsätze sich ergeben. Der Natur nach wünscht der Patentinhaber den möglich größten Nutzen aus seinem Patent zu ziehen, während der Lizenznehmer so erzeugen will, wie er es als Besitzer des Patents ermöglichen könnte. Der Erfinder schließt nun einen Vertrag ab, dessen Gegenstand ein Fabrikationsgeheimniß ist und dessen Abschluß in den Formen des Lizenzvertrags, d. h. im Wege der schriftlichen Ankündigung erfolgt und der im allgemeinen als unkündbar gilt; auch der Lizenznehmer, mit dem der Vertrag abgeschlossen ist, muß die schriftliche Ankündigung ausführen, wenn sein Gebahren nicht als patentwidrig angesehen werden soll. Unter der sogenannten Ertheilung der stillschwrigenden Lizenz versteht das schweizerische und italienische Recht die Mitübertragung der Benutzung patentirter Maschinen durch den Patentinhaber, für deren Herstellung eine Lizenz auf Grund eines Vertrags von ihm ertheilt wurde. Den Gebrauch als Zubehör zu einem solchen Erfindungsexemplar anzusehen, muß hier als rechtliche Vermuthung gelten, und ebenso gilt dies von dem Gebrauch der auf Grund des patentirten Verfahrens hergestellten Exemplare. Behält sich der Patentinhaber später den gewerblichen Gebrauch vor, was ihm gestattet ist, so hat vor dem erfolgten Vorbehalt jeder Lizenzinhaber die Gebrauchsgestattung miterworben. Setzt man nun die vertragsmäßige Lizenz einmal in Beziehung zur Erfindung und dann in Beziehung zum Patent, so ergibt sich, daß schon die Erfindung analog wie im literarischen Urheberrecht, Gegenstand des Vertrags sein kann, aber nur eine bestimmte Erfindung kann Gegenstand einer Lizenz aber einer Vorbenutzung sein. Der Wohnort des Lizenznehmers gibt dem Patentinhaber die territoriale Begrenzung für sein Recht; denn nur über ein Landespatent kann ein Zweifel im Streitfall entstehen. Hier sind nun von Dr. Munk drei Zonen unterschieden worden. 1. Das Inland, oder die Länder mit Patent- und Lizenzrecht, mit Pflichten, die sich aus dem Lizenzvertrag ergeben. 2. Die Länder mit Patentrecht ohne Lizenzvertrag. 3. Die Länder ohne Patentschutz, ohne Lizenzrecht und ohne Pflichten aus dem Lizenzvertrage. Nach deutschem und österreichischem Recht kann sowohl Herstellung wie Verkauf und Gebrauch geschützt werden. Es muß dem Lizenznehmer gestattet sein, die patentirten Erzeugnisse entweder als Waare oder gewerblich zu benutzen. Gegenüber der amerikanischen Auffassung, die entweder die eine oder die andere Befugniß ausschließlich fordert, übt Munk Kritik, indem er einen normalen Lizenzvertrag ohne Rücksicht auf die individuellen Eigenschaften des Unternehmens, aber die individuelle, vielleicht nur äußerliche Erweiterung, nicht Aenderung von dessen Betrieb angesehen wissen will; doch gibt er bei der ungemein großen Schwierigkeit, den Begriff „Betrieb" richtig und eindeutig zu definiren, zu, daß kein genereller Schluß daraus abzuleiten ist. Aber der Betrieb, der das Bedürfniß individualisirt, gibt auch die Grenze für das Lizenzrecht, das nicht übertragen werden kann. Eine Veräußerung des Rechts der Lizenz kann nicht stattfinden. Nach Kohlers Vorgang bestimmt das neue österreichische Patentgesetz, daß nur mit dem Betrieb die Lizenz übertragbar ist. Durch die Uebertragung des Patenteigenthums wird indessen der Lizenzvertrag als solcher nicht tangirt, falls der Zusatz, wie in Oesterreich, nur der Uebertragung gewisse Registereintragungs-Bedingungen fordert. Die deutsche Judikatur des Reichsgerichts hat bisher die prinzipielle Frage, was bei Uebertragung des Patents zu geschehen habe, nicht gelöst. Analog der handelsrechtlich vorgeschriebenen Haftung des Kaufmanns verlangt Munk auch eine Gewährleistungspflicht des Patenteigners für die technische Gebrauchsfähigkeit des Patents, obgleich auch hier die Judikatur in Deutschland noch schwankt. Auch über die Frage, ob bei Nichtigkeitserklärung des Patents die Rückforderung der Prämien gerechtfertigt ist, gehen die Meinungen noch sehr auseinander, da zum Theil behauptet wird, der Patentinhaber habe alles erfüllt, wozu er verpflichtet war, und die Nichtigkeitserklärung seiner Erfindung ändere daran nichts. Munk will die Erfüllung des Lizenzvertrages, entsprechend dem thatsächlichen Genusse des Patentguts bis

[1]) Moritz von Sachsen als protestantischer Fürst von Dr. O. Ibbeit (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge). Hamburg 1898.

Digitized by Google

zur Richtigkeitserklärung, als Norm gelten lassen, nachher sind keine Lizenzprämien mehr zu zahlen, da sie nur nach Maßgabe des Genusses in Rücksicht auf den Charakter des Gegenstandes gezahlt werden. In Uebereinstimmung mit Botze und französischen Juristen spricht Munk analog der Bestimmung des Fischereirechts dem Lizenzinhaber ebenso wie dem Patenteigner ein Klagerecht zu, das sich aus dessen wirthschaftlicher Stellung ergibt und dem als Inhaber eines wirthschaftlichen Gutes ein Schutz zutheil werden muß. Der moderne Verkehr schafft eben neue Rechtsfiguren, die aus den Forderungen der Wirthschaft nach ökonomischen Prinzipien erörtert werden müssen und die Jurisprudenz und Volkswirthschaft in die innigsten Beziehungen verknüpfen. Die sehr lebhafte Debatte, die den Ausführungen des Referenten folgte, gab den Beweis dafür, wie aktuell das Thema, dem seine Darlegungen gewidmet waren.

H. **Dresden**, 23. April. Der von 151 Delegirten besuchte 27. Deutsche Aerztetag hat, unter dem Vorsitz von Kreismedizinalrath Dr. Aub (München) eine Reihe zum Theil schon telegraphisch signalisirter Beschlüsse gefaßt, deren wichtigster von den gesetzgebenden Körperschaften des Deutschen Reichs die Einführung der freien Arztwahl bei den Krankenkassen verlangt. Die Honorirung der kassenärztlichen Leistungen soll nach den Minimalsätzen der Landestaxen erfolgen. Das Verhältniß der Aerzte zu den Kassen soll durch schriftlichen, von der staatlichen Standesvertretung der Aerzte zu genehmigenden Vertrag festgelegt und zur Kontrolirung der übernommenen Verpflichtungen, sowie zur Schlichtung von Streitfällen ein aus Kassenangehörigen und Aerzten zu gleichen Theilen zusammengesetztes Schiedsgericht gebildet werden. Beschwerdeinstanz soll nach Anhörung der zuständigen staatlichen Standesvertretung die Aufsichtsbehörde sein. Der Aerztetag ist überzeugt, daß durch Einführung der freien Arztwahl den Aerzten wie den Kassenmitgliedern am besten gedient ist und in Zukunft die häufig vorgekommenen schweren Zerwürfnisse vermieden werden, welche eine Folge der willkürlichen Ausschließung von zur Mitarbeit bereiten Aerzten waren. Die Annahme des Antrags erfolgte mit großer Majorität. Ferner wurde beschlossen, den gesetzgebenden Körperschaften die Annahme einer Bestimmung nahezulegen, wonach Personen, die ein jährliches Gesammteinkommen von über 2000 M. haben, nicht versichert werden dürfen, sowie die unzweideutige Festlegung des Begriffs Arzt und ärztliche Hülfe im Gesetz als unerläßlich zu bezeichnen. Zur ärztlichen Behandlung sollen ausschließlich in den deutschen Bundesstaaten approbirte Aerzte berechtigt sein. — Die Erörterung über die Novelle zum Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz zeitigte die Annahme folgenden Antrags: Ein Arzt muß Mitglied im Vorstande jeder Versicherungsgesellschaft sein. Ueber jede beabsichtigte Aenderung der Gesetze, soweit sie die Aerzte betreffen, sind die ärztlichen Standesvertretungen vorher zu hören. Nur in Deutschland approbirte Aerzte können im Interesse der Invaliditätsversicherung thätig sein. Jeder Arzt kann die von den Rentenbewerbern einzureichenden Atteste ausstellen. Sie sind nicht den Versicherten, sondern den anderen Verwaltungsbehörden einzureichen. Die Kosten trägt die Anstalt. Diese Beschlüsse sollen dem Reichstag und der Reichsregierung, bezw. den Vorständen der Alters- und Invaliditätsversicherungsanstalten unterbreitet werden. — Einstimmig sprach sich der Aerztetag dafür aus, eine Erhebung von Nachrichten über die Gemeingefährlichkeit der Kurpfuscherei im Deutschen Reiche (ausschließlich Preußens und Sachsens, für welche diese Erhebungen bereits eingeleitet sind) durch Fragebogen zu veranstalten und die Einleitung der Erhebung, sowie die Verarbeitung des eingehenden Materials einer fünfgliedrigen, vom Aerztetag zu wählenden Kommission zu übertragen. In die Kommission wurden gewählt die Doktoren Deahna (Stuttgart), Pflorschütz (Gotha), Heinze (Leipzig), Lindemann (Mannheim) und Weiß (München). — In den Geschäftsausschuß wurden gewählt die Herren: Aub (München), Lödker (Bochum), Wallichs (Altona), Heinze (Leipzig), Pfeiffer (Weimar), Kraller (Greifswald), Wagner (Königshütte), Sigel (Stuttgart), Lent (Köln), Lindemann (Mannheim), Merkel (Nürnberg) und Landsberger (Posen).

G. Der russische Kalender. Die russische Regierung soll endlich geneigt sein, den julianischen Kalender zugunsten des gregorianischen, gegen den er nur um zwölf Tage zurück ist, aufzugeben. Den Anstoß hiezu gab, nach einem Bericht der „Indépendance Belge“, die kaiserlich astronomische Gesellschaft von St. Petersburg und der Minister für Handel und Verkehr erklärte sich einverstanden, doch ist er nicht für die unmittelbare und vollständige Einführung, sondern will einfach den 29. Februar von 1900—1948 ausfallen lassen.

* Am 1. Mai d. J. kann der jetzt in Berlin lebende Reichsgerichtspräsident a. D. Dr. v. Simson sein 70jähriges Doktorjubiläum feiern. Er promovirte in Königsberg i. Pr. am 1. Mai 1829 im Alter von 18 Jahren.

* **Tübingen.** Als Ordinarius für Staats- und Völkerrecht ist der bisherige Privatdozent in Berlin Dr. Anschütz an unsre Universität berufen worden.

* **Breslau.** Der Privatdozent für klassische Philologie an der hiesigen Universität Dr. Wilhelm Krotl wird einem Ruf als ordentlicher Professor an die Universität Greifswald Folge leisten.

* **Lemberg.** Der bisherige außerordentliche Professor und Direktor der Klinik für Kehlkopf- und Nasenkranke an der Universität Heidelberg, Dr. Anton Stanislaus Jurasz, ist als Ordinarius an die hiesige Universität berufen worden.

* **Paris.** Der Professor der organischen Chemie und Direktor des Chemischen Laboratoriums an der Sorbonne, Dr. Friedel, ein gebürtiger Straßburger, ist am 20. April plötzlich in Montauban, wo er die Osterferien zubrachte, im Alter von 67 Jahren gestorben.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Im Verlage von Georg Weiß in Heidelberg erschien:

Hamlet

und

seine Gemüthskrankheit.

Von

Gustav Friedrich.

Preis geheftet 3 Mark.

Das Problem wird hier zum erstenmal auf einer sichern empirischen Grundlage zu lösen versucht. (4739)

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Dramatische Dichtungen

von

Hermann Lingg.

Gesamtausgabe. ✻ Neue Folge.

Inhalt: Die Athener. — Nach der Vesper. — Agrippina. Berthold Schwarz. — Der Herr des Feuers.

Preis geheftet 4 Mark. — Elegant gebunden 5 Mark.

Der vor zwei Jahren in unserem Verlage erschienene Sammelband von Linggs dramatischen Dichtungen hat eine sehr beifällige Aufnahme gefunden und recht wirkungsvoll den Beweis erbracht, daß dem gefeierten Lyriker und Epiker auch ein entschieden dramatischer Zug zu Gebote steht. Der Dichter hat sich nun auf Wunsch seiner Freunde zur Herausgabe einer weiteren Folge seiner dramatischen Dichtungen entschlossen, durch welche das Gesamtbild seines dichterischen Schaffens in erfreulicher Weise vervollständigt wird. (6611)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: B. Keil in Leipzig.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Mittwoch, 26. April. Nummer 95.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oscar Bulle in München.

Uebersicht.

Der Bankerott des wissenschaftlichen Sozialismus und die Sozialdemokratie. (Schluß.) Von Adolf v. Wenckstern. — Volksschauspiele aus dem Böhmerwald. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der Bankerott des wissenschaftlichen Sozialismus und die Sozialdemokratie.

Von Adolf v. Wenckstern.

(Schluß.)

Die Theorie von Marx behauptet unzweideutig: die moderne Privateigenthumsordnung bedeutet durch die Aneignung des Mehrwerths seitens der Produktionsleiter die Ausbeutung der arbeitenden Klassen. In einem früheren oder späteren Zeitpunkt der Entwicklung muß die ganze Gesellschaftsordnung, so wie sie ein Produkt der Produktionsweise ist, mit dieser letzteren zusammenbrechen. Der Zusammenbruch der Produktionsweise unter den Normen des Privateigenthumsrechts ist aber deßhalb eine „immanente Nothwendigkeit", weil die Produktivkräfte im Rahmen der Privateigenthumsordnung zunächst so weit anwachsen, daß an ihre Entwicklung sich überall Fortschritt der Produktion und der besitzenden Klassen der Gesellschaft knüpft, schließlich aber so enorme Dimensionen annehmen, daß sie theils die Ursache werden für Ueberproduktion und aus ihr hervorgehende Krisen, theils, wo die Gefahr der Ueberproduktion erkannt wird, brach liegen müssen.

Unter den Tendenzen der freien Konkurrenz überwiegt jedoch das anarchische, zu immer wiederholten Krisen treibende Element der Ausnutzung der gesteigerten Produktivkräfte durch die am besten situirten Unternehmer, sie sind es zuletzt, welche regelmäßig den Mehrwerth aneignen: sie sind es, welche zuletzt das Gesammtkapital der Gesellschaft in wenigen gewaltigen Einheiten accumuliren. Alle anderen Unternehmer und Unternehmerklassen, von denen insbesondere alle kleinen Unternehmer große Massen repräsentiren, werden herabgedrückt zur Rolle des besitzlosen Proletariats, das lediglich von der Hand in den Mund lebt, das den Lohn des Tages am Tage wieder ausgibt, wieder ausgeben muß, um sich existent erhalten zu können.

Schafft die freie Konkurrenz unter den großen Unternehmern die Auslese einiger weniger Accumulatoren, so schafft die freie Konkurrenz unter den Arbeitern ein Herabdrücken des Arbeitslohns bis auf eine verhältnißmäßig stets niedrige Grenze, die bei gestiegener Kultur allerdings eine allmähliche Verbesserung des Lebensstandards bedeuten kann, immer aber, da mit der steigenden Kultur auch die Ansprüche steigen und durch das Bewußtsein der Lage in verschärftem Maße gefühlt werden müssen, als eine Verelendung zu bezeichnen ist. Genossenschaftliche und gewerkvereinliche Organisationen erscheinen nur für Bruchtheile der Arbeiterschaft als Mittel, im Rahmen der Privateigenthumsordnung energische Hebung des Lebensstandards herbeizuführen, aber nicht als geeignet, der geschilderten Tendenz an sich — dem Aufsaugen des wirklichen Reichthums durch verhältnißmäßig ganz Wenige und der Verewigung verhältnißmäßigen Elends für die großen Massen — wirksam entgegenzuarbeiten.

Diese Verelendung schließt aber nicht aus, daß die Massen sich ihrer Lage bewußt werden; daß sie insbesondere einsehen, daß die Rechtsordnung der Eckpfeiler dieses für sie schädlichen Systems der Wirthschaft ist; daß die Rechtsordnung, diese politische Institution, nur durch eine politische Aktion umgestaltet werden kann: und daß die Massen infolgedessen als politische Partei und soweit im Rahmen der bestehenden Gesetzgebung, daß ihnen mit dem Strafrecht nicht wesentlich beizukommen ist, sich organisiren müssen: als eine Kampfpartei, welche auf eine Revolution zusteuert,[1]) und der, je weiter die Entwicklung vorwärts geht, sich alle aus früherem Besitz herausgedrängten Klassen angliedern müssen. Was die Partei nach Erwerbung der politischen Macht sofort und im Detail thun wird, und wie sie in der Zukunft Produktion und Gesellschaft sich vorstellt, darüber verweigern alle besonneneu sozialistischen Theoretiker die Auskunft; nur ganz vage Skizzen, von denen man sagen kann, daß sie das Wort bestätigen, daß Jeder seine eigene Utopie habe, sind entworfen worden.

Marx selbst spricht nur von einem Verein freier Menschen, von einer „unmittelbar vergesellschafteten" Produktion. Engels von einem Aufgehen aller Aufgaben der Gesellschaft und des Staates und der Wirthschaft in eine „Leitung von Produktionsprozessen". Kautsky von der Vergesellschaftung aller Produktionsmittel. Nirgends sind — abgesehen von romanhaften Skizzen (Bellamy, Morris ꝛc.) — wirkliche Details gegeben, auch nicht in dem neuesten Büchlein von Atlanticus, in dem nur die technische Möglichkeit und Vorzüglichkeit einer zentral geleiteten Produktion dargelegt wird, sofern Technik im strengsten Sinne als physikatisch-chemische Technik gesetzt wird, während auch hier die Technik des Zusammenlebens von Menschen, des Zusammenwirkens von Menschen in der Durchführung physikalisch-chemischer Produktionsprozesse, die anthropologische, die soziale Technik vollkommen hintangestellt ist: sie, um welche sich alle Sozialisten so sehr wenig Sorge machen.

Mit aller nur wünschenswerthen Klarheit hat nun Bernstein, zum Theil mit anderen Worten vorsichtig ausgedrückt, doch genau ganz dasselbe ausgeführt, was ich im Jahre 1896 und am Ende des Jahres 1897 dem Marxismus entgegengehalten habe: daß der große Fehler von Marx darin liegt, daß er, nicht immer, aber in den entscheidenden Kapiteln seines Werkes, Produktion und Distribution identifizirt hat. Hält man beide in richtiger Weise auseinander, wie es Marx an anderen sehr interessanten Stellen seines

[1]) Das Handbuch für sozialdemokratische Wähler, für die Reichstagswahl 1898 vom Sozialdemokratischen Parteivorstand herausgegeben, sagt S. 54: „Wer keinen Glauben an die Erreichbarkeit eines Zieles durch die Kämpfenden hat, hindert und verwirrt diejenigen, die kämpfen wollen, weil sie von der Erreichung ihres Zieles überzeugt sind." Das Handbuch predigt die Revolution durch die jetzt lebende Generation.

Digitized by Google

Werkes auch thut, so ist es klar, daß der Mehrwerth ein Trugschluß ist, daß die ganze, auf ihm basirte zukünftige Entwicklung zur Accumulation und zur Verelendung nichts weiter als ein Trugschluß ist.

Die Darstellungen von Kautsky in der „Neuen Zeit" und im „Vorwärts" bestätigen insbesondere die Auffassung dieses Kausalverhältnisses zwischen der Entwicklung zum Zusammenbruch und der Mehrwerththeorie als der Anwendung der materialistischen Geschichtsauffassung auf unsre Zeit, als des die Wirthschaft zum Geschäftszusammenbruch und die Gesellschaft auf Grund dieses Geschäftszusammenbruchs zur Auflösung treibenden Elements. Einmal allerdings — in Nr. 82 des „Vorwärts" von 1899 — stellt sich Kautsky plötzlich auf den ganz anderen Standpunkt, daß er mit einem gewissen Hohn Bernstein entgegenhält: Bernstein spräche immer von einem Geschäftszusammenbruch, während er — Kautsky, Marx und Engels — doch immer den gesellschaftlichen Zusammenbruch im Auge habe.

Aber das ist doch gerade die materialistisch-ökonomische Geschichtsauffassung, daß die Gesellschaft lediglich ein Produkt der ökonomischen Grundlagen, daß der Gesellschaftszusammenbruch auch nur eine Folge des ökonomischen Zusammenbruchs der Mehrzahl sein kann. Kautsky verläßt bei dieser Gelegenheit, durch Bernstein erfolgreich in die Enge getrieben, seinen eigenen Standpunkt: wirklich der vollkommenste Bankerott dieses wissenschaftlichen Sozialismus, der überhaupt denkbar ist.

Alles Herumsuchtekn mit scheidewasserscharfen abstrakten Distinktionen und Definitionen, welche überall Nebensächlichkeiten gegen das Zentrum der Bernstein'schen Ausführungen richten, verschwindet neben dieser einen Thatsache, daß Kautsky sich hier selbst aufgibt: Münchhausen läßt den Schopf los, weil er merkt, daß er sich an ihm doch nicht aus dem Sumpfe ziehen kann.

Das Vermischen von Produktion und Distribution, das die Mehrwerthlehre und von ihr anhebend die ganze Entwicklungstheorie von Marx zu einem großen Irrthum hat werden lassen, kann noch in anderer Weise als das verrätherische Motiv der marxistischen Darlegungen aufgezeigt werden: Marx hat auch die Accumulation der Produktion in der Form großer Betriebe und die Accumulation des Vermögens, besser gesagt: der Bezugsberechtigung auf die Erträgnisse der Produktion, miteinander konfundirt.

Die Aktie, insbesondere die Aktie innerhalb der Entwicklung großer kartellirter Unternehmungen, ist das zersetzende Element für die Vermögen und für die Bezugsberechtigung auf die Erträgnisse der Produktion, der die Erfordernisse der physikalisch-chemischen und einzelne Seiten der anthropologischen Technik zur Konzentration der Unternehmungen in Riesenbetrieben Veranlassung geben. Neben der Aktie wirken eine Reihe anderer Momente: Genossenschaft, dann aber auch der Arbeiterschutz, sei er nun staatlich autoritativ oder gewerkschaftlich autoritativ auftretend, man könnte vielleicht besser sagen: das neu sich anbahnende Arbeiterrecht, die von den Illusionen des laissez faire gesundete Wirthschafts- und Sozialpolitik gegenüber der Konzentration, der Accumulation der Betriebe, auf eine Dezentralisation der Bezugsberechtigung auf die Erträgnisse der Produktion.

Dieser Gedankengang zeigt die unumstößliche Nothwendigkeit dessen, was die Statistik durch ihre Methoden als die Neuentstehung, die Neuverjüngung breiter Schichten des Mittelstandes und als die Weiterausdehnung der besseren Lebenshaltung auf immer größere Klassen des Volkes nachgewiesen hat.

Es ist meines Erachtens nach, abgesehen von meinen Ausführungen 1897 (erschienen in Heft 1 von Schmollers Jahrbuch 1898), nur Ernst Lange in Conrads Jahrbuchern für Nationalökonomie und Statistik 1897, welcher auf diese Dezentralisation der Vermögen, als der Konzentration der Betriebe gegenüberstehend, vor Bernstein hingewiesen hat.[1])

Existirt nun aber kein Mehrwerth und existirt keine Accumulation der Vermögen im Sinne von Marx, dann existirt auch keine Proletarisirung der Gesellschaft, welche immer weiter jetzt noch besitzende Kreise ergreift, dann gibt es weder einen Geschäfts-, noch einen Gesellschaftszusammenbruch, dann ist die ganze wissenschaftliche sozialistische Doktrin in sich selbst zusammengebrochen und dann gibt es allerdings auch keine Berechtigung mehr für eine deutsche sozialdemokratische Partei, welche das ganze deutsche Volk mit den Ideen dieses theoretisch als vollkommen unhaltbar nachgewiesenen Systems infizirt und zur Revolution vorzubereiten sucht.

Darin ist Kautsky konsequent, daß er zugesteht, daß mit dem Aufgeben des Marxismus die Partei auseinanderfällt. Deßhalb weist er Bernstein aus der Partei heraus.

Darin müßten wir konsequent sein, daß wir gegenüber der logischen Verranntheit der Führer der Sozialdemokratie einen energischen Kampf aufnehmen. Die deutsche nationalökonomische Wissenschaft muß sich den Vorwurf gefallen lassen, daß sie es an der energischen Bekämpfung der sozialistischen Doktrin und ihrer agitatorischen Verwerthung in den letzten Jahrzehnten hat fehlen lassen. Eine Reihe ihrer namhaftesten Vertreter haben sich entrüstet, wenn von Seiten der anderen Parteien auch nur Miene gemacht wurde, gegen den sozialdemokratischen Unsinn einmal im Ernst Front zu machen. Sie haben je länger, je mehr still geschwiegen, sie haben wenig oder nichts gethan, wenn von der sozialistischen, sozialdemokratischen Seite das große Kunstwerk der anthropologischen Technik, wie wir es in unsrer Religion, in unsrer Rechtsordnung, besonders in den deutschen Formen der Monarchie, der noch aristokratischen Gliederung, des geglückten Niederhaltens der plutokratischen Mächte besitzen, in schmachvollster Weise begeifert wurde.

IV.

Es wurde zuerst anerkannt, daß Bernstein begreiflicherweise vorsichtig und schonend bei der Kritik der Lehren seiner Meister sich ausgedrückt hat. Aber es muß doch auf einen Punkt hingewiesen werden, welcher von der entscheidendsten Wichtigkeit für die Fortentwicklung der nationalökonomischen Wissenschaft und dieses Streites insbesondere ist.

Bernstein schreibt die Schuld daran, daß Marx in so schwere Irrthümer sich verstrickt hat, der Hegel'schen Dialektik zu. Ich will an dieser Stelle auf Details nicht eingehen, sondern nur bemerken, daß ich nachgewiesen habe, daß das marxistische System in seinen Grundzügen nur eine Verdrehung der richtigen Gesellschafts- und Wirthschaftsansicht ist, welche Hegel gehabt hat und zu welcher Hegel gerade mittelst seiner Dialektik durch methodisches Forschen gekommen ist. („Marx", S. 220 ff.)

Die Hegel'sche Gesellschaftsansicht, die übrigens sich ganz mit dem genialen Aperçu der Entwicklung aller Völker und Gesellschaften deckt, welches Kant in der Kritik der praktischen Urtheilskraft gibt, läßt sich mit den Worten charakterisiren: die Bedürfnisse, die Arbeitstheilung, die Entwicklung der Technik, die Verschiedenheit der menschlichen Individualitäten gibt Anlaß zu einer Scheidung der Gesell-

[1]) Es ist wohl anzunehmen, daß einzelne spätere Auslassungen nach dieser Richtung hin in Zeitschriften auf eine der genannten zwei Quellen zurückzuführen sind, da vor 1897 dieser Gedankengang in der Literatur meines Wissens nach nicht zu finden ist. Wohlverstanden handelt es sich immer um die Kontrastirung der Dezentralisation der Vermögen gegen die Konzentration der Unternehmungen, während man allerdings von anderen Seiten vielfach die Konzentration und die Accumulation überhaupt verneint hat, ohne diese Scheidung, die doch das Wichtigste ist, vorzunehmen.

Digitized by Google

schaft in reiche und arme Individuen und Klassen. Würde sich die Gesellschaft solchen reichen Individuen und Klassen bedingungslos überliefern, welche sich nur durch die Motive des Eigennutzes leiten lassen, so wäre der Zerfall der Gesellschaft unausbleiblich. Indessen gibt es weder solche ganz einseitig von einem Motiv bewegte Reiche, noch auch lassen Gesellschaften auf die Dauer — sollte eine solche Klasse doch vorhanden sein — es sich gefallen, von ihr gegängelt zu werden. Es war die Praxis und wird die Praxis der Zukunft bleiben, daß die Gesellschaft durch sittliche Imperative, durch Gesetzgebung und Verwaltung korrigirend, in Konkurrenz mit allen anderen ethischen Motiven, welche die Wirthschaft und die Menschen selbst von der Fessel des Eigennutzes befreien, in das Wirthschaftsgetriebe eingreift.

Niemand Geringerer auch als Aristoteles hat in der Nikomachischen Ethik[1]) denselben Gedanken Ausdruck gegeben. Ebenso wie Marx die richtige Werthlehre des Aristoteles total verstümmelt hat, um sie für sich anführen zu können, ebenso hat er die Kant-Aristotelisch-Hegel'sche Idee von einer nur möglichen Entwicklung der Gesellschaft zum Niedergang in eine absolute und nothwendige umgesetzt. Er hat eben gar nicht die Hegel'sche Dialektik, d. h. eine gesunde Anwendung der Logik, welche alle Eventualitäten ins Auge faßt und zu kombiniren bemüht ist, seinen Führer und Leitstern sein lassen. Er hat nur einige Elemente, einige Eventualitäten ins Auge gefaßt, alles, was ihm in seine Entwicklung nicht paßte, fortgelassen — und diese phantastische Entwicklung doch als nothwendig hingestellt.

Es ist nicht meine Absicht, auf mala fides zu plaidiren: aber im Gegensatz zu Bernstein, welcher das Genie, das universale, alles beherrschende Genie für Marx und die Beschränktheit, den Irrthum, die methodischen Fehler für Hegel abtheilt, betone ich, daß Hegel das universale, alle Umstände berücksichtigende und erwägende, Möglichkeit und Nothwendigkeit sorgfältig abmessende Genie, Marx dagegen das beschränkte, von Einzelheiten, die sich für ihn zu fixen Ideen gestalteten, faszinirte Talent ist.

Noch nach einer anderen Richtung weiche ich erheblich von den Bernstein'schen Auffassungen ab. Mir scheint es, als ob er sich von Ideengängen, wie sie in Deutschland von Wolf, in den romanischen Ländern von Pareto, in England von Mallock vertreten werden, hat blenden lassen. Sein Liberalismus, der, wie ihm Kautsky attestirt,[2]) den Sozialismus in ihm verdrängt, ist nicht bloß der alte politische, er ist ein sublimirter wirthschaftlicher Liberalismus, welcher die glücklichsten Seiten des Smithianismus und des Manchesterthums und einige Ansichten der modernen Grenznutzen-Theoretiker zu einer neuen Theorie zu vereinigen bemüht ist.

Der Grundgedanke dieser Richtung läßt sich dahin definiren: verschieden sind die Anlagen der Menschen. Gleich ist aber das Recht jedes Menschen, mit derselben Chance, wie jeder andere seiner Mitmenschen, im praktischen Leben als Mitbewerber antreten zu dürfen. Herrscht wirkliche politische und wirthschaftliche Freiheit, so muß sich nothwendigerweise eine Verschiedenheit des wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Erfolges für die Einzelnen ergeben; bis zu einem gewissen Grade können sich Gruppenbildungen einschieben, ohne die wirthschaftliche und politische Freiheit zu gefährden. Gewerkschaftliche und genossenschaftliche Organisationen hindern die legitime Freiheit der Einzelnen nicht; sie sind, wenn sie sich vor Ausartungen bewahren, möglicherweise Stärkungselemente für schwache, aber doch würdige Elemente; der Staat hingegen geht mit seinen Organisationen, mögen sie nun heißen, wie sie wollen, fast stets über diese Grenze hinaus, er hindert die Entwicklung der freien Individualitäten. Bleibt er auf seine eigentliche Sphäre, das formale Recht im bürgerlichen Sinne und auf das Strafrecht beschränkt, überwuchern die genossenschaftlichen und gewerkschaftlichen Bildungen nicht zu stark oder sind sie auf eine besonders gesunde Basis gestellt,[1]) so resultirt das Streben aller Einzelnen unter den Prinzipien einer wirklich freien Konkurrenz darin, daß dem Würdigsten auch die größten wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Erfolge zufallen. „La courbe des revenues" deckt sich mit der Kurve der Tüchtigkeit und Würdigkeit. Franz Oppenheimer ruft denn auch angesichts des Bernstein'schen Buches: „Her zu mir" ebenso natürlich, wie Kautsky sein „Heinrich, mir graut vor dir" ihm abweisend entgegenwirft.

Mit theatralischer Geste zeichnet Kautsky die Gegenwart als bewegt von dem Kampfe zweier großer Parteien: des auf der Grundlage des Privateigenthumsrechts staatlich organisirten Bürgerthums und der proletarisirten arbeitenden Klassen — der nothwendig mit Mitteln geführt werden würde, die auch wehe thun; zwischen sie werfen sich mit erhobenen Armen arme Ideologen, welche bitten, diese wehthuenden Mittel beiseite zu lassen. Zu ihnen habe sich auch Bernstein gesellt oder werde sich bald zu ihnen gesellen. — Bernstein verwahrt sich allerdings gegen diese Abkommandirung.

Nur ist dieses Bild der Wirklichkeit nicht ganz richtig. Jene beiden Parteien existiren, jene Ideologenklasse existirt ebenfalls. Aber vergessen wurde, daß als drittes Element der moderne Kulturstaat mit seinen sozialpolitischen Instinkten auftritt, die, je länger, je mehr fruchtbare Wurzeln in den Herzen, in den Köpfen aller Organe des Staats, aller Persönlichkeiten, die in seinem Dienst stehen, treiben. Und je länger, je mehr wird sowohl die besitzende Klasse als die arbeitende Klasse unter dem Einfluß der sozialpolitischen, zum Bewußtsein sich entwickelnden Instinkte die Allen gemeinsamen Interessen erkennen. Die optimistischen Ideologen, die einen Johannistrieb des einseitig entwickelten Naturrechts darstellen, werden, eine zweite Auflage von Philemon und Baucis, ihr kleines theoretisches Hüttlein in Rauch und Asche aufgehen sehen. Die Wirklichkeit aber wird bei besonnener Politik der verbündeten Regierungen und bei ernstlicher praktischer Mitarbeit aller Gelehrten, aller erwerbenden, aller im Staatsdienst beamteten Persönlichkeiten und Klassen im 20. Jahrhundert, dem anthropologischen, dem sozialpolitischen Jahrhundert die Früchte der überwiegend physikalisch-chemisch-technischen Arbeit des 19. Jahrhunderts in die höhere Sphäre der Entwicklung der anthropologischen Technik erheben, welche das Privateigenthum und den Erwerbssinn als eines ihrer großen Mittel beibehalten wird zu einem friedlichen Ausbau unsrer Zivilisation, unter starker Hebung der Lebenshaltung der unteren Klassen.

Solange die Welt steht, verzeichnet die Geschichte in ihren Blättern gegenüber den Praktikern und Theoretikern, welche Personen- und Sachenpolitik getrieben haben, welche durch sittliche Imperative und materielle Nothwendigkeiten, die an Besitz und Erwerb in der Form des Privateigenthums geknüpft sind, Gesellschaftsordnungen herangebildet und erhalten und entwickelt haben — Skeptiker gegenüber dieser Sachenpolitik — Kommunisten, Sozialisten aller möglichen Schattirungen. So gut wie es Menschen gibt, die ohne das Gefühl des kategorischen Imperativs geboren zu sein scheinen, perverse Menschen, wie sie Kant nennt, so gut gibt es eben auch Menschen, denen das Organ der Anerkennung der Nothwendigkeit des

[1]) Vgl. über die Mißhandlung Aristoteles' durch Marx in meinem Werke „Marx", S. 143 ff.

[2]) Und auf Grund dessen ihn der sich „demokratisch sozialliberal" nennende Franz Oppenheimer für diese neue Partei in Anspruch nimmt.

[1]) Lektüre Franz Oppenheimers.

Privateigenthums, seiner Zweckmäßigkeit und Gerechtigkeit mangelt.

Es ist zuzugeben, daß ein Theil — durchaus aber nicht alle Gesellschaftsgliederung — sich an die Eigenthumsvertheilung knüpft. Diese Thatsache wirkt, wie der rothe Mantel des Stierkämpfers auf den Stier, auf jene Sozialisten von Geburt, denen die Abneigung gegen das Privateigenthum angeboren ist. Aus diesem Grunde schütten sie wirklich das Kind mit dem Bade aus: sie verkennen seine anderen Funktionen, insbesondere seine Hauptfunktion als eine enorme Ersparniß sonst nothwendig werdender Thätigkeit. Erwerb, Besitz, Eigenthum, Zahlung erledigt allerdings mit einem Ruck als kürzester Weg unzählige Schwierigkeiten, die ohne dieses Medium die Welt in eine enorme Arbeit der diplomatisch-moralischen Verhandlungen, hauptsächlich aber des Kampfs und Streits, stürzen würden, welche die erhoffte Abkürzung der Arbeitszeit in der Herstellung der Sachgüter des Lebens, falls sie wirklich, bei zentraler Leitung der Produktion, eintreten würde, vollkommen illusorisch machen müßte.

Der Umstand, daß die Zahlung, der Erwerb, das Eigenthum über seine legitime Aktionssphäre hinaus zu allen Zeiten auch vielfach weiter gegriffen hat, was schon Aristoteles tadelt, hat wieder dazu Veranlassung gegeben, das Kind mit dem Bade auszuschütten und eine Entwicklung zu schildern, in welcher je länger, je mehr alles käuflich wird. Auch hier liegt wieder eine Umdeutung der Wirklichkeit durch Marx vor, der ganz vergißt, während er sich doch auf Aristoteles beruft, daß schon Aristoteles über diesen Punkt Klage geführt hat. Nichts liegt dann natürlich näher, als daß ein solcher Sozialist das Eigenthum verantwortlich für alle Schlechtigkeit der menschlichen Natur macht. Und wer diesen Gedanken einmal gefaßt hat, der ist schwerlich oder gar nicht von ihm abzubringen.

Weil eben Bernstein Sozialist von Geburt war, Privateigenthumsfeind vom Mutterleibe an, genau so wie Marx, weil ihm die marxistische Theorie nur zur intellektuellen Rechtfertigung seiner moralischen Disposition Dienste geleistet hatte, so sucht er jetzt natürlich, nachdem er die Unbrauchbarkeit der marxistischen Theorie eingesehen hat, nach einer neuen Theorie des Sozialismus und weigert sich energisch dagegen, aus den Listen des Sozialismus gestrichen zu werden.

So liegt die Sache also nicht, als ob durch das Aufgeben der marxistischen Theorie der Sozialismus an sich überwunden ist. Aber das, was am Ende unsres Jahrhunderts als seine wissenschaftliche Begründung gegolten hat, liegt thatsächlich zerschmettert am Boden. Der Sozialismus muß nach neuen Begründungen suchen.

Alle diejenigen aber, welche auf dem historischen Grunde der Wirklichkeit stehen, die, abgesehen vielleicht von unkontrolirbaren Urzeiten, stets überwiegend mit dem großen Mittel des Privateigenthums sich abgespielt hat, stehen mit gutem Gewissen, mit blankem Schild, mit starken Gründen gegenüber den Sozialisten von Geburt, die nichts anderes besitzen als Instinkte und Gefühle. Kautsky allerdings und, falls die sozialdemokratische Partei Deutschlands ihm folgt, diese beharren auf dem Boden der von allen logisch denkenden Menschen als verfehlt anerkannten Theorie.

Wie die Dinge sich auch entwickeln mögen — gegen diesen Feind, der seine Waffen aus dem logischen Irrthum schmiedet, wird sich unsre gesunde Wirthschafts- und Gesellschaftsordnung zu behaupten wissen, selbst wenn die verführten Massen drohlich anschwellen sollten. Sie sind zu vergleichen Hunnenhorden des Mittelalters, welche dann, wenn die Waffen des Geistes ihrer Thorheit gegenüber versagen sollten, auf katalaunischen Gefilden den Irrthum ihrer Führer werden büßen müssen.

Berlin, 18. April 1899.

Volksschauspiele aus dem Böhmerwald.

Als August Hartmann seine umfassende Sammlung der Volksschauspiele in Bayern und Oesterreich anlegte, fand Böhmen nur sehr geringe Berücksichtigung. Im Vorübergehen erwähnt er das Passionsspiel in einzelnen Grenzgemeinden im Moldauquellgebiet (S. 520). Erst in diesem Jahrzehnt schenkte man dem deutsch-böhmischen Volksspiele größere Beachtung. Es war der Professor J. J. Ammann in Krummau, welcher im Jahre 1892 in Höritz, südwestlich von Krummau, das Passionsspiel wieder ins Leben rief. Ihn unterstützte der Böhmerwaldbund, man baute ein großes, 1500 Menschen fassendes Spielhaus, und am 25. August 1893 konnte bei dichtgefülltem Hause die erste Aufführung gegeben werden. Seitdem werden in Höritz alljährlich unter großem Andrang die Spieltage gefeiert. Auch in anderen Theilen Böhmens regte es sich nun. Im 33. Bande der Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen gibt uns Heinrich Gradl eine eingehende Schilderung alter deutscher Volksschauspiele im Egerlande. Um dieselbe Zeit erstand im Lande ein neuer Verein, die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen, geleitet von Professor Dr. Adolf Hauffen. Die vielen örtlichen Unternehmungen und Versuche hatten nun einen Sammelpunkt gefunden, nach allen deutschen Theilen des Landes wurden ausführliche Fragebogen versandt und eine Fülle von Stoff ward so von der Vereinsleitung zusammengetragen. Zugleich begann sie die Herausgabe von „Beiträgen zur deutsch-böhmischen Volkskunde“. Hiezu sollte Professor Ammann die Bearbeitung der Volksspiele des Böhmerwalds beisteuern. Was von diesem Werk zur Zeit vorliegt,[1]) soll im folgenden näher betrachtet werden.

Ammanns Untersuchungen erstrecken sich im wesentlichen auf das Gebiet, welches der große Moldaubogen zwischen Budweis und Wallern einschließt. Hier ist Ammann von Ort zu Ort gewandert, hat Erkundigungen eingezogen, Schauspieler besucht, Aufführungen beigewohnt, vor allem aber der schriftlichen Ueberlieferung seine Sorge geweiht. Im Jahre 1816 hatte ein tüchtiger Böhmerwaldspieler, Paul Grölhesl, ein Passionsspiel verfaßt und nach dieser Fassung aufgeführt. Dies Spielbuch hat Ammann wieder aufgefunden und im 30. Bande der Mittheil. des Ver. für Gesch. d. Deutschen i. B. mit langer Einleitung und Erklärung herausgegeben. Damit schuf er die Grundlage für das Höritzer Passionsspiel. Während Domkapellmeister J. Jungmann in Budweis den musikalischen Theil erneuerte und ergänzte, dichtete jener neue Strophen in Anlehnung an alte Vorbilder hinzu, führte eine Menge lebender Bilder ein und probte dann das Ganze einen Winter lang mit Höritzer Gemeindegliedern durch, für welche aufopfernde Arbeit ihm denn auch uneingeschränkte Anerkennung zutheil ward. In der neuen Sammlung indessen hat er ein anderes Spielheft Grölhesls (aus dem Jahre 1848) abgedruckt, so daß wir nun die zahlreichen Aenderungen, welche durch eine lange Spielthätigkeit hervorgerufen wurden, genau verfolgen können. Das in zehn „Aufzüge“ eingetheilte Stück wird durch ein Paradeisspiel, den Sündenfall und die Verheißung enthaltend, und durch ein Zwischenspiel eingeleitet, in welchem das Gleichniß vom guten Hirten in einem Zwiegespräch zwischen Pilger und Schäfer wiedergegeben ist. Alsdann kommt die Leidensgeschichte, von Christi Unterredung mit Maria an bis zum Tode am Kreuze. Grölhesls Quelle war das „große Leben Christi“ des rheinischen Kapuzinerpaters Martin v. Cochem, sein Text ist, abgesehen von den

[1]) Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde II: Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde. Gesammelt, wissenschaftlich untersucht und herausgegeben von J. J. Ammann, k. k. Professor in Krummau, 1. Theil, Prag (Calve) 1898, 2. Theil 1899.

Liedern, deren größter Theil in der Handschrift ausgelassen ist, in Prosa geschrieben.

Noch drei weitere biblische Stücke bringt Ammanns Ausgabe. Einmal „Ein Geistliches Komedi-Spiell in der heiligen Weinachtszeit. Geschrieben und zusammen gesetzt Im Jahre 1837 (von) Anton Pangerl im Dorfe Neudörfl". Dies ist nach Ammann das volksthümlichste und verbreitetste aller Volksschauspiele des Böhmerwaldes. Man kannte früher noch ein Spielbuch aus dem Jahre 1605, und aus diesem hohen Alter des Stückes erklärt es sich auch, daß die poetische Form noch fast durchgängig bewahrt ist. Die Handlung reicht von Mariä Verkündigung bis zur Flucht nach Aegypten und dem Untergang des Herodes; die einzelnen Auftritte sind durch Sprüche des Kailsos oder durch Gesänge abgegrenzt. August Hartmann hat in seinen Volksschauspielen eine sehr verwandte Fassung mitgetheilt, welche bis in die 70er Jahre in den am Westabhang des Böhmerwaldes, nördlich von Passau gelegenen Gemeinden Höhenau, Freyung, Mauth, Röhmbach und Grainet üblich war. Schon ohne diese Vergleichung wäre klar, daß der Name Kailsos, den der Chorführer trägt, aus Kaiphas weitergebildet und daß Tragand, der Diener des Herodes, auf den Trabanten zurückzuführen ist.[1]) Die schönen alten Volksweisen, nach denen die Lieder gesungen wurden, mag man in Hartmanns Buch nachsuchen. Das andere Stück, welches Ammann von einer Friedberger Spielgesellschaft erlangt hatte, zerfällt in zwei Theile. Das „Vorspiel" hat vier Auftritte, den Sündenfall und die Austreibung aus dem Paradies, Kain und Abel, der Schiffbau Noa's (Nebenformen Noa und Noia) und Isaaks Opferung. Hierauf folgte entweder das „Christkindspiel" oder das „Leiden Christi-Spiel". Da das erstere im wesentlichen mit dem vorhin erwähnten Weihnachtsspiele übereinstimmt, so verzichtete der Herausgeber auf eine ausführliche Wiedergabe. Das andere Spiel ist im Verhältniß zu „dem" großen Passion ziemlich knapp gehalten, es umfaßt den Zeitraum zwischen Annas' und Kaiphas' Berathung und Jesu Auferstehung. Die Form der Abfassung ist fast ganz die ungebundene Rede. Im Vorspiele sind zwei Wendungen miteinander in ungeschickter Weise vermengt. Gott vertreibt Adam und Eva aus dem Paradies, läßt ihnen aber noch durch einen Engel die Messiasverheißung verkünden. Es folgt Kains Mordthat, und dann fordert die „Gerechtigkeit" auf die Anklage des Teufels hin die strenge Bestrafung der ersten Sünder, während die „Barmherzigkeit" vor Gott für Adam und Eva Gnade erbittet. Die Sache wird dadurch entschieden, daß „Gottes Sohn" die Erlösung der Welt übernimmt. Diese andere Fassung ist aus dem Paradeisspiel des Höritzer Passions hier eingefügt. Das dritte Stück ist „der ägyptische Joseph. Ein Schauspiel aus der Vorzeit in 18 Auftritten". Ammann, der noch 1885 eine Aufführung dieses Spiels gesehen hat, gibt den Text nach einem Buch der Spielgesellschaft in Krenau. Die Handlung beginnt mit Jakobs Berufung und endet mit der Ansiedelung des ganzen Geschlechts im Lande „Gessen". Dieses Spiel und das oben erwähnte geistliche Komödispiel, sind in Ammanns Sammlung bis jetzt die einzigen Stücke, welche noch in dichterische Form gekleidet sind. Der Aufbau der Scenen ist geschickt angeordnet, zahlreiche „Arien" sind eingelegt.

Wir gehen nun zu den Legendenstoffen über. Auf die römische Zeit entfallen zwei Stücke, das „Theaterbuch von dem hl. Eustachius" und der „Alexius". Das erstere ein schon im Mittelalter beliebter Gegenstand und heute noch in Bayern und Tirol sehr verbreitet, behandelt die Legende des Feldherrn Trajans, Placidus, der nach vielen Irrfahrten wieder mit seiner Gattin und seinen beiden Söhnen, die er verloren geglaubt, zusammentrifft und endlich mit seiner Familie den Märtyrertod erleidet. Sein christlicher Name ist Eustachius. Ammann fand im Böhmerwald mehrere Ueberlieferungen vor, er legte seiner Ausgabe die Handschrift des Maurers Janovsky aus Schneidelschlag zugrunde. Hier wird uns in neun Aufzügen das Leben des Eustachius von seiner Bekehrung bis zu seinem Tode geschildert, wobei als Quelle die Erzählungen Christoph v. Schmids dienten. Das andere Stück ist diesem in Ton und Anlage sehr ähnlich, es hat Leben und Sterben des Armenfreundes Alexius zum Gegenstand. Die Braut des Alexius, die gemeiniglich Sabina heißt, hat hier den Namen Amalia, der Kaiser Honorius ward zu Hononius, Eleutherius zu Elestherius; doch gehen wohl alle diese Aenderungen auf die Vorlage zurück. Die Handlung hebt damit an, daß Alexius an Amalia verheirathet werden soll; scheinbar willigt er ein, dann flieht er zu Schiff nach Laodizea und gelangt nach langem unstäten Umherirren unerkannt als Bettler wieder zu seinem Vater nach Rom, der ihm unter der Stiege eine Wohnstätte anweist. Als Alexius eben gestorben ist, hat man seinen Aufenthaltsort entdeckt und nun soll er unter großem Gepränge beigesetzt werden. Mit rührender Breite werden die letzten Augenblicke des Dulders geschildert; er läßt sich Feder und Tinte bringen und beginnt dann mit den Worten: „Nachdem ich Endesunterschriebener . . ." einen langen Brief, den er zugleich beim Niederschreiben vorliest.

Die mittelalterlichen Legenden sind zahlreicher vertreten. Das in Bayern und Oesterreich sehr verbreitete Volksschauspiel Genovefa konnte hier nicht fehlen. Ammann hat in seinem Bezirk eine Reihe von Niederschriften gefunden, die sämmtlich auf Cochems auserlesenes Historybuch zurückgehen; daraus wählt er für seine Sammlung das Spielbuch von Franz Dichtl zu Reith aus. Das Stück ist von vielen moralischen Auslassungen durchsetzt, so besonders in dem Zwiegespräch zwischen Genovefa und ihrem Sohne Schmerzensreich; die begleitenden Lieder kehren zum Theil anderwärts, so im Alexius, wieder. Das folgende „Gespiel Hierlanda, Herzogin von der Bredagne" steht dem vorigen inhaltlich sehr nahe, auch seine Verbreitung ist eine ähnliche. In seinen in Steiermark gesammelten deutschen Volksschauspielen gibt Ant. Schlosser eine in Eisenerz aufgeführte Fassung, auch in Kärnten, Tirol und Bayern war der Gegenstand bekannt. Die im Böhmerwald verbreiteten Handschriften, aus denen Ammann das Spielheft des Johann Pechmann in Krenau auswählte, sind wiederum auf Christoph v. Schmids Erzählungen zurückzuführen, während das Steiermärker Stück, wie schon eine oberflächliche Prüfung der Personennamen ergibt, aus einer anderen Quelle geflossen ist. Dann bringt die Sammlung ein „türkisches Sultanspiel". Doch es ist der Titel ein ganz willkürlicher: behandelt ist die Legende von der Christin Dimfna, der Tochter eines Heutischen (= heidnischen) Königs, die mit ihrem treuen Diener Gerebernus übers Meer nach „Andwerben" flieht und schließlich mitsammt dem Begleiter von ihrem Vater aus Zorn über den verschmähten Liebesantrag getödtet wird. Die Geschichte des böhmischen Landesheiligen Johannes von Nepomuk hat im vorigen Jahrhundert und vielleicht noch früher dramatische Bearbeitung gefunden und ist auch in die Alpenthäler gedrungen, wo Hartmann in Tirol (Brixlegg S. 320, Buch S. 340, Erl S. 403) und Oberbayern (Schlehdorf am Kochelsee S. 430) dramatische Aufführungen nachweist. Als gemeinsame Quelle aller Fassungen des Böhmerwaldes konnte Ammann nach langem Suchen ein 1780 in Prag bei Joh. Ferdinand Edlen v. Schönfeld ohne Verfassernamen gedrucktes Schriftchen „Johann von Nepomuck, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen" ausfindig machen; darum gibt er in seiner Sammlung einen Nach-

[1]) Aehnlich erscheint ein „Traganth" im Gespiel Hierlanda.

Digitized by Google

druck dieser Ausgabe. Doch hätte er noch weiter forschen müssen; denn wie Richard Maria Werner zeigt (Zeitschr. für deutsch. Alterth. 1898, S. 393), enthält jenes Büchlein nur eine Prosafassung des in den „Haupt- und Staatsaktionen" von Weiß gegebenen Stückes. Johann von Nepomuk ist das einzige Spiel, das neben den Auftritten, die manchmal sehr kurz gerathen, eine Eintheilung in Akte aufweist. Auch im übrigen spürt man allerorten den Geschmack des vorigen Jahrhunderts, ganz besonders in dem Uebermaß der dargereichten Moral. Am Schlusse spricht Oslav, das Muster eines tugendhaften Rathes: „Tugend und Laster! Himmel und Hölle! sichtbar schon unter den Bewohnern der Erde. Welche Lehrerin ist diese traurige Nacht!" Trotz all dieser Sittensprüche gibt es hier keine Charaktere, sondern nur gleichmäßig gute und böse Menschen. Endlich erhalten wir in dem „Spielbuch Heinrich von Eichensels" auch ein Ritterspiel. Es behandelt die Geschichte von einem geraubten Grafenkind, das den Händen der Räuber entrinnt, zu einem Einsiedler flüchtet und schließlich von seinem Vater wieder aufgefunden wird. Ein solches Stück wurde auch in Erl in Tirol gegeben (Hartmann S. 403). Ammann benutzt das Bühnenheft von Jakob Schuster zu Spiegelhütten, nach ihm ist auch hier die dramatische Fassung den Schmid'schen Erzählungen nachgebildet. Die Weltanschauung des jungen Heinrich und die Belehrung durch den Einsiedler Meinrad erinnern sehr an die ähnlichen Stellen im Simplicissimus.

Die meisten Stücke sind mit Prolog („Vorrede" im ägyptischen Joseph und im Alexius, „Vorspruch" in der Genovefa, an die „geliebten Zuseher" in der Hierlanda) und Epilog (Schlußwort, Schlußgesang, Schlußrede, Beschluß, Nachrede) versehen. Im Josephsspiel und in der Hierlanda geben die einleitenden Worte die Hauptpunkte der Handlung an. Ein nothwendiges Glied des Böhmerwaldspiels ist die komische Scene oder Figur. In dem Höritzer Passion ist es die Auszahlung der Silberlinge an Judas, die fast allgemein zu lustiger Darstellung benutzt wird,[1]) und ähnlich zählen im ägyptischen Joseph die ismaelitischen Kaufleute den Brüdern den Kaufpreis von 20 Silberlingen vor. Das Christkindspiel bringt zwei Juden auf die Bühne, Mauschl und Schmaudl, die sich erst im Handel entzweien, dann aber wieder vertragen und gemeinsam „Schabes" beten. In demselben Stück tritt ein Böhmerwaldbauer auf, der dem König auf sein Fragen einiges „neugs" berichtet von den „tolketen" Bauern. Diese Person steht mit der eigentlichen Handlung nur in losem, die Juden in gar keinem Zusammenhang. Viel Heiteres enthält das Josephsspiel. Im dritten Auftritt kommt wieder ein Bauer auf die Bühne, hält eine große lustige Rede und verabschiedet sich dann von den Zuschauern mit den Worten: „Hiatz wünsch i eing a guati Nocht und o oarmseligs Flehbeißen!" Und im elften Auftritt feiern die Maurer und „Zimmerleit" in frohen Versen ihr Handwerk. Im Genovesaspiel ist die lustige Figur des Kaspar allgemein verbreitet, wofür in Steiermark der Hanswurst erscheint.[2]) Kaspar steht zwar auf Seiten der bösen Partei, des hinterlistigen Golo, weiß aber durch seine lustigen Auslassungen die Zuhörerschaft wieder mit sich zu versöhnen. Besonders belustigend wirkt im dritten Aufzuge die Durchsicht der eingelaufenen Bittschriften und ihre Erledigung durch Kaspar. Graf Siegfried wird ebenso wie im steierischen Stück mit „Herr Schmelzgraf" angeredet. In dem der Genovefa verwandten Hierlandaspiele fehlt zwar der Kaspar, dafür erscheint der Wirth im fünften Auftritte, der über die schlechten Zeiten klagt. Wir können indeß die komischen Bestandtheile nicht so genau aussondern, weil eine solche Darstellung meist dem Belieben des Schauspielers anheimgegeben und daher oft nicht verzeichnet wurde. So heißt es in einer Bühnenanweisung im Heinrich von Eichensels: „Daher gehört der Fagabunt und der Räuber: Komische Scene." Viele Stücke haben untereinander große Aehnlichkeiten in Anlage und Aufbau, auch in der Zeichnung der einzelnen Persönlichkeiten, wie z. B. das Ende der bösen Menschen ziemlich gleichförmig dargestellt wird. Im Christkindlspiel will sich Herodes aus Verzweiflung das Leben nehmen, und der Teufel führt ihn ab, im Johann von Nepomuk rast Wenzel in Wuth und Höllenpein, und im türkischen Sultanspiel sieht der König den Höllengrund sich aufthun und will sich selbst erdrosseln. Dahin gehört auch der Schluß des Leiden-Christi-Spiels, wo der Tod des Kaiphas gemeldet wird und Annas sich verfluchl und in den Tod stürzt. Die Schauspielervertheilung mußte bei jeder Aufführung nach Maßgabe der Stärke der Truppe vorgenommen werden, nur wenige Andeutungen finden sich hierüber in den Spielheften. Im Eustachius treten 16 Personen auf. Die „Beschreibung, wie viel Personen zu diesen Stück sein müssen" gibt an: „Sieben Personen verrichten es" und dann folgt die Vertheilung. Im folgenden Alexiusspiele sind ebenfalls 14 Personen auf sieben Darsteller vertheilt. Ueber die Art der Darstellung und den Bühnenaufbau gibt zwar Ammann hier und da einige Aufklärungen, doch möchte man wünschen, daß er hierüber erschöpfend in einem besonderen Abschnitte handle, was er um so eher zu thun berufen ist, als er zahlreichen und sehr verschiedenartigen Aufführungen in seinem Bezirke beigewohnt hat. Was endlich die Sprache angeht, so hielt sich Ammann genau an das ihm vorliegende Spielbuch, auch in den kleinsten Dingen der Rechtschreibung, und dies Verfahren ist, vom Standpunkt der Sprachwissenschaft aus betrachtet, nur zu loben. Die Sprache selbst ist die hochdeutsche Schriftsprache, die noch sehr an den Sprachcharakter des vorigen Jahrhunderts erinnert. Während so die hochdeutschen Stellen und Reden durch ihre Schwerfälligkeit, ihren hohlen Gefühlsausdruck bald ermüden und nur selten mit Wendungen der niederen Sprache durchsetzt sind, wirken die fast durchweg mundartlich abgefaßten lustigen Stellen sehr belebend. Und hier ist es wieder bezeichnend für den feinen Takt der Verfasser, wenn sie im Genovefaspiel den Kaspar im Volkston reden lassen, als er aber selbst einen traurigen Auftrag erhält, ihm hochdeutsche Worte in den Mund geben.

Ammann gedenkt noch eines dritten Heftchen von Schauspielen und dann im vierten Erklärungen und Lesarten zu den einzelnen Stücken herauszugeben. Dabei mag der Wunsch ausgesprochen sein, er möge ganz besonders auf die mündlichen Zuthaten der Darsteller sein Augenmerk richten, weil in diesen Dingen ein viel dankbarerer Stoff für Volkskunde enthalten ist als in langen, gedehnten, dem Historienbuch entnommenen Reden. Und noch ein anderes wichtiges Glied der Ueberlieferung möchten wir nicht vernachlässigt sehen, nämlich die Liederweisen. Es überwiegt zwar das geistliche Lied, doch sind auch viele Volksweisen in die Darstellung eingeflochten. Es ist wohl nicht mehr möglich, daß Ammann in seine Gesammtausgabe die Weisen einfüge, aber missen möchte man eine solche Sammlung auf keinen Fall, umsoweniger, als jetzt die alten Gesänge theils immer mehr verschwinden, theils einer Neubearbeitung Platz machen.

O

---

1) So z. B. in Oberammergau, vgl. Phil. Strauch in den Preuß. Jahrb. Bd. 69, S. 238.

2) In Oberaudorf bildet Kaspar den Mittelpunkt lustiger Stücke, vgl. „Caspar als Handelsmann" und „Caspar der lecherliche Schärren Schleifer" bei Hartmann S. 379.

Digitized by Google

Mittheilungen und Nachrichten.

yo. **Weimar**, 22. April. Die „Deutsche Shakespeare-Gesellschaft" hielt hierselbst heute ihre Generalversammlung im Saale der „Armbrustschützen-Gesellschaft" ab, der Se. kgl. Hoheit der Erbprinz von Sachsen-Weimar beiwohnte. Bei Erstattung des Jahresberichts, den Intendant v. Bignau an Stelle des durch Unwohlsein am Erscheinen verhinderten Präsidenten Dr. Oechelhäuser darlegte, gedachte er in ehrenden Gedächtnißworten des verstorbenen Prof. Lro, Berlin, der 17 Jahre das Shakespeare-Jahrbuch redigirt hat und nunmehr durch Prof. Brandl ersetzt worden ist. Besonderen Dank verdient die Zuweisung eines Theils der reichen Shakespeare-Bibliothek Leo's an die Shakespeare-Gesellschaft und dessen Elisabeth-Gertrud-Stiftung, aus der zehn Jahre nach dem Tode des Stifters der Gesellschaft 500 M. jährlich zufließen. Das Vermögen der über 225 Mitglieder zählenden „Shakespeare-Gesellschaft" beträgt 21,094 M. und ist durch Landtagsbeschluß für steuerfrei erklärt worden. — Darauf hielt Prof. Dr. Alois Brandl, Berlin, den Festvortrag, für den er als Thema: „Shakespeare's Vorgänger" gewählt hatte. Er stellte in neuer Behandlung dar, was Shakespeare von den älteren Dramatikern geerbt und gelernt, sowie das, was er aus der eigenen Macht seiner Originalität hinzugefügt hat an seinem herrlichen Werke. Nicht die Geister zweiten und dritten Ranges, die unmittelbar vor Shakespeare dir Londoner Bühne beherrschten, darf man in Weimar, wo uns die Arbeitsstätten unsrer nationalen Klassiker umgeben, als seine Vorgänger bezeichnen, dies erscheint engherzig, die Marlowe, Kyd, Peele, Greene und Lilly als des großen Briten Vorgänger allein hinzustellen. Würdiger stellen wir ihn, wenn auch mit Uebergehung des Mittelalters, mit den hellenischen Geistern Aeschylos, Sophokles und Euripides als mit seinesgleichen zusammen. Wir bleiben damit in der Familie; denn zu Shakespeare, dem Erneuerer und Enkel der Griechen, führt eine direkte Nachwirkung der dramatischen Kunst der Hellenen, während das Theater der Jaher oder der Völker der gelben Rasse in seiner Entwicklung fernab steht. Es gibt allerdings Verschiedenheiten des klassischen vom shakspeareschen oder romantischen Drama; dahin gehört das streng durchgeführte Pathos der antiken Tragödie und die konsequente Lustigkeit der Komödir bei Plautus und Terenz, während bei Shakespeare ein gemischter Ton herrscht. Doch diese Verschiedenheiten wurden seit Schlegel allzu einseitig betont. In „Prometheus", „Herakles", „Oedipus" gibt es keine Lustigmacher, wie dir Todtengräber im „Hamlet" oder den Narren im „Lear". Bei Plautus und Terenz fehlen ernste Charaktere, wir der Shylocks im „Kaufmann von Venedig" oder wie der des eifersüchtigen Königs im „Wintermärchen". Die altrömischen Dichter bewegen sich meist geflissentlich im bürgerlichen und im Sklavenkreise. Auch die Punkte, an denen der antike und der romantischr Dramatiker einsetzen, sind verschieden. Der Konflikt ist beim Beginn der antiken Tragödien schon entstanden. Es bleibt im „Prometheus" wie im „Oedipus" eigentlich nur die Katastrophe darzustellen, Shakespeare beginnt vor dem Konflikt. Er läßt Hamlet das Rächeramt übernehmen, Lear dir Tochter auf der Bühne verstoßen und zeigt uns Romeo's und Julia's Liebe im Entstehen. Die geringe Zahl der handelnden Personen und die allgemeine Art ihrer Charakterzeichnung in der antiken Tragödie kontrastirt mit Shakespeare's Menschenschaar, von der jedes Glied individuelle Züge trägt. Auch die lyrische Ausbeutung der Situation durch den Chor der Alten stimmt nicht zu der Umsetzung der Empfindung in dir Handlung bei dem großen Briten. Da nun dem rituellen Element des hellenischen Dramas die fast völlig konfessionslose, aber doch sittlich ernste Wirklichkeit bei Shakespeare gegenübersteht und aus diesem Gegensatz auch weitere Abweichungen herzuleiten sind, so hat man gemeint, man habr hier nicht vereinzelte Unterschiede, sondern zwei von Grund aus verschiedene Systeme vor sich. Da sich nun deutlich gezeigt hat, Shakespeare habe nir einen griechischen Dramatiker, dagegen viele geistliche und moralische Spiele des Mittelalters gelesen, so glaubte man eine brückenlose Kluft zwischen ihm und Sophokles annehmen zu dürfen. Gegen diese herkömmliche Auffassung trat der Vortragende auf. Den Unterschieden wohnt nicht die absolute Geltung bei. Selbst griechische Dramen, wie dir „Eumenidea", der „Oedipus auf Kolonos", enden glücklich, durchbrechen also dir strenge Sonderung von Trauerspiel und Lustspiel ebenso wie dir „Alkestis", der „Ion" und die „Helena" des Euripides, die von dem Wiederfinden der verlorenen Familienmitglieder handeln. Aber auch im „Richard III." fehlt der komische Eiaschlag. Im Iphigenien-Cyklus ist der ganze Konflikt dargestellt, im dritten Theil von „Heiarich VI." ist der Richard, dem wir zu Beginn von „Richard III." begegnen, als zu dem geworden dargestellt, was er dort schon ist. Auch beim Sophokles finden wir Umsetzung von Empfindung in Handlung, und Euripides hat zum Theil mehr Individualisirt. Die Unterschiedr sind also nur relatioe, dagegen steht dir Manier des Plautus und Terenz in tieferem Gegensatz zu Shakespeare's romantischem Komödienstil. Doch dürfen auch die Uebereinstimmungen Shakespeare's mit dem griechischen Drama nicht übersehen werden, die Auffassuug des Tragischen als der über das Gewöhnliche hinausgehenden Lebensführung, wobei der Held auf Erden unmöglich wird. Sir fehlt in den geistlichen Spielen des Mittelalters wir in den Moralitäten des 15./16. Jahrhunderts vollständig. — Einzelne Charaktertypen sind beiden dramatischen Schulen gemeinsam. Orest ist mit Hamlet, Oedipus und Antigone sind mit Lear und Cordelia in Parallele zu stellen. Die dem Gatten durch Herakles zugeführte und entschleierte Alkestis hat in der Hermione des „Wintermärchens", die scheinbar eine Statue ist, eine Doppelgängerin. Der Bramarbas des Plautus mit seinen Parasiten und Liebesanschlägen erinnert an Falstaff; Kunstmittel und Scenenführung, dir Geistererscheinungen und tragischen Vorhersorkündigungen, die effektvollen Botenerzählungen der Alten kehren bei Shakespeare wieder. Doch alle diese Uebereinstimmungen beruhen schwerlich, wie ihre Nichtexistenz in den mittelalterlichen Spielen zeigt, auf Zufall. Aus den Schuldramen des 16. Jahrhunderts sind die Fäden herzuleiten, an denen Charaktertypen und Kunstform der Antike nach England geleitet worden sind. George Buchanan, der spätere schottische Geschichtschreiber und als Protestant ein heftiger Ankläger der Maria Stuart, lebte in der Verbannung 1541—43 in Bordeaux und übersetzte dort die euripideischen Stücke in das damalige Idiom der Gebildeten, das Lateinische, er dichtete um die gleiche Zeit die selbständige lateinische Tragödie „Jephtho's Tochter", in der die Tochter vom Vater, dem jüdischen Richter Jephtha, für den errungenen Sieg dem Gotte Jaha's geopfert wird. Buchanan erfand die Mutter hiezu, die den Tod ihrer Tochter rächen will, und wenn auch die Opferung aus anderem Motiv hier erfolgt, als die der Iphigenie des Euripides, so führte Buchanon doch die zwei Typen der edlen Dulderin und der wilden Rächerin, Analogien zur Iphigenie und Klytämnestra, auf der englischen Bühne ein, und zwar geschah dies in stark protestantischer Tendenz. So ward für die Londoner das Gefühl für tragisches Temperament geschaffen. Ebenso hat Grimald in seinem lateinischen Drama „Johannes Baptista" das sich der katholisirenden Tendenz des alternden Heinrich VIII. entgegenstellte, neben dem Pathos der Antike den Schalksnarren des Herodes, entsprechend der nationalen Tradition der englischen Moralspiele, eingeführt. Die zahlreichen Chöre seines um 1547 gedichteten Stücks kamen der englischen Schaulust entgegen und individuelle Liebesduette zwischen Herodes und Herodias fehlen hier nicht. Aufnehmen in der Kunstgeschichte bedeutet stets im nationalen Sinne umgestalten, und so müssen wir Grimald als einen der vorzüglichsten Lehrmeister für die Bühne der Elisabeth-Zeit ansehen; denn seine und Buchanans Stücke fanden regen Antheil und Beifall, und die von 1556 bis gegen 1595 thätigen zahlreichen Dramatiker, deren Namen mit Ausnahme dessen von Marlowe, des ersten Dichters der Faust-Sage, für uns ohne Klang sind, also Shakespeare's Vorgänger, bürgerten den antiken Stil mit nationalistischer Umänderung, zu der sie ihr Publikum zwang, in dem englischen Theater ein. Die für den Hof gedichteten, von akademisch gelehrten Dichtern verfaßten, englischen Stücke gingen den kühneren und noch stärker national ungeprägten Volksstücken voraus. Die scenische Technik und die Charakterzeichnung erfuhren in gleicher Weise diese

Umänderung. Das Volksstück „Appius und Virginia", gegen 1567 geschaffen, ohne den antiken Chor, den die höfischen Tragiker noch beibehielten, schon mit einer Narrenrolle, zeigt den Tod einer edlen Tochter durch ihren Vater, die stirbt, um sich an ihrem Verführer zu rächen, und zwar geht die Ermordung, was Grimald noch nicht gewagt hatte, hier auf der Bühne vor, eine Konzession an die durch die Passionsspiele gebildete Schaulust des englischen Publikums. Die laxe Komposition der Passionsspiele schuf dann den „Dr. Faustus" Marlowe's wie die Königsdramen Shakespeare's, wo sich die Begebenheiten lose aneinander reihen. Die Konzession, die der Eigenart des Stoffes und des Autors auf der englischen Bühne eingeräumt wurde, unter dem Einfluß der als Quellen benutzten Novellenliteratur der Renaissancezeit, führte zur Auflösung der Tragödienkomposition der Alten. Das durch die Hand des Vaters sterbende edle Mädchen, wobei das politische Motiv aus Iphigenie in das romantische der Liebe geändert wird, finden wir in der „Spanischen Tragödie", 1585, in Marlowe's „Juden von Malta", modifizirt in „Romeo and Julia", wo Julia's Vater sie zum Tode drängt, da er ihrer Heirath mit Romeo entgegentritt. Ophelia und Cordelia sind entfernte Verwandte dieses Iphigenien-Typus. Der Herakles des Euripides ist das Vorbild für den Uebermenschen der Elisabeth-Periode, wie er die Seinen tödtet und als Eroberer und Gewaltmensch selbst vor dem Tod den Himmel zu befehden sucht. Der Cambyses der Volksbühne, Marlowe's Tamerlan, Shakespeare's Titus Andronicus und zum Theil sein Richard III. gehören in diese Typenreihe. Als Shakespeare auftrat, befanden sich diese aus der Antike stammenden Motive im Aufsaugungsprozeß. Zehn Jahre früher hätte er sie noch starr, zehn Jahre später schon aufgelöst gefunden und wir würden dann nicht das Allgemeine und Ewige an seinen Menschen bewundern können. Aehnlich steht es mit der Komödie; der Bramarbas aus Plautus ist zum nationalen „Ralph Roister Doister" mit seinen Parasiten und Liebesanschlägen geworden. Er tritt als irrender Ritter „Sir Topas" bei Lilly auf; bei Shakespeare finden wir ihn in „Verlorene Liebesmüh" als Sir Armado, um endlich als „Falstaff" ihn in die Geschichte eingereiht und zugleich als Narren in der Privatkomödie der „Lustigen Weiber von Windsor" in völlig englischer Gestalt wieder anzutreffen. So erbte Shakespeare von seinen gelehrten Vorgängern, ohne selbst akademisch gebildet zu sein, die klassische Tradition und die Tendenz der nationalen Umgestaltung der Typen und der Stoffe, allein seine Fortschritte über seine Vorgänger hinaus in der Verbesserung der Technik seit 1592 zeichnen sich in seinen Umarbeitungen älterer Stücke, wie „Richard III.", „König Johann", „Heinrich V.", die „Bezähmte Widerspenstige" neben anderen sie darstellen. Er versteht als großer Herzensenthüller uns die Seele seiner Menschen zu enthüllen, ihre Leidenschaft uns durch Berichte Anderer, durch Monologe und durch Darstellung selbst ihrer unter dem Bewußtsein schlummernden Stimmungen uns fühlbar zu machen, wie die Visionen und Geistererscheinungen es bewirken; durch wohl geordnete, stufenweise Anordnung der spannenden Momente, durch kunstvolle reichere Handlung und strengste, nie die Wahrhaftigkeit verletzende Motivirung weiß er seine Zuschauer zu fesseln. Romantische Farbenpracht und Humor haben ihm dazu gedient, die Tragikomödie als Kunstprinzip zu schaffen. Er ändert seine Quellen so, daß uns seine Umformung als klassische Tradition erscheint, und doch hat er, indem er Lears und Cordelia's Charaktere im Unglück, entgegen seiner Quelle zeigt, die sophokleische Gruppe des Oedipus und der Antigone durch originelle poetische Neuschöpfung getroffen, sowie die Hermione im „Wintermärchen", nachweislich entgegen seiner Quelle, durch die elementare Verwandtschaft aller Poetennaturen in der Gleichartigkeit der Phantasie, nicht durch Nachahmung, an die „Alkestis" des Euripides erinnert. Seine Intuition ließ ihn oft klassischer im echten Sinne erscheinen als seine gelehrten Vorgänger. Die Geneigtheit zu lernen, die nationale Umformung der Typen und sein Genie haben den Shakespeare geschaffen, der auf unsre klassischen Dichter einwirken konnte, auf unsre unsterblichen Weimaraner. — An die Feier schloß sich ein Festmahl und die Aufführung von Shakespeare's „Cymbeline", nach der Bearbeitung von Oechelhäuser, im Hoftheater.

* **Berlin.** Der erst vor kurzem von Greifswald, wo er seit mehreren Jahren Dozent war, als außerordentlicher Professor der Geschichte nach Bonn berufene Dr. Rich. Schmitt ist in gleicher Eigenschaft an die hiesige Universität versetzt worden.

* Die Kommission für Sammlung und Herausgabe von Materialien zur Geschichte der Universität Dorpat wendet sich im Hinblick auf das im Jahre 1902 zu feiernde 100jährige Jubiläum der Universität behufs Beschaffung einer möglichst vollständigen Sammlung von Materialien sowohl zum biographischen Lexikon der Professoren und Lehrbeamten, als auch zum historischen Abriß des Bestandes und der Thätigkeit der Universität, an alle Institutionen und Personen mit der ergebensten Bitte, um möglichst baldige Zustellung etwaiger in ihrem Besitz befindlichen Materialien an den Rektor der Universität. Jede Zusendung wird von der Kommission mit größtem Dank entgegengenommen und auf Verlangen in intaktem Zustand retournirt werden.

* **Florenz.** Im Herbst dieses Jahres wird der berühmte und hochverdiente italienische Historiker Pasquale Villari sein 40jähriges Professorenjubiläum feiern. Eine große Reihe seiner Kollegen, Freunde, Schüler und Bewunderer hat sich zusammengethan, um bei diesem Anlaß zur Ehrung des Jubilars eine Villari-Stiftung zur Förderung historischer Studien jeder Art ins Leben zu rufen, und ein Komitee, in dem wir nicht nur die besten Namen der italienischen Gelehrten- und Schriftstellerwelt, sondern auch eine große Reihe von deutschen und englischen Geschichtsforschern vertreten finden, erläßt einen Aufruf zur Sammlung des Fonds für diese Stiftung. Der erste Sammelbogen, der diesem Aufruf beiliegt, weist bereits die stattliche Summe von 25,000 Fr. auf, die in wenigen Tagen gezeichnet worden ist, ein Zeugniß für die freudige Zustimmung, die der Gedanke dieser Stiftung auf den Namen Villari's in Italien wie im Auslande findet. Für Alle, die zu dem schönen Zweck beisteuern möchten, sei bemerkt, daß die Sammelstelle für Beiträge das Bankhaus French, Lemon u. Co. in Florenz und der letzte Termin für Einsendungen der 15. Juni d. J. ist.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Münchener Volkswirtschaftliche Studien.

Herausgegeben von Lujo Brentano und Walther Loh.

Dreißigstes Stück:

Das Mühlengewerbe im rechtsrheinischen Bayern.

Von

Robert Kustermann,

Doktor der Staatswirtschaft.

Preis geheftet 2 Mark.

Der Hauptzweck dieser Arbeit ist, im Anschluß an die im vorigen Jahre in den „Münchener volkswirtschaftlichen Studien" erschienene Schrift des Herrn Dr. Hollander über „Die Lage der deutschen Mühlenindustrie" speziell den Zustand der Müllerei in Bayern zu beleuchten. Gleichzeitig kann man aber in den dargestellten Verhältnissen typische Beispiele erblicken, wie der Kampf der Kleinen mit den Großen und der Wettbewerb einzelner deutscher Wirtschaftsgebiete unter sich im konkreten Falle vor sich geht. (6610)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1899. München, Donnerstag, 27. April. Nummer 96.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Neue Studien über Polarlichter und Gewitter. I. Von Dr. K. Oertel. — Wadai und Tibesti. — Mittheilungen und Nachrichten.

Neue Studien über Polarlichter und Gewitter.

Von Dr. K. Oertel (München).

I.

Die beiden schwedischen Physiker Nils Ekholm und Svande Arrhenius haben schon vor mehreren Jahren auf Grund von Beobachtungen der täglichen und monatlichen Schwankungen des Potentialgefälls der atmosphärischen Elektrizität den direkten Nachweis geliefert, daß die Stellung des Mondes gegen den Erdäquator von bedeutendem Einfluß auf das Potentialgefälle der Luftelektrizität ist. Sie haben nunmehr versucht, diesen Einfluß auch indirekt, nämlich aus den Wirkungen nachzuweisen, welche die atmosphärische Elektrizität auf gewisse meteorologische Erscheinungen elektrischer Natur ausübt. In einer jüngst erschienenen, dem schwedischen meteorologischen Zentral-Institut in Stockholm zur Feier seines 25jährigen Bestehens gewidmeten Festschrift stellen sich die genannten Forscher die Aufgabe, den Einfluß des Mondstandes auf die Häufigkeit und Intensität der Polarlichterscheinungen sowohl, als auch auf die Häufigkeit der Gewitter auf Grund eines umfangreichen, mit größtem Fleiße gesammelten Beobachtungsmaterials ziffernmäßig nachzuweisen. [1])

Es wäre ein Wunder, wenn bei den vielfachen, in die letzten Jahrzehnte fallenden Bemühungen, geophysikalische Erscheinungen mit dem Umlauf unsres Trabanten in Zusammenhang zu bringen — Bemühungen, denen wir beispielsweise den unzweifelhaften Nachweis eines Zusammenhangs zwischen Erdmagnetismus und Mondstellung verdanken — die Polarlichter übersehen worden wären. In der That haben bereits mehrere Forscher einem derartigen Zusammenhang nachgespürt und besonders war Prof. H. Fritz in seinem bekannten Buche „Das Polarlicht" [2]) nahe daran, ihn aufzufinden; infolge des Umstands jedoch, daß der Einfluß des Mondlichtes auf die Sichtbarkeit der Polarlichter an sich schon eine natürlich nur scheinbare monatliche Periode ihrer Häufigkeit hervorrufen muß (wonach Häufigkeitsmaxima in die Zeiten des Neumondes, Minima in jene des Vollmonds fallen) blieb die Frage bisher unentschieden.

Der eben erwähnte scheinbare Einfluß des Mondlichtes auf die Polarlichtfrequenz ist aber um so größer, als erfahrungsgemäß die meisten Polarlichterscheinungen auf die Zeit von September bis März, also auf das Winterhalbjahr treffen, während welcher Zeit Kulminationshöhe und Tagbogen des Mondes bei Eintritt seiner vollen Erleuchtung (des Vollmondes) bekanntlich sehr viel größer sind, als im Sommer. Es geht hieraus hervor, daß die Erhellung der Nächte durch den Mond auf die Sichtbarkeit der Polarlichter wie eine Art systematischer Beobachtungsfehler einwirkt und daß es vor allem nöthig ist, die Beobachtungen von dieser Einwirkung des Mondlichts nach Möglichkeit zu befreien, wenn aus ihnen ein thatsächlicher Einfluß des Mondes nachgewiesen werden soll.

In der That war das erste Bemühen Ekholms und Arrhenius' darauf gerichtet, den scheinbaren Einfluß des Mondlichts aus den Beobachtungsergebnissen zu eliminiren. Sie ordneten das Beobachtungsmaterial zunächst nach den Mondphasen oder genauer nach Tagen des synodischen Monats (Zeit von einem Neumond bis zum nächsten = 29.53 Tagen) und rechneten dann für jeden Monatstag „Reduktionsfaktoren" dadurch, daß sie die größte Tageszahl der Reihe nach durch alle übrigen Tageszahlen dividirten. Indem dann die einzelnen Tageszahlen mit den zugehörigen Quotienten als Reduktionsfaktoren multiplizirt wurden, waren sie vom Einfluß des Mondlichts befreit und es konnte nunmehr die wahre, vom Einfluß der Zenithdistanz des Mondes abhängige Periode der Polarlichter ermittelt werden.

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß der Mond die Erscheinungen, die wir im Laufe eines Jahres an der Sonne wahrnehmen, uns im Verlaufe eines Monats darbietet, daß also während eines Monats zwei Durchgänge des Mondes durch die Ebene des Erdäquators erfolgen (entsprechend dem Frühlings- und Herbsttäquinoktium) und daß ferner zwischen diesen Durchgängen zwei extreme Stellungen des Mondes gegen den Aequator eintreten, welche den beiden Solstitien entsprechen und in der That auch als Lunistitien oder Mondwenden bezeichnet zu werden pflegen. Die beträchtlichen Aenderungen der Kulminationshöhe, die wir an der Sonne im Laufe des Jahres bemerken, vollziehen sich demnach beim Monde, verstärkt noch durch den Umstand, daß seine Bahn gegen die Ekliptik um etwa 5° geneigt ist, während eines Monats. Denkt man sich nun den Mond, wie dies Ekholm und Arrhenius auf Grund der Ergebnisse ihrer früheren Untersuchungen thun, elektrisch geladen, so ist ohne weiteres ersichtlich, daß infolge der beträchtlichen Schwankungen seiner Kulminationshöhe periodische Schwankungen in der Häufigkeit solcher tellurischer Erscheinungen, welche wie die Polarlichter und Gewitter als die Folge von elektrischen Vorgängen aufzufassen sind, vorhanden sein müssen.

Das von den beiden schwedischen Gelehrten mit größtem Fleiß zunächst bezüglich der Polarlichterscheinungen zusammengetragene und kritisch gesichtete Beobachtungsmaterial umfaßt alle ihnen bekannt gewordenen Beobachtungen von Nord- und Südlichtern, die für den Zeitraum von 1722 bis 1896 vorliegen; kurz zusammengefaßt ist es folgendes:

[1]) Ueber den Einfluß des Mondes auf die Polarlichter und Gewitter. Kungl. Svenska Vedenskaps-Akademiens Handlingar. Bandet 31. Nr. 2. Stockholm 1898.

[2]) Internationale wissensch. Bibliothek. Bd. XLIX. Leipzig 1881.

Digitized by Google

Ort der Beobachtung	Zeitraum	Anzahl der Beobachtungen	Anzahl der Tage	Korrigirte Anzahl der Beobachtungen	Korrigirte Anzahl der Tage
Schweden	1722—1832	7978	5815	—	—
Schweden	1852—1877	6430	2412	8596	3187
Schweden	1883—1896	8536	2230	10247	2638
Norwegen	1861—1895	2151	1471	2718	1878
Island und Grönland	1872—1892	5112	2849	6618	3335
Nordamerika	1841—1859	3060	1634	4107	1996
Nordamerika . . .	1849—1868	4096	1738	5345	2093
Polarstationen [1] . .	1882—1883	3255	—	4069	—
Südliche Halbkugel, −16° bis −39°	1783—1894	782	315	2061	988
Südliche Halbkugel, −40° bis −70°	1778—1896	440	376		

Die unter der Rubrik „Beobachtungen" angeführten Zahlen entsprechen eigentlich der Anzahl der Beobachtungsorte, an welchen Polarlichterscheinungen wahrgenommen wurden, der wirklichen Polarlichtfrequenz entsprechen die unter der Rubrik „Tage" enthaltenen Zahlen. Insofern, als von der Ausdehnung der Polarlichter auf ihre Intensität geschlossen werden darf, geben also die ersteren Zahlen im Zusammenhalt mit den letzteren über die Intensität der beobachteten Polarlichter Aufschluß.

Die Zahlen der beiden letzten Rubriken lassen den großen Einfluß des Mondlichtes auf die Frequenz der Polarlichterscheinungen deutlich erkennen; im Durchschnitt wird etwa der vierte Theil der letzteren durch die Mondbeleuchtung der Beobachtung entzogen. Das wegen dieser störenden Einwirkung korrigirte Beobachtungsmaterial wurde nun unter Benutzung von Mondephemeriden für jede der obigen Beobachtungsreihen gesondert nach den Tagen des tropischen Monats (Zeit zwischen zwei Stellungen gleich großer Länge des Mondes = 27.32 Tagen) geordnet und der Anfangspunkt der Zählung innerhalb dieser Periode auf den Durchgang des Mondes durch den Aequator von Nord nach Süd verlegt. Es entspricht demnach in dieser Periode der

Tag 1 dem Aequatordurchgang von Nord nach Süd,
„ 6 der südlichen Mondwende,
„ 15 dem Aequatordurchgang von Süd nach Nord,
„ 21 der nördlichen Mondwende.

Die Zusammenfassung aller für jede der beiden Halbkugeln vorliegenden und nach Tagen des tropischen Monats geordneten Beobachtungen führte zu den in der folgenden Tabelle enthaltenen, die Veränderlichkeit der Polarlichtfrequenz innerhalb des tropischen Monats auf das deutlichste zeigenden Zahlen der prozentuellen Abweichung der Tagesmittel vom jedesmaligen Gesammtmittel:

Mondstellung	Tage des tropischen Monats	Alle Nordlichter Beobb.	Alle Nordlichter Tage	Alle Südlichter Beobb.	Alle Südlichter Tage
Aequ.-Dchgg. N.S.	1 bis 3	+ 25.8	+ 20.0	− 11.6	− 5.1
	4 „ 6	+ 28.6	+ 22.8	+ 14.9	+ 13.7
Südl. Mondwende	7 „ 9	+ 23.2	+ 16.4	− 27.9	− 25.1
	10 „ 12	+ 4.0	+ 2.3	− 37.5	− 30.6
Aequ.-Dchgg. S.N.	13 „ 15	− 13.4	− 10.8	− 6.4	− 7.6
	16 „ 18	− 19.3	− 14.3	+ 1.6	− 15.2
Nördl. Mondwende	19 „ 21	− 36.4	− 22.9	+ 27.5	+ 9.4
	22 „ 24	− 18.7	− 17.0	+ 34.0	+ 32.5
	25 „ 27	+ 6.3	+ 3.6	+ 7.6	+ 28.0

Aus dieser (gegenüber dem Original, welches die entsprechenden Zahlen für jede einzelne Beobachtungsreihe und für jeden einzelnen Tag des tropischen Monats gibt, stark zusammengezogenen) Tabelle ist unmittelbar ersichtlich, daß die Stellung des Mondes einen sehr beträchtlichen Einfluß auf die Entfaltung des Polarlichts ausübt (die Zahlen der Maxima und Minima sind durch fetten Druck hervorgehoben). Die Häufigkeit der Beobachtungen, also die mittlere Intensität der Polarlichterscheinungen, schwankt von einer Mondwende zur anderen etwa im Verhältniß von 2:1 (bei den Nordlichtern im Verhältniß von 128.6 zu 63.6, bei den Südlichtern im Verhältniß von 134.0 zu 62.5); auf der nördlichen Halbkugel erreicht sie ihr Maximum in der Nähe der südlichen, ihr Minimum in der Nähe der nördlichen Mondwende, auf der südlichen Halbkugel findet annähernd das Umgekehrte statt. Daß hier die Umkehrung nicht genau eintritt, ist offenbar eine Folge des hinsichtlich der Südlichter vorliegenden, immerhin noch recht spärlichen Beobachtungsmaterials (die Anzahl der diskutirten Nordlichtbeobachtungen beträgt 40,613, jene der Südlichtbeobachtungen 1222), hat also keine weitere Bedeutung. Die Periode der Nordlichter kommt übrigens, wie aus dem Original hervorgeht, nicht nur im Mittel aus allen Beobachtungsreihen, sondern auch innerhalb jeder der weiter oben angeführten einzelnen Beobachtungsreihen nahezu mit der gleichen Bestimmtheit zum Ausdruck.

Ekholm und Arrhenius gehen nun noch einen Schritt weiter, indem sie unter Annahme von einfachen periodischen Ausdrücken, deren Koeffizienten aus den Beobachtungen abgeleitet wurden, die fragliche Periode möglichst genau rechnerisch zu bestimmen suchen. Ausführlichere Mittheilungen hierüber würden zu weit führen, es sei nur bemerkt, daß der schließlich gefundene Ausdruck nicht nur die Nordlichtbeobachtungen sehr gut darstellt, sondern daß derselbe auch sowohl seiner Form, als auch der Größe der Amplitude nach mit dem früher von ihnen für die tropisch-monatliche Periode der Luftelektrizität berechneten Ausdruck in ziemlich guter Uebereinstimmung steht.

Es darf somit als erwiesen betrachtet werden, daß der Einfluß des Mondes auf die Schwankungen in der Frequenz der Polarlichterscheinungen ganz der gleiche ist, wie auf die Schwankungen des Potentialgefälles der Luftelektrizität; daß also, um die Worte der Verfasser zu gebrauchen, „zwischen der tropisch-monatlichen Periode des Polarlichts und derjenigen des Potentialgefälls der Luftelektrizität im typischen Fall ein fast vollkommener Parallelismus besteht, indem die Eintrittszeit des Maximums und des Minimums und die (prozentuell ausgedrückte) Amplitude beider Perioden sehr nahe dieselben sind." „Diese Uebereinstimmung," so sagen die Verfasser weiterhin, „führt zu der Vorstellung, daß bei dem Polarlicht eine elektrische Entladung oder Strömung stattfindet, die zwischen den höchsten und den mittleren oder unteren atmosphärischen Schichten stattfindet und deren Intensität unter übrigens gleichen Umständen dem atmosphärischen Potential proportional ist."

Hieraus darf jedoch nicht der Schluß gezogen werden, daß diese Entladung oder Strömung sich bis zur Erdoberfläche herab erstreckt. Die Höhe der Nordlichter ist vielmehr, wie sich aus zahlreichen indirekten Messungen (Parallaxenbestimmungen) ergab, eine sehr beträchtliche: „Niemals wurde (am Kap Thordsen) das Nordlicht unter den niedrigen Wolken gesehen, und es ist sehr zweifelhaft, ob es (ebendort) jemals unter den oberen Wolken beobachtet wurde."[1] In solchen Höhen stattfindende elektrische Entladungen können wohl nicht mehr direkt von dem an der Erdoberfläche gemessenen Potentialgefälle der Luftelektrizität abhängen, die

[1] Es sind dies die Ergebnisse der gleichzeitigen internationalen Polar-Expeditionen nach: Kap Thordsen auf Spitzbergen (schwedische Expedition); Bossekop in Skandinavien, Finnmarken (norwegische Expedition); Fort Rae am Smarensee, britisch Nordamerika (englische Expedition); Jan Mayen, ostgrönländisches Meer (österreichische Expedition).

[1] Nach Beobachtungen in Godthaab (Südwest-Grönland) schwankte die Höhe des Nordlichts zwischen 0.6 und 67.8 km, am Kap Thordsen zwischen 12 und 63 km; die mittlere Höhe betrug hier etwa 35 km. Außerhalb der Maximalzone der Nordlichter scheint die Minimalhöhe noch beträchtlich größer zu sein; so wurde die Höhe des am 9. Sept. vorigen Jahres fast über ganz Europa sichtbar gewesenen Nordlichts sogar zu etwa 500 km ermittelt.

Digitized by Google

Nordlichterscheinungen müssen vielmehr durch die zwischen den höchsten und den mittleren oder unteren Luftschichten vorhandene Potentialdifferenz verursacht werden. An der Erdoberfläche nimmt das Potentialgefälle der atmosphärischen Elektrizität während der Nordlichterscheinungen, wie Beobachtungen am Kap Thordsen zeigten, fast ausnahmslos von unten nach oben zu (ist also positiv); in den Höhen der Nordlichter dagegen findet, wie Untersuchungen von Wijkander und Paulsen ergaben, gerade das Gegentheil statt. Es ergibt sich daraus der von den Verfassern in der That gezogene und noch weiter begründete Schluß, daß das elektrische Potential von einer gewissen Höhe in der Atmosphäre aus sowohl nach oben, wie nach unten hin abnimmt; daß ferner Aenderungen des Potentialgefälls nach beiden Richtungen hin gleichzeitig erfolgen und daß endlich die obersten Luftschichten ebenso wie die Erdoberfläche mit negativer, die unteren Luftschichten dagegen mit positiver Elektrizität geladen sind. Trifft dies wirklich zu, so muß in einer gewissen Höhe eine Luftschicht existiren, innerhalb welcher das Potentialgefälle Null ist. Thatsächlich zeigte sich bei Luftballonfahrten, die von S. A. Andrée, Le Cadet, Berustein und Baschin unternommen wurden, daß mit zunehmender Höhe eine stetige Abnahme des Potentialgefälls stattfindet und daß dieses bei etwa 3000 m Höhe den Werth Null erreicht.[1])

Auf Grund ihrer früheren Untersuchungen sind Ekholm und Arrhenius zu der auch anderweitig ausgesprochenen Ansicht gelangt, daß der Mond ebenso wie die Erde negativ elektrisch geladen sein müsse, andrerseits besitzen nach dem Obigen auch die obersten Luftschichten negativ-elektrische Ladung; die letztere muß also entsprechend den Aenderungen der Monddeklination während des tropischen Monats periodische Schwankungen erleiden. Sie muß einen Maximalwerth beim südlichsten Mondstand (bei der größten Zenithdistanz), einen Minimalwerth in der entgegengesetzten, nördlichsten Stellung des Mondes erreichen, und eben diese Schwankungen des Potentials der Luftelektrizität in den obersten Luftschichten sind es, welche die aus den Beobachtungen mit so großer Sicherheit nachgewiesene tropisch-monatliche Periode der Polarlichtfrequenz verursachen.

Was den Einfluß des Mondes auf die Häufigkeit der Gewitter anlangt, so können wir uns hier wesentlich kürzer fassen. Das in dieser Hinsicht untersuchte Material, das die in der Zeit von 1880 bis 1895 ausschließlich in Schweden beobachteten Gewitter in der Gesammtzahl von 52,000 Beobachtungen umfaßt, ist von Dr. H. E. Hamberg in Stockholm gesammelt worden. Ekholm und Arrhenius haben dieses umfangreiche Beobachtungsmaterial zuerst wieder nach Tagen des tropischen und fernerhin auch nach Tagen des synodischen Monats geordnet und vor allem wegen der gegenseitigen Einwirkung dieser beiden Perioden aufeinander entsprechend reduzirt. Durch mehrmalige Ausgleichung der verbesserten Zahlen ergaben sich (wieder stark zusammengezogen) die folgenden prozentuellen Abweichungen der einzelnen Tagesmittel vom Gesammtmittel:

Tropische Periode.

Mondstand	Tage des tropischen Monats	Abweichung
Aequ.-Dchgg. S.-N.	1 bis 3	+ 26.0 Proz.
	4 „ 6	+ 25.6 „
Südl. Mondwende	7 „ 9	+ 18.4 „
	10 „ 12	— 7.5 „
Aequ.-Dchgg. N.-S.	13 „ 15	— 26.4 „
	16 „ 18	— 18.8 „
Nördl. Mondwende	19 „ 21	— 4.8 „
	22 „ 24	— 17.8 „
	25 „ 27	+ 2.3 „

Synodische Periode.

Mondphase	Tage der synodischen Periode	Abweichung
Vollmond	1 bis 3	— 8.6 Proz.
	4 „ 6	— 17.7 „
Letztes Viertel	7 „ 9	— 8.7 „
	10 „ 12	— 8.5 „
Neumond	13 „ 15	— 11.7 „
	16 „ 18	— 4.8 „
	19 „ 21	— 3.2 „
Erstes Viertel	22 „ 24	+ 18.3 „
	25 „ 27	+ 30.5 „
	28 „ 30	+ 19.3 „

Aus diesen beiden Tabellen ist ersichtlich, daß die Gewitterhäufigkeit in Schweden eine Periode sowohl nach dem tropischen als auch nach dem synodischen Monat besitzt. Innerhalb der ersteren erreicht sie ein Maximum etwa 5 Tage vor der südlichen Mondwende, ein Minimum etwa 6 Tage nach dieser; die Extreme treten also um einige Tage früher ein als bei den Polarlichtern. Unabhängig hievon besitzt die Gewitterfrequenz innerhalb des synodischen Monats eine zweite Periode mit einem Maximum etwa 4 Tage vor Eintritt des Vollmonds und einem (primären) Minimum etwa ebensoviel Tage nach diesem: es ist somit im Durchschnitt die Gewitterfrequenz bei wachsendem Monde größer, als bei abnehmendem.

Beide Perioden sind so deutlich ausgeprägt, daß an ihrer reellen Existenz gar nicht zu zweifeln ist. Inwiefern die Beleuchtungsphase des Mondes einen Einfluß auf die Gewitterhäufigkeit besitzen soll (synodische monatliche Periode), läßt sich nun freilich nicht recht einsehen und auch die Verfasser sind nicht in der Lage, hierüber eine einfache und halbwegs einwandfreie Hypothese aufzustellen. Möglicherweise hat aber die 29.5tägige Periode mit dem Monde gar nichts zu thun. J. Unterweger hat 1891 u. a. eine zufällig fast genau der Länge des synodischen Monats entsprechende Periode der Sonnenfleckenhäufigkeit aufgefunden,[1]) welche ohne weiteres mit der fraglichen Periode der Gewitterfrequenz in Zusammenhang gebracht werden könnte, wenn nicht W. Köppen[2]) gewichtige Einwände gegen Unterwegers Resultate erhoben hätte.

Die obigen Gewitterperioden sind streng genommen zunächst nur für Schweden gültig; da jedoch andere Forscher bereits früher für andere Beobachtungsgebiete zu ähnlichen Ergebnissen gelangt sind, ist füglich an ihrer allgemeinen Gültigkeit wohl kaum zu zweifeln.

Wadai und Tibesti.

H. S. Wadai und Tibesti, die Frankreich bei der Aufstheilung der Sahara und des zentralen Sudan zugesprochenen Gebiete, sind für uns Deutsche deßhalb nicht ohne Interesse, weil alles, was man von ihnen weiß, fast ausschließlich auf den Untersuchungen deutscher Forscher beruht. Die Deutschen haben auch hier anderen Nationen vorgearbeitet, ihnen die Wege geebnet.

Wadai erreichte als erster Europäer 1856 Eduard Vogel; er wurde dort hingerichtet. Sein nächster Nachfolger, Moritz v. Beurmann, wiederum ein Deutscher, wurde 1863 an der Schwelle des Landes in Mao ermordet. Umfassende Erkundigungen über die Topographie und Geschichte Wadai's, das er nicht selbst betreten hat, hatte schon Barth eingezogen, doch war Gustav Nachtigal der Erste, der nicht nur nach Wadai hinein, sondern auch glücklich wieder hinaus kam (1873—1874) und ein auf eigener Anschauung gegründetes erschöpfendes Bild dieser afrikanischen Despotie

1) Meteorologische Zeitschrift. 1884. S. 351.

1) Denkschriften der mathem.-naturwissensch. Klasse der kaiserl. Akad. d. Wiss. Wien 1891.

2) Meteorologische Zeitschrift. Jahrgang 1891.

entwerfen konnte. Seitdem ist es nur noch einmal einer Expedition gelungen, Wadai zu passiren, nämlich 1880 bis 1881 den Italienern Matteucci und Massari auf einer Reise quer durch Afrika; ihre Mittheilungen aber sind dürftig und ergänzen Barths Erkundigungen und Nachtigals Forschungen in keiner Weise.

Grenzen und Größe Wadai's sind mit annähernder Sicherheit nicht zu bestimmen, da der Machtbereich des Sultans sich bald verengert, bald erweitert, je nachdem die Grenzstämme vorübergehend die Unabhängigkeit erreichen oder wieder verlieren. Zeitweise hat sogar Bagirmi zu Wadai gehört. Immerhin darf man sagen, daß der Flächeninhalt Wadai's dem Frankreichs wenig nachsteht. Freilich wohnen auf diesem Gebiet nach Nachtigals Schätzung nur $2^1/_2$ Millionen Menschen, Sudanneger und zahlreiche Araber, welch Letztere sich im Norden rein erhalten haben, im Süden dagegen mehr oder weniger mit den Ersteren gemischt sind. Staatsreligion ist der Islam, der jedoch hier noch zur Zeit Nachtigals keineswegs überall überzeugte Anhänger hatte; so ist auch die Ermordung Vogels nicht auf Fanatismus, sondern nur auf Mißtrauen und Fremdenhaß zurückzuführen, der allen Bewohnern des Landes in gleichem Maße eigen. Inzwischen scheinen sich allerdings die Verhältnisse geändert zu haben: die bekannte Sekte der Snussi hat von Kufra aus durch die Wüste Eingang gefunden und der heutige Sultan soll ihr völlig ergeben sein. Einen Beweis dafür bietet die Ermordung des französischen Reisenden Crampel vor acht Jahren im Süden von Dar Runga, die auf Einflüsse der Snussi zurückzuführen ist.

Der Sultan ist nur über den nördlichen Theil des Landes unmittelbarer Herrscher, der Rest steht unter Stammeshäuptlingen und im Verhältniß der Tributpflicht. Die persönliche Gewalt des Sultans ist zwar groß, aber doch durch Rücksichten beschränkt, und selbst der thatkräftige Ali, der Nachtigal volle Sicherheit zu bieten vermochte und seinem Reiche gern die Vortheile eines umfangreicheren Handelsverkehrs verschafft hätte, konnte sich über die Anschauungen seiner Umgebung nicht nach Belieben hinwegsetzen. Ein stehendes Heer von 7000 Mann genügt im „Frieden" zum Eintreiben der Steuern und zur Sklavenjagd, kann aber im Kriegsfall beliebig vermehrt werden; denn alle Wadawi sind muthige und waffengeübte Krieger. Wadai hat sich deßhalb noch stets seine Unabhängigkeit zu wahren und seine Nachbarn in respektvoller Entfernung zu halten gewußt; weder Rabeh in Bornu, noch der Kalifa haben etwaige Gelüste auf Wadai in die That umzusetzen gewagt. Eine Eroberung und dauernde Besetzung des Reiches würde zweifellos den Franzosen noch mehr Blut kosten als die Kämpfe mit Samory.

Wadai produzirt nur das, was es selbst braucht, abgesehen von Sklaven, die in den Nachbarländern Absatz finden und wohl auch zum Theil noch über Kufra in die mohammedanischen Mittelmeerländer gehen. Der sonstige Handelsverkehr mit der Außenwelt, auch der über Tibesti nach Tripolis, ist jedenfalls von ganz untergeordneter Bedeutung. Die neue Hauptstadt Abeschr soll nach Matteucci 20—30,000 Einwohner zählen. Die alte Hauptstadt Wara (bis 1850) liegt 40 km nördlich davon und ist heute nur ein Ruinenfeld.

Neuerdings scheint sich das früher tributpflichtige Dar Runga (im Süden) einer gewissen Unabhängigkeit zu erfreuen; denn wie aus den letzten Berichten de Béhagle's hervorgeht, hat es dessen Herrscher — er heißt bezeichnenderweise Snussi — gewagt, mit den Franzosen am Ubangiknie in Handelsverbindung zu treten und sich auch politisch mit ihnen einzulassen. Es ist nicht unmöglich, daß ihm das schlecht bekommen wird; denn die Vertreter des Snussi-Ordens in Wadai sind über die Unternehmungen der Franzosen vom Ubangi nach dem Tschad hin gewiß genau unterrichtet und werden bei passender Gelegenheit den Wadai-Sultan veranlassen, den gefährlichen Vasallen, der den Franzosen Vorschub leistet, unschädlich zu machen. Die Macht dazu hat der Sultan, und seine neuen französischen Freunde werden den Herrscher von Dar Runga nicht schützen können.

Aehnlich wie mit der oben skizzirten Erforschungsgeschichte Wadai's verhält es sich mit der von Tibesti, jenem isolirten Gebirgsland östlich der großen Karawanenstraße Tripolis-Kuka, das einen Theil des von den Tibbu bewohnten Gebiets bildet. Flüchtige Erkundigungen darüber konnte schon 1798 auf seiner Reise von Kairo nach Mursuk der erste deutsche Afrikaforscher, Hornemann, einziehen, der dann im Auftrage der Londoner Afrikanischen Gesellschaft in den Sudan ging und dort verschollen ist. v. Beurmann vervollständigte Hornemanns Erkundigungen; er kam indessen (1862) von Mursuk östlich nicht über Wau hinaus, konnte also Tibesti selbst nicht erreichen. Die Mittheilungen dieser und noch einiger englischen Forscher, sowie Barths verarbeitete 1863 der Gothaer Geograph Behm zu einer Schilderung von Land und Volk der Tibbu. Auch Rohlfs versuchte auf seiner Reise nach Kuka 1866 vergebens Tibesti zu erreichen; dafür aber glückte es ihm, in Kauar, einer von den Tibbu bewohnten Oase nördlich von Kuka, sehr eingehende Nachrichten über das geheimnißvolle Bergland und seine Bewohner einzuziehen, und auf Grund dieser Nachrichten konnte Petermann 1868 eine ganz gute Karte von dem Lande entwerfen. Nachtigal war dann der Erste, der Tibesti wirklich betrat. Auf einem äußerst gefahrvollen, abenteuerlichen Abstecher von Mursuk aus lernte er es während der Monate Juni bis September 1869 kennen, und 1871 kam er vom Tschadsee aus nochmals durch das Gebiet der südlichen Tibbu (Borku) bis in die Nähe des zentralen Gebirgsstocks. Er bringt darüber in den beiden ersten Bänden seines klassischen Reisewerkes eine Fülle von Angaben, die er zu besonderen Studien vertieft. Einen Nachfolger hat Nachtigal nicht mehr gefunden, und die Franzosen werden heute also dessen Reisewerk studiren müssen, wenn sie sich über ihre neueste Erwerbung unterrichten wollen.

Die Frage nach dem Ursprung und der Rassezugehörigkeit der Tibbu war eine der schwierigsten, die die Völkerkunde Afrika's aufwarf. Nach den älteren Mittheilungen nahm man an, daß die Tibbu berberischen Ursprungs seien, namentlich deßhalb, weil sie zum Theil verhältnißmäßig hell gefärbt sind. Barth erklärte sie auf Grund sprachlicher Untersuchungen für Neger, die den Kanuri (Bewohnern von Bornu) verwandt; Rohlfs gab eine Mischung zu, während Nachtigal schließlich der Barth'schen Ansicht zuneigte. Nach heutiger Anschauung gelten die Tibbu als Sudanneger mit hamitischer Mischung. Interessant ist das Bergland Tibesti namentlich deßhalb, weil seine Bewohner, die Tibbu mit dem Beinamen „Reschade" (vielleicht „Fels-Tibbu"), mehr als ein Jahrtausend in fast völliger Abgeschlossenheit verharrt sind. Sie sind Mohammedaner, doch nur äußerlich, denn mehrere Institutionen des Islam, so die Vielweiberei, haben nicht Eingang gefunden. Die erwähnte fanatische Sekte der Snussi hat mit einigem Erfolg versucht, auch Tibesti unter ihren Einfluß zu bringen, doch besaßen sie zur Zeit Nachtigals im Lande selbst noch keine Ordensniederlassung. Das Land wurde damals von dem genannten Wau aus „bearbeitet". Ob das heute anders geworden ist, wissen wir nicht; es ist aber nicht unmöglich, daß jetzt die Snussi, vielleicht von Kufra aus, Tibesti geistlich völlig beherrschen, und das wäre ein Moment, das bei der etwaigen Besetzung durch die Franzosen für diese sehr hindernd ins Gewicht fiele — wie bei Wadai.

Digitized by Google

Die Tibbu Reschade werden von Nachtigal als raubgierig, treulos und heimtückisch geschildert; der Reisende selbst hat jedenfalls sehr schlimme Erfahrungen in Tibesti gemacht und ist nur mit Noth dem Tode entgangen. Der Hauptort ist Bardai am Nordabhang des Gebirges. An der Spitze der aus Edlen und Volk bestehenden Reschade steht ein Sultan (Dardai), dessen Macht allerdings durch die Edlen sehr beschränkt ist. Die Bewohner — etwa 12,000 — sind sehr arm, und sogar viele der zahllosen Angehörigen des Adels gehen in Lumpen und kämpfen mit dem Hunger; denn Tibesti ist kaum imstande, seine Bewohner nothdürftig zu ernähren, es ist die Unwirthlichkeit selbst, eine Zusammenhäufung kahler, schwarzer Felsen, unfruchtbar, und nur in einigen von der Natur bevorzugten Thälern wird ein wenig Ackerbau getrieben. Schußwaffen dürften auch heute noch nicht üblich sein; die Waffen der Tibbu Reschade sind die Lanze, das Wurfmesser, zum Theil Schwerter (aus Solingen!) und der Schild. Der höchste Gipfel des Gebirges, der Tusidde Tarso, erhebt sich etwa 2400 m hoch; er ist, soweit bekannt, der höchste Punkt der Sahara. Spuren einstiger vulkanischer Thätigkeit, wie erloschene Krater, finden sich häufig; am Tarso liegt eine heiße Schwefelquelle, die Nachtigal allerdings nicht selbst gesehen hat. Mit der Außenwelt steht Tibesti, wie erwähnt, kaum in Beziehung. Eine Karawanenstraße geht nach Kufra, eine andere, die von Mursuk nach Abeschr in Wadai, führt im Südwesten in der Nähe vorbei; seit 25 Jahren soll sie wieder ab und zu begangen werden, doch hat man darüber keine genaue Kenntniß.

Nach allem bietet Tibesti nichts, was eine europäische Kolonialmacht selbst unter heutigen Verhältnissen locken könnte. Zieht man in Rücksicht, daß die Franzosen schon mit den gefährlichen Tuareg, den Beherrschern der westlichen Wüste, genug zu thun haben, so darf man sie um diese neueste Erwerbung, die ihnen die nicht minder gefährlichen Tibbu gebracht hat, nicht gerade beneiden — von Wadai ganz zu schweigen. Bis zur thatsächlichen Inbesitznahme dieser Länder wird wohl noch manches Jahr vergehen, und Frankreich wird sich vorerst mit dem hübschen farbigen Streifen auf der Karte begnügen, der ihm theoretisch ein „Einflußgebiet" bis zum 25. Grad ö. L. sichert.

Mittheilungen und Nachrichten.

a. **Römisches aus Bayern.** I. Aus Regensburg. Der Höhenzug, welcher die Donau auf ihrem Ostufer begleitet, läßt vor seinem Nordfuße zwischen sich und dem Strom die lachende Ebene frei, aus welcher die Domthürme von Regensburg, das Wahrzeichen von Stadt und Gegend, zum Himmel ragen. Auf der mit sanfter Steigung nordwärts abfallenden Abdachung einer der Höhen, des „Königsberges", $1\frac{1}{2}$ km von der Stadt, westlich und in unmittelbarer Nähe der modernen und römischen Straße, liegt der Behner-Keller, unweit davon eine römische Veteranen-Ansiedelung und in einem Häuschen derselben ist bei Anlegung eines Weges im Jahre 1873 das berühmte, dem Veteranen Sieco, einem Reitersmann der aquitanischen Cohorte, ausgestellte Militärdiplom gefunden worden. Eine kleine Strecke nordwestlich von diesem Keller wurde später ein ansehnliches römisches Gebäude ausgegraben, theilweise bereits im Jahre 1885, theilweise 1897 durch Professor Steinmetz und schließlich 1898 durch den k. u. k. Kämmerer Grafen Hugo v. Walderdorff. Der Letztere berichtet über diese Arbeiten in einer Abhandlung „Die Römerbauten an dem Königsberge bei Regensburg" im 50. Bande der Verhandlungen des Historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg, die auch als Sonderdruck erschienen ist, und zwar unter kräftiger, jedoch vollkommen berechtigter Polemik gegen den in früheren Berichten hervorgetretenen schlimmen Dilettantismus, sowie gegen die früher beliebte Art der Konservirung, beziehungsweise Restaurirung, welche vieles unkenntlich machte und die Ruinenreste dem Untergang entgegenführte. Das Gebäude bildet ungefähr ein längliches Viereck in einer Länge von 54 m von Ost nach West, bei einer Breite von $33\frac{1}{2}$ m von Süd nach Nord. Zur Gewinnung der Baufläche ist der Boden (Sandstein) vielfach abgemeißelt, theilweise bis zu 3 m Tiefe; er bildet zwei Terrassen. Der Bau ist nicht nach einem einfachen Plane durchgeführt, sondern zeigt verschiedene Zubauten und Veränderungen. Die Mauern sind aus Kalkbruchsteinen oder Tuff (aus der Gegend von Neuburg a. D.); Ziegel sind bei den Heizanlagen und Pflastern verwendet. Der dermalige Grundriß zeigt 18 Räume von den verschiedensten Ausmaßen, vier davon — und zwar in der Westhälfte gelegene — wurden durch drei Präfurnien geheizt. Ein Raum zeigte eine besondere Feuerungsanlage. Die Suspensura ruhte auf drei Reihen massiv gemauerter Pfeiler, deren Zwischenräume unter sich und zwischen den Wänden mit Platten oder Hohlziegeln überdeckte Kanäle bildeten. Die ganze Umgebung entbehrt des Wassers, weßhalb dieses aus weiter Ferne zugeleitet und in einem großen, inmitten eines umfangreichen Raumes eingerichteten Reservoir (10×9.30 m messend) gesammelt wurde. Nichtsdestoweniger und trotz des völligen Mangels von Badeeinrichtungen hat man das Gebäude, wie so viele andere heizbare Römerbauten, als „Bad" proklamirt und wegen der Anklänge des Grundrisses an die sogenannten „villae" oder „Begleitbaue" bei den Limes-Kastellen, bei denen gar zu gern pars pro toto genommen, d. h. der Bau wegen seiner wirklich vorhandenen und einen integrirenden Bestandtheil bildenden Badegemächer als „Bad" kurzweg erklärt wird, zu der Folgerung benützt, hier oben auf der aussichtsreichen Höhe sei das allererste römische Lager gewesen, das alte Reginum, der Vorläufer des laut einer Steinurkunde 179 n. Chr. unten am Donaustrom gebauten Legionskastelles Reginum oder Castra Regina. Derlei Behauptungen sind Ausgeburten einer irregeleiteten Phantasie. (Ihr Referent hat unterhalb der Burgruine Haltenberg am Lech ein sehr großes römisches Gebäude von einem ganz ähnlichen Grundriß und mit ganz ähnlichen Heizeinrichtungen ausgegraben, das nach Lage und Bauart nur als villa, i. e. „Landhaus", eines wohlhabenden Bürgers von Augusta Vindelicarum betrachtet werden kann.) Ziegel tragen die Stempel der Cohors I Canathenarum, sowie der Ala I Singularium, erstere wurden auch in den Kastellen von Eining und Pförring, sowie in Regensburg, letztere im Kastelle von Pförring und in Regensburg gefunden. Vermuthlich wurde das Gebäude Ende der 160er Jahre erbaut, während des großen Markomannenkriegs zerstört und wieder erbaut. Die gefundenen 50 Münzen reichen von Agrippa bis Marcus Aurelius; die Kleinfunde aller Art sind ziemlich zahlreich. — Graf Walderdorff, der um die Geschichte Regensburgs, namentlich des römischen Regensburg, hochverdiente Forscher, der Figirer der Castra Regina, der Entdecker der Porta praetoria, hat sich in dieser dankenswerthen Arbeit von neuem bewährt.

Neuerdings wurden zwei interessante Funde bei Regensburg gemeldet. Bei der Vornahme von Kanalbauten am Petersthore, an dessen Stelle sich die Porta decumana der Castra Regina befand, kam ein großer Stein mit Relief auf zwei Seiten zum Vorschein. Die Deutung der letzteren verursachte mannichfache Schwierigkeiten, indem auf einem derselben zweifellos ein Selbstmord dargestellt ist, etwas ganz Neues, so daß der Stein ein Unicum bildet. Nach der Erklärung des Hrn. Professors Steinmetz in Regensburg ist der Selbstmord die Verzweiflungsthat des homerischen Helden Ajax (des größeren); der Stein stammt nicht von der Porta decumana, wie man früher vermuthete, sondern von einem großen Grabmale und ist vielleicht in späterer Zeit bei einer Ausbesserung oder bei einem Wiederaufbau des Thores nach dessen Zerstörung von seinem ursprünglichen Standort weggenommen und hier als Werkstück eingefügt worden, wie dergleichen auch anderwärts vielfach geschehen ist. Dieser Stein und ein pyramidenförmiger Giebel, der in der Sammlung der Ulrichskirche schon seit langem aufbewahrt, in seiner Bedeutung aber erst jüngst erkannt wurde, ermöglichen das Grabmal zu reconstruiren. Sein Aufbau gleicht dem berühmten Denkmal von Igel bei Trier, sowie verschiedenen ähnlichen Monumenten in den Rhein- und Mosellanden, namentlich von Neu-

Digitized by Google

magen und Luxemburg. Das 4 bis 5 Meter hohe säulenartige Grabmal schmückte auf der Vorderseite die Statue des Verstorbenen (etwa eines höheren Offiziers oder eines wohlhabenden Privatmanns) in Lebensgröße und zwischen Pilastern, die mit kleineren Figuren geziert waren, während die Seitenflächen Reliefs mythologischen oder das private Leben betreffenden Inhalts, ebenfalls zwischen Ornamenten, überdeckten. — Von großer Bedeutung für die Lokalgeschichte ist eine vollständig erhaltene Inschrift, die am 18. April l. J. im Rondell am Arnulfsplatz, also in der bürgerlichen Niederlassung vor der Westfront der Castra, an das Tageslicht gebracht wurde. Nach derselben hat Sullanius Albucius, Veteran und ehemaliger Cornicularius (d. i. Adjutant, aber nicht im Sinne der gleichen Funktionäre der deutschen Armee, sondern ein Unteroffizier entsprechend dem Adjutant-Major der Franzosen) des Tribunus (Obersten), der 3. italischen Legion (Standquartier zu Castra Regina) den Tempel des Mars und der Victoria in Erfüllung eines Gelübdes wiederherstellen lassen: Die Einweihung geschah am 29. Juni unter dem Konsulate des Gentianus und Bassus, d. i. im Jahre 211 n. Chr. während der Regierung des Kaisers Caracalla, sieben Jahre nach der Wiederherstellung eines infolge Alters verfallenen Heiligthums des Mercurius Consualis, von der eine im Münchener Nationalmuseum aufbewahrte Inschrift meldet, und im gleichen Jahre, in welchem der Kommandeur der Cohors III. Britonum im benachbarten Abusina (Eining) dem Jupiter, der Juno, der Minerva und dem Genius seiner Kohorte einen jetzt ebendort befindlichen Altar weihte.

II. Eining. Seitdem zum letztenmal über die Ausgrabungen zu Abusina berichtet wurde (in Beilage Nr. 45 vorigen Jahres), sind dort wichtige Fortschritte gemacht worden. Jahrelang hatte sich Ihr Referent vergeblich bemüht, Hrn. Pfarrer Schreiner und Hrn. Lehrer Selmayr zum Ansetzen des Spatens an der Stätte des Prätoriums, im Zentrum des Kastells, zu bewegen, weil die Genannten — unbeschadet ihrer sonstigen Verdienste — das Verständniß dafür nicht besaßen. Erst jetzt, nachdem Beide ihre bisherigen Posten verlassen haben, gelang es Hrn. Generalmajor a. D. Popp, den derzeitigen Lehrer Hrn. Schadenfroh zum Nachholen des Versäumten zu bewegen. Seinem Bericht in Nr. 12, 1898, der Monatsschrift des Historischen Vereins von Oberbayern entnehmen wir folgende Einzelheiten. Nahe dem Schnittpunkt der via principalis und der via praetoria stieß man auf die noch ziemlich gut erhaltenen Fundamentmauern eines ausgedehnten Gebäudes. Die Fronten seiner Hauptumfassung liegen parallel mit den vier Seiten des nahezu quadratischen Kastells; es besitzt eine Ausdehnung von 29 m von Süden nach Norden; in der Richtung von Westen gegen Osten wurde es auf eine Strecke von 20 m bloßgelegt, weiter that die Bebauung der Felder Einhalt. Der östliche Theil, soweit er bis jetzt untersucht wurde, zeigt zwei Langmauern in einem Abstand von 20.5 m unter sich, die mehr als 0.90 stark sind; der westliche Komplex besteht aus zwölf in zwei Reihen hintereinander liegenden, durch Zwischenmauern verschiedener Stärke getrennten Räumen, von welchen die sechs nordwestlich gelegenen, theilweise heizbaren Gelasse spätere Anbauten zu sein scheinen; der südliche Theil zeigt fünf unheizbare Gelasse, im Lichten durchschnittlich 3—4 m breit und 5—6 m lief, und unmittelbar dahinter einen größeren Raum, 8 m im Lichten breit und 7 m tief, der westwärts durch eine Apsis abgeschlossen ist und unterkellert war. Diese Unterkellerung ist in zwei Abtheilungen geschieden, eine ziemlich steile steinerne Treppe führt zu ihr hinab; ihr Estrich liegt gegenwärtig nach 1.8 m unter der Oberfläche des Feldes. Ob sie überwölbt oder nur mit Balken eingedeckt war, läßt sich nicht mehr nachweisen, den Estrich des darüberliegenden Raumes hat längst der Pflug vernichtet. Die Mittellinie der Apsis fällt nahezu mit der verlängerten Achse des östlichen Kastellthores zusammen. Bei dem Vergleich der örtlichen Lage im Innern des Kastells, sowie des Grundrisses mit den Grundrissen anderer Limeskastelle ergibt sich, daß wir hier das Prätorium, das Amtsgebäude des Platzkommandanten, vor uns haben; nur der dasselbe speziell kennzeichnende Raum, die Exerzirhalle, ist noch nicht aufgedeckt. Der mit der Apsis ausgestattete Raum, der vornehmste im Prätorium, wurde von v. Cohausen mit dem modernen Sakon verglichen und als Oecus bezeichnet. Als Aufbewahrungsort der Feldzeichen, Kaiserbildnisse, Götterstatuen wird er in den Beschreibungen der Limeskastelle sacellum genannt und der Keller als Schatzkammer, Archio u. dgl. betrachtet. Popp wendet sich schließlich gegen die falsche Orientirung des Kastells, die durch Pfarrer Schreiner in die Welt gesetzt wurde, obwohl Referent schon vor langen Jahren diesem Herrn auch dafür das richtige Verständniß beizubringen gesucht hatte. Die Stirn-, d. i. Prätorial-Front des Kastells, richtet sich nämlich gegen Westen, gegen die zu Füßen des Kastells fließende Donau und beherrschte die Brücke über den Strom, sowie die von der Brücke am rechten Ufer hinziehende, bei Eining die Höhe ersteigende Straße; hiedurch wendet sie sich auch dem Ausland zu, wie Popp sagt. In der Südwestecke des Kastells ragt ein kleineres Kastell mit einem mächtigen Batteriethurm. Dasselbe wurde in Nr. 158 der Beilage, 1890, vom Referenten in der Abhandlung „Arusena und Abusina“ eingehend beschrieben, damals für eine Citadelle, ein befestigtes Prätorium gehalten. Allein schon in einem 1893 geschriebenen Aufsatz in der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Nr. 2689, 1895, erklärte Ihr Referent es als „burgus“. Mit diesem dem Deutschen entlehnten Wort (gothisch: baurgs) benannten die Römer kleinere Festungen, Forts; Vegetius schreibt: castellum parvulum, quem burgum vocant, und am Rhein wie am Limes, in Pannonien und Arabien wurden kleinere Kastelle laut der aufgefundenen Inschriften burgi genannt. General Popp schließt sich nun dieser Umwandlung der Erklärung an. Was die Geschichte des Kastells Abusina betrifft, dürfen wir als sicher annehmen, daß die ersten fortifikatorischen Anlagen an dieser Stätte (Erdwerk mit Pallisadirung) in die Zeit der Eroberung Rätiens und Vindeliciens durch Drusus und Tiberius 15 v. Chr. zurückreichen. Der burgus aber ist wahrscheinlich nach dem Verluste des Limes und des Gebietes jenseits der Donau an die Germanen und nach der Zerstörung des ursprünglichen Kastells auf den Trümmern des letzteren am Ende des 3. oder im 4. Jahrhundert errichtet worden, nachdem der bis dahin so überaus wichtige Punkt infolge der Territorialverluste auf dem linken Ufer den größten Theil seiner bisherigen strategischen Bedeutung eingebüßt hatte.

III. Straße von Augusta Vindelicorum nach Juvavum. Daß die römische Heerstraße zwischen der glänzenden Hauptstadt Rätiens und dem blühenden norischen Municipium bei Langenpfunzen und Leonhardspfunzen den Inn überschritten habe, ist zweifellos gesichert, weil die heutigen Ortsnamen den Namen der römischen Station enthalten, der im Antoninischen Itinerar Pons Oeni und auf der Peutinger-Tafel Ad Enum lautet, weil ferner in den ersten Jahrzehnten unsres Jahrhunderts dort im Flußbette zahlreiche Brückenpfähle gefunden worden sind, und endlich weil auf beiden Ufern ansehnliche Reste und Spuren der Straße noch vorhanden sind. Insbesondere gilt dies vom rechten Ufer, wo der hochgedämmte Straßenkörper in kunstvoll geführtem Aufstiege von der Flußniederung zur Höhe und in tiefem Einschnitt über den Höhenrand weg heutzutage noch nicht bloß begehbar, sondern theilweise sogar befahrbar ist. Diese hochinteressante Strecke, eine der interessantesten Strecken römischer Straßenbaukunst überhaupt, entdeckt und beschrieben zu haben (im Programm der Rosenheimer Lateinschule 1881/82 „Rosenheims Umgebung in römischer Zeit“) ist das Verdienst des Gymnasialprofessors Fink; leider ist sie viel zu wenig bekannt. Auch die Strecke der Straße vom Isarübergang bei Bratananium, am Waldkastell südlich von der Burg Grünwald, durch den Grünwalder und Hofoldinger Forst bis Kleinhelfendorf ist seit mehr als einem Jahrhundert bekannt. Allein über die Führung der Trace von Kleinhelfendorf ostwärts bis Langenpfunzen herrschte Ungewißheit, welche namentlich der außerdem so hochverdiente General v. Weißhaupt verschuldet hat. Er ließ nämlich die Straße zur Vermeidung des schwierigen, mit Moor und Sumpf erfüllten Moränengeländes, westwärts des Inns von Kleinhelfendorf, südöstlich über Feldkirchen und Aibling ausbiegen und gerieth dabei von der Hauptstraße weg auf eine Seitenstraße. Diese zweigt über die letztgenannten Orte, großentheils unter der modernen Chaussee liegend, zur großen Heerstraße ab, welche vom Brenner

Digitized by Google

herabkommt und den Inn bis zu seiner Mündung in die Donau begleitet, und zwar strebt sie zu jenem Punkt hin, wo die von Juvavum nach Cambodunum laufende submontane Straße den Inn bei Neubeuern-Großholzhausen überschreitet. Andere Forscher suchten dagegen die Hauptstraße zutreffend in gerader Richtung von Helfendorf gegen Langenpfunzen und dieser Meinung ist auch Fink. Neuerlich von ihm vorgenommene Grabungen haben letztere Anschauung bestätigt und aus seinem Bericht in der oben bereits genannten Nummer der bezeichneten Monatsschrift entnehmen wir hierüber folgendes: Aus der Ebene des Hafoldinger Forstes her ersteigt die Straße die Zone der Moränenhügel durch einen Einschnitt bei Göggenhofen und gelangt mit leichter südlicher Ausbiegung am Emerams-Brunnen vorbei zur Kirche von Kleinhelfendorf. Der Hügel oberhalb des Brunnens trägt eine quadratische, mit einem Graben umzogene Erhebung, die Fink früher für den Rest eines Wartthurms hielt, jetzt aber wegen des Mangels eines Mauerkerns für eine Blockhausstelle ansieht, wie derlei an den Straßen hinter dem Limes vielfach nachgewiesen sind. Am Ostende des Schulhausgartens, 0.30 m unter dem Boden, ergab der Durchschnitt des alten Straßenkörpers, der mindestens zur Hälfte sich noch unter die neue Fahrstraße zieht, oben eine 0.10 m dicke Kiesschichte, worauf eine 0.12 m starke mit Steinchen durchsetzte Humusschichte folgte; darunter kam der untere Straßenkörper, 0.25 m dick, aus grobem Kies und Bruchsteinen bestehend. Die obere Kiesschichte stammt wohl von einer Ausbesserung der an dieser Stelle etwas eingesunkenen Straße her; weiter gegen Osten verschwindet sie; in der untersten Lage von grobem Schotter fanden sich auch Ziegelstückchen. Bald, bei einem einzeln stehenden Hause östlich von Kleinhelfendorf, wird die römische Straße von der modernen ganz überdeckt, doch war sie an den seitlichen Ausbiegungen der neuen Straße immer wieder zu finden, so am alten Brunnen, im Wäldchen von Trautshofen. Dabei zeigte sich die unterste Schichte wie zuvor, jedoch nur 0.15 m dick, darüber war dann eine 0.10 m dicke Lage von kleinerem und größerem Kies, der mit Lehm gemischt war. In Bezug auf die Breite — 10 m — und den Randgraben unterscheidet sich dieser Theil nicht von dem Profil der Straße im Grünwalder und Hofoldinger Forst. Oestlich von Trautshofen in der Richtung gegen Laus ist die Straße in den Feldern als überackerter Damm sichtbar.

IV. Zweigstraße von Kleinhelfendorf nach Feldkirchen. Als einen Rest derselben will Fink ein Stück betrachten, das am Ostabhang des Blindhamer Hofs (eine halbe Stunde südöstlich von Kleinhelfendorf) im Maas fast versunken liegt, 5 m breit ist und aus einer beiläufig 0.10 m dicken Schichte groben Kieses besteht. An dieser Straßenlinie, 20 Minuten südlich vom Blindhamer Hof, befindet sich eine grobenumzogene Thurmstelle mit einer Plattform, 19 m lang und 17 m breit. Der Thurm mißt im Lichten 5.25 × 7 m, der Graben ist 3 m breit und war 1.50 m tief. Vom Thurm steht noch die Guß- oder Kernmauer; die äußere und innere Bekleidung waren vor zehn Jahren noch vorhanden, sind aber jetzt entfernt. Irgend ein Fund, der eine zeitliche Bestimmung gestattet hätte, wurde nicht gemacht, doch hält Fink den Bau für einen römischen Wartthurm.

R. D. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission. N. F. Band 13. (Der ganzen Reihe 52. Band.) — Der 13. Jahrgang dieser Zeitschrift beweist aufs neue, daß die Redaktion in die richtigen Hände gelegt worden ist. Die vier Hefte bieten eine reiche Fülle des Stoffs dar, und zwar in einer Art der Verwerthung und der Form, die das Organ der Badischen Historischen Kommission zu einem werthvollen und geradezu unentbehrlichen historiographischen Hülfsmittel macht. Die Verschmelzung der elsässischen mit der badischen Geschichte ist ein vortrefflicher Gedanke, der in mehr als einer Beziehung von Bedeutung und hinwiederum durch die Theilung der Redaktionsgeschäfte unter Archivdirektor Professor Wilhelm Wiegand (für den elsässischen Theil) und Archivrath Karl Obser (für den badischen) in hohem Grade gefördert wird. Das Resultat des Zusammenwirkens zweier so bewährter Kräfte ist denn auch ein sehr erfreuliches. Die „Zeitschriftenschau" und die „Literaturübersicht" sind reichhaltig und instruktiv und bieten so ziemlich alles, was für die beiden Geschichtsgebiete in Betracht zu ziehen ist. Dazu kommen die trefflichen Jahresberichte der elsässischen Geschichtsliteratur von Ernst Marckwald und der badischen von Alfred Winkelmann, ferner die ebenso fleißigen wie dankenswerthen Arbeiten von Karl Brunner, der neben den zum Abdruck gebrachten Wahlkapitulationen und Verträge der Bischöfe von Konstanz eine Uebersicht über die Quellen zur Geschichte Badens und der Pfalz in den Handschriftenbeständen der Pariser und der französischen Provinzialbibliotheken gibt. In gleicher Weise orientirt Alexander Cartellieri in einem Reisebericht über die für Deutschland in Betracht kommenden Bestände des päpstlichen Archivs. Auch Karl Köhne bringt eine weitere Uebersicht über das gedruckte und handschriftliche Material für die Herausgabe der badischen und elsässischen Stadtrechte. Ziemlich gegenstandslos ist hingegen die Arbeit des gleichen Verfassers über die Wormser Fischmarktsordnung und fällt neben denen von Schulte „über das neuaufgefundene Verzeichniß der Steuern des Reichsguts vom Jahre 1241" und Werminghoffs („Zur Rechtsgeschichte des Einlagers in Südwestdeutschland") stark ab. Alle Bekannte sind die Abhandlungen Heinrich Witte's über „den heiligen Farst und seine ältesten Besitzer" und Paul Kalkoffs („Jakob Wimpfeling und die Erhaltung der katholischen Kirche in Schlettstadt"), die beide mit Glück zu Ende geführt wurden. Freilich die Schlußbetrachtung Kalkoffs ist entschieden schief gestellt, wenn er meint, daß es nicht die Menge der Kanonen und Millionen ist, die einer Stadt, einem Volk ihren Rang in der Geschichte anweist, sondern vor allem die auf Grund wohlgepflegter Bildungsinstitute entwickelten geistigen Kräfte. Ich dächte, wir Deutschen hätten für diese falsche, philisiröse Doktrin Lehrgeld genug gezahlt.

Ueber Straßburgs Geschichte bringt der Jahrgang mehrere Arbeiten: Ich nenne zunächst Harry Breßlau's scharfsinnige Deduktion „zur Kritik des Diploms Heinrichs II. über die Schenkung der Abtei Schwarzach an das Bisthum Straßburg" und Karl Jakobs interessante Ausführungen „über die französischen Bemühungen um Straßburg im April 1519". E. v. Borrées hat sich die Aufgabe gestellt, den Bischof Franz Egon von Straßburg wegen seiner vielgeschmähten Begrüßung Ludwigs XIV. zu rechtfertigen. Er nimmt zu diesem Zwecke zweimal nicht ohne Erfolg das Wort, doch liegt meines Erachtens die Rechtfertigung nicht in der Feststellung und Kontrole des Wortlauts seiner Rede, sondern in den religiös-politischen Verhältnissen, durch die allein Vorwurf und Anklage rektifizirt werden können. Hier sei auch die Arbeit von Theodor Schöll über „Pfeffel und Rieder" genannt, die besonders die Jahre 1798—1800 behandelt. Vor allem aber bietet Konrad Varrentrapps Studie „über die Straßburger Universität in der Zeit der französischen Revolution", neben werthvollen Beiträgen zur Gelehrtengeschichte über die damaligen Verhältnisse überhaupt reiche und anschauliche Belehrung. Neben den weiteren Beiträgen von H. Vlach, E. Schneider, O. Aldinger, P. Albert, J. Meyer, K. Wild hebe ich noch die Artikel G. Töpke's über den pfälzischen Vizekanzler Reinhold Blum und W. Martens über eine neuentdeckte Chronik des Bisthums Konstanz hervor, die für die Beurtheilung der dortigen historiographischen Verhältnisse von Wichtigkeit zu sein scheint. Dominik Hinneschiedt theilt aus den Tagebüchern Montesquieu's dessen Eintragungen über Heidelberg und Mannheim (August 1729) mit, die für den Verfasser der „Lettres Persanes" sehr charakteristisch sind. Außerdem macht der gleiche Verfasser den Versuch, die Persönlichkeit König Wenzels in anderes, besseres Licht zu setzen, ein Versuch, der entschieden Beachtung verdient. Zum Schluß nenne ich die von Karl Obser mitgetheilte Gedächtnißrede auf den Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach, die nicht nur kulturgeschichtlich interessant, sondern auch für die Lebens- und Regierungsgeschichte des Markgrafen von Werth ist.

γ. Eine neue Mysterien-Inschrift. Es haben sich auf griechischen Inschriften so viele Vorschriften und Beschlüsse hinsichtlich gottesdienstlicher Gebräuche gefunden, daß es ein verdienstliches Werk war, als Ziehen und A. Pratt vor wenigen Jahren eine Gesammtausgabe aller diesbezüglichen Stücke in Angriff nahmen. Und die Stoffmenge erweitert sich noch zu-

sehends, wenn auch nicht jedes Jahr solch willkommene Ausbeute bringt, wie das vor nicht langer Zeit von den Franzosen in Delphi ausgegrabene Labyrinthdekret. Jetzt hat *Βασίλειος Λεονάρδας* im letzten Hefte der archäologischen Ephemeris in sehr sorgfältiger Weise einen Stein aus Lykosura in Arkadien bekannt gemacht. Die Sprache ist die arkadische Mundart und sie bietet manche bemerkenswerthe Neuigkeiten; wichtiger indeß ist der Inhalt. Wie schon die Ueberschrift *Δεσποίνας* beweist, was vielleicht in *νόμας τῶ ἱερῶ τᾶς Δ.* zu ergänzen wäre, ist die Gottheit des Heiligthums die arkadische Persephone, die den Kultnamen Despoina führt, und der Stein ist an dem Orte gefunden, wo nach dem ausführlichen Berichte des alten Reisebeschreibers Pausanias der ehrwürdige Tempel der Göttin gestanden hat. Zuerst wird aufgezählt, welche Kleidungs- und Schmuckstücke für den Besucher der heiligen Stätte verboten seien: Goldschmuck, purpurne blumengestickte oder schwarze Gewänder, Schuhe und Ringe; was davon innerhalb des heiligen Bezirks angetroffen werde, verfalle dem Tempel. Verboten ist auch die Verhüllung, das Aufkämmen der Haare und das Mitbringen von Blumen, auch dürfen Frauen kurz vor oder nach der Geburt nicht zugelassen werden. Dann wird angegeben, was man zum Räucheropfer braucht, weiter was die Frauen der Despoina darbringen sollen. Hier bricht leider der Stein ab, von der Fortsetzung können wir uns aber an der Hand der etwa zwölfmal umfangreicheren Mysterien-Inschrift aus dem benachbarten Andania eine ungefähre Vorstellung machen, wie auch der erhaltene Theil in vielen Stücken dieser größeren Inschrift ähnlich ist. Doch ist der Stein von Lykosura bedeutend älter, da er wohl nach in das dritte Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung gehört.

* Aus dem 39. Jahresbericht der Deutschen Schiller-Stiftung, der uns soeben zugeht, ist hervorzuheben, daß drei neue Zweig-Schillerstiftungen in Bremen, Braunschweig und Saint Louis (Amerika) neu entstanden sind und daß die Gesammtsumme der Pensionen und Unterstützungen im Jahre 1898 einen Betrag von 68,064 Mark erreichte, denen 25,200 Mark Legate gegenüberstehen. Die Schiller-Stiftung berücksichtigt bei ihren Unterstützungen, wie der Bericht ausdrücklich betont, nur wirklich erworbene, nicht ungewisse Verdienste um die deutsche Nationalliteratur. Erst wenn ihre Mittel reicher werden, als bisher, wird sie in der Lage sein, auch den hoffnungsvoll Strebenden zu berücksichtigen, wenn dessen Erstlinge für ein echtes Talent Zeugniß ablegen. Wie bekannt, erstrebt die Schiller-Stiftung sich dadurch neue Einnahmequellen zu erschließen, daß sie im Einvernehmen mit der Goethe- und Shakespeare-Gesellschaft die Abgabe von 1 Proz. für Aufführung von Stücken der drei genannten Dichter an die drei Gesellschaften beantragt hat. Die Beschlußfassung über die an den deutschen Bühnenverein gerichtete Eingabe ist von diesem jedoch infolge besonderer Umstände, die mit der Angelegenheit nichts zu thun haben, bis zum Jahre 1900 vertagt worden.

B. **Karlsruhe,** 26. April. Oberbaurath Prof. Dr. Durm, der bekanntlich vor etwa vier Jahren als Sachverständiger für die Konservirung des Parthenons nach Athen berufen worden war, ist in Anerkennung seiner Verdienste um die archäologische Baukunde zum Ehrenmitglied der Hellenischen Polytechnischen Gesellschaft ernannt worden.

* Dem Regierungsbaumeister Theodor Rehbock, dessen Werk über die wirthschaftliche Aufschließung Afrika's durch rationelle Bewässerungsanlagen vor kurzem (in Nr. 58 der Beilage d. Z.) ausführlich besprochen wurde, ist als Nachfolger Sayers eine Professur für die gesammte Wasserbaukunst an der Technischen Hochschule in Karlsruhe angetragen worden.

* **Hannover.** Am 24. April ist Dr. Wilhelm Jordan, Professor der praktischen Geometrie und der höheren Geodäsie an der hiesigen Technischen Hochschule, im Alter von 57 Jahren gestorben.

* **Breslau.** Geh. Regierungsrath Dr. Theodor Poleck, ordentlicher Professor und Direktor des pharmazeutischen Instituts an der hiesigen Universität, feiert dieser Tage sein 50jähriges Doktorjubiläum.

* **Krakau.** Hier ist am 23. April Dr. Anatol Lewicki, Professor der österreichischen Geschichte an der jagellonischen Universität und Mitglied der polnischen Akademie der Wissenschaften, im Alter von 58 Jahren gestorben.

m. Einer der glänzendsten Schriftsteller Rußlands, Wladimir Schuika, ist plötzlich gestorben. Er war namentlich als Uebersetzer und Kritiker berühmt und seine literarischen Besprechungen der Werke der Autoren verschiedenster Nationen versehlten nie, in literarischen Kreisen Aufsehen zu erregen. Seine Belesenheit, seine Kenntniß der slavischen, germanischen, romanischen Sprache war erstaunlich groß. Ein großes Verdienst erwarb er sich durch seine Uebersetzungen. Goethe, Schiller, Dante, Shakespeare, Calderon, Lope de Vega, Rousseau, Victor Hugo hat er ins Russische übersetzt und nach Hunderten zählen kleinere, von ihm herrührende Uebertragungen, Kritiken und Feuilletons.

* Vom 7.—12. August 1899 wird zu Baden-Baden der VII. Internationale Thierärztliche Kongreß tagen. Die Sitzungen finden im Konversationshause statt. Als Verhandlungsgegenstände, welche ein bedeutendes und allgemeines Interesse haben und für welche Autoritäten ersten Ranges die Berichterstattung übernommen haben, sind folgende aufgestellt: Berathung über die Schutzmaßregeln gegen die Verbreitung von Thierseuchen im Gefolge des internationalen Viehverkehrs. Die Bekämpfung der Maul- und Klauenseuche. Die neuesten Anforderungen an eine wirksame Fleischbeschau. Die Mittheilung der Endergebnisse der Arbeiten über die Aufstellung einer einheitlichen anatomischen Namenklatur in der Veterinärmedizin. Die Bekämpfung der Tuberkulose unter den Hausthieren. Die Verwendung des Fleisches und der Milch tuberkulöser Thiere. Die Bekämpfung der Schweineseuchen. Die Erweiterung des thierärztlichen Unterrichts, insbesondere die Errichtung von Seuchenversuchsanstalten und von Lehrstühlen für vergleichende Medizin an den thierärztlichen Hochschulen. Das Veterinärbeamtenthum. — Die Verhandlungen finden in deutscher, französischer und englischer Sprache statt. Theilnehmer können außer allen Thierärzten Aerzte, Landwirthe und Apotheker werden. Die Theilnehmerkarte kostet 12 M. und wird erworben durch Einsendung dieses Betrags an die Filiale der Rheinischen Kreditbank in Baden-Baden. Die Theilnehmer empfangen alle Veröffentlichungen des Kongresses einschließlich des Generalberichts kostenfrei.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Jesus, ein Mensch, nicht Gottes Sohn. Fehdebrief wider das falsche Christenthum. Dem Angedenken an Moritz v. Egidy. Zürich, Cäsar Schmidt 1899. — Herm. Lingg: Dramatische Dichtungen. Gesammtausgabe. Neue Folge. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899. — Heinr. Friedjung: Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859—1866. 1. Bd. 3. Aufl. Ebd. 1899. — Rud. Kustermann: Das Mühlengewerbe im rechtsrheinischen Bayern. Ebd. 1899. — Max Lachner: Grundlagen der Lufttechnik. Berlin, W. H. Kühl 1899. — *M. Dinko Politeo*: A propos des conditions politiques de la „Monarchie Habsbourgeoise". Trieste, Dalene 1899. — Das Karnhauskeller-Büchlein. Ein Führer durch den Karnhauskeller in Bern. Bern, Neukamm u. Zimmermann 1899. — W. Teuscher: Die Lötschbergbahn und ihre Bedeutung für die Stadt Bern. Vortrag. Ebd. 1899.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Soeben erschien:

VI. Antiquariatskatalog VI,

enthaltend: Philologie, Philosophie, Rechtswissenschaft, Staatswissenschaft, Nationalökonomie, Technologie und Bavarica. Auch stehen Kataloge über Medizin, kath. Theologie, Geschenkliteratur, Geschichte, Geographie, ausländische, deutsche Literatur und Belletristik gratis und franko.

Schacherl & Mütterlein, Antiquariat u. Buchhandlung, **München,** Schillerstrasse 48. (7335)

NB. Ankauf von einzelnen besseren Werken u. ganzen Bibliotheken.

Jahrgang 1899. München, Freitag, 28. April. Nummer 97.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oscar Bulle in München.

Uebersicht.

Neue Romane. — Neue Studien über Polarlichter und Gewitter. II. Von Dr. K. Oertel. — Mittheilungen und Nachrichten.

Neue Romane.

Es gibt Bücher, mit denen wir noch lange nicht fertig geworden sind, nachdem wir sie gelesen haben, und von denen zu reden und immer wieder zu reden uns förmlich Bedürfniß ist, und es gibt andere, die wir nur aus Pflichtgefühl zu Ende bringen, und von denen wir nur reden, weil wir sie eben gelesen haben. Von jener Art ist „Der Stechlin" von Fontane, ein Buch, das sicher jedem Leser etwas zu sagen hat und zu dem Jeder, der es einmal gelesen hat, gern und oft zurückkehren wird. Von der letzteren Art sind die Bücher, mit denen wir uns heute zu beschäftigen haben. Keines davon ist gerade schlecht, fast alle haben sie sogar, jedes in seiner Art, gewisse Vorzüge. Aber allen fehlt etwas, und sie haben etwas zu viel — die Breite.

„Vom alten Schlage", Roman in drei Büchern von Ernst Wichert[1]), ist ein braver, ehrlicher Familienroman „vom alten Schlage". Der Held, Bernhard Weber, hatte als Sohn des angesehenen Justizraths Weber eine tüchtige Gymnasialerziehung genossen. Bei dem Tode des Vaters stellte sich heraus, daß dieser in seinem unermüdlichen Interesse für alle öffentlichen und gemeinnützigen Angelegenheiten versäumt hatte, für seine Familie zu sorgen, der nach seinem Tode nur ein ganz geringes Kapital zurückblieb. Seine tüchtige, auch in ihren veränderten Verhältnissen bei der „Gesellschaft" des Städtchens nach wie vor hochverehrte Frau hatte den Sohn so lange wie möglich in Unkenntniß über ihre wirthschaftliche Lage gelassen. Als sich diese aber nicht mehr verbergen ließ, da war er fest entschlossen, nichts mehr von der Mutter anzunehmen und auch sein begonnenes Studium des Baufachs aufzugeben. Er wollte nichts weiter sein als ein Arbeiter, der von seiner Hände Fleiß lebte, und es gelang ihm auch sogleich, einen entsprechenden Platz zu finden. Der Kommerzienrath Greenfish, der mit der Familie Weber in freundschaftlichem Verkehr gestanden hatte, war durchaus nicht gern auf Bernhards Wunsch eingegangen. Er hatte namentlich auf die schiefe Stellung hingewiesen, in die Bernhard sich durch den Gegensatz zwischen dem beabsichtigten subalternen Wirkungskreise und seiner ganzen Jugenderziehung versetzen würde. Bernhard war und blieb aber fest, und als Zeichner in der großen Greenfish'schen Fabrik erwarb er sich seinen Lebensunterhalt, wobei er aber in seinen Mußestunden rastlos weiter arbeitete und in der That dahin gelangte, das Modell eines Schiffes zu konstruiren, das sich später als ausführbar erwies und ihm, nachdem er mannichfache schwere Schicksale durchgemacht, den Weg zu einer neuen Existenz ebnete. Bernhard hat sich in der Thätigkeit als Arbeiter ein Stück Plebejerstolz angeeignet, und er verschließt sich geflissentlich gegen die warme Neigung, die Ellen, die schöne und hochsinnige Tochter des Chefs, welche mit der Jugendfreundin Ruth, Bernhards Schwester, in freundlichem Verkehr geblieben, ihm entgegenbringt. Er verliert sich an ein schönes Gesicht und unterdrückt die Bedenken, die ihm bei ruhigem Nachsinnen gekommen, durch das Aufgebot seines eisernen Pflichtgefühls. Der stolze Fabrikant hatte sich nach schweren Kämpfen entschlossen, dem Herzenswunsche seiner Tochter nachzugeben. Die zarte Ellen aber trägt das Geschick, sich verschmäht zu sehen, mit unerwarteter Fassung. Daß der Vater von Bernhards Braut, der Maschinenverwalter Blumberg auf Unterschlagung ertappt, durch Selbstmord endet, bestärkt Bernhard erst recht in der Ueberzeugung, daß er sein gegebenes Wort halten müsse. Sein kurzes Eheleben bringt ihm gar bittere Erfahrungen. Es kommt zur Scheidung von der unwürdigen Frau, die ganz zugrunde geht und Bernhard beginnt ein neues Leben in der ostafrikanischen Kolonie. Von dort aus spinnen sich wieder leise Fäden zwischen ihm und Ellen an, und zum Schluß glückt es ihm, sich das Jawort des ausgezeichneten Mädchens zu erringen, das seiner würdig war und der er ein in allen Prüfungen bewährtes echtes Mannesherz entgegenbringt. — Die Hauptfigur macht etwas zu sehr den Eindruck des untadelhaften Mustermenschen. Gut individualisirt ist Ellen und außer ihr noch eine oder die andere Nebenfigur, so der Apotheker Meiholz, der sich häufig provisorisch verlobt. Das Schwesternpaar Blumberg und deren ganze Umgebung, wo alles Talmi ist, die adelige Sippe des Fabrikanten, die Bankiersfamilie, die Spielergesellschaft sind alle etwas nach der Schablone gediehen. Eine bemerkenswerthe Aeußerung des alten Fabrikanten über den Lebenswerth der geistigen Atmosphäre, die der Mensch in früher Jugend eingeathmet hat, möge hier aufgezeichnet werden: Wer in der Jugend der Noth des Lebens entrückt gewesen ist und das Glück gehabt hat, gleichsam mit der Luft des elterlichen Hauses unzählige Bildungskeime aufzunehmen, der wird, und wenn er später Steine zu klopfen und sich mit der dürftigsten Kost zu begnügen hätte, nie ganz das Gefühl verlernen, zu den oberen Zehntausend zu gehören.

Von ganz anderer Art, aber auch von altem Schlage, ist „Der steinerne Mann von Hasla", eine Erzählung von Heinrich Hansjakob, mit hübschen charakteristischen Illustrationen von Kurt Liebich[1]), keine stilgerechte, sich um einen bestimmten Mittelpunkt gruppirende Geschichte, sondern eine lose Reihe von Bildern aus der Vergangenheit des Hauses der Fürstenberger, die sich von 1286—1349 hinziehen. In der Burg und Veste Fürstenberg finden wir im Hochsommer des Jahres 1286 die Söhne des ersten Fürstenbergers, Friedrich, Egino, Konrad und Gebhard, die sich in das Erbe des Vaters theilen. Egino wird Herr von Hasela und Villingen. Wir sehen, wie die Villinger dem neuen Herrn huldigen, wie er bei den Haslachern empfangen wird,

[1]) Dresden und Leipzig, Carl Reißner 1898.

[1]) Stuttgart, Adolf Bonz u. Co. 1898.

dann lernen wir Götz, den Sohn Egino's, kennen, aus dem später der stolze steinerne Mann von Hasla wird, wie er als junger Ritter das Herz der lieblichen Anna von Montfort erringt und sie zum Weibe macht, wie es dann zu heftigen Kämpfen und Ränken zwischen den Städtern und den Fürstenbergern kommt, bei denen der Leser und der Erzähler auf der Seite der Letzteren sind, alles dies bildet nur die Einleitung zu der ergreifenden Liebesgeschichte zwischen der heldenhaften Tochter des Grafen Götz, der lieblichen Herzeleide, und dem Edelknecht Runio, dem schönen, saugeskundigen, ritterlichen Jüngling, der in der Liebe und der Treue wie in der Kraft zum Leiden stark ist und der als Büßer und Geißler endet. — Die erste Hälfte des Buches wird von wechselnden Bildern gefüllt, die zu dieser in sich abgeschlossenen knappen und poetisch dargestellten Handlung das etwas lange Präludium bilden. Die Lieder aus der Minnesängerzeit sind in künstlerischer Form in unser modernes Deutsch übertragen.

Auch auf historischer Grundlage, aber aus der neuesten Gegenwart beruht die sicilianische Geschichte „Tod den Hüten“ von Konrad Telmann,[1]) von dem auch nach seinem Tode noch eine ganz stattliche Reihe von Romanen erschienen ist. Das Elend der Latifundienarbeiter, der Hirten und Bergleute auf Sicilien, die um um der „Tazen“ willen darben und hungern, wird in kräftigen Farben dargestellt. „Gott ist groß und der Zar ist weit!“ das hörten wir früher oft, wenn von der Noth der russischen Bevölkerung die Rede war. In Italien, oder wenigstens in diesem Theile Italiens weiß man nicht viel von der Regierung, von dem guten König und der schönen Königin, nur von den Hüten, den „Galantuomini“. „Die Hüte, die Hüte gefallen uns schlecht!“ so singt der schwachsinnige Greis, und „Nieder mit den Hüten, Tod den Hüten, nieder mit den Tazen!“ das ist die Losung der zur Verzweiflung Getriebenen gegen die Bedrücker in der Stadt. Die Scene, in der das „Pranzo“ beim Sindaco, wie das Belsazargastmahl, von den anstürmenden Massen gestört wird, wie der amerikanische Verwandte des zitternden Sindaco der Einzige unter den Anwesenden ist, der den Kopf oben behält, ist voll dramatischer Kraft. Von charakteristischem Gepräge ist die Figur des sozialistischen Mönchs Fra Leonardo und gut dargestellt sind die trüben Erfahrungen, die er mit seinem Flehen um Hülfe für die Enterbten des Schicksals macht. Daß der fremde Besucher des Tiencino, der die schöne Rafaella zum Weib nehmen will, sich als der mächtige Herzog von Barrafrauca entpuppt, klingt etwas gar märchenhaft und erinnert an das Herabsteigen der Götter zu den Töchtern der Sterblichen, das auch auf diesem Boden spielte. Wäre die Handlung knapper gediehen, so wäre sie wirksamer. Aber auch so bleibt, wenn man das Wesentliche herausschält und über das Unwahrscheinlichste ein Auge zudrückt, eine interessante und fesselnde Darstellung.

Zweifellos das merkwürdigste unter den vorliegenden Büchern und bei allem, was wir uns daran anders denken und wünschen möchten, doch dasjenige, das den tiefsten Eindruck auf uns gemacht hat und am meisten zu denken gibt, ist: „Das Bild im Wasser“ von Wilhelm Jensen.[2]) Storm'sche Erinnerungsstimmung, Tieck'sche Waldeinsamkeit, ein seltsamer Märchenzauber liegt über dem Ganzen. Dabei sehen wir die Menschen und die Scenerien mit voller Schärfe vor uns. Freilich wird etwas zu viel motivirt und geschildert. Inga Wittekind wächst als vornehmes Fräulein auf, „von keiner Lebensnoth und Sorge angerührt, nichts wissend von der Welt draußen um sie her, einer Pflanze im wohlgehüteten Treibhaus gleich“. Eine treffliche Erzieherin bekam sie, sie zur Dame zu bilden, mit aller inneren Bildung einer solchen, allen Ansprüchen, die sie an den Genuß, die Bequemlichkeit, die Verfeinerung des Lebens macht. Nur mit der Kirche und ihren Lehren bleibt sie unbekannt, mit dem, was die christliche Religion irdischem Elend als Tröstung in einem Jenseits vorhält. Und der sie so aufziehen ließ, war der Mann, dem ihre Mutter die Treue gebrochen, und der sich Jahre hindurch auf die ausgeklügelte Rache vorbereitete, das Kind der Sünde eines Tages ins Elend hinauszustoßen. Aber es kam nicht dazu. Der milde, in der Schule des Lebens zum echten Apostel der Menschenliebe gewordene Pastor Erdmann Hoffauf weiß das Herz des starren Meinard Terlinden zu erweichen. Doch kommen sie zu spät. Ottward, der im Hause des Pastors aufgezogen worden war, hatte Inga im Zauberwald oft gesehen, und es war eine reine reine Neigung zwischen den beiden kindlich reinen Menschenkindern gewachsen. Agneta, des Pastors bigotte Tochter, in der die Eifererart seiner Vorfahren wieder lebendig geworden war, hatte Inga aufgespürt und in haßvoller Eifersucht dem schwermüthigen Kinde den Kopf verwirrt, ihr ihre fluchbeladene Abstammung ins Gesicht geschleudert, so daß Inga verzweifelt den gleichen Weg ging wie ihre Mutter. — Es ist ein schweres und seltsames Buch, in dem viel zwischen den Zeilen steht. Das Bekanntwerden Ottwards mit Inga und ihre ganzen Begegnungen sind von hohem poetischen Reiz. Die einzelnen Figuren, besonders die bösartige, Ottward gewissermaßen als ihr geistiges Geschöpf betrachtende Agneta, der ernste Pastor, der Krüger Vollrath Stoltenbeck mit seiner frohgemuthen Ebba, Petrea, Terlindens Nichte, die ihre Neigung zu Ottward unter spöttischen Bemerkungen über ihn zu unterdrücken sucht, bis sie dann mit voller Kraft durchbricht, sie Alle treten mit voller Plastik hervor. Ein Buch, das man eigentlich zweimal lesen muß, da der Verfasser erst gar spät dem Leser die Aufklärung über vieles gibt, was diesen zuerst verwirren mag. In dieser Technik liegt eine gewollte Erschwerung der Aufgabe, die sich der Autor gestellt hat, vielleicht wäre auf anderem Wege ein runderes Kunstwerk aus dem Buche geworden.

„Allein und frei“, Roman von Theodor Hermann Pantenius,[1]) bildet den Anfang einer aus neun Bänden bestehenden Serie der „Gesammelten Romane“ des Verfassers. Ohne daß wir ihn im einzelnen zu kontroliren vermöchten, haben wir doch den Eindruck, daß das Lokalkolorit, das Stadt- und Landleben in der baltischen Heimath des Verfassers gut getroffen ist. Gerade gegen dieses Buch, das übrigens zum erstenmal schon 1875 erschien, haben wir den Einwand der Breite, von dem bei Beginn dieser Besprechung im allgemeinen die Rede war, besonders nachdrücklich zu erheben. Es sind in dieser Geschichte der Entwicklung eines Menschen vom Knaben- bis zum Mannesalter eine Fülle von bemerkenswerthen, fesselnden und ergreifenden Scenen, es treten uns Gestalten entgegen, die sich uns fest und dauernd einprägen, aber als Ganzes leidet das Buch an der mangelnden Oekonomie, an der nicht genügenden Straffheit der Komposition. Heinz Eichenstamm, der Sohn des Gouvernements-Medizinal-Inspektors, Wirklichen Raths und Ritters Dr. Heinrich von Eichenstamm, trägt vom Vater und den Vorfahren her das böse Erbtheil in seinem Blute: Stolz, Starrsinn und Eigenwilligkeit. Er ist gegen den strengen, gewaltsamen Vater ein widerspenstiges Kind, ein störrischer, trotziger Knabe, und es sind für die sanfte, gute Mutter schwere Tage, beständig vermittelnd zwischen den beiden harten Naturen wirken zu müssen.

[1]) Dresden und Leipzig, Carl Reißner 1898.

[2]) Ebenda.

[1]) Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing 1899.

Digitized by Google

Heinz verliert früh die Mutter und kurze Zeit, bevor er für die Universität reif wird, den Vater, der bei einem Brandunglück ums Leben kommt. Von dem Vermögen waren dem Verwaisten infolge mißglückter Versuche, die der Vater mit dem Gute gemacht hatte, dann durch eine Viehseuche, die ihm großen Verlust zufügte, und endlich durch den Brand des unversicherten Hauses nur noch gegen 20,000 Rubel übrig geblieben, eine Summe, die Heinz für die gewählte Laufbahn bedeutend erschien. Wir begleiten ihn dann zur Universität, wo sich seine geistigen Eigenschaften stark entwickeln, seine Eigenwilligkeit und sein unbeugsamer Sinn ihm aber manche Trübsal bereiten. Ganz jung verlobt er sich mit Anna, der verwittweten schönen Tochter des Pfarrers Werde. Dann wird er des Studiums und der Wissenschaft müde und will zur Landwirthschaft übergehen, ein Plan, den Anna mit Bestürzung hört, weil sie darin den Verzicht auf seine Lebensideale erblickt. Es kommt zu völligem Bruch zwischen den Verlobten, unter dem Anna, die mit unsäglicher Liebe an ihm hing, schwer leidet, so daß sie, die ohnehin schon kränkelte, bald darauf stirbt. Nach der russischen Heimath zurückgekehrt, führt Heinz eine Zeitlang das Leben des Landwirthes und nach vielerlei Schicksalen findet er das Glück und die Zufriedenheit an der Seite der Jugendgeliebten, seiner Verwandten Lelia. Bei der ersten Anwesenheit in der Universitätsstadt, die in dem Buche Fischersbach genannt wird, trifft Heinz im Postwagen einen alten Herrn, der eben der Pfarrer Werde in Lindenruh ist. Im Gespräch gebraucht dieser das Bild von der einen im hellsten Roth glühenden Kohle, die, aus dem Feuer genommen, in wenigen Minuten grau wurde und erlosch. Darauf erwidert Heinz: „Die Kohle mag der Gemeinschaft wohl bedürfen, ich gebe es zu, denn sie hat kein eigenes Feuer, aber der Diamant braucht keine Gefährten, denn er glänzt in eigenem Lichte.“ „Der Diamant?“ erwidert Jener, „ja, aber wehe der Kohle, die sich füe einen Diamant hält, und dann noch eins, der Diamant leuchtet zwar, aber erwärmt weder Andere, noch sich selbst!“ Und ganz am Schlusse des Buches, da Heinz von seiner Selbstvergötterung gründlich zurückgekommen ist, sagt er seiner Frau: „Als ich jung war, glaubte ich ein Diamant zu sein, jetzt, da ich weiß, daß ich nur eine Kohle bin unter vielen anderen und zufrieden bin, gemeinsam mit ihnen belebende Wärme verbreiten zu dürfen, bin ich sehr, sehr glücklich.“ — Das ist ungefähr der Lebens- und Entwicklungsgang des Helden. Eine Fülle von interessanten Gestalten, von denen man den Eindruck hat, daß sie zumeist der Wirklichkeit nachgezeichnet sind, lernen wir in dem Buche kennen. Die große Sippe der Eichenstamm in ihren verschiedenen Schattirungen, darunter Adelheid, die Cousine des Helden, die auch von seinem Wesen bezaubert wird — dem unbefangenen Leser muß es seltsam erscheinen, daß der gar nicht liebenswürdige Mensch auf verschiedene und verschieden geartete weibliche Wesen so starken Einfluß ausübt —, sie heirathet später einen reichen Geldmenschen, dann der leichtfertige, sich seinee Frivolität rühmende Lebemann Otto Schweinsberg, die Balteville'sche Familie mit dem schwächlichen Horace und dee bornirten Mutter, Schweinsbergs Cousine Dubing, die mit ihm zusammen ertrinkt, die Bachhöf'sche Familie, überhaupt die meisten Figuren, die wir in dem Buch kennen lernen, tragen individuelles und wirkliches Gepräge, aber es besteht kein genügender Zusammenhang. Einzelne Scenen sind von großer Anschaulichkeit, so die Schilderung der Krankheit, die bei der Viehherde des Doktors ausgebrochen ist, der Brand des Hauses, die Wagenfahrt, die Heinz mit Horace macht, das Idyllchen im Pastorat, wo Heinz Lelia wiederfindet. Gar hübsch ist dann die Kunst dargestellt, mit der die schlichten Menschen sich das Leben zu verschönern wissen. „Das Leben bot ihnen tausend kleine Freuden, und sie erhöhten sie noch dadurch, daß sie alles miteinander theilten. Die Genesung eines kranken Bauern, die Geburt eines Kalbes oder Lämmchens, das Auffinden eines Vogelnestes, das Erblühen einer Blume, das alles waren Ereignisse, an denen die ganze Familie den lebhaftesten Antheil nahm. Das Eine theilte dem Anderen seine Beobachtungen und Erwartungen mit, und Alle waren voller Fröhlichkeit, wenn die Dinge den erhofften Verlauf nahmen. Nicht genug damit, ein Jeder wußte noch dem Anderen eine Extrafreude zu bereiten. Dem Großvater eine besonders feine Decke weben zu lassen, das war ein Wunsch, den man jahrelang mit sich herumtrug, bis er sich endlich zu gelegener Zeit in Scene setzen ließ. Aber welch eine Freude verursachte auch solch eine Decke! Wie wurde sie vom Empfänger immer wieder zwischen Daumen und Zeigefinger geprüft und dann wieder geglättet! Wie lange wurde noch gelegentlich darauf angespielt, daß man sich ja jetzt nicht sonderlich viel aus einem kalten Zimmer zu machen brauche, da man ja die neue warme Decke habe. Heinz hatte recht, das Pastorat war ein Paradies, denn seine Bewohner pflückten Blüthen von jedem Busch und Früchte von jedem Baum.“

In dem ersten Theil des Buches stoßen wir auf manche Anklänge an den „Grünen Heinrich“, das Kapitel von der Knabentücke gegen einen ungeschickten Schullehrer wiederholt sich sogar in ganz ähnlicher Weise, auch die verschiedenen weiblichen Figuren, die von Einfluß auf den Helden sind, erinnern an die im „Grünen Heinrich“, Anna trägt zweifellos Züge von Judith, wenn sie auch im ganzen anders geartet ist. Seltsam berührt uns gleich der erste Satz: „Der Sommer des Jahres 18.. war sehr heiß und einer der heißesten Tage in diesem Sommer war der 6. August.“ Warum auf der einen Seite die genaue Tagesangabe und die Weglassung der Jahreszahl? Da später der Krieg von 1859 und das napoleonische Regime erwähnt wird, so haben wir uns den Anfang der Geschichte etwa in den Beginn dee 50er Jahre zu denken, wie auch die Schilderung des Universitätslebens auf eine schon ziemlich weit zurückliegende Zeit hindeutet.

„Immaculata“, Roman aus dem römischen Leben der Gegenwart von Rubert Rabertl,[1]) enthält eine große Anzahl von Betrachtungen und Gesprächen über römisches Leben, übee die Agrarzustände, die Kolonialpolitik, Kunst, Kirchenfragen, Stoff für eine ganze Anzahl von Leitartikeln und vielfach auch in der Form von Leitartikeln gehalten. Der Verfasser hat sich die Gabe des Schonwiederwegwerfens, die Lessing in dem wundervollen 64. antiquarischen Briefe so kurz und präzis für das Reisezenguiß des Schriftstellers erklärt, noch nicht zu eigen gemacht. Was ihm durch den Kopf geht, das wird in dem Buche untergebracht, mag es auch zur Situation nicht eben hinpassen. Manches, was über Rom und die römische Gesellschaft gesagt wird, klingt ja ganz hübsch und treffend, aber recht künstlerisch ist die Art nicht, in der uns die nachfolgende Schilderung geboten wird: „Koburg bog um die Ecke. Das Leben des Korso kam ihm entgegen. Wie lieb und vertraut war ihm doch dieses Bild! — Wahrlich, dachte er, es gibt nur ein Rom — und dieses Rom wäre nicht Rom ohne den Korso! Nicht die Steine machen ihn schön, sondern das Leben, das in ihm pulsirt!... In anderen Ländern geht man, rennt man, stürzt man, die Nebenmenschen stoßend und tretend, durch die Straße vom Haus nach dem Hause; in Italien geht man aus dem Hause durch die Straße hinaus auf den Platz! In anderen Ländern durcheilt man die Straße, um sie baldmöglichst zu fliehen; in Italien sucht man sie, um da zu verweilen!

[1]) J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart 1899.

Und wenn die italienische Kommune von je mehr wirkliches Gemeinwesen war als die anderer Länder, so ist das mit jener Liebe zum Korso und der zugehörigen Piazza zu danken, wo ohne Rücksicht auf Kasten und trennende Feinheiten ein Gemeinleben wirklich zum Ausdruck kommt." Es ist ein gewisser Ueberschwang in der Ausdrucksweise des Autors, der einem manchmal das Weiterlesen verleidet. Gleich die den Widmungsworten: „Seinem lieben Freunde Ernst ein Weggruß vom Verfasser" folgenden Verse:

So zieh denn hin, entfalte dein Panier,
Zieh hin, mein Buch, und grüß den Freund von mir!
Nimm deinen Flug mir hoch:
Flieg sonnenwärts!
Die Himmlische, sie flieht vor dir, du wirst sie nie erreichen!
Doch kämpfe, streite, siege mir — in ihrem Zeichen!

klingen doch recht geschraubt. Vielleicht ist eine oder die andere Figur dem Leben nach gezeichnet, so der Raisonneur des Buchs, der Principe Filippo Galeati, Pippo genannt, der der Versuchung in der Gestalt der goldbeladenen Millicent White tapfer widersteht, auch der ritterliche Ugo Ildobrandini, andere tragen schablonenhaftes Gepräge, wie der auf seine Dollars pochende Amerikaner, der alles kaufen zu können meint, die russische Fürstin Sascha Tschernykow, die von verzehrender Leidenschaft für den Maler Réné v. Bergen erfüllt, diesen der holden Floreuce zu entreißen sucht und die schwermüthige scheue Taube vernichtet. Was die Frauen nur an diesem blutlosen Schemen, diesem korrekten Mustermenschen finden mögen, daß sie alle von solcher Leidenschaft für ihn erfüllt werden.

Immaculata ist die holde, reine Tochter eines Geschlechts, von dem die Sage geht, daß alle Frauen der Sünde verfallen müssen, und die, von der Entdeckung zu Boden geschmettert, daß der Fluch sich auch an der von ihr schwärmerisch verehrten und angebeteten Mutter erfüllt, dem ihr winkenden Glücke entsagt und aus dem Leben flieht. Es ist freilich nur ein zufälliger Unglücksfall, ein Sturz des Pferdes, der ihr Leben kostet, aber sie war schon vorher entschlossen, sich zu opfern. Der Inhalt des Buchs ist romantisch und romanhaft, manche wirksame und fesselnde Einzelheiten vermögen uns nicht darüber zu täuschen, daß der Verfasser gar viel verlernen muß, um ein erfreuliches Kunstwerk schaffen zu können.

„Anna Stern" von Frieda Freiin v. Bülow[1]) ist ein flott geschriebener Unterhaltungsroman, der sich wieder einmal um das so oft behandelte Thema des Mannes dreht, der zwischen zwei Frauen steht. Das Buch ist von einer Dame geschrieben, und die männliche Hauptfigur kommt nicht so recht gut weg, denn dieser Dr. Hanslik, bei all seinen geistigen Vorzügen, bei seinen vortrefflichen Charaktereigenschaften weiß unter den Schwestern, die ihm beide gefallen, die rechte Wahl nicht zu treffen, er wird von dem hübschen Lärvchen Lili's bezaubert und sieht an den Vorzügen Anna's achtlos vorbei. Spät erst, zu spät erkennt er, welchen Fehlgriff er gethan und wie er sein Leben verdorben hat, Anna beißt die Zähne aufeinander, verläßt die Heimath und sucht Trost und Heil in der Wissenschaft. Nach Jahren kehrt sie mit dem Diplom der Aerztin zurück und wird die geschätzte und tüchtige Genossin in der Anstalt des Schwagers, wehmüthig erkennend, welch unerquickliches Leben ihm an der Seite ihrer Schwester zutheil geworden. Sie arbeitet wacker in dem gemeinsamen Berufe und Beide kämpfen gegen die mächtig wieder erwachende Neigung, bis es dann zu einem Aussprechen und einem dauernden Auseinandergehen kommt.

[1]) Dresden und Leipzig, Carl Reißner 1898.

Zum Schluß sei noch eines ganz wunderlichen Buchs gedacht, „Die Dichterbörse"[1]) geheißen. Das Programm dieser Vereinigung liest sich, wie der Verfasser in weiser Selbsterkenntniß eines der Mitglieder sagen läßt, wie eine Bierzeitung. Die geheime Börsenordnung handelt in ihrem ersten Abschnitte „Von den Weltbewohnern". Da heißt es „die Gesellschaft der Weltbewohner besteht aus Dichtern und Proleten. Ein Dichter ist, wer von der Dichterbörse als solcher zugelassen wird. Die übrigen Weltbewohner sind Proleten". Und in diesem Tone geht es weiter. Man hat oft den Eindruck, als ob der Verfasser sich über sich selbst und seine Leser lustig machen wollte.

Erich Adam, der Erfinder und Mittelpunkt der Dichterbörse, ist ein ganz unanstehlicher Patron. Er führt in Leipzig das Leben des Bummelliteraten und trägt sich mit allerlei Projekten. Aus seiner Studentenzeit schleift er noch eine Kette nach, die schöne Lilac und sein Kind Gretchen. Da er sich von ihr nicht befreien kann, beschließt er, eine Zeitlang zu verschwinden und reist nach Amalfi, wo seine Schwester und seine kleine Nichte weilen. Dort wird er mit dem Verlagsbuchhändler Eugen Corsica und dessen Frau mit dem seltsamen Namen Myrthe bekannt, und aus dem Zusammensein entwickelt sich ein Vertrag für ein gemeinsames Verlagsgeschäft, in das die Dichterbörse aufgeht. Frau Corsica wirft sich ihm an den Hals, er aber verschmäht sie, ein reiches Gänschen, das er heirathen will, gibt ihm einen Korb und schließlich kommt er dazu, aus Lilac sein Weib zu machen.

Das Buch ist salopp geschrieben, manche Augenblicksbilder aus Italien und Paris sind nicht übel, aber im ganzen arbeitet man sich nur mühselig hindurch. Manchmal scheint es, als ob der Verfasser nach Modellen und Reminiscenzen arbeite, aber die Figuren tragen alle etwas verschwommenes, nur Lilac ist in ihrer Marholm'schen Weibhaftigkeit ein wirkliches Menschenbild. Ein ganz kurioses Buch, unfertig und ermüdend, aber doch nicht ohne Talent geschrieben. S. S.

[1]) Die Dichterbörse. Roman von Walter Harlan. F. Fontane u. Co., Berlin 1899.

Neue Studien über Polarlichter und Gewitter.

Von Dr. K. Oertel (München).

II.

Einfluß der Sonne auf die Frequenz der Polarlichter und Gewitter. Nachdem die beiden schwedischen Gelehrten aus dem umfangreichen Beobachtungsmaterial, das ihnen zur Verfügung stand, den Einfluß des Mondes auf die Häufigkeit der Polarlichter und Gewitter nachgewiesen hatten, lag es nahe, dieses reichhaltige Material auch bezüglich eines a priori ja schon recht wahrscheinlichen Einflusses der Sonne auf beide Arten von Naturerscheinungen näher zu untersuchen, wie dies in der That in einer weiteren, ebenfalls und aus gleicher Veranlassung wie bei der früheren, als Festschrift gedruckten Abhandlung geschehen ist.[2]) Vor allem handelte es sich hiebei, um die nahezu 26tägige, etwa der Umdrehungsdauer der Sonne entsprechende Periode, welche schon früher für die Variationen der erdmagnetischen Elemente Hornstein (1873), Liznar (1885), P. A. Müller (1886) und A. Schmidt (1888); für die Polarlichtfrequenz Liznar (1888) und Veeder (1891); für die Gewitterhäufigkeit W. v. Bezold (1888), Hamberg (1892) und Bigelow (1894); für die

[2]) Ueber die nahezu 26tägige Periode der Polarlichter und Gewitter. Kongl. Svenska Vetenskaps-Akademiens Handlingar. Bandet 31. Nr. 3. Stockholm 1898.

Digitized by Google

Temperaturschwankungen auf der Erdoberfläche Buys Ballot (1846), Fritz (1888) und J. P. Hall (1893) — freilich in durchaus nicht übereinstimmender Dauer — abgeleitet haben.

Zunächst wurden die in der Zeit von 1861 bis 1895 in Norwegen erhaltenen Nordlichtbeobachtungen bezüglich des Vorkommens einer nahezu 26tägigen Periode für sich allein untersucht. Von der Epoche 1860, Dezember 31.0 als Anfangspunkt der Zählung ausgehend wurden die Beobachtungen für die einzelnen Tage nach verschiedenen Perioden, deren willkürlich angenommene Dauer zwischen 25.71 und 26.03 Tagen wechselt, geordnet. Diejenige Periode, welche die größte Amplitude (Differenz zwischen Maximum und Minimum) ergab, entsprach der gesuchten. Es fand sich so für die norwegischen Beobachtungen allein die Länge dieser Periode zu 25.935 Tagen. Indem dieser Werth auf die viel zahlreicheren Nordlichtbeobachtungen in Schweden angewendet wurde, zeigte sich aber alsbald, daß er noch einer kleinen Verbesserung bedurfte. Es ergaben nämlich die schwedischen, den Zeitraum von 1722 bis 1896 umfassenden Nordlichtbeobachtungen die Dauer dieser Periode — und zwar übereinstimmend, ob nach der Anzahl (Intensität) der beobachteten Nordlichter (23,253) oder nach der Anzahl der Tage mit Nordlichterscheinungen (10,069) gerechnet wurde — zu 25.929 Tagen.

Soweit die in Schweden oder allenfalls auf der ganzen skandinavischen Halbinsel gesammelten Nordlichtbeobachtungen in Betracht kommen, dürfte diesem Ergebniß eine erhebliche Sicherheit innewohnen und merkwürdigerweise werden durch dasselbe auch die innerhalb der Zone von 16° bis 39° südlicher Breite erlangten Südlichtbeobachtungen sehr gut dargestellt. Bei einzelnen Beobachtungsreihen dagegen trifft dieses Letztere ganz und gar nicht zu. Dies zeigt zur Genüge die nachstehende Tabelle, welche für die wichtigsten Beobachtungsreihen die Abweichungen des Mittels dreier aufeinanderfolgender Tage gegen das jedesmalige Gesammttagesmittel, ausgedrückt in Prozent des letzteren, enthält:

Nordlichtbeobachtungen.

Tage der Periode	Schweden Beobb.	Schweden Tage	Nordamerika Beobb.	Nordamerika Tage
1 bis 3	— 8.6	— 2.9	+ 3.0	+ 0.7
4 „ 6	—11.8	— 6.8	— 0.1	— 6.3
7 „ 9	— 2.5	— 0.8	+ 4.5	+ 3.5
10 „ 12	+ 1.4	— 0.7	+ 0.4	— 1.8
13 „ 15	+13.5	+ 5.2	+ 2.6	+ 0.6
16 „ 18	+10.9	+ 5.6	— 3.7	+ 2.1
19 „ 21	+ 2.1	+ 3.6	—11.1	— 2.1
22 „ 24	— 5.6	— 3.6	— 6.0	— 0.2
25 „ 1	— 2.2	+ 1.2	+ 7.8	+ 2.6

Südlichtbeobachtungen.

Tage der Periode	−16° bis −39° Beobb.	−16° bis −39° Tage	−40° bis −72° Beobb.	−40° bis −72° Tage
1 bis 3	—24.8	—11.9	—15.3	— 3.2
4 „ 6	—66.7	—39.5	— 1.5	— 0.9
7 „ 9	—45.7	— 0.9	—25.1	—14.7
10 „ 12	+ 6.4	— 0.9	—25.2	—28.5
13 „ 15	+61.8	+43.1	+ 0.4	—23.9
16 „ 18	+63.1	+ 7.3	— 3.5	— 3.2
19 „ 21	+45.2	+ 1.8	+35.9	+24.5
22 „ 24	— 20.2	— 6.4	+37.9	+49.8
25 „ 1	— 43.5	— 3.6	—14.4	— 3.2

Eine allgemeine Gültigkeit dürfte der 25.929tägigen Periode der Polarlichtfrequenz somit wohl kaum beizumessen sein.

Es fällt übrigens schwer, für das Vorhandensein dieser Periode eine plausible Erklärung aufzufinden. Die Rotationsdauer der Sonne wird bekanntlich für verschiedene heliographische Breiten sehr verschieden erhalten, aus spektroskopischen Beobachtungen fand Dunér[1]) am Sonnenäquator die siderische Umdrehungszeit zu 25.46 Tagen, für die heliographische Breite von 60° aber bereits zu 33.90 Tagen. Wollte man gleichwohl (mit H. v. Helmholtz) den ersteren Werth als maßgebend betrachten, so ist zu bemerken, daß die aus demselben resultirende synodische Umdrehungszeit der Sonne, welche doch allein in Betracht kommen könnte, am Aequator 27.37 Tage, also immer noch um fast 1½ Tage mehr beträgt, als die Periode von 25.929 Tagen. Ein Versuch, die letztere Periode auch in den Wolf'schen Relativzahlen der Sonnenflecken nachzuweisen, führte ebenfalls zu einem negativen Ergebniß.

Dagegen kommt die zuerst wohl von dem Amerikaner Loomis (1873) nachgewiesene sogenannte fäkulare Schwankung der Sonnenflecken (elfjährige Periode) ungeachtet mehrfacher, monchmal recht merkwürdiger Abweichungen in den für die einzelnen Beobachtungsgebiete gebildeten Jahressummen der Polarlichtbeobachtungen im großen und ganzen recht deutlich zum Ausdruck.

Ebenso scheint ein ausgesprochener Parallelismus zwischen der Sonnenfleckenhäufigkeit und jener der Polarlichter, speziell der Südlichter, insofern vorhanden zu sein, als in solchen Monaten, in welchen die Zahl der Sonnenflecken gering oder beträchtlich ist, das Gleiche auch hinsichtlich der Polarlichter stattfindet, wie die nachstehende Tabelle zeigt:

Monatsmittel der Sonnenflecken	Monatsmittel der Südlichter
0 bis 10	0.58
10 „ 20	1.45
20 „ 40	1.41
40 „ 60	2.75
60 „ 80	5.85
80 „ 100	8.51
100 „ 120	16.08
120 „ 140	19.04
140 „ 160	21.27

Ein nicht unbedeutender Theil dieser starken Zunahme scheint allerdings von dem Einfluß der Säkularschwonkungen der Polarlichter (elfjährige Periode) herzurühren.

Vollständig gesichert ist endlich die jährliche Periode der Polarlichter, die bereits vor 150 Jahren der französische Physiker Mairan erkannt hat. Fritz kommt bezüglich dieser Periode zu dem Schlusse:[1]) „Das Polarlicht zeigt sich für die ganze Erde am häufigsten, wenn dieser Planet sich von einem Nachtgleichepunkt durch das Perihel zu dem andern bewegt." — Wie deutlich die Jahresperiode auch in dem hier behandelten Beobachtungsmaterial zum Ausdruck gelangt, zeigen die nachstehenden Monatssummen der wichtigsten Beobachtungsreihen:

Monat	Schweden 1883—1896	Norwegen 1861—1895	Nordamerika 1871—1893	Südliche Halbkugel 1773—1895	Sonnenflecken-Relativzahl 1749—1895
Januar . . .	1056	251	1005	56	45.1
Februar . . .	1173	331	1455	126	47.3
März . . .	1312	335	1396	183	46.4
April . . .	569	90	1724	148	47.8
Mai . . .	170	6	1270	54	48.4
Juni . . .	10	0	1061	40	46.9
Juli . . .	54	0	1223	35	46.5
August . . .	191	18	1210	75	45.5
September . .	1055	209	1735	120	46.9
Oktober . . .	1114	353	1630	192	47.7
November . .	1077	326	1240	112	47.9
Dezember . .	940	260	912	81	47.1

Daß auch hier von einem Parallelismus der Polarlichtfrequenz mit den Schwankungen der Relativzahlen der Sonnenflecken, wie ihn u. A. der Amerikaner Hazen vermuthete, im Ernst nicht wohl die Rede sein kann, zeigen die oben zum Vergleich beigesetzten Monatsmittel der Wolfschen Sonnenflecken-Relativzahlen.

[1]) Recherches sur la rotation du soleil. Nova Acta Reg. Soc. Sc. Upsal. Serie III. 1891.

[1]) Das Polarlicht S. 115.

Endlich versuchten die beiden schwedischen Gelehrten noch, das Auftreten einer nahezu 26tägigen Periode in der Häufigkeit der Gewitter nachzuweisen. Es stand ihnen hiezu das schon von W. v. Bezold für seine gleichartigen Untersuchungen benutzte Material, welches die während des Zeitraums von 1880 bis 1887 in Bayern und Württemberg beobachteten Gewitter umfaßt (rund 47,000 Beobachtungen) und ferner das von Dr. Hamberg in Stockholm gesammelte gleichartige Material der von 1880 bis 1895 in Schweden beobachteten Gewitter (rund 52,000 Beobachtungen) zur Verfügung. v. Bezold hat aus dem von ihm bearbeiteten Material eine Periode von 25.84 Tagen nachgewiesen[1]) und die nämliche Periode hat Hamberg seinen diesbezüglichen Untersuchungen zugrunde gelegt, ohne jedoch eine befriedigende Darstellung der Beobachtungen damit erzielen zu können.[2])

Ekholm und Arrhenius gehen direkt von der aus den Polarlichtbeobachtungen abgeleiteten Periode von 25.929 Tagen aus. Indem sie die Gewitterbeobachtungen nach Tagen dieser Periode ordneten, fanden sie (wieder stark zusammengezogen) die Abweichung der auf die einzelnen Tage entfallenden Gewitterbeobachtungen gegen das Gesammttagesmittel, in Prozent des letzteren ausgedrückt, wie folgt:

Tage	Bayern und Württemberg 1880—1887	Schweden 1880—1895	Nordlichter in Schweden
1 bis 3	— 3.6	+ 3.5	— 8.6
4 „ 6	+ 0.5	— 0.4	—11.8
7 „ 9	— 7.1	— 9.1	— 2.5
10 „ 12	—25.8	— 4.0	+ 1.4
13 „ 15	+ 2.5	—12.6	+ 13.5
16 „ 18	+ 2.1	+ 7.5	+10.0
19 „ 21	+14.2	— 2.3	+ 2.1
22 „ 24	+13.2	+13.9	— 5.6
25 „ 1	— 3.9	+ 3.3	— 2.2

Es ist hieraus zu entnehmen, daß die 25.929tägige Periode in der gleichen Weise, wie bei den Polarlichterscheinungen auch in der Frequenz der Gewitter zum Ausdruck kommt und auch die weitere rechnerische Verfolgung der Sache läßt eine derartige Periodizität der Gewitter als sehr wahrscheinlich erscheinen. Indessen findet, wie aus den oben gleich beigefügten Zahlen für die Nordlichtbeobachtungen in Schweden hervorgeht, ein vollständiger Parallelismus zwischen den beiden verwandten Erscheinungen nicht statt. Es fällt vielmehr das Minimum der Gewitterperiode nahezu zusammen mit dem Maximum der Polarlichtperiode und das Maximum der ersteren ist gegen das der letzteren um etwa sechs Tage, also beiläufig um eine Viertelperiode, verschoben. Für diese Anomalie läßt sich jedoch zur Zeit ebensowenig ein plausibler Grund angeben, wie für das Vorhandensein der nahezu 26tägigen Periode überhaupt.

Fassen wir zum Schluß die wichtigsten Ergebnisse, zu denen wir im vorausgegangenen gelangt sind, noch einmal kurz zusammen, so lassen sich dieselben in den folgenden Sätzen aussprechen:

1. Die innerhalb eines tropischen Monats eintretenden Aenderungen des Mondstandes gegen den Erdäquator verursachen eine in allen Beobachtungsreihen wohl ausgeprägte tropisch-monatliche Periode in der Frequenz der Polarlichterscheinungen, und zwar fallen innerhalb dieser Periode die Maxima der Nordlichter und die Minima der Südlichter mit dem tiefsten Stande des Mondes (im südlichen Lunistitium) zusammen und umgekehrt.

2. Die gleiche tropisch-monatliche Periode kommt auch in den Schwankungen der Gewitterhäufigkeit sehr bestimmt zum Ausdruck, außerdem ist bei denselben noch eine dem synodischen Mondumlauf entsprechende Periodizität deutlich ausgeprägt.

3. Beide Arten von Naturerscheinungen stehen in kausalem Zusammenhang mit den Schwankungen des Potentialgefälles der Luftelektrizität, in denen die tropisch-monatliche Periode ebenfalls mit großer Sicherheit nachgewiesen werden konnte. Sind die Gewitter die Folge plötzlicher Ausgleichungen von Spannungsdifferenzen, so müssen die Polarlichterscheinungen als die Folge von langsam und zumeist in sehr großen Höhen vor sich gehenden elektrischen Entladungen betrachtet werden: zwischen beiden besteht somit nur ein gradueller Unterschied.

4. Die Polarlichterscheinungen zeigen ebenso, wie die Gewitter, hinsichtlich ihrer Häufigkeit fernerhin noch Schwankungen, die sich, ungeachtet des Widerspruches einzelner Beobachtungsreihen, im großen und ganzen durch eine Periode von 25.929 Tagen darstellen lassen. Eine stichhaltige Erklärung für diese Periode läßt sich gegenwärtig nicht geben; die Annahme eines Zusammenhangs derselben mit der Rotationsdauer der Sonne erscheint unzulässig.

Mittheilungen und Nachrichten.

-tz- R. Fischer: Zu den Kunstformen des mittelalterlichen Epos. Wien u. Leipzig, W. Braumüller 1899. — Bereits im vorigen Jahre erschien von einem österreichischen Gelehrten ein umfängliches Werk der beschreibenden Aesthetik, das ins literarische Gebiet einschlug, Richard Heinzels „Beschreibung des geistlichen Schauspiels im Mittelalter". Trotz des staunenswerthen Aufwandes an gelehrtem Fleiße und trotz seines Werthes für die Aesthetik (vgl. R. M. Werner in der „Zeitschr. f. österr. Gymn." 50 [1899] S. 127) hat es aber wegen seiner schweren Lesbarkeit bei der Kritik gerade keine günstige Aufnahme gefunden. Es schildert mit absichtlicher Vermeidung historischer Betrachtung in zwei Hauptabschnitten die ersten und die zweiten Eindrücke auf den Zuschauer, und jede dieser Gruppen umfaßt wieder die Kategorien der Qualität, Quantität, Ordnung und Eintheilung der ästhetischen Wirkung. Ein im Grunde ähnlich beschaffenes Werk liegt nun in dem oben genannten Buche vor, das aber sowohl durch sein Erscheinen in den „Wiener Beiträgen zur englischen Philologie, hggb. von J. Schipper" (Bd. IX), wie auch unmittelbar den Anspruch erhebt, sich in den Dienst der Literaturwissenschaft zu stellen. — Fischer geht von dem Satze aus, daß sich das Epos keineswegs dem Drama gegenüber durch Formlosigkeit auszeichne. Exposition, erregendes Moment, Verwicklung, Höhepunkt, Entwicklung und Lösung sind im Epos wie im Drama mit gleicher Nothwendigkeit vorhanden, nur liegen sie in ersterem weniger offen da. Die Handlung des Epos vermittelt sich nun dem Leser in einer Reihe von Bildern, die sich aus den einzelnen materiellen Formen des Epos zusammensetzen und daher genau untersuchen lassen. Diese Formen sind vor allem das epische und dramatische Element, welches letztere, das wichtigere, wieder in die dramatischen Formen (Monolog, Dialog, Ansprache, Polylog u. s. w.) zerfällt. Da diese Formen, welche von den dramatischen Figuren getragen werden, in den meisten Fällen vom Dichter unbewußt angewandt werden, beim wahren Dichter aber Form und Inhalt in lebendiger Harmonie stehen, so ergibt sich aus der Einzelbetrachtung der Formen ein Kriterium für den Werth der Dichtung, insofern als sie deren Gattung, Stoff, Entstehung und Tendenz genau charakterisiren; selbst für die Begabung, das Geschick und die persönliche Stimmung des Dichters können sie einen Maßstab der Beurtheilung liefern. Den Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptungen suchen nun die drei Einzeluntersuchungen des Buches zu führen. In der ersten, „Zur Epentechnik von Hartmanns Iwein" (S. 1 bis 80) wird der Bestand der Kunstformen und ihre Verwendung nachgewiesen. Nach einem Ueberblick über die Komposition der Dichtung werden uns

---

1) W. v. Bezold: Ueber eine nahezu 26tägige Periodizität der Gewittererscheinungen. Sitzungsber. der kgl. preuß. Akad. d. Wissensch. Berlin 1888.

2) H. E. Hamberg: Bihang d. Stockh. Ak. Bd. 18. Afd. I. Nr. 1 Stockholm 1892.

die epischen und dramatischen Bilder, das epische und dramatische Element, die dramatischen Formen, sowie der technische Bau des Dialogs vorgeführt, dann Zahl, Länge, das gegenseitige Verhältniß, Wesen und Wirkung dieser Kunstformen dargestellt. Ebenso genau und zahlenmäßig folgt dann eine Betrachtung der Figurentechnik, welche die Bedeutung der Haupt- und Nebenfiguren in der ganzen Dichtung wie in den einzelnen Kompositionstheilen zeigt. Endlich wird noch das Verhältniß der Figuren zum Dialog erörtert. Der übersichtlich zusammenfassende Schluß erweist „die künstlerische Ausgestaltung des Epos als organisch". — Die zweite Untersuchung „Zur Autorenfrage im Nibelungenlied" (S. 83—186) verwendet eben diese Kunstformen zu einer genauen Vergleichung der „Dichtung" des Epos, d. h. der von Lachmann als echt bezeichneten Strophen der Handschrift A, mit der „Umdichtung", d. h. der ganzen Handschrift A. Es ergibt sich, daß die „Dichtung" thatsächlich das Werk eines Dichters sei und ein vollendetes, in sich abgeschlossenes Kunstwerk, das „echte" Nibelungenlied bietet, während sich der „Umdichter" als ein ganz talentloser, ungeschickter, handwerksmäßiger und geschwätziger Versefchmied offenbart. Ein Anhang hiezu: „Das mittelhochdeutsche Volks- und Kunstepos und seine technischen Kunstformen" (S. 189 bis 213) bringt einen lehrreichen Vergleich der beiden Gottungen, der sich auf die bisher behandelten Dichtungen stützt. — Im dritten Theil: „Die Troilus-Epen von Boccoccio und Chaucer" (S. 217—370) wird nochgewiesen, daß die Kunstformen auch auf das feinste psychische Moment, auf die Stimmung der Dichtung und des Dichters, reagiren. Der humoristische Dichter von „Troilus und Cryseyde" zeigt sich dabei als besseren und feinfühligeren Stilisten, der die dramatische Form bevorzugt, während der sentimentale Italiener im „Filostrato" mehr die epische Ausführung liebt und sich als den schwächeren Künstler zu erkennen gibt. — Alle diese Ausführungen sind außerordentlich scharfsinnig und, soweit sie sich auf Thatsachen beschränken, vollkommen einwandfrei. Sobald dagegen auf Grund der äußerlich-formalen Kriterien der Versuch gemacht wird, Fragen der höheren Kritik zu lösen, scheint mir der Verfasser doch zu weit zu gehen und zu viel zu hoffen. Um überhaupt eine derartige Untersuchung anstellen zu können, muß man von einer bestimmten Form der Dichtung ausgehen. Geschieht dies aber, so ist von vornherein noch des Forschers Willkür oder Einsicht eine bestimmte Entscheidung getroffen. Warum wird gerade die Handschrift A des Nibelungenliedes gewählt, worum werden gerade Lachmanns Ausscheidungen als treffend richtig bezeichnet? Viele werden damit gewiß nicht einverstanden sein, und wenn Lachmann auch im allgemeinen das Rechte getroffen hat, so ist man sich doch längst darüber einig, daß dies im einzelnen keineswegs immer der Fall ist und daß er vielfach recht willkürlich vorgegangen ist. Sobald man aber den Strophenbestand verschiebt, ändert sich auch die ganze Untersuchung mit ihren Ergebnissen. Was käme wohl heraus, wenn man etwa die Version B oder C zugrunde legte? Wollte man in dieser Frage ganz sicher gehen, müßte man mindestens alle wichtigeren Fassungen zum Vergleich heranziehen, und dann dürfte die Untersuchung so verwickelt werden, daß man kaum zu einem klaren und befriedigenden Ende käme. Gut ist es, daß der Verfasser nicht näher auf Shakespeare's Behandlung des Troilus-Stoffes eingegangen ist; sonst hätte er leicht allerhand bezeichnendes für den Dichter herausfinden können, während man doch neuerdings sehr zweifelt, ob das Stück überhaupt von Shakespeare herrührt. (Vgl. Vierfreund, Shakespeare og hans kunst. Kopenhagen 1898. S. 233 ff.; S. 253). — Fischers Methode hat meiner Ansicht noch nur den Werth einer Probe auf die Richtigkeit eines Rechenexempels. Sobald man eine Thatsache richtig festgestellt hat, wird diese Probe stimmen; handelt es sich um eine Vermuthung, so wird man einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit nachweisen können. Aber immer wird man damit nur nachprüfen, nie zu einem Ergebnisse kommen können, wenn man von einer noch roheu ungeordneten Masse ausgeht. Um in der höheren Kritik zu einem sicheren Ziele zu gelangen, werden wir uns vorderhand schon noch an die hergebrachten Hülfsmittel halten müssen, namentlich an die, welche eine möglichst vielseitige philologische, historische und kulturgeschichtliche Behandlung bieten.

O. Roymund und E. Dietrich: Aerztliche Rechts- und Gesetzeskunde (unter Mitwirkung von J. Schwalbe). I. Lieferung. Verlag von Georg Thieme, Leipzig 1898. — Der Vater des Gedankens, einen Rathgeber dieser Art zu schaffen, ist J. Schwalbe, Mitredakteur der „Deutschen medizinischen Wochenschrift". Die Herren Herausgeber haben einem dringenden Bedürfniß abgeholfen. Geht doch meistens der Arzt von der Hochschule fort ins Leben, ohne von Standessachen und -fragen, ohne von einer Stellung, die er dem Gesetz und der Allgemeinheit gegenüber einnimmt, viel zu wissen. Nur den Inhalt des zweiten Abschnitts, die Ausbildung bis zum Reifezeugniß, hat er erlebt, das Weitere muß im Leben gelernt werden und ist so kompliziert, daß eine zusammenfassende Belehrung nur dankbar aufgenommen werden kann. Dazu gehört die Organisation des Gesundheitswesens und der Medizinalbehörde umsomehr, als in Deutschland auch in dieser Beziehung nach vieles in den einzelnen Bundesstaaten auseinandergeht. Ein Abschnitt beschäftigt sich mit den Rechten und Pflichten des Arztes in Bezug auf seine Person, ein anderer mit denen der Allgemeinheit gegenüber und solchen in besonderen Stellungen. Alles wissenswerthe Dinge. Eingehend ist die Rechtsprechung berücksichtigt, zum Unterschied von ähnlichen Arbeiten, wie die Herausgeber besonders hervorheben, und dadurch wird das Werk sicher freundlich, speziell auch von Medizinalbeamten, Verwaltungs- und Justizbehörden, aufgenommen werden. Wir sehen der zweiten Lieferung dieses sehr brauchbaren, belehrenden und große Arbeit in sich schließenden Werkchens mit Spannung entgegen.

Dr. v. Noorden.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sitzungen am 20. April. I. Physikalisch-mathematische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Waldeyer. 1. Hr. Möbius las über die auf der deutschen Spitzbergenfahrt gefangenen Pontopoden. Es wurden 14 zu 5 Gattungen gehörende Arten zwischen 66° 36′ und 81° nördlicher Breite an 35 Stellen 29—395 m tief gefangen: 9 Arten Nymphon, 2 Arten Chaetonymphon, 1 Art Boreonymphon und 1 Art Eurycyde. 2. Hr. van't Hof las eine mit Hrn. Dr. W. Meyerhoffer bearbeitete dreizehnte Mittheilung aus seinen Untersuchungen „über die Bildungsverhältnisse der ozeanischen Salzablagerungen, insbesondere des Staßfurter Salzlagers". 3. Hr. Möbius legte vor eine Abhandlung des Hrn. Dr. H. Lohmann in Kiel: „Untersuchungen über den Auftrieb der Straße von Messina mit besonderer Berücksichtigung der Appendicularien und Challengerien." Der Auftrieb enthält 26 Arten Appendicularien, außer Warmwasserformen auch Kaltwasserarten, z. B. Fritillaria borealis typ., die das ganze Jahr hindurch vorkommt. Der jahreszeitliche Wechsel im thierischen Auftrieb ist wesentlich auf die obersten Wasserschichten beschränkt, unabhängig von der Temperatur, aber gebunden an die Wucherungsperioden der Auftriebpflanzen. Challengerien waren in vier Arten zeitweise recht häufig. — II. Philosophisch-historische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Wohlen. Hr. Lenz las Beiträge „zur Kritik der Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Bismarck". Der Vortragende besprach die der Epoche des Krimkriegs gewidmeten Abschnitte und wies an den gleichzeitigen Quellen, insbesondere dem Tagebuch Leopolds v. Gerlach und der Korrespondenz Bismarcks mit dem General, die Unzuverlässigkeit ihrer Darstellung nach.

* Kgl. Sächsische Kommission für Geschichte. Zu den ersten großen Aufgaben, die sich die Kgl. Sächsische Kommission für Geschichte bei ihrer Begründung gestellt hat, gehörte die Herstellung von historisch-statistischen Grundkarten für das Königreich Sachsen nach den von Professor v. Thudichum in Tübingen gemachten Vorschlägen. Nach glücklicher Ueberwindung der großen technischen Schwierigkeiten werden soeben die drei ersten fertigen Blätter dieser Grundkarten (Sektionen Döbeln-Chemnitz, Dresden-Dippoldiswalde, Bischofswerda-Königstein) zugleich mit einer im Auftrage der Kommission von Regierungsrath Dr. Ermisch verfaßten Broschüre unter dem Titel „Erläuterungen zur historisch-statistischen Grundkarte für Deutschland im Maßstab 1:100,000 (Königreich

Sachsen)" ausgegeben. Sie gehen den Subskribenten der Kommissionsschriften unentgeltlich zu. Weitere Interessenten können sie von der unter Leitung des Genannten stehenden Landesstelle für die sächsischen Grundkarten (Dresden, Hauptstaatsarchiv) oder von der Zentralstelle für Grundkartenforschung (Leipzig, Universität, Bornerianum) beziehen, wo die Karten — lediglich für wissenschaftliche Zwecke — zum Preise von 30 Pf. für das Blatt (20 Pf. für das Halbblatt) und die Broschüre zum nämlichen Preise ausschließlich Porto und Verpackung (30 Pf. für Sendungen bis 7 Blatt) abgegeben wird; der Betrag (1 M. 50 Pf. für je 1 Exemplar der bisher erschienenen Blätter nebst Broschüre) ist der Bestellung beizufügen oder wird durch Nachnahme erhoben. Diesen überaus billigen Preis, der nicht entfernt die Herstellungskosten deckt, hat die Kommission mit Rücksicht auf die Bestimmung der Karten gewählt. Die Grundkarten sind nämlich nicht Selbstzweck, sie beanspruchen keine selbständige Bedeutung, sondern sollen lediglich als Unterlage dienen zur Eintragung solcher geschichtlichen, naturgeschichtlichen, statistischen u. a. Forschungen, die sich überhaupt kartographisch fixiren lassen. Wie die Generalstabskarten, sind sie im Maßstabe von 1:100,000 gehalten, bieten aber unter Weglassung aller andern topographischen Einzelheiten lediglich das Gewässernetz und die Ortsnamen; den letzteren fügen sie die auf allen bisherigen Karten fehlenden Flurgrenzen hinzu, weil diese, die ältesten nachweisbaren geschichtlichen Grenzen, von größter Wichtigkeit für die historische Geographie sind. So bleibt freier Raum zu Einträgen aller Art. Es ist nun die Aufgabe der Spezialforscher auf den verschiedenen Gebieten der vaterländischen Geschichte, die Ergebnisse ihrer Studien — auf bestimmte Jahre oder Jahrzehnte gestellt — mit sorgsamer Angabe der Quellen in diese Karten einzutragen und so eine Reihe von Spezialkarten zu schaffen, auf Grund deren sich dereinst ein wirklich zuverlässiger geschichtlicher Atlas Sachsens bearbeiten läßt. Eine ganze Reihe solcher historischen Karten, wie sie mit Hülfe der Grundkarten hergestellt werden könnten, ist in einer Uebersicht am Schluß der Broschüre angegeben. Im Interesse der großen Aufgabe verpflichtet sich jeder Abnehmer der Karte, eine Kopie der von ihm hergestellten Zeichnung mit der dazu gehörigen Begründung der Landesstelle zu überweisen; die dazu nöthigen weiteren Exemplare der Grundkarte werden ihm unentgeltlich geliefert. — Indem wir Alle, die sich näher unterrichten wollen, auf die mehrerwähnte Broschüre verweisen, erwähnen wir nur noch, daß die „historisch-statistische Grundkarte für Deutschland" ein sehr groß angelegtes Unternehmen ist; sie soll ganz Deutschland und die Nachbarländer umfassen. Im Norden wie im Süden, im Westen wie im Osten von Deutschland ist bereits mit der Ausführung begonnen worden; etwa 32 Sektionen liegen bisher vollendet vor. Auch in der Schweiz, in Belgien und Holland hat man den Gedanken aufgenommen und in Frankreich steht man ihm schon sympathisch gegenüber. Wir dürfen also hoffen, in absehbarer Zeit ein Hülfsmittel zu bekommen, mit dem die historische Geographie ungleichlich Vollkommeneres zu leisten imstande ist, als bisher; auch den übrigen historischen Wissenschaften wird es von größtem Nutzen sein, sobald man sich an seine Anwendung gewöhnt hat.

* Die Wiener „Montagsrevue" schreibt: Prof. Marx, der berühmte Philologe, verläßt seine Lehrkanzel an der Wiener Universität, die er erst seit wenigen Jahren bekleidet. Zur Geschichte dieses schweren Verlustes der Wiener Hochschule wird uns erzählt, daß Prof. Marx eine mäßige Aufbesserung seiner Bezüge verlangte, die ihm auch vom Sektionschef v. Hartel zugesagt wurde. Prof. Marx sollte sich nur dem Unterrichtsministee, mit dem alles besprochen war, vorstellen. Als der Professor sich zu diesem Zwecke im Unterrichtsministerium einfand, wurde er vom Grafen Bylandt nicht empfangen. Der Gelehrte fühlte sich dadurch so verletzt, daß er die Lehrkanzel in Leipzig alsbald annahm. Zu den bezüglichen Verhandlungen fand sich aber der sächsische Unterrichtsminister persönlich in Wien bei Prof. Marx ein. Das ist der Unterschied zwischen Oesterreich und anderen Ländern. Bisher haben alle für die Wiener Lehrkanzel in Aussicht genommenen deutschen Kandidaten, insbesondere Prof. Gruß in Heidelberg, eine Berufung abgelehnt.

* **Prag.** Für den Lehrstuhl der experimentellen Pathologie an der hiesigen deutschen Universität ist Prof. Oskar Minkowski in Straßburg in Aussicht genommen.

HK. **Oxford,** 25. April. Während dieser und der vorletzten April-Woche findet in verschiedenen Städten Englands die Säkularfeier der großen, über die meisten Länder der Erde ausgedehnten englischen Kirchen-Missionsgesellschaft („Church Missionary Society") statt, die im Jahre 1799, d. h. fünf Jahre nach ihrer Gründung, die beiden ersten Sendboten von deutscher Herkunft (aus der Herrnhuter oder mährischen Brüdergemeinde stammend) aussandte. Folgende bei diesem Anlaß veröffentlichte Daten mögen das Wachsthum der genannten Gesellschaft veranschaulichen. Vor 50 Jahren zählte sie 104 Missionsstationen, heute umfaßt sie 496, die über sämmtliche Handels- und Schutzgebiete des britischen Reiches verbreitet sind und im Durchschnitt täglich 42 Seelen Erwachsener und Unmündiger durch die Taufe als Gemeindeglieder aufnehmen. Auf einen Glaubensboten aus dem Jahre 1849 kommen heute 11, welche die noch der Hälfte unserer Mitmenschen unbekannte evangelische Heilsbotschaft jedoch, dank dem jetzigen erleichterten Weltverkehr, auch in den früher unzugänglichsten, nun erschlossenen Ländern offen verkündigen können. Nach einem Jahrhundert ununterbrochener Missionsarbeit steuert das englische Volk, wie aus dem uns vorliegenden diesjährigen Rechenschaftsbericht erhellt, im ganzen nicht mehr als ein Tausendstel seines Jahreseinkommens für die Ausbreitung des Evangeliums bei. Um mit dem Eintritt in ihr zweites Jahrhundert neue Missionsstationen gründen und entstandene Lücken ausfüllen zu können, bedarf die Gesellschaft, wie der Bericht hervorhebt, nicht allein vermehrter Geldbeiträge ihrer Mitglieder, sondern vor allem frischer Hülfskräfte jüngerer Mitarbeiter aus allen Ständen, geistlichen wie weltlichen, Jünglingen und Jungfrauen, die, „den Beruf im Herzen fühlend, fähig und entschlossen sind, das Gebot des Heilandes zu erfüllen".

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Magnus Birmer: Fürst Bismarck als Volkswirth. 2. Aufl. Greifswald, Jul. Abel 1899. — A. T. Mahan: Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte. 2. Bd. 1783—1812. 12. (Schluß-)Lieferung. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1899. — Dr. Alfr. Zimmermann: Die Kolonialpolitik Großbritanniens. II. Theil: Vom Abfall der Vereinigten Staaten bis zur Gegenwart. (Die europäischen Kolonien. 3. Bd.) Ebenda 1899. — Max Kretzer: Verbundene Augen. Roman. 2 Bde. Berlin, Karl Duncker 1899. — Meyers Hand-Atlas. 2. Aufl. 1. Lfg. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1899. — Landgerichtsrath Lunglmayr: Die Orts- und Flurnamen des kgl. Amtsgerichtsbezirks Lindau. Lindau i. Bodensee, Joh. B. Thoma 1898. — Deutschee Thierfreund. 3. Jahrg. 4. Heft. Leipzig, Kart Meyers Graphisches Institut 1899. — Bernh. Duhr S. J.: Jesuiten-Fabeln. Beitrag zur Kulturgeschichte. 3. Aufl. 2. Lfg. Freiburg i. Breisgau, Herder'scher Verlag 1899. — *The American-German Review.* Monthly Magazine. Vol. I. No. 2. By Mrs. John Sherwood. New-York, The American-German Review Publishing Co. 1899. — Friedr. a. Weech: Karlsruhe. Geschichte der Stadt und ihrer Verwaltung. Karlsruhe, Macklot'sche Buchhandlung 1899. — Blasius Schemua: Zur Abrüstungsfrage. Vortrag. Wien, Militär-wissenschaftlicher Casino-Verein 1899. — Die Münsterglocken zu Schaffhausen. Zur Erinnerung an die Glockenweihe am 27. Aug. 1899. Schaffhausen, Karl Schochs 1899. — Illustrirte Aëronautische Mittheilungen. Fachzeitschrift. Nr. 2. Straßburg i. E., Karl J. Trübner 1899. — Prof. Dr. H. Griesbach: Hygienische Schulreform. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß 1899. — Hans Suck: Die gesundheitliche Ueberwachung der Schulen. Edd. 1899. — *La Chine Nouvelle.* Revue illustrée. 1. Année. No. 1. Paris-Etaile, Francis Laur 1899. — Dr. H. Chakens: Das Lied vom Schlangentödter und die Engeniade. Zwei neugefundene Epen in altgriechischer Sprache. Hagen i. W., Karl Stracke 1899.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Samstag, 29. April. Nummer 98.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

„The White Man's Burden." Von F. P. Evans. — Zur Wohnungsfrage. Von Fr. Mohr. — Noch einmal „die böse Sieben". Von Prof. Fr. Kluge und Dr. K. Subhoff. — Mittheilungen und Nachrichten.

„The White Man's Burden."

Unter diesem Titel hat der rühmlich bekannte anglo-indische Schriftsteller Rudyard Kipling ein Gedicht veröffentlicht, in dem er die Vereinigten Staaten auffordert, dem Beispiel Englands zu folgen und ihre Macht in großartigem Maßstabe über die dunkelfarbigen halbzivilisirten oder wilden Bewohner fremder Länder auszudehnen. Diese in kräftige und kernhafte Worte gefaßte Ermahnung scheint auf viele Amerikaner einen gewaltigen Eindruck gemacht und der imperialistischen Politik der gegenwärtig am Staatsruder in Washington sitzenden, einen neuen auf unbekannte Klippen und ungeahnte Untiefen führenden Kurs unbedachtsam steuernden Parteiführer in bedenklicher Weise Vorschub geleistet zu haben. Die im Gedichte enthaltenen Aufforderungen und Zumuthungen kommen dem überraschten Leser so seltsam und zum Theil so vermessen vor, daß er zuerst geneigt ist, sie als sarkastisch aufzufassen und zu glauben, der Dichter habe der englischen Kolonialpolitik den Deckmantel der Humanität entreißen und sie in ihrer nackten Brutalität und häßlichen Selbstsucht an den Pranger stellen wollen. Dem ist aber nicht so. Hr. Kipling setzt voraus, die Amerikaner haben den Filipinos absichtlich eine Falle gestellt und sie gefangen genommen, und nun verlangt er in allem Ernste, daß diese heimtückischerweise in ihre Gewalt gebrachten kindisch vertrauensvollen Volksstämme,

Your new-caught, sullen peoples,
Half devil and half child,

wie ein Wildfang gehütet, gezähmt und gesittet werden sollten. Dabei wird England in dieser Beziehung als ein Musterbild der edelsten und uneigennützigsten Bestrebungen aufgestellt, das nur darauf bedacht sei, alle Erdensöhne der Güter der Zivilisation theilhaft zu machen und völlig frei von Selbst- und Gewinnsucht für das Menschenwohl zu wirken und zu leiden,

To seek another's profit
And work another's gain.

Es wird nun von der großjährig gewordenen amerikanischen Republik dringend verlangt, daß sie dem alten, sich bisher nur als eine böswillige und schelsüchtige Stiefmutter erweisenden Mutterland nach dieser Richtung auf dem Fuße folgen und Beistand leisten sollte. Auch diese Forderung wird aus reiner Liebe zu den überseeischen Stammverwandten gestellt, denen England eine Gelegenheit geben möchte, sich an der Verbreitung der Geisteskultur und der christlichen Gesittung in den dunklen Erdtheilen zu betheiligen.

Hr. Kipling gesteht und ist sogar recht stolz darauf, daß die Engländer durch diese hochherzigen Bestrebungen überall den Haß der Eingeborenen auf sich geladen haben,

The blame of those ye better,
The hate of those ye guard.

Aber Undank ist der Welt Lohn; und der gehässige, sich allenthalben bemerklich machende Trieb, Gutes mit Bösem, Wohlthaten mit Uebelwollen zu vergelten, beweist nur, wie tief diese Völker im Finstern sitzen und wie sehr sie der Verbesserung und Veredlung bedürfen. Das verstehen die vielerfahrenen Engländer ganz gut und lassen sich keine Mühe verdrießen, um ihre heilsame Weltmission zu erfüllen. Aus dem unermüdlichen Wetteifer, mit dem sie sich um Aemter in Indien bewerben, ist die Größe ihrer Menschenliebe besonders ersichtlich. Mit freudiger Selbstaufopferung gehen sie ins Exil,

To wait in heavy harness
On flattered folk and wild,

und schätzen sich glücklich, die schwerste und niedrigste Arbeit „toil of serf and sweeper" den „stummen, mürrischen Völkerschaften" zu Nutz und Frommen zu verrichten. Es läßt sich jedoch nicht leugnen, daß die so emsig gesuchten Stellen im indischen Staatsdienst sehr einträglich sind. Der Angestellte bezieht einen guten Gehalt und nach dem Verlauf einer verhältnißmäßig kurzen Dienstzeit erhält er eine hohe Pension. Es ist aber kein Wunder, daß die Engländer „The White Man's Burden" in dieser Gestalt so gern auf sich nehmen und verübeln es den Eingeborenen, die sich vermessen, solche Lasten mit einem Finger anzurühren. Der Inder, der irgend ein Amt in seiner Heimath bekleiden will, ist gezwungen, sich nach England zu begeben, um dort seine Studien zu machen und das erforderliche Examen zu bestehen. Durch dergleichen zugunsten der englischen Mitbewerber getroffenen Verordnungen werden ihm alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt und die Erreichung seines Zieles ungemein erschwert. In England ist das Durchschnittseinkommen 800 M., in Indien nur 30 M. auf den Kopf; dennoch ist Indien zu einer unerschöpflichen Quelle des Reichthums für England geworden. Dessen ungeachtet muß das ärmere Land diese Beamten besolden und alle Kosten der Staatsverwaltung, sowie des Militärs bestreiten. Das palastartige und prachtvoll ausgestattete Gebäude des „India Office" in Whitehall hat Indien bezahlen müssen; und als der türkische Sultan Londun besuchte und man ihm zur Ehre einen offiziellen Ball veranstaltete, wurden die bedeutenden Ausgaben dem indischen Budget ohne weiteres aufgebürdet, weil der hohe Gast ein orientalischer Herrscher war. Hier trug der Arme kein Bedenken, die unbequeme Last von sich auf die schon schwerbeladenen Hindus zu werfen, die an dieser nur Englands zum Vortheil gereichenden Höflichkeitsbezeigung nicht den geringsten Antheil nahmen.

Digitized by Google

Hrn. Kipling zufolge eignet sich der weiße Mann die Länder seiner schwarzen Brüder zu und hält sie in seiner Gewalt, um sie mit milder Hand vor Hungersnoth und Seuchen zu bewahren und diese Uebel aus der Welt zu schaffen:

Fill full the mouth of famine,
And bid the sickness cease.

Es ist nur zu bedauern, daß dieses so wohlgewogene und mit so großer Selbstaufopferung verbundene Streben mit so geringem Erfolg gekrönt worden ist. Im Lauf des jetzigen Jahrhunderts wurde Indien mehr als 20 mal von Hungersnoth heimgesucht und noch vor drei Jahren kam eine der allerschrecklichsten derartiger Kalamitäten vor und raffte acht Millionen Menschen hin. An der Bekämpfung dieser Hungersnoth hat sich die individuelle Freigebigkeit in England und auch in Amerika betheiligt und Ersprießliches geleistet, aber die von der britischen Regierung bewilligten Vorschüsse wurden der indischen Schatzkammer zur Last gelegt und haben die indischen Landesschulden bedeutend vermehrt. Was die Seuchen anbetrifft, so sind sie in Indien endemisch geworden; die Cholera kehrt regelmäßig und oft äußerst bösartig wieder und in der neuesten Zeit scheint die immer dort grassirende Beulenpest um sich zu greifen und droht weiterzuwandern und die Bewohner des Abendlandes zu befallen.

Es fällt uns nicht im Traume ein, die Verdienste der Engländer in Indien und den Malaien, sowie der Holländer in Java, als Pioniere des Fortschritts und Beförderer der Zivilisation zu läugnen oder zu verkleinern. In den seit ungefähr 20 Jahren unter britischem Protektorat stehenden südwestlichen Küstenstrichen der malaiischen Halbinsel sind gute makadamisirte Straßen angelegt und Eisenbahnen gebaut worden, wo früher fast undurchdringliche Gebüsche und fiebererzeugende Sümpfe vorkamen. Das einst von Tigern und Giftschlangen wimmelnde Dschungel ist zum Theil in Kaffee- und Gewürzpflanzungen umgewandelt worden. Während der letzten Jahrzehnte hat sich die Bevölkerung verdreifacht; die Staatseinkünfte sind von 4 auf 83 und der Ausfuhrhandel von 24 auf 213 Mill. M. gestiegen, und der Ertrag der Zinnbergwerke hat sich bedeutend vergrößert. Diese großartige materielle und industrielle Entwicklung des Landes hat ohne Zweifel die Lage der Eingeborenen beträchtlich verbessert, aber der Hauptgewinnantheil fällt den geschäftskundigen und unternehmenden Engländern zu. Dies geschieht auch mit Recht, und ein anderes Ergebniß wäre unter den Umständen weder möglich noch billig; aber es ist ganz verkehrt, diese einträgliche Erwerbsthätigkeit und Handelsbetriebsamkeit als rein philanthropisch zu betrachten und von „des weißen Mannes Bürde" im Kipling'schen Sinne des Wortes zu faseln. Diese Bürde ist allerdings sehr schwer, aber sie besteht meistens aus Beute, die er zum Theil durch Fleiß rechtmäßig erworben, zum Theil den Eingeborenen gewaltsam oder hinterlistig geraubt und in beiden Fällen mit Hast und ohne Rast aus den Kolonien nach Hause schleppt. Ralph Waldo Emerson findet in dem anglikanischen Bischof nur einen Kaufmann im Chorhemd; durch die feine Leinwand des geistlichen Gewandes sieht er das grobe Wams des Krämers hindurch. Rudyard Kipling dagegen bedeckt jeden gewinnsüchtigen Handelsmann und jeden ehrgeizigen politischen Abenteurer, der sein Glück in den Kolonien zu machen sucht, mit dem schön verzierten Mantel eines Evangelisten der Menschenliebe in partibus infidelium. Ein glänzendes Beispiel dieses warmen Wohlwollens und pflichttreuen Aufgehens im Dienste der in Unwissenheit und Irrthum verhüllten südafrikanischen Völkerschaften liefert Cecil Rhodes, der arg verkannte und schmählich verleumdete Menschenfreund, der allen Anfeindungen Trotz bietet, die Ohren immer steif hält und nur der ermahnenden Stimme seines zarten Gewissens Gehör zu geben pflegt. Gleich edelsinnig und aufopferungsfähig, obwohl weniger hervorragend in Großmuth und Gütigkeit, ist sein Helfershelfer Jameson, dem er die Führung seiner für das Wohl der „silent, sullen peoples" kämpfenden glücksritterlichen Schaaren anvertraute, deren hochherzige Unternehmung an dem zähen Widerstand der stumpfsinnigen, starrköpfigen, kurzsichtigen, für derartige weittragende humane Bestrebungen völlig unempfindlichen Buren kläglich scheiterte.

Leider nimmt des „weißen Mannes Bürde" zuweilen recht bedenkliche Formen an, von denen der in den Neu-Hebriden und anderen Inselgruppen der Südsee übliche Mädchenraub die gewöhnlichste und beliebteste sein dürfte. Vor kurzem überraschte ein französischer Kutter eine schöne schwarze Häuptlingstochter, die sich mit 18 Gefährtinnen am Meeresstrande der Insel Aoba badete, und führte sie Alle fort. Der darüber in Wuth gerathene Häuptling rächte sich nach der Wilden Brauch, indem er den weißen Gouverneur der Insel mit einer Axt erschlug. Die darauf folgende Untersuchung klärte die rätselhafte und scheinbar ruchlose That bald auf. Ein englischer Kreuzer machte Jagd auf den französischen Kutter, brachte die geraubten Mädchen zurück und rettete sie dadurch aus der Sklaverei. Der Franzose war sehr ungehalten über diese Verfolgung und konnte gar nicht begreifen, warum sich der Engländer in diese Sache, die „eine ganz alltägliche Geschichte" sei, auf einmal einmischen und der Eingeborenen so eifrig annehmen sollte, bis die Kunde vom Mord des Gouverneurs ihm ein Licht aufgehen ließ. Es stellte sich schließlich heraus, daß englische wie französische Matrosen derartige Raubereien geschäftsmäßig begehen und daß Hunderte von Mädchen jährlich dieser Habsucht zum Opfer fallen.

Take up the White Man's burden —
Ye dare not stoop to less —
Nor call too loud on Freedom
To cloke your weariness.
By all ye will or whisper,
By all ye leave or do,
The silent, sullen peoples
Shall weigh your God and you.

Bereits geschehen: „Gewogen, gewogen, zu leicht befunden."

Von allen Völkern sind die Amerikaner wegen des bei ihnen herrschenden starken Vorurtheils gegen den Neger am wenigsten geeignet, die Oberherrschaft über die von der schwarzen Rasse bewohnten Länder auszuüben und sie mit Gerechtigkeit zu verwalten. In einer neulich erlassenen Proklamation erklärt der amerikanische Befehlshaber General Otis, daß „Ehre und Gerechtigkeit es verbieten, die Filipinos und ihre Inseln als Ausbeuteobjekte zu behandeln"; es sei jedoch die Absicht der Amerikaner, den ganzen Archipel in Besitz zu nehmen und Jeder, der der Durchführung dieses Planes sich widersetze, werde es zu seinem Verderben thun. Auch in einer späteren Kundgebung der amerikanischen Zivilkommission werden die Filipinos versichert, daß die Regierung in Washington nur bestrebt sei, ihnen „Frieden und Schutz zu gewähren" und „Wohlfahrt und Glückseligkeit zu verleihen". Es wird sogar hinzugefügt, daß die Vereinigten Staaten „zur Verwirklichung dieser edlen Ideale" bereit seien, „Heerschaaren und Kriegsflotten zu liefern, um ihre Oberherrschaft über die Inseln aufrecht zu erhalten". Es ist schade, daß eine so widersinnige Bekanntmachung am 4. statt am 1. April veröffentlicht wurde. Die versöhnlichen Versprechungen, denen wir hier begegnen, erinnern an eine Stelle in der dem Kongreß, Dezember 1897, vorgelegten Botschaft des Präsidenten McKinley,

Digitized by Google

worin er die Anerkennung der Unabhängigkeit Cuba's und die neutrale Vermittlung der Vereinigten Staaten vorschlägt und befürwortet: „I speak not of forcible annexation, for that cannot be thought of. That, by our code of morality, would be criminal aggression.“ Ein Jahr später, am 21. Dezember 1898, erließ McKinley noch eine Proklamation, in der er den Bewohnern der Philippinen in roher Weise kund that, er habe sie von Spanien gekauft und wolle nun sein Eigenthum in Besitz nehmen. Der Umstand, daß die Filipinos sich für frei und unabhängig erklärt hätten und das Hoheitsrecht der Spanier nicht anerkannten und daß sie also nicht mehr als Menschenwaare auf dem internationalen Markt zum Verkauf stünden, wird mit keiner Silbe erwähnt. Aeußerst drollig ist dabei die Versicherung, er komme „nicht als ein Angreifer und Eroberer, sondern als ein Freund“, eine Behauptung, die in diesem Zusammenhang nur ein Mann, dem der Sinn für das Komische völlig abgeht, hätte aufstellen können. Mit ebenso gutem Fug dürfte ein auf frischer That ertappter Hauseinbrecher zur Erklärung seiner Anwesenheit in der Wohnung die Absattung eines freundlichen Besuches vorschützen. Man sollte es Niemand übel nehmen, der auf Freunde, die mit Waffen oder Brechzeugen in der Hand ihm ihre Aufwartung machen, kein unbegrenztes Vertrauen setzte. Da McKinley seine Proklamation erließ, ehe der Friedensvertrag von dem amerikanischen Bundessenat oder den spanischen Cortes genehmigt wurde, so war dieselbe nicht nur unklug und unzeitig, sondern auch eigenmächtig und verfassungswidrig, obwohl vielleicht die logische Folge der von seiner Friedenskommission in Paris begangenen Thorheit. Dort haben die Spanier sehr gescheit gehandelt, indem sie den Entschluß faßten, das Kolonialtager vollständig zu räumen und den letzten lästigen Rest in der Form eines unbezwinglichen Anstandes zu jedem annehmbaren Preis loszuschlagen, ohne sich jedoch zu verpflichten, den betreffenden Artikel an den Käufer abzuliefern. Zuerst wurden 40 Millionen Dollars verlangt, aber am Ende die Hälfte dieser Summe mit scheinbarem Sträuben und wirklichem Vergnügen und dem Bewußtsein, ein gutes Geschäft gemacht zu haben, angenommen. McKinley freute sich über diesen Erwerb und konnte die Erfüllung der zur Rechtsgültigkeit des Kontrakts nöthigen gesetzlichen Bedingungen nicht abwarten, um seine Eigenthumsansprüche geltend zu machen. „Gewaltsame Annexion“, die er vor zwölf Monaten als „verbrecherische Aggression“ und eine undenkbare Verletzung des Sittengesetzes bezeichnet, hält er nun für eine ehrenhafte und löbliche Handlungsweise. Die Filipinos sind nicht mehr tapfere Freiheitshelden, sondern nur tückische, im Gebüsch lauernde Empörer und widerspenstige Feinde des Fortschritts, im besten Fall bloß eigenwillige Kinder, die zur Beförderung ihrer geistigen Entwicklung und Gesittung von amerikanischen Lehrmeistern gezüchtet und erzogen werden mußten. Zwar hat eine einsichtsvolle, sachverständige und unanfechtbare Autorität, der Admiral Dewey, ihnen einvortreffliches Zeugniß ausgestellt. In einem telegraphischen Bericht an den amerikanischen Marineminister vom 27. Juni 1898 sagt er: „Meines Erachtens sind diese Leute (Filipinos) an Intelligenz und Fähigkeit, eine Selbstregierung zu verwalten, den Cubanern weit übertegen. Ich kenne beide Rassen.“ Weitere Beobachtungen haben dieses den Tagalen so günstige und den gegenwärtigen „imperialistischen“ Politikern in Washington so unbequeme Urtheil nur bestätigt, das mit den Ansichten von Bastian, Blumentritt und anderen völkerkundigen Forschungsreisenden übereinstimmt, die über die eigenartige Kulturbeschaffenheit des Landes und die den dortigen Stämmen innewohnende Kulturfähigkeit eingehende Untersuchungen angestellt und interessante Berichte erstattet haben. Es handelt sich hier natürlich nicht um die rohen Bergbewohner, sondern um die Tagalen mit Einschluß der chinesischen und spanischen Mestizen, die überall vorangehen und sich als die eigentlichen Träger der Zivilisation in den Philippinen geltend machen. Auch wenn von den Kulturzuständen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die Rede ist, so denkt man nicht an die von der Kultur unbeleckten Bergbewohner der südlichen Appalachen, sondern an die gebildeten und zum Theil stark gemischten Bevölkerungselemente der urbaren Ebenen und größeren Städte. Eine ausgeprägte Eigenschaft der Filipinos ist die Freiheitsliebe, die sich leicht verletzt fühlt und jedem Schein einer Zwangsherrschaft unverzüglich Widerstand leistet. Nur eine beruhigende und versöhnliche Politik kann bei ihnen etwas ausrichten. Durch sein voreiliges, unbesonnenes und ungestümes Vorgehen, als er diese beim spanischen Kolonialausverkauf erworbenen beaux restes abzuholen versuchte, hat McKinley die ganze Schuld am dortigen Blutvergießen auf sich geladen.

Ohne Zweifel hat General Otis es ernstlich und ehrlich gemeint, als er behauptete, die Amerikaner würden aus Ehrgefühl und Gerechtigkeitsliebe die Filipinos nicht auszubeuten versuchen, aber er läßt dabei ganz außer acht die Interessen und Absichten der großen Trustvereinigungen, die in dem amerikanischen Wirthschaftsleben immer mehr um sich greifen und gerade jetzt einen so mächtigen Einfluß auf die amerikanische Politik ausüben. Daß Korporationen kein Gewissen haben, ist sprichwörtlich geworden, aber an Scharfsichtigkeit, wo es sich um den eigenen Vortheil handelt, fehlt es ihnen in der Regel nicht. Schon bei dem Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges haben die Tabak- und Zuckertrusts in den Vereinigten Staaten das Besitzergreifen der Philippinen als Ausbeuteobjekte ins Auge gefaßt und auf die Erreichung dieses Zweckes mit unermüdlichem Eifer hingearbeitet. Ihr Vorhaben haben sie auch leicht verwirklicht, da sie mit einem Präsidenten zu thun hatten, dem es an Charakterfestigkeit und unbestechlicher Pflichttreue auffällig ermangelt und der ohne ernsten Widerstand das Staatsschiff durch diese gewinnsüchtigen Kaufahrer ins Schlepptau nehmen ließ. Bei Völkern wie bei Individuen kann man das künftige nur aus dem vergangenen Benehmen einigermaßen errathen. Bekanntlich haben sich die Amerikaner während des mehr als hundertjährigen Bestehens der Republik nicht durch liebevolle und wohlwollende Gesinnung den sogenannten „inferiar races“, d. h. den dunkelfarbigen Rassen, gegenüber besonders ausgezeichnet. Das traurige Schicksal der Rothhäute ist hinlänglich bekannt. Die von den Indianern gegen die weißen Ansiedler geführten Kriege sind fast ohne Ausnahme durch die Missethaten der Weißen und namentlich durch die Unwissenheit und Schurkereien der Agenten der Bundesregierung hervorgerufen worden. Nur nach langem Leiden und schuftiger Behandlung hat in der Regel der Sohn der Wildniß sich mit Kriegsschminke bemalt und den Kriegspfad betreten. Selbst in Alaska, wo von der Niederlassung der weißen und dem Anbau des Bodens und folglich von dem unaufhaltbaren Vordringen der Ansiedler kaum die Rede sein kann, werden durch die Einführung desselben allgemein berüchtigten „Spoilssystems“ die Aleuten und andere verwandte Stämme in der schändlichsten Weise ausgebeutet und ausgerottet. Die Amerikaner betrachten das Land und seine Bewohner bloß als „Ausbeuteobjekte“ und haben zu diesem Zweck mit Bewilligung des Kongresses große Handelsgesellschaften gebildet, welche auf den Seeottersang mit Feuergewehren ausgingen und diese Thiere schon fast vertilgt haben. Um die schrecklichen Folgen dieser im großen betriebenen Raubwirthschaft für die Eingeborenen scheint die Regierung sich nicht im geringsten zu bekümmern.

Näheres über diese unerfreulichen Zustände und deren Ursachen wird in einem „Colonial Lessons of Alaska“ betitelten Aufsatz mitgetheilt, den der Präsident der californischen Leland Stanford University, Hr. Dr. David Starr Jordan, in der Bostoner Monatsschrift „The Allantic Monthly“ November 1898 veröffentlichte.

Am 6. Dezember 1898 hielten die in Chicago wohnhaften Neger eine Versammlung, um gegen die Erwerbung und Verwaltung der Philippinen feierlich Verwahrung einzulegen, und zwar aus dem Grunde, weil die Regierung der Vereinigten Staaten unfähig oder unwillig sei, die farbigen Bürger gegen unaufhörliche und offenkundige Eingriffe in ihre gesetzlichen und verfassungsmäßigen Rechte zu schützen. Dieser Protest ist auch wohl begründet. In der That, seit der Entstehung der Republik, wie ein amerikanischer Oberrichter einmal erklärte, hätten die Neger unter dem Sternenbanner keine Rechte, zu deren Achtung der weiße Mann verpflichtet sei: „no rights which the white man was bound to respect“. Die Abschaffung der Sklaverei hat keine wesentliche Aenderung dieser Gesinnung mit sich gebracht. Die Freigelassenen werden nicht als gleichberechtigte Bürger, sondern meistens als Geächtete behandelt, die außer dem Gesetze stehen und, statt die Vortheile einer geordneten und unparteiischen Rechtspflege zu genießen, für das geringste Vergehen ohne Schutz einer grausamen, racheschnaubenden Volksjustiz preisgegeben werden. Es dürfte Jedermann einleuchten, daß dieses tiefeingewurzelte Vorurtheil gegen eine dunkle Hautfarbe, ohne auf anständiges Benehmen, sittliches Verhalten oder feine Bildung Rücksicht zu nehmen, den Amerikanern zu einer gerechten und ersprießlichen Verwaltung der Philippinen ein unüberwindliches Hinderniß in den Weg legt. In Cuba hat es bereits zu Mißhelligkeiten und Ruhestörungen geführt, und in dem von so verschiedenartigen Völkerschaften bewohnten ostasiatischen Archipel wird dies noch mehr der Fall sein.

Einige Gegner der Expansionspolitik haben sich in die vollendete Thatsache zu fügen versucht, indem sie sich glauben machen wollen, die Nothwendigkeit, tüchtige, sachverständige und berufsmäßige Beamten für die Kolonien anzustellen, werde eine günstige Rückwirkung auf „home politics“ haben und eine allgemeine „civil service reform“ zustande bringen. Das Bestreben, einem mißlichen fait accompli irgend eine gute Seite abzugewinnen, ist recht löblich und aus der in Aussicht gestellten Hoffnung wird möglicherweise mancher ehrliche, arglose Bürger Trost schöpfen. Diese optimistische Anschauung, wie versänglich sie auch in der Theorie erscheinen möge, wird sich jedoch in der Anwendung als ein schöner Wahn erweisen. Um das erwünschte Ziel zu erreichen, muß man den kürzesten Weg einschlagen und mit der Reform des Staatsdienstes zu Hause anfangen. Ein Volk, das die faule Verwaltung der amerikanischen Großstädte duldet, wird sich um ähnliche und noch schlimmere Zustände in den Philippinen gar nicht bekümmern; und ein Präsident, der den ruchlosesten Parteigängern zu Gebote steht, wird den „Bosses“ und „Trusts“ keinen Widerstand leisten, wenn sie „des weißen Mannes Bürde“ auf sich nehmen, ihre politischen Helfershelfer mit fetten Aemtern belohnen und die neu erworbenen Länder geschäftlich ausbeuten wollen.

E. P. Evans.

Zur Wohnungsfrage.

Von Fr. Mohr.

In Nr. 125 des letzten Jahrgangs habe ich den damaligen Stand der Wohnungsfrage eingehend dargethan. Inzwischen ist ein etwas frischerer Wind in die Sache gekommen, hauptsächlich durch zwei Ereignisse: durch die Begründung des Frankfurter Vereins „Reichswohnungsgesetz“ und durch das Erscheinen einer neuen Schrift Paul Lechlers „Der erste Schritt zur nationalen Wohnungsreform“. Der neu begründete Verein entfaltet eine sehr rege Thätigkeit, ist auch schon mit einer Eingabe an den Reichstag gegangen; allein wir fürchten, der Wille wird hier größer sein als der Erfolg, und zwar einfach durch die leidige, aber nicht wegzuleugnende Thatsache, daß der Reichstag zu größeren gesetzgeberischen Maßnahmen in der Wohnungsfrage zur Zeit durchaus nicht geneigt erscheint. Der Verein „Reichswohnungsgesetz“ verlangt folgendes: Ein Reichswohnungsamt, für jeden Bezirk einen Wohnungsinspektor, Regelung des städtischen Bau- und Ansiedelungswesens, kollegiale Behörden (Bau- und Wohnungsrath), Baubanken, städtische Kommissionen, Mietheschiedsgerichte. Das ist freilich so ziemlich alles, was man zur völligen Regelung der Wohnungsverhältnisse brauchte (von der Ausführungsmöglichkeit im einzelnen wird hier abgesehen), allein es gehört ein großer Optimismus dazu, zu glauben, daß der jetzige Reichstag einem solch umfassenden Reformgesetze alsbald seine Zustimmung schenken werde. Wenn es möglich wäre, müßte ja jeder Vaterlandsfreund hoch erfreut darüber sein, aber leider ist eine Ausführung kaum zu erwarten. Von diesem Gesichtspunkt der sofortigen Ausführungsmöglichkeit betrachtet, bieten nun die neuen Vorschläge Paul Lechlers einen großen Vortheil, indem sie wenig und mit wenigen Kosten Ausführbares verlangen. Lechler fordert nur eines: die Schaffung von Wohnungskommissionen, „die die vollständige Wohnungsfürsorge erst vorbereiten, das vorhandene Bedürfniß untersuchen, den Privatbestrebungen umfassendere Anregung geben und die Grundlagen für eine letzte Entscheidung zur Sache herstellen sollen“. Man wird sich aus meinem früheren Referat erinnern, daß Lechler auch in seinen beiden ersten Schriften Wohnungskommissionen forderte, aber in Verbindung mit Pfandbriefanstalten und verschiedenen sonstigen, theilweise mit den Frankfurter Vorschlägen sich deckenden Maßnahmen. Inzwischen hat er einsehen müssen, daß die Zeit einem rasch wirkenden größeren Gesetz nicht günstig ist und so beschränkt er sich auf einen, allerdings sehr wesentlichen Theil seiner früheren Forderungen, ohne doch im Prinzip das letztere aufzugeben. Lechler denkt sich die Kommissionen besetzt mit etwa zwölf Mitgliedern aus folgenden Ständen und Berufen: aus einem Bevollmächtigten des Finanz-, beziehungsweise Handelsministeriums, einem des Ministeriums des Innern, einem staatlichen, einem kommunalen Bautechniker, einem Privatarchitekten, zwei Mitgliedern aus den größeren Gemeindekollegien des Kommissionsbezirks, drei organisatorisch veranlagten, in der Praxis bewährten Männern, zwei Arbeitern. Wahl und Berufung wäre Sache der Regierung. Die Aufstellung einer solchen Kommission würde öffentlich bekannt gemacht und zugleich das Anerbieten zur Hülfeleistung in allen auf die Wohnungsfrage bezüglichen Angelegenheiten beigefügt werden. Sodann hätte die Kommission auf alle denkbare Weise anregend, fördernd, wenn nöthig auch „reinigend“ vorzugehen, Gesellschaften und Genossenschaften, Private und Gemeinden zum Bauen zu veranlassen, bezw. darin zu unterstützen u. s. w. Ueber den einzelnen Kommissionen müßte als leitender Faktor eine „Reichszentralstelle für Wohnungsfürsorge“ stehen, die die Aufgabe hätte, alle bei ihr einlaufenden, regelmäßig zu erstattenden Berichte der Einzelkommissionen zu sichten, zu prüfen und die daraus gezogenen Erfahrungen den Einzelkommissionen zugute kommen zu lassen. Lechler ist der Ansicht, daß diese einfache, ohne irgendwie erhebliche Kosten durchzuführende Einrichtung der Wohnungskommissionen die Wohnungsfrage erheblich fördern müßte. Er hat darin vollständig recht: es käme auf diese Weise ein wesentlich

Digitized by Google

frischerer, einheitlicherer Zug in die ganze Wohnungsreform; denn wenn die Kommissionen eine Zeitlang ruhig gearbeitet, Erfahrungen aller Art gesammelt, Anregungen und Förderungen aller Art ausgetheilt und die ganze Frage systematisch behandelt hätten, würde man ganz von selbst in die Richtung gedrängt, die am leichtesten zum Ziele führt — vorausgesetzt, daß durch die Anregungen der Kommissionen nicht schon das ganze Wohndedürfniß gedeckt ist, was allerdings recht fraglich sein dürfte. Man übersehe auch nicht, daß die Regierung, wenn sie später noch gründlicher vorgehen soll, sich dann auf amtlich gesammeltes Material viel eher verlassen, viel eher darauf weiterbauen kann, als auf zufällig zusammengetragenem. Außer allen diesen Vorzügen böte aber die genannte Einrichtung noch einen weiteren großen Vortheil: sie ermöglicht, zunächst wenigstens, ein Zusammengehen all der verschiedenen, an der Wohnungsfrage arbeitenden Bestrebungen, ohne daß dieselben im einzelnen gebunden wären. An der Sammlung möglichst reichhaltigen Materials hat ja jede von ihnen das größte Interesse. — Darum: Schafft Wohnungskommissionen!

Noch einmal „die böse Sieben".

Zu der in Nr. 65 d. J. angeregten und in Nr. 92 weiter erörterten Frage nach der Entstehung der Redensart von der „bösen Sieben" sind uns heute die beiden folgenden Zuschriften zugegangen, denen hoffentlich noch andere, die nöthige Aufklärung der Entstehungsgeschichte herbeiführende aus unserm Leserkreise folgen werden:

I.

Mein Artikel in Nr. 65 der Beilage führte den Ursprung der vielumstrittenen Redensart auf einen Frauenspiegel zurück, der sieben böse Frauentypen analysirt — im Gegensatz zu Büchmann, Heyne und Paul, die an die siebente Bitte anknüpfen. Ich habe keineswegs die Absicht, Jemand belehren zu wollen, der jetzt noch bei der bisherigen Erklärungsweise beharren kann. Ich glaube auch nicht, daß der Korrespondent in Nr. 92 der Beilage lieber zur alten Erklärung zurückkehren will mit seinem Ausspruch, meine Ausführungen hielten bei näherer Prüfung nicht Stand. Und wenn die Zuschrift dann noch betont, daß uns die „böse Sieben" nicht ins klassische Alterthum zurückführt, nachdem ich den Frauenspiegel des Simanides von Amorgos als Urbild zugesagt habe — so hätte man gern gehört, wie nach dem Korrespondenten „die Entstehung der Redensart aber in Wirklichkeit zu erklären ist". Indem ich den in Aussicht gestellten Aufschlüssen mit Spannung entgegensehe, bin ich heute in der angenehmen Lage, weiteres zur Stütze und Ergänzung der in Beilage Nr. 65 dargelegten Erklärung mittheilen zu können.

Zwischen dem Frauenspiegel Rachels und dem des Simanides habe ich ein Zwischenglied in der neulateinischen Dichtung für möglich gehalten. Und dieses Zwischenglied hat Hr. Heinrich Kleuz hierselbst entdeckt und ich freue mich, eine Zuschrift desselben hier zum Abdruck zu bringen:

„. . . . Rachel hat den Simanides nicht im griechischen Original benutzt, sondern in der Bearbeitung eines neulateinischen Dichters, Jener war mit den griechischen Dichtern nicht so vertraut wie mit den lateinischen, erwähnt auch den Simanides nirgends. Der Neulateiner ist Friedr. Taubmann (gest. 1613), den Rachel in der VIII. Satire V. 58 „aller Franken Ruhm" nennt, sowie in seiner Panegyris Menippea (Kilanii 1699 p. 104) lobend erwähnt und auf dessen Benutzung seitens unsres Satirikers auch Spuren in der genannten Satire hinweisen. Taubmann hat nämlich in seiner Jugend ein lateinisches Hochzeitsgedicht verfaßt unter dem Titel Gynaeceum poeticum mit dem Zusatz Graeculi veteris (er nennt den Simanides nicht ausdrücklich), das mir in der Ausgabe seiner Meladaesia sive Epulum Musaeum, Lipsiae 1615 p. 570 seqq. vorliegt. Eine Vergleichung dieses lateinischen Gedichtes mit der I. Satire Rachels zeigt erstens, daß Rachels Titel „Das Poetische Frauenzimmer oder Böse Sieben" in seiner ersten Hälfte eine wörtliche Uebersetzung der dem Gedichte von Taubmann gegebenen Ueberschrift ist; zweitens daß Rachel manches aus der Taubmannschen Einleitung in seine einleitenden Verse übernommen hat (zum Beispiel die Deukalianische Fluth); drittens — was die Hauptsache ist — daß Rachel für die ersten sechs Arten Weiber genau die Reihenfolge, in der Taubmann sie bringt, beibehalten hat (Roth, Sau, Fuchs, Hund, Meer, Gans; während bei Simanides die Reihenfolge eine andere ist) und daß auch in Einzelheiten eine auffällige Uebereinstimmung zwischen Rachel und Taubmann herrscht. Die siebente Art Weiber läßt Taubmann zwar von Pferde, Rachel dagegen von Pfau abstammen, doch zeigt sich wiederum in Einzelheiten Rachels Abhängigkeit von Jenem (z. B. in der Anführung der Andromache, der Amazonen u. s. w.); übrigens wird das stolze Weib von Rachel V. 333 beiläufig mit einem Roß verglichen. Das Musterweib endlich leitet Rachel wie Taubmann von der Biene her. Eine Nebeneinanderhaltung der betreffenden Stellen muß einem Aufsatz an anderem Orte vorbehalten bleiben. Taubmann führt neun Arten böser Weiber an, hat also noch nicht die „böse Sieben"; Rachel scheint diese zuerst mit Bezug auf die bösen Weiber gebraucht zu haben (auf andere Uebel bezogen findet sich der Ausdruck schon früher).

In Nr. 92 der Beilage ist der Versuch gemacht worden, die Priorität des Ausdrucks „Böse Sieben" mit Bezug auf die Weiber dem Balthasar Kindermann zuzueignen, der ein Gedicht unter dem Titel „Die böse Sieben" im Jahre 1662 veröffentlicht hat. Allerdings sind Rachels sechs erste Satiren erst im Jahre 1664 zusammen gedruckt worden. Die erste Satire ist aber schon um 1659 erschienen und bekannt geworden, obzwar heute der Einzeldruck für verschollen gilt. Jedenfalls war der Erfolg von Rachels erster Satire (vergl. Sach in der Allgem. Deutschen Biographie) ein anderer als der von Kindermanns Gedicht. Und so bleibt einstweilen die Priorität Rachels unangetastet."

Diese Zuschrift des Hrn. H. Kleuz zeigt uns, wie es mit der äußeren Thatsache bestellt ist, die der Korrespondent als Beweis für die Unrichtigkeit der von mir vertretenen Meinung anführt. Und so wird es auch wohl um seine Behauptung stehen, daß sich „schon aus inneren Gründen" die Unwahrscheinlichkeit meiner Behauptung darthun ließe. Schade, daß Hr. Dr. Johannes Meier den Beweis für diese Behauptung bisher schuldig geblieben ist.

Freiburg i. Br. Prof. Fr. Kluge.

II.

Daß die Redensart von der „bösen Sieben" nicht auf klassischem Boden erwachsen ist, sondern auf Karten- und Würfelspiel zurückzuführen ist, mag der Titel der bekannten Streitschrift „Wider die böse Sieben ins Teuffels Karnöffel Spiel" darthun, welche Cyriacus Spangenberg 1562 zu Eisleben in 4° ausgehen ließ, die aber auch mehrfach anderwärts erschienen ist und nur eine Etappe der längeren literarischen Fehde Spangenbergs mit dem Kölner Buchdrucker Caspar Gennep bildet. Die Wendung der Spielerredensart auf ein böses Weib dürfte jünger sein als das Jahr 1562.

Hochdahl bei Düsseldorf. Dr. K. Sudhoff.

Mittheilungen und Nachrichten.

Der gestirnte Himmel im Monat Mai (gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends). Die Milchstraße zieht nunmehr in schwach gekrümmtem Bogen von nordwestlichen zum nordwestlichen Horizont, infolge ihres immer noch sehr tiefen Standes ist sie dort nur in dunklen Nächten sichtbar. Tief im Nordwesten steht das Sternbild des Fuhrmanns mit der hellen Capella, weiter gegen Westen zu neigen sich die Sternbilder der Zwillinge mit den hellen Sternen Castor und Pollux und des Kleinen Hundes mit dem Stern 1. Größe Prokyon dem Untergang zu. Die Sternbilder des Kleinen und des Großen Löwen mit dem Stern 1. Größe Regulus stehen im Westen noch ziemlich

hoch. Zwischen dem Großen Löwen und den Zwillingen ist das Sternbild des Krebses mit dem Sternhaufen der Präsepe (Krippe) wahrzunehmen, in welchem während des größeren Theils des Monats der an seinem röthlichen Lichte leicht erkennbare Planet Mars zu bemerken ist. Nördlich vom Kleinen Löwen steht der Große Bär, dessen äußerster Schwanzstern (η Urs. maj.) eben durch den Meridian geht. Nahe bei diesem Stern steht der bekannte schöne Spiralnebel in den Jagdhunden, die südlich vom Großen Bären kulminiren.

Im Süden hat das Sternbild der Jungfrau mit dem Stern 1. Größe Spica bereits die Mittagslinie passirt. In geringer Höhe über dem südwestlichen Horizont steht das langgestreckte Sternbild der Wasserschlange, etwas höher stehen daselbst die Sternbilder des Bechers und des Raben. Am südöstlichen Horizont ist das Sternbild des Skarpions mit dem schönen, röthlich funkelnden Stern 1. Größe Antares (Gegenares = Gegenmars) eben aufgegangen, zwischen ihm und der Jungfrau ist das Sternbild der Waage zu bemerken, das der alle Fixsterne an Helligkeit weit überstrahlende Planet Jupiter eben zu verlassen sich anschickt. Oberhalb des Skarpions glänzen im Südosten ferner die Sternbilder des Schlangenträgers (Ophiuchus) und der Schlange.

Im Osten steht das Sternbild des Herkules mit dem berühmten, prachtvollen Sternhaufen schon ziemlich hoch; zwischen ihm und den Jagdhunden bemerken wir das schöne, prägnante Sternbild der Nördlichen Krone und etwas unterhalb davon, schon nahe dem Meridian, das Sternbild des Baotes mit dem Stern 1. Größe Arcturus. Im Nordosten erblicken wir innerhalb und zu beiden Seiten der Milchstraße die Sternbilder des Adlers mit dem Stern 1. Größe Atair, des Schwans mit Deneb (der eben aufgegangen ist) und der Leier mit der hellen Wega.

Tief im Norden endlich stehen die Sternbilder Cassiopeja, Perseus, Cepheus, Eidechse und Andromeda.

Die Sonne kulminirt in immer größerer Höhe über dem Horizont; am Anfang des Monats beträgt ihre Mittagshöhe 57°, am Ende desselben nahezu 64°. Die Entfernung der Erde von der Sonne wächst im Verlauf des Monats um 126,000 Meilen, was eine Abnahme des scheinbaren Sonnendurchmessers von 31′ 44″ auf 31′ 32″ zur Folge hat.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

Mai	Aufgang		Untergang	
1.	4 h 59 m	vorm.	7 h 24 m	abends
8.	4 48	„	7 34	„
15.	4 38	„	7 43	„
22.	4 30	„	7 52	„
31.	4 21	„	8 2	„

Die Länge des Tages nimmt hienach während des Monats Mai um 1 Stunde 16 Minuten zu und beträgt am Ende des Monats (ohne Dämmerung) 15 Stunden 41 Minuten.

Der Umstand, daß die Häufigkeit der dunklen Flecken auf der Sonnenoberfläche demnächst ein Minimum erreichen wird, macht sich bereits bemerkbar. Betrachtet man die Sonne durch ein mit einem genügend starken Blendglas versehenes Fernrohr, so erscheint sie gegenwärtig fast vollkommen fleckenlos.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat Mai sind folgende:

1. Mai	10 h	nachts	Erdnähe
2. „	7	abends	Letztes Viertel
9. „	7	„	Neumond
16. „	10	vorm.	Erdferne
17. „	6	abends	Erstes Viertel
25. „	7	vorm.	Vollmond
28. „	8	„	Erdnähe
31. „	12	nachts	Letztes Viertel.

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

Mai	Aufgang		Untergang	
1.	12 h 34 m	nachts	9 h 38 m	vorm.
8.	3 39	früh	6 36	abends
15.	9 18	vorm.	12 5	nachts
22.	5 4	nachm.	2 25	früh
31.	12 9	nachts	11 22	vorm.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten sind im Monat Mai noch etwas günstiger als im Vormonat.

Merkur durcheilt in rapider rechtläufiger Bewegung die beiden Sternbilder der Fische und des Widders fast ihrer ganzen Ausdehnung nach, um am Ende des Monats im Stier anzugelangen. Seine Entfernung von der Erde wächst dabei von 14.0 auf 23.9 Millionen Meilen an, der scheinbare Durchmesser seiner knapp zur Hälfte erleuchteten Scheibe sinkt dementsprechend von 9.7″ auf 5.6″ herab. Am 10. Mai erreicht Merkur seine größte westliche Elongation von der Sonne, am 21. Mai seine größte südliche heliozentrische Breite; am 7. Mai kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen. Merkur geht durchschnittlich eine Stunde vor der Sonne auf, ist also in der Morgendämmerung am östlichen Himmel für kurze Zeit als Morgenstern sichtbar.

Venus bewegt sich rechtläufig vom Sternbild der Fische in das des Widders. Ihr Abstand von der Erde wächst im Laufe des Monats von 25.2 auf 28.8 Millionen Meilen an, der Durchmesser ihrer durchschnittlich zu 83 Proz. beleuchteten Scheibe sinkt im gleichen Zeitraum von 13.4″ auf 11.8″ herab. Am 23. Mai erreicht Venus ihre größte südliche heliozentrische Breite, am 7. Mai kommt sie in Konjunktion mit dem Monde zu stehen. Venus geht um die Mitte des Monats 1½ Stunden vor der Sonne auf, sie ist also ebenfalls Morgenstern und wie Merkur in der Morgendämmerung am östlichen Himmel wahrzunehmen, wo sie infolge ihrer beträchtlichen Helligkeit ein auffallendes Objekt bildet.

Mars durchquert in langsamer rechtläufiger Bewegung das Sternbild des Krebses und kommt gegen das Ende des Monats im Sternbild des Großen Löwen an. Sein Abstand von der Erde nimmt abermals um 5.3 Millionen Meilen zu und ist bis zum Ende des Monats bereits auf 33.4 Millionen Meilen angewachsen; der scheinbare Durchmesser seiner durchschnittlich zu 90 Proz. beleuchteten Scheibe sinkt von 6.7″ auf 5.7″ herab. Mars steht bei Einbruch der Dunkelheit bereits hoch am Himmel und geht durchschnittlich erst eine Stunde nach Mitternacht unter, ist also während der ersten Hälfte der Nacht am Himmel sichtbar. Mit Prokyon, Castor und Pollux und Regulus zusammen bildet er am westlichen Himmel eine schöne Konstellation, deren Glanz um die Mitte des Monats durch die hinzukommende Mondsichel noch erhöht wird.

Jupiter ist nunmehr ein außerordentlich günstiges Beobachtungsobjekt geworden. Er vollführt während des Monats Mai eine nur geringe rückläufige Bewegung am Himmel, wobei er vom Sternbild der Waage wieder in das der Jungfrau gelangt. Seine Entfernung von der Erde beträgt am 1. Mai 89.3, am 31. Mai 92.6 Millionen Meilen, der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe mißt durchschnittlich 40.7″. Jupiter geht durchschnittlich um 5½ Uhr abends auf und um 6 Uhr früh unter, er ist also die ganze Nacht hindurch, alle Fixsterne an Glanz weit überstrahlend, am Himmel sichtbar. Die Vorübergänge seiner vier größeren Monde vor dem Planeten, bei denen die tiefschwarzen Schatten der Monde auf der glänzenden Jupiterscheibe erscheinen, sowie andrerseits das Verschwinden dieser Monde im Kernschatten des Zentralkörpers können schon mit mäßigen Fernrohren beobachtet werden und bieten, ganz besonders für den Laien, ein schönes und interessantes Schauspiel dar.

Saturn besitzt nach wie vor ganz geringe rückläufige Bewegung im Sternbild des Schlangenträgers. Seine Entfernung von der Erde nimmt noch weiter ab, sie beträgt am 1. Mai 187, am 31. Mai 182.5 Mill. Meilen; der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe mißt durchschnittlich 16.8″. Am 26. Mai kommt Saturn in Konjunktion mit dem Mond zu stehen. Saturn geht im Monat Mai durchschnittlich um 9¾ Uhr auf, ist also während des größten Theils der Nacht am Himmel sichtbar. Die scheinbaren Dimensionen seines elliptischen, gegenwärtig sehr weit geöffneten Ringes sind: Große Achse 41.1″, kleine Achse 18.3″.

Uranus hat wie Saturn, dem er etwa eine Stunde vorangeht, ganz geringe rückläufige Bewegung im Schlangenträger. Seine Entfernung von der Erde beträgt durchschnittlich 362 Mill. Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe 3.8″. Am 27. Mai kommt Uranus in Oppasition zur Sonne zu stehen. Uranus geht durchschnittlich gegen 9 Uhr abends auf und ist somit die ganze Nacht hindurch am Himmel sichtbar.

Digitized by Google

Neptun setzt seine schwache rechtläufige Bewegung im Sternbild des Stiers fort. Da er um die Mitte des Monats bereits gegen 10 Uhr abends unlergeht, steht er für die Beobachtung nicht mehr sehr günstig.

Komelen. Von den beiden Kometen dieses Jahres ist der am 4. März entdeckte Komet Swift (1899, a) am 13. April im Abstand von $^1/_2$ Erdbahnhalbmesser durch das Perihel seiner parabolischen Bahn gegangen, wobei er sich der Sonne bis auf fünf Bogenminuten genähert hat; gegenwärtig ist er etwa mit der Helligkeit eines Sterns fünfter Größe (also noch mit freiem Auge) am Morgenhimmel, in der zweiten Hälfte des Monats aber die ganze Nacht hindurch sichtbar. Der periodische Komet Méchain-Tuttle (1899, b) geht am 4. Mai im Abstand von 1 Erdbahnhalbmesser durch das Perihel seiner (elliptischen) Bahn, gleichwohl bleibt seine Helligkeit so gering, daß er nur größeren Fernrohren zugänglich ist. Da er überdies schon bald in die Abenddämmerung hereinrückt, ist er auf der nördlichen Hotbkugel überhaupt nur noch während des ersten Monatsdrittels sichtbar.

Sternschnuppen. Während des ganzen Monats sind ziemlich lebhafte Sternschnuppenfälle zu beobachten, deren scheinbare Ausstrahlungspunkte die hellen Sterne β und ε in der Waage bilden. Außerdem passirt die Erde im Mai die Bahn eines ausgedehnten Sternschnuppenschwarms, dessen Radiationspunkt in der nördlichen Krone liegt. -rt-

* Die Geschäftsführung des VII. Internationalen Geographen-Kongresses, der vom 28. September bis 4. Oktober d. J. in Berlin tagen wird, veröffentlicht soeben ein vorläufiges Programm, dem wir folgendes entnehmen: Die Organisation des Kongresses ist entsprechend derjenigen früherer Tagungen groß angelegt. Neben dem Protektor des Kongresses, Sr. kgl. Hoheit Prinz Albrecht von Preußen, Regent des Herzogthums Braunschweig, gibt es zwölf Ehrenpräsidenten, darunter der König der Belgier, der Prinz von Wales, der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, der Kronprinz von Dänemark und andere der Geographie nahestehende Fürstlichkeiten, ferner gegen 50 Ehren-Vizepräsidenten, sowie einen Ehrenbeirath, der sich aus den namhaftesten Gelehrten des In- und Auslandes zusammensetzt. Die eigentliche Arbeit ruht in den Händen der Geschäftsführung und der von ihr gebildeten Ausschüsse, zumeist Mitgliedern der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Diesen steht schließlich noch ein deutscher Beirath, der soeben eine zahlreich besuchte Sitzung abgehalten hat, zur Seite. — Vor und nach dem Kongreß finden wissenschaftliche Ausflüge in Ost- und Westpreußen, Rügen, Pommern, Thüringen, Eifel, Rhein- und Moselthal, Taunus, Vogesen statt, so daß die von allen Seiten nach Berlin kommenden Kongreßisten Gelegenheit haben, interessante Gegenden Deutschlands unter sachkundiger Führung kennen zu lernen. Für den 5. und 6. Oktober ist der Kongreß nach Homburg eingeladen. — Die wissenschaftlichen Verhandlungen versprechen interessant und wichtig zu werden; von den mehr als 90 angemeldeten Vorträgen und Mittheilungen befinden sich auch solche von Ranfrn, Fürst von Monaco, Sir Clements Markham, Lapparent und Professor Chun, dem Leiter der eben zurückkehrenden deutschen Tiefsee-Expedition.

H. **Leipzig**, 28. April. Zu sehr ungünstigen Resultaten kommt der Bericht des Ausschusses für die Veranstaltung von Hochschulvorträgen für Jedermann über das Winterhalbjahr 1898/99. Danach ist der Besuch der gesammten Veranstaltungen wiederum erheblich zurückgegangen. Rechnet man die Besucher der zehn Vortragsabende und der 22 Abende der fünf Vortragskurse zusammen, so ergibt sich eine Besuchsziffer von 4780 Personen. Da im Vorjahr bei zwölf Einzelvorträgen und 24 Abenden der Vortragskurse 10,104 Besucher festgestellt werden konnten, ist ein Rückgang von 47 Proz. zu verzeichnen. Auch der finanzielle Fehlbetrag ist nicht unbeträchtlich. Ueber die Art der Weiterführung des Unternehmens soll auf Grund der Ergebnisse von nunmehr drei Jahren demnächst in einer größeren Versammlung Beschluß gefaßt werden.

* **Berlin.** Der kgl. Bibliothekar Dr. Joh. Franke, bisher Oberleiter der kgl. Bibliothek in Wiesbaden, wurde zum Abtheilungsdirektor der hiesigen kgl. Bibliothek ernannt, nachdem er hier schon längere Zeit mit der Einrichtung der neuen Kaiser Wilhelm-Bibliothek in Posen beschäftigt worden war.

† **St. Petersburg.** In der orientalischen Abtheilung der russischen Archäologischen Gesellschaft legte am 23. März Hr. Dr. A. Klementz, der durch seine archäologischen Forschungsreisen in der Mongolei bekannte ehemalige Sekretär der Geographischen Gesellschaft in Irkutsk, der seitdem zum Konservator im ethnographisch-anthropologischen Museum zu St. Petersburg ernannt wurde, einen vorläufigen Bericht über seine jüngste Reise in das Gebiet von Urumtsi und Turfan vor. Man darf mit Befriedigung darauf hinweisen, daß seit einer Reihe von Jahren die Erforschung Zentralasiens nicht nur auf geologische und rein geographische Probleme gerichtet ist, sondern unter Mitwirkung sachmännischen Rathes durch Herbeischaffung neuen kultur-, religions- und sprachgeschichtlichen Materials auch der philologischen Seite Rechnung trägt. Hr. Klementz war mit seiner als Pflanzensammlerin und Entdeckerin einer wichtigen alttürkischen Inschrift hochverdienten Gattin Elisabeth im Sommer 1898 nach Turfan aufgebrochen, um in jenem aus chinesischen Berichten als Sitz einer alten Kultur bekannten Gebiet Umschau nach etwaigen Ueberbleibseln an Alterthümern und Literaturdenkmälern zu halten. Die von der kaiserl. Akademie an diese Reise geknüpften Erwartungen scheinen im vollsten Maß erfüllt worden zu sein. Klementz theilt seine Entdeckungen in drei Gruppen: 1. Kurgane, 2. Stadtruinen, 3. Häuserüberreste, 4. Höhlenmalereien und 5. Schriftdenkmäler. Die Untersuchung der Kurgane (Grabhügel) scheint sich am wenigsten ergiebig erwiesen zu haben, doch zeichneten sich einige derselben durch rohe Steinfiguren aus. Dagegen hat die Erforschung der von Oasen durchbrochenen Steinsteppe von Turfan auf die Spuren aller Städte geführt, über deren Ursprung und Alter, wenn irgendwo, in den Aufzeichnungen der chinesischen Literatur Auskunft enthalten sein dürfte. Ganz besonderes Interesse nimmt unter diesen die 6 Werst westlich vom heutigen Turfan gelegene Stadt Jarkhola in Anspruch, die auf einer von Flußarmen gebildeten Insel gelegen ist. Die dort gefundenen Spuren menschlicher Wohnstätten sind primitiver Art im Gegensatz zu den Tempeln, die, auf viereckigem Grund erbaut, von runden Thürmen gekrönt sind und Nischen für Götzenbilder enthalten. Einzelne dieser Tempel sollen drei und fünf Stockwerke enthalten. An den Wänden sind Fresken meist buddhistischen Inhalts angebracht, wie sich auch in vielen der von der Expedition untersuchten Höhlentempel der Umgegend Wand- und Deckengemälde gefunden haben, von denen einige ihrem Stile nach an indische, andere an chinesische Muster erinnern. Daß in Turfan schon zur Mongolenzeit eine in der chinesischen Kunstliteratur als eigenartig anerkannte Malerschule thätig gewesen sein muß, wurde erst vor wenigen Jahren von Hirth nachgewiesen; ebenso das Vorhandensein einer Blüthezeit der Malerei indischen Stils in dem benachbarten Khoten, in dessen Nähe ja auch durch Sven Hedin bemerkenswerthe Wandmalereien unter den Ruinen einer seit Jahrhunderten im Sande vergrabenen Stadt entdeckt wurden. Nach Hirth wurde der indisch-khotenische Stil durch einen als Maler berühmten khotenischen Prinzen im 7. Jahrhundert nach China verpflanzt, von wo aus er sich nach Korea verbreitete, dessen Maler sich an den Werken dieser Schule bildeten. Da die Malerei der Japaner in ihren ältesten Epochen wiederum auf die Koreaner zurückgeht, so lassen sich auf diese Weise mancherlei Spuren indischen Geistes in der alten japanischen Kunst possend erklären. Es scheint nicht ausgeschlossen, daß die von Klementz mit dem abgenommenen Stück nach Rußland gebrachten Originalwandgemälde ähnlichen Ursprungs sind, so daß wir einem Vergleich der Hedinschen und der Klementz'schen Abbildungen mit Interesse entgegensehen dürfen. Auch auf den Malereien chinesischen Stils sollen sich indische Aufzeichnungen befinden, was sich dadurch erklärt, daß die sicher uralten Klöster dieses Bollwerks des Buddhismus in Zentralasien zeitweise von indischen Missionären bewohnt wurden. Das größte Interesse aber nehmen die von Klementz in großer Zahl mitgebrachten Schriftdenkmäler in Anspruch, deren Sichtung

und, wenn Erfolg versprechend, Bearbeitung Fachleuten der uigurischen, chinesischen und indischen Literatur übertragen werden soll. Die meisten dieser Schriftüberbleibsel bestehen allerdings nur aus uralten Papierfetzen, die im Löß sande der Höhlen und unter Schutthaufen gefunden wurden. Sie sind mit Bruchstücken chinesischer, uigurischer und indischer Texte beschrieben, und verdanken vermuthlich ihre Entstehung der Zeit, in der noch chinesische Uebersetzungen buddhistischer Sutras und Gebetsformeln in den Klöstern jenes seit Jahrhunderten dem Islam verfallenen Gebietes gesammelt und gelesen wurden. Diese sind zur Ausnutzung der Rückseite oder sonstiger unbeschriebener Stellen des Papiers später mit uigurischer Schrift bedeckt worden. Doch finden sich auch uigurische Texte, sowie indische Aufzeichnungen auf eigenen Papierstücken. Die gebrauchten Papiersorten sind zum Theil von den jetzt in China gangbaren sehr verschieden; auch dünne Seidenstoffe finden sich verwendet. Bruchstücke gedruckter Texte verschwinden unter der Masse der Handschriften. In einer der Höhlen von Jarkhoto fand sich eine als Adkotsch mitgebrachte kurze Inschrift in der erst seit wenigen Jahren von Thomsen entzifferten Schrift der aus Radloffs Bearbeitung bekannten Denkmäler des Kül Tägin, des Bilgä Kokhou und der neu entdeckten Inschrift des Tonjukuk. Die bloße Thatsache des Vorkommens der alttürkischen Schrift an diesem Orte ist von Bedeutung. Im vorigen Jahrhundert stellten die für Runen gehaltenen rätselhaften Grabschriften Sibiriens und der Mongolei den Scharfsinn europäischer Gelehrter vergeblich auf die Probe; heute dürfen uns die genannten Inschriften in Verbindung mit den Zeugnissen der chinesischen Literatur sowie westasiatischer Autoren als wichtige Quelle zur Kenntniß der Türkenvölker des 7. und 8. Jahrhunderts gelten. Bisher beschränkten sich die Fundorte alttürkischer Sprachdenkmäler auf Sibirien und die Mongolei; eine in der Nähe von Aulie-ata am westlichen Vorsprung der Alexanderkette gefundene Grabschrift bezeugte ihr Vorkommen im fernen Westen des damaligen Türkenreichs und jetzt finden wir Spuren seiner Kultur am Nordrande des Tarim-Beckens. Die Inschrift stammt vermuthlich aus dem Anfang des 8. Jahrhunderts. Ob sich Anhaltspunkte für die Zeitbestimmung der mit chinesischer, uigurischer und indischer Schrift bedeckten Papier-Fragmente ergeben, muß der genaueren Untersuchung der Fachgelehrten vorbehalten bleiben. Man darf dem russischen Forscher, sowie der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu den Ergebnissen dieser Expedition Glück wünschen; hoffentlich bleibt sie nicht die letzte ihrer Art, da noch mancherlei Alterthümer am Südabhange des Tienschan-Gebirgs zwischen Hami und Kaschgar verborgen sein müssen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Ein Reich, Ein Volk, Ein Gott! Beitrag zur Erzielung treuer deutscher Vaterlandsliebe im Heer und Volk. Berlin, Arthur Block. — Unser Bismarck. Lfg. 13—16. Hggb. von C. W. Allers und H. Kroemer. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. — Herm. Müllers Bohn: Kaiser Friedrich der Gütige. Lfg. 1—3. Berlin, Paul Kittel 1899. — Nachtrag 15 zu Schaubeks illustrirtem Briefmarken-Album. Leipzig, E. F. Lücke 1899. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 321. Bukowina. 7. Heft. Wien, A. Hölder, k. k. Hofbuchhandlung.

Neue Erscheinungen
aus dem Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig

Soeben erschien der = erste = Band der

Weltgeschichte.

Unter Mitarbeit von dreißig ersten Fachgelehrten herausgegeben von Dr. Hans F. Helmolt.

Mit 24 Karten u. 171 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt u. Ätzung.

8 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark oder 16 bequeme Halbbände zu je 4 Mark

Inhalt des ersten Bandes: Der Begriff Weltgeschichte. — Grundbegriffe unserer Entwickelungsgeschichte der Menschheit. — Die Menschheit als Lebenserscheinung der Erde. — Die Vorgeschichte der Menschheit. — Amerika. — Die geschichtliche Bedeutung des Stillen Ozeans. Von Hans F. Helmolt, J. Kohler, Friedrich Ratzel, Johannes Ranke, Konrad Haebler, † Eduard Graf Wilczek u. Karl Wenle. Mit 5 Karten, 4 farbendruckTafeln und 16 schwarzen Beilagen.

In zweiter, neubearbeiteter Auflage erscheint:

Meyers Hand-Atlas

In 112 Kartenblättern, 9 Textbeilagen u. vollständigem Register aller auf den Karten befindlichen Namen.

In 38 Lieferungen zu je 80 Pfennig oder in Halbleder geb. 13 Mk. 50 Pf.

Das Deutsche Volkstum.

Unter Mitarbeit hervorragender Fachmänner herausg. von Dr. Hans Meyer. Mit 30 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt u. Kupferätzung.

In Halbleder gebunden 15 Mark oder in 10 Lieferungen zu je 1 Mark.

Ferner wurde soeben ausgegeben die erste Lieferung der

Kunstformen der Natur.

Von Professor Dr. Ernst Haeckel.

Fünfzig Illustrationstafeln mit beschreibendem Text.

= 5 Lieferungen zu je 6 Mark. =

Meyers Kleines Konversations-Lexikon.

Sechste, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 80,000 Artikel und Nachweise auf 2700 Seiten Text mit etwa 165 Illustrationstafeln, Karten, Plänen 2c. u. ca. 100 Textbeilagen.

8 Bände in Halbleder geb. zu je 10 Mk. oder 80 Lieferungen zu je 80 Pf.

Geschichte der Italienischen Litteratur.

Von Dr. Berthold Wiese und Professor Dr. Erasmo Percopo.

Mit 160 Textbildern, 30 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt 2c.

In 14 Lieferungen zu je 1 Mark oder in Halbleder gebunden 16 Mark.

Probehefte oder Probebände zur Ansicht durch jede Buchhandlung.

= Ausführ illustrierten Verlagskatalog versenden wir gratis. =

Tauchnitz Edition.
April 26, 1899.
A Fleet in Being.
By
Rudyard Kipling.
In 1 vol.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher

Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau. — B. Herder, Wien I, Wollzeile 33.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jahrbuch der Naturwissenschaften. 1898—1899.

Enthaltend die hervorragendsten Fortschritte auf den Gebieten: Physik, Chemie und chemische Technologie; angewandte Mechanik, Meteorologie und physikalische Geographie; Astronomie und mathematische Geographie; Zoologie und Botanik; Forst- und Landwirtschaft; Mineralogie und Geologie; Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte; Gesundheitspflege, Medizin und Physiologie; Länder- und Völkerkunde; Handel, Industrie und Verkehr. Vierzehnter Jahrgang. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Max Wildermann. Mit 45 in den Text gedruckten Abbildungen. gr. 8°. (XIV u. 550 S.) M. 6; geb. in Leinwand M. 7. (7536)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1899. München, Montag, 1. Mai. Nummer 99.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe. XLVII. Von Spectator. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kirchenpolitische Briefe.[1])

XLVII.

„Non tener pure ad un loco la mente.“
Dante, Purg. 10, 46.

St. Petersburg, 20. April. Unser letzter Brief hat sich mit C. P. Pobédonostzeffs „Questions religieuses, sociales et politiques“ beschäftigt; auch unser heutiger muß diesem Werke gewidmet bleiben.

Je weiter wir in der Lektüre der Schrift vorangehreiten, desto eigenthümlicher enthüllt sich uns in dem Verfasser der spezifische Repräsentant des der europäischen Kultur in tiefster Seele abgeneigten asiatischen Russenthums. Daß man von dem Feinde lernen kann, ist ein Satz, den man nie aus den Augen lassen soll. Auch der Oberprokureur des heiligen Synod weiß, wie wir längst betont haben, uns Menschen des Westens sehr beachtenswerthe Wahrheiten zu sagen. So wieder in dem Kapitel „Les Connaissances et l'Oeuvre“ (S. 149 f.), wo gegen den oberflächlichen Begriff polemisirt wird, welche das Vielerlei des flüchtig angeworfenen Wissens irrthümlicherweise für solide Bildung hält. Es wird der Schaden dieser nur die Neugierde befriedigenden Vielwisserei für Kopf und Herz hervorgehoben. Nicht ohne einen Anflug hoher Befriedigung seines Nationalstolzes setzt der Russe dem flüchtigen, den Charakter verwässernden Vielwissen des Abendlandes das in seinem gläubigen Leben beschlossene Wesen des orthodoxen Altrussen entgegen. „Welch ein Geheimniß dies religiöse Leben eines sich selbst überlassenen, noch unkultivirten Volkes, wie des unsrigen! Man fragt sich, wo die Quellen desselben ihren Ursprung haben: man geht ihrem Rauschen nach und findet sie nicht. Unser Klerus lehrt wenig und selten; er feiert seinen Gottesdienst in der Kirche und bedient seine Pfarrei. Die Bibel existirt nicht für diejenigen, welche nicht lesen können; so bleibt es bei dem Offizium und den wenigen Gebeten, welche von den Eltern auf die Kinder vererbt werden und welche im Grunde den einzigen Bindestrich zwischen der Kirche und ihren Schäflein bilden. In ganz verlorenen Gegenden versteht das Volk manchmal gar nichts mehr von den Worten der Liturgie, ja selbst von dem Gebet des Herrn, das es oft mit ganzlicher Verstümmlung des Textes wiederholt.“

„Und bei all dem bleibt in diesen ungebildeten Geistern, wie einst in Athen, dem ‚unbekannten Gott‘ ein Altar aufgerichtet. Ihnen Allen steht als unumstößliche Wahrheit fest, daß die Vorsehung allen Ereignissen des Lebens vorsteht, und diese Ueberzeugung gibt jenen Menschen, denen man nie von Gott gesprochen, in der Todesstunde eine solche Siegesgewißheit, daß sie ihm wie einem wohlbekannten und längst erwarteten Gast die Arme öffnen. In buchstäblichem Sinne geben sie ihre Seele Gott zurück.“

In diesem Zusammenhang kommt Pobédonostzeff auch auf das Verhältniß der historischen Kritik zu der religiösen Volkslegende zu sprechen. (S. 157.) Man wird es kaum anders erwarten, als daß er letztere die kostbarste Erbschaft des Volkes nennt, welche die ursprünglichen Eindrücke der religiösen Idee am frischesten bewahrt und dem Volke allein das Ideal der Kraft, Tugend, Heiligkeit, der absoluten Wahrheit zu geben vermag. Nimmt man ihm diesen Schatz, so verliert es mit ihm jeden Heros. Daß die Lektüre der Heiligenleben noch immer die Lieblingsbeschäftigung des russischen Volkes (insoweit es lesen kann!) bildet, ist selbstverständlich. Dem gegenüber ist die moderne Kritik und der moderne Skeptizismus als Ausdruck der stolzen Ueberhebung des menschlichen Geistes gegen den Gottesglauben (so S. 160) nichts als die alles wahre Leben versteinernde Sphinx. Auf diesen Stolz der Menschennatur sind überhaupt alle Uebel unsrer Gesellschaft, namentlich aber die uns allenthalben entgegenstarrende Hypokrisie und der Abgang wahrhafter Gerechtigkeit und Liebe, der ganze heutige Regreß auf den Paganismus des Alterthums zurückzuführen (S. 163—169): die Kirche allein stellt den Hafen des Heiles für die ungläubigen Geister dar, welche von der Frage, was und wie zu glauben sei, gequält sind.

Leider sagt Hr. Pobédonostzeff bei diesem Anlaß uns nicht, an welche der zahlreichen Kirchen sich der vom Zweifel Gequälte wenden und halten soll. Die beiden schönen orientalischen Legenden, welche er S. 170 erzählt, lassen anscheinend auf eine freie, den Begriff der orthodoxen Kirche Rußlands doch wohl zerbrechende Auffassung schließen. Aber wer weiß denn eigentlich bei diesem an Widersprüchen so reichen Geist, was seine innerste Herzensmeinung sein kann? In dem Kapitel „Nouvelle Religion et mariages nouveaux“ (p. 175) wird eine Polemik gegen den Atheismus, Positivismus und Materialismus, insbesondere auch gegen Darwin geführt; doch wird (S. 180) merkwürdigerweise im selben Athemzug anerkannt, daß der Darwinismus in seiner eigenen Domäne (d. h. auf dem Gebiet der evolutionistischen Thatsachen) die Besorgnisse der Gläubigen nicht rechtfertige, welche in ihm eine Bedrohung der Religion sehen. Interessant sind in diesem Abschnitt die Ausführungen gegen die Anwendung der Lehre von der Zuchtwahl auf die Beschränkung der Ehe, wie sie Darwin geträumt hat. Es wird ganz mit Recht darauf hingewiesen, daß dieser sonderbare Ausweg zur Erziehung eines kräftigen Nachwuchses wohl geeignet sei, die gesetzliche, nicht aber die natürliche Verbindung der Geschlechter zu behindern und daß das ganze System auf der vollkommensten Nichtachtung der moralischen Faktoren beruht.

Das Kapitel „La Vie spirituelle“ kehrt zu der Frage der inneren Freiheit und der Quelle unsrer Gewißheit zurück. Die „alten Institutionen“ sind der feste Boden, auf welchem Hr. Pobédonostzeff um jeden Preis wenigstens

[1]) Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 75 vom 1. April d. J.

sein heiliges Rußland festhalten will. In ihnen findet er die Seele des Volkes und die wahre Idee desselben ausgedrückt: die Form mag grob sein, aber das ist nur eine zufällige und vorübergehende Erscheinung, welche die Reformatoren unsinnigerweise mit dem Wesen der Sache verwechseln. Die wahre Freiheit wohnt in der Seele des Menschen: sie würde nichts gewinnen, gelänge es, an Stelle der unfehlbaren und inspirirten Schrift, die man uns nehmen will, uns das Dogma von der Unfehlbarkeit der Menge aufzudrängen und uns zu zwingen, in der Abstimmung einer Majorität den Ausdruck unfehlbarer und ewig gütiger Wahrheit zu sehen. (S. 193.)

Aber was und wo ist die Wahrheit? Auch Hr. Pobédonostzeff flieht vor einer klaren Beantwortung der so alten Pilatusfrage scheu zurück: „Il n'y a que le sot pour avoir des pensées et des nations claires sur toutes choses." Die werthvollsten Ideen des Menschengeistes liegen nicht im Vorder-, sondern im Hintergrund des Gemäldes, nahe dem Horizont, im Halbdunkel verborgen. Das Geheimniß ist die köstliche Erbschaft des Menschen: schon Plato lehrte, die Dinge dieser Welt seien nur ein schwacher Schatten der oben herrschenden Ordnung. Die Seele muß durch die Finsternisse der Nacht hindurch, um die Tiefe ihrer Vergangenheit an dem Lichte der Gottheit zu ermessen. Also etwas, was von ferne an die von Dante vorgeschriebene Wanderung durch die drei Reiche heranwächst. Der Verfasser, der Carus' „Psyche" gelesen, tritt hier in Betrachtungen ein, welche von der Philosophie des Unbewußten nicht gar zu weit abliegen und welche er durch die bekannte Vision des Admirals Bewfort angesichts des Todes durch Ertrinken illustrirt.

Ermangeln diese Ausführungen eines eigenthümlichen Interesses nicht, so zeigt uns das Kapitel „Caractères" (S. 203 f.) den Verfasser als einen nicht gewöhnlichen Seelenschilderer. Diese Analyse verschiedener Typen, mit denen Erziehung, Studien, Leben und amtliches Zusammenwirken Hrn. Pobédonostzeff sehr genau bekannt gemacht, zählt zu dem Besten oder ist vielleicht die interessanteste Partie des Buches. Wir müssen indessen zu den beiden letzten Abschnitten desselben eilen, welche die kirchenpolitische Quintessenz desselben darstellen.

„Pouvoir et autorité" (S. 229 f.) erörtert die Quellen der öffentlichen Gewalt. Der Verfasser begründet die Gewalt ihrem Wesen nach auf die Begriffe der Gerechtigkeit (er sagt „équité") und Wahrheit. Demnach gibt es keine Gewalt, die nicht von Gott kommt. Die Gewalt ist ein großes und schreckliches Ding; sie existirt nicht aus eigener Kraft, sondern aus derjenigen Gottes; sie ist ein Priesterthum, dem sich ihr Träger widmet. Nicht in der materiellen, wohl aber in der moralischen Bedeutung des Wortes ist diese Gewalt ihrer Natur nach unbeschränkt. (!) Wie der erste Akt der Genesis die Scheidung von Licht und Finsterniß war, so ist der erste Akt der Gewalt die Erforschung der Wahrheit und die Scheidung des Irrthums und der Ungerechtigkeit von ihr.

Diese Ausführungen sind höchst charakteristisch. Daß die Erforschung und Feststellung der Wahrheit nicht in die Domäne der öffentlichen Gewalt fällt, ist eines der Axiome, welche die gebildete Welt der Neuzeit zur Grundlage ihres ganzen Denkens, Wollens und Empfindens gemacht hat und welches die Basis der Gewissensfreiheit darstellt, die sich die moderne Menschheit — mühsam genug — errungen und die sie — wieder mühsam genug — sich zu erhalten strebt. Hr. Pobédonostzeff ist entgegengesetzter Ueberzeugung: sein Platz ist an der Seite derjenigen, welche die Scheiterhaufen des Mittelalters angezündet haben.

Offenbart sich überall, wo bei Hrn. Pobédonostzeff die Prinzipienfragen in Betracht kommen, die Schwäche philosophischer Durchbildung und die mystische Unklarheit eines der europäischen Schule in seinem tiefsten Wesen feindlichen Geistes, so kann man ihm wieder sein Interesse nicht versagen, sobald man dem geriebenen Staatsmann und Administrator auf das Gebiet der praktischen Fragen folgt.

Wir wissen längst, daß Hr. Pobédonostzeff für die ganze moderne Schule nur ein Gefühl des Grauens hat. Glücklich preist er denjenigen, welcher diese Schule der Lüge zurückgelegt hat, ohne dabei seine Rechtschaffenheit und Loyalität einzubüßen. Für den falschen Amtseifer, welcher im selben Maße, wie er das Bewußtsein seiner Pflicht verliert, stolzer und eifersüchtiger auf die Prärogative seines Amtes wird — für diese Hypertrophie des Beamtengefühls hat er verdiente und harte Worte. Nicht minder für die Untugend des Alleinwissens, welche manchem Chef anhaftet; für den Irrthum, welcher die Tüchtigkeit und den Werth eines Beamten nach den Noten seines Examens beurtheilt; für die Vielgeschäftigkeit der Chefs, welche damit den Blick über das Ganze verlieren. Aber auch hier tritt uns immer der eigenthümliche Haß gegen den „Gedanken" entgegen: der Gedanke und das Talent der Organisation und Verwaltung sind ihm geradezu gänzlich entgegengesetzte Dinge: „Fast niemals finden sich," sagt er (S. 241) „die logische Entwicklung des Gedankens, das Vermögen dialektischer Argumentation mit dem Talent der Organisation zusammen."[1]) Man sollte denken, Cäsar, Napoleon und Moltke reichten hin, um eine Behauptung aufzuheben, in der wir nichts als die landläufige Abneigung des Verwaltungsbeamten gegen die Träger neuer Ideen zu erblicken haben. Vielleicht dürfen wir auch ein unbewußtes Selbstportrait des Verfassers da ersehen, wo er in manchen treffenden Zügen diejenigen, welche nach der Gewalt streben, malt und schließlich von ihrem Selbstgefühl sagt: „es nehme den Charakter eines Dogmatismus an, überreize die Seele und erzeuge in ihr ein leidenschaftliches Jagen nach der Macht, angeblich im Dienste der großen Prinzipien des Rechts und des Guten — in Wirklichkeit zu Befriedigung einer über jedes Maß hinaus gesteigerten Selbstsucht."

Der letzte Abschnitt des Buches handelt von der Kirche; er ist für uns der weitaus anziehendste und belehrendste.

Der Verfasser beginnt mit der sehr richtigen Bemerkung, die Beobachtung des starken ethnographischen Einschlages bei sämmtlichen Religionsformen und Konfessionen müsse Jeden überzeugen, daß die Herbeiführung einer Union auf künstlichem Wege ein Unding, eine Illusion sei. Hier sieht Hr. Pobédonostzeff zweifellos viel klarer als es Gladstone und seine Freunde thaten — Döllinger nicht ausgeschlossen, der bei den bekannten Unionsverhandlungen der 80er Jahre sich einen Augenblick der Täuschung hingab, als sei die Thatsache der Opposition gegen Rom bei Anglikanern, Griechen, Altkatholiken imstande, den Boden für eine wirkliche kirchliche Vereinigung abzugeben.

Entschieden hat Hr. Pobédonostzeff auch recht, wenn er die Schwierigkeit betont, dasjenige herauszuschälen, was in einer bestimmten Kultusform als das Wesentliche zu betrachten ist. Dies „Wesentliche" ist in der That mit so viel Banden an die psychische Natur jeder Rasse, an die moralischen und ethnologischen Vorstellungen eines Volkes geknüpft, daß es gar nicht davon loszulösen ist. „Ein einzelnes Individuum, ein einzelner Deutscher," sagt Pobé-

[1]) Es ist ein sehr merkwürdiges Zeichen der Zeit daß, von einer ganz anderen Seite jüngst ganz ähnlich wie bei Pobedonostzeff, die Intelligenz als tödliche Gegnerin der Energie und der Fähigkeit zu handeln dargestellt wird. Es sei hier auf die Ausführungen Henry Bérengers in „L'Effort" und de Wyzewa's in seinen „Contes chrétiens" hingewiesen. Das Thema ist übrigens kürzlich auch, in einem anderen Sinne, in dem neuesten Buche George L. Fonsegrive's behandelt worden, auf welches wir demnächst zurückzukommen gedenken. (Le Catholicisme et la vie de l'Esprit. Par. 1899, p. 291.)

donostzeff, „könnte durch langes Zusammenwohnen mit uns sich endlich als wahres Mitglied unsrer Kirche fühlen; daß eine ganze protestantische Kirchengemeinschaft sich innerlich mit uns einige, ist ganz undenkbar. Uns Russen erscheint der protestantische Tempel und die ganze protestantische Religion kalt, ungastlich: die Zumuthung, ein echter Russe, der seinen Glauben liebt, solle sich in ihe wohlfinden, heißt so viel wie der Tod.“

In dem, was Pobédonostzeff dann (S. 291 f.) über den Unterschied der Kirchen hinsichtlich der Lehre von den guten Werken sagt, herrscht viel Konfusion und theologische Unklarheit. Ee meint, der deutsche und englische Protestantismus zeige sich namentlich von der Seite des praktischen Lebens bedeutsam und stelle sich gewissermaßen nach dieser Richtung als Musterkirche dar: ein echter Russe aber, ein wirklich Gläubiger, könne sich niemals diese Anschauung zu eigen machen. Für ihn sei das Ziel seines Glaubens nicht die Praxis, sondern die Rettung der Seele (sic!). Die Vernachlässigung und Verachtung des Schwachen und des Sünders, wie sie uns in der Scheinheiligkeit der englischen Kirche, dieses bulwark of state, entgegentritt, schließe die Leugnung des Evangeliums in sich. Das anglikanische Ideat begreife nue den fashionablen, wohlbestellten, in sich gesetzten Bestandtheil dee Menschheit, das Himmelreich gehöre ihm zufolge nnr den Glücklichen und Mächtigen dieser Welt, es fehle ihm gänzlich die Idee des Leidens. Dieses Ideal könnten sich gewisse schwächer konstituirte Rassen ebenso wenig aneignen, als die entsetzliche Prädestinationslehre des Calvinismus. Wie tief dies anglikanische Ideal in den Geist der Nation eingedrungen, zeigen ihm Carlyle in seinem einseitigen Heroenkult, Froude in seiner Verherrlichung aller Ungerechtigkeit und Scheinheiligkeit, welche hartherzig jedes Gefühl des Mitleids und des Erbarmens ausschließt, Verbrechen und Unglück zusammenwirft. „Wie verächtlich müssen solch einem Autoe die Russen sein, bei welchen diese Konfusion wirklich besteht und welche gewöhnt sind, die Verbrechee Unglückliche zu nennen!“

Pobédonostzeff läßt es an Härte in seinem Urtheil über den Protestantismus nicht fehlen. Die Eigenschaften desselben, die guten wie die schlechten, resultiren, sagt er, aus der Geschichte dee deutschen und angelsächsischen Rasse. Hat das protestantische Prinzip die Stärke, Disciplin und Einheit Deutschlands geschaffen, so darf man andrerseits nicht vergessen, wie sehr dies Prinzip geneigt ist, an seine eigene Unfehlbarkeit zu glauben, sich selbst anzubeten und pharisäischem Selbstgenügen zu verfallen. Die Hypokrisie, meint er, sei die wahre Wunde des strengen Lutherthums, das in dem Gefühl eines Vernunftfanatismus es bis zu der übermüthigen Ueberzeugung gebracht habe, die einzig richtige Kultform darzustellen. Alle anderen Bekenntnisse sind in seinen Augen nur Besitz inferiorer Rassen. Diesem Fanatismus gegenüber, wie er ihn dem Lutherthum leiht, sagt Hr. Pobédonostzeff: „Trotz der unserm Nationalcharaktee eigenen Toleranz gegen andere Religionen begegnet man gewiß auch bei uns einzelnen Fällen von starrer Exklusivität in eeligiösen Dingen. Nie aber hatten wir und nie waren wie jener Verachtung fähig, welche ein strenger Protestant unsree Kieche und unserm Kult widmet, dessen wahree Sinn ihm unbekannt bleibt, während er für uns eine tiefe geistige Bedeutung in sich schließt.“

„In der That,“ fährt He. Pobédonostzeff (S. 263) fort, „offenbart sich die Kluft, welche die anglo-sächsische und enssische Rasse trennt, nirgend so klar wie auf dem kirchlichen Gebiet. In einer englischen Kirche wird dee Russe sich immer sagen: gewiß gibt es hier manches Gute, aber ich bin glücklich, in Rußland geboren zu sein und dort zu leben. In unsrer Kirche vergißt man alle Unterschiede der Kaste, jeden Abstand der gesellschaftlichen Ordnung, seine Stellung in der Welt; man identifizirt sich ganz mit dieser großen Versammlung des Volkes voe Gott. Unsre Kirchen sind durchweg auf Kosten der gesammten Gemeinde gebaut, mit dem Rubel des Reichen und den Kopeken der Armen; sie gehören Allen an. Unsre Kieche ist uns doppelt theuer, weil hier der letzte Bettler sich ebenso gut wie der erste Grand Seigneue zuhause fühlt. In England ist der Gottesdienst eine Versammlung von Ladies und Gentlemen, einer ausgewählten Gesellschaft, welche nur Leute comme il faut hereinläßt. Jedee bleibt selbst voe seinem Gotte von seinem Nächsten getrennt. Das Religionswesen ist hier der Reflex der gesammten geschichtlichen Entwicklung mit ihrem feudalen Klassenunterschied. Das geistliche Amt ist eine Apanage, ein Privileg (preferment), das einfach käuflich ist. Kein Wunder, daß ein Theil der Nation in dieser etablirten Kirche keine Befriedigung findet und diese in den mannichfaltigsten Denominationen sucht. Die russische Kirche, dee man anglikanischerseits Formalismus und Inaktivität vorwirft, ist dagegen das Produkt des Geistes einer ganzen Nation. Wie haben, meint Pobédonostzeff, vielleicht einen zu ausgesprochenen Geschmack an der Schönheit der Form; wir vernachlässigen darüber wohl den Geist. „Aber immerhin ist nnd bleibt unsre Kirche von jeher die Kirche des ganzen Volkes. Was sie charakterisirt, ist der Geist der Nächstenliebe, die Abwesenheit jeder persönlichen Bevorzugung. In allen Unglücksfällen nnd Prüfungen hat der Glaube unser Volk aufrecht erhalten, und was es in dee Zukunft erhalten und stärken wird, ist wiederum der Glaube und nur der Glaube. Man wirft uns voe, unser Volk sei in diesem seinem Glauben unwissend, erfüllt von Aberglauben, niedergedrückt von schlechten und lasterhaften Gewohnheiten; unsee Klerus sei ungebildet, roh, unthätig, niedrig, ohne Einfluß auf das Volk. In gewissee Beziehung ist das alles eichtig, aber es sind das bei alldem nue zufällige und vorübergehende Erscheinungen, nichts wesentliches. Diese Erscheinungen sind durch eine Menge politischer und volkswirthschaftlicher Zustände bedingt, welche alle dem Wechsel unterworfen sind. Das Wesentliche, die Domäne des Geistigen Beherrschende ist die Thatsache der Anhänglichkeit des Volkes an seine Kirche, das Bewußtsein einee vollkommenen Kommunion allee Glieder der Kirche, die Vorstellung, daß die Kirche ein gemeinsames Erbtheil, die Vereinigung Aller ist, daß es in ihe keinen Unterschied der Kasten gibt, daß das Volk sich Eins weiß mit den aus seinen Reihen hervorgegangenen Dienern des Kultus, von denen es sich in seinen Sitten, seinen Tugenden und selbst seinen Lastern, in seinem Leben und in seinen Fehlern durch nichts unterscheidet. Welche Früchte könnte auf einem solchen Boden eine tiefere Kultur zeitigen?“

„Nichts,“ fährt Pobédonostzeff fort, „wäre schlimmer, als wenn man uns Priester geben wollte, welche wie Beaute oder große Herren dem Volke kommandiren und ihm seine einfache Gesinnung nehmen wollten. Worauf es aukommt, das ist, die einfache, dem Volk angeborene Empfindung zu hüten und zu erhalten, jene Empfindung, welche uns bewegt, in unsern Beziehungen mit den übrigen Menschen uns menschlich zu betragen, die Ehrlichkeit und Freiheit der die Seele beherrschenden Impulse und Eindrücke zu bewahren. Gott gebe, daß nicht einst eine falsche Reform unsree Kirche uns das alles raube.“

Der Protestantismus, heißt es weiter (S. 272), wirft uns unsre Anhänglichkeit an die Formen und Riten unsree Liturgie vor. Aber wir können erwidern, daß die Einführung des subjektiven Elements in den protestantischen Ritus und die einseitige Betonung der Predigt dem lutherischen Offizianten einen Beigeschmack von Affektation zugebracht hat, der nue bei ganz hervorragenden Individualitäten über-

wunden, bei subalternen um so peinlicher empfunden wird. Hr. Pobédonostzeff ist der Ansicht, daß die Ausschließung der Predigt aus dem russischen Ritus einen Hauptvorzug desselben ausmacht. Der Gläubige vernimmt hier kein menschliches Wort, sondern nur das Wort Gottes, wie es die Liturgie mit sich bringt. „Das kanonische Ideal der Predigt in unsrer Kirche ist die Lehre des Glaubens und der Liebe nach der Schrift, und nicht die Erregung des zum Beten gekommenen Publikums durch die übertriebene, in Aufregung versetzende Predigt des Priesters."

Den Vorzug seiner Kirche und der russischen Frömmigkeit vor derjenigen der protestantischen, aber auch der italienischen Welt sucht Hr. Pobédonostzeff ganz besonders an der so gänzlich verschiedenen Behandlung des Todes und der Todten klar zu machen. Es schildert in beredten Worten die russische Todtenklage: in der von keinem anderen Volke und keiner anderen Religion erreichten Feierlichkeit und Liebe, mit der der Russe seine Todten ehrt und begräbt, sieht er den Ausdruck des nationalen Charakters und der geistigen Physiognomie seiner Nation. Er ist selbstverständlich Todfeind der Leichenverbrennung. Die ganze Art, wie der moderne Zeitgeist namentlich innerhalb des Protestantismus diese Dinge ansieht, erscheint ihm der Wiederhall einer kalten, ungastlichen Welt. „Möge uns Gott davor bewahren, dahinten in diesen fremden Gegenden, fern von unserm theuren Vaterlande, zu sterben!"

Wir kommen zum Schluß. „Wer wirklich von Herz und Sitten Russe ist, der empfindet es, was das Haus Gottes, was die Kirche für uns Russen bedeutet. Man muß mit dem Volke gelebt und mit ihm gebetet haben, um das zu verstehen. Dieses Volk, diese Menge macht den Glanz der orthodoxen Kirche aus. Tritt man in sie ein, so fühlt man, wie hier alles gemeinsam, für das Volk und aus dem Volke ist. Im Vergleich zu unsern religiösen Versammlungen erscheint auch die katholische Kirche leer, kalt. (!?) Der Priester vollzieht da seine Handlungen ohne die Theilnahme des Volkes. Er betet in seinem Buche für sich, ebenso diejenigen, welche dem Gottesdienst beiwohnen. Man kommt und geht, wenn man mit seinen Gebeten fertig ist und diesem oder jenem Theil des Offiziums beigewohnt hat. Der ganze Verlauf der Zeremonien bleibt dem Publikum unverständlich. Der Priester betet in einer fremden Sprache, kein Hymnus, kein Aufschrei der Seele löst sich aus der Versammlung der Gläubigen los. Welch ein Unterschied gegen das, was wir bei uns finden! Wie unbeschreiblich schön ist unser Ritus, von dem jeder Russe durchdrungen ist, für den er sein Leben hingeben würde! Unsre religiösen wie unsre nationalen Gesänge entspringen wie ein freier, mächtiger Strom der Brust des Volkes. Will man diesen Sang der Volksseele studiren, so muß man wohlorganisirte Klöster oder Pfarreien, in denen sich der plein-chant in seiner Reinheit erhalten hat, aufsuchen. Da kann man sich von der vollen Schönheit, der feierlichen Poesie unsres Volksgesangs, von jenem herzstärkenden Enthusiasmus überzeugen, wie er in unserm Gottesdienst, vorab zu Ostern und Weihnachten, emporsteigt. Jedes Wort des Gesanges durchbebt die ganze Versammlung, glänzt in den Augen der Anwesenden wieder, schwebt über ihrem Haupt, ruft tausendfaches Echo in allen Winkeln der Kirche hervor! Die Gläubigen kennen von zarter Kindheit her jedes Wort dieser heiligen Gesänge, die ihnen trauten Melodien und Worte gießen sich in ihrer Seele harmonisch zusammen. So ist das Offizium für uns Russen ein Volksfest; es zittert auch, wenn wir die Kirche verlassen haben, noch in unsrer Seele nach und so leben die hohen Feste in der inneren Erregung des Volkes stets fort — ihr Sang ruft uns stets das große Poem der Vergangenheit wach, das Jeder von uns erlebt hat und in sich trägt."

„Aber was soll man von jenen in den Tiefen unsrer ungeheuren Wälder, in unsern unermeßlichen Ebenen verlorenen Kirchen sagen, wo ein rohes Volk, ohne ein Wort zu verstehen, den mechanisch repetirten Litaneien der Offizianten zuschaut?"

„Die Kirche", antwortet Hr. Pobédonostzeff darauf, „ist daran nicht schuld, so wenig wie jenes arme Volk. Die Schuld liegt wesentlich an der Trägheit und Unwissenheit des niederen Klerus, an der kirchlichen Autorität, welche der Auswahl der Kirchendiener keine größere Aufmerksamkeit schenkt; zuweilen auch an der Armuth des Volkes, das jeglicher Hülfe entbehrt. Bei all dem trägt der Russe im allgemeinen gern für die Bedürfnisse seiner Kirche, für den Schmuck des Gottesdienstes bei. Nicht aus Bigotterie und Hypokrisie; sondern weil es ihm feststeht, daß er so für das Heil der Seelen sorgt und eine Menge Sünden zudeckt. Da ist er viel freigebiger als für Institutionen, die dem Unterricht und der Wohlthätigkeit gelten. Ihm ist die Kirche etwas ganz anderes als solche Einrichtungen. Sie spricht für sich selbst. Sie ist eine lebendige Institution, sie gehört Allen. Hier allein sind Lebende und Todte glücklich, hier allein fühlen sich Alle geeint. Jung und alt findet hier seinen Frieden und seinen Trost, Vornehme und Geringe, Reiche und Arme fühlen sich hier gleich. Die Kirche ist glorreicher geschmückt als irgend ein Königsschloß — sie ist das Haus Gottes, wo Jeder, klein und groß, zu Haus ist. Jeder darf von der Kirche sagen, sie gehöre ihm, denn sie ist mit dem Rubel und den Kopeken des Volkes gebaut, sie steht auf ihm. Alle finden sich da zur Andacht gestimmt, Alle finden da jenen Trost und jene Anleitung, wie der Russe sie bedarf und liebt. So denkt jede wahrhaft russische Seele, bewußt oder unbewußt, von seiner Kirche und sie spendet ohne Zaudern reichlich für sie; steht ihr doch fest, daß sie das Ihrige hingibt für das in sich sicherste und heiligste Werk."

Wir haben diese Aeußerungen hier ausgehoben, weil sie gewissermaßen ein historisches Dokument über die Lebensfähigkeit und die Zukunft der russischen Kirche bilden. Die wenigsten unsrer Leser werden eine Ahnung davon haben, auf wie festem Grunde diese Kirche in dem Bewußtsein des Volkes steht, noch Wenigere werden das Geheimniß dieser ihrer Macht erkannt haben. Hr. Pobédonostzeff legt es uns in einer meisterhaften Schilderung dar. Das Geheimniß liegt einfach darin, daß die russische Kirche eine Volkskirche ist; daß keine künstliche Scheidewand zwischen Klerus und Gläubigen aufgerichtet wurde; daß es darum in Rußland nie eine klerikale Politik und spezifisch klerikale Interessen gab, welche sich im Gegensatz zu den Interessen und der Wohlfahrt der übrigen Gemeinde bewegten. Daß die russische Kirche über Gebühr die Erziehung und den Unterricht ihrer niederen Kleriker und Mönche vernachlässigt, kann nicht in Abrede gestellt werden; auch Hr. Pobédonostzeff leugnet es nicht. Dafür hat sie den das Herz austrocknenden Scholastizismus nicht gekannt, der in der katholischen Kirche seit Jahrhunderten darauf ausgeht, theologische Lehrmeinungen zu Dogmen zu stempeln und nach dem Vorbilde der Pharisäer die Gewichte immer schwerer zu machen, welche sie der armen Menschheit aufhängen; einen Scholastizismus, der sich übrigens ebenso schlimm in der lutherischen Kirche herausgebildet hatte, von den Tagen an, wo die Fakultäten Norddeutschlands sich alle wie unfehlbar gebärdeten bis herab zu dem Kirchenregiment der Vilmar und Genossen. Daher der große Zug von Toleranz, welcher den Russen eigen ist: die Greuel, welche ihre Regierung gegen Protestanten, Katholiken und Juden begeht, erscheinen ihnen durchaus nicht im Lichte religiöser Unduldsamkeit, sondern als Maßregeln, welche zur Erhaltung der staatlichen Einheit und zur Aufrechthaltung der Souveränität nothwendig sind.

Das Buch des Hrn. Pobédonostzeff ist sicher ein höchst merkwürdiges Amalgam von europäischer Bildung und asiatischer Barbarei; so wie es vor uns liegt, ein getreues Spiegelbild des kulturellen Zustandes, in welchem sich ohne Zweifel sehr starke und einflußreiche Schichten der russischen Gesellschaft bewegen. Es ist jedenfalls als Zeugniß und Manifestation zu beachten, vor allem heute, in einem Augenblick, wo Rußland sich mehr und mehr anschickt, in dem europäischen Konzert seine Stimme verlauten zu lassen und es seltsamerweise die Initiative zu einer Rolle übernommen hat, die man ihm im Ernste zu allerletzt zugetraut hätte. Man mag inzwischen von Rußland als Friedensengel denken, wie man will. Jedenfalls sind die Zeiten vorüber, wo die Stellung desselben zur europäischen Kultur als eine bloß negative gedacht wurde. Uns zieht hier speziell die Kirchenpolitik an; und da wird man, nach dem hier Mitgetheilten, nun nicht mehr umhin können, anzuerkennen, daß der religiöse Zustand Rußlands, die Existenz und Eigenart, die Macht und Popularität dieser im Volksbewußtsein so tief wurzelnden Kirche eine Reihe von Punkten darbietet, welche dem Kirchenpolitiker Anlaß und Gegenstand zu aufmerksamster Beobachtung und ernster Betrachtung zu bieten geeignet sind. Keine der großen Religionsgesellschaften, am allerwenigsten die katholische, sollte an diesen Erscheinungen achtlos vorübergehen. Ein vergleichendes Studium kann hier mit Leichtigkeit erkennen, wie eine Kirche es anzufangen hat, um im Bewußtsein und in der Liebe des Volkes Wurzel zu schlagen und zu bewahren und wie man es andrerseits anzufangen hat, um den Boden der Volkskirche zu verlieren und allmählich sich zu einer Genossenschaft auszuwachsen, an der nur diejenigen mehr ein Interesse haben, welche von ihr leben.

* * *

In Pobédonostzeffs Buch haben wir die Herzensergießungen eines Gewalthabers der russischen Kirche und einer der Säulen der moskowitischen Staatsordnung kennen gelernt. Hören wir zum Schluß auf eine Stimme, die aus einem ganz anderen Heerlager zu uns dringt. Aus Anlaß der Anklagen, welche Leo Tolstoi gegen die offizielle russische Kirche erhob, schrieb eine „katholische Russin", wie sie sich auf dem Titel nennt, einige Seiten nieder über den Antagonismus des lateinischen und slavischen Genius, wie er sich in den entsprechenden Kirchen offenbart.[1])

Die Verfasserin bezeugt zu Eingang ihrer Schrift die schmerzliche geistige Isolirung, in welcher sie sich im Schooße der römisch-katholischen Kirche befindet. Sie ist dieser ergeben, sie weiß sich frei von Slavophilismus, von übertriebenen Vorstellungen über die Reinheit byzantinischer Traditionen u. s. f. Aber auf der anderen Seite sträubt sie sich dagegen, ihr religiöses Empfinden „napolelanisiren" zu lassen, den Abgrund zu übersehen, welcher den Geist des Orients von dem des italienisirten Occidents trennt. Sie sieht gewisse im Abendland als untrüglich angesehene Prinzipien ohne irgend eine Einwirkung auf den Geist der Orientalen. Sie lebt der Ueberzeugung, jede Nation habe die Intuition einer gewissen religiösen Wahrheit als Erbstück empfangen, welches ihr besonderes Eigenthum ist und, in derselben Weise, von andern Völkern nicht verstanden wird. Sie wirft den Occidentalen vor, daß sie kein Verständniß für die Eigenart der slavischen Rasse haben und daher nicht imstande sind, ihrer religiösen Auffassung gerecht zu werden; wie man auch in politischer Beziehung sich ganz falschen und ungerechten Ansichten über den angeblich in Rußland herrschenden Despotismus, über das längst beseitigte System der Knute und die vorgeblichen Unschlittfresser u. s. f. hingebe. Sie will diese Vorstellungen wenigstens in Bezug auf das kirchlich-religiöse Leben auf ihr richtiges Maß zurückführen. Demgemäß erhebt sie zunächst Einspruch dagegen, daß von der russischen Kirche als einer schismatischen gesprochen werde. Als, sagt sie, die Russen durch Wladimir 862 der Kirche zugeführt und die Russen von griechischen Bischöfen getauft wurden, hatte in jenen Ländern Niemand eine Ahnung von der lateinischen Kirche und deren Ansprüchen auf einen Primat. Wie könne man von einem Schisma sprechen, wo die immense Mehrheit des Volkes nicht einmal eine Vorstellung von dem habe, wovon man durch das Schisma sich getrennt haben soll?

Die Verfasserin betont das absolute Festhalten der russischen Kirche an ihren Gebräuchen, auf der anderen Seite den Geist der Toleranz, welchem Peter der Große durch den Ukas vom 14. April 1702 Ausdruck gab und welcher jetzt noch im russischen Gesetzbuch als § 1908 seine Geltung hat. Sie meint, die harte Behandlung der Polen entspringe nicht religiöser Intoleranz, sondern lediglich politischen Motiven, wofür der beste Beweis der sei, daß von den 40 oder 50 verschiedenen in Rußland wohnenden Rassen mit ihren 20 oder 30 verschiedenen Religionen keine über Religionsbedrückung je zu klagen hatte, so wenig wie ein in Rußland lebender Franzose, Italiener oder Perser. Indem sie dann zu einer Betrachtung der russischen Kirche übergeht, findet sie, ähnlich wie Pobédonostzeff, das Charakteristische desselben in dem gänzlichen Mangel des dem Katholizismus eigenen Gegensatzes zwischen geistlich und weltlich. In Rußland, sagt sie, ist geistlich nicht identisch mit religiös, und weltlich bedeutet mit nichten, wie in Italien und Frankreich, ein unkirchliches oder gar atheistisches Prinzip. Die Religion ist keineswegs hier ausschließlich Sache des Klerus, sondern ein Patrimonium des Volks und ein konstituirendes Element des nationalen Lebens, sowohl des privaten wie des öffentlichen. Das Mönchthum bildet keine besondere Kaste, die Mönche betrachten sich vielmehr nur als Hüter der Sanktuarien. Die russische Gesellschaft ist darum nicht, wie die lateinische, in eine geistliche und weltliche geschieden. Die Ehe gilt nicht als ein Sakrament zweiter Ordnung, das im Grunde nur tolerirt wird, und der Cölibat macht nicht eine aparte, dem Himmel näher verwandte Kaste aus seinen Bekennern. Die Frömmigkeit gilt nicht als das Privileg besonderer Stände, sondern Allen schwebt als Ideal jener praktische Zug vor, welcher Zweck und Mittel in Uebereinstimmung bringt, und der Geist des russischen Volks sucht daher im Evangelium vorab das, was sich praktisch verwerthen läßt. Man wirft dem Klerus seine Unwissenheit vor. Aber man darf nicht vergessen, daß der religiöse Genius der Russen sich den spekulativen Fragen gegenüber verschließt, nicht imstande ist, die Feinheiten der Scholastik und ihre Wortklaubereien zu würdigen und sich auf die abendländischen Definitionen und Distinktionen einzulassen. Er wird der außerordentlichen Bedeutung, welche die dogmatische Seite der Religion im römischen Katholizismus gewonnen hat, immer fremd und ablehnend gegenüberstehen. Legt der Lateiner den Hauptnachdruck auf strikte Uebereinstimmung mit der ausgebildeten kirchlichen Lehre, so wird der Russe das Wesentliche stets in der Uebung der christlichen Tugenden, in der Ausbildung dessen, was gerecht, wahr und schön ist, erblicken und jede Trennung der Moral von der Religion verabscheuen. Wie tief diese Grundsätze dem russischen Gewissen eingeprägt sind, zeigt die Verfasserin an der Thatsache, daß Tolstoi's dem Evangelium gewiß häufig Gewalt anthuende, falsche, religiöse Propaganda doch niemals eine

[1]) *Letizia Alessandra Polosow.* Una Russa Cattolica. Il Dissidio fra il Genio religioso Latino e quello Slavo. Roma, Stabilimento Perino, 1895. Die Broschüre scheint nicht in den Handel gekommen zu sein.

kirchliche Zensur hervorgerufen hat, weil die Tolstoi'schen Grundlehren doch christlich sind und nicht in Abrede stellen, daß Christus Liebe, Gerechtigkeit, Verzeihung gepredigt habe. Wer Leo Tolstoi zensuriren wollte, würde weder im Klerus, noch in der öffentlichen Meinung irgendwelche Unterstützung haben. Hier sieht die Verfasserin die eigentliche Quelle des Dissidiums zwischen lateinischer und slavischer Auffassung. Letztere hält sich an die ersten sieben allgemeinen Konzilien der Christenheit, an die primitiven Traditionen des christlichen Alterthums; „niemals wird man einem Russen begreiflich machen, daß, um Gott zu erkennen, etwas anderes nöthig sei, als ein ehrliches, einfältiges Herz, eine aufrichtige Abkehr vom Bösen. Denn bevor irgendwelche Konzilien versammelt wurden, ja vor der Entstehung der apostolischen Schriften, war die Kirche da als wahre Kirche, wenn sie sich auch darauf beschränkte, den Vater im Himmel anzubeten, Christus als den Erlöser zu verehren und den Beistand des hl. Geistes anzurufen."

Die Verfasserin findet einen weiteren Unterschied zwischen lateinischer und russischer Religiosität in dem Bewußtsein der Demuth, welches den Russen abhält, feindliche Einfälle in das Gebiet eines fremden Gewissens zu unternehmen. Es fehlt ganz der Geist des Proselytismus und der Verfolgung, ja man erblickt in der Verschiedenheit des Glaubens eine Gelegenheit zur Ausübung der christlichen Nächstenliebe. Die russischen Priester fühlen sich als Brüder der Armen und Niedrigen, sie führen ihre Herde mit großer Milde, wohl wissend, daß kein Russe sich das Recht nehmen läßt, nachdem er das Chrisma empfangen, direkt unter dem Einfluß des hl. Geistes zu stehen. Dem Russen ist auch Christus vor allem gegenwärtig nicht als Theologe oder Priester, sondern als Freund des Volks. Vergäßen die Priester diese Dinge, das Volk würde sie sehr rasch daran erinnern und ihnen ins Gedächtniß rufen, daß nicht bloß die Apostel, sondern auch die Propheten nicht dem Priesterstand, sondern der Masse des Volks entnommen waren. Kurz, meint die Verfasserin, der Unterschied ist der, daß in der lateinischen Welt die Religion die Mönchskulle angezogen hat, während sie in der slavischen noch in Rentierhäuten dahergeht. Jedenfalls, fügt sie hinzu, irren sich die Aerzte vollkommen, welche Rußland glauben kuriren zu sollen, indem sie ihm den lateinischen Maulkorb und ein römisch modellirtes Kirchenregiment zum Geschenk machen.

Unsre „Russa Cattolica" ist lebhaft durchdrungen von der Heilbarkeit der Völker in Christus und der großen sozialen Mission des Christenthums. Alle, meint sie, arbeiten in Rußland an dieser Restauration des gemeinen Wesens in und durch Christus, und die angeborene Anspruchslosigkeit und Demuth des Russen kommt ihm dabei unendlich zu statten. Der Russe fühlt sich bei diesem hohen Geschäft als Mitarbeiter der göttlichen Erbarmung, es entwickelt sich bei ihm leicht das Gefühl der gesellschaftlichen Solidarität und er nimmt nicht an, daß das Individuum sein eigenes Heil wirken könne, falls es sein Schicksal von demjenigen der Gesellschaft trennen und das diese heimsuchende Gift nicht bekämpfen wolle. Daher auch das Gefühl der Gemeinsamkeit, man kann sagen, jenes Familiengefühl, welches alle Völker des byzantinisch-russischen Bekenntnisses miteinander verbindet. Während die Einheit der römisch-katholischen Kirche die Völker Westeuropa's nie gehindert hat, sich gegenseitig zu bekriegen, ist kein Beispiel eines wirklichen Konflikts zwischen Russen, Griechen, Serben, Bulgaren, Montenegrinern anzuführen — den Krieg Alexanders von Battenberg gegen Serbien abgerechnet, der jenem schließlich doch auch die Weiterführung der Regierung unmöglich gemacht hat. Ein Krieg zwischen diesen im Glauben geeinten Nationalitäten erschiene denselben wie ein Sakrileg. So ist der Christus der Slaven nicht bloß der Erlöser des Einzelnen, sondern in Wirklichkeit das Haupt aller sichtbaren Welt, im Schoß der Menschheit eingeboren, um sie nach allen Richtungen zu führen und zu beherrschen. Der Gedanke der Verfasserin begegnet sich hier mit einem Ausspruch des Erzbischofs Ireland, welchen sie anführt: „Wir empfangen schließlich in der Firmung das hl. Chrisma doch nicht bloß dazu, um unsre Kirchenstühle zu bezahlen und uns über die vergangenen Dinge zu zanken." Auch die Gegenwart ist das Werk Gottes, und der Erlöser ist wirklich nicht bloß gekommen, um die Menschen des ancien régime selig zu machen.

Wer die Dinge so ansieht, muß selbstverständlich das Verhältniß zwischen Staat und Kirche in einem ganz anderen Licht schauen, als es die abendländische Beleuchtung mit sich bringt. Der Russe kennt keine zwei sich gegenüberstehenden Autoritäten, und die russische Kirche weiß nichts von einem ihr feindlichen, sie bedrohenden Staatswesen. In Wirklichkeit, hätte die Verfasserin hinzusetzen können, vermochte die Vorstellung von dem Staat als einem geborenen Gegner der Kirche auch im Abendland erst aufzukommen, seit die Kirche einen Staat im Staat zu bilden anfing und in ihrer mittelalterlichen Ausbildung die Idee des Staats völlig verschlang. Unsre Verfasserin erhebt dann weiter Einsprache gegen die Ansicht, als ob der Zar eigentlich Haupt und Gebieter der russischen Kirche sei. Er vertritt das Laienelement in der Kirche, er sichert deren Frieden und Ruhe, aber er vermag, wie das Beispiel Nikolaus I. betreffs des Fastenreglements beweist, gar nichts gegen die Traditionen, gegen die Liturgie, gegen das Dogma der Kirche.

Wir haben diese Ausführungen dargelegt, wie oben diejenigen Pobédonostzeffs; nicht als ob sie uns allweg richtig erschienen — die „katholische Russin" sieht gewiß ebenso wie der Oberprocureur des hl. Synod die Dinge durch eine äußerst stark russisch gefärbte Brille an —, sondern weil sie charakteristisch sind und jedenfalls ein Bild der religiösen Zustände des nordischen Reichs liefern, wie es sich die meisten Leute bei uns im Occident, namentlich in kirchlichen Kreisen, entfernt nicht träumen lassen. Niemand wird die hohe Entwicklung des abendländischen Geisteslebens mitsammt seiner begrifflichen Ausgestaltung des christlichen Lehrbegriffs zurückschrauben wollen auf den Zustand des einfachen, intuitiven Glaubens, wie sich ihn die dem Naturzustand näherstehenden und zur tieferen, spekulativen Verarbeitung des Dogmas wahrscheinlich nie berufenen, weil nicht tauglichen slavischen und mongolischen Bevölkerungen des Ostens bewahrt haben. Andrerseits kann und muß es dem Kirchenpolitiker zu denken geben, wenn er sieht, daß die Stärke des russischen Religionswesens genau auf derselben Seite liegt, wo, wie sich immer mehr herausstellt, die Schwäche der unter sich hadernden westeuropäischen Systeme zu suchen ist.

SPECTATOR.

Mittheilungen und Nachrichten.

gm. Bei Hoepli, Mailand, ist ein interessantes und reich mit Illustrationen ausgestattetes Büchlein über die Karthause von Pavia in französischer Sprache erschienen. Es kann zum intelligenten Führer für Alle werden, die das Juwel der Baukunst in der oberitalischen Ebene besuchen wollen. Ein Ausflug von Mailand dahin ist ebenso leicht ausführbar wie lohnend, zumal wenn man durch eine Lektüre wie die hier vorliegende für das Verständniß der Kunstschätze, sowie der Baugeschichte, vorbereitet ist. Verfasser des Buches ist der gelehrte Italiener Luca Beltrami. Er hat aus den Rechnungen und Verträgen, welche die Archive bewahren, eine eingehende Geschichte des Baues dargestellt, die sich durch nahezu sechs Jahrhunderte erstreckt. — In der Blüthezeit der Gothik wurde der Bau der Kirche begonnen, als die besten „der freien Maurer" am Mailänder Dom thätig waren.

Digitized by Google

Der deutsche Baumeister der Kathedrale, Heinrich v. Gmund, findet sich auch unter den ersten, die Galeazzo Visconti zu dem von seiner Gattin gelobten nach dem ihm gegründeten Bau vor den Mauern Pavia's berief. — An die Gothik der Architektur schloß bald die sich ganz ein Jahrhundert nach der Grundsteinlegung herrschend gewordene Renaissance ihre reiche Ornamentik an, demächtigte sich bald auch wichtiger Bautheile, wie der Façade des Thurmes und der Kreuzgänge oder Chiostri, denen sie bald den überreichen Charakter der Hochrenaissance aufdrückte. — Sehr lehrreich ist es durch Schilderung der unzähligen Kunstwerke der Karthause, den liebenswürdigen Maler Fossano, Bergognone genannt, näher kennen zu lernen, ihn, dem seine innigen, von frommer Melancholie durchwehten Bilder den Ruhm des lombardischen Fra Angelico verdienten. Gleichzeitig mit Bergognone arbeiteten die Bildhauer Solari; sie bildeten eine wahre Familie, die sich gegenseitig halfen, anregten und bei der fortgesetzten Beschäftigung im gleichen Sinne Fertigkeit wie Talent entwickelten. — In die stille Karthause drang allmählich doch das Getümmel der Welt und ihrer Kriege. Die Schlacht von Pavia, bei der Franz I. gefangen wurde, spielte sich in der Nähe der Karthause ab. Der König Frankreichs betrat eine der dem Gebet und der Kunst geweihten Zellen als Gefangener. Das Büchlein weiß auch über diese Vorgänge zu berichten. Es führt uns über das endliche Absterben der Kunstthätigkeit hinaus bis zur Zeit, wo auch das stille Leben der Mönche uns den für sie gebauten Einsiedeleien wich, die jetzt verödet stehen. Seine Schilderungen beleben sie für das Auge des Geistes und erhöhen das Interesse für die unvergleichliche Fülle von Kunstwerken, welche das Heiligthum der Certosa von Pavia bildeten und das nun vereinsamte Grab des Stifters J. Galeazzo Visconti umgeben.

* Ueber den weiteren Verlauf der deutschen Tiefseeexpedition, die in diesen Tagen in Hamburg wieder eintreffen wird, sind von dem Leiter, Prof. Chun, Mittheilungen eingegangen, die im „Reichs-Anz." veröffentlicht werden. Sie umfassen die Arbeiten der Expedition in der Zeit vom 22. Januar bis 12. März d. J. und die Fahrt der „Valdivia" von Padang (Sumatra) bis zu den Nitobooren und von da über Ceylon und die Chagos-Inseln nach den Seychellen. Auf dieser Fahrt wurden die bisher noch ganz unbekannten Wärmeverhältnisse der tieferen Schichten des Ozeans untersucht, wobei ganz merkwürdige, sich scharf, fast sprunghaft von einander absetzende Verschiedenheiten der Temperaturen festgestellt wurden. Sehr ergiebig war auf diesem Theile der Fahrt wegen der erstaunlichen Ueppigkeit, die in der Entwicklung pflanzlichen und thierischen Lebens von der Oberfläche bis auf den Meeresboden in dem befahrenen Becken herrscht, die Ausbeute für die Botaniker und Zoologen. „Die niederen pflanzlichen Organismen," sagt Chun, „wie Diatomeen und Oscillarien, verfärben oft große Strecken des Oberflächenwassers und wuchern so reichlich, daß unsre Netze bisweilen von einem dicken Brei derselben erfüllt waren. Da die abgestorbenen Reste dieser unter der Einwirkung des Sonnenlichts an der Oberfläche produzirten organischen Substanz massenhaft in die Tiefe sinken, so tritt sowohl die flottirende pelagische, wie namentlich auch die auf dem Grund angesiedelte Tiefenfauna in einer geradezu erstaunlichen Ueppigkeit auf. Während der Fahrt der „Valdivia" haben wir nirgends — auch nicht im antarktischen Gebiet — ähnlich ergebnißreiche Dredschzüge ausgeführt, wie an der Westküste von Sumatra. Prächtige neue Formen von Fischen, Mollusken (unter diesen ein tadellos erhaltenes Exemplar des nur von wenigen Expeditionen erbeuteten Tintenfisches Spirula), Crustaceen und Glasschwämmen füllten die Netze, und der Reichthum an Tiefseeorganismen war bei einzelnen Fängen ein so großer, daß wir ihn nur schwer zu bewältigen vermochten." Besondere Aufmerksamkeit wurde auf die Reliefverhältnisse des Tiefseegrundes in der Umgebung der Korallenriffe gewendet. Sehr ergebnißreich gestalteten sich auf diesem Wege die Fänge mit den großen Vertikalnetzen aus Seidengaze, die in wechselnde Tiefen — meist zwischen 2000 und 3000 m — herabgelassen wurden. Sie lieferten eine Fülle Kleinster, aber auch gar manche durch ihren eigenartigen Bau fesselnde große Organismen. Wiederum waren es die schwarzen, mit Leuchtorganen ausgestatteten Tiefseefische, die in verschiedenen neuen Typen besonders Interesse erregten. Der Bau ihrer bisweilen teleskopartig umgeformten und weit vorgeschobenen oder gelegentlich auf langen Stielen befestigten Augen gestattet sie zu höchst bizarren Formen. Ein ähnliches, bisher unbekannt gebliebenes Konstruktionsprinzip der Augen, das im wesentlichen wieder auf einer teleskopartigen Umformung derselben beruht, vermachten Chun und seine Mitarbeiter bei verschiedenen pelagischen Tintenfischen (Cephalopoden) nachzuweisen, die gleichfalls in manchen eigenartigen neuen Formen erbeutet wurden. Ungemein reich ist der Zuwachs an Kenntnissen von Mollusken, Crustaceen, Würmern, Seewalzen (Pelagothuria), Medusen, Schwimmpolypen und Urthieren, den die ausgiebige Verwendung der Vertikalnetze brachte. Gerade in dieser Hinsicht hat die Expedition einen Vorsprung vor den früheren Tiefsee-Expeditionen gewonnen. Von besonderem Interesse sind die Untersuchungen mit den Schließnetzen, die in der Form von Stufenfängen unternommen wurden, um über die vertikale Verbreitung des organischen Lebens in der Tiefsee und über die untere Grenze pflanzlichen Lebens im freien Ozean Aufschluß zu gewinnen. Es erwies sich als zweckmäßig, an derselben Stelle eine größere Zahl von Stufenfängen zu veranstalten. In Bezug auf die Menge an lebendiger organischer Substanz lassen sich die Wasserschichten in drei Etagen gliedern. Die oberste Etage reicht bis zu 80 m hinab und ist dadurch charakterisirt, daß in ihr die niederen pflanzlichen Organismen unter dem Einflusse des Sonnenlichts üppig gedeihen und durch Assimilation ihren Leib aufbauen. Die zweite Etage reicht von 80 m bis zu etwa 350 m. Sie ist dadurch charakterisirt, daß in ihr nur wenig pflanzliche Organismen ihre Existenzbedingungen finden. Unterhalb 350 m bis zum Grund vermögen keine pflanzlichen Organismen zu existiren; sie zeigen stets deutliche Spuren des Zerfalls, der sich zunächst in einer abnormen Anhäufung von Chromatophoren und Stärkekörnern kundgibt. Da indessen die pflanzlichen Reste mit mehr oder minder zersetztem Inhalt massenhaft niedersinken, so erklärt es sich, daß in diesen dunklen Regionen noch eine reiche Lebewelt thierischer Organismen auftritt, von denen kleine Crustaceen (Copepoden, Ostrakoden) und Radiolarien (Challengeridea) lebend bis in die größten untersuchten Tiefen von 5000 m nachgewiesen wurden. Auf Praslin (Seychellen) erhielt die deutsche Expedition alle in botanischer Hinsicht interessanten Theile der Lodoicea Seychellarum, der berühmtesten aller Palmen. Die zoologischen Sammlungen wurden auf den Seychellen durch mehrere seltene Vogelarten, die nur auf einzelnen Seychellen-Inseln vorkommen, bereichert. Von ganz besonderem Werthe sind vier große lebende Exemplare der nur noch auf Aldabra vorkommenden Elefanten-Schildkröten. Unter ihnen befindet sich ein mehr als hundertjähriges Exemplar von monströsen Dimensionen.

-r. Das Graf Zeppelin'sche Luftschiff. Das bei der Domäne Manzell in der Nähe von Friedrichshafen am Bodensee in einem großen schwimmenden Schuppen seiner Vollendung entgegengehende Graf Zeppelin'sche Luftschiff, das seine Leistungsfähigkeit voraussichtlich schon im Monat Juni erproben soll, ist Gegenstand allgemeinen Interesses nicht allein für die Umgegend, sondern auch zahlreicher Besucher des Bodensees. Soweit Verlautbarungen über dessen Konstruktion in die Oeffentlichkeit dringen, besteht es aus mehreren selbständigen, eng miteinander verbundenen Ballonkörpern, deren Zwischenräume zur Vermeidung von Reibungsflächen für den Luftwiderstand mit Stoff umkleidet sind. Es gewinnt dadurch den Anschein eines sehr langen, an den beiden Enden abgerundeten Ballons. Im vordersten Ballonkörper befinden sich mehrere Motoren zur Bewegung von je zwei Luftschrauben. Zugleich ist an der Spitze des vorderen Körpers oben und unten eine Seitensteuervorrichtung angebracht. Die übrigen Ballonkörper enthalten in einer Reihe von Kammern, aus welchen je nach Bedürfniß die erforderliche Menge Gas ausgelassen werden kann, die nöthige Gasfüllung, welche im allgemeinen den Auftrieb des Luftschiffes und das Tragen desselben zu besorgen hat, während Motoren und Seitensteuervorrichtungen der Vorwärtsbewegung und Lenkbarkeit dienen. Unter der ganzen Länge des Ballons befindet sich eine Lauf-

brücke, von welcher aus man mittelst Strickleitern zu jedem Theile des Ballons gelangen kann. Unter der Laufbrücke ist eine entsprechende Anzahl von Gondeln oder Körben vertheilt, welche die Bemannung und Fahrgäste, Betriebsmaterial und Wasser als Ballast aufnehmen. Letzteres wird zugleich unter Verwendung von Pumpen und eines diesem Zwecke dienenden Rohrleitungssystems zur Gewichtsausgleichung zwischen den einzelnen Theilen des Fahrzeuges benutzt. Zur Hervorrufung einer wagrechten oder geneigten Lage des gesammten Fahrzeuges dienen Laufgewichte, welche an Flaschenzügen hängen und außerdem mit zwei an den Enden des Fahrzeuges angebrachten Drahtseilen befestigt sind. Bei Verschiebungen des Laufgewichts auf dem unter dem Fahrzeuge befindlichen Träger winden diese Drahtseile sich leidthätig von Schnecken ab, bezw. auf dieselben auf, so daß hiedurch stets eine gleichmäßige Spannung der Drahtseile gewährleistet ist. Berufene Kreise sehen der Probefahrt mit dem Zeppelin'schen Luftschiffe in vollem Vertrauen entgegen. Nichtsdestoweniger darf man sich über die Schwierigkeiten der Fahrt und insbesondere des Manöverirens mit einem solchen Kalaß nicht täuschen, denn es fehlt bis jetzt an allen einschlägigen Erfahrungen, da selbst ein Modell kein genügendes Bild der in dieser Beziehung auftretenden Schwierigkeiten geben kann, da ja letztere mit den Dimensionen wachsen. Gerade in dieser Beziehung ist es daher zu begrüßen, daß die Probefohrt mit dem in seinen wirklichen Ausmaßen erbauten Luftschiff ausgeführt wird, sollte sie auch zur Erkenntniß führen, daß es mit der Erfindung eines lenkbaren Luftschiffes allein noch nicht gethan ist, sondern daß seine volle und sichere Verwerthung auch noch eines voraussichtlich nicht einfachen und leichten Studiums über die verlässige Führung desselben bedarf.

W. **Baden-Baden,** 30. April. Die diesjährige Versammlung der süddeutschen Neurologen und Irrenärzte findet am 3. und 4. Juni dahier statt. Es kammt wieder eine Reihe interessanter fachwissenschoftlicher Abhandlungen zum Vortrage.

* **Straßburg,** 30. April. Die Sammlungen für das Goethe-Denkmal haben nun fast 72,000 M. ergeben; in den letzten Tagen ist eine Spende des Königs von Würtemberg und der Ertrag einer Sammlung zu Mühlhausen i. E. dazu gekammen. In Straßburg selbst werden verschiedene Veranstaltungen zugunsten des Denkmals vorbereitet: am 6. Mai eine Festvorstellung des „Tasso" mit einem Prolog des elsässischen Dichters Christian Schmitt; vom 11.—25. Mai eine Ausstellung in der Universitäts- und Landesbibliothek, wozu mehrere bereits vorhandene Entwürfe für das Denkmal des jungen Goethe geschickt worden sind, die aber insbesondere Handschriften und Bilder aus Goethe's Jugend, alte und illustrirte Ausgaben und ähnliches vorführen soll. Etwa am 8. Juni soll eine Aufführung der „Fischerin" in der Orangerie stattfinden. So ist vielleicht zu hoffen, daß bis zum 28. August die gewünschten 100,000 M. zusammen sind. Freundliche Beiträge werden an die Bank-Kommandite Kaufmann, Engelhorn u. Co. erbeten.

* **Berlin.** An der Technischen Hochschule zu Charlottenburg ist die durch den neuen Staatshaushaltsetat für 1899 bewilligte Dozentenstelle für den Unterricht im Englischen dem Oberlehrer Prof. Dr. Tanger übertragen worden.

* **Brünn.** Der Oberingenieur der Aussig-Teplitzer Bahn, August Steinmaier, wurde zum ordentlichen Professor an der hiesigen Technischen Hochschule ernannt.

* **Brüssel,** 28. April. Bei der hiesigen Geographischen Gesellschaft ist der erste Bericht des Führers der belgischen Südpol-Expedition, Schiffsleutnants de Gerlache, eingegangen. Danach verließ die Expedition an Bord der „Belgica" am 14. Januar 1898 die St. John-Bucht auf der Stateninsel (östlich von Feuerland). Am 21. Januar wurden die Südshetlandinseln gesichtet, unterwegs am 15. Januar eine Meerestiefe von 4040 Meter unter 55 Gr. 5 Min. südl. Br. und 65 Gr. 19 Min. westl. L. gelothet. Am 23. Januar ging die „Belgica" nach dem Hughes-Golf (Palmer-Land) weiter; dabei wurde eine Meerenge entdeckt, die eine unbekannte Inselgruppe von dem östlich gelegenen Land trennt. Dieses Land wurde Donks-Land genannt. Magnetische, botanische und geologische Untersuchungen wurden vorgenommen und durch photographische Aufnahmen ergänzt. Am 13. Februar steuerte die „Belgica" in der Richtung auf Alexander I.-Land zu, den Saum des Packeises noch Westen erkundend. Am 10. März war das Schiff unter 71 Gr. 34 Min. südl. Br. und 89 Gr. 10 Min. westl. L. im Eis eingeschlossen. Vom 15. Mai bis 21. Juli war die Sonne unterm Horizont. Der Theilnehmer an der Expedition, Danco, starb am 5. Juni; er wurde in einem Eisgrab bestattet. Seine Ueberwinterungsstelle verließ das Schiff am 14. Februar 1899, wurde indessen unter 103 Gr. westl. L. abermals vom Eis eingeschlossen und konnte erst am 14. März die offene See gewinnen. Die Expedition machte gute magnetische und meteorologische Beobachtungen und brachte Sammlungen der Meeres- und Meeresgrundfauna zustande; auch wurden Proben der Grundablagerungen gewonnen. Am 26. März wurde die Noir-Insel gesichtet, am 27. lief die „Belgica" in den Cockburnkanal (Feuerland) ein und kam am 28. März in Punta-Arenas an der Magelhaensstraße an.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Sitzungsberichte der kgl. preußischen Akademie der Wissenschoften zu Berlin. XIV. XV. Berlin, in Kommission: Georg Reimer 1899. — Handbuch des deutschen Radfahrer-Bundes 1899. Berlin, Rauck'sche Buchdruckerei. — Prof. Dr. S. Jodasfohn: Zur Einführung in J. S. Bachs Matthäus-Passion. Berlin, Harmonie-Verlogsgesellschaft. — A. L. Kiellond: Jakob. Roman. Aus dem Norwegischen übersetzt von Dr. L. Bloch. Ebd. — Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Hggb. von Dr. J. Conrad. III. Folge. 17. Band. Jena, Gust. Fischer 1899. — Melde-Pflichten mit besonderer Berücksichtigung Münchens und Uebersicht über die Geschäftsgegenstände-Vertheilung. 2 Aufl. 1899. München, Max Sedlmayr, Arcisstraße 37. — Al. Lugowoi: In der Werkstätte des Lebens. Roman. Aus dem Russischen von H. Johannson. Berlin, Vita Deutsches Verlagshaus. — A. Schönbach: IV. Studien zur Erzählungsliteratur d. Mittelalters. (2. Theil: Die Vorauer. Novelle.) Sitzungsber. d. Akademie d. Wissensch. zu Wien. Wien, in Kommission: Karl Geralds Sohn 1899. — H. Claffen: Gutachten über die drohende Verunreinigung des Rheinstroms. Leipzig, F Leineweber 1899. — Mathematische und naturwissenschaftliche Berichte aus Ungarn. Hggb. von der ungarischen Akademie der Wissenschaften. XV. Band. 1897. Berlin, R. Friedländer u. Sohn 1899. — Jahrbuch des Historischen Vereins Dillingen. XI. Jahrgang. 1898. Dillingen a. D., J. Keller. — S. Fischer: Der Verkäufer. Praktisches Handbuch. Berlin, S. A. Fischer 1899. — Dr. Al. Körner: Grundriß des österreichischen Staatsschuldenwesens. Wien, Manz'sche k. k. Hofbuchhdlg. 1899. — Heer und Flotte. Hggb. von Reg. A. Wyon. 1. Jahrg. 1. Heft. Berlin, Selbstverlag. — Die Baukunst. Hggb. von Borrmann-Graul. 12. Heft. Berlin, Stuttgart, W. Spemann. — Dr. M. Frhr. v. Oppenheim: Vom Mittelmeer zum Persischen Golf. I. Band. Berlin, Dietr. Reimer 1899. Dr. Er. Fiade: Die Heilung Trunksüchtiger und ihre Versorgung nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch. Dresden, O. V. Böhmert 1899. — Dr. H. Hoppe: Die Thalsachen über den Alkohol. Ebd. 1899. — Rod. Haoß: Im Zeichen Bismarcks. Zeitgedichte und politische Stimmungsbilder. Karlsruhe, Wilh. Jahraus 1899. — Siegfried Rod. Nagel: Drollige Geschichten. Dresden, E. Pierson 1899.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1899. 123. Band. Neuntes Heft.

Inhalt: Gedanken eines in Norddeutschland ansässigen Schwaben. IV. — Die neueren Forschungen über die pseudocyprianischen Schriften. — Ein Wegweiser durch Bismarcks Gedanken und Erinnerungen. — Zur neueren Literatur über Buddha. — Der Klerus und die Alkoholfrage. — Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. — Aus Franz Reinhards Nachlaß. (7778)

Jahrgang 1899. München, Dienstag, 2. Mai. Nummer 100.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die lydischen Königsgaben in Delphi. I. Von Carl Niebuhr. — Ameisen-Psychologie. Von Privatdozent Dr. K. Escherich. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die lydischen Königsgaben in Delphi.

Von Curt Niebuhr.

I.

Herodots Mittheilungen aus der Geschichte von Lydien, welche die Hälfte seines ersten Buches füllen, erweisen sich schon dadurch als einer stark getrübten und dann auf legendarischem Wege scheinbar wiederhergestellten Tradition entstammend, daß bei ihnen so gut wie keins der Geschehnisse mehr eine natürliche Ursache behalten hat. Träume oder ungerufen hereinplatzende weise Männer, vor allem aber Orakelsprüche werden mausgesetzt in Thätigkeit gehalten, um diese „lydische Geschichte“ weiter zu schieben. Die entscheidende Stimme in allen lydischen Angelegenheiten führt der delphische Apollo. Er spricht sich für Gyges aus, als die Lyder ihre bisherige Herrscherfamilie mit den Waffen gegen diesen vertheidigen wollen, schweigt dann allerdings längere Zeit, wird aber durch Alyattes von neuem beschickt und leitet endlich zu Krösus' Zeiten in Wahrheit die Schicksale des Königreichs. Eine solche Mühewaltung ist der delphischen Priesterschaft sehr reich gelohnt worden. Mit einer oft im kritischen Gewande auftretenden Genauigkeit merkt Herodot an, was Gyges nach Delphi stiftete und wo die Objekte stehen; die Gaben des Krösus schildert er noch minutiöser (I, 50 f.), und zwar nach eigener, von priesterlichen Autoritäten an Ort und Stelle dirigirter Anschauung. Den delphischen Führern Herodots zufolge ist aber nicht Gyges der erste „Barbarenkönig“ gewesen, der seine Reichthümer nach Phokis ablud, sondern Midas, des Gordios Sohn, der Phrygien vor Zeiten beherrschte und dessen goldener Thronsessel als Sehenswürdigkeit des Schatzhauses am Parnaß galt.

Gesetzt, diese letztere Behauptung bei Herodot sei richtig, so entsteht ein sachliches Bedenken. Wie konnte ein nichtgriechischer König seinen Stuhl einem Gotte übersenden, der jenseit des Meeres, im fernen Auslande wirkte? Solche Handlungsweise schlägt jeder Gepflogenheit ins Gesicht; sie war auch undenkbar, wenn etwa Phrygien zu Midas' Zeiten die Oberherrschaft über Hellas besaß. Aber Herodot gibt uns selbst den Schlüssel zur Lösung. Unter den 14 Völkern, die nach I, 28 f. den lydischen Memnaden gehorchten, stehen die Phryger gleich an der zweiten Stelle. H. Winckler hat kürzlich (Altorientalische Forschungen, Reihe II, Heft 3, S. 136 passim) nachgewiesen, daß der berühmte Midas — für andere Phrygerkönige des gleichen Namens fehlt es an jedem Hinweis — dem von Sargon zwischen 717 und 707 bekämpften Könige Mita von Musku laut assyrischen Annalen gleichzusetzen ist. Damit wird aber auch die Ueberlieferung indirekt gestützt, nach welcher Midas' Reich den Kimmeriern erlag, denn die chronologische Möglichkeit ist jetzt vorhanden. Betrachten wir ferner, was Herodot I, 13 erzählt, so ergibt sich daraus, daß Gyges sein neues Lyderreich gewaltsam errichten mußte. Auf Assurbanapals Inschriften (vgl. Keilinschriftl. Bibliothek II, 173—177) wird fortdauernder Kämpfe zwischen Gyges und den Kimmeriern gedacht, wobei die Bemerkung fällt, daß man in Assyrien bis dahin nichts von einem Lande Lydien vernommen hatte, während das vorherige Phrygerreich des Midas, von dem seit Beginn des Kimmeriersturmes auch bei den Assyrern nicht mehr die Rede ist, recht gut bekannt gewesen war. Gyges selbst erlebte das Ende des langen Befreiungskampfes, welcher ja große Pausen gehabt haben wird, nicht mehr, sondern ist, nach Assurbanapals Mittheilung gegen die alten Widersacher kämpfend, gefallen: „Vor den Feind ward sein Leichnam geworfen, und man schleppte seine Gebeine von dannen.“ Es mag zutreffen, daß sich neben Lydien auch Phrygien gegen die Kimmerier erhob und Versuche machte, sich die alte Selbständigkeit neben dem Reiche des Gyges zu bewahren. Winckler (a. a. O. 141 f.) findet in der Nennung von Lydiern, Phrygern und Joniern in Aeschylos' Persae 756, 57 (als von Kyros unterworfen) einen Beweis, daß solche Versuche der Phryger schon früh Erfolg gehabt hatten, und der Forscher nimmt daher an, daß die mythische Episode Herod. I, 34 ff., wo Adrastos, Enkel des Midas, „ein Phryger aus königlichem Geschlecht“ zu Krösus' Zeit auftritt, einen der Wirklichkeit entsprechenden Zug darbiete. Aber der Ruhm des phrygischen Stammes in der hellenischen Tradition ähnelt dem des Kreterreiches unter König Minos; es ist wahrscheinlich, daß die Memnaden einfach sich als Nachfolger des Midas gerirten[1]), nachdem sie den etwaigen Widerstand in Phrygien gebrochen hatten. Es ist zu bedenken, daß die Ausdehnung des Lyderreiches bis zum Halys keinen besseren staatsrechtlichen Vorwand nach assyrischem Muster nehmen konnte, als die frühere Herrschaft der Phryger in diesen Strichen. Die Voraussetzung, daß kein rivalisirendes Phrygerreich nebenher bestand, von dessen Existenz wir in der That auch nichts reales hören, ist hiezu ganz unerläßlich und auch sonst geboten.

Durch die Klarstellung dieses Sachverhalts verlöre sogleich die Stiftung von Midas' Königsstuhl nach Delphi einen Theil ihrer Ungeheuerlichkeit. Gyges könnte dieses Stück mit seinen übrigen Weihgeschenken dorthin gesandt haben. Indessen bleibt die Hauptfrage nach wie vor offen: wie durfte der Lyderkönig einem fremden Gotte so viele und kostbare Zuwendungen machen? Fehlte es in Kleinasien an Landesgöttern? Assurbanapal z. B. ist trotz seiner Ruhmredigkeit nicht in der Lage, von der geringsten Gabe des frommen Gyges an Assur und Ištar zu berichten, obwohl dieser doch die Hülfe Assyriens anrief. Bei den

[1]) Dahin weist die wunderliche Sage Herod. II, 2, wonach Psammetich durch ein Experiment findet, daß die Phryger das älteste Volk seien. Gyges und Psammetich waren Verbündete, und Letzterer verdankte lydischer Hülfe den Thron.

Digitized by Google

europäischen Griechen waren aber erst recht keine politischen Vortheile für Lydien zu holen, also konnten ihre Götter auch nichts bedeuten — ganz abgesehen von der Begriffsverwirrung, welche der Erzählung Herodots zugrunde liegt. Irgend eine Ahnung, daß die Schwäche der Mermnaden für Delphi doch eigentlich mit dem asiatischen Götterwesen kollidire, muß dem Vater der Geschichte zuletzt bei Krösus gekommen sein. Und als das Resultat dieses heilsamen Zweifels ist der geniale Ausweg (I, 46 f.) zu betrachten, wonach Krösus einen „Match" aller Orakel „in Hellas und Lybien" veranstaltete. Da werden am gleichen Tage die Götter zu Delphi, Abä, Dodona, Oropus, Lebadeia, im Branchidentempel und im Oasenheiligthum des Amon befragt, und zwar um einer Albernheit willen, die Lucian später nach Würden verspottet hat. Natürlich besteht nur Delphi die Probe — schade, daß Gyges' bewährte Erfahrungen mit dem pythischen Apoll dem braven Herodot schon rein entfallen waren, als er dies niederschrieb.

Merkwürdigerweise vergißt Krösus wiederum bei dem Schlangen-Vorzeichen, das die Belagerung von Sardes durch die Perser anzeigte, die Pythia gänzlich und schickt nach Termessos um Rath; ebenso waren die termessischen Priester gefragt worden, als Sardes vor Zeiten befestigt ward (I, 84). Es scheint also, daß das natürliche Recht der kleinasiatischen, unter lydischer Hoheit stehenden Tempel nicht so sehr vernachlässigt wurde, wie unser Gewährsmann meinte. Im zweiten Buche Herodots (159) kommt ein neues Moment hinzu. Hier wird Necho's Feldzug in Syrien kurz erzählt, mit dem Bemerken, der Pharao habe seinen Panzer nach den ersten Siegen an das Branchiden-Heiligthum bei Milet gesandt. Der Vorfall bereitet den modernen Darstellern der Geschichte Aegyptens unverkennbare Schwierigkeiten. A. Wiedemann in seiner „Aegyptischen Geschichte" (625 f.) spricht geradezu von dem mächtigen Einfluß Griechenlands, der schon damals den Pharao gezwungen habe, sich in dieser Weise den Göttern der Fremden zu beugen. Wohl ist richtig, daß allein auf den jonischen und karischen Lanzknechten die Schlagfertigkeit des ägyptischen Heeres beruhte und daß Necho's Weihgabe keinen anderen Zweck haben konnte, als die Anerkennung dieses Verhältnisses. Aber wenn man Herodot auch darin Glauben schenken wollte, daß die Jonier Kleinasiens bis auf Krösus „freie Männer" gewesen seien, so waren die Karer doch zweifellos lydische Unterthanen. Und, um kurz zu sein, die Jonier in Wirklichkeit nicht minder.[1]) Es fragt sich nur, in welchem Verhältniß diese Reistänzer zu den Mermnaden während der Dienstzeit in Aegypten standen. Daß die Erlaubniß ägyptischer Werbungen auf lydischem Boden stets unter der Voraussetzung eines Bündnisses zwischen Mermnaden und Saiten stattfanden, ist belegt; andernfalls war es den Herrschern zu Sardes ein leichtes, den Rekrutenhandel nach Aegypten zu hindern. Die europäischen Griechen konnten damals allem Anschein nach noch keinen hinreichenden Ersatz in solchem Falle bieten; finden wir doch selbst die griechischen Handelsfaktoreien des Delta bis nach Xerxes' Zeit fast ausschließlich im Betrieb kleinasiatischer Hellenen. Man sieht hienach ein, daß von Seiten des lydischen Reiches bei jenem Bündniß auf keine Gegenleistung gerechnet werden konnte, die eine kriegerische Verwendung des nationalägyptischen Heeres auf lydischem Boden ins Auge faßte, denn diese Truppe reichte nicht einmal zum Schutze ihres eigenen Landes hin. Trotzdem finden wir bei Herodot (I, 77) die Meldung, daß Krösus vor dem Entscheidungskampf gegen Kyros auch den Pharao Amasis um das bundesmäßige Kontingent anging. Folglich dürften die Bedingungen, unter welchen dem Staate Aegypten lydische Werbungen gestattet waren, zunächst in einem Jahrespauschale an den Schatz zu Sardes[1]) und Handelsvortheilen für Lyder in Aegypten, ferner aber in der Verpflichtung bestanden haben, bei etwaiger Bedrohung Lydiens einen Theil dieser Söldner nach Kleinasien zu senden, wahrscheinlich gegen entsprechende Erstattung. In Krösus' Falle, dem einzigen, in welchem diese Klausel angezogen erscheint, hat sie auch ihre prekäre Natur durch Versagen erwiesen. Xenophon freilich, dessen Kriegsknechts-Phantasie groß ist, weiß ein Breites von der „Tapferkeit der Aegypter in Krösus' Heer" zu erzählen.

Nunmehr ist aber Necho's Weihgeschenk an den didymäischen Apollo bei Milet nicht anders zu erklären, als im Sinne eines Aktes der Courtoisie gegen das verbündete Lydien. Die Karer und Jonier so zu ehren, konnte kein vernünftiger Grund vorliegen: diese Leute wurden für ihren Dienst besoldet, und ihre Götter gingen Necho absolut nichts an. Lydien aber war der eigentliche Geber; mit Regimentern, deren Errichtung ein Bündnißvertrag erst gestattet hatte, sind Magdolos und Kadytis gewonnen worden — eine Aehnlichkeit mit den Leihverträgen zwischen England und gewissen deutschen Fürsten im 18. Jahrhundert ist vorhanden — und für diese Erfolge war Necho den lydischen Reichsgöttern mindestens einen formalen Dankbeweis schuldig. Das gleiche Verfahren beobachtete nachher Amasis den Rhodiern und Samiern gegenüber (Herod. III, 47), seitdem Lydien aus der Staatenwelt verschwunden war. Vielleicht erfolgte sogar die Lösung des Bündnisses mit Polykrates auf das Verlangen des Samiers hin, daß Amasis ihm die Söldner zuhilfe schicken sollte, also auf Grund derselben Schwierigkeit, welche uns schon bei Krösus begegnete. Unsre Schlußfolgerung lautet nach alledem, daß Branchidä zur Mermnadenzeit als ein lydisches Reichsheiligthum gegolten haben muß, und daß ferner die Rolle Delphi's bei den „Barbaren" durch Herodot, gerade um dieser Stichprobe willen, nicht richtig dargestellt sein kann. Wenn das phokische Orakel wirklich schon so große Sensation im Ausland machte und die Könige des Orients sich wirklich bei der Vertheilung ihrer Weihgaben von dieser Sensation in erster Linie bestimmen ließen, dann hat Necho diesmal entschieden nicht im herodotischen Sinne gehandelt.

Ein zweites Mal war Herodot eingenickt, als er (I, 92) bei einer Nachlese der lydischen Weihgeschenke an hellenische Tempel schrieb, die Gaben des Krösus an den Apollo zu Branchidä seien „von gleichem Gewicht und fast ebenso wie die nach Delphi gestifteten" gewesen. Wie verhängnißvoll diese Notiz für die lydischen Beziehungen Delphi's werden muß, scheint man sich bis jetzt noch nirgends klar gemacht zu haben. Zunächst wird die Qualität von Branchidä als lydisches Reichsheiligthum dadurch vortrefflich gefestigt. Beschenkte Krösus Delphi über alle Maßen als die einzig untrügliche Wahrsagestelle, darf er aber Branchidä daneben, obgleich man dort laut Her. I, 48 nicht errathen hat, was der König in Sardes kochte, in keiner Weise zurücksetzen, so beruht dieser Vorzug zweifellos auf innerpolitischen Ursachen. Wir wollen hier noch ein- für allemal bemerken, daß von Seiten der modernen Geschichtsforscher, welche das klassische Alterthum behandeln, nicht

[1]) Das Musenwerk muß schon einen Zug des Gyges gegen Milet, Smyrna und Kolophon zugeben, König Ardys nimmt Priene und bekämpft Milet, dem Herodot nagern etwas geschehen läßt. Der weitere Krieg des Sadyattes wird von Alyattes in einer Weise fortgesetzt, als handle es sich um Niederwerfung eines Aufstandes der Küstenstädte. Bei dem sonst so gütigen Krösus ließ sich (I, 26) die Thatsache der lydischen Herrschaft über alle Westküstenstriche nicht mehr verhehlen. Aus I, 141 ergibt sich dann, wie fest dieses Band längst geworden war.

[1]) Der Reichthum des Mermnadenhauses, schwerlich bloße Fabel, deutet auf klage Finanzpolitik hin. Der Begriff des „Bündnisses" schließt aus, daß Lydien, nach späterem Muster, nur Werbelizenzen an Condottieri verkauft hätte.

genug auf die Strenge der orientalischen Anschauung in kultischen Dingen gepocht wird.

Zum guten Glück ist Herodot, wie schon erwähnt, über die Stiftungen des Krösus nach Delphi sehr redselig. Sich mit einer Betrachtung aller Einzelheiten aufzuhalten ist hier nicht der Ort, dagegen wird als Facit unanfechtbar sein, daß kein einziger Gegenstand, groß oder klein, im geringsten seine Herkunft aus des Krösus Schatz darthun ließ. Und doch weiß man jetzt, welches Gewicht allezeit, und mit Recht, auf die Weihinschrift gelegt worden ist. Was muß nun Herodot erzählen? Die meisten Geschenke haben gar keinen Vermerk, ein Theil liegt im Schatz der Korinther, ein anderer in dem der Klazomenier, auf einem goldenen Gefäß aber stand etwas zu lesen — nämlich, daß die Spartaner es gestiftet hätten. Und der „Vater der Geschichte" ist keck genug, einen Delphier deßhalb der Fälschung zu bezichtigen. „Ich weiß auch seinen Namen, will ihn jedoch verschweigen." Dieser noch heute sogenannte Takt hat natürlich verhindert, daß Herodots faule Pfade in jenem einfach genug liegenden Falle aufgedeckt wurden. Immerhin können wir uns leicht überführen, daß es weder mit den Weihgaben des Krösus noch mit denen des Gyges — ebenfalls im korinthischen Schatz — seine volle Richtigkeit gehabt haben kann; und der Stuhl des Midas geräth durch solche unangenehme Präjudizien vollends in die Reihe der verdächtigen Reliquien. Hier war also irgend ein ominöser Zwischenfall passirt, denn ein Tempelschatz, dem ganze Gemeinwesen sowohl als auch einzelne vermögende Leute werthvolle Prachtstücke zu weihen pflegten, war doch moralisch verpflichtet, die Inschriften der Spender zu schützen. Sonst war der Zweck der Weihungen verfehlt.

Indessen winkt vielleicht in Bronchidä drüben Aufklärung, ob die so genau spezialisirten Gegenstände zu Delphi von Krösus stammten oder nicht.

Ameisen-Psychalagie.

Von Privatdozent Dr. K. Escherich (Karlsruhe).

Wundersame Geschichten werden oft erzählt von den Ameisen. Muth, Uneigennützigkeit, Fleiß, Liebe und Zärtlichkeit für Verwandte, kameradschaftlicher Sinn, selbstlose Aufopferung für das Wohl der Kolonie und andere Tugenden sind in diesen kleinen Thieren in seltener Harmonie vereinigt. So liest man wenigstens in vielen populären Schriften, vor allem bei L. Büchner und C. Marchall. Eine Menge von Beispielen und mitunter auch rührende Episoden aus dem Ameisenleben werden berichtet und scheinen unwiderleglich für die obigen Eigenschaften und für einen hohen Grad von menschenähnlicher, individueller Intelligenz zu sprechen. Kann es da wundernehmen, daß in dem „Staat", der von solch trefflichen, jeden Egoismus baren Bürgern zusammengesetzt wird, ein beneidenswerther, idealer Zustand herrscht, ein Kommunismus, wie ihn die sozialdemokratische Theorie nicht vollkommener zu konstruiren vermag? Jedes Individuum geht ja in dem Gemeinwohl auf, es lebt und arbeitet nur für dieses. Büchner findet daher auch die Ameisenstaaten vollkommener als die sozialen Republiken der Menschen; und ein moderner Sozialpolitiker sucht seine Reform der menschlichen Gesellschaftsordnung auf die Einrichtungen in dem Ameisenstaat zu basiren.[1]) Wie bei den Menschenstaaten, so sind auch bei den verschiedenen Ameisen Unterschiede in Bezug auf die Kultur vorhanden; die einen stehen höher, die anderen tiefer. Manche haben es schon so weit gebracht, daß sie selbst gar nicht mehr arbeiten; sie rauben sich einfach Sklaven und lassen sich von diesen bedienen; andere halten sich Hausthiere, die sie mit süßen Leckerbissen versorgen; ja man liest sogar von lebender Artillerie, die sich gewisse Ameisenarten halten zur Vertheidigung ihrer Burg gegen heranrückende feindliche Heere. Es sind dies ziemlich große Käfer, die in Ameisennestern leben und die die Fähigkeit haben, auf Berührung aus den beiden Seiten des Hinterleibs eine ätzende Flüssigkeit unter Gasentwicklung auszuspritzen („zu bombardiren"); naht nun einem solchen Nest der Feind, so werden die Geschütze aufgefahren, die Ameisen berühren mit den Fühlern die Käfer und das Bombardement wird eröffnet. Solche und ähnliche Berichte haben natürlich das Ansehen der Ameisen immer mehr und mehr im Volk gehoben, und man konnte nicht genug staunen über die Intelligenz dieser kleinen Geschöpfe.

Aber nicht allzu lange sollte ihnen dieser Ruf bleiben. Mit unerbittlicher Strenge geht seit einiger Zeit die exakte, kritische, vergleichende Psychologie vor, die vielen Angaben auf ihre Richtigkeit zu prüfen, und wie zu erwarten war, stellten sich die meisten als starke Uebertreibungen, falsche Beobachtungen und Phantasien sentimentaler Anthropamorphisten heraus.

Die moderne Ameisenpsychologie wird gegenwärtig hauptsächlich von fünf Forschern vertreten, die ziemlich verschiedenen Berufsorten angehören, nämlich einem Psychiater, einem Physiologen, einem Zoologen, einem englischen Naturforscher größten Stils und einem Theologen, Angehörigen des Jesuitenordens. Ist es schon höchst unwahrscheinlich, daß fünf Forscher desselben Berufs, die ein Thema behandeln, in ihren Anschauungen übereinstimmen, so gilt dies noch in viel höherem Grad in unserm Fall, wo das Kollegium die bunteste Zusammensetzung zeigt. Mögen sich diese Gelehrten auch noch so bemühen, möglichst vorurtheilsfrei an das Problem heranzutreten, so werden sie es doch von vornherein schon mit etwas verschiedenen Augen sehen. Eine absolute Objektivität wird in solchen Fällen wohl nie zu erreichen sein, da das Milieu, in dem man aufgewachsen ist und in dem man lange Zeit gelebt hat, nicht ohne Einfluß auf die Auffassungsweise, auf das geistige Auge bleibt. Und so ist es nicht zu verwundern, daß unsre Ameisen-Psychologen zu recht verschiedenen Resultaten gelangt sind. Diese stehen so sehr im Einklang mit der mehr oder weniger infolge ihres Berufs herausgebildeten Lebensanschauung der verschiedenen Vertreter, daß man daraus, respektive aus den Schlußfolgerungen, schon einigermaßen den betreffenden Forscher errathen kann. Da haben wir zuerst den Physiologen A. Bethe, der den Ameisen jede Psyche abspricht, alle ihre Handlungen nur auf physiologische Reflexe zurückführt, kurz, nur „Reflexautomaten" vor sich zu haben glaubt. Auf der anderen Seite stehen der Zoologe, Psychiater und englische Naturforscher, Forel, Emery und Lubbock, die den Ameisen nicht nur einfache psychische Qualitäten, sondern auch wirkliche Intelligenz zuschreiben; zwischen diesen beiden Polen steht der Theologe E. Wasmann, der den Ameisen, wie überhaupt allen Thieren, jede Intelligenz abspricht, der aber auch gegen die Degradirung der Ameisen zu „Reflexautomaten" energisch Protest erhebt. Nach ihm besitzen die Ameisen sehr wohl psychische Fähigkeiten, nämlich ein sinnliches Wahrnehmungs-, Strebe- und Mittheilungsvermögen; sie können sinnliche Erfahrungen machen und nach diesen ihre Handlungen modifiziren, also „lernen". Mehr behaupten übrigens Forel und die Anderen auch nicht; nur nennen sie eben das Intellegenz, was Wasmann als „Instinkt im weiteren Sinn" bezeichnet. Die Differenzen beruhen also lediglich auf einer verschiedenen Definition von Instinkt und Intelligenz. Wir können daher da, wo es sich um die Frage nach den Fähigkeiten, nach dem

[1]) *Cognetto de Martiis:* Le forme primitive nella evoluzione economica. Torino 1881.

Digitized by Google

Können der Ameisen handelt, Wasmann, Forel, Emery, Lubbock als eine Partei betrachten gegenüber dem Physiologen Bethe. Die Ersteren schreiben den Ameisen psychische Qualitäten zu, Letzterer leuguet sie absolut.

Bethe trat mit seiner Reflextheorie erst vor einem Jahr hervor in einer Schrift,[1]) die weit über die Fachkreise hinaus größtes Aufsehen erregte. In geradezu genialer Weise hat es Bethe verstanden, mit einigen wenigen Strichen ein Bild zu entwerfen, das, von der Ferne betrachtet, Jeden, Laien wie Fachmann, im höchsten Grad fesselte und bestach. Die Fülle, die Originalität, die Einfachheit seiner Versuche wirken so verblüffend, daß man anfänglich von seiner Theorie vollkommen eingenommen ist. Einige der wichtigsten Punkte der Bethe'schen Abhandlung seien hier erwähnt.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Ameisen die Angehörigen einer fremden Kolonie oder anderen Art für gewöhnlich nicht in ihrem Nest dulden, sondern dieselben sofort überfallen und in Stücke zerreißen. Bethe präparirte nun einzelne Ameisen so, daß sie, in das Versuchsnest gesetzt, trotzdem sie Fremdlinge waren, nicht mehr angegriffen, sondern wie Freunde aufgenommen wurden; und zwar gelang ihm dies dadurch, daß er zuerst die betreffende Ameise mit Alkohol reinigte und sie dann in der Brühe einiger zerquetschten Thiere aus dem Versuchsnest badete. Umgekehrt wurden die Angehörigen der Versuchskolonie, nachdem sie in der Brühe fremder Ameisen gebadet waren, von den eigenen Genossen nicht mehr erkannt, sondern wie Fremdlinge und Feinde behandelt. Daraus geht hervor, daß es ein flüchtiger Stoff, ein Geruchstoff ist, welcher den Unterschied für die Ameisen zwischen Angehörigen der eigenen und einer fremden Kolonie bedingt, was übrigens bereits Forel und Wasmann als sicher angenommen hatten. Dieser Geruchstoff wird von jedem Einzelthier selbst produzirt, was auch durch einen Versuch bewiesen wird, und ist für alle Individuen, welche aus einem Stock hervorgegangen sind, gleich oder nahezu gleich. Daher dulden sich die Ameisen eines Staats, daran „erkennen" sie sich. Da nun ganz junge Ameisen genau so reagiren sollen auf Nestgenossen und Fremdlinge wie die alten, so ist die verschiedene Reaktion auf gleichen und ungleichen Geruchstoff etwas angeborenes, etwas nicht Erlerntes. Für Bethe sind nun alle Handlungen, die nicht erlernt sind, als reflektorisch aufzufassen: infolgedessen beruht die „Erkennung" von Freund und Feind bei Ameisen lediglich auf Reflex. Wenn also eine Ameise einen Feind angreift, so beruht dies nach Bethe nicht darauf, daß die Ameise den feindlichen Geruch wahrnimmt und dadurch zum Angriff veranlaßt wird, sondern lediglich auf einem „Chemoreflex", ohne irgendwelche sinnliche Empfindung und Wahrnehmung. „Liebe und Haß, Neigung und Zuneigung, Eigenschaften, die von den Anthropomorphisten ohne weiteres den Ameisen zugeschrieben werden, existiren bei diesen Thieren nicht."

Eine zweite, sehr auffallende Erscheinung des Ameisenlebens ist die Fähigkeit der Orientirung im Raume. Die Ameisen kommen, selbst wenn sie ausgedehnte Exkursionen unternommen haben, stets wieder zu ihrem Nest zurück; wurde dabei draußen irgendwelche Beute entdeckt, so dauert es nicht lange, daß eine große Anzahl Ameisen denselben Weg wandern, bis die Beute aufgearbeitet ist. Wie finden nun die Ameisen den Weg zur Beute hin und den Heimweg zurück zu ihrem Nest? Haben sie einen solch wohlausgeprägten Ortssinn, der sie fast niemals irren läßt? Bethe verneint dies und sieht auch hier nur „Reflexe". Folgende Versuche führten ihn zu dieser Ansicht: Er legte auf eine viel begangene Ameisenstraße einen schmalen Streifen Papier, so daß er dem Wege dicht auflag und sah nun, daß dies für die Thiere ein großes Hinderniß ist. In dem Moment, wo die Ameisen an das Papier kommen, halten sie an, keine wagt hinüberzugehen, auf beiden Seiten stauen sie sich in Menge, einige kehren wieder um und es tritt eine große Konfusion und Rathlosigkeit ein; dabei bemühen sich viele, unter dem Papier durchzukommen. Daraus, besonders aus dem letzteren Moment, scheint hervorzugehen, daß dem Boden etwas anhaftet, das den Ameisen als Wegweiser dient. Dieselbe Erscheinung wie mit dem Papierstreifen erreicht man noch viel einfacher dadurch, daß man mit dem Finger einen schmalen Streifen Erde aus der Ameisenstraße entfernt; auch hier stauen sich auf beiden Seiten die Thiere und können nicht weiter. Es wurde eben mit der Erde der leitende Geruchsstoff entfernt, und mit der „Orientirung" der Ameisen hat es sofort ein Ende. Hätten sie reinen Ortssinn, so dürften sie sich durch solch kleine Veränderungen des Weges nicht beirren lassen in der Richtung. Noch ein anderes Experiment wird gegen die Annahme eines Ortssinnes aufgeführt: Bethe ließ Ameisen vom Nest zu einem Stück Zucker über bewußtes Papier laufen, so daß die Spuren sichtbar wurden; da stellte sich heraus, daß die Thiere denselben Weg zur Rückkehr benutzten, den sie zum Zucker hingingen, wenn er auch die größten Kurven und Zickzack-Linien beschrieb. Ihre eigene hinterlassene Spur dient also den Ameisen als sicherer Wegweiser zum Nest, gleichwie Theseus durch den Ariadnefaden auf demselben Weg, den er gekommen, aus dem Labyrinth geleitet wurde. Bethe sieht nach diesen Versuchen das Wegfinden der Ameisen lediglich als die Reaktion auf den von den hinterlassenen Spuren ausgehenden Reiz an. Es wird des weiteren nachgewiesen, daß es ein flüchtiger chemischer Stoff ist, der den Spuren anhaftet und den Reiz ausübt. Da nun ganz junge, aus dem Stock entfernte und bis zur Erhärtung isolirt gehaltene Thiere bereits vollkommen richtig auf diesen Reiz reagiren, so muß letzterer von Geburt an adäquat sein, und das scheinbar hohe psychische Qualitäten voraussetzende Phänomen des „Wegfindens" dürfte daher weiter nichts sein als ein Chemoreflex, genau wie oben das Erkennen von Freund und Feind als ein einfacher physiologischer Vorgang dargestellt wurde.

Das Problem der Orientirung ist damit jedoch noch keineswegs erschöpft; es begreift noch einige höchst auffällige Erscheinungen in sich, die einer besonderen Erklärung bedürfen. Bethe hat nämlich gelegentlich des letztgenannten Versuchs mit dem bewußten Papier gesehen, daß, wenn ein Thier auf einer Exkursion nichts gefunden hat, niemals andere Thiere diesen Weg begangen haben, während im anderen Fall, wenn eine Ameise zum Zucker, Honig oder Fleisch gelangt ist, stets andere Thiere diesem Erfolg versprechenden Weg gefolgt sind. Eine Mittheilung von Seiten der ersten Ameise an die Nestgenossen hat in diesem Fall mit Bestimmtheit nicht stattgefunden. Daraus wird gefolgert, daß jede Ameise nicht nur eine Spur hinterläßt, welche anderen und ihr selber als Wegweiser dient, sondern daß dieser Spur auch etwas anhaftet, was dem nachfolgenden Individuum einen „Fingerzeig" gibt, ob auf diesem Weg etwas zu finden ist oder nicht. Der „Fortlaufreflex" wird also nicht von jeder Spur ausgelöst, sondern nur von solchen, die von glücklichen Findern von Beute zurückgelassen werden.

Noch schwieriger gestaltet sich die Erklärung einer anderen Erscheinung bezüglich der Orientirung. Wenn man nämlich eine Ameise vom Wege aufhebt und sie wieder auf die Ameisenstraße setzt, so geht sie fast mit absoluter Sicherheit immer nach derselben Richtung, in der sie vorher

---

1) Dürfen wir den Ameisen und Bienen psychische Qualitäten zuschreiben? Bonn 1898.

ging, gleichgültig, in welcher Richtung man den Körper beim Niedersetzen orientirt hat. Der Reflextheoretiker, der das „Wegfinden" lediglich als Chemoreflex ansieht, muß daraus nothwendigerweise schließen, daß die „Hinspuren" einen anderen Reiz ausüben als die „Herspuren"; denn sonst könnte ja auch die Reaktion nicht verschieden ausfallen. Zwei verschiedene chemische Stoffe (einen Hin- und Herspur-Stoff) anzunehmen, bringt uns nicht weiter; denn dadurch würde ja einer Ameise, die man mitten auf die Ameisenstraße setzt, nicht angegeben werden, nach welcher Richtung sie sich zu wenden habe, da auf demselben Weg beide Stoffe nebeneinander vorkommen müßten. „Es muß also noch etwas hinzukommen, das angibt: in dieser Richtung geht's zum Nest, in jener geht's vom Nest fort." Diese schwierige Frage glaubt Bethe dadurch gelöst zu haben, daß er eine Polarisation der hinterlassenen Spur annimmt. Er stützt diese Annahme durch einige höchst geistvolle Versuche. Drücken wir die Polarisation, wie allgemein üblich, mit + — aus, so ergibt eine Ameisenspur vom Nest zur Beute hin lauter + — (+ — + —) + —. Bethe legte nun eine Ameisenstraße so an, daß ein Theil davon über eine drehbare Scheibe führte. Drehte man nun diese um 180°, so stoßen an beiden Enden der Scheibe zwei gleiche Zeichen zusammen und es ergibt sich folgende Spur: + — (— + — +) + —. Es muß jetzt an dem Punkte, an dem die zwei gleichen Zeichen zusammenstoßen, wo also die umgekehrt polarisirte Spur beginnt, bei den darüberlaufenden Ameisen eine Reaktion erfolgen. Und eine solche trat auch thatsächlich ein; die Ameisen blieben an dem kritischen Punkt stehen und stauten sich und keine konnte darüber gehen; sowie aber die Scheibe wieder in die ursprüngliche Lage zurückgedreht wurde, stürzten sie darüber hinweg. Aus diesen und anderen Experimenten wird gefolgert, daß zwei verschieden polarisirte chemische Spuren hinterlassen werden, eine (+ — + — + —), welche zum Nest hin, und eine (— + — + — +), welche vom Nest fortführt. Nothwendigerweise wird dadurch Bethe zu dem Satz gedrängt: „Die zum Nest hinführende Spur kann den vom Nest kommenden Thieren nicht als Wegweiser dienen und die vom Nest fortführende Spur ist nicht imstande, Ameisen zum Nest hinzuleiten."

Auch das Moment, das die Ameisen überhaupt veranlaßt, einer der Spuren zu folgen, sucht Bethe im Sinne seiner Reflextheorie zu erklären, indem er Belastung und Mangel an Belastung als adäquaten Reiz ansieht. „Belastung löst reflektorisch Gang zum Nest hin, Mangel an Belastung Gang vom Nest fort aus."

Und so glaubt Bethe bewiesen zu haben, daß alle die vielen unter die Rubrik „räumliche Orientirung" fallenden Handlungen der Ameisen auf einem komplizirten, aber analysirbaren Reflexmechanismus beruhen.

Dem ist aber keineswegs so! Bethe hat mit seiner Arbeit die Ameisenbiologie entschieden sehr gefördert; er hat durch seine genialen Experimente eine Menge neuer Eigenschaften der Ameisen herausgefunden und hat ganz neue Wege zur Erforschung der Ameisenpsychologie gezeigt. Aber von einer einigermaßen befriedigenden Erklärung der bisher beobachteten Thatsachen ist Bethe noch sehr weit entfernt. Abgesehen davon, daß eine Menge sehr auffallender Lebenserscheinungen der Ameisen, wie die Kriegszüge, die Spiele, das Verhältniß zu den „Ameisengästen" u. s. w. überhaupt nicht in das Bereich der Studie gezogen ist, so müssen auch die Versuche, die wenigen, relativ einfachen Erscheinungen, wie die Erkennung von Freund und Feind und das Finden des Weges, als einfache physiologische Vorgänge ohne jede psychische Mitwirkung, als Reflexe hinzustellen, als gänzlich verfehlt bezeichnet werden.

Ich werde kaum fehlgehen, wenn ich annehme, daß den verehrten Lesern während der Lektüre schon eine Anzahl direkt sich widersprechender Behauptungen aufgefallen ist; geht man den Ausführungen noch etwas mehr auf den Grund, so wird man bald einsehen, daß Bethe sich total verfahren hat und in ein unentwirrbares Geflecht von falschen Schlüssen gerathen ist. Die Hauptschuld daran trägt der Umstand, daß der Begriff „Reflex" nicht scharf genug präzisirt wird, indem auch alle Instinkthandlungen als reflektorische aufgefaßt werden. Ferner identifizirt Bethe den Begriff „psychische Qualitäten" mit Intelligenz. Beides ist unrichtig: man kann einem Thier recht wohl psychische Qualitäten, (z. B. Lust und Unlustgefühl, Schmerz-, Hunger- und Durstgefühl) zuschreiben, ohne deßhalb auch Intelligenz voraussetzen zu müssen; und die Handlungen, die solchen Empfindungen und Gefühlen entspringen, brauchen weder in intelligenter Absicht ausgeführt zu werden, noch sind sie andrerseits rein reflektorisch; zwischen beiden liegt das reiche Feld der Instinkte. — Das Kriterium des „Reflexes" liegt nicht einfach in „Nicht-erlernt", sondern in der absoluten Nothwendigkeit, in der maschinenähnlichen Sicherheit, mit der auf einen bestimmten Reiz stets eine bestimmte Reaktion erfolgen muß. Wie der Chemiker bei seinen Experimenten mit Bestimmtheit den Erfolg voraussagen kann, so kann es auch der Physiologe da, wo es sich um reine Reflexe handelt. Wo dies nicht mehr gelingt, da liegt, wenn anders nicht eine krankhafte Störung den nervösen Reflexmechanismus betroffen hat, kein Reflex mehr vor. Es ist eben dann zwischen dem reizaufnehmenden und dem auf Reize reagirenden nervösen Element nicht nur ein einfaches Zwischenstück (Ganglion), das den Reiz umwandelt in Impuls für die Reaktion, gelegen, sondern auch noch psychische Elemente, die die Reaktion hindern oder modifiziren können. — Sind also die Ameisen Reflexautomaten, so müssen sie auf einen bestimmten Reiz stets (respektive bis zur Ermüdung) mit absoluter Nothwendigkeit reagiren, wie die blecherne Ente auf den Magneten. Wenn z. B. eine unbelastete Ameise an eine Spur, die vom Nest fortführt kommt, so muß sie unbedingt derselben folgen; nun kommen doch in einem vollreichen Nest ununterbrochen Individuen an solchen „Fortspuren" vorbei, also müssen auch fortwährend Ameisen diesen Weg hinauslaufen und zwar solange, bis nicht irgendwie durch gewaltsame äußere Eingriffe diese unglückselige Spur vernichtet worden ist. Die Flüchtigkeit des chemischen Leitstoffes wird dadurch aufgehoben, daß stets wieder frische Spuren von den folgenden Ameisen dem Boden aufgedrückt werden. — Nach Bethe sollen ja allerdings die Spuren außer der Wegrichtung zugleich auch noch angeben, ob auf diesem Weg noch etwas zu finden ist oder nicht. Nur dann, wenn etwas zu holen ist, folgen andere nach. Wie können aber die „Fortspuren" der ersten Ameise, die doch noch gar nicht weiß, ob sie auf diesem Weg etwas findet, schon das Zukünftige, das noch gar nicht Gefundene anzeigen? Das ist doch ein Unding! Und die „Zurückspuren", die das allerdings könnten, üben ja auf die forttaufende Ameise keinen Reiz aus, wie die Polarisationstheorie besagt. Letztere läßt es überhaupt als unmöglich erscheinen, daß eine Ameise denselben Weg, den sie gekommen, wieder zurückfindet; sie hebt also den einige Seiten vorher ausgesprochenen Satz, daß die eigenen Spuren die Wegweiser für den Rückweg zum Nest sind, vollkommen auf. — Belastung und Nichtbelastung sollen die Veranlassung (?) zum Betreten der einen oder anderen Spur sein (siehe oben). Wie könnte dann eine Ameise, die nichts gefunden hat, überhaupt wieder zum Nest zurückkehren?

In Anbetracht des genialen, frischen Zuges, der durch die Arbeit Bethe's geht, der vielen geistreichen Versuche und originellen Ideen, ist es aufrichtig zu bedauern, daß

die große und intensive geistige Arbeit dazu verwendet worden ist, eine absolut haltlose Theorie zu stützen.

Bethe hat in seiner Theorie allerwärts offenkundige und dankbare Angriffspunkte in Menge dargeboten, so daß ein einigermaßen gewachsener Gegner leichtes Spiel haben mußte mit der Bekämpfung. — Der Gegner Wasmann ist aber Bethe nicht nur gewachsen, sondern ihm in vielen Punkten weit überlegen. Jener verfügt über ein ungeheures Beobachtungsmaterial, das er im Laufe von mehr als zehn Jahren in rastloser, äußerst gewissenhafter Arbeit zusammengetragen hat, während Bethe vielleicht erst, als er das Thema in Angriff nahm, anfing, sich mit Ameisenbiologie näher zu befassen. Zu diesem einen nicht zu unterschätzenden Vortheil kommt noch die bekannte scharfe logische Analyse, mit der Wasmann alles zerkleinert und zerlegt bis in die Elemente, die aber allerdings auch hier und da nicht ganz frei ist von Sophismus. Jedenfalls ist er auch in diesem zweiten Punkt Bethe weit über. Und so kann es nicht wundernehmen, daß den „Reflexautomaten" Bethe's nur ein kurzes Leben beschieden war und daß sie jetzt für immer begraben sein werden. — Wasmanns Ausführungen werden wohl, soweit sie sich auf die Zurückweisung von Bethe's Theorie und den Nachweis psychischer Qualitäten bei Ameisen bezieht, die meisten modernen Naturforscher beistimmen; anders steht es freilich mit seiner Unterscheidung von Instinkt und Intelligenz.

Wasmanns ziemlich umfangreiches Werk[1]) stellt in erster Linie eine Polemik gegen Bethe dar, es bringt aber außerdem eine Fülle von ganz neuen Beobachtungen, die besonders geeignet sind, einen Einblick in das Geistesleben der kleinen Thiere zu bekommen. Wir müssen daher genannte Abhandlung als äußerst werthvollen Beitrag zur Ameisenpsychologie aufs freudigste begrüßen. Eins ist vielleicht daran auszusetzen: die Beweisführung ist in vielen Punkten zu breit angelegt; z. B. hätte in dem Kapitel „Können die Ameisen sehen?" ein kurzer Hinweis auf die Färbungsanpassung vieler Ameisengäste hinreichend genügt. Man vermißt bei Wasmann die Einfachheit, die Kürze, die Frische, der Bethe den momentanen Erfolg verdankte. Beide stehen in dieser Beziehung einander gegenüber, etwa wie der spanische Miniatur- und Spitzenmaler und der moderne Sezessionist. — Der Erstere hat alles bis ins kleinste richtig und exakt gemalt, es ist ihm keine Unrichtigkeit nachzuweisen; der Letztere versteht durch einige große Striche, durch einen bestechenden leuchtenden Farbenton über manche Schwierigkeiten und Mängel hinwegzukommen oder wenigstens das Publikum zu gewinnen.

Die Grundidee, die Wasmann in seiner Arbeit verfolgt und die immer wieder zum Vorschein kommt, ist die, daß die Ameisen nicht maschinen- oder „schablonenmäßig" ihre Handlungen ausführen, sondern daß sie imstande sind, dieselben abzuändern, zu modifizieren, mit anderen Worten: zu lernen. Wenn z. B. eine in einem Glas befindliche Ameise auf den außerhalb des Glases hingehaltenen Finger anfänglich feindlich reagirt, die Kiefer öffnet oder sich zum Stechen rüstet, mit der Zeit aber, nachdem dasselbe Experiment des öftern wiederholt, ruhiger wird und bald gar nicht mehr reagirt —, so hat die Ameise „gelernt". Das ist zweifellos! Sie hat die Erfahrung gemacht, daß das Fingermanöver für sie absolut harmlos ist und ist gleichgültig gegen dasselbe geworden. — Wäre die feindliche Reaktion rein reflektorisch, so müßte die Ameise auf die Wiederholung jenes Versuches stets in genau derselben Weise antworten bis zur physiologischen Ermüdung des nervösen Reflexmechanismus.

Oder wenn die Angehörigen einer Kolonie einen ihnen bisher unbekannten Ameisengast zuerst feindlich oder wenigstens unfreundlich behandeln, ihr Benehmen aber bald ändern und den Gast als Freund aufnehmen, so haben diese Ameisen ebenfalls „gelernt". Sie haben bald eine sinnlich angenehme Wahrnehmung an dem Fremdling gemacht, nämlich die, daß er einen sehr wohlschmeckenden Saft darbietet, und sind dadurch zu einer Modifikation ihres anfänglichen Verhaltens getrieben worden. — An solchen Beispielen leidet die Wasmann'sche Abhandlung nicht Mangel; es würden vielleicht auch weniger genügt haben, den überzeugenden Beweis zu liefern, daß die Ameisen auf einen bestimmten Reiz nicht stets eine bestimmte Reaktion zeigen, sondern daß letztere recht verschieden ausfallen kann, daß die Ameisen also Modifikations- resp. Lernvermögen besitzen. — Damit ist das Vorhandensein psychischer Fähigkeiten bei Ameisen zur unwiderleglichen feststehenden Thatsache geworden. Denn die Modifikation einer nervösen Reaktion ist — gleichbleibende Reize und gleichbleibender Zustand der Nervenbahnen vorausgesetzt — nur durch das Dazwischentreten psychischer Elemente zwischen die Reize aufnehmenden und die auf Reize reagirenden Nervenbahnen zu erklären. Das Erkennen von Freund und Feind ist ebensowenig auf chemo-reflektorische Vorgänge zurückzuführen wie das Finden des Weges. Hier wie dort kommen wir ohne Annahme psychischer Qualitäten, wie Empfindung und sinnliches Gedächtniß, unmöglich aus. Wenn nämlich der verschiedene Geruchsstoff der verschiedenen Ameisen wirklich der adäquate Reiz für feindliche Reaktion ist (Erkennen des Feindes), so wäre es unmöglich, daß man verschiedene Ameisenarten so zusammengewöhnen kann, daß sie ruhig und freundschaftlich nebeneinander und miteinander leben können. Und beides ist doch durch mehr als eine Beobachtung festgestellt. Erst kürzlich berichtet Forel einen interessanten Fall aus dem columbischen Urwald, wo er in einem alten verlassenen Termitenbau zwei verschiedene Ameisenkolonien bei offener Thür friedlich nebeneinander wohnen sah (Parabiose). Daß verschiedene Ameisenarten in einer Kolonie miteinander leben und zusammenarbeiten, ist schon lange allgemein bekannt („gemischte Kolonien"). Forel gelang es sogar, solche „gemischte Kolonien", bestehend aus fünf verschiedenen Arten, künstlich herzustellen, indem er ganz frische, eben aus der Puppe ausgeschlüpfte Exemplare der betreffenden Arten, bevor sie ganz erhärtet waren, zusammenbrachte: daraus geht doch sicher hervor, daß die Reaktion auf die verschiedenen Geruchsstoffe nicht angeboren ist, sondern daß die Erkennung von Freund und Feind auf der sinnlichen Wahrnehmung jener Geruchseindrücke beruht, welche die Ameisen während der ersten Tagen ihres Lebens empfangen. — Die Bethe'schen Versuche, durch Baden in Ameisenbrühe Freund in Feind zu verwandeln und umgekehrt, konnte Wasmann nur theilweise bestätigen. Stets gelang es den Ameisen sehr bald, die mit fremdem Geruch maskirten Freunde und die mit eigenem Geruch maskirten Feinde zu entlarven. Von einer absoluten reflektorischen Nöthigung, den ersteren feindlich und den letzteren freundlich gegenüberzutreten, zeugen deßhalb die Bethe'schen Experimente keineswegs.

Ebenso ist es mit dem Finden des Weges! Viele Ameisen halten sich ja bei ihren Exkursionen gar nicht an eine bestimmte Straße, sondern jedes Individuum macht einen anderen Weg zur Beute und einen anderen zum Nest zurück. Und wie kommt es, daß eine Kolonie von Raubameisen auf den verschiedenen Expeditionen, die sie gegen ein und dasselbe Sklavennest unternimmt, stets den Weg zu letzterem wiederfindet, trotzdem oft mehrere Tage und sogar Wochen zwischen den einzelnen Zügen verflossen sind? Ein bloßer „Chemoreflex" auf einen „flüchtigen Geruchs-

---

1) Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen. Stuttgart, Erwin Nägele, 1899.

stoff" erklärt doch diese Thatsache nicht, zumal letzterer ja (nach Bethe) nach einigen Tagen schon verflogen sein soll, also nicht mehr wirken kann. Die verschiedenen schönen Versuche Bethe's haben ja sehr merkwürdige Ergebnisse bezüglich der Orientirung gezeitigt. Aber die Erklärung dafür ist Bethe mißlungen, ebenso konnte Wasmann zu keiner befriedigenden Lösung des Orientirungsproblems kommen. Es ist eben viel komplizirter, als es auf den ersten Blick scheinen möchte; und es herrschen auch große Unterschiede bei den verschiedenen Ameisenarten. Von vornherein verfehlt ist es daher, von dem Benehmen einer einzigen Art auf alle zu schließen, wie Bethe es gethan. So viel ist gewiß: wenn wir den Ameisen nicht psychische Fähigkeiten zuerkennen, werden wir nie und nimmer zu einer befriedigenden Erklärung kommen. Von einer genauen Analyse dieser Fähigkeiten sind wir aber noch sehr weit entfernt, und es ist nicht unmöglich, daß uns eine solche stets verschlossen bleibt, da psychische Qualitäten mit im Spiel sein können, die wir selbst überhaupt nicht besitzen. Vielleicht wird uns aus eben demselben Grund auch das fabelhafte Orientirungsvermögen der Brieftauben stets ein Rätsel bleiben.

Gegen Bethe's „Reflexautomaten" spricht außer den angeführten Gründen vor allem auch „der Besitz bestimmter Sinnesorgane in Verbindung mit einem nervösen Zentralorgan". Zu was brauchte denn die Ameise ein solch kompliziertes optisches System, wie es das zusammengesetzte Auge darstellt, wenn sie nicht imstande wäre, wirklich zu sehen? Wasmann weist übrigens durch eine große Anzahl von Beobachtungsthatsachen ausdrücklich die Fähigkeit des „Sehens" bei den Ameisen nach. Auch ein „Mittheilungsvermögen" scheint nach Wasmann den Ameisen eigen zu sein. Ein Beispiel in dieser Richtung ist besonders interessant: Es wurde in der Nähe einer Kolonie der rothen Waldameise eine Anzahl Kokons einer anderen Ameisenart gelegt; anderthalb Stunden blieben diese völlig unbemerkt. Da setzte der Experimentator eine Ameise aus der Kolonie unter die Kokons. Schnell lief nun dieses Thier zu seinen Genossen zurück in das Nest und nach kaum zehn Sekunden kam eine ganze Fluth von Ameisen herausgestürzt, direkt auf die Kokons zu, die sie dann in ihr Nest transportirten. Bemerkenswerth an dieser Geschichte ist noch, daß die Ameise, die die Kokons zuerst gewahrt hatte, an der Spitze des Zugs sich befand und durch ihr Vorangehen und ihre Fühlerschläge auch die Richtung des Zugs leitete. Ohne die Annahme einer Mittheilung von Seiten der ersten Ameise an ihre Nestgenossen ist dieser Fall sicher nicht zu erklären. Ob wir hier nicht sogar wirkliche Intelligenz, d. h. formelles Zweckbewußtsein, Einsicht in den Zusammenhang zwischen Mittel und Zweck, voraussetzen müssen, will ich an dieser Stelle nicht näher untersuchen. Wasmann glaubt, mit Instinkt, d. i. ererbten sinnlichen Trieben, wie alle Erscheinungen des Ameisenlebens, so auch diese erklären zu können. Allerdings ist ja zuzugeben, daß einige Thatsachen direkt gegen die Annahme einer Ameisenintelligenz sprechen. So ist zum Beispiel die in jüngster Zeit häufig beobachtete Erscheinung, daß manche Ameisen gewisse Käfer (sogenannte Ameisengäste) mit der größten Sorgfalt pflegen und sogar aufziehen, obwohl diese ihnen ganz bedeutenden Schaden zufügen — ihre Brut auffressen u. s. w. —, nicht in Einklang zu bringen mit dem Vorhandensein von Intelligenz. Hätten die betreffenden Ameisen nur eine Spur von intelligenter Ueberlegung, so müßten sie doch bald die räuberische Natur der von ihnen gepflegten Gäste gewahr werden und sie nicht mehr in ihrem Nest dulden. Wir müssen annehmen, daß sie dem gerade bei ihnen stark ausgebildeten Pflegetrieb folgen, lediglich um diesen zu befriedigen, nicht aber in der Absicht, sich diese oder jene angenehmen Gäste heranzuziehen. Denn würden sie eine wirkliche Einsicht haben in den Zusammenhang zwischen dem ausgebildeten Insekt und der Larve oder Puppe, so wären sie sicher auch „intelligent" genug, den Schaden zu erkennen, den ihnen gewisse Gäste zufügen. Bethe stellte auch ein Experiment an, um die Ameisen auf ihre „Intelligenz" zu prüfen, und dieses fiel recht schlecht aus für letztere. Etwas Honig wurde auf eine Blechplatte in die Nähe einer stark begangenen Ameisenstraße gelegt; die Ameisen kamen bald in Menge auf die Platte, um sich von dem Honig zu holen; im Lauf von drei Wochen wurde nun das Blech allmählich immer höher gestellt. Der Verkehr hörte nicht auf, solange die Thiere noch den Rand des Bleches mit den Vorderbeinen erfassen konnten, wenn sie sich auf die Hinterbeine stellten. Als aber die Platte so hoch war, daß kein Exemplar mehr hinaufgelangen konnte, kamen zwar anfänglich noch mehrere Thiere angelaufen und richteten sich auf die Hinterbeine, aber bald hörte nach diesen erfolglosen Versuchen der Verkehr ganz auf. Hätten diese Ameisen wirklich Intelligenz besessen, so hätten sie wohl den einfachen Schluß ziehen können, der Boden muß erhöht werden. Und nichts wäre leichter gewesen für die Ameisen als das; sie hätten ja nur einige Sandkörner herbeibringen brauchen. Aber nicht eine einzige Ameise kam auf diese Idee, eben weil ihr die Ueberlegungsfähigkeit, die Einsicht in die Beziehung der Mittel zum Zweck fehlte. Anders können wir solche Thatsachen nicht erklären, sofern wir auf dem Boden der wissenschaftlichen, vergleichenden Psychologie stehen. Uebrigens wurden ähnliche Experimente, wie das eben beschriebene, auch von Lubbock und Wasmann mehrfach angestellt, und das Ergebniß bezüglich der „Intelligenz" war stets dasselbe. Ein Versuch, den Letzterer anstellte, wirkt zuerst allerdings verblüffend: er stellte neben eine Ameisenkolonie eine Uhrschale mit Wasser, in deren Mitte sich eine Insel mit Puppen befand. Die Ameisen warfen Sand ins Wasser und holten sich auf dieser Brücke die Puppen. Ist das nicht ein Zeichen von hoher Intelligenz? Mancher Anthropomorphist würde eine sentimentale Geschichte darüber schreiben, und eine Zeitung druckt dann solche Ameisenstückchen der anderen nach. Der Kontrolversuch belehrt uns aber eines anderen: Wasmann stellte später eine Uhrschale mit Wasser ohne Puppen und ohne Insel hin; und die Ameisen warfen auch diesmal Sand ins Wasser und legten den See trocken. Hätten wir aus dem ersten Versuch geschlossen: die Ameisen warfen Sand ins Wasser, damit sie zu den Puppen gelangen — was sehr nahe lag —, so hätten wir einen Fehlschluß gemacht. Sie thaten es lediglich aus dem angeborenen Reinlichkeitstrieb, wie sie ja auch übelriechende Dinge u. s. w. mit Sand bedecken.

Wasmanns Versuch ist sehr lehrreich! Es wird uns durch ihn einigermaßen verständlich, wie die vielen Historien von staunenswerther Ameisenintelligenz und Moral, die in populären (zum Theil auch in wissenschaftlichen) Schriften, gleich der berühmten Seeschlange, immer wieder auftauchen, entstehen. Nehmen wir hinzu, daß die Geschichten vielfach von nicht naturwissenschaftlich geschulten Beobachtern herrühren, so wäre es geradezu wunderlich, wenn es nicht so wäre. Es ist ungeheuer schwierig, bei Ameisen die Motive, die ihren Handlungen zugrunde liegen, zu eruiren. Die Ameisenpsychologie hat in dieser Beziehung einen ungleich schwierigeren Stand als die Psychologie höherer Thiere, und zwar vor allem aus dem Grund, weil die Ameise über ganz andere Sinnesorgane verfügt als der Mensch und die höheren Thiere und die Psychologie lediglich von unsrer eigenen Psyche, die doch unter dem Einfluß der Sinnesorgane steht, ausgehen kann. Trotzdem können wir jetzt schon mit Befriedigung auf die Leistungen der modernen Ameisenpsychologie blicken. Hat sie doch den Anthropomorphismus, der gerade in der Ameisenbiologie die tollsten

Digitized by Google

Auswüchse hervorgebracht hat, mit Erfolg bekämpft. Und das ist schon viel werth! „Die Ameisen sind weder intelligente Miniaturmenschen, noch blaße Reflexmaschinen.“ Sie sind mit psychischen Qualitäten reichlich ausgestattete Wesen, die ihre Handlungen nicht schablonen- oder maschinenmäßig auszuführen gezwungen sind, sondern die dieselben den momentanen Verhältnissen anpassen und auch durch den Einfluß früher gemachter Erfahrungen in mannichfaltiger Weise modifiziren können. Ob wir den Ameisen „Intelligenz“ zuschreiben müssen, hängt von der Definition „Intelligenz“ ab. Setzen wir als Kriterium der Intelligenz „formelles Zweckbewußtsein“, so sprechen die bis jetzt bekannten Thatsachen entschieden mehr gegen als für die Annahme einer Ameisenintelligenz.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Ludwig Büchner †.** In der Nacht vom 30. April zum 1. Mai ist in Darmstadt der Verfasser von „Kraft und Stoff“ nach kurzem Kranksein im Alter von 75 Jahren gestorben. Er war bis in seine letzten Lebenstage hinein ein rüstiger Streiter geblieben — gerade in dieser Beilage hat er ja noch vor kurzem zu verschiedenen Malen diese Streitbarkeit bewiesen —, aber er war ein Streiter für eine von Anfang an verlorene Sache. Die Weltanschauung, die sich den Titel seines weitverbreiteten und vielgelesenen Buches, die Worte „Kraft und Stoff“, aufs Panier geschrieben, hat überhaupt nie vor ernster wissenschaftlicher Erwägung Stich halten können — es war in der Beilage der Allg. Ztg., daß die erste wissenschaftlich eingehende und schlagende Kritik des damals (1855) veröffentlichten Büchner'schen Buches aus der Feder Hermann Fichte's erschien —, und wenn sie sich erstaunlich zahlreiche Schaaren von Anhängern eroberte, so lag darin eben nur ein neuer Beweis für die alte Thatsache, daß gerade die geschickte Produktion von halbwahren Ideen es ist, welche jederzeit auf den größten Beifall rechnen kann. Büchner verstickte — das ist bezeichnend auch für die Oberflächlichkeit seines wissenschaftlichen Denkens — in der großen Zahl der Auflagen seines Buches und in der großen Menge seiner Anhänger einen Beweis für die Wahrheit seines Systems. Er konnte nicht einsehen, daß die gewaltige, allerdings mehr in die Breite als in die Tiefe gehende Wirkung seines Versuches, den uralten Materialismus durch Einkleidung in die von der modernen Naturwissenschaft gelieferten Gewänder als neubelebt erscheinen zu lassen, weniger der Stichhaltigkeit der von ihm vorgebrachten Gedanken als dem ewigen Bedürfniß der Menschheit nach einer monistischen Welterklärung entsprang. Büchner glaubte fest daran, Monist zu sein, und die Leser seines Buches bildeten sich zum großen Theil ebenfalls ein, ein streng monistisches System vor sich zu haben, und beharrten gern in diesem Wahne, der ihnen ein tieferes Nachdenken ersparte. Daß jene Weltanschauung im Grunde eine kraß dualistische ist, daß es nur auf einer ganz falschen Auffassung des Kausalitätsbegriffes beruht, wenn auch Köpfe, die auf anderen geistigen Gebieten wissenschaftlich zu denken gewohnt sind, sich von dem Traum eines alle Vorgänge erklärenden philosophischen Materialismus einlullen lassen, ist in diesem Blatte in letzter Zeit, gerade mit direkter Beziehung auf Büchner, bereits ausführlich dargethan worden. Wir wollen deßhalb jetzt nur noch auf ein anderes Moment der großen von Büchner ausgehenden Wirkung hinweisen, das allerdings weniger für die wissenschaftliche Beurtheilung seines Systems, als in rein kultur- und geistesgeschichtlicher Hinsicht in Betracht kommt. Es ist dies der ausgeprägte Dogmatismus seiner Denk- und Darstellungsweise. Von der Bekämpfung des Dogmatismus auf religiösem und philosophischem Gebiete war der junge Tübinger Privatdozent, der sein Buch „Kraft und Stoff“ siegesfreudig in die Welt hinausschleuderte, ausgegangen, um durch sein blindes Festhalten an den Grundzügen dieses Buches durch fast ein halbes Jahrhundert hindurch schließlich selbst in einem starren Dogmatismus zu enden. Jenes Buch ist zum Evangelium der Halbbildung geworden, und fanatischer, als die Bekenner dieses Evangeliums auf ihre Glaubensschrift schwören, ist wohl nie in der Geschichte der Menschheit auf einen Text geschworen worden. Das hat seinen Grund in der geistigen Natur Büchners, die einen fanatischen, feurigen Zug an sich trug. In wissenschaftlicher Hinsicht ist Büchner wohl der am wenigsten Bedeutende in dem Dreigestirn des modernen Materialismus Moleschott-Vogt-Büchner gewesen, aber als Prediger, als öffentlicher, begeisterter Bekenner seiner Lehre hat er seine beiden Genossen entschieden überragt. Und gerade aus diesem Grunde sind sein Name und das mit seinem Namen untrennbar verknüpfte Buch „Kraft und Stoff“ symptomatisch für die geistige Bewegung unsres Jahrhunderts geworden. In der Geschichte der Philosophie wird das Buch niemals einen hervorragenden Platz einnehmen, für die Geschichte des geistigen Kampfes, der in der neuesten Zeit durch das Eintreten des Entwicklungsprinzips in die Wissenschaft sich entsponnen hat, wird es aber stets als schwerwiegendes Zeugniß gelten. Denn es hat doch ziemlich lange gedauert, ehe die kritische Stellung, die von Anfang an die Wissenschaft gegenüber diesem oberflächlich gedachten, aber feurig und beredt geschriebenen Buche einnahm, auch auf weitere Kreise eine Wirkung auszuüben begann, und noch heute ist diese Wirkung nicht sehr beträchtlich, wenn auch Büchner schon lange vor seinem physischen Abscheiden als wissenschaftlich todt galt. Inzwischen hat sich die Büchner'sche Lehre als gefährliche Lehrerin der Massen erwiesen und viel Unklarheit selbst in den Köpfen der sogenannten Gebildeten verbreitet. Die Dogmen, gegen die jenes obengenannte materialistische Dreigestirn kämpfte, sind von anderen abgelöst worden, die sich mit einem falschen wissenschaftlichen Flitter aufputzen. Welche die gefährlicheren und welche von ihnen am schwersten auszurotten sind, das wird erst die Zeit lehren. — Außer seinem berühmten Buche hat Büchner eine große Reihe von naturwissenschaftlichen Werken geschrieben, alle in dem Bestreben, die großen, neuen Entdeckungen auf dem Gebiet der Naturwissenschaften zu popularisiren und in das materialistische System einzufügen. Diese Werke sind jedoch weniger bekannt geworden und haben auch geringere Bedeutung als das Werk über „Kraft und Stoff“. Als Mensch war Büchner gewiß wegen der Aufrichtigkeit und wegen des Eifers seines Glaubens zu schätzen. Er, der gegen jede Gläubigkeit auf religiösem wie metaphysischem Gebiet so feurig predigte, war im Grunde nur ein hartnäckig und blind Glaubender auf dem Gebiete des Materialismus. Es fehlte ihm die edle Skepsis, die allein zu wissenschaftlich werthvollen Gedanken führen kann.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

M. Weirauch: An des Jahrhunderts Neige. Novelle. Dresden, E. Pierson 1899. — Vaerner-Laaera: Lehrbuch der italienischen Sprache. Leipzig, B. G. Teubner 1898. — Romeo Laaera: Grammatik der italienischen Umgangssprache. Ebenda 1898. — H. E. Tamm: Das Wesen des evangelischen Glaubens. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn 1899. — Karl Lühr: Ist eine religionslose Moral möglich? Ebenda 1899. — M. v. Rosenberg: Pflichten. Roman in sechs Büchern. 1. bis 3. Band. Berlin, Otto Janke 1899. — Rigutini-Bulle: Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. 15. Lfg. Leipzig, Bernh. Tauchnitz 1899. — Bühne und Welt. Herausgegeben von Otto Eisner. 2. Heft. Berlin, Selbstverlag. — Rich. Bernays: Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte. 4. Bd. Hggb. v. Gg. Witkowski. Berlin, B. Behr 1899. — Paul Pasig: Das evangelische Kirchenjahr in Geschichte, Volksglauben und Dichtung. Leipzig, C. W. V. Naumburg 1899. — Des Haarschwunds Ursachen und Behandlung. (Dr. Jeßners dermatologische Vorträge für Praktiker. Heft I.) Würzburg, A. Stuber 1899. — Dokumente der Frauen. Halbmonatsschrift. I. Band, Nr. 2. Leipzig, in Kommission: Otto Maier. — Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reiche. Hggb. von Gust. Schmoller. 23. Jahrg. 2. Heft. Leipzig, Duncker u. Humblot 1899. — Paul Pflüger: Moderne Predigten. 1. Band, 1. Heft. Zürich, Cäsar Schmidt 1898.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Mittwoch, 3. Mai. Nummer 101.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Bodenzersplitterung in Frankreich. Von Dr. Alfred Nossig. — Die lydischen Königsgaben in Delphi. II. Von Carl Niebuhr. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Bodenzersplitterung in Frankreich.

Von Dr. Alfred Nossig (Paris).

In Frankreich, wo das freie System am frühesten eingeführt wurde und in vielen Punkten am längsten unbeschränkt blieb, traten fast alle jene nachtheiligen Wirkungen desselben in der Sphäre der Agrarverhältnisse auf, welche man auch in Deutschland festgestellt und in den letzten zwei Jahrzehnten mit besonderer Gründlichkeit untersucht hat. Aber der vereinte Einfluß des unbeschränkten individuellen Bodenbesitzes, der Bodenbewegungs- und der Verkehrsfreiheit, sowie der gleichen Erbberechtigung und Naturaltheilung einerseits, der historisch überlieferten, ungenügenden Besitzausstattung und des Verlustes der Gebrauchs- und Gemeinderechte andrerseits hat für die französischen Bauern vielleicht keine empfindlichere und allgemeiner beklagte Wirkung gehabt, als die Zersplitterung und Zerstreuung ihres Besitzes.

Die Zersplitterung des Kleingrundbesitzes gehörte zu den größten Mißbräuchen der historisch überlieferten Bodenvertheilung in Frankreich. Wenn der Antheil der Bauern am nationalen Boden gegen das Ende der Feudalepoche nicht so gering war wie in anderen Ländern, so spiegelten sich in ihm doch die charakteristischen Wirkungen der Entwicklung des Grundeigenthums in jener Epoche: insoweit er dem Konzentrationsprozeß entgangen, war er dem Zersplitterungsprozeß verfallen.

„Die Vertheilung des Grundeigenthums — konstatirte Neufchâteau am Beginn des 19. Jahrhunderts — ist so fehlerhaft, daß ein Territorium oder „finage“ von 500 ha in 5—600 Parzellen zerfällt, welche 50—60 Besitzern gehören.“ Es gab Bauern, welche 20 zerstreute, bloß 4—5 m breite Bänder von Ackererde besaßen. Diese für den Ackerbau im höchsten Maße ungünstige Bodenvertheilung war nach Neufchâteau hauptsächlich durch die seit Jahrhunderten fortlaufende, gleiche Erbschaftstheilung verursacht.[1])

Um die Hälfte des 18. Jahrhunderts — sofort nach ihrer Begründung — beklagten sich die französischen Ackerbaugesellschaften über die zu weitgehende Bodenzersplitterung[2]) und Quesnay wiederholt diese Klage.

Nach Avenel herrschte dieser Mißstand schon am Ausgang des Mittelalters. Die Bodenzerstäubung war so groß, daß Wiesen von 4 ha oft unter 50 Eigenthümer vertheilt waren. „Man ging einem Regime entgegen, wo jeder Bauer seine Furche Ackererde, seine Handvoll Gras und zwei Dutzend Weinstöcke hätte.“[3])

Auf einer solchen historisch überlieferten Grundlage, mußte die durch das freie System begünstigte Bodenmobilisirung das Werk der Zersplitterung in extremer Weise fortführen. In der That hören wir bereits 1836 Léon Faucher den allarmirenden Ruf erheben: „La propriété tombe en poussière!“[4]) und dieser Ruf ertönt seither immer stärker.

Trotz der Mangelhaftigkeit der agrarstatistischen Erhebungen wußte man schon 1835, daß zwei Drittel der französischen Grundstücke den Namen Grundbesitz kaum mehr verdienten: von der Gesammtzahl der steuerpflichtigen Grundstücke zahlten nämlich 64 Proz. weniger als 10 Fr. Steuer. Auf diesen Erdflecken standen demnach gewiß weder Stadthäuser noch Landhäuser der Reichen — es waren richtige Bauernparzellen, die Abfälle der Zersplitterungsmaschine.

Im Jahre 1842 betrugen diese Abfälle 63 Proz., im Jahre 1858 66 Proz. Aehnlich bildeten im Jahre 1841 die Versteigerungen von Grundstücken unter 600 Fr. 66.2 Proz.

Zerlegen wir die Gruppe des ganz kleinen Grundbesitzes (0.2 ha), welche die Aufnahmen von 1884 ergeben und welche, wie bereits festgestellt, 74.09 Proz. der Gesammtzahl der steuerpflichtigen Grundstücke ausmacht, so finden wir in derselben 61 Proz. Grundstücke von weniger als 1 ha, 47 Proz. von weniger als ½ ha, 29 Proz. von weniger als 20 a.[2])

Die Nachtheile einer derartigen Zersplitterung des Bodenbesitzes sind in Frankreich von zahlreichen Beobachtern festgestellt worden.[3]) „Ein guillotinirter Mensch“, schreibt Delaire, „ist kein Mensch mehr, eine getheilte Armee bildet nicht zwei Armeen und wenn von zwei Brüdern jeder die Hälfte des väterlichen Besitzes genommen, so kann nur die blinde Statistik da zwei Güter statt eines sehen: in Wahrheit ist keines mehr vorhanden.“[4])

In der That zieht die Verringerung des Besitzumfangs auch die Verringerung der Kulturparzelle nach sich und hemmt auf diese Weise den rationellen Bodenbau. Nach dem älteren französischen Grundbuch (1808—1845) betrug die durchschnittliche Ackerparzelle in Frankreich 44⅔ a; auf eine steuerpflichtige Stelle entfielen im Durchschnitt 11 bis

[1]) „Voyage agronomique dans la sénatorerie de Dijon“ 1806. Dieselbe Ursache gibt auch Arthur Young an.

[2]) Vergl. Foville „Le Morcellement“ S. 45.

[3]) „Hist. économ. de la propriété“ 1894. — Während der Agrarenquete im Jahr 1866 bemerkte der Generalkommissär: „Ich habe Kaufkontrakte unter der Hand, welche am Ende des 16. Jahrhunderts von Bauern gemacht wurden; sie betreffen Bodenparzellen, welche fast sämmtlich weniger als 20 a umfassen.“ (Foville l. c. S. 142.) — Aehnliches bezeugen die alten Grundbücher. Der „terrier“ der Abbaye de Chelles bezog sich auf eine Fläche von 3.195 Morgen, welche 480 Personen gehörte und 6.469 Parzellen umfaßte. Das durchschnittliche Gütchen umfaßte 11 Parzellen, die durchschnittliche Parzelle 24 a. „Bulletin des travaux historiques et scientifiques“ (sect. des scien. écon. et soc.) 1884, S. 57.

[1]) „État et tendences de la propriété en France“ („Revue des Deux Mondes“ 1836, 1. Nov.).

[2]) Foville l. c. S. 90—91. — Nach der landwirthschaftlichen Dezennalstatistik entfielen im Jahr 1882 von je 100 landw. Betrieben auf die niedrigste Größenklasse (weniger als 1 ha) 38.22; im Jahr 1892 — 39.21. Die durchschnittliche Größe der Betriebe dieser Klasse betrug 0.59 ha. („Statistique agricole de la France“ 1897, S. 359 u. 369).

[3]) So in der Enquête von 1879. Vergl. auch Reizenstein „Agrar. Zustände in Frankreich“ S. 15.

[4]) L'Économiste français du 15. nov. 1884.

12 Parzellen;[1]) die Gesammtzahl der Parzellen betrug gegen 126 Millionen. Etwa 40 Jahre später (1883) gab es, nach dem neuen Kataster, gegen 140—150 Millionen Parzellen, deren durchschnittlicher Umfang nur 34—35 a betrug.[2])

Aber die Einschrumpfung der Kulturparzelle und der damit verbundene Rückgang der Wirthschaft ist nur eine der nachtheiligen Seiten der Bodenzersplitterung. Wodurch letztere den französischen Bauer ökonomisch herunterbrachte, das war vor allem die Verringerung seines Besitzumfanges, ferner die Erhöhung der Bodenpreise. Denn, neben manchen anderen Ursachen, bewirkte auch die Verringerung der Bodeneinheit ein Steigen der Bodenpreise. In letzter Linie mußte also die Bodenzersplitterung die wirthschaftliche Konkurrenzfähigkeit des französischen Bauern stark herabsetzen.

Stellen wir nun die Frage, welche von den herrschenden Grundfaktoren als die Hauptursachen der Bodenzersplitterung zu betrachten seien, so weisen die französischen Volkswirthe zumeist in erster Linie auf die gleiche Erbtheilung, in zweiter Linie auf die Freiheit des Bodenverkehrs hin.

Die gleiche Theilung des väterlichen Erbes hat, wie wir gesehen, schon in der Feudalzeit jene Bodenzersplitterung hervorgerufen, als deren verstärkte Fortsetzung die heutigen Zustände zu betrachten sind. Nach den seit der großen Revolution unverändert geltenden Bestimmungen des französischen Kodex wird das Erbe nicht nur dann zu gleichen Theilen vergeben, wenn kein Testament vorhanden ist, sondern es ist der Erblasser trotz seiner prinzipiellen Testirfreiheit gehalten, dem Prinzip der gleichen Erbtheilung in gewissen Grenzen Folge zu leisten. Der Mehrantheil, den er einem der Erben verschreiben darf, ist durch die Zahl der Erben bestimmt: er beträgt die Hälfte, ein Drittel, ein Viertel . . . der Erbmasse, je nachdem es 2, 3 oder 4 Erben gibt.

Müssen schon diese Bestimmungen die Bodenzersplitterung begünstigen, so thut das Gesetz noch ein Uebriges durch den § 826, welcher jeden Miterben berechtigt, seinen Antheil an den beweglichen und unbeweglichen Erbgütern in natura zu verlangen.

Noch stärker als das Erbrecht wirkt aber die französische Volkssitte. Die seit Jahrhunderten bestehende Gewohnheit der gleichen Erbtheilung hat eine derartige Macht über den französischen Bauer, daß er sich seines Rechts, dem ältesten Sohn einen größeren Antheil zu hinterlassen, freiwillig begibt. Das republikanische Gleichheitsgefühl und die väterliche Gerechtigkeit scheint hier stärker zu wirken als das wirthschaftliche Interesse und die Tendenz zur Erhaltung des Eigenthums.[3])

Ob die gleiche Erbschaftstheilung der richtige Ausdruck des freien Systems ist, ob nicht vielmehr die volle Testirfreiheit durch das Gesetzbuch verbürgt sein sollte, darüber besteht in Frankreich seit Jahrzehnten eine Diskussion. Le Play und seine Schüler vertreten letztere Ansicht. Foville vergleicht nicht mit Unrecht die Gerechtigkeit des Gesetzes, welches die Erben zur Realtheilung einlädt, mit jener des salomonischen Urtheils. Aber es ist klar, daß die Einführung der Testirfreiheit unwirksam wäre. Angesichts der bestehenden Volkssitte würde auch die gesetzliche Testirfreiheit nur im Sinn der gleichen Erbschaftstheilung benutzt werden. An eine gegen die Zersplitterung gerichtete Regelung des Erbrechts aber hat man in Frankreich noch nicht gedacht. Die französische Erbgesetzgebung ist heute noch, was sie zur Zeit Tocqueville's war: „Une machine de guerre qui fait voler tout en éclats."

Der zweite Hauptfaktor der Zersplitterung, die Bodenkaufs- und Verkaufsfreiheit ist in Frankreich im Prinzip gänzlich unbehindert. Nach Foville ist auch sie und nicht das Erbrecht als die Hauptquelle der Zersplitterung zu betrachten: „Les ventes en détail", konstatirt er, „ont créé chez nous beaucoup plus de cotes nouvelles que les successions."[4])

Nun muß aber bemerkt werden, daß in Frankreich die hohen Taxen den Bodenverkehr in der Praxis sehr erschweren. Wie sehr die Taxen die nachtheiligen Wirkungen der Bodenzersplitterung erhöhen, springt in die Augen. Bei der durch Erbschaft verursachten Theilung muß man sich das Uebel gefallen lassen. Aber wie ist es zu erklären, daß der französische Bauer bei Lebzeiten trotz der ruinirenden Taxen seinen Boden theilt und immer mehr theilt, ja daß der Detailverkauf mehr als das Erbrecht zur Zersplitterung beiträgt?

Hiefür weiß der offizielle Statistiker keine Antwort. Und doch liegen die Ursachen dieser Erscheinung auf der Hand. Die wirthschaftliche Unhaltbarkeit, die Verschuldung, die Nothlage mit einem Wort, zwingt einen großen Theil der Bauern, Stück für Stück von ihrem Besitz abzugeben. Und wer kauft diese Bodenstücke trotz ihres hohen Preises und trotz der hohen Abgaben? Entweder der reiche Großgrundbesitzer oder der vom Boden losgerissene ehemalige Bauer, welcher die Ersparnisse seiner Lohnarbeit dazu benutzt, seinen Antheil an der Heimathserde oder wenigstens die Illusion eines solchen zu erringen.

Hand in Hand mit der Bodenzersplitterung, der Verringerung des Güterumfangs, geht die örtliche Zerstreuung der besessenen Grundstücke.

Auch diese Erscheinung ruht in Frankreich zunächst auf historischer Grundlage. Schon im 18. Jahrhundert spricht der Agronom Patullo vom „inconvénient du mélange des terres". „Wenn ein Besitz 100 Morgen umfaßt, so muß man dieselben an 30 oder 40 verschiedenen Plätzen suchen gehen."[2])

Die Fortschritte der Zerstreuung in diesem Jahrhundert sind nie mit statistischer Präzision erfaßt worden, doch konstatirt die Enquete von 1866, daß dieselbe insbesondere im Osten Frankreichs sich erheblich vermehrt. Die zu einem Besitz gehörigen Parzellen waren dort nicht selten durch Entfernungen von mehreren Kilometern getrennt.[3]) Zwar glaubte die Enquete von 1879 eine Verminderung des Uebels bemerkt zu haben, doch stehen dieser Anschauung die Aussagen der kompetentesten Männer gegenüber. „Le mal," behauptet der Agrikulturdirektor Tisserand, „devient de plus en plus grave."[4]) Das ist auch der Inhalt der Ausführungen der Abgeordneten Girard und Jametel, welchen das Gesetz zur Erleichterung des Parzellenaustausches zu verdanken ist.[5])

Die wirthschaftliche Schädlichkeit der Zerstreuung ist ebenfalls schon von Patullo beleuchtet worden. „Es ist dies von äußerstem Nachtheil für Alle, denn Alle müssen täglich über die Grundstücke ihrer Nachbarn ziehen, um die ihrigen zu bearbeiten, zu besäen, abzumähen. Die Arbeiten kreuzen sich in verschiedenstem Sinn und so bilden sich

[1]) Vergl. Bulletin de statist. du ministère des finances (Juin 1885 S. 613 ff.) und Foville l. c. S. 139.

[2]) Foville l. c. S. 149. In vielen Gegenden sank die Parzelle unter 15, ja unter 10 a. (Reisenstein „Agrar. Zust. in Frankreich S. 12). In Belgien umfaßte die Parzelle im Jahr 1834 durchschnittlich 52 a und sank 1879 auf 45½ herab. L'Annuaire belge de 1884).

[3]) Vergl. Foville l. c. S. 25 und S. 195. — Vergl. über die französische Erbgesetzgebung auch Reisenstein: „Agrarische Zustände in Frankreich." 1884, S. 13.

[1]) L. c. S. 195.

[2]) „Essai sur l'amélioration des terres", Paris 1758. S. 193.

[3]) „Enquête agricole" (Paris 1869—1870). Bd. 1, S. 120 ff.

[4]) „Bullet. de la Société des études pratiques d'économie sociale" (1873—1874). S. 540.

[5]) Siehe den Motivenbericht zum Gesetzentwurf Nr. 287, Kammersitzung am 14. Januar 1882.

überall Punkte und Abfälle, welche Verlust an Arbeit und an Bodenfläche verursachen. Manche Stücke sind so klein, daß es sich nicht lohnt, die Pflüge so oft hinzuführen, als es nöthig wäre." Aehnlich drückt sich Neufchâteau aus.

Nach neueren Untersuchungen beraubt die Zerstreuung die Landwirthe jenes großen Vortheils, den der freie Bodenbesitz ihnen sichern sollte, nämlich der Freiheit der Kulturart. „Man ist gezwungen," lesen wir in einem Bericht der Société des agriculteurs de France[1]) „der Wirthschaftsart seines Nachbars sklavisch zu folgen, zur selben Zeit den Boden zu bearbeiten, zu säen und zu ernten wie er. Wie könnte es ein Eigenthümer wagen, künstliche Wiesen oder Wurzelgewächse zu säen, wenn seine Nachbarn Getreide bauen? Er müßte über die Saaten schreiten und Schaden anrichten. Aehnlich verhält es sich mit den Bewässerungen und Drainirungen; der Anwendung vollkommener Werkzeuge tritt dasselbe Hinderniß entgegen. So ist man gezwungen, jene Eintheilung anzunehmen, welche sich allen Gemeindebewohnern aufdrängt."

Es ist klar, daß dieser Flurzwang, den die exzessiv individualistische Bodenverfassung Frankreichs ganz so wie die exzessiv gebundene der Feudalzeit hervorgebracht und welcher alle Fortschritte der Landwirthschaft hemmt, hauptsächlich für den Kleingrundbesitz besteht. Der größere Besitz hat jedenfalls einen großen, geschlossenen Kern. Die empfindlichen Nachtheile der Zerstreuung: die Schwierigkeiten des Zugangs, der Abschließung, der Ueberwachung, die Unmöglichkeit des rationellen Baues und daher die geringere Rentabilität treffen in erster Linie den Bauer oder den kleinen Pächter, dessen Wirthschaft sich auf lauter kleinen, zerstreuten Erdflecken bewegt.

Wie groß aber die daraus entspringende wirthschaftliche Benachtheiligung der Kleingrundbesitzer im Verhältniß zu den Großgrundbesitzern ist, bezeugt der Brief einer Pächtergruppe, welcher im französischen Senat vorgelesen wurde: „Die Zerstreuung," heißt es da, „ist eine Ursache großer Zeit- und Geldverluste und ein Haupthinderniß allen Fortschritts. . . . Der Unterschied, welcher zwischen einer geschlossenen Wirthschaft und einer Wirthschaft von derselben Ausdehnung und derselben Bodenqualität besteht, die aber aus 80—100—120 Parzellen zusammengesetzt ist, wie das bei uns nicht selten, beträgt 20—30 Francs im Pachtwerth pro Hektar."[2])

Die Ursachen der wachsenden Parzellenzerstreuung in der Gegenwart sind dieselben wie die der Zersplitterung. Nach Jametel wirkt die Erbtheilung am stärksten. „La *division* des héritages a fini par en amener *la dispersion*. Ils se sont fractionnés, enchevêtrés parfois, en damiers irregulierement découpés, bizarrement déchiquetés."[3]) Doch auch die Freiheit des Bodenhandels hat das Ihrige beigetragen. Da das Gesetz sich um die Geschlossenheit der Güter nicht kümmerte, war es möglich, an beliebigen Stellen Bodenstücke herauszuschneiden; der Kauflustige aber erwarb, was eben feilgeboten wurde.

Die lydischen Königsgaben in Delphi.

Von Carl Niebuhr.

II.

Der Tempel des Apollo zu Branchidä soll die Doubletten der lydischen Weihgeschenke in Delphi vollzählig erhalten haben. Leider ereilte dieses Heiligthum schon ein Jahrzehnt vor Herodots Geburt der Untergang. Die Milesier, zu deren Landbereich Branchidä gehörte, trafen mit Kyros zwar ein Abkommen, das ihnen beim Sturze des lydischen Königthums Schonung gewährte, traten dann aber unter Aristagoras im Jahre 499 an die Spitze des jonischen Aufstandes gegen Darius *I.* Der Geschichtschreiber Hekatäus wies bei Beginn dieses Kampfes im Rathe auf die Schätze von Branchidä hin und wollte sie lieber zu Rüstungen benutzt als für die Perser aufbewahrt wissen. Allein man überstimmte den verständigen Mann, und so wurde 494 (so das Datum nach Herodots Anordnung) mit Milet zugleich der wenige Kilometer südlich der Stadt gelegene Tempel vom Feinde geplündert und verbrannt. Das meldet uns Herodot selbst (VI, 19), indem er noch ein gehässiges, angeblich an die Argiver adressirtes delphisches Orakel gegen Milet und Didymi hinzufügt und der großen Schätze nicht vergißt. Erst 450 Jahre später, bei dem Geographen Strabo, kommt für uns eine andere, inzwischen schon getrübte Darstellung zum Vorschein, welcher dann Curtius Rufus und Plutarch gefolgt sind. Hienach war es erst Xerxes, der die Schätze der Branchiden nach Persien mitnahm, also etwa nach der Schlacht von Salamis. Die Priester selbst sollen sie dem König überliefert haben, der diese schwarzen Verräther dann im Osten des weiten Reiches ansiedelte, weil sie sonst der Rache ausgesetzt blieben. Alexander der Große habe aber nachher die Exekution an ihren Nachkommen ausgeführt. Wenn wir die, nach Herodots kurzer und bestimmter Mittheilung offenbar falsche, Hereinziehung des Xerxes streichen, so haben wir eine sehr harte Maßregel zu erkennen. Translokationen Einzelner wie ganzer Stände und Stämme sind im alten Orient häufig durchgeführt worden, aber niemals aus humanen Anwandlungen; überdies war Darius I. — dieser König ist im Spiel — nach Milets Fall mehr als zuvor imstande, seine Freunde zu schützen. Sodann war den friedsamen Branchiden kein Vorwurf zu machen, wenn sie als Priester eines isolirt belegenen Tempels, mochte er fest sein oder offen liegen, das nicht hindern konnten, was auch Hekatäus als selbstverständlich betrachtete. Darius hatte eher Ursache zu frohem Staunen, wenn er die Schätze noch an Ort und Stelle fand und bei seiner Sinnesart würde der Tempel sicher geschont, der Priesterschaft ihre Erwerbsquelle geblieben sein. Denn auch ein zerstörtes, geplündertes Heiligthum konnten die Interessenten wieder aufrichten, aber ihre persönliche Wegschleppung hieß sie ebenfalls ruiniren.

Da gibt es nur eine Erklärung: Darius hat die Reichthümer eben nicht vorgefunden und seinen Zorn entsprechend ausgelassen, die Priester in der That als Verräther[1]) behandelt. Kurios, daß schon Herodot, der den wahren Sachverhalt leicht erfahren konnte, höchst wahrscheinlich positiv gewußt hat, das Verschwinden der Schätze unterdrückt und nur von einer Deportation der Milesier spricht, nicht aber der Branchiden. Hekatäus dürfte offener gewesen sein, und unsre Nachricht über das Schicksal der Letzteren geht dann wohl auf seine Schriften zurück; ob er hingegen den Verbleib der Weihgaben mittheilte, ist heute zweifelhaft. Es besteht allerdings, wie aus dem folgenden erhellen möchte, der Verdacht, daß er die Nachricht zwar halte, daß sie aber schon früh ausgemerzt wurde. Fassen wir jetzt unsre bisherigen Schlußfolgerungen zusammen, so ergibt sich, daß der auffallende äußere Mangel aller lydischen Gaben zu Delphi, ihre Inschriftlosigkeit nicht von Branchidä aus verbessert werden kann, dessen als ganz gleicher Art und Herkunft bestätigte Exemplare im Jahre 494 geheimnißvoll verschwanden, doch nicht in persische Hand geriethen, was Herodot hingegen deutlich behaupten will. Angesichts dieses für Delphi's lydische Beziehungen mindestens unglück-

---

[1]) „Comptes rendus des travaux de la Société des agriculteurs de France" 1874. S. 82.

[2]) Siehe „Journal offic." vom 18. Juli 1884.

[3]) L. c.

[1]) Schon bei Strabo heißen sie so, aber im verkehrten Sinn. Die dortige Ersetzung des Darius durch Xerxes erleichterte natürlich eine irrige Vorstellung vom Hergange.

lich liegenden Falles berührt die Geschäftigkeit der delphischen Legende doppelt seltsam. Was erzählt Herodot, hier gewissermaßen die große Glocke der pythischen Priesterschaft, nicht alles von Gyges, Alyattes und Krösus, fast immer um die Spenden dieser Fürsten nach Delphi zu begründen! Wäre Krösus ein Korinther, Gyges ein Thebaner gewesen, so erschiene uns Delphi als steter Hintergrund der Mären weniger sonderbar, während man durch die vorliegende Form an die ins Exotische schweifende Phantasie eines Bettelmönches gemahnt wird, dessen Erzählung vom wunderbar geheilten indischen Fürsten, vom unerwartet siegreichen Negerkönig oder vom lange Zeit kinderlos gewesenen Chinesen unweigerlich mit den Worten enden: „Da nahm er das kostbarste Stück seines Besitzes und weihte es dem Heiligen." Nur verfolgt ein solches Mönchlein dann einen praktischen Zweck, Herodat aber meldet seine Geschichten von einem lange verschwundenen Geschlecht bei erkennbar apologetischer Tendenz. Die Frage, wogegen er hinter seinem gemüthlichen Plauderton eigentlich streitet, rückt also nahe genug, und die Antwort haben bereits im Alterthum zahlreiche Angriffsschriften auf unsres Mannes Verfahren gegeben. Wäre uns Nennenswerthes davon erhalten geblieben, so würde unsre vorliegende Abhandlung gewiß nichts neues mehr bringen.

Apollo ist sowohl der Besitzer von Branchidä wie von Delphi gewesen. In dem kleinasiatischen Heiligthum hat er stets geherrscht: die Gründungssage nennt Branchos (den „Heiseren", d. h. den mit dumpfer Stimme Orakelnden) einen Liebling des Gottes. Erst lange nach dem Untergang von Branchidä wagten es die Genealogen, Branchos aus Delphi stammen zu lassen, konnten sich aber über die Art nicht einigen. In Delphi dagegen tritt Apollo als Usurpator auf, welcher der Erdgöttin das Orakel entreißt und ihren Drachen tödtet. Wann das geschah, wissen wir nicht; in der Regel denkt man an die dorische Wanderung, also an die Zeit zwischen 1100 und 900 v. Chr. Aus der Geschichte Delphi's in älterer Zeit ist nur eine Episode bekannt, der um 590 sich entspinnende „heilige Krieg" gegen die bisherige Besitzerin von Delphi, die reiche Stadt Krisa. Angreifer ist der Amphiktyonenbund, der aber mit Delphi noch nichts zu schaffen, sondern sein Zentralheiligthum in den Thermopylen hat: das der amphiktyonischen Demeter, also der Erdmutter, welche auch in Delphi heimisch war. Da die Zeit dieses Krieges noch vor dem Beginn griechischer Geschichtschreibung liegt, so wiegt die Beobachtung, daß ein vom Demeterkult ausgehender Bund Krisa zerstört und Delphi unter seinen eigenen Schutz gestellt hat, viel schwerer als die herzlich unklaren Andeutungen in der klassischen Literatur,[1]) denen zufolge Delphi (oder „Pytho") fortwährend dem Apollo gehört habe. Wir sind über den Ursprung und ansänglichen Zweck des pyläischen Amphiktyonenbundes zwar wenig unterrichtet, wissen aber, daß er die Zerstörung Krisa's unter thessalischem Einfluß bewirkte. Selbstverständlich konnte die Landschaft Phokis den Untergang ihrer besten Stadt nicht leicht verschmerzen, auch war die Herrschaft des Bundes wohl von Härten begleitet, und ein bitterer Haß zwischen Phokiern und Thessaliern bildete die Folge. Gegen 570 bot sich eine günstige Gelegenheit, das Joch der Thessalier abzuschütteln, welche damals die Beschlüsse der Amphiktyonie gänzlich bestimmt zu haben scheinen. Der phokische Held Daïphantos schlug die Feinde aus dem Lande und wurde von den Lakedämoniern später unterstützt. Hiemit dürfte die Uebergabe des delphischen Heiligthums an Apollo, den Hauptgott des dorischen Pantheon, in Verbindung stehen, was der pythische Hymnus des „Homer" unter allegorisirender Form einräumt.[1]) Solange die Thessalier in Phokis die Oberhand hatten, war an die Verdrängung der Demeter aus Delphi noch nicht zu denken gewesen, denn die zauberkräftige Erdmutter stand bei diesen immer voran; noch in römischer Zeit ist Thessalien die Heimath des Hexenwesens. Mit der Uebernahme Apollo's befreiten sich die Phokier also in zwiefacher Hinsicht, tauschten aber dafür einen fortdauernden Kriegszustand mit Thessalien ein, dem erst die neue Lage nach Salamis und Platää ein Ziel setzte, bis der letzte heilige Krieg gegen Phokis den alten Zwist wieder schrecklich auferstehen ließ und den Austrag auf Kosten des ganzen Hellas herbeiführte. Selbst die Leitung der Amphiktyonie muß den Thessaliern nach ihrer Niederlage bei Hyampolis im Jahre 510 durch die Phokier entglitten und an die intervenirenden Spartaner übergegangen sein, wodurch sich die militärisch immer unverständlich gebliebene Vertheidigung der Thermopylen durch Leonidas gegen die Perser erklären wird, mit denen die Thessalier ihre Sache verbunden hatten. Der Amphiktyonenbund hielt hingegen die Sache der Phoker, und Herodot bemerkt ganz naiv (VIII, 30): „Wären die Thessalier auf die Seite der Hellenen getreten, so wären die Phoker medisch geworden." Wenn die Thessalier dann nach dem Ende des Xerxeszuges wieder das Präsidium im Amphiktyonenrath besitzen, so liegt offenbar eine Konzession der Sieger vor, die Thessalien ohnedies sehr klug behandelt zu haben scheinen. Ueber hundert Jahre hindurch läßt aber dieser neue Ehrenvorsitz keinerlei Nutzen für die Thessalier erkennen, denn Delphi ist zugleich mit den Perserkämpfen zu einer fühlbaren Macht im Hellenenthum geworden, zu einem Faktor, der selbständig Politik treiben kann.

Und das geschieht auf einem höchst modernen Wege, nämlich durch finanzielles Kräftespiel. Eine Anzahl Männer von literarischem Ruf stellt sich in den Dienst der delphischen Propaganda; zuerst Pindar, welcher dafür vom Kollegium reich geehrt und belohnt worden ist, dann Herodot, während Simonides, der sich ablehnend verhielt und lieber zu den thessalischen Aleuden ging, seine Strafe in Gestalt grober Verunglimpfungen empfangen hat. Der Tempel am Parnassos steht im lebhaften Geldverkehr mit den reichen Allmäoniden zu Athen — hiebei bekleidet Herodot den einträglichen Posten eines Mittelsmannes, wie sich in genügender Weise aus seinen eigenen Mittheilungen eruiren läßt. Die Pythia aber ist schon im Jahre 491 so sehr gewöhnt, mit sich handeln zu lassen, daß sie einen erkauften Spruch zugunsten des Königs Kleomenes von Sparta gegen seinen Mitkönig Demaratos fällt. Leider kam die Sache zu früh heraus und kostete der Priesterin Perialla sowohl wie dem Kleomenes Rang und Würde; der Letztere begab sich natürlich sogleich — nach Thessalien. Dieser Skandal, den selbst Herodot nicht vertuschen konnte, hinderte aber kaum, das Hauptfeld weiter zu bearbeiten, welches die Delphier sich von Anfang ihrer guten Umstände an ersehen hatten, und aus guten Gründen, wie noch zu zeigen — die westgriechischen Kolonien. Was an Weihgeschenken seit diesem Zeitpunkt in Delphi eingelaufen ist, stammt zu mindestens zwei Dritteln aus Syrakus, Unteritalien und den übrigen Ansiedelungen gegen Sonnenuntergang. Bald erwies es sich als rentabel,

[1]) Sie fangen mit Ilias IX, 405 an, wo aber der Schatz des Apollo zu Pytho entweder außer Zusammenhang mit dem Gefüge dasteht, oder in Troas gedacht ist. Die andere Iliasstelle (II, 519) verlegt Pytho deutlich nach Phokis; sie gehört bereits zum Schiffskatalog. Für das Alter der Odyssee und des pythischen Hymnus Homericus wäre hingegen die obige Beobachtung einmal selbständig zu verwerthen. Der Name Delphi wird zuerst in dem jüngeren homerischen Hymnus auf Artemis genannt.

[1]) Der Gott führt Kreter von Knosos nach Pytho und bestellt sie dort zu Priestern, nachdem er den Drachen erschlagen hat. Kreta darf als das erste Gebiet betrachtet werden, in welchem dorische Staatengebilde von Bedeutung sich erhoben haben. Besonders der Apollo von Amyklä in Lakonien scheint aus der gleichnamigen kretischen Stadt zu stammen; in kultischen Dingen knüpft das Dorerthum stets an Kreta an.

eigene Emissäre dorthin zu entsenden, den goldtönenden Dichter Pindar voran, welcher denn auch die Schatzkammern der syrakusischen Fürsten zum Nutzen des pythischen Gottes brav erleichterte, bis der Erzbösewicht Simonides landete und das Geschäft gründlich verdarb. Besser scheint es Herodot ergangen zu sein. Als er in Hellas verbraucht war und den Pfeilen der sich wehrenden Gegner zu unterliegen drohte, ergriff auch er den Wanderstab und ließ sich in Thurii nieder. Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir ihn uns dort, gleich Pindar auf Sicilien, als einen Generalagenten der Delphier wirkend vorstellen. Wäre diese Verbindung gelöst gewesen, so würde sein Musenwerk, das er ja erst in Italien vollendete, zweifellos hier und da von Abkühlung zeugen. Wenn die Nachricht bei Diodor zutrifft, daß dem Apollo von Delphi die Entscheidung anheimgestellt wurde, wer als Oikist von Thurii gelten solle, worauf der Gott selbst diese Würde in Anspruch nahm, dann ist auch die erfreuliche Thätigkeit Herodots in seiner neuen Heimath zu erkennen.

Im Osten fand dagegen Delphi's Ruhm auffallend schwachen Wiederhall. Man kann diese Beobachtung schwerlich umgehen. Als die Römer Italien unterjocht haben, ist der Glanz des pythischen Apoll mit Einem Schlage erblichen, was nicht der Fall gewesen wäre, wenn er in dem soeben für das hellenische Wesen weit und breit erschlossenen Osten nennenswerthen Kredit genoß. Eine genaue Vergleichung aller über die Herkunft von Weihgaben seit den Perserkriegen bekannten Angaben würde das noch ferner bestätigen. Der delphischen Priesterschaft scheint die stete Zurückhaltung der Griechenwelt im Morgen unangenehm gewesen zu sein, was an sich begreiflich wäre; aber man wollte auch ein Uebriges thun und diese schwache Stelle möglichst verdecken. Schon die grelle Hervorhebung der guten alten Mermnadenzeit bei Herodot dient diesem Streben, allerdings nicht in erster Linie; verdächtig ist der bereits erwähnte „Schatz der Klazomenier" in Delphi, denn diese jonische Stadt war niemals bedeutend und hatte zudem ihren eigenen Apollotempel. Wenn die so benannte Abtheilung noch dazu herhalten mußte, Geschenke des Krösus unterzubringen, dann hebt ein solcher Umstand das Vertrauen keineswegs. Man sollte meinen, daß Delphi auf dem natürlichsten Wege von der Welt die Erbschaft des zerstörten Branchiden-Heiligthums, dem Krösus einst das gleiche Maß von Ehre und Vortheilen zuwandte, antreten konnte, und doch finden wir diese Entwicklung auf unbekannte Art verhindert.

Kehren wir wieder zu Herodots interessanten Protektoren zurück. Seinen Beziehungen zum pythischen Tempel treten die zu dem mächtigen athenischen Geschlecht der Alkmäoniden an die Seite, welches für sich selbst mit Delphi stark liirt war. Herodot ließ es sich nicht entgehen, eine hübsche kleine Darstellung vom Emporkommen dieser Aristokratenfamilie zum besten zu geben. Der Ahn Alkmäon war nämlich den lydischen Bten, welche Krösus zur Pythia schickte, hülfreich gewesen, und der dankbare König versehlte nicht, den braven Athener nach Sardes zu berufen, wo diesem gestattet wurde, so viel Gold aus dem königlichen Schatz zu nehmen, als er tragen konnte. Die Anekdote, lustig erzählt, kollidirt zwar mit Herodots eigener Zeitrechnung, bringt aber ein werthvolles Geständniß bei: die Alkmäoniden haben also den Grund zu ihrem Reichthum aus derselben Quelle geschöpft und zu gleicher Zeit gelegt, wie das mit ihnen stets eng verknüpfte Heiligthum von Delphi. Daß die Fabel, welche wir über den Hergang aufgetischt bekommen, barer Unsinn ist, leuchtet ohne weiteres ein. Die Bedeutung der Alkmäoniden rührte vielmehr, wie Herodot gleich im Anschluß berichtet, aus ihrer Verwandtschaft mit dem Tyrannen Kleisthenes von Sikyon (um 575) her, ihre maßgebende Rolle in Athen hebt erst mit der Vertreibung des Hippias an. In diese Zeit der Einleitung zu den Perserkriegen fällt aber eine historisch gesicherte Berührung des von den Alkmäoniden geleiteten Athen mit Sardes: durch den Hülfszug nach Kleinasien im Jahre 498, wobei die alte lydische Residenz vorübergehend erobert, geplündert und eingeäschert worden ist. Ob vielleicht in dieser Episode der Kern des Vorgangs steckt, der bei Herodot zu einem Schwank aus Krösus' Tagen umgestaltet wurde?

Auch für die Verfolgung dieser Spur sind wir völlig auf das Werk Herodots angewiesen, hätten also kritisch zu prüfen, ob er, der keinen Zusammenhang zwischen Alkmäons Besuch in Sardes und dem militärischen von 498 gelten läßt, seine Sache gut gemacht hat, falls der Konnex dennoch bestehen sollte. Der Milesier Aristagoras, Führer des jonischen Aufstands gegen Darius, gewann die Alkmäoniden bei seinem Besuch Ende 499 in Athen für die Unterstützung der Empörer. 20 athenische und 5 eretriensische Kriegsschiffe erschienen im Frühjahr 498 vor Milet, wo Aristagoras ein Landheer zusammenzog. Die Flotte — deren numerischer Haupttheil gewiß nicht aus diesen 25 Schiffen, sondern aus Geschwadern der Jonier bestand — brachte die Truppen nach Ephesus, von wo aus der Vorstoß nach Sardes erfolgte. Dort kam aber eine starke persische Streitkraft über die Plünderer und trieb sie nach Ephesus zurück; noch vor den Thoren der Stadt erlitten letztere eine schwere Niederlage, bei welcher auch ein tapferer Eretrier fiel. Hienach ist anzunehmen, daß Herodot die Bundesgenossen aus Europa an den Kämpfen zu Lande ebenfalls betheiligt wissen will. Aber von den Athenern sagt er seit der Ankunft ihrer Schiffe vor Milet nichts weiter, als daß sie nach dem schlimmen Ende der Expedition die Jonier vollkommen im Stich ließen und trotz der Bittgesuche des Aristagoras jede fernere Leistung ablehnten.

Dieser Zug ist also keine Heldenthat gewesen, und doch behandelt ihn das Werk Herodots als geradezu epochemachend. Der athenische Admiral Melanthios, „ein Mann von großem bürgerlichen Ansehen", dürfte ein Alkmäonide gewesen sein, wie es dem im Herodoteischen Stil immer als prägnant zu fassenden Zusatze und den Machtverhältnissen im Staate entspricht. Und nun folgt bei unserm Geschichtschreiber der Vermerk: „Diese Schiffe waren der Anfang zu allem Unglück für Hellenen und Barbaren." Wenige Abschnitte später wird wieder etwas erzählt, was man — und nach bisheriger Auffassungsweise mit Recht — als nächsten Begründungspunkt des eben citirten Ausspruchs betrachtet. König Darius soll sich bei der Meldung, Sardes sei verbrannt, um die Jonier gar nicht gekümmert haben, „denn er wußte ohnehin, daß ihnen ihre Empörung eingetränkt werden würde", wohl aber habe er sich belehren lassen, was die Athener für Leute seien. Hierauf folgt die dramatische Scene vom Pfeilschuß gen Himmel und der Bitte an Zeus um Rache an den Athenern, sowie dem Befehl, daß ein Sklave jedesmal vor Beginn der Tafel „Herr, gedenke der Athener!" rufe.

Dennoch halten wir die Bemerkung Herodot I, 97 über den „Anfang zu allem Unglück" für eine frühzeitig eingefügte Glosse. Sie widerspricht der Einleitung zum ganzen Werk (I, 1—5) aufs schärfste, sie stimmt nicht mit Herodots eigenem Wunsch, demzufolge die Athener hätten mehr thun sollen (I, 103; II, 21), sie steht endlich an jener Stelle ganz isolirt da und forderte nach der Technik dieses Schriftstellers bei dem Stimmungsbilde vom Susischen Hofe mindestens einen Hinweis. Außerdem läßt Herodot niemals einen Gegenstand, den er für schicksalsschwer ansieht, so völlig aus den Augen, wie er es bei der Flotte des Melanthios gethan haben müßte. Wenn die Glosse von ihm selbst herrührte, erführen wir, zumal es sich um Athenisches

handelt, dann auch sehr genau, wie und wo sich die Eskadre bewegte, wenn sie heimfuhr, ihren Empfang und Näheres über die Beschlußfassung, den Krieg künftig zu meiden. Herodot ist vielmehr, von dem Zusatze einmal abgesehen, auch im allgemeinen merkwürdig einsilbig über den Antheil Athens beim Zuge, also lag ihm eine solche spannungweckende Bemerkung sicher durchaus fern. Sie stammt offenbar erst von einem Leser, dem die wahre Bedeutung, welche „diese Schiffe" gehabt, noch bekannt war und dem Herodots Schweigen verstockt vorkam. — Versuchen wir auf gut Glück auszumitteln, was es war, das jener Glossator gewußt haben kann und das uns Herodot verheimlicht. Es ist dazu nur ein Weg möglich: die unmittelbaren Folgen der Atheniſchen Expedition zusammenzustellen und aus dem neugewonnenen Bilde, aus der Art der Verschiebungen gegen früher, auf die treibenden Ursachen rückzuschließen.

Ein Moment kennen wir schon, nämlich den Zorn des Darius gegen Athen — nicht gegen Eretria, das doch nach dem frühen, der modernen Forschung so unerklärlichen Verschwinden der attischen Flotte seine Seeleute drüben weiter kämpfen ließ. Man konnte einräumen, daß Eretria für Herodot kein Interesse darbot. Zerstört wurde es ebenso wie Athen beim Rachezuge des Xerxes —, aber die Motivirung des königlichen Zornes erregt bei jedem Kenner des alten Orients lebhaftes Kopfschütteln. Aufruhr gegen den Suzerän war zur Perserzeit keine geringere Sünde als zur assyrischen, während die unfreundliche Gesinnung fremder Völker stets zu den politischen Voraussetzungen gehörte. Und Herodot kannte immerhin den Orient, er wußte jedenfalls genau, wie man sich in den persischen Provinzen des Mittelmeers zu benehmen suchte, um den Großkönig nicht zu reizen. Nimmt sich ein so informirter Mann heraus, den Athenern ihren Feind Darius in einer ganz unwahrhaftig nonchalanten Pose darzustellen, dann erzählt er auch nicht den eigentlichen Grund von dessen Zorn gegen die Stadt des Kekrops. Beim Falle von Milet wurde doch auch den Joniern keine Gnade erzeigt, die ins Elend nach Babylonien geschleppt worden sind. Wieder auf ein hellenisches Publikum berechnet ist dabei Herodots Beschönigung, den Milesiern sei jedoch sonst nichts angethan worden. Die guten Leute am Keramikus sollten sich jene harte Maßregel vielmehr so vorstellen, als entspräche sie ungefähr einer griechischen Kolonisteneutsendung.

Aristagoras, der Beherrscher von Milet, ist seit Ankunft des Melanthios plötzlich von einer Thatenunlust befallen worden, die sehr gegen seine bisherige Energie absticht. Das Heer der Stadt übergibt er zwei Unterbefehlshabern; er selbst bleibt in Milet, fehlt also bei den Vorgängen zu Sardes und dem selbst im Alterthum binnen wenigen Stunden zur See erreichbaren Ephesus. Als aber die Athener sich von der gemeinsamen Sache lossagen, schickt er Boten über Boten an sie — ein Verkehr, der auch während des Zuges der Landmacht nach Sardes mit der bei Ephesus ankernden Flotte bestehen konnte. Noch merkwürdiger ist die Erscheinung, daß Aristagoras [1]) unmittelbar nach Abfahrt des Melanthios seine persönlichen Anhänger um sich sammelt und die Ueberzeugung verkündet, den Persern sei ja doch nicht zu widerstehen. Wer ihm also jetzt folgen wolle, den werde er recht weit wegführen, nach Sardinien oder Thracien. Herodot weiß rein nichts von dem unvermeidlichen Erstaunen und dem Unwillen in Milet über diese schamlose Erklärung, sondern läßt den Geschichtschreiber Hekatäus ganz sachlich und trocken erwidern, Aristagoras solle sich in diesem Falle lieber auf der nahen Insel Leros verschanzen, von wo aus Milet nach seiner künftigen Eroberung (!) den Persern leicht wieder entrissen werden könne. Aber der verblendete Fürst läßt sich nicht mehr rathen, sondern segelt nach Thracien, Hals über Kopf, wo er noch 498 im Kampfe mit den Eingeborenen fiel. Es scheint also nur in Milet damals eine Art Fluidum gewaltet zu haben, das allen physischen und moralischen Muth des Aristagoras lähmte: vorher wie nachher war er ein tapferer Mann und fand als solcher den Tod. — Im Frühjahr 497 erschien das persische Landheer vor Milet und hat natürlich den Branchidentempel sofort zerstört, gewiß noch vor der letzten Seeschlacht, die der Stadt auch den Wasserweg versperrte. Bis 494 hielten die Milesier aus, dann erlagen sie einem Sturmangriff. In einem Fragment Diodors (X, 59) wird noch die überraschende Nachricht geboten, daß Hekatäus später in der Umgebung des Siegers Artaphernes weilte und für milde Behandlung seiner Stammgenossen eintrat. Er müßte sich also einen Spezialpardon erwirkt haben.

Jetzt bleibt noch Athen übrig. Es ist ganz unbekannt, ob die Staatsbehörden dort den Melanthios zurückriefen oder ob er aus eigener Initiative zurückkehrte und nachträgliche Billigung für diesen Schritt erhielt. Sicher ist nur, daß seine Wiederkunft den Bürgern nicht erwartet kam und den Anstoß zu einer Bewegung gegen die Alkmäoniden gab. Schon 497 erscheint die herrschende Stellung dieser Familie so tief untergraben, daß einer ihrer verbannten Gegner, der Pisistratide Hipparchos, Charmes' Sohn, zurückberufen wird und bei der Wahl zum Archonten für das folgende Jahr siegt. Hievon schreibt Herodot freilich nichts, aber die Nachricht ist anderweit erhalten und bezeugt. Indessen waren die Alkmäoniden zu reich und mächtig, als daß ihr Spiel nicht wieder in besseren Stand hätte kommen können. Der Fall Milets traf die Athener als Bewohner der „Mutterstadt" sehr empfindlich, [2]) und es sieht ganz danach aus, als hätten die triumphirenden Feinde der Alkmäoniden daraufhin einen Schlag versucht, der diese, die eigentlich Schuldigen an dem Untergange der jonischen Hauptstadt, erst recht unmöglich machen sollte. Der Dichter Phrynichos verfaßte ein Trauerspiel, „Die Einnahme von Milet", dessen Tendenz zweifellos in dieser Richtung ging und die atheniſche Politik dann nicht schonte. Aber die Aufnahme des Stückes lief gegen alle Erwartung. Statt die Alkmäoniden zu steinigen, brach das Publikum nach und nach in bitterliches Schluchzen aus: — ob es im Alterthum Leute gab, die wir heute „Thränenclaqueurs" zu nennen hätten, verräth keine Handschrift, aber daß hier wirklich etwas zur Vorbereitung des allgemeinen Gerührtseins geschehen sein mag, läßt das Nachspiel ahnen. Phrynichos wurde in Eile vor die Richter geschleppt, welche, nicht minder tief gerührt, das Werk für die Zukunft verboten und den Verfasser zu 1000 Drachmen Strafe verurtheilten, weil er „die Athener an häusliches Leid erinnert" habe. Eine ärgere Blüthe der Korruption ist wohl selten gezüchtet worden. Die Alkmäoniden, als erklärte Feinde der Perser an die Spitze Athens gestellt, hatten die Jonier im Stiche gelassen, aber als ihnen die Quittung öffentlich überreicht wurde, vermochten sie die Begriffe durch einen künstlichen Entrüstungssturm so zu verwirren, daß ihnen bei dieser Gelegenheit obenein wieder das Heft in die Hand fiel. Denn daß sie es 493 von neuem besaßen, erfuhr Miltiades, der ihrer Verfolgung mit Mühe entging. Erst kurze Zeit vor der Schlacht bei Marathon waren sie wieder gestürzt, und ihr Haupt, des Kleisthenes Sohn Megakles, [3]) wurde exilirt. Daher geschah es, daß die In-

[1]) „Ein Mann von keiner hohen Seele, wie sich zeigte", wird Herodot V, 124 geurtheilt. Daß er länger in Milet ausharrte, sieht nur wegen der dortigen Zwischenschube in die Erzählung so aus.

[2]) Wenn diese Verknüpfung Milets mit Athen keine spätere Erfindung und aus dem oben folgenden Vorfall abgeleitet ist.

[3]) Verbannte Alkmäoniden gehen stets nach Delphi, während z. B. ihr Gegner Themistokles in der Gegend von Dodona Zuflucht suchte.

schrift auf dem Siegesdenkmal von Marathon nicht von dem Delphi-Poeten Pindar gedichtet wurde, der auch Megakles einst im Kliententone ansang, sondern seinem uns schon bekannten Antagonisten Simonides übertragen worden ist.

Herodots eigene Darstellung, durch verhältnißmäßig wenige Angaben aus anderen Quellen kontrolirt, beziehungsweise berichtigt, hat uns somit den Indizienbeweis für die wahre Lösung des delphischen Problems geliefert. Der Geschichtschreiber berichtet uns von zahlreichen lydischen Königsgaben in Delphi, bleibt aber den Beleg ihrer Qualität als solcher schuldig. Dafür ist festgestellt, daß solche Gaben in Branchidä waren, und daß vielmehr der dortige Tempel als Reichsheiligthum der Mermnaden zu betrachten ist. Die als Geschenke des Krösus (beziehungsweise Midas und Gyges) bezeichneten Werthobjekte zu Delphi sind sämmtlich ohne Vermerk ihrer Herkunft. Aber der Reichthum der Alkmäoniden rührt ebenfalls von der Munificenz des Krösus her. Die erste historische Beziehung dieses Geschlechts zu Kleinasien besteht in der Entsendung jener „Unheilsflotte" unter Melanthios. Sie kehrt ohne nennenswerthe That wieder zurück und versticht Aristagoras in die gleiche Art des Benehmens. Aber Darius faßt, obgleich durch dieses Verfahren die Sache der Jonier empfindlich geschädigt worden ist, einen heftigen Groll auf die Athener. Zunächst trifft jedoch seine Rache die verrätherischen Branchiden, deren Tempelschatz sich als entfremdet erweist; es war bei Beginn des Aufstandes, wie aus Hekatäus' Rath hervorgeht, noch vorhanden gewesen und nicht für die Zwecke des Krieges angegriffen worden.

Geschichtsforschung und Polizeiwissenschaft scheinen noch heutigestags, ungeachtet aller Fortschritte der kritischen Methode, für zwei ziemlich heterogene Dinge angesehen zu werden. Wäre hingegen einer unsrer Historiker im unverjährten Besitze eines Anspruchs auf die Schätze der Branchiden: er läse seinen Herodot gewiß ganz anders als vordem und würde auch dem eventuellen Vorwurfe rein kriminalistischer Folgerungen nicht weichen. Diese nun sind von hier an eben unausbleiblich. Schon Max Duncker hatte ganz richtig gefolgert, daß das plötzliche Verschwinden des Melanthios einen uns nicht mehr bekannten Grund haben mußte, und hat an eine Verstimmung zwischen Joniern und Athenern gedacht. Sie wird nicht ausgeblieben sein, als man erfuhr, daß Aristagoras und die Leute der Alkmäoniden sich — wahrscheinlich während der Kämpfe um Sardes — in die Tempelschätze der Branchiden getheilt hatten und davongesegelt waren, Jeder seines eigenen Weges! Aristagoras verlor bald Gold und Leben im thrarischen Barbarenlande, die Alkmäoniden aber übergaben ihren muthmaßlich reicheren Antheil der sichersten Hut, ihren priesterlichen Bankiers zu Delphi — cum privilegio Apollinis. Natürlich kratzte man dort die Weihinschriften sorgfältig aus und vermied es auch, neue einzugraben. Krösus als Stifter konnte ja erst der nächsten Generation aufgebunden werden, und dieses Amtes hat sich der gemüthliche Herodot dann unterzogen. Damit wird leider alles, was der Vater der Geschichte von den Zeiten vor 494 aus Hellas erzählt, der weitgreifendsten und weitherzigsten Konstruktion zugunsten seines Auftrages verdächtig, was im einzelnen nachgewiesen werden muß und kann, hier jedoch keinen Platz mehr findet. Bald nach der Rückkehr des Melanthios scheint aber die Kunde von dem kecken Streiche in Jonien zu Athen ruchbar geworden zu sein und den Alkmäoniden die führende Stelle gekostet zu haben, wie schon geschildert. Sie erwarben sie bei Gelegenheit des Phrynichos-Handels zurück, aber das verlorene Vertrauen war noch nicht hergestellt: es sieht fast aus, als hätten die Massen vor dem Zorn der Götter gezittert, solange dieses seevelhaft bereicherte Geschlecht der Stadt vorstand. Mit der Verbannung des Megakles endete dieser Abschnitt der Geschichte des Alkmäonidenhauses.

Einige Bemerkungen zu der eigenthümlichen Figur, welche der Geschichtschreiber Hekatäus bei Herodot annimmt, sind noch vonnöthen. Sein ganz vernünftiger Rath, eine große Anleihe beim Branchidentempel zu machen, damit man den Krieg gegen Persien kraftvoll führen könne, sieht nunmehr aus, als trage er allein die intellektuelle Schuld an dem nachherigen Raube. Wenn er den Vorschlag unter den von Herodot angegebenen Umständen machte, so lag ihm lediglich die Kenntniß des gleichen Verfahrens babylonischer und gewiß auch persischer Könige zugrunde. Wahrscheinlicher ist aber, daß der spätere Rathschlag des Hekatäus, die Insel Leros zu befestigen, schon damit zusammenhängt. Aus der Konfusion, welche bei Herodot über diesen Punkt herrscht, wird nämlich sofort ein klares Bild, wenn man an eine Zuflucht für die Schätze der Branchiden auf Leros denkt, da Milet bereits von der Belagerung bedroht ist. Möglich, daß Aristagoras und Melanthios, dessen Verweilen in den jonischen Gewässern dann also einige Wochen länger dauerte, die Reichthümer erst in die Hände bekamen, als sie den Vorschlag scheinbar auszuführen sich anschickten. Niemand darf es aber Hekatäus verübeln, daß er nach dem trenlosen Verschwinden des Tyrannen und der Athener die Sache seiner Landsleute verloren gab und zu den Persern ging, um den Verrathenen wenigstens dort nützlich zu werden.

König Darius konnte an Milet, Branchidä und Eretria die Rache vollziehen; sein Nachfolger Xerxes strafte auch Athen durch Zerstörung und scheint sogar Delphi verbrannt zu haben. Herodot erzählt nur eine Legende über die Rettung dieses Heiligthums, wobei Steine vom Himmel fallen wie im Buche Josua, gibt aber doch einen großen Brand zu, den er einfach 70 Jahre vorausdatirt. Den Persern entgingen wohl die gesuchten Schätze, zu deren Bergung die Zeit vorhanden war, nicht aber der Tempel selbst. Die Alkmäoniden halfen ihn wieder aufbauen, und von dem goldenen „Löwen des Krösus" fehlten nachher zwei Fünftel des ursprünglichen Gewichts.

Wir halten es jedoch für wahrscheinlich und vielleicht nachweisbar, daß Herodot Dinge aus der Zeit zwischen 510 und 480 in die des Pisistratos vordatirt hat, namentlich wenn schon damals Alkmäoniden in Delphi erschienen.

Mittheilungen und Nachrichten.

Stille Wetten. Neue Stimmungen aus Dingsda Von Johannes Schlaf. Berlin, F. Fontane u. Cie. 1899. — Die ängstliche Kleinmalerei und der neraöse Impressionismus, welche die Schöpfungen Schlafs charakterisiren und ihm selbst eine aolle Wirkung und dem Leser einen wahrhaft sättigenden Genuß nur selten ermöglichen, kennzeichnen auch dieses sein neues Buch. Jedoch ist hier mehr als sonst ein erfrischender Gesundheitshauch zu spüren, und ein leichtes Rekonvaleszentenroth auf den Wangen des Kranken berührt angenehm. Selbst eine große Linie wächst zum Schluß aus dem vielfarbigen und filigranen Arabeskenwerk hervor. Zunächst freilich wird uns nichts geschenkt aon dee minutiösen Holz-Schlaf'schen Stillleben-Kleinkunst, sozulugen nicht ein Mückenbein am Fenster. Zwei Seelen wohnen in Schlafs Kunst: die eines echten Poeten und die eines echten Philisters. In einer fast komisch wirkenden Niederländerei feiert der Philister in Schlaf wahre Triumphe. Da stoßen wir auf Scenen, die ebenfagut in Engels prosaischem „Herr Lorenz Stark" stehen könnten. Wenn Schlofs Hausmirthin in seiner Sommer- aber vielmehr Herbstfrische Pflaumenmus kacht, müssen wir das ganze Rezept dazu mit der Geschwätzigkeit einer alten Tante über uns ergehen lassen. Oder gar, wenn Schlafs Hausherr, der edle Krämer Haberlond, seine Düten klebt! ... „Ich stopfe mir Schog in meinen Stummel und

zünde mir eine Morgenpfeife an, und Herr Haberland klebt an seinen Düten weiter. — Große Düten, mittelgroße Düten, kleine und kleinste Düten. Spitze Düten und eckige Düten. Blaue, graue, gelbe und weiße Düten. — In vier langen Reihen bedecken sie den Lndentisch in einer Weise (sic!), daß Herr Haberland den Pinsel nur in den Kleistertopf zu tunken und, während er die eine seiner großen dürren Hände drüber spreizt, mit ihm darüber hinzufahren braucht" u. s. w. Ein ander Mal wird das Aussehen eines Blumentopfes mit einer Gründlichkeit geschildert, welche hinter der berühmten Schilderung des Achilleischen Schildes bei Homer nicht zurücksteht. Das bißchen Plein-Air, mit dem Schlaf diese Trockenheiten genießbar zu machen sucht, vermag unsre innere Oedigkeit nicht zu überwinden. Schlaf kann uns indessen entgegenhalten, daß gerade diese titteligen Schilderungen das Substrat, gewissermaßen das Sprungbrett für seine höheren Gedanken seien. Es ist nun allerdings richtig, daß er aus seinem Krämer auf eine Meditation über den psychologischen Kern des Unsterblichkeitsglaubens kommt, daß aus der eingehenden Betrachtung des Blumenspendens sich allerlei Gedanken- und Empfindungsreihen weiterspinnen. Aber müssen uns denn alle Phasen eines solchen Prozesses mit solcher fast kindlicher Genauigkeit vorgeführt werden? Ist diese Schilderungswaise, diese Selbstanatyse noch Kunst? Und dieses vom Hundertsten ins Tausendste kommen, worin diese Skizzen wahrhafte Orgien feiern! Gehört nicht vielmehr ein starkes Stück Selbstüberschätzung dazu, diese manchmal mehr psychopathisch interessirenden Ergüsse dem Publikum in Buchform darzubieten? Und was soll man zu Stellen sagen wie die folgende:

„Der Schmerz. —
Was fällt mir da ein!
Es ist Winter und alles ist dicht verschneit. . . ."

Ja, wenn die Kunst aus guten Einfällen bestünde . . .!

Gegenüber diesen sattsam bekannten Untugenden der Schlafschen Muse mögen zwei Stücke aus seinen neuen Skizzen hervorgehoben werden, welche uneingeschränktes Lob verdienen. Das eine ist die Skizze „Herbstblumen", in der das intime Sichhineinfühlen in die Natur, das Schlaf in hohem Maß eigen ist, Stimmungen von eigenartigstem Reiz hervorgebracht hat, welche hier nicht zersplittern, sondern den vollen Zauber eines Herbstgartens in uns hinüberströmen lassen. Hier ist abgerundete Geschlossenheit; ein Dutzend solcher Skizzen würde uns ein wirkliches Buch und kein Tohuwabohu von Stimmungen geben. Ebensosehr erfreut die Konzentrationsfähigkeit an der Skizzenfolge: „Bibeltektüre". Eine wirklich große, einheitlich durchempfundene, mit manchmal wundersamen Farben und Tönen ergreifende Schilderung des Christus-Dramas entrollt der Dichter in diesen Bildern. Sein Naturpantheismus mündet hier auf einen poetischen Monismus aus, der wie ein Halleluja aus der düsteren Historie hervorbricht. Diese beiden Stücke sind es denn auch, welche hoffen lassen, daß Schlaf sich doch noch zu gesunder Konzentration seiner Empfindungen und seiner bedeutenden Beobachtungsgabe durchringen wird. Freilich wird er dann an seinem naturirten literarischen Prophetenthum ebensoviel wegstreichen müssen, wie er an schlichtem, zielbewußtem und nicht arabeskenhaftem Hervorarbeiten seines Innern gewinnen muß.

Karlsruhe i. B. Albert Geiger.

Zum Motiv der „Bösen Sieben". Heine berichtet in seinem Brief To Lumley, Esqu., Director of the Theatre of Her Majesty the Queen, den er als Erläuterung seinem Tanzpoem „Der Doktor Faust" beigegeben hat, über ein Faustdrama, das er zur Zeit eines Pferdemarkts in einem hannoverischen Flecken sah. Bei der Beschwörung erscheint der Teufel nacheinander in der Gestalt verschiedener Thiere, eines Schweins, eines Ochsen, eines Affen, doch Faust weist ihn zurück mit dem Bedeuten: „Du mußt bösartiger aussehen, um mir Schrecken einzuflößen." Der Teufel erscheint alsdann wie ein Löwe brüllend, quaerens quem devorat. Auch jetzt ist er dem kecken Nekromanten nicht furchtbar genug, er muß sich mit eingeklemmtem Schweif in die Coulissen zurückziehen und kehrt wieder als riesige Schlange. „Du bist noch nicht entsetzlich und grauenhaft genug", sagt Faust. Der Teufel muß nochmals beschämt von dannen trollen, und jetzt sehen wir ihn hervortreten in der Gestalt eines Menschen von schönster Leibesbildung und gehüllt in einen rothen Mantel. Faust gibt ihm seine Verwunderung darüber zu erkennen und der Rothmantel antwortet: „Es ist nichts Entsetzlicheres und Grauenhafteres als der Mensch, in ihm grunzt und brüllt und meckert und zischt die Natur aller anderen Thiere, er ist so unsittlich wie ein Schwein, so brutal wie ein Ochse, so tückerlich wie ein Affe, so zornig wie ein Löwe, so giftig wie eine Schlange, er ist ein Kompositum der ganzen Animalität." Hier haben wir das aus Nachel bekannte Motiv in volksthümlicher Verwendung.

Wien. Richard Maria Werner.

* In Nr. 97 der Beilage brachten wir eine der Wiener „Montagsrevue" entnommene Mittheilung über den Abgang des Philologen Prof. Marx von der Wiener Universität, in der am Schluß auch erwähnt wurde, daß bisher „alle für den Lehrstuhl des genannten Professors in Aussicht genommenen deutschen Kandidaten, insbesondere Professor Crusius in Heidelberg, eine Berufung abgelehnt haben". Von hochgeschätzter und durchaus vertrauenswürdiger Seite werden wir heute darauf aufmerksam gemacht, daß einerseits die Motive des Abgangs des Prof. Marx in jener Mittheilung wohl kaum richtig dargestellt sein dürften, und daß andrerseits außer mit Prof. Crusius mit keinem deutschen Professor über eine Berufung auf einen philologischen Lehrstuhl nach Wien verhandelt worden sei. Bei der Berufung des Prof. Crusius handelte es sich außerdem nicht um die Stelle von Marx, der durch einen Latinisten ersetzt werden wird, sondern um die Nachfolgerschaft des mit dem Ende dieses Semesters ausscheidenden Prof. Schenkl.

* **Aachen.** Hier ist der Kunstforscher und Archäologe Dr. Franz Bock, 76 Jahre alt, gestorben. Seine Arbeiten behandelten hauptsächlich die Entstehungsgeschichte rheinischer Kirchen und ihrer Reliquienschätze.

* **Posen.** Zum Direktor des hiesigen Hygienischen Instituts wurde der bisherige außerordentliche Professor an der Universität Marburg, Dr. Erich Wernicke, ernannt.

* **Graz.** Prof. Dr. Anton Schönbach hat eine Berufung an die deutsche Universität in Prag an die Stelle des Hofraths Prof. Kette abgelehnt.

* **Prag.** An Stelle des Hofraths Prof. Dr. Knatl, der nach Prof. Strickers Tode zu dessen Nachfolger an der Lehrkanzel für allgemeine und experimentelle Pathologie an der Wiener Universität ernannt worden war, ist vom medizinischen Professorenkollegium der hiesigen deutschen Universität der ordentliche Professor der bezeichneten Disciplin an der Innsbrucker Universität, Dr. Lewit, in Vorschlag gebracht worden. An Stelle Prof. Lewits soll, wie wir vernehmen, der Privatdozent Dr. Hering in Prag, Sohn des Leipziger Physiologen Hofraths Prof. Dr. Hering, an die Innsbrucker Universität berufen werden.

* **Bern.** Der frühere Privatdozent an der Züricher Universität und jetzige Redakteur des „Schweizerischen Handelsamtsblatts" in Bern, Dr. G. H. Schmidt, hat sich an der hiesigen Hochschule für Nationalökonomie und Statistik habilitirt.

* **Aus Amerika.** Der frühere Präsident der Vereinigten Staaten, Cleveland, übernimmt demnächst die neu errichtete Professur der Politik an der Universität von Princeton.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Soeben erschien:

VI. Antiquariatskatalog VI,

enthaltend: Philologie, Philosophie, Rechtswissenschaft, Staatswissenschaft, Nationalökonomie, Technologie und Bavarica. Auch stehen Kataloge über Medizin, kath. Theologie, Geschenkliteratur, Geschichte, Geographie, ausländische, deutsche Literatur und Belletristik gratis und franko.

Schacherl & Mütterlein, Antiquariat u. Buchhandlung,
München, Schillerstrasse 48. (7335)

NB. Ankauf von einzelnen besseren Werken u. ganzen Bibliotheken.

Jahrgang 1899. München, Donnerstag, 4. Mai. Nummer 102.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 8.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Der „Gefion“ zweiter Akt. — Jens Peter Jacobsen. I. Von W. Fred. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der „Gefion“ zweiter Akt.

In Eckernförde beging man vor wenig Wochen den 50. Erinnerungstag an den glorreichen Sieg, den eine Handvoll schleswig-holsteinischer Kanoniere über die Uebermacht dänischer Kriegsschiffe am 5. April 1849 davontrug, und ganz Deutschland nahm an dieser Feier herzlichen Antheil; war doch die Wegnahme der „Gefion“ nahezu der einzige Lichtblick in dem langen und schließlich erfolglosen Ringen der Söhne des meerumschlungenen Landes um die Wahrung seiner politischen Rechte. Wenig klar ist gleichwohl den Meisten in unsern Tagen der politische Hintergrund, auf dem jener heldenmüthige Kampf sich abspielte, und nahezu völlig vergessen sind die eigenartigen und wenig rühmlichen Schicksale, welche die „Gefion“ ertragen mußte, ehe sie endlich, von preußischen Königs-Grenadieren in ihren Segeln und Enden bedient, aus dem Eckernförder Hafen geborgen und in Sicherheit gebracht wurde.

Als am Abend des 5. April 1849 das kaum Erwartete geschah und die „Gefion“ ihre Flagge strich, ergaben sich für die maßgebenden politischen Faktoren in Deutschland in gewissem Sinn unerwünschtere Verhältnisse, als wenn das Gegentheil stattgefunden und die dänische Flotte die kleinen Strandbatterien überwältigt hätte, spielte doch in all diesen Wirren, nach außen wenig hervortretend, aber dafür um so erbitterter, der Widerstreit zwischen den Parteigängern Oesterreichs und Preußens, und war doch das letztere, für dessen entschiedenes und zielbewußtes Vorgehen der Mann und die Zeit noch nicht gekommen war, mindestens in Schleswig-Holstein nahezu ebenso unbeliebt, wie das kleine und durch seine Seegeltung doch so mächtige dänische Inselreich.

Zur Zeit des Gefechts bei Eckernförde vollzog sich in deutschen Landen an drei verschiedenen Stellen nach allzu langer Thatenlosigkeit eine Rüstung für den Kampf zur See, auf der allein man hoffen konnte, der Dänen Herr zu werden. Preußen rüstete im Frühjahr 1849 seine das Jahr zuvor erbauten Ruderkanonenboote, die Schleswig-Holsteiner hatten, an fremder Hülfe verzweifelnd, selbst eine Anzahl von Kanonenbooten und kleinen Dampfern mit seegewohnten Kauffahrteimatrosen und Fischern bemannt, deren Hingabe an das gesteckte Ziel die mangelnde Kriegsschiffsübung ersetzte, und auf der Weser fanden sich allmählich jene Schiffe zusammen, auf die das deutsche Volk so große Hoffnungen setzte und die so kläglich enden sollten.

Den ersten und begründetsten Anspruch auf die Siegesbeute hatten nach Lage der Dinge die Schleswig-Holsteiner: die Zentralgewalt in Frankfurt a. M. betrachtete sie gleichzeitig als einen Zuwachs zu den Seestreitkräften des Bundes, und dem allgemeinen Mißtrauen gegen die Preußen entsprach es, daß man argwöhnte, dieselben würden im Guten oder Bösen versuchen, die „Gefion“ für sich zu gewinnen Dieses Mißtrauen trägt allem Anschein nach die Hauptschuld an den bedauerlichen Schicksalen der stolzen Fregatte, und es klingt immer wieder an, wo ernstliche Gefahren für dieselbe zu energischerem Handeln hätten zwingen sollen. Die Fregatte, ein fast neues Schiff, das Werk eines bekannten dänischen Schiffbauingenieurs, das durch seine Leistungen und See-Eigenschaften sich einen glänzenden Namen in der dänischen Marine gemacht hatte, war im Kampf vor Eckernförde zwar arg zerschossen, aber doch in einem Zustand, daß ihre Wiederherstellung ohne allzu große Mühe und Kosten und in verhältnißmäßig kurzer Zeit sich hätte bewerkstelligen lassen.

Das Erste indessen, was in Bezug auf die Fregatte geschah, war, daß der im Holsteiner Land namens des Bundes kommandirende preußische General v. Prittwitz ihre Kanonen fortnahm, um damit die am Sundewitt aufgeworfenen Strandbatterien zu armiren. Den äußeren Anlaß zu dieser befremdlichen Maßregel hatten einige Bomben geboten, welche die dänische Korvette „Galathea“ am Vorabend von Eckernförde gegen den Flecken Gravenstein am Rübel-Noor geworfen hatte; daß es richtiger gewesen wäre, den dänischen Kriegsschiffen mit gleichen Waffen entgegenzutreten und zu diesem Zweck die Fregatte beschleunigt wieder herzustellen, kam dem preußischen Befehlshaber wohl nicht zum Bewußtsein.

Das Kommando über die Fregatte übertrug der Reichsverweser, hiemit seinen Anspruch auf dieselbe bethätigend, einem Seeoffizier schleswig-holsteinischer Abstammung, der aber seine Ausbildung als solcher in dänischen Diensten empfangen hatte und dem deßhalb die eigenen Landsleute ebenso unverhohlenes wie unverdientes Mißtrauen entgegenbrachten, dem Kapitän z. S. O. Donner. Als Besatzung hoffte man die mit dem Schiff gefangenen Schleswig-Holsteiner zu gewinnen, aber diese Leute, welche zumeist von der mehr dänisch als deutsch gesinnten Insel Arrö stammten, zogen die Kriegsgefangenschaft dem Eintritt in die Bundesmarine vor, und so blieb die stolze Siegesbeute mit einer Bemannung von 24 Mann bewegungslos, in ihrer Wiederherstellung lässig gefördert, in Eckernförde liegen. Um sie einigermaßen vor der Wegnahme durch die eifrig „auspassenden“ Dänen zu schützen, verholte man die Fregatte nach dem inneren Hafen in die Einfahrt zum Windebye-Noor, einem engen Wasserlauf, dessen Nachbarschaft von Holzlagern und Thransiedereien ihr später noch gefahrdrohend werden sollte; Donner gab bald darauf das Kommando ab und wir finden ihn im folgenden Jahre in preußischen Diensten. Die zu weiterem Fechten bereiten schleswig-holsteinischen Matrosen aber traten in den Dienst der eigenen Marine der Herzogthümer über.

Die Verhältnisse im meerumschlungenen Lande wurden inzwischen durch den Verlauf der Ereignisse nicht klarer; die Erfolge, welche die Waffen errangen, wurden durch eine wankelmüthige Staatskunst verdorben. Wiederholt schossen sich im Laufe des Sommers die Kanonenboote der Schleswig-

Digitized by Google

Holsteiner mit den dänischen Kriegsschiffen vor der Kieler Föhrde mit gutem Glück herum, für die „Gefion“ aber geschah nichts nachhaltiges, und als die Statthalterschaft in Kiel ausgangs des Sommers den Kriegsdampfer „Bonin“ nach Eckernförde schickte, um die unglückliche Fregatte in ein gegen Menschen und Elemente gesichertes Winterlager zu schaffen, kam der Dampfer unverrichteter Sache zurück, nach einer Version, weil die Barre vor dem inneren Hafen ihr Herausbringen nicht erlaubt hätte, nach der anderen, weil die preußische Garnison am Bollwerk aufmarschirt sei, um die Fortnahme des Schiffes zu verhindern. Die öffentliche Meinung machte die Preußen für den Vorgang verantwortlich; mit gleichem Recht konnte ein Vorwurf, wenn er überhaupt berechtigt war, gegen die inzwischen eingesetzte Landesverwaltung in Schleswig und gegen sonst Jemand erhoben werden.

In dieser Zeit schwebten Verhandlungen über das Winterlager für die deutsche Flotte, für welche man preußischerseits Swinemünde vorschlug, während die Zentralgewalt die Schiffe nicht von der Weser weglassen wollte. Gleichzeitig ging das Gerücht, Preußen sei geneigt, die „Gefion“, wenn es sie nicht in die eigene Gewalt bekommen könne, den Dänen wieder auszuliefern, und als Antwort hierauf ist wohl die Instruktion zu betrachten, welche der Reichsmarineminister Jochmus dem von Bromny vorgeschlagenen neuen Kommandanten, dem ehemaligen Steuermann der Handelsmarine und nunmehrigen Leutnant Poppe, mitgab, er möge die „Gefion“, die jetzt den Namen „Eckernförde“ trug, lieber in die Luft sprengen oder verbrennen, ehe er dulde, daß irgendwelche anderen als die ihm unmittelbar unterstellten Land- oder Marinetruppen ihren Fuß auf dieselbe setzten.

Unter dem Eindruck dieser Instruktion verging der der Winter. Die Verhältnisse auf der „Gefion“ hatten sich während dieser Zeit insoweit gebessert, als man die Reparatur des Schiffes gefördert und die Besatzung bis auf etwa 160 Mann ergänzt hatte; außer Poppe befand sich an Bord der Schiffsfähnrich Franz Kinderling, ein geborener Brandenburger, als erster Offizier und ferner vier andere Fähnriche von verschiedenster Herkunft und Vorbildung. Die Besatzung bestand, wie die gesammte Bemannung der deutschen Flotte, aus geworbenen Leuten, viele waren darunter, die vordem in dänischen Marinediensten gestanden hatten. Es ist begreiflich genug, daß diese die Wegnahme der schönen Fregatte noch nicht verschmerzt hatten, und daß ihnen der fast hülflose Zustand derselben leichtes Spiel zu gewährleisten schien, wenn sie das Schiff der alten Flagge mit List oder Gewalt wieder zuführten. Am 3. März 1850 belauschte Schiffsfähnrich Bostelmann ein Gespräch, aus dem hervorging, daß ein solcher Anschlag thatsächlich geplant war; Leutnant Poppe aber war nicht der Mann des energischen Handelns und am nächsten Morgen waren die Schuldigen an Bord desertirt. Dieser Morgen aber brachte die Meuterei zu offenem Ausbruch. Die Offiziere saßen in ihrer Messe beim Frühstück, als der Wachhabende herunterkam mit der Meldung, ein Matrose habe ihm offen den Gehorsam verweigert, und die Mannschaft habe sich auf seine Seite gestellt und seine Verhaftung verhindert. Gleich darauf verkündete lauter Lärm, daß die Empörung in vollem Gange war, ein wirrer Haufe von Matrosen drängte ins Zwischendeck herunter, augenscheinlich Willens, sich der unter Verschluß befindlichen Handwaffen zu bemächtigen. Als Kinderling in seine Kammer eilte, fand er dort den Schlüssel zu den Handwaffen bereits nicht mehr am Platze; er ergriff ein ihm zur Hand liegendes geladenes Pistol und in dem engen Vorraum zur Waffenkammer traf er mit den Meuterern zusammen. Sein Zuruf hatte ein kurzes Stutzen zur Folge, bald aber drängte sich der Matrose, der vorher schon dem Wachthabenden sich widersetzte, hervor, um den ersten Offizier niederzuschlagen. Doch dieser war des Angriffs gewärtig, ein Schuß krachte, und der Rädelsführer war eine Leiche. Die Bestürzung benutzte Kinderling, um an Deck zu eilen, der Kommandant aber, rathlos wie bisher, glaubte die Meuterer zu besänftigen, indem er dem ersten Offizier seinen Säbel abforderte, und ihn als Arrestanten in seine Kammer schickte. Der Erfolg war der entgegengesetzte. Um das Schiff sammelten sich die am Hafen umherlungernden Eckernförder Fischer, an Bord kreiste die Branntweinflasche und alle Disciplin löste sich. In dieser Noth wußte der Kommandant nichts besseres, als Kinderling von Bord zu weisen, dieser aber bahnte sich seinen Weg durch den das Schiff umdrängenden Pöbel zu dem preußischen Garnisonskommandanten, der Generalmarsch schlagen und die Masse auseinandertreiben ließ. Gegen Abend begab sich Kinderling wieder an Bord, auf dem Wege dahin von einem der Meuterer mit dem Messer bedroht, der Kommandant aber sah nun endlich ein, daß die preußischen Grenadiere in dem allgemeinen Tumult die einzige Gewähr für die Erhaltung der Fregatte boten, und am nächsten Morgen besetzte ein Detachement derselben, das anfangs alltäglich abgelöst wurde, das Schiff.

Nachdem die preußische Besatzung an Bord aufgenommen, wurde vereinbart, daß die preußische Flagge neben der Bundeskriegsflagge an Bord gehißt werden sollte, um den Dänen die völlige Neutralität der Fregatte beim Wiederausbruch der Feindseligkeiten mit den Schleswig-Holsteinern zu kennzeichnen. Eine übereifrige Fama war demgemäß alsbald am Werke, es habe sich bei dem Vorgehen Kinderlings um ein abgekartetes Spiel gehandelt, lediglich zu dem Zweck, das Schiff den Preußen zu überantworten. Daß auf Preußen und seiner Armee die Hoffnung Deutschlands beruhte, ließ freilich die schwankende Politik, die man von Berlin aus trieb, damals noch nicht erkennen. Kinderling selbst hatte unter dieser Auffassung, die sein Vorgehen gegen die Meuterer in ein so falsches Licht setzte, noch auf Jahre hinaus zu leiden, denn immer aufs neue verfolgten ihn anonyme Drohungen der Verwandten des niedergeschossenen Rädelsführers. Unterdessen gingen die Ereignisse ihren Gang; Preußen schloß namens des Bundes Frieden mit Dänemark und überließ damit die Schleswig-Holsteiner ihrem Schicksal, das bald darauf in der Schlacht bei Idstedt besiegelt wurde. Die „Gefion“ blieb als Bundeseigenthum in Eckernförde liegen, da aber ihre deutsche Flagge für sich allein den Besitz des Schiffs nicht genügend gewährleistete, wurde nach dem Abzug der preußischen Garnison eine Abtheilung derselben, 100 Mann, unter dem Kommando des Hauptmanns v. Szymlaski an Bord zurückgelassen. Namens des Bundes befehligte nunmehr, nachdem Bromny den Leutnant Poppe zurückgezogen, ein ehemaliger englischer Seeoffizier, der Leutnant erster Klasse Thatcher, an Bord der Fregatte.

Bald folgten die Dänen der zurückgezogenen preußischen Besatzung und voller Ingrimm darüber, daß sie ihre schöne Fregatte unter dem Schutz der preußischen Flagge noch immer als ihnen abgerungene Kriegsbeute respektiren mußten, exerzirten sie dieselbe auf das engste, und wenn sie auch der Besatzung gestatteten, sich an Land zu verproviantiren, so ließen sie doch keinen für dieselbe bestimmten Geldbrief durch, und es fehlte nicht viel, daß sie dieselbe durch Hunger an Bord vertrieben hätten. So kam der September heran und mit ihm das unglückliche Gefecht von Missunde, das sich zwischen den zurückweichenden Holsten und den vordringenden Dänen bis in die Nähe von Eckernförde hinzog. Bald begannen die in der Bucht kreuzenden dänischen Kanonenboote sich am Kampf zu betheiligen, allmählich

aber änderten dieselben ihre Schußrichtung, ihre Bomben schlugen in der Nähe und bald auch auf der „Gefion" selbst ein, und während am Lande das benachbarte Holzlager in Brand gerieth und die Dänen alle Löscharbeiten verhinderten, durchzog Pulverqualm das Schiff, und die darüber hinausragenden Raanaken fingen zu glimmen an. In dieser verzweifelten Lage sah sich der preußische Hauptmann genöthigt, seine Grenadiere an Land zu führen, Leutnant Thatcher aber versuchte, seine eigenen Matrosen, als diese den Brand am Schiffe zu ersticken sich mühten, mit dem Zuruf zurückzuhalten: „Laßt brennen zum Teufel." Zum Glück waren die Schiffsoffiziere der Ehre der Flagge besser eingedenk und ihren Bemühungen gelang es, die Fregatte so weit zu verholen, daß der Brand sie nicht mehr gefährdete.

Wieder nahte nun der Winter; mit der deutschen Flotte ging es langsam zu Ende und in Bezug auf die „Gefion" ruhte die Eifersucht nicht; in Eckernförde konnte die Fregatte nicht bleiben, ihre Ueberführung nach der Weser unter der schwarz-roth-goldenen Flagge war ein Wagniß, das sich nicht nur durch die gänzlich unzulängliche seemännische Besatzung verbot, und draußen auf Rhede lagen die dänischen Kriegsfahrzeuge, deren Matrosen sich zum Theil noch sehr wohl daran erinnerten, wie sie selbst unter dem Danebrog auf der „Gefion" in Dienst gestanden hatten. In einer stürmischen Herbstnacht mit ungewöhnlich hohem Wasserstand gelang es dem ersten Offizier, während der Kommandant ruhig in seiner Kajüte schlief, die Fregatte über die Barre in den Außenhafen zu bringen, noch aber fehlte fast alles, der Ballast, die Instandsetzung der Takelage und tausend andere Dinge, ehe das Schiff zum Inseegehen klar war, vor allem aber fehlte auch ein Befehl für den preußischen Kommandeur, der Anfang Oktober zum Major befördert worden war, daß er die Wegführung der Fregatte nach irgendwelchem anderen Hafen ohne Widerstand zulassen durfte.

Unverzagt arbeiteten inzwischen seine Leute an der Bereitstellung des Schiffs und als endlich Mitte November die heißersehnte Depesche aus Berlin eintraf, war die „Gefion" wenige Stunden später von den getreuen Grenadieren unter Segel gebracht, unterwegs nach Travemünde. Auch diese kurze Fahrt gefährdete noch die gänzliche Unkenntniß des Kommandanten von den Fahrwasserverhältnissen, und nur die nach seemännischen Begriffen pflichtwidrige Selbständigkeit seiner Offiziere bewahrte die Fregatte vor der Strandung im Fehmarnsunde.

Noch vor Schluß des Monats setzte die „Gefion" ihre Reise nach Bremerhaven fort; die preußischen Soldaten waren alsbald nach der Ankunft des Schiffs in Travemünde endlich abkommandirt worden.

Mit der Ueberführung nach Travemünde ist der ruhmlose zweite Akt der „Gefion"-Geschichte zu Ende; ein besserer dritter war der Fregatte beschieden, als sie nach der Auflösung der deutschen Flotte in den Besitz der preußischen Marine überging. Als Flaggschiff führte sie das erste preußische Geschwader im Winter 1852 nach Südamerika, und sie vertrat gemeinsam mit der Dampferkorvette „Danzig" Preußens Interessen, als im Mittelmeer der Knoten sich schürzte, der bei Sebastopol blutige Lösung finden sollte.

Lange Jahre diente sie als Schulschiff und dann als schwimmende Kaserne der preußischen und später der neuerstandenen deutschen Marine, dennoch ließ sich der Beschluß des Deutschen Reichstags vom Jahre 1892: „Die Regierung zu ersuchen, die „Gefion" in Erinnerung an ein bedeutsames historisches Ereignis möglichst lange zu konserviren" auf die Dauer nicht durchführen. Nachdem der Rumpf der Fregatte noch bis 1886 als Hulk verwendet worden, mußte man sich 1890 mit Rücksicht auf seine fortschreitende Fäulniß entschließen, denselben auseinander zu schlagen.

Dem Königsgrenadier-Regiment wurde zur Erinnerung an die getreue Besatzung der Fregatte, die sie vor der Wegnahme durch die Dänen bewahrt hatte, ein Theil des Holzes und des Metalls von dem Schiffskörper zur Herstellung einer entsprechenden Trophäe überlassen. P.K.

Jens Peter Jacobsen.

I.

Es sind jetzt fast 14 Jahre, daß auf einem kleinen Gute im Norden ein großer Dichter hinschied. J. P. Jacobsen, der am 30. April 1885 in Thisted starb, war an seinem Todestage noch nicht 40 Jahre alt. Ein reiches inneres Leben lag hinter ihm. Er hatte zwei Werke geschaffen, die in vielen Lesern Empfindungen von einer Reinheit und Intensität zurücklassen, wie kaum ein Dutzend anderer Werke der Literatur.

J. P. Jacobsen war Zeit seines Lebens selbst bei seinem Heimathsvolke nur den Besten bekannt, nur die Jugend stand auf seiner Seite von jenem Tage an, da er in der Novelle „Mogens" sich als wahrhaft moderner Künstler offenbart hatte. Den Deutschen ist J. P. Jacobsen zumeist erst nach seinem Tode bekannt geworden. Im letzten Jahrzehnt hat allerdings sein Werk „Niels Lyne" durch die Reclam'sche Sammlung starke Verbreitung gefunden und es ist, wie Marie Herzfeld in einem feinen Essay bemerkt, „eine Art Gebetbuch der jüngeren Maler und Poeten" geworden. Weniger bekannt als „Niels Lyne" sind den Deutschen „Frau Marie Grubbe", sowie die Novellen und Gedichte Jacobsens.

Die Verlagshandlung Eugen Diederichs (Florenz und Leipzig) hat sich ein großes Verdienst um die Herausgabe einer Gesammtausgabe J. P. Jacobsens Werke erworben. Frau Marie Herzfeld[1]) hat die beiden Romane, sowie eine Reihe von Tagebuchblättern und Fragmenten Jacobsens in einer wunderbar feinen und angepaßten Weise übersetzt; H. Vogeler-Worpswede und Müller-Schoenefeld (Berlin) begleiten mit ungemein zarten Zeichnungen die Stimmungen der Dichtung. Diese Gesammtausgabe, die hoffen läßt, daß recht Viele J. P. Jacobsens Werke lesen werden, gibt die erwünschte Gelegenheit, mit eigener Ausführlichkeit von dieses Dichters Leben und Werken zu sprechen.

Jacobsen selbst gibt in drei kurzen Sätzen die Geschichte seines Lebens: „Ich bin am 17. April 1847 in Thisted geboren. Was Begebenheiten anbelangt, so weiß ich mich wirklich an keine zu erinnern, die Interesse haben, die hingegen, welche nicht erwähnt werden können, sind natürlich interessant genug."

Viel mehr von den Schicksalen und der Entwicklung Jacobsens wissen auch wir nicht. Für einige Jahre seiner Jünglingszeit ist eine fragmentarische Autobiographie eine gute Quelle, für die letzten Jahre die Briefe an Edward und Georg Brandes (ebenfalls in der Gesammtausgabe enthalten).

Die Ahnen des Dichters väterlicherseits waren nordfütische Bauern, robuste, doch arme Leute, die sich im realen Leben durchzusetzen verstanden. Es waren Menschen, deren Wille das Maß der Erfüllbarkeit genau kannte, die jedoch das Aeußerste zu erreichen wußten, was dem Streben gegeben ist. Von anderer Art war die Mutter, einer Schullehrerfamilie entstammend. Mit sanfter Liebe hat

[1]) Bei dieser Gelegenheit möchte ich nicht versäumen, auf Frau M. Herzfelds Buch „Die Hauptströmungen der skandinavischen Literatur" hinzuweisen. (Berlin, Schuster u. Loeffler.)

Jacobsen an seiner Mutter gehangen. Sie selbst schreibt einmal davon: „Ich erinnere mich noch, wie du klein warst, daß deine kindliche Liebe zu mir manche dunkle und kummervolle Stunde mir verjagt hat.“ Die Kindheit Jacobsens ist uns kaum aufgeklärt. Auf dem Gymnasium erschien er zwar als Sonderling, aber nur ein einziger Fall kam vor, der auf Jens Peter aufmerksam machte: In einem Schulaufsatze hatte er behauptet, die Mönche des Mittelalters könnten bei ihren Geißelhieben ganz gut eine körperliche Befriedigung empfunden haben. Als sein Lehrer ihn voll Ueberraschung fragte, was er damit denn meine, vermochte er das nicht weiter zu erklären; er nickte nur bekräftigend mit dem Kopfe und sagte ein paar Mal: „Es ist so.“

Die Studien gingen langsam vorwärts. Ständige Selbstbeobachtung ließ den Jüngling das Komplizirte seiner Natur erkennen. In dem bereits erwähnten Tagebuch findet sich die folgende Seibstanalyse.

Ich.

Ich bin ein Mensch, der Lust zu allzu vielen Sachen hat. Ich hätte Lust, Botanik, Aesthetik, Kunstgeschichte, Mythologie und gewiß noch vielerlei mehr zu studieren.

Mein Wille ist vielleicht stark in großen Dingen, schwach in Kleinigkeiten, vielleicht augenblicklich erstickt von Gefühlen und Gedanken. Mein Gefühl ist stark, aber macht keinen Lärm. Wenn ich in Begeisterung komme, fährt es mir kalt über den Rücken hinab. Ich beginne leicht zu weinen. Gehe im allgemeinen in Gefühlssachen bis zum Extremen.

Mein Gedankengang ist einigermaßen hastig, aber doch zu langsam, vielleicht klar, vielleicht auch nicht.

Ich flöße in der Regel jungen Mädchen Vertrauen ein.

Ich habe gewiß viel Takt und Feingefühl. Erröthe im allgemeinen ohne Grund.

Sehr eingebildet. Habe gewiß Selbstkritik und bin im ganzen genommen gewiß ein guter scharfer Kritiker. Sehr ehrgeizig.

Obenstehendes ist sehr möglich völlig falsch.

Habe sehr starke Neigung, alles Begegnende in Poesie umzusetzen.... Spaziere am liebsten in der Dämmerung. Träume lieber als ich denke. Bin empfänglich für Schmeichelei, wenn sie fein ist. Sehr reizbar.... Alles möglicherweise Lüge.

Man gewinnt ein eigenthümliches Bild dieses Jünglings aus den Aufzeichnungen und Gedichten jener Tage. Ich stelle mir den jungen Jacobsen als einen blassen, hochaufgeschossenen Burschen vor, der, etwas müde von vielen phantastischen Erregungen, durch die Straßen wandert.

Man wundert sich, wenn man hört, daß dieser verträumte Dichter sich viel mit Naturwissenschaften abgab. Seine ersten schriftstellerischen Arbeiten sind Aufsätze über Darwins Lehre. Jacobsen hat auch Darwins „Ursprung der Arten“, sowie „die Abstammung des Menschen“ ins Dänische übersetzt. Eine selbständige naturwissenschaftliche Arbeit trug ihm die goldene Medaille der Universität ein.

Einige Jahre vorher hatte er jene Novelle veröffentlicht, die ihn an die Spitze der dänischen modernen Literatur stellte: „Mogens“.

Diese Erzählung eines Menschenschicksals ist im Goetheschen Sinne eine Musternovelle. Sie bringt das seltsame Wesen eines Jünglings zum Ausdruck, den ein großes, unglückliches Schicksal aus seinen Bahnen reißt und seinen Lebensweg gerade dort ablenkt, wo er hätte ruhig und regelmäßig verlaufen sollen. Das Schicksal wird überwunden; nach Kämpfen und Verirrungen gelangt der Mann zur ruhigen, liebevollen Ehe. Der Held Mogens ist eine Mischung von Natur und Zivilisation. Die Liebe zu einem kleinen Landmädchen kommt über ihn, und wenn das Schicksal seine zerstörende Hand von dem Paare hätte lassen wollen, wäre das Leben des Jünglings eine schöne ruhige Reihe von idyllischen Begebenheiten gewesen. In einer Unglücksnacht aber fängt das Haus, in dem die Braut wohnt, Flammen. Mogens sucht zu retten. Er darf aber nur noch den Untergang der Geliebten mitansehen. Selbst nur mit Noth und wider Willen gerettet, verfällt der Unglückliche in einen Taumel der Sinne. Er zieht sich selbst in den tiefsten Schmutz. Nichts ist ihm unrein genug. Mit allerlei Gesindel verbrüdert er sich, und seine Lebensauffassung wird immer skeptischer. Wohl hat er selbst das Bewußtsein seines elenden Zustandes. Aber das Unglück hat ihn die traurige Kunst der Verzweiflung an sich selbst gelehrt. Er gewinnt ein liebes und reines Mädchen zur Ehe; doch vertraut er seiner eigenen Kraft nicht. Er fürchtet sich vor sich selbst. Er hat Angst vor der Entfesselung seiner leidenschaftlichen Sinne und daß er sein Weib dann zu sich in den Schmutz ziehen werde. Erst die reine Liebe vermag ihn sich selbst wiederzugeben. — Diese kleine Geschichte, die durchweg auf der Darstellung einer inneren Entwicklung basirt ist, wird von Jacobsen in ruhiger, mit Schönheit gesättigter Sprache vorgetragen. Niemand dürfte das Erstlingswerk vermuthen. Es fehlt vollauf die Hast des ersten Schaffens. So reif ist die Psychologie, daß man kaum das Phantastische in der Voraussetzung in Mogens' Charakter — das Gemisch von Natur und Zivilisation — vermerkt.

Das erste große Werk J. P. Jacobsens, an dem er mehrere Jahre arbeitete, ist „Frau Marie Grubbe“. Es trägt den Untertitel „Interieurs aus dem 17. Jahrhundert“. Es ist ein seltsames Buch. Die Gedanken und die Empfindungen einer verflossenen Zeit hervorzuholen, wie man alte Kostüme von Zeit zu Zeit aus Museumsgarderoben nimmt, um sie zu beschauen, ist des Dichters Absicht im Anfang gewesen; so ist er, wie ein Brief an Eduard Brandes erzählt, in die Bibliothek gegangen und hat allerlei aus jener Zeit gelesen: „alte Dokumente und Briefe und Lügen und Bilder von Mord, Hurerei, Kapitaltaxen, Luderleben, Marktpreisen, Gartenwesen, Kopenhagens Belagerung, Scheidungsprozessen, Kindtaufen, Gutsregistern, Stammtafeln und Leichenpredigten“. Das sollte dann ein Roman werden von einer Frau, die zuerst mit einem Königssohn vermählt gewesen war und dann eines Fergen Weib ward.

Es ist jedoch, wie es ja immer dem Dichter ergeht, anders und weit mehr geworden. Es ist ein Buch vom Weibe geworden; die Geschichte des sinnlichen, mit jähem Temperament und wechselnden unberechenbaren Stimmungen ausgestatteten Weibes. Eine dumpfe Stimmung kommt aus dem Buche. Man wird, wenn man es liest, so ernst: man erkennt die Zerfahrenheit einer Natur, der viele Frauen gleichen, und man muß ersehen, wie solch eine Frau immer tiefer und tiefer hinabsinkt. Der äußerliche Zerfall ist nur das Symbol des inneren. Nicht das, was erzählt wird, macht die Wirkung dieses Buches aus, sondern der Ton, in dem uns diese Geschichte vorgetragen wird.

Es soll im folgenden versucht werden, möglichst in der Art des Originals, den Inhalt der „Marie Grubbe“ ebenso wie dann den des „Niels Lyne“ wiederzugeben und, so oft es angeht, sollen Passagen aus dem Original citirt werden.

Frau Marie Grubbe ist ein Mädchen, aufgewachsen in den seltsamsten Verhältnissen. Die Luft des Vaterhauses ist schwül, sie nährt durch die Unordnung der Familienverhältnisse die reizbare Phantasie des Mädchens, das die Tage im Garten verbringt, träumend, Märchen ausspinnend. Der Vater ist eine robuste Natur, ein Egoist, in dessen Leben der Wein und die wahllose Liebe eine große Rolle spielen. Die Mutter starb, als das Kind noch hülflos; so ist ein Kebsweib im Hause, das das Kind aus

der rechtlichen Ehe haßt. Das rohe Bauernweib und das zarte phantastistische Mädchen kämpfen, wenn auch unbewußt, um ihr Leben im Hause. Das Kind unterliegt, sie wird in die Stadt gesandt zu einer Muhme. Aber auch dort weht nicht die gesunde kräftige Luft, die vielleicht allein die Macht gehabt hätte, dem heranwachsenden Mädchen die unheilvolle Wirkung seines Temperaments zu ersparen.

Eine große Traurigkeit umfängt das Kind, eine vage Sehnsucht. Es drängt in ihr die gährende Gewalt, die in den Seelen aller frühreifen Jungfrauen und Jünglinge die Gegenwart verachtenswerth erscheinen läßt und nur eine Hoffnung wachruft: Die Erwartung des Wunderbaren, das noch kommen soll. „Es war gleichsam, als brenne es im Inneren und es war nichts anderes zu thun, als es brennen zu lassen, wie es wollte — sie kannte das so gut. — Was sollte daraus werden? — Der eine Tag wie der andere — nichts, nichts; — nie etwas, worauf sich freuen; konnte das dauern? — Ja! Noch lange; — auch wenn man 16 Jahre alt geworden? Es blieb doch nicht bei allen Menschen so?... Was war eigentlich hier auf der Welt zum freuen? Gab es irgend etwas? Nichts, was sie sehen konnte." Jede Periode des menschlichen Lebens hat eben seine eigene Tragik; das Theil der Jugend ist die Sehnsucht. Sie gibt den jungen Leuten große Schmerzen und große Freuden. Marie Grubbe's Leben wird dereinst reich sein an wechselndem Geschick. Ohne ständige Wandlung erscheint ihr das Leben nicht lebenswerth. Deßhalb enteilen ihr die Jahre der Kindheit zu langsam. Nichts vermag bisher noch sie tiefer zu ergreifen. Und doch ist die Zeit eine erregte, die Menschen jener Tage sind merkwürdige, komplizirte Naturen. Da ist ein Kaufmann, Hr. Daniel, den Edelleuten zum groben Scherze ein willkommener Genoß. Man sollte glauben, höheren Regungen sei sein Gemüth verschlossen. Da entsteht ein Krieg. Auch Hr. Daniel will mitkämpfen, nicht aus Prahlsucht oder eitler Ruhmgier. Er will sein Theil mitschaffen. Und da man ihn nirgendwo haben will, grämt er sich so tief, wie man es dem Hanswurst gar nicht hätte zutrauen können. Ganz gebrochen setzt der arme Hr. Daniel sich ins Gras und weinte, „wie ein unglückliches Kind weint".

Im Kriege thut sich ein Oberst, Herr Ulrik Christian Gyldenlöre, eines dänischen Königs unehelicher Sohn, hervor. Der rauhe Kriegsmann, der nur Sinn hat für die kräftigsten Bezeigungen männlicher Stärke, gewinnt Gewalt über das halbwüchsige Mädchen Marie Grubbe. „Sie empfand Ulrik Christian gegenüber zuerst nichts bestimmtes; sie wußte bloß, wenn er sagte: komm! mußte sie kommen; wenn er sagte: geh! mußte sie sich entfernen. Sie verstand es nicht; aber so war es, es würde weiterhin so bleiben und anders konnte es nicht werden." Jetzt gewinnt sie wehmüthiges Gefallen an mancherlei traurigen Liedern, „von der Liebe Rosen, deren Farbe erblich und nie wieder blühte; vom Gesellen, der seine Maid verlassen mußte und nach dem fremden Lande ziehen, aus dem er niemals, niemals wiederkehrte, und vom Gefangenen, der in dem finsteren Thurm so betrübend lange saß, und wie da zuerst sein edler Falke starb, hierauf seine treue Dogge starb und zuletzt sein gutes Schlachtroß grau starb; aber sein treuloses Weib Malwina, das lebte friedlich und froh und ohne Sorgen." Solche traurige, aber wundersam bewegende Lieder sang Marie Grubbe oftmals seit dem Tage, da sie Herrn Ulrik Christian das allererstemal erblickt.

Immer tiefer gräbt die Liebe zu Herrn Ulrik Christian, dem wilden Soldaten, ihre Furchen in Marie Grubbe's junges Herz. Allein Niemand erfährt etwas von dieser jungen Leidenschaft. Da erkrankt der Offizier. Wie er im Tode liegt, schleicht sich Marie zu ihm. Er aber, der sich erst vor wenigen Augenblicken wieder zum Christenthum bekehrt, hält das junge Kind für eine Gesandte des Teufels und mit rohen Worten jagt er sie von sich.

Vieles stürmt in der jungen Seele nach diesem Erlebniß, Trauer und jähe Enttäuschung. Doch die Jugend vermag Erlebnisse zu vergessen, nur bleibt stets, wenn auch dem Menschen selbst unbewußt, die Erfahrung, eine Lehre für die Zukunft zurück, gleichsam eine Furche im Herzen, die die harte Pflugschar des Leids zurückgelassen hat. Für Marie Grubbe sollen jetzt schöne Tage kommen. Feste reihen sich aneinander. Sie ist nun erwachsen. Bald auch verlobt man sie mit einem vornehmen Herrn, mit Frederick, einem Königssohne, der Statthalter wird. Sie fühlt sich ganz wohl. „Sie sind nun also verheirathete und heimgefahrene Leute, und die Zeit vergeht und die Zeit läuft fort und alles ist gut — und die Zeit vermindert ihren Flug und die Zeit kriecht dahin; denn das ist ja nun allgemein so.... Des Gemahls Liebe verfliegt bald. Er langweilt sich. So geht er auf Reisen, und Frau Marie bleibt allein zurück. Ihr Leben füllt die Sehnsucht nach dem fernen Gemahl aus. Da er aber zurückkehrt, ist er ein Anderer geworden. Mit wilder Trunkenheit, die er in Spanien unten erlernt hatte, zwingt er sie in seine Arme. Wechselnde Gelüste seltsamer Art bedrängen sie. Am Morgen nach seiner Heimkunft spielt sie mit einem Messer. Da plötzlich, sie selbst weiß nicht, was in sie gefahren, zückt sie es gegen ihn. Eine rasche Bewegung rettet ihn. Aber die Spannung zwischen den Eheleuten hält an. Sie sind unglücklich. Frederick betrügt Frau Marie. Viele Männer lieben sie, die jetzt reizender ist als je, Herr Sti Hög, ihr Schwestermann, auch der Kaufherr, Herr Daniel, der in seinen Träumen sie zur Geliebten macht. Sie liebt noch immer den Gemahl; manchmal auch haßt sie ihn. Plötzlich aber überkommt sie ein großer Ekel vor dem Manne, der sie mit jeder Dirne betrügt. Von dem Augenblicke an ist er todt für sie. Dann später, wie er sie wieder gewinnen will, ist sie ihm für immer verloren. Das sagt sie ihm auch mit den Worten der Verachtung. Nun geht ein Kampf an zwischen dem Gemahl, der aufs neue verliebt sie zurückgewinnen will mit Liebe oder Gewalt, und der Gattin, die sich versagt. Die Ehe wird getrennt. So ist endlich Frau Marie frei. Ungezügelt lebt sie jetzt. Sie sucht nach dem Mann, der ihrem Leben Inhalt zu geben vermag, zuerst glaubt sie den in dem Schwager Sti Hög gefunden zu haben. Allein die Stärke, die sie in ihm erhofft, hat er nicht. So trennen sich die Beiden.

Ein Jüngling, der sie liebt und von dem sie noch ein letztesmal die Befriedigung ihrer stelen Sehnsucht erhofft, stirbt dahin. So kehrt sie endlich müde ins Vaterhaus zurück.

Frau Marie vermählt sich aufs neue. Sie gedenkt jetzt zu ruhen. „Ruhen zu können! — In seligem Frieden die Tage über sich herabschweben zu lassen. Stunde nach Stunde, während alle Erinnerungen, Hoffnungen und Gedanken in unbestimmten weichen Wellen Einem aus der Seele fließen.... Das war der schönste Traum, den sie kannte." Aber die Zeiten gehen. Frau Marie kann sich nie an einem Zustand Genüge thun. Das Ewig-Hastende ist in ihr Temperament gelegt, so soll es ihr Verhängniß werden.

Ein roher Knecht wird ihre letzte Liebe. Um seinetwillen verläßt sie die Welt, in der sie bisher gelebt. Die Frau des Statthalters wird zum Weibe eines Fergen. Frau Marie Grubbe wird alt. Sie hat alles geopfert. Schon hat sie nichts mehr zu vergeben; Jugend, Liebe, Eitelkeit, Ehre — alles hat sie verloren. Auch der Mann, dem sie alles geopfert, mit dem sie ihre letzten Lebensjahre geopfert, geht vor ihr dahin. „Noch ein langes, langes Jahr mußte

Digitized by Google

Marie sich mit dem Leben herumziehen. Dann wurde sie plötzlich krank und starb." ... „An einem hellen Sommertage begruben sie sie an Sörens Seite und über den blanken Sund hin und die korngoldenen Felder sang das ärmliche Leichengefolge, müde von der Wärme, trauerlos und gedankenlos:

Herr und Gott, wend in Gnaden ab deinen Grimm,
Das blutig Reiser, das ahnmaßen schlimm
Und redlich uns thät plagen und schinden,
Dieweil wir voll Sünden.

Dena du wolltest nach unsrer Sünden Masse
Wie du könntest, uns strafen mit Recht und mit Hasse
Müßt jeglich Ding zu Grunde fallen
Ja, ich und wir allen. ..."

— — — — — — — — — —

Mit diesen frommen Versen endet dies traurige Buch. Man könnte es eine Schicksalsnovelle heißen. Denn es zeigt uns, wie ein Mensch seiner Anlage nicht zu entrinnen vermag.

Wunderbar ist der Stil dieses Buches. Es ist noch nicht der zur höchsten Vollendung erst in „Niels Lyne" gekommene Jacobsen'sche persönliche Stil. Allein er zeigt die Kunst, die Worte als Instrumente zu benutzen, durch die gleichsam die Melodie des Sinnes in verstärkter Weise begleitet und rein herausgebracht werden soll.

W. Fred.

Mittheilungen und Nachrichten.

Wiener Theater. 1892—1898. Von Hermann Bahr. Berlin, bei S. Fischer 1899. — Als Gesammturtheil möchte ich über dieses Buch etwas paradox sagen: Es ist gar zu viel Gutes im einzelnen, als daß man es im ganzen loben könnte. Diese Sammlung kritischer Aufsätze über das Wiener Theater, die die Jahre 1892—98 umfaßt, ist jedenfalls lehrreich. Man sieht da, in einem kleinen Ausschnitt, die Wandlungen des kritischen Geschmacks im letzten Jahrzehnt. Man erkennt, wogegen Künstler und Kritiker am Anfang der 90er Jahre haben kämpfen müssen, wie sich manche Forderungen des modernen Theaters seither zur allgemeinen Anerkennung durchgerungen haben, wie aber auch die sogenannten „Radikalen" Konzessionen machen gelernt haben. Speziell aus Bahrs neuer Sammlung sieht man (wie übrigens schon aus der 1897 erschienenen „Renaissance")[1]), wie eine Meinung, die anfänglich etwas spöttisch und ironisch vorgebracht wird, dann allmählich zum Ernst wird: daß nämlich die recht haben, die dem Publikum bedingungslos dienen. Man muß so erkennen, daß Bahr von der Ansicht, der Künstler habe in seiner Kunst eine Offenbarung dessen zu geben, was er ist, abgekommen ist. Früher hätte er gesagt: Er (der Dichter, der Dramatiker) soll uns das hergeben, was in ihm das Beste und Reinste ist. Er sei ein Dichter aber ein Dramatiker, immer aber nur er selbst. Jetzt ist er zur Lehre vom Theater an sich gekommen; der Künstler diene dem Publikum, der Wirkung. — Da nun Bahrs kritisches und literarisches Verständniß natürlich oft genug im Widerspruch mit falscher Auffassung des Theaters steht, so wird man nach Inkonsequenzen in diesem Buch nicht allzu viel suchen müssen. Bahrs Fähigkeiten als Kritiker zeigt dieses Buch allerdings ebenso klar als seine Fehler. Er hat eine grandiose Gewalt, Charaktere herauszubringen, gleichsam den einheitlichen Zug im Leben einer Person vorzuzeigen. (Siehe die Aufsätze über die Walter, Mitterwurzer, Koning.) Daß Bahrs Stil eine gewissermaßen überredende Fähigkeit hat, wird man auch nicht leugnen können; gerade an jenen Aufsätzen, mit denen man gar nicht einverstanden ist, wird man das nachprüfen können. Schließlich wird man nach das reiche Wissen Bahrs laden müssen, das ihm ermöglicht, jederzeit so stoffliches Material herbeizuschaffen. — Es ist noch viel Unruhe in Bahrs dramaturgischen Ansichten; er weiß eigentlich, trotz vieler Theorie und oft ausgesprochener Prinzipien, nicht recht, was er vom Theater will; sein Temperament ist — glücklicherweise — noch viel zu stark, um sich der jeweiligen Erkenntniß zu fügen. Trotz solcher Mängel sind in diesem Buch doch Aufsätze enthalten, die man zu dem besten Kritischen zählen darf, was unsrer Zeit gehört. W. Fred.

[1]) Auch bei S. Fischer, Berlin.

* **Münchener anthropologische Gesellschaft.** Freitag, den 28. April. Der Vorsitzende, Hr. Professor J. Ranke, eröffnete die Sitzung mit der Begrüßung der anwesenden Gäste: Exzellenz Hrn. Geheimrath v. Radloff aus St. Petersburg, Hrn. Privatgelehrten Dr. M. Haas und des auswärtigen Mitgliedes Hrn. Hofraths Dr. Höfler aus Tölz. Dann legte er zwei montirte Feuersteinpfeilspitzen vor, welche Se. kgl. Hoheit Prinz **Rupprecht von Bayern** aus Aegypten mitgebracht und der anthropologisch-prähistorischen Sammlung des Staates zum Geschenk gemacht hat. Es wurde der Dank zum Ausdruck gebracht für die so merkwürdigen Repräsentanten der in den letzten Jahren sicher nachgewiesenen Steinzeit Aegyptens. Ferner legte der Vorsitzende die interessante und wichtige Publikation des Hrn. Architekten Zett: „**Die Bauernmöbeln aus dem bayerischen Hochland.**" (30 Tafeln mit Text. Frankfurt a. M. H. Keller 1899), vor und begrüßt es aufs lebhafteste, daß die Gesellschaft in Hrn. Zell ein Mitglied gewonnen hat, welches mit ebenso großer Sachkenntniß wie Eifer das wichtige Gebiet der Volkskunde bearbeitet. Für die Volkskunde von großer Bedeutung ist auch das gleichfalls vorgelegte Werk des Hrn. Hofraths Dr. **Höfler**: „**Deutsches Krankheitsnomen-Buch.**" (München, Piloty u. Loehle 1899.) Der Verfasser hat hier eine während seines ganzen Lebens gesammelte Erfahrung mit Gelehrsamkeit und Treue in ein Lexikon zusammengestellt, das den Arbeiten Schmellers an die Seite gestellt werden kann. — Der Vorsitzende fordert hierauf zur Vorstandswahl auf. — Vor Eintritt in die weitere Tagesordnung stellte Hr. Prof. v. **Ranke** den gegenwärtig in Hammers Panoptikum weilenden **versteinerten Mann** vor. Es liegt hier die verhältnißmäßig seltene Myositis ossificans vor, die gewöhnlich vor dem 15. Lebensjahre beginnt und allmählich immer mehr fortschreitet. Zuerst verhärten sich einige Muskelpartien, verknöchern allmählich und verbinden sich schließlich mit den darunter liegenden Knochen. Einzelne Muskelpartien bleiben meist frei und zum Glück für den Kranken gewöhnlich die für das vegetative Leben besonders wichtigen Muskelpartien. Hr. Hofrath **Höfler** theilt mit, daß in Paullini's „Zeitkürzender, erbaulicher Lust", I. Theil, S. 209, bereits im Jahre 1695 von einem „kieselsteinernen Menschen" die Rede ist, es liegt jedenfalls auch Myositis ossificans vor. — Der erste Vortrag des Hrn. Privatdozenten Dr. **Heinrich Bulle**: „**Alte griechische Städte in Kleinasien**", wird in der Beilage ausführlich zum Abdruck gelangen. Der Vortragende theilt an der Hand von Plänen, Rekonstruktionen und mittelst Skioptikons reproduzirten Photographien die Ergebnisse der Ausgrabungen von Priene mit. — Hierauf sprach Hr. Dr. **Albrecht** „**Ueber den feineren Bau der lebenden Substanz**". In einer gedrängten Darstellung der hauptsächlichsten gegenwärtigen Theorien über den Bau der lebenden Substanz weist der Vortragende nach, daß dieselben weder über präformirte, vitale Strukturen, noch über die Aggregatzustände im Protoplasma etwas bestimmtes auszusagen gestatten, da sie im wesentlichen an künstlich veränderten, „fixirten" Elementen gewonnen sind und durchweg auf Verallgemeinerung der für eine Anzahl von Zellarten gemachten Beobachtungen beruhen. Auch das sogenannte „anorganische Experiment", welches in anorganischen Substanzen und deren Gemischen ähnliche Erscheinungen erzeugt, wie sie am lebenden Gebilde beobachtet werden, vermag nur Wahrscheinlichkeitsbeweise für die Vorgänge im Lebenden zu erbringen. Für die Verwerthung der „Reagentienextraktaren" zur biologischen Deutung der Zellveränderungen muß die Kenntniß der formändernden Wirkung der verwendeten Mittel auf die in den Zellen vorhandenen Eiweißkörper u. s. w., sowie deren Mischung vorausgesetzt werden, wozu der weitere Ausbau der Mikro-, speziell Cytochemie nothwendig ist. Der Vortragende hat durch seine Untersuchungen Beiträge geliefert zur Cytophysik, zum Studium

des physikolischen Baues, in erster Linie des Aggregotzustonds der Zellen. Er mußte zu diesem Zweck peinzipiell auf die direkte Untersuchung der lebenden und überlebenden Zellen zurückgehen und systematisch die mittelst physikalischer und chemischer Einwirkungen unmittelbar in solchen Zellen erzeugbare Veränderung studiren, um Rückschlüsse ouf den jeweiligen physikolischen Ausgongszustand der beobochteten Protoplasmadildungen machen zu können. Bei weitem die Mehrzohl der bisher untersuchten Zellen ließ nun sowohl in ihren vitalen Protoplasmostrukturen, als auch in den künstlich erzeugten Veränderungen derselben nur solche Bildungen erkennen, welche in Flüssigkeiten möglich und zu erwarten sind. Die überwiegende Masse des nicht spezifisch differenzirten Protoplosmo ist als flüssig zu betrochten. Die Kerne nnd Kernkörperchen stellen Tropfen dor und zeigen entsprechend ihrer Jusommensetzung ons aerschiedenen gelösten Körpern, ebenso wie die Zelle selbst, olle Möglichkeiten der Mischung und Entmischung und entsprechender Formbildungen. Dieser Nachweis der Flüssigkeitsnatur des Protoplasmos hat zur nothwendigen Folge, daß wir nns daran gewöhnen müssen, im Gegensatze zu unsern gewöhnlichen Anschauungen „feste Strukturen, d. h. die dauernden oder nach Ort und Form sest normirten, periodisch wiederkehrenden Bildungen der lebenden Substonz in Flüssigkeiten uns vorzustellen, sowie für die erbliche Uebertragung von Eigenschaften gleichfolls auf die flüssige Ausgongsstruktur der in den Keimzellen niedergelegten Körper zu rekurriren". — Die Vorstandswahl ergob ols ersten Vorsitzenden Hrn. Prof. J. Ronke, ols Stellvertreter Hrn. Prof. Rückert, als Scheiftführer Hrn. Peivatdozent Dr. Mollier, als Stellvertreter Hrn. Dr. Birkner, ols Schatzmeister Hrn. Oberlehrer Weismann. Auf Vorschlog des Vorstandes wird der bisherige Ausschuß per Acclamotion wiedergewählt. Zum Schlusse theilt der Vorsitzende noch dem Dank on die Vortragenden mit, doß die nächste nnd für diese Saison letzte Sitzung schon am 9. Moi im Mothildensaal stottfindet, gemeinsam mit der Geographischen Gesellschoft. Es wird Se. Exz. der k. u. k. Wirkl. Geh. Rath Eugen Graf Zichy zu Zich über seine Reise durch Tronsbaikalien, Gobi und die Mongolei sprechen.

* Die biologische Abtheilung des kolserlichen Gesnndheitsomts beobsichtigt, in den Fällen, wo ousführbore Moßregeln oon erprobtem Erfolge zur Bekämpfung gemeingefährlicher Pflonzenfeinde empfohlen werden können, von der Vertheilung gemeinaerständlicher, oon den Fachgelehrten der Abtheilung verfaßter Flugblätter an die lond- und forstwirthschoftreibende Bevölkerung Gebrauch zu machen. Das erste jetzt zur Vertheilung kommeade, oon dem Leiter der biologischen Abtheilung, Prof. Dr. Fronk, verfaßte Flugblatt behoudelt die gerade gegenwärtig brennende Frage der Schorfkrankheit des Kernobstes. Es lautet: Die sogenannten Rost- oder Schorfflecke ouf den Aepfeln und Birnen, bei deren storkem Auftreten die Frucht unansehnlich wird und klein bleibt nnd der Baum im Ertroge nochläßt, sind eine ollbekannte Erscheinung. Sie werden durch Schmarotzerpilze verursacht und sind unter dem Nomen Fusicladium dendriticum (für Apfelbäume) und Fusicladium piriaum (für Birnbäume) schon longe bekannt. Neuerdings haben sich aber diese Pilze ouf den Obstbäumen wie in anderen Ländern, so ouch in Deutschland, aan Johr zu Johr stärker entwickelt und sich zu Obstfeinden ersten Ronges emporgearbeitet, so daß es im Interesse des heimischen Obstdaues liegt, dem weiteren Anwachsen des Schadens ollgemein entgegenzutreten. In vielen Obstkulturen ist erst in den letzten Jahren, besonders im Jahre 1898, die dort früher nicht gekannte Misernte der Aepfel eingetreten. Die Aepfelbäume, die in dieser Weise hochgrodig von dem Pilz befallen sind, zeigen im Sommer ihre Blätter von rauchdraunen Pilzflecken bedeckt, unter deren Einfluß die Blätter leiden und meist vorzeitig obfollen. Diese Blattkrankheit beeinträchtigt die Fruchtbildung, die Bäume setzen weniger und kleinbleibende Früchte an, die nun noch unmittelbar beschädigt werden, weil auch auf ihnen der Pilz in den bekonnten schwärzlichen runden Schorfflecken in ungewöhnlich großer Menge sich ansiedelt, wodurch die Früchte sehr unonsehnlich werden, oft oerkrüppeln, vielfach auch nor der Reife abfallen, so doß solches Obst unverkäuflich wird. Die Krankheil hat sich bis jetzt mehr oder weniger heftig in folgenden Theilen Deutschlonds gezeigt: Schlesien, Posen, Brandenburg, Pommern, Mecklenburg, Homburg, Honnover, Oldenburg, Prooinz Sachsen, Thüringen, Großherzogthum Hessen, Franken, Württemberg, Hohenzollern, Baden, Elsaß-Lothringen, desgleichen nuch in oußerdeutschen Ländern. Zum Glück ist der Kompf gegen diese Schädlinge nicht schwer. Wir hoben im Besprithen der Bäume mit Bordekaiser Brühe ein Mittel, dos schon vielfoch seine vortreffliche Wirknag bewährt hat. (Die domit im vergongenen Johre in Blankenfelde bei Berlin von Dr. Krüger ongestellten Versuche sind sehr günstig ousgefollen.) Dies Bespritzen mit Bordeloiser Brühe ist auch für die Monilio-Kronkheit der Kirschbäume sehr zu empfehlen. Nur ist die Zeit der Bespeitzungen wegen der verschiedenen Entwicklnng der Pilze ungleich. Während gegen Monilia die wichtigste Bespeitzung die zur Zeit der Blüthenknospe ist, handelt es sich beim Fusicladium darum, den Pilz durch Bespeitzung des jungen Loubes om Befall des letzteren zu hindern. Es komml sehr darauf on, daß die Bespritzung zur eichtigen Zeit gemacht wird. Der Grund des monchmal unbefriedigenden Erfolges liegl sicher oft dorin, daß zu spät gespritzt wird. Die Bordeloiser Brühe mnß richtig znbereitet sein; fehlerhafte Brühe konn ätend wirken. Nähere Mittheilungen über Mischung und Gebrouch enthält das von P. Porey in Berlin erschienene und für fünf Pfennig pro Exemplar zu beziehende Flugblatt der biologischen Abtheilung des koiserlichen Gesundheitsamtes.

* Dem Schlußbericht der jetzt zurückgekehrten deutschen Tiefsee-Expedition entnehmen wir die nachstehenden Mittheilungen: „Die „Baldioio" traf noch ihrer Abfahrt oon den Seychellen in Dar-es-Solaam am Morgen des 15. März ein. Von Seiten des Gouoernements nnd der ansässigen Landsleute wurde die Expedition mit besonderen Ehrungen empfangen. Die Stadt hatte ous Anloß des Eintreffens der Expedition gefloggt, und man bemühte sich von allen Seiten, uns den Aufenthalt so genußreich wie möglich zu gestalten. Wir suchten ihn indessen auch für unsre Zwecke nutzbar zu machen, insbesondere erregte der jetzt unter rationellen forstwirthschaftlichen Betrieb genommene „Sachsenwald" bei Dar-es-Salaom in hohem Moße dos Interesse unsres Botonikers. Dieser verweilte mit dem Photographea zwei Toge in demselben, um ihn von pflanzengeographischen Gesichtspunkten aus zu studiren. Zohlreiche wohlgelungene Aufnahmen desselben (nicht minder auch der Charakterformen im näheren Umkreise ooa Dar-es-Salaam) werden dazu dienen, die botanische Schilderung zu beleben. Bei dem allgemeinen Interesse, welches man on unsern Arbeiten nohm, wurde om 20. März eine Ausfahrt der „Voldioio" oeranftoltet, um den theilnehmenden Gösten (unter ihaen dem Gouverneur Generolmajor Liebert, dem Kommandanten nnd einigen Offizieren der gerade eingetroffenen Corvette „Schwolbe") die Handhobung der Lathopparate nnd unsrer Netze zu demonstriren. Bei dieser Gekegenheit bestätigte sich von neuem eine schon am Tage vor unserm Eintreffen in Dor-es-Salaom gemachte Wohenehmung über den auffälligen Reichthum des Grundes an Tiefseeorgonismen. Daß sie nicht ohne Einfluß auf den weiteren Gong unsrer Untersuchungen blieb, wird aus dem Bericht ersichtlich sein. In der Frühe des 21. März verließ die „Baldiuia" den malerischen Hafen des gastlichen Dar-es-Salaam, um Sansibor anzusteuern. Die dortige deutsche Kolonie hotte uns durch das Gouoernement eine Einlodung übermitteln lossen und empfing uns vollzählig unter Führung des Konsuls. Wir wurden zunächst noch der deutschen Klub-Schombo geleitet nnd unternahmen dann in Begleitung unsrer Landsleute eine Ausfahrt in die nähere Umgebung von Sonsibar, der sich ein Besuch der Stadt anreihte. Nach einer geselligen Vereinigung an Bord der „Baldiwia" liefen wir am Morgen des 22. März aus, um in gewohnter Weise unsern Arbeiten nochzugehen. Noch der Abfahrt oon Sansibar oerfolgte die „Baldioia" ihren Kurs meist in der Nähe und häufig in Sicht der ostafrikanischen Küste. Erst am Abend des 30. März wurde nnter 8 Gr. Nordbreite der Kurs seewärts genommen, und nachdem wir om 31. März durchgefohren waren, verwondten wir den nächstfolgenden Tag

zur Erledigung aller in tiefem Waſſer noch vorzunehmenden Arbeiten. Wir befanden uns in einem Abſtande von etwa 170 Seemeilen von Ras Hafun und vermochten, begünſtigt durch windſtilles Wetter, von früh bis ſpät am Abend ununterbrochen den ozeanographiſchen und biologiſchen Unterſuchungen nachzugehen. Die Lothung ergab eine beträchtliche Tiefe von 5064 m, und außer den Fängen mit den Schließ-, Vertikal- und Planktonnetzen (darunter ein bis in die Nähe des Grundes durchgeführter Schließnetzfang) wurde namentlich der Veranſtaltung von Temperaturſerien und der Entnahme von Waſſerproben aus größeren Tiefen Aufmerkſamkeit zugewendet. Wir richteten hierauf den Kurs auf Guardafui und trafen am Morgen des 5. April in Aden ein, das wir an demſelben Nachmittage verließen. Da wir von nun an uns in wohldurchforſchten Gebieten (ſpeziell in dem von Seiten des öſterreichiſchen Vermeſſungsſchiffs „Pola“ eingehend unterſuchten Rothen Meere) bewegen, können unſre Arbeiten im weſentlichen als abgeſchloſſen gelten.“ — Was die zoologiſchen Unterſuchungen betrifft, ſo wurden von Dar-es-Salaam bis Aden 25 Schleppzüge mit dem großen Grundnetz in verſchiedenen Tiefen, die ſich zwiſchen 400 und 3000 m bewegen, ausgeführt. Insbeſondere ergab ſich, daß zwiſchen 1000 und 1600 m eine oft erſtaunlich reiche und durch eine Fülle neuer und eigenartiger Formen ausgezeichnete Tiefſeefauna den Boden beſiedelt. An Menge und Eigenſchaft ſteht die hier von der Expedition erbeutete Organismenwelt in keiner Hinſicht hinter der bei Sumatra und den Nikobaren von ihr nachgewieſenen zurück. Da es ſich um ein bisher völlig unerforſchtes Gebiet handelt, ſo ſind von dem eingehenderen Studium des konſervirten Materials neue Aufſchlüſſe über thiergeographiſche Verbreitung meiner Organismen zu erwarten. Im einzelnen hebt Prof. Chun u. a. hervor: Ein Heer von Kruſtaceen bevölkert den Tiefſeeboden oder hält ſich über ihm auf. Mollusken waren im allgemeinen ſpärlicher vertreten. Doch geriethen immerhin neue Arten von Tintenfiſchen, Muſcheln, Schnecken und auffällig große Dentalien in die Netze. Einen beſonders werthvollen Zuwachs haben die Sammlungen der Expedition durch zahlreiche Tiefenfiſche erhalten, die faſt in keinem Zuge fehlten. Neben den überall in der Tiefe auftretenden Macruren fand ſich eine nicht unbedeutende Zahl von Knorpel- und Knochenfiſchen, die noch unbekannt ſind. Unter dieſen iſt ein plumpes, ſchwarzes Muſtrum von über 1 m Länge, das der Gattung Lampogrammus ähnelt. Mit ihm gerieth aus 1300 m Tiefe ein blinder Fiſch in das Netz, der dem vom „Challenger“ in einem Exemplar erbeuteten Aphyonus ähnelt, aber einer neuen Gattung angehören dürfte.

w. **Von der Pariſer Univerſität.** Heinrich Moiſſan, Profeſſor der Arzneilehre zu Paris, hat über die ſtatiſtiſche Geſchichte der dortigen Hochſchule im Jahre 1897—1898 einen kurzen überſichtlichen Bericht geſchrieben, dem wir folgende Angaben entnehmen: Die Hochſchule wurde insgeſammt von 14,346 Studirenden beſucht, davon entfallen auf die Fakultäten der Sorbonne (philologiſch-hiſtoriſche und exakte Wiſſenſchaften) 3359. Gegen das Vorjahr nahmen die philologiſch-hiſtoriſche Fakultät um 85 und die der exakten Wiſſenſchaften um 127 Beſucher zu, dagegen ſank die Zahl der Studenten der Medizin um 520, welche Abnahme aber in der Streichung von längſt abgegangenen, aber immer noch in den Liſten geführten Perſonen ihre Erklärung findet. Im übrigen gibt folgende Zuſammenſtellung einige Aufſchlüſſe über die Bewegung in der Beſuchszahl:

	1885—86	1891—92	1897—98
Medizin	3,696	4,250	4,495
Rechte	3,786	4,111	4,607
Arzneikunde	1,767	1,547	1,790
Phil.-hiſt. Wiſſenſchaften .	928	1,185	1,989
Exakte Wiſſenſchaften . . .	467	655	1,370
Proteſtantiſche Theologie .	35	36	95
	10,679	11,784	14,346

In jener Zahl von 14,346 Studenten befinden ſich 1132 Ausländer, 20 in der proteſtantiſchen Theologie, 300 (beſonders Rumänen, Türken und Aegypter) im Rechtsfach, 623 Mediziner (zumeiſt Rumänen und Ruſſen), 177 in den philologiſch-hiſtoriſchen Wiſſenſchaften (darunter 39 Deutſche) und endlich 110 in den exakten Wiſſenſchaften. In dieſen Zahlen ſind aber die ausländiſchen weiblichen Studirenden nicht mitenthalten, welche den weitaus größten Theil aller Studentinnen, deren Zahl 250 iſt, ausmachen und ſich vorzugsweiſe in der Medizin und in den philoſophiſchen Fächern vorfinden. An abgelegten Prüfungen der verſchiedenſten Arten weiſt die Univerſität in dem betreffenden Jahr die hübſche Zahl 37,819 auf. An Schenkungen für Stipendien, Preiſe u. a. erhielt das Stiftungskapitol einen Zuwachs von 143,000 Fr. Zum Schluß mag noch Erwähnung finden, daß die Pariſer Univerſität auch auf der Weltausſtellung nicht fehlen wird. Sie will wiſſenſchaftliche Beſprechungen veranſtalten, die beſten Erzeugniſſe der Laboratorien vorführen und die neueren Einrichtungen in Plänen und Modellen darſtellen.

* **Wiesbaden,** 1. Mai. Der langjährige Konſervator der hieſigen naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen, Auguſt Römer, iſt im 75. Lebensjahre geſtorben.

* **Berlin.** Dr. phil. Buyſen, Oberbibliothekar an der hieſigen kgl. Bibliothek, iſt zum Direktor der königlichen und Univerſitätsbibliothek in Königsberg ernannt worden. Er tritt an die Stelle des Prof. Dr. Schwenke, der Direktor bei der Druckſchriftenabtheilung der hieſigen kgl. Bibliothek geworden iſt.

* **Wien.** Der außerordentliche Profeſſor Dr. Edmund Houler iſt zum ordentlichen Profeſſor der klaſſiſchen Philologie an der hieſigen Univerſität und der Architekt Joſeph Hoffmann zum Profeſſor an der Kunſtgewerbeſchule des Oeſterreichiſchen Muſeums für Kunſt und Induſtrie ernannt worden.

h. **London,** 2. Mai. Wie verlautet, hat ſich im Nachlaß von Alfred Tennyſon werthvolles Material zur Erklärung von In Memoriam gefunden, das einem bekannten Gelehrten zur Bearbeitung übergeben worden iſt. — In der Bodleiana iſt, wie das „Athenaeum“ berichtet, eine bisher unbeachtet gebliebene Handſchrift des Juvenal entdeckt worden. Der Entdecker Mr. Winſtedt wird im nächſten Heft der „Classical Review“ eine Kollation des Manuſkripts veröffentlichen, das in der ſechſten Satire etwa 40 bisher unbekannte Verſe bietet. — Die British Astronomical Association beabſichtigt, zur Beobachtung der totalen Sonnenfinſterniß, die am 28. Mai 1900 ſtattfindet, zwei Expeditionen auszuſenden, die eine nach Spanien, Portugal und Algerien, die andere nach den Vereinigten Staaten. — Mr. E. G. Browne bereitet die Herausgabe eines Katalogs aller in arabiſchen Buchſtaben geſchriebenen Handſchriften der Cambridger Univerſitätsbibliothek vor. Im ganzen umfaßt die Sammlung etwa 1300 arabiſche, perſiſche, türkiſche, hinduſtaniſche, afghaniſche und malaiiſche Handſchriften. — Dr. Robert Muir, Profeſſor der Pathologie in Aberdeen, iſt nach Glasgow berufen worden; J. Arthur Thompſon iſt zum Profeſſor der Naturgeſchichte in Aberdeen ernannt worden. — Mr. Edmund Sheridan Purcell, der Biograph des Kardinals Manning, iſt in Eaſtbourne geſtorben. — Unter dem Titel „The International Geography“ wird demnächſt Dr. H. R. Mill ein Werk herausgeben, für das 70 bedeutende Geographen und Forſchungsreiſende aller Kulturländer die Bearbeitung der einzelnen Abſchnitte übernommen haben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. ſind folgende Schriften eingegangen:

Dr. J. E. Colla: Die Trinkverſorgung unter dem Bürgerlichen Geſetzbuch. Hildesheim, Mäßigkeits-Verlag des Deutſchen Vereins gegen den Mißbrauch geiſtiger Getränke 1899. — Die Fackel, Politiſch-literariſche Zeitſchrift. Hggb. von Karl Kraus. Nr. 1. Wien, Verlag der „Fackel“. — Dr. J. Angerer: Vergleichende Betrachtungen über den Fremdenverkehr in Tirol und in der Schweiz. 1. Theil: Innsbruck, Wagner'ſche Univerſitätsbuchhandlung 1899. — Dr. H. Riemann: Muſik-Lexikon. 5. Auflage. 1. Lfg. Leipzig, Max Heſſe 1899. — A. Engelmann: Das alte und das neue bürgerliche Recht Deutſchlands mit Einſchluß des Handelsrechts. 5. u. 6. Heft. Berlin, J. J. Heine's Verlag 1899. — Sybels Hiſtoriſche Zeitſchrift. Hggb. von F. Meinecke. 46. Bd. 3. Heft. München, Leipzig, R. Oldenbourg 1899.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Freitag, 5. Mai. Nummer 103.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zur Geschichte der Buchstabenschrift. Von Dr. Ludwig Wilser. — Jens Peter Jacobsen. II. Von W. Fred. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zur Geschichte der Buchstabenschrift.

Von Dr. Ludwig Wilser.

> Die Kunst des Messens unterwirft dem Menschen die Welt; durch die Kunst des Schreibens hört seine Erkenntniß auf, so vergänglich zu sein, wie er selbst ist; sie beide geben dem Menschen, was die Natur ihm versagte, Allmacht und Ewigkeit.
>
> Mommsen.

Ein Baumeister, der einen hochragenden Bau auf ungenügenden Grundmauern errichtet, darf sich nicht beklagen, wenn diese eines Tages weichen und das ganze, von Ansehen so stattliche Bauwerk zusammenstürzt. Sichere, unerschütterliche Grundlagen, das ist die Hauptsache in der Baukunst wie in der Wissenschaft. Ein künstliches Lehrgebäude, auf unbewiesene Voraussetzungen sich gründend, fällt, wenn diese als falsch erkannt, wie ein Kartenhaus in sich zusammen. Solch eine Voraussetzung, die einst als unumstößliche Thatsache gegolten und fast unser ganzes Jahrhundert beherrscht, jetzt aber ihre Rolle ausgespielt hat, war die Lehre von der asiatischen Herkunft der europäischen Völker. Es war ganz folgerichtig, daß man die Wiege der begabtesten Völker auch als Urquell der Gesittung ansah, es schien selbstverständlich, daß man vom Lande der aufgehenden Sonne — ex oriente lux — alle Kultur ausgehen ließ. Unser Welttheil, der heute den Erdball beherrscht, galt als die Heimath von rohen Wilden, denen kundige Männer aus dem Morgenlande die ersten Kenntnisse und Kunstfertigkeiten beibrachten. Die nicht abzuleugnende Thatsache, daß gerade unser heimischer Boden zahlreiche Spuren zusammenhängender Entwicklung von den ersten Anfängen an birgt, während in Asien von solchen Uranfängen nichts zu finden ist, suchte man durch den Hinweis auf die mangelhafte Erforschung jener Länder zu entkräften. Für jede kulturgeschichtliche Frage war die Antwort ex oriente gegeben, und wie der dürstende Wüstenwanderer ueben der lockenden Luftspiegelung nichts anderes sieht, so blickten die Forscher wie gebannt gen Osten, ohne zu ahnen, daß sie einem „Trugbild“ folgten. Nachdem aber die naturwissenschaftliche Rassenforschung das Ausstrahlungsgebiet der hellfarbigen, langköpfigen Menschenrasse, aus der alle „arischen“ Völker hervorgegangen sind, in Nordeuropa nachgewiesen hat, sind alle aus der früheren falschen Voraussetzung gezogenen Schlüsse hinfällig.

Eine der wichtigsten Erfindungen, ein gewaltiger Fortschritt in der Entwicklung des Menschen war die Schrift. Ohne sie, sagt J. Grimm, würde „die beste Kraft der Menschheit sich verzehrt haben“, sie gab die Möglichkeit, das schnell verhallende Wort festzuhalten und geistige Errungenschaften auf Kinder und Kindeskinder zu übertragen. Frühe schon muß sich das Bedürfniß eines sichtbaren Ausdrucks seiner Gedanken dem Menschen aufgedrängt haben, für jeden weiteren Fortschritt war die Schrift unbedingte Voraussetzung. Das nächstliegende Mittel war das Bild, und so sehen wir noch heute verschiedene Naturvölker, die uns die eigenen Kulturzustände vor Tausenden von Jahren ahnen lassen, sich einer selbsterfundenen Bilderschrift bedienen. Weit, weit hinter uns liegt diese Stufe, aber auch wir mußten sie überschreiten. Anscheinend hat sich der Uebergang vom Bild zu einer mehr oder weniger vollkommenen Schrift an verschiedenen Orten unabhängig von einander vollzogen, am Nil, im Zweistromland, in Ostasien und, wie die überraschenden Entdeckungen von Halbherr, Flinders Petrie, Tsountas und besonders Evans [1]) zeigen, auch auf europäischem Boden. Im Vergleich mit der schwerfälligen, umständlichen und oft zweideutigen Bilder- und Silbenschrift der Aegypter, Babylonier und Chinesen bedeutet die Buchstabenschrift der europäischen Völker einen großen Fortschritt: sie hatte, bei aller Einfachheit, schon vor Jahrtausenden eine solche Vollendung erreicht, daß sie seitdem nicht mehr verbesserungsfähig war. Da wir den Europäer als Vertreter der höchstentwickelten Menschenrasse auf allen anderen Gebieten an der Spitze der Menschheit sehen, nimmt uns dies nicht wunder, und es bleibt nur die Frage, ob er seine Schrift selbst erfunden und ausgebildet oder entlehnt und verbessert hat. Unter dem Banne genannten „Trugbilds“ war man selbstverständlich geneigt, das letztere anzunehmen, umsomehr, als auch manche Nachrichten und Umstände dafür zu sprechen schienen, daß unsre Schriftzeichen in Vorderasien von einem semitischen Volke erfunden, durch die Phöniker den Hellenen und von diesen den übrigen Völkern Europa's mitgetheilt worden seien. Für die Annahme dieses Entwicklungsganges der Schrift und mit ihr der Kultur bildet die Abstammung des griechischen Alphabets vom phönikischen, die Kirchhoff eine „wirklich geschichtliche Thatsache“ nennt, [2]) die unbedingte Voraussetzung. Würde sie sich als Irrthum herausstellen, so fiele mit ihr alles daraus Gefolgerte, wäre beispielsweise all die Mühe, die Volksschrift unsrer Ahnen, die germanischen Runen, auf ein südeuropäisches Alphabet zurückzuführen, verloren. Ihre Richtigkeit ließe sich auf zweierlei Art beweisen: aus der Ueberlieferung und aus der Gestalt der Schriftzeichen. Kirchhoff selbst, einer der Hauptvertreter der bisher von der Wissenschaft als „Thatsache“ anerkannten Auffassung, nennt die Ueberlieferung „durchaus unzuverlässig und nicht geeignet, als Grundlage benutzt zu werden“, und betrachtet sie bei seinen Untersuchungen „als gar nicht vorhanden“. Es hieße daher offene Thüren einstoßen, wollte man diese „Unzuverlässigkeit“ nochmals eingehend begründen. Es genüge, zu erinnern, daß Herodot, in dessen breiter Erzählung mit hochwichtigen Nachrichten auch alberne Märchen sich verflechten, die ältesten

[1]) Cretan pictographs and prae-phoenician script. London and New-York 1895.

[2]) Studien zur Geschichte des griechischen Alphabets. 4. Auflage, 1887.

Buchstaben „phönikische“ nennt (V, 58), weil sie von den mit Kadmos[1]) gekommenen Phönikern mit anderen „Bildungsmitteln“ den, „wie ihm scheine“, vorher schriftlosen Hellenen gebracht worden seien. Im Widerspruch damit steht der Bericht des aus sehr alten Quellen, wie Hekatäos und Dionys von Milet, schöpfenden Diodor (III, 67 und V, 74). Nach ihm hat Zeus den Musen die Erfindung der Buchstaben verliehen, die, zuerst von den Pelasgern gebraucht, darum „pelasgisch“ genannt, und von dem thrakischen Sänger Linos und seinem Schüler Orpheus aus dem Norden nach Hellas gebracht und der griechischen Sprache angepaßt wurden. Auch „phönikische“ hießen sie wegen der Sage von Kadmos; aber die Phöniker hätten, nach alter kretischer Ueberlieferung, die Zeichen gar nicht zuerst erfunden, sondern nur deren „Gestalt verändert“. Auch Tacitus (Ann. XI, 14) bestreitet die Erfindung durch die seemächtigen Phöniker, die „den Ruhm erlangt, erfunden zu haben, was sie empfangen hätten“ (gloriamque adeptos tanquam reppererint quae acceperant). Er erwähnt die Bilderschrift der Aegypter, die sich „selbst für deren Erfinder hielten“, nennt aber Linos, Cekrops und Palamedes[2]) als Erfinder, Kadmos, Demaratos und Evander als Verbreiter der Buchstaben. Plinius, wie auch Lucan[3]), verschweigt zwar nicht den sagenhaften Erfinderruhm der Phöniker, läßt aber auch (VII, 57) die Assyrer, Aegypter und Syrer als Erfinder der Schrift gelten, die eben „seit ewigen Zeiten im Gebrauch sei“ (ex quo apparet aeternum literarum usum). Nach Italien seien die Buchstaben durch die Pelasger gebracht worden (In Latium eas attulerunt Pelasgi). Es bleibt also, nach diesen widersprechenden Nachrichten, „lediglich die Kenntniß des phönikischen Alphabets und nicht die Ueberlieferung, welche Sicherheit gegeben hat und allein geben konnte“. Gewiß sind die ältesten semitischen und griechischen Alphabete einander ungemein ähnlich, fast gleich; ist aber die Uebereinstimmung der Formen ein zwingender Grund, die Abstammung des letzteren vom ersteren anzunehmen? Offenbar ebensowenig, als die Stammesverwandtschaft der germanischen Sprachen mit dem Sanskrit die asiatische Abkunft unsrer Vorfahren beweisen kann. Nun, wenn auch die Formen allein nicht, so doch sicher die unzweifelhaft semitischen Namen (aleph, beth, gimel, daleth = alpha, beta, gamma, delta u. s. f.) der griechischen Buchstaben! Für Wimmer[4]) wird dadurch der Beweis ein „unumstößlicher“. Der Umstand aber, daß diese Namen nur von den Hellenen und sonst keinem europäischen Volk angenommen wurden, nimmt der Sache viel von ihrer Unumstößlichkeit. Da in den Händen der Phöniker fast der ganze Seehandel lag und die Buchstaben auch Zahlwerth hatten, erklärt sich leicht der Gebrauch phönikischer Benennungen auch bei den benachbarten Griechen.

Von der größten Bedeutung für die Geschichte der Buchstabenschrift waren die erwähnten Entdeckungen von Evans u. A. Aus ihnen geht mit Sicherheit hervor, daß lange vor dem ersten Auftreten des semitischen Alphabets, zu einer Zeit, in der die Phöniker noch der entlehnten Hieroglyphen oder Keilschrift sich bedienten, die arischen Aegäer und Mykenier schon eine eigenartige, wenn auch noch unvollkommene Buchstabenschrift besaßen, die noch deutlich die Entstehung aus einer von der ägyptischen verschiedenen Bilderschrift erkennen läßt. Von diesen Zeichen sind nachweislich mehrere in das phönikische Alphabet übergegangen und tragen dort noch den Namen der betreffenden Bilder (Ochsenkopf, Auge, Zaun = aleph, ajin, cheth). Die übrigen semitischen Namen aber lassen keinen Zusammenhang von Bild und Bedeutung mehr erkennen; denn in den Zeichen für b, g, d, l ein Haus, ein Kamel, eine Thür, einen Ochsenstachel zu sehen, dazu gehört eine alles überwindende Einbildungskraft. Wäre diese Schrift wirklich in Vorderasien erfunden, stünde das semitische Alphabet seinem Ursprung noch so nahe, so müßte ein solcher Zusammenhang noch deutlich sein. Gegen die Ursprünglichkeit der semitischen Buchstaben, deren älteste Formen auf der dem 9. Jahrhundert entstammenden Grabsäule des Königs Mesa von Moab sich finden, spricht auch ihre große Zahl (22), während Aristoteles, Plinius und Tacitus mit Bestimmtheit nur 16—18 Zeichen als ältesten Bestand angeben, endlich, und nicht zum wenigsten, ihre Gestalt selbst. Jedem, der geübt und gewöhnt ist, die Schriftzeichen der verschiedenen Alphabete entwicklungsgeschichtlich zu betrachten, müssen unter den altsemitischen Buchstaben mehrere abgeleitete Formen (z th k he waw) auffallen, deren Urbilder (t e a u) in den europäischen Alphabeten zu suchen sind. Außer Anzahl und Form läßt aber auch die ungleiche Behandlung der Volalzeichen, die in einem als Konsonantenschrift erfundenen Alphabet gar keinen Zweck haben, die Selbständigkeit und Ursprünglichkeit der altsemitischen Schrift mehr als zweifelhaft erscheinen. So fällt der „unumstößliche Beweis“ für die „wirklich geschichtliche Thatsache“, wenn man ihm scharf und ohne Vorurtheil zuleibe geht, in nichts zusammen. Es wäre richtiger gewesen, zuerst die Urformen, den Grundbestand unsrer Buchstabenschrift festzustellen, statt von unsicherer Grundlage aus die Ableitung der einzelnen europäischen Alphabete voneinander auskklügeln zu wollen. Diese unwissenschaftliche Forschungsweise hat sich denn auch bitter gerächt: sie hat eine Menge werthvoller Arbeitskraft nutzlos vergeudet, nur auf Abwege geführt und beispielsweise nicht vermocht, das „Runenrätsel“ zu lösen.

Wenn auch nach dem Erscheinen von Wimmers „Runenschrift“ solchen Forschern, die in der germanischen Kulturentwicklung nur eine „Geschichte der Entlehnungen“ erblicken, die Frage nach dem Ursprung der Runen als erledigt galt, so ist doch Sievers' zuversichtlicher Ausspruch:[1]) „Der zuerst[2]) von Kirchhoff ausgesprochene Satz, daß das lateinische Alphabet die Quelle des Runenalphabets sei, hat durch die abschließenden Untersuchungen von Wimmer volle Bestätigung erhalten und darf jetzt als sicher gelten“, sehr bald Lügen gestraft wurden. Die Untersuchungen des dänischen Forschers waren keineswegs „abschließend“, ihr Hauptergebniß nichts weniger als „sicher“. Der Streit um das Runenrätsel entbrannte, da man doch zur Ueberzeugung kam, daß manches in Wimmers Behandlung der Sache „auf den ernstlichen Beifall wissenschaftlicher Forscher[3]) nicht rechnen“ dürfe, mit erneuter Heftigkeit. Meyer, Kaufmann, Hempl, Riehm, Gundermann, Luft haben die Lehre

---

1) Nach dem Namen seines Vaters Agenor war Kadmos von thrakischer Abstammung. Die Phöniker waren ein Mischvolk, in dessen Adern sicher viel arisches Blut floß.

2) Euripides läßt diesen sagen:

Heilmittel des Vergessens ordnend fügte ich
Zu Silben mit tonlosen Zeichen tönende,
Erfindend für die Menschen so des Schreibens Kunst.

3) Hist. nat. V, 13: Ipsa gens Phoenicum in magna gloria literarum inventionis.

Pharsal. III, 220: Phoenices primi, famae si creditur, ausi
Mansuram rudibus vocem signare figuris.

4) Die Runenschrift, Berlin 1887, S. 22.

1) Grundr. d. germ. Philologie, 1891. Auch in der 2. Auflage hat Sievers seinen Standpunkt nicht geändert.

2) Diese Ansicht ist schon 1770 von Stenberg in seiner Dissertation „De runarum patria et origine“ ausgesprochen worden. Irrthümlich wird diese Schrift von Wimmer als Werk Ihre's angeführt, unter dessen Vorsitz die Promotion am 28. Mai gen. Jahres zu Upsala stattgefunden hat.

3) Philologische Studien. Festgabe für Ed. Sievers. Halle 1896. Wimmers Runenlehre von G. Hempl. Er kommt zu dem Schluß, „daß die Runenmeistertheorie, auf der seine (Wimmers) Lehre von dem Ursprung der Runen fußt, durch verschiedenes widerlegt wird“.

Digitized by Google

vom „Runenmeister", dessen Vorlage die großen lateinischen Buchstaben der Kaiserzeit gewesen, mehr oder weniger scharf angegriffen, freilich ohne selbst, wie ein Kritiker sehr richtig bemerkte, „zu greifbaren Ergebnissen zu gelangen". Nicht nur mit genannter Lehre, sondern auch untereinander im Widerspruch, könnte höchstens einer von Allen recht haben. Auf dem bisher verfolgten Wege, das zeigt die Geschichte der Runenforschung aufs klarste, wird man nie das Rätsel lösen können, selbst wenn man, wie neuerdings Bugge gethan, sogar das — armenische Alphabet zu Hülfe ruft. Sollte man nicht, um auf eine der wichtigsten kulturgeschichtlichen Fragen endlich die richtige Antwort zu finden, einmal den Versuch in umgekehrter Richtung — seitdem das „Trugbild des Ostens" im Verblassen, liegt dieser Gedanke nicht mehr so fern — anstellen, auch die Kehrseite der Münze beachten? Schon 1885 (Die Herkunft der Deutschen, Karlsruhe, G. Braun) habe ich, überrascht durch die große Aehnlichkeit der Runen gerade mit den allerältesten südeuropäischen Buchstaben den Satz aufgestellt, „daß auch sie dem gemeinsamen Ursitz arischer Kultur in Skandinavien entstammen". Noch früher hatten eigenartige Denker, wie J. Grimm und Graf Gobineau[1]) ähnliche Gedanken ausgesprochen, doch konnten sie, da nach damaliger Kenntniß Asien als Urheimath der Indogermanen galt, keine weiteren Schlüsse daraus ziehen. Denn die Schrift ist einer der wichtigsten Bestandtheile der arischen Kultur, wo aber deren Ursprung zu suchen, „ob in Europa oder in Asien,[2]) die Frage hängt zusammen mit der Frage nach der Herkunft der arischen Völker überhaupt". Nachdem das Verbreitungszentrum der nordeuropäischen Menschenrasse sich als die so lange gesuchte arische Urheimath herausgestellt hatte, konnte die Vermuthung, daß in den skandinavisch-germanischen Runen vielleicht die urarische Schrift enthalten sei, nichts befremdendes mehr haben. In der That verräth die gemeingermanische Runenreihe von 24 Zeichen, die viel älter ist als die vereinfachten spätnordischen Runen und deren Kenntniß wir Wimmer verdanken, daß auch sie ihre Geschichte hat: eine Anzahl offenbar abgeleiteter oder zusammengesetzter Zeichen läßt auf einen ursprünglich einfacheren Kern schließen. Nach Ausscheidung von acht solchen Runen (g w ch p z b ng d), deren Gestalt als nicht ursprünglich[3]) in die Augen fällt, bleiben folgende 16 einfache Zeichen übrig:

f u t h a r c : h n i j s : t e m l o

Sucht man nach Sinn und Ordnung in dieser Reihe, so fällt einem gleich im ersten Geschlecht auf, daß hier, wenn auch die C-Rune den Hauchlaut bedeutet, die drei Spiranten, getrennt durch zwei Vokale und die eingeschobene liquida r, vereinigt wären. Es ist daher, was auch durch die doppelten Zeichen (c und g, kappa und koppa) für die tenuis im Lateinischen und Altgriechischen bestätigt wird, mehr als wahrscheinlich, daß die sechste Rune ursprünglich spirans war. Geben wir ihr den früheren Lautwerth und nehmen dafür das Koppazeichen ins dritte Geschlecht, so haben wir auch in diesem zwei Vokale, die dem r verwandte liquida l und zwei den Spiranten des ersten Geschlechts entsprechende tenues. Die dritte entnehmen wir, da die B-Rune offenbar durch Verdoppelung des Hügels entstanden, ebenfalls den genannten Alphabeten in der ältesten Gestalt des P. Versetzt man dann die M-Rune, die durch die neugebildeten Zeichen aus dem zweiten Geschlecht verdrängt zu sein scheint, zu dem verwandten Nasenlaut n in dieses zurück, so gelangt man schließlich zu der vollkommen sinnvollen und ebenmäßigen Anordnung

p h u t h a r c h : h n i j m s : p e t o l q.

Damit ist meines Erachtens nach Gestalt und Lautwerth der Zeichen der Urbestand unsrer Buchstabenschrift gefunden, und ich habe deßhalb, als ich 1888 zuerst[1]) mit dieser Entdeckung an die Oeffentlichkeit trat, diese 18 einfachen Schriftzeichen „urarisches Alphabet" genannt. Daß sie in Wahrheit diesen Namen verdienen, geht aus folgenden Gründen hervor: 1. Sie lassen noch die Spuren der ursprünglichen Bilderschrift erkennen. Fast alle tragen die Namen sinnlich wahrnehmbarer Dinge (nordische Thiere und Bäume, Mensch, Wagen, Kahn, Hag u. a.); bei vieren läßt sich durch wenige beigefügte Striche ein deutliches Bild ihres Namens (eh, ur, man, ehu) herstellen; bei dreien stimmen diese Namen sogar noch mit den lateinischen Wörtern pecus, urus, equus überein. 2. Ihre Anzahl entspricht der aus dem Allerthum für die älteste Schrift überlieferten. 3. Sie reichen, wie das Beispiel der ebenfalls auf besondere Zeichen für die mediae u. a. verzichtenden etruskischen und spätnordischen Alphabete zeigt, aus zur Wiedergabe einer arischen Sprache. 4. Sie sind fast in allen europäischen und kleinasiatischen Schriftarten gleich, während die zur Erweiterung dienenden neugebildeten Zeichen auf Sonderentwicklung beruhen. 5. Aus ihnen läßt sich entwicklungsgeschichtlich jedes einzelne Schriftzeichen aller verwandten Alphabete ableiten. 6. Bei verschiedenen europäischen Völkern, Keltiberern, Galliern, Litauern, Slaven, Sarmaten,[2]) lassen sich Spuren einer vorrömischen, bezw. vorgriechischen Schrift nachweisen, die immer mehrere der Urzeichen enthält. 7. Die im Stammbaum sprachlich und kulturell sich nahestehenden Völker haben auch die nächstverwandte Schrift, ein Zeichen, daß diese sich durch die Wanderungen verbreitet hat.

Ohne die sonstigen hervorragenden Verdienste Wimmers um die Erforschung der Runenschrift schmälern zu wollen, müssen wir daher doch zur Ueberzeugung kommen, daß seine Runenmeisterlehre eine Täuschung ist. Seine Beweisführung läßt sich Satz für Satz mit Leichtigkeit widerlegen, und man

---

[1]) Geschichte der deutschen Sprache, 1848. I, S. 159: sie (die Schrift) war ein Gemeingut, dessen Kunde alle urverwandten Völker mit in ihren Auszug nahmen. — Essai sur l'inégalité des races humaines, 1853: Il faut donc conclure que ces alphabets européens, parents du grec, ne sont pas formés d'après lui; qu'ils remontent, ainsi que lui, à une origine plus ancienne; que, comme le sang des races blanches, ils ont leur source dans les établissements primitifs de ces races.

[2]) F. v. Hochstetter, Die neuesten Gräberfunde von Watsch und St. Margarethen in Krain und der Kulturkreis der Hallstätter Periode. Wien 1883.

[3]) Das Zeichen für w scheint zwar einfach, ist aber nicht ursprünglich, sondern durch Weglassung eines Hügels der B-Rune entstanden. Ueber die angelsächsisch ih oder eoh genannte Rune in Gestalt einer Wolfsangel sind die Meinungen getheilt. Ihr Lautwerth, eh, geht hervor aus dem Kreuz von Ruthwell und einem kleinen agl. Reliquienschrein, einer Perle des Braunschweiger Museums, deren Inschriften das fragliche Zeichen in den Wörtern almeʔtig und halʔ, unzweifelhaft almehtig und halig, enthalten. Der Kodex von Salzburg gibt ihren Lautwerth als i+h, der von St. Gallen zweimal als k, von den Alemannen wie ch gesprochen, an; das Gemeinsame ist der rauhe Hauchlaut. Die Form ergibt sich aus zwei mit je einem Schenkel sich berührenden C-Runen.

[1]) In einem im Karlsruher Alterthumsverein gehaltenen Vortrag. Eingehende Begründung enthalten die Vorträge „Alter und Ursprung der Runenschrift" (abgedr. in Nr. 11 u. 12 des „Korrespondenzblattes der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine" 1895) und „Entwicklungsgeschichte der Buchstabenschrift", letzterer am 7. Febr. 1898 im Historisch-philosophischen Verein zu Heidelberg gehalten. Die Verhandlungen dieser Gesellschaft erscheinen nicht im Druck, sondern werden von den Vortragenden im Auszug in Protokollbücher eingetragen, die in den Besitz der Universitätsbibliothek übergehen.

[2]) Eingesprengt in die lateinischen und griechischen Inschriften gallischer Münzen finden sich einzelne Zeichen, die theils mit den Runen, theils mit keltiberischen Buchstaben übereinstimmen. — Die Goldgefäße des berühmten Fundes von Nagy Szent Miklos tragen neben griechischen Inschriften auch solche in einer eigenthümlichen Schriftart. Die abgebildeten Reiter im Schuppenpanzer, die Trinkschalen mit Schnallen zur Befestigung am Sattel nach skythischem Brauch stellen das Volksthum der Verfertiger außer Zweifel.

Digitized by Google

begreift kaum, wie Männer der Wissenschaft sie als sicher und abschließend annehmen konnten. Eine Erklärung dieser auffallenden Erscheinung liegt wohl darin, daß man die unbestreitbare Aehnlichkeit der Runen mit den lateinischen Buchstaben einigermaßen zu deuten und aus der Sackgasse, in die man durch die Herleitung der europäischen von der phönikischen Schrift gerathen war, auf irgend eine Weise herauszukommen suchte.

Die schon frühe, in der Steinzeit, vom europäischen Grundstamm abgezweigten Inder,[1]) Meder und Perser haben keinen Antheil an der ureuropäischen Schrift. Diese muß in der Bronzezeit, für die durch die nordischen Felszeichnungen (hälleristningar) eine Bilderschrift bezeugt ist, entstanden sein. Nach Asien wurde sie durch die den Hellespont und Bosporus überschreitenden thrakischen Stämme gebracht. Die mykenisch-ägäische Schrift muß als die einer früheren arischen Volkswelle, als die Vorstufe der ausgebildeten europäischen Buchstabenschrift aufgefaßt werden. Das schlaue und rührige Handelsvolk der Phöniker hat nacheinander, immer das Gute mit dem Besseren vertauschend, Hieroglyphen, Keilschrift, ägäische Silbenschrift und zuletzt thrakische Buchstabenschrift entlehnt und benützt. Die für Viele rätselhafte Thatsache, daß auf Lemnos eine etruskische Inschrift gefunden ist, erklärt sich einfach dadurch, daß thrakische Tyrsener sowohl nach Kleinasien, als auch über die Alpen nach Italien gewandert sind.

Beharrt man auf der Voraussetzung, das phönikische sei das Stammalphabet unsrer Schrift, so wird der Streit niemals aufhören. „Vergebens," sagt v. Luschan (Ausgrabungen in Sendschirli I, 1893) „hat man bisher nach dem wirklichen Ursprung unsres Alphabets geforscht, vergebens die Entstehung der ältesten semitischen Buchstaben zu begründen versucht. In den syrischen Tells (Schutthügeln) muß dieses Rätsel zur Lösung gelangen und in Sendschirli trennen uns vielleicht nur wenige Spatenstiche von der Aufhellung eines der dunkelsten und zugleich wichtigsten Probleme der Kulturgeschichte." Man wird, wage ich vorauszusagen, dort vergeblich suchen, wie auch die Spuren unsrer Ahnen und die Uranfänge europäischer Kunst im Morgenlande weder gefunden worden sind, noch zu finden sein werden.[2])

Jens Peter Jacobsen.

II.

„Niels Lyne" ist das Lebenswerk J. P. Jakobsens geworden. Er hat an dieser Geschichte einer Jugend sieben Jahre geschrieben. Aus den Briefen an die Bruder Brandes erfahren wir, was das Buch werden sollte. Die falsche und die echte Freidenkerei, die Reflexion und das Empfindungsleben eines Jünglings sollte da bloßgelegt werden. „. . . Es ist die Jugend, die in meiner Erzählung wächst, liebt, schwätzt, weicht und kämpft, desillusionirt und ausnivellirt wird und durch ihre Tugenden und ihre Laster, ihre Feigheit und ihren Untergang zeigt, wie schwer es ist, Freidenker zu sein, mit der Traditionen und Kindheitserinnerungen Sirenenstimmen einerseits und der Gesellschaft Verdammungsdonner andrerseits. Doch in meiner Erzählung steht das nur mit weichen, unbestimmten Umrissen, überschleiert und farbendurchtränkt durch Liebesträume und Liebesleiden, Liebessehnsucht und Liebesahnung" —, die Geschichte von Niels Lyne ist im Meisten wenigstens, der eigenen Jugend Geschichte. Das Buch ist, schreibt er selbst, „eine persönliche Rechenschaft auf deren Ablegung ich gerathen bin".

Die Erlebnisse und Stimmungen dieses Buches sind etwa in die Zeit der Sechziger Jahre transponirt. „Es hätte bloß heißen sollen: Ein Roman von denen vor uns, aber das klang so marktschreierhaft und ich ließ es sein." Obwohl die Begebenheiten des Buches in der Zeit von mir entfernt sind, fühlen wir uns selten einem Werke, einem Menschen so nahe. Seine Gedanken waren oft die unsern, seine Gefühle haben auch unsre Seelen in Aufruhr gebracht. Jeder von uns hat einmal solch ein Buch vielleicht schreiben wollen. Denn wir Alle streben ja danach das Gleichgewicht in unsrer Seele herzustellen. Wir wollen fertig werden mit den Forderungen, die unser individuelles oder unser soziales Gewissen an uns stellt. Wir suchen den letzten, im tiefsten Sinne harmonischen Abschluß der menschlichen Arbeit. Wir wollen den Sinn des Lebens erfassen. Den Sinn unsres Lebens und der Kunst.

Die Philosophie hat immer neu geformte Probleme zu behandeln, deren innerster Kern stets derselbe bleibt: die sehnende Frage nach dem Schlüssel des Lebensgeheimnisses, nach dem Worte, das das Rätsel lösen soll. Es ist wie im Märchen: die Menschen suchen die Zauberformel, die uns die herrlichen Gärten der sprudelnden Erkenntniß alles jetzt Verschlossenen eröffnen soll. Sie ringen der Natur und dem Leben stückweise manche Erkenntniß ab, glauben herrlich weit gekommen zu sein, doch das letzte, erlösende Wort bleibt ungesprochen. . . .

Die Sehnsucht nach der Lösung des Lebensmysteriums erfüllt die Seele künstlerisch veranlagter Menschen. Diese stete Frage: Wozu? ist immer wieder der Anstoß zu neuen künstlerischen Jugendwerken. Es sind dies dann rare Bücher, aus denen eigenartige Persönlichkeiten zu uns sprechen. Diese Bekenntnisse, die wahren Bücher der Jugend sprechen zu uns in verschiedenen Tönen, wie man zu einem Freunde spricht, der still und wortlos neben uns sitzt; oder wie zu einem dummen, kleinen Mädchen, das zu schweigen versteht und in dessen zarte Hände wir unsern Kopf legen und beichten. Wir erzählen dann von unserm inneren Leben ohne äußere Absichten. Es ist kein anderer Grund für diese Geständnisse da, als das Bestreben unser Herz zu erleichtern. Ehrliche Selbstbekenntnisse sind diese wenigen Bücher der Jugend, wie Gottfr. Kellers „Grüner Heinrich" und Jacobsens „Niels Lyne". Ohne Rücksicht auf die große Welt haben diese Bücher ihren ersten Zweck im Dichter selbst, dessen Seele sie befreien. Aber sie erfüllen eben kraft ihrer Ursprünglichkeit auch weitere Absichten des Dichters, indem sie auf sensible, fein disponirte Naturen mit seltener Intensität wirken. In tiefer Seele fühlen wir dann alle die dumpfen und gebundenen Gefühle frei werden. Es löst sich vieles Unklare in uns und auch wir selbst gelangen dann oft unter unmittelbarer Einwirkung dieser Lektüre zu einer einheitlichen Weltanschauung. Ruhe und Frieden ziehen in unsre Seele ein, wir haben für Stunden wenigstens jenes psychische Gleichgewicht erlangt, nach dem wir rangen.

Das Folgende ist der Inhalt von „Niels Lyne". Aus einem Geschlechte von erdfesten, sicheren Alltagsmenschen, „die Schönheit nicht berauschte und die keine unbestimmte Sehnsucht kannten, ebensowenig wie wache Träume", erwächst ein Mädchen in dessen Natur als mächtigster, weil innerster

---

1) Später haben die Inder, wie auch die Araber, durch Vermittelung semitischer Völker das thrakisch-phönikische Alphabet kennen gelernt und daraus selbständig ihre eigene Schrift, das Dewanagari, entwickelt.

2) Während des Drucks dieses Aufsatzes ist mir der Auszug einer Abhandlung zugegangen, die im April d. J. Hempl in der 16. Versammlung der amerikanischen Modern Language Association hat vorlesen lassen. Er behauptet darin, den „Schlüssel" der Runenstäbe gefunden und durch die „wichtige Entdeckung", die Runen seien um 600 v. Chr. von einem westgriechischen Alphabet abgeleitet, der Wimmerschen Lehre „ein Ende gemacht" zu haben. Eine Hypothese jedoch, die beispielsweise für die D-Rune keine andere Ableitung findet, als vom altgriechischen Zeichen für x, richtet sich damit selbst.

Zug die Sehnsucht nach Liebe liegt. Die Bücher der Dichter scheinen ihr allein das wünschenswerthe Leben darzubieten. Ihre eigene Umgebung verachtete sie, wie man auf das Alltägliche herabblickt, wenn man sich selbst aus edlerem Stoffe gezeugt däucht. „Wenn man alles genau betrachtet, barg sich in diesem ja eigentlich gar nichts anderes als der ein bißchen kränkliche Drang, sich selbst zu fühlen, das Begehren, sich selbst zu finden, das so oft in einem etwas mehr als gewöhnlich begabten jungen Mädchen erwacht; aber das Schlimmste war, daß sich in ihrem Umgangskreis nicht eine einzige, überlegene Natur befand, die ihr eine Art Maß für ihre Begabung hätte geben können; es fand sich ja nicht einmal eine verwandte Natur und darum kam sie dazu, sich als etwas merkwürdiges, einzigdastehendes anzusehen, als eine Art tropisches Gewächs, das unter unmilden Himmelsstrichen aufgewachsen war und nun bloß kümmerlich seine Blätter zu entfalten vermochte, während es in einer wärmeren Luft, unter einer mächtigeren Sonne schlanke Stengel mit einem wundervoll reichen und strahlenden Blumenflor hätte schießen können. Dies, meinte sie, sei ihr eigentlich Wesen, das, wozu die richtigen Umgebungen sie machen würden, und sie träumte tausend Träume von jenen sonnenlichten Gegenden und verzehrte sich in Sehnsucht nach ihrem richtigen, reichen Ich und vergaß, was so nah liegt zu vergessen, daß selbst die schönsten Träume, selbst das tiefste Sehnen des Menschengeistes Wuchs nicht einen einzigen Zoll zulegt."

In die Nähe dieses Mädchens kommt nun Einer, der die Welt gesehen hat, Einer, der, wie die kleinen Mädchen manchmal sagen, das Leben rauschen gehört hat. Er will sie zur Frau gewinnen und leicht erringt er ihre Liebe. „Sie hatte nun nicht mehr diese unbestimmten Wünsche, dies Sehnen; das neue Leben mit seinen wechselnden Stimmungen war ihr genügend und ihre Gedanken und ihre Anschauungen waren klarer geworden dadurch, daß sie nun Einen hatte, an den sie sich ohne Vorbehalt wenden konnte, ohne Furcht mißverstanden zu werden." In der Ehe wird der Gemahl der Poesie überdrüssig. Auch er ist seinem Wesen nach vor allem geneigt, auf der Erde mit festen Füßen zu stehen. So kommt über die junge Frau eine harte Enttäuschung. Wiederum muß sie sich in das Land der Träume flüchten. Ein Kind wird geboren, Niels Lyne. Ihn sucht die Mutter zu dem Manne zu machen, den sie gesucht hat. Er soll mit ihr fliegen können in die fernen Länder der Phantasie, ohne Furcht soll er sein, ein Held, der die Höhen ihrer Gefahren wegen liebt. Der junge Niels ist auch ein mit Phantasie begabtes Kind. Nur liegt etwas zögerndes in seinem Wesen. Er findet eine Beruhigung darin, daß all die Gefahren, von denen er gemeinsam mit der Mutter singt, noch fern von ihm liegen. Er liebt die Träume umsomehr, weil er das Bewußtsein hat: es ist bloß Traum. Er hat etwas wie eine Angst vor dem Leben. Deßhalb freut er sich in einer hartnäckigen Art seiner Kindheit. „. . . das erzeugte in ihm einen Drang, das Kindheitsleben in seiner ganzen Fülle zu genießen, es durch alle Sinne einzusaugen, nicht einen Tropfen zu verschütten, nicht einen einzigen, und darum war in seinen Spielen eine Innigkeit, die bis zur Leidenschaft hinaufgetrieben wurde, unter dem Druck der unruhigen Empfindung, daß die Zeit ihm davonrann, ohne daß er aus ihren reichen Wellen alles hätte bergen können, was sie, Welle auf Welle, mit sich brachte und darum konnte er sich zu Boden werfen und in Verzweiflung schluchzen, wenn er an einem freien Tage sich langweilte, weil ihm eines oder das andere fehlte, Spielkameraden, Erfindsamkeit oder trockenes Wetter, und darum war es auch, daß er so ungern zu Bett ging, weil der Schlaf das Begebenheitslose war, das völlig Empfindungslose."

So war der junge Niels Lyne schon in den Tagen seiner ersten Kindheit ein Hascher nach dem Leben, einer von denen, die sich nicht genug thun können im Suchen nach dem Schicksal. Einer von denen sollte er auch fernerhin bleiben, die stets, das Wunderbare im Leben suchend, am Leben selbst vorbeigehen wie ein Wanderer, an die fernen Schönheiten denkend, der Lieblichkeit des Augenblicks manchmal vergißt. Nun geht die Zeit der kindlichen Spiele vorbei. Die Tage nahen, wo die Bücher abenteuerliche Gesichte vor die Phantasie der Knaben bringen und wo die jungen Bursche zu zweien oder dreien selbst Geschichten ausbecken von einem Helden, dem sie alle Eigenschaften ihrer Sehnsucht zudenken.

Zwei neue Figuren treten in Niels' Horizont ein; der Hauslehrer, ein seltsamer Philosoph, und Edele, ein Mädchen aus der großen Stadt, die, vielbegehrt, doch nur Einen liebt; der aber hatte kein Auge für sie. Daran krankt das Mädchen und deßhalb hat sie auch eine große Härte in sich und nur manchmal tritt auch ihr Gefühl hervor in phantastischen Stimmungen. Herr Bigum, der Lehrer, liebt sie. Er weiß, es ist unmöglich, sie zu erringen, und doch geht er hin und wirbt um sie. Sie sagt ihm: „Ich bin nicht verletzt von Ihrer Liebe, Herr Bigum, doch ich verdamme sie. Sie haben gethan, was so manch ein Anderer thut. Wir schließen die Augen vor dem wirklichen Leben, wir wollen das ‚Nein' nicht hören, das es unsern Wünschen zuruft; wir wollen den tiefen Abgrund vergessen, der, wie es uns zeigt, zwischen unsrer Sehnsucht ist und dem, was wir ersehnen. Wir wollen unsern Traum verwirklicht haben. Doch das Leben rechnet nicht mit Träumen; es gibt nicht ein einziges Hinderniß, das sich aus dem Wirklichen hinausträumen läßt, und so liegt man zuletzt jammernd beim Abgrund. . . . Ich kann Ihnen nicht helfen, Herr Bigum . . . macht das Sie unglücklich, so müssen sie unglücklich sein; leiden Sie dadurch, so leiden Sie; es muß solche geben, die leiden."

Niels Lyne hat durch Zufall diese Reden gehört. Diese Episode gibt ihm die erste Erkenntniß der Realität des Lebens. Er fühlt zum erstenmal, „daß, wenn es Einen verurtheilt hatte, zu leiden, dies Urtheil weder gedichtet war noch gedroht; sondern man wurde da zur Marterbank geschleppt und dann wurde man gemartert, und es kam im letzten Augenblick keine abenteuerliche Befreiung, kein plötzliches Erwachen, wie aus einem bösen Traum". Edele stirbt an einem glühenden Sommerabend, und die Trauer um die Todte bringt Niels Lyne zu einer neuen Entwicklung. Für ihn war „der Kummer eine Gewalt, die ihm angethan, eine Grausamkeit, die er niemals lernen kann als Prüfung oder Züchtigung so wenig denn als einfaches Schicksal anzusehen. Es ist für ihn das Ergebniß einer Tyrannei, eines ganz persönlich Hassenden und es bleibt davon stets ein Stachel in seinem Herzen zurück". Diese Trauer nimmt ihm den Kinderglauben, der ihn bisher durch das Leben geleitet hat, frühzeitig. Neue Kämpfe erstehen ihm, da er mit den fortschreitenden Jahren zum Freidenker wird. Das neue Evangelium, wie es Naturwissenschaften und entwickelte Philosophie gebildet haben, erfüllt ihn, und als die Studienzeit in der großen Stadt herankommt, ist er seltsam ergriffen, zu sehen, daß die nämlichen seelischen Kämpfe, die ihn ergriffen, auch die ganze Generation um ihn beschäftigt hatte.

Ein Weib, Frau Boye, läßt ihn das Leben von wiederum neuen Gesichtspunkten aus betrachten; die Liebe macht ihn aus dem Zuschauer zur selbst agirenden Person des Lebens. Jetzt fürchtet er sich nicht mehr wie in der Kindheit vor der großen Leidenschaft. Er will erleben. Ein eigenes Verhältniß beginnt sich zwischen dem Jüngling und der reifen Frau herauszubilden, da stirbt der Vater. Die Botschaft führt den Jüngling ins Mutterhaus zurück,

Digitized by Google

und eine Krankheit der Mutter vereinigt wiederum die lange getrennten Herzen von Mutter und Sohn. Die nun alte Frau hatte alle Hoffnungen ihres poetisch phantastischen Sinnes auf den Sohn gestellt; daß diese nicht zur Wirklichkeit wurden, bringt ein tief innerliches Gespräch der Beiden zutage. „Erinnerst du dich, wie oft du mir versprachest, wenn du groß seiest, wolltest du auf einem großen Schiff ausfegeln und mir die Herrlichkeiten der ganzen Welt nach Hause bringen?“ — „Und ob ich mich erinnere! Es sollten Hyazinthen sein, weil du auf Hyazinthen so viel hieltest, und eine Palme, wie die, welche einging, und Säulen aus Gold und Marmor ...“ „Ich habe auf dieses Schiff gewartet — nein, sei still mein Kind, du verstehst mich nicht — es war nicht für mich selbst; es war deines Glückes Schiff ... ich hatte gehofft, daß das Leben für dich groß und reich werden würde und daß du die strahlenden Wege fahren — Berühmtheit ... Alles — nein, nicht das; nur dieses, daß du mit dabei sein würdest, um das Größte zu kämpfen; ich weiß nicht wie, aber ich war so müde des Alltagsglücks und der Alltagsziele. Begreifst du das!“ — „Du wolltest mich zu einem Sonntagskind haben, Mütterlein, solch einem, das nicht im Joch mit den Anderen zieht und das seinen eigenen Himmel hat, um darin selig zu werden, und seine eigene Verdammungsstätte hat, für sich allein. — Nicht wahr, es sollten Blumen auf dem Tisch sein, reiche Blumen, über die arme Welt auszustreuen; doch das Schiff ließ warten, und sie wurden nur arme Vögel, Niels und seine Mutter, nicht wahr?“ — „Hab' ich dich verwundet mein Sohn —, es waren ja doch bloß Träume; kümmere dich nicht darum!“ „Niels schwieg lange; er war so voll Scham über das, was er sagen wollte. ‚Mutter,‘ sprach er, ‚wir sind nicht so arm, wie du glaubst. — Eines Tages wird das Schiff doch kommen. ... Wenn du es glauben wolltest oder an mich glauben wolltest. ... Mutter, ich werde mithelfen um das Größte zu kämpfen und ich gelobe dir, daß ich niemals weichen, daß ich immer gegen mich und das, was ich besitze, treu sein werde; das Beste soll mir nur gut genug sein und nicht mehr; kein auf Accord eingehen, Mutter! Kann ich merken, daß es nicht vollöthig ist, was ich geformt, oder kann ich hören, daß es Spalt oder Sprung hat, wieder in den Tiegel damit. ...‘“ So verspricht Niels der Mutter, die sich in ihrer Abgeschiedenheit nach all dem Großen der Welt im Traume sehnt, ein ganzer Mensch zu werden. Er will das Reich aus seiner Seele zutage fördern, Ganzes geben oder nichts. Bald stirbt die Mutter dahin, während es rings von neuem Frühling wird. Niels kehrt in die Stadt zurück, doch Frau Boye hat ihn verlassen, sie hat der Konvention Konzessionen gemacht und ohne Liebe sich verlobt.

Niels lebt dahin ohne feste Ziele. Einmal greift ihn zögernde Liebe zu einem seltsamen Mädchen, das, in einer kleinen Stadt lebend, sich von vielem Unruhigen und Störenden der Großstadtfrauen frei gemacht hat. Doch ein Freund führt sie ihm weg. Später, da der Gemahl das Mädchen in seiner Sehnsucht nicht befriedigt, glüht die kaum unterdrückte Liebe wieder auf. Wie Beide, Niels und Fenimore, dies entdecken, packt sie Angst. Der zufällige Tod von Fenimorens Gemahl wendet deren Liebe zu Niels in Haß. So ist er wiederum vom Leben betrogen. Die steten Kämpfe enden mit stetem Unterliegen. Nun gibt es Kämpfe, aus denen Götter wie Menschen gestärkt hervorgehen. Andere aber machen sie mude; solches sind die Kämpfe von Niels Lyne.

Als noch einmal ein Weib seinen Lebensweg kreuzt und wiederum nur Enttäuschung dem Niels Lyne wird, da kehrt er in die Heimath zurück, aufs Land. „Er hatte seinen Schild herabgenommen, die Devise ausgelöscht und resignirt — die Menschheit würde sich ohne ihn behelfen müssen. Er war so recht glücklich und oft konnte man ihn sitzen sehen, wie sein Vater gesessen, auf einem Zaunthor oder einem Grenzstein, und in einer seltsam vegetativen Ergriffenheit über den goldenen Weizen hinstarren oder über den schwer büscheligen Hafer.“ Bald nimmt er sich ein Weib, das alles mit ihm theilt und mit der er nach ausgekämpfter Jugend die Früchte seiner Arbeit theilt. Er lehrt sie die Entwicklung der Menschheit und als überzeugter Freidenker nimmt er auch ihr den Glauben. Sie schenkt ihm einen Sohn, dann aber kommt an sie die Reihe des Sterbens. Kurz vor dem Tod aber kehrt sie zum Väterglauben zurück; der überlebende Gatte behält nicht recht. Später dann erkrankt auch Niels' Sohn. Und in der Stunde der äußersten Gefahr wankt der Atheismus Niels'. In einem drängenden Gebet fleht er zu Gott um des Knaben Leben. Doch es ist vergebens; „gegen die Morgenstunde, als der alte Kriegsrath, der Arzt des Gutes, zum Thor hereinfuhr, war Niels allein.“ In der Zeit der Trauer überkommt Niels Scham, daß er in der Stunde einer Gefahr die Ueberzeugung seines Lebens aufgegeben habe. Er hat gelebt. Nichts scheint ihm mehr übrig zu sein. Als ein Krieg ist, geht er hin und fällt. Vor seinem Tode sagt ihm ein Freund: „Leben Sie wohl, Lyne, es ist doch ein schöner Tod, für unser armes Land zu sterben.“ „Ja,“ sagte Niels, „aber es war doch nicht auf diese Weise, daß wir uns träumten, einst Genüge zu thun — damals vor langer, langer Zeit.“ Und endlich starb er dann den Tod, den schweren Tod!

Man sieht aus dieser flüchtigen Skizze, die den Beruf haben soll, dem Leser das Buch in die Hand zu zwingen, welcher Pessimismus in dem Roman liegt. Es ist die Geschichte einer Jugend, die traurig war, wie ja so oft in unsern Tagen die ersten 25 Jahre des Lebens traurig werden müssen vor lauter inneren Kämpfen. Ich habe noch Keinen gefunden, der sich der Stimmung des Buches hätte verschließen können; denn es wirkt auf das in uns, was vielleicht stets in der menschlichen Seele das Reinste ist, auf Kindheitserinnerungen, auf die Jugendschmerzen.

Es war J. P. Jacobsen nicht mehr vergönnt, den beiden ersten Werken ein drittes voller Lebenswärme und Genießenslust nachfolgen zu lassen. Die letzten Jahre seines Lebens waren von einer Krankheit eingenommen, die ihn schwächte, bis er, an Jahren kaum ein Mann, dahinstarb. Sein inneres Leben ist uns vielfach ein Rätsel. Man vernimmt nichts von einem Weib, das seine Gefühle jemals erregt hätte, nichts von Liebe. Er hatte Freunde, doch diese überlieferten bisher nichts, was dieses Leben aufklären konnte. Und doch muß es ein reiches gewesen sein, wenn man, und man darf es, nach den Büchern urtheilt, in die J. P. Jacobsen seine Seele gelegt hat.

Es sind wenige Tage her, daß ich zum letztenmal die Stimmung der Werke Jacobsens auf mich überströmen ließ. Das war am kleinen Gardasee. Ein früher Frühling, wie ihn das südliche Tirol hat, ließ Sonnenstrahlen über das sanft bewegte Wasser gleiten. Langsam zog der Kiel des Kahns Wellen und Kreise. Ich las die Gedichte Jacobsens und da fand ich zwei Verse, die den Schluß dieses Versuchs, J. P. Jacobsen zu würdigen, bilden sollen!

Licht übers Land —
Das ist's, was wir gewollt.

W. Fred.

Mittheilungen und Nachrichten.

vl. Der klassische Bilderschatz, herausgegeben von Reber und Bayersdorfer (Verlagsanstalt Bruckmann). — Am 10. Jahrgang des Klassischen Bilderschatzes muß aufs neue konstatirt werden, daß dieses groß angelegte und nützliche Unternehmen sich von Jahr zu Jahr vervollkommnet. Je mehr das Material aus den einzelnen Malerschulen sich einer gewissen Vollständigkeit nähert, desto mehr wächst auch naturgemäß die Brauchbarkeit und der Werth der Sammlung. Der 10. Jahrgang wird mit der verdienstvollen Publikation des gesammten Genter Altarwerkes eingeleitet, zum Theil nach den prachtvollen Originalaufnahmen der Verlagsanstalt. Besondere Würdigung erfahren in diesem Bande die altniederländische und die Venezianer Malerei. Sehr anerkennenswerth ist es, daß auch den Künstlern des 18. Jahrhunderts wie Hogarth, Gainsborough und sogar Daold, dem Hofmaler Napoleons I., ein Platz eingeräumt wird. Sie gehören eben als abschließende Glieder zu der 500jährigen Epoche der sogenannten alten Malerei. Die Richtigkeit der Zuweisungen hält selbstverständlich gleichen Schritt mit den Resultaten der neuesten Forschung. In Einzelfällen mag man allerdings anderer Meinung sein als die Herausgeber: so erscheint es dem Berichterstatter unthunlich, den durch gar nichts gesicherten Tobias der Londoner Nationalgalerie dem Verrocchio zuzuweisen. Er sowohl wie das nahe verwandte, aber viel weniger reizvolle Bild der Akademie von Florenz können nicht wohl als eigenhändige Arbeit des geist- und kraftvollen großen Künstlers angesehen werden. Desgleichen wird sich das Bildniß des Grafen Olivarez, das die St. Petersburger Eremitage enthält, kaum als Originalarbeit des Velasquez halten lassen. Endlich ist das berühmte Triptychon mit dem heiligen Christophorus, das in der Münchener Pinakothek als Dirk Bouts bezeichnet wird, gewiß nur ein Schulbild, was auch schon von Eisenmann erkannt wurde. Es gehört einem anonymen Künstler aus dem Kreise des Dirk Bouts an, der jedoch auch von Memling beeinflußt ist und von dem sich noch drei weitere Arbeiten im Louvre, in der Londoner Nationalgalerie und im Berliner Museum erhalten haben.

* Die Merowingerkirche St. Peter in Metz. Im Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte, Band IX p. 20 ff., hat Baurath Knitterscheid die Resultate zusammengefaßt, welche sich bei den auf Veranlassung der genannten Gesellschaft unter seiner Leitung angestellten Ausgrabungen in der alten Abtei St. Peter ergeben haben. Er konnte nachweisen, daß die merowingischen Umfassungsmauern, die noch durchaus die römische Technik — Bruch- und Hausteinmauerwerk mit Ziegeldurchschuß — zeigen, fast vollständig erhalten sind. Die Kirche war dreischiffig gewesen. Licht erhielt sie nur durch die Fenster des in basilikaler Weise überhöhten Mittelschiffs. Dieses selbst ist freilich im 10. Jahrhundert beseitigt worden und hat einem romanischen Pfeilereinbau Platz gemacht.

Im vergangenen Winter sind die Nachforschungen fortgesetzt worden und es sind Funde zutage getreten, die für die Kunstgeschichte von hervorragender Bedeutung sein dürften. Zunächst ergab sich, daß auf der Ostseite eine rechteckige Chorapsis ansetzte; ihre Lage hat leider noch nicht bestimmt werden können, da vorgelagerte Baulichkeiten durchgreifende Untersuchungen verhindern. Weiter fand man im Schutt Theile einer mächtigen Marmorsäule, wie solche in der ältesten Kirche wohl die Träger des Mittelschiffs gebildet haben. Das wichtigste aber waren die Skulpturen, die in den romanischen Pfeilern eingemauert sind. Es konnten ca. 30 Steine in der Höhe von ca. 1 m und von verschiedener Breite ausfindig gemacht und aus den gemauerten Pfeilern herausgezogen werden. Die vorderen Seiten dieser Steine sind mit Ornamenten bedeckt, welche dieselben Motive zeigen, wie diejenigen der dem 6. Jahrhundert angehörigen Altarschranken von S. Clemente in Rom und San Giovanni in Monza. Auch ein Säulen- und Rundbogenmotiv aus San Salvatore in Brescia kehrt wieder, desgleichen finden sich Motive einer dem 7. Jahrhundert angehörigen Kirche aus Behioh in Syrien und eine Reihe weiterer Anklänge an Bauwerke aus dieser Zeit. Nur für eine Darstellung, die in Metz in verschiedener Art etwa zehnmal wiederkehrt, konnten bisher Parallelen in gleichzeitigen Bauwerken nicht nachgewiesen werden: das sind verschlungene Schlangen. Wohl aber findet sich dieses Motiv außerordentlich häufig auf fränkischen Gürtelschnallen, Beschlägen ꝛc. wieder und damit erhalten die Metzer Skulpturen ein besonderes Charakteristikum, das den Einfluß der fränkischen Kunst erkennen läßt. Wie in S. Clemente, so haben auch in Metz die Steinplatten und Pilaster Chorschranken gebildet. — Eine ausführliche Publikation mit Abbildungen wird das Jahrbuch für lothringische Geschichte Band X bringen. Hoffentlich wird auch bald eine Entscheidung getroffen, was aus der ältesten christlichen Kirche Deutschlands, denn als solche stellt sich S. Peter heraus, nunmehr werden soll. Bisher diente sie als Unterkunftsraum für Militärfahrzeuge und in den oberen Stockwerken als Brieftaubenstation.

* Ueber die Resultate der belgischen Südpol-Expedition veröffentlichen die beiden polnischen Gelehrten Arctowski and Dobrowolski, die an der Expedition theilgenommen, im „Kurjer Warszawski" einige interessante Einzelheiten. Wir entnehmen dem Bericht folgendes: „Dreizehn Monate war das Schiff „Belgica" im Eis eingekeilt. Um uns aus dieser gefährlichen Situation zu befreien, mußten wir drei Monate lang Tag und Nacht einen Kanal — 700 m lang — im Schnee ausgraben und im Eis aussägen. Die letzten Klumpen beim Schiff selbst haben wir mit Donit gesprengt. Am 14. Februar brachten wir die „Belgica" aus dem Packeis heraus, mit dem sie planlos im Ozean herumgeirrt war. Die Route, welche die „Belgica" durchschifft hat, ergibt eine längere Linie als jene des „Fram" gewesen ist. Im März 1898 gelangten wir bis 71 Grad 30 Minuten, wo wir, wie gesagt, im Eis stecken blieben. Die Temperatur fiel bis —25° C.; alle Risse und Kanäle zwischen den Eisfeldern froren schnell ein und der Schnee bedeckte alles mit einer dicken Schichte. Dann kamen gewaltige Winde, welche die Eisfelder zerrissen, es bildeten sich einzelne Schollen mit einem Durchmesser von mehreren Kilometer; alle schwammen dahin und rissen uns mit und das dauerte — ein ganzes Jahr, und wir erwarteten einen sicheren Untergang, wir mußten die Eindrückung der Schiffswände durch das Eis besorgen. Zweihundert Eisberge zählten wir am Horizont, und dabei war freies Wasser kaum 10 Seemeilen von uns entfernt; wir spürten das Branden der Wellen. Endlich, am 14. Mai, brachten uns südliche Winde Erlösung. Eine, zwei Wochen trieb uns ein starker Südostwind vom 70. Breite- und 100½ Längegrade (von Greenwich) zu den Kanälen der Feuererde. Das war dann die erste Nacht mit ruhigem Schlaf... Vorgestern" — der Brief ist vom 27. März d. J. datirt — „erblickten wir in Sturm und Nebel den ersten Felsen und dann die Insel Rosl. Wir wollten dort ankern, aber der Anker griff nicht ein. Gestern früh gelangten wir zwischen Cast und West Furies in den Kanal Cockburn. Von dort ist nur ein Tag Fahrt über den Magdalenen-Sund zur Magellanischen Meerenge. Man betrachtet uns wie vom Grabe auferstandene Menschen....." „Als unsre wissenschaftliche Ausbeute kann ich angeben: Die Entdeckung eines tiefen Meeres zwischen dem Kap Horn und dem Scholtländischen Archipel; die Entdeckung eines Seekanals in Palmers Ländern; kartographische Aufnahmen von Lecomte; geologische Sammlungen aus 20 Ortschaften; zoologische und botanische Sammlungen von Racowitz; Tausende von photographischen Aufnahmen, ich allein bringe 500 Clichés; meteorologische und magnetische Observationen im Packeis während eines Jahres, von Lecomte und Danco; Tiefe- und Temperaturmessungen des Wassers; die Entdeckung — in der Breite von 20 Längengraden — einer flachen See, 500 m, dann großer Tiefen."

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Gesammtsitzung vom 27. April. Vorsitzender Sekretär: Hr. Vahlen. 1. Hr. Diels las: Zur Geschichte des Begriffs Element. Die mannichfaltige Verwendung des Terminus στοιχεῖον und elementum im Alterthum wird dargelegt und der Einfluß nachgewiesen, den die einzelnen Philosophenschulen und zuletzt das Christenthum auf die Ausgestaltung und Verbreitung des Begriffs ausgeübt haben. 2. Hr. Planck überreichte einen Aufsatz von Hrn. F. Paschen „Ueber die Vertheilung der Energie im Spectrum

des schwarzen Köpfes bei niedrigen Temperaturen." 3. Die Akademie hat an das zur Feier des ersten Centenariums von Lazzaro Spallanzani in Reggio nell' Emilia gebildete Komitee eine Adresse gerichtet. 4. Hr. Fischer überreicht im Auftrag der Frau Geheimrath Magnus 60 Briefe von Berzelius an das frühere Mitglied der Akademie, Prof. Gustav Magnus, welche der Akademie als Eigenthum verbleiben sollen. 5. Die Akademie hat das ordentliche Mitglied der philosophisch-historischen Klasse Hrn. Heinrich Kiepert am 21. April durch den Tod verloren. 6. Das korrespondirende Mitglied Hr. Heinrich Weber in Straßburg übersendet Band II der 2. Auflage seines Lehrbuchs der Algebra, Braunschweig 1899. 7. Hr. Diels überreicht „Geschichte der Augenheilkunde im Alterthum" von J. Hirschberg. Leipzig 1899, und die mit Unterstützung der Akademie von W. Schmidt besorgte Ausgabe von Heronis Alexandrini opera. Vol. I nebst Supplementum. Leipzig 1899. 8. Der Direktor der kgl. Universitätsbibliothek zu Leiden, Hr. Sc. de Vries, übersendet die Akademie Recueil de travaux anatomo-pathalogiques du Laboratoire Boerhaave 1888—1898 publié par *D. E. Siegenbeek van Heukelom.* Tome 1. 2. Leide 1899.

B. **Heidelberg,** 4. Mai. Geheimrath Kußmaul und die anderen Aerzte, welche Exzellenz Bunsen behandeln, hegen die Hoffnung, daß ihr Patient den letzten schweren Schwächeanfall noch einmal glücklich überstehen werde, wenn sich auch bei dem hohen Alter des Kranken nichts mit Bestimmtheit voraussagen lasse.

-an- **Aus Baden.** In Handschuhsheim bei Heidelberg wurden unlängst gelegentlich der Fortführung der Bergstraße von Neuenheim nach Handschuhsheim werthvolle Alterthumsfunde gemacht, die zu dem Bedeutendsten zählen, was in den letzten Jahren an Ausgrabungen im Großherzogthum zutage gefördert worden ist. Unter sachkundiger Leitung des Assistenten an der Karlsruher Alterthumssammlung, Prof. Dr. Schumacher, wurde ein großes Alemannenfriedhof bloßgelegt, auf dessen Alter die zum Theil vortrefflich erhaltenen, charakteristischen Beigaben einen annähernden Schluß zulassen. Danach wären diese Gräber etwa in das Jahr 400 n. Chr. zu verweisen. Interessant ist bei den Beigaben besonders die Mannichfaltigkeit in der Abstufung der einzelnen Gegenstände je nach Geschlecht, Alter und Rang der Bestatteten. Beachtenswerth erscheint hierin besonders der weibliche Schmuck: Perlenketten von einfachstem Thon und Glas bis zu kunstvoll bemaltem oder eingelegtem Amethyst und Bernstein; Bronzeschmuck aller Art, namentlich schöne Fibeln, Ohr- und Fingerringe, reiche Gürtelgehänge, bisweilen Stücke mit ornamentaler Zierde, deren Linienführung wohl nach Byzanz weisen dürfte. Nicht ganz den gleichen Reichthum zeigten die aufgedeckten Männergräber, welche vornehmlich Waffen und Spuren kunstvoll gezierter Wehrgehänge enthielten. Die Fundgegenstände werden nach eingehender Prüfung durch den Konservator der Alterthümer der Heidelberger städtischen Kunst- und Alterthümersammlung auf dem Schlosse einverleibt werden. — Eine weitere wichtige Entdeckung ist von der gleichen Fundstätte zu berichten. Brandspuren, auf die man mitten in dem Gräberfeld stieß, veranlaßten Nachforschungen, die mit ziemlicher Sicherheit das Vorhandensein eines prähistorischen Dorfes aus der La-Tène-Periode ergaben. Eine Reihe von Wohngruben und Herdstätten mit Scherben und anderen Zeugnissen aus vorgeschichtlicher Zeit gestatten wohl den Schluß, daß hier Kelten angesiedelt waren, möglicherweise dieselben Leute, welche sich auf dem nahen Heiligenberge eine befestigte Zufluchtsstätte gegründet haben. Damit würden auch die vor einigen Jahren gewonnenen Ergebnisse von dem keltischen Ursprung des dortigen Ringwalls übereinstimmen. Man darf auf die weiteren Resultate der Ausgrabungsarbeiten gespannt sein, zumal dadurch werthvolle Beiträge geliefert erscheinen für die sichtbare Beweisführung lückenlos zusammenhängender Besiedelung der kulturreichen unteren Neckargegend.

* Goethe-Gesellschaft in Weimar. Die Tagesordnung für die Samstag, den 27. Mai, in Weimar stattfindende Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft ist wie folgt festgesetzt: 1. Erstattung des Jahresberichts; 2. Festvortrag des Hrn. Prof. Erich Schmidt über „Prometheus"; 3. Ablegung der Jahresrechnung (Kammerjenrath Dr. Marix); 4. Bericht über Goethe-Bibliothek und Goethe-Archiv (Prof. Dr. Suphan); 5. Bericht über das Goethe-National-Museum (Geh. Hofrath Dr. Ruland). — Zur Vorfeier der 150. Wiederkehr von Goethe's Geburtstag findet abends im Hoftheater eine Festvorstellung des „Tasso" statt, mit einem von Ludwig Fulda gedichteten Epilog. Sonntag, den 28. Mai, schließt sich eine Aufführung des „Egmont" mit der Beethoven'schen Musik an.

* **Jena.** Der Geheime Hofrath Dr. Rudolf Eucken begeht am 5. Mai sein 25jähriges Jubiläum als ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität Jena. Eucken war zuerst Gymnasiallehrer und als solcher auch vom Herbst 1869 bis zum Herbst 1871 in Frankfurt a. M. thätig. Er wurde dann als ordentlicher Professor an die Universität Basel berufen, wo er bis zu seiner Uebersiedelung nach Jena im Frühjahr 1874 verblieb. — Der vor einigen Monaten verstorbene frühere Abgeordnete Dr. Schultz-Lupitz hat unserer Universität ein Vermächtniß von 23,000 M. hinterlassen. Derselbe war Ehrendoktor der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität.

* **Bonn.** Als Privatdozent für Geschichte hat sich Dr. Georg Küntzel aus Schroda (Posen) an der hiesigen Universität habilitirt.

Bt. **Greifswald.** Im Lehrkörper der hiesigen Universität sind mancherlei Veränderungen vorgekommen. Namentlich aus der medizinischen Fakultät sind zwei weitgeschätzte Lehrer geschieden, Geh. Medizinalrath Prof. Dr. Pernice trat in den Ruhestand, Geh. Medizinalrath Prof. Dr. Helferich folgte einem Ruf an die Kieler Universität. Ihre Stellen sind durch die Professoren Dr. Martin aus Berlin, bezw. Dr. Bier aus Kiel, besetzt worden. Von der theologischen Fakultät ist Lic. Dallmer nach Königsberg i. Pr. gegangen; es haben sich dagegen Lic. Bosse, der Sohn des Kultusministers, und der von Dorpat vertriebene Professor Volk als Privatdozenten niedergelassen. Letzterer ist der letzte deutsche Professor in Dorpat gewesen — die Umwandlung in Jurjew ist vollzogen. Im Gerichtsfach fehlt Prof. Dr. Richard Schmitt. Er wurde von hier nach Bonn versetzt. Ehe er aber dort seine Vorlesungen begann, erhielt er einen ehrenvollen Ruf nach Berlin; zur Freude insonderheit auch seiner Schüler, die ihn hochschätzen: nach steht ja in Aller Erinnerung die Ehrung, die ihm, dem schlichten, deutschen Lehrer, vor Jahresfrist die große Zahl seiner Hörer bereiteten. — Die Geographische Gesellschaft zu Greifswald, weit und breit wegen ihrer Pfingstausflüge bekannt, veranstaltet auch in diesem Jahre ihre — 16. — Exkursion. Die Fahrt, welche Dienstag, 23. Mai, angetreten wird, geht nach Gothenburg, Trollhätta-Fälle, Götakanal, Weenersee, Kopenhagen. Die Zahl der Theilnehmer wächst von Jahr zu Jahr und verspricht auch in diesem Jahre sehr stattlich zu werden. Namentlich auch Studirende nehmen an diesen Ausfahrten in großer Zahl theil, da die Kosten, besonders im Hinblick auf die interessante Reise, kaum nennenswerth sind.

* **Wien,** 4. Mai. Es verlautet, daß der Professor des römischen Rechts L. Mitteis nach Leipzig berufen wurde und den Ruf angenommen habe.

* **Prag.** Der Religionsprofessor am Staats-Real- und Obergymnasium in Teplitz-Schönau, Dr. Franz Eudler, ist zum außerordentlichen Professor der Dogmatik an der hiesigen deutschen Universität ernannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Heinr. Seidels erzählende Schriften. 1. Lfg. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. — Dr. Fr. v. Liszt: Das Verbrechen als sozialpathologische Erscheinung; Dr. Wilh. Stieda: Das Hausirgewerbe in Deutschland; Dr. P. Kollmann: Der gegenwärtige Weltverkehr; Dr. Jul. Post: Neuere Richtungen auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege. Vorträge. Dresden, v. Zahn u. Jaensch 1899.

☞ Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Verlagshandlung Greiner & Pfeiffer in Stuttgart bei, betr. die Monatsschrift „Der Türmer", den wir zu beachten bitten. (8240)

Jahrgang 1899. München, Samstag, 6. Mai. Nummer 104.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.- (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Finnland in Gefahr. — Die vlämische Bewegung. II. Von Prof. Heinrich Bischoff. — Molière als Satiriker. I. Von Heinrich Schneegans. — Mittheilungen und Nachrichten.

Finnland in Gefahr.

n. Die neuesten betrübenden Vorgänge in Finnland sind in Deutschland bislang vornehmlich vom politischen und ökonomischen Standpunkt aus gewürdigt, es sollte aber auch das allgemeinere Interesse der Kultur und Humanität eine herzliche Theilnahme für das erwecken, was dort vorgeht. Das finnische Volk, das in seinen Epen und Liedern eine alte, hochinteressante Tradition bewahrt, hat in unserm Jahrhundert sich aufs energischste an dem modernen Leben betheiligt und thatsächlich einen großen Aufschwung genommen; es hat sich aus kümmerlichen wirthschaftlichen Verhältnissen, im Kampf mit einer rauhen Natur, zu behäbigem Wohlstande emporgearbeitet und hat jetzt einen respektablen Antheil am industriellen Schaffen; es hat über dem äußeren Aufschwung die innere Entwicklung keineswegs vernachlässigt, sondern es ist auch in Wissenschaft, Kunst, Erziehung rastlos fortgeschritten, so daß auch darin dieses nördlichste aller Kulturvölker die Vergleichung selbst mit großen Nationen nicht zu scheuen hat. Dieser Erfolg ist durchaus das Werk der eigenen Kraft eines tapferen, arbeitsamen, ausdauernden Volkes; diesem Volk aber war und ist die stärkste Triebkraft die Liebe zum vaterländischen Boden und zur nationalen Art; aus ihr schöpfte es den Muth und das Vertrauen, bei allem Zusammenhang mit den anderen Völkern eine eigenartige Kultur auszubilden, die ausgeprägte Volksindividualität auch für die großen inneren Aufgaben der Menschheit fruchtbar zu machen.

Ein solches Streben, das bei dem erst neu erwachten Volke unzählige Aufgaben in sich schloß, konnte sich unter den bisherigen Verhältnissen glücklich entwickeln, bei der politischen Verbindung mit Rußland blieb dem Lande seine innere, ihm feierlich beschworene Selbständigkeit, ohne die Zustimmung des in vier Stände gegliederten finnischen Landtages konnte kein neues Gesetz erlassen werden. So fühlte man sich in Finnland bei dieser Verbindung glücklich und hat Rußland stets eine treue Loyalität bezeigt. Aber eine solche Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit mußte der Nivellirungssucht einer fanatischen russischen Nationalpartei gründlich mißfallen; so reichen die Angriffe auf Finnland schon einige Zeit zurück; namentlich seit 1889 schien die Gefahr rasch zu steigen. Dann aber erfolgte eine Beruhigung, indem der jetzige Kaiser die Rechte Finnlands voll bestätigte; um so größer ist jetzt die Enttäuschung und der Schmerz über den vernichtenden Schlag, den die Selbständigkeit Finnlands durch einen Ukas vom 15. Februar d. J. erhalten hat. Durch denselben ist angeordnet, daß künftig alle Finnland und Rußland gemeinsamen Angelegenheiten in St. Petersburg entschieden werden, wobei allerdings Vertreter Finnlands wohl gehört werden sollen, aber ohne ein Recht der Mitbestimmung, ohne irgendwelche Gewähr, daß ihren Interessen und Wünschen entsprochen wird. Trotz solcher eingreifenden Verschiebung der Rechtslage zweifelt man in Finnland nicht an der guten Absicht des Monarchen, der dem Lande manchen Beweis seines Wohlwollens gegeben hat, aber man ist zugleich fest davon überzeugt, daß jene Nationalpartei die neue Ordnung zu rücksichtsloser Russifizirung Finnlands benutzen wird. Denn die Grenzen dessen, was Finnland und Rußland gemeinsam, sind in hohem Grade schwankend, sie lassen sich namentlich von einer fanatischen Partei weiter und weiter ausdehnen; so besteht die augenscheinliche Gefahr, daß den Finnen mehr und mehr alles Eigene genommen und daß damit eine verheißungsvoll aufstrebende Volksindividualität zur Verkümmerung und schließlich zum Untergange verurtheilt wird.

Muß eine solche Aussicht jeden Kultur- und Menschenfreund tief bekümmern, so wird besonders der Deutsche dies drohende Geschick des tapferen und tüchtigen Volkes mit inniger Theilnahme begleiten. Denn mit keinem der großen Kulturvölker steht Finnland durch Religion, Wissenschaft, Literatur in so engem Zusammenhange wie mit Deutschland, keine der Weltsprachen und Literaturen ist dort so heimisch wie die deutsche; stets hat man in Finnland besondere Aufmerksamkeit darauf verwandt, die Schätze der dortigen Literatur rasch dem deutschen Publikum zuzuführen, umgekehrt haben deutsche Forscher an der Aufhellung der finnischen Geschichte, Sprache, Sage in hervorragender Weise mitgearbeitet. So ist es ein Verlust auch für das deutsche Geistesleben, wenn jenes Volk in seiner nationalen Existenz so schwer gehemmt und verkümmert wird, wie es heute allem Anschein nach droht.

Die vlämische Bewegung.

II.[1])

Die Geschichte der vlämischen Bewegung haben wir bis zu dem Zeitpunkte verfolgt, wo die belgische Regierung sich zu einer Beachtung derselben genöthigt sieht und eine Kommission zur Untersuchung der vlämischen Beschwerden einsetzt, zeitlich vom Jahre 1830 bis zum Jahre 1856. Die hervorragendsten Führer der Bewegung wurden in diese Kommission berufen. Von den neun Mitgliedern derselben waren jedoch sechs Literaten, ohne jede administrative Erfahrung und politische Autorität. Der Minister De Decker eröffnete die erste Sitzung am 8. Oktober 1856. Er bat die Kommission, keine Forderungen zu stellen, die er bei der damaligen Lage nicht im Parlament vertheidigen konnte, und sich jeder Aufwiegelung im Lande zu enthalten. Diese klugen Rathschläge eines schlauen Politikers, der der Bewegung wohlgesinnt war, wurden leider nicht beachtet. Die einzelnen Mitglieder, deren jedes eine besondere Aufgabe hatte und die fast alle vlämische

[1]) S. Beilage Nr. 22 d. J.

Heißsporne waren, überboten sich in der Schärfe ihrer Kritiken und in der Unzeitmäßigkeit ihrer Forderungen Conscience z. B. erklärte, die belgische Verfassung, die ein Vertrag der Gleichheit und Gerechtigkeit sei, werde in unmenschlicher Weise geschändet. De Corswarem äußerte, die ehemalige holländische Regierung habe die Wallonen viel besser behandelt, als die belgische Regierung die Vlamen. Van der Voort verlangte die Kenntniß des Vlämischen von allen Beamten der zentralen Verwaltung und den Gebrauch dieser Sprache in allen Verhandlungen der Gemeinde- und Provinzialräthe von Vlämisch-Belgien. Andere forderten den freien Sprachgebrauch vor Gericht und bei den Staatsprüfungen, die Errichtung einer vlämischen Akademie, die Organisation eines höheren vlämischen Unterrichts, die Verdrängung des Französischen aus dem Elementar- und mittleren Unterricht im vlämischen Lande, die Kenntniß der Volkssprache von den Richtern und Notaren, die Einführung derselben in das Militärwesen, eine ausschließlich vlämische Marine, den Gebrauch des Vlämischen in den Ministerien u. s. w. Die Kommission, anstatt sich mit einem Minimum der zur Zeit durchführbaren Maßregeln zu begnügen, stellte vielmehr ein vollständiges Programm der vlämischen Agitationspartei auf. Denjenigen, die ihr das Unkluge ihrer Handlungsweise vorwarfen, antwortete sie, von der gesetzgeberischen Macht sei doch augenblicklich nichts oder sehr wenig zu erreichen und es sei besser, die günstige Gelegenheit zu benutzen, um ein- für allemal das Land über die Forderungen der Vlamen aufzuklären. Nur ein Mitglied der Kommission, der uns schon bekannte Kanonikus David, fand das aufgestellte Programm zu radikal.

Die vlämische Kommission legte eingehende vergleichende und historische Studien der Sprachverhältnisse an. Sie ließ Nachfrage halten in allen Ländern Europa's gemischter Sprache. So fand sie z. B. heraus, daß zur Zeit in Sardinien das Italienische und Französische auf demselben Fuß standen, daß in der Schweiz die vollständigste Sprachgleichheit herrsche und die einzige Inferiorität des nur von 5 Prozent gesprochenen Italienischen darin bestehe, daß der Staatsanzeiger nicht in dieser Sprache erschien, daß schließlich in Oesterreich die Slaven und Italiener in ihrer Sprache verwaltet wurden. Auch die den Lesern der Beilage bereits bekannte Geschichte der belgischen Sprachverhältnisse forschte sie nach und suchte darin Beweisgründe für ihre Ansprüche. Trefflich werden die Einwendungen der Feinde der vlämischen Sache in Bezug auf die Gefährdung der nationalen Einheit und des unliterarischen Charakters der vlämischen Sprache widerlegt, schön und ergreifend zum Schlusse auseinandergesetzt, was die Sprache für ein Volk bedeute.

Den Wünschen des Ministers De Decker, der sie eingesetzt, arbeitete die Kommission schnurstraks entgegen. Kein Wunder also, daß dieser sich weigerte, ihren Bericht drucken zu lassen. Den einzigen Dienst, den er der vlämischen Sache vor seinem Abgange leistete, war der Abschluß einer literarischen Konvention mit Holland (1858). Die Prinzipienerklärung der vlämischen Kommission erregte den heftigsten Anstoß. Ihre ausgesprochene Sympathie für die frühere holländische Regierungsform brachte die Gründer der belgischen Unabhängigkeit in Entsetzen. Uebrigens war sie ganz dazu angethan, das Nationalgefühl in den vlämischen Landen aufzurütteln und eine Volksbewegung gegen die Spracheinheit zu befördern. Sie erbitterte noch mehr die Anhänger des Französischen, gab ihnen Waffen in die Hand und machte für den Augenblick jedwede Reform unmöglich. Die einzige ihrer Forderungen, die vor das Parlament kam, d. i. der freie Gebrauch des Vlämischen bei den Staatsprüfungen, wurde denn auch verworfen.

Die Weigerung der Regierung, den Bericht der Kommission in den Druck zu geben, erregte bei den Flaminganten heftige Erbitterung. Ein Festmahl ward den Mitgliedern in Brüssel gegeben und fast die gesammte vlämische Presse veröffentlichte den Bericht. Inzwischen war De Decker durch den Stockwallonen Rogier als Ministerpräsidenten ersetzt worden. Rogier war der vlämischen Bewegung nichts weniger als wohlgesinnt. Trotzdem mußte er dem Drängen der Vlamen, die immer energischer den Druck des Berichts forderten, schließlich nachgeben, ließ jedoch demselben einen Gegenbericht folgen, der ersteren Punkt für Punkt zu widerlegen sucht und den Mitgliedern der Kommission vorwirft, die ihr vorgeschriebene Aufgabe überschritten, die belgische Verfassung und Regierungsform ungerechterweise angegriffen zu haben und der Rechtlichkeit und Vaterlandsliebe zu ermangeln. Auch wiederholte Rogier den mehrmals von der belgischen Regierung gemachten Versuch, eine Bewegung, die im Grunde eine politische war, in rein geistige Bahnen hinüberzuleiten. Er ermuthigte durch Subsidien den archäologischen und literarischen Dilettantismus der Flamingauten, verlieh u. a. reichliche Unterstützungsgelder an rein literarische Gesellschaften und überhäufte mit Ehren und einträglichen Staatsämtern die vlämischen Schriftsteller. So wurde der Literarhistoriker Serrure beauftragt, einen Lehrgang der vlämischen Literaturgeschichte an der Universität von Gent zu eröffnen, wohin sich für die nächste Zeit der Mittelpunkt der Bewegung verlegte. Dort schaarten sich um Serrure thatkräftige und talentvolle jugendliche Streiter, worunter zwei junge Dichter J. Buylsteke und Tony Bergmann und ein junger Philologe Heremans besonders hervorragen. Letzterer verpflanzte die Grimm'sche Methode nach Belgien und veröffentlichte eine vlämische Grammatik, eine Verslehre und ein Lesebuch, die großen Erfolg hatten, und schrieb überdies eine Menge Schulbücher in seiner Muttersprache; er füllte dadurch eine empfindliche Lücke aus. Die jungen Dichter gründeten eine vlämisch gesinnte studentische Vereinigung mit dem Wahlspruch „'t Zal wel gaan" (Es wird wohl gehen), die sich durch ihren jugendlichen Feuereifer auszeichnete, auf politischem wie auf rein geistigem Gebiete gleich eifrig thätig war und die erste belgische Zeitschrift in holländischer Schreibweise herausgab (Noord en Zuid). Buylsteke schrieb gluthvolle Gedichte, deren Grundthemata die Liebe zur alten heimischen Art und der Haß gegen die römische Kirche sind; in dieser Beziehung unterschied er sich von Willems und Conscience, die dem vlämischen Volke seine religiösen und konservativen Gefühle beibehalten wollten und ihre Pfeile für den falschen Gallier aufbewahrten. Die scharf ausgesprochene antiklerikale Tendenz von „'t Zal wel gaan" zog derselben den Bannspruch zu. Der junge Rechtsgelehrte Tony Bergmann schrieb einen autobiographischen Roman „Ernest Staas", meist eine Reihe von Skizzen aus dem Advokatenleben, voll feiner Beobachtungsgabe und glücklichem Humor und dabei doch so idealistisch, anmuthig, ja stellenweise idyllisch, daß er lautes Entzücken hervorrief und den frühen Tod des Dichters aufs tiefste bedauern ließ. Sein Werk ist bis heute eines der besten und meistgelesensten der vlämischen Literatur geblieben.

Mittlerweile ruhte die politische Thätigkeit der Flamingauten nicht. Aus dem jugendlichen Dichter Buylsteke wurde ein scharfer Polemiker, der als nächstes Mittel zum Zweck eine thatkräftige Betheiligung der Vlamen an dem Wahlstreite vorschlug. Es sollte außerhalb der beiden großen politischen Parteien, die der Klerikalen und die der Liberalen, eine unabhängige vlämische Partei gegründet werden, deren Anhänger nur für vlämisch gesinnte Kandidaten ihre Stimme abgeben dürften. Praktischer war der Vorschlag des aus seinem Vaterlande verbannten hessischen Dichters und Polemikers Friedrich Oetker, der innerhalb beider Parteien zur Bildung von vlämischen Genossen-

Digitized by Google

schoften rieth, die von den Kandidaten eine ausdrückliche Beitrittserklärung zum vlämischen Programm fordern sollten. Zur Verwirklichung dieser Oetker'schen Idee innerhalb der liberalen Partei gründete der Brüsseler Universitätsprofessor Van Bemmel den Verein „Vlamingen vooruit". Buylstekens Gedanke hingegen wurde einen Augenblick in Gent verwirklicht durch die Gründung des liberal- und katholisch-gemischten „Vlaamsch Verbond". Diese unter großer Begeisterung gebildete Genossenschaft hielt sich jedoch nicht; es erwies sich bald, daß der Haß zwischen Klerikalen und Liberalen größer sei, als die Liebe des Flamingonten zum Flaminganten. Etwas länger hielt sich ein ähnlicher Bund in Antwerpen, der „Nederduitsche Bond", gegründet von dem bereits genannten De Geyter. Er dichtete ein modernes Epos: „Drie menschen van de wieg tot in het graf", das die vielfach verschlungenen Lebensschicksale dreier Menschen erzählt; eines von den Jesuiten erzogenen jungen Aristokraten, der in der Wollust untergeht, und zweier Söhne aus dem Volke, wovon der Eine, lernbegierig und träumerisch, es zu einer angesehenen Stellung als Advokat bringt, und der Andere, lebenslustig und sorglos, infolge der „gebrechlichen Einrichtung der Welt", wie H. v. Kleist sagt, zum Verbrecher wird. Die beredte Vertheidigung allerlei humanitärer und liberaler Thesen wird in die Erzählung verflochten. Die Führer des Nederduitschen Bond waren, außer de Geyter, Gerrits, Delaet und Coremans, beide Letztere Klerikale. Delaet that sich als lyrischer Dichter und Dorfnovellist hervor, Coremans wurde später und ist noch heute das Haupt der Bewegung. Die Stadt Antwerpen war für die neue politische Agitation, die der Nederduitsche Bond eröffnete, ein günstiger Boden. Es herrschte dort eine tiefe Mißstimmung gegen die belgische Nationalität, weil die Stadt unter der Revolution von 1830 viel gelitten, den Handel mit Indien eingebüßt und sich einen Zoll auf die Schelde und die Umwandlung in eine Festung ersten Ranges hatte müssen gefallen lassen. Der Bund errang schnelle politische Erfolge; im Sturmwind wurde das Antwerpener Gemeindehaus erobert und die lokale Verwaltung sofort germanisirt. Auch gelang es dem Bund, einzelne seiner Mitglieder in den Provinzialrath, in das Abgeordnetenhaus und in den Senat hineinzubringen. Im Abgeordnetenhaus legte Delaet den Eidschwur in vlämischer Sprache ab; es waren die ersten vlämischen Worte, die in einem belgischen Parlament gesprochen wurden (12. November 1863). Ju Jan Van Rijswijck, dem Vater des jetzigen Bürgermeisters von Antwerpen, entstand dem Nederduitschen Bond ein talentvoller, feuriger Volksredner, der sich auch als satirischer Dichter auszeichnete. Er trennte sich jedoch mit den meisten Liberalen vom Bunde, als dieser mit der Zeit sein Programm abschwächte und sich der katholischen Regierung von Deschomps anschloß. Hartnäckig und begeisterungsvoll vertheidigte Deloet im Abgeordnetenhause bei jeder Gelegenheit die vlämischen Forderungen. Er bewirkte schließlich eine günstigere Stimmung der Regierung denselben gegenüber und wurde vorläufig beauftragt, einen Generalbericht über die vlämischen Bittschriften, die immer massenhaft einliefen, auszuarbeiten. Seine Arbeit gestaltete sich allzu massiv, mit historischen und philosophischen Betrachtungen vollgepfropft, die gerade wie die der vlämischen Kommission durch die Ueberzahl und strenge Unerbittlichkeit ihrer Ansprüche anstieß und deßhalb auch ohne unmittelbares Resultat blieb. Inzwischen hatte jedoch der vlämisch gesinnte Minister des Innern, Van den Peereboom, das Vlämische in seine Verwaltung eingeführt und die so lang ersehnte orthographische Einigung mit der holländischen Sprache war durch kgl. Erloß vom 21. Nov. 1864 erreicht worden. Auch unterstützte die Regierung die Reformbestrebungen der vlämischen Bühne, für welche besonders der heutige Genter Buchhändler J. Hoste thätig war; die zahlreichen Subsidiengelder an private Unternehmungen, wie die Eröffnung von dramatischen Wettstreiten brachten es jedoch weder zu einer beachtenswerthen dramatischen Literatur, noch zu einer ständigen Bühne. Was der Nederduitsche Bond für Antwerpen gethan, versuchten Heremans und Buylstele auch in Gent, d. h. die Germanisirung oder vielmehr die Vervlämung des Gemeinde- und Provinzialrathes. Hier ging dies jedoch nicht so glatt von statten, und es bedurfte jahrelangen Kampfes, um dahin zu gelangen. Die Hauptstadt Brüssel in ähnlicher Weise zu erobern, ist bis heute den Flaminganten nicht gelungen. Auch mißlang der Versuch Buylstekens, eine große täglich erscheinende vlämische Zeitung zu gründen; zwar war inzwischen die lokale Presse wieder bedeutend gestiegen — von 67 an der Zahl im Jahre 1855 auf 125 im Jahre 1874 —, es ermangelte jedoch eines bedeutenden allgemeinen Organs; dies Ziel ist heute noch nicht erreicht; noch heute steht in Belgien die vlämische Presse tief, sehr tief unter der französischen.

Desto eifriger wirkte Buylstele auf den Willemsfonds ein, um denselben zu energischer Propaganda anzufeuern. Er veranlaßte die Sendung von Volksrednern bis in die abgelegensten Dörfer, die Herausgabe von Kalendern und populären Flugschriften aller Art, von Volksausgaben der vlämischen Dichter, die Einrichtung von Volksunterhaltungen und Preisvertheilungen an Schüler, die sich im Studium des Vlämischen auszeichneten. Im Jahre 1874 schieden die Katholiken aus dem Willemsfonds, der ihnen zu freisinnig vorkam. Sie gründeten eine ähnliche katholische Einrichtung, den Davidsfonds; beide bestehen heute noch.

Mehrere großes Aufsehen erregende Prozesse, u. a. einer, in welchem, wie sich später herausfand, zwei vlämische Erdarbeiter, die kein Wort französisch verstanden, von welschen Gerichten ebenso deßwegen unschuldigerweise waren verurtheilt worden, gaben den Vlamen Anlaß, dem ganz verwelschten höheren Gerichtswesen, besonders dem Brüsseler Kassationshof zuleibe zu rücken. Sie legten im Abgeordnetenhaus einen Gesetzentwurf nieder, infolgedessen in den vlämischen Landestheilen Niemand zu einem gerichtlichen Amte ernannt werden konnte, welcher der Volkssprache nicht mächtig war. Der Entwurf wurde mit 14 Stimmen Mehrheit verworfen (13. Dez. 1867), der Minister versprach jedoch, das Prinzip desselben zu beachten.

Sozusagen ein Zwischenakt in der Bewegung war der viel Für- und Widerreden herausfordernde Vorschlag des Genter Vermeire, die vlämische Sprache als Nationalsprache fallen zu lassen und an ihre Stelle die deutsche zu setzen. Im Gegensatz hiezu träumten die Vlamen Sermon und Hansen von einer großen Einigung aller niederdeutschen Dialekte, einer konsequenten Erweiterung der vlämischen Schriftsprache und einem Zurückdrängen der hochdeutschen nach Süddeutschland. Das Niederdeutsche sollte in das große Niederländische Wörterbuch von Devries aufgenommen werden. Der Brügger niederländische Kongreß verwarf diesen Vorschlag.

Einen tiefen Eindruck auf das Parlament und das Land machte im Jahre 1869 eine ergreifende Rede des vlämischen Abgeordneten von Gent, de Maere, worin er die traurige ökonomische und moralische Lage des vlämischen Volkes schilderte und den Grund davon in dem Mangel einer volksthümlichen Kultur erblickte, woran eigentlich die Mißachtung der Volkssprache schuld sei. Er verlangte vor allem eine Schulreform. Zwei Jahre nachher erließ die Regierung einige Bestimmungen, die ein wenig zur Hebung des Vlämischen im mittleren Unterricht beitrugen. Im Jahre 1872 forderte der energische und unermüdliche Vorkämpfer der Bewegung, Coremons, eine Reform des Straf-

gesetzbuchs: alle Verhandlungen sollten in vlämischer Sprache geschehen, insofern nicht festgestellt werde, daß der Angeklagte die französische Sprache kenne und ihren Gebrauch wünsche. Mit vielen Einschränkungen und nach hartnäckigem Kampfe wurde dieser Gesetzentwurf angenommen. Die Ausführung desselben ging ohne jede Schwierigkeit von statten, was die Flaminganten ermuthigte, bald einen neuen einzubringen, infolgedessen alle Staatsbehörden und Beamte des Vlamenlandes gebunden werden sollen, sich in allen Mittheilungen an das Publikum der vlämischen Sprache zu bedienen. Zwei Jahre blieb dieser Entwurf liegen und drang erst im Jahre 1878 theilweise durch; die Verpflichtung wurde nur den Staatsbeamten auferlegt: den Provinzial- und Gemeindebehörden wurde völlige Freiheit zugestanden. Die Ausführung dieses Gesetzes wurde von speziell zu diesem Zwecke eingesetzten Ausschüssen überwacht. Einen Stillstand auf diesem Wege der amtlichen Erfolge bedeutete die Herrschaft der liberalen Partei (1878—1884), die in dieser Sache nicht behutsam genug vorgehen konnte, da sie sich ja fast ausschließlich auf das wallonische Land stützte. Ein Schulgesetz vom Jahre 1883 bestimmte, das Vlämische solle die Leitsprache des Unterrichts in den Mittelschulen und in den unteren Klassen der Gymnasien werden; die Bestimmungen dieses Gesetzes wurden selbst theilweise zurückgenommen, als die praktische Durchführung auf Schwierigkeiten stieß, und dann später von der klerikalen Regierung wiedereingeführt. Mit dieser, die im Jahre 1884 ans Ruder kam, begann für die vlämische Bewegung die gute Zeit, die Zeit der raschen Erfolge. Das Schulgesetz von 1883 wurde in seiner Durchführung bedeutend erweitert, sodann in Gent eine unabhängige vlämische Akademie eingesetzt, die durch ihre zahlreichen Veröffentlichungen die vlämische Sprachwissenschaft und Literaturkunde mächtig förderte. Die Einschränkungen, welche die früheren vlämischen Gesetze erlitten, wurden nacheinander zurückgenommen. Die Kenntniß der vlämischen Sprache wurde von allen amtlichen Personen erfordert und mußte durch eine Staatsprüfung bewiesen werden. Der höhere Unterricht des Vlämischen wurde in beiden Staatsuniversitäten organisirt und selbst in der von Gent ungefähr 30 Lehrgänge in vlämischer Sprache eingerichtet. Die vollständige Vervlämung der Genter Universität bleibt noch immer ein frommer Wunsch der Flaminganten. Ferner erhielten die Vlamen drei ständige Bühnen und eine höhere Musikschule. Die Literatur und Kunst wurde durch eine Menge von Preisausschreibungen ermuthigt. Von den Offizieren ward auch die Kenntniß des Vlämischen verlangt, und noch in den allerletzten Tagen wurde gesetzlich bestimmt, daß alle Amtsinhaber bei Militärgerichten beider Sprachen mächtig sein müssen. Den größten Triumph feierte die vlämische Bewegung im April vorigen Jahres durch die Genehmigung des vlämischen Sprachgesetzes, das eine vollständige amtliche Ebenbürtigkeit zwischen der vlämischen und französischen Sprache herstellt. Es würde mich zu weit führen, all die Forderungen anzuführen, die die Vlamen noch glauben stellen zu können; besonders in militärischer Hinsicht ist die Gleichheit bei weitem keine vollständige. Alles kann übrigens nicht auf amtlichem Wege erreicht werden, und es wird noch jahrelanger angestrengter Arbeit bedürfen, um die jahrhundertjährige Oberherrschaft des Französischen in Belgien auf allen Gebieten zu brechen.

Bei Gelegenheit der Verfassungsrevision im Jahre 1894 gelang es Coremans nicht, eine im vlämischen Sinne bestimmtere Redaktion des so laxen 23. Artikels zu bewirken. Eine Aenderung der Verfassung in sprachlicher Hinsicht wurde auf spätere Zeit ausgesetzt. Hoffentlich wird inzwischen die deutsche Bewegung in Belgien, für welche die Vlamen leider gar kein Interesse an den Tag legen, auch so weit fortgeschritten sein, daß sie sich der Beachtung von Seiten der Regierung aufnöthigt.

Lüttich. Prof. Helnrich Bischoff.

Molière als Satiriker.

I.

Daß die Komik des Sitten- und Charakterlustspiels Molière's wesentlich satirisch ist und sich dadurch von der nur die harmlose Unterhaltung im Auge habenden possenhaften Komik der Farce unterscheidet, ist von den Molière-Forschern im allgemeinen nicht genug beachtet worden. Die Meisten haben vielmehr das speingende Merkmal im Unterschied des Rohen und Feinen gesucht. Und doch hat Molière selbst, wenn er von diesen seinen Stücken spricht, dieselben als wesentlich satirisch bezeichnet. So in der „Critique de l'Ecole des femmes" und im „Impromptu de Versailles". Eine nähere Betrachtung der Sitten- und Charakterkomödien Molière's kann nur diese Auffassung bekräftigen.

Daß auch in den sogenannten Farcen hier und da satirische Züge sich finden, ist eigentlich selbstverständlich. Der Dichter arbeitet ja nicht nach einem Schema und hält nicht ängstlich alles Satirische, was ihm unter die Feder kommt, fern, wenn er eine Posse schreibt; ebenso wenig wie er alles Possenhafte geflissentlich meidet, wenn er eine Charakterkomödie verfaßt. Im „Médecin malgré lui" und „Monsieur de Pourceaugnac" werden auch hier und da die Aerzte verspottet, obgleich diese Stücke ganz unzweifelhaft Possen sind. Ebenso finden sich im „Avare" possenhafte Züge, obgleich diese Komödie voll und ganz zur Kategorie des Charakterlustspiels gehört. Der Dichter läßt sich eben von seinem Genie fortreißen. Es ist nicht seine, sondern des Aesthetikers Aufgabe, je nach dem Vorwalten des einen oder andern Elements das Stück bald dieser, bald jener Gattung zuzuschreiben.

In seinen Wanderjahren hatte Molière, als er an der Spitze seiner Schauspielertruppe bald hier bald dort im Süden Frankreichs seine Vorstellungen gab, nur der harmlosen und naiven Komik der Posse und des Intriguenlustspiels gehuldigt. Er befand sich noch im Bann der damals in Frankreich so sehr beliebten Commedia dell' arte, der italienischen Stegreifkomödie und in allen uns aus dieser Zeit erhaltenen Komödien, von der „Jalousie du Barbouillé" bis zum „Dépit amoureux" verfolgt er noch keine satirischen Zwecke. Anders wird es, als er im Jahre 1658 nach Paris zurückkehrt. In der Hauptstadt lernt er das geistige Milieu seiner Zeit kennen, er begegnet den Typen, welche die Strömungen seiner Zeit in sich wiederspiegeln; dank seinem scharfen Verstand weiß er recht bald die lächerlichen Seiten der ihn umgebenden Menschen herauszufinden und kommt auch zeitig den Ursachen auf die Spur, die sie so thöricht oder so verderblich handeln lassen.

Ihm, der das Leben der Landstraße kennen gelernt hat, der auf seinen langen Wanderungen zu allen Schichten der Bevölkerung in Beziehung getreten ist, ihm, der von Haus aus geraden und einfachen Sinnes ist, ihm mußte vor allem die Unnatur auffallen, die in den gesellschaftlichen Kreisen Frankreichs damals noch herrschte, ihm mußte ihr Haschen nach äußerem Glanz, ihr Prunken mit geborgtem Flitter ganz besonders unangenehm auffallen. Die Gesellschaft stand noch unter dem Einfluß der Affektirtheit, welche die italienische und spanische Literatur in Frankreich eingeführt hatte. Die natürliche Redeweise war in diesen Kreisen verpönt; an die Stelle derselben hatte sich eine gesuchte und gespreizte Ausdrucksweise eingeschlichen.

Digitized by Google

Möglichst fein, möglichst zart, möglichst spitzfindig, möglichst geschraubt, das war die Devise der damaligen Gesellschaft. In diesem Sinn hatte man sich auch daran gemacht, die Sprache umzugestalten. Alles Gewöhnliche wurde umschrieben. Das Fenster hieß nicht mehr la fenêtre, sondern la porte de la lumière; der Hut nicht mehr le chapeau, sondern l'affrontenr du temps, der Wettertrutz. Man hätte es nicht gewagt, von seinen Füßen zu sprechen, sie wurden les chers souffrants genannt, die armen Dulder, da sie die Last des Körpers tragen mußten. Das Mittagsmahl wurde zur mittäglichen Nothwendigkeit (les nécessités méridionales). Galt doch das Essen als gemein; deßhalb berührten auch bei Einladungen die Preziösen — so nannten sich die Damen der feinen Gesellschaft — die Speisen, die ihnen vorgesetzt wurden, kaum; böse Zungen behaupteten, daß sie sich dafür zu Hause ordentlich vorsahen. Wie geschmacklos man in der Umschreibung zuweilen war, kann man an der Periphrase der Nase sehen, welche die Schleuse des Gehirns (l'ecluse du cerveau) betitelt wurde. Die Dämchen der feinen Gesellschaft beschäftigten sich auch vielfach damit, die Carte du Tendre, die Landkarte der Zärtlichkeit, zu studieren, welche Mademoiselle de Scudéry in ihrem Roman Clélie erfunden hatte, um den Liebenden das Ideal der Galanterie einzuprägen. Sie lernten den Fluß der Neigung kennen, an dessen Ufern zur Rechten die Dörfer der hübschen Verse und galanten Episteln (Jolis vers nud épîtres galantes), zur Linken Complaisnnce (Bereitwilligkeit), Petit soins und Assiduité (sorgsame Pflege und künstliche Dienstbeflissenheit) lagen. Folgte man ihm, so gelangte man zur Hauptstadt des Reiches, Tendre sur Inclination (Zärtlichkeit am Flusse Neignng). Wehe dem aber, der in die Dörfer des Leichtsinns und der Vergessenheit gerieth; er fiel in den Gleichgültigkeitssee und war der Liebe auf ewig verloren.

In seinen „Précieuses ridicules“ (1659) verspottete Molière auf seine Weise die Gesuchtheit und Gespreiztheit dieser Gesellschaft. Er führt uns zwei junge Damen vor, Cathos und Madelon, denen die Lektüre der Moderomane den Kopf verdreht hat. Die Anträge zweier ordentlichen Männer weisen sie ab, weil sie ihnen zu einfach vorkommen, dagegen lassen sie sich von den Lakaien derselben, die sich als „marquis à la mode“ bei ihnen einführen und ihnen auf die übertriebenste und lächerlichste Art den Hof machen, ganz bethören. Sie schwärmen für ihre bänderreichen, wohlduftenden Kleider und gerathen in Verzückung, wenn sie ihre blühende Sprache hören und ihre gezierten und gekünstelten Redewendungen. Aus ihrer Bewunderung werden sie aber brutal herausgerissen, als plötzlich die Herren der beiden Lakaien wieder erscheinen, ihre Diener durchprügeln und den Preziösen bedeuten, wenn sie ihnen durchaus ihre Bedienten vorziehen wollten, so möchten sie sie lieber in ihrer wirklichen Gestalt lieben, nicht aber als Marquis de Mascarille und Vicomte de Jodelet.

Zwölf Jahre später, gegen Ende seines Lebens, hat Molière noch einmal die Geziertheit der damaligen literarischen Kreise angegriffen, in seinen „Femmes savantes“. Die „Gelehrten Frauen“ sind nichts anderes als die älter gewordenen Preziösen. Auf den ersten Blick erscheint diese Behauptung vielleicht gewagt. Die Preziösen thun sich zwar auf ihren literarischen Geschmack etwas zugute, aber sie sind deßhalb nicht gelehrt. Man denke sie sich aber älter geworden. Nach ihrem Abenteuer mit den Lakaien Lagrange's und Du Croisy's werden sich höchst wahrscheinlich Cathos und Madelon nicht mehr verheirathen. Was werden sie dann thun? Schon in den „Précieuses“ sagt Mascarille zu Madelon: „Je ne sais si je me trompe, mais vous avez toute la mine d'avoir fait quelque comédie.“ Und Madelon antwortet, indem sie sich ziert: „Eh, il pourrait être quelquechose de ce que vous dites!“ Wer weiß, ob sich nicht die Preziösen später dessen erinnern und sich auf die Literatur werfen werden. Mascarille verspricht ja schon eine Akademie der beaux esprits bei ihnen einzurichten. Wenn sie ihn beim Wort nehmen und dieses Vorhaben ausführen, so sind sie schon ganz die „Gelehrten Frauen“ der späteren Komödie. In der That, im Hause des braven Spießbürgers Chrysale haben dessen Frau, seine ältere Tochter und seine Schwester eine Art Akademie eingerichtet. Sie empfangen bei sich Dichter und Gelehrte und sind außer sich vor Freude, wenn dieselben ihnen ihre Sonette und Madrigale vortragen. Die bekannte Scene, in welcher Trissotin sein schwerfälliges Sonett „Sur la fièvre qui tint la princesse Uranie“ vorliest, ist nur die weitere Ausführung der Scene in den „Précieuses ridicules“, in welcher Mascarille seine Chansou den beiden Dämchen vordellamirt. Aber die gelehrten Frauen beschäftigen sich nicht bloß mit schöner Literatur —, sonst würden sie das Prädikat gelehrt noch nicht verdienen; sie befassen sich auch mit Grammatik und treiben sie mit solcher Leidenschaftlichkeit, daß Philaminte sogar ihr Dienstmädchen aus dem Hause jagt, weil es sich nicht daran gewöhnen will, korrelt zu sprechen. Und auch ihrem Lakaien gegenüber zeigt Philaminte die größte Pedanterie. Als er einen Stuhl fallen läßt, macht sie ihm Vorwürfe darüber, daß er eine solche Ungeschicklichkeit begehe, obgleich er die Gesetze des Gleichgewichts gelernt habe. Und ins Alterthum sind unsre Blaustrümpfe so vernarrt, daß sie ihren Notar bitten, er möchte doch die Mitgift ihrer Tochter in Minen und Talenten ausdrücken und sich des antiken Kalenders bei der Eintragung von Zeitbestimmungen bedienen. Die Satire Molière's streift in dieser Komödie oft beinahe das Groteske. Bélise und Philaminte glauben die größten Entdeckungen in der Astronomie gemacht zu haben. Philaminte behauptet, sie habe schon Menschen im Mond gesehen, und Bélise meint, sie habe ganz deutlich Kirchthürme entdeckt. Man hat Molière manchmal vorgeworfen, er habe sich in diesem Lustspiel gegen die Bildung der Frauen überhaupt erklärt, sein Standpunkt sei derjenige des Spießbürgers Chrysale, welcher von den Frauen nur verlange, daß sie ihre Küche und Haushaltung besorgten und die Kindererziehung überwachten. Das ist nicht richtig. Molière spielt sich nicht als Vertheidiger der Ignoranz auf. Seine Meinung spricht sich nicht in den Worten Chrysale's aus, sondern in denjenigen Clitandre's, welcher ausruft:

> Je consens qu'une femme ait des clartés de tout,
> Mais je ne lui veux pas la passion choquante,
> De se rendre savante afin d'être savante.

In anderen Worten, Molière ist hier wie in den „Précieuses“ der Vertreter der Vernunft und des Maßes. Weder nach der einen noch nach der anderen Seite darf übertrieben werden, das ist seine Meinung. Uebrigens hatte Molière in einer anderen Komödie, welche viele Jahre vor den „Gelehrten Frauen“ erschien, so deutlich auf die Gefahren der Ignoranz der Frauen hingewiesen, daß er nicht zu befürchten brauchte, für ihren Verfechter zu gelten. In der „Ecole des Femmes“, welche am 26. Dezember 1662 zum erstenmal aufgeführt wurde, beschäftigt sich Molière eingehend mit dem Problem der Frauenerziehung. Mit aller wünschenswerthen Offenheit zeigt er an dem Beispiel der Agnes, wie gefährlich es ist, ein Mädchen in gänzlicher Unwissenheit zu lassen; so wird es viel eher der Sünde anheimfallen, als wenn man es in vernünftiger Weise auf die Gefahren aufmerksam macht, in welche es gerathen kann. Ein älterer Mann Namens Arnolphe — das ist in kurzen Worten der Inhalt des Stücks — will sich aus einem jungen Mädchen, das er bei sich aufgenommen, eine

Digitized by Google

mustergültige Gattin erziehen; er schließt es deßhalb von der ganzen Welt ab, läßt es mit keinem Menschen verkehren und erhält es in vollständiger Ignoranz. Was ist die Folge davon? Agnes verliebt sich in den ersten besten jungen Mann, der unter ihrem Fenster promenirt, und läßt sich von ihm, ihrem alten Beschützer zum Trotz, entführen. Auch in dem Pendantstück zur „Ecole des Femmes", in der „Ecole des maris", hatte Molière die Frage der Erziehung behandelt; er gelangte darin zu ähnlichem Resultat: nicht die rücksichtslose Strenge und die Abschließung von der Welt vermögen gute pädagogische Resultate herbeizuführen; es ist viel besser, der Natur der Kinder freien Spielraum zur Entfaltung ihrer Kräfte und Eigenschaften zu lassen; im Verkehr mit Anderen sollen sie sich bilden; das Gefühl ihrer eigenen Ehre wird sie in den Fährlichkeiten des Lebens besser schützen als die Unkenntniß aller Gefahren.

Mittheilungen und Nachrichten.

Eduard Aly: Wolkenkuckucksheimer Dekamerone. F. Fontane u. Co., Berlin 1899. — Vor etwa zwei Jahren fiel mir aus dem Liedesfind'schen Verlag ein Lustspiel in drei Akten: „Liebe will keine Meisterin!" von Eduard Aly — einem ganz neuen Dichter — in die Hand, welches einen so guten Eindruck in mir hinterließ, daß ich es noch nicht vergessen habe. Es stellt Michel Angelo in seinem hohen Alter und im Verhältniß zur Vittoria Colonna dar, und zwar ist die menschliche Größe der beiden herrlichen Menschen mit soviel Wahrheit und Plastik gezeichnet, daß sie sich unsrer Phantasie einprägt, auch wenn man das Stück nur einmal gelesen hat. Im übrigen mag ja das Lustspiel seine Schwächen haben, die ihm vielleicht bis heute den Weg zu den Bühnen verschlossen haben, denn es wurde, soviel ich weiß, nicht aufgeführt. Die angenehme Erinnerung an dieses Stück war es denn auch, die mich veranlaßte, Aly's neues Buch, den „Wolkenkuckucksheimer Dekamerone", zu lesen. Der neue Eindruck stimmt zu dem alten, den ich von der Persönlichkeit dieses Dichters bewahrt habe. Er gehört zu den vielen und nicht den geringsten Persönlichkeiten, welche im Konflikt zwischen dem Geschmack der Zeit und ihrer reicheren Bildung stehen. Mit den „Modernen" kann er nicht gehen; er theilt weder ihren Haß alles Historischen, auch ihren Kultus der Wirklichkeit. Er bekennt sich als Romantiker; er schwärmt für Italien und für die großen Vergangenheiten der Menschen; ein Fortschritt ohne kritische Auseinandersetzung mit der Geschichte erscheint ihm unmöglich; er sehnt sich leidenschaftlich nach Schönheit; eine Kunst ohne Liebe ist ihm undenkbar. „Was die meisten Menschen am Kunstwerk als Natur ansprechen, ist nichts anderes, als die Meisterschaft des Künstlers, also Kunst." Das ist das Bekenntniß aller Jener in unsrer Zeit, die sich nicht von den Schlagworten der flüchtigen Moden in der Literatur und Kunst beirren lassen, und insofern wird Aly gewiß viele Sympathien finden. In seinem „Wolkenkuckucksheimer Dekamerone" versucht er nun eine humoristische Auseinandersetzung mit seiner Zeit, der die Schönheit abhanden gekommen ist. Ob er aber auch mit der Form, in der sich sein Humor äußert, ebensoviele Sympathien wie mit seiner Theorie finden wird, erscheint mir zweifelhaft. Sein Humor äußert sich nämlich in altmodischer Art. Es sind Plaudereien vom Hundertsten ins Tausendste; Aly spricht einmal von den Beinkleidern der Radlerinnen, ein andermal vom Hochmuth der Adeligen, dann von der Eitelkeit der Kleinstädter, er flicht Landschaftsbilder und lyrische (übrigens sehr schöne) Gedichte und Stimmungsbilder aus Italien ein, kleine Novellen, autobiographische Bekenntnisse seiner humoristischen Gestalten, eines seldschukischen Malers, eines äußerlich grobianischen, in Wahrheit aber gemüthvollen Revierförsters u. dergl. m. Das Ganze spielt in „Alltagsstadt", in „Normalheim", der Dichter selbst ist aus Wolkenkuckucksheim — kurz, man erkennt sofort den humoristisch sein sollenden Stil der Romantiker, der heute noch seinen (allerdings auch echt humoristischen) Vertreter in Wilhelm Raabe hat. Aly ist vielleicht gerade mit dieser gewiß bewußten Nachahmung der Romantiker — wozu noch der wieder neu betonte Gegensatz von Künstler und Philister kommt — „moderner", als er gedacht haben mag, denn die solange durch den Naturalismus gefesselte Subjektivität macht sich zur Zeit in Nachahmungen des romantischen Stils gern Luft. Trotzdem kann man dieser Manier doch nicht mehr Geschmack abgewinnen, was uns aber nicht abhalten soll, die dichterische Begabung Aly's warm anzuerkennen und ihr nur noch zu wünschen, daß sie den anfänglich eingeschlagenen Weg objektiver Gestaltung und Schönheit fortschreite. Denn nur auf diesem Wege liegt die rechte Kunst. M. N-r.

-m **Grundkarte für Deutschland 1:100,000.** Nachdem bereits mehrere Doppelsektionen der Provinz Schleswig-Holstein unter Leitung des Landes-Konservators Professor Dr. **Haupt** in schönster Ausstattung im Druck erschienen sind, hat sich nunmehr auch der Kreis Herzogthum Lauenburg mit einem Beitrag von 450 M. dem Unternehmen angeschlossen. Auch die beiden hamburgischen Doppelsektionen, für deren Ausführung Senatssekretär Dr. **Hagedorn** besorgt ist, gehen ihrer Vollendung entgegen. Aus Münster, wo im vorigen Jahre die Generalversammlung der historischen Vereine tagte, kommt die erfreuliche Nachricht, daß die dortige mit dem Alterthums-Verein Münster-Paderborn in Verbindung stehende „Historische Kommission" unter Vorsitz des kgl. Archivraths Dr. **Philippi** die Mittel zur Herstellung einer ersten Doppelsektion bewilligt und die hier mit manchen Schwierigkeiten verknüpfte Ausführung in die sachkundige Hand des kgl. Regierungsraths **Boedeker** gelegt hat. Man darf sich mit gutem Grund der Hoffnung hingeben, daß der günstige Ausfall dieses Probeblattes die Bewilligung der Mittel für alle Sektionen Westfalens seitens des Provinzialausschusses zur Folge haben werde. Von den Grundkarten des Großherzogthums Hessen und der anschließenden Gebiete fehlten bisher nur noch vier Sektionen; auch diese werden vor Schluß des Jahrhunderts noch zur Ausführung kommen, nachdem dem Bearbeiter der bisherigen Karten, Professor **Thudichum** in Tübingen, seitens der großherzoglich hessischen Regierung zu diesem Zweck weitere 600 M. bewilligt worden sind.

-t. Der französische Forscher **Bonin**, von dem wir in Nr. 26 berichteten, mußte, nach einem Briefe aus Shanghai vom 20. Februar, seinen Plan, nach Tibet vorzudringen, noch mehreren fruchtlosen Versuchen infolge der europäerfeindlichen Bewegungen im Binnenland aufgeben. Seine Hauptsorge ist nun, daß seine umfangreichen Sammlungen und Aufzeichnungen wohlbehalten an die Küste gelangen. Den wichtigsten Theil davon bilden dem Lamakult angehörende gottesdienstliche Gegenstände, sowie eine Anzahl von Handschriften in Lolosschrift, deren Erwerbung wegen ihrer Seltenheit sehr beschwerlich war. Bonin gedenkt nun über Peking und die Mongolei nach Innerasien sich zu wenden.

ya. **Berlin,** 30. April. In der gestrigen Abendsitzung der „**Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte**" gedachte der Vorsitzende, Geh. Rath **Virchow**, in ehrenden Gedächtnißworten der dahingeschiedenen Mitglieder u. **Hauer** (Wien) und Heinrich **Kiepert** und legte u. a. eine ihm zugegangene Studie des russischen Ethnologen Melnikow über die im Gouvernement Irkutsk wohnenden Burjaten vor. Aus der Nähe von Kolberg an der Ostsee wird von einem aufgefundenen Skelett mit **dolichocephalem** Schädel in einem prähistorischen Grabe berichtet. Geh. Rath **Virchow** konnte an der Hand von Briefen der Armenienforscher Dr. **Belck** und Dr. C. F. **Lehmann** ausführliche Mittheilungen über den Fortgang ihrer Studien machen. Von Dadrakkaleh, der bei Von gelegenen und aufgegrabenen Ruinenstätte, sind die Reisenden bis zum Ziel ihrer Tour, bis nach Mossul, unter steter Eskorte von 20 Mann türkischer Kavallerie gelangt. In Armenien hatten sie stellenweise ihren Weg durch vier bis fünf Meter tiefen Schnee sich zu bahnen. Bei Mossul, in der Nähe der Ruinen von Niniveh, wo Layard seinerzeit zuerst gegraben hatte, galt es, die noch vorhandenen Reste chaldischer Inschriften zu finden, man wußte, dort befanden sich Stelen mit Inschriften, die nicht genau gelesen waren, und diese sind nunmehr von den Forschern völlig

Digitized by Google

sicher festgestellt. Dr. Belck und Dr. C. F. Lehmann befinden sich nunmehr auf einer westlichen Kurve, die nicht mehr zu ihrem eigentlichen chaldischen Forschungsgebiet gehört, und, falls ihnen die Mittel gewährt werden, können sie in weiteren vier bis sechs Monaten ihre Studien nach allen Richtungen völlig ausbeuten. Ihr Spezialzweck ist indessen schon völlig erreicht, es sind zahlreiche werthvolle neue Inschriften gefunden, so daß die Geschichte des chaldischen Reiches völlig übersichtlich vorliegt. Auf ihrer Rückreise von Mossul passirten die Reisenden die durch Xenophons Rückzug mit seinen griechischen Lanzknechten bekannte Furth über den Tigris. Auf dem ganzen Gebiet von Georgien bis zum oberen Tigris konnte man die schon bei Tiflis am Felsufer der Kura beobachteten Felsenwohnungen feststellen, die man bei ihrer imponirenden Größe für chaldischer Anlagen zu halten haben wird. So wurden namentlich bei Hassein Kef, dem Kephenio des Plinius, am rechten Ufer des Tigris, drei Tagereisen unterhalb Diabekr, große Felsenwohnungen besucht, die etwa 5000 Zimmer enthalten; 3000 sind durchforscht worden, leider ohne archäologische Funde zu liefern. Es fanden sich in diesen Felsenwohnungen neben Trinkwasserkanälen hydraulische Anlagen, die 17 Turbinenmühlen treiben; diese Mühlen sind stufenweise angelegt, um eine möglichst große Ausnützung der Wasserkräfte herbeizuführen. Auch große Treppenanlagen, bis zu 180 Stufen in den Fels gehauen, finden sich an jener Stelle. — Hr. Busse schlug der Gesellschaft alsdann einen Ausflug zu dem von ihm aufgedeckten Gräberfeld bei Wilmersdorf in der Mark vor, während Sanitätsrath Dr. Bartels das Oelbild einer bärtigen Dame aus dem Jahre 1622 vorlegte, die als Elena Antonia damals am Hofe der Herzogin von Steiermark gelebt hat und dort auch als sicher nachweisbar ist. — Prof. Dr. Karl von den Steinen konnte darauf seine ungemein reiche photographische Sammlung der Gesellschaft übergeben, die er bei den Pueblo-Indianern angelegt hat. Es sind Darstellungen der in Moqui und in Oraibi (Arizona) von den Natives ausgeführten religiösen Tänze, die den Zweck haben, die Götter um Regen zu bitten, und in ihrer reichen malerisch-phantastischen Pracht ein sonst kaum derart zu erhaltendes Bild indianischen Gemüthslebens widerspiegeln. Es sind die sogenannten Kazinatänze, meist von Männern ausgeführt in allerlei Maskirung und mit Symbolen der zu ehrenden Götter, zu denen namentlich auch der Maiskolben gehört. Der Vortragende konnte solche Ledermasken mit Federschmuck, wie die eigenartigen, wenig harmonischen Musikinstrumente der dortigen Jobianer vorlegen. Als besondere Neuheit sind die indianischen Clowns aufzuführen, deren rohe Späße, meist in Prügelscenen auslaufend, der Reisende wahrnehmen konnte. Sie treiben die gleichen Possen, wie unsre Zirkusclowns, und ihre Darstellungen haben oft einen satirischen Beigeschmack; so stellte einer dieser Spaßmacher einen „europäischen Forschungsreisenden mit Camera, Stativ und Tagebuch" in seinen Haotirungen dar, was besonderen Spaß erregte. Eine reiche Zahl von Photographien dient zur Illustration dieser ethnologischen Mittheilungen. — Geheimrath Virchow besprach einen vom Ostkap Asiens stammenden Schädel, der deutlich sichtbare Spuren einer Infektionskrankheit seines ehemaligen Besitzers trägt, und lenkte die Aufmerksamkeit auf ein Werk des italienischen Archäologen Collini, das die sogenannte „Erzsteinzeit" Italiens behandelt. Es finden sich schon in den Geräthen dieser Periode Anklänge an die Bronzezeit, die Gräber bergen meistens „liegende Hocker", dagegen sind die diesen Gräbern entnommenen Muschelwerkzeuge in ihrer Art mit ähnlichen Funden in Oberägypten zusammenzustellen. — Konservator Buchholz legte der Gesellschaft ein Bronzeschwert vor, das auf den Rieselfeldern in der Nähe von Berlin gefunden wurde, sowie einen eigenthümlich geformten mittelalterlichen Berliner Schädel. — Dr. Brynhß, der im Auftrage der niederländischen Regierung in Borneo die Berri-Berri-Krankheit studirt hat, sprach über Schwerter aus Borneo, von denen er eines vorlegte, das aus Eisen sehr hart geschmiedet ist und bei den wilden Dajak und Battak zur Kopfjägerei benutzt wird, eine barbarische Sitte, die der Vortragende aus dem Animismus erklärte, der bei vielen wilden Völkern herrscht und der im Kampfe gegen feindliche Geister diese hinterlistig feige Art des Niedermachens von Menschen zeitigt, die der Betreffende als für ihn feindliche Geister ansieht. Die vorgelegte 54 cm lange und 4 cm breite Klinge ist auf einer Breitseite kantig geschabt, auf der anderen konvex geschliffen, naturgemäß an einem Steine, und zeigt auf der konvexen Seite Ornamente, Arabesken und Sterne, welch letztere für fürstliche Attribute gelten. Diese Verzierungen sind ebenso wie Nieten auf dem Schwertrücken in gelbem und rothem Kupfer ausgeführt, bruten aber nicht, wie man wohl annahm, auf die Zahl der mit dem Schwerte abgeschlagenen Köpfe. Die Kopfjäger legen vielmehr die Federn des Nashornvogels als Schmuck an. Die Griffe der Schwerter aus Borneo bestehen aus Hirschgeweih oder sehr hartem Holz und die Schwertscheiden sind oft mit Perlenstickerei der Frauen versehen. Die Schädelverehrung, bei Indonesiern und Melanesiern weit verbreitet, wird auch als Grund für die Kopfjägerei angesehen, durch die man sich in den Besitz eines Fetischs zu setzen sucht. Von Sumatra bis nach Neu-Guinea hin treffen wir diese barbarische Sitte, doch existirt sie, wie der Vortragende darlegte, in Java heute nicht mehr. Durch Photographien von Dajakkriegern konnte Dr. Brynhß seine Ausführungen beleben. — Darauf berichtete Geheimrath Bastian von seiner letzten Reise nach Niederländisch-Indien. Der Altmeister und Schöpfer der modernen Ethnologie hat die zwei letzten Jahre im Sunda-Archipel zugebracht, weil, wie er mittheilte, dort gegenwärtig das ergiebigste Arbeitsfeld für den Ethnologen vorhanden ist. Er trifft hier alle geographisch und historisch bedingten Variationen der menschlichen Kulturentwicklung. Auf den Sunda-Inseln tauchen die Kulturelemente in ihrer charakteristisch-typischen Repräsentation und Abart nach der „geographischen Provinz" auf, in der sie entstanden sind. Es gilt nunmehr für die Forschung, die bestimmten Differenzirungen ins Gleichgewicht zu setzen. Das Studium dieser historisch-geographisch-anthropologischen Variationen ist schwierig, weil, wie der Redner ausführte, der Sunda-Archipel im Schatten des großen Geschichtskontinents Asien lagert. Völlig unabhängig voneinander haben sich die großen Weltkulturen, die arisch-europäische und die chinesische, entwickelt, ohne sich gegenseitig zu berühren, erst heute schafft der internationale Verkehr solche Berührungen. Vorderindien nun ist abhängig von dem arischen Kulturkreis, während nach Hinterindien Elemente der chinesischen Kultur und Weltanschauung herabgeträufelt sind. Arische Eroberer sind bis zum Ganges vorgeschritten, während der beschränktere chinesische Einfluß spärlich nach Annam und Tongking gedrungen ist. In Java haben beide Kulturkreise auf einander eingewirkt und haben namentlich in den kosmogonischen und religiös mythologischen Anschauungen ein schwer entwirrbares Chaos geschaffen, zumal als drittes Element noch das semitische im Islam mit von Einfluß gewesen ist. In Java treffen wir auf die „konzentrirten Essenzen der höchsten Kulturen". Wilhelm v. Humboldts bahnbrechende Forschungen über die Kawisprache haben hier als Fackel hinauszuleuchten gesucht, doch bedürfen sie heute einer Ergänzung und Weiterführung, da das Material bedeutsam angewachsen ist, und was besonders wichtig erscheint, das ist der Umstand, daß trotz des Einwirkens der drei großen Kulturkreise in Java sich als autochthoner Untergrund der indonesische Völkergedanke in den religiös-kosmogonischen Anschauungen der Eingeborenen völlig lebendig erhielt, während beispielsweise in Europa alle Spuren etwa einer tuskischen Weltanschauung spurlos geschwunden sind. Hier herrscht die Fülle des indonesischen Geisteslebens trotz des offiziellen Islam in Java. Die Bevölkerung bewahrt noch Erinnerungen an die alte Hindoreligion, wir treffen ebenso auf phantastische Nachklänge des Veda und des Mahabharata in ihren so mannichfach verschiedenen Varianten und Versionen, die noch kaum bekannt geworden sind, wir der alte Buddhismus lebendig ist. Kinder schnitzen die alten Götterfiguren der Wajang. In Bali leben heute Brahmanen und Buddhisten und ebenso ist noch der malayische Kuttusheros Alischka im Volksbewußtsein lebendig. Der Steinkult der Javanen kann an ihren Pilger- und Festplätzen aus nächster Nähe studirt werden. Der Vortragende ging im einzelnen auf die Beeinflussung der Götterlehre und der Schöpfungsgeschichte der Javanen durch die verschiedenen Kulturkreise ein, wobei er Vergleiche aus der griechischen und

semitischen Mythologie wie mit den bei den Völkern der Südsee herrschenden Vorstellungen von Weltschöpfung reichlich herangezogen. Einer Vereinigung von Fachgelehrten steht hier nach Bastians Aeußerung reiche und fruchtbringende Arbeit bevor. Sinologen, Arabisten, Sanskritisten, Indologen und Kenner des Altjavanischen werden einsetzen müssen, um die reichen Schätze zu heben, die gegenwärtig in Batavia aufgehäuft sind, wohin sie zum Theil durch Sammler balinesischer Manuskripte, wie von der Taok, zum Theil aus Lombok überführt wurden. Auch die Monumente aus Stein sind die Zeugen des kulturgeschichtlichen Dramas, das hier im Archipel sich in der Vergangenheit abgespielt hat und dessen Handlung aufschließend zu verfolgen auf lange Zeit hin die ethnologische Wissenschaft wird beschäftigen müssen.

* **Aus Oesterreich.** Als Privatdozenten sind zugelassen worden Dr. Walter Schiff für politische Oekonomie an der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität in Wien, Dr. Gustav Singer für interne Medizin an der medizinischen Fakultät der Universität in Wien, der Privatdozent an der Technischen Hochschule in Brünn, Professor für Waarenkunde an der Exportakademie des Oesterreichischen Handelsmuseums, Sigmund Feitler, für physikalische und theoretische Chemie an der Technischen Hochschule in Wien, Dr. Egon Ritter v. Oppolzer für Astronomie mit besonderer Berücksichtigung der Astrophysik an der deutschen Universität in Prag, Dr. Karl Kadlec für slavische Rechtsgeschichte an der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der tschechischen Universität in Prag und der außerordentliche Professor der Thierseuchenlehre und Veterinärpolizei an der tschechischen Universität in Prag, Dr. Theodor Kasparek, für Hygiene der Hausthiere an der tschechischen Technischen Hochschule in Prag, endlich Dr. Franz Kosminski für Geburtshülfe und Gynäkologie an der medizinischen Fakultät der Universität in Lemberg.

W. In **Paris** hat man zur Feier des 200jährigen Todestages Racine's eine Racine-Ausstellung veranstaltet, die Handschriften, Drucke und Medaillen des Dichters und seiner Zeit vereinigt. Der Plan, den der Leiter der Nationalbibliothek, Leopold Deliste, aufstellte, ist in großem Umfang ausgeführt, z. B. sind sämmtliche Originalausgaben von Werken Racine's ausgelegt, auch alte Zeichnungen und Stiche von Oertlichkeiten, welche der Dichter einst besucht hatte. Die Ausstellung ist in einem Saale der Galerie Mazarine untergebracht und dem Besuche bis Ende Mai geöffnet.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Ludwig Boaer: Der Heilige. Drama. (Theater der Gegenwart.) Berlin, Dramaturgisches Institut, Abth. III, 1899. — Dr. Th. v. Frimmel: Philosophische Schriften. I. Zur Erkenntnißtheorie. Wien, Gerold u. Cie. — Jahresbericht der städtischen Kunstgewerbeschule und der städtischen gewerblichen Zeichenschule in Straßburg für 1898/99. Straßburg, M. DuMont-Schauberg 1899. — Die deutschen Mundarten. Herausgegeben von C. Regenhardt. 1. und 2. Lieferung. Berlin, Selbstverlag 1898. — Das Recht Finnlands und das Manifest des Zaren vom 15. Februar 1899. Stockholm, Iduns Tryckeri Aktiebolag 1899. — Dr. E. Jaeger: Die Konkursordnung auf der Grundlage des neuen Reichsrechts. 1. Heft. Berlin, J. J. Heine 1899. — Max Schumm: Die vereinfachte deutsche Stenographie (System Stolze-Schrey). Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1899. — Saat und Ernte auf dem Missionsfelde. Hggb. von Paul und Jul. Richter. 1. Jahrg. Nr. 1—4. Gütersloh, C. Bertelsmann 1899. — Friedr. Heller: Sünde. Silhouetten. Dresden und Leipzig, Karl Reißner 1899. — Othm. Enking: Johann Rolfs. Roman. Ebd. 1899. — H. Siercks: Klaus Groth. Sein Leben und seine Werke. Kiel und Leipzig, Lipsius u. Tischer 1899. — W. Hoffmann-Heidelberg: Bismarck-Ehrung durch die deutsche Studentenschaft. Heidelberg, Otto Petters 1899. — Revue de Morale Sociale. 1. Jahrg. Nr. 1. Paris, V. Giard & E. Brière 1899. — Dr. Ludw. Beck: Die Geschichte des Eisens in technischer und kulturgeschichtlicher Beziehung. IV. Abth. Das XIX. Jahrhundert. 6. Lfg. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn 1899. — Dr. W. Rothnagel: Exekution durch soziale Interessengruppen. Wien, Alfred Hölder, k. k. Hofbuchhandlung 1899. — Dr. H. F. Helmolt: Weltgeschichte. 1. Bd. Leipzig, Bibliographisches Institut 1899. — Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. Hggb. von der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte. 8. Jahrg. Heft 1 und 2. Stuttgart, W. Kohlhammer 1899. — Home Links (The Ideal Magazine). Nr. 6. London, A. Gottsching 1899. — Tsar and Talstoi played out. Ebd. 1899. — O. Fr. Genschen: Unter dem Zelteraaar. Dichtungen. Berlin, Al. Duncker 1899. — E. von der Decken: Siebenhundert Jahre vaterländischer Geschichte 1137 bis 1837. Lüneburg, v. Stern'sche Buchdruckerei 1899. — Dr. J. Marcuse: Beiträge zur Arbeiterwohnungsfrage in Deutschland. (Aus der Deutschen Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege.) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

In den nächsten Tagen gelangt zur Ausgabe.

Das bayerische Gesetz über die **Wahl der Landtags-Abgeordneten.** Mit den zum Vollzuge ergangenen Anordnungen unter Anfügung kurzer Erläuterungen herausgegeben von **Dr. L. A. von Müller,** weil. k. Staatsminister. In dritter Auflage neu bearbeitet von **Karl Krazeisen,** Ober-Regierungsrat im k. Staatsministerium des Innern. VIII, 158 Seiten 8°. Kart. 1 M. 80 Pf.

☞ Die von dem Sachreferenten im k. Staatsministerium d. J., Herrn Ob.-Reg.-Rat Krazeisen, besorgte Neubearbeitung des altbewährten Buches berücksichtigt in erschöpfendster Weise die durch die Ministerialentschließung vom 14. April 1899 bewirkten Aenderungen der Wahlinstruktion, sämmtliche seit 1891 ergangenen Ministerialentschließungen und die neueren Landtagsverhandlungen; daneben haben die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung sorgfältigste Verwertung gefunden. Besonderen praktischen Wert für den amtlichen Gebrauch erhält die neue Auflage dadurch, daß die den Charakter einer Vollzugsanweisung tragenden Ministerialentschließungen der Instruktion vom 2. April 1881 im Wortlaute mit Datum und Nummer beigefügt sind; überhaupt bringt die neue Ausgabe in jedem Falle die Anschauungen und Anordnungen der Staatsregierung klar zum Ausdruck. (8275)

⟹ Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. ⟸

Neue Klavier-Trios.

Im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig** erschien soeben:

Trio

Nr. 2 in F

für Pianoforte, Violine u. Violoncell

von (8266)

Josef Rheinberger.

Op. 191. Preis M. 10.—

Vorher erschienen:

Bargiel, Woldemar, Op. 6. Erstes Trio in F . . . M. 9.—
Bargiel, Woldemar, Op. 20. Zweites Trio in Es . . M. 9.—
Brüll, Ignaz, Op. 14. Trio in Es M. 7.50
Gottwald, Heinrich, Op. 5. Trio in F-dur leicht ausführb. M. 7.50
Hägg, Gustaf, Op. 15. Trio in G-moll . . . . . M. 12.—
Kahn, Robert, Op. 19. Trio in E M. 10.—
Lange, S. de, Op. 21. Trio in G M. 10.—
Major, Juline J., Op. 20. Trio Nr. 2 in D . . . . . M. 9.—
Nápravník, Eduard, Op. 24. Trio in G-moll . . . M. 13.50
Saint-Saëns, Camille, Op. 18. Trio in F . . . . . M. 10.—
Sternberg, Constantin, Op. 79, Trio Nr. 2 in Fis-moll . M. 9.—

Tauchnitz Edition.

May 3, 1899.

The Rejuvenation of Miss Semaphore.

By

Hal Godfrey

(C. O'Conor-Eccles).

In 1 vol.,

and

The Forest Lovers.

By (8091)

Maurice Hewlett.

In 1 vol.

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Für den Inseratenteil verantwortlich: W. Reif in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Montag, 8. Mai. Nummer 105.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oscar Bulle in München.

Uebersicht.

Kalender und Uhren. Von Dr. K. Oertel. — Molière als Satiriker. II. Von Heinrich Schneegans. — Die technischen Hochschulen und der Doktortitel. Von Bruno Levinger. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kalender und Uhren.

In einem jüngst unter dem obigen Titel im Verlag von G. Westermann in Braunschweig erschienenen Bändchen hat der durch seine Bestrebungen auf dem Gebiete der ethischen Kultur nicht minder, wie durch seine zahlreichen populären Vorträge und Aufsätze in weitesten Kreisen rühmlichst bekannte Direktor der Berliner Sternwarte, Hr. Professor W. Förster, einige zur Zeit recht aktuelle Fragen in so klarer und unmittelbar verständlicher Weise behandelt, daß es sich wohl verlohnen dürfte, den Inhalt dieses Bändchens hier mit ein paar Strichen zu skizziren und bezüglich einiger Punkte etwas weiter auszuführen.

Der erste, völlig selbständige Theil des Büchleins trägt die Ueberschrift „Das neue Jahrhundert und der Kalender“. Der Verfasser streift zunächst die in der letzten Zeit schon mehrfach aufgeworfene Frage, ob das neue Jahrhundert mit dem 1. Januar 1900 oder mit dem 1. Januar 1901 beginnt. Es kann, wie ja wohl als ziemlich allgemein bekannt vorausgesetzt werden darf, keinem Zweifel unterliegen, daß das Jahr 1901 das erste Jahr des 20. Jahrhunderts ist, da die christliche Zeitrechnung mit dem Jahre 1 nach Christi Geburt beginnt; gleichwohl wird diese unanfechtbare Festsetzung Manchen unbefriedigt lassen, u. a. deßhalb, weil schon im Jahre 1900 beim Datum 19, statt wie bisher 18, zu schreiben ist. „Nach solchen und ähnlichen Gesichtspunkten“, sagt Prof. Förster sehr zutreffend, „wird man dem Jahre 1900 und seinem Anfang jedenfalls eine Art von Janusgesicht geben dürfen, das zurückschaut als letztes Jahr des vorangehenden Jahrhunderts und zugleich vorwärts blickt als der Herold des neuen Jahrhunderts, dessen Namen es bereits trägt.“ Weiterhin betont Professor Förster dann, „daß gerade bei dem bevorstehenden Jahrhundertwechsel das Jahr 1900 eine besondere Bedeutung als Epoche eines großen Kulturfortschritts auf dem Gebiete der kalendarischen Einrichtung der Menschenwelt erlangen kann, wenn man noch in letzter Stunde an leitenden Stellen eine freudige Stimmung dafür gewinnt.“

Gemeint ist hier die Annahme des gregorianischen Kalenders bei allen Kulturvölkern. Der heute noch bei den Angehörigen der griechisch-katholischen Kirche im Gebrauch stehende julianische Kalender wurde bekanntlich im Jahre 47 v. Chr. von Julius Cäsar auf Anrathen des alexandrinischen Astronomen Sosigenes eingeführt; entsprechend der genau zu 365¼ Tagen angenommenen Jahreslänge folgt bei demselben ohne Ausnahme auf je drei Gemeinjahre zu je 365 Tagen ein Schaltjahr zu 366 Tagen. Die so angenommene Jahreslänge ist aber nicht unerheblich falsch, da die thatsächliche mittlere Länge des tropischen Jahres 365.24220 Tage beträgt. Es war somit unausbleiblich, daß die Frühlingsnachtgleiche nicht, wie dies bereits auf dem nicänischen Konzil festgesetzt wurde, beständig auf den 21. März fiel, sondern es mußte das Datum derselben in je 128 Jahren um einen Tag, in 400 Jahren also ziemlich genau um drei Tage zurückrücken. Im 16. Jahrhundert betrug dieser Fehler des julianischen Kalenders bereits zehn Tage; ihn zu beseitigen, führte bekanntlich Papst Gregor XIII. (einem Vorschlag des römischen Arztes Lilio gemäß) im Jahre 1582 den nach ihm benannten „gregorianischen Kalender“ ein, bei welchem wie beim julianischen jedes Jahr, dessen Zahl durch vier ohne Rest theilbar ist, ein Schaltjahr ist, ausgenommen aber die Säkularjahre, von denen als Schaltjahre nur diejenigen zu betrachten sind, deren Zahl durch 400 ohne Rest theilbar ist. Da somit in 400 Jahren je drei Schalttage ausfallen, ist sofort ersichtlich, daß der Anschluß des gregorianischen Kalenders an das mittlere Sonnenjahr kaum etwas zu wünschen übrig läßt. Durch eine Bulle vom 1. März 1582 ordnete Gregor XIII. die Einführung dieses neuen Kalenders für die ganze Christenheit an, gleichzeitig befahl er, daß zur Beseitigung des bisherigen Kalenderfehlers die Tage vom 5. mit 14. Oktober des Jahres 1582 aus dem Kalender zu streichen seien, daß also nach dem 4. gleich der 15. Oktober zu schreiben sei. Die neue Kalenderordnung fand in den römisch-katholischen Ländern selbstverständlich sogleich, in den meisten protestantischen Ländern im Laufe des 17. Jahrhunderts Eingang, nur die Bekenner der griechisch-katholischen Lehre kannten sich bis zum heutigen Tage noch nicht zu ihrer Annahme entschließen, woher es kommt, daß gegenwärtig zwischen dem „alten“ und dem „neuen Stil“ eine Datumdifferenz von 12 Tagen besteht, die im Jahre 1900 auf 13 Tage anwachsen wird.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu Prof. Försters Schriftchen zurück. Er weist darauf hin, daß die mit der Zählung nach dem „alten Stil“ verknüpfte Rückwärtsverschiebung des Frühlingsäquinoktiums recht wohl geeignet ist, Störungen in den Lebenseintheilungen des Einzelnen sowohl wie ganzer Völker hervorzurufen, und widmet deßhalb der allgemeinen Einführung des gregorianischen Kalenders warme Worte. Der von russischen Gelehrten hiegegen erhobene Einwand, daß dies deßhalb nicht angezeigt erscheine, weil auch der gregorianische Kalender noch nicht vollkommen richtig sei, ist leicht zu entkräften. Zwischen zwei aufeinanderfolgenden Durchgängen der Sonne durch den aufsteigenden Knoten der Ekliptik verfließen gegenwärtig 365.24236 mittlere Sonnentage (Frühlingsäquinoktialjahr der Nordhalbkugel), wogegen der Zeitraum zwischen zwei aufeinanderfolgenden Durchgängen der Sonne durch den niedersteigenden Knoten der Ekliptik nur 365.24204 mittlere Sonnentage beträgt (Herbstäquinoktialjahr); der Unterschied beider rührt von kleinen Aenderungen in der Lage und Gestalt der Erdbahn her. Unser Frühlingsäquinoktialjahr ist aber, wie Professor Förster sehr zutreffend bemerkt, dem Herbstäquinoktialjahr an sozialer Bedeutung weit über-

legen. Letzteres ist zwar gleichzeitig Frühlingsäquinoktialjahr für die südliche Erdhälfte, diese ist aber in den hier besonders in Betracht kommenden Zonen der Polarkreise so gut wie unbewohnt und unbewohnbar. Es kann also für die Kalendereinrichtungen mit vollem Rechte das Frühlingsäquinoktialjahr der Nordhalbkugel als ausschließlich in Betracht kommend bezeichnet werden. Es ist ein glücklicher Zufall, daß die Länge dieses Zeitabschnitts im Laufe der nächsten Jahrtausende noch etwas wächst (während die Länge des Herbstäquinoktialjahres gleichzeitig nicht unbeträchtlich abnimmt); in 1000 Jahren wird die Länge des Frühlingsäquinoktialjahres 365.24244 mittlere Sonnentage betragen. Hiemit läßt sich der Betrag, um den der gregorianische Kalender etwa nach Ablauf von 2000 Jahren falsch sein wird, leicht ermitteln: 2000 Jahre zu je 365.24244 Tagen geben zusammen 730,484.88 mittlere Sonnentage; andrerseits sind in den 2000 Jahren von 1900 bis 3900 nach dem Schaltsystem des gregorianischen Kalenders 500 — 15 = 485 Schaltjahre zu 366 Tagen und 1515 Gemeinjahre zu je 365 Tagen, im ganzen also (1515×365) + (485×366) = 730,485 Tage enthalten. Der Fehler des gregorianischen Kalenders wird somit in 2000 Jahren nur 0.12 Tage, d. i. noch nicht ganz drei Stunden betragen. Für einen noch längeren Zeitraum diesen Fehler jetzt schon ermitteln zu wollen, wäre aber schon deßhalb zwecklos, weil wir zur Zeit weder die Dauer des Umlaufs der Erde um die Sonne, noch jene der Umdrehung um ihre Achse mit der hiezu nothwendigen Genauigkeit im voraus angeben können. Der Fehler des julianischen Kalenders dagegen würde im Jahre 3900 n. Chr. bereits auf 28 Tage angewachsen sein, das Frühlingsäquinoktium würde also zu dieser Zeit statt auf den 21. März auf den 21. Februar fallen! Wie absurd die Beibehaltung des julianischen Kalenders in den Ländern der orientalischen Kirche sein würde, läßt sich hieraus ohne weiteres entnehmen. Und in der That scheint, Meldungen der Tagespresse aus der allerletzten Zeit zufolge, von Seiten Rußlands, des hier maßgebenden Staates, die Annahme des gregorianischen oder doch wenigstens eine gründliche Reform des julianischen Kalenders noch im gegenwärtigen Jahrhundert geplant zu sein.

Eine andere, zunächst freilich nur für den Kirchenkalender, wie sich aber gleich zeigen wird, auch für das bürgerliche Leben recht wichtige Frage betrifft die Beseitigung der sehr beträchtlichen Schwankungen im Datum des Osterfestes. Auf Veranlassung des Kaisers Konstantin wurde auf dem Konzil zu Nicäa (325 n. Chr.) festgesetzt, daß die Frühlingsnachtgleiche dem 21. März entsprechen und daß das Osterfest an demjenigen Sonntag gefeiert werden soll, der dem ersten Vollmond nach der Frühlingsnachtgleiche folgt. Sehen wir zu, wie groß hiernach die Schwankung für das Datum des Osterfestes sein kann. Der früheste Termin für dasselbe ist offenbar der 22. März, er tritt dann ein, wenn die Frühlingsnachtgleiche auf einen Samstag fällt und an diesem Tage gleichzeitig Vollmond eintritt. Der ungünstigste Fall dagegen findet dann statt, wenn die Frühlingsnachtgleiche auf einen Sonntag fällt und einen Tag vorher Vollmond war. Da zwischen zwei aufeinander folgenden Vollmondphasen ein Zeitraum von 29.52 Tagen liegt (synodischer Monat), wird demnach der „Oster-Vollmond" erst am 18. April, also an einem Sonntag, das Osterfest selbst also erst am 25. April stattfinden. Es ergibt sich somit für das Osterdatum ein Spielraum von nicht weniger als 35 Tagen! Welche Mißstände diese enormen Schwankungen im Gefolge haben, wird sofort klar, wenn man bedenkt, daß — von anderen Einrichtungen, die vom Osterdatum abhängen, ganz abgesehen — im größten Theil von Deutschland das Schuljahr mit dem Osterfest beginnt und endigt.

Da das Osterfest auf einen Sonntag fallen muß, geht die Festlegung desselben auf ein bestimmtes Datum nicht an, wohl aber wäre es möglich, die oben nachgewiesenen beträchtlichen Schwankungen des Osterdatums durch eine neue Osterregel auf ein erträgliches Maß zu reduziren. Auf Veranlassung von Prof. Förster ist „in vorläufigen Verhandlungen einer Reihe von Sachverständigen und von Männern, die in der Kirche oder dem Staat an hoher Stelle stehen", eine solche neue Osterregel formulirt worden, sie lautet: Der Ostersonntag ist der dritte Sonntag nach dem Frühlingsäquinoktium. Das Osterfest würde hienach frühestens am 4. und spätestens am 11. April stattfinden, die Schwankungen seines Datums würden also nur mehr eine Woche, statt wie bisher fünf Wochen betragen können. „Es ist zu hoffen", so schließt Prof. Förster seine Ausführungen über diesen Gegenstand, „daß schon in kürzester Frist eine internationale Versammlung zunächst von sachverständigen Vertretern der verschiedenen Nationen zusammenkommen wird, um über die Einheitlichkeit des Kalenders und die Osterfrage zu berathen."

Ueber den zweiten Aufsatz, der die Ueberschrift „Uhrenwesen und öffentliche Zeitangaben" trägt, kann hier nur kurz referirt werden. Nach einem historischen Rückblick auf die Erfindung und Entwicklung der Pendeluhren und der Chronometer mit schwingender Spirale kommt Prof. Förster auf die Veranstaltungen zu sprechen, welche zur Zeit vorhanden sind, um genaue Zeitangaben in regelmäßiger Weise einem größeren Interessentenkreis zugänglich zu machen. Die Schiffahrt bedarf zur Ortsbestimmung auf hoher See einer genauen Kenntniß des Standes und Ganges der Schiffsuhren. Um möglichst häufige Vergleichungen der letzteren mit den Angaben guter Pendeluhren zu ermöglichen, werden nach dem Vorgang Englands an acht deutschen Hafenplätzen täglich um die Mittagszeit optische Zeitsignale mittelst des sogenannten „Zeitballes" abgegeben, von denen drei durch nahegelegene Sternwarten (Hamburg, Kiel, Königsberg), die übrigen durch die nächstgelegenen kaiserlichen Telegraphenämter besorgt werden. Obwohl dieser Theil des öffentlichen Zeitdienstes im großen und ganzen vortrefflich funktionirt, kommen doch, besonders wenn längere Perioden schlechten Wetters eintreten, innerhalb deren astronomische Zeitbestimmungen nicht ausführbar sind, manchmal kleine Fehler der Zeitsignale vor, die bis auf mehrere Zeitsekunden ansteigen und so eine Irreführung der Seefahrer verursachen können. Prof. Förster tritt daher für eine Zentralisirung des Zeitballdienstes ein und man wird seinen diesbezüglichen Ausführungen und Anforderungen rückhaltlos zustimmen müssen. Sodann kommt der Verfasser auf die Einrichtungen zu sprechen, welche zum Zweck genauer Zeitangabe von der Berliner Gesellschaft „Normal-Zeit" getroffen wurden. Die genannte Gesellschaft hat (gegen festgesetzte Gebühren) außer zahlreichen Uhren an öffentlichen Plätzen mehrere Tausend solcher in Amtsgebäuden, Schulen, Krankenhäusern, Geschäftshäusern und Fabriken Berlins aufgestellt, die sämmtlich mit eigenem Gehwerk versehen sind, dabei aber auf elektrischem Wege durch eine von der Berliner Sternwarte überwachte Zentraluhr automatisch regulirt werden. Letzteres ist auch der Fall hinsichtlich einer bei der k. Eisenbahnverwaltung aufgestellten Zentraluhr, durch welche wieder in selbstthätiger Weise täglich um 8 Uhr morgens ein Zeitsignal an sämmtliche preußische Eisenbahnstationen abgegeben wird. Mit Hülfe dieser Einrichtung ist es ermöglicht, die Zeitangaben der Berliner Normaluhr innerhalb Preußens auch auswärtigen Interessenten zugänglich zu machen, wovon in der That auch bereits Gebrauch gemacht wird. In den übrigen größeren deutschen Bundesstaaten wird dieser Theil des

Digitized by Google

öffentlichen Dienstes bekanntlich durch die betreffenden Landessternwarten versehen (in Württemberg durch das Geodätische Institut der Technischen Hochschule), so daß für die Ausdehnung der Thätigkeit der Berliner Gesellschaft „Normal-Zeit“ auf Süddeutschland wohl kein Bedürfniß vorliegt.

Das nach Inhalt und Form der Darstellung gleich anziehende Büchlein Prof. Försters sei hiemit dem Leserkreis dieser Beilage auf das wärmste zur Beachtung empfohlen; möge Jeder seinen Theil zur Verwirklichung der in demselben enthaltenen zeitgemäßen Reformvorschläge beitragen.

Dr. K. Oertel.

Molière als Satiriker.

II.

Wer zu den brennenden Fragen des Lebens Stellung nimmt und stets rückhaltlos seine Meinung sagt, darf gewiß sein, auf Widerspruch zu stoßen, ja sogar oft die bitterste Feindschaft gegen sich heraufzubeschwören. Das ist bei Molière der Fall gewesen, und es ist dies ein Beweis mehr dafür, daß auch seine Stücke im damaligen Publikum als Satiren aufgefaßt wurden. Die Frauenschule rief einen Sturm der Entrüstung hervor. Was man diesem Lustspiel hauptsächlich vorwarf, war die Natürlichkeit. In unsern Zeiten des Realismus und Naturalismus hat man Mühe, das zu begreifen. Aber damals stand ja die ganze Literatur im Zeichen der Affektirtheit und Gekuchtheit. Die Preziösen und Marquis waren darüber entsetzt, daß Molière die Personen sprechen ließ, wie sie sich im wirklichen Leben ausdrückten; sie machten sich darüber in zahlreichen Gegenschriften lustig; aber Molière antwortete mit nicht minder scharfen Satiren und verschonte weder die Preziösen noch die Marquis. Letztere wurden ganz besonders die Zielscheibe seines Spottes. Der Marquis, der in den Molière'schen Komödien häufig auftritt, ist der Typus des jungen Aristokraten, stets nach der letzten Mode gekleidet, geziert und gespreizt in seinen Manieren; überall spielt er den Wichtigen, drängt sich stets vor, urtheilt über alles, ohne irgendetwas gründlich zu kennen, beansprucht im Theater die ersten Plätze, spielt und macht Schulden, geht auf die Jagd, macht den Damen den Hof und verschmäht auch nicht leichtere Liebschaften. Wir sehen, zur Zeit Molière's war er bereits, was er noch heute ist. Denn wenn er auch heutzutage nicht mehr den Namen eines Marquis führt, wenn er nicht mehr die schöngekräuselte Perrücke, das spitzenbesetzte Wamms und den Dreimaster unter dem Arm trägt, so ist er doch mit seinem Monocle und seinen spitzen Schuhen, mit dem seidenbesetzten Frack, in dessen Knopfloch die Rose prangt oder oft in der zu eng anschließenden Uniform mit glitzernden Knöpfen und klirrenden Sporen, derselbe Fant wie früher. Das Bild des jungen Gecken hat Molière in zahlreichen Komödien entworfen. Gar häufig nimmt er Anlaß, sein Publikum darauf hinzuweisen, daß beim Marquis die Hauptsache stets der Anzug ist. In den „Fâchenx“, die man mit Recht eine Portraitgalerie der damaligen aristokratischen Gesellschaft genannt hat, im „Don Juan“, im „Misanthrope“, in der „Critique de l'Ecole des Femmes“, im „Impromptu de Versailles“ und in den „Précieuses“, wo er nur kann, bringt er den Marquis auf die Bühne und stets zeigt er an ihm dieselbe Hohlheit und Nichtigkeit, dasselbe Haschen nach äußerem Glanz.

Wenn man bedenkt, daß solche Stücke vor den Marquis selbst aufgeführt wurden, daß der Eine oder Andere sich selbst unter der Gestalt dieses oder jenes Marquis erkennen konnte, der auf der Bühne eine lächerliche Figur machte, kann man nur den Muth Molière's bewundern. Und dieser Muth ist um so bewunderungswerther, als es die Marquis an Verfolgungen und sogar an thätlichen Mißhandlungen nicht fehlen ließen. Wir können die zahlreichen Satiren nicht aufzählen, die gegen Molière gedichtet wurden und die sogar sein Privatleben in häßlichster Weise zu verunglimpfen suchten. Ich will nur ein Beispiel anführen, aus dem man ersehen kann, bis zu welchem Grade der Erbitterung Molière's Gegner gekommen waren. Der Herzog von Lafeuillade, der sich in einem der Marquis der Critique de l'Ecole des Femmes wieder erkannte, ergriff einmal den Dichter, als er an ihm vorbeigehend sich vor ihm zum Gruße neigte, an der Perrücke und rieb ihm so hart das Gesicht gegen die Knöpfe seines Anzugs, daß der Dichter stark blutete. Der Satiriker Molière's spielt auf diesen Vorfall an, indem er sagt: „Je crois qu' Elomire ne mettra jamais sa perruque sans se ressouvenir qu'il ne fait pas bon joner les princes et qu'ils ne sont pas si insensibles que les marquis turlupins.“ — Molière durfte eine so offene Kritik nur wagen, weil er sich durch den König gedeckt fühlte. Damals, zur Zeit der Entwicklung des monarchischen Absolutismus, konnte Jeder auf die Zustimmung des Königs rechnen, welcher die Aristokraten bekämpfte. Waren dieselben doch auf die aufstrebende Macht des Königthums ganz besonders eifersüchtig! Sie, die gegen Richelieu mit der größten Hartnäckigkeit gekämpft hatten, sie ganz niederzuschmettern, ihre Bedeutung vollständig zu zermalmen, das war die Aufgabe des absoluten Königthums, und Molière war Ludwigs XIV. Bundesgenosse, indem er sie dem Spotte preisgab.

Wenn man den Grundgedanken Molière's bei der Verhöhnung der Marquis sich recht vergegenwärtigt, kommt man zu demselben Resultat wie vorher. Auch hier ist Molière der Verfechter des Maßes und der Natürlichkeit; auch hier bekämpft er die Uebertreibungen jedweder Art, die Affektirtheit, den falschen Schein. — Dieselbe Empfindung ist es auch gewesen, welche ihn dazu trieb, in einigen Komödien gewisse Bürgerkreise zu geißeln, welche die Aristokraten nachahmen oder nachäffen wollten. Da zur Zeit Ludwigs XIV. der Adel eine hervorragende Rolle spielte, ist es natürlich, daß er einen blendenden Einfluß auf Manchen ausübte und manchen braven, aber eiteln Spießbürger dazu verleiten konnte, es ihm gleich machen zu wollen. Noch heutzutage kommt ähnliches vor. Gar mancher Kommerzienrath wünscht nichts sehnlicher als den Titel Baron. In der Ecole des Femmes, im Georges Dandin, im Bourgeois gentilhomme hat uns Molière ein gelungenes Bild jener verblendeten Bourgeois gegeben und hat ihre Eitelkeit in treffender Weise ad absurdum geführt. Arnolphe, der den Namen de la Souche angenommen hat, weil er vornehmer klingt, muß sich die unangenehmsten Dinge ins Gesicht sagen lassen, weil ihn die meisten Leute noch nicht unter seinem neuen Namen kennen; Georges Dandin, der reiche Bauer, der durchaus eine Adelige hat heirathen wollen, wird von ihr an der Nase herumgeführt und muß sich die erniedrigendsten Demüthigungen gefallen lassen; Monsieur Jourdain, der, um ja recht vornehm zu erscheinen, in seinen alten Tagen noch tanzen und fechten lernt, der sich Philosophiestunden geben läßt, um in der Konversation seinen Mann stehen zu können, der sein ganzes Vermögen ausgibt, um der Marquise, welche er anbetet, standesgemäße Geschenke machen zu können, er ist der gelungenste Typus des eingebildeten Spießbürgers. — Und in diesen Stücken wiederum derselbe Grundgedanke: der Kampf zugunsten der Vernunft, Natur und Wahrheit gegen das Streben nach Aeußerlichkeit, Schein und Unnatur.

Dieselbe Tendenz führte Molière auch dazu, in mehreren Stücken gegen die Aerzte zu Felde zu ziehen. Wenn wir die vorigen Satiren auch noch vom heutigen Standpunkt

begreifen können, erscheint uns die Verspottung der Aerzte jetzt sehr merkwürdig. Die Wissenschaft der Medizin hat sich in unsern Tagen eine so geachtete Stellung errungen, daß man a priori nicht verstehen kann, wie Molière gerade diese Wissenschaft verlachen konnte. Zur Zeit Molière's waren eben die Aerzte nicht, was sie heutzutage sind. Die medizinische Wissenschaft allein hatte den Aufschwung, den die anderen Wissenschaften im 16. Jahrhundert genommen, nicht erlebt. Ueberall sonst hatte man im Gegensatz zum Mittelalter neue Methoden eingeführt; nur die Medizin bewegt sich noch im Geleise der Scholastik. Aristoteles, Hippokrates, Galen, die Wissenschaft der alten Griechen und Römer, durch die Brillen mittelalterlicher Sophisten gesehen, waren die Autoritäten, denen man huldigte. Im Studium der Medizin war die Theorie die Hauptsache: Anatomien, Kliniken, Laboratorien gab es nicht; die Studenten der Medizin trieben zuerst philosophische und philologische Studien. In der Dialektik und Disputation sich auszeichnen, niemals von einer angenommenen Ansicht zurücktreten, einen Syllogismus bis zu Ende führen können, das war das Ideal, das einem jungen Mediziner vorschwebte. In der Praxis waren sie ganz zurück. Das große allgemeine Mittel für alle möglichen Krankheiten war der Aderlaß. Der Arzt Guy Patin erzählt, daß er seinen Sohn, während eines Fieberanfalls, 20 mal und einen an Rheumatismen leidenden Patienten 64 mal zur Ader ließ. Und für alles ließ man zur Ader, für Fieber, Nierenleiden, selbst für Keuchhusten. — Das alles hätte wahrhaftig schon genügt, um die Aerzte in den Augen des gesunden Menschenverstands lächerlich erscheinen zu lassen. Wenn man noch hinzunimmt, daß sie sich von den übrigen Menschen durch ihren langen Talar, durch ihren spitzen Hut und durch den Bart, den sie sich stehen ließen, äußerlich unterschieden, wenn man bedenkt, daß sie durch ihre Habgier, ihre geringe Gewissenhaftigkeit, ihren unerträglichen Hochmuth und ihre Streitsucht Jedem auffielen, kann man sich nicht wundern, daß sie zur Satire sehr häufig Stoff lieferten. Molière hat sie denn auch nicht verschont. In einer großen Anzahl von Komödien, im Amour médecin, Médecin malgré lui, Monsieur de Pourceaugnac, Malade imaginaire, bringt er Aerzte auf die Bühne und läßt sie durchaus keine schmeichelhafte Rolle spielen. Wir sehen, wie sie durch ihr Kauderwälsch und durch ihre großen Worte dem unwissenden Patienten zu imponiren suchen, und wie sie über ihre Formalitäten und Theorien die wirkliche Heilung der Kranken vergessen. Im Amour médecin befindet sich eine typische Scene in dieser Beziehung. Als auf die Frage des Arztes Tomès, wie es einem gewissen Kutscher, den er behandelt habe, gehe, Lisette antwortet, er sei gestorben, erwidert Tomès voller Entrüstung, dies sei unmöglich, denn Hippokrates sage, daß derartige Krankheiten erst am 14. oder 21. Tage der Krankheit zu Ende gingen; es sei aber erst sechs Tage der Mann krank, also könne er nicht gestorben sein, selbst wenn Lisette ihn todt und begraben gesehen habe. Also selbst vor der Majestät des Todes macht die sich auf Autoritäten stützende Rechthaberei der Aerzte nicht Halt. Die Aerzte sind eben unfehlbar, und wehe denen, die ihnen nicht blindlings folgen. Im „Eingebildeten Kranken" geräth der Arzt Mr. Purgon in einen solchen Zorn gegen seinen ungehorsamen Patienten, daß er ihm die furchtbarsten Krankheiten, eine nach der andern, wünscht. So grell das Bild der Aerzte bei Molière auch erscheint, die Züge sind doch nachgewiesenermaßen nicht zu sehr übertrieben. Die Verhältnisse waren eben schauderhaft. Freilich genügt dieser Umstand noch nicht, um die Heftigkeit der immer wiederholten Angriffe Molière's zu erklären. Um sie zu begreifen, muß man bedenken, daß der Dichter selbst ein kranker Mann war und als solcher sehr häufig die Hülfe der Aerzte brauchte. Seine Konstitution war schon von vornherein schwach; infolge seiner aufreibenden Thätigkeit als Dichter, Theaterdirektor und Schauspieler zu gleicher Zeit wurden seine Kräfte noch mehr mitgenommen. Die Aerzte, die er zu Hülfe rief, brachten ihm nicht die erwünschte Heilung. Die Hohlheit ihrer Wissenschaft erkannte er bald und machte sich ein ganz besonderes Vergnügen daraus, sie in seinen Komödien an den Pranger zu stellen.

Ein wahrheitsliebender Mann, wie Molière, welcher stets gegen die Aeußerlichkeit und den Schein zu Felde zog, konnte an der Heuchelei gewisser kirchlicher Kreise nicht schweigend vorübergehen. Von aller Falschheit ist die religiöse Heuchelei gewiß die hassenswertheste, weil sie die infamste Niedrigkeit der Gesinnung unter dem Mantel des Heiligsten und Erhabensten verbirgt. Schon in seiner Ecole des Femmes hatte Molière gegen dieses Laster einen Vorstoß gewagt; im Tartuffe stellte er es mit aller Rücksichtslosigkeit bloß. Ob er die Jansenisten oder die Jesuiten im Auge gehabt hat, oder Beide, ist mit Sicherheit nicht zu entscheiden. Jedenfalls finden sich in einigen Aeußerungen Tartuffe's so spezifisch jesuitische Züge, daß der Dichter an diesen Stellen gewiß an die Lehre dieses Ordens gedacht haben wird. So, wenn er Tartuffe, der im Begriff ist, die Frau seines Wohlthäters zu verführen, sich so entschuldigen läßt:

> Le ciel défend, de vrai, certains contentements;
> Mais on trouve avec lui des accommodements.
> Selon divers besoins il est une sciences
> D'étendre le bien de notre conscience,
> Et de rectifier le mal de l'action
> Avec la pureté de notre intention. IV. 7.

Da ist ein Zweifel kaum möglich. Und die Jesuiten haben es wohl gefühlt. Der Pater Bourdaloue griff in einer Predigt über die Heuchelei jene „weltlichen Geister an, welche es unternommen haben, die Heuchelei zu geißeln, nicht um den Mißbrauch derselben zu reformiren — denn das sei nicht ihre Sache —, sondern um ungerechten Verdacht an der wahren Frömmigkeit durch boshafte Darstellung der falschen wachzurufen." Und er legt ganz besondern Nachdruck auf jene „verdammenswerthen Erfindungen, welche die guten Menschen demüthigen, welche sie verdächtig erscheinen lassen sollen — denn die wahre und falsche Frömmigkeit, sagt er, haben, ich weiß nicht viel miteinander gemeinsame Handlungen, und das Aeußere der einen und der anderen sind beinahe ganz ähnlich". Diese Stellen zeigen wohl deutlich, daß die Jesuiten sich getroffen fühlten. Aber die Jansenisten, welche die ausgesprochensten Gegner des Theaters überhaupt waren, griffen das Stück nicht minder heftig an. Die hervorragendsten unter ihnen, der Präsident des Pariser Parlaments, Lamoignon, an der Spitze, versuchten alles Mögliche, um die Aufführung des Stücks zu hintertreiben und erreichten bekanntlich auch ihren Zweck. Lange Jahre hindurch durfte der Tartuffe bekanntlich nicht die Bretter besteigen. Zeitgenossen Molière's behaupten sogar, daß der Dichter bestimmte Personen, die der Jansenistensekte angehörten, im Auge gehabt habe. Diese Behauptung mag vielleicht bei diesem oder jenem Zug das Richtige treffen, im allgemeinen muß man aber sagen, daß es hieße, Tartuffe sehr erniedrigen, wenn man aus ihm ein Tendenzstück machen wollte. Molière war zeitlebens der Verfechter der Wahrheit und Natur und als solcher verfolgte er die Heuchler überall, in welchem Lager er sie fand. Und das Bild, das er in seinem Stück von diesem Laster entwirft, ist so erhoben über persönliche und zeitliche Besonderheiten, daß es allgemein wahr und zu jeder Zeit wahr sein wird. Darin liegt die Höhe des wirklichen Charakterlustspiels, daß es Gebilde zu schaffen vermag,

Digitized by Google

welche der Schranken der Zeit und des Ortes spotten. Und Tartuffe gehört deßhalb mehr zum Charakterlustspiel als zur Sittenkomödie. Der elende Heuchler, der das Heiligste und Erhabenste, die Religion, zu seinem eigenen persönlichen Vortheil mißbraucht, ist heute noch ebenso wahr wie zu Molière's Zeiten. Großartig ist das Bild, das der Dichter von ihm entwirft. Goethe bewunderte es bekanntlich sehr. Wie fein berechnet ist das scheinheilige Wesen, womit er die Aufmerksamkeit des reichen Orgon auf sich zu lenken weiß, wie schlau legt er es an, um sich in seiner Familie behaglich einzunisten, um aller bescheidenen Demuth zum Trotz eine Herrscherrolle darin zu spielen, wie planvoll geht er zu Werke, um alle äußeren Vortheile an sich zu ziehen, und mit welch abscheulicher Raffinirtheit weiß er das Vertrauen seines Wohlthäters zu hintergehen, um die Frau desselben zu verführen! Und welche grobe Sinnlichkeit legt der Elende nicht gerade in diesen Scenen an den Tag! Die Falschheit seines Charakters springt an solchen Stellen geradezu in die Augen. Und wie bezeichnend für Molière's ganzes Wirken, daß er wiederum in diesem Stück die Sache der Wahrheit und Natur gegen diejenige der Unwahrheit und des Scheins führte.

Auch im „Avare", das nun voll und ganz Charakterlustspiel ist, bekämpft Molière die Unnatur und Uebertreibung. Sein Harpagon ist von der Leidenschaft des Geizes so gequält und so geplagt, er liebt sein Geld mit solcher Inbrunst, daß er beinahe wahnsinnig wird, als er es für verloren hält. Und auch dieses Bild ist so lebenswahr gezeichnet, daß wir schon bei der Lektüre die Gestalt des Geizhalses lebendig vor uns treten sehen, den hageren, schmutzig gekleideten Greis mit seinen eingefallenen Wangen, seinen hohlen Augen, seinen knochigen Händen, der, den Schlüsselbund am Gürtel, durch die Zimmer seines Hauses schleicht, ängstlich spähend, ob er keinen Dieb entdecken werde. Wer könnte sich eine so treffend entworfene Gestalt nicht ausmalen?

Der Kampf gegen die unnatürliche Uebertreibung liegt auch dem „Misanthrope" zugrunde. Von allen Molière'schen Stücken ist dieses wohl am schwersten zu verstehen. Von den Literaten wird es gewöhnlich als Molière's Meisterstück angesehen; das große Publikum geht achselzuckend an ihm vorüber. Das Geheimniß dieser verschiedenen Beurtheilung ist wohl in dem Umstand zu suchen, daß der „Misanthrope" das persönlichste und subjektivste Stück unsres Dichters ist. Wer Molière's Leben kennt, versteht das Lustspiel, den Uneingeweihten läßt es kalt. Das rastlose Leben, welches Molière geführt hatte, seine häufigen Erkrankungen und das Unglück seines Privatlebens, das wir gleich zu berühren haben werden, hatten seine Nervosität bis zum Exzeß gesteigert. Er vertrug keinen Widerspruch und ließ sich vom Zorn hinreißen, wenn man ihm nicht gleich willig war. Er sah es selbst ein; sein Haß gegen jedwede Uebertreibung sagte ihm, daß es thöricht war, sich so gehen zu lassen. Im „Impromptu de Versailles" hat er gezeigt, daß er diesen seinen Fehler sehr wohl kannte, denn er hat sich selbst so auf die Bühne gebracht. Aber sein melancholisches und hypochondrisches Temperament, welches mit dem Alter immer zunahm, führte ihn immer wieder dazu, die Dinge schwarz zu sehen. So fühlte er sich stets im Widerspruch mit sich selbst. Temperament und Vernunft bekämpften sich in seinem Innern, und bald trug jenes, bald diese den Sieg davon. Besonders in seinem Privatleben war dieser Kampf schmerzlich, ja grausam. Molière hatte die Schwester der Madeleine Béjart geheirathet, welche seit der Gründung des Illustre Théâtre die Truppe mit ihm dirigirte. Armande Béjart war viel jünger als ihre Schwester und wird uns geschildert als eine hübsche, pikante, aber auch sehr kokette junge Frau. Ihre Neigungen waren denjenigen ihres Mannes diametral entgegengesetzt. Ihr war nichts lieber als das lustigste gesellige Treiben, während Molière das Leben in der Einsamkeit vorzog. Von Jahr zu Jahr verschärfte sich der Gegensatz zwischen beiden Ehegatten. Bald munkelte man auch allerhand über Armande's Untreue ihrem Mann gegenüber. Was daran wahr ist, wissen wir nicht mit Bestimmtheit. Sicher ist aber, daß derartige Differenzen wenigstens zeitweise zur Trennung beider Ehegatten führten. Molière litt unter diesem Verhältniß furchtbar; den Fehlern seiner Frau gegenüber, ihrer Unaufrichtigkeit und Koketterie namentlich, konnte er die Augen nicht verschließen; gerade diese Fehler verabscheute er am allermeisten; aber immer und immer wieder ließ er sich von den Reizen Armande's bestricken und streckte vor ihr die Waffen nieder. Den Zwiespalt seines Herzens hat er im „Misanthrope" vor Augen geführt: der wahrheitsliebende Mann zu Füßen der falschen Kokette! Aber Molière ist nicht allein Alceste, der den größten Abscheu vor dem unehrlichen Treiben seiner Geliebten empfindet: Molière hat sein Wesen in zwei Personen dieses Stücks zu gleicher Zeit niedergelegt. Alceste ist der leidenschaftliche, verliebte, unglückliche Molière, der das Joch, das er trägt, abschüttelu möchte, aber doch nicht kann; der Freund Alceste's, Philinte, der Vertreter des gesunden Menschenverstands, ist der vernünftige Molière, der Feind jeder Uebertreibung, wie er sich uns aus seinen Werken offenbart hat. Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust, so ruft uns Molière in seinem Stück zu. Das Lustspiel ist das Bild des Kampfes, der sich in seinem Innern zwischen Temperament und Vernunft abspielte; im „Misanthrope" hat uns Molière sagen wollen, was er auf dem Herzen hatte; wie Goethe in „Werthers Leiden", so hat er in diesem Stück das Unglück seiner Liebe und den Zwiespalt seiner Seele ausgedrückt. Ein Tragiker hätte leicht einen tragischen Stoff daraus entwickelt; er, der Komiker, erhebt sich durch Humor über seine eigenen Schwächen und lächelt ihrer. Ein hohes, erhabenes Bild seiner Seelengröße. Er trägt keine Scheu, uns zu gestehen, daß er, der Kämpfer für Wahrheit und Natur, doch selbst in seinem Leben nicht stets der Feinde mächtig geworden ist, gegen die er zu Feld zog, ja noch mehr, daß er in der Gestalt der geliebten Frau sogar das Hassenswürdige hat lieben müssen. Der Mensch ist klein, aber wer es weiß und wer es öffentlich sagt, der ist wirklich groß, und wir bewundern ihn, ja wir lieben ihn ob seines Freimuths.

Von Molière's Größe als Mensch macht man sich nur einen Begriff, wenn man sein Werk als das Werk eines Satirikers betrachtet, mag er als solcher nun die Sittenzustände seiner Zeit oder zu allen Zeiten widerkehrende Fehler oder sich selbst satirisiren. Das Satirisch-Komische ist zugleich das Ethisch-Komische, welches alles dem Ideal des Künstlers Widersprechende bekämpft, um es zu vernichten. Und wer sich dieser Waffe bedient, begeht zugleich eine kulturhistorische That; er leistet der Menschheit eine Wohlthat.

Daß Molière sein künstlerisches Wirken als eine edle Pflicht auffaßte, hat er durch seinen Tod bewiesen. Sein Tod ist die Krönung seines Werks. Rufen wir uns zum Schluß die Einzelheiten desselben ins Gedächtniß zurück. Die Seelenkämpfe, die Molière durchgemacht, nicht minder als die häufigen Krankheiten, von denen er befallen wurde, hatten frühzeitig seine Kraft gebrochen. Als er während des Karnevals des Jahres 1673 sich anschickte, seinen eingebildeten Kranken auf die Bühne zu bringen, verschlimmerte sich sein Uebel. Am Tage der vierten Aufführung fühlte er sich so schlecht, daß seine Frau und sein Pflegesohn ihn inständig baten, den Tag nicht zu spielen. Aber Molière bestand darauf, weil er durch seine Schuld den Arbeitern, die an der Bühne beschäftigt waren, ihren Taglohn nicht

verkürzen wollte. Und er spielte; er, der Todtkranke, spielte die Rolle des eingebildeten Kranken bis zu Ende. Mit welcher Anstrengung und in welcher Stimmung, kann man sich denken. In der letzten Scene, als der lustigste, ausgelassenste Mummenschanz auf der Bühne tollte, wurde er im Moment, wo er das Wort juro aussprach, von einer Konvulsion ergriffen; aber da er sah, daß das Publikum es merkte, verbarg er hinter erzwungenes Lachen seinen Schmerz. Das Stück ging zu Ende. Todtenbleich mußte Molière nach Hause gebracht werden; der Husten verließ ihn nicht, und während sein Pflegesohn seine Frau herbeirief, verschied er in den Armen zweier barmherzigen Schwestern.

Es war am 17. Februar des Jahres 1673, um 10 Uhr abends. Welche bittere Ironie des Schicksals liegt nicht im Tod des großen Komikers! Mitten unter den Freuden des Karnevals, den eingebildeten Kranken spielend, noch in einigen letzten Warten der ohnmächtigen Kunst der Aerzte spottend, ein erzwungenes Lächeln auf den Lippen, kämpft der Dichter mit dem Tod. Welche Tragik, das Läuten der Todesglocke mitten unter dem lustigen Schellengeklingel des Karnevals! Aber nicht bloß Trauer empfinden wir, wenn wir Molière unter seiner possenhaften Kleidung mit dem Tod ringen sehen. Wir sagten es eben. Sein Tod ist tragisch. Und in der Tragödie gesellt sich immer zu der Wehmuth, die wir beim Tod eines geliebten Helden empfinden, die Bewunderung für sein edles und heldenhaftes Verhalten. Die Bühne ist das Schlachtfeld des dramatischen Dichters. Sterben, indem man die Anderen zum Lachen bringt, um seine Pflicht bis zuletzt zu erfüllen, das ist ein Tod, der die größte Ehrfurcht, die aufrichtigste Bewunderung erheischt. Es ist der Tod eines Helden. So beugen wir denn das Haupt vor dem großen Dichter, vor dem großen Mann, welcher starb wie er gelebt hatte, treu seiner Pflicht, immer ehrenhaft, muthig wie ein Soldat, der fürs Vaterland stirbt.

Erlangen. Heinrich Schneegans.

Die technischen Hochschulen und der Doktortitel.

Nach den Ausführungen, die in Nr. 76 und Nr. 84 dieses Blattes unter obigem Titel erschienen sind, möchte es scheinen, als ob in dieser Frage die Angehörigen der Universitäten und technischen Hochschulen sich unversöhnlich gegenüberstehen müßten. Erfreulicherweise begegnet jedoch die Technik dank ihrer glänzenden Erfolge in den meisten Kreisen mehr Achtung, als sie aus dem Artikel des Hrn. Prof. Brill spricht, und „die Gemeinsamkeit der Ziele und Anschauungen" ist wohl zwischen den beiden Arten von Hochschulen größer, als zwischen den Angehörigen etwa einer medizinischen und mancher theologischen Fakultät. Auch habe ich nie gehört, daß das Ansehen des Doktortitels bisher dadurch gelitten hätte, daß die Mehrzahl seiner Träger nach dem Verlassen der Universität nothgedrungen die wissenschaftlichen Arbeitsmethoden aufgeben mussen, wie viele Aerzte, Beamte, Tagesschriftsteller. Nur den Technikern soll der Charakter der Minderwerthigkeit aufgedrückt werden, weil manche von ihnen nicht in der Stille des Konstruktionsbureaus oder wissenschaftlichen Laboratoriums wirken, sondern auch hinausgehen müssen auf die staubige Baustätte oder den lärmenden Fabriksaal.

Die von Hrn. Prof. Brill zwischen Ausführungszeichen gesetzten „Bestimmungen" zur Erlangung der Doktorwürde an den technischen Hochschulen würden hinsichtlich der wissenschaftlichen Anforderungen es gewiß mit denen der angesehensten deutschen Fakultäten aufnehmen können. (Daß auch hier bis vor kurzem vieles reformbedürftig war, vieles heute noch zu verbessern übrig bleibt, ist allgemein bekannt, kam auch im vorigen Jahr in den Parlamenten zum Ausdruck, sowie in den Beschlüssen des Verbands der Laboratoriumsvorstände an den deutschen Hochschulen.) Nur die Gebühren würden wahrscheinlich analog den anderen Prüfungsgebühren der technischen Hochschulen bedeutend niedriger angesetzt werden als an den meisten Fakultäten, wo sie 300—400 M. betragen; diese altehrwürdige Institution, die sich aus der Zeit herschreibt, da die Universitäten noch keine Staatszuschüsse bezogen, und nicht die wissenschaftlichen Anforderungen halten gar manchen Juristen oder Philologen ab, das „meistbegehrte Zeugniß wissenschaftlichen Strebens" zu erwerben.

Nach all dem dürfte es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die technischen Hochschulen würdig sind, das Promotionsrecht zu erhalten, und es wäre jetzt zu prüfen, ob hiezu auch ein Bedürfniß vorliegt.

Was den Absolventen der technischen Hochschulen in ihrem Ansehen schadet, ist nicht ihre angebliche Minderwerthigkeit gegenüber den Angehörigen anderer gelehrter Berufe, sondern die Verwechslung mit den aus technischen Mittelschulen hervorgegangenen oder nur praktisch gebildeten Betriebsbeamten u. s. w., ein Uebel, das leider jetzt in Bezug auf die Chemiker noch verschlimmert werden soll.[1]) Niemand verwehrt in Deutschland einem Mann, der keine höhere Mittelschule besucht, geschweige absolvirt hat, der in seinem Beruf vielleicht tuchtig, vielleicht aber auch über die einfachste Empirie nicht hinausgekommen ist, die Führung des Titels Architekt, Ingenieur, Chemiker.

Es ist also das Bedürfniß nach einem neuen Titel nicht nur für einen Theil wissenschaftlich ausgezeichneter Techniker vorhanden, sondern vielmehr für Alle, welche ihr Fachstudium an einer technischen Hochschule als ordentliche Studirende mit Erfolg beendet haben. Wir können also ruhig den Doktortitel den Universitäten überlassen, wenn man uns einen anderen, staatlich geschützten Titel verleiht.[2]) Die bisherigen Bezeichnungen, Architekt, Ingenieur, Chemiker, beizubehalten und ihnen staatlichen Schutz zu verleihen, hieße die Wirkung der Maßregel um ein Menschenalter hinauszögern, da man den bisherigen Architekten u. s. w. ihren Titel nicht nehmen kann. Die Titel diplamirter Ingenieur, Staatsdiplom-Ingenieur, Vollingenieur, Ingenieur unserer Ordnung und was sonst alles vorgeschlagen wurde, sind unschön und für den schriftlichen Verkehr wenig, für den mündlichen gar nicht geeignet. Dasselbe gilt auch von dem in der erwähnten Broschüre am meisten befürworteten Oberingenieur ꝛc. (nach Analogie des preußischen Oberlehrers). Abgesehen davon, daß dieser Titel wenigstens in Bayern eine bestimmte Kategorie von Staatsbeamten bezeichnet, ist es ungeeignet, ja lächerlich, wenn zum Beispiel der junge Mann, der auf einem Baubureau Detailzeichnungen macht, den Titel Oberarchitekt führt, der Leiter des Baues aber „nur" Architekt ist.

Alle diese Bedenken kommen in Wegfall bei der Wahl des vor längerer Zeit in den „Akademischen Monatsheften" empfohlenen Wortes Technalog, das in Rußland bereits als amtliche Bezeichnung eingeführt ist. Das Wort bringt die wissenschaftliche Vorbildung des Technikers zum Ausdruck, paßt gleich gut für den Architekten, Chemiker, Bau- und Maschineningenieur, es ist wohlklingend und nicht zu lang, es verletzt keine älteren, wohlerworbenen Rechte, kurz, es darf außer bei den Verdeutschungsfanatikern wohl auf allgemeinen Beifall zählen. Die technischen Hochschulen wären dann in der Ordnung der Prüfungsbestimmungen

---

[1]) Siehe den Artikel „Zur Ausbildung chemischer Techniker" in der Allg. Ztg. vom 6. April 1899 (Nr. 95, Abendblatt).

[2]) Vergl.: „Die Technikerfrage eine Titelfrage", Flugschrift im Auftrag des Verbandes der Studirenden deutscher technischer Hochschulen verfaßt von C. Hagemann. Hannover, C. F. Augustin 1897.

Digitized by Google

von den Universitäten völlig unabhängig. Während die chemischen Abtheilungen die (in Dresden schon eingeführte) Forderung einer selbständigen, publikationsfähigen, wissenschaftlichen Arbeit (Dissertation) von den Universitäten übernehmen würden, bliebe es den anderen Abtheilungen überlassen, die wissenschaftliche Befähigung ihrer Kandidaten in anderer Weise durch schriftliche Prüfung, Anfertigung von graphischen Arbeiten ꝛc. zu erproben. Der Bundesrath und sein Beirath, die Physikalische Reichsanstalt, hätten die Einheitlichkeit der Bestimmungen zu überwachen, ähnlich wie dies zur Zeit beim ärztlichen Approbationsexamen und beim Examen für Nahrungsmittelchemiker der Fall ist.

Möge der Vorschlag, der bisher meines Wissens noch nicht in Tageszeitungen erwähnt wor und daher wenig Beachtung gefunden hat, bald von maßgebender Stelle aufgegriffen werden. Dann wird seitens der technischen Hochschulen auch der Ruf nach dem Doktortitel verschwinden und die Universitäten dürfen sich wieder in ihren alten Privilegien sicher fühlen.

München. Bruno Levinger.

Mittheilungen und Nachrichten.

∞ Alphonse Daudet: Notes sur la vie. Paris, Charpentier 1899. — Aus dem Nachlaß des geliebten Gatten theilt die Wittwe, Madame Julie A. Daudet, diese „Lebensglossen“ mit; kunterbunt stehen hier allerhand Einfälle neben ein paar Proben aus Daudets Aufzeichnungen der eigenen Rêves et Hallucinations (die sich übrigens weder mit Hebbels in den Tagebüchern verewigten Nachtgesichten, noch mit Gottfried Kellers — von Bächtold erschlafftenem — Traumbuch an Tiefsinn und Phantasie vergleichen können); endlich in dem Abschnitt Ultimo die Schilderung von Edmund de Goncourts letzten Stunden; Londoner und venetianische Eindrücke und die Grundlinien eines geplanten, nicht vollendeten Werkes „La Caravane“. Also durchweg Persönliches, allzu Persönliches. Ehrlich gesagt, ein bißchen zu viel des Segens nach Alphonse Daudets autobiographischen Büchern (Trente ans de Paris; Souvenirs d'un homme de lettres) und nach den Biographien und Anekdoten, die sein Bruder, der Sohn und kürzlich in einigen recht anmuthigen Kapiteln ihres letzten in der „Beilage“ angezeigten Buches die Wittwe des Dichters uns beschert haben. Daudet ist und bleibt ein geborener Erzähler, am größten in seinen kleineren und kleinsten Geschichten (den „Lettres de mon moulin“, dem „Tartarin“, „Fromont jeune et Risler aîné“ und der „Sappho“); ein Raceliſt, der als Künstler seinen Ehrenplatz verdient und behauptet, doch kein Denker, wie Flaubert, kein Bahnbrecher, wie Balzac oder Zola. Die Ausbeute seiner Notes sur la vie scheint mir nicht sehr ergiebig; der eine und der andere Ausspruch labt allerdings seinen Meister: „Der Schwur im Ballhaus! Wie bezeichnend für die französische Nation, die ihre größte Revolution in einem zum Spiel bestimmten Saal vollbringt. Ich hätte gewünscht, daß Daalb die Mandatare des Volkes allesammt mit erhobener Hand dargestellt hätte — jeder Eine eine Raquette zum Ballspiel in der Rechten.“ „Bei näherer Prüfung wirkt ein Umstand sehr komisch in (Victor Hugo's) „Miterlebtem (choses vues). Das tiefste Wort hat immer Er gesagt; der edelmüthigste Impuls rührte immer von Ihm her; Vorbedacht und Nachbedacht — alles eignet JhM. In alledem steckt sehr viel Tartarin“. Recht schief ist dagegen die Vermuthung, daß „Gaethe in den Wahlverwandtschaften den Einfluß bösartiger französischer Romane des 18. Jahrhunderts erfahren habe“. Und neu ist eigentlich nur für Daudet die Entdeckung, daß „von Taine's Charakteristiken Balzacs und Stendhals die Programme der beiden großen modernen Romanierschulen, der naturalistischen und der psychologischen, ausgehen“. Von Zola's kritischen Manifesten bis auf Bourgets „Essais de psychologie contemporaine“ und Brunetière's „Evolution des genres“ hat es an übereinstimmenden Zeugnissen für diese Thatsache nicht gefehlt. Indessen wird kein Unbefangener kritische Gaben von Daudet fordern. Leider bringt sein Nachlaßband auch keine dichterischen Ueberraschungen.

B. Deutsch-Belgien. Organ des Deutschen Vereins zur Hebung und Pflege der Muttersprache im deutschredenden Belgien, im Auftrag des Vereins herausgegeben von Gottfried Kurth. I. Arel, A. Willems. Brüssel, Société belge de librairie 1899. — Es liegt hier eine Publikation vor, die für jeden Deutschgesinnten von mächtigem Interesse ist. Der deutsch-belgische Verein, von dem schon mehrfach hier die Rede war, und der sich seit sieben Jahren bemüht, das deutsche Bewußtsein im französirten Deutsch-Belgien wieder aufzuwecken, gibt hiemit den ersten Band einer in zwanglaser Folge erscheinenden Publikation heraus, die dazu bestimmt ist, das Publikum über seine Bestrebungen aufzuklären, dem in geistiger Oede buhintebenden deutsch-belgischen Volke eine angemessene Lektüre zu bieten und eine deutsche literarische Thätigkeit in Belgien ins Leben zu rufen. Der Herausgeber und Gründer des Vereins, Professor G. Kurth, erzählt im Vorwort, wie „ein allgemeines Schütteln des Kopfes“ stattfand, als man in deutsch-belgischen Kreisen von der Gründung eines deutschen Vereins hörte, und daß das Unternehmen als ein Wagestück ohnegleichen erschien, daß jedoch, sobald es dem Verein geglückt war, ein paar Dutzend ausgezeichneter Deutsch-Belgier um sich zu schauren, der Geist des deutschen Wortes wie ein heiliges Feuer hell aufloderte, aus engem Kreise in die Oeffentlichkeit drang und sich bald auf den verschiedensten Gebieten des geselligen Lebens behauptete. Darauf folgt ein längerer Bericht des Schriftführers, Hrn. Jungers, Friedensrichters in Arel, über die Gründung und die bisherige Thätigkeit des Vereins, woaan das Hauptsächlichste den Lesern der Beilage bereits bekannt ist. Des weiteren finden sich zwei Vorträge, die Prof. H. Bischaff in den Generalversammlungen des Vereins gehalten, einer über die deutsche Sprache, ein anderer über das deutsche Volkslied, das der Verein in Belgien zu neuem Leben zu erwecken versucht. Das deutsch-belgische Land beschreibt Prof. Kurth ferner eingehend und gibt eine höchst interessante Geschichte der verschiedenen Schicksale der deutschen Sprache in Belgien. In einem weiteren topographischen Aufsatz weist er nach, daß der heutige Name der Hauptstadt Deutsch-Belgiens, Arlan, ein gefälschter und verwelschter, und daß der allein beglaubigte und geschichtlich begründete Name der deutsche Arel ist. Ein kurzer Lebensbericht von einem Ungenannten über einen heroorragenden deutsch-belgischen Geistlichen schließt die Reihe der Aufsätze. Zum Schluß folgen die Statuten des Vereins und das Verzeichniß der Mitglieder.

Es ist ein sehr erfreuliches Zeichen, daß die Deutsch-Belgier nunmehr anfangen, in ihrer Muttersprache zu schreiben. In dieser Hinsicht steht die besprochene Veröffentlichung des Deutschen Vereins nicht vereinzelt da. Ende 1897 erschienen von Deutsch-Belgiern: P. Hamélius: Die Kritik in der englischen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts. (Leipzig. Grieben) und H. Bischoff: L. Tieck als Dramaturg. Brüssel. (Office de publicité). Ferner erschien soeben im Pierson'schen Verlag in Dresden ein Drama: Papst und Fürst von Ph. Baarg, Lehrer der deutschen Sprache in Ath, das die Merkwürdigkeit bietet, den Anfang der deutsch-belgischen Literatur zu bilden. Und dieses Anfangs brauchen sich die Deutsch-Belgier nicht zu schämen, wenn sie auch ein Werk von lokalem Kolorit nargezogen hätten. Verräth dies Erstlingswerk eines jungen Dichters, das die Geschichte Konradins behandelt, auch noch keine originelle dichterische Persönlichkeit, stecken auch ziemlich viele klassische Reminiscenzen darin, so tritt doch schon hier ein nicht zu unterschätzendes dramatisches Talent an den Tag, das Gestaltungskraft, Sinn für scenische Wirkungen, Geschick im Aufbau einer dramatischen Handlung und dichterischen Schwung besitzt und überdies die deutsche Sprache und Versifikation meisterhaft beherrscht.

* Antike Inschriften aus Südarabien. Wie wir erfahren, ist der österreichische Arabienreisende Dr. Glaser benachrichtigt worden, daß für ihn neuerdings 484 Abklatsche von alten Inschriften unterwegs seien, die insgesammt auf von ihm angegebenen Ruinenstätten des katabanisch-hadhramitischen und des sabäischen Gebiets durch eigens von ihm

geschulte Leute gesammelt wurden. Domit übersteigt die Zohl der in Dr. Glasers Besitz befindlichen Texte weitaus das zweite Tausend (im ganzen sind es etwa 2400—2500), und es ist obendrein Aussicht vorhanden, doß auch das dritte Tausend bald erreicht sein wird. Dieser Zohl gegenüber erscheint sogar die aus 886 Inschriften bestehende Sammlung des Franzosen Halévy als unbedeutend, von den übrigen Kollektionen, wie der von Arnaud mit 56, der von Langer mit etwa anderthalb Dutzend und der jüngsten Sammlung von etwa 16 kurzen Inschriften, welche die Wissenschoft der Thatkraft der Wiener südarabischen Expedition verdankt, und aon vielen anderen noch geringfügigeren Ergebnissen ganz zu schweigen. Unter Glasers Inschriften befinden sich wahre Riesentexte; der größte derselben, mit ca. 1400 Worten, befindet sich augenblicklich unter der Presse. Leider besteht infolge andauernder Kränklichkeit des Reisenden nur wenig Hoffnung, daß dieser imstande sein werde, der Wissenschaft sein Gesammtmaterial, das besonders in topographischer Hinsicht nicht minder bedeutend ist als in epigraphischer, in ausgearbeiteter Form vorzulegen, und es ist daher mit Freude zu begrüßen, daß sich in jüngster Zeit innerhalb der deutschen und der auswärtigen Gelehrtenwelt das Bestreben zeigt, die sämmtlichen Aufzeichnungen und Kollektionen des österreichischen Reisenden der Wissenschaft zugänglich zu machen.

F. Beheizung von Kirchen. Aus einem Vortrage, den Geh. Regierungsrath Prof. Rietschel an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg letzter Tage im Berliner Bezirksverein Deutscher Ingenieure über das in der Ueberschrift bezeichnete Thema hielt, ist die Thotsache vom allgemeinsten Interesse, daß es jetzt gelungen ist, des schwierigen Problems einer befriedigenden und gänzlich zugfreien Heizung selbst sehr großer Kirchen vollständig Herr zu werden. Im Ulmer Münster, dessen drei Schiffe von je 278 m Länge, bei einer Höhe des Mittelschiffes von 42, der Seitenschiffe von 20 m, dem Heizungstechniker gewiß die denklich schwerste Aufgabe stellten, ist die Ausführung einer vom Vortragenden entworfenen, von der bekannten Firma Sulzer hergestellten Anlage — Niederdruckdampfheizung — derartig geglückt, daß allgemeinste Befriedigung bei den Kirchenbesuchern herrscht. Es wird in keinem Theil der Kirche, selbst nicht auf dem Chor und an der Orgel, Zug verspürt, und die mit Sicherheit auf 10—12 Grad Celsius erholtene Temperatur ist so gleichmäßig vertheilt, daß der Temperaturunterschied zwischen Decke und Fußboden nicht mehr als 1, 2, höchstens 3 Grad beträgt. Erreicht wird dies Ergebniß ebenso durch die rationelle Vertheilung der Heizkörper wie durch deren eigenartige Konstruktion. Theoretische Erwägung und praktische Erfahrung haben sich hiebei die Hand zu einer Lösung der Aufgabe gereicht, welche als Vorbild für alle ähnlichen und in keinem Falle hinsichtlich der zu überwindenden Schwierigkeiten der Heizung des Ulmer Münsters gleichkommenden Anlagen gelten darf.

-aa- **Karlsruhe.** Von einem bedeutsamen kunstgeschichtlichen Fund ist aus dem Dorfe Goldbach bei Ueberlingen am Bodensee zu berichten. Der unscheinbare Ort, in dessen Nähe die bekannten „Heidenlöcher" (höchst merkwürdig eingerichtete Höhlenwohnungen) sich befinden, birgt in seinem Kirchlein Wandmalereien von anscheinend größtem Kunstwerth. Vor kurzem wurden dort unter der vierfachen Wandschicht Spuren von Bildern aufgedeckt, die aller Wahrscheinlichkeit nach als Erzeugnisse der in mittelalterlicher Kunstübung einzig dastehenden Malerschule der Abtei Reichenau zu betrachten sind. Die Arbeiten sind bis jetzt noch nicht zur Bloßlegung ganzer Figuren fortgeschritten, doch lassen bereits die gewonnenen Resultate, vor allem die ungemein charakteristischen Köpfe den Stil und die unverkennbare Eigenart der Reichenauer Schule hervortreten. Es handelt sich vermuthlich um einen Cyklus von Bildern aus dem Leben der Apostel. Nähere Feststellung und kunsthistorische Bewerthung ist erst nach Abschluß der Freilegung möglich. Doch soviel scheint festzustehen, daß wir in dem Fund eine werthvolle Bereicherung unserer im allgemeinen noch recht dürftigen Kenntnisse frühmittelalterlicher Malerei zu begrüßen haben. Und sollte sich der erwähnte nahe Zusammenhang mit dem Kloster Reichenau thatsächlich erweisen lassen, so käme zu dem 1880 in der St. Georgs-Kirche auf Reichenau-Oberzell gemachten berühmten Fund von Wandmalereien, die als die einzigen auf uns gekommenen Werke jener Schule aus dem 10. Jahrhundert gelten, ein weiterer wichtiger Beitrag, der nicht minder großem Interesse begegnen dürfte. Die Wandgemälde in der St. Georgs-Kirche wurden von F. X. Kraus veröffentlicht (Freiburg i. B. 1884); der Fund vom Jahre 1880 fand feinsinnige Würdigung von Pecht in dieser Zeitung 1880, Nr. 268, and 1881, Nr. 295 (Beil.).

* **Halle.** Hier starb am 5. Mai im 83. Lebensjahre der Gymnasialdirektor a. D. Prof. Karl Immanuel Gerhardt, der Geschichtschreiber der deutschen Mathematik. Er hat sich besonders durch seine Studien and Arbeiten über die Entdeckung der Differentialrechnung bekannt gemacht, wobei er den Antheil, den Leibniz an der Grundlegung der Infinitesimalrechnung hatte, zum erstenmal authentisch feststellte. Gerhardt war der Herausgeber der mathematischen und später der philosophischen Werke Leibnizens und der Verfasser einer „Geschichte der Mathematik in Deutschland", die er im Auftrag der historischen Kommission bei der Münchener Akademie für das Sammelwerk „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland" schrieb. Außerdem veröffentlichte er auf den von ihm bearbeiteten Gebieten eine große Reihe von Einzeluntersuchungen, die zum größten Theil in den Schriften der Berliner Akademie der Wissenschaften, deren ordentliches Mitglied er war, enthalten sind.

* **Berlin.** Der bisherige Lehrer des Russischen am Seminar für orientalische Sprachen, Dr. Erich Karl Berneker, wird in diesem Monat als Privatdozent in den Lehrkörper der hiesigen Universität eintreten. In seiner Probevorlesung spricht er über die Hauptmomente in der Geschichte der russischen Sprache. — Oberstabsarzt Dr. Hiller, zuletzt in Breslau, der zum Leiter der wissenschaftlichen Sammlungen bei der Kaiser Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen berufen worden ist, ist von neuem als Privatdozent in die hiesige medizinische Fakultät eingetreten.

* **Agram.** Der derzeitige Prorektor der hiesigen Universität, Professor für alttestamentliche Exegese und hebräische Sprache, Anton Dokal, wurde am 6. Mai vom Schlage gerührt und verstorb sofort.

△ **Dorpat,** 3. Mai. Nachdem auf die Aufforderung des Rektorats der größte Theil der Studirenden schriftlich erklärt hatte, sich den Anordnungen der Universitätsobrigkeit zu unterwerfen, ist der Wiederbeginn der Vorlesungen auf den 8. Mai angesetzt. Etwa 500 Studenten sind aber aus der Zahl der Hörer ausgeschlossen, und zwar erstens Alle, die sich nicht zum Wiedereintritt gemeldet hatten; zweitens für immer oder auf unbestimmte Zeit die nach dem Ermessen der Behörde am schwersten Belasteten (etwa 70); drittens bis zum Beginn des nächsten Semesters (Ende August) mit vereinzelten Ausnahmen alle Angehörigen der beiden ersten Kurse (d. h. der vier ersten Semester). Der Ausschluß erfolgte im Namen des aus den fünf Dekanen und dem Inspektor der Studirenden bestehenden Direktoriums der Universität und wurde den Betroffenen durch die Polizei mitgetheilt; ein persönliches Verhör oder eine Vertheidigung der in Frage kommenden Studirenden fand nicht statt. Die Ausgeschlossenen müssen die Stadt binnen 24 Stunden nach Empfang des Ausweisungsbefehls verlassen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Wilhelm Vietor: Wissenschaft und Praxis in der neueren Philologie. Rede. Marburg, N. G. Elwert 1899. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 322. Bukowina. 8. Heft. Wien, Alfred Hölder, k. k. Hofbuchhandlung. — Adolf Schöll: Goethe's Briefe an Frau v. Stein. 3. Aufl. 1. Bd. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten u. Loening 1899. — Dr. Fr. Bayberger: Geographische Studien über das nordwestpfälzische Lauterthal. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer. — Poetische Flugblätter. Zeitgenössische Dichtungen. Herausgegeben von J. Kitir und C. M. Klod. Wien, G. Szelinski, k. k. Universitätsbuchhandlung 1899.

Jahrgang 1899. München, Dienstag, 9. Mai. Nummer 106.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Arbeiterwechsel und Arbeitsvermittlung im Deutschen Reich. Von Dr. Hermann Losch. — Das Vordringen der Slaven in Deutschland. — Ist Oberitalien das Stammland des norddeutschen Backsteinbaues? Von Berthold Riehl. — Mittheilungen und Nachrichten.

Arbeiterwechsel und Arbeitsvermittlung im Deutschen Reich.

Wenn ein Arzt, ein Geistlicher, ein Lehrer 50 Jahre in einer Gemeinde ununterbrochen thätig war, so wird diese Thatsache mit Recht ebenso gefeiert, wie eine goldene Hochzeit; wenn gar eine Dienstmagd 50 Jahre in derselben Familie, etwa bei „Großmutter, Mutter und Kind", oder bei Vater und Sohn dient, so wird sie durch besondere Anerkennungen, Denkmünze u. s. s. öffentlich bedacht. Schon dies zeigt, daß es sich hiebei nur um ganz vereinzelte Ausnahmen handelt; dieser Ausnahmecharakter bleibt, auch wenn wir auf 40, 30, 25, ja 10 Jahre heruntergehen, und man kann im allgemeinen sagen, daß ein mehr oder minder starker Wechsel der Personen an ein und derselben Arbeitsstelle allen Berufen eigen ist, freilich je in verschiedenem Umfang. Wie der Beamte und das Dienstmädchen, so wechselt auch der in Gewerbebetrieben Angestellte, der Betriebsbeamte, der Arbeiter oft seinen Platz, und an sich betrachtet, ist wenigstens ein Theil dieses Wechsels ganz natürlich: die ältesten Geschlechter sterben oben ab, die jüngeren werden älter und die jüngsten rücken neu ein.

Allein der aufmerksame Beobachter unsres Erwerbslebens wird sich nicht verhehlen können, daß in diesem Wechsel heutzutage eine gewisse Beschleunigung sich bemerklich macht, daß im Zeitalter des freien Arbeitsvertrags mit der Beweglichkeit der Personen überhaupt auch die Beweglichkeit auf den einzelnen Arbeitsstellen zugenommen hat.

Hiefür mögen einige zahlenmäßige Nachweise hier Platz finden.

Bei der Gewerbestatistik vom 14. Juni 1895 wurden auch diejenigen Gewerbebetriebe gezählt, welche der „Stellenvermittlung" gewidmet waren, jedoch mit Ausschluß der Stellenvermittlungsanstalten von Städten (d. h. der sogenannten öffentlichen Arbeitsämter), Innungen und Fachvereinen. Es wurden also alle privaten Arbeitsnachweisbureaux (Ammen-, Dienstbotenvermietherinnen, Heuerbaase, Theater-, Künstleragenten, Plazirungsbureaux u. s. f.), soweit sie gewerblich betrieben wurden, aufgenommen, wie schon im Jahre 1882. Das Ergebniß der Aufnahmen war, daß im Deutschen Reich im Jahre 1882 4305 Gewerbebetriebe (worunter 1098 nebenher betrieben), im Jahre 1895 aber 6077 (worunter 1387 nebenher) gezählt wurden, die sich mit Stellenvermittlung befaßten. Obschon die Erwerbsthätigen sich in den 13 Jahren 1882/95 nur um 19.4 Proz. vermehrten, so haben doch die in den erwähnten Hauptbetrieben beschäftigten Personen um 47.4 Prozent, also zwei- bis dreimal rascher sich vermehrt; man sieht also, das Geschäft der Stellenvermittlung muß geblüht haben! Dabei ist zu beachten, daß die amtliche Gewerbestatistik durchaus nicht alle Stellenvermittlungsinstitute erfaßt hat, daß also die Zunahme der Vermittlungsthätigkeit eine noch weit größere gewesen sein muß; auch der Geschäftsumfang mancher Betriebe ist ein viel größerer geworden.

Leider besitzen wir über diesen Geschäftsumfang der einzelnen Vermittlungsstellen im Deutschen Reiche keinerlei zuverlässige Nachrichten.

Es ist daher von Interesse, das Ergebniß einiger besonderen Untersuchungen kurz vorzuführen, welche seitens der Ministerien des Innern von Preußen, Bayern und Baden im Jahre 1894 stattgefunden haben und welche uns auch einen Einblick in die verschiedenen Arten von „Instituten" zur Vermittlung geben. Von den 6352 Anstalten dieser Art, welche für Preußen nachgewiesen wurden, entfielen 5085 (= 80 Proz.) auf gewerbsmäßige Gesindevermiether und Stellenvermittler, 558 (8.8 Proz.) auf Innungen, 230 (3.6 Proz.) auf Arbeitervereine, 101 (1.6 Proz.) auf gemeinnützige oder wohlthätige Vereine, 90 auf evangelische Vereine, 70 auf Gemeinde- oder Polizeibehörden, 66 auf Kreis- oder Provinzialverbände, 53 auf katholische Vereine, 43 auf gemischte Vereine (von Arbeitgebern und Arbeitern), 18 auf Gewerbe- oder Fabrikantenvereine, 14 auf noch nicht genannte religiöse Vereine, 13 auf landwirthschaftliche Vereine, 11 auf Privatherbergen. In Bayern waren im Jahre 1894 von 1315 Arbeitsnachweisanstalten 877 gewerbsmäßig betrieben, 136 von Arbeitervereinen, 108 von Distrikten, 57 von Wohlthätigkeitsvereinen, 48 von Innungen, 38 von katholischen Vereinen, 17 von evangelischen Vereinen, 15 von Gemeinden, 14 von gemischten Vereinen, 5 von Arbeitgebervereinen. In Baden gab es im Jahre 1894 im ganzen 340 Arbeitsvermittlungsstellen, wovon 241 gewerbsmäßig und 99 nicht gewerbsmäßig betrieben waren. Setzen wir die eingelaufenen Stellengesuche, Stellenangebote und die stattgehabten Vermittlungen einander gegenüber und trennen wir bei den einzelnen Ländern die Gesammtzahl der Fälle in a) solche, welche bei gewerbsmäßigen Vermittlern anfielen und b) in solche, welche bei sonstigen Anstalten anfielen, so erhalten wir nachstehendes Bild:

		Stellengesuche	Stellenangebote im Jahre 1894	Vermittlungen
Preußen	a)	535,020	481,358	381,206
	b)	682,961	282,832	206,515
Bayern	a)	97,362	71,494	61,111
	b)	212,467	52,100	36,723
Baden	a)	25,663	22,696	16,919
	b)	100,422	28,384	23,460
Die drei Länder zusammen	a)	658,045	575,548	459,236
	b)	995,850	363,316	266,698
zusammen		1,653,895	938,864	725,934

Diese Zahlen geben recht beachtenswerthe Winke. Bei nur 658,045 Gesuchen, welche von Seiten der Arbeiter ꝛc. in Preußen, Bayern, Baden im Jahre 1894 an die gewerbs-

mäßigen Vermittler herauntralen, erzielten diese 459,236 Stellenbesetzungen, d. h. 69.8 Proz., die nichtgewerblichen Vermittlungsstellen aber erzielten bei einem Ansturm von 995,850 Stellengesuchen nur 266,698 oder nicht ganz 27 Prozent erfolgreiche Vermittlungen, d. h. noch nicht einmal die Hälfte der gewerbsmäßigen! Die Zahlen deuten ferner an, daß die Verhältnisse im Süden anders liegen, als im Norden und daß das Menschenmaterial bei beiden Kategorien ein verschiedenes ist; dies würde sich auch im einzelnen bestätigen, wenn es möglich wäre, an dieser Stelle näher hierauf einzugehen.

Es mag gestattet sein, an diese allgemeine Uebersicht einige Bemerkungen zu knüpfen. Die drei genannten Bundesstaaten enthalten ungefähr gerade drei Viertel aller Erwerbsthätigen im Deutschen Reich. Das oben gefundene Gesammtergebniß auf das Reich erstreckt, ergäben sich fürs Jahr 1894 bei allen muthmaßlich im Reiche vorhandenen Arbeitsvermittlungsstellen etwa 2,210,000 Stellengesuche, 1,250,000 Stellenangebote und nicht ganz 1,000,000 Besetzungen. Es liegt auf der Hand, daß diese Zahlen für den thatsächlichen Arbeiterwechsel deßhalb keine zuverlässigen Anhaltspunkte bieten, weil alle auf Grund von persönlicher und brieflicher Umfrage, von Zeitungsanzeigen u. s. w. vor sich gehenden Gesuche-Vermittlungen fehlen, und weil es sich um Fälle, nicht um die Personenzahlen handelt. Der frühere Gewerberichter Stuttgarts, Dr. Lautenschlager, hat seinerzeit in Frankfurt a. M. schon fürs Jahr 1892 eine interessante Berechnung vorgelegt, nach der in Stuttgart bei etwa 47,000 Arbeitskräften jährlich 74,000 Arbeitsstellen neu besetzt wurden, so daß also die Arbeitskräfte durchschnittlich alle 7—8 Monate sich änderten; aus Berichten, z. B. der Brauereiberufsgenossenschaft, weiß man, daß hier in vielen Sektionen das Personal jährlich durchschnittlich 2½ mal wechselt. Wenn man für Land- und Forstwirthschaft, Industrie, Handel und Verkehr etwa 15 Millionen Arbeitskräfte im Reiche ansetzt, so kann man den durchschnittlichen Wechsel wohl annähernd auf ebensoviele Millionen beziffern, wobei der Löwenantheil auf die jüngeren Altersklassen entfällt; daß der Wechsel auch bei der Landwirthschaft neuerdings ein ganz erheblicher ist, haben die Verhandlungen im preußischen Abgeordnetenhause über die Interpellation Szmula, betr. den Arbeitermangel auf dem Lande, am 9. Febr. d. J. deutlich gezeigt. Die Frage des Arbeitsvermittlungswesens ist in der That „brennend" und unverkennbar geht gegenwärtig in Sachen des Arbeitsnachweises eine starke Bewegung durch das ganze Reich.

Diese Bewegung ist in Fluß gekommen durch die gerade etwa seit dem Jahre 1894 besonders in den süddeutschen Staaten unter wohlwollendem Verhalten seitens der bayerischen, württembergischen und badischen Regierung sich zusehends ausdehnenden sogenannten Arbeitsämter, d. h. städtischen, unparteiischen Arbeitsnachweisfestellen, welche meist unentgeltlich arbeitend, von den Stadtverwaltungen eingerichtet, den Arbeitsnachweis pflegen und ihrerseits wieder in zwanglosen Verbänden Angebot und Nachfrage auszugleichen suchen. Gegen sie hat sich neuerdings eine starke Gegnerschaft gebildet. Am 5. September 1898 fand zu Leipzig eine vom Arbeitgeberverband Hamburg-Altona einberufene Arbeitsnachweiskonferenz statt, welche in einer Resolution aussprach, daß sowohl gegen die Arbeitsnachweise der Gewerkschaften (Arbeitervereine) als gegen die sogenannten unparteiischen Arbeitsnachweise ganz entschieden Front gemacht werden müsse, weil beide infolge ihrer Organisation nicht dazu geeignet seien, den Arbeitsstätten die tauglichsten Arbeitskräfte zuzuführen, sondern entweder mit Rücksicht auf die Armenpolitik oder auf sozialistische Bestrebungen das Prinzip der Gleichberechtigung des Tüchtigen und des Unbrauchbaren, des Fleißigen und des Lässigen in den Vordergrund stellen. Darauf hat dann die am 27. September 1898 in München tagende Arbeitsnachweiskonferenz, welche in der Hauptsache von Vertretern der öffentlichen Arbeitsnachweise veranstaltet, geleitet und besucht war, jene Angriffe zurückgewiesen und ihrerseits ihre Unbefangenheit in Behandlung der Fragen des Arbeitsnachweises behauptet. Es war charakteristisch, daß ein auf der Münchener Konferenz anwesender Vertreter eines Nachweises, der in Arbeiterhänden ist, diese Unbefangenheit der unparteiischen Arbeitsnachweise stark bezweifelte und durchblicken ließ, daß es sich darum handle, den Arbeitern diese wichtige Waffe unter dem Scheine der Unparteilichkeit zu entreißen.

Der am 8. Mai d. J. in Frankfurt a. M. stattfindende deutsche Gewerkschaftskongreß wird sich mit der Stellung zu den öffentlichen, unparteiischen Arbeitsnachweisen ebenfalls zu beschäftigen haben und es wird für die gewerkschaftlich organisirten Arbeiter nicht so ganz leicht sein, bei Voraussetzung eines Klassenkampfes zwischen Arbeitern einer-, Staat und Unternehmerthum andrerseits zu einer gerechten Würdigung der nicht gewerkschaftlichen Arbeitsnachweise zu gelangen.[1])

Neuerdings scheint nun die Frage von der Tagesordnung gar nicht mehr verschwinden zu wollen; die Mißstände insbesondere im Gesindevermittlungswesen beschäftigten nicht nur das preußische Abgeordnetenhaus, sondern auch den Reichstag; die namhaftesten Wortführer haben sich allerneuestens, sowohl in der „Sozialen Praxis"[2]) als im „Arbeitsmarkt"[3]) eingehend über ihre Auffassung der Sachlage ausgesprochen.

Thatsache ist also, daß die Frage ganz allgemein als eine öffentliche und nationale Angelegenheit empfunden wird; ebenso aber ist es Thatsache, daß die verschiedensten Standpunkte einander gegenüberstehen und sich theilweise mit recht bedauerlicher Gehässigkeit bekämpfen. Schon die lange Reihe der verschiedenartigsten Arbeitsnachweise verdient Beachtung. Sie zeigt vor allem, daß das unmittelbare und wachsende Bedürfniß in verschiedenen Gegenden und Berufen verschieden befriedigt worden ist. Wir möchten versuchen, diesen Thatbestand begreiflich zu machen, um so ein möglichst zutreffendes und gerechtes Urtheil anzubahnen.

Zunächst steht fest, daß der Arbeiter, der eine Stelle sucht, und der Arbeitgeber, der eine Stelle zu besetzen hat, die nächsten und, wenn man will, einzigen Interessenten bei der fraglichen Angelegenheit sind. Demnach könnte es scheinen, als ob es auf eine Kraftprobe zwischen Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbänden in den einzelnen Berufsgebieten hinauslaufen werde und müsse, bezw. auf einen Vergleich zwischen beiden. Dem ist aber nicht so. Der Stellenwechsel kann gleichzeitig auch ein Berufswechsel sein, braucht es aber nicht zu sein; die in Betracht kommenden Personen und Wünsche sind also nicht gleichartig. Nicht immer suchen z. B. Bäckergesellen Stellen als Bäckergesellen; es kommt auch vor, daß ein Schlosser aus einer Maschinenfabrik in eine Uhrenfabrik u. s. f. übergehen will, oder ein Packer aus einem Versandgeschäft in eine Spielwaarenfabrik, nicht minder will ein Bauernmädchen Dienstmagd für alles werden oder Spülmädchen in einem Gasthof u. s. w. Was lernen wir daraus? Weder die Arbeitgeber, welche Arbeitskräfte brauchen und einstellen, noch die Arbeitnehmer, welche in Gewerbebetrieben thätig sind, bilden so-

[1]) Nach Niederschrift des Vorstehenden kommt mir die Schrift von Richard Calwer, „Arbeitsmarkt und Arbeitsnachweis in ihrer Bedeutung für die Arbeiterklasse", Stuttgart 1899, in die Hand, welche offenbar im Hinblick auf die bevorstehenden Verhandlungen in Frankfurt a. M. verfaßt ist. Es ist vielleicht später möglich, auf den Inhalt derselben einzugehen.

[2]) „Arbeitsnachweis". Von Dr. jur. Richard Freund. Nr. 20.

[3]) Der gewerkschaftliche Arbeitsnachweis in Deutschland. Nr. 7. (Wohl vom Herausgeber Dr. J. Jastrow.)

Digitized by Google

zusagen geschlossene Größen; sie sind flüssig hin und her, herüber und hinüber, und zwar ebenso nach den Betriebsarten, wie nach den Berufsarten und nach den jeweiligen lokalen Verhältnissen. Es gibt Arbeitskräfte, welche der Arbeitgeber nicht durch jede beliebige Kraft zu ersetzen vermag; diese Arbeiter sind gleichzeitig allerdings in den meisten Fällen auch diejenigen, welche nicht in jedem beliebigen Betrieb unterkommen können. Es gibt aber auch höhere und niedere Arbeitskräfte, man denke nur an Buchhalter und Maschinisten, welche von den „Branchen" ziemlich unabhängig sind und es gibt schließlich Arbeitskräfte, bei welchen die Persönlichkeit wichtiger ist als die Fertigkeit, z. B. Dienstmädchen und ähnliche. Was ist z. B. ein „besseres" Mädchen? ein Mädchen, welches ein „bischen kochen" kann, eine „perfekte Köchin" u. s. w.?! Es ist kaum fraglich, daß ein Mädchen, welches die „bürgerliche Küche" in Memmingen oder Kempten im bayerischen Allgäu „versteht", wenn sie nach Königsberg in Ostpreußen „vermittelt" werden würde, die Zubereitung des an sich ganz ehrenwerthen „Königsberger Klopses" höchst wahrscheinlich zuvor studiren müßte u. s. f. Es wird also von der Wahrheit nicht abweichen, wenn man der Meinung ist, daß es Berufe gibt, deren Nachweiszone, — wenn dieser Ausdruck gestattet ist — sogar über das Gebiet des Deutschen Reichs hinaus zu reichen vermag, daß es aber auch solche gibt, die über 25 km im Umkreis selten oder nie hinaus vermittelt sein wollen oder können. In dem sehr lehrreichen Aufsatze „der gewerkschaftliche Arbeitsnachweis in Deutschland" (Arbeitsmarkt, 1899, Nr. 7) wird gezeigt, daß „innerhalb der zugänglicheren Berufe der gewerkschaftliche Arbeitsnachweis vorherrschend ist bei Dachdeckern, Glasern, Feilenhauern, Maschinisten, Hutmachern, Bildhauern, Korkarbeitern, Graveuren und Ciseleuren (etwa 75 — 76,000 Arbeiter); nennenswerth, aber nicht mehr vorherrschend bei den Malern, Stuccateuren, Töpfern, Gold- und Silberarbeitern, Handschuhmachern, Müllern, Böttchern, Buchbindern, Buchdruckern und Lithographen (etwa 466,000 Arbeitern). Also von 14½ Millionen Arbeitern sind bis jetzt nur etwa eine halbe Million für einen einigermaßen erheblichen gewerkschaftlichen Arbeitsnachweis gewonnen, während für die übrigen 14 Millionen in der Hauptsache noch gegen Umschau, Inserate und gewerbsmäßige Stellenvermittlung mit allen ihren Schäden in vollstem Umfang anzukämpfen ist". Wir ersehen daraus, daß die Eigenarten der einzelnen Berufe die Art der Vermittlung beeinflussen. Man wird außerdem aber ferner z. B. das Interesse nicht unterschätzen dürfen, welches die Gesammtheit daran hat, daß auch minderwerthige und vorübergehend oder dauernd deklassirte Personen, also z. B. entlassene Strafgefangene, Halbinvalide und ähnliche Arbeitskräfte in die Arbeitsgesellschaft eingereiht werden.

Alle diese Thatsachen legen nahe, zunächst vorsichtig und unter Prüfung der thatsächlichen Verhältnisse darüber Klarheit zu schaffen, ob sich nicht für verschiedene Berufe und Menschenklassen verschiedene Arten von Arbeitsnachweisen empfehlen. Die Umschau und die Zeitungsanzeige beispielsweise werden nicht ohne weiteres als überflüssig bezeichnet werden können; man wird auch nicht sagen dürfen, was z. B. Dr. Freund in dem oben angeführten Aufsatz thut, daß neben dem organisirten Arbeitsnachweis die Umschau „keine Existenzberechtigung" habe. Das mag für städtische Verhältnisse gelten und für gewisse Arten von Arbeitskräften; aber bei Unterbringung von Lehrlingen beispielsweise wird es für Lehrherren und für Eltern immer von einem gewissen Interesse sein, sich gegenseitig zuvor zu kennen; überhaupt darf man nicht vergessen, daß wir neben großindustriellen Verhältnissen noch durchaus kleingewerbliche und ländliche haben und daß für manche Geschäfte in der That zuvor persönliche Bekanntschaft zwischen Arbeitgeber und Arbeiter erforderlich ist, bezw. daß das Herumlaufen der Arbeitsuchenden durch den organisirten Arbeitsnachweis nur dann aus der Welt geschafft werden würde, wenn alle Arbeitgeber die ihnen zugewiesenen Arbeiter stets einstellen würden, bezw. wenn die zugewiesenen Arbeiter immer eintreten würden. Das ist aber nicht der Fall.

So kommen wir denn nicht zu dem Ergebniß, jetzt schon in den „unparteiischen" Arbeitsnachweisen, auch wenn sie sich in Facharbeitsnachweise gliedern, die alleinige künftige Lösung der ganzen Frage zu erblicken, so wünschenswerth ihre Weiterentwicklung zweifellos ist. Soweit sind wir noch gar nicht. Wir sollten uns vielmehr zunächst begnügen, einige Vorbedingungen für die gedeihliche Weiterentwicklung zu schaffen, die Hindernisse auf dem Wege wegzuräumen. Einige wichtige Gesichtspunkte dürften die sein:

1. Es ist wünschenswerth, daß der gesammte Umfang der Stellenvermittelungen im Deutschen Reiche gebucht und so ein Ueberblick über die Gesammtlage des deutschen Arbeitsmarktes angebahnt werde, und zwar in lokaler wie in beruflicher Gliederung und womöglich unter gleichzeitiger Berücksichtigung der Arbeitslohnhöhe und der Arbeitszeit; Dr. J. Jastrow hat das Verdienst, in seinem „Arbeitsmarkt" diesem Gedanken zuerst Gestalt gegeben zu haben, soweit dies überhaupt einem Privatmann möglich ist. Die Erweiterung dieser Berichte über die Lage des deutschen Arbeitsmarktes ist schon deßhalb nöthig, weil die 40—60 Situationsberichte aus öffentlichen Arbeitsämtern nur ein unvollkommenes Bild des thatsächlichen Sachverhalts zu geben vermögen.

2. Der Geschäftsbetrieb aller Arbeitsvermittelungsstellen ohne Ausnahme, insbesondere aber der erwerbsgewerblichen, ist genau und fortlaufend zu kontroliren. Erfreulicherweise bricht sich die Erkenntniß von der Nothwendigkeit einer scharfen Ueberwachung gewisser Arten von Vermittlern und Vermittlerinnen bis in die weitesten Kreise auch des Reichstags hinein Bahn.

3. Die „Einfuhr" wie die Einwanderung fremder, d. h. nicht reichsangehöriger Arbeitskräfte ist reichsgesetzlich zu regeln, jedenfalls aber der Willkür, bezw. dem Ermessen der größeren oder kleineren Verwaltungsbehörden zu entziehen. Die fremden Waaren belegt man mit Zöllen, die fremden Thiere mit Untersuchung auf Ansteckungsgefahren für das Inlandsvieh, aber bei der Menscheneinfuhr macht man Halt. Es ist eine unzweifelhafte Thatsache, daß durch die Masseneingänge fremdrassiger Arbeiter die untersten Volksschichten des deutschen Ostens geschädigt, in ihrer Lebenshaltung gedrückt und von der Scholle gestoßen werden. Gerade für den Osten des Deutschen Reichs ist die Gefahr am größten. Mit Regelung dieser Dinge würde auch in Bekämpfung der Sozialdemokratie, bei der ja so viele Streiche in die Luft erfolgen, ein wirklicher Schritt nach vorwärts gemacht: einmal wäre der Grundsatz der Internationalität des Proletariats auch von der Regierung aus offensichtlich desavouirt und sodann wäre ein weiterer Fortschritt zu verzeichnen in der wirthschaftlichen Hebung der Massen, und zwar der deutschen Massen, was naturgemäß gleichzeitig ein weiterer Schlag für die bereits in den letzten Zügen liegende Theorie von der „Verelendung der Massen" sein müßte.

Es ist gewiß ein seltsamer Widerspruch zwischen Theorie und Praxis, wenn gerade diejenigen Kreise des deutschen Großgrundbesitzes, deren Familienangehörige öfter als der niedere Adel und das Bürgerthum dazu berufen werden, das Deutsche Reich im In- und Ausland amtlich zu vertreten, im Interesse der Erhöhung ihrer Gutsrenten die Sommereinfuhr und den Winterabschub fremdsprachlicher und fremdrassiger ländlicher Arbeitskräfte schwungvoll betreiben und

dieser Widerspruch wirkt um so befremdlicher, wenn man damit die Haltung des deutsch-österreichischen Hochadels in dem Kampfe des Deutschthums jenseits der deutschen Grenzen in Zusammenhang bringt.

Stuttgart. Dr. Hermann Losch.

Das Vordringen der Slaven in Deutschland.

Der ungeheure Umfang, den in diesem Jahre die Sachsengängerei, wie aus den ungewöhnlich lebhaften und ausgedehnten Anwerbungen der Arbeitervermittelungsbureaux im Osten, speziell in Oberschlesien, Posen und Westpreußen, zu schließen ist, annehmen wird, und die damit verbundene Thatsache, daß durch dieselbe Hunderte und Tausende von Arbeitern slavischen Blutes in das Innere und nach dem Süden unsres Reiches geführt werden, um theilweise dort zu verbleiben und sich anzusiedeln, sowie andrerseits die regen Bestrebungen, das Deutschthum in den Ostmarken zu fördern und zu kräftigen, lassen es uns der Mühe werth erscheinen, einen kurzen Blick auf das Anwachsen des Slaventhums im Deutschen Reiche in den letzten Jahren zu werfen.

Es dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen, daß das Slaventhum in der Zeit seit Erstehen des Reiches bei uns ganz rapide Fortschritte gemacht hat, sowohl im Osten, als auch in den westlichen Provinzen des preußischen Staates. (Zur eingehenderen Orientirung sei auf eine Abhandlung von Arthur Dix: „Das Slaventhum in Preußen, seine Bedeutung für die Bevölkerungsbewegung und Volkswirthschaft in den letzten Jahrzehnten“ verwiesen.)

Wo früher im Osten Preußens keine Stadt zu finden war, wuchsen Stadtgemeinden heran, deren mittlerer Bürgerstand slavischer Herkunft ist, und in Gegenden Mitteldeutschlands, wo man früher kaum vereinzelte Sachsengänger traf, tauchen ganze Kolonien ehemals zugewanderter polnischer, slavischer Arbeiter auf. Seit Mitte der 70er Jahre tritt die Kategorie der eingewanderten Slaven immer drohender in die Erscheinung: über Brandenburg läßt sich ihr Zug nach Westfalen und den Rheinlanden verfolgen, vor sich hertragend die Fahne des fanatischen Katholizismus, im Herzen nationalpolnische, slavische Gesinnung. Eine Germanisirung dieser eindringenden, nicht mehr nach dem heimathlichen Osten zurückkehrenden, sondern sich in kleinen Kolonien im Herzen Deutschlands einnistenden Schaaren ist bis jetzt nicht gelungen, die Annahme deutscher Sprache ist wohl das Einzige, zu was sie sich nothgedrungen verstehen mußten. Nothgedrungen: wie sehr sie sich auch hiegegen sträuben, beweist eine Anordnung des Stadtpolizeiamtes Leipzig aus den letzten Wochen, welche dahin ging, daß in den öffentlichen polnischen Versammlungen, welche dort allerdings hauptsächlich sozialdemokratischer Natur sind und in welchen ausschließlich nur polnisch gesprochen wurde, bei der Beredung öffentlicher und politischer Angelegenheiten ausschließlich deutsch gesprochen werden müsse.

Weiter beweist dies das Verlangen der Kolonisten, ihnen nationalpolnische Geistliche und polnische Lehrer anzustellen, das heißt soviel als deutsche Behörden sollen das Mittel zur großpolnischen Agitation selbst mit eigenen Händen herbeischaffen und deutschfeindlichen Bestrebungen ihren Arm leihen!

Wie mit weit ausgeworfenen Netzen ziehen jene Eingesessenen eine immer größere Anzahl ausländischer Slaven und Deutschpolen nach dem Westen und Süden Deutschlands. Tief aus Russisch-Polen bringen die Arbeitsvermittelungsagenten heimlich werbend Arbeitskräfte zu Markt und organisiren jetzt schon eine kleine Völkerwanderung für die heurige Campagne.

In Betracht muß hiebei noch besonders gezogen werden, daß sich der Slave von Natur im Durchschnitt viel rascher vermehrt als die einheimische deutsche Bevölkerung, also schon ohne neuen Zuzug von selbst an Anzahl wächst und dabei einen Stand niedrigen, auf unterster Stufe stehenden, bedürfnißlosen, dem deutschen Arbeiter Konkurrenz machenden Proletariats darstellt, ohne Drang nach höherer Kultur, ein blindes Werkzeug in der Hand eines eifernden, Macht begehrenden Klerus.

Nur in einigen Zahlen seien diese Behauptungen statistisch ergänzt. Wie die Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reiches, Bd. I, 1898, besagen, gab es im Deutschen Reiche auf 1000 der Bevölkerung Reichsausländer 1871: 5.04; 1895: 9.30! Und 1890 in elf westlichen Kreisen Preußens 107,000 Polen, deren Anzahl seither noch bedeutend zugenommen hat.

Auch ein Blick auf die Anzahl der rein polnischen und deutsch-polnischen Schulkinder, welche schon im Jahre 1891 in Westfalen 1 Prozent der Schulkinder überhaupt erreichte, während die slavischen und halbslavischen Schulkinder in Preußen auf dem Lande rund 20 Prozent der deutschen Schulkinder niederer Schulen ausmachen, gibt Anlaß, der Sache näher zu treten und die Forschungen auf diesem Gebiete zu bestimmten Maßnahmen der Regierung zu benutzen. Wie weit die süddeutschen Staaten schon von dieser Einwanderung heimgesucht worden sind, ist zur Zeit noch nicht festgestellt. Doch sind für dieses Jahr an die erwähnten Arbeitsvermittelungsbureaux auch aus Süddeutschland Bestellungen auf Arbeitskräfte ergangen.

Ganz hervorragenden Antheil an dem im Reiche befindlichen Ausländern überhaupt und slavischen Ausländern hat das Königreich Sachsen. Hier wurden 1871: 24,400 und im Jahre 1890: 79,100 Ausländer gezählt, unter welchen sich 18,400, bezw. 67,300 Oesterreicher und Ungarn und 1600, bezw. 2100 Russen befanden, so daß auf 10,000 der Bevölkerung 1871: 95 und 1890: 226 Reichsausländer kamen, während das Deutsche Reich 1890 auf 10,000 Einwohner überhaupt 88 Reichsausländer zählte.

Noch einen kurzen Blick auf den Kultur- und Bildungsgrad der slavischen Ausländer. Schon die Thatsache, daß Analphabeten in Gegenden erscheinen, in denen man früher von solchen nichts wußte, in welchen aber gerade in den letzten Jahrzehnten das Slaventhum seinen Einzug hielt, deutet darauf hin, daß von Fortschritten gegenüber deutschem Wesen keine Rede sein kann. Als besonders charakteristisch für das eben Gesagte gilt der Regierungsbezirk Arnsberg.

Auffallend muß uns Deutschen ferner die Beobachtung erscheinen, daß in den von Slaven bewohnten Kreisen die Zahl der zum Heeresdienste Unwürdigen eine größere ist als anderswo.

Fragt man sich, wie ist dieses Vordringen des Slaventhums zu erklären, so wird man zunächst antworten müssen: mit dem dieser Nation allgemein innewohnenden Drange, sich auszudehnen und günstigere Lebensbedingungen als in der Heimath zu erlangen, wobei auch der Gedanke an die Erkämpfung eines Polenreiches mit Hülfe der Nachbarvölker mit im Spiele sein dürfte. „Noch ist Polen nicht verloren“, dieses Wort wirkt als treibende Kraft bei diesen Expansionsbestrebungen, die ein gewisses System nicht verleugnen lassen.

Dazu kommt, daß der Deutsche selbst sich den Fremdling zu Gast lädt, nicht imstande, ihm zur richtigen Zeit wieder die Thüre zu weisen. Unsre Großgrundbesitzer im Osten vermögen in den arbeitsreichsten Jahreszeiten mit den ihnen zu Gebote stehenden Hülfskräften nicht auszureichen; schon macht sich diese Noth auch in Mitteldeutschland und den süddeutschen Bundesstaaten deutlich fühlbar; eine Lohnzahlung, imstande, die genügende Anzahl deutscher Arbeiter namentlich aus dem Norden anzulocken, ist nicht

Digitized by Google

möglich. So triumphirt das Angebot des mit niedrigstem Lohn fürlieb nehmenden slavischen Ausländers; und ist der Slave da, so setzt er sich, Prohibitivmaßregeln der Behörden trotzend, fest und folgt von den östlichen Provinzen in späteren Generationen dem großen Zug nach dem Westen.

Das Eindringen der Fremdlinge im Osten Deutschlands ganz zu verhindern, ist jedoch unter den gegebenen Verhältnissen nicht möglich; es müßte denn auf unsre Landwirthschaft in jenen Gegenden völlig verzichtet werden wollen, ihr Aufhören wäre gewiß. Doch dürfte sich bei den geschilderten Schattenseiten, welche das sich ausbreitende Slaventhum im Gefolge hat, der Versuch lohnen, aus nicht slavischen Ländern die erforderlichen Arbeitskräfte zu beschaffen, ohne daß die Landwirthschaft damit in die Gefahr käme, wegen zu hoher Lohnzahlung nicht mehr rentabel zu sein und dadurch wieder zu dem alten Mittel greifen zu müssen, den slavischen, deutschfeindlichen Arbeiter ins Land zu rufen.

Ist Oberitalien das Stammland des norddeutschen Backsteinbaues?

Daß Oberitalien, nachdem die altchristliche Baukunst von Rom, später von Ravenna ihren Ausgang nahm, für die Geschichte der Baukunst eine maßgebende Stellung zwischen den Genannten und dem Norden innehatte, ist sicher; weit gehen aber die Ansichten über die Frage auseinander, wann erfolgte von hier der Vorstoß nach dem Norden, wo wir übrigens bis um das Jahr 1000 auch mehrfach direkte Beziehungen zu Rom und Ravenna nachweisen können, in welche Zeit fällt der Rückschlag der Kunst jenseit der Alpen auf die Oberitaliens?

Zur Beantwortung dieser Frage ist natürlich vor allem eine feste Datirung der oberitalienischen Bauten nöthig, die aber auf mannichfache große Schwierigkeiten stößt. Dieselben wurden in neuerer Zeit noch vermehrt durch die verwirrenden Hypothesen, die Baurath Mothes in seinen technischen und historischen Untersuchungen über die mittelalterliche Baukunst Italiens aufstellte. Nach ihm waren die Longobarden seit etwa dem Ende des 6. Jahrhunderts die Schöpfer des romanischen Stils, den sie völlig ausbildeten und der von hier nach dem Norden übertragen wurde. Diese Hypothesen erfuhren zwar den lebhaftesten Widerspruch, fanden aber doch eine ziemliche Verbreitung, namentlich dadurch, daß sie Lübke, trotz einiger Zweifel, in allen maßgebenden Punkten in die sechste Auflage seiner Architekturgeschichte aufnahm.

Auf Grund der Arbeiten Cattaneo's, die er auf das wärmste anerkennt, aber auch richtig kritisirt, namentlich aber auch auf Grund seiner eigenen Untersuchungen, die mehrfach, wie z. B. bei S. Lorenzo in Verona, zu sehr sicheren Resultaten führten, weist Stiehl[1]) jene allzu frühen Datirungen wieder zurück. Er führt aus, daß Italiens Baukunst im 8. und 9. Jahrhundert sehr unbedeutend war, daß sie im 10. Jahrhundert am tiefsten stand und daß noch bis in den Beginn des 11. Jahrhunderts die altchristliche Säulenbasilika fortbestand, der Aufschwung der italienischen Baukunst aber erst 1063 mit dem Dom von Pisa und S. Marco in Venedig erfolgte, bei denen er neben dem Fortleben der heimischen, altchristlichen Tradition hauptsächlich byzantinische und normannische (?) Einflüsse beobachtet.

Gegen diese Darstellung des geschichtlichen Ganges der italienischen Baukunst läßt sich entschieden auch manches einwenden, vor allem überrascht es, um nur einen Punkt zu streifen, daß der Verfasser die auch für Oberitalien so wesentliche cluniacensische Baubewegung fast ganz ignorirt, nur bei der Vorhalle von S. Ambrogio in Mailand und bei S. Abbondio am Comosee, das er merkwürdigerweise deutsch-cluniacensisch nennt, streift er sie flüchtig. Die hohe Bedeutung der geistlichen Orden für die Baugeschichte des früheren Mittelalters, die ihrem Wesen nach [läuft] geradezu ein Stück Kirchengeschichte darstellen und daher ohne dieselbe oft nicht recht verständlich ist, würdigt der Verfasser überhaupt nicht genügend; sie ist übrigens auch in technischen Fragen wiederholt sehr zu beachten, wie sich z. B. die hochstehende Technik in Chiaravolle, die Stiehl so sehr betont, in erster Linie eben daraus erklärt, daß wir hier eine Cisterzienser-Kirche vor uns haben.

Seit dem Ende des 11. Jahrhunderts legt Stiehl für die Entwicklung der oberitalienischen Baukunst besonderen Nachdruck auf den normannischen Einfluß, der den Stützenwechsel und das gebundene Wölbungssystem nach der Lombardei gebracht haben soll. Daß die Stellung Oberitaliens in der Geschichte der gewölbten Basilika meist erheblich überschätzt wird, gebe ich dem Verfasser gern zu, jedoch darf nicht übersehen werden, daß der normannische Einfluß ganz anders begründet werden muß, wenn er Anspruch auf mehr als eine bloß wahrscheinliche Hypothese erhalten soll. Die Arbeit des Historikers beschränkt sich in der Baugeschichte durchaus nicht, wie Stiehl meint, auf das Suchen von Urkunden, die übrigens auch noch keineswegs erschöpft sind, sondern seine Hauptaufgabe ist, die Lebensverhältnisse der Kunst, wozu noch reiche, wenig benutzte Quellen vorhanden sind, die Eigenart des Kunstlebens der einzelnen Völker und Stämme einerseits, die verbindenden Fäden zwischen denselben andrerseits darzulegen. Die Stilkritik kann, will sie sich vor subjektiver Willkür bewahren, feste historische Anhaltspunkte nicht entbehren, und zwar umsoweniger, je feiner sie sich ausbildet, noch weniger aber darf man weitgreifende historische Kombinationen ohne feste geschichtliche Begründung machen, zumal für das Mittelalter, wo, wie uns auch Plastik und Malerei vielfach lehren, nichts leichter täuscht als der Schluß, daß verwandte Einzelformen stets einen direkten Zusammenhang beweisen.

Die oberitalienischen Kirchen, die Stiehl als Backsteinbauten eingehender bespricht, setzen erst von 1128 an mit S. Ambrogio in Mailand ein, sie gehören dem entwickelten romanischen Stil an und stammen aus dem 12. und beginnenden 13. Jahrhundert. Daß der Verfasser, der hier im ganzen entschieden das Richtige auch in der Datirung trifft, manche sehr schwierige Fragen, wie etwa die über die Bauzeit von S. Sepolcro in Bologna gut gelöst und ein treffliches Bild der bisher zu wenig beachteten Ziegelbaukunst Oberitaliens gibt, verleiht dem Werk ganz entschiedenen Werth und macht es unentbehrlich für Jeden, der die Baukunst des früheren Mittelalters eingehender studirt.

Mehr nebensächlich erscheint der Abschnitt über Dänemark; der Beweis, daß dessen Backsteinbau aus Oberitalien stamme, scheint durch diese Abhandlung nicht erbracht, zumal von den drei Kirchen, die eingehender besprochen werden, zwei dem Cisterzienserorden angehören, die dritte aber das französische Chorsystem zeigt. Der kleine Abschnitt über Elsaß und Bayern wäre besser weggeblieben, da dem

---

[1]) Der Backsteinbau romanischer Zeit, besonders in Oberitalien und Norddeutschland. Von O. Stiehl. Leipzig 1898. Folio, VIII und 94 Seiten und 27 Tafeln. Preis 36 M. — Der erste Theil dieses Buches ist sowohl im Text wie den Illustrationen entschieden der werthvollste. Er bespricht höchst sorgfältig die einzelnen einschlägigen Denkmäler Oberitaliens, speziell der Lombardei, und zieht das Resultat dieser Betrachtungen in den Kapiteln: „Allgemeines über Technik und Form“ und „Zur Chronologie oberitalienischer Baukunst“. Durchgehends ist die Darstellung streng sachlich und vortrefflich klar, auch bringt der Verfasser hier viel Neues, sowohl in der Untersuchung der einzelnen Denkmäler, wovon ich nur auf die interessante Kirche Sa. Maria zu Pomposa verweisen will, als auch in dem historischen Abschnitt, der beachtenswerthe Beiträge zur Geschichte der romanischen Baukunst Oberitaliens bringt.

Verfasser sowohl die Literatur als die Denkmale des Backsteinbaues in Bayern ganz unbekannt scheinen. In der That bildet Bayern in der romanischen Periode keinen eigenen Stil des Ziegelbaues aus, aber immerhin ist dieser seit dem Dom zu Freising (begonnen 1160) in diesen Gegenden ununterbrochen in Gebrauch und liefert doch einige interessante Züge zum Bild des deutschen Backsteinbaues.

Die Niederlande werden in dem vorliegenden Werk lediglich besprochen, um den entschieden gelungenen Nachweis zu liefern, daß sie, die selbst keine monumentale romanische Backsteinbaukunst besaßen, darin unmöglich die Lehrer für Norddeutschland sein konnten.

Nach eingehender Betrachtung der Ziegelbauten Norddeutschlands, die 1173 mit den Domen von Lübeck und Ratzeburg einsetzen, nach Stiehls Datirung aber fast durchgehends in das 13. Jahrhundert gehören, werden diese mit den Kirchen der Lombardei verglichen. Als Resultat des Vergleichs erfahren wir, daß die Technik einen bestimmten Zusammenhang nicht beweist, daß aber ein solcher nahegelegt wird durch die wagrechten Fensterfahlbänke, die flache Neigung einiger Seitenschiffdächer, das wiederholte Fehlen der Verglasung für die Fenster, das regelmäßige Verwenden höchkantig gestellter Steine für Fenster und Portalgliederung. Den wichtigsten Beweis für den Zusammenhang der beiden Baugruppen aber bieten dem Verfasser übereinstimmende Einzelformen, wie die eingelassenen Thonschüsseln als Schmuck hervorragender Stellen, die Verwandtschaft des Bogenfrieses, der gedrehte Rundstab, vor allem aber die gleichen Kapitälformen. Diese Uebereinstimmungen beweisen dem Verfasser den nahen Zusammenhang des oberitalienischen und norddeutschen Backsteinbaues und damit wegen des höheren Alters der lombardischen Denkmale „die direkte Uebertragung des Backsteinbaues aus Italien nach Norddeutschland", für die er auch ein festes Datum beibringt, nämlich 1173 die Grundsteinlegung durch Heinrich den Löwen zu den ja historisch entschieden sehr wichtigen Domen von Lübeck und Ratzeburg.

Gegen diese historisch gar nicht weiter motivirte Hypothese lassen sich sehr erhebliche Einwürfe vorbringen. Auf einzelnes kann ich hier nicht eingehen, aber bemerkt mag doch werden, daß die wichtige Rolle, die Heinrich dem Löwen zugetheilt wird, nur ein Phantasiegebilde des Verfassers ist, denn sicher hatte der Welfenherzog in Italien ganz anderes zu thun, als daselbst den Backsteinbau zu studiren und für dessen Uebertragung nach Norddeutschland zu sorgen. Befremden muß ferner, daß gerade diese beiden Dome, durch die eigentlich die Uebertragung stattfand, keine italienischen Einflüsse zeigen, sondern daß diese erst bei den folgenden Bauten auftreten, wo sie der Verfasser durch die ganz willkürliche Annahme erklärt, daß unter den zu ihrer Ausbildung nach Italien wandernden norddeutschen Baumeistern sich die unselbständigen eben enger an die italienischen Vorbilder anschlossen, als es die Meister der Dome zu Lübeck und Ratzeburg gethan hatten.

Beziehungen zwischen dem romanischen Ziegelbau der Lombardei und Norddeutschlands scheinen durch Stiehls sorgfältige Untersuchungen wahrscheinlich, und daß dabei die Lombardei nur der gebende Theil sein kann, steht fest. Der Verfasser hat sich damit das Verdienst erworben, die wichtige und äußerst schwierige Frage von neuer Seite beleuchtet, zu ihr namentlich durch seine werthvolle Untersuchung über den Backsteinbau Oberitaliens wichtiges, neues Material zusammengetragen zu haben, eine endgültige Lösung derselben aber scheint mir seine Arbeit trotz all ihrer Vorzüge doch noch nicht zu bieten.

Berthold Riehl.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Zinn zur Bronze aus dem Fichtelgebirge? Gelegentlich der Besprechung der Auffindung einer prähistorischen Gußwerkstätte an der Widenmayerstraße zu München und der Bronzefabrikation im Alterthum wurde u. a. bemerkt, daß das zu letzterer verwendete Zinn entweder aus den britannischen Inseln oder aus dem Fichtelgebirge gekommen sei.

Ob die im Fichtelgebirge vorhandenen Spuren alten Zinnbergbaues nun in der That in die vorgeschichtliche Zeit zu verweisen oder solche lediglich der im Mittelalter daselbst stark betriebenen Zinngewinnung zuzuschreiben seien, wäre wohl erst durch umfassende Nachgrabungen, welche gewiß u. a. auch Gefäßescherben, die Leitmotive für die Zeitbestimmung, zutage fördern würden, festzustellen. Und die Frage ist wichtig genug, um derartige Nachforschungen anzustellen. Bis dahin aber dürfte kein Anlaß gegeben sein, über den urkundlich feststehenden mittelalterlichen Betrieb einfach hinwegzugehen und die zutage liegenden Schutthalden für die prähistorische Zeit in Anspruch zu nehmen, zumal nichts dafür spricht, daß im Fichtelgebirge eine alte Bevölkerung seßhaft gewesen sei. Bis jetzt wurde z. B. im Umfang des Gebirges nur ein Bronze-Einzelfund (Palstab) konstatirt, Gräberfunde wurden gar nicht gemacht. Eine Betriebsamkeit aber, die umfangreiche Zinnlager ausgebeutet und das gewonnene, so gesuchte Metall überall hin zur Bronzeherstellung geliefert hätte, würde auch ein ziemlich reges Leben in das Waldgebirge gebracht haben, dessen Spuren gewiß nach da und dort erkennbar wären.

Hr. Apotheker Dr. Albert Schmidt in Wunsiedel, der zuerst die Annahme prähistorischer Zinngewinnung im Fichtelgebirge aufgestellt hat, setzt deren Anfänge selbst in die Hälfte des ersten Jahrtausends unsrer Zeitrechnung herab, indem er (Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken, 1883) sich dahin ausspricht: „Stellen wir uns nun auf den Standpunkt, daß ein großer Theil dieser Bergwerke in vorhistorischer Zeit begannen, ja, daß der Hauptbetrieb dieser Zinngruben überhaupt in vorgeschichtlicher Zeit stattgefunden haben muß, so werden wir nach der Lage des Gebirges auch nicht im Zweifel darüber sein können, wer begonnen hat, hier das werthvolle Mineral zutage zu fördern. Immer werden dies Leute slavischer Abstammung und Zunge gewesen sein, welche hier zuerst anfingen, ihre Erze zu gewinnen, Zweige des Wendenvolkes, welchem man ja nachsagt, daß es viele erfahrene Bergleute zu den Seinen zählte, tüchtig in der Anlage von Bergwerken und wohlerfahren in der Gewinnung von Erzen." Da die Bronzezeit aber bis in das zweite Jahrtausend vor Christi Geburt hinaufreicht, so wäre schon viele Jahrhunderte hindurch das Zinn zur Bronze von fernher bezogen worden, bis sich — wenn wir überhaupt schon das 6. oder 7. Jahrhundert nach Christi Geburt hiezu annehmen wollen — die Fichtelberger Zinngruben aufthoten.

Es ist, wie gesagt, die Altersbestimmung der letzteren insolange eine offene Frage zu nennen, bis der Saaten oder ein anderweiter Nachweis hierüber entschieden haben wird. Auf den dermaligen Stand der Sache hinzuweisen, dürfte aber umsomehr angezeigt sein, als die Annahme des noch gänzlich unerwiesenen Bestehens prähistorischer Zinngruben im Fichtelgebirge neuerlich bereits da und dort (s. auch Rotzels „Deutschland") aufgetreten ist.

Münchberg. Ludwig Zapf.

-rt- Wiederkehr des zweiten Tempel'schen Kometen. Noch einer soeben eingetroffenen telegraphischen Mittheilung der Zentralstelle für Kometentelegramme in Kiel ist dem bekannten Kometenentdecker Mr. Perrine mit dem 36zölligen Refraktor der Lick-Sternwarte in Californien die Auffindung des zweiten Tempel'schen Kometen, dessen Wiederkehr in diesem Jahre zu erwarten stand, in der Nacht vom 6. auf 7. Mai geglückt. Der neuaufgefundene Komet (1899, c), der nach dem Encke'schen Kometen die kürzeste Umlaufzeit besitzt (5.21 Jahre), wurde im Juli 1873 von Tempel in Mailand zuerst entdeckt; auf Grund der von Schulhof in Paris berechneten Elemente seiner Bahn konnte er auch in den Jahren 1878 und 1894 wieder aufgefunden werden, während die zwischenliegenden Erscheinungen von 1884 und

1889 wegen der damaligen ungünstigen Sichtbarkeitsverhältnisse des Kometen nicht beobachtet werden konnten. Die gegenwärtigen Entdeckungspositionen des Kometen sind:

Rektascension = 18h 53.0m tägl. Aenderung = + 1.7m
Deklination = — 4° 32′ „ „ = + 3.8′

er steht also im Sternbilde des Adlers, und zwar in ziemlicher Nähe des Sterns dritter Größe λ Aquilae. Die obigen Entdeckungspositionen stehen mit der Vorausberechnung des Hrn. Schulhof auch diesmal in vortrefflicher Uebereinstimmung. Der neue Komet ist gegenwärtig noch sehr lichtschwach, seine Helligkeit wird aber, da er sich vorläufig beständig der Erde nähert, in den nächsten Monaten beträchtlich wachsen; Mitte Juni geht er durch das Perihel seiner Bahn.

pk. Historische Karte von Croatien. Die historische Karte von Croatien, Slavonien und Dalmatien, Bosnien, Istrien und den benachbarten serbischen und slovenischen Ländern vom Universitätsprofessor Alois Klaić ist soeben erschienen. Die Karte ist im Maßstab 1 : 400,000 gearbeitet, 167 cm lang und 148 cm breit. Die Umrahmung ist nach altcroatischen, in Knin gefundenen Ornamenten gearbeitet. Sie umfaßt nicht nur Croatien und Bosnien, sondern auch Slavonien und Dalmatien und nebst Bosnien auch die Herzegowina, das westliche Serbien bis Belgrad, einen Theil Alt-Serbiens mit Novi-Bazar und ganz Montenegro, weiter das südwestliche Ungarn vom Plattensee bis zur Drau, ganz Istrien, Görz und Triest, Krain und Südsteiermark und den südlichsten Theil von Kärnten. Somit gibt die Karte ein historisches Spiegelbild aller aufgezählten Länder seit der Römerzeit. Die römischen Orte und Amtsstellen sind mit rother Farbe bezeichnet; alles, was dem Mittelalter vom Jahre 500—1500 angehört, ist grün bezeichnet, und die modernen Orte, wie die derzeitige politische Eintheilung mit schwarzer Farbe dargestellt. Die Karte ist ein durchaus croatisches Produkt. Hergestellt ist sie in der lithographischen Anstalt Margetić u. Co., und auch das Papier stammt aus der Agramer Papierfabrik.

-ski. Ueber ein neues Alexander-Portrait macht Dr. Theodor Wiegand vom deutschen Archäologischen Institut im neuesten Hefte des „Jahrbuchs“ des Instituts eine interessante Mittheilung. Unter der Bezeichnung „Apollo von Magnesia am Sipylos“ befindet sich im kaiserlich ottomanischen Museum in Konstantinopel eine überlebensgroße Statue aus parischem Marmor, die wegen der allgemeinen Apollo-Aehnlichkeit des einst bekränzten Kopfes, und weil die linke Hand den Rest einer Kithara zu tragen schien, als eine Apollo-Statue galt. Wiegand ist nun infolge eingehender Untersuchungen zu dem Ergebniß gelangt, daß die wahre Natur des Fragments bisher verkannt worden und daß Alexander der Große auf ihm dargestellt ist. Er hat gefunden, daß nicht eine Kithara, wie angenommen worden ist, sondern der Rest eines in der Scheide steckenden Schwertes hinter dem Unterarme der linken Hand anlag; daß diese mit Daumen, Zeige- und Mittelfinger das Schwertkreuz hielt und daß die Haltung des Schwertes jener ganz ähnlich ist, die sich so oft bei römischen Kaiserstatuen wiederfindet. Der rechte Arm der Statue dagegen, der hoch erhoben gedacht werden muß, kann nach der übereinstimmenden Ansicht Wiegands und Hamdi-Bey's nur eine Lanze gehalten haben. Hiemit ist in der Statue ein Typus des „Alexander mit der Lanze“ gewonnen, dessen Standmotiv ganz ähnlich dem des Mausolos ist. Auch im Gewand mit seinen dünnen tiefen Falten bestehen unverkennbare Uebereinstimmungen. Dazu tritt noch bestätigend die allgemeine Verwandtschaft mit zwei stets als Alexander-Bildnisse anerkannten Kunstwerken, nämlich der bronzenen Reiterstatuette aus Herculaneum und dem Kopf des Neapeler Alexander-Mosaiks. In Stellung, Gewandbehandlung und der ganzen Wucht der großen Erscheinung erinnert die Konstantinopeler Statue an die Werkstatt oder die Schule eines der am Mausoleum betheiligten Künstler. Die Figur ist zwar nicht so gut, daß sie von der Hand des Meisters selbst stammen könnte, man könnte aber nach Wiegands Ausführungen vermuthen, daß sie uns die Gesammterscheinung des Königs nach der Auffassung eines gleichzeitigen Künstlers überlieferte. Gerade in Magnesia ein gleichzeitiges Portrait Alexanders zu finden, ist nicht überraschend, da ja Alexander dort Soldaten angesiedelt und ihnen Ackerlose zugewiesen hat.

G. Französische Conférenciers in Amerika. Im Jahre 1897 hatte der französische Literarhistoriker Brunetière mit seinen Vorträgen über die französische Literatur an der Universität Harvard so glänzenden Erfolg, daß der amerikanische Student James Hyde der Universität ein großartiges Geschenk machte zum Zwecke der Errichtung eines Lehrstuhles für die Vorträge französischer Schriftsteller, die man zu einem Vortragscyklus einladen würde. Voriges Jahr weihte René Doumic den neu errichteten Lehrstuhl ein, und nach Beendigung seiner Vorträge durchreiste er zu gleichem Zwecke die ganze Union und Canada, wobei er in beredten Worten die französische Gesellschaft gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit in Schutz nahm. In diesem Jahre folgte Edouard Rod mit ähnlichem Programm und gleich günstigem Erfolg; er hielt acht Vorträge über die Entwicklung des französischen Dramas von seinem Ursprung bis auf Cyrano de Bergerac. Der Redner wurde, nach einem Berichte des „Journal des Débats“, buchstäblich mit Ehren, Einladungen zu Festessen und mit Interviews überschüttet, namentlich in Boston, dem amerikanischen Athen. Man interessirt sich in Nordamerika mehr denn je für das Land La Fayette's, und so werden in fast allen bedeutenden Städten der Union neue Vereine gegründet, die sich das Studium der französischen Sprache und Literatur zur Aufgabe machen. In analoger Weise wird auch ein Lehrstuhl für Vorträge über deutsche Literatur errichtet werden, und zwar soll bereits für das nächste Jahr der Schriftsteller Prof. Friedrich Paulsen in Aussicht genommen sein.

-ff. Rheinische Goethe-Feier in Düsseldorf 1899. Schon Ende Februar wurde im engsten Kreise im Düsseldorfer Geschichtsverein erwogen, wie man hier am Niederrhein die 150. Wiederkehr des Tages am würdigsten begehen solle, der Deutschland seinen Goethe geschenkt hat. Als die drängende Fülle der Gedanken und Vorschläge fest umschriebene Form anzunehmen begann, hielt der thätige Vorsitzende unsres Geschichtsvereins, Hr. Archivar Dr. Redlich, die Stunde für gekommen, auch weitere Kreise der niederrheinischen Kunst- und Industriestadt für die Goethe-Feier-Pläne zu gewinnen (8. März). Die Anregung fiel auf guten Boden. Die geschickt geweckte Erinnerung an die Goethe-Jahrhundertfeier von 1849, als Düsseldorfs Künstler- und Bürgerschaft in wenig Wochen ein dreitägiges Goethe-Fest ins Werk setzte, das an Unmittelbarkeit der Begeisterung, an künstlerischer Frische und Farbenfülle kaum anderwärts in Deutschland erreicht wurde, verfehlte ihre Wirkung nicht. Wohl schwankte man zuerst, ob die vielgestaltigen Vorschläge, die aus Geschichtsvereinskreisen vorgetragen wurden, nicht in der Fülle des Beachtenswerthen zu weit gingen. Aber der Zauber des Goethe'schen Namens versagte auch diesmal nicht. Darf es doch mit Recht im Sommer dieses Jahres heißen — Goethe und kein Ende! — Wollte man den Unsterblichen würdig feiern, so mußte das Fest einen weiteren Rahmen gewinnen als den einer rein lokalen Düsseldorfer Goethe-Feier; das Fest mußte sich zu einer großen rheinischen Huldigung zum Gedächtniß des Gefeierten erweitern. Hr. Regierungspräsident Frhr. v. Rheinbaben erklärte sich bereit, selbst den allerlei Festveranstaltungen thätig zu präsidiren. Auf seine Einladung fand sich am Montag, dem 17. April, eine stattliche Reihe hervorragender Vertreter aus allen Städten der niederrheinischen Lande zusammen, um in eingehender Berathung die Mittel und Wege zu bestimmen, wie man die ganzen unteren Rheinlande für diesen schönen Gedanken einer rheinländischen Goethe-Feier gewinnen könne. Auch briefliche Zustimmungen waren in großer Zahl eingegangen, allen voran vom Nestor deutscher Goethe-Forschung, dem 86jährigen Prof. Heinrich Düntzer in Köln. Auch aus den Kreisen unsrer rheinischen Hochschule in Bonn, deren schönes, persönliches Verhältniß zum Altmeister Goethe einst den feinsten Ruhmeskranz der jungen Universität bildete, waren die dankenswerthesten Worte freudiger Zustimmung und Mitarbeitsbereitschaft eingegangen. Der Hr. Oberpräsident der Rheinprovinz, Excellenz Nasse, ließ mittheilen, daß er gern bereit sei, den Ehrenvorsitz zu übernehmen. Man hofft, daß Se. kgl. Hoheit Prinz Georg

von Preußen das ihm angebotene Protektorat annehmen wird. Die ersten gezeichneten Summen lassen auch ein reichliches finanzielles Ergebniß erwarten. — Von den geplanten Festveranstaltungen hat eine schon feste Gestalt angenommen, die Rheinische Goethe-Ausstellung in den Räumen der kgl. Kunstakademie zu Düsseldorf, welche an dem Tage eröffnet werden soll, an welchem Goethe vor 125 Jahren, zum erstenmal in unserer rheinischen Kunstmetropole erwachend, die Augen aufschlug, am 21. Juli, und bis zum Anfange des Oktobers dem Besuche offenstehen soll. Beginnend mit der Wetzlarer Werther-Periode, in welcher sich die ersten Beziehungen Goethe's zum Rheine knüpften, wird die Ausstellung zunächst die Reisen Goethe's „am Rhein" 1774, 1792, 1814 und 1815 in all ihren örtlichen, persönlichen, künstlerischen und wissenschaftlichen Beziehungen vorzuführen suchen, in besonderer Gruppe den niederrheinischen Freundeskreis Goethe's in Düsseldorf, Elberfeld und Köln vor Augen stellen, des weiteren Goethe's Beziehungen zur rheinischen Kunst, rheinischen Künstlern und Kunstinstituten, zu rheinischen Dichtern und Gelehrten, zur Universität Bonn und ihren Professoren in ihrer reichen Fülle in Sondergruppen zur Darstellung bringen. Auch Goethe's Beziehungen zum rheinischen Humor, zum neu erweckten Kölner Karneval werden nicht vergessen sein. Den Abschluß bilden soll „Goethe's Gedächtniß in den Rheinlanden", die Todtenfeiern, Gedächtnißfeiern, die Jahrhundertfestlichkeiten 1849, die Goethe-Verherrlichungen in der rheinischen Dichtkunst, in der bildenden Kunst, in der Tonkunst der Rheinlande, und, last not least, die rheinische Goethe-Forschung eines Näke, eines Düntzer, eines Kruse, Viehoff, Kraft und Anderer. Findet dieser ins Einzelne ausgearbeitete Plan die nothwendige allseitige Unterstützung seitens der rheinischen Goethe-Freunde, aller Goethe-Verehrer und Goethe-Sammler im deutschen Lande und vor allen der berufenen Sammelstätten Goethe'scher Hinterlassenschaften — das Freie Deutsche Hochstift in Goethe's Vaterhause ist allen anderen gleichstrebenden Instituten mit der Zusage reicher Beschickung als leuchtendes Beispiel vorangegangen —, so wird das gebotene Bild einen Reichthum, eine Vielseitigkeit und Farbenpracht entwickeln, deren Reiz sich kein verständnißvoller Beschauer wird entziehen können. — Geplant sind weiter vor allem einige Musteraufführungen Goethe'scher Dramen, deren Vorführung um den 28. August wohl mancherlei Schwierigkeiten sich entgegenthürmen. Doch steht zu hoffen, daß dieselben sich nicht als unüberwindlich herausstellen werden — „wo ein Wille ist, ist auch ein Weg". Festvorträge über Goethe's Bedeutung als Dichter und Denker, Darbietungen musikalischer Interpretationen Goethescher Lieder und anderer Tonschöpfungen, die in und durch Goethe ihre Anregung empfingen, festliche Veranstaltungen, ein Huldigungsakt vor dem „Prinzen von Oranien" angesichts der alten Gemäldegalerie und des Schloßthurms, ein Fest im einst Jacobi'schen Garten, dem heutigen Künstlerheim „Malkasten", Schulfeiern, vielleicht in Verbindung mit dem Gründungsfest des Deutschen Reiches, dem Sedanfest, ein Schlußkammers in der Tonhalle, das sind so die weiteren Punkte eines vorläufigen umfassenden Programms, dessen Ausführung kräftig in die Hand genommen ist. — Möge als Schutzergebniß dieser geplanten Festveranstaltungen im Zeichen Goethe's, des Unvergleichlichen, nicht nur die Befriedigung bleiben, daß es gelungen ist, in einer als materiell verschrienen Zeit hier im Zentrum einer gewaltigen nationalen Industrieentwicklung einem rein idealen und zugleich eminent nationalen Gedanken wieder einmal zu echt künstlerischer Ausgestaltung verholfen zu haben, möge man durch die Nachwirkungen der gehobenen Feststimmung auch dazu gelangen, Goethe dem Einzigen hier unten am Rhein ein dauerndes Zeichen pietätvoller Erinnerung zu stiften, das ist der stille Wunsch aller rheinischen Goethe-Freunde, deren Zahl nicht klein ist.

* **Würzburg**, 9. Mai. Tel. Der ordentliche Universitätsprofessor für klassische Philologie und Archäologie Dr. Karl Sittl ist heute Vormittag infolge eines auf dem Weg ins Kolleg erlittenen Schlagflusses, 37 Jahre alt, gestorben.

* In **Karlsruhe** feierte am 7. Mai Otto Wilhelm Struve, der von 1862 bis 1890 Direktor der Sternwarte zu Pulkowa war, seinen 80. Geburtstag.

* Habilitationen an deutschen Hochschulen. In Jena hat sich Dr. Leonhard Schulze für Zoologie, in Leipzig Dr. Gerhard Kowalewsky für Mathematik, in Bern Dr. G. Gmür für deutsches Privatrecht habilitirt.

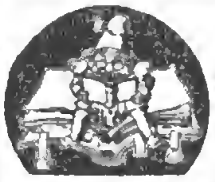
* Aus **Rom** wird der „Frkf. Ztg." berichtet: Frl. Dr. Therese Labriola, Tochter des Universitätsprofessors Antonio Labriola, ist vom Kultusministerium zum Privatdozenturexamen für Rechtsphilosophie zugelassen worden.

* Die 13. Versammlung der deutschen Anatomischen Gesellschaft wird vom 21.—24. Mai 1899 in Tübingen abgehalten werden. Eine große Reihe von Vorträgen, zum Theil mit Demonstrationen, ist bereits angemeldet. Prof. Dr. Fraisey in Tübingen richtet an alle Theilnehmer die Bitte, ihr Kommen möglichst frühzeitig durch Postkarte bei ihm anmelden zu wollen, damit für Wohnung gesorgt werden kann.

* Der Verein zur Förderung des Unterrichts in der Mathematik und den Naturwissenschaften wird seine achte Hauptversammlung in der Zeit vom 22. bis 26. Mai d. J. (Pfingstwoche) in Hannover abhalten. Die Versammlung gewinnt eine erhöhte Bedeutung dadurch, daß auf ihr eine engere Fühlung der Vertreter des genannten Unterrichts an Gymnasien und Realanstalten mit den Technischen Hochschulen angebahnt werden soll, nachdem die neue Ordnung der Lehramtsprüfungen in Preußen, in Erfüllung eines innerhalb der Fachkreise und besonders auf den Versammlungen des genannten Vereins wiederholt laut gewordenen Wunsches, bestimmt hat, daß auf das mathematisch-naturwissenschaftliche Universitätsstudium einige Semester des Studiums an Technischen Hochschulen angerechnet werden dürfen. Die allgemeinen Sitzungen werden in der Aula der Technischen Hochschule stattfinden, von der mehrere Professoren Vorträge übernommen haben. Es werden in diesen Sitzungen sprechen: Kiepert (Hannover) über Versicherungs-Mathematik, Radenberg (Hannover) über darstellende Geometrie im Unterricht der höheren Schulen, Runge (Hannover) über spektralanalytische Untersuchungen, außerdem Pietzker (Nordhausen) über System und Methode im exaktwissenschaftlichen Unterricht. Für die Abtheilungssitzungen sind ebenfalls eine größere Zahl von Vorträgen, die zum Theil neue Unterrichtsmittel vorzuführen bestimmt sind, angemeldet worden. — Die Versammlung hat infolgedessen auch für weitere Kreise Interesse, insofern sie dazu mitzuwirken berufen ist, daß die Bildung unsrer Jugend, ohne an ihrem wissenschaftlichen Charakter Einbuße zu erleiden, die Beziehung zu den Aufgaben des praktisch schaffenden Lebens nicht aus dem Auge verliert. — Vorsitzender des Vereins, zu dessen Vorstand u. A. auch Direktor Schwalbe (Berlin) gehört, ist zur Zeit Prof. Pietzker in Nordhausen. Der Verein, der gegenwärtig über 700 Mitglieder zählt, hat auch die Vorbereitung für die Unterrichts-Abtheilung der Münchener Naturforscher-Versammlung mit übernommen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. W. Nealing: Zur Reform des deutschen Patentgesetzes. (Beiträge zum Patentrecht. Heft I.) Berlin, R. Gaertners Verlag, H. Herzfelder 1899. — A. a. Perfall: Der Jagdteufel. Novelle. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. — Conr. Alberti: Die schöne Theotaki. Roman. Ebd. — Dr. A. Smith: Ueber Temperenzanstalten und Volksheilstätten für Nervenkranke. II. Aufl. Würzburg, A. Stuber 1899.



Soeben erschien:

VI. Antiquariatskatalog VI,

enthaltend: Philologie, Philosophie, Rechtswissenschaft, Staatswissenschaft, Nationalökonomie, Technologie und Bavarica. Auch stehen Kataloge über Medizin, kath. Theologie, Geschenkliteratur, Geschichte, Geographie, ausländische, deutsche Literatur und Belletristik gratis und franko.

Schacherl & Mütterlein, Antiquariat u. Buchhandlung, **München,** Schillerstrasse 48. (7335)

NB. Ankauf von einzelnen besseren Werken u. ganzen Bibliotheken.

Jahrgang 1899. München, Mittwoch, 10. Mai. Nummer 107.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.- (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Des Himmelfahrtsfestes wegen erscheint die nächste Nummer am Freitag.

Uebersicht.

Die österreichische Volksschule von 1869—1899. Von Ludwig Fleischner. — Aus Westindien und Nordamerika. VII. Von Dr. Franz Dostein. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die österreichische Volksschule von 1869—1899.

Von Ludwig Fleischner.

Am 14. Mai d. J. wird in vielen Orten Oesterreichs der Tag festlich begangen werden, an dem vor 30 Jahren, trotz des feierlichen Protestes der katholischen Kirchenfürsten, die Sanktion des Reichsvolksschulgesetzes durch den Kaiser erfolgte. Namentlich die Lehrervereine rüsten sich, diesen Tag zu einem besonders erinnerungsvollen zu gestalten, um darzuthun, daß sie trotz mancher Vorkommnisse der letzten Zeit treu zu diesem Gesetze stehen; denn wenn heute auch einige Bestimmungen des ursprünglichen Gesetzes, das einem gewaltigen Zuge der Zeit entsprang, Abänderungen erfahren haben und andere wieder in Vergessenheit gerathen zu sein scheinen, so bleibt doch immer wahr, was im Jahre 1869 der Träger der Krone selbst aussprach: daß die verjüngte Volksschule jene Fülle von Wissen und Können geben werde, welche nach dem Zeugniß der Geschichte die Grundlage der Macht und des Wohlstandes der Staaten sei.

Aeußerlich waren die Umstände dem großen Unternehmen[1]) der Schulgesetzgebung insofern günstig, als das Bürgerministerium auf eine fortschrittliche Parlamentsmajorität rechnen konnte und als auch nach dem Kriege mit Preußen die allgemeine Stimmung für eine Hebung der Volksbildung günstig war. Doch fehlte es auch nicht an Gegnern einer solchen durchgreifenden Reform; es wurde ein Kampf gegen Aufklärung und Fortschritt eröffnet, der dem Liberalismus manche seiner Fehler und Sünden vorhielt, der aber auch die vornehmsten Geister dieser Partei zur Vertheidigung auf den Plan rief.

Schon in den am 21. Dezember 1867 erlassenen Staatsgrundgesetzen, noch mehr aber in dem Gesetze vom 25. Mai 1868, durch welches grundsätzliche Bestimmungen über das Verhältniß der Schule zur Kirche erlassen wurden, ist es klar ausgesprochen, daß die oberste Leitung und Aufsicht über das Unterrichtswesen dem Staate zusteht und daß für die Besorgung, Leitung und unmittelbare Besorgung des Religionsunterrichts die betreffenden Kirchen oder Religionsgenossenschaften zu sorgen haben, daß jedoch der Unterricht in den übrigen Lehrgegenständen unabhängig von dem Einflusse jeder Kirche oder Religionsgenossenschaft ist. Allein erst das Reichsvolksschulgesetz hob vollständig die bestandene kirchliche Schulaufsicht auf, indem es Organe der Gemeinde, des Landes und des Staates als Schulaufsichtsbehörden bestellte. Das Gesetz setzte den interkonfessionellen Charakter der Schule fest, schrieb den Unterrichtszwang vor und erweiterte die Schulpflicht von sechs auf acht Jahre. Das Gesetz, welches eigentlich die Umwandlung des alten absolutistischen Oesterreich in einen modernen Staat vollzog, macht seinem Schöpfer Leopold v. Hasner alle Ehre. In seinen „Denkwürdigkeiten“[1]) spricht er ausführlich über dessen Zustandekommen und zollt seinen Mitarbeitern Glaser, Herrmann und Adolf Beer Dank und Anerkennung; er gedenkt auch der Schwierigkeiten, welche er im Reichsrathe zu überwinden hatte. „Die Generaldebatte,“ schreibt er, „wurde während zweier langtoieriger Sitzungen geführt; ein Hagel von Angriffen wurde von der rechten Seite gegen das Gesetz losgelassen.“ Und das Gesetz ging durch; es nützte nichts, daß alle 14 Bischöfe Cisleithaniens in Wort und Schrift gegen dasselbe wetterten und daß sich einige derselben in ihren Fastenhirtenbriefen sogar zu der Aeußerung hinreißen ließen, daß „der Satan selbst die oberste herrschende Persönlichkeit der Epoche“ sei.

Es ist klar, daß die Neuorganisation des Volksschulwesens längere Zeit brauchte, bevor sie sich einlebte, zumal es auch an den nothwendigen Schulgebäuden mangelte und auch die Landtage die ihnen zustehenden Verfügungen nicht gleich treffen konnten. Allmählich aber machten die legislativen Arbeiten Fortschritte; es erschienen Bestimmungen zur Heranbildung von Lehrpersonen, eine provisorische Schul- und Unterrichtsordnung, Instruktionen für die Landesschulinspektoren, sowie Verfügungen administrativer Natur, die sich auf die Errichtung und Erhaltung von Schulen bezogen. Schon in diesem Stadium der Gesetzgebung zeigte sich eine gewisse Verstimmung der klerikalen Partei, die das Prinzip der unter Staatsaufsicht stehenden Schule nur widerwillig anerkannte und die es nicht verwand, daß man der Schule den konfessionellen Charakter raubte. Und doch gilt wohl in dieser Frage das treffliche Wort Jodels:[2]) je entschiedener der Konfessionalismus in der Schule zum Ausdruck gelangt, um so sicherer strebt man ins Mittelalter zurück. „Es ist eine reine Täuschung,“ fährt dann der Autor fort, „wenn man meint, den Geistern, welche man mit diesen Mitteln heraufbeschwört, an einem vorausbestimmten Punkte wieder Halt gebieten und z. B. die Universitäten vor dem Ansturm der neu erweckten religiösen Leidenschaften schützen zu können.“ Er führt ferner unter Hinweis auf andere Staaten aus, wie es sehr gut möglich sei, daß auch die Schule Moral ohne Religion lehre.

In den 70er Jahren trat ein Stillstand in den gesetzgeberischen Arbeiten ein. Die ländliche Bevölkerung ließ es allmählich an Opferwilligkeit in Bezug auf die Beitragsleistungen zu den Schulbauten fehlen; auch sträubte sie sich gegen die strenge Durchführung der achtjährigen Schulpflicht, weil ihr dieselbe die jugendlichen Hilfskräfte für die Feldarbeit raube. Man machte nun dem Reichsvolks-

[1]) Wir folgen hier an einzelnen Stellen den Ausführungen, wie sie Ferdinand Frank in seinem trefflichen Büchlein „Die österreichische Volksschule von 1848—1898“ (Wien, A. Pichlers Wittwe u. Sohn) entwickelt.

[1]) Stuttgart 1892, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandl. Nachf.
[2]) „Moral, Religion und Schule.“ (Stuttgart 1892, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandl. Nachf.)

schulgesetze den Vorwurf, daß es die ländliche Bevölkerung wirthschaftlich empfindlich schädige. Die Regierung konnte sich dieser Strömung nicht ganz entziehen und gewährte im Verordnungswege manches was die Landgemeinden forderten. Allein, damit gab man sich nicht zufrieden; gegen Ende der 70er Jahre entbrannte ein heftiger Schulkampf, indem man neben der Verkürzung der Schulpflicht und der konfessionellen Schule auch noch deren Verländerung verlangte. Im Parlamente wurden Anträge auf Einführung von Schulbesuchserleichterungen gestellt, auf die jedoch die Regierung nicht eingehen wollte. Erst ein Antrag, der einen Wiederholungs- oder Fortbildungsunterricht nach dem sechsten Schuljahre verlangte, fand Annahme, allerdings nicht, ohne daß er im Herrenhause aufs heftigste bekämpft worden wäre. Die Debatten hatten aber klar gezeigt, daß dem Schulwesen einzelne Mängel anhaften, welche die Gesetzgeber vom Jahre 1869 nicht hatten voraussehen können. Die Regierung legte daher im Jahre 1882 dem Parlamente einen neuen Schulgesetzentwurf vor, in dem zwar an dem Prinzip der Volksschule nichts geändert, jedoch eine Vereinfachung des Lehrstoffes, insbesondere in den Realien unter Hervorhebung des Wissenswerthesten aus diesen Gebieten, gefordert wird. Der Entwurf, als Schulgesetznovelle bekannt, gibt ferner Schulbesuchserleichterungen zu, regelt das Wesen der Bürgerschule als einer selbständigen Anstalt, die je nach den örtlichen Bedürfnissen einen industriellen oder landwirthschaftlichen Charakter tragen soll und bestimmt ferner, daß die Zugänglichkeit zum Amte eines Schulleiters von seiner Befähigung zum Religionsunterricht jenes Glaubensbekenntnisses abhängig gemacht wird, dem die Mehrzahl der Schüler der betreffenden Anstalt nach dem Durchschnitt der vorausgegangenen fünf Schuljahre angehört. Der Entwurf kam im Abgeordnetenhause im April 1883 zur Berathung und entfesselte daselbst eine Debatte von hoher politischer Bedeutung. Der Streit drehte sich vor allem um die Bestimmung betreffs der Ertheilung des Religionsunterrichts durch den Schulleiter, in welcher Forderung die Verfassungspartei eine Verletzung der Staatsgrundgesetze erblickte, während man seitens der Klerikalen dieser Auffassung mit der Motivirung entgegentrat, es sei diese Maßnahme eine natürliche Ergänzung des gesetzlich geforderten Befähigungsnachweises; überdies wurde aber auch ganz offen die Errichtung rein konfessioneller Schulen gefordert, weil nur diese allein den religiösen Sinn und das patriotische Gefühl pflegen, während die Neuschule dem Materialismus Vorschub leiste. Die Unterrichtsverwaltung besaß Muth genug, diesen Angriffen auf die moderne Schule entgegenzutreten und jedem Versuche der Herabminderung des Lehrziels der Volksschule oder der Preisgebung der staatlichen Aufsicht gegenüber mit allem Nachdruck hervorzuheben, daß die Schule Moral, Religion und Patriotismus nicht vernachlässige und daß endlich auch nach dem Stande der Wissenschaft eine noch weitere Verkürzung des Unterrichts in den Realien zugunsten des Religionsunterrichts nicht platzgreifen könne.

In den nächsten Jahren nach Annahme der Schulnovelle, die mit knapper Stimmenmehrheit erfolgte, machten sich Bestrebungen geltend, im Volksschulwesen abermals neben dem konfessionellen auch den nationalen Standpunkt mehr zur Geltung zu bringen, welches Streben sich durch Gründung von deutschen und tschechischen Schulvereinen mehr Geltung zu verschaffen suchte. Im Oktober 1884 wurde im böhmischen Landtag ein Gesetzentwurf eingebracht, der verlangte, daß an gemischtsprachigen Orten Kinder nur in jener Schule Aufnahme finden dürfen, deren Unterrichtssprache ihnen geläufig ist; bei 40 Kindern derselben Muttersprache ist für dieselben eine eigene Schule zu gründen. Der Entwurf gelangte jedoch nicht zur Annahme und einige Jahre hindurch ruhte der Schulkampf. Er entbrannte erst wieder im Jahre 1888, als im Abgeordnetenhause von neuem ein Vorstoß zugunsten der konfessionellen Schule erfolgte. Es geschah dies in einem Antrage, der im wesentlichen ausführte, daß die staatliche Volksschule die Aufgabe habe, die Kinder nach den Lehren ihrer Religion zu erziehen und sie in diesen, sowie in den für das Leben nothwendigen elementaren Kenntnissen und Fertigkeiten zu unterrichten, daß ferner die Eltern nicht gezwungen werden können, die Kinder in den Schulen einem Unterrichte oder einer Erziehung zu unterwerfen, welche nicht mit den Lehren ihrer Religion in Einklang steht; man verlangte ferner, daß die Kirche die Mitaufsicht über die ganze Schule ausübe und daß die Konfession des Lehrers mit jener der Schüler übereinstimme; die Schulpflicht selbst sollte nur sechs Jahre dauern. Der Antrag fand im Abgeordnetenhause schneidige und gewandte Gegner; der damalige Unterrichtsminister trat für die bestehenden Schulgesetze ein, bekannte aber freilich wohl, daß die Schule nach mehr als einer Richtung reformbedürftig sei; insbesondere sei dies auf dem Gebiete der Erziehung der Fall, da auf der Schule die geistige Wehrmacht des Staates beruhe. Der Antrag drang nicht durch, doch brachte die Regierung ihrerseits drei Gesetzesvorlagen ein, welche sich mit Aenderungen des Reichsvolksschulgesetzes befaßten und die insbesondere die Bestimmung enthielten, daß auch Privatschulen, wofern sie nur den gesetzlichen Anforderungen entsprechen, die öffentlichen Volksschulen ersetzen können, sowie daß die Anzahl der Religionsstunden vom Landesschulrath zu bestimmen sei, wodurch man der Konfessionalität der Schule in einzelnen Kronländern erheblich näher rückte. Man mochte sich eben nicht zu der Anschauung bekennen, daß der moderne Staat, wie dies W. H. Riehl so schön ausgeführt hat, konfessionslos ist und wenn er es noch nicht ganz ist, es zu werden trachtet; es gibt, sagt er, keine Staatsreligion; alle Staatsbürger haben die gleichen politischen Rechte, gleichviel welches ihr Bekenntniß sei. „Der Staat wird freilich nur dasjenige Bekenntniß anerkennen und schützen, dessen Glaubenssätze der Verfassung nicht widersprechen. Allein die Verfassungsurkunde selbst enthält keine Glaubenssätze, sie verbrieft nur das allgemeine Recht. Und die Regierung soll dieses Recht nicht im einseitigen Interesse irgend einer Konfession deuten oder gar drehen."

Der Entwurf der Regierung ist niemals in parlamentarische Behandlung genommen worden. Dafür aber gab der österreichische Episkopat im Jahre 1890 im Herrenhause eine geharnischte Erklärung ab, in der er von der Verrohung der Gemüther sprach und in der eine weitgehende Einflußnahme der Kirchenbehörden bei Lehreranstellungen sowie bei der Auswahl des Lehrstoffes gefordert wurde. Auch diese Enunciation entfesselte Kämpfe in den gesetzgebenden Körperschaften; die Regierung zeigte sich nicht abgeneigt, für eine Vertiefung und Erweiterung der religiösen Seite der öffentlichen Erziehung zu wirken. Daraufhin beruhigten sich die Parteien, von denen die liberale um des lieben Friedens willen stets zu Konzessionen geneigt war. Außerhalb des Parlaments wurde aber heftig für die klerikalen Ideen agitirt, insbesondere nachdem die Regierung im Februar 1893 die Erklärung abgegeben hatte, daß sie den religiösen Gefühlen der Bevölkerung im Rahmen des Gesetzes Rechnung tragen werde und daß ihr auf diesem Gebiete die kirchlichen Behörden maßgebend seien. Die alljährlich stattfindenden Katholikentage faßten in diesem Sinne Resolutionen, von denen insbesondere die aus dem Jahre 1889 hervorgehoben werden soll, welche besagte, daß „die Katholiken im Gewissen verpflichtet und daher berechtigt sind, als ihr heiligstes Recht jene Garantien vom Staate für die religiöse Erziehung der Jugend zu fordern, welche

unter den obwaltenden Verhältnissen nothwendig und nur durch die Wiedereinführung der konfessionellen Schule erreichbar sind". Man forderte ferner, daß auch die Mittelschule im Prinzip eine konfessionelle sei und daß die Bestrebungen der katholischen Schulvereine in jeder Weise gefördert werden mögen. Doch blieben auch die freisinnigen Lehrer in Versammlungen, Zeitschriften und auf Lehrertagen die Antwort nicht schuldig, insbesondere nachdem im Jahre 1893 ein Redner im Abgeordnetenhause gesagt hatte: „Die Frage der konfessionellen Schule wird nicht von der Tagesordnung verschwinden; sie wird in diesem Hause nicht verstummen, denn sie ist nicht eine Machtfrage, sondern eine Frage der Freiheit des Gewissens."

Als im Jahre 1895 abermals ein Wechsel in der Regierung eintrat, konnte man in den Regierungsprogrammen wieder die Versicherung von der Schonung und der besonderen Pflege der religiösen Gefühle der Jugend hören; man hege keine rückschrittlichen Tendenzen und werde die Schulen auch nicht dem Klerus unterordnen; doch wurden die religiösen Uebungen der Schuljugend neu geregelt und zwar im Sinne einer Vermehrung, so daß man an einem gewissen Entgegenkommen der obersten Schulverwaltung gegenüber den Wünschen der Kirchenbehörden nicht mehr zweifeln konnte. Wohl durch dieses Entgegenkommen kühn gemacht, brachte die klerikale Partei zuerst im niederösterreichischen Landtage und dann im Abgeordnetenhause des Reichsraths im Januar und Mai des Jahres 1897 durch ihren Wortführer abermals Schulanträge ein, welche die Schule in einzelnen grundlegenden Bestimmungen umgestalten sollten; die Schüler sollten nach den Bestimmungen der Landesgesetzgebung nach Konfessionen getrennt und auch den nationalen Verhältnissen der Länder sollte Rechnung getragen werden; den Landtagen sollte ferner das Recht zustehen, die Schulpflicht um ein bis zwei Jahre zu verkürzen und den Ausfall durch einen Fortbildungsunterricht zu ersetzen. Durch diese Anträge sollte mit den Grundsätzen der Interkonfessionalität gebrochen und diese nur von dem Willen der Landtagsmehrheit abhängig gemacht werden. Doch kamen auch diese Anträge nicht zur Verhandlung, wiewohl der eine derselben im Oktober desselben Jahres nochmals in theilweise geänderter Form eingebracht wurde. Die parlamentarischen Wirren des Jahres 1897 ließen überhaupt eine ernsthafte Debatte im Abgeordnetenhause nicht aufkommen; sie führten, wie bekannt, zu einer gänzlichen Lahmlegung der reichsräthlichen Thätigkeit, so daß, von einer kurzen Session im Jahre 1898 abgesehen, nur die Landtage funktionirten. In einigen derselben wurde nun abermals die Schulfrage aufgerollt, indem man eine Herabsetzung der allgemeinen Schulpflicht, sowie eine Umwandlung der zu Recht bestehenden Simultanschule in eine konfessionelle verlangte. Dies geschah von klerikaler Seite; die freisinnigen Parteien vertheidigten die Neuschule und forderten eine materielle Besserstellung der Lehrerschaft, da die Besoldung der Lehrpersonen an Volks- und Bürgerschulen zumeist Sache der Landesgesetzgebung ist, der es obliegt, die im Reichsvolksschulgesetze niedergelegten Grundsätze auszuführen und die Rechtsverhältnisse der Lehrerschaft zu regeln. Nach diesem Grundgesetze sollen die Minimalbezüge der Lehrer und Unterlehrer so bemessen sein, daß dieselben frei von fremden Nebengeschäften ihre ganze Kraft dem Berufe widmen und Erstere auch eine Familie den örtlichen Verhältnissen gemäß erhalten können. Doch ist dieser Grundsatz nicht überall gleichmäßig durchgeführt, weßhalb in jüngster Zeit die Lehrerschaft, unterstützt von freisinnigen Volksvertretern, Schritte unternimmt, um eine Erhöhung ihrer kärglichen Bezüge zu erlangen.

Das wäre nun in äußeren Umrissen die Geschichte des österreichischen Volksschulwesens in den letzten 30 Jahren. Nur schwer läßt sich in diesem Zeitraum eine Epoche finden, in welcher sich das Schulwesen einer ungetrübten Ruhe zu erfreuen gehabt hätte; bald war es der Kampf der Nationalitäten, bald der Wunsch der klerikalen Parteien, das Erziehungs- und Bildungswesen unter ihre Herrschaft zu bekommen, welcher dem Schulstreite sein Gepräge gab. Aber auch die in Oesterreich mächtig anschwellende sozialistische Strömung, die auf dem Boden des Internationalismus steht, bemächtigte sich der Frage. Als nämlich durch den Stillstand der parlamentarischen Verhandlungen jede Möglichkeit benommen war, die Schulfrage in den gesetzgebenden Körperschaften zu erörtern, veranstaltete man Volksversammlungen, in denen auch die Vertreter des arbeitenden Volkes sich vor allem gegen eine Herabminderung der Schulpflicht, gegen eine Vermehrung des Halbtagsunterrichts, wie sie angeblich von der Landbevölkerung gewünscht werde, und für einen fortschrittlichen Ausbau der Schule aussprachen, während sie in ihren bekannten Parteiprogrammen allerdings noch weiter gingen und vollständige Trennung von Schule und Kirche verlangten. Zu jeder Verkürzung der Schulpflicht erblicken sie eine Gefährdung der intellektuellen, ethischen und wirthschaftlichen Interessen der Bevölkerung und damit eine Gefährdung der Macht und Konkurrenzfähigkeit Oesterreichs gegenüber anderen Kulturstaaten. Dem Standpunkte der Sozialdemokraten in der Schulfrage nähern sich auch die österreichischen Sozialpolitiker, die im Jahre 1896 in ihr Programm Abwehr des Einflusses der Kirche auf staatliche Angelegenheiten aufgenommen haben und die alle Bestrebungen zur Bildung konfessioneller Schulen bekämpfen; im übrigen anerkennen sie die Reformbedürftigkeit der Volksschule in manchen wesentlichen Punkten. Diese Mängel der Volksschule liegen nun aber gewiß nicht im Prinzip, sondern in der Ausführung, sowie in der Ungunst der Verhältnisse, welche das Bildungswesen beeinflußten und es stets zu einer politischen Parteisache zu machen suchten.

Ueberblickt man die Geschichte des Schulkampfes in Oesterreich, so wird es klar, daß es sich in demselben zunächst um die große Frage handelt: Soll der Staat, welcher durch die Schulgesetzgebung von 1869 die Souveränität über das Schulwesen erlangt hat, auf dieselbe Verzicht leisten und einer anderen Körperschaft einen maßgebenden Einfluß auf dasselbe gestatten? Die Frage kann nur in verneinendem Sinn beantwortet werden, denn es hieße die Grundsätze jeder zeitgemäßen Schulgesetzgebung umstoßen, wenn man den Forderungen der Kirche in ihrem vollen Umfang nachgeben wollte; ist doch die konfessionelle Schule, insofern sie eine öffentliche und demnach eine allgemein zugängliche ist, unvereinbar mit der durch die Staatsgrundgesetze gewährleisteten Gleichberechtigung aller Bürger. Die Kirche will zwar dem Staat das Recht lassen, den Schulzwang zu normiren und durchzuführen, sie will den Gemeinden und Ländern gestatten, die Kosten der Schule zu bestreiten, aber die Schule soll ihr gehören und alles, was die Schule lehrt, soll von kirchlichem Geist durchtränkt sein.

Die zweite Streitfrage betrifft die Verländerung der Volksschule. Allein auch diese läßt sich in Oesterreich nicht leicht durchführen, weil dann die Einheitlichkeit des Schulwesens nicht mehr aufrecht erhalten werden könnte und eine große Mannichfaltigkeit eintreten würde, je nachdem das eine oder das andere Kronland sich für die geistliche oder weltliche Schulaufsicht entscheidet und je nachdem die nationalen Aspirationen befriedigt werden würden; und doch ist in dem kulturell und sprachlich so vielgestaltigen Oesterreich eine Staatsnothwendigkeit, daß wenigstens das allgemeine Band der Bildung alle Theile umschließe, was nur durch eine gut organisirte, einheitlich geregelte Volksschule möglich ist.

Digitized by Google

So ist denn zu wünschen, daß das Reichsvolksschulgesetz des Jahres 1869 in seinen Grundprinzipien nicht angetastet werde. Sein Grundgedanke liegt darin, daß der Staat die sittlich-religiöse Erziehung der Kinder anordnet, daß er diesen Zweck durch Mitwirkung der Kirchen und Konfessionen erreichen will, daß er sich aber, wie dies wiederholt betont worden ist, vorbehält, außerhalb des Religionsunterrichts ein oberstes Aufsichtsrecht darüber auszuüben, in welchem Umfang und bis zu welchem Grad das konfessionelle Element, sei es in den Religionsübungen, sei es in dem Unterricht selbst, zum Ausdruck zu bringen sei. Das Gesetz ist der Niederschlag eines großen historischen Prozesses; nicht die subjektive Willkür des Gesetzgebers, nicht irgend ein Machtgelüste, sondern die Grundempfindung des Zeitalters kommt in ihm zum Ausdruck. Das Gesetz geht aber auch nicht aggressiv vor; es hält die Mitte zwischen der vollen Konfessionslosigkeit der französischen und der älteren österreichischen Schule, in welcher die Kirche die Oberaufsicht führte. Nach diesem Gesetz ist die Schule in Oesterreich eben interkonfessionell; sie nimmt Rücksicht darauf, daß sie den Kindern aller Religionsbekenntnisse zu dienen hat; sie schließt jede Verletzung des religiösen Gefühls einer bestimmten Konfession aus, und kommt aber doch der religiösen Empfindung der Mehrzahl der Bürger Oesterreichs, der Katholiken, am meisten entgegen.

So wird wohl dieses Gesetz, das nun 30 Jahre lang in seinen Grundfesten unerschüttert dasteht, auch alle kommenden Stürme überstehen und es werden vielleicht Jene recht behalten, die da meinen, daß die Zeit für die konfessionelle Schule überhaupt vorbei sei. Der Feuerkraft unerschütterlicher Ueberzeugung, der treuen Beharrlichkeit eines guten Willens, der nur auf das Wohl des Staats und des Volks gerichtet ist, wird es wohl auch in alle Zukunft gelingen, alle Hindernisse zu überwinden und das Werk Hasners, des Reformators der österreichischen Volksschule, dem treue Schüler und Verehrer eben ein Denkmal in der Aula der Wiener Universität zu setzen daran gehen, gegen Angriffe zu schützen und im Geiste seines Schöpfers weiter auszubauen.

Aus Westindien und Nordamerika.[1])

Reiseskizzen eines Naturforschers.

Von Dr. Franz Doflein.

VII. Ein amerikanisches Pompeji.

Vor meinen Augen steigt ein wundersames Bild wieder auf: Eine weite sonnebeglänzte Ebene, bewachsen mit Agaven und Kakteen, deren Ränder von Hügeln eingefaßt sind; in der Ferne hier und da Baumgruppen, ein Kirchthurm, der gar nicht in diese Landschaft zu passen scheint, die Mauern einer weißschimmernden Hacienda, die ärmlichen Bauten von Indianern. Wir befanden uns in einem weiten Thal nördlich der Hauptstadt Mexico, durch welches ein Bach dem Texcoco-See zufließt, und marschirten in der frischen Morgenluft mit festen Schritten unserm Ziel, den Pyramiden bei S. Juan di Teotihuacan, zu.

Das Land umher war ziemlich dürr; es war noch trockene Zeit, obwohl gerade in jenen Tagen die Regenperiode mit täglichen Gewittern am Nachmittag ihren Einzug hielt. Aber trotzdem gab es Staub und trockene Luft zu athmen. Von der feuchten Tropenüppigkeit, welche sich unsre Phantasie bei dem Worte „Mexico“ ausmalt, ist hier oben auf dem Plateau nichts zu sehen. Wir befinden uns in der tierra templada, der gemäßigten Zone. Nur die feuchten Niederungen und Abhänge des Gebirges gegen den Stillen und den Atlantischen Ozean zu beiden Seiten des Hochplateaus sind tropisch. Ueber das Plateau hinwiederum bis zu den Zinnen des Hochgebirges erheben sich die kalten Gebiete, die tierra fria, deren höchste Regionen sogar mit Eis und Schnee bedeckt sind.

Hier in der gemäßigten Zone gleicht die Landschaft sehr derjenigen von Oberitalien. Besonders in den Gegenden, wo zahlreiche Kanäle den Landbebauer mit Wasser versehen, vermehren die Pappeln, welche alle Wasseradern begleiten, diesen Eindruck. Außerdem tragen noch viele Bäume und Sträucher, welche unter den fast gleichen klimatischen Bedingungen in beiden Gebieten einen ähnlichen Habitus erlangt haben, zur Erhöhung der Aehnlichkeit bei.

Die Gegend, welche wir durchwanderten, war fast gänzlich mit Magueyes angebaut; diese mexicanischen Agaven dienen zur Bereitung der Pulque, eines berauschenden Getränkes, welches in Mexico die Rolle eines Nationalgetränkes spielt. Die hohen stattlichen Pflanzen, unter welchen manche 2—3 m Blatthöhe erreichen, sind in langen Reihen gepflanzt und geben dadurch der Gegend einen sehr monotonen Charakter. Aber diese Einförmigkeit der Kulturen harmonirt vollkommen mit den allgemeinen Zügen der Landschaft: mit dem Gepräge, welches uns in einer Gegend unwillkürlich ahnen läßt, daß wir uns auf einem historischen Boden befinden.

Wir hatten an der Bahnstation einen alten Indianer zum Führer genommen, den mein Begleiter Dr. Schmidtlein, ein unsrer Münchener Universität entstammender vorzüglicher deutscher Arzt aus Mexico, dabei eifriger Sammler mexicanischer Alterthümer, bereits von früheren Besuchen her kannte. Der Alte führte uns auf Pfaden, welche meist zwischen geraden Reihen von Säulenkakteen, den landesüblichen lebenden Zäunen, hinzogen, zu seiner Hütte, welche nahe den Ruinenfeldern liegt. Ehe wir dorthin kamen, ließ er uns zu einer seiner Ausgrabungen abbiegen. Es war dies ein Haus, welches nach den Dimensionen zu urtheilen, wohl ein Privathaus gewesen sein mag. Noch standen die Mauern bis zu 1 oder 2 m Höhe, man konnte deutlich den Grundriß des Gebäudes erkennen. Da ich nicht viel von Ethnographie und amerikanischer Archäologie verstehe und nicht glaubte, einen so flüchtigen Eindruck zum Anlaß, in diese Wissenschaft hineinzupfuschen, nehmen zu dürfen, so habe ich versäumt, damals mir Skizzen von dem Gesehenen zu machen. Jetzt bedauere ich dies sehr: denn über die Dinge, welche ich dort gesehen habe, konnte ich in der Literatur sehr wenig finden. Unter allen Umständen bin ich fest überzeugt, daß auf diesem ganzen Feld von Teotihuacan noch eine Fülle von Geheimnissen der altamerikanischen Geschichte verborgen liegt, von Geheimnissen, welche ohne allzu große Anstrengungen zu lösen wären. Wenn auch in Mexico ein Ausfuhrverbot für Alterthümer existirt, so ist doch die jetzige mexicanische Regierung viel zu aufgeklärt, als daß sie einer systematisch organisirten Expedition Schwierigkeiten in den Weg legen würde. Besonders wenn dieselbe auf diplomatischem Wege eingeführt und empfohlen wäre. Was bisher dort z. B. bei Gelegenheit des Amerikanisten-Kongresses versucht wurde, war viel zu sehr Dilettantenarbeit, als daß es hätte zu einem Ziel führen können. Man brachte damals nur ein Haus zum Einsturz ohne irgend etwas nennenswerthes bloßzulegen. Die Ausgrabung, welcher unser alter Indianer auf eigene Faust durchgeführt hatte, war viel besser und zeigte doch wenigstens ein klares und werthvolles Resultat.

Das bloßgelegte Haus bestand aus mehreren kleinen Räumen, welche durch Thüren verbunden waren; man glaubte fast, sich nach Pompeji oder Herkulanum versetzt. Da stand man einmal wieder zwischen engen Mauern, über

[1]) Vergl. Nr. 267 u. 282 der Beilage v. J. 1898 u. Nr. 10, 57, 66 u. 88 d. J. 1899.

welchen ein warmer blauer Himmel lachte, der Fuß trat auf ein wohlgemustertes Mosaik und an den rothbraunen Wänden prangten buntfarbige Malereien. Der Indianer holte ein Gefäß mit Wasser herbei und benetzte die bemalten Flächen: auf denselben traten mit aller Deutlichkeit menschliche und thierische Figuren hervor, sicher und geschickt hingemalt, die Farben jetzt im feuchten Zustand noch leuchtend und kräftig. Die Malereien verriethen eine fortgeschrittene handwerksmäßige Technik und waren auch in ähnlichen Tönen gehalten, wie wir sie bei den gewöhnlichen pompejanischen Wandmalereien finden; die Figuren gezeichnet und mit Emblemen geschmückt in der bizarren Art, welche wir von den Skulpturen und aus den wenigen erhaltenen Handschriften der Azteken kennen. Es war ein seltsamer Zauber aus einer fernen fremden Welt, der uns an dieser Stätte mit einem Male berührte. Neben uns stand der heruntergekommene verschmitzte Nachkomme jenes Volkes, welches die Häuser bewohnt hatte, die hier noch unter zahlreichen Hügeln verborgen liegen. Er drängte uns, seine Hütte und seine aufgespeicherten Schätze zu besichtigen, dort gab er uns neue Gelegenheit, seine Geschicklichkeit und Schlauheit zu bewundern.

Wie seine Ausgrabung den Anfang einer primitiven Fremdenindustrie darstellt, so hatte der schlaue Geselle in seinem Haus eine regelrechte Fabrik falscher Alterthümer aufgeschlagen. Von Jahr zu Jahr beginnt sich die Zahl der Touristen zu mehren, welche Mexico besuchen. Dieselben, vor allen Dingen Amerikaner, machen nicht selten auch einen Abstecher nach Teotihuacan, als der Mexico zunächst liegenden Ruinenstätte. Auf diese Amerikaner hatte es der alte Indio abgesehen. Seine Fälschungen sind immerhin nicht so schlimm, wie diejenigen der italienischen Antikenfälscher. Der Mann hat in seiner Jugend die Töpferei erlernt und verfertigt auch jetzt noch Wasserkrüge für die Stammesgenossen der Umgegend. Nachdem er einmal gemerkt hatte, wie gut ihm zufällig gefundene Alterthümer bezahlt wurden, begann er, da er andererseits auch von der Museumsverwaltung der Hauptstadt angehalten wurde, seine Funde abzuliefern, jedes Objekt vor der Ablieferung zu kopiren oder eine Form davon zu machen. Diese mehr oder weniger rohen Fälschungen pflegte er den Amerikanern bei der Durchfahrt durch die nahegelegene Bahnstation für theures Geld anzuhängen. Zum Theil sind seine Kopien von Thonvasen und, wohl als Weihgeschenk dienenden, Schlangen, Masken u. s. w. sehr gut; da er zudem noch die alte Technik der Vorfahren ausübt, so sind manche seiner Abgüsse und Fälschungen selbst für einen guten Kenner kaum von echten Objekten zu unterscheiden. Wir kauften ihm verschiedene seiner besseren Nachahmungen ab, auch einige stark beschädigte echte Stücke, wobei wir ihm aber vorhielten, daß wir die Fälschungen als solche erkannten und ihm einen sehr geringen Preis zahlten. Er machte ein ganz vergnügtes Gesicht dazu, indem er sagte, er wüßte schon, es sei nicht möglich, die „Alemaños" zu betrügen, diese Geschichten seien für die Americanos. Damit wird er wohl recht haben; denn während die Deutschen, mit denen er zu thun hatte, fast immer wohl Leute mit einem speziellen Interesse und mit Kenntnissen über amerikanische Alterthümer waren, sind die amerikanischen Touristen oft ganz ungebildete Leute oder doch solche, deren allgemeine Bildung so wenig wie die unsre ein Kapitel über amerikanische Urgeschichte enthält. Bei ihnen handelt es sich nur darum, ein „Andenken" mitzunehmen, und da ist es doch wohl im Interesse der Wissenschaft eher wünschenswerth, daß sie etwas unechtes bekommen.

Wir begaben uns, nachdem wir seine Formen, seinen Brennofen und Materialien besichtigt und einen zweiten Besuch für den Abend versprochen hatten, auf den Weg, um nun die Pyramiden und die übrigen Reste der Nationalheiligthümer selbst aufzusuchen. Auf der Ebene stiegen plötzlich vor uns zwei mächtige Hügel auf, welche wohl von Pflanzenwuchs überzogen waren, deren vierkantige Pyramidenform mit den noch leidlich gut erhaltenen Ecken sie aber deutlich als Gebilde von Menschenhand erkennen ließen. Die Gesammtsituation war nicht zu übersehen, denn Hügel und Pflanzenwuchs bedeckten die Umgebung der Pyramiden und wir mußten erst eine derselben erklimmen, um einen Ueberblick zu gewinnen. Es war mittlerweile nahe an Mittag geworden, und wenngleich die Pyramiden bei weitem die Höhe der Cheops-Pyramide nicht erreichen, so war es doch eine schweißreiche Arbeit, im Glanz der mexicanischen Maisonne die Höhe zu ersteigen. Als wir oben anlangten, hatten wir fast den Eindruck eines Berggipfels, insbesondere da ein fester Wind um die Spitze segte, von dem wir unten am Fuß der Pyramide so gut wie nichts gemerkt hatten.

Die Außenfläche der Pyramiden war einst mit mächtigen Steinplatten verkleidet, von denen nur spärliche Reste erhalten sind. Die Fugen der Steine sind durch Wurzeln auseinandergesprengt, Agaven, Cakteen, allerhand Doengestrüpp bedecken die einstigen Wände und Treppenstufen; am Hange der großen Pyramide wachsen aus der Wand sogar zwei mächtige, schön entwickelte Yuccapalmen heraus. Das war also vor Zeiten das „Haus der Sonne" und das „Haus des Mondes", an deren Fuß sich eine festliche Straße hinzog; auch sie ist jetzt mit Schutt bedeckt und mit dem tristen Namen calle dellas muertos, Todtenstraße, behaftet.

Wir ließen uns auf dem Gipfel der großen Pyramide nieder, um auf dieser Stätte, wo einst so viel Menschenblut geflossen war, unser Frühstück zu uns zu nehmen. Es war auch Zeit, daß unsre Körbe sich leerten, daß für unsre Funde Raum geschafft wurde. Denn beim ruhigen Durchstreifen der umliegenden Felder hatten wir bereits auf Schritt und Tritt Reste aus der vergangenen Zeit gefunden. Wir fanden viele kleine thönerne Gesichtsmasken, vor allem aber Unmengen von Pfeilspitzen aus Obsidian; die ganze Ebene ist mit Resten von solchen, mit Speerspitzen und Beilen aus Serpentin und anderen Gesteinen bedeckt. Dazwischen findet man Spinnwirtel, mit wunderschönen Ornamenten bedeckt, Reste von Halsketten, darunter gelegentlich selbst kostbare Steine, ich erhielt dort einen großen schönen Türkis und verschiedene Opale; dann auch gewöhnlichere Stücke aus polirten marmorähnlichen Steinen, Goldquarz u. s. w. Vieles wird einem von Indianerkindern herangebracht und für wenige Kupfermünzen verkauft. Welche Geschichte muß über diese Ebene hingebraust sein, um über sie so viele seltsame und räthselhafte Reliquien zu streuen!

In Urzeiten hatten sich hier bei Teotihuacan die Völker versammelt und beriethen über die Erleuchtung der Welt. Wie mag es da hergegangen sein? Was für wundersame Dinge erzählen uns die Ueberlieferungen der alten Mexicaner von diesen bedeutsamen Tagen. In vielen Punkten weichen die Berichte voneinander ab. Nur das eine steht fest, daß, um die Sonne wieder zu beleben, ein Gott geopfert werden mußte. Es steckt in all diesen Sagen eine Fülle von tiefer und feiner Poesie, so viel uns daran auch bizarr, weil unsrer Kultur fremd, erscheinen mag. Alle diese Dinge gingen mir durch den Kopf, als ich dort oben auf der Pyramide im Schatten eines aufgerichteten Steines saß und die Umgebung in mein Skizzenbuch zeichnete: das weite gelbe, stille Land, in dessen Fernen nur hier und da ein Staubwölklein die Spur eines einsamen Reiters kennzeichnete, während mächtige weiße Wolkengebilde am blauen Himmel scharfgezeichnete Schatten auf die Erde warfen, welche über die Ebene hinliefen, die Hügel hinaufkrochen, um an deren Kämmen zu verschwinden. Eine eigenthümlich

lähmende, monotone Stimmung lag im ganzen Bilde: man fühlte sich im Banne dieser Landschaft, und klar und deutlich stiegen im eigenen Geiste die Phantasien der alten Bewohner des Landes auf. Hier waren die Götter um das große Feuer im Dunkel der Nacht versammelt gewesen; Tecuciztecatl opferte kostbare Federn und Schmuck und neigte sich zum Anlauf, um sich selbst in die Flammen zu stürzen; da er einen Augenblick zögerte, kam ihm der Aussätzige Nanaoatzin zuvor, doch rasch ihm nach stürzte sich auch Tecuciztecatl ins Feuer: die Flammen lodern auf, ein Adler verbrannte sich die Flügel schwarz, und ein Jaguar blieb durch die Hitze gefleckt. Die beiden geopferten Götter fuhren auf zum Himmel, Andere sagen, daß Adler sie hinauftrugen. In Teotihuacan aber knieten die Götter alle nieder und warteten auf die Wiederkunft Nanaoatzins; und da die Morgenröthe ringsum den Horizont erhellte, so blickten sie nach allen Seiten, nur Quetzalcoatl mit den Seinen allein nach Osten. Da stieg in Pracht Nanaoatzin als Sonne herauf und nach ihm Tecuciztecatl als Mond; Beider Licht war gleich stark, aber dasjenige des Mondes wurde durch Hineinwerfen eines Kaninchens (die Flecken!) gemildert.

Beide Gestirne blieben am Horizont stehen; die Luft gerieth in Aufruhr, die Götter zu tödten. Xolotl wehrte sich dagegen, weinend suchte er sich zu flüchten, indem er sich zuerst in Mais, dann in die Agave, dann in das Axolotl verwandelte; aber als solches wurde er schließlich doch getödtet. Dann setzte der Wind zuerst die Sonne in Bewegung und dann erst den Mond; so kommt es, daß sie abwechselnd den Tag und die Nacht erleuchten. Das waren die großen Dinge, welche hier ihren Ursprung genommen hatten.

Von alten Zeiten her mußte also Teotihuacan ein großes Heiligthum sein; früh schon befanden sich hier Tempel und man nimmt an, daß der Stamm der Olmaken, nach Anderen der Tolonaken, die Pyramiden vollendet hat. Aber für alle die Völker, welche nacheinander das Plateau von Mexico beherrschten, war hier ein heiliger Ort. Hier war der Zentralsitz eines Priesterkönigthums und in Teotihuacan findet die Geschichte der Chichimeken ihren Mittelpunkt.

Unten auf der Todtenstraße bewegten sich die glänzenden Prozessionen gegen die Pyramide hin, auf welcher ich jetzt saß; unter feierlichen Zeremonien wurde das Opfer, ein Mensch, heraufgebracht und hier oben ihm die Brust mit dem heiligen Messer geöffnet, das Herz herausgenommen und noch dampfend der leuchtenden Sonne als heiliges, wohlgefälliges Opfer entgegengehalten. Wie viel Blut ist über diese Stufen geflossen vor dem Eindringen der Spanier, und wie viel tausendmal mehr Blutvergießen, Greuel und Verwüstung haben diese habgierigen Vertreter der Christenheit über dies Land gebracht; Kultur vernichtet und Wüste an deren Stelle gesetzt, einen edlen, zur Gesittung wohl geeigneten Stamm ausgerottet und Menschen an deren Stelle gesetzt, die in Wildheit und Roheit mehr Thieren vergleichbar waren. Sie haben Jahrhunderte der Kulturlosigkeit und des Raubes über diese Länder verhängt, welche jetzt erst, seit wenigen Jahren, unter dem Einfluß teutonischer Stämme sich emporzuarbeiten beginnen. Man reise in Mittel- und Südamerika, und man wird lernen, die Spanier als ein hassenswerthes Volk zu betrachten.

Nach geraumem Aufenthalt auf den Spitzen beider Pyramiden stiegen wir wieder in die Ebene und durchstreiften die zahlreichen Schutthügel, unter denen Bauten verborgen sind. Ueberall fanden wir noch Reste aller Art, besonders Scherben, kleine Thonköpfe und Pfeilspitzen. Mit den letzteren ist die Ebene geradezu besäet. Es müssen wohl in alter Zeit um das Nationalheiligthum zahlreiche Schlachten geschlagen worden sein. Ich konnte auch nichts darüber erfahren, welchem Umstand die heilige Stadt es zu verdanken hat, daß ihre einstigen Häuser meist unter Schutthügeln verborgen sind, welche sich über das Niveau der Ebene erheben. Auch die Herkunft der vielen kleinen Thonköpfe ist rätselhaft. Bastian sagt, die Mexicaner „sollen“ bei ihren Skulpturen von Menschen „Portraitähnlichkeit angestrebt haben“, wie sie bei den Thierbildern Naturnachahmung zeigen. Wer eine Kollektion der so häufigen kleinen Thonköpfe angesehen hat, dem ist es klar, daß es sich bei denselben um Produkte einer wohl handwerksmäßig ausgeübten, aber doch hochentwickelten Modellirkunst gehandelt haben muß. Es scheint sogar sehr wahrscheinlich, daß viele derselben Portraits sind. Ob wohl die Mexicaner sich in dieser Weise Bildersammlungen der Ihrigen anzulegen pflegten? Jedenfalls sind an diesen kleinen Masken Stirn, Augen und Nase mit sehr viel Verständniß modellirt. Dabei ist nicht sehr stilisirt, sondern die Köpfchen verrathen mehr Realismus, als wir ihn sonst bei den Produktionen der mexicanischen Künstler gewöhnt sind. Diese Thongebilde, auch Thierbilder und Götterspmbole, sind bei Teotihuacan so häufig, daß wir in wenig Stunden, ohne systematisch zu suchen, über 200 Stück fanden. In einem Tag könnte man mehrere Tausend sammeln oder von den Indianerkindern sammeln lassen.

Wir verließen das Ruinenfeld und traten wieder in die Atmosphäre des modernen Mexico hinüber. Im nahegelegenen Dorfe erwartete uns der freundliche Alcalde Don Luiz und empfing uns mit einem Becher Pulque. Während das Mahl gerüstet wurde, entfernte man einen Altar und Weihrauchwolken aus dem großen Zimmer; es war ein Feiertag und man hatte die Messe im Haus lesen lassen. Auch heute noch hat das Christenthum in den einsamen Gegenden des Landes zum Theil Formen angenommen, welche es kaum mit einer der europäischen Formen verwandt erscheinen lassen. Und wie das mexicanische Spanisch mit vielen aztekischen Wörtern untermischt ist, so hat da, wo Priester indianischer Abstammung indianischen Gemeinden vorstehen, Ritus und Lehre manchen seltsamen, autochthonen Auswuchs erhalten.

Gegen Abend, nachdem wir noch in S. Juan gewesen waren und die Gegend abgestreift hatten, bot sich uns noch einmal ein Bild malerischen mexicanischen Lebens. Wir befanden uns in der Nähe jenes Flüßchens, welches dem Texcocosee zufließt; seine steilen, saudigen Ufer waren von Trauerweiden und Pappeln bestanden. Die Dämmerung brach herein, azurblau leuchteten die Hügel, vor denen sich eine blendend weiße, schöne Kirche im Grün von Cedern erhob. Wir näherten uns einer hochgeschwungenen Brücke, als hinter uns starkes Pferdegetrappel laut wurde. Es nahte eine Militärabtheilung, untermischt mit nicht uniformirten Rekruten; ein Pferd hatte seinen Reiter abgeworfen und jagte heran, verfolgt von der ganzen Kavalkade. Einer war den Anderen voraus, dicht bei uns warf er den Lasso, welcher dem Durchgänger um den Hals fiel. Mit einem Ruck sah man alle Pferde rückwärts gebäumt und in einer mächtig aufwirbelnden Staubwolke stille halten. Dann kam neues Leben in das Bild: das gefangene Pferd gewann etwas Luft, sprang mit einem verzweifelten Satz über die Brüstung der Brücke in die Tiefe. Einen Moment lang mußte es wohl schweben, dann riß der Lasso mit einem sausenden Ton, das Pferd desjenigen, der den Lasso geworfen hatte, sank in die Hinterbeine und überschlug sich beinahe, und als man zur Mauerbrüstung eilte und hinabblickte, sah man das Pferd unten auf dem weißen Ufersand zitternd, aber unbeschädigt stehen. Ruhig ritt der Reiter hinunter und führte am Lasso das geduldig gewordene Thier herauf. In Staub gehüllt, brauste der Haufen an uns vorüber und verschwand mit leiser und leiser werdendem Getrappel in der Ferne.

Digitized by Google

Unser Zug pfiff, wir mußten laufen, um ihn zu erreichen: nach wenigen Minuten waren wir in bequemen Eisenbahnwagen unterwegs nach der Hauptstadt. Da hatten wir nun nach den Eindrücken des alten und des spanischen Mexico, das neue Mexico, die Zukunft Mexico's. Die Eisenbahnen sind im Begriff, dem Land die Segnungen der Kultur zurückzugeben, welche die Spanier ihm geraubt hatten.

Mittheilungen und Nachrichten.

m. **Dr. Karl Sittl †.** Der gestern in Würzburg verstorbene ordentliche Professor der klassischen Archäologie und Philologie Dr. Karl Sittl hatte, trotzdem er nur ein Alter von kaum 88 Jahren erreichte, eine bedeutende Reihe von Werken der Oeffentlichkeit übergeben. Seine im Alter von 22 Jahren geschriebene „Geschichte der griechischen Literatur bis auf Alexander den Großen" ist ein tüchtiges Werk (drei Bände 1884/1887), „Die Gebärden der Griechen und Römer" (1889), werden lange noch für diejenigen, die sich mit der Mimik des Lebens und des Theaters beschäftigen, ein nothwendiges Nachschlagebuch bleiben. Leider muß man sein „Handbuch der Archäologie nebst Atlas" (1894 und 1896) als ein theilweise verfehltes Werk betrachten. Sittl hat das ungeheuere Material, das er zu sammeln verstanden hat, darin nicht richtig zu verwerthen gewußt. So ist sein früher Tod um so lebhafter zu bedauern, weil die jugendliche Stürmischkeit seines Arbeitens mit den Jahren gewiß der Gediegenheit Platz gemacht hätte, die den großartigen Zielen, die er sich gesteckt hatte, entsprechen sollte. Noch vor kurzem hat er eine interessante Studie veröffentlicht: „Dionysisches Treiben im 7. und 6. Jahrhundert", worin ebenfalls eine große Masse Material unter anregenden Gesichtspunkten zusammengestellt ist und die gewiß anderen Gelehrten den Weg zur archäologischen Betrachtung der Entstehung der attischen Komödie ebnen wird.

γσ. **Berlin**, 7. Mai. Die gestrige Maisitzung der „Gesellschaft für Erdkunde" eröffnete der Vorsitzende, Frhr. v. Richthofen, mit einem ehrenvollen Nachruf auf Heinrich Kiepert, der „nach Karl Ritter für Deutschland die Ehre bewahrt hat, auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Geographie eine führende Stellung zu behaupten". — Die finanzielle Sicherheit für den VII. Internationalen Geographen-Kongreß im Herbst 1899 in Berlin ist nunmehr festgestellt und nach den Mittheilungen des Vorsitzenden ist es jetzt auch gelungen, für die Gesellschaft „ein eigenes Heim" in dem ehemaligen Fürst Fürstenberg'schen Palais, Wilhelmstraße 23, zu erwerben, das im Herbst bezogen werden wird. — Nachrichten liegen vor von Dr. Theobald Fischer aus Marokko, von wo aus dieser in Begleitung des Grafen Joachim Pfeil den Atlas bereist hat, auch Baron v. Grünau berichtet über einen Besuch der Siwa-Oase von Kairo aus an die Gesellschaft. Aus einem Briefe Dr. Hermann Meyers von Cuyaba, 5. März 1899 (der Hauptstadt der brasilianischen Zentralprovinz Matta Grosso und dem Ausgangspunkt für dessen vierte Chingu-Expedition), lannte Prof. Karl von den Steinen mittheilen, daß Dr. Meyer die gesammten deutschen Ansiedelungen in Südbrasilien bis hinauf in das Gebiet der alten Jesuiten-Missionen besucht und zahlreiches statistisches Material gesammelt, auch selbst Grund und Boden erworben hat. Er will über Pelotas und Montevideo, über Buenos Aires zurück und den Paraná hinauf nach Cuyaba gelangen, von wo aus mit 58 Maulthieren und 20 Mann die sehr gut ausgerüstete Expedition zur zentralbrasilianischen Hochebene, zum oberen Paranatinga und den Quellflüssen des Chingu ausziehen wird, um die dort lebenden Indianer, die Kautschuk suchen und handeln, ethnographisch kennen zu lernen. Wenn auch Gold bisher in jenen Gegenden, wohin das 16. Jahrhundert das Dorado do Martirios verlegte, nicht gefunden wurde, so konnte doch eine altindianische Grabstätte und deren Urnen aufgedeckt werden. Ende 1899 hofft Dr. Hermann Meyer Nachrichten über seine Reise senden zu können. Auch Borchgrevink, der Südpolfahrer, entbietet der Gesellschaft von Kap Adare, dem antarktischen Victoria-Land, her seinen Gruß. Er scheint ebenso wie die „Belgica"-Expedition von Gerlache auf seiner letzten Südpolarreise vom Glück begünstigt gewesen zu sein. Die Thatsache, daß die „Belgica"-Expedition, trotzdem sie zwölf Monate im Eise eingeschlossen war, unter Pressungen des Schiffskörpers durch das Eis nicht zu leiden hatte, stellt für unsre deutsche Südpolar-Expedition, die nunmehr 1901 pari passu mit der englischen auslaufen und gemeinsam operiren wird, die allerbesten Hoffnungen auf gutes Gelingen in Aussicht. — Von eingegangenen literarischen Neuheiten sei der erste Band der neuen, auf weiter Auffassung ruhenden, mit Einschluß der Vorgeschichte der Menschheit geschriebenen Weltgeschichte, herausgegeben von Helmolt, neben dem sechsten Bande der Resultate der „Pola-Expedition", welch letztere die Erforschung des Mittelmeeres und des Rothen Meeres unternommen hatte, sowie Studien von Loezi über „China im Welthandel" erwähnt. — Frhr. v. Richthofen begrüßte alsdann die Leiter der deutschen Tiefsee-Expedition, Prof. Chun, Kapitän Krech und Dr. Schott, die Führer dieser „schwimmenden Gelehrten-Kolonie", namens der Gesellschaft und das herzlichste, und dieser Begrüßung schloß sich namens der Münchener Geographischen Gesellschaft Professor Oberhummer an, indem er die wissenschaftliche Bedeutung der Expedition hervorhob und der Freude begeisterten Ausdruck gab, daß diese wissenschaftliche zugleich eine nationale That darstelle. Vertreter der geographischen Forschung aus ganz Deutschland hatten sich zu dieser Begrüßung eingefunden, unter denen Geh. Rath Neumayer (Hamburg), Prof. v. Zittel (München), Prof. Ratzel (Leipzig) und Prof. Supan (Gotha) genannt seien. Prof. Chun erklärte, er sei über den Empfang beschämt, und wenn eine kritische Prüfung der Wissenschaft an den Leistungen der deutschen Tiefsee-Expedition das Resultat ergeben würde, sie habe einige Leistungen von der Art der „Challenger"-Expedition John Murray's aufzuweisen, so werde er damit sich begnügen. Der Vortragende gab eine kurze Darlegung seiner Reise und des auf ihr zusammengebrachten zoologischen seltenen Materials, die im einzelnen schon bekannt ist, und verweilte bei dem von ihm, dank dem trefflichen Schiff und der ausgezeichneten Mannschaft der „Valdivia", glücklich ausgeführten Vorstoß ins Südpolar-Gebiet, wobei es gelungen war, die seit 100 Jahren nicht mehr gesehene Bouvet-Insel wiederzufinden und die reiche Fauna auf Kerguelen zu beobachten. Auch Kapitän Krech machte in biederer Seemannsart, nicht ohne scherzhaften Anklang, Mittheilungen über diesen außerprogrammmäßigen Vorstoß und schilderte die Schwierigkeit des Fanges der Seeorganismen in den großen Netzen, die auf dem Grund des Ozeans bis in die Tiefen von über 6000 m vom Schiffe aus nachgezogen werden mußten und deren Herablassen allein oft einen 3—4 Stunden dauernden Stillstand des Schiffes mitten auf der See nothwendig machte. Er stellte den Forschern das Zeugniß aus, sie hätten „fürchterlich gearbeitet", woraus sich der große Erfolg „natürlich zoologisch" erklären lasse. Die Bouvet-Insel konnte geographisch genau bestimmt werden, ihre höchste Spitze wurde Kaiser Wilhelms-Pic, der größte Gletscher Posadowsky-Gletscher und der weiteste Vorsprung Kap Valdivia genannt, eine Landung konnte nicht bewerkstelligt werden. — Darauf erstattete der ungarische Geologe und Hydrograph Eugen v. Cholnoky aus Budapest Bericht über seine unter großen Schwierigkeiten, die ihm Klima und Feindseligkeit der Bevölkerung verursachten, zu Fuß in einer Ausdehnung von über 16,000 km durchgeführten Reisen durch die Mandschurei und das nordöstliche China. Es galt ihm vornehmlich, den tektonischen Bau des Landes und dessen geologische Formation zu studiren, wozu er das Gebiet von Wladiwostok durch die Mandschurei bis nach Shanghai, von Nord nach Süd durchreist hat. Dem südöstlichen und dem nordwestlichen Theil der Mandschurei hat bekanntlich Frhr. v. Richthofen ein eingehendes Studium gewidmet, dessen Resultate überall sich bestätigten, dagegen war dem nordöstlichen Theil dieses Gebiets bisher wenig wissenschaftliche Beachtung gewidmet worden. Der Vortragende kannte von den geologischen Verhältnissen des südlichen Theils der Mandschurei ein klares Bild entwerfen. Am Meere haben wir die südwest-nordost streichenden sinnischen Berge, die sich nach über einen Theil von Schantung und Korea fortsetzen und aus Graniten und uralten Ablagerungen bestehen; weiter westwärts zieht sich von Schantung nach den sinnischen Bergen

eine Bruchlinie, die aus Basalt- und Phonolitkuppen besteht und von Becken begleitet wird, deren nördlichstes der Hinka-See darstellt. Nordwestlich dieser Bruchlinie finden wir ein kompliziertes Bergsystem, das sich von Liau-ho bis zur Bruchlinie in der hier seltenen ostwestlichen Richtung hinzieht, während nördlich davon ein 60,000 Quadratkilometer großes Trachyt-Plateau bei Omoso liegt; weiter nördlich treffen wir dann auch die in der Richtung der sinnischen Berge von Kirin aus streichenden Züge mit jüngeren Ablagerungen, die bis nach Paischan hinreichen, in denen bei Tschan-pai-schon Silberbergwerke mit den primitiven Mitteln der Chinesen betrieben werden. Auch reiche Goldlager aufzufinden gelang dem Vortragenden. Die Basalte kommen hier in so schöner Form vor, wie sie am Platten-See in Ungarn angetroffen werden, und dieses ganze Hochlandsgebiet wird seinerseits im Westen dann wieder durch eine Bruchlinie begrenzt, deren Beschaffenheit schon Frhr. v. Richthofen aufgehellt hat. In der neuen, großen Bruchlinie, die sich von Kirin aus nach Süden bis nach Schanhaikwan und nach Norden bis zum Amur erstreckt, finden wir die schönsten Vulkane. Von Kirin bis Mukden südlich erheben sich Phonolit-Vulkane; es folgt die Ju-wu-lü-sh-Kette und endlich die alluviale Ebene. Auf der im Herbst von dem Vortragenden bereisten Strecke von Mukden bis Peking, wo der begonnene Bahnbau aus politischen Gründen unterbrochen worden ist, war die Kälte sehr groß, der Thermometer zeigte nicht selten —20° und die mittlere Temperatur in dieser Jahreszeit war hier —10° bis —5°. Wegen der ungemein großen Trockenheit verdunstet hier der Schnee. Wir haben hier Abrasionsplateaux in großer Ausdehnung, die südwest-nordost streichen. Der Redner hob die geniale Darlegung der Entstehung des Löß durch v. Richthofen hervor, die durch die Bewegung des Staubes durch den Wind und die Ablagerungen dieses Staubes bis zu großer Mächtigkeit dort hervorgerufen wird, wo die Windströmung, die hier dem Wasser in ihrer Thätigkeit zu vergleichen ist, aufhört. Von Peking zum Hoangho hin zieht sich südwärts gleichfalls eine Bank von Abrasionsplateaux. Der Hoangho, der seinen Lauf bekanntlich schon oft, selbst in historischer Zeit, geändert hat, lagert gewaltige Massen ab und hat mit seinen Schuttkegeln die Umgebung stark angefüllt. Man kann mithin in der Mandschurei und im nordöstlichen China drei Formationszonen scheiden, die von West nach Südost sich darstellen als die Abrasionszone mit dem Löß, der die Zone der parallelen Schuttkegel des Hoangho und endlich die Deltazone des Yangtse-kiang folgen. Trotz der vielfachen Aenderungen, die die Deltaläufe des Yangtse erfahren haben, konnte der Vortragende doch nachweisen, es sei südlich von Nanking niemals ein Arm dieses Stromes ins Meer geflossen. Eine große Zahl von Projektionsbildern diente den interessanten Vorlegungen zur Illustration, die dem Beschauer ein Bild der eigenartigen, aus der Eruption stammenden Gebirgslandschaft gaben, wie jener mit Marmor und Majolika-Façaden geschmückten Tempelbauten von Mukden, der alten Begräbnißstadt der chinesischen Kaiser.

* **München.** Der Privatdozent für Archäologie an der hiesigen Universität, Dr. Heinrich Bulle, ist zum korrespondirenden Mitglied des kaiserlich Archäologischen Instituts in Berlin ernannt worden.

* **Halle.** Dem Privoldozenten in der theologischen Fakultät der hiesigen Universität, Lic. Dr. Karl Clemen, ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden.

* **Berlin.** Beim kaiserlichen Gesundheitsamt ist Dr. phil. Friedrich Krüger dem „Bot. Zentralbl." zufolge eingetreten, um an den Arbeiten für Pflanzenschutz bei der dort dafür jüngst errichteten, von Prof. Bernhard Frank geleiteten Abtheilung mitzuwirken. Prof. Behrens, der bis zu dem Eintritt Dr. Franks der neuen Abtheilung vorstand, ist in seine Lehrstelle bei der Technischen Hochschule in Karlsruhe zurückgekehrt.

* **Prag.** Als Professor der Gynäkologie wurde der bekannte Frauenarzt Dr. Max Säuger an die hiesige deutsche Universität berufen.

F. V. **Paris,** 8. Mai. Balzacs 100jähriger Geburtstag fällt zwar erst auf den 20. Mai, aber um den Parisern zuvorzukommen, hat seine Vaterstadt Tours den größten Romandichter Frankreichs schon am 6. und 7. Mai gefeiert. Diese Eile muß auffallen, denn großen Antheil hat Tours nie an Balzac genommen, und er hatte für die Stadt sogar eine gewisse Abneigung. Sie war auch mehr sein zufälliger Geburtsort, als seine Vaterstadt, denn sein Vater war aus dem Languedoc und seine Mutter Pariserin, und den größten Theil seiner freudlosen Jugend brachte er in einem Internat von Vendôme zu. Auch heute noch ist der Respekt der Mitbürger so gering, daß Balzac in Tours zum Zankapfel im städtischen Parteihader wurde. Das aus gemäßigten und konservativen Elementen gebildete Festkomitee erregte das Mißfallen des radikal-sozialistischen Gemeinderaths, indem es als Festredner aus Paris den Akademiker Brunetière einlud, der zwar ein gründlicher Kenner der Literatur und ein scharfsinniger Kritiker ist, aber allerdings durch seine Feindschaft gegen die exakte Wissenschaft, durch seine Lobpreisung des Katholizismus als einer für Frankreich nothwendigen Staatsreligion und durch seine Theilnahme an der dreyfusfeindlichen Bewegung der „Patrie Française" alle liberalen Geister verletzt hatte. Der Gemeinderath versagte daher die finanzielle Betheiligung an der Feier vom 7. Mai und arrangirte eine Vorfeier am 6. Mai mit vorwiegend einheimischen Kräften. Zwei dichterische Lokalberühmtheiten ließen ihre Festgedichte von Pariser Schauspielern vortragen, die außerdem Fragmente aus den Werken Balzacs vorlasen, und der auch in Paris wohlbekannte geistreiche Chroniqueur Ernest Leblanc hielt eine Causerie über Balzacs Beziehungen zur Touraine. Da Balzac oft und gern auf dem Schlosse von Saché bei seinem Freunde de Margone weilte, so konnte der Vortragende über den unechten Tourangeau Balzac doch manchen interessanten Zug beibringen. Am Sonntag fand sodann die Festvorstellung von Balzacs „Mercadet" durch die Schauspieler der Comédie Française statt, welcher der Vortrag Brunetière's zur Einleitung diente. Die gefürchtete Kundgebung der Sozialisten vor dem Theater bei der Ankunft Brunetière's unterblieb und auch im Saale fanden einige unermüdliche Beifallklatscher keine Opposition. Brunetière bot dazu auch keinen Anlaß. Für Alle, die seine Theorien aus seinen Schriften kennen, war es sogar in hohem Grade überraschend, daß er in Balzac nicht den royalistischen Politiker, sondern vor allem den großen Realisten pries, der mit der Wissenschaft seiner Zeit in stetem Kontakte blieb und sich nicht, wie Victor Hugo und George Sand, in diesem Fache „mit der krassesten Ignoranz" begnügte. Brunetière tobte an Balzac, was er seinerzeit an Zola mit größter Schärfe getadelt hat. Wie gut ist es doch für einen Autor, wenn er seit 50 Jahren todt ist! Noch überraschender war aber, daß sich Brunetière eine ganz diskrete Anspielung auf die „Affaire" erlaubte, die zu beweisen scheint, daß er auch hier ins andere Lager übergegangen ist. Er hob hervor, daß gerade die jüngsten Ereignisse dargethan haben, wie genial Balzac in „Une ténébreuse Affaire" einen Irrthum der napoleonischen Justiz und in „Un Ménage de garçon" die Demoralisirung eines alten Soldaten in Friedenszeit dargestellt habe. Das kann man nur so verstehen, daß Brunetière in dem perfiden, stutzerhaften Corentin, der selbst ein Verbrechen organisirt, um es seinen Feinden zur Last zu legen, eine Vorausahnung des Marquis Du Paty de Clam und in dem verkommenen Bridau eine Prophezeiung auf die Figur Esterhazy's erkannt hat. Das Wort der „Balzac-Figuren", der „Types balzaciens", ist überhaupt noch nie so oft gebraucht worden, als seitdem die Dreyfus-Affaire in allen ihren Einzelheiten bekannt wurde. Mag daher Brunetière früher manchmal geirrt haben, heute hat er vollständig recht, wenn er sagt, daß diese Erinnerungen und Beziehungen auf Balzacs Werke den besten Beweis ihres bleibenden Werthes liefern und Balzac direkt neben Molière stellen.

☞ Der heutigen Gesammtauflage liegt ein Prospekt der Firma **NICOLAY & Co.** in Hanau und Zürich, betreffend **Dr. Hommel's Haematogen,** bei. — **Depots** in allen Apotheken. (8374)

Jahrgang 1899. München, Freitag, 12. Mai. Nummer 108.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ueber Kälterückfälle. Von Prof. Dr. Heinrich Mayr. — Hans Hoffmann. Eine Studie von Dr. Geppert. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ueber Kälterückfälle.

Von Professor Dr. Heinrich Mayr (München).

Die drei Eismänner sind wiederum in Sicht; was sie nach dem Volksglauben bringen werden, ist Keinem zu Gefallen. Ausnahmsweise sind Städter und Bauern in dem Wunsche nach einer ihnen passenden Witterung einig, wenn wir uns dem Regimente der Gestrengen nahern; sonst gehen ja die Interessen an der Witterung weit auseinander. Der Städter möchte immer trockene Witterung, solange bis er in dem ununterbrochen aufgewirbelten Straßenstaub zu husten anfängt; dann ist vielleicht der Landmann gerade mit der Aussaat oder mit der Ernte beschäftigt. Heuer dürfen wir neugierig sein, was die Eisheiligen bringen, nachdem wir bereits seit Ende März, seit Frühjahrsbeginn, unter einem permanenten Kälterückfall leiden.

Ist denn ein naßkalter April, ein kühler Mai etwas abnormes? Abnorm wäre sicher eine bei der allmählichen Begrünung und Erwärmung unsrer Theile der nördlichen Hemisphäre auftretende, andauernde, warme Luftströmung, eine ständig warme Witterung, die, weil sie uns angenehm ist, wir Laien der Meteorologie so gern als die normale bezeichnen.

Wenn nicht alles täuscht, steht zu erwarten, daß wir gegen Mitte des Monats Mai einen Wärmerückfall, eine Periode warmen Temperaturaufschwungs genießen dürfen, auf welche freilich wiederum ein Abschwung, eine Abkühlung folgen muß. Muß? Das sind schöne Aussichten, wird mancher Leser ausrufen. Allein es kommt nur darauf an, wie tief der Abschwung der Temperatur gegen den Gefrierpunkt hin erfolgt und wie lange er anhält.

Die Kälteperiode, resp. Perioden im April und Mai kennt Jeder; Jeder leidet darunter, besonders aber der Landmann, der Forstwirth, der Gärtner; sie sehen mit banger Sorge auf das Schicksal ihrer eben zum Leben erwachten Pfleglinge; ein Frosthauch, und die Ernte ist geschädigt, die Baumblüthe vernichtet, das Wachsthum der Waldpflanzen gestört oder für dieses Jahr äußerlich ganz unterdrückt.

Den Kälterückschlag im Juni fühlen wir ja Alle als lästig, aber als direkt schädlich kennen ihn zumeist nur die Forstleute; er ist im Walde mehr gefürchtet als auf den Feldern, mehr gefürchtet als die Rückfälle im Mai; denn jene Pflanzen, welche zuerst ergrünen, wie Lärchen, Birken, zahlreiche Halbbäume und Sträucher, Gräser und andere Perennen können Kältegrade unter Null viel besser ertragen als Pflanzen, welche zuletzt ihre zarten Blätter und Triebe entfalten, wie Buchen, Eichen, Eschen, Tannen, Fichten, wie die dem Samen entkeimenden Annuellen.

Im vergangenen Jahre sank am 4. Juni in dem unter meiner Leitung stehenden kgl. forstlichen Versuchsgarten zu Grafrath bei klarer windstiller Nacht die Temperatur in den Niederungen, Mulden und kahlen Flächen auf — 3° C. Die neuen Triebe der einheimischen und fremdländischen Tannen, der Eichen, weniger der Buchen, waren versengt.

Bei den Kälterückfällen im Juli sinkt auf der bayerischen Hochebene in ruhigen klaren Nächten die Temperatur über kesselartigen Wiesen ebenfalls unter Null; die Bauern kennen nur zu gut das Gefühl, wenn sie vor Sonnenaufgang mit bloßen Füßen zwischen den bereiften Grasspitzen stehend das steife Grün abmähen. In solchen Oertlichkeiten leiden auch die forstlichen Kulturgewächse, indem unmittelbar über der Grasdecke die in Bildung begriffenen Holzgewebe ganz oder theilweise getödtet werden können. Diese gefährliche, unter Null abgekühlte Frostluftschichte erreichte an dem Punkte, an dem seit Jahren fortgesetzte Temperaturbeobachtungen vorgenommen werden, kaum die Höhe von 20 cm.

Am 2. August 1898 fiel ebenda das Thermometer wiederum mehrere Nächte hindurch auf — 2°. Dieser Kälterückfall leitete die herrliche, warme Augustwitterung des vergangenen Jahres ein. Ein mit Wasser gefüllter Teller, abends in einer Wiese in Grasspitzenhöhe befestigt, war früh Morgens vor Sonnenaufgang mit einer 2 mm dicken Eiskruste bedeckt. Das wiederholte sich mehreremale, obwohl während der heißen Tageszeit jedermann Abkühlung im warmen Wasser des benachbarten Flusses suchte.

Im September kommen neue Kälterückschläge; oder soll man sie nicht besser Vorschläge, Vorboten des kommenden Winters nennen? Diese aber sind viel empfindlicher als die Rückfälle im August; man nennt sie auch Frühfröste, die unter besonderen Verhältnissen auch Schaden bringen können. An dem erwähnten Beobachtungspunkte in Grafrath sank die Temperatur tiefer unter Null und die Frostluftschichte hatte bereits eine Höhe von 3 m erreicht; von der Zeit an nahm bei jedem Rückfall diese eiskalte Luftschichte an Höhe zu, allmählich aus den Mulden und Tieflagen auch auf die anstoßenden Hänge und Berge sich verbreitend.

Diese Wellenbewegung in der Temperatur geht auch den Winter hindurch fort, wobei man, da dann die Kälte als Regel gilt, von Wärmerückfällen spricht.

Diese Temperaturwellen, diese Wärme- und Kälterückfälle sind daher für uns etwas ganz normales; abnorm ist an ihnen nur die Dauer und Höhe oder Tiefe des Auf- oder Abschwunges, insbesondere ihre Schädlichkeit während der Vegetationszeit. Die Ursachen ihrer Entstehung sind theilweise ja wohl ergründet in Luftdruckdifferenzen, theilweise aber auch, insbesondere mit Rücksicht auf die Kälterückfälle im Mai, mit eigenen Theorien bedacht worden; z. B. die Südwärtsbewegung von großen Eisbergen im Atlantischen Ozean, die Verdunstungskälte von Seiten der Vegetationsdecke. Die erste Hypothese dürfte schwer zu beweisen und zu widerlegen sein, die letztere

beruht ganz sicher auf Ueberschätzung. Nur in klaren, windstillen Nächten sinkt die Temperatur während der Vegetationszeit unter Null. Während der Nacht aber findet keine Abdunstung von Wasser aus den Pflanzen statt; diese nehmen vielmehr an allen Außenflächen, an Blättern, Rinde, selbst todter Baumborke Wasserdampf auf, und diese Aufnahme hält die Nacht hindurch an bis zur Abnahme der Luftfeuchtigkeit einige Zeit nach Sonnenaufgang. Unter Tags bei vollem Sonnenlicht wird die Erwärmung der Vegetation allerdings durch die gesteigerte Verdunstung eingeschränkt. Es mag somit die Verdunstung einen Beitrag liefern zur Abkühlung während eines Kälterückfalls, entscheidend aber dürfte der Abschluß der Erdwärme durch die Vegetationsdecke selbst sein. Das Problem des schädlichen Kälterückfalls, um das es sich hier handelt — um diesen Punkt dreht sich alles praktische wichtige Interesse bei einem Kälterückfall —, gipfelt in der Frage: Warum sinkt nach Eintritt der Begrünung in Mitteleuropa bei Kälterückfällen die Temperatur zum Schaden der Vegetation noch unter Null Grad; warum tritt noch Frost, Spätfrost auf nach der Begrünung?

Kälterückfälle mit einer Verzögerung des Wachsthums gab es immer, aber dürfen wir annehmen, daß Kälterückfälle mit Spätfrösten mit verderblichen Wirkungen seit Jahrtausenden bestanden haben? Kaum! sonst wäre sicher an Stelle der vorhandenen empfindlichen Vegetation eine solche entstanden, für die diese Rückfälle ohne schlimme Folgen bleiben würden; oder ist unsre Vegetatation empfindlicher geworden? Sicherlich auch nicht. Damit aber begeben wir uns auf das hypothetische Gebiet, und als Hypothese, wenngleich auf mehrjährigen Beobachtungen fußend, möchte ich auch den folgenden Erklärungsversuch einstweilen noch aufgefaßt wissen.

Es steht fest, daß jede Beschattung des Erdbodens seine Erwärmung unter Tags, aber auch ebenso während des Nachts seine Wärmeausstrahlung beeinträchtigt; daß die über der Vegetationsdecke liegende Luftschicht unter Tags weniger erwärmt wird wegen der Verdunstung von Seite der Blätter, des Nachts dagegen stärker abgekühlt wird als die Luft über nackter Erde; denn die Luft über der bloßen Erde wird durch Ausstrahlung von Wärme aus dem Boden erwärmt, welche Wärmequelle der Luft über der Vegetationsdecke durch die Vegetationsdecke verschlossen bleibt. Versuche zeigen, daß die Beschattung des Erdbodens durch Gräser — Wiesen und Felder — intensiver ist als die Beschattung durch Nadelwald, daß der Nadelwald stärker beschattet als der Laubwald vor seiner Begrünung. Triti daher ein Kälterückfall Anfang bis Mitte Mai auf, so wird die Luft während einer windstillen klaren Nacht am wärmsten bleiben über der nackten Erde, weniger warm über dem Kronendach des Laubwaldes, weniger über dem Dach des Nadelwaldes, am kältesten über einem Getreidefeld oder vollends über einer mit dichtem Gras bestandenen Wiese. Dazu kommt, daß Wiesen und Felder zumeist die Tieflagen, Mulden und sanften Hänge, die Wälder mehr die steileren Hänge, die Hügel und Bergplateaux innehaben. Naturgemäß fließt die sich abkühlende Luft aus dem Wald über die Hänge in die Tieflagen, wo zuerst die Temperatur unter Null herabsinkt. So paradox es klingt, an den Hängen, in den höheren Bergregionen kennt man Spätfrostbeschädigungen kaum; die warmen Tieflagen sind es, in welchen sich am häufigsten und schädlichsten Spät- und Frühfröste einstellen.

Jeder Forstmann weiß, daß, wo immer er den Bestandschluß beseitigt, auf der kahlen, sich allmählich begrünenden Fläche die vorher dort unbekannten Früh- und Spätfröste sich einstellen, um so eher und gefährlicher, je größer die Kahlfläche, je mehr die Vergrasung zunimmt und je weniger die Luft von der kahl gelegten Fläche abfließen kann. Es ist nur eine Verallgemeinerung dieser Erscheinung, wenn versucht wird, das Problem des Kälterückfalls unter Null über eine ganze Landschaft hinweg zum Schaden seiner Kulturgewächse zurückzuführen auf die Entwaldung und die Umwandlung der Waldvegetation durch die Thätigkeit des Menschen; die Luftschicht der tiefsten Abkühlung, die vor der Entwaldung über dem Dach des Waldes liegt, sinkt nach der Entwaldung unter weiterer Abkühlung auf die Bodenoberfläche herab.

Deutschland war, als Tacitus sein „Germania silvis horrida“ schrieb, dicht mit einem aus Eichen, Eschen, Ulmen, Buchen, Ahorn, Linden zusammengesetzten Wald bedeckt, nur in höheren Elevationen, an Nordhängen von Mittelgebirgen stockten auch Tannen und Fichten; auf sandigen Bodenaussormungen, sowie auch sonst einzeln im dunklen Nadel- und im Laubwald erschien die Föhre. Konnte es zur Zeit, als die natürliche Vegetationsdecke, der Wald, dem Boden entsproßte, Spät- oder Frühfröste gegeben haben? Nein! Wie verschieden liegen aber die Verhältnisse heute! Ein Kälterückfall im Mai findet in Deutschland ungefähr drei Viertheile der Bodenoberfläche mit Grasarten bedeckt, die den Boden am meisten abschließen und die Erwärmung der Luft über ihm hindern; aber auch im Wald selbst sind die größten Veränderungen vor sich gegangen; an Stelle des im Frühjahr leicht Wärme aufnehmenden und abgebenden kahlen Laubwaldes ist auf großen Flächen hin der die Winterkälte bewahrende, den Boden beschattende immergrüne Nadelwald getreten.

In Ostamerika ist die Entwaldung noch nicht so weit vorgeschritten wie bei uns, und vor allem hat der dortige Laubwald der Ebenen und des Hügellandes noch keine Umwandlung in immergrünen Nadelwald über sich ergehen lassen müssen. Die Amerikaner des Ostens rühmen sich, daß bei ihnen Spätfröste „fast ganz unbekannt“ seien. Sie stehen also augenscheinlich in der Uebergangsperiode aus der spätfrostfreien in die zunehmend daran reicher werdende neuere Zeit.

Japans Hauptinsel ist längst so weit entwaldet wie Deutschland; der Laubwald der Ebene und des Hügellandes ist in immergrünen Nadelwald umgewandelt; trotz der insularen Lage sind Maifröste im Innern der Hauptinsel bekannt und dort, da sie das Laub und die beginnenden Triebe des Maulbeerbaumes vernichten, ganz außerordentlich gefürchtet.

Es fragt sich nun, warum ist, wenn diese Temperaturabnahme, die Klimaverschlechterung in Deutschland besteht, der Nachweis hievon bisher den Meteorologen entgangen? Einmal sind die Stationen hiefür nicht günstig genug postirt, sie müßten jahrzehntelang thätig sein, ohne daß in ihrer Umgebung etwas anderes sich änderte als die Vegetationsdecke; so aber liegen sie zumeist an oder in Städten, wo durch das Anwachsen der Rauch- und Wärmequellen die Temperatur in Zunahme begriffen ist. Beträgt doch schon die Temperaturdifferenz zwischen der Umgebung Münchens, z. B. Neuwittelsbach, und dem Innern der Stadt bis zu 4° C, um welchen Betrag kalte Nächte und heiße Tage in der Peripherie Münchens kühler sind als im Zentrum der Stadt.

Davon aber abgesehen, könnte die Temperaturabnahme nicht in der Abnahme der Jahresisotherme sich zeigen, denn so weit die Temperatur der Luft durch die Begrünung unter das Normale sinkt, so weit wird sie nach Verschwinden der Begrünung wieder über das Normale erhoben.

Der Grundgedanke obiger Ausführungen wäre somit: Die Verstärkung und Verlängerung der Kälterückfälle, insbesondere im Mai und Juni, sind der zunehmenden Begrünung und Beschattung

des Bodens, der zunehmenden Abschließung des Bodens gegen Wärmeaufnahme und Ausstrahlung zuzuschreiben; um so tiefer sinkt dabei die Temperatur, je mehr die ursprüngliche Vegetationsdecke, der Wald, dahinschwindet, Grasarten an seine Stelle treten, je mehr im Wald selbst an Stelle der Laubhölzer Nadelbäume treten.

Es müssen weitere Forschungen feststellen, wie weit in einer Landschaft von annähernd gleicher Bodenausformung und Klimalage, z. B. auf der bayerischen Hochebene, die Entwaldung und Waldumwandlung gehen darf, ohne daß die bei uns bis jetzt noch zu den erträglichen Ausnahmen zählenden Mai- und Junifröste zur unerträglichen Regel werden, ohne daß Getreide- und Forstkulturen ständig geschädigt, der Obstbau aber eine Unmöglichkeit wird.

Hans Hoffmann.

Eine Studie von Dr. Geppert.

Es ist schwer, einem bedeutenden Dichter auf engem Raume gerecht zu werden. Die übliche, bequeme Schablone: biographische Notizen, Besprechung der wichtigsten Werke — ist nicht imstande, ein leidlich lebensvolles Bild zu geben. Die große Mannichfaltigkeit eines wahren Poeten gestattet es aber auch nicht, ihn als Menschen und Dichter in wenigen Spalten nach allen Seiten hin zu beleuchten. Beschränkung ist also die erste Pflicht, und ihr zu folgen ist schwer, wenn man sie einem Dichter gegenüber anwenden muß, den man lieb gewonnen hat. Hans Hoffmann ist es, der uns in den folgenden Zeilen beschäftigen soll, und wer etwas von seinen besseren Werken kennt, wer ein Gefühl für herzerquickenden Humor und tiefe, wahre Naturempfindung, für Schönheit und Einfachheit hat, wird sich nicht wundern, daß man ihn lieb gewinnen, daß man über seiner Bedeutung vereinzelte Schwächen übersehen kann.

Hans Hoffmann wurde am 27. Juli 1848 zu Stettin als Sohn eines Predigers geboren. Eine freudenreiche, glückliche, ungebundene Jugend durfte er verleben. 1866 bezog er dann die Universität, widmete sich an verschiedenen Hochschulen dem Studium des Deutschen und der alten Sprachen, fand besonders in Berlin gleichgesinnte und gleichbegabte Freunde, mit denen ihn zum Theil noch heute ein festes Band verknüpft. Ganz Anfang der 70er Jahre bestand er seine Examina und trat 1872 seine Lehrthätigkeit an verschiedenen Gymnasien an — doch er fand keine Befriedigung. Glücklicherweise war es ihm bald vergönnt, die Quälerei durch einen längeren Aufenthalt in Italien zu unterbrechen, wo er zum Theil wieder im Verein mit den Berliner Freunden des Glücks die Fülle genoß, versunken im Schauen von Roms Herrlichkeiten. Aus dieser Zeit stammen seine ersten lebensprühenden Gedichte, während die früheren von einem ungesunden, weltschmerzlerischen Pessimismus durchtränkt sind, der diesen Jugendjahren so leicht anhaftet. Die Rückkehr nach Deutschland bedeutete dann für ihn das Ende der goldenen Freiheit, und die Fessel des verhaßten Berufes drückte schwerer denn je. 1875 ließ ihn eine Reise nach Norwegen sein Talent zur Novelle entdecken, „Lyshätta“ und „Zwischen den Schären“ sind damals wohl entstanden, auch „Brigitta von Wisby“ verdankt ihre Entstehung wohl damals gewonnenen Eindrücken, aber noch wagte er es nicht, die Last des Amtes abzuschütteln, um das meist recht kärgliche Loos eines deutschen Dichters auf sich zu nehmen. Doch auch ihm sollte wieder die Stunde der Freiheit schlagen. Nach schweren inneren Kämpfen faßte er 1879 den entscheidenden Entschluß, entließ der Schule und suchte im sonnigen Hellas Erholung und Anregung und fand sie in reichem Maße.

Damit ist alles gesagt, was sich über sein äußeres Leben sagen läßt, wenigstens alles, was zum Verständniß seiner Entwicklung nothwendig ist. Sein späteres Leben verläuft ohne alle Zwischenfälle. 1883 fand er die Frau, die ihn beglücken konnte und mit der er auch das Glück gefunden hat, das er von der Ehe erhoffte. Die üblichen kleinen äußeren und inneren Sorgen, Geldnoth und Kindersegen ꝛc. blieben nicht aus, und so lebt er jetzt in stillem, häuslichem Glück, einzig mit seinen poetischen Arbeiten beschäftigt, im waldumschlossenen, schönen Wernigerode, unberührt vom Treiben der Welt, unbeeinflußt vom modernen literarischen Gezänk ein in sich gefestigter Mann, ein ganzer Dichter — abseits vom Wege.

Wie er so schön durch seinen Wohnort fern steht dem hypermodernen literarischen Treiben, so zeigt auch seine Dichtung eine völlige Abkehr hievon. Er wurzelt in festerem Boden; seine Werke entspringen einem tiefen, ihn völlig beherrschenden Schönheitsbedürfniß, das aber zu einer festen Anschauung sich verdichtet hat, die er gewonnen hat auf dem klassischen Boden Italiens und Griechenlands, geschöpft aus den Werken unsrer unsterblichen großen Dichter, die beruht auf einer vielseitigen gründlichen Bildung und auf seiner eigenen festen, männlichen Individualität. Er sucht und findet die Schönheit in der Einfachheit. Man wird diesen Ausdruck richtig verstehen. Hoffmann vermeidet nicht etwa das Bedeutende, das wahrhaft Tragische, dafür sind Beweis genug sein „Landsturm“ (2. Aufl. Berlin, bei Paetel 1893) oder die kurze Erzählung „Irrlicht“ in „Von Frühling zu Frühling“ (ebenda, 3. Aufl., 1898), sondern er geht nur dem überflüssig Komplizirten aus dem Wege, vermeidet allen unnöthigen Ballast, richtet seine Aufmerksamkeit nur auf die eine, von ihm als poetisch schön empfundene Seite seines Gegenstandes. Das ist das Grundprinzip seines Schaffens, von dem aus sich alle Eigenthümlichkeiten seiner Muse erklären und würdigen lassen, die man z. B. immer im Auge behalten muß, um seine Charaktere völlig verstehen zu können. Wir werden hierauf noch öfter zurückkommen müssen.

Hans Hoffmann ist durch und durch Novellist. In dieser Form kann er, ganz seinem humoristisch-behaglichen Wesen entsprechend, seine Stoffe in behaglicher Breite entwickeln, die aber nie übertrieben ist, so daß man fast den widerspruchsvollen Ausdruck „in behaglicher Knappheit“ gebrauchen möchte. Wie natürlich hat auch er als Lyriker begonnen, doch will der Band Gedichte, die er unter dem Titel „Vom Lebenswege“ (2. Ausg. Leipzig, bei Liebeskind 1896) hat erscheinen lassen, unter seinen Werken wenig besagen, obwohl sich wahre Perlen lyrischer Poesie unter diesen Gedichten finden, namentlich unter denen mit humoristischer Klangfarbe (cf. S. 126, 127, 812, 322, 835). Ein näheres Eingehen hierauf wird schon deßhalb unnöthig; erspart wird es uns außerdem dadurch, daß sie schon eine eingehende und liebevolle Besprechung durch Otto Seeck erhalten haben. (Abgedr. im Verlagskatalog von A. G. Liebeskind, Leipzig 1894.) Einer Eigenschaft, der dort auch gedacht ist und die diese Gedichte schon durch ihren Titel verrathen, muß aber hier gedacht werden. Sie treten uns als Gelegenheitsgedichte im besten Sinne des Wortes entgegen, als Ausflüsse momentaner Stimmungen, kleiner Erlebnisse, die einen sofortigen poetischen Niederschlag fanden, dabei aber in einer seltenen, abgerundeten Formvollendung. Das ist für das ganze Wirken unsres Dichters charakteristisch. Fast in jedem Werk lassen sich Bezüge auf sein Leben finden, auf seine Eigenarten und auf die ihm nahestehender Personen. Dies geht so weit, daß sich an einzelnen Stellen diese Hinweise sogar durch direkte Namennennung noch lebender Personen kenntlich macht.

Man ist versucht, den erwähnten, rein persönlichen Einflüssen weiter nachzuspüren, und die Ausbeute ist eine verblüffend reiche. Leider müssen wir uns hier ein näheres Eingehen darauf versagen, nur einzelne Punkte mögen als Beweis für unsre Behauptung Erwähnung finden. Schon eine Zusammenstellung der Jahre, in denen die Werke erschienen, mit den Gegenden, in denen sie spielen, liefert, wenn man das Leben des Dichters kennt, den Beweis, daß er in bestimmten Zeiträumen immer unter bestimmten Einflüssen gestanden. Wie seine Erlebnisse als Lehrer ihren poetischen Niederschlag im „Gymnasium von Stolpenburg" und „Iwan dem Schrecklichen und sein Hund" (beide in Berlin bei Paetel gedruckt) gefunden haben, fällt in die Augen. Ein verfehltes Liebesverhältniß, das er in dieser unglücklichen Zeit angeknüpft hat und über dessen Wesen uns die Gedichte unter der Ueberschrift „Täuschung" (S. 171—204) näheren Aufschluß geben, spiegelt sich mehrfach wieder in einem bei ihm beliebten Motiv, dem des An-einandervorbei-liebens, besonders deutlich aber wieder in „Iwan dem Schrecklichen", wo dieses Verhältniß direkt zum Mittelpunkt der Handlung gemacht ist. Wahrhaft rührend muthet uns der in „Spätglück" verwerthete Zug an, wenn man weiß, daß Hoffmanns jetzige Frau schon als Braut graue Haare hatte. Das ließe sich fast ins Unendliche vermehren. Seine Studien als klassischer Philologe, speziell die Beschäftigung mit Homer, tritt uns in „Der Erzengel Michael" (Im Lande der Phäaken. Berlin bei Paetel, 1884) entgegen, seine germanistischen Arbeiten in eigenthümlichen Versformen seiner Gedichte, im „feigen Wandelmar" (Ein erzählendes Gedicht in vier Gesängen, nach einer altdeutschen Sage. Leipzig bei Liebeskind) in der „Handschrift A" (Gymnasium von Stolpenburg) u. s. w. Doch, wie gesagt, diese Ausführungen würden uns zu weit führen. Zwar bieten sie für den, der sehen kann, die interessantesten Einblicke in die Werkstätte unsres Dichters, zeigen uns, wovon seine poetische Konzeption ausgeht, und lassen uns so einen Einblick in die Entwicklung seiner Gedankenarbeit, in die Eigenart seiner Phantasie thun, doch uns thut Beschränkung noth. Nur eines mag noch erwähnt werden, was charakteristisch für seine Arbeitsweise ist, was uns zeigt, wie ernst er nach dem Ideal der Vollendung und künstlerischen Abrundung strebt, was schon allein ihn hinaushebt über die Reihe der modernen Dichter, die sich verpflichtet fühlen, das Publikum alljährlich zum Weihnachtsfest mit einem neuen Werk zu beglücken, was bei der großen Zahl seiner Werke und der verhältnißmäßig kurzen Zeit seines Schaffens Zeugniß ablegt für den rastlosen, bewundernswerthen Fleiß dieses Mannes: das ist seine peinliche Sorgfalt im Ausfeilen seiner Werke. Nur eine Thatsache ist mir zufällig bekannt geworden, doch ich glaube, sie genügt: eine seiner neuesten und durchaus nicht besten Novellen „Die Kreuzotter" (Allerlei Gelehrte. Berlin bei Paetel) hat er nicht weniger als siebenmal völlig umgearbeitet.

Für die Werke Hans Hoffmanns ließen sich die mannichfachsten Eintheilungsprinzipien aufstellen. Mit Leichtigkeit könnte man sie nach den Lokalitäten behandeln, in denen sie spielen, wobei sich eine zeitliche Eintheilung und eine solche nach verschiedenen Motiven von selbst ergeben. Auch rein äußerlich könnte man die größeren Arbeiten, die Romane und oder dieser Form sich nähern, von den kleineren Novellen abtrennen; hier aber — der Grund wird sich von selbst ergeben — soll ein anderes Prinzip befolgt werden, bei dem allerdings die einzelnen Theile fast immer ineinander fließen, das aber die Möglichkeit ergibt, die spezielle Eigenart unsres Dichters zu beleuchten; es ist eben weniger eine Eintheilung seiner Werke als vielmehr seiner Schreibweise.

Dreierlei ist es, was uns als charakteristisch in seinen Schriften auffällt. In dem Werk, das wohl die meiste Verbreitung gefunden hat, im „Gymnasium von Stolpenburg", wozu man noch „Iwan den Schrecklichen" fügen mag, wird Jedem der eigenthümliche, herzerquickende Humor Hans Hoffmanns auffallen, durch den er auch die trübsten Stoffe erhellt. Wie der Dichter mit seinem einfachen, dabei aber doch meisterhaft plastischen Stil sich von jedem übertriebenen Pathos fernhält und so ein gewisses Stehen über dem Stoff, eine Art von Objektivität zeigt, so entspringt auch dieser Humor dem Umstande, daß er bei Erzählung der tragischen Schicksale nicht sich selbst völlig mit fortreißen läßt. Der in seinem eigenen Wesen begründete, in jetziger Zeit doppelt erquickliche wahre Optimismus spricht sich in seinen sämmtlichen Werken aus, am klarsten in den reifsten und besten. Hierauf beruht sein Humor, und selbst da, wo dieser nicht direkt in einzelnen Scenen oder Schilderungen hervortritt, hinterläßt die Lektüre seiner Schriften nirgends eine unerquickliche, niederdrückende Stimmung, sondern eine ruhige Sonntag-Nachmittags-Stimmung, ein gewisses Behagen selbst dort, wo wir so tragischen Schicksalen gegenüberstehen, daß wir nur mit Mühe eine Thräne unterdrücken. Wir stehen eben mit dem Dichter über dem Stoff, und seine Leyer kennt nur reine, vollausklingende Accorde, nie schrille, unaufgelöste Dissonanzen (vgl. „Publius" und „Verfehlter Beruf" im „Gymnasium zu Stolpenburg"). Manche seiner Novellen, so schon ein Theil derer, die im Süden spielen („Unter blauem Himmel", „Neue Korfu-Geschichten", „Im Lande der Phäaken"; sämmtliche in Berlin bei Paetel erschienen) sind gänzlich von diesem sonnigen Humor erfüllt. Am klarsten und für unsre Zwecke in der dezeichnendsten Weise aber tritt er in Hoffmanns neuesten Novellensammlungen hervor: „Allerlei Gelehrte" und „Aus der Sommerfrische" (beide erschienen in Berlin bei Paetel). Eine nähere Betrachtung des Humors, wie er sich hier wiederspiegelt, wird uns zugleich einen Schritt weiterbringen. Hoffmann führt das Humoristische durch eine eigene Art, einen Charakter zu betrachten und zu schildern, herbei. Gerade bei ihm fällt einem der große Unterschied, der zwischen Humor und Komik besteht, in die Augen. In einzelnen Erzählungen fehlt es selbstverständlich nicht an komischen, selbst derbkomischen Situationen, durch die konsequente Durchführung der Charaktere werden solche sogar häufig genug herbeigeführt —, doch das ist nicht das Wesentliche, das ist Beiwerk. Aufgebaut ist sein Humor, wie gesagt, auf den Charakteren, die an sich durchaus nicht komisch gedacht sind. Wir haben früher gesagt, daß Hoffmann die Schönheit in der Einfachheit findet, und das bestätigt sich hier. Man kann einen Charakter unter verschiedenen Gesichtswinkeln betrachten. Die besonders in der modernen Literatur übliche Anschauung geht von der Thatsache aus, daß der Charakter etwas zusammengesetztes, kompliziertes ist und in dem Bemühen, getreu der Natur zu folgen, liefert sie uns statt einheitlicher Gemälde kunstvolle Mosaiken, an denen man nur zu deutlich die Verbindungslinien der einzelnen Steinchen noch sieht und empfindet. Dennoch wird auch sie bei der Hervorhebung des augenblicklichen Zweckes zu besonderer Betonung einzelner Züge gezwungen und stellt so halb wider Willen und deßhalb unvollkommen eine gewisse Einheitlichkeit wieder her. Umgekehrt handelt Hans Hoffmann. Er betrachtet jeden Charakter nur von einer, der poetischen Seite. Diese hebt er hervor und bildet sie nach allen Seiten hin aus. Damit gewinnt er ungemein plastische Gestalten, die sich dem Gedächtniß unvergeßlich einprägen. Alle Züge, die er, um das Bild lebensvoll zu gestalten, herbeiträgt, zielen immer auf diesen einen Hauptpunkt hin, und indem er zwei verschiedene, häufig direkt entgegengesetzte Figuren dieser Art

Digitized by Google

gegenüberstellt, führt er dadurch meist den Konflikt herbei. Darin liegt nach dieser Richtung hin zugleich seine Größe und seine Schwäche. In den kleineren novellistischen Arbeiten erscheint diese Darstellung völlig lebenswahr. An der Figur des „blinden Mönchs“ (Neue Korfu-Geschichten) wird Niemand etwas vermissen, obwohl wir von seinem Charakter thatsächlich nur den einen Zug kennen lernen, den maßlosen Trieb nach Schönheit, der schon als Schuld empfunden wird. Ganz analoge Beispiele bietet uns „Die Reise nach Athen“ oder „Publius“ (Gymnasium zu Stolpenburg), desgleichen die Novellen „Ruhm“ oder „Iwan der Schreckliche und sein Hund“ ꝛc. Völlig anders gestaltet sich aber das Bild, wenn wir den Blick auf die größeren Arbeiten richten. Das typische Beispiel bietet uns hier „Der eiserne Rittmeister“, doch könnte man ebensogut „Wider den Kurfürsten“ oder den geradezu grandiosen „Landsturm“ heranziehen (sämmtlich erschienen in Berlin bei Paetel). Die großen Vorzüge des „Eisernen Rittmeisters“, der sicher unter unsern historischen Romanen mit an erster Stelle genannt werden muß, sollen hier nicht geleugnet werden. Wer aber völlig unbefangen an dieses Werk herantritt und nur an der moderneren, oben gekennzeichneten Manier groß geworden ist, wird sicher nicht das Gefühl los werden, daß er hier einem Starrem, Uebertriebenem gegenübersteht, und das gilt nicht nur von der Hauptfigur, dieser Verkörperung des kategorischen Imperativs, sondern ebensogut von den nebensächlicheren Personen. Hat man sich aber hiemit abgefunden, so wird man nicht nur über den sonstigen wunderbaren Schönheiten diese Eigenthümlichkeit vergessen, sondern man wird im Laufe der Erzählung auch an ihr selbst nichts mehr auszusetzen haben, mit so verblüffender Konsequenz sind diese Charaktere durchgeführt. Es geht einem ähnlich wie bei Ibsen. Auch dessen Charaktere erscheinen besonders dem, der die nordische Natur nicht kennt, zunächst häufig wunderlich verschroben. Erkennt man aber ihre Grundlage an, so kann man sich der mit fast mathematischer Konsequenz durchgeführten Darstellung nicht verschließen. Dieses aber scheint mir der Grund zu sein, der das moderne Publikum — weßhalb? das mag es sich selbst sagen — besonders den größeren Werken Hans Hoffmanns entfremdet, dies der Grund, weßhalb seine größte Bedeutung auf dem Gebiete der Novelle liegt, was er selbst, wie seine Produktion beweist, auch voll und klar erkannt zu haben scheint.

Und nun können wir wieder zu unserm Ausgangspunkt zurückkehren, dies ist der Punkt, in dem sich sein Humor mit seiner Charakterzeichnung berührt, oder richtiger, aus ihr hervorsprießt. Schon der Rittmeister Jageteufel kann uns hiefür den Beweis liefern. An sich und in sich ist diese Figur weder komisch noch humoristisch. Ihre, wenn der Ausdruck erlaubt ist, Verschrobenheit könnte unter Umständen sogar eher unser Mitleid erwecken. Indem wir aber mit dem Dichter ihren Charakter aus der Vogelperspektive betrachten, indem sie selbst sich durch ihren Charakter in komische Situationen bringt oder durch ihre Gegenspieler, in diesem Fall hauptsächlich der Kreisphysikus Gugelmann, in solche versetzt wird, um sie von ihren Eigenthümlichkeiten zurückzubringen, wirkt sie selbst als Charakter nie komisch, wohl aber humoristisch. Doch wir wollten auf ein neueres Beispiel exemplifiziren. Wir wählen dazu in der Sammlung „Aus der Sommerfrische“ die erste kleine Erzählung „Auf nie erstiegenem Gipfel“. Das beliebte Schwiegermutter-Thema ist hier behandelt, nur ist es dahin variirt, daß die scheinbar böse Schwiegermutter eine durch und durch herzensgute, freilich auch stark energische alte Dame ist. Auch die Wittwe Päske ist an sich in ihrer Mutterliebe durchaus keine komische Person, im Gegentheil liebenswerth und geliebt. So, wie sie uns aber vorgeführt wird, aufgehend in ihrem Beruf als Schwiegermutter, wirkt sie gerade dadurch unwiderstehlich humoristisch. Diesmal ist sie selbst stets das treibende Element, das die humorvollen Situationen herbeiführt. Dennoch entringt sie uns nirgends ein brutales Lachen, wie beim Anhören eines derben, guten oder schlechten Witzes, nur ein behagliches Lächeln ruft auch hier Hoffmanns Humor hervor, obgleich die Novelle in ihrer Art zu den krassesten seiner Muse und nicht zu den besten gehört. Es geht Einem bei den besten humoristischen Figuren Hoffmanns so wie Frau Doris Seybold gegenüber dem eisernen Rittmeister: Man lacht über sie und verehrt sie doch —, ja eine aufrichtige Liebe zu ihnen läßt sich nicht unterdrücken (cf. III. Bd., S. 225). Und das ist wohl das Beste, was man von den Figuren und Werken eines Dichters aussagen kann.

Doch auf den beiden bisher gekennzeichneten Gebieten, die unaufhörlich ineinander übergehen, unlöslich miteinander verknüpft sind, liegt nicht Hoffmanns eigentliche Bedeutung. Am tiefsten zu ergreifen, mit der feinsten Kunst sich in unser Herz zu schmeicheln weiß er als stimmungsvoller Naturschilderer. Hoffmann hat viel gesehen, und alles, was er geschaut, führt er uns in seinen Dichtungen vor. Italien und Griechenland, Norwegen und die Alpen, die verschiedensten Gegenden Deutschlands, alles das zieht an uns vorüber. Am festesten wurzelt er selbst aber am Strand der Ostsee, mit dem ihn freudige Jugenderinnerungen verknüpfen, der ihn an die schwersten Stunden seines Lebens gemahnt. So führt er uns mit Vorliebe in diese Gegenden, und mit ihnen sind seine besten und reifsten Werke eng verknüpft. Zur Erkenntniß seiner wahren Begabung ist er im sonnigen Süden gekommen, doch als Deutscher, als echter Pommer, findet er die schönsten Perlen im nebeligen, düsteren, feuchten Norden — und auch das führt ihn unserm Herzen nahe. Hoffmann versteht es in meisterhafter Weise, durch Naturschilderungen Stimmungsbilder der feinsten und zartesten Art zu entwerfen. In seiner unzweifelhaft besten Novelle „Spätglück“ (Von Frühling zu Frühling) geht er so weit, fast auf jedes Beiwerk zu verzichten. Die beiden Personen, die hier eingeführt werden, sind lediglich Staffage. Sie drücken in ihren einfachen Worten nur die Stimmung aus, die das ganze Landschaftsbild erweckt: stille, fast sonnige Resignation. Ganz ähnlich steht es mit „Sonnenwende“ in derselben Sammlung, doch drängen sich hier schon einzelne humoristische Züge mehr in den Vordergrund. Ebenso meisterlich versteht er es, durch eingeschobene Naturschilderungen die Stimmung anzudeuten, die über dem ganzen Werk liegt; so beschaffen sind der Eingang der Erzählung „Irrlicht“ (Von Frühling zu Frühling) und die großartigen Darstellungen im „Landsturm“ (Berlin bei Paetel). Später ist Hoffmann dieser Neigung so weit gefolgt, daß er Märchendichtungen der Oeffentlichkeit übergeben hat. Die „Bozener Märchen“ und vor allen Dingen die „Ostsee-Märchen“ (beide erschienen in Leipzig bei Liebeskind) sind hier rühmend zu nennen.

Es ist hier nicht möglich, im einzelnen diese Schriften durchzugehen, um die Art seiner Schilderung und den Kreis der Stimmungen erschöpfend zu behandeln. Nur auf eines kann wiederum aufmerksam gemacht werden. Sehen wir in einzelnen der genannten Schriften zu, wie Hoffmann seine Wirkung hervorruft. Im „Spätglück“ zum Beispiel ruht der Schwerpunkt der ganzen Schilderung auf der einen Beobachtung, daß die Blätter des Waldes fallen und fallen müssen; wenn ihre Zeit gekommen, sinken sie auch bei prachtvollstem, ruhigem Sonnenschein. Das ist der Punkt, worauf alles hinstrebt, von der Schilderung dieses Vorgangs hängt alles ab, und so schließt die Novelle auch mit den resignirten Worten, in denen sie gipfelt: „Und morgen werden die Blätter fallen“. In gleicher Weise liegt in der „Sonnenwende“ der Hauptton einzig und allein auf dem

Digitized by Google

geheimnißvollen Weben und Walten und Wachsen des Lichtes in der Sommernacht. Im „Irrlicht“ werden wir durch eine ganz kurze Schilderung sofort eingeführt in die dumpfe, unheimliche, bedrückende Stimmung, die über der ganzen Erzählung ruht. Wir befinden uns an der Ostseeküste in der Düne. In den meisten Fällen würden wir zur Hervorbringung der gewünschten Stimmung einen großen Apparat an dunkel drohenden Wolkenbänken, heulendem Wind, dumpfbrausendem Meer, scheu und ängstlich flatternden Möven ꝛc. vorfinden. Nichts von alledem bietet Hoffmann. Schwere, glühende Mittagssonne liegt über der Landschaft, und diese wird abgeschlossen durch dichten, nicht einmal das Sonnenlicht durchlassenden Nebel. In der Ferne „klingt schauerlich das dumpfe Brausen des Meeres in die Wüsteneinsamkeit, wie etwas fremdes, unzugehöriges, rätselhaftes, wie das Brausen eines unbekannten Windes“. Worauf Hoffmann aber Gewicht legt, das ist wieder ein ganz vereinzelter Punkt, aber ein Punkt, der die gewünschte Wirkung hat. Hoffmann betont die Schwierigkeit, in dem tiefen, trockenen Sand zu gehen, und auch das deutet er nur durch einzelne Ausdrücke an: „Ein einsamer Wanderer watete — langsam durch den heißen Sand.“ „Der Wanderer blieb von Zeit zu Zeit stehen. . . . Dann pflügte er weiter seinen einsamen Weg.“ Das gleiche Motiv ist von Hoffmann in „Der Todten Sehnsucht“ (Ostsee-Märchen) verwerthet, in vielleicht noch meisterhafterer Weise: „Und mit weiten Sehnsuchtsschritten hasteten sie landauswärts quer über den Strand, bis wo die Steile des Dünenhangs gleich einem Burgwall sich erhob.

Und die schweigenden Schaaren begannen aufzuklimmen mit stürmischem Bemühen durch den tiefen, trugvoll weichenden Sand, allein ewig vergeblich; immer schienen sie dem Höhenrand keuchend zu nahen und erreichten ihn doch niemals. . . .“

Wir können nicht weiter auf Einzelheiten eingehen, können nicht die tief empfundenen „Dünenbilder“ seiner Gedichte analysiren, uns nicht beschäftigen mit den schon erwähnten großartigen Dünenschilderungen des „Landsturmes“ — so verlockend es auch ist. Das, worauf es uns hier ankommt, ist wohl auch so schon zur Genüge kenntlich. Auch so tritt es schon hervor, daß sich in seinen Schilderungen eine wunderbare Einheitlichkeit zu erkennen gibt, die Mancher vielleicht Einseitigkeit nennen wird, aber sicher mit Unrecht. Es macht den Eindruck, als ob diese Eigenthümlichkeit unsres Dichters in einer angeborenen Blickrichtung begründet liegt. Er sieht gewissermaßen von einer Landschaft nur einen Punkt, wie von einem Charakter nur eine Seite, die wesentliche, für den bestimmten Zweck poetische Seite.

Damit ist der Kreis geschlossen. Wenn unsre Beobachtungen richtig sind, so zeigt die dichterische Individualität Hoffmanns eine überraschende Einheitlichkeit. Die für seine Begabung wichtigsten Seiten: sein Humor, seine Charaktere, seine landschaftlichen Stimmungsbilder passen in verblüffender Weise zu dem, was wir am Anfang als sein Schönheitsideal aufgestellt haben: Schönheit in der Einfachheit, das heißt in der Einheitlichkeit.

Weder das dichterische Können, noch das Wesen dieses Mannes, dieses wahren Dichters, ist damit erschöpft. Ebenso fehlen die üblichen Inhaltsangaben mit den kurzen, allgemeinen Urtheilen und Vergleichen, die dann die beliebten literarischen Gespräche unter Leuten ermöglichen, die von der Sache selbst nichts wissen. Doch das war auch nicht unser Zweck. Nicht einmal wesentlich Neues und Unbekanntes an Thatsachen konnte geboten werden, vielleicht aber bietet die Betrachtungsweise einiges Interessante und Wissenswerthe, vielleicht ist sie geeignet — und damit ist der Verfasser völlig befriedigt —, diesem Mann und seinen Werken wieder einige neue Verehrer zuzuführen, denn er verdient es. Mit vollem Recht hat Otto Seeck seine Besprechung von Hoffmanns Gedichten mit den Worten abgeschlossen, mit denen auch wir schließen wollen, „daß in Hans Hoffmann ein echter Dichter aufgestanden ist, um das muthlose Gejammer derjenigen Lügen zu strafen, welche unsrer Zeit die künstlerische Schöpferkraft absprechen wollen.“

Mittheilungen und Nachrichten.

-tt. **Alfred Zimmermann: Die Kolonialpolitik Großbritanniens.** (Berlin, S. Mittler u. Sohn. I. Theil: Von den Anfängen bis zum Abfall der Vereinigten Staaten, mit drei farbigen Karten in Steindruck. 1898. 478 S. 8°. II. Theil: Vom Abfall der Vereinigten Staaten bis zur Gegenwart. 407 S. 8° 1899.) — Die reiche Literatur Deutschlands, welche sich auch auf die abgelegensten und undankbarsten Gebiete des Wissens erstreckt, weist bisher eine klaffende Lücke auf. Ueber die Geschichte sogenhafter Völker, über prähistorische Vorgänge vermag man sich ohne weiteres in den Werken deutscher Gelehrter zu unterrichten, über die Ereignisse auf dem Gebiete der kolonialen Politik der modernen Staaten fehlte aber bisher jede irgendwie erschöpfende Darstellung. In den 40er und 50er Jahren haben ein paar Anfänge stattgefunden; es sind einige Bücher über die Geschichte verschiedener amerikanischer Staatswesen, sowie über Indien erschienen. Da sie aber keine Beachtung zu erringen vermochten, schlief diese Literatur bald wieder ein. In Deutschland fehlte nicht allein Interesse, sondern auch Verständniß für die Vorgänge in überseeischen Ländern und bei dem Publikum wie bei den Gelehrten. Es machten sich eben die Folgen der jahrhundertelangen Absperrung vom Welthandel, die gezwungene Beschränkung auf europäische Angelegenheiten auch hier geltend. Erst in den letzten Jahren, seit Deutschland daran gegangen ist, sich einige Brocken des Erdballs zu sichern und sich der Bevormundung der Seemächte zu entziehen, ist das anders geworden. Es regt sich unter den Deutschen der Drang, die Erfahrungen der Vorläufer in überseeischer und kolonialer Politik kennen zu lernen, und daraus, soweit wie möglich, Nutzen zu ziehen. Der Verfasser des vorliegenden Buches, dem wir mehrere große aktenmäßige Werke auf dem Gebiet der Handelspolitik verdanken und der seit Jahren in der deutschen Kolonialverwaltung thätig ist, hat den kühnen Versuch gemacht, eine Art Lehrbuch der gesammten Kolonialgeschichte zu verfassen und so eine sehr erwünschte Ergänzung zu allen unsern universalgeschichtlichen Werken, welche die kolonialen Dinge durchweg nur flüchtig streifen, zu geben. Vor drei Jahren hat er eine Darstellung der kolonialen Entwicklung Spaniens und Portugals von den Anfängen bis zur Gegenwart gegeben (vergl. Beilage vom 2. Dezember 1896 Nr. 280), jetzt liegt die Geschichte der englischen Kolonialpolitik in zwei Theilen vor. Wer das Buch liest, wird sich überzeugen, wie wenig auch der Gebildete von den wirklichen Thaten und Erfahrungen Englands auf diesem Gebiet weiß und wie lang es doch gedauert hat, ehe England die Meisterschaft darin erworben hat, die ihm jetzt allgemein zuerkannt wird. In dem ersten Theil der kolonialen Geschichte Englands sind jedenfalls die von seiner Regierung begangenen Fehler weit zahlreicher als die Erfolge. Alle Jugendthorheiten, die deutscherseits auf kolonialem Gebiet vorgekommen sind, kann man auch in der älteren Kolonialpolitik Englands beobachten. Englands Kolonialpolitik bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts war von denselben merkantilistischen Gesichtspunkten beherrscht, wie die Frankreichs, Hollands und Spaniens. Wenn ihre Ergebnisse nicht ganz so schlecht waren wie bei diesen Ländern, so kommt das Verdienst dafür nur der unangreifbaren, insularen Lage Englands und seiner geschickten und rücksichtslosen Gesammtpolitik zu. Der Wendepunkt in der Geschichte der englischen Kolonialpolitik war der Abfall der Vereinigten Staaten. Dieses Ereigniß, das England Hunderte von Millionen und so viele Menschen gekostet hat, und als nationales Unglück und als Ende der Ueberseepolitik angesehen wurde, hat die Briten zu der Erkenntniß der Bedingungen einer gesunden Kolonisation gebracht. In kurzen,

aber kräftigen Zügen schildert Zimmermann diesen für die Welt so folgenreichen Umschwung. An der Hand der Aeußerungen der Zeitgenossen läßt er uns sehen, wie die englische Staatsleitung erst aus Furcht vor weiterem Mißgeschick, dann bewußt den Weg einschlug, der Großbritannien zu jener heutigen Machtstellung geführt hat. Wir sehen das britische Kolonialreich in Afrika, Australien, Amerika und Asien Schritt für Schritt aus den bescheidensten Anfängen emporwachsen; machen die wiederholten schweren Krisen mit, welche zu bestehen waren, und beobachten, wie die Entwicklung der Verwaltung Hand in Hand mit den Bedürfnissen der Kolonien und des Mutterlandes selbst geht. Der Entstehung und Ausbildung der hochinteressanten Verwaltungs- und Verfassungsformen ist besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Der in dem Werke gebotene, aus einer ungeheuren Fülle von Quellen zusammengetragene Stoff ist zu groß, als daß hier auf Einzelheiten näher eingegangen werden könnte. Wer die heutigen politischen Vorgänge auf dem Welttheater mit Verständniß verfolgen und sachgemäß beurtheilen will, wird in dem Zimmermann'schen Werke die beste und zuverlässigste Anleitung finden. Zur Charakteristik des lehrreichen und anregenden Inhalts und der neueren englischen Kolonialpolitik wollen wir zum Schluß nur eine Instruktion abdrucken, welche der Dichter Bulwer, der eine Zeitlang Staatssekretär der Kolonien war, 1859 einem zum Gouverneur von Queensland ausersehenen Beamten gab: „Vermeiden Sie Einmischung in Parteistreitigkeiten. Seien Sie immer bereit, eine Vermittelung zu gewähren, und befleißigen Sie sich dazu vollster Unparteilichkeit. Geben Sie allen Parteien und allen Ministerien freiesten Spielraum. Studiren Sie die Eigenthümlichkeiten der Leute.... Verlieren Sie nie die Finanzfrage aus den Augen. Das Gedeihen aller Staaten richtet sich nach der Güte ihrer Finanzverwaltung. Suchen Sie sobald als möglich die Kolonisten von der Nothwendigkeit ihrer Selbstvertheidigung zu überzeugen. Sorgen Sie für gute Polizei. Für Erziehung und Religion werden die Kolonisten sorgen. Sorgen Sie aus allen Kräften dafür, daß die Kolonisten stolz auf ihr Mutterland bleiben. In Ihrer Kolonie sympathisirt man durchaus mit dem Ideal eines Gentlemen. Zeigen Sie Antheil am Fortschritt der Kolonie. Züge von Güte, Großmuth, Energie, wenn erforderlich, Theilnahme für die Schwachen, Enthaltung von Rachsucht oder Verdrießlichkeit, Gleichmüthigkeit, das sind die Eigenschaften, die Gouverneure mächtig machen. Männer, die nur scharf und klug sind, können dabei schwache und verabscheute Beamte abgeben. — Eine Regel finde ich in allen Kolonien bestätigt: der Gouverneur, der am wenigsten arbeitet und am sorgfältigsten die Vielregiererei vermeidet, besitzt die meiste Autorität. Zwingen Sie alle unteren Beamten zur Höflichkeit. Oeffentliche Diener schulden sie dem bescheidensten Bürger!" Das ist gewiß heute noch lehrreich und beachtenswerth!

* **Die Nernst-Lampe.** Am Dienstag, dem 9. Mai 1899, abends 8½ Uhr, hielt Hr. Prof. Dr. Walter Nernst aus Göttingen im Sitzungssaale der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft in Berlin vor einem geladenen Publikum einen Vortrag über die von ihm erfundene neue Glühlampe. Die hervorragendsten Persönlichkeiten aus Regierungs- und Gelehrtenkreisen, sowie aus den Kreisen der Industrie und der Finanzwelt waren der Einladung gefolgt. — Aus dem Vortrag heben wir das Folgende hervor:

„Im Jahre 1877 ließ sich Jablochkoff eine elektrische Lampe patentiren, bei der Plättchen aus Kaolin und ähnlichen Substanzen durch die Funken einer Induktionsrolle erhitzt und hierauf durch den Strom der Rolle im Glühen erhalten wurden. Theils wegen ihres schlechten Nutzeffekts, vor allem aber wohl wegen der mannichfachen Gefahren und Mißstände, die Spannungen von vielen Tausend Volt mit sich bringen, ist diese Lampe nie in Gebrauch gekommen und deßhalb fast völlig vergessen. Umsomehr scheint es mir eine Pflicht der Pietät, wenn ich zunächst Ihnen den Jablochkoff-Versuch vorführe (Demonstration). Ohne von dem erwähnten Patent Kenntniß zu haben, wurde ich durch rein theoretische Erwägungen zu dem Schluß geführt, daß mit Kohle oder anderen metallischen Leitern als Glühkörper elektrische Glühlampen von gutem Nutzeffekt nicht herzustellen sind, daß sie aber mit Leitern zweiter Klasse (elektralytischen Leitern) prinzipiell möglich sein müssen. Es ist ja bekannt, daß jede Lichtquelle neben Lichtstrahlen auch Wärmestrahlen aussendet, welche letzteren jedoch zum eigentlichen Zweck der Lampe nicht nur nichts beitragen, sondern obendrein nutzlos Energie verzehren (beim gewöhnlichen Glühlicht zirka 97 Proz., beim Bogenlicht zirka 90 Proz. der hineingesteckten Energie); je höher man die Temperatur der lichtspendenden Substanz steigern kann, um so günstiger wird das Verhältniß von Licht zur Wärme, und der bessere Lichteffekt einer Bogenlampe beruht lediglich darauf, daß man ihre Kohlenstifte durch den Lichtbogen auf weit höhere Temperaturen bringt, als es der Faden einer Glühlampe auf die Dauer verträgt. Da man nun aber aus praktischen Rücksichten die Temperaturen der bisherigen elektrischen Lampen kaum wird erheblich steigern können, so ist auch auf eine erhebliche Vermehrung des Lichteffekts wenig Aussicht vorhanden.

Sehr viel weiter würde man natürlich kommen, wenn man als Glühkörper Substanzen verwenden könnte, die wenig Wärmestrahlen emittiren, bei denen also die hineingesteckte elektrische Energie möglichst vollständig als Licht erscheint. Daß unter den metallisch leitenden Materialien, gleichgültig, ob es sich um reine metallische Substanzen oder um Gemische von metallisch leitenden Substanzen mit seltenen Erden oder dergleichen handelt, solche Substanzen nicht zu finden sein werden, scheint mir aus folgender Ueberlegung mit Sicherheit hervorzugehen. Alle undurchsichtigen Stoffe müssen nach einem von Kirchoff entdeckten und völlig sicheren Naturgesetz viel mehr Wärmestrahlen als Lichtstrahlen aussenden, indem sie das sogenannte normale Spektrum eines schwarzen Körpers liefern; nach der ebenso vortrefflich begründeten elektro-magnetischen Lichttheorie müssen andrerseits die metallisch leitenden Stoffe undurchsichtig sein. Daraus folgt also, daß sehr ökonomische Lampen (außer wenn man mit den Temperaturen der Bogenlampen oder womöglich noch höheren operiren kann) mit metallischen Leitern nicht herzustellen sind.

Eine gewisse Analogie zu unserm Problem bietet die Erzeugung des Lichts in den Gasflammen; solange Kohlentheilchen, wie früher, ausschließlich die Träger der Lichtemission waren, hatte man stets durch strahlende Wärme empfindliche Verluste, und ihr Ersatz durch Substanzen, die kein normales Spektrum liefern, insbesondere durch den Auer'schen Strumpf, war daher ein enormer Fortschritt. Dabei möchte ich vor einem weitverbreiteten Mißverständniß warnen; man braucht dem Auer'schen Strumpf zwar weniger Energie hinzuzuführen als Kohlentheilchen, um eine gewisse Lichtmenge zu erhalten, bei gegebener Temperatur aber strahlen umgekehrt Kohlentheilchen mehr Licht aus, als das Auer'sche Gewebe, weil so das Maximum der Emission, und zwar sowohl für Licht als für Wärme, der Kirchhoff'sche schwarze Körper liefert. Nur weil das Verhältniß von Licht zur Wärme beim Auer'schen Strumpf so sehr viel günstiger ist, als beim glühenden Kohlenstoff, vermag der erstere viel leichter die hohe Temperatur der Flamme anzunehmen und deßhalb ist der Auer-Brenner der gewöhnlichen Gasflamme so bedeutend überlegen. Auf die, wie ich glaube, überzeugenden Experimente, die ich zur Prüfung dieser Anschauung gemacht habe, kann ich hier nicht eingehen; nur möchte ich noch bemerken, daß das Auer-Problem mir die Anregung zu den Versuchen bot, die schließlich zur Herstellung der neuen elektrischen Glühlampe führten.

Es genügt nun zwar, das Auer'sche Gewebe in die Gasflamme zu bringen, um es auf hohe Temperatur und damit zum hellen Leuchten zu bringen, für uns aber bleibt die Frage bestehen, wie die elektrische Erhitzung von Magnesia und ähnlichen Oxyden möglich ist. Von Funkenbildung abgesehen, vermag selbst hochgespannte Elektrizität solche Substanzen wegen ihrer hohen Isolirfähigkeit nicht zu durchdringen und zu erwärmen; „die Benutzung der Funken von großer Spannung, um Streifen von feuerfesten Körpern zur Weißglühhitze zu bringen", wie der Potentialspruch von Jablochkoff lautete, ist für die Praxis, wie schon erwähnt, fast aussichtslos. Bekannt ist zwar, daß im geschmolzenen Zustand Oxyde und andere Elektrolyte sehr gut leiten, aber es ist ebenfalls aussichtslos, mit geschmolzenen Glühkörpern zu operiren. Die von van t'Hoff vor einigen Jahren entwickelte Auffassung der

festen Lösungen ließ aber wenigstens die Existenz fester Elektrolyte von praktisch genügender Leitfähigkeit ahnen, und durch Vorversuche konstatirte ich alsbald, daß Gemische von Oxyden, z. B. von Magnesia und Porzellan, bei hohen Temperaturen überraschend gute Leiter werden. (Demonstration.)

Ein weiteres Bedenken liefert der Umstand, daß Elektrolyte durch den galvanischen Strom chemisch zersetzt werden, und die Befürchtung lag nahe, daß derselbe Strom, der den Elektrolyt in heller Weißgluth erhält, alsbald ihn gleichzeitig durch seine chemische Einwirkung zerstört. Bei Anwendung von Wechselströmen fand ich die Elektrolyse zu geringfügig, um Störungen zu veranlassen, wie dies auch von vornherein zu erwarten war. Schließlich aber glückte es auch, die sehr viel stärkere elektrolysirende Wirkung des Gleichstroms praktisch unschädlich zu machen. Damit aber sind wir immer noch nicht imstande, eine Lampe mit im kalten Zustande isolirenden Glühkörpern zu bauen, denn auch nach Stromschluß bleibt der Glühkörper als Isolator völlig kalt. Erwärmt man aber gleichzeitig den Glühkörper, so wird er ein wenig leitend, ein schwacher Strom durchfließt ihn, bringt ihn nunmehr auf immer höhere Temperatur, unser Glühkörper wird zu einem ausgezeichneten Leiter und bleibt es, solange der Strom geschlossen ist. (Demonstration.) Zur Anregung des Glühkörpers ist also eine Vorwärmung erforderlich, und wir konstruiren so durch Kombination eines elektrolytischen Glühkörpers mit einer stets parat anßeren Wärmequelle eine gebrauchsfertige Lampe. Die völlige Unverbrennlichkeit der Oxyde macht das schützende Vakuum der gewöhnlichen Glühlampe entbehrlich. Am einfachsten macht sich die Vorwärmung des Glühkörpers mit einem Streichholz. (Demonstration.) Man erhält so eine zwar billige, aber nicht sehr bequeme Lampe. Ein zweiter Weg besteht in der Kombination des Glühkörpers mit einem elektrischen Heizkörper, der auf geeignete Weise durch den Strom, welcher den Glühkörper durchfließt, ausgeschaltet wird; wir haben so die Automatlampe, die freilich ihr Licht erst 10 bis 20 Sekunden nach Stromschluß zu spenden vermag. Ich habe sowohl mit feststehenden wie mit beweglichen Heizkörpern Lampen konstruirt. (Demonstration.) Vielleicht könnte man meinen, daß nach den mitgetheilten Betrachtungen und auf Grund der vorgeführten Versuche alle Bedenken beseitigt seien, and daß man nunmehr rüstig an die Fabrikation der Lampen gehen könne; ich selbst muß gestehen, daß ich vor etwa einem Jahre ebenfalls dieser Meinung war. Ich wußte damals noch nicht, welche Hindernisse zu überwinden sind, ehe ein im Laboratorium leidlich funktionirender Apparat der allgemeinen Benutzung übergeben werden kann; und auch dann, wenn es gelungen ist, die weite Kluft zwischen Erfindungsgedanken und seiner wirklichen Ausführung, oder wie man sich in der Regel ausdrückt, zwischen Theorie und Praxis zu überbrücken, hat man doch nach einen weiten, dornenvollen Weg von der Laboratoriumspraxis bis zur Praxis des täglichen Lebens zurücklegen."

hm. Ihre Pariser Korrespondenz (Nr. 107, 10. Mai) zur Jahrhundertfeier Balzacs bemerkt, daß der große Erzähler „eine gewisse Abneigung gegen seine Vaterstadt Tours hatte". Mir scheint, die „Contes drolatiques", der „Curé de Tours", die Schilderung von Tours in der „Femme de trente ans" — um nur ein paar Hauptwerke zu nennen — lassen diese Behauptung zum mindesten als anfechtbar erscheinen.

□ **Würzburg.** Für das Jahr 1899/1900 wurden von den einzelnen Fakultäten der hiesigen Universität folgende Aufgaben gestellt: 1. Von der theologischen Fakultät: „Vergleichende Darstellung des Eherechts nach der kirchlichen Gesetzgebung and nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich." 2. Von den rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultäten: „Darstellung der Verfassung eines der größeren ostfränkischen Territorien im 17. und 18. Jahrhundert. Auf die älteren Verhältnisse soll nur soweit das unbedingt nöthig ist, zurückgegangen werden." 3. Von der medizinischen Fakultät: „Untersuchungen der Verwendung subkutan oder intravenös einverleibter Eiweißkörper im thierischen Haushalt mit Berücksichtigung des respiratorischen Stoffwechsels." 4. Von der philosophischen Fakultät. a) Von der philosophisch-historischen Sektion: „Die herzogliche Gewalt im deutschen Verfassungsleben soll in ihrem Ursprung, ihrer späteren Weiterentwicklung und ihren Erscheinungsformen quellenmäßig untersucht und übersichtlich dargestellt werden." b) Von der naturwissenschaftlich-mathematischen Sektion: „Die aus der Theorie der Funktionen einer komplexen Veränderung sich ergebenden Methoden zur Auswerthung bestimmter Integrale sollen im Anschluß an die denselben Gegenstand behandelnden Untersuchungen Cauchy's in systematischer Weise dargestellt, in Bezug auf ihre Anwendbarkeit untersucht und zur Herstellung charakteristischer allgemeiner Integralformeln verwerthet werden." — Die Frist zur Einreichung der Konkurrenzarbeiten bei dem Dekanat der betreffenden Fakultät läuft mit dem 20. Februar 1900 ab. Zur Preisbewerbung berechtigt sind nur solche Kandidaten, welche während der Bewerbungsfrist wenigstens für ein Semester an hiesiger Universität als Studirende immatrikulirt waren.

* **Jena.** Dr. Ernst Schudt, Assistenzarzt beim hiesigen Landkrankenhaus, ist zum leitenden Arzt der Volksheilstätte für lungenkranke Frauen ernannt, die der Vaterländische Frauenverein bei Gommern in der Nähe von Magdeburg errichtet hat und die am 1. Juli in Betrieb gesetzt werden soll.

* **Berlin.** Als Privatdozenten haben sich in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität habilitirt Dr. H. Grabower für Halskrankheiten, Dr. H. Finkelstein für Kinderkrankheiten, Dr. Max Rothmann und Dr. Paul Jacob für innere und Nervenkrankheiten.

* **Eberswalde.** An der hiesigen Forstakademie ist der Oberförster Dr. Möller zum Professor der Botanik ernannt und ihm die neu zu bildende Stelle des Vorstehers der mykologischen Abtheilung bei der mit der Forstakademie verbundenen Hauptstation des forstlichen Versuchswesens übertragen worden.

Wien, 10. Mai. Unsre jüngst gebrachte Meldung von der Berufung des Prof. E. Mitteis nach Leipzig bestätigt sich vollinhaltlich. So erfreulich es für den Ruhm Deutschösterreichs ist, daß eine Reihe namhafter Landsleute, Scherer, Anton Springer, Liszt, Brunner, Czerny u. s. w. an reichsdeutschen Hochschulen wirken und wirken, so nachdenklich stimmt die Thatsache, daß hervorragende Gelehrte, wie Ihering, Lujo Brentano, Miaskowski ꝛc., nach kurzer Rast an österreichischen Hochschulen wiederum nach Deutschland sich wandten und wenden. Und noch schlimmer ist, daß die Zahl der Berufungen aus dem Reiche nicht mehr mit der Zahl der Berufungen unter Leo Thun, diesem hochverdienten Reorganisator der Hochschulen Oesterreichs, sich vergleichen kann. Die Aufhebung der Kollegiengelder hat vielleicht das Ihrige beigetragen zur Verminderung des Kommerciums zwischen deutschen und österreichischen Hochschulen. Zu wünschen wäre, daß den Ursachen dieser Erscheinung näher nachgeforscht und womöglich entgegen gewirkt würde.

* **Basel.** Zum Nachfolger des verstorbenen Professors Socin im Ordinariat für Chirurgie an der hiesigen Universität und in der Leitung der chirurgischen Abtheilung des hiesigen Bürgerspitals ist der bisherige außerordentliche Professor an der Universität Berlin und Oberarzt an der dortigen Charité, Dr. Otto Hildebrand, ernannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

S. A. Wrist: Gedichte. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt 1899. — T. W. Rhys Davids: Der Buddhismus. (Universal-Bibliothek.) Leipzig, Ph. Reclam jun. — Le coup d'état en Finlande. (Ohne Verlagsort.) — Gesetzliche Gesichtspunkte in den Fragen des Tages. Stockholm, Isaak Marens' Boktr.-Aktiebolag 1899. — Meisterwerke der Plastik. (Format 100×150 cm.) Die Laokoongruppe. Berlin, Eisenach, Leipzig, Herm. Hillger Verlag. — IV. Jahresbericht der ersten öffentlichen Lesehalle zu Berlin. (Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.) Berlin 1899. — Dr. R. Reichesberg: Der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit in der Schweiz. Bern, Steiger u. Co. 1899.

Jahrgang 1899. München, Samstag, 13. Mai. Nummer 109.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zentralstellen für Wohlfahrtspflege. Von Dr. E. Mueusterberg. — Adolf Hausraths neuester Roman. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zentralstellen für Wohlfahrtspflege.

Unsre Zeit steht unter dem Zeichen der Dezentralisation und der Zentralisation oder deutsch ausgedrückt: der Arbeitstheilung und der Arbeitszusammenfassung. Beides findet sowohl Anwendung für die geistige wie auch für die mechanische Seite der Thätigkeit. Nach und nach ist das Material, das in den einzelnen Wissens- und Arbeitsgebieten anwächst, so umfangreich geworden, daß der Einzelne es zu übersehen nicht mehr in der Lage ist. Andererseits sind die räumlichen Entfernungen durch Dampf und Elektrizität so gering gemacht, daß sehr viel größere Mengen von wahrnehmbaren Dingen auf den Einzelnen eindringen, der sich der mechanischen Hülfsmittel der Beförderung bedient. Was aber auf der einen Seite arbeitsfördernd wirkt, wirkt auf der andern Seite arbeitserschwerend. So muß dann die Theilung heran, die Auflösung in kleinere spezielle Arbeitsgebiete und kleinere lokale Bezirke, der eine Zusammenfassung gegenüberstehen muß, die die höhere Einheit zu erhalten und dafür zu sorgen hat, daß nicht die Spezialisirung zur völligen Zersplitterung in Einzelheiten führe. Weiter aber hat die Zentralisation auch die Aufgabe, den einzelnen Stellen wieder Wissensstoff und Anregung zur Thätigkeit von den Hauptsammelpunkten aus abzugeben und dadurch die Thätigkeit der einzelnen zentralisirten Stellen zu beleben.

Im Grunde genommen wird man zentralisirende Stellen in jeder wissenschaftlichen und verwaltenden Thätigkeit wiederfinden, in der ein nicht ganz kleines Gebiet bearbeitet werden muß. Die Beispiele hiefür drängen sich mannichfaltig in den Verwaltungsorganisationen auf. In den kleineren deutschen Bundesstaaten bilden die Ministerien zugleich die unmittelbaren Aufsichts- und zum Theil auch die unmittelbaren Verwaltungsinstanzen, während in den größeren Staaten die Gemeinden zu Kreisen und zu Provinzen zusammengefaßt werden, für die wieder der Staat die umfassende Zentralspitze bildet. In jeder höheren Verwaltungsinstanz, wie namentlich in den Ministerien, laufen wiederum die Fäden aus den einzelnen Kreisen und Provinzen zusammen, um hier zusammengefaßt zu werden; ein ungeheures Material wird an den ministeriellen Stellen aufgesammelt und für das Wohl des Ganzen verwerthet; zugleich aber wird aus dem großen Sammelbehälter den einzelnen Theilen des Staatswesens Anregung und Belehrung zugeführt. Im Grunde gehören auch alle wissenschaftlichen zentralisirenden Unternehmungen hieher, wie sie namentlich in Bibliotheken, öffentlichen Sammlungen, Museen u. dergl. zur Erscheinung kommen, wo das vielfach zerstreute Material an der einen Stelle systematisch gesammelt wird, um in seiner gesammten Erscheinung als Gegenstand der Belehrung und Anregung zu dienen.

Neben diesen durch die Nothwendigkeit amtlicher Verrichtung und wissenschaftlicher Arbeit hervorgerufenen Sammelstellen, die in der einen oder andern Form wohl überall sich finden, sind neuerdings Bemühungen hervorgetreten, denjenigen Bestrebungen durch Zentralisation einen festeren Halt und zielbewußtere Richtung zu geben, die dem Volkswohl im engeren Sinne zu dienen bestimmt sind. Hieher gehören die Einrichtungen der Hygiene, des Wohnungswesens, der Volksbibliotheken, der Fürsorgethätigkeit, des Versicherungswesens u. s. w., die alle erst ein sehr junges Dasein führen und in umfassenderem Maße eigentlich erst in den letzten 10—20 Jahren hervorgetreten sind. Eine Eigenthümlichkeit dieser Bestrebungen ist es, daß sie nicht, wie jene wissenschaftliche und verwaltende Thätigkeit, überwiegend von Personen und Amtsstellen betrieben werden, die mit dem Gegenstande berufsmäßig vertraut sind, sondern daß hier eine ganz neue Kategorie von Persönlichkeiten hervorgetreten ist, die nur aus allgemeiner Menschenfreundlichkeit, aus gemeinnütziger Gesinnung das Loos ihrer Mitmenschen zu bessern bestrebt sind und nun die Besserung auf den verschiedensten Gebieten anfangen und an den verschiedensten Punkten einsetzen. Den Einen scheint es vor allem wünschenswerth, das Volk zu bilden und durch Erziehung und Unterricht, durch Gewährung guten Lesestoffs u. dergl. auf die unteren Klassen zu wirken, während Andere auf Reinlichkeit, Gesundheitspflege u. dergl. den Hauptwerth legen und wiederum Andere in Armenpflege und Wohlthätigkeit die nothwendige Hülfe erblicken. Weil aber alle diese Dinge fortwährend im Fluß und die Meinungen hierüber sehr wenig geklärt sind, so wird auf diesem Gebiete ungewöhnlich viel herumdilettirt. Vielfach bewendet es bei dem guten Willen, vielfach werden doppelte und dreifache kleine Einrichtungen für denselben Zweck ins Leben gerufen, wo eine einzige größere genügt hätte oder zweckmäßiger gewesen wäre. Vielfach stocken die Bestrebungen, weil sie in nicht genügend sachverständiger Weise geleitet oder geradezu mißleitet werden. Die Besseren unter den also Strebenden sind die, die wohl erkennen, daß ein gründlicheres Studium der einschlägigen Fragen nothwendig ist und daß ein solches Studium wie jeder andere Wissenszweig mit Ernst und Sachkunde betrieben werden muß. Sie wünschen dabei vor allem Belehrung und Anregung von maßgebender Stelle, Sammlung lehrreichen vorbildlichen Materials, Nachweisung von Literatur und Aufstellung von technischen Mustern.

Die älteste der deutschen Einrichtungen, die diesem Bestreben nachzukommen bemüht gewesen ist und ebenso vorbildlich wie anregend wirken wollte, war der Zentralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen. Er wurde begründet im Anschluß an die Gewerbe- und Industrieausstellung der deutschen Bundes- und Zollvereinsstaaten zu Berlin im Jahre 1844. Dort entstand der Gedanke, durch Vereinigung aller betheiligten Kreise die als ebenso nützlich wie nothwendig bekannten Bestrebungen für das sittliche und wirthschaftliche Wohl der arbeitenden Klassen

zu fördern. Als Zweck des infolge eines Aufrufes vom 7. Oktober 1844 begründeten Vereins ist daher angegeben, für die Verbesserung des sittlichen und wirthschaftlichen Zustandes der arbeitenden Klassen anregend und fördernd zu wirken. Der Charakter einer Zentralstelle trat sogleich darin deutlich hervor, daß neben der Hauptvertretung des Vereins Bezirks- und Lokalvereine begründet werden sollten; die sollten in unmittelbaren Verkehr mit den arbeitenden Klassen treten und eine möglichst ausgedehnte Theilnahme und thätige Mitwirkung bei den ihr Wohl betreffenden Einrichtungen herbeiführen. Die Lokalvereine sollten dabei ihre Aufgabe thunlichst selbständig lösen, während der Zentralverein, ohne die Selbständigkeit der Lokal- und Provinzialvereine irgendwie zu beeinträchtigen, nach allen Seiten hin anregend und fördernd mit Rath und That ihnen zur Seite stehen wollte. Der Verein, der zunächst unter den politischen Verhältnissen von 1848 gelitten hatte, erlebte unter dem Präsidenten Lette seit 1849 eine erhebliche Blüthe. Mit seinem Namen ist für immer die Einrichtung des Lette-Vereins verbunden, der bedeutendsten und vorbildlichen Einrichtung auf dem Gebiete der Schaffung von Erwerbsgelegenheiten für weibliche Personen. Im übrigen hat die Idee der Dezentralisation, d. h. einer ausgedehnten Verbreitung der lokalen Vereine, wenig Wurzel geschlagen. Es ist dabei nicht viel über die Gewährung von Vorschüssen an eine Reihe von lokalen Wohlfahrtsvereinen herausgekommen, so daß das Schwergewicht des Zentralvereins immer in der Anregung und Förderung der Vereinszwecke im allgemeinen durch Wort und Schrift, durch Rath und That gelegen hat. Infolge dessen war seine bedeutendste Thätigkeit die publizistische, die er durch Herausgabe von zwanglosen Heften begann und in der 1862 unter dem Namen „Arbeiterfreund" herausgegebenen Zeitschrift fortsetzte, von der bis heute 38 Jahrgänge erschienen sind. Diese Jahrgänge, zu denen 1896 ein umfassendes, vortreffliches bearbeitetes Generalregister getreten ist, enthalten ein ungeheures, alle Gebiete der Volkswohlfahrt umfassendes Material, theils in ausführlichen wissenschaftlichen Aufsätzen, theils in Form von Mittheilungen und vorhandenen Mustereinrichtungen. Ergänzend treten dazu Literaturverzeichnisse, Mittheilungen über wichtige Neugründungen auf dem Gebiete der Volkswohlfahrt und eine vollständige Uebersicht der Thätigkeit anderer gemeinnütziger und wohlthätiger Vereine, Kongresse und Versammlungen.

Für die geschäftliche Behandlung der Vereinsangelegenheiten wurden 1850 14 ständige Kommissionen eingesetzt, die jedoch eine eigentliche Wirksamkeit nicht entfaltet haben und immer wieder in der Zentralstelle zusammenliefen, die als solche bis heute noch die gesammten Geschäfte führt. Thatsächlich ist in den letzten 20 Jahren die Thätigkeit des Zentralvereins hinter den gehegten Erwartungen zurückgeblieben und hat die seinen Absichten zukommende Bedeutung nicht festhalten können. Im Schoße des Vereins selbst ist man sich darüber klar geworden und hat sich bemüht, neuerdings dem Verein zeitgemäße Aufgaben zu stellen, unter denen hervorgehoben werden möge: die Förderung der Bestrebungen für Schaffung guter Wohnungen, Förderung des Unterrichts in der Haushaltung und Gesundheitspflege der Bestrebungen für Volkserholung und das Zusammenwirken solcher Vereine und Gesellschaften, die diese und verwandte Ziele bereits verfolgen, um eine Zersplitterung in materiellen und persönlichen Kräften zu verhindern, die Verhandlungen der einzelnen Vereine und Gesellschaften zu vereinfachen und billiger zu machen und endlich regelmäßige statistische Mittheilungen über die Resultate der Vereinsthätigkeit zu gewinnen. Wahrscheinlich würde der Zentralverein diese Aufgabe auch erfüllen oder besser erfüllen müssen, wenn er für die neuere Zeit seine Bedeutung behalten wollte. Er ist aber inzwischen durch eine Organisation zum Theil ersetzt, resp. ergänzt worden, die gerade auf diesem letzteren Gebiete der Zusammenfassung der einzelnen Vereine und Gesellschaften besonders bemüht ist.

Es ist dies die 1891 gegründete Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen; ihr liegt der Gedanke zugrunde, daß die auf die Besserung der Lage der Arbeiter gerichteten Bestrebungen erheblich gefördert werden könnten, wenn eine Zentralstelle bestünde, bei der sich diejenigen Arbeitgeber Rath erholen könnten, denen es bei allem guten Willen zumeist an Zeit fehlt, die zu guten Erfolgen bei Wohlfahrtseinrichtungen nöthigen Vorarbeiten zu machen. Eine solche Stelle hätte vor allem zuverlässige Nachrichten über die im In- und Auslande ausgeführten Unternehmungen von Bedeutung zu sammeln und kritisch zu sichten, so daß sie ein möglichst klares Bild von der Art der Ausführung der betreffenden Anlagen und Maßregeln, von den damit verknüpften und erzielten Erfolgen gewähren. Eine Reihe von Vereinen, die die Richtigkeit dieser Anregung anerkannten, traten dann im November 1891 zu einer Konferenz zusammen, an der auch der preußische Handelsminister und der Minister für öffentliche Arbeiten durch Vertreter theilnahmen. Die Thätigkeit der Zentralstelle wurde in dieser Konferenz näher festgestellt und unter Vorbehalt künftiger Erweiterung vorläufig auf folgende Aufgaben beschränkt:

> 1. Sammlung, Sichtung, Ordnung und Katalogisirung von Beschreibungen, Statuten und Berichten über Einrichtungen, die zum Besten der unbemittelten Volksklassen getroffen sind, 2. Auskunftertheilung auf Anfragen über Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen zunächst an die betheiligten Vereine und, soweit Zeit und Mittel gestatten, auch an nicht Betheiligte; 3. Mittheilungen über bemerkenswerthe Erscheinungen auf dem Gebiete der Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen an die Zeitschriften der betheiligten Vereine und andere Blätter, die sich zu diesem Zwecke zur Verfügung stellen.

Außerdem sollen im Anschluß an die Thätigkeit der Zentralstelle periodische Konferenzen von Vertretern der betheiligten Vereine über Fragen, welche Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen betreffen, veranstaltet werden, zu denen auch geeignete Sachverständige herangezogen werden können, die nicht den betheiligten Vereinen angehören.

Zunächst traten der Zentralstelle der ebengenannte Zentralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen, der Zentralverein für Verbreitung von Volksbildung, der Verein Arbeiterwohl, der Verband katholischer Industrieller und Arbeiterfreunde, sowie eine Reihe von Stadtgemeinden, sowie auch privater Arbeitgeber bei.

Dem Grundgedanken der Zentralstelle, nämlich der Gewährung von Auskunftertheilung, war in fruchtbarer Weise vorgearbeitet worden durch den nachmaligen Geschäftsführer der Zentralstelle, Geheimrath Post, der 1889 ein Buch herausgegeben hatte: Musterstätten persönlicher Fürsorge von Arbeitgebern für ihre Geschäftsangehörigen, dem er 1893 im Verein mit Prof. Albrecht einen zweiten Band nachfolgen ließ. In diesem Buch wurde der bemerkenswerthe Versuch gemacht, statt lediglich theoretischer Beschreibung und Mittheilung einzelner Einrichtungen in Zeitschriften das Gesammtgebiet in neuer Weise zu bearbeiten, in die Fülle lebendiger Wirklichkeit hineinzugreifen und der Aussprache über die Grundzüge von Wohlfahrtseinrichtungen bestimmter Art praktisch verwerthbares Material hinzuzufügen, wie es in Statuten, Plänen, Grundrissen, statistischen Mittheilungen u. dgl. vorliegt. Der Gedanke drängte sich wie von selbst auf, statt der einmaligen Darstellung in Buchform, die doch früher oder später, namentlich in unsrer schnelllebigen Zeit und

angesichts so vieler neuer Erfindungen und Entdeckungen, dem baldigen Veralten ausgesetzt sein mußte, eine gewissermaßen lebendige Sammlung zu setzen, die alles neue bemerkenswerthe Material in sich aufnehme. So sind beispielsweise gerade in den letzten zehn Jahren einige Fragen, wie die Arbeiterwohnungsfrage, die Volksgesundheitspflege, die Unfallverhütung u. dgl. m., in ein Stadium lebhaftester Erörterung getreten, das eine Fülle von literarischen Erscheinungen, aber auch sehr bemerkenswerthe praktische Bestrebungen zutage gefördert hat. Hier ist es in der That für den Einzelnen nahezu unmöglich, sich noch zu orientiren, so daß eine Stelle, die all dies Material praktisch zusammenfaßt und es zum Zweck der Auskunftertheilung an Interessenten bereit hält, sehr wohlthätig wirken kann und muß. Auch die Zentralstelle gibt eine Zeitschrift heraus, die sie zunächst „Wohlfahrtskorrespondenz" nannte und nach zwei Jahren als „Zeitschrift der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen" bezeichnete. Hiezu trat drittens die Einrichtung der sogenannten Konferenzen, regelmäßige jährliche Versammlungen, in denen auf Grund schriftlicher Referate Fragen der Volkswohlfahrt besprochen werden. Endlich hat die Zentralstelle eine eigenartige Einrichtung in den sogenannten Besichtigungsreisen geschaffen, die mit Mitgliedern der Zentralstelle oder Vertretern öffentlicher oder gemeinnütziger Einrichtungen unternommen werden, um durch persönlichen Augenschein von dem Vorhandensein, was auf diesem Gebiet vorhanden ist, Kenntniß zu nehmen und die Theilnehmer zur Nacheiferung anzuregen. Auf eine fernere Bemühung der Zentralstelle, ein Wohlfahrtsmuseum zu schaffen, wird noch weiter unten zurückzukommen sein.

Von einer anderen Seite her haben eine Reihe von Zentralvereinigungen dem Problem näher zu kommen versucht, indem sie das wissenschaftliche Studium sozialer und wirthschaftlicher Fragen fördern und erleichtern. Hier darf man in erster Linie das von dem Grafen Chambrun gegründete Musée social nennen, das mit sehr reichen Mitteln ausgestattet ist und, wie es scheint, bis jetzt seinen Schwerpunkt in der wissenschaftlichen Belehrung und in der Aussendung von Studienkommissionen gefunden hat. Der statutenmäßige Zweck geht zwar sehr viel weiter und umfaßt auch das ganze Programm der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen, nämlich eine umfassende Bibliothek, verbunden mit einem Arbeitssaal, die unentgeltlich geöffnet sind, Ertheilung von Auskunft und Rath über sozialwissenschaftliche Gegenstände, die Veranstaltung von Vorlesungen und Erläuterungen über die Ausstellungsobjekte u. dgl., Vertheilung von Preisen für bemerkenswerthe Spezialarbeiten u. s. w. Die Verwaltung gliedert sich in sieben Sektionen, unter denen die für das Arbeiterversicherungswesen, die Wohlfahrtseinrichtungen, die Veranstaltung von Enqueten u. dgl. hervorgehoben werden mögen. Das Musée steht mit auswärtigen Korrespondenten in Beziehung und hat bis jetzt eine Reihe von Veröffentlichungen über verschiedene Gegenstände herausgegeben, die mehrfach aus den vom Grafen Chambrun gestifteten Preisen gekrönt worden sind.

Eine in ihrer Tendenz ähnliche Einrichtung ist von einem Privatmann in Frankfurt a. M. ins Leben gerufen worden: das Institut für Gemeinwohl, das als Gesellschaft mit beschränkter Haftung begründet, in der Hauptsache aber von seinem Stifter, der nicht genannt sein will, dotirt worden ist und über nicht unerhebliche Mittel verfügt. Diese Gründung ist von der Absicht ausgegangen, jüngere Kräfte zum Studium der sozialen Wissenschaften heranzuziehen und ihnen hauptsächlich auch Einblick in praktische Verhältnisse zu gewähren, um sie vor utopistischen und unausführbaren Projekten zu behüten und so ebenfalls zur Aufklärung über diese Gegenstände beizutragen. Veröffentlichungen bedeutenderer Art sind von diesem Institut selbst nicht ausgegangen, doch ist es die Nährmutter der 1893 gegründeten „Blätter für soziale Praxis" geworden, die nachmalig mit dem „Sozialpolitischen Zentralblatt" vereinigt und zu der Zeitschrift „Soziale Praxis" verschmolzen wurden. Gegenwärtig erscheint die „Soziale Praxis" im achten Jahrgang, ist jedoch aus der engen Verbindung mit dem Institut für Gemeinwohl gelöst und einem besonderen Komitee unterstellt, in dem unter Anderen die sozialpolitisch sehr interessirten Minister v. Berlepsch und Geh. Rath Dr. v. Rottenburg sich befinden. Die „Soziale Praxis" ist ein Sammelorgan aller Nachrichten auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege, das heute schon für die Beurtheilung der thatsächlichen Zustände ein ungemein großes Material zusammengebracht hat.

Das Institut für Gemeinwohl hat im übrigen eine mehr lokale Thätigkeit gefördert, indem es eine Auskunftsstelle für Rathsertheilung, eine Zentralstelle für Unterstützungswesen und einige andere lokale Einrichtungen theils ins Leben rief, theils durch Gewährung von Mitteln förderte.

Eine verwandte Aufgabe der Anregung und Belehrung hat sich die Gehe-Stiftung in Dresden gesetzt, die namentlich durch ihre Bibliothek und durch Vorlesungen auf wirthschaftlichem Gebiet gemeinnützig thätig ist. Hierher gehört im Grunde auch der Verein für Sozialpolitik, der freilich nicht unmittelbar praktisch thätig ist, aber doch durch eine ungemein reichhaltige publizistische Thätigkeit sehr befruchtend auf die sozialpolitische Arbeit eingewirkt hat. Er hat namentlich dafür Sorge getragen, daß die soziale Enquete in umfassendem Maße für Deutschland gewonnen wurde, d. h. einer Gattung von Untersuchungen, die nicht die theoretische Prüfung in erste Linie stellen, sondern vor allem die Sammlung umfassenden thatsächlichen Materials durch Befragung der unmittelbar betheiligten Kreise anstreben.

Eine besondere Gruppe der Zentralisation auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege bilden die Zentralvereinigungen für Fürsorgebestrebungen. Auf dem Gebiete der Fürsorgethätigkeit liegt die im Eingang der Besprechung hervorgehobene Gefahr noch in höherem Maße vor, als bei der sozialpolitischen Thätigkeit, nämlich die Gefahr starken Dilettirens, weil an Armenpflege und Wohlthätigkeit im Grunde jeder fühlende Mensch theilnimmt und theilzunehmen sich berufen fühlt. Gerade hier wird durch spielerische Thätigkeit, durch planloses Almosengeben das Bettelwesen geradezu großgezogen und das Gegentheil von dem erreicht, was planvolle Armenpflege und Wohlthätigkeit erreichen wollen. Außerdem ist gerade bei der Fürsorgethätigkeit das Auseinanderfallen von verwandten Bestrebungen in demselben örtlichen Bereich von besonderer Schädlichkeit. So hat sich das Bedürfniß gezeigt, die auf dem Gebiete der Fürsorgethätigkeit arbeitenden Kräfte zu gemeinsamer Arbeit zusammenzufassen und durch zweckmäßige Zentralisirung die Möglichkeit des Gedankenaustauschs und der wechselseitigen Belehrung sowohl über die Fürsorge-Einrichtungen wie über die einzelnen Unterstützten herbeizuführen. Grundsätzlich wird hiebei daran festgehalten, daß die einzelnen Vereine und wohlthätigen Einrichtungen ihre Selbständigkeit durchaus behalten und nur eine wechselseitige Fühlung und Anlehnung stattfindet. Im übrigen macht sich aber auch auf diesem Gebiet das Bedürfniß einer Arbeitstheilung geltend, das dazu geführt hat, besondere Vereinigungen zu gründen, die lediglich über Fragen der Armenpflege und Wohlthätigkeit aufklären. Hier steht in erster Linie der deutsche Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit, der sich zur Aufgabe gesetzt hat: Zusammenfassung der zerstreuten Reformbestrebungen, die auf diesem Gebiete hervortreten, und fortgesetzte gegenseitige Aufklärung der darin thätigen Personen. Hiezu dient

wieder als wesentliches Mittel die in jedem Jahre wiederkehrende öffentliche Versammlung, in der auf Grund gedruckter Berichte fünf bis sechs bedeutende Gegenstände, die diesem Gebiet angehören, erörtert werden. Wie der von Dr. Münsterberg 1896 erstattete Generalbericht ergibt, sind dem Verein fast alle deutschen Städte mit über 20,000 Einwohnern angeschlossen. Die Veröffentlichungen des Vereins, die seit 1886 im Buchhandel erscheinen, umfassen fast alle Gegenstände der Fürsorgethätigkeit. Die Versammlung findet alljährlich an einem anderen Orte statt.

Neben diesem Zentralverein bestehen aber eine Reihe von Zentralvereinen, die wieder Spezialrichtungen der Fürsorgethätigkeit dienen, ohne daß sie sich vollständig mit den Bestrebungen des erstgenannten Vereins identifiziren lassen. Hieher gehören insbesondere der Zentralausschuß für die Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche, der 1849 infolge der von Wichern dem Wittenberger Kirchentage gegebenen Anregung begründet wurde. Er hat das Bestreben, solche Gebiete des Volkslebens, die der Wirkung des Evangeliums entzogen sind, ihm wieder zu öffnen, die Werke christlicher Liebesthätigkeit anzuregen, isolirte Bestrebungen dieser Art miteinander in Verbindung zu bringen und mit Rath und That ihnen zu dienen. Auch hier bilden ein Hauptmittel der Anregung und Belehrung die seit 1858 regelmäßig alle zwei bis drei Jahre abgehaltenen Kongresse.

Hieher gehört ferner der Verband der Vereine unter dem Rothen Kreuz, hieher die drei großen, nahe verbundenen Organisationen, die sich die Fürsorge für die wandernde Bevölkerung zur Aufgabe gemacht haben, nämlich der deutsche Herbergsverband, der Gesammtverband deutscher Verpflegungsstationen und der Zentralvorstand deutscher Arbeiterkolonien.

Auch im Auslande machen sich ganz ähnliche Bestrebungen bemerkbar. In England sind es die Poor Law Conferences der amtlichen Armenpflege, die Charity Organisation Societies, die der privaten Wohlthätigkeit dienen; in Amerika die National Conference of Charities and Correction, in Frankreich der Congrès national d'Assistance, in der Schweiz die Schweizerische gemeinnützige Gesellschaft u. s. w. Daneben treten noch internationale Zentralvereine und Kongresse mit zahlreichen Publikationen, von denen namentlich der Kongreß von Paris 1889 und der von Chicago 1893 hervorgehoben sein mag. Für 1900 ist, wie man weiß, ebenfalls ein an die Pariser Weltausstellung anschließender internationaler Wohlfahrtskongreß in Vorbereitung.

Ein ähnliches Bedürfniß, wie es bei der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen obwaltete, hat auch dazu geführt, für die eigentliche Fürsorgethätigkeit eine besondere Zentralstelle zu begründen. Ihre Aufgaben sind ähnlich wie die der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen dahin bezeichnet:

> 1. Das auf die Gebiete der Armenpflege und Wohlthätigkeit bezügliche Material sowohl des Inlandes wie des Auslandes zu sammeln, zu sichten und systematisch zu verzeichnen; 2. auf Anfragen Auskunft zu ertheilen; 3. durch Herausgabe periodisch erscheinender Veröffentlichungen, gelegentlicher Schriften und in sonst geeigneter Weise auf die wissenschaftliche Behandlung der Fragen und die praktische Handhabung der Fürsorgethätigkeit anregend und befruchtend zu wirken.

Diese Zentralstelle ist organisch mit der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen dergestalt verbunden worden, daß sie eine im übrigen selbständige Abtheilung dieser Zentralstelle bildet.

Zu dem Programm der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen ist, ebenso wie in dem Programm des Musée social eine Sammlung vorgesehen, die nicht nur Bücher, Schriften, Satzungen u. dgl. umfaßt, sondern auch Muster und Modelle, die von bestehenden Wohlfahrtseinrichtungen sogleich ein anschauliches Bild zu geben vermögen. Bei beiden Einrichtungen ist bisher, soviel wir wissen, dieser Theil des Programms noch am geringsten entwickelt. Man erinnert sich der im Jahre 1889 in Berlin abgehaltenen deutschen allgemeinen Ausstellung für Unfallverhütung, wo in systematischer und umfassender Anordnung Einrichtungen vorgeführt werden sollten, die zur Verhütung von Unfällen in Industrie oder Landwirthschaft angewendet oder als empfehlenswerth betrachtet wurden. Es wurde dann, als die Ausstellung vorübergegangen war, auf dem fünften ordentlichen Berufsgenossenschaftstag 1891 in München ein Antrag gestellt, eine dauernde Ausstellung dieser Art zu begründen. Einen kleinen Anfang hatte das Reichsversicherungsamt gemacht, das eine Reihe von Modellen und Zeichnungen, die als Muster für Unfallverhütung dienen konnten, gesammelt hatte. Ebenso hat die Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen eine Sammlung begonnen, die vorläufig in unzulänglichen Räumlichkeiten untergebracht ist. Es ist wiederholt auch im Reichstag darauf hingewiesen worden, daß die Schaffung eines ständigen Museums von großem Werth und vorbildlicher Bedeutung sein würde, eine Auffassung, der man sich nur vollständig anschließen kann. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, wie viel werthvolle und wichtige Anregungen dem gegeben werden, der an Ort und Stelle eine einzelne Einrichtung zu studiren vermag, um zu ermessen, wie werthvoll es sein müßte, die wichtigsten und bedeutendsten Einrichtungen an einer Stelle beisammen zu finden. Es dürfte freilich nicht, was häufig bei ähnlichen Unternehmungen geschieht, bei einer einmaligen Sammlung und Aufstellung bewenden; es müßte vielmehr fortdauernd durch geeignete Kräfte alles ermittelt werden, was an besten und vorbildlichen Einrichtungen überhaupt vorhanden ist. Diese selbst müßten je nach der Art des Betriebes in größerem oder kleinerem Maßstabe dargestellt und dauernd in Betrieb erhalten werden. Musterpläne für Arbeiterwohnungen, Modelle für unfallverhütende Vorrichtungen, zweckmäßige Vorbilder für Krankenhäuser, Siechenanstalten u. dgl. müßten hier an einer Stelle beisammen gefunden werden können, um, ergänzt durch literarische Beschreibungen, von Satzungen, Vereinsberichten, Statuten u. dgl. mehr, ein durch nichts anderes zu ersetzendes Anschauungsmaterial zu bilden. Die Kosten, die ein derartiges Museum verursachen würde, sind freilich keineswegs gering anzuschlagen, wie dies gelegentlich auf einem der Berufsgenossenschaftstage und im Reichstage ausgesprochen wurde. Man wird vielmehr anzunehmen haben, daß ein einigermaßen gut eingerichtetes und dauernd auf hohem Stand erhaltenes Museum recht erhebliche Kosten verursachen würde. Gleichwohl dürfte der Kostenpunkt, wie dies auch wiederholt im Reichstage ausgesprochen ist, von der Begründung, wenn auch zunächst in kleinerem Maßstabe, nicht abschrecken. In Berlin gibt es gegenwärtig neben den beiden großen Bildergalerien ein Museum für Völkerkunde und ein Kunstgewerbemuseum, von denen namentlich das letztere dem Zweck dauernder Anregung und Belebung neben der eigentlichen kunstgewerblichen Sammlung dienen soll. Bei einem Museum für Wohlfahrtspflege handelt es sich darum, die Neigung, für die ärmeren Volksklassen nützliche Einrichtungen zu treffen, zu befördern, sie durch Anschauung und Belehrung zu unterstützen. Man sollte meinen, daß Einrichtungen, die den lebenden und leidenden Menschen dienen, mindestens so wichtig und nützlich sein müßten als die, die der Sammlung und Darstellung vergangener Kulturen dienen, wie dies in den Museen für Völkerkunde, in den Waffen- und Zeughäusern,

in den Bildergalerien u. s. w. der Fall ist. Ganz neuerdings ist aus Anlaß des Jubiläums des Kaisers von Oesterreich eine Wohlfahrtsausstellung veranstaltet worden; die Ausstellungskommission hat beschlossen, das gesammelte Material dieser Ausstellung zu erhalten und es als Grundstock des von der Kommission zu begründenden Sozialmuseums dauernd dem öffentlichen Wohle nutzbar zu machen. Hoffentlich gelingt es, den Plan mit zulänglichen Mitteln ins Werk zu setzen. Man dürfte sich davon auch einige Wirkung auf die in Deutschland an einem derartigen Unternehmen interessirten amtlichen und privaten Kreise versprechen.

Dr. E. Muensterberg.

Adolf Hausraths neuester Roman.

Adolf Hausrath hat als Dichter lange geschwiegen. Den Freund der deutschen Reformationsgeschichte hat er allerdings während dieser poetischen Mußezeit nicht ohne Gabe gelassen und wichtige Abschnitte aus der Geschichte Luthers und seiner Zeit in einer Weise nahe gebracht, die überall den lebendig veranschaulichenden und aus dem Vollen schöpfenden Dichter verräth. Es ist an dieser Stelle (vgl. Beilage vom 7. Juni 1898) auf die letzte größere hieher gehörende Arbeit Hausraths: „Aleander und Luther" ausführlich hingewiesen und dabei hervorgehoben worden, wie lebensvoll der Verfasser Persönlichkeiten und Zustände zu vergegenwärtigen weiß. Hinzugekommen ist ein recht anmuthiges Bild: Luthers Klosterleben (Luther als Klostereroberer; im „Daheim", 1899, Nr. 19 u. 20), und wir dürfen demnach wohl hoffen, daß der verehrte Verfasser auch noch andere Epochen aus Luthers Leben in derartigen Monographien vorführen wird; vielleicht entschließt sich Hausrath auch zu einer zusammenfassenden biographischen Arbeit, die gewiß überall dankbar aufgenommen werden würde. Es ist nun freudig zu begrüßen, daß Hausrath sich diesem dankbaren Gegenstand auch als Dichter zugewendet hat. Die spätere Reformationszeit, die Streitigkeiten innerhalb des Protestantismus, die sektirerischen Unterströmungen und die Minirarbeit der Gegenreformation hat er schon in seiner „Klytia" vortrefflich dargestellt; durch seinen augenblicklichen Studienkreis ist ihm die Anfangszeit der Reformation besonders nahe gerückt worden. Es läßt sich daher begreifen, daß es ihn anziehen mußte, gerade die Entstehung des Reformationsgedankens poetisch festzuhalten und seine Entwicklung psychologisch zu motiviren. Dieses Ziel hat er in seinem neuesten Roman „Pater Maternus" (Leipzig, Hirzel 1899) verfolgt.

In einem ungemein geschmackvollen Büchlein hat Hausrath vordem „Luthers Romfahrt" (Berlin, Grote 1894) behandelt; er hat alles, was wir über dieses Ereigniß aus Luthers Leben wissen, übersichtlich gruppirt und durch Hinzuziehung anderer Quellen zu beleben gewußt; seine feinsinnige Darstellung wird jeder Gebildete mit Vergnügen lesen. Es ist nun bekannt, daß Luthers Romreise für seine innere Entwicklung bei weitem nicht die Bedeutung gehabt hat, die ihr der alternde Reformator in begreiflicher Selbsttäuschung beilegte; Luther ist aus Rom ebenso gläubig heimgekehrt, wie er hingezogen ist; und jene auf seinen Sohn Paul zurückgehende Erzählung, daß er beim Erklettern der scala santa immer in seinem Innern eine Stimme habe rufen hören: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben", ist jedenfalls mit der größten Vorsicht aufzunehmen. Andrerseits sind die in Rom gemachten Erfahrungen doch nicht ohne Eindruck auf Luther geblieben, wenngleich dieser sich nicht unmittelbar geltend machte; was er in Rom hatte sehen und hören müssen, wachte wieder in ihm auf und wurde zur mitthätigen Macht, als er den Kampf gegen das Papstthum aufnahm. Fällt somit, was bei dem zähen Leben altüberlieferter Irrthümer nicht oft genug hervorgehoben werden kann, die entscheidende Entwicklung Luthers mit seinem römischen Aufenthalt keineswegs zusammen, so muß es für den Dichter, der das Recht hat, die geschichtlichen Ereignisse zusammenzudrängen, doch einen besonderen Reiz haben, den Durchbruch des neuen Gedankens gerade in Rom sich vollziehen zu lassen. Hier haben wir es mit einem Boden der weltgeschichtlichen Gegensätze zu thun: auf der einen Seite das Papstthum des beginnenden 16. Jahrhunderts mit seiner Ueppigkeit, seinem halbheidnischen Zuschnitt, auf der anderen Seite das tiefe religiöse Bedürfniß, das an dieser Stelle vergeblich Befriedigung sucht und darum sich anderen religiösen Lebensquellen zuwendet.

Am Anfange des Romans werden wir ungezwungen über die Streitigkeiten der Augustiner-Eremiten unterrichtet, die auch zu Luthers Romreise Veranlassung gegeben haben. Bekanntlich hatte sich innerhalb des Ordens eine strengere Richtung herausgebildet, die die völlige Durchführung der Ordensregel verlangte. Diese, die sogenannten Observanten, sollten mit ihren Gegnern, den sogenannten Konventualen, zu einer Vereinigung verschmolzen werden, eine Maßregel, gegen die die Konventualen auf das heftigste opponirten und gegen die zuletzt auch die Observanten selbst Stellung nahmen. Beide Parteien ließen ihre Sache in Rom vertreten; als Abgesandter der Observanten erschien der Prior von Enkhuizen, Johann von Mecheln, dem als dienender Bruder Martin Luther beigegeben war; als Abgesandte der Konventualen sehen wir am Eingange von Hausraths Roman zwei Brüder aus dem Kloster Annaberg in Sachsen, den jovialen, lebensfrohen Prior Doktor Johannes und den düsteren, in sich gekehrten jungen Pater Maternus. Wie Luther zergrübelt sich dieser das Gemüth über des Menschen Sündhaftigkeit und wird in die schwersten geistigen Kämpfe verstrickt. In dem gnadenreichen Rom hofft er Erlösung von diesen seelischen Leiden zu erlangen; und er findet sie auch, aber in ganz anderer Weise, als er gedacht hatte. Die Veräußerlichung und Verweltlichung des Kirchenwesens, die er überall in Rom beobachten muß, weist ihn immer dringender auf das eigene Innere hin; die Theilnahme, die er an dem Schicksal eines von der Habsucht der Kirche verfolgten getauften Juden und seiner Tochter nimmt, regt ihn zu Beobachtungen des Lebens an, die den rettenden Gedanken in seinem Innern völlig zur Reife bringen. Ganz vortrefflich hat der Verfasser gerade diese Entwicklung darzustellen verstanden. Wie ihm die Werkgerechtigkeit, in der der Konvertit sich ohne Nutzen abmüht, zur Fackel wird, die in sein eigenes Innere hineinleuchtet, kommt in der nachfolgenden typischen Situation in einer Weise zum Ausdruck, die das Werden und die Bedeutung der grundlegenden Lehre dem Leser zur unmittelbaren Anschauung zu bringen vermag: Maternus bereitet sich in seinem Gemach, von dem aus er einen Ausblick auf das dämmernde Rom hat, zur Abendandacht vor. Aber sein Geist weilt nicht bei dem Gebet, das er spricht: „Wenn man liebt, rettet man die Welt. Was sollten die Gebete, die seine Lippen nach Gewohnheit murmelten?" Alle diese äußeren Andachtsübungen hatte ja auch der Jude mit heißem Bemühen vollzogen und war doch innerlich derselbe geblieben, der er vordem war. „Das Gesetz hatte ihn nur schlechter gemacht. Das Gesetz reizte ihn zur Sünde. Hätte er geglaubt, statt sich an die Werke zu halten, dann wäre er ein Christ. Da lag es. „Der Glaube ist es, der uns Gott versöhnt, die Werke sind nichts nütze," sagte Maternus, indem der Rosenkranz seiner Hand entglitt. „Sprich Gebete, so viel du willst, wallfahrte so oft du willst, faste, geißle dich, ersinne Martern, so arg du willst, keinen Schritt kommst du Gott

näher. Hat nicht dieser Nikodemus noch mehr gebetet, in den Kirchen gelegen, sich kasteit, und was war es? Heuchelwerk und Lippendienst! Wenn ich die Wunden des Gekreuzigten anschaute in meiner Zelle, dann zürnte ich mit mir, daß nicht auch meine Hände wund waren vom Pilgerstabe, daß nicht auch meine Füße bluteten von der Wallfahrt, daß nicht auch meine Seite träufelte von den Stacheln des Bußgürtels, so wollte ich dir ähnlich werden, mein Herr und mein Gott! Darum bin ich viele hundert Meilen gelaufen, um Gott näher zu kommen, und ich war ihm nirgend so fern wie hier. Wärst du geblieben, wo du warst, und hättest geglaubt, geglaubt, geglaubt!" Der Gedanke, der plötzlich in ihm aufstig, übermannte ihn, sein Herz brannte. Es hätte nicht viel gefehlt und er hätte den Rosenkranz vom Gürtel gerissen und die fettglänzenden Kugeln hinausgeworfen in den dunklen Fluß. Dann aber fiel er auf sein Angesicht, indem er rief: „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben!" Als er nach einer Stunde sich wieder erhob, war seine Stirn hell und sein Auge heiter. „Aus lauter Gnade," sagte er, „hat mich der Herr in das Haus dieses Juden geführt, damit ich lerne, was die Werke werth sind. Der Glaube allein ist es, der selig macht. Glaube! So ist alles gethan."

Es war ein glücklicher Gedanke Hausraths, nicht die geschichtliche Persönlichkeit in den Mittelpunkt seines Romans zu stellen, sondern die Kämpfe, die ihn bewegten, in einer ähnlich gearteten Persönlichkeit sich vollziehen zu lassen. Der Dichter erhält durch diesen Kunstgriff eine ganz andere Freiheit der Bewegung; und er vermag dem Leser so unmittelbarer zum Bewußtsein zu bringen, daß es sich hier nicht um die Entwicklung einer einzelnen Individualität handelt, sondern daß die Fragen, die in dem Einzelnen nach Lösung ringen, das ganze Zeitalter bewegten. Andrerseits ist aber doch der Zusammenhang mit der weltgeschichtlichen Persönlichkeit durch das gelegentliche Auftreten Luthers in ganz ungezwungener und sehr feiner Weise hergestellt. Die beiden Männer lernen sich in zwei gegen Schluß des Romans geschilderten Begegnungen als Geistesverwandte und Kampfgenossen kennen, und so gewinnen wir unwillkürlich einen Ausblick auf die Zukunft: Maternus erscheint uns als einer der zahlreichen deutschen Männer, die durch ihre innere Entwicklung von vornherein dazu prädestinirt schienen, Luthers Mitstreiter und Helfer zu werden. Ohne daß es deutlich ausgesprochen wird, klingt also der Roman in einen Hinweis auf die kommende Gestaltung der religiösen Verhältnisse in Deutschland aus.

Der Dichter führt uns in das Rom der Renaissance, und er hat nicht nur durch glänzende Schilderungen dafür gesorgt, das Zeitalter unmittelbar vor uns erstehen zu lassen. Vielmehr sucht er auch hier durch unmittelbare Vergegenwärtigung von Persönlichkeiten zu wirken. Erwies es sich bei der Durchführung des Hauptgedankens zweckmäßiger, die Entwicklung sich nicht in der geschichtlich bekannten Gestalt vollziehen zu lassen, so war nichts dagegen einzuwenden, eine derartige Persönlichkeit als episodische Figur zur Charakteristik einer geistigen Richtung einzuführen. So läßt der Dichter Raffael auftreten, den er ohne jede ins Einzelne gehende Beschreibung durch kleinere Züge gut in seinem Wesen zu treffen weiß. Auch ordnet sich diese Figur so ungezwungen der Gesammtkomposition ein, daß wir keineswegs bloß den Repräsentanten einer bestimmten Geisteswelt, sondern eine fein gezeichnete Individualität vor uns haben. Raffael möchte die Tochter des getauften Juden Nikodemus als Madonna malen, während das Mädchen durch eine innere Scheu davon abgehalten wird, seinem Verlangen zu willfahren. Diese Erfindung greift einerseits in die Haupthandlung wirksam ein, andrerseits gibt sie Gelegenheit zu einem fein ausgeführten Gespräch zwischen Raffael und Pater Maternus, das wiederum typisch ist, da wir hier die Vertreter zweier Geisteswelten einander gegenüberstehen sehen. In der Charakteristik der Nebengestalten zeigt Hausrath besondere Kunst; namentlich sei die ausgezeichnete Schilderung von Maternus' Begleiter, Doktor Johannes, hervorgehoben, die sich durch ihren leisen Humor wohlthuend von den vielfach düsteren Schicksalen abhebt.

Bei den zahlreichen Schilderungen von Landschaften und Stadtgegend vermeidet es Hausrath allzusehr, ins Breite zu gehen; er sucht vielmehr hauptsächlich durch bezeichnende Einzelzüge zu wirken. So ist es ihm wiederholt gelungen, sehr anmuthende und lebhafte Bilder zu entwerfen; und die kurze nachfolgende Stelle, die den Eindruck der Umgebung Roms wiedergibt, mag eine Vorstellung davon geben, wie anschaulich der Dichter zu schildern weiß: „Träumerisch schaute er über die goldbraune Ebene mit ihren Hügeln hinweg nach den duftig blauen Bergen und weidete sich an der schweigsamen Größe der Kampagna. Hier zog ein einsamer Gräberthurm seine Aufmerksamkeit auf sich, um den zwei braun und weiß gefiederte Falken kreisten, dort der ernste Zauber eines von wucherndem Epheu umkleideten Ruinenhügels. Dann mußte sein Blick dem Zug einer alten Wasserleitung folgen, deren Bogen hier gleich einer wohlgeordneten Pilgerreihe der Stadt zudrängten und dann wieder eine klaffende Lücke zeigten, in der ein einzelner Pfeiler gleich einem jammernden Greis seine verstümmelten Arme nach beiden Seiten hin kläglich ausstreckte. Es war über alle Begriffe wonnig und feurig hier in dieser stimmungsvollen Einsamkeit, und die tiefe Stille wurde nur selten durch einen Schrei des Thurmfalken unterbrochen, der seinen Grabthurm umkreiste." Sehr hübsch ist hier die landschaftliche Schilderung aus der Seele des Helden heraus belebt, indem dem Mönch sich sofort Vergleiche aus dem Umkreis seiner täglichen Umgebung aufdrängen: die Pilgerzüge und die bettelnden Armen vor den Kirchenthüren. Aber auch sonst weiß Hausrath die Stimmung von Landschaft und Oertlichkeit vortrefflich zu erfassen. Die Schrecken der Einsamkeit in den Irrgängen der Katakomben bringt er ebenso nahe wie das lebhafte Getriebe in den Straßen Roms oder den prunkhaften Palästen der geistlichen Fürsten und wie das Bauern- und Hirtenleben der Kampagna.

Der Freund der deutschen Reformationsgeschichte wird mit Vergnügen sehen, wie manche aus Luthers Romfahrt bekannte Thatsachen die Phantasie des Verfassers beschäftigt haben. Wenn zuletzt die Tochter des Nikodemus auf Anrathen des Maternus sich entschließt, in Florenz als Krankenpflegerin in ein Spital einzutreten, so liegt offenbar die ungemein anerkennende Schilderung zugrunde, die Luther in späteren Jahren von den Florentiner Krankenhäusern und den dort thätigen Frauen entworfen hat.

Möchten diese kurzen Hinweise recht viele Freunde einer gediegenen Lektüre veranlassen, das Buch zur Hand zu nehmen, dessen Hauptwerth darin liegt, daß es eine der wichtigsten inneren Thatsachen der deutschen Geschichte, den Werdegang des Reformators, poetisch zur Anschauung bringt. Die Fragen, um die es sich dabei handelt, werden so oft wiederholt und erzählt und doch in ihrem Kern so selten ergriffen und häufig gründlich mißverstanden. Hausrath gebührt das Verdienst, die wichtigsten Gesichtspunkte zusammengedrängt und die geistige Entwicklung durch Einreihung in das farbige Bild realer Verhältnisse klar dargestellt und menschlich nahe gebracht zu haben. G. E.

Mittheilungen und Nachrichten.

Wilhelm Fischer: Vier Blüthen und Eine Frucht. Melanie. Der Kandidat. (Kürschners Bücherschatz, Nr. 138.) Berlin, Eisenach und Leipzig, Hermann Hilger 1899. Preis 20 Pfg. — Unter dem Eindruck von Theobald Ziegters Buch über den deutschen Studenten der Gegenwart, seine idealen Aufgaben und Ziele kam mir wieder in Erinnerung eine Erzählung der Kölnischen Zeitung, die mir, als ich 1872 die Hochschule bezog, von meiner seligen Mutter, ohne weitere Bemerkungen ihrerseits, nach Tübingen nachgeschickt wurde. Der Einfluß, den die kleine Zeitungs-Novelle auf mich ausübte, ist für mich bestimmend gewesen für meine ganze Studienzeit. Somit wird man es begreiflich finden, daß ich auf den Gedanken kam, den Verfasser, der seit einer Reihe von Jahren als Doctor emerit. in Bückeburg lebt, zu bitten, jene mir so lieb gewordene Geschichte in Buchform einem größeren Leserkreise zugänglich zu machen. Das ist nun geschehen, und zwar gleichzeitig in einer so billigen Ausgabe, daß jedem Studirenden, auch dem weniger Bemittelten, Gelegenheit geboten ist, das schätzenswerthe Büchlein, das außer der von mir zum Abdruck gewünschten Erzählung „Vier Blüthen und Eine Frucht" noch zwei kleinere Novellen enthält, seiner Bücherſammlung als dauernden Besitz einzuverleiben. — Und somit empfehle ich das Schriftchen W. Fischers, das sich auch seinen anderen Werken ebenbürtig zur Seite stellt, nicht nur unsrer deutschen studirenden Jugend als einen beherzigenswerthen Freund und Wegweiser für das akademische Leben, sondern auch den deutschen Hochschullehrern, die heute mehr denn je berufen und veranlaßt sind, auch den sittlichen Werde- und Entwicklungsgang unsres theuren Vaterlandes nachhaltigst zu beeinflussen.

Erlangen, 8. Mai 1899. Dr. O. Eversbusch.

Briefe von der Wanderung und aus Paris von Carl Benedict Hase. Herausgegeben von O. Heine. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf u. Härtel 1894. — In der Anzeige der Geschichte der Familie Hase, die Felix Dahn in Nr. 10 der Beil. der Allg. Ztg. gegeben, wurde auch des Verwandten des berühmten Jenenser Theologen, des geistvollen Pariser Philologen C. B. Hase Erwähnung gethan. Bereits im Jahre 1894 hat der treffliche Philolog und Brandenburger Domherr O. Heine die höchst interessanten Briefe des bedeutenden Gelehrten an einen Freund herausgegeben, sie liefern einen werthvollen Beitrag zur Charakteristik des Mannes, der in seiner einflußreichen Stellung als Konservator an der kgl. Bibliothek in Paris und Professor an der Universität sich außer durch seine Leistungen auf dem Gebiete der Philologie (er besorgte u. a. für das Corpus scr. hist. byz. die Ausgabe des Leo Diaconus, Bonn 1828) dadurch um die Wissenschaft verdient gemacht, daß er die Studien deutscher Gelehrter, die die ausgezeichnete Bücher- und Handschriftensammlung der Pariser Bibliothek benutzten, nach allen Seiten hin unterstützte. Hase, den 11. Mai 1780 in Sulza in Thüringen geboren, auf dem Weimarischen Gymnasium zu akademischen Studien vorbereitet, studirte in Jena und Helmstädt und wandte sich besonders der griechischen Literatur zu und hatte bei seinem großen Sprachtalent durch den Umgang mit einem Neugriechen sich auch des neugriechischen Sprachidioms bemächtigt. Die Begeisterung für republikanische Freiheit, die Bewunderung für die Energie der französischen Nation, die Sehnsucht aus den engen heimischen Verhältnissen herauszukommen und an dem großen Leben theilzunehmen, veranlaßten ihn, nach Paris zu gehen. Mit 36 Thalern, die er mit Hülfe der Freunde zusammengebracht hatte, und mit einer Visitenkarte des berühmten Botanikers Votsch für Millie und mit einer mündlichen Bestellung an einen Kaufmann Müller, der in Paris leben sollte, trat er Ende September 1801, die Jagdtasche auf dem Rücken, den Säbel an der Seite, die Reise nach Paris an. In den vorliegenden Briefen schildert er in geist- und humorvoller Weise seine Reise und dann sein Leben in Paris, wo ihn auch sein geistreicher Verwandter, der Geheimrath Karl Hase, öfter besucht hat. Seines Vaterlandes hat der berühmte Gelehrte nie vergessen, ab und zu kam er nach Weimar und Jena, sah Freunde und Verwandte wieder. Als er im Anfang der 50er Jahre wieder einmal in Weimar war, hatte der damalige Direktor des Gymnasiums, Hermann Sauppe, dem berühmten Schüler der Schule ein Festessen veranstaltet, es wurde auf ihn getoastet, in seiner Erwiderung empfand man doch den Mangel an Uebung in seiner Muttersprache. Auch an dem Jubiläum der Thüringischen Universität, wo er sehr gefeiert wurde, nahm er theil. Seine Verdienste um die griechische Literatur hat C. Halm in der Allgem. Deutschen Biographie B. X S. 727 gewürdigt; auch Conr. Bursian in der „Geschichte der klassischen Philologie" S. 652, 867, 1236 hat seiner in ehrenvoller Weise gedacht. Bei seinem am 21. März 1864 erfolgten Tode vermachte er seine Korrespondenz in 50 Bänden als einen sehr werthvollen Schatz dem Weimar'schen Gymnasium. Der Herausgeber der Briefe sagt mit Recht: Man sieht aus dieser Korrespondenz, mit welcher Theilnahme Halm die Entwicklung der Philologie in Deutschland verfolgt hat. Ueber die Arbeiten der Einzelnen, über den Streit zwischen Voß und Creuzer, zwischen Aug. Boekh und Gottfr. Hermann und andere interessante Vorgänge läßt er sich von den bedeutendsten Leuten Bericht erstatten. „Wir empfehlen diese geistvollen Briefe, die O. Heine den Freunden der Familie Hase zugänglich gemacht hat, weiteren Kreisen und sind gewiß, daß Sie mit Befriedigung das hübsche Büchlein aus der Hand legen, aus dem sie für den feinen Sachsen und für die Art, wie er das Pariser Leben und die Franzosen schildert, großes Interesse gewonnen haben."

Lothholz.

* **Dr. Franz Bayberger: Geographische Studien über das nordwestpfälzische Lauterthal.** — Die vorliegende Studie wird zweifellos dieselbe beifällige Aufnahme finden, wie jene anderen geographischen Spezialarbeiten des Verfassers, die er bereits früher in Ergänzungsheften zu Petermanns „Mittheilungen" veröffentlicht hat. Auf sorgfältigen eigenen Beobachtungen und gründlichen Studien basirend, gibt uns der Autor in seiner Abhandlung in streng wissenschaftlichen Ausführungen und äußerst lichtvoller Darstellung ein höchst anziehendes Bild der Entwicklungsgeschichte der nordwestpfälzischen Lauter und damit einen überaus werthvollen Beitrag zur Heimathkunde der Pfalz, der zunächst wohl in dieser lebhaftem Interesse begegnen wird, der aber ob seiner interessanten Ergebnisse auch über deren Grenzen hinaus volle Beachtung verdient. Besonders anziehend ist der Nachweis des Zusammenhangs der Geschicke des Lauterthals mit dem Einbruche des Rheinthals.

Zur Geschichte der Buchstabenschrift. Unter diesem Titel veröffentlichte in Nr. 102 dieser Beilage Dr. Ludwig Wilser eine Abhandlung, die es unternimmt, die bisherigen Ansichten über die Herkunft der verschiedenen Schriftarten, besonders aber die über das germanische Runenalphabet umzustoßen, und nicht mehr den orientalischen Völkern, sondern den „Ariern" das Verdienst der Erfindung der Schrift zuzuweisen. Es ist ja zuweilen ganz schön, sich eine Sache auch von der Kehrseite zu besehen, und dieses Vergnügen kann man dem Hrn. Dr. Wilser ruhig lassen. Da aber nicht Jeder über diese Frage so unterrichtet ist, daß er Irrthum und Wahrheit in Wilsens Aufsatz unterscheiden kann, so mögen ein paar kurze Bemerkungen zu demselben hier folgen.

Die Frage nach der Herkunft des germanischen Runenalphabets schien durch Wimmers eindringende und mit größtem Scharfsinn geführte Untersuchung allerdings erledigt zu sein, und von den meisten Forschern war seine Ansicht, daß das lateinische Alphabet die Quelle der Runenschrift sei, angenommen worden. Wimmer gründete seine Ansicht darauf, daß gewisse Buchstaben eben nur im Lateinischen denselben Lautwerth hätten wie im Germanischen, ein Schluß, der zunächst durchaus zwingend erschien. Aber bei Wimmers Erklärung blieben allerdings eine Reihe von Schwierigkeiten bestehen, die in neuester Zeit zu einer erneuten Betrachtung des Problems geführt haben. Die Kritik hat bisher nichts weiter gethan, als die Herleitung aus dem Lateinischen angefochten. Daß wir es mit einer, aus einem antiken Alphabet stammenden Schrift zu thun haben, davon ist jeder der von Dr. Wilser genannten Autoren überzeugt, es fragt sich nur, welches es gewesen ist. Da bisher noch keine eingehende Arbeit und keine bestimmte neue Hypothese vorliegt, kann man diese auch noch nicht kritisiren, und man kann nicht mit Wilser sagen, daß auf diesem Wege die Lösung nicht gefunden

Digitized by Google

werden könne. Vorläufig müssen wir und werden wir diese neueren Arbeiten abwarten, und selbst wenn es nicht gelingen sollte, die direkte Vorlage für unsre Runenschrift zu finden, so wird es doch Niemand einfallen, die Runenschrift für älter als die griechischen oder italischen Alphabete zu erklären. Denn die ältesten Runeninschriften, das aergiebt Wilser seinen Lesern mitzutheilen, stammen etwa aus dem dritten Jahrhundert nach Christus, sie sind also rund 1000 Jahre jünger als die Griechischen.

Leipzig. Prof. H. Hirt.

γ. Eine griechische Hochdruck-Wasserleitung. Die alte Stadtburg von Smyrna ragt gegen 180 m über den Meeresstrand empor; die sichere Zuflucht, die sie ihren Bewohnern bot, brachte doch ein großes Uebel mit sich, den Wassermangel. Um diesem Uebelstand eine dauernde Abhülfe zu schaffen, griff man endlich in hellenistischer Zeit ähnlich wie in Pergamon zu dem Mittel, eine Hochdruckleitung zu bauen. Von dieser Leitung haben sich zahlreiche Reste erhalten; sie sind nun von G. Weber, der schon früher die Wasserleitung von Laodikeia mit Erfolg untersucht hat, im letzten Hefte des Jahrbuchs des Archäologischen Instituts beschrieben. Haben auch frühere Reiseberichte, die mit Pococke (1739) beginnen, einzelne Mittheilungen, so hat doch von Weber, wenngleich er lange nicht mehr so viel erhalten fand, wie seine Vorgänger, die ganze Anlage bis auf einige fachmännische Untersuchungen abschließend behandelt. Die Aufgabe, welche der Erbauer der alten Leitung zu lösen hatte, war einmal darum eine schwierige, weil die nächste Umgebung Smyrna's, da sie entweder zu niedrig oder zu wasserarm war, die genügende Wassermenge nicht liefern konnte. So mußte er das Wasser in weiterer Ferne suchen, und er fand es auf dem Nif-Dagh, welches Gebirge das Hinterland von Smyrna im Osten begrenzt, in der Höhe von etwa 750 m an einer heute Kara-bunar (d. i. Schwarzquellen) genannten Stelle, wonach denn die Leitung heute als Karabunarleitung bezeichnet wird. Wenn wir den Weg der Wasserleitung rückwärts verfolgen, so stieg sie von der Akropolis zur Thalsohle des Meles herab, verlief dann aufwärts unter ziemlicher Steigung, fast dann wieder um ein Weniges zwischen den Dörfern Kulludscha und Badscha, zog aber dann in ziemlich ununterbrochener Steigung durch immer wegloseres Gelände dem Hauptgebirge zu und erreichte so nach einem Laufe von mehr denn 20 km die Quelle. Was heute davon übrig ist, das ist außer einigen Bogen und Futtermauern und den Resten wohl eines Wachthauses nur eine Menge von Röhren, die zum Theil aus Bauern zu Kaminen, Blumentöpfen, ja auch zu einfachen Mauersteinen verwendet worden sind. Doch hier sind wir schon bei der anderen Schwierigkeit angelangt, welche darin lag, daß ein ungeheurer Wasserdruck von mindestens 140—150 m zu überwinden war. Die Röhren sind theils aus rothem Trachyt gehauen, theils aus Thon gefarmt, einmal fand sich an einem Steinrohr noch der Rest eines Thonrohres, doch herrscht noch keine Klarheit darüber, weßhalb man zweierlei Stoff verwandte; vielleicht, daß man für die größeren Steigungen nur Trachytröhren benutzte. Der Kitt, mit dem die Thonröhren untereinander verbunden waren, ist äußerst hart und ähnelt demjenigen, den man jüngst in Ephesus bei ähnlichen Anlagen gefunden hat. Daß die Röhren den ungeheuren Druck — der innere Durchmesser ist 24—25 cm — sehr wohl aushalten konnten, dafür sprach sich auch der von Weber zu Rathe gezogene Professor Forchheimer aus, und damit ist der hellenistischen Baukunst ein glänzendes Zeugniß ausgestellt. An diese Untersuchung wird der Verfasser demnächst eine Schilderung der (römischen) Wasserleitung von Al-bimar anschließen.

* Zur Aufsuchung Andrée's. Der schwedische Professor Nathorst rüstet sich zu der von ihm in diesem Sommer zu unternehmenden Expedition nach der Ostküste Grönlands zur Aufsuchung Andrée's, nachdem der schwedische Reichstag ihm 40,000 Kronen bewilligte und er auf dem Wege privater Munificenz 50,000 Kronen aufgebracht hat. Professor Nathorst wird sein von den früheren Expeditionen her bekanntes Schiff „Antarktic" benutzen. Nansen äußert sich, der „N. Fr. Pr." zufolge, über diese Expedition, daß er von jeher der Ansicht gewesen, daß der Ballon westlich aber südwestlich getrieben sei, in welchem Falle er nach der grönländischen Ostküste fliegen mußte. Hieher wären die Luftschiffer aber auch gekommen, wenn sie in der Nähe Grönlands auf dem Polareis gelandet wären, denn dieses Eis treibt nach der Ostküste, wo sich reichliche Nahrung an Robben, Walrossen, Bären, Renthieren und Vögeln darbietet. Allerdings, meint Nansen, seien die Aussichten auf ein Wiedersehen dadurch verringert, daß der letzte Herbst, ohne irgend welche Kunde zu bringen, vorübergegangen sei, aber es sei nach nicht alle Hoffnung geschwunden. Auch der französische Forschungsreisende Terragane, welcher auf Aussagen von Indianern in Nord-Alaska Nachforschungen über Andrée anstellte, meldet aus Canada, wohin er zurückgekehrt ist, daß er keine Spuren von Andrée gefunden habe. Im nächsten Monate werden es bekanntlich zwei Jahre, seit Andrée dieses tollkühne Unternehmen wagte.

* **Königsberg.** Am 9. Mai ist der außerordentliche Professor für allgemeine Therapie an der hiesigen Universität, Dr. S. Samael, im Alter von 66 Jahren unerwartet gestorben.

* **Prag.** An der hiesigen deutschen Universität hat sich Dr. Friedrich Kleinhans als Privatdozent für Geburtshülfe und Gynäkologie habilitirt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. F. Höck: Der veränderte Einfluß des Menschen auf die Pflanzenwelt Norddeutschlands. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) 1899. — Dr. Alb. Wittstock: Erziehungsaufgaben in unserer Zeit. (Heft 313 der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.) Ebd. 1899.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Das

Ende des Marxismus

von

Dr. Paul Weisengrün.

8°. Preis 1 M. 50 Pf.

Die Schrift des in sozialwissenschaftlichen Fachkreisen nicht unbekannten Autors dürfte in unserer Zeit, wo sich eine Revision des Sozialismus in Theorie und Praxis vorzubereiten beginnt, Fachleute und Laien gleichmäßig interessiren. (8409)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Alte Manuskripte

werden von mir stets zu höchst mögl. Preisen angekauft. Hauptsächlich für solche mit Zeichnungen, Malereien und Miniaturen kann ich besonders hohe Summen zahlen. Auch werden Inkunabeln (frühe Druckwerke), Bücher mit Holzschnitten und Kupferstichen, sowie einzelne alte Holzschnitte und Kupferstiche konvenirenden Falles gut bezahlt.

Jacques Rosenthal, Buch- und Kunst-Antiquariat,
München, Karlstrasse 10.

Bitte genau zu adressiren!! [6548]

Tauchnitz Edition.
May 10, 1899.
A. Duet.
A new Novel.
By (8340)
A. Conan-Doyle.
In 1 vol.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Montag, 15. Mai. Nummer 110.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Marx oder Rodbertus und Marlo? Von Prof. W. Hasbach. — Chirurg und Jurist. Von G. Pfizer. — Eine deutsche Kolonialschule. Von Dr. Aldinger. — Mittheilungen und Nachrichten.

Marx oder Rodbertus und Marlo?

Von Prof. W. Hasbach (Kiel).

In dem anziehenden Aufsatze von A. v. Wenckstern „Der Bankerott des wissenschaftlichen Sozialismus und die Sozialdemokratie" (Beilage zur Allgem. Ztg. Nr. 95, S. 2) findet sich folgende Stelle: „Es ist meines Erachtens nach, abgesehen von meinen Ausführungen 1897 (erschienen in Heft 1 von Schmollers Jahrbuch 1898) nur Ernst Lange in Conrads Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik 1897, welcher auf diese Dezentralisation der Vermögen, als der Konzentration der Betriebe gegenüberstehend, vor Bernstein hingewiesen hat."

Dazu gestatte ich mir, folgendes zu bemerken.

In Vorlesungen über Geschichte des Sozialismus, Arbeiterfrage, theoretische Nationalökonomie (Unternehmungsformen) habe ich an dieser Universität immer wieder dargelegt, daß in der Landwirthschaft der neuere Gang der Entwicklung der Vermehrung kleiner und mittlerer Unternehmungen günstig sei, daß in den Gewerben zwar die Tendenz zur Bildung großer Unternehmungen noch immer vorherrsche, hier aber Aktiengesellschaften und andere Unternehmungsformen die Vertheilung des Kapitals über eine größere Anzahl von Wirthschaften ermöglichten. Folglich habe eine die Zunahme des kleinen und mittleren Besitzes fördernde Bewegung eingesetzt. Nun sei ein gewaltiger Fortschritt die Lehre von Marx gewesen, daß die zukünftige Organisation der Gesellschaft und des Staates von den im wirthschaftlichen Leben sich durchsetzenden Kräften heraufgeführt werden müsse. Wer von dieser historischen Auffassung durchdrungen sei, müsse sich daher vom Marxismus abwenden. — Diesen Gedanken habe ich nicht für so wichtig gehalten, um ihn dem Drucke zu übergeben. Mir schien, einem Jeden, der die Volkswirthschaft ein wenig aus eigener Anschauung kennt, müsse er aufgestiegen sein. Jedoch habe ich ihn einmal flüchtig gestreift. In der „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik" (109. Bd., S. 116) führte ich aus: „Ein großer Theil der europäischen und nordamerikanischen wirthschaftlichen Entwicklung ist den Aktiengesellschaften zu verdanken und man darf von ihnen noch Höheres hoffen. Sie — und die Gesellschaften mit beschränkter Haftung — bieten die Möglichkeit, die großen Massen zum Kapitalbesitz gelangen zu lassen. Denn der Großbetrieb läßt das Weiterbestehen vieler Kleinunternehmungen undenkbar erscheinen, aber die Aktiengesellschaften und die Gesellschaften mit beschränkter Haftung gestatten eine Vertheilung des Kapitaleigenthums über viele Personen. Wenn der Politiker die Beseitigung unsrer heutigen Wirthschaftsorganisation als einen Traum erkannt hat, dann wird seine Aufmerksamkeit, ohne daß er Zeit und Kraft länger auf die Verfolgung utopischer Ziele richtete, ausschließlich auf die Mittel gerichtet sein, mit denen das Einkommen der arbeitenden Klassen so erhöht werden kann, daß sie Miteigenthümer großer Unternehmungen werden." Diese Zeilen wurden 1896 geschrieben und im selben Jahre veröffentlicht.

Da ich nun, wie gesagt, in der Erfassung jenes Gedankens kein besonderes Verdienst erblicke, so liegt es mir auch völlig fern, Prioritätsansprüche geltend zu machen; ich möchte auf etwas wichtigeres hinweisen.

Wie auch aus dem Aufsatz des Hrn. v. Wenckstern hervorgeht, wird der Angriff gegen den Marxismus immer stärker und der Angreifer wird nicht mehr von besonders eifrigen Baunerträgern mit Schmutz beworfen. Vor 10 bis 15, ja noch vor wenigen Jahren erschien Jeder, der sich dieses Wagnisses unterfing, nicht nur mit geistiger Inferiorität behaftet, sondern geradezu als ein unlauterer Charakter, als ein Verräther an dem darbenden Volke. Und doch hatte der praktische Marxismus keine einzige Reform geschaffen, sondern dadurch, daß er Mißtrauen und Verbitterung schürte, Steine in die Bahn der Sozialreform gerollt, welche man nur mit Jahrzehnte langer Arbeit wieder entfernen wird. Vor 13 Jahren führte ich — wofür ich fürchterlich bestraft wurde — in einem Aufsatz in Schmollers Jahrbuch mit der Ueberschrift „Die Unfähigkeit der deutschen Sozialdemokratie zur sozialpolitischen Reformarbeit" aus: „Die Sozialdemokratie wird nur dann eine Reformpartei werden, wenn sie sich der Vormundschaft von Marx, Engels und Lassalle entzieht und eine neue Basis sucht." Die Zeit hat mir recht gegeben und wir sind ja Alle Zuschauer des Schauspiels, wie ein Theil der Sozialdemokratie eine neue Basis sucht und welchen Hindernissen sie begegnet.

Welches kann diese Basis allein sein?

Die Lehren von Rodbertus und Marlo.

Ich nenne Marlo neben Rodbertus, denn dieser bedarf der Ergänzung durch jenen. Rodbertus fehlte das volle Verständniß für die sozialpolitische Bedeutung des Assoziationswesens und den Malthusianismus. Hierin liegt nun gerade die Stärke Marlo's, des führenden Geistes auf dem Hamburger Handwerkertage, des Mannes, welcher die Erkenntniß von den materiellen Grenzen des Daseins in eine sittliche Höhe gehoben hat wie Niemand vor ihm oder nach ihm.

Die Verehrer von Rodbertus und Marlo haben sich frei und unabhängig deren theoretischen Ansichten und praktischen Forderungen gegenübergestellt. Der fanatische, orthodoxe Marxkultus hat hier kein Seitenstück. So meine ich denn selbstverständlich nicht, daß die Hinneigung zu Rodbertus und Marlo die Annahme von Reformplänen bedeute, welche vor 50—60 Jahren entstanden sind, sondern nur das Bekenntniß zu etwa folgenden Grundgedanken:

1. Daß die Sozialreform einen allmählich fortschreitenden Prozeß darstellen muß;

2. daß die nacheinander zu verwirklichenden Maßregeln bewußter Ueberlegung entspringen und im Einklang stehen sowohl mit dem Gang der wirthschaftlichen Entwicklung

wie mit dem politischen und sozialen Charakter der verschiedenen Länder;

3. daß insbesondere die Organisation unsrer Volkswirthschaft wie die Beschränktheit des Vorraths an Naturgütern Thatsachen darstellen, welche nicht bekämpft bezüglich todtgeschwiegen werden dürfen, wobei noch die sophistische Verwechselung der enormen Zunahme der technischen Verbreitungsmöglichkeit von Rohstoffen mit deren Vermehrung zu rügen ist;

4. daß die Ausdehnung der Staatswirthschaft wie die Erhöhung des Arbeitereinkommens sehr wichtige Maßregeln der Sozialpolitik darstellen, aber nicht die einzigen sind;

5. daß keine Reform ihr Ziel erreichen kann, wenn nicht die unteren Klassen sie durch geistige und sittliche Bethätigung unterstützen;

6. daß das Wohl der unteren Klassen unzertrennlich verbunden ist mit der Macht des Volkes, dem sie angehören.

Die nationale, friedliche, planvolle Sozialreform: In diesen Gedanken von Rodbertus und Marlo finden sich immer mehr Personen zusammen. Vor einigen Jahren konnte man noch meinen, es seien vorzugsweise die Gebildeten, welche sie hegten, jetzt aber zeigt sich, daß sie auch weite Kreise der Besitzenden ergriffen haben. Ein Bruchtheil der Arbeiter war schon längere Zeit für sie gewonnen und selbst im Lager der Sozialdemokratie gibt es, wie es scheint, Personen, welche sich ihnen zuneigen. Es ist ein schöner Schluß des Jahrhunderts. Ein wenig froh dürfen wir schon sein, wenn uns auch kein Dichter, wie Schiller dem seinigen, zurufen wird:

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige
In edler, stolzer Männlichkeit!

Chirurg und Jurist.

In ärztlichen und Juristenkreisen hat neuerdings der folgende Fall Aufsehen erregt. Eine Frau hatte wegen eines Unterleibsleidens einen Arzt konsultirt. Dieser stellte nach vorgenommener Untersuchung die Nothwendigkeit einer unbedeutenden Operation fest. Die Patientin erklärte sich bereit, sich ihr zu unterziehen und sich zu diesem Zweck betäuben zu lassen. Bei der im Zustande der Narkose vorgenommenen nochmaligen Untersuchung fand der Arzt, daß das Uebel weit schlimmer sei als er zuvor angenommen hatte und daß es, wenn auch nicht unmittelbar lebensgefährlich, doch unheilbares Siechthum mit schließlichem Tod herbeiführen müsse. Eine, allerdings lebensgefährliche, Operation bot die Möglichkeit der Rettung. Der Arzt entschloß sich zu sofortiger Vornahme, die Operation gelang, die Frau genas, die Aussicht, Kinder zu bekommen, war ihr allerdings genommen, doch wäre diese Unmöglichkeit auch infolge des nichtoperirten Leidens eingetreten. Die Patientin war zunächst mit dem Geschehenen ganz einverstanden und sprach dem Arzt ihren Dank für seine Handlung aus. Nach einiger Zeit aber änderte sie ihren Sinn (die Sache spielte im Königreich Sachsen, dem Lande der Kurpfuscher, Naturheilkünstler u. dergl., deren einer ihr vermuthlich auseinandergesetzt hatte, daß die Operation ganz überflüssig gewesen sei), und als der Arzt das Honorar für seine Thätigkeit einklagte, bestritt sie nicht nur die Forderung, sondern erhob auch ihrerseits Anspruch auf Schmerzensgeld und Schadenersatz. Mit diesem Anspruch wurde sie zwar abgewiesen, aber auch dem Arzte wurde der Anspruch auf Honorar aberkannt; seine Handlungsweise, so führte das in letzter Instanz erkennende Gericht aus, stelle sich, da die Beklagte, obwohl die Beschaffung ihrer Einwilligung möglich gewesen wäre, in die Operation nicht eingewilligt habe, als „eine absichtliche und widerrechtliche Körperverletzung" dar, die die Patientin durch das Aussprechen ihres Dankes zwar verziehen, aber nicht genehmigt habe.

Diesen letzten Theil der Begründung des Urtheils wird zwar mancher Jurist und Laie sehr sonderbar finden, wir gehen aber hierauf, da er des allgemeinen Interesses entbehrt, nicht weiter ein. Von Bedeutung für das Publikum ist nur der erste Theil, der Satz, daß sich der Arzt, der ohne Einwilligung des Patienten eine Operation vornimmt, einer absichtlichen und widerrechtlichen Körperverletzung schuldig mache. Der Satz scheint ja lediglich das Interesse des Publikums, der Kranken, wahrzunehmen, aber er kann auch in entgegengesetzter Richtung wirken: ist er richtig, dann mußte der Staatsanwalt von Amts wegen gegen den Arzt Anklage erheben und der Strafrichter mußte ihn verurtheilen, denn die Körperverletzung war doppelt erschwert (Str.-G.-B. § 223 a) sie wurde „mit einer Waffe", dem chirurgischen Messer, und „mittelst einer das Leben gefährdenden Behandlung" verübt, wenn man nicht gar eine schwere Körperverletzung (Str.-G.-B. § 224: Verlust der Zeugungsfähigkeit) annehmen will. Der Arzt aber, dem als Lohn für seine Hülfeleistung Gefängniß oder gar Zuchthaus droht, wird sich zwei- und dreimal besinnen, ob er sich, um das Leben eines Anderen zu retten, dieser Gefahr aussetzen soll. Der Hinweis darauf, daß er sich ja bloß vor Vornahme der Operation der Zustimmung des Kranken „oder seines Vertreters" zu versichern brauche, wird ihm, wie nachher zu zeigen ist, wenig Beruhigung gewähren.

Ueber die Strafbarkeit chirurgischer Operationen oder darüber, unter welchen Voraussetzungen solche straflos seien, enthält das geschriebene Recht wenig, das deutsche Recht, das Reichsstrafgesetzbuch, insbesondere nichts; wenn das österreichische Strafgesetzbuch die Strafbarkeit einer vorsätzlichen körperlichen Beschädigung von einer „feindseligen Absicht" des Thäters abhängig macht, so ergibt sich daraus zwar die Straflosigkeit der chirurgischen Operation, aber preiswürdig ist das Gesetz darum nicht, denn es lassen sich daraus Folgerungen ziehen, von denen man wird sagen müssen, daß der Gesetzgeber sie gewiß nicht gewollt hat. Der Arzt, der an einem gesunden Menschen des wissenschaftlichen Experiments halber eine Operation vornimmt, handelt nicht in feindseliger Absicht, aber an seiner Strafbarkeit wegen Körperverletzung wird wenigstens dann, wenn er die Operation ohne Zustimmung des Operirten vorgenommen hat, Niemand zweifeln. — Es ist also Sache der Wissenschaft, die Voraussetzungen festzustellen, unter denen eine chirurgische Operation und, fügen wir sofort hinzu, überhaupt eine ärztliche Thätigkeit, die dem Behandelten Schmerz oder ein Uebel bereitet, straflos ist.

Darin, daß nicht jede chirurgische Operation strafbar ist, sind alle Gelehrten einig und darüber herrscht auch in der Praxis der Gerichte nirgends ein Zweifel; aber über den Grund und folgeweise auch über den Umfang der Straflosigkeit gehen die Meinungen auseinander. Man hat die Straflosigkeit der vom Chirurgen zugefügten „Körperverletzung" schon auf das ärztliche Berufsrecht, auf ein Gewohnheitsrecht, auf den Zweck der ärztlichen Handlung u. s. w. gründen wollen. Auf die Unzulänglichkeit dieser Begründungen ist hier nicht einzugehen, dies gehört in juristische oder medizinische Fachzeitschriften, die Leser dieses Blattes begehren wohl nicht mehr als eine Aufklärung über den Kern der Frage. — Am annehmbarsten erscheint auf den ersten Blick die Ansicht, die Straflosigkeit der chirurgischen Operation beruhe auf der Einwilligung des Patienten und sei durch sie bedingt. Allein auch dieser Ansicht stehen gewichtige Bedenken gegenüber. Zunächst würde aus dem Satze mehr folgen als bewiesen werden soll, nämlich auch

Digitized by Google

die Strafloſigkeit der des Experiments halber an einem Geſunden mit deſſen Zuſtimmung vorgenommenen Operation. Dieſe Strafloſigkeit erſcheint aber nach unſerm poſitiven Recht zweifelhaft: die Tödtung eines Einwilligenden, ſelbſt auf ſein ernſtliches Verlangen, iſt ſtrafbar, und daß die an einem Einwilligenden vorgenommene Körperverletzung ſtraflos ſei, ſagt das Geſetz nicht. Wenn ſich Jemand, um der Wiſſenſchaft zu dienen, einer ſchmerzhaften oder gefahrvollen ärztlichen Behandlung unterwirft, ſo werden wir allerdings geneigt ſein, in der Thätigkeit des Arztes nichts ſtrafbares zu ſehen (Prof. Pettenkofer hat jedoch ſein Cholerabazillen-Experiment an ſich ſelbſt vorgenommen!); aber mindeſtens ſehr anſtößig wäre es, wenn ein Chirurg ſich „Modelle“ zum Experimentiren miethen wollte. Vor allem aber: die Einwilligungstheorie läßt uns in vielen Fällen und zwar gerade in ſolchen der ſchwerſten Art, im Stich; denn wie, wenn der Patient außerſtand iſt, ſeine Einwilligung zu erklären? Einem Weichenwärter iſt durch eine Lokomotive ein Bein zerquetſcht worden, ein Schieferdecker iſt vom Dach geſtürzt und hat einen Schädelbruch erlitten, Beide liegen bewußtlos im Spital, ſofortige Amputation oder Trepanation erſcheint zur Rettung des Lebens geboten; ſoll der Arzt zuwarten, bis oder ob die Verletzten wieder zum Bewußtſein kommen? Bei einem narkotiſirten, an Altersbrand leidenden Kranken, der eingewilligt hat, daß ihm ein Bein unterhalb des Kniés abgenommen werde, ergibt ſich während der Operation die Nothwendigkeit der Amputation oberhalb des Kniés; ſoll der Chirurg ihn aus der Narkoſe wecken oder ſein Erwachen abwarten, um ihm einen Vortrag über die veränderte Sachlage zu halten und ihn zu befragen, ob er auch in die größere Operation willige? Angeſichts der Leiſtungen mancher hohen und höchſten deutſchen Strafgerichte würde ich dies dem Arzt empfehlen, human wird jedoch ein ſolches Verfahren Niemand nennen. Räumt man aber dem Chirurgen das Recht ein, die Operation an dem Bewußtloſen vorzunehmen, ſo iſt, da auch die Beſtimmungen über den Nothſtand, ſo wie ſie lauten, unanwendbar ſind, der Grundſatz, daß die Einwilligung des Patienten die zugefügte Körperverletzung ſtraflos mache, durchbrochen, mag man ſich nun mit der Fiktion helfen, daß der Patient, wenn er bei Bewußtſein geweſen wäre, ſeine Einwilligung gegeben hätte, oder mag man die Einwilligung des Kranken durch die Einwilligung ſeines „Vertreters“ erſetzen. Letzteres Auskunftsmittel iſt beſonders ſchwach. Man kann allenfalls behaupten, eine Körperverletzung werde dadurch ſtraflos, daß der Verletzte in ihre Zufügung einwilligt, ſofern Jedermann Herr ſeines Körpers iſt; aber niemals kann eine rechtswidrige Körperverletzung dadurch zu einer rechtmäßigen werden, daß ein Anderer als der Verletzte darein willigt. Nicht nur kann der Mann nicht die Einwilligung zur Verſtümmelung oder Verwundung ſeiner Frau —, die Frau nicht ihre Einwilligung zur Verſtümmelung oder Verwundung ihres Mannes geben, ſondern ein ſolches Recht ſteht, trotz dem geſetzlichen Gewaltverhältniß, auch nicht dem Vater gegenüber dem Kinde zu. Wenn trotzdem Niemand bezweifeln wird, daß der Arzt bei Zuſtimmung des Vaters zu einer durch das Wohl des Kindes gebotenen Operation berechtigt iſt, auch wenn das Kind ſchreiend dagegen proteſtirt, ſo muß der Grund der Berechtigung in etwas anderem als in der Zuſtimmung des Verletzten zur Körperverletzung liegen.

Wir haben oben bemerkt, daß, wenn die Entſcheidung des Zivilgerichts in dem eingangs mitgetheilten Falle richtig wäre, gegen den Arzt ein ſtrafrechtliches Verfahren hätte eingeleitet werden müſſen. Geſchehen iſt dies unſres Wiſſens bis jetzt nicht, wir möchten angeſichts der Leiſtungen der deutſchen Begriffs- und Buchſtabenjurisprudenz beinahe ſagen: merkwürdigerweiſe; denn die Verurtheilung des Arztes, der durch einen kühnen Entſchluß einen Kranken vor unheilbarem Siechthum bewahrt hat, wäre ein prächtiges Seitenſtück zu der Freiſprechung des Spitzbuben, der Elektrizität geſtohlen hat. Die „öffentliche Meinung“ hätte ſich wohl auch ſchwerlich über die Verurtheilung aufgeregt, denn das deutſche Publikum hat vor der chose jugée noch größeren Reſpekt als das franzöſiſche. Empörend wäre die Verurtheilung trotzdem; aber warum? Ehe wir die Antwort geben, führen wir noch einen zweiten ſehr harmloſen, darum aber nicht minder lehrreichen Fall an, der ſich vor vielen Jahren in Tübingen zugetragen hat. Eine Frau hatte ſo ſtark gegähnt, daß ſie ſich den Kiefer halb ausrenkte und den Mund nicht mehr ſchließen konnte. Man ſchickt ſchleunig zum Arzt, dieſer erſcheint, beſieht den Schaden und läßt ſich die Urſache erzählen; dann heißt er die Frau die Augen ſchließen, ſie gehorcht und ohne ein Wort zu ſprechen, gibt ihr der Arzt eine gewaltige Ohrfeige — der Kiefer renkt ſich ein und der Mund ſchnappt zu, die Frau aber trägt als Spur der Kur einige Tage einen geſchwollenen Backen herum. Daß ſie dem Arzt das Honorar für ſeine Behandlung verſagt hätte, iſt nicht bekannt geworden; das ſächſiſche Oberlandesgericht aber hätte es ihm abſprechen und ihn auf Klage der Frau wegen Körperverletzung beſtrafen müſſen, denn ſeine Handlung ſtellt ſich äußerlich zweifellos als eine vorſätzlich zugefügte körperliche Mißhandlung dar, und es ſtand ihm nicht einmal die Entſchuldigung zur Seite, daß er vor der Operation die Einwilligung der Patientin nicht einholen konnte: ſie konnte ſolche zwar infolge der Mundſperre nicht mit Worten, aber doch durch ein Nicken des Kopfes erklären. Und nun fragen wir wieder: warum iſt in dem Tübinger wie in dem Dresdener Fall Strafbarkeit ausgeſchloſſen und — fügen wir hinzu — der Anſpruch auf Honorar begründet?

Das Verdienſt, die richtige Antwort auf die Frage gegeben zu haben, gebührt dem Profeſſor C. Stooß aus Bern, jetzt in Wien, dem Verfaſſer des Entwurfs eines Schweizeriſchen Strafgeſetzbuchs. Die Antwort, die er in ſeiner Schrift: „Chirurgiſche Operation und ärztliche Behandlung. Eine ſtrafrechtliche Studie (Berlin, Otto Liebmann 1888)“ gibt, erinnert an die alte Geſchichte vom Ei des Columbus; daß aber die ſcheinbar einfache Löſung gerade von einem Schweizer Juriſten kommt, das bin ich ſehr geneigt darauf zurückzuführen, daß — wie namentlich auch die von Stooß redigirte Schweizeriſche Zeitſchrift für Strafrecht beweiſt — in der Schweiz weniger als vielfach in Deutſchland das geſunde Rechtsleben unter zopfiger Gelehrſamkeit und einer verknöcherten Bureaukratie zu leiden hat.

„Worauf beruht die Strafloſigkeit der Körperverletzung, die der Chirurg durch ſeine Operation vorſätzlich dem Patienten zufügt?“ ſo hat ſeither die Frageſtellung gelautet, und weil die Frage ſo geſtellt wurde, hat Niemand die richtige Antwort gefunden. Stooß ſtellt die Frage anders: „Fügt der Chirurg durch Vornahme einer Operation, der Arzt durch Anwendung eines innerlichen, mit Schmerzen verbundenen Mittels dem Patienten vorſätzlich eine Verletzung zu?“ und dieſe Frage verneint er mit vollem Recht. Freilich: „Wer einen Schnitt in den Leib eines Anderen macht oder wer einem Anderen ein Bein abſchneidet oder abſägt, der verletzt deſſen Körper; das Eine oder das Andere thut der Chirurg, der eine Ovariotomie oder eine Amputation vornimmt, und er thut es vorſätzlich; alſo iſt er der Urheber einer vorſätzlichen Körperverletzung,“ ſo lernen wir es im Collegium logicum; wir haben die reinlichen Glieder des Syllogismus in der Hand, „fehlt leider nur das geiſtige Band“, d. h. die menſchliche Betrachtung des Ganzen. Der Schnitt ins Fleiſch, das Abſägen des Beines iſt nur ein Akt im Drama der chirurgiſchen

Digitized by Google

Operation, für sich allein war der eine oder der andere Akt eine Verletzung des Körpers, eine Mißhandlung und Beschädigung der Gesundheit des Anderen; zusammen mit der übrigen Thätigkeit ist er eine Behandlung; ihr Gesammterfolg ist die Heilung des Patienten, die Befreiung des „Leidenden" von einem Uebel und keine Verletzung, nicht, wie es schon im Worte „verletzen" klingt, eine Schädigung, oder: der unvermeidliche Nebenerfolg der Schmerzerregung oder der kleinen Schädigung verschwindet neben dem Haupterfolg der Heilung, der Lebensrettung. Es verhält sich mit der gewaltsamen Einwirkung auf den menschlichen Körper nicht anders als mit der gewaltsamen Einwirkung auf ein Stück der unbelebten Natur. Wenn ich dem Bildhauer einen Marmorblock, dem Schuster einen Quadratmeter Juchtenleder übergebe, damit jener mir daraus eine Statue, dieser ein Paar Wasserstiefel fertige, so muß der Bildhauer vielleicht die Hälfte des kostbaren Steins in Gestalt werthloser Trümmer wegschlagen, der Schuster das schöne Stück Leder zerschneiden; aber wenn der Bildhauer die Statue geschaffen, der Schuster die Stiefel verfertigt hat, wird es da einem vernünftigen Menschen einfallen zu sagen: der Bildhauer oder der Schuster habe zwar vorsätzlich mein Eigenthum beschädigt, aber die Sachbeschädigung sei rechtmäßig erfolgt, weil ich dafür die Statue oder die Wasserstiefel erhalten habe? Nun kann es ja geschehen, daß der Schuster das Leder verschustert, der Bildhauer den Marmorblock verdirbt, so daß, wie es einmal vorgekommen sein soll, statt der ursprünglich geplanten Statue nur ein Briefbeschwerer herauskommt; dann kann ich mich allerdings über Beschädigung meines Eigenthums beschweren, aber was jenen zur Last fällt, das ist dann nicht vorsätzliche, sondern fahrlässige Sachbeschädigung.

Mit vollem Recht bezeichnet es also Stooß als eine Verkehrtheit, wenn bei einer gelungenen Operation von einer (vorsätzlichen) Körperverletzung gesprochen wird. Eine solche liegt auch dann nicht vor, wenn die Operation ohne den Willen des Patienten vorgenommen wurde, weil er bewußtlos war, und selbst dann nicht, wenn sie gegen dessen Willen erfolgte. Der Fall wird ja nicht oft vorkommen, am häufigsten, wenn es sich um eine an einem Minderjährigen, an einem Kinde vorzunehmende Operation handelt; in die Verletzung des Kindes kann, wie oben bemerkt wurde, der Vater nicht einwilligen, wohl aber in die gewaltsame, wider den Willen des unverständigen Kindes vorzunehmende Heilung. Käme der Fall sonst vor, so läge zwar eine Gewaltthat, ein Vergehen gegen den fremden Willen, nicht aber eine Körperverletzung, ein Vergehen gegen die Gesundheit des Anderen vor, und es könnte sich, wie Stooß richtig sagt, nur fragen, ob nicht für solche Fälle eine zur Zeit in unserm Recht fehlende Strafbestimmung zu schaffen sei; das römische Recht hätte mit seiner injuria geholfen. Stellt die gelungene Operation überhaupt keine Körperverletzung dar, so kann auch die mißlungene, sei es mit, ohne oder gegen den Willen des Patienten vorgenommene Operation nicht als vorsätzliche Körperverletzung bestraft werden. Eine Körperverletzung wird ja hier regelmäßig vorliegen, aber strafbar ist der Arzt hier nur, wenn ihm eine Fahrlässigkeit zur Last fällt, sei es — wie Stooß wiederum treffend ausführt — in der Art, daß er vor der Operation einen ihm zur Schuld anzurechnenden Fehler in der Diagnose macht oder daß er bei der Operation einen sogenannten Kunstfehler begeht.

Soviel über die strafrechtliche Seite der Frage; nun noch einige Worte über die zivilrechtliche Seite: den Honoraranspruch des Arztes einerseits, den Schadenersatzanspruch des Patienten andrerseits. — Im römischen Recht unterstanden die Streitigkeiten über die Honoraransprüche von Lehrern, Künstlern, Advokaten, Aerzten u. s. w. nicht der ordentlichen Gerichtsbarkeit, sondern es erkannte darüber eine höhere Magistratsperson, die in einem außerordentlichen Verfahren die besonders gearteten Verhältnisse solcher Fälle zu würdigen hatte. Unsrer Zeit war die Erkenntniß vorbehalten, daß die Thätigkeit der genannten Personen ganz auf einer Linie stehe mit der Thätigkeit eines Miethkutschers oder eines Schuhmachers: das Rechtsverhältniß zwischen Arzt und Patient ist nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich entweder Dienstvertrag oder Werkvertrag, früher sagte man: Dienstmiethe oder Werkverdingung; wie hätten sich auch in der schönen gelehrten Sprache des Gesetzbuchs Bestimmungen über „Kunst" und über „Wissenschaft" ausgenommen! Ob das Verhältniß Dienstmiethe oder Werkverdingung sei, ist allerdings nicht ganz leicht zu sagen; der Arzt übernimmt die Behandlung des Kranken zum Zweck der Heilung; es kommt darauf an, ob man das Hauptgewicht auf die Behandlung oder auf den Heilzweck legt, das Richtige wird wohl sein, zu sagen: wenn nach ausdrücklicher oder stillschweigender Vereinbarung die Honorirung nach Maßgabe der Zahl der Besuche (beim Chirurgen auch der Zahl der gemachten Schnitte ꝛc.) erfolgt, so liegt Dienstmiethe —, wenn sie nach Maßgabe des erzielten Erfolges in einer Summe erfolgt, liegt Werkverdingung vor. Im letzteren Fall würde freilich der Arzt für die erfolglose Behandlung, der Chirurg für die mißlungene Operation, auch wenn ihn am Mißlingen keine Schuld trifft, nichts erhalten, es wäre denn, daß der Richter sich zu der Kühnheit aufschwingen würde, zu sagen: bei der besonderen Natur dieses Werkvertrages müsse das versuchte, aber ohne Schuld des „Unternehmers" unvollendet gebliebene Werk dem vollendeten Werke gleichgeachtet und vom „Besteller" honorirt werden. — Einfach liegt die Sache bei einer gegen den Willen des Patienten vorgenommenen Operation oder sonstigen Behandlung. Hier ist, wie wir oben gesehen haben, das Handeln des Arztes, auch wenn es erfolgreich war, zwar nicht strafbar, aber doch rechtswidrig, und für eine rechtswidrig entwickelte Thätigkeit kann er selbstverständlich kein Honorar verlangen. Wie aber verhält es sich, wenn der Chirurg die Operation zwar nicht gegen, aber doch ohne den Willen des (bewußtlosen) Patienten vorgenommen hat? Nach dem jetzt noch geltenden gemeinen Recht kann der Richter unter verständiger Würdigung der Verhältnisse erkennen und er wird, wenn er zu einer solchen Würdigung fähig ist, zum mindesten in einem Fall, wo Gefahr im Verzug war und wo die Operation gelungen ist, kein Bedenken tragen, dem Arzt ein angemessenes Honorar zuzusprechen, auch wenn der Patient so schofel sein sollte, die Genehmigung der Behandlung zu verweigern. Ob der deutsche Richter unter der Herrschaft des Bürgerlichen Gesetzbuchs ebenso verfahren kann, ist mehr als zweifelhaft. Die Handlung des Arztes fällt hier nach der Terminologie des Gesetzbuchs unter den Begriff der „Geschäftsführung ohne Auftrag", und für die Ansprüche des Geschäftsführers gilt die Bestimmung: „Entspricht die Uebernahme der Geschäftsführung dem wirklichen oder dem muthmaßlichen Willen des Geschäftsherrn, so kann der Geschäftsführer wie ein Beauftragter Ersatz seiner Aufwendungen verlangen"; unter diesem Titel wird aber der Arzt sehr wenig verlangen können. Mit der für Dienstvertrag und Werkvertrag gegebenen Bestimmung, daß „eine Vergütung als stillschweigend vereinbart gilt, wenn die Dienstleistung oder die Herstellung des Werks den Umständen nach nur gegen eine Vergütung zu erwarten ist" — mit dieser Bestimmung ist nicht zu helfen, denn sie setzt immer einen Vertrag, also in unserm Fall die Berufung des Arztes durch den Patienten, voraus; oder soll vielleicht der Menschenfreund, der den Arzt zu dem bewußtlosen Verunglückten gerufen hat, diesem für die Honorirung der Operation haften?

Digitized by Google

Was endlich den Schadenersatzanspruch des Operirten angeht, so ist ein solcher nach jetzigem und künftigem Recht zweifellos begründet, wenn durch eine mißlungene Operation dem Patienten ein Schaden zugefügt worden ist, und dem Arzt, mag er auch mit Einwilligung des Kranken gehandelt haben, ein Verschulden zur Last fällt. Wollte man freilich den Arzt mit demselben Maße messen, wie den Richter, so könnte zum mindesten wegen eines Kunstfehlers der Patient gegen den Arzt keinen Anspruch erheben. „O Glück sondergleichen, ein Richter zu sein!“ heißt es vom 1. Januar 1900 an, denn wenn der Richter beim Urtheil in einer Rechtssache den gröbsten Fehler, die ärgste Dummheit begeht, ja selbst wenn er das Recht beugt, ohne daß man es ihm beweisen kann, so ist er dafür in keiner Weise verantwortlich; das erfordert, so belehrt man uns, die Rücksicht auf die Unabhängigkeit der Gerichte; dem Richter würde die nothwendige Unbefangenheit fehlen, wenn er bei jedem Spruch befürchten müßte, wegen dessen Ungerechtigkeit auf Schadenersatz belangt zu werden. Muß dem Chirurgen, der eine lebensgefährliche Operation vornimmt, nicht auch die nothwendige Unbefangenheit fehlen, muß ihm nicht die Hand zittern, wenn er daran denkt, daß er — nicht etwa nur bei grobem Versehen, sondern — beim kleinsten Fehler für dessen üble Folgen kriminell und zivilrechtlich haftbar gemacht werden kann? — Ist die gelungene Operation gegen oder ohne den Willen des Patienten ausgeführt worden, so kann von einem eigentlichen Schadenersatzanspruch des Letzteren regelmäßig keine Rede sein, weil er keinen Schaden erlitten hat, ihm vielmehr eine Wohlthat erwiesen worden ist. Wohl aber kann künftig die Bestimmung des Bürgerlichen Gesetzbuchs in Frage kommen, wonach „im Falle der Verletzung des Körpers oder der Gesundheit der Verletzte auch wegen des Schadens, der nicht Vermögensschaden ist, eine billige Entschädigung in Geld (also namentlich Schmerzensgeld) verlangen kann“. Wäre die gelungene Operation als Körperverletzung anzusehen, so wäre diese Bestimmung anwendbar; verneinen wir aber mit Stooß die Körperverletzung, so ist sie unanwendbar, zum mindesten bei der ohne Willen des Patienten vorgenommenen Operation; hat der Chirurg gegen dessen Willen gehandelt, dann würde ich als Richter kein Bedenken tragen, mehr dem Sinn als dem Buchstaben des Gesetzes folgend, dem Patienten das verlangte Schmerzensgeld zuzusprechen. G. Pfizer.

Eine deutsche Kolonialschule.

Von Dr. Aldinger.

Der Gang der deutschen weltlichen und kirchlichen Geschichte gibt uns Deutschen ein Recht zu dem Verlangen, deutscher Arbeit in und an der Welt das nationale Gepräge zu geben, wenn auch das Ausland sich nur schwer daran gewöhnen will und im Inland oft noch die Gedanken eines humanen Kosmopolitismus, eines christlichen Universalismus und schließlich hier und draußen eine gegen alles Höhere gleichgiltige Gewinnsucht, ein indifferenter Materialismus hindernd im Wege stehen. Allein die großen Thatsachen der deutschen politischen Kraft, geoffenbart in Einigung, Wahrung und Mehrung des Reichs, der deutschen selbständigen Bildung, zutage liegend in den Meisterwerken unsrer Literatur, Wissenschaft und Kunst, des Aufblühens von Handel und Industrie, und nicht zum wenigsten die eigenartige deutsche Erfassung und Ausprägung der christlichen Heilsbotschaft — diese Thatsachen geben dem deutschen Volke den wohlbegründeten Beruf zu deutscher Kolonisirung, Kultivation und Mission. Sie enthalten zugleich eine Aufforderung zu dem Bestreben, auch diejenigen Glieder, die das Volk in seinem Schoße groß gezogen und mit den Gütern seiner materiellen und geistigen Kultur ausgestattet hat, auch dann nicht dem größeren Deutschland verloren sein zu lassen, wenn sie in fremder Volksgrenze sich niederlassen. Freilich in demselben Augenblick, da ein Recht und ein Beruf konstatirt wird, ergibt sich auch eine Pflicht: die Pflicht, in dem großen, hohen Sinn die zivilisatorische und weltpädagogische Aufgabe zu lösen, in dem sie allein vor dem Forum der Weltgeschichte berechtigt ist. Der Erfüllung dieser Pflicht will auch die deutsche Kolonialschule in ihrem Theile dienen.

Der idealen Pflicht entspricht ein reales Bedürfniß. Als unlängst der Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Generalmajor Liebert, von einer Reise nach Europa wieder nach Afrika zurückkehrte, da führte er bei seiner Ankunft in Dar-es-Salaam in einer Ansprache an die Europäer aus, daß nun eine neue Periode für die Kolonie beginnen müsse. Die erste sei die der Militärherrschaft gewesen; in der zweiten seien die administrativen Verhältnisse der Kolonie geordnet worden; die dritte, jetzt anbrechende, solle vor allem der Förderung von Handel, Gewerbe, Plantagenbau, der wirthschaftlichen Ausnutzung der Kolonie gelten. Der Kaiser habe zu wiederholten Malen ihm gegenüber geäußert, er solle dem Bureaukratismus und Assessorismus in der Kolonie ein Ende machen und mit aller Energie eine gesunde wirthschaftliche Entwicklung anstreben. Diesem, aus hohem Munde verkündeten Programm kommt die Thatsache entgegen, daß sich das Großkapital jetzt weniger spröde gegenüber den eigenen Kolonien erweist als früher, daß sich neben Syndikaten für Abbau der Goldfelder am Victoria-Nyanza mehrere neue Pflanzergesellschaften für West-Usambara gebildet haben, so daß nun über 30 deutsche Erwerbsgenossenschaften in unsern Schutzgebieten insgesammt existiren, die theilweise, wie z. B. die Kameruner Kakao-Gesellschaft, schon früh recht hübsche Dividenden abwerfen. Der plantagenwirthschaftliche Aufschwung, der in unsern Kolonien schon vorhanden ist und sich noch weiter steigern wird, bringt einen großen Mangel an jungen Leuten mit sich, welche für die sich eröffnenden Beamten-, Vorgesetzten- und Aufseherstellungen tauglich und genügend vorgebildet sind. Der Offizier und Jurist können ja auf die Dauer, so nöthig zu Anfang ihr Dienst bei der Erwerbungsart unsrer Schutzgebiete war, nicht die eigentlichen Träger einer gesunden Kolonisirung und Kultivirung sein. Sie sollen und werden, wie es der Gouverneur selbst ausgedrückt hat, in den Hintergrund treten vor dem tropischen Wirthschafts- und Plantagenbeamten, vor dem Pflanzer, Landwirth und Kaufmann. Diese Kategorie von jungen Leuten wird in Zukunft den Kern und Stamm der höheren Kulturarbeiter bilden müssen. Von ihrem Wirken wird aber nicht bloß die wirthschaftliche Weiterentwicklung abhängen, nein, noch viel mehr ist in ihre Hand gelegt. Sie stehen in unmittelbarer Berührung mit der eingebornen Bevölkerung und sie können das Werk der Ausbreitung christlicher Bildung durch ihre Art und ihren Lebenswandel ungemein fördern oder hemmen. Jeder von ihnen kann eine ausgezeichnete Stütze der Missionsthätigkeit werden oder ein schweres Hinderniß derselben. Nun wird das weitere Gedeihen unsrer Kolonien in der Hauptsache von der Zahl- und Werthsteigerung der einheimischen Bewohner abhängen. Während in Deutsch-Ostafrika gegenwärtig etwa drei Millionen Farbige geschätzt werden, wird die mögliche Ziffer der Bewohner auf 20 Millionen berechnet. Nachdem dem Raub und der Jagd von Sklaven, den fortwährenden inneren Fehden ein Ende gemacht ist, Nothständen so gut wie möglich begegnet und manche das Volkswachsthum schädigende Sitte unterdrückt wird, dürfte der Fortschritt in stärkerer Peuptirung nicht auf sich warten lassen. Die Bevölkerung gewinnt in jeder

Hinsicht an Werth aber nur, wenn es gelingt, sie zu ehrlicher und tüchtiger Arbeit anzuhalten und zu erziehen. Es ist bekanntlich in dieser Richtung über den Neger viel in absprechender Weise geurtheilt worden von Leuten, die sich nie die Mühe nahmen, zu bedenken, was es die Kirche an erzieherischer Arbeit gekostet hat, den Germanen von ehemals zum Bauern, Arbeiter und Beamten von heute umzubilden. Seien wir nicht ungeduldig, gönnen wir dem Neger Zeit zur Umbildung und Höherentwicklung und sorgen wir dafür, daß er, der in so vielem wie ein großes Kind erscheint und sich gibt, rechte Lehrmeister und Vorbilder findet. Auch in der deutschen bisherigen Kolonisation ist da und dort, stärker oder schwächer, etwas von den Typen der alten Kolonisationsmethoden zum Vorschein gekommen in der Gestalt des mit dem Gewehr schnell fertigen Expeditionsführers, des herrischen Regierungsbeamten, des skrupellosen Kaufmanns, des peitschenschwingenden Pflanzers. Es fragt sich jetzt, ob bei der bevorstehenden weiteren Ausdehnung der Pflanzungen und dem Erforderniß an jüngeren, weißen, leitenden Kräften der Gefahr bei Zeiten vorgebeugt werden kann und soll, die unrechten Personen auf so wichtige Posten zu stellen. Welche verhängnißvollen Folgen Mißgriffe gehabt haben, die bei der Aussendung von Beamten und Offizieren vorkamen, ist sattsam bekannt. Und doch ist es verhältnißmäßig leicht, unter diesen Männern die ungeeigneten auszuscheiden, da sie nach Führung und Tüchtigkeit ihren Vorgesetzten genau bekannt sind. Die Auswahl von jungen Privatbeamten, von Plantagengärtnern u. A. kann eigentlich nur auf gut Glück geschehen, und doch hängt von der sittlichen Tüchtigkeit, von dem inneren Halt der jungen Leute der ganze Erfolg ihrer Wirksamkeit draußen ab. „Es sollte nie vergessen werden," sagte Livingstone, „daß ein Einfluß auf die Eingeborenen nur durch geduldiges Ausharren im Gutesthun gewonnen werden kann und daß feines Benehmen unter Barbaren so nothwendig ist wie unter Zivilisirten." Ein neuerer Afrikaner spricht es gelegentlich aus, „daß nicht die Roheit und Mordlust der Schwarzen allein es ist, die der weißen Rasse schon so manches Grab im dunkeln Kontinent bereitet hat, sondern zu einem großen Theil die Unfähigkeit jener jungen Pioniere, mit den Eingeborenen zu verkehren, ihre moralische Haltlosigkeit, die ihren Ausdruck findet in einer durch Klima und Gelegenheit gesteigerten Sinnlichkeit."

Soll man unter diesen Umständen die etwa 100 und bald 200 jungen Männer, die für die schon mehrfach bezeichneten Stellungen nothwendig sind, aufs Gerathewohl hinausziehen lassen? Oder ist nicht dann allein die Aussicht auf gute Bewährung draußen nach Möglichkeit gewährleistet, wenn die Leute vor ihrer Aussendung eine längere Zeit unter der Einwirkung edler christlicher Zucht und Sitte gestanden haben, wenn eine Ausscheidung der Ungeeigneten rechtzeitig möglich war, wenn die Unzuverlässigen in weniger gefahrvolle Verhältnisse geleitet und die Tüchtigen nach ihrer Eigenart auf die entsprechenden Posten gestellt werden können? Dies alles ist nur in einer besonderen geschlossenen Anstalt möglich, und auf dieser Erwägung baut sich die Einrichtung der deutschen Kolonialschule als Internat auf.

Andrerseits hat die Erfahrung der anderen Kolonialvölker gelehrt, daß eine praktische Vorbildung der Wirthschaftsbeamten und Kolonisten mit besonderer Berücksichtigung ihrer zukünftigen Wirksamkeit unerläßlich ist. Aber warum sie bei uns und nicht drüben ausbilden? Warum eine Kolonialschule im Mutterland und nicht in den Kolonien selber? Im letzteren Falle würden die schwere Lehr- und Anfangszeit mit der gefährlichen Acclimatisirungsperiode zusammenfallen, würde die Auslese Untauglicher erschwert sein und kämen die Schüler noch unvorbereitet auf einen Boden, für dessen Gefahren sie erst gestählt werden sollen. Dazu kämen noch die größere Schwierigkeit und Kostspieligkeit der Einrichtung und des Besuchs der Anstalt. So ist es eine Forderung der Pädagogik und der wirthschaftlichen Klugheit, die überseeische Lehrzeit für unsre Kulturpioniere soweit wie irgend möglich abzukürzen durch sachgemäße Vorbildung und Vorbereitung in der Heimath.

Es lag nahe, als an die Verwirklichung des Gedankens herangetreten wurde, ausländische Vorbilder zu studiren und zu berücksichtigen. England besitzt in dem Kolonialkolleg zu Hollesley-Bay bei Harwich, Holland in der Reichsackerbauschule zu Wageningen am Rhein je eine verwandte Anstalt. Die letztere, die holländische Acker-, Garten- und Landbauschule, hat einen vorwiegend theoretisch-wissenschaftlichen Betrieb. Holland hat durch die dort ertheilte gediegene wissenschaftliche Unterweisung in seiner kolonialen Land- und Forstwirthschaft in kurzer Zeit große Erfolge erzielt. Java verdankt seine führende Stellung in der Zuckererzeugung und den Fortschritt in der Theekultur nicht zum wenigsten den Anstalten Wageningens. Während aber hier die Gelegenheit zu praktischer Ausbildung allzu sehr fehlt, ist das englische Kolonialkolleg ganz auf diese zugeschnitten, ist daher auf einem großen Landgut untergebracht und bildet in allen möglichen landwirthschaftlichen, technischen und handwerksmäßigen Fertigkeiten aus, um die Zöglinge in den Stand zu setzen, sich draußen in allen Dingen selbst helfen zu können. Während mit dem englischen Institut ein Internat verknüpft ist, mußte ein ebensolches neu erbautes in Holland wieder außer Betrieb gesetzt werden, weil die ganze holländische Jugenderziehung derartiger fester Ordnung und Disciplin widerstrebt. Die deutsche Kolonialschule hält mit ihrem Plan ungefähr die Mitte zwischen der theoretisch-holländischen und der praktisch-englischen Anstalt. Sie hat nun ihr Heim auf der eigens dazu hergerichteten Domäne zu Witzenhausen an der Werra, im Herzen Deutschlands hübsch und günstig gelegen, gefunden. Die Lehr- und Verpflegungsanstalt, für zunächst 40 Schüler berechnet, ist in dem Hauptbau des dortigen früheren Wilhelmitenklosters untergebracht. Räume mit herrlichen gothischen Kreuzgewölben werden nun nicht mehr als Schuppen und Schafstall dienen, sondern gut restaurirt als Speisesaal und Lehrsäle. Ein Hofgut von 550 Morgen mit Gärten, Baumgütern, Weinbergen ermöglicht den Betrieb vielseitiger Land- und Viehwirthschaft. Maschinenhalle und verschiedene Handwerkstätten vermitteln die nöthigsten technischen Kenntnisse und Griffe. In der Nähe liegen die Forstakademie in Münden, die Bildungsstätten Kassels, insonderheit die Gewächshäuser, Gärten und Park von Wilhelmshöhe, das landwirthschaftliche Institut und die Universität Göttingen. Der ganze Betrieb der Anstalt gliedert sich in mehrere Abtheilungen: für Schule, Gutsverwaltung und Landwirthschaft, Gärtnerei und Tropenkultur, Technisches. Ein umfangreicher Lehrplan sucht der vielseitigen Einrichtung gerecht zu werden. Er umfaßt:

a) Allgemeine Pflanzenbaulehre einschließlich Bodenlehre, Klimalehre und Düngerlehre; Betriebslehre; Buchhaltung; Maschinenlehre; Kulturtechnik (Brückenbau, Wegebau, Wasserbau); spezieller Pflanzenbau; Viehzucht und Molkerei.

b) Anbau, Verarbeitung und Verwerthung der tropischen Kulturpflanzen; Anlage von Pflanzungen; Gärtnerei, Obst und Gemüsezucht; Weinbau; Waldwirthschaft.

c) Geologie mit besonderer Berücksichtigung des tropischen Bergbaues; Botanik (Physiologie, Anatomie, Systematik und Pflanzengeographie); Chemie mit praktischen Uebungen; Feldmeßkunde und Planzeichnen; Tropenhygiene; Thierarzneikunde.

d) Geschichte und Geographie mit Bezug auf Kolonieen; Völkerkunde; Kultur- und Religionsgeschichte, Missionsgeschichte;

Digitized by Google

Kolonialpolitik und Kolonialverfassung; Völker- und Handelsrecht.

e) Sprachen: durch Privatunterricht, wozu Gelegenheit gegeben wird.

f) Handwerke: Stellmacherei, Tischlerei, Bootsbau, Zimmerei und Maurerei, Schlosserei und Schmiede, Sattlerei, Bäckerei, Schlächterei u. s. w.

g) Praktische Arbeit und Uebungen in Feld-, Garten- und Weinbau, in Waldkultur, in Viehzucht und Molkerei, im Maschinen-, Mühlen- und Wasserkraftsbetrieb.

h) Leibesübungen (Sport) aller Art.

Der Lehrgang ist, der Regel nach, zweijährig, doch sind auch wahlfreie, abgekürzte Kurse zulässig.

Schüler finden im Alter von 17—25 Jahren Aufnahme gegen Zahlung eines Kost- und Lehrgeldes von 800—1200 M.

Es sind hohe, weit abgemessene Ziele, die sich die Kolonialschule gesteckt hat. Die vielseitige theoretische und praktische Ausbildung, die sittlich-religiöse Beeinflussung, welche die Schule vermitteln will, setzt Schüler voraus, die, von innerer Wärme und Begeisterung getragen, mit bestem Willen an ihre hohen Aufgaben herangehen. Die Anstalt wird kein Platz sein für allerlei mißrathene Existenzen, sondern für ideal angelegte Naturen mit praktischem Thätigkeitssinn und wanderfrohem Trieb in die Ferne. Sie werden draußen stehen als selbständig denkende und handelnde Männer, mit scharfem Blick und sicherer Beobachtung, vor Schwierigkeiten nicht zurückscheuend, arbeits- und strapazengewöhnt. Durchdrungen von den höheren Gesichtspunkten einer wahren Kolonisation und Kultivation, durch religionsgeschichtlichen, völkerkundlichen und kolonialpolitischen Unterricht für die andersartige Umgebung und deren Beurtheilung vorgeschult, werden sie als würdige Vertreter deutsch-christlicher Kultur sich erweisen.

Braucht's noch viele Worte, daß angesichts der täglich wachsenden Aufgaben des steigenden Wettbewerbs Deutschlands mit anderen Weltwirthschaft und Weltpolitik treibenden Völkern eine auf die geschilderte Weise ausgebildete Kerntruppe in den Kolonien und auf allen überseeischen deutschen Siedelungsgebieten von eminenter nationaler Bedeutung sein wird? Nicht bloß nach außen, sondern auch nach innen wird sich eine wohlthätige Wirkung der Neugründung äußern. Die Ueberfüllung der gelehrten und bureaukratischen Berufe ist ja nachgerade eine Kalamität; hier ist ein Ausweg wenigstens für einen Theil geboten. Und noch in anderem Sinne wird die Kolonialschule ergänzend in den Kreis der deutschen Schulanstalten eintreten. Die Klagen gegen unsre höheren Lehranstalten wollen ja nicht verstummen, die ein übergelehrtes, naturentfremdetes, ungeschicktes, nervenschwaches, streberisches Geschlecht heranziehen sollen. Solche Eigenschaften stehen wahrlich der Jugend eines zur Wirksamkeit ins Große berufenen und sich aufschickenden Volkes wenig an. Ein Hauptvorwurf, der gegen die moderne Schule gerichtet wird, ist der, daß sie „schwache Persönlichkeiten" züchte. Es ist in diesem Zusammenhang nicht uninteressant, ein Urtheil von Hübbe-Schleiden in seinem Buche „Indien und die Indier" anzuziehen. „Die deutsche Ausbildung," sagt er, „richtet sich auf theoretische Kenntnisse und praktische Disciplinirung für die willenlose Einfügung in das größere Ganze. Durch die Militärzucht wird der Einzelne jetzt mehr zur lebendigen Maschine als zu einem selbständigen Glied des Volksorganismus ausgebildet. Statt unsrer bureaukratischen Natur muß auch bei uns mehr individuelle Natur zur Geltung kommen, und zwar solche, die getragen ist von einem vornehmen Charakter." Die Kolonialschule als Stätte der Ausbildung des Charakters, des ganzen Mannes will eine Heilung des hier aufgezeigten wunden Punktes herbeiführen und vielleicht geht von ihr der Anstoß aus zu einer Reichsschule, in der gerade mit Rücksicht auf die Ueberfee-Verhältnisse von Anfang an unterrichtet und gelernt wird und die sich zur geeignetsten Bildungsanstalt für die Söhne der auswärtigen Deutschen auswächst.[1]) Wie die Kolonialschule schon jetzt als ein Symbol der Reichseinheit sich darstellt, indem sie ihre Zöglinge aus dem ganzen Reich empfängt, so wird sie dann erst recht bei ihren kolonialen und wirthschaftlichen Aufgaben zugleich ein Mittelpunkt deutsch-nationaler und deutsch-christlicher überseeischer Interessen werden.

Sofern sich aber die Anstalt ihre Zöglinge aus allen Ständen und mit verschiedener Vorbildung zusenden läßt, ist enger Kasten- und Standesgeist von vornherein ausgeschlossen. Es wäre zu wünschen, daß an dem Programm, aus den Kolonien den Bureaukratismus und Assessorismus auszuschließen, festgehalten würde; dann werden auch praktisch geübte und bewährte Männer in leitende Stellungen kommen; dann können wir es erleben, was in England nicht selten ist, daß Leute, die selbst schon auf den Plantagen oder im Urwald gearbeitet haben, in höheren Stellungen Ansehen und Einfluß haben. Ein Cecil Rhodes benutzte einst seine Ferien dazu, in Südafrika Diamanten zu suchen und die Spitzhacke zur Hand zu nehmen! Man denke an unsre jungen Herren, die nach leitenden Posten trachten, die sich lieber zu Komplimenten als zur Hacke bücken! So wird die Kolonialschule noch ein Brennpunkt jener befreienden Rückwirkung der Kolonien auf Mutterland, die nicht zu unterschätzen ist. Ist es zu viel gesagt, wenn von der Neugründung gewünscht und gehofft wird, daß sie sei und werde ein Segen für die Kolonien, eine Ehre für Deutschland, eine Hülfe für die Mission und wenigstens kein Nachtheil für die Inhaber ihrer Aktien?

Anschließend an den letzteren Punkt sei noch ein Wort über das Zustandekommen des Unternehmens gesagt. Nachdem die Idee im Kreis des Evangelischen Afrikavereins Rheinischen Verbands längere Zeit erwogen worden war, gewann sie durch eine Denkschrift des damaligen Divisionspfarrers Fabarius von Koblenz und ein Gutachten von Professor Wohtmann in Bonn-Poppelsdorf nähere Gestaltung. Es konstituirte sich die „Deutsche Kolonialschule" als Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht, mit einem gezeichneten Kapital von etwa 120,000 M., unterstützt von bedeutenden Schenkungen (5000 M. von Kaiser Wilhelm, 10,000 M. vom Geh. Kommerzienrath Krupp, 1000 M. von Hrn. Wasserbau-Inspektor Hoech, Washington, für die Bibliothek). Schirmherr und erster Vorsitzender des Aufsichtsraths ist Se. Durchlaucht der Fürst zu Wied; stellvertretender Vorsitzender ist Oberbergrath Dr. Busse, Koblenz. Dank der ungemein rührigen und umsichtigen Thätigkeit des Direktors Fabarius wurden die Einrichtungsarbeiten so gefördert, daß auf 1. Mai der erste Theil der Schüler einziehen konnte. Die Eröffnung des ersten Semesters findet am 15. Mai statt und Ende des Monats wird unter Anwesenheit hoher Gäste die Kolonialschule eingeweiht werden.

Mittheilungen und Nachrichten.

Nochmals „Zur Geschichte der Buchstabenschrift". Eine Entgegnung auf meinen Aufsatz in Nr. 102 der Beilage habe ich vorausgesehen, sogar gewünscht. Denn bei Abwehr eines Angriffs zeigt sich am besten die Stärke der Waffen auf beiden Seiten. Wenn Hr. Professor Hirt gegen meine wohlbegründeten Ausführungen sachliche Gründe

[1]) Vgl. dazu die vortrefflichen Ausführungen in dem Aufsatz: Das überseeische Deutschthum und die deutsche Schule, in „Export" 1899. Nr. 6—8.

vorzubringen hätte, würde er doch sicherlich in seinen „kurzen Bemerkungen" damit nicht hinter dem Berge gehalten haben. Es findet sich aber in seiner Ausführung von wissenschaftlich stichhaltigen Gründen keine Spur, nur einige Mißverständnisse. Obgleich ich nämlich der hochalterthümlichen Sprache wegen die Inschrift des Goldhorns für ebenso alt wie unsre Zeitrechnung halte, so ist es mir doch, das vergißt Hirt, nicht eingefallen, die „Runeninschriften" für älter als die altgriechischen zu erklären, nicht einmal die „Runenschrift", wenn wir darunter das gemeingermanische Futhark von 24 Zeichen verstehen; ich habe nur gezeigt, daß sie so, wie sie vorliegt, schon eine lange Entwicklungsgeschichte hinter sich haben muß, daß sie allein von allen alteuropäischen Schriftarten als Kern die Urschrift noch deutlich erkennen läßt. Sehr wohl weiß ich auch, daß keiner der Wimmers Ansicht widerlegenden Schriftsteller darauf verfallen ist, sich „die Sache auch von der Kehrseite zu besehen"; gerade deßhalb habe ich es gethan, nicht zum „Vergnügen" — es gibt angenehmeres als ewige literarische Fehden —, sondern aus Pflichtgefühl, im Dienste der Wahrheit. Hirt muß zugeben, daß nach Wimmers „eindringenden und mit größtem Scharfsinn geführten Untersuchungen" ihm und seinen Fachgenossen die Sache „erledigt" schien. Trotzdem hallen sie sich geirrt, denn es blieb „eine Reihe von Schwierigkeiten bestehen". Wer sich aber einmal so gründlich geirrt hat, kann sich auch ein zweitesmal irren und ich wage zu behaupten, der Glaube an die Möglichkeit, die Runen von einem südeuropäischen Alphabet ableiten zu können, ist ein solcher Irrthum. Wir brauchen ja nicht länger abzuwarten, die Beweise dafür liegen ja schon vor, wir können die Ergebnisse solcher Versuche, wie z. B. von Lust und Hempt, prüfen. Wenn irgend etwas, so beweisen gerade sie schlagend die Unmöglichkeit, auf diesem Wege etwas zu erreichen: denn ein d von einem x ableiten, wie Hempl thun muß, das heißt doch wahrhaftig nichts anderes, als Einem ein x für ein u vormachen. In dem langen Kampfe, den besonders die Sprachforscher glaubten gegen meine Lehre führen zu müssen, hat mir bis jetzt die Zeit noch immer recht gegeben. Während sie von ihren schweren Irrthümern schon recht viel zurückgenommen haben, bin ich nicht um Haaresbreite von meiner ursprünglichen Stellung abgewichen. Ich kann deßhalb auch in der Schriftfrage ruhig der Zukunft entgegensehen. An einem Manne, der von jeher nur auf Gründe etwas gegeben, gleiten aus Worten bestehende Angriffe ab, wie sie auch auf die Dauer den Fortschritt der wahren Wissenschaft nicht aufzuhalten vermögen.

Dr. Ludwig Wilser.

w. In der letzten Sitzung der Geographischen Gesellschaft zu Paris, zu der sich eine dichtgedrängte Zuhörerschaft eingefunden hatte, berichtete der Hauptmann der Marine-Infanterie Gourand über die Gefangennahme des Sudanhäuptlings Samory. Nach einer längeren geschichtlichen Einleitung schildert er, wie Oberstleutnant Pineau im Sommer 1898 nach dem Falle von Sikasso auf die Befehle des Obersten Audéoud hin die Feindseligkeiten gegen Samory begonnen habe, dessen Absicht es war, nach Westen vorzudringen. Daran wurde er aber durch die blutigen Niederlagen bei Due und Tiasesso gehindert. Nun erhielt Gaurand den Auftrag, mit 200 Mann den flüchtigen Aufrührer zu verfolgen und ihn womöglich gefangen zu nehmen. Und nach einem angestrengten Marsche gelang es am 29. Sept., den unvorbereiteten Haufen mitsammt seinem Führer zu überraschen und wehrlos zu machen. Damit war der westliche Theil des Sudans dem Vordringen von Kultur und Wissenschaft wieder geöffnet.

* Der Geh. Admiralitätsrath Professor Neumayer in Hamburg ist zum Ehrenmitglied der Royal Society in London erwählt worden. Diese Wahl hat insofern ein besonderes Interesse, als aus Veranlassung der in Aussicht stehenden Erforschung der Süd-Polar-Regionen ein internationales Zusammenwirken von höchster Bedeutung ist. Die hohe Auszeichnung, die Hrn. Professor Neumayer von der leitenden wissenschaftlichen Gesellschaft Großbritanniens zutheil wurde, erleichtert es, wie der „H. C." hervorhebt, wesentlich, auf das Zusammenwirken Englands und Deutschlands bei der Lösung des größten geographisch-physikalischen Problems mit Nachdruck hinzuwirken. Professor Neumayer ist zur Zeit auch erster Vorsitzender der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte.

* **Gießen,** 15. Mai. Der Prosektor am anatomischen Institut dahier, Dr. Bruno Henneberg, hat sich für Anatomie habilitirt. — Die Zahl der immatrikulirten Studenten überschreitet in diesem Sommer zum erstenmal das achte Hundert.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich nebst Einführungsgesetz. Hggb. von Dr. J. v. Staudinger. V. Lfg. München, J. Schweitzer Verlag 1899. — E. Viebig: Es lebe die Kunst! Roman; Ilse Frapan: Wir Frauen haben kein Vaterland. Monalage einer Fledermaus; Ed. Aly: Wolkenkuckucksheimer Dekamerone; Frhr. Gg. v. Ompteda: Philister über Dir! Roman. Berlin, F. Fontane u. Co. 1899. — S. Jadassohn: Das Wesen der Melodie in der Tonkunst. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1899. — H. Ibsen: Rosmersholm. Schauspiel. Berlin, Hugo Bermühler 1899. — Dr. Herm. Stund: Kommentar zum Handelsgesetzbuch (ohne Seerecht). 6. und 7. Aufl. 3. Lfg. Berlin, J. J. Heine's Verlag 1899. — Kochbuch für Zuckerkranke und Fettleibige. Hggb. von F. W. 3. Aufl. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1899. — 25. Jahresbericht des Kaufmännischen Vereins München von 1873 (e. V.). München, Nationale Verlagsanstalt, Akt.-Ges. 1899. — Gräfin v. Bethusy-Huc: Glückimwald. Roman. Dresden, Leipzig, E. Pierson 1899. — Heinr. Freese: Fabrikantenglück! Ein Weg, der dazu führen kann. Eisenach, M. Wilckens 1899. — Dr. P. Weisengrün: Das Ende des Marxismus. Leipzig, Otto Wigand 1899. — Hartm. Grisar S. J.: Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter. 5. Lfg. Freiburg im Breisgau, Herder'sche Verlagshandlung 1899. — Fritz Knapp: Piero di Cosima, sein Leben und seine Werke. Halle a. S., Wilh. Knapp 1898. — Blätter für Haus- und Kirchenmusik. Hggb. von Prof. E. Radich. 3. Jahrg. Nr. 1—4. Langensalza, Herm. Beyer u. Söhne 1899. — E. M. Busiv: Ein neues System der Volkswirthschaft und Finanzpolitik für Oesterreich und die europäischen Staaten. Wien, Mechitaristen-Buchdruckerei 1899. — H. Lichtenberger und E. Förster-Nietzsche: Die Philosophie Friedrich Nietzsche's. Dresden, Leipzig, Karl Reißner 1899. — Tundert: Examinatorium über das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich. I. Abth. Berlin, H. W. Müller 1899. — Alb. Pinner: Das deutsche Aktienrecht. Kommentar zu Buch 2, Abschnitt 3 und 4 des Handelsgesetzbuchs vom 10. Mai 1897. Edd. 1899. — Wilh. Ahl: Der Kaiser im Liede. Festrede. Königsberg i. Pr., Gräfe u. Unzer 1899. — Dr. Georg Gürich: Das Mineralreich. (Hausschatz des Wissens. Abth. IV.) Neudamm, J. Neumann. — Aug. Silberstein: Der verwandelte Ahasver. Glas- und Rauchbilder im St. Petereskeller zu Salzburg. Leipzig, Wilh. Friedrich. — Oskar Linke: Iphi, das Malermodell. Eine Künstlergeschichte. Edd. — M. G. Conrad: Salve Regina. Lyrischer Cyklus. Berlin, Leipzig, Schuster u. Laeffler 1899.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch der Finanzwissenschaft

von

Prof. Dr. Ad. Wagner.

Vierter Theil. Specielle Steuerlehre.

Die deutsche Besteuerung des 19. Jahrhunderts.

(Staats- und Communalbesteuerung.)

Erster Halbband.

Preussen. Sachsen. Bayern. Württemberg.

gr. 8. geh. Ladenpreis 6 M. (8484)

Jahrgang 1899. München, Dienstag, 16. Mai. Nummer 111.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Der heutige Stand der Arbeiterwohnungsfrage. Von Prof. Dr. Carl Johannes Fuchs. — Vergleichende Soldatensprache. Von Paul Horn. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der heutige Stand der Arbeiterwohnungsfrage.[1])

Von Prof. Dr. Carl Johannes Fuchs (Freiburg i. B.).

Der außerordentliche Aufschwung, in dem sich schon seit einiger Zeit unsre ganze Volkswirthschaft und vor allem unsre Industrie befinden, drängte zugleich — und das ist die Kehrseite der Medaille — immer gebieterischer ein Problem in den Vordergrund, das schon ziemlich lange, etwa seit der Ausbildung der modernen Volkswirthschaft in allen Industriestaaten aufgetreten, in Deutschland aber doch erst seit dem jüngsten Aufschwung so brennend geworden ist — die Arbeiterwohnungsfrage.

Sie ist vor allem bekanntlich in den großen Städten, insbesondere den Industriestädten zuhause, aber — wie gerade neuere Untersuchungen überzeugend dargethan haben — keineswegs nur da, sondern auch vielfach relativ ebensosehr, ja mitunter in höherem Maße in den mittleren und kleineren Städten. Sie hat ihre letzte Ursache immer darin, daß die private spekulative Bauthätigkeit aus verschiedenen Gründen mit der großen Vermehrung der Arbeitskräfte in der Industrie und dem hauptsächlich dadurch hervorgerufenen starken Einströmen in die Städte nicht Schritt hält, und sie besteht bekanntlich darin, daß das Wohnungsbedürfniß der arbeitenden Klassen in großem Umfang erstens zu schlecht befriedigt wird — durch zu wenige und zu kleine, vielfach menschenunwürdige Räume — und zweitens trotzdem gleichzeitig zu theuer: Die Ausgaben für die Wohnung stehen im umgekehrten Verhältniß zur Einkommenshöhe der verschiedenen Klassen, bei den arbeitenden Klassen selbst aber steigen sie im gleichen Verhältniß zur Größe der Stadt, ohne gleich starkes Steigen der Löhne. Aus den zu hohen Preisen kleiner Wohnungen hat sich dann vor allem das verhängnißvolle Schlafgängerunwesen entwickelt. Dazu kommt endlich die auch mit dem Ueberwiegen der Nachfrage nach kleinen Wohnungen wachsende Unsicherheit des Wohnens bei Vermehrung der Familie, die Schwierigkeit, oft Unmöglichkeit, bei größerer Kinderzahl überhaupt Wohnung zu finden. Immer häufiger werden die Fälle, wo zahlungsfähige und willige Familien im Armenhaus vorläufig untergebracht werden müssen.

So ist die Arbeiterwohnungsfrage an vielen Orten heute zu einer öffentlichen Kalamität geworden, die mit Recht die allgemeine Aufmerksamkeit in immer höherem Grade auf sich zieht. Im letzten Winter hat der Verein für Sozialpolitik eine neue Enquete darüber beschlossen, im nächsten Jahr wird der Evangelisch-soziale Kongreß zu Karlsruhe darüber verhandeln, heute, am 16. Mai, beschäftigt sich die Konferenz der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen in Stuttgart mit einem Theil des Problems. Aber von den verschiedensten Seiten her hat man in der jüngsten Zeit unter dem Drang der Noth auch angefangen, die praktische Lösung des Problems energisch in Angriff zu nehmen, die bis dahin in Deutschland im Gegensatz zu anderen Ländern noch nicht recht in Fluß gekommen war.

Ueber diese verschiedenen in der neuesten Zeit eingeschlagenen Wege zur Lösung der Arbeiterwohnungsfrage sei zunächst ein Ueberblick gegeben, um dann ihre relative Bedeutung für die Lösung des Problems zu untersuchen, jedem dieser Versuche die Stelle anzuweisen, die ihm meines Erachtens gebührt.

Fünf Faktoren sind es, die wir heute am Werk sehen, an Stelle der versagenden privatkapitalistischen Bauthätigkeit, das Wohnungsbedürfniß der unteren Klassen zu befriedigen: Arbeitgeber, einzelne Privatleute, gemeinnützige Baugesellschaften, Arbeiterbaugenossenschaften und Staat, Stadtgemeinden, Kreise ꝛc.[1])

Eine stattliche, jährlich wachsende Zahl von Arbeitgebern — insbesondere von größeren — hat heute auch in Deutschland für ihre Arbeiter selbst Wohnungen geschaffen, und zwar hauptsächlich im westlichen Industriegebiet Deutschlands, im Rheinland und Südwestdeutschland, während im Königreich Sachsen noch verhältnißmäßig wenig auf diesem Gebiet geschehen ist. Nur die wichtigsten seien kurz aufgezählt: Krupp in Essen (bis Ende 1891 über 3700 Arbeiterhäuser mit ca. 26,000 Bewohnern), dazu neuerdings die Kolonie Alfredshof (500 Wohnungen), die Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen (444 Wohnungen), die Zuckerfabrik Frankenthal (200 Wohnungen), die Höchster Farbwerke (1896 305 Aufseher- und Arbeiterwohnungen, 60 Wohnungen in dem Arbeiterheim und 96 Schlafstellen in drei Logierhäusern),[2]) Villeroy u. Boch in Mettlach (1874—1893 172 Häuser), Spiegelfabrik Waldhof-Mannheim (345 Wohnungen), die Zellstoffabrik und die Fabrik von Bopp u. Reuther ebenda, die Chemische Fabrik Wohlgelegen in Mannheim, die Burbacher Eisenhütte, Peters u. Co. in Neviges, Cornelius Heyt und Dörr u. Reinhardt in Worms, Ten Brink in Arlen, Amt Konstanz, Köchlin, Baumgartner u. Co. in Lörrach u. A. m.

Dabei sind die verschiedensten Systeme in technischer Hinsicht zur Anwendung gelangt: Einzelhäuser, Mehrfamilien-, große Miethshäuser. Uns interessirt besonders die Frage, ob durch die Arbeitgeber für ihre Arbeiter Wohnungen oder Häuser nur zum Miethen oder sogenannte „Erwerbshäuser“, zum allmählichen Erwerb durch Abzahlung, geschaffen worden sind; es scheint, soweit ersichtlich, letztere Form die überwiegende zu sein.

[1]) Vortrag, gehalten am 4. Mai 1899 im Mittelrheinischen Fabrikantenverein zu Mainz.

[1]) Vergl. die sehr instruktive Denkschrift von Oberbürgermeister Beck in Mannheim: „Die Wohnungsfrage mit besonderer Berücksichtigung der Mannheimer Verhältnisse“ vom September 1897.

[2]) Vergl. Grandhomme: „Die Fabriken der A.-G. Farbwerke vorm. Meister Lucius u. Brüning zu Höchst a. M. in sanitärer und sozialer Beziehung.“ 4. Aufl. Frankfurt a. M. 1896.

Durch einzelne Privatleute, reiche Philanthropen, ist in Deutschland nicht annähernd so Bedeutendes geleistet worden wie in England durch Peabody und Octavia Hill. Doch können der Konsul de Liagre, Frau Hasse in Leipzig und der verstorbene Landgerichtsdirektor Aders in Düsseldorf hier genannt werden.

Dagegen haben die sogenannten „gemeinnützigen Baugesellschaften" auch in Deutschland zum Theil Hervorragendes geschaffen. Sie sind kapitalistisch in Leitung und Geschäftsführung — in der Regel in der Form von Aktiengesellschaften — aber die Dividende ist in der Höhe beschränkt, gewöhnlich auf 4 Proz.

Die älteste ist die schon 1848 gegründete Gemeinnützige Baugesellschaft in Berlin, die Erwerbshäuser gebaut hat. Dann kommt die 1853 gegründete, allerdings wesentlich aus Arbeitgebern bestehende „Mülhausener Gesellschaft für Arbeiterkolonien" (cité ouvrière), welche ebenfalls Erwerbshäuser gebaut hat, von denen sich keines mehr im Besitz des ersten Erwerbers und die meisten gar nicht mehr im Besitz von Arbeitern befinden. Von neueren sind zu nennen die Gemeinnützige Baugesellschaft in Freiburg i. B., die in der Freiau — mit weitgehender Unterstützung durch die Stadt durch Gewährung von billigem Boden und billigem Geld — 50 Häuser mit 150 Miethswohnungen geschaffen hat; die 1890 gegründete „Aktiengesellschaft für kleine Wohnungen" in Frankfurt a. M., deren neuer weitgehender Vertrag mit der Stadt leider am Widerspruch der Stadtverordneten gescheitert ist, der „Verein für die Erbauung billiger Wohnungen Leipzig-Lindenau" (1894 383 Wohnungen), der „Gemeinnützige Bauverein" in Dresden, eine ähnliche Gesellschaft in Darmstadt, der Gemeinnützige Bauverein zu Remscheid (nur Erwerbshäuser), die Aktienbaugesellschaft zu München-Gladbach, die Baugesellschaft zu Barmen, die Gemeinnützige Baugesellschaft zu Hamburg, vor allem aber die größte Schöpfung auf diesem Gebiet, die Arbeitervillenkolonie „Ostheim" bei Stuttgart, geschaffen vom „Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen" in Stuttgart. Sie umfaßte 1896 an zehn Straßen 228 Häuser mit 702 Wohnungen und ca. 4000 Bewohnern. Die Mehrzahl sind Erwerbshäuser. Die Unterstützung der Stadtgemeinde beschränkte sich auf Herstellung und Unterhaltung der Straßen. Eine ähnliche weitere Kolonie „Nordheim" ist in der Ausführung.

Erst verhältnißmäßig spät haben die Nächstbetheiligten, die Arbeiter selbst, auf dem Weg der Selbsthülfe die Lösung der Arbeiterwohnungsfrage unternommen in der Form der Arbeiterbaugenossenschaften. Diese konnten einen größeren Aufschwung erst nehmen, nachdem durch das Gesetz von 1889 die Form der Genossenschaften mit beschränkter Haftpflicht auch in Deutschland eingeführt war. Seitdem haben sie sich sehr rasch entwickelt, jedes Jahr bringt eine große Zahl von Neugründungen.

Dabei sind aber wieder zwei Formen zu unterscheiden: eine ältere, wie die Berliner Baugenossenschaft und der Flensburger Arbeiterverein, nach dem Muster des Kopenhagener Arbeiterbauvereins ins Leben gerufen, die noch an dem alten Ideal der Erwerbshäuser festhält, und eine neuere, die diese prinzipiell verwirft, entweder thatsächlich nur Miethshäuser baut, die immer Eigenthum der Genossenschaft bleiben, oder dies sogar in den Statuten ausdrücklich vorschreibt.

Diese neueren Arbeiterbaugenossenschaften heißen gewöhnlich „Spar- und Bauverein" oder auch nur „Bauverein" und sind alle nach dem Muster des im Jahre 1886 gegründeten Spar- und Bauvereins zu Hannover ins Leben gerufen worden, der zuerst eine solche Bestimmung in den Statuten hatte. Das Wesen dieser Spar- und Bauvereine besteht darin, daß die niedrigen Antheilscheine der Genossen (100—300 M.), wenn sie nicht baar eingezahlt werden können, durch wöchentliche Ratenzahlungen gebildet werden; und da ein Genosse nicht mehr als eine beschränkte Anzahl Antheilsscheine (10—20 = 2000 M.) besitzen darf, so ist der kapitalistische Charakter ausgeschlossen, bis zu dieser Höhe aber die Betheiligung von Angehörigen wohlhabender Klassen erwünscht und ihre Mitwirkung bei der Vereinsleitung in Vorstand und Aufsichtsrath unentbehrlich; außerdem aber ist, da eine mäßige Dividende ($3^1/_2$—4 Proz.) erzielt werden soll, billiger Kredit seitens des Staates, der Gemeinden und öffentlichen Kassen, wie insbesondere der Alters- und Invaliditätsversicherungsanstalten erforderlich. Außer den Einzahlungen auf die Geschäftsantheile werden auch bei einem Theil der Vereine Spareinlagen angenommen.

Der Spar- und Bauverein zu Hannover hatte 1895 2783 Mitglieder mit 893,000 M. Einzahlungen und hatte Ende 1895 64 Häuser mit 336 Wohnungen gebaut. Nach seinem Muster ist dann zunächst der Spar- und Bauverein zu Göttingen und der Berliner Spar- und Bauverein gegründet worden, letzterer von den Männern der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen, Geheimrath Post und Prof. Dr. Albrecht. Auch dieser hat unter den besonderen Schwierigkeiten der Großstadt Berlin während der fünf ersten Jahre seines Bestehens Glänzendes geleistet, große künstlerisch und hygienisch vollkommene Miethshäuser mit im ganzen 231 Wohnungen geschaffen.[1])

Aus der großen Zahl der seitdem ins Leben getretenen ähnlichen Vereine ist noch der Greifswalder Spar- und Bauverein hervorzuheben, der in sehr kleinen Verhältnissen in den ersten drei Jahren mit nur 300 Mitgliedern 106 Wohnungen in 16 Häusern geschaffen hat. Weitere solche Vereine bestehen heute in Hamburg, Altona, Bremen, Halle a. S., München, Breslau, Spandau, Magdeburg, Görlitz, Stralsund, Dresden, Mannheim, Freiburg und an vielen anderen Orten.

Endlich ist in der neuesten Zeit auch von Staat, Gemeinde ꝛc. in vielen Fällen die Pflicht zum Eingreifen in diese Fragen erkannt und — neben oder anstatt der Unterstützung eines der vorgenannten Faktoren — zum eigenen Bau von Häusern und Wohnungen geschritten worden; und zwar entweder durch Staat oder Gemeinde als Arbeitgeber für ihre eigenen Arbeiter und Angestellten — so vom preußischen Staat in den fiskalischen Steinkohlengruben im Saargebiet, von den Stadtgemeinden Frankfurt a. M., Dresden, Ulm a. D., Karlsruhe — oder darüber hinaus, in weitem Umfang ganz allgemein, in Konkurrenz mit den anderen Faktoren oder an deren Stelle, von den Städten Freiburg i. B., Straßburg i. E., Eberbach, Heidelberg (in Verbindung mit der Sparkasse), durch den Ortsarmenverband Münster und den Kreis Merzig. Besonders hervorzuheben ist die Thätigkeit der Stadtgemeinde Freiburg, die in drei Häusergruppen 168 Wohnungen geschaffen und weitere 33 Häuser mit 99 Wohnungen projektirt hat.[2])

Versuchen wir nun eine Kritik dieser verschiedenen Thätigkeiten, die Prüfung der Frage, ob eine von ihnen als der beste Weg zu bezeichnen ist, eventuell die Abgrenzung ihrer Anwendungsgebiete.

Der in Deutschland vorläufig am weitesten verbreitete Bau von Wohnungen oder Häusern durch die Arbeitgeber ist nun meines Erachtens jedenfalls im allgemeinen nicht der beste Weg, und zwar, weil damit auch dann, wenn diese „Wohlfahrtseinrichtung" nicht geradezu mit einem Verzicht auf die Organisationsfreiheit bezahlt werden muß,

[1]) Vgl. Albrecht, Fünf Jahre praktisch-sozialer Thätigkeit. (Schriften der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen Nr. 14.) Berlin 1898.

[2]) Vgl. die Denkschrift „Vorlage des Stadtraths der Stadt Freiburg im Breisgau an den Bürgerausschuß, betr. die Erbauung einer weiteren Reihe Häuser mit kleinen Miethwohnungen". Freiburg i. B. 1898.

Digitized by Google

darin immer eine Beschränkung des Arbeiters in seiner Freizügigkeit, in dem Kampf um bessere Arbeitsbedingungen liegt, wenn er mit Aufgabe seiner Stelle zugleich auch die Wohnung verliert. Damit soll nicht gesagt werden — wie es von fabrikantenfeindlicher Seite in der Arbeiterschaft wie in der Wissenschaft geschieht —, daß diese Einrichtungen von den Unternehmern überhaupt nur mala fide zur Knebelung und Knechtung ihrer Arbeiter geschaffen worden sind: neben der drängenden Noth und dem berechtigten Bestreben, sich einen Kern von tüchtigen Arbeitern durch Gewährung besonderer Vortheile zu sichern, hat ohne Zweifel dabei auch vielfach warmes Interesse für ihre Arbeiter den Fabrikanten die Hand geführt, aber die Wirkung ist allerdings in den meisten Fällen (namentlich bei jüngeren Arbeitern) die von jener Seite zuerst hervorgehobene, oben bezeichnete. Ganz besonders gilt dies natürlich von den „Erwerbshäusern". Diese sind heute überhaupt — wenigstens in den Städten — nicht mehr das Ideal der Lösung der Arbeiterwohnungsfrage. Und zwar deßwegen, weil die Erfahrung gezeigt hat, daß der Arbeiter als Hauseigenthümer eines Mehrfamilienhauses seine bei ihm zur Miethe wohnenden Berufsgenossen nicht minder ausbeutet als der berufsmäßige „Hausagrarier", daß auch ursprüngliche Einfamilienhäuser allmählich durch Aufnahme von Miethern überfüllt werden und der schließliche Uebergang dieser Erwerbshäuser in Spekulantenhände nicht verhindert werden kann, der Wohnungswucher, der durch sie beseitigt werden soll, sich also auch in ihnen auf die eine oder andere Weise wieder einnistet. Aber auch bei bloßen Miethswohnungen der Arbeitgeber gilt, wenn auch in geringerem Maß, im allgemeinen doch jene Beeinträchtigung der wirthschaftlichen Unabhängigkeit des Arbeiters. Ferner sind diese Wohnungen oder Häuser in den meisten Fällen ohne Mitwirkung der Arbeiter und daher auch nicht nach ihrem Geschmack gebaut und eingerichtet; sie sind nach dem alten patriarchalischen Grundsatz nur *für* die Arbeiter, nicht *durch* sie geschaffen und werden daher von ihnen leicht als Almosen empfunden und wenig geschätzt. Es darf wohl im allgemeinen gesagt werden, daß sie bei den Arbeitern nicht beliebt sind, sobald irgend eine andere Möglichkeit des Unterkommens vorhanden ist.

Dies ist aber allerdings oft nicht der Fall, und damit kommen wir zu einer wesentlichen Einschränkung dieses allgemeinen Urtheils. Ueberall da nämlich, wo sich sonst überhaupt kein Unterkommen für größere Arbeitermassen findet und auch die anderen, im folgenden besprochenen Abhülfen nicht möglich sind — also insbesondere bei isolirt auf dem Lande liegenden Industrien —, ist der Bau von Wohnungen durch den Arbeitgeber eine Nothwendigkeit, und die Nachtheile müssen in den Kauf genommen werden. Sie treten übrigens auch umsomehr zurück, je allgemeiner in einer Industrie der Bau von Wohnungen durch die Arbeitgeber ist, und verschwinden bei einer Konjunktur wie der gegenwärtigen unter Umständen ganz, wo die Schaffung von Wohnungen durch den Arbeitgeber gar nicht mehr Wohlfahrtseinrichtung ist, sondern ein Mittel, um die nothwendigen Arbeitskräfte überhaupt zu gewinnen.

Die gemachten Einwendungen gelten jedoch nicht für die Bauten von Staat und Städten zugunsten ihrer Arbeiter und Angestellten. Denn diese haben im ganzen ein weniger stark ausgeprägtes Freiheitsbedürfniß, sondern mehr oder weniger Beamtencharakter, und betrachten solche Wohnungen unter dem Gesichtspunkt der Dienstwohnungen.

Von der Thätigkeit einzelner Privater kann wegen ihrer geringen Bedeutung hier abgesehen werden, dagegen sind die gemeinnützigen Baugesellschaften in jüngster Zeit in gesteigertem Maß hervorgetreten. Bei ihnen fehlt nun allerdings die Abhängigkeit vom Arbeitgeber und damit die direkte Behinderung im Kampf um die Arbeitsbedingungen, aber eine mittelbare Beschränkung liegt auch bei ihnen, soweit sie Erwerbshäuser bauen — und das ist bei den meisten der Fall — für den Arbeiter vor. Und auch soweit sie Miethswohnungen bauen, fehlt die Mitwirkung der Arbeiter selbst; diese sind nur Miether, der Gegensatz zwischen Miether und Hauseigenthümer bleibt bestehen, die geistigen und materiellen Opfer, welche Angehörige der gebildeten und besitzenden Klassen in der Vereinsleitung und Kapitalgewährung bringen, werden leicht nur als Almosen empfunden und im allgemeinen auch nicht sehr geschätzt; das Mißtrauen des Arbeiters, daß Jene doch irgend ein verstecktes Geschäft dabei machen, bleibt bestehen.

All dies ist nun aber anders, wenn die Arbeiter selbst bauen, also bei den Arbeiterbaugenossenschaften, insbesondere den neueren, den Spar- und Bauvereinen. Hier schaffen sich die Arbeiter, welche die Mehrheit des Vorstands- und Aufsichtsraths stellen, die Wohnungen selbst, ganz so wie sie sie haben wollen; die Mitwirkung gemeinnützig gesinnter Männer aus den wohlhabenderen Klassen, hauptsächlich in der Vereinsleitung wird hier nicht als Almosen empfunden, das instinktive Mißtrauen dagegen wird hier überwunden, weil die Uneigennützigkeit ihres Handelns deutlich verfolgt werden kann; die Arbeiter lernen die Grenzen ihres Könnens ermessen, die Ueberlegenheit nicht nur des Kapitals, sondern der höheren Intelligenz und Bildung erkennen und achten und ihre gesellschaftliche Nothwendigkeit begreifen. So wirken diese Spar- und Bauvereine in hohem Maße sozial versöhnend und werden zugleich ein kräftiger Hebel für soziale Bestrebungen auf anderen Gebieten. Dies zeigt besonders deutlich die junge Geschichte des Spar- und Bauvereins in Berlin, wo aus der Arbeitsgemeinschaft zwischen den in ihm geeinigten Arbeitern und den Männern der Zentralstelle ein erfolgreiches Zusammenwirken auf verschiedenen Gebieten der Volkserziehung (populäre Konzerte, Museumsführungen ꝛc.) erwachsen ist und auch die Berliner Hochschulkurse nur durch diese Beziehungen auch sozialdemokratische Arbeiter heranzuziehen vermocht haben. Zu dieser eminent sozialen Bedeutung kommt die nicht minder wichtige erzieherische Bedeutung des Wohnens im eigenen Haus, ohne die Nachtheile des Erwerbshauses. Der Arbeiter wohnt im Genossenschaftshaus ebenso sicher, nimmt die Wohnung daher auch ebensosehr in Acht — wird durch Genossen als Vizewirthe darin streng — aber eben von Genossen! — überwacht und kann doch durch Austritt aus dem Verein sich loslösen, wenn er will oder muß, ist also nicht gebunden, wie bei einem privaten Erwerbshaus und kommt nicht in die Lage, selbst Ausbeuter zu werden. Diese psychologische Seite der Sache ist von der allergrößten Wichtigkeit. In ihr ruht die prinzipielle Ueberlegenheit dieser Organisationsform.

Aber die Anwendbarkeit dieser Form hat ihre ganz bestimmten Grenzen. Die Voraussetzung dafür ist nämlich zunächst das Vorhandensein einer größeren Zahl von Arbeitern mit einer gewissen Homogenität und mit starkem Solidaritätsgefühl, also insbesondere politisch oder gewerkschaftlich oder gewerkvereinlich organisirter Arbeiter, die nicht alle mit einemmal gleichzeitig Wohnungen geschaffen bekommen müssen; denn der Spar- und Bauverein kann schwerlich je für alle Mitglieder Wohnungen schaffen, sondern zunächst nur für eine Minderheit, die übrigen müssen in der Lage sein, warten zu können und sich einstweilen mit dem Sparen, wozu der Verein sie auch, wenn er nicht geradezu Spareinlagen annimmt, durch die wöchentlichen Abzahlungen zwingt, und mit der Dividende ihres Geschäftsantheils begnügen oder überhaupt nur aus Gemeinsinn, ihren Kameraden zuliebe, sich betheiligen. Eine Genossenschaft braucht zu ihrem Erfolg genossenschaftlichen Sinn. Aus diesem Grunde wird

die Form des Spar- und Bauvereins in der Regel unanwendbar sein bei neu entstehenden isolirten Fabrikbetrieben auf dem Lande, wo mit einem Schlag für Hunderte von Arbeitern neue Wohnungen geschaffen werden müssen; hier kann in der Regel wenigstens zunächst nur der Fabrikant helfen.

Die Form des Spar- und Bauvereins ist aber weiterhin im allgemeinen auch nur anwendbar für die obere Schicht der Arbeiter, die besser bezahlten, vor allem die sogenannten „gelernten". Denn da um der vielen Mitglieder willen, die zunächst keine Wohnung erhalten können, eine den Zinsfuß der Sparkassen womöglich etwas übersteigende Dividende erzielt werden soll, hat die Billigkeit der zu schaffenden Wohnungen ihre ganz bestimmte Grenze nach unten. Unbeschadet lokaler Verschiedenheiten kann man, wie ich glaube, im allgemeinen sagen, daß ein Wohnungsbedürfniß, respektive eine Wohnungskaufkraft, die eine Wohnung von zwei Zimmern, Küche ꝛc. etwa 10 Proz. unter dem ortsüblichen Preis der privaten Wohnungen nicht erschwingen kann, für Spar- und Bauvereine nicht mehr in Frage kommen kann, da einzimmerige Wohnungen verhältnißmäßig theurer sind als zweizimmerige. Diese unterste Schicht kann sich auch in der Form des Spar- und Bauvereins nicht mehr selbst helfen.

Hier hat nun m. E. die Stadtgemeinde einzusetzen und für diese untersten Schichten selbst Wohnungen zu bauen. Sie kann auf die Verzinsung des Kapitals ganz verzichten oder sich mit 1—2 Proz. begnügen; das ist dann zwar eine Art indirekter Armenpflege, aber doch eben nur indirekte und ein Mittel, diese Schicht vor der wirklichen zu bewahren.

Dagegen kann ich es nicht für richtig halten, daß die Stadt für dasselbe höhere Wohnungsbedürfniß, das Spar- und Bauvereine befriedigen können, Wohnungen schafft. Abgesehen von dem Bedenken, daß sie damit ohne zwingende Nothwendigkeit dem privaten Baugewerbe Eintrag thut, besteht die Gefahr, daß sie in kleinlicher Konkurrenzfurcht oder autokratischem Absolutismus am Orte bestehenden oder neu entstehenden Spar- und Bauvereinen Hindernisse in den Weg legt, statt sie zu unterstützen, ohne doch dieser Schicht der arbeitenden Bevölkerung ebensoviel bieten zu können, wie ein solcher Verein. Ist auch die Gefahr eines späteren Anheimfallens an die Privatspekulation bei solchen städtischen Häusern ausgeschlossen — sie ist es natürlich auch hier nie, solange entsprechende, leicht mit den Persönlichkeiten wechselnde Anschauungen im Stadtregiment herrschen —, so gilt doch im übrigen von ihnen dasselbe wie von den Miethshäusern der gemeinnützigen Baugesellschaften. Die Arbeiter sind nur Miether, wohnen nicht im Eigenen, das erzieherische und soziale Moment der Spar- und Bauvereine fehlt. Hier hat die Stadt sich also m. E. auf weitgehende Unterstützung eines vorhandenen oder mit ihrer Hülfe ins Leben gerufenen Spar- und Bauvereins durch Ueberlassung von städtischem Grund und Boden zu mäßigem Preis, Darlehen zu mäßigem Zinsfuß aus städtischen Kassen oder Stiftungen, Bürgschaftleistung bei den Versicherungsanstalten ꝛc. zu beschäftigen.

Auch der Spar- und Bauverein ist also, wie wir gesehen haben, keine Panacee; die gibt es hier so wenig wie auf einem anderen Gebiete der sozialen Frage. Aber wo er anwendbar ist, da ist er m. E. allerdings die beste Form. Daher schwebt es mir als erstrebenswerthes Ziel vor, daß alle die anderen Faktoren: Arbeitgeber, gemeinnützig gesinnte Kapitalisten, wie sie heute die gemeinnützigen Baugesellschaften bilden, Staat und Stadtgemeinde ꝛc., statt selbst zu bauen, solche Spar- und Bauvereine gründen helfen oder vorhandene mit Intelligenz und Kapital unterstützen, und insbesondere könnten die heute in den gemeinnützigen Baugesellschaften thätigen Kräfte ganz in jenen aufgehen. Dagegen hätten dann überall da, wo die Form des Spar- und Bauvereins anwendbar ist — also einerseits bei isolirten Industrien, namentlich auf dem Lande, andrerseits bei der untersten Schicht der ungelernten Arbeiter in den Städten —, die Arbeitgeber, respektive die Stadtgemeinden einzugreifen und selbst zu bauen. Aber nur subsidiär; überall, wo er möglich ist, ist der Spar- und Bauverein wegen seiner großen erziehlichen und sozialen Bedeutung der beste Weg zur Lösung der Arbeiterwohnungsfrage, die ihm gewährte Hülfe die beste Hülfe. Denn die beste Hülfe — die einzige, die ohne Erniedrigung angenommen werden kann — ist und bleibt die „Hülfe zur Selbsthülfe".

Alle Faktoren, die wir kennen gelernt haben, müssen somit zu einer gedeihlichen Lösung der Arbeiterfrage auch künftig zusammenwirken — nur in etwas anderer Gruppirung als bisher, auf Grund einer rationellen Arbeitstheilung, nicht wie bisher vielfach in nutzloser Konkurrenz. Aber ich theile allerdings die Ueberzeugung, daß auch das gegenüber der ungeheuren Größe des Problems nicht genügt, daß noch eine allgemeinere, radikalere Abhülfe dazu kommen muß. Aus dieser Anschauung ist das weit ausschauende Projekt einer „nationalen Wohnungsreform" von Paul Lechler und Schäffle hervorgegangen und ebenso auch der am 25. Mai 1898 gegründete „Verein Reichswohnungsgesetz" in Frankfurt a. M., der die realisirbaren Theile jenes Projekts aufgenommen hat. Er hat ein doppeltes Programm: einerseits radikale Beseitigung aller vorhandenen ungenügenden oder überfüllten alten Wohnungen durch das Mittel einer Reichswohnungsinspektion, andrerseits Förderung der Schaffung von neuen Wohnungen durch reichsgesetzliche Vorschriften über Bauordnungen und Bebauungspläne, sowie Unterstützung der Baugenossenschaften und Bauvereine, eventuell durch Gründung von „Baubanken" zur Beschaffung der nöthigen Gelder.

Man mag über diese weitgehenden Forderungen und ihre Realisirbarkeit und Zweckmäßigkeit heute noch verschiedener Meinung sein, jedenfalls aber wird man dem Schlußwort der kleinen Schrift beistimmen, in der Professor Kamp in Frankfurt a. M., der Schriftführer des neuen Vereins, seine Zwecke auseinandergesetzt hat:[1])

„Deutschland schreitet mächtig vor an Machtentwicklung, nationalem Wohlstand und an der geistigen, ans körperlicher Gesundheit quellenden Entwicklung vor allem seiner wohlhabenden Volksklassen, die bei dem Schauspiel die anderen Schichten als Zuschauer haben. In solchen Zeiten diese anderen Volkstheile mit guter Nahrung, Kleidung und Vergnügungen zufriedenstellen zu wollen, das geht nicht. Schaffen wir ihnen etwas besseres! Und wenn es dasteht, dann ist die gute Wohnung, dies Kennzeichen der Kulturvölker, auch die Stätte anderer reicher Lebensfreude für die wenig Bemittelten: körperliche Erstarkung, geistiges Ansleben, Pflege des Familienlebens mit der Frau und den Kindern, der Geselligkeit und gelegentlichen Gastfreundschaft, der Kunst in Sang und Spiel, der Wissenschaft in lesenswerthen Büchern. Kein Stubenhocker und Weltfeind wohnt dort; am Außenleben in Staat und Gemeinde nimmt er theil; für Volksbelehrung und -bildung ist er selbst thätig, aber immer kehrt er gern nach Hause zurück, zur Stätte, die stärkt und kräftigt zum Leben und Lieben hier und wieder zum Arbeiten und Wirken draußen. Schaffen wir Alle insgesammt sie, diese gute Wohnung!"

[1]) Die Wohnungsnoth und ihre Abhülfe durch ein Reichs-Wohnungsgesetz. Kommissionsverlag von Johann's Alt, Frankfurt a. M. 1899.

Vergleichende Soldatensprache.

Von Paul Horn.

Unter ähnlichen äußeren Lebensbedingungen sehen wir oftmals zu ganz verschiedenen Zeiten sich an den von einander entferntesten Gegenden die gleichen Verhältnisse entwickeln. Im Grunde nicht wunderbarer als auf anderen Gebieten ist es, wenn dies sich auch in der Sprache des Menschen beobachten läßt. Ist doch die Sprache der konkreteste Ausdruck seiner Empfindungen. Die türkischen Janitscharen sagten schon vor einigen Jahrhunderten, wenn sie in Arrest kamen, sie gingen zum „Papa Dschaafer", wie die heutigen deutschen Soldaten in solchem Falle zum „Vater Philipp", „Onkel Awin" ꝛc. gehen. So sind nämlich bei v. Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches, II, 803 (vierbändige Ausgabe, zweite Auflage), die Worte zu verstehen: „Die Aufrührer (nämlich die Janitscharen) erbrachen die Kerker von Baba Dschaafer". Wer hier eine gelehrte Untersuchung über Baba Dschaafer, etwa als den Erbauer des Gefängnisses, anstellen wollte, würde gänzlich irre gehen. Der Name eines Gefängnißwärters, eines Profoßen ist an dem Lokale auch nach dessen Tode haften geblieben. Oder wie die Rekruten heute in Bayern und Württemberg geringschätzig als „Russen" bezeichnet werden, so hing ihnen der Janitscharenwitz schon längst den Namen „Perserjungen" (adschem oghlan) an. Die Neigung, einem Führer einen Spitznamen zu geben, hatten schon die römischen Soldaten. „Caligula" nannten bekanntlich die Legionen den späteren Kaiser bereits als Prinzen, und so hieß York 1813 bei seinen Truppen der „alte Isegrimm", oder Napoleon I. Petit caporal, le petit Toudu, l'Autre, la Redingote grise, le Père La Violette. Vergleichende Studien auf diesem Gebiete wären aus verschiedenen Gründen anziehend, leider fehlt es an Material zu solchen. Für den Jargon des deutschen und französischen Soldaten liegen aber zwei Schriften vor, die uns gestatten, dem Thema ein wenig näher zu treten.

Als ich mein Buch über die deutsche Soldatensprache (Gießen, J. Ricker'sche Buchhandlung 1899) schrieb, für das ich bei den Lesern der „Beilage" so freundliche Beihülfe gefunden habe, wußte ich nichts von Léon Merlins Schrift La langue verte du troupier, Dictionnaire d'argot militaire (Paris-Limoges, Charles-Lavauzelle), die schon im Jahre 1888 eine zweite Auflage erlebt hat. Es hätte auch kaum im Plane meines Buches gelegen, den Uebereinstimmungen oder Verschiedenheiten in der Sprache des deutschen und des französischen Soldaten nachzugehen, der Gegenstand lohnt aber wohl eine besondere Behandlung, und so möchte ich ihm hier einige Worte widmen. Man kann zudem durch eine Vergleichung bisweilen einzelner Ausdrücke erst richtig verstehen, wofür Baba Dschaafer der Janitscharen oben als Beispiel dienen kann.

Der bayerische Infanterist nennt den Kavalleristen einen „Roßbollenschüttler", der französische hat die ziemlich genau entsprechende Bezeichnung crottin. Die Kürassiere sind in Deutschland „dicke Brüder", in Frankreich gros frères, die Ulanen in Bayern „reitende Laternenanzünder", in Frankreich allumeurs de gaz; die Pioniere „Maulwürfe", bezw. taupes de rempart; der Train „vierrädrige Husaren" (Württemberg), bezw. hussards à quatre roues oder cambouis („Wagenschmiere") — der Gardetrain le royal cambouis —, bezw. „Schmierlack" (früher in Bayern). Adjutanten heißen bei uns „Tintenlecker", jenseits der Vogesen buveurs d'encre; die Spielleute drüben la clique („die Sippschaft"), weil sie meist nebenbei ein Handwerk betreiben, wie bei uns die Oekonomiehandwerker „die Innung" genannt werden. Der Rekrut ist in Bayern ein „Hammel", in Frankreich etwas anders un blaireau (Dachs), bei uns ist er „grün", in Frankreich bleu (un bleu). Der Offizier avancirt bei uns nach der „Ochsentour" (doch auch Zivilisten bekommen z. B. nach ihr die unvermeidlichen Orden), in Frankreich il passe à son tour de bête. Des neu gebackenen Unteroffiziers Tressen werden bei uns „begossen", dort on arrose ses galons. Von Ausrüstungsstücken heißt der Tornister hier wie dort as de carreau „Karo-As" (die Bezeichnung ist wegen des französischen Kartenblattes vielleicht ursprünglich französisch und erst später nach Süddeutschland gelangt), oder veau (Kalb), in Bayern „Kaibl" (dasselbe); dagegen beruhen deutsches „Affe" und französisches Azor (d. i. Hund) auf verschiedenen Anschauungen. Aber armoire (Schrank) stimmt genau zu unserm „Spind, Kommode" für den Tornister.

Das Seitengewehr ist hüben wie drüben das „Krautmesser", coupe-choux, der Säbel die „Latte", la latte. Eine Kugel gilt dem Franzosen als une dragée, dem Bayern als ein „Knedl"; prune, pruneau (Pflaume) oder pruneau d'Afrique sind neben Umschreibungen wie „blaue Nüsse", „Teufelsbohnen", „schwarze Erbsen" u. dgl. zu stellen. Die Trommel erscheint als das „Kalbfell", bezw. peau d'âne (Eselsfell), für die Mitrailleusen schufen die Bayern 1870/71 den gleichen Namen, den ihnen die Franzosen schon selbst gegeben hatten, nämlich „Kaffeemühlen", moulins à café. Seinen Kaffee nennt der bayerische Soldat „Spritzenbrüh", der französische jus de chique (Priembrühe). Der deutsche Nachexerzirer umschreibt diese unangenehme Situation mit „einer Stunde in Zivil", der französische va au bal. La bolte, „der Kasten", heißt bei beiden der Arrest, hosto (d. i. Hotel) stimmt zum „Hotel Sedlmayer" ꝛc. in München. In Oesterreich „geben" die Soldaten einem Kameraden „die Decke" oder „die Kotze" (d. i. Decke), in Frankreich heißt diese von ihnen selbst verhängte Strafe faire passer à la couverte. Connaître le numéro de quelqu'un für „Jemand richtig taxiren, abschätzen" stimmt zu dem deutschen volksthümlichen „das ist eine feine Nummer", wie midi (d. i. trop tard! oder tu peux t'fouiller) zu elsässischem salut oder berlinischem „Mahlzeit!" auch „Prost Mahlzeit!" in gleichem Sinne, die aber nicht nur soldatisch sind. Frappant sind Uebereinstimmungen wie die folgenden: Der Fäkalienkübel im Arrestlokal hieß früher in Bayern „Daniel", in Frankreich, wo diese bei uns längst abgeschafften, vorsintfluthlichen Ungethüme noch heute existiren, führen sie Namen wie Jules oder Thomas. Oder paillasse à soldat und „Feldmatratze" in derbem Sinne aus dem Kapitel „Mars und Venus".

Abkürzungen wie „Vize" aus Vicefeldwebel oder das kürzlich beseitigte „Premier" aus Premierlieutenant sind in der deutschen Soldatensprache viel seltener als in der französischen; der lebhaftere Romane hat nicht die Zeit, Sousofficier zu sagen, sondern begnügt sich mit Sous-off — dem Deutschen ist „Unteroffizier" nie zu lang erschienen. Ebenso Brig-four (für brigadier-fourrier), cabo (caporal), cannn (canonier), marchef (maréchal de logis chef), march-logis (maréchal des logis), chassd'af (chasseur d'Afrique), colo oder colon (colonel), topo (plan topographique) u. a. m.

Auch eine Reihe deutscher Wörter findet man in die französische Soldatensprache desertirt, z. B. schiestrac, choufliqueur, loustic, frischti (Frühstück), un schnaps. Der württembergische, bayerische und badische Soldat „schieben Kohldampf", wenn sie Hunger haben; auch dieser Ausdruck soll in der Fremdenlegion und wohl aus dieser dann in der Linie gebräuchlich sein, doch ist es mir bisher nicht gelungen, zu erfahren, ob es avoir oder etwa pousser coldamp heißt und wie überhaupt das deutsche Kohldampf französirt worden ist.

Der Verfasser der langue verte du troupier français glaubt in seiner zweiten Auflage den Stoff erschöpft zu

Digitized by Google

haben. Nach meinen Erfahrungen in der deutschen Soldatensprache möchte ich daran zweifeln. Ich erinnere mich in L. Descave's Buch Sous-Offs jedenfalls einige Ausdrücke gelesen zu haben, die Mertin nicht hat, z. B. pante für „Zivilist". Doch ist ja absolute Vollständigkeit auf einem solchen Gebiet überhaupt kaum zu erreichen. Das interessante französische Werkchen wird jedenfalls Jedem, der Antheil an volksthümlichem Wesen nimmt, ein paar amusante Stunden bereiten.

Mittheilungen und Nachrichten.

System der Werththeorie. (I. Bd.: Allgemeine Werththeorie, Psychologie des Begehrens. II. Bd.: Grundzüge einer Ethik.) Von Dr. Christian v. Ehrenfels, Prof. der Philosophie an der deutschen Universität in Prag. Leipzig, O. R. Reisland 1898. — Die Fragen der Ethik reichen, psychologisch aufgefaßt, weit in das Gebiet der Psychologie überhaupt und eine gründliche Untersuchung derselben wird daher nie ohne ein detaillirtes Eingehen auf die allgemeinsten Fragen der Psychologie und sogar anderer, mit der Ethik in Berührung stehender Wissenschaftszweige geleistet werden können; andrerseits wird man es nothwendig finden, daß bei dem noch strittigen Zustand so vieler Probleme aus diesen Gebieten eine so eingehende Behandlung der Ethik nicht ohne manche hypothetische und sozusagen provisorische Aufstellungen geschehen kann. Diese Erscheinung, die durch den allgemeinen Zustand der hier in Betracht kommenden Disciplinen bedingt ist und somit im konkreten Falle keinen Mangel bedeuten kann, tritt auch in dem vorliegenden, auf breitester Basis angelegten und durchgeführten Werke von Ehrenfels zutage; ein Werk, in dem wir — um dies gleich vorwegzunehmen — eine Förderung und Klärung der behandelten Gebiete in vielen Punkten erblicken. Die obige Eintheilung läßt schon erkennen, wie Ehrenfels sein Problem auffaßt: die Ethik ist ihm die Psychologie der ethischen Werthungsthatsachen. Folgerichtig ist daher der erste Band der Psychologie des Werthes überhaupt gewidmet. Das Werthen ist nach Ehrenfels abhängig vom Begehren; wir begehren nicht bestimmte Dinge, weil wir ihnen Werth zuschreiben, sondern wir schreiben ihnen Werth zu, weil wir sie begehren oder doch unter bestimmten Voraussetzungen begehren würden; das Wesen des Werthens ist ein über momentane Begehrungen hinausreichendes, dispositionelles. Diese vorläufige Bestimmung wird dann in Berücksichtigung mancher abgeleiteter Anwendung dieses Begriffs erweitert zu der folgenden: „Werth ist eine Beziehung zwischen einem Objekt und einem Subjekt, welche ausdrückt, daß das Subjekt das Objekt entweder thatsächlich begehrt oder doch begehren würde, falls es von dessen Existenz nicht überzeugt wäre — oder daß durch die möglichst anschauliche, lebhafte und vollständige Vorstellung von dem Sein des betreffenden Objekts bei dem Subjekt ein auf der Gefühlsskala Unlust-Lust höher gelegener Zustand bedingt wird, als durch die ebenso beschaffene Vorstellung von dem Thatbestand beim Nichtsein des Objekts. Die Größe des Werthes ist proportional der Stärke des Begehrens, sowie dem Abstand zwischen den beiden charakterisirten Gefühlen". Die mit dieser Definition berührten Fragen und Gebiete finden darauf eingehende Behandlung, insbesondere das Verhältniß des psychologischen zum ökonomischen Werthbegriff, die Werthobjekte und die Thatsache und Gesetze der Werthveränderungen; daran schließt sich eine ausführliche Psychologie des Begehrens. Auf diese Kapitel des näheren einzugehen, ist hier nicht möglich; aus den Ergebnissen darf hervorgehoben werden, daß Ehrenfels ein besonderes psychisches Grundphänomen „Begehren" nicht anerkennt, sondern in diesem, wie auch in seinen Differenzierungen zum Wunsch, Wollen u. s. f., komplexe Inhalte erblickt. Sein ethischer Standpunkt (Band II) kann als ein individualistisch modifizirter Sozialutilitarismus bezeichnet werden. Als ethisch positiv gewerthete Gefühls- oder Begehrungsdispositionen (gelegentlich näher spezialisirt als „Verhaltungstendenzen") gelten ihm zunächst und in erster Linie jene, die auf der allgemeinen Menschenliebe, bezw. der Liebe zu den beseelten Wesen überhaupt, beruhen; dann aber auch eine Reihe anderer Eigenschaften (Ehrlichkeit, Mäßigkeit, Selbstachtung u. s. f.), die zum Theil sozialutilitaristisch aufgefaßt werden können, zum Theil aber auch „mit der Liebe zu anderen lebenden Wesen überhaupt nichts gemein haben". Man ist versucht, hier einen kleinen Zwiespalt im System des Verfassers anzunehmen; der Ausgleich, die gegenseitige Beziehung scheint uns nicht genügend gegeben oder doch zum mindesten nicht genügend hervorgehoben, die zwischen jenen „altruistischen" Begehrungsdispositionen und den nichtaltruistischen (obwohl darum noch keineswegs nothwendig egoistischen) nothwendigerweise bestehen muß. Ein genaueres Eingehen auf die psychologische Wurzel eben dieser Werthungen hätte diesen Zwiespalt vielleicht beseitigt. Nicht alle sozial nützlichen Begehrungsdispositionen werden aber nach Ehrenfels in gleichem Maße positiv gewerthet, vielmehr läßt er hier eine Art Analogie zum nationalökonomischen Gesetz von Angebot und Nachfrage gelten; damit sozial nützliche Begehrungsdispositionen ethisch positiv gewerthet werden, ist erforderlich, daß sie erfahrungsmäßig selten auftreten und sozusagen den Bedarf nicht decken; dabei hängt die Intensität, mit der wir sie billigen, außer von ihrer relativen Seltenheit von ihrer Stärke ab. Hinsichtlich des vieldeutigen Begriffs „Wohl der Gesammtheit", der auch in seinem System ein fundamentaler ist, läßt Ehrenfels einen gewissen Spielraum, indem er zur besten Erklärung, wenn auch nicht zur eigentlichen Bestimmung des Begriffs, auf den Begriff der Gesundheit im Organischen hinweist; jedenfalls ist es seine Meinung, daß dieses „Gemeinwohl" aber „Gemeinförderliche" nicht einseitig im Sinne des Lustüberschusses für eine so oder so begrenzte Gemeinschaft aufgefaßt werden darf. Hängen somit die ethischen Werthungen von anderen (in erster Linie dem Wohle der Gesammtheit) ab, so erscheinen sie mit Rücksicht auf diese als „Wirkungswerthe" (wie der Verfasser im 1. Band die bedingten Werthe bezeichnet), nach der rein persönlichen Seite dagegen als „Eigenwerthe". Eben dieser Abhängigkeit wegen aber können die ethischen Werthe keine absolut konstanten sein, woraus die Möglichkeit der Entwicklung der ethischen Werthungen und eines Widerspruchs zwischen denselben folgt. Wie verschiedene Verhaltungstendenzen werden nicht ethisch positiv gewerthet in einer aristokratischen und einer demokratischen, einer national homogenen und einer auf Rassenherrschaft gegründeten, einer monogamischen und einer polygamischen Gemeinschaft! Als Konsequenz dieses Relativismus der ethischen Werthungen ergibt sich für Ehrenfels die Verneinung eines absoluten ethischen Werthes, im Zusammenhang damit eine deterministische Auffassung der Willenshandlungen; auf Grund der gleichen Anschauung ist ihm die Ethik keine absolut normative, sondern eine praktische Disciplin, deren Aufgabe in der „Taxirung sämmtlicher herrschenden sozialen Verhaltungsregulatoren auf ihre Zielmäßigkeit hin und der Konzeption neuer, zielmäßiger, an Stelle der überlebten, zielwidrigen" besteht. — Damit sind natürlich nur die Hauptlinien des ungemein inhaltvollen Ehrenfels'schen Werkes angegeben, zweifellos einer der hervorragendsten Erscheinungen unsrer auf diesem Gebiete ziemlich fruchtbaren Zeit; im übrigen sei nicht verschwiegen, daß das Studium des Werkes theils durch den ausgiebigen Gebrauch von Abstraktionismen, theils durch eine gewisse weitschichtige Darstellungsart nicht eben erleichtert wird. Carl Schneider.

H. S. W. Oechelhäuser: Die deutsch-ostafrikanische Zentralbahn. Mit einer Karte. Berlin, Julius Springer 1899. 119 S. — Sobald einmal der Bau der ostafrikanischen Zentralbahn nach dem Tanganika und Victoria Nyansa in Angriff genommen sein wird — und wir glauben, daß das in absehbarer Zeit wird geschehen müssen —, dann darf Oechelhäuser sich in erster Reihe das Verdienst darum zuschreiben. Er hat als einer der Ersten den Plan dazu gefaßt und ihn zwölf Jahre hindurch unermüdlich und allen Schwierigkeiten zum Trotz gefördert. Oechelhäuser gibt in seiner Schrift zunächst kurz die Geschichte seiner Bestrebungen und dann die wichtige Denkschrift des Komitees vom Jahre 1895 an den Reichskanzler, in der bereits genaue Vorschläge und Kostenrechnungen enthalten sind; sie wird hier zum erstenmal veröffentlicht und darin besteht der praktische Werth des Werkchens. Das Schlußwort geht bis auf die neueste Zeit

Digitized by Google

und erörtert u. a. kurz und im allgemeinen zustimmend die Pläne Cecil Rhodes' über die ostafrikanische „Transversal-Bahn". Zur Zeit (Mai 1899) ist die Betheiligung des Reichs an den großen deutsch-ostafrikanischen Bahnbauten ungewiß; jedenfalls haben diese Bestrebungen durch den Tod des früheren Kolonialdirektors Kayser einen schweren Schlag erlitten.

Wilhelm Krüger: Das Zuckerrohr und seine Kultur, mit besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse und Untersuchungen auf Java. Magdeburg und Wien, Schallehn u. Wollbrück. 8°. 1899. VIII, 580 S. mit 14 Tafeln, davon 13 in Farbendruck, und 70 theils farbigen Abbildungen. — Der Verfasser, jetzt Vorstand der bakteriologischen Abtheilung der agr.-chem. Versuchsstation zu Halle a. S., war früher Directeur van het proefstation voor suikerriet in West-Java te Kagok Res. Tegal und schildert somit alle Vorgänge aus eigener Wissenschaft. Dazu kommt, daß es bis jetzt in deutscher Sprache kein Werk gibt, welches das Zuckerrohr als Kulturpflanze eingehender behandelt und den zahlreich verbreiteten Irrthümern über diese Kulturpflanze entgegentritt. Praxis und Wissenschaft haben sich erst seit kurzer Zeit die Hand gereicht zur Erforschung dieses Gewächses wie seiner Kulturbedingungen; Verfasser macht es sich so zur besonderen Pflicht, noch so manche Lücken deßhalb anzudeuten, deren Beseitigung nach verschiedenen Richtungen hin noch ein reiches Arbeitsfeld eröffnet. Dabei unterläßt er aber nicht, zu betonen, daß hier und da in den deutschen Kolonien die Zuckerrohrkultur von Bedeutung zu werden verspricht. Mit Sicherheit konnte bis heute noch nicht nachgewiesen werden, daß die eine oder andere wilde Zuckerrohrart als Stammform des gebauten Zuckerrohrs zu betrachten sei, auch ist es wild bis jetzt noch nirgends nachgewiesen. Indien scheint das Vaterland des gebauten Zuckerrohrs zu sein, ob jedoch die Stammform dort noch wild vorkommt, oder ob dieselbe nicht mehr angetroffen wird, darüber fehlt bis jetzt jedweder sicherer Anhalt; doch glaubt Krüger den Ausgang der Kultur in das Ganges-Delta versetzen zu sollen. Die Kultur unsrer Grasart reicht jedenfalls über die geschichtliche Vorzeit hinaus, sicher gehört das Zuckerrohr zu den ältesten Kulturpflanzen der Tropen, vorausgesetzt, daß es nicht bereits als wilde Pflanze im Dienste der Menschen stand, was nicht gar so unwahrscheinlich ist. Uralt möchte der Gebrauch des Zuckerrohrs direkt als Nahrung oder Leckerei durch Kauen und Aussaugen sein. 285 n. Chr. sandte (um einen genaueren Zeitpunkt mitzutheilen) das Reich Funan südlich vom Ganges noch Zuckerrohr als Tribut, was sicher nicht geschehen wäre, wenn bereits damals der Zucker bekannt gewesen wäre. Drei Formen von Zucker lassen sich bei den Indern nachweisen: Rother roher Zucker, durch Zerkleinern und Sieden des eingekochten geronnenen Saftes erhalten, Zucker in einzelnen kleinen Krystallen, Zucker in großen Krystallen oder zusammenhängenden Stücken. Weder in der Geschichte der Phönikier, der Aegypter noch der Juden findet man den Zucker oder das Zuckerrohr als Erzeugniß des Ostens erwähnt. Griechen und Römer kannten den Zucker; den ausgedehnten Gebrauch in Europa vermittelten erst die Kreuzzüge. Die Chinesen erhielten trotz gegentheiliger Behauptungen das Zuckerrohr unzweifelhaft erst seit einer nicht allzu fernliegenden Zeit vom Westen aus; die chinesische Schrift besitzt nicht einmal ein Zeichen für den Zucker, sondern nur für das Zuckerrohr. In die neue Welt brachte zwar Columbus bereits auf seiner zweiten Seereise das Zuckerrohr von den Canarischen Inseln, doch scheint es wieder ausgestorben zu sein; erst um 1513 lieferte dann die Insel Canaria an St. Domingo Stecklinge, deren Nachkommen die Zuckerrohrpflanzungen besonders auf den westindischen Eilanden ihre Entstehung verdanken. Seit Anfang dieses Jahrhunderts ist dem Zuckerrohr in der Zuckerrübe eine gewaltige Schwester auf dem Weltmarkte erwachsen, die bereits seit 1884 höhere Produktionsziffern als die ältere Rivalin zu verzeichnen hat. Das Zuckerrohr variirt ungemein leicht; umfaßt doch z. B. das Feld der Versuchsstation Semarang 353 Sorten. Der Charakter der sogenannten Varietäten beruht in der Hauptsache auf Farbe des Stengels, Größe, Form wie Stellung der Stengelglieder, Knotenbildung und Form der Augenanlagen, Behaarung des Stengels, Form, Stand, Farbe, Behaarung u. s. w. der Blätter oder Blattscheiden, Beschaffenheit des Blüthenstandes wie der Blüthe, Bestockung, Zusammensetzung, Ansprüche an den Standort. Die Gesammtzuckerproduktion der Erde für 1897/98 schätzt Krüger auf 7,751,947 t zu 1000 kg, an denen die Zuckerrüben mit 4777 Millionen, gegen 2974 des Zuckerrohrs, betheiligt sind. Auch sonst enthält das Buch noch viele interessante Seiten. E. R.

* Ueber den Erwerb eines eigenen Hauses für die Zweiganstalt des Kaiserl. Deutschen Archäologischen Instituts in Athen ist in einem dem Reichstag soeben zugegangenen Nachtragsetat folgendes bemerkt: Die Zweiganstalt des Archäologischen Instituts in Athen ist in einem vom 1. September 1888 ab auf die Dauer von 25 Jahren gegen einen jährlichen Zins von 10,000 M. gemietheten Hause untergebracht. Der Eigenthümer hat sich jetzt erboten, dieses günstig gelegene und gut gebaute Haus dem Reiche für den Preis von 200,000 M. zu verkaufen, will jedoch an sein Angebot nur bis Mitte Juli 1899 gebunden sein. Abgesehen davon, daß es für das Institut erwünscht ist, im eigenen Hause, anstatt in einem gemietheten zu wohnen, wie gleichfalls die archäologischen Institute Englands, Frankreichs und der Vereinigten Staaten von Amerika eigene Gebäude in Athen besitzen, erscheint das Kaufangebot auch finanziell für das Reich vortheilhaft. Denn die Verzinsung des Kaufpreises von 200,000 M. zu 3 1/2 Proz. würde jährlich 7000 M. erfordern, so daß einschließlich der Unterhaltungskosten gegenüber der jetzigen Jahresmiethe von 10,000 M., um die die Reichs-Dotation des Instituts sich vermindern würde, immerhin noch auf eine jährliche Ersparniß zu rechnen sein wird, deren Gesammtbetrag für die Dauer des noch 14 Jahre gültigen Miethsvertrags nicht ganz unerheblich sein dürfte. Nach griechischem Rechte würde das Reich als Eigenthümer des Hauses steuerfrei sein. — Die Bibliothek der Zweiganstalt in Athen hat in der letzten Zeit eine erhebliche Vermehrung erfahren. Namentlich ist dies der Fall gewesen durch ein aus einer Bibliothek von etwa 4000 Bänden, sowie Photographien und Münzabdrücken bestehendes Vermächtniß, das der Anstalt seitens des Direktors des Münzkabinets in Athen, Postolakas, letztwillig zugewendet und zu dessen Annahme die gesetzlich erforderliche Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers und Königs ertheilt worden ist. Infolge dieser Erweiterung der Bibliothek haben sich die zur Aufnahme derselben bestimmten Institutsräume einschließlich des gleichzeitig auch zur Abhaltung der öffentlichen Sitzungen dienenden Bibliothekssaales als nicht mehr ausreichend erwiesen. Diesem Raumbedürfnisse würde am zweckmäßigsten durch den Anbau eines neuen Saales abgeholfen werden. Der jetzige Bibliothekssaal, der ohnehin für die Zahl der Besucher der öffentlichen Sitzungen zu klein ist, würde dadurch ganz für die Unterbringung von Büchern verfügbar, während der neue Saal, in dem gleichfalls noch ein Theil der Bücher Aufstellung finden könnte, zur Abhaltung der öffentlichen Sitzungen dienen würde und dem Bedürfniß entsprechend für eine größere Anzahl von Besuchern einzurichten wäre. Die Kosten des Saalanbaues und der ersten Einrichtung an Mobiliar u. s. w. sind auf zusammen 20,000 Mark veranschlagt. Die Verzinsung dieser Summe zu 3 1/2 Prozent jährlich würde 700 M. betragen und einschließlich der jährlichen Unterhaltungskosten für den Saalanbau keine höheren Aufwendungen erfordern, als der Miethszuschlag betragen würde, dem das Reich dem Vermiether für den neuen Saalbau voraussichtlich zu zahlen hätte, wenn es das Haus nicht erwirbt und der Bau von dem Vermiether ausgeführt wird.

* In einer dem Reichstage soeben vorgelegten besonderen Denkschrift sind folgende Grundzüge für die praktische Durchführung der deutschen Südpolar-Expedition aufgestellt: 1. Die Expedition soll mit nur einem Schiff unternommen werden, da eine eingehende Prüfung aller in Betracht kommenden Verhältnisse ergeben hat, daß auch bei Entsendung eines Schiffes, wenn dasselbe allen in technischer Beziehung zu stellenden Anforderungen genügt, ein voller Erfolg erreicht werden kann. Es darf sogar angenommen werden, daß bei den eigenartigen Verhältnissen, unter denen das Vordringen in dem Packeise der südlichen Meere erfolgt, die völlige Unabhängigkeit eines Schiffes insofern besondere Vor-

theile bietet, als dasselbe jede günstige Gelegenheit des Vorwärtskommens rascher und besser auszunützen vermag. Weder die Sicherheit der Expedition als solche, noch die Erreichung der ihr zu steckenden wissenschaftlichen Ziele nöthigen zur Entsendung zweier Schiffe, wie dies für das Nordpolorgebiet durch die Erfolge von Nordenskjöld und Nansen in überzeugender Weise dargethan und jüngst durch die pünktliche Rückkehr der 1897 mit einem zu diesem Zweck nicht einmal besonders erbauten Schiffe ausgesandten belgischen Expedition unter dr Gerlache auch für das Südpolorgebiet bewiesen ist. Das Expeditionsschiff soll unter Zugrundelegung der Erfahrungen Nansens mit dem „Fram“ durchgängig aus Holz erbaut werden, weil sich hölzerne Schiffe bisher am besten für die Fahrt im Eise bewährt haben und allein eine einwandfreie Ausführung der wichtigen magnetischen Messungen gestatten. Der Bau des Schiffes, der besondere Sorgfalt und eigenartige Einrichtungen erfordert, soll einer deutschen, noch für den Holzschiffbau eingerichteten Werft übertragen und noch im Herbst d. J. begonnen werden. 2. Die Dauer der Expedition ist auf zwei Jahre angenommen. Sie soll Deutschland im Herbst 1901 verlassen, um nach Ergänzung ihrer Ausrüstung in Kapstadt von den Kergulen-Inseln aus in das Südpolar-Gebiet vorzudringen, auf dem vermutheten antarktischen Festland eine wissenschaftliche Station gründen und ein volles Jahr im Betrieb erhalten. Durch Vorstöße auf Schlitten mit sibirischen Polarhunden in der Richtung nach dem Erdpol und dem nach gänzlich unsicheren magnetischen Pole, sowie durch Auffahrten mit einem Fesselballon wären die Aufgaben in möglichst umfassender Weise zu fördern. Nach Auflösung der Station würden die gefundenen Küsten thunlichst weiter zu verfolgen und alsdann die Rückkehr in die Heimath anzutreten sein. Eine Ueberwinterung im Südpolar-Gebiet ist noch nicht durchgeführt worden und verspricht die werthvollsten Ergebnisse. 3. Für die Leitung der Expedition ist der außerordentliche Professor an der Universität in Berlin, Dr. Erich v. Drygalski, in Aussicht genommen, welcher in den Jahren 1891 bis 1893 die Grönland-Expeditionen der Berliner Gesellschaft für Erdkunde geleitet hat und durch seine Arbeiten im hohen Norden mit den Erscheinungen und Anforderungen der Polarnatur vertraut ist. Als Führer des Schiffes wird bei der Größe der nautischen Aufgabe, die in den schweren Stürmen der Südsee und in der Fahrt durch das unerforschte Eismeer liegt, ein Mann von reifer Erfahrung, kühner Unternehmungskraft und planvoller Ueberlegung zu wählen sein. Es ist kein Zweifel, daß die deutsche Kriegs- oder Handelsmarine die geeigneten Kräfte für die nautische Durchführung der Expedition besitzt. 4. Das Zustandekommen einer englischen Südpolar-Expedition gleichfalls für das Jahr 1901 scheint nach den neuerdings hieher gelangten Nachrichten gesichert. In wissenschaftlichem Interesse kann dies nur freudig begrüßt werden, da insbesondere die erdmagnetischen und meteorologischen Beobachtungen an Geltung gewinnen, wenn sie gleichzeitig an verschiedenen Orten der Südpolarregion ausgeführt werden. Englischerseits ist beabsichtigt, südlich des Pacifischen Ozeans vorzudringen. Die nöthigen Vereinbarungen wegen eines planmäßigen Zusammenwirkens der deutschen und der englischen Expedition sollen gelegentlich des im Oktober 1899 in Berlin stattfindenden internationalen Geographenkongresses getroffen werden. 5. Die Kosten der Expedition, abgesehen von den durch private Sammlungen zu deckenden, sind nach dem im Reichsmarineamt aufgestellten Kostenüberschlag auf 1,200,000 Mark berechnet, die sich auf fünf Rechnungsjahre vertheilen. Für das Rechnungsjahr 1899 ist die erste Rate für den Schiffbau mit 200,000 M. bereitzustellen.

* Unter dem Protektorat des kgl. niederländischen Marineministers findet in den Monaten Juli und August 1900 eine geschichtliche Ausstellung des niederländischen Seewesens im Haag statt, zu welchem Zweck Ihre Majestät die Königin zwei Säle in dem Palais im Haag zur Verfügung gestellt hat. Die Ausstellung selbst soll von allem, was auf maritimem Gebiet vor dem Jahre 1795 in den Niederlanden verrichtet wurde, umfassen und folgende Gegenstände enthalten: 1. Bilder von Personen, Ereignissen 2c.; 2. Münzen und Medaillen; 3. Handschriften und Journale; 4. Modelle von niederländischen Schiffen und alles, was auf Schiffbau Bezug hat; 5. Karten und seefahrtkundige Instrumente und 6. Verschiedenes: Kleidungsstücke, Waffen, Reliquien, Porzellan, Ehrenzeichen, Grabdenkmäler 2c. Nähere Aufschlüsse hierüber zu ertheilen, ist das kgl. Generalkonsulat der Niederlande in München gern erbötig.

γ. In der letzten Sitzung der Akademie der Inschriften zu Paris legte Gaston Boissier einen Brief des Archäologen Gsell in Algier vor, welcher von den Ausgrabungen des Lehrers Ronzès aus Tizi berichtete. Dieser hatte an der Stätte des alten Alamiliaria (heute Venien) in der Provinz Oran eine christliche Basilika aufgedeckt, welche aus dem fünften Jahrhundert stammt. Die Kirche war, wie die Inschrift lehrten, abwechselnd im Besitze der Rechtgläubigen und der donatistischen Sekte. Aus ihrer katholischen Zeit stammt die vor der Basilika gefundene Grabschrift eines Bischofs von Alamiliario, welcher requievit in fide et unitate. Unter zahlreichen Grabstätten von Bischöfen und Geistlichen sind sich auch das Grab einer Märtyrerin Rodda, welche vielleicht zusammen mit manchen anderen dort Begrabenen den Donatisten angehörte.

* **Freiburg i. B.** Zu Ehrendoktoren der hiesigen Universität wurden ernannt Erzbischof Nörber, Geistlicher Rath Reichstagsabgeordneter Lender und der durch seine altspanischen Sammlungen bekannt gewordene Gelehrte Schäffer in Frankfurt a. M.

* **Halle**, 15. Mai. Die Immatrikulationen neu angekommener Studirender sind an der hiesigen Hochschule abgeschlossen. Es sind für das Sommersemester 455 Studenten neu in das Album eingetragen. Die höchste Zahl hat die philosophische Fakultät mit 151 Studirenden aufzuweisen, in der juristischen sind 139, in der theologischen 115 und in der medizinischen 50 Studenten neu inskribirt. — Bei Gelegenheit der Tholuck-Gedächtnißfeier sind zu Ehrendoktoren der Theologie honoris causa ernannt: Prof. Dr. Rothstein in Halle, Prof. Dr. Dahlmann in Leipzig, Missionsdirektor Buchner in Herrnhut. Die Pastoren Aldrecht in Naumburg und Ecke in Bremen sind zu Licentiaten der Theologie kreirt worden.

* In **Genf** ist im Alter von 81 Jahren Dr. med. J. Major gestorben, erster Chirurg des Kantonspitals 1856 bis 1860, Professor der Anatomie an der Akademie und Honorarprofessor der Universität.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Arthur Moeller-Bruck: Die moderne Literatur in Gruppen und Einzeldarstellungen. III. Band: Die Auferstehung des Lebens. Berlin, Leipzig, Schuster u. Loeffler 1899. — Max Brunn: Lenz. Ein Buch von Kraft und Schönheit. Ebd. 1899. — Herm. Vilinger: Die Tholkönigin. Stuttgart, Ad. Bonz u. Comp. 1899. — Ed. Paulus: Tilmann Riemenschneider um 1460 bis 1531. Künstlerleben in zwölf Gesängen. Ebd. 1899. — Aug. Niemann: Nur ein Weib. Roman. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag 1898. — Franz Rosen: Geheimnisse. Roman. Ebd. 1899. — Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Hggb. von Dr. Rich. Falckenberg. Bd. 113. Heft 2. Leipzig, C. E. M. Pfeffer 1898. — Jakob Grimm und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch. 9. Bd. 15. Lfg. Leipzig, S. Hirzel 1899. — C. E. Hrlbig: Erneuerung der Genfer Uebereinkunft. Ein Vorschlag für die Friedenskonferenz. Dresden, Oskar Damm 1899. — Felicie Ewart: Goethe's Vater. Eine Studie. Hamburg, Leipzig, Leop. Voß 1899. — La Venezia Giulia e L'Invasione Slava. Documenti Ufficiali. Milano, C. Rebeschini & Comp. 1899. — Dr. H. Riemann: Musiklexikon. 5. Aufl. 2. Lfg. Leipzig, Max Hesse 1899.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1899. 123. Band. Zehntes Heft.

Inhalt: Gedanken eines in Norddeutschland reisenden Schwaben. V. (Schlußartikel.) — Die Strafe der Pilgermörder in mittelalterlichen Legenden. — Graf Karl Hohenwart. — Der junge Eichendorff. — Zeitläufe. Europa und die Zukunft des „Himmlischen Reichs“. — Die orientalische Kirchenfrage. — Der Kampf um die Seele. (8576)

Jahrgang 1899. München, Mittwoch, 17. Mai. Nummer 112.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Alte Städte Kleinasiens. I. Von Dr. Heinrich Bulle. — Pädagogische Experimente. Von Max Brahn. — Mittheilungen und Nachrichten.

Alte Städte Kleinasiens.[1])

Von Dr. Heinrich Bulle.

I.

Hierapolis und Ephesos.

Wer aus dem wasserarmen bergigen Griechenland nach der Ostküste Kleinasiens hinüberkommt, der begreift, warum im Alterthum die kleinasiatischen Griechenstädte so viel früher als das Mutterland zu großartigem Wohlstand und zu hoher geistiger Kultur gelangt sind. In Griechenland unzählige steile Bergzüge, waldarm und schwer zugänglich; zwischen ihnen Ebenen von geringer Ausdehnung, ringsum abgeschlossen, auf den Zugang von der See angewiesen, ohne Verbindung mit einem reicheren und größeren Hinterland; dazu Wasserläufe, die im Sommer unscheinbar werden oder ganz vertrocknen, ein Boden, der nur mit Mühe seine Bebauer ernährt. In Kleinasien dagegen ist alles groß und weit; breite Thäler, von stattlichen Flüssen bewässert, Bergzüge, zwar theilweise mächtig und hoch, aber durchschnittlich von geringerer Steilheit; dazu endloses fruchtbares Hügelland. Durch die großen Flußthäler aber münden die Karawanenstraßen aus dem Innern eines Erdtheils. Die Griechen, die im 9. und 8. Jahrhundert v. Chr. die Küsten Kleinasiens und die vorgelagerten Inseln besetzten, sind zwar noch weniger als ihre im Mutterland gebliebenen Stammesgenossen zu einem Ackerbauvolke geworden; auch sie erlangten ihre Bedeutung durch ihre geistige Regsamkeit, ihre Kaufmannstalente und ihre Kunstfertigkeit, aber sie hatten von Anfang an jenes ungeheuer reiche Hinterland zu ihrer Verfügung, dem sie den Zugang zum Meere vermittelten. Im 6. Jahrhundert haben die kleinasiatischen Griechen den Phönikern endgültig den Welthandel aus der Hand genommen, ihre Schiffe fahren von Aegypten und Cypern bis nach Spanien und Massilia und ihr Kunsthandwerk findet Absatz rings um das Schwarze Meer und bis zu den Barbaren des Nordens. Die Bevölkerung der jonischen Städte ist in dieser Zeit von einer ungeheuren Expansivkraft, Milet allein vermag von seiner Volkskraft so viel abzugeben, daß es an 70 Kolonien gründet. Mitten in den Parteikämpfen, die in diesen Städterepubliken wüthen, erwacht das geistige Leben und das individuelle Denken zu einer bis dahin in der Weltgeschichte nicht gekannten Intensität. Man braucht nur an die jonischen Naturphilosophen, an Thales und Anaximander zu erinnern, die zuerst die Welt als physikalische Erscheinung zu verstehen suchten, dann an die Lyrik des Alkaios und der Sappho, an die Anfänge der Geschichtsschreibung u. s. w. Hand in Hand mit dieser geistigen Entwicklung geht das Aufblühen der bildenden Kunst. Auf Chios und Samos entstehen die ersten historisch erkennbaren Bildhauer- und Erzgießerschulen, und ihre Kunst, obwohl noch in alterthümlicher Formensprache befangen, unterscheidet sich sofort von allem bis dahin von den orientalischen Völkern in der Kunst geleisteten, indem sie bereits Idealwesen wie die Siegesgöttin Nike, also freie Schöpfungen des menschlichen Geistes, künstlerisch zu gestalten vermag, ohne sich wie Assyrer und Aegypter über die Welt des Organischen hinaus in phantastische Bildungen zu verlieren. Die Vorblüthe der bildenden Kunst in Jonien wirkte mächtig hinüber auf das griechische Mutterland. Auf Grund des dort Errungenen nimmt die attische Kunst in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts jenen gewaltigen Anlauf, der sie in ununterbrochener Entwicklung zu der Höhe des phidiasischen Zeitalters führt.

Aber in Jonien erfolgte gegen Ende des 6. Jahrhunderts, seit die Perserherrschaft schwer auf den Griechenstädten lastet, ein Nachlassen der Spannkraft im politischen wie im geistigen Leben. Das festländische Griechenland, voran Athen, hat seit dem Anfang des 5. Jahrhunderts in allem die Führung. Erst in der Zeit der Nachfolger Alexanders des Großen kehrt sich das Verhältniß wieder um. Für die hellenistische Zeit bezeichnet der Name Pergamon einen neuen geistigen und künstlerischen Mittelpunkt der griechischen Welt. Der materielle Wohlstand der kleinasiatischen Städte ist während dieser Jahrhunderte nie erschüttert worden. Während das festländische Griechenland seit dem Ende des 4. Jahrhunderts und unter der Herrschaft der Römer immer mehr verarmt, nimmt Kleinasien in den geordneten Zuständen, die die Weltherrschaft Roms mit sich bringt, infolge seiner reichen natürlichen Hülfsquellen einen neuen glänzenden Aufschwung. Die Provinz Asia galt für eine der fettesten des römischen Reiches.

Der Boden, der eine so reiche und langdauernde Kultur gesehen, hat zum Glück manchen kostbaren Rest der untergegangenen Herrlichkeit bewahrt. Das Britische Museum in London ist reich an Skulpturen, die schon früh dorthin geborgen worden sind. In den letzten Jahrzehnten ist es namentlich die deutsche Forschung, die an Orten wie Troja und Pergamon glänzende Erfolge aufzuweisen und reiche Resultate für Kultur- und Kunstgeschichte zu verzeichnen hat. Durch die Eisenbahnen, die im letzten Jahrzehnt ins Innere von Kleinasien eingedrungen sind, hat auch die archäologische Erforschung des Landes eine neue Basis bekommen. Es würde eine lohnende und ohne allzugroße Mittel durchführbare Aufgabe sein, von den zahllosen alten Städten im Innern zunächst einmal dasjenige genauer zu untersuchen und aufzunehmen, was heute noch über der Erde steht, eine Aufgabe, die um so dringender ist, als infolge der Erschließung des Landes die Besiedelung und die Bodenkultur einen starken Aufschwung nehmen und weil erfahrungsgemäß die Bauern zu neuen Häusern nirgends lieber die Steine holen, als an antiken Ruinenstätten. Für

[1]) Dieser Aufsatz ist die erweiterte Fassung eines in der Anthropologischen Gesellschaft zu München gehaltenen Vortrags.

Laodicea ad Lycum hat verdienstlicherweise Hr. H. Weber, Lehrer an der griechischen evangelischen Schule zu Smyrna die Aufgabe in Angriff genommen, indem er die höchst interessante, wahrscheinlich aus hellenistischer Zeit stammende Hochdruckleitung, die der auf einem Hügel liegenden Stadt durch eine tiefe Mulde hindurch das Wasser zuführt, aufgenommen hat („Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts", Band XIII, 1898, S. 1 f.). Laodicea besitzt außerdem ein kleineres und ein recht gut erhaltenes großes Theater; auch ein Stadtthor und mächtige Gewölbebauten stehen noch aufrecht.

Ein glänzendes Beispiel, wie viel auch ohne Ausgrabung hier noch zu finden ist, ist das phrygische Hierapolis, das im Jahre 1887 von einer unter Karl Humanns Leitung stehenden kleinen Expedition erforscht wurde, deren Ergebnisse erst im vorigen Jahre veröffentlicht worden sind.[1]) Heute gelangt man, ungleich rascher als damals, in einer Tagesfahrt mit der durch eine englische Gesellschaft erbauten Bahn von Smyrna nach Dineir, dem alten Apamea Kibotos, also bis nahe an den Ursprung des Mäander. Die Bahn folgt in ihrem letzten Drittel aber nicht dem nordwärts abbiegenden Mäanderlauf, sondern dem breiteren Thale des Lykos, das die Linie des unteren Mäanderlaufs direkt östlich weiterführt. Eine Fahrstunde von dem Zusammenlauf der beiden Flüsse östlich liegt die Station Gondscheli, am Fuße des Stadthügels von Laodicea ad Lycum. Hier setzt sich der Reisende zu Pferd, um in zweistündigem Ritt quer durch die flache, baumlose Ebene zum jenseitigen Thalrand zu gelangen. Schon von weitem sieht man am Fuß der braunen Berge, die das Thal begleiten, eine schneeig weiße Stelle sich glänzend abheben. Das ist das Stadtplateau von Hierapolis, das durch ein höchst merkwürdiges Naturspiel entstanden ist. Seit Jahrtausenden strömt hier eine heiße Quelle aus dem Berge, die reich mit Kohlensäure und Kalk gesättigt ist. An der Luft schlägt sich der Kalk sofort nieder, und zwar in solchen Massen, daß sich im Laufe der Zeit eine Terrasse von 100 m Höhe, 300 m Breite und 2700 m Länge gebildet hat, auf der die Stadt liegt. Die eine Hälfte der alten Stadt, die seit dem Aufhören der Bewohnung regellos von dem Wasser der Quelle durchströmt worden ist, ist heute in ihrem unteren Theile vollständig versteinert, indem der Kalkniederschlag sich rings um alle Mauern gelegt und das Niveau seit dem Alterthum um 2 m erhöht hat. Die Abhänge des Plateaus nach der Lykos-Ebene zu sind, da das Wasser an allen möglichen Stellen abfließt, von dem frischen Kalkniederschlag schneeweiß. Wo der Abfluß aufgehört oder sich andere Bahnen gesucht hat, wird das Gestein grau und hart. Das Merkwürdigste sind nun aber die Rinnen und die beckenförmigen Bildungen, die das Wasser sich selbst schafft. Da der Niederschlag am Rande des Wassers stärker ist als in der Tiefe, so erhöhen sich die Ränder der Rinnsale schneller als ihr Boden, und eine derartige Rinne, einmal entstanden, hebt sich beständig höher und höher, so daß sie an verschiedenen Stellen wie künstliche Mauern von mehreren Meter Höhe schräg den Abhang hinunterführen. Wo das Wasser aber in breiter Fläche am Rande der Terrasse sich ausbreitet, da entstehen auf Grund derselben Verhältnisse breite flache Becken von ovaler Form, an deren Rändern das Wasser hinabfließt, um von Stufe zu Stufe abwärts steigend immer wieder gleiche Becken zu bilden. Diese Wasserkünste der Natur gewähren durch die Mannichfaltigkeit der Formen, das schimmernde Weiß des Gesteins und die silberige Farbe des langsam rieselnden Wassers einen wunderbar reizvollen Anblick.[1])

Im Alterthum ist die merkwürdige Quelle, die natürlich regelrecht geleitet war, zu Heilzwecken verwendet worden. Sie bildete außerdem eine Hauptsehenswürdigkeit von Hierapolis, die von mehreren Schriftstellern als Plutonium oder Χαρώνειον beschrieben wird. Es war dies ein Erdspalt, in dem giftige, jedem lebenden Wesen tödliche Dämpfe emporstiegen. Die Eunuchen, die Priester der Göttermutter, pflegten hier lebende Thiere hinabzulassen, die todt wieder heraufgezogen wurden. Dann aber gingen sie, natürlich gegen entsprechenden Entgelt, vor den Augen der staunenden Fremden selbst hinein, indem sie sich vermuthlich auf langes Anhalten des Athems eingeübt hatten. Nach Humanns plausibler Erklärung waren jene giftigen Dämpfe nichts anderes als die Kohlensäure, die aus dem Wasser der Quelle frei wird. Noch heute machen nach Humanns Zeugniß die Umwohner an einer überwölbten Stelle des Baches dem Fremden das Experiment mit den Thieren vor.

Die Oberseite des Plateaus ist fast eben, es wird zu einer Hälfte von den Ringmauern der Stadt umschlossen, zur anderen Hälfte ist es von der Nekropole bedeckt. Der Länge nach durch die Stadt führt eine 13½ m breite Prachtstraße, die in ihrer ganzen Ausdehnung rechts und links von Säulenhallen begleitet war, hinter denen Verkaufsläden lagen. Ueber die beiden Stadtthore an den Enden setzt sich der Säulengang noch an 200 m ins Freie fort, um in einem Prunkthor zu enden; vielleicht waren das Wandelgänge für die Besucher der Heilquellen. Das imposanteste Gebäude, das noch aufrecht steht, sind die Thermen, mächtige gewölbte Räume, die sich um einen großen Hof gruppiren, Quaderbauten von jener gewaltigen Höhe und Weite, die wir an den Werken der römischen Kaiserzeit anzustaunen gewohnt sind. Auch mehrere kleinere Bauten, deren Bestimmung unbekannt ist, sind aus denselben großen Kalksteinquodern erbaut. Nächst den Thermen macht das ungewöhnlich große, sehr gut erhaltene Theater Eindruck, dessen unterer Theil allerdings ganz durch kolossale Blöcke verschüttet ist. Den eigenartigsten Anblick aber bietet die Todtenstadt. Wenn man aus dem nördlichen Thor hinausgeht, so steht hier, in dicht gedrängten Reihen die Straße begleitend und den Platz bis zum Nordrand des Plateaus bedeckend, Sarkophag an Sarkophag, bisweilen abwechselnd mit höheren, zweigeschossigen Grabbauten, alles in großen einfachen Formen ohne viel plastischen Schmuck aus dem grauen Kalkstein der Gegend hergestellt. Ruhebänke an der Vorderseite der Grabbauten laden zum Verweilen in dieser stillen Stadt ein, in der nur die langen Grabschriften heute noch eine beredte Sprache sprechen.

Diese Inschriften sind die beste Ausbeute, die bei der Humann'schen Expedition gemacht worden sind. Cichorius hat hauptsächlich mit ihrer Hülfe in der genannten Publikation ein lebendiges Bild von den inneren Verhältnissen der Stadt in den ersten Jahrhunderten nach Christus entworfen. Die Stadt ist wahrscheinlich nach 190 v. Chr. als Grenzfestung des pergamenischen Reichs gegründet worden und hat ihren Namen von Hiera, der Gemahlin des Telephos, des mythischen Stammvaters des attischen Königshauses, erhalten. Aus den ersten Jahrhunderten nach der Gründung ist außer einer langathmigen Ehreninschrift für die Königin Apollonis, die Gemahlin Attalos I. von Pergamon, kaum

---

[1]) Alterthümer von Hierapolis, herausgegeben von Karl Humann, Konrad Cichorius, Walter Judeich, Franz Winter. Mit 61 Abbildungen und einem Stadtplan. 4 Ergänzungsheft zum Jahrbuch des Kaiserlich deutschen Archäologischen Instituts. Berlin, Reimer 1898.

[1]) Der moderne Name des Ortes, Tambul-Kalessi, bedeutet „Schloß der Tröge". Er lautet, wie Humann festgestellt hat, nicht Tambul-Kalessi, „Baumwollbueg", was man auf die weiße Farbe des Abhangs bezogen hatte. Mit den „Trögen" sind nach Humann die zahlreichen großen Steinsarkophage gemeint, die vor der Stadt liegen. Dochstellte Prof. Wolters, mit dem ich zusammen mit dem Architekten Wilberg die Stätte besuchte, die einleuchtende Vermuthung auf, daß der Name durch jene zahllosen „Tröge", die das Wasser bildet, veranlaßt sei.

etwas erhalten. Unter Nero wurde die Stadt durch ein ungeheures Erdbeben anscheinend völlig zerstört. Was heute noch steht, stammt alles von dem Wiederaufbau nach jener Katastrophe. Das Bild, das sich uns nun aus den Grabinschriften ergibt, ist das einer volkreichen und außerordentlich wohlhabenden Handels- und Fabrikstadt. Die Grabherren, die für ihre letzte Ruhestätte die hohen Kosten eines solchen steinernen Baues aufgewendet haben, tragen vor allem Sorge, daß kein Späterer das Grab oder den umliegenden Platz wieder benutze, denn sie setzen für diesen Fall in der Inschrift ein beträchtliches Strafgeld fest, das einem Gotte oder den städtischen Behörden oder irgend einer Genossenschaft zugute kommen soll. Ferner wird einer derartigen Genossenschaft eine bestimmte Summe, das „Kranzgeld", testamentarisch ausgesetzt, damit sie an bestimmten Tagen des Jahres das Grab schmücken läßt. Wir erfahren auf diese Weise nicht nur, welchen Kollegien die Stadtverwaltung oblag, sondern auch z. B., daß neben den griechischen Elementen eine ansehnliche Judengemeinde existirte, ferner, daß die Gewerbtreibenden in ἐργασίαι, Zünfte oder Berufsgenossenschaften, gegliedert waren. Von diesen Zünften ist offenbar die angesehenste die der πορφυροβάφοι, der Purpurfärber, gewesen. Ferner werden genannt die gewöhnlichen Färber, die Wollwäscher, die Teppichweber, vielleicht auch die Schafzüchter. Ein Fabrikherr berichtet in seiner Grabschrift, daß er 72 mal mit seiner Waare um das Kap Malea nach Italien gefahren sei. Hierapolis ist offenbar ein Zentrum der Wollwaaren- und Teppichindustrie gewesen, zudem überhaupt eine Handelsstadt, in der es bei seiner günstigen Lage an einer der großen Straßen, die von Ephesos und Milet ins Innere führten, an durchziehenden Karawanen nie gefehlt haben wird. Nehmen wir dann noch den Fremdenstrom hinzu, den die Heilquellen und das Wunder des Plutoniums anlockten, so werden wir uns das Treiben auf der breiten Säulenstraße von Hierapolis nicht leicht bunt und lebendig genug vorstellen können.

Auch das, was uns die österreichischen Ausgrabungen in Ephesos, die seit 1897 unter Benndorfs Oberleitung von Rudolf Heberdey ausgeführt werden,[1]) geschenkt haben, führt uns hauptsächlich in die spätere Zeit des Alterthums. Allerdings haben es die Ausgräber nicht an der Bemühung fehlen lassen, auch aus älteren Perioden etwas zu finden. Aber die Verhältnisse liegen hier eigenthümlich. In den 70er Jahren hat ein englischer Architekt Wood zuerst auf ephesischem Boden gegraben, um den weltberühmten Tempel der Artemis, den Herostrat in der Geburtsnacht Alexanders des Großen angezündet hatte und der sogleich prächtig wieder aufgebaut worden war, zu finden. Mit echt englischer Zähigkeit hat er an etwa 70 verschiedenen Stellen der Kayster-ebene Versuchslöcher gegraben und endlich wirklich den Tempel gefunden, gar nicht weit von der Gegend, die schon ein Menschenalter früher Heinrich Kiepert als den wahrscheinlichsten Ort des Tempels bezeichnet hatte, die aber Wood mit sonderbarem Eigensinn erst zu allerletzt in Angriff nahm. Wood hat dann eifrig nach Skulpturen gewühlt und unschätzbare Dinge, namentlich Theile der skulpirten Säulenschäfte von dem alterthümlichen Bau, von dessen Säulen einige König Kroisos gestiftet hatte, in das Britische Museum übergeführt. Aber der Tempel als solcher interessirte ihn nicht und so hat er weder das Fallgebiet der Säulen untersucht, noch auch nur den Grundriß des Tempels selbst sauber freigelegt. Die Trümmer liegen heute in einer tiefen Grube, die von den Schutthalden umgeben und in der feuchten Jahreszeit ein einziger Sumpf ist. Der Platz gehört dem Britischen Museum, das aber weder selbst die dringende wissenschaftliche Pflicht erfüllt, hier zu retten, was noch zu retten ist, noch auch Anderen die Erlaubniß dazu gibt. Die Oesterreicher haben wenigstens einen Theil der Aufgabe zu lösen versucht, indem sie den vor dem Eingang des Tempels literarisch bezeugten Altar des Praxiteles suchten, haben aber von dem Beginnen sehr bald abstehen müssen, als sie an die englischen Schuttwälle herankamen. Hier kann nur eine ganz gründliche Aufräumung helfen, die aber mit großen Mühen verknüpft ist. Denn das Niveau des Bodens hat sich seit dem Alterthum ungemein erhöht. Schon der Tempel des 4. Jahrhunderts liegt nun volle 3 Meter über dem alten Bau aus Kroisos' Zeit, und heute liegt die Bodenoberfläche wieder fast 7 Meter über jenem. Diese gewaltige Aufhöhung hat der Kayster bewirkt, der auch die Meeresküste um mehrere Kilometer hinausgeschoben hat.

Mit dieser Anschwemmung steht in Zusammenhang, daß das Ephesos der älteren Zeit nicht an der Stelle zu suchen ist, wo die hellenistische und römische Stadt liegt. Vermuthlich nahm es den oberhalb des Artemisions liegenden Hügel ein, der heute von einem mittelalterlichen Kastell und dem Dorf Ayasoluk besetzt ist, von dem aber alle antiken Reste verschwunden sind. Durch das Wachsthum der Küste muß Ephesos schon im 4. Jahrhundert vom Meer abgedrängt gewesen sein und das erklärt, daß im Anfang des 3. Jahrhunderts v. Chr. König Lysimachos die ganze Stadt nach Westen verlegte, zwischen die Bergzüge Prion und Koressos, die heute die Namen Panajir-Dagh und Bülbül-Dagh (Nachtigallenberg) tragen. Eine mächtge Mauer aus Kalksteinquadern, die auf dem Kamm des Bülbül-Dagh entlang läuft, den Panajir-Dagh einschließt und an der westlichen Seite ans Meer fließ, umgab die Stadt. Das Meer reichte damals mit einem Hafen bis in das Herz der neuen Ansiedelung hinein, aber auch dieser scheint bald versandet zu sein, denn die Römer legten weiter westlich einen neuen größeren an, der durch Dämme geschützt und, wie es scheint, durch einen großen Kanal das ganze spätere Alterthum hindurch benutzbar erhalten worden ist. Heute bezeichnet ein Sumpf mit reichlichem Schilfwuchs die Stelle.

Am östlichen oberen Ende des römischen Hafens haben die Grabungen auf eine hübsche Quai-Anlage geführt, eine Säulenhalle, die im Bogen den Hafenkopf umgibt und auf die eine zweite von der Stadt herkommende Halle mündet. Der bedeutendste Komplex, der bisher zutage gekommen ist, ist die römische Agora, ein gewaltiger rechteckiger Platz, der an allen Seiten von Hallen umgeben war, hinter denen Säle und Gemächer lagen. In der Mitte der einen Langseite gewährte ein breites Thor Einlaß. Es war eine Prunkanlage, über deren Charakter ein wohlerhaltener großer Saal an der einen Kurzseite aufklärt. Dieser Raum, der sich mit einer Säulenstellung von acht Säulen nach der Halle öffnet, ist an den drei geschlossenen Seiten von einem mannshohen Sockel umgeben, auf welchem Wandpfeiler oder Halbsäulen standen, zwischen denen ehemals Statuen aufgestellt waren. Wände und Fußboden sind mit den kostbarsten bunten Marmorsorten in wechselnden Mustern belegt. Hier ist ein Reichthum und eine Pracht entfaltet, die mit den Kaiserpalästen Roms wetteifert und uns einen Begriff von dem Wohlstande des römischen Ephesos gibt. Neben dem Eingange dieses Saales ist auch wenigstens eine der ehemals vorhandenen Statuen wiedergefunden worden, ein lebensgroßer Athlet aus Bronze, zwar wohl nicht ein griechisches Original, aber die ganz vorzügliche Kopie eines Athletentypus aus dem 5. Jahrhundert v. Chr., der uns bereits durch eine Marmorkopie in Florenz, eine verkleinerte Wiederholung in Rom und einen geschnittenen Stein bekannt war. Der Jüngling ist im Begriff, aus der Striglis,

[1]) Die vorläufigen Berichte von Benndorf und Heberdey sind jetzt am bequemsten zugänglich in den Oesterreichischen Jahresheften I, Beiblatt S. 53 fg.; II, Beiblatt S. 15 fg., 37 fg.

dem Schabgeräth, mit dem er sich vom Staube der Palaestra gereinigt hat, den Schmutz zu entfernen. Die ephesische Statue, die in Wien aus unzähligen Stücken auf das geschickteste wieder zusammengesetzt worden ist, zeichnet sich besonders durch eine wunderbar lebendige und lockere Behandlung des Haares aus, wie sie den Marmorkopisten nach der Natur ihres Materials unmöglich war.

Der zweite Mittelpunkt der österreichischen Ausgrabungen ist das am Abhang des Panajir-Dagh gelegene Theater, das in seinem Kern aus hellenistischer Zeit stammt, dessen Bühnenhaus aber in römischer Zeit mehrfach überbaut worden ist. Hier sind mancherlei Skulpturen gefunden worden, darunter ein schöner Marmorfries mit Eroten auf der Jagd, der aber stark zersplittert ist, so daß seine Zusammensetzung eine tüchtige Geduldsprobe für die Ausgräber ist. Endlich ist wenigstens auch ein Bauwerk hellenistischer Zeit an dem Südabhang des Panajir-Dagh entdeckt worden, ein zweigeschossiger Rundtempel, unten mit dorischen Halbsäulen, oben von freistehenden jonischen Säulen umgeben. In einer Rekonstruktion, die in der Festschrift für Benndorf (auf der Seite vor dem Inhaltsverzeichniß) abgebildet ist, ist der Bau als ein Tropaion ergänzt. Er kann allerdings weder ein Tempel sein, denn das Untergeschoß hat keine Thür, noch ein Grabmal, weil er innerhalb der Stadt liegt. Sollte es nicht vielleicht ein Heroengrab gewesen sein?

Pädagogische Experimente.

Von Max Brahn.

„Es müssen Experimentalschulen errichtet werden, ehe man Normalschulen errichtet", sagte vor etwa hundert Jahren Kant. Er dachte wohl an Probeanstalten, wie sie heute z. B. da eingerichtet werden, wo es sich um den Streit der humanistischen mit den realistischen Lehranstalten handelt ꝛc. Er konnte nicht daran denken, daß wir heute Experimentalschulen in ganz anderem Sinne fordern würden — Schulen, in denen das psychologische Experiment uns über Dinge unterrichtet, die dem beobachtenden Sinn des Pädagogen entgangen sind und entgehen. Der Werth des psychologischen Experiments in der Pädagogik soll uns hier beschäftigen.

Daß die Psychologie die hauptsächlichste Hülfswissenschaft der Pädagogik ist, braucht man nur zu sagen, nicht zu beweisen. Die Ethik wird von Vielen vorangestellt, da sie die Zwecke der pädagogischen Wirksamkeit bestimmt, deren Mittel richtig zu verwerthen die Psychologie nur lehre. Mit Recht herrscht aber jetzt ein gewisses Mißtrauen gegen die direkt ethisirende, unmittelbar erziehliche Wirksamkeit der Schule, die wohl selten einen Erfolg verzeichnet. „Fideliter didicisse artes, emollit mores nec sinit esse feros", ein guter Unterricht enthält so viele erziehliche Elemente, er wirkt nicht nur durch seinen Inhalt, sondern noch mehr durch die ruhige, sichere Stetigkeit, mit der er ertheilt wird, durch die Gefühle für geistige Werthe, die sich an ihn knüpfen, und durch die Erkenntniß über das Verhältniß zum ewigen und zum stetig sozialen Wesen, die er vermittelt. Im *richtigen* Unterricht liegen alle diese Werthe unmittelbar, eine Erziehung starker Art würde sich aus ihm ergeben. „Eine vollkommene, allen Rücksichten entsprechende *Regelmäßigkeit der Reihenfolge* war mir das große Ideal, worin ich das durchgreifende Mittel sah, allem Unterricht seine rechte Wirkung zu sichern", sagt Herbart über das Wesen des Unterrichts, nachdem er vorausgeschickt, „das Gefühl des klaren Auffassens hielt ich längst für die einzige und echte Weise des Unterrichts". So sagte Herbart im Anschluß an Pestalozzi's Werk „Wie Gertrud ihre Kinder lehrte" — die beiden einflußreichsten Pädagogen sind darin einig.

Trotzdem stehen sich heut ihre Schulen ziemlich schroff gegenüber, ihre Methoden sind trotz der Zielgleichheit grundverschieden. Es müssen also wohl auf dem Wege noch unerkannte Dinge liegen, über die eine Einigung nicht zu erzielen ist, solange ein Jeder nur von seinem Standpunkt betrachtet. Die wichtigsten Wegzeiger sind aber die psychologischen Kenntnisse, und wo diese bei Beiden versagen, da muß eine Differenz hervortreten. Es kann deßhalb ein Versuch, die Schulen in den Mitteln zu versöhnen, nur von einem dritten, übergeordneten Gesichtspunkt aus gemacht werden — ob dabei auch in der Konsequenz Aenderungen in der gesammten Methodik nöthig erscheinen, ist eine spätere Frage, deren Beantwortung aus den Thatsachen selbst sich ergeben muß. Wir können aber einen Fortschritt der Erkenntniß der pädagogischen Psychologie nur von der Seite her erwarten, von der die Psychologie in den letzten Jahrzehnten ihre Bereicherung überhaupt erfahren hat, von der *experimentellen* Psychologie.

„Das Gefühl des klaren Auffassens hielt ich längst für die echte und einzige Weise des Unterrichts", sagt Herbart. Wie aber, fragen wir ihn und Pestalozzi, bewirken wir, daß das Kind richtig auffasse? Darüber haben Beide ausführlich geschrieben, Beide auf Grund dessen, was ihnen ihre Erfahrung und Ueberlegung bot. Und wenn Herbart am Schluß seiner Abhandlungen Versuche wünscht, die mit dem nöthigen Scharfsinn angestellt wären, „um mit geschmeidiger Anpassung an die gegebenen Umstände, das Unwesentliche geschickt zu verändern", so hat er damit unbewußt den Weg vorgezeichnet, den wir zu gehen haben. Eine richtige Auffassung scheint uns nur da möglich, wo uns die Bedingungen derselben, die subjektiv-objektiven, im einzelnen genau bekannt sind. Es herrscht z. B. Streit zwischen Pestalozzi und Herbart, ob das Viereck oder Dreieck die Grundform des mathematischen Unterrichts zu sein habe, ob die Anschauung der Maß- oder der Formverhältnisse das Wichtige sei ꝛc. Der einzige Weg zur Lösung scheint zu sein, daß man nachsieht, wie in oft wiederholten Versuchen sich die Auffassung der Dinge stellt, ob eher ein Dreieck oder Viereck sich dem Geiste einprägt, ob besser Maß oder Form gemerkt werde, oder ob eines von beiden wegen besserer Verwerthung für komplizirtere Fälle vorzuziehen sei. Man braucht nur Dreiecke oder Vierecke von bestimmter Form und bestimmtem Maße den Schülern vorzulegen und nachzeichnen zu lassen, dann zu untersuchen, welche Figur leichter nachgezeichnet wird und welcher Art und Größe die Fehler sind, um bessere und sicherere Resultate zu erhalten als die theoretische Erörterung liefern kann.

Dabei wird man aber nicht stehen bleiben, nicht nur was leicht aufgefaßt wird, ist wichtig, sondern auch wie es aufgefaßt wird, und wie es am leichtesten aufgefaßt wird. Wir wissen, daß räumliches Erfassen der Dinge durch Tast- und Gesichtssinn vor sich geht und wollen die Einflüsse der beiden Sinnesformen scheiden, um die pädagogischen Nutzanwendungen ziehen zu können. Wir lassen also einmal Schüler Figuren zeichnen, die sie nur einmal angesehen, das andere Mal Figuren, die sie bei geschlossenen Augen nur berühren durften. Das Uebergewicht des Gesichts- über den Tastsinn wird in der Art und Größe der Fehler deutlich genug zutage treten. Wir gehen weiter. Wir lassen die Figur ansehen, dann zugleich mit dem Finger tastend verfolgen und erschließen nun aus der Zeichnung die Wirkungen des Ineinandergreifens der Sinne. Wir können dann auch noch die Wirkungen der äußeren Berührung von denen der Bewegungsempfindungen sondern, wenn wir nicht die Figur mit dem Finger berühren und so verfolgen,

sondern nur in der Luft nachzeichnen lassen. Noch aber werden wir uns nicht zufrieden geben, da wir wissen, daß auch die Leistungen des Gesichtssinnes keine einheitlichen sind, sondern kombinirter Natur. Wir lassen z. B. in einem Dreieck die Verbindung der drei Eckpunkte fort und lassen das Dreieck nachzeichnen, nachdem es nur angeblickt wurde — es wird die Figur sich gegen die vorigen sehr ändern. Es fehlen mit den Linien zugleich die Antriebe für uns, mit den Augen von einer Ecke zur anderen Bewegungen zu machen und damit fallen die Bewegungsempfindungen in unserm Auge fort, die für die Genauigkeit der Nachbildung von Bedeutung sind. So erhalten wir allmählich eine ganz genaue Analyse aller der geistigen und körperlichen Vorgänge, die zur anschaulichen Erkenntniß eines Gegenstandes nöthig sind. Wir erreichen damit, daß wir einerseits die bequemste Form ermitteln, andrerseits nun so vorgehen können, wie es der Bedeutung der einzelnen geistigen Vorgänge entspricht. Es ist leicht, diese Methoden weiterhin so auszuspinnen, daß sie sich in der That an die pädogogisch gegebenen Umstände geschmeidig anpassen. So würde allmählich eine Psycho-Physik der Methode des Raumunterrichts sich ergeben.

Wir haben das Schwergewicht darauf gelegt, ganz im Geiste der modernen Psychologie uns nicht mit allgemeinen, wenn auch geistvollen Beobachtungen über die komplizirten Erscheinungen abspeisen zu lassen, sondern auf die genaue Kenntniß der einfachsten psychologischen Erscheinungen zu drängen, aus deren Zusammensetzung wir dann schon die höheren Vorgänge werden verstehen, ja aufbauen lernen. Was die einfache Lehre von den ebenen Figuren als Grundlage der Geometrie und Raumlehre ist, das bedeutet die *Rechtschreibung* für das philologische Lehrgut, bei uns für unsre deutsche Muttersprache. „Es ist nichts kleines, sondern etwas großes und in vielen Dingen nützes, seine Sprache richtig zu schreiben", sagt Grimm vom Standpunkt des Philologen. „Die Rechtschreibung ist ein Schulmeisterkreuz", sagt der Pädagoge Harnisch und mit ihm der ganze Chor der Pädagogen. Der erste pädagogische Psychologe, Comenius, hat die Orthographie ausführlich behandelt, bis auf die neueste Zeit gehen die Debatten. Vom *Gehör*, vom gehörten Wort gehen die Einen aus, so besonders Diesterweg, vom *Gesicht*, von der „Physiognomie" des Wortes Andere, und Vermittlungsversuche zwischen den Anhängern dieser beiden Sinne sind jetzt herrschend. Der Wirrwarr der Meinung stammt nicht aus mangelnden Erfahrungen, diese sind fast zu reichlich vorhanden, er stammt aus Mangel an solchen Erfahrungen, die auf Kenntnissen der psychologischen Vorgänge beruhen. Wer nicht versteht, wie die Rechtschreibung zustande kommt, welche Organe sie braucht, der kann sie nicht lehren, d. h. ihren Aufbau, ihre Entstehung Anderen klar machen. Beim Begriff des Rechtschreibens hat man fast stets eines vergessen — daß es ein *Schreiben* ist. Schreiben aber ist Bewegung, Bewegung ist für unsern Geist die Wahrnehmung einer Anzahl von Empfindungen unsrer Muskeln, Sehnen ꝛc. in einer bestimmten Reihenfolge. Schreiben aber kann man nur, was man im Geiste sich vorstellt, Worte aber, die dem Geiste sich vorstellen, werden im allgemeinen dabei stets *gesprochen*, wenn auch noch so unvernehmbar. Sprechen aber ist wie Schreiben Bewegung, psychisch Wahrnehmung der Aufeinanderfolge von Empfindungen, deren Reize in der Muskulatur des Kehlkopfes, der Zunge ꝛc. erzeugt werden. Wer also den Begriff der Rechtschreibung, wer ihre Entstehung kennen lernen will, der darf sich nicht auf die Erscheinungen im Gebiete des Gehörs- und Gesichtssinnes beschränken, er muß die Bewegungsempfindungen der schreibenden Hand und des sprechenden Kehlkopfes kennen und würdigen lernen.

Wer hätte nicht schon, wenn ihm die Schreibung eines Wortes nicht einfiel, die Augen geschlossen und das Wort in die Luft geschrieben, d. h. einfach der eingeübten Reihenfolge der Bewegungsempfindungen in seinem schreibenden Organ automatisch nachgegeben! Wer hat das nicht ebenso oft gethan, wie er das Wort mühevoll sich vor Augen phantasirt oder auszusprechen versucht hat! Will der Unterricht auch in diesem Fach *anschaulich* sein, dann muß er die elementaren Empfindungen kennen, die in das richtig zu schreibende Wort eingehen. Denn anschaulich unterrichten, heißt ja so unterrichten, daß der Schüler gezwungen wird, die Empfindungen alle zu reproduziren, die in die Wahrnehmung des Dinges eingehen und sie in der richtigen Stärke, Aufeinanderfolge und dem gebotenen Zusammenhang zu reproduziren. Also *versuche* man, welche Bedeutung diese Bewegungsempfindungen für das richtige Schreiben haben. (Meines Wissens haben das bis jetzt nur Wawrzyk und Lay gethan). Man lasse Worte durch Abschreiben wiedergeben und sehe nach mehrmaligem Abschreiben zu, wieviel Fehler gemacht werden. Man diktire die Worte nur und sehe wiederum zu, wieviel Fehler nach mehrmaligem Vorsagen gemacht werden. Man lasse weiterhin nur gesehene Worte nach einiger Zeit niederschreiben und sehe nun nach der Fehlerzahl. Die Versuche Lay's, die einzig bisher bekannten, weisen den Bewegungsvorstellungen bei weitem die erste Rolle zu, „das Abschreiben ist als die allerbeste orthographische Uebung zu betrachten". Erste Versuche sind nie einwandsfrei, die Methoden aber haben ihre Feuerprobe bestanden.

Hier, wo es nicht auf sachmännische Details — diese sind schwierig und erfordern viel Geduld, Kenntniß und Erfahrung im Experiment — ankommt, habe ich die Brauchbarkeit experimenteller Methoden ausführlicher nur an diesen zwei, ebenso einfachen wie wichtigen Beispielen darzulegen versucht. Im Beibringen weiterer Beispiele darf ich kurz sein. „Es gibt kaum einen anderen Bestandtheil in der geistigen Entwicklung des Kindes, der für die Geschäfte der Erziehung und des Unterrichts wichtiger und einflußreicher wäre als die Zeitverhältnisse des Vorstellens und die damit verknüpften Wirkungen", sagt Strümpell, muß aber resignirt hinzusetzen, „diese letzteren Fragen haben bisher meistens nur unsichere theoretische Antworten gefunden". In der Feststellung zeitlicher Verhältnisse der geistigen Vorgänge hat aber gerade die neuere Psychologie weite Perspektiven eröffnet. Denken wir an den einfachen Fall, es solle festgestellt werden, wie lange Zeit der Schüler für die *Auffassung* eines Buchstabens braucht, den er erst kennen lernt. Der Buchstabe erscheint plötzlich vor dem Auge des Schülers, es ist die Einrichtung getroffen, daß der Augenblick des Erscheinens des Buchstabens sehr genau durch eine elektrische Zeitmarke festgestellt wird. Der Schüler spricht den Buchstaben, sobald er ihn aufgefaßt hat, laut aus, eine Telephonplatte, gegen die er spricht, geräth in Erschütterung und notirt so den Zeitpunkt genau, in dem das Buchstabenaussprechen begonnen worden ist. So lernen wir die Auffassungszeit für den betreffenden Buchstaben kennen. Wir können uns denken, daß es auf diese Weise möglich wäre, eine Lesefibel zu konstruiren, in der nicht beliebige Buchstaben, sondern diejenigen am Anfang stünden, welche am leichtesten aufzufassen sind — es wäre ein systematischer Aufbau vom Leichten zum Schweren möglich. Es ist klar, daß nicht nur die Schwierigkeit der Auffassung von Buchstaben so gemessen werden kann, sondern auch diejenige von Silben und Worten. Warum gerade diese aber jene Silben- und Wortzusammenstellungen den Schülern zuerst oder zuletzt beim Lesen und Schreiben beigebracht werden, ist bisher nur Sache logischer, nicht rein psychologischer Erwägungen.

Digitized by Google

Wichtiger werden die Zeitverhältnisse des Unterrichts da, wo es sich um „die mannichfach verschiedenen Eigenschaften handelt, die mit den Wiedererkennungs- und Erinnerungsvorgängen zusammenhängen, welche die Sprache unter dem Namen des Gedächtnisses zusammenfaßt" (Wundt). Hat das Mittelalter und der Humanismus das Gedächtniß überschätzt (memoria thesaurus eruditionis), so hat die Aufklärung es unterschätzt, dort ist der reine Stoff, hier die inhaltsleere Form zu sehr hervorgetreten. Die neuere Zeit hat eingesehen, daß nichts wirklich von dem Verstande frei gehandhabt werden kann, dessen Grundlage, dessen Stoff nicht so fest aufgenommen ist, daß er selbst keine Schwierigkeit mehr bereitet, „das recht Begriffene ist leicht zu lernen nun, doch lernen mußt du es, sonst kannst du es nicht thun". So muß man das Gedächtniß als das werthvollste Mittel des Unterrichts ansehen, verachtet wurde es nur da, wo man es bei Anderen als Selbstzweck gebraucht sah. Je mehr man imstande ist, das Gedächtniß zu entlasten, umsomehr kann den höheren und wichtigeren Funktionen zugemuthet werden. Die Entlastung aber ist nur möglich auf Grund genauer Kenntniß des Wesens des Gedächtnisses.

Wie viele Wiederholungen eines Gegenstandes nöthig sind, um ihn zum geistigen Eigenthum zu machen, ist durch Versuche leicht festzustellen. Ist es nun besser, in kurzen oder langen Absätzen lernen zu lassen? Beim Auswendiglernen von sinnlosen Silbenreihen genügt für sieben bis acht Silben ein einmaliges Durchlesen, für eine 24 silbige Reihe sind 44 Wiederholungen nöthig. Die Folgerung für den Unterricht ist leicht. Leicht schaltet sich bei diesen Versuchen die Beobachtung ein, daß es fast unmöglich ist, so lange Reihen zu lernen, ohne sie zu rhythmisiren — die Bedeutung des Chorsprechens erhält hier ihre Beleuchtung. Das gelernte Material verschwindet allmählich, die Gesetze des Vergessens sind das Gegenspiel zu denen des Behaltens. Ebensolche Versuche mit Silben- und Zahlenlernen haben gezeigt, daß nicht stetig vergessen wird, sondern zuerst sehr schnell, dann immer langsamer. Nach einer Stunde ist ein großer Theil des Gelernten entschwunden —, wenn also hier sofort aufgefrischt würde, könnte viele Zeit erspart werden. Solche Untersuchungen über die einzelnen Faktoren des Behaltens und Vergessens könnten auf die verschiedenen Fächer und Methoden des Unterrichts ausgedehnt werden.

Neben dem Zusammenbleiben der Vorstellungen könnte ihr Zusammenhang einer exakten Untersuchung wohl unterworfen werden. Es ist wenig mit den Worten gesagt, die Vorstellungen verbinden sich nach innerer oder räumlich-zeitlicher Verwandtschaft, es sind das Gruppennamen ohne vollen psychologischen Inhalt. Neben diesen Kategorien, über deren Vorkommen beim Kinde übrigens auch erst der Versuch Auskunft geben soll (Ziehen: Die Ideenassociation des Kindes), kommen die Verknüpfungen nach rein psychologischen Beziehungen sehr in Betracht. Was das Kind an ein Wort anknüpft, hängt davon ab, was es unter dem Wort vorstellt, welchen Inhalt das Wort hat. Ist es ein „leeres" Wort, d. h. nur eine Wortvorstellung, der bei Konkreten kein Empfindungsinhalt irgend eines Sinnes, bei Abstrakten kein Erfahrungsinhalt des geistigen Lebens entspricht, so wird eine werthvolle Verbindung mit anderen Dingen der Welt nicht möglich sein — Wortschwall ist dann die einzige Möglichkeit sprachlicher Verbindung. Der Inhalt desselben Wortes kann aber von Gesichtsempfindungen erfüllt sein (etwa beim Wort Glocke die Vorstellung des Bildes einer Glocke), er kann Gehörsempfindungen enthalten (neben der Vorstellung des gesprochenen Wortes Glocke diejenige des Glockentones), er kann Bewegungsempfindungen enthalten (etwa beim Küster, der die Glocke läutet, in schwachem Grade bei Jedem als Empfindung des Sprechens). Die Schule muß die Vorstellungen mit möglichst vollem Inhalt erfüllen, daher die Forderung des vollkommensten Anschauungsunterrichts, um zu möglichst vielseitiger Verwendung die Vorstellungen bereit zu stellen. Klares Erfassen der Außenwelt hat nicht zum wenigsten in solch vielseitiger Ausbildung der Sinne ihre Grundlage. Die Versuche geben darüber leicht Auskunft, welche Inhalte die Vorstellungen der Schüler haben. Man ruft der Schulklasse ein Wort zu, sie hat das nächste ihr einfallende niederzuschreiben, man erkennt in den meisten Fällen durch Häufung der Versuche leicht, welcher Zusammenhang zwischen den Vorstellungen besteht — das Mangelnde hat der Unterricht zu ersetzen. Oder aber man läßt die Schüler von einem bestimmten Hauptwort ausgehen, fünf Minuten beliebige Worte schreiben und sucht deren Zusammenhänge ꝛc. Aus dem Wesen des den Schülern Bekannten, kann man erst das für den Unterricht Nothwendige kennen lernen.

Nur die klarsten Beispiele experimenteller Pädagogik haben wir angeführt — es kam hier nur darauf an, die Möglichkeit und Brauchbarkeit einer solchen Wissenschaft überhaupt zu zeigen, nicht große Pläne zu entwerfen. Diese erwachsen doch erst aus der Praxis der Versuche. Nur auf zwei Anwendungen besonderer Art sei noch verwiesen. Wenig wissen wir bisher über die Entwicklung der Schüler in geistiger Hinsicht. Geht diese stetig und für alle geistigen Vorgänge in gleicher Weise vor sich? Stellt man Versuche, wie wir sie oben angegeben und viele andere, zu verschiedenen Lebensjahren an, so erhält man eine Uebersicht über den Verlauf der Entwicklung. Nach den bisherigen Ergebnissen ist diese keine stetige, sondern macht ganz bestimmte Sprünge — der Unterricht aber schreitet stetig fort, die Vertheilung von Kraft und Last ist also in verschiedenen Lebensaltern eine verschiedene. Und es scheint, daß nicht nur die Entwicklung im Laufe der Jahre, sondern auch diejenige innerhalb eines Jahres nicht stetig ist. Es gibt im Laufe des Jahres Zeiten starker Gewichtszunahme und solche schwacher, es scheint eine solche Verschiedenheit der Entwicklung auch im Psychischen vorhanden — die Lage der Ferien und die Arbeitsanforderung in den verschiedenen Jahreszeiten wäre so zu bestimmen.

Daneben gestattet uns der Versuch allein, gewisse Eigenschaften der Persönlichkeit des Schülers festzustellen, ohne uns auf ein nur rein subjektives Urtheil zu verlassen. Vorläufig ist es uns möglich, die einzelnen Schüler in Bezug auf ihre Ermüdbarkeit, Erholungsfähigkeit, Leistungsfähigkeit ꝛc. zu untersuchen. Doch diese Methoden lassen sich nur ausführlicher darlegen, was ein andermal geschehen soll. (Näheres in Kräpelins psychologischen Arbeiten, Bd. I u. II).

Welche Bedeutung man dem Experiment in der Pädagogik beizulegen habe, ist nicht zu sagen, die Entwicklung der Wissenschaft wird für sich selbst sprechen müssen. Auch die Einwürfe gegen sie sind verfrüht, prinzipieller Natur sind sie nicht und wieweit und wie genau wir in den Werth und die Vorgänge der pädagogischen Methoden auf diese Weise eindringen werden, weiß man nicht. Vorläufig braucht man die Methoden nach der Erfahrung, ohne ihre psychologischen Feinheiten und Einzelheiten zu kennen, ohne zu wissen, wie und warum sie im einzelnen wirken. Und „was man weiß, sieht man erst," sagt Goethe. Jeder Schritt, das Komplizirte in seine Theile zu zerlegen, ist doppelt werthvoll, weil er das Einzelne und zugleich das Ganze besser uns zu erkennen lehrt — und was bleibt uns auch anderes übrig als zu zerlegen, um aufbauen und verstehen zu lernen? „Ins Innere der Natur dringt Beobachtung und Zergliederung der Erscheinungen, und man kann nicht wissen, wie weit dies mit der Zeit gehen werde." (Kant.)

Digitized by Google

Mittheilungen und Nachrichten.

Ueber Entstehung und Verhütung der Tuberkulose als Volkskrankheit, mit besonderer Berücksichtigung der Errichtung von Volksheilstätten überall im deutschen Vaterland. Sieben Vorträge, nebst Vardemerkungen und Schlußsätzen von Professor Dr. **Friedrich Mosler.** Wiesbaden, J. F. Bergmann 1899. — Der vom 24.—27. Mai in Berlin stattfindende Kongreß zur Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit erregt in den weitesten Kreisen das größte Interesse. Unter diesen Umständen kommt das vorliegende Werk des bekannten Greifswalder Klinikers zur rechten Zeit. In sieben allgemein verständlich gehaltenen Vorlesungen behandelt er darin in ebenso umfassender wie klarer Weise alle Punkte, welche für die Entstehung, Verhütung und Behandlung dieser unser Volk so furchtbar bedrohenden Krankheit in Betracht kommen können. Das außerordentlich umfangreiche, in der Literatur oft weit zerstreute Material findet sich hier in übersichtlicher Form zusammengestellt und an der Hand der reichen Erfahrungen des Verfassers kritisch gesichtet: die Schlußsätze geben die Resultate dieser Erörterungen in knapper, präziser Fassung wieder. Alle diejenigen, welche der Bekämpfung der Tuberkulose ihr Interesse zuwenden, werden in diesem Buch einen werthvollen Führer begrüßen, an dessen Hand sie sich in ebenso gründlicher wie bequemer Weise über die einschlägigen Fragen orientiren können. Und nicht etwa nur dem Laien, sondern nicht minder dem Fachmann wird das Buch vielfache Belehrung und reichliche Anregung bieten, da der Verfasser überall aus dem reichen Schatze langjähriger, eigener Erfahrung schöpft. Das Ganze wird getragen von einer warmen, idealen Begeisterung für das große und im wahrsten Sinn nationale Werk der Errichtung von Volksheilstätten, die Jedem, der ein warmes Herz für unser Volk besitzt, wohlthun wird. Wir zweifeln nicht daran, daß dieses Buch die hohe Aufgabe der Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit in nachhaltigster Weise fördern wird. Möge es den Wunsch des Verfassers, daß „hoch und niedrig, arm und reich den nationalen Unternehmungen, all den Vorkehrungen zum Kampf gegen die Lungentuberkulose ihre Theilnahme zuwenden möchten," in weitestem Umfange zur Erfüllung bringen. Dr. R.

Pfalzgräfin Genovefa in der deutschen Dichtung von Bruno Golz. Leipzig, Teubner 1897. — Die vorliegende Arbeit, an B. Seuffferts Habilitationsschrift aus dem Jahre 1877 „Die Legende der Pfalzgräfin Genovefa" geschlossen — stellt genau die Entwicklung und Verwerthung dieses schönen Sagenstoffes in der Dramatik und Lyrik unsrer Literatur vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart dar. Das Buch ist mit dankenswerthem Fleiße zusammengetragen; auch von den unbedeutendsten Genovefa-Dramen wird uns keines geschenkt, und die wichtigeren Werke, vom Maler Müller 1781 an, zu Tieck, Raupach, Hebbel, Ludwig, ja bis J. F. Lahmann 1893 werden genau beschrieben.

Als Materialiensammlung ist das Buch für einen Literarhistoriker, der den bei uns Jahrhunderte hindurch geläufigen Genovefa-Stoff noch einmal übersichtlich darstellen wird, von unschätzbarem Werthe; in umständlicher Breite findet er hier alle Vorarbeiten erledigt, aus denen seine geschickt organisirenden Hände die geschichtlichen Resultate ziehen mögen. Golz selbst hat ein solches letztes Wort, das ihm nahe genug gelegen hätte, leider nicht gesprochen; denn sein Buch redet zu viel von Inhaltserzählungen, die bei ihren geringfügigen Aenderungen doch oft genug eine wie die andere aussehen. Der Verfasser ist mit engem, an Schablonen gewöhnten Blick an seine Arbeit gegangen, die nur im günstigen Falle als Nachschlagebuch gelten mag; aber um des verlockenden Themas willen, das, in einer gewandteren Form und mit besserem Urtheil vorgetragen, unsrer Wissenschaft Freunde aus der Ferne zuführen könnte, muß ich auf das aufrichtig beklagen. — Ausführlich ist im Anhang aus D. Ludwigs verkritzelten Handschriften derjenige Theil der Genovefa-Fragmente nachgetragen, der seinerzeit in der von Erich Schmidt und Ad. Stern besorgten Gesammtausgabe nur im Auszuge mitgetheilt war. Ein Vergleich mit der Kopie, die ich vor einigen Jahren nach den jetzt in Weimar liegenden Manuskripten genommen hatte, bewies mir aufs neue die Sorgfalt im Kleinen, mit der Golz zu arbeiten pflegt.

Zürich. Heinrich Kräger.

E. **Die Eisverhältnisse an der Neufundlandsbank.** Ueber das diesjährige Auftreten des Treibeises bei Neufundland liegen von der Deutschen Seewarte in Hamburg und von dem Hydrographischen Amt in Washington Mittheilungen vor. Nach denselben ist das Treibeis in diesem Jahre um einen ganzen Monat früher als sonst in ungeheurer Menge an der Neufundlandsbank erschienen. Einzelne große Eisberge wurden auf dem freien Ozean schon am 13., 14. und 29. Januar gesichtet, doch blieb die Hauptmasse des Eises zunächst noch nördlich der großen Dampferrouten. Die erste Nachricht, welche Treibeis in einer die Schiffahrt gefährdenden Menge meldete, war vom 9. Febr. datirt. An diesem Tage stieß der „Elbrnz" 376 km östlich von Neufundland auf vollkommen geschlossenes Packeis, das eine Dicke von 1 bis 3 Fuß (0.3 bis 0.9 m) hatte. Der Dampfer setzte seine Fahrt im Eis fort und kam erst zirka 110 km vor St. Johns (an der Neufundlandküste) aus dem Treibeis heraus. Unterwegs hatte er 25 Eisberge von verschiedener Größe gesehen. Am 19. und 20. Februar erstreckte sich nach mehrfachen Berichten die Eismasse, bestehend aus großen Eisfeldern und zahlreichen Eisbergen, in ziemlich gerader Linie längs des östlichen Randes der 100-Fadenlinie an der Neufundlandsbank von 47° bis 43° nördl. Breite. Aber auch zwischen dieser Strecke und der Küste von Neufundland, also auf der eigentlichen Bank, waren große Massen von Eis vorhanden. Die ganze Eismasse trieb gegen Süden und war bereits in der ersten Hälfte des März nahe an die Dampferrouten herangerückt, welche dort wenig nördlich des 40. Breitengrades verlaufen. Die Karten, welche für die zweite Hälfte des März entworfen sind, zeigen, daß damals der Hauptschwarm der Eisberge sich gerade quer über den Weg der Dampfer vorlegt hatte. Nach den Angaben des Washingtoner Hydrographischen Amts war das frühzeitige Eintreffen des Eises in so südlichen Breiten wahrscheinlich eine Folge der Nordweststürme, die im Januar und in der ersten Hälfte des Februar mit einer ganz beispiellosen Heftigkeit in den benachbarten nördlichen Gebietstheilen auftraten. Von den Stationen an der Küste von Neufundland und Labrador liegen zwar noch nicht so viele Meldungen vor, daß man das Eintreffen und Fortschreiten der Eismassen ganz genau feststellen kann, aber nach einer Nachricht, die vom 28. Januar datirt war, ging die arktische Trift an der Küste mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit südwärts, so daß für die nördlicheren amerikanischen Staaten die Gefahr einer Eisblockade drohte. Diese vorläufige Nachricht ist insofern von besonderem Interesse, als sie wieder zeigt, wie auf sehr weitem Gebiet die Witterung von allgemeineren, großen Zügen in der Druckvertheilung abhängig ist. Bekanntlich haben Canada und die nördlicheren Vereinigten Staaten im verflossenen Winter unter ganz ungewöhnlicher Kälte zu leiden gehabt. Dieselbe war entstanden durch die anhaltende heftige Luftzufuhr aus dem hohen Norden, die als Fortsetzung der eben erwähnten Nordweststürme einen großen Theil von Nordamerika überfluthete. Die tiefen Depressionen, welche für ihre Rückseite die Nordweststürme bedingten, durchzogen damals in fast ununterbrochener Reihenfolge den nördlichen Atlantischen Ozean. Europa befand sich umgekehrt auf der Südostseite dieser Depressionsstraße und hatte daher im Gegensatze zu Nordamerika einen außerordentlich milden Winter. Glücklicherweise verschwand bei Neufundland das Feldeis vom Anfange März ab rasch und erreichte nur mehr in einzelnen Fällen den 44. Parallelkreis. Eisberge traten jedoch in großer Menge noch auf und waren theilweise von ungewöhnlichem Umfang. So meldete der Dampfer „St. Andrew" einen Eisberg, der eine Höhe von 180 m und eine Länge von 2½ km hatte. Wenn man bedenkt, daß nach der allgemeinen Annahme die Eisberge nur mit einem Siebentel ihrer Gesammthöhe über die Wasserfläche emporragen, daß also dieser Eisberg auf eine Mächtigkeit von 1260 m zu schätzen war, so begreift man die abkühlende Einwirkung, die ein solcher Koloß beim Abschmelzen auf das wärmere Meerwasser und damit auch indirekt auf die

Digitized by Google

Luft im weiteren Umkreise ausübt. Im April nahm die Zahl der Eisberge noch weiter ab. In der ersten Hälfte des Monats war sie zwar noch groß, schwand aber gegen Ende des Monats sehr zusammen. Am 23. und 24. April sind aber noch einige größere Eisberge südöstlich von Neufundland in der geographischen Breite von 41° (also in gleicher Breite wie z. B. Neapel) bemerkt worden.

* Neuere Forschungsreisen. Das „Journal of the Royal Geographical Society" führt Klage darüber, daß der alte Ruf der Engländer als Forschungsreisender zu schwinden beginne. Fast die ganze Zeitschrift müsse gefüllt werden mit Nachrichten über Expeditionen, geographische Forschungen und Entdeckungen von Fremden. „Island erforscht der Däne Dr. Thoroddsen. Zwischen dem Tanganika- und Rudolf-See hat sich Macdonalds Kolonne bewegt, deren Ankunft in Mambassa gemeldet wird, aber der deutsche Hauptmann Bethe hat die interessantesten vulkanischen Gebiete nordöstlich vom Kiwu-See besucht. Ein anderer Deutscher, Dr. Plegn, bereist Süd-Ost-Kamerun. Ein französischer Missionär, hat einen neuen Weg nach Karema am Tanganika aufgefunden, Foureau-Lamy haben eben die Sahara bis zum Tschad-See, andere französische Expeditionen Nigerin und Französisch-Congo durchkreuzt, Baron de Blaymont erforscht Nord-Bolivia, und Portugiesen reisen in Loando und am Limpopo, Oesterreicher in den noch so wenig bekannten Ländern Südarabiens und erforschen die — jetzt englische — Insel Sokotra. Dr. Nieuwenhuis, ein Holländer, hat Nord-Borneo bereist. In Asien sind viele russische Expeditionen thätig, in Kleinasien arbeiten wieder Deutsche, die sich dies Land überhaupt zu ihrer Domäne ausersehen haben. Man spricht von einer geplanten englischen Südpolarexpedition, aber die Belgier sind uns bereits zuvorgekommen, die Deutschen stellen für die ihrige die Pläne fest, die Schweden entsenden eine Expedition zur Bäreninsel, und der italienische Prinz Luigi, Herzog der Abruzzen, ist bereits auf dem Wege zum Nordpol!" Man sieht, daß die Klage der geographischen Zeitschrift nicht ganz unbegründet ist. Die Engländer werden sich freilich wohl immer mehr daran gewöhnen müssen, daß der von ihnen so verachtete „Foreigner" nicht nur auf wissenschaftlichem Gebiet den Wettbewerb mit Erfolg aufnimmt.

M. **Straßburg**, 15. Mai. Die Festveranstaltungen zugunsten unsres Goethe-Denkmals nehmen ihren guten Fortgang. Am 6. Mai ist Goethe's „Tasso" vor einer zahlreichen, weihevoll gestimmten Zuhörerschaft aufgeführt worden. Am 13. Mai hat der ausgezeichnete Vortrag des Hrn. Streng über den Frankfurter Dichter Stolze ein zwar kleines, aber sehr dankbares Publikum höchlich erfreut. Die vom 11. bis 25. Mai geöffnete Goethe-Ausstellung in der Universitäts- und Landesbibliothek bietet namentlich für die Straßburger und Wetzlarer Zeit des Dichters viel Werthvolles, auch aus Privatbesitz; dazu überdies auch einige Modelle und Skizzen von Denkmälern für den jungen Goethe kommen. Am 8. Juni soll Goethe's „Fischerin" in unsrer schönen Orangerie aufgeführt werden, später wohl noch ein Goethe-Konzert des Städtischen Orchesters die Reihe abschließen.

* **Berlin.** Zum 16. Mai, als dem Jahrestage der Bopp-Stiftung, hat die kgl. Akademie der Wissenschaften den zur Disposition stehenden Betrag von 1350 M. dem Geh. Regierungsrath Prof. Dr. H. Zimmer in Greifswald als Beihülfe zu einer Reise desselben nach Irland und Wales, resp. zur Beförderung seiner sprachwissenschaftlichen Studien über das Keltische, zuerkannt. Der Ertrag der Bopp-Stiftung ist bestimmt, alljährlich am 16. Mai entweder zur Unterstützung eines jungen Gelehrten, der seine Studien auf der Universität vollendet hat, zur Fortsetzung derselben, oder zur Unterstützung wissenschaftlicher Unternehmungen, resp. zu Preisen für wissenschaftliche Leistungen, verwendet zu werden. Das betreffende Studiengebiet ist die allgemeine und vergleichende Sprachforschung, speziell innerhalb des indogermanischen Völkerkreises, sowie die Sanskrit-Philologie in ihren verschiedenen Zweigen. Nach beiden Richtungen hin hat Franz Bopp schöpferisch und begründend gewirkt. Bewerbungen um Unterstützungen sind bis zum 31. Januar an die kgl. Akademie der Wissenschaften zu richten, welche dieselben einer vorberathenden Kommission zur Prüfung übergibt. Diese Kommission, die im übrigen nicht an die eingegangenen Bewerbungen gebunden ist, sondern ihre Vorschläge an die historisch-philosophische Klasse auch nach eigenem Ermessen richten kann, besteht zur Zeit, nach dem am 14. März d. J. erfolgten Ableben des Prof. Steinthal, welcher ihr seit der Begründung der Stiftung im Jahre 1866 angehört hatte, aus den Professoren Brückner, Geldner, J. Schmidt, Weber, Weinhold.

* **Aus Oesterreich.** Als Privatdozenten sind bestätigt worden Dr. Erwin Payr für Chirurgie an der Universität in Graz und Dr. Ladislaus Bylicki für Geburtshülfe und Gynäkologie an der Universität in Lemberg.

* **Aus England.** Wie die „Birmingham Post" mittheilt, hat der amerikanische Großindustrielle Andrew Carnegie die Summe von 50,000 Pfd. St. zu dem für die Errichtung einer Universität in Birminghom bestehenden Fonds beigesteuert unter der Bedingung, daß die neu zu begründende Universität eine naturwissenschaftlich-technische Abtheilung erhalte und daß in ihr, wie in der amerikanischen Cornell-Universität, die naturwissenschaftlichen Disziplinen den Vorzug erhalten sollen, während die philologischen Fächer als subsidiär zu betrachten sind. In einem Begleitbriefe theilt Carnegie mit, daß nach dem Ausspruch eines hervorragenden Mitgliedes des englischen „Iron and Steel Institute" gerade in England ein großer Mangel an wissenschaftlich-technisch geschulten jungen Leuten sei und daß ihn diese Beobachtung und die Dankbarkeit, die er dem Vaterlande der Bessemer, Siemens und Thomas schulde, zu seiner Schenkung veranlaßt haben. Carnegie, ein geborener Schotte, hat in Amerika wie in England bereits früher verschiedene Stiftungen zur Förderung der wissenschaftlich-technischen Studien in der Höhe von vielen Millionen gemacht.

* **Aus Rußland.** Die in Moskau zu errichtenden höheren Frauenkurse sollen, wie die „Mosk. Wed." berichten, nach dem Muster der St. Petersburger organisirt werden; das Statutenprojekt der Kurse ist dem Reichsrath bereits zur Prüfung vorgestellt worden. Die Kurse werden in zwei Abtheilungen, eine historisch-philologische und eine physiko-mathematische, zerfallen. Die Dauer der Kurse beträgt vier Jahre. Die Eröffnung der Kurse ist im September in Aussicht genommen, wobei freie Zuhörerinnen in Abhängigkeit von den Raumesverhältnissen angenommen werden sollen. Zur Förderung und Sicherstellung der höheren Frauenkurse ist in Moskau auf Initiative der früheren Hörerinnen W. J. Guerriers ein besonderer Verein in Bildung begriffen, und die Statuten desselben sind bereits ebenfalls zur Bestätigung vorgelegt. Eine Person, die sich für die höheren Frauenkurse besonders interessirt, spendet für diese ein bedeutendes Kapital. — In St. Petersburg soll ein Pharmazeutisches Institut errichtet werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Rosa Luxemburg: Sozialreform oder Revolution. Anhang: Miliz und Militarismus. Leipzig, Verlag der „Leipziger Volkszeitung", G. Heinisch 1899. — Dr. Al. Cortellieri: Philipp II. August, König von Frankreich. 2. Buch: Philipp August und Graf Philipp von Flandern 1180—1186. Leipzig, Friedr. Meyer 1899. — H. v. Paschinger: Bismarck-Portefeuille. 4. Bd. Stuttgart, Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1899. — Anleitung zur Prinzessprozis in Beispielen on Rechtsfällen. 5. Aufl. Berlin, Frz. Vahlen 1899. — Internationale Revue über die gesammten Armeen und Flotten. Hggb. von F. v. Witzleben-Wendelstein. 17. Jahrg. 7. Heft. Dresden, Friese u. v. Putikammer 1899. — Dr. Ferd. Braun: Ueber physikalische Forschungsart. Rede. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel) 1899. — Die Donauländer. Zeitschrift für Volkskunde. Hggb. von Ad. Strauß. 1. Jahrg. Heft 1—4. Wien, Leipzig, Budapest, Karl Graeser 1899. — Graf F. U. v. Wrangel: Die souveränen Fürstenhäuser Europa's. Lfg. 12 und 13. Stockholm, Hasse, W. Tullberg 1899. — Dr. M. Höfler: Deutsches Krankheitsnamenbuch. München, Piloty u. Loehle 1899. — Frhr. E. v. Aufseß: Konkursrecht und Konkursverfahren. Leipzig, C. L. Hirschfeld 1899. — Dr. Heinrich Triepel: Völkerrecht und Landesrecht. Ebd. 1899.

Jahrgang 1899. München, Donnerstag, 18. Mai. Nummer 113.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Nochmals der Nothstand der verabschiedeten Offiziere. — Alte Städte Kleinasiens. II. Von Dr. Heinrich Bulle. — Mittheilungen und Nachrichten.

Nochmals der Nothstand der verabschiedeten Offiziere.

Die Allg. Ztg. brachte in ihrer Beilage vom 6. und 7. Oktober v. J. eine Besprechung der Nothlage der verabschiedeten Offiziere. Mit derselben Angelegenheit beschäftigten sich in letzter Zeit viele Veröffentlichungen, deren Verfasser, wie man annehmen kann, alle dem Kreise verabschiedeter Offiziere angehören. Natürlich werden im Volke diese Meinungsäußerungen als Zeichen einer dort herrschenden Mißstimmung aufgefaßt.

Man greift aber entschieden fehl, wenn man als einzige Ursache der Mißstimmung die pekuniäre Nothlage anführt. Diese besteht glücklicherweise nur für einen geringen Bruchtheil der großen Menge pensionirter Offiziere; denn während den unverheiratheten die vom Staat gewährte Pension für eine bescheidene Lebenshaltung genügt, verfügen die verheiratheten meistens, dank dem noch vorhandenen Privatvermögen, über die Mittel, um beim Wegfall aller Repräsentationspflichten an einem ihnen zusagenden Aufenthaltsort ebensogut zu leben, wie die mittleren Chargen der aktiven Armee.

Die Ursachen der trotzdem vorhandenen Verstimmung sind andere. Bei der Mehrzahl der Offiziere ist ihre früher oder später eintretende Verabschiedung mit einer Kränkung verbunden. Je nach Temperament wird sie flüchtig oder tief empfunden, je nach den besonderen Verhältnissen offen bekannt oder verheimlicht.

Der freiwillig unfreiwillige Abschied erfolgt meist nach der Mittheilung, daß der betreffende Offizier sich nicht als für die nächst höhere Charge qualifizirt betrachten könne. Kommt diese Mittheilung von höchster Stelle, so ist sie das was man gewöhnlich den blauen Brief nennt. Es genügt aber schon, wenn einer der unteren Vorgesetzten die Eröffnung macht, sei es aus eigener Initiative, sei es im Auftrage. Da es sich hier meist um Offiziere handelt, bei denen ihre Kommandeurstellungen ein gewisses Maß von Selbstgefühl annehmen lassen, so darf man sich nicht wundern, wenn die meisten ihre Befähigung höher einschätzen, als ihre Vorgesetzten. Daraus allein schon ergibt sich eine unvermeidliche Kränkung, die ohne Klage auf sich zu nehmen ebenso das Loos des Soldaten ist, wie die Lebensbeeinträchtigung, die ihm als Kriegsfolge durch Verwundung oder Siechthum erwachsen kann.

Bekannt ist aber auch, daß die Entscheidung über das Schicksal der an der Tour zur Beförderung stehenden Offiziere häufig beim Manöver fällt. Sache der Kritik ist es hier, den für die Verabschiedung vorgemerkten Offizier darüber aufzuklären, daß seine militärische Laufbahn als abgeschlossen zu betrachten ist. Diese Abschlachtung, wie sie genannt wird, muß den Offizier bei der Ehrliebe, die sein Beruf voraussetzt, umsomehr verstimmen, als sie vor seinen Untergebenen stattfindet.

Zu der Kränkung durch die Art des Abgangs kommt noch ein weiteres Moment der Mißstimmung, das in jenem Aufsatz angedeutet, aber sonst bis jetzt zu wenig betont wurde. Die Kathedersozialisten proklamiren für den Proletarier das Recht der Arbeit. Sie meinen damit die Lohnarbeit, die den Arbeiter in die Lage setzt, seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Es hat aber jede Art von Arbeit neben dem materiellen Nutzen noch einen höheren ethischen Werth. Für den tüchtigen Offizier ist seine Berufsarbeit eine liebe Gewohnheit geworden. Eine ähnliche Thätigkeit, die ihm ermöglicht, das in einer längeren Dienstzeit angewachsene Kapital von Erfahrung zu verwerthen, ist ihm zu seinem moralischen Wohlbefinden unentbehrlich. Er wünscht eben nach dem von Fürst Bismarck gebrauchten Vergleich, wie ein braves Pferd in den Sielen zu sterben. So findet, wer tiefer nach den Ursachen der unter den verabschiedeten Offizieren bestehenden Unzufriedenheit forscht, auch in ihr ein Pochen auf das Recht auf Arbeit.

Nicht bloß für den einzelnen Offizier, sondern auch für den Staat besteht somit eine Nothlage. Die Erhaltung der Schlagfertigkeit der Armee verlangt das Pulsiren jüngeren Bluts in allen Führergraden, es muß daher die Dienstwilligkeit zahlreicher Offiziere, die sich durch Hingebung an ihren mit der Zeit immer mehr alle Kräfte in Anspruch nehmenden Beruf während einer erklecklichen Zahl von Jahren um den Staat verdient gemacht haben, durch diesen zurückgewiesen werden. Die Folge ist, daß die Anzahl der Unzufriedenen, der Nörgler im Staate wächst.

In den oberen Graden der militärischen Hierarchie findet die wünschenswerthe Verjüngung ihre Grenzen in der Rücksicht auf die für Pensionirungen verfügbaren Mittel. Bei geringerer Belastung des Pensionsfonds wird es möglich, den zur Verjüngung für nothwendig erachteten jährlichen Prozentsatz vakanter Stellen zu schaffen, wenn man sich bei der Ausmerzung an die mittleren Grade hält. Statt daß also die Verabschiedung die älteren Jahrgänge der Offiziere zwischen 50 und 60 Lebensjahren trifft, hält sich das Durchschnittsalter der verabschiedeten Offiziere zwischen 40 und 50.

Während es das Ideal der meisten Männer der romanischen Rasse ist, sich im Alter von 40—50 Jahren als kleine Rentner zur Ruhe zu setzen, kommt dem Durchschnittsmanne germanischer Abstammung immer noch die werthvolle Eigenthümlichkeit zugute, daß er sich in diesen Jahren noch der größten Fähigkeit und Lust zur Arbeit rühmen kann. In allen Berufsarten schafft der Deutsche in den Fünfzigern noch freudig weiter, nur die Mehrzahl der Offiziere feiert in diesem Alter unfreiwillig. Die aktiven Offiziere, welche das kritische Alter von 40 Jahren — wo sie die Pensionirung nach dem ausgerechneten Prozentsatz des für die Verjüngung nöthigen Abgangs im allgemeinen trifft — überschritten haben, müssen natürlich über ihre Zukunft beunruhigt sein. Ihre Stimmung ist daher nicht

eine solche, die man Enthusiasmus für den Beruf nennen kann. Die dem Offiziersstand eigenthümliche Disposition zu Nervenerkrankungen leitet sich von dem durch die Ungewißheit über das Schicksal bedingten Seelenzustand ab.

Wie kommt es nun, daß trotz dieser allgemein bekannten ungünstigen Verhältnisse der Offizierscarriere der Andrang zu derselben ein immer größerer wird? Die Regimenter der verschiedensten Waffengattungen in den abgelegensten Garnisonen erhalten mit Leichtigkeit den nöthigen Ersatz, in den größeren Garnisonen ist für die vakant werdenden Stellen meist der mehrfache Ersatz vorgemerkt.

Der Offiziersstand rekrutirt sich nicht mehr wie früher aus dem kleinen und exklusiven Kreise derer, welche Güterbesitz und die Gewohnheiten des Landedelmanns davon absehen ließen, den Offiziersberuf als Lebensberuf aufzufassen. Damals, als die Offiziere in der Mehrzahl dem noch wohlhabenden und auf dem Land lebenden Adel angehörten, ergab sich für viele durch Tradition der freiwillige Abgang im rüstigen Alter, um sich auf die Güter zurückzuziehen und dort als Landwirthe thätig zu sein. Die Verluste in den früher sich rascher folgenden Kriegen und solches freiwilliges Platzmachen haben in früherer Zeit die unfreiwilligen Verabschiedungen auf ein Minimum beschränkt.

Die Zeiten haben sich geändert. Die durch Zunahme der Bevölkerung bedingte Vergrößerung der Armee zwang, den Offizierersatz auch noch in anderen Familien zu suchen, als in denen des Adels, in welchen es bisher für die Söhne traditionell war, Offizier zu werden.

Die Zeit, in der die bürgerlichen Kreise die Offizierslaufbahn für abenteuerlich hielten, in der der Spruch „ultima spes miles“ gang und gäbe war, liegt jetzt weit zurück. Wo noch Nachklänge an diese Antipathie gegen den Offiziersstand vorhanden waren, wurden sie durch die Achtung, die sich die Offiziere als Führer der Armee in dem siegreich durchgeführten Krieg von 1870 erwarben, beseitigt. Im Offiziersstand ihre Söhne unterzubringen, gilt nicht bloß für den Adel, sondern für alle Familien des gebildeten Mittelstandes in Deutschland seitdem als eine Ehre.

Man sollte aber nicht übersehen, daß — wie sich nun einmal in langer Friedensperiode für den Offizier die Verhältnisse gestaltet haben — nur sehr wohlhabende Familien in der Lage sind, ihre Söhne in die pekuniäre Opfer verlangende Offizierscarriere eintreten zu lassen. Es ist dies eben ein Luxus, den nur sie sich gestatten können. Wer aber seine Söhne versorgen will, hat heutzutage in der Industrie und im Handel, wo deutschem Fleiß, Talent und Unternehmungsgeist Erwerb versprechende Thätigkeit gesichert ist, bessere Aussichten als im Offiziersstand, zu dem sich alles drängt.

In Frankreich und in Italien sind vor einiger Zeit von hervorragenden Autoren zwei Aufsehen erregende Schriften [1]) erschienen, die den statistisch nachgewiesenen Niedergang der romanischen Rasse in der Konkurrenz mit der angelsächsischen in dem Gebiete des Handels und der Industrie besprechen. Als Hauptursachen werden angegeben: Die Geringschätzung der auf Erwerb gerichteten Thätigkeiten, die Vorliebe für Staatsversorgung und das dadurch sich ergebende Drängen des gebildeten Mittelstandes nach Anstellung als Beamte und Offiziere. Als besonders einflußreich wird angeführt: Die Vorliebe der Frauen als Mutter heirathsfähiger Töchter für den äußeren Glanz, das Ansehen und die Titulaturen, so daß die Aussichten auf reiche Heirathen für den bezahlten Staatsdiener größer sind als für den, der den Kampf ums Dasein mit frischem Wagemuth in einem vom Staate unabhängigen Beruf auf sich nimmt.

Das Lob, das hier den Angelsachsen im Gegensatz zu den Romanen gespendet wird, können sich die Germanen auch verdienen.

Das Kaiserwort: „Die Zukunft Deutschlands liegt auf dem Meere“, sollte die Deutschen dazu führen, ihren Stammesvettern zu folgen, sich nicht an die Scholle zu binden, sondern in Aufgaben der Kolonisation den späteren Generationen vorzuarbeiten und dabei werthvolle Kulturaufgaben zu erfüllen. Die militärische Tüchtigkeit des deutschen Volksstammes kommt dabei nicht in Gefahr, verloren zu gehen. Die männlichen Tugenden, die sich der Deutsche im Wettbewerb mit anderen Nationen aneignen muß, befähigen ihn auch als Reserveoffizier, sich im Kriegsfall zu bewähren.

Dadurch, daß der Zugang zu dem Berufsoffiziersstand sich auf die Kreise beschränkt, die die Mittel dazu besitzen, wird der Unzufriedenheit unter den verabschiedeten Offizieren, die sich schon bei ihrem Eintritt in die Armee auf frühzeitigen Austritt gefaßt machten, in der Zukunft besser abgeholfen als durch die Aussicht auf hohe Pensionen oder gut bezahlte Zivilstellungen, wie sie der angeführte Aufsatz ins Auge faßt. Solche Vorschläge haben wenig Aussicht auf Beachtung. In Preußen ist in der angedeuteten Richtung schon das Mögliche geschehen, in den anderen Bundesstaaten würde die Einführung dieser Neuerung auf starken Widerstand der Volksvertretungen stoßen. Man macht dadurch nur ein Loch für die Unzufriedenheit zu und ein anderes für sie auf. Auch der Vorschlag, daß der Staat den Offizieren während der aktiven Dienstzeit Gelegenheit geben soll, sich für einen Reserveberuf vorzubereiten, hat keine Aussicht auf Verwirklichung.

Die alljährlich in den Landtagen programmgemäß sich wiederholenden Interpellationen gegen die zahlreichen Pensionirungen sind gut gemeint und scheinen warm für die Interessen der aktiven Offiziere einzutreten, sie haben aber als regelmäßige Folge, daß von Seiten der ihre Position vertheidigenden Kriegsminister die Unfähigkeit der bereits verabschiedeten Offiziere schärfer beleuchtet wird, als sie es verdienen.

Man sollte folgendes bedenken: Angenommen, es würde erreicht, daß durch die bei dem großen Angebot ermöglichte Auswahl der intelligentesten Elemente für den Zugang, bei immer mehr vorgeschrittener Vervollkommnung der Militärbildungsanstalten und bei noch besserer Fortbildung in der Armee, sämmtliche Offiziere bis zu ihrer körperlichen Unfähigkeit für alle vorgesehenen Verwendungen brauchbar wären, selbst dann müßte im Frieden ein gewisser Prozentsatz pensionirt werden, um für die nöthige Verjüngung Luft zu schaffen. Von einem solchen Idealzustand höchster Vollkommenheit ist die deutsche Armee natürlich ebensoweit entfernt wie alle irdischen Bestrebungen, man kann aber wohl sagen, daß die meisten ihrer abgedankten Offiziere in anderen Armeen Aufnahme finden würden, wenn dieß das jetzt herrschende Nationalitätsprinzip, das sich besonders stark in dem heutigen Volksheer ausspricht, zuließe. Man darf aber weiter noch behaupten, daß im allgemeinen gegenwärtig die abgehenden und die bleibenden Offiziere, was Intelligenz und Fachkenntniß betrifft, annähernd gleichwerthig sind. Ausschlaggebend für die Auswahl der abzustoßenden Elemente sind die Charaktereigenschaften. Während im Krieg bei der sich hier von selbst ergebenden natürlichen Auslese die körperlich Rüstigsten, die den Strapazen am besten gewachsen sind und die Verwundungen am leichtesten überstehen, mehr Aussicht haben, längere Zeit in der Armee zu bleiben, wird die künstliche Auslese im Frieden den gefügigeren Charakteren mehr

[1]) *Ed. Demolins:* A quoi tient la superiorité des Anglo-saxons. *Guglielmo Ferrero:* L'Europa giovane, Milano 1897 und Il Militarismo, Milano 1898.

Chancen, sich zu halten, geben. Gerade die Anpassungsfähigkeit an den Wechsel der vorherrschenden Tendenzen der Führung beim Wechsel der Vorgesetzten ist in der neueren Armee eine werthvolle Eigenschaft, weil hier in den höheren Graden an die Stelle des Befehls die Direktive tritt. Was für die unteren Grade die Disziplin, der absolute Gehorsam ist, bedeutet hier diese geistige Elastizität, die das gegenseitige Verstehen erleichtert und das harmonische Zusammenarbeiten im Krieg auch dann gewährleistet, wenn durch infolge von Tod oder Verwundung sich ergebenden Ausfall ein rasch aufeinander folgender Führerwechsel eintritt.

Die Eltern, welche ihre Söhne für die Offizierslaufbahn bestimmen, müssen sich vor allem vor Augen halten, daß sie ihnen damit keinen Lebensberuf auswählen. Da Vermögensbesitz, wie Jedermann aus der Gründerzeit erinnerlich sein wird, nie ein sicherer ist, wird es gut sein, für alle Fälle die Söhne ein Gymnasium absolviren zu lassen. In Bayern, wo das Absolutorium eines Realgymnasiums für die Annahme als Offiziersaspirant Bedingung ist, sieht man, dank dieser Einrichtung, viele frühzeitig pensionirte Offiziere, welche sich nachträglich auf den Hochschulen die Vorbildung für einen anderen Beruf verschaffen.

In der preußischen Armee besteht diese Vorbedingung für den Zugang als Offiziersaspirant nicht. Es ist dieß besonders werthvoll für wenig bemittelte aktive und inaktive Offiziere, weil sie so frühzeitig ihre Söhne in bezahlte und doch dabei standesgemäße Stellungen bringen. Es darf nicht verschwiegen werden, daß gerade solchen Familien die bedeutendsten Führer und Organisatoren des preußischen Heeres entstammen. Aber auch hier wird es gut sein, der Jugend eine abgeschlossenere Bildung durch Absolvirung eines Gymnasiums zukommen zu lassen, die den Wechsel des Berufs ermöglicht, wenn die Offizierscarriere noch in jungen Jahren aufgegeben werden muß.

Die Lage der Offiziere, welche kein Vermögen besitzen, hat sich geändert. Während ihnen früher, wenn die Vermögensverhältnisse der Braut die Kaution aufbringen ließen, unter recht bescheidenen Verhältnissen die Gründung von Familien möglich war, deren Kinderreichthum der Armee aus diesen Kreisen den Ersatz sicherte, ist jetzt bei dem allgemein steigenden Wohlstand für den Offizier als Repräsentanten der Armee ein gesellschaftliches Auftreten unerläßlich, das unvermögenden Offizieren die Eheschließung erschwert. Viele solcher Offiziere bleiben unverheirathet, die meisten heirathen erst spät. Die Verhältnisse sind hier ähnlich wie für die Beamten. Die neueren Volkswirthschaftslehrer rechnen daher mit dem frühzeitigen Aussterben der Familien, die sich in leitende Stellungen in der Gesellschaft aufgeschwungen haben, als mit einer typischen Erscheinung, die sie als dem Volkswohl förderlich begrüßen, weil so durch die Welle der Bevölkerungsbewegung den herrschenden Klassen immer wieder neues Blut zugeführt und so auch dem Bauern- und Arbeiterstand die Möglichkeit gegeben ist, ihre Nachkommen in die höchsten Staatsämter zu bringen. Wer aber aus solchen Volksschichten nach Stellungen wie die des Offiziers für seine Nachkommen strebt, muß die auf Erwerb gerichteten — Kapital schaffenden — Thätigkeiten zuerst ins Auge fassen, da jene Stellungen so, wie die Verhältnisse jetzt liegen, vielfach nur als Uebergangsstadien zu betrachten sind.

Der Artikel, welcher diese Zeilen anregte, hat durch die Beleuchtung der Lage der 92 Proz. der Offiziere, die den Regimentskommandeur nicht erreichen, schon angedeutet, was hier nachdrücklicher ausgesprochen werden soll — daß die Vorzüge der Offizierscarriere außer der Armee überschätzt werden. In dieser selbst gibt man sich keinen Illusionen darüber hin, daß im langen Frieden sich die Schattenseiten des Offiziersberufs neben den Lichtseiten recht bemerklich machen.

Wenn die gerade jetzt zur Verabschiedung kommenden Offiziere durch den frühen Abschluß ihrer Carriere enttäuscht sind, so kommt es daher, daß sie bald nach den Mobilmachungs- und Kriegsjahren 1864—66 und 1870 mit größeren Erwartungen auf ihre militärische Zukunft in die Armee eingetreten sind. Die unter dem Zeichen der Abrüstung eintretenden jungen Leute dagegen sollten von Anfang an ihre Erwartungen nicht zu hoch schrauben. Entweder sind sie pekuniär in eine Lage gesetzt, die sie dem möglicherweise frühzeitigen Austritt aus dem Dienst ohne Sorge entgegensehen läßt, oder sie müssen von Anfang an darauf denken, durch erfolgreichen Besuch der militärischen Hochschulen für Bevorzugungen die Grundlage zu schaffen. Aber auch dann haben sie sich noch auf einen durch die Konkurrenz mit gleichstrebenden Kameraden bedingten Kampf ums Dasein gefaßt zu machen, welcher um nichts leichter ist als in jedem anderen Beruf, der mit mehr Recht ein Lebensberuf genannt werden kann. P.

Alte Städte Kleinasiens.

Von Dr. Heinrich Bulle.

II.

Priene.

Während in den Ausgrabungen von Ephesos römischer Geist und römische Massenhaftigkeit vorherrscht, kommen wir in Priene mitten hinein in eine nicht sehr große Stadt der hellenistischen Zeit, die in allen ihren wichtigsten Bestandtheilen erhalten ist, und in der Abgeschlossenheit des Bildes, das uns aus den Trümmern ersteht, in vieler Beziehung mit Pompeji wetteifern kann. Die Stelle der Stadt, von den Türken Samsun-Kalessi, Riesenschloß, genannt, ist schon seit dem vorigen Jahrhundert bekannt gewesen, 1765 nahmen Chandler und Revett die Trümmer des Athena-Tempels auf; die ersten Grabungen fanden 1868—1869 durch Pullan statt, der mancherlei Skulpturen und Architekturstücke ins Britische Museum brachte. Verhängnißvoll für die Tempeltrümmer war bald darauf ein Ereigniß, das so recht zeigt, welchen Gefahren alle über der Erde befindlichen Alterthümer in jenen Ländern ausgesetzt sind. Im April 1870 besuchte ein in der Stadt Sokah wohnender Engländer Namens Clarke die Ruinen, wobei er bemerkte, daß die Einwohner des nahen Dorfes Kelebesch im besten Zuge waren, die Marmorblöcke des Tempels zu Brunnentrögen und Treppenstufen zu verarbeiten. Auch war die Basis des Athenabildes im Innern, die Pullan in gutem Zustande vorgefunden hatte, bis auf vier Blöcke auseinander geworfen. Neben diesen Blöcken fand Clarke unvermuthet eine Silbermünze, eine Tetradrachme des Königs Orophernes von Kappadokien, der im Jahre 158 v. Chr. zur Regierung gelangt ist. Clarke schloß, daß die Münze unter den Blöcken des Postaments gelegen haben müsse, er rief Leute herbei, die ihm die übrigen vier Platten umwenden halfen, und richtig fand er darunter, in kleinen, eigens hergestellten Vertiefungen, zwei Münzen desselben Gepräges, einen goldenen Ring und ein goldenes Oelbaumblatt. Orophernes hat also offenbar als Stifter des Kultbildes diese Erinnerungszeichen einlegen lassen. In Kelebesch verbreitete sich die Nachricht von dem Funde wie ein Lauffeuer und am nächsten Tage, einem Sonntage, zog die gesammte Bevölkerung des Dorfes, begleitet von zwei Juden, die die erwarteten Funde kaufen wollten, nach Samsun-Kalessi.

Digitized by Google

Was irgend zu bewegen war, wurde aufgehoben; die Säulentrommeln wurden heruntergestürzt, die Basen der Säulen zerschlagen. Man fand nichts. Erst am folgenden Tage lasen zwei Steinmetzen mitten in dieser Verwüstung an dem Postament der Athena noch zwei Orophernes-Münzen und ein Oelblatt auf. Der Stylobat des Tempels ist heute bedeckt von einem wüsten Haufen von Marmorsplittern.

Diese Zeilen der Barbarei haben für Priene aufgehört, seit Humann und Kekule im Jahre 1895 den Beschluß faßten, mit den Mitteln der Skulpturenabtheilung des Berliner Museums hier eine systematische Aufdeckung der ganzen Stadt vorzunehmen. Aus dem glücklich begonnenen Unternehmen ist Humann durch den Tod abgerufen worden. Es ist seitdem von seinem damaligen Mitarbeiter und jetzigen Nachfolger Theodor Wiegand unter Beihülfe von Hans Schrader fortgeführt worden.[1]) Man erreicht Priene von der letzten Eisenbahnstation Sokiah aus in einem Ritt von $2^1/_2$ Stunden und die Besucher finden in dem behaglichen und praktischen, von Humann erbauten Hause der Ausgräber, von dem die deutsche Flagge den Kommenden von weitem begrüßt, eine Aufnahme, wie man sie sich nicht besser wünschen kann.

Priene liegt am Abhang des Mykale-Gebirgs, das mit seinem scharfen hohen Rücken den unteren Theil der Mäanderebene an der Nordseite begleitet. Von dem Massiv des Gebirgs löst sich eine mächtige Bergkuppe los, der ein niedrigeres, nach der Ebene zu abfallendes Plateau vorgelagert ist, eine Formation, die im Profil wie ein ungeheurer Felsenthron aussieht. Die untere Terrasse, die rings von der Stadtmauer umschlossen ist, wird von der eigentlichen Stadt eingenommen, während die hohe Kuppe dahinter zwar auch in die Stadtmauer einbezogen ist, aber nicht als Wohnplatz, sondern bloß aus leicht erkennbaren strategischen Gründen; diese Akropolis ist nur durch eine steile Felsentreppe, die in die Felswand gehauen ist, zugänglich.

Die Anlage der Stadt selbst ist so regelmäßig, wie nur immer eine moderne Stadt gebaut werden könnte. Von dem Hauptthore im Westen führt eine schnurgerade Straße mitten durch die Stadt hindurch. Ungefähr im Zentrum des Ganzen geht diese Straße an dem großen rechteckigen Marktplatz vorüber. Das zweite Stadtthor liegt auf der entgegengesetzten östlichen Seite, mußte aber der Bodenverhältnisse wegen etwas weiter nach Norden verschoben werden. Außer von diesen zwei Thoren wird die Stadtmauer nur noch durch ein kleines Pförtchen im Südosten durchbrochen, von dem ein Schlängelpfad zu einer Quelle in die Ebene hinabführt. Von der Marktstraße aus ist das ganze Stadtgebiet durch Parallel- und Querstraßen in gleich große Rechtecke zertheilt, deren Regelmäßigkeit nur da gestört wird, wo das starke Ansteigen des Bodens hinderlich war. Wo öffentliche Bauten einen größeren Flächenraum beanspruchten, sind mehrere solcher Rechtecke zu einem Ganzen vereinigt worden.

Der religiöse Mittelpunkt der Stadt ist der Tempel der Athena Polias, der oberhalb des Marktes auf einer Terrasse liegt, die den größten Theil des Stadtgebiets überragt und erst durch Aufführung einer mächtigen Stützmauer die nöthige Ausdehnung erhalten hat. Der Tempel, ein jonischer Peripteros aus Marmor, ist durch die Aufnahme von Thomas und Rayet[1]) bekannt. Die Untersuchungen von Wiegand und Schrader haben die neue Thatsache ergeben, daß der Tempel der erste jonische Bau ist, der über dem Architrav keinen Fries hatte. Der Tempel trug an dem einen Pfeiler seiner Vorhalle die (jetzt im British Museum befindliche) Inschrift: „König Alexander hat den Tempel der Athena Polias geweiht." Es ist unsicher, ob Alexander selbst der Erbauer war, oder ob er nur nachträglich durch Erstattung der Baulasten an die Prieneer das Eigenthumsrecht an dem Bau erwarb, so wie er es für den Neubau des Artemisions in Ephesos beabsichtigt hatte, wo allerdings die Epheser sein Anerbieten stolz zurückwiesen. Im Innern des Tempels stand das von Orophernos von Kappadokien gestiftete Bild der Stadtgöttin, von dessen Piedestal schon die Rede war. Vor der Stirnseite des Tempels steht ein großer Altar. Der Platz um den Tempel wurde nach Süden, nach der Seite des Marktes hin, durch eine Halle abgeschlossen; der Zugang von Osten her war in römischer Zeit durch einen Propyläenbau geschmückt, dessen Ante noch in beträchtlicher Höhe aufrecht steht.

Der zweitgrößte Tempel der Stadt war ein Heiligthum des Asklepios, das an der Ostseite des Marktes lag, doch so, daß es von diesem durch Mauern getrennt und nur von der westlich vorbeiführenden Straße aus zugänglich war. In einem Hofe, der auf beiden Längsseiten von Hallen eingefaßt wird, liegt hinten ein kleiner jonischer Prostylos-Tempel, bei dem, wie bei dem Athena-Tempel, das Kranzgesimse ohne Fries auf dem Architrav lag. Weiter ist ein wie es scheint der Isis und den ptolemäischen Herrschern geweihtes Heiligthum gefunden worden, in dem besonders der große Altar interessant ist, der wie der berühmte Zeusaltar von Pergamon mit Skulpturen geschmückt war. Jedoch lief nicht wie dort ein Figurenfries ringsum, sondern die Seitenflächen waren, wie an dem Sarkophag der Klagefrauen in Konstantinopel, durch Halbsäulen gegliedert, zwischen welchen einzelne ruhige Gestalten standen. Am Anfang der Marktstraße, rechts wenn man durch das Ostthor hereinkommt, liegt ein Haus, das durch eine Inschrift an der Thür als „ehrwürdiges Heiligthum, in das man nur in weißem Gewande eintreten darf", bezeichnet ist, dessen eigentliche Bedeutung aber erst klar werden wird, wenn es gelingen sollte, die im übrigen fast ganz abgewitterte Inschrift zu entziffern. Endlich ist auf der höchsten Terrasse, dicht unterhalb des Akropolisfelsens ein heiliger Bezirk der Demeter und Kora entdeckt worden.

Den Mittelpunkt des sozialen und geschäftlichen Lebens der Stadt bildet der Markt. Obwohl er nur einige Fuß tief verschüttet war, ist doch so viel erhalten, daß sich die ganze Anlage sicher rekonstruiren läßt. Zum erstenmal bekommen wir hier das volle Bild einer griechischen Agora. Die Flächenausdehnung von zwei der oben geschilderten Häuservierecke ist durch Abarbeitung des Felsens zu einem ebenen Platze hergerichtet, der an drei Seiten von Säulenhallen umgeben ist. Hinter den Hallen liegen rechteckige Gemächer, in denen wir nach Analogie der ähnlichen Anlagen in Magnesia am Mäander, der Attalos-Stoa zu Athen u. s. w., Verkaufslokale erkennen dürfen. Solche Basare liegen auch rings um die Mauer, die das anstoßende Temenos des Asklepios umschließen. In der Mitte der südlichen Halle fehlen auf eine beträchtliche Strecke die Verkaufsläden; durch eine innere Säulenstellung hat die Halle hier die doppelte Tiefe bekommen und wir werden nicht fehlgehen, wenn wir diesen Versammlungsraum etwa

[1]) Ein vorläufiger Bericht, den Schrader im Dezember 1897 in der Archäologischen Gesellschaft zu Berlin erstattet hat, ist abgedruckt im Anzeiger des Archäologischen Jahrbuchs XII, 1897, S. 178 f. Vergl. auch den kürzeren Bericht Conze's ebenda S. 68. — In der Sitzung der Anthropologischen Gesellschaft konnte das Folgende durch Pläne, Aufnahme und Rekonstruktionen verdeutlicht werden, die Hr. Prof. August Thiersch bei einem Aufenthalt in Priene theils selbst entworfen, theils nach den Aufnahmen der Ausgräber kopirt hatte. Ferner wurden Lichtbilder gezeigt, zu denen Hr. Dr. Wiegand photographische Vorlagen zur Verfügung gestellt hatte.

[1]) Thomas und Rayet, Milet et le Golfe Latmique, Tafel 6—17.

als die Börse bezeichnen, in der bei schlechtem Wetter die Geschäfte verhandelt wurden. Genau in der Mitte der Agora liegt ein Altar. Den Hauptreiz erhielt nun aber diesee Platz durch die große Anzahl von Statuen, deren Postamente in mehe oder minder gutem Zustande erhalten sind. Sie sind zum Theil, eine neben der anderen, unmittelbar vor den Hallen aufgestellt, zum anderen Theil stehen sie in einer langen Reihe quer über das nördliche Viertel des Markts, indem sie mit der Front nach der am Markt vorbeiführenden Straße gewendet sind. Bei diesen Bildwerken, die nach den Inschriften zumeist Ehrenstatuen verdienter Mitbürger waren, ist mit dem Schönen das Nützliche verbunden, indem an ihren Postamenten Ruhebänke angebracht sind, aber indem die Basen von vornherein als halbrunde oder rechteckige Sitzbänke gestaltet sind.

Nördlich van der Marktstraße führen sechs Stufen auf eine Terrasse hinauf, auf der eine lange zweischiffige Halle steht, hinter der sich wiederum rechteckige Kammern öffnen. Dies war nach den Inschriften die *ἱερὰ στοά*, die heilige Halle, in der also kein profaner Marktverkehr stattfand, wie unten, sondern wa sich das politische Leben der Stadt abspielte. Die rechteckigen Kammern werden Amtsräume dee städtischen Beamten, Archive u. dgl. gewesen sein. Dazu stimmt, daß die beiden Schmalwände der Halle über und übee mit Inschriften politischen Inhalts bedeckt sind. Soweit die Blöcke bisher von Schrader zusammengesetzt und entziffert werden konnten, sind es Dekrete für verdiente Mitbürger und Beschlüsse, die sich auf äußere Politik beziehen, so namentlich auf die Streitigkeiten, die die Stadt um das Jahr 150 v. Chr. mit den kappadokischen Königen Ariarathes und Oraphernes hatte. In einem der Dekrete, das einem gewissen Aulus Aemilius Zosimos, des Sextus Sohn, feiert, wird unter seinen Verdiensten nun die Stadt auch aufgezählt, daß ee beim Antritt der Stephanephorie, des höchsten städtischen Amtes, alle Einwahner dee Stadt zu sich zu Gaste geladen habe. Diese Speisung des Volkes faud ahne Zweifel in dee heiligen Halle statt, während die Behörden gleichzeitig im Prytaneian bewirthet wurden. Das Prytaneion ist vermuthlich das große Haus, das hinter dem Ostende der heiligen Halle liegt und das sich in seinem Grundriß nicht wesentlich van den Privathäusern der Stadt unterscheidet, aber wegen seiner Lage nicht ein falches sein kann. Um einen Hof, in dem sich ein großer Tisch und ein Wasserbecken befinden, liegen an drei Seiten Gemächer, in deren einem ein ungewöhnlich großer Herd aufgemauert ist. Dies wae vielleicht dee Stadtherd, auf dem das ewige Feuer unterhalten wurde.

Das eigenartigste Gebäude, das uns das Bild des politischen Treibens in der Stadt vervollständigt und uns zugleich etwas völlig neues kennen lehrt, ist das Buleuterion, das neben dem Prytaneian hinter der heiligen Halle liegt. Es ist gebaut, wie man bei uns etwa anatamische Hörsäle einzurichten pflegt. Van einem viereckigen Platze führen nach drei Seiten Sitzstufen empor, die an den Ecken durch schmale Treppchen van unten aus zugänglich sind. In der Mitte des unteren Raumes steht ein marmarner Altae, reich mit Ornamenten in Hochrelief verziert. An der vierten Seite des Raumes befindet sich eine Nische, die aben mit einem halbrunden Bagen geschlossen ist — die früheste bis jetzt konstatirte sichtbare Anwendung des Steinschnittgewölbes bei den Griechen — und in der unten eine Sitzbank steht, an die rechts und links im rechten Winkel zwei weitere Bänke anstaßen. Es ist klar, daß hier die Vorsitzenden der Versammlung, die städtischen Behörden, ihren Platz hatten, während wir uns die amphitheatralischen Sitze, auf denen füe etwa 600 Personen Raum ist, van der Versammlung der stimmberechtigten Bürger van Priene ersullt zu denken haben. Der jeweilige Redner hatte seinen Stand ohne Zweifel unmittelbar am Altar, dem einzigen Orte, der van allen Plätzen aus sichtbar ist. Sollte es nach eines Beweises bedürfen, daß wir es hier mit einem politischen Versammlungshause zu thun haben, sa finden wir auf einer der Bänke eingekratzt das Wort Nike, mit dem ein Stadtverordneter während der Sitzung den Beistand der Siegesgöttin für seine Partei angerufen hat. Gedeckt wae das Bulenterian mit einem hölzernen Dachstuhl, auf dem in einer Lehmschicht die Ziegelbedachung lag. Eine Reihe von Pfeilern diente dazu, die Spannweite für die Dachbalken zu verringern. Das Haus ist durch Feuer zugrunde gegangen, denn die Ausgräbee fanden eine hohe Schicht van Halzasche und darüber die in Lehm steckenden Dachziegeltrümmee.

In keiner antiken Stadt fehlte natürlich ein Theater. In Priene hat ein günstiges Geschick auch denjenigen Theil des Theaters fast vollständig erhalten, der an den meisten anderen schmerzlich vermißt wird, das steinerne Bühnengebäude. Da das Theater in guter hellenistischee Zeit erbaut ist, sa haben wir hiee die älteste und zugleich am besten erhaltene Skene, die bisher bekannt ist. Das Prasknion taird gebildet von darischen Halbsäulen, die an viereckige Pfeilee angelehnt sind. Darüber liegt ein darisches Gebälk mit Metapen und Triglyphen. Die Zwischenräume der Pfeiler waren, wie die Löcher für Riegel an den Innenseiten beweisen, durch hölzerne bemalte Tafeln (Pinakes) geschlossen. Nur der mittlere Säulenzwischenraum und zwei an den Seiten hatten Thüeen, aus denen die Schauspieler herauskamen. Ueber dem Praskenion, etwa 2 m zurücktretend, erhob sich die Wand des eigentlichen Bühnengebäudes. Diese Rückwand ist in römischer Zeit um ein sehr beträchtliches Stück nach hinten zurückgeschoben warden, sa daß man nun aben auf dem Proskenion einen breiten Raum zum Spielen gewann, denn die Römer waren von auderswoher an eine erhöhte Bühne gewöhnt. Es ist dieser Umbau ein sehr gelaichtiges Beweisstück für Dörpfelds Anschauung, daß auch in hellenistischer Zeit die Schauspieler nuten in der Ochestra, nicht aben auf dem Proskenion ihren Platz hatten. Das Theater van Priene zeichnet sich ferner dadurch aus, daß in seiner Orchestra ein Altar steht, nicht, wie man erwartet hätte, in der Mitte, sandern möglichst an den der Bühne gegenüberliegenden Rand gerückt. Zu den Seiten des Altars stehen mehrere Steinsessel für die Vornehmsten der Stadt, deren Sitz und Lehne den Formen des Körpers sa angepaßt sind, daß man wie im bequemsten Polsterstuhle in ihnen sitzt und in behaglichee Ruhe die wunderbare Raumwirkung eines nahezu intakten antiken Theaters genießen kann.

Eine weitere Stätte für die öffentliche Schaulust war das Stadion, das im untersten südlichen Theile der Stadt parallel der Stadtmauer sehe geschickt mit Benutzung des ansteigenden Terrains derartig angelegt ist, daß nur an der einen, nämlich der der Mauer gegenüberliegenden Seite Sitzreihen angebracht sind, hinter denen aben eine Säulenhalle entlang führte. Man sieht, daß die alten Baumeister niemals unter dem Banne eines bestimmten Schemas standen, sandern sich in praktischer Weise den gegebenen Verhältnissen anpaßten. Das Stadion ist an den Enden geradlinig begrenzt, wie stets auf griechischem Boden, im Gegensatz zu dem runden Abschluß des auf Wagenrennen berechneten römischen Zirkus. An passendster Stelle, unmittelbar am Ende des Stadians, sind jetzt auch die Reste einer Palästra zutage gekammen, die denselben Grundriß aufweist, wie die zu Olympia; es ist ein riesiger viereckiger Hof, von Säulenhallen rings umgeben, hinter denen an zwei Seiten die zum Auskleiden und zur Reinigung nöthigen Gemächer liegen.

Sa haben uns die Ausgrabungen alle dem religiösen, politischen, geschäftlichen und gesellschaftlichen Leben dienen-

den öffentlichen Bauten und Anlagen des helleniſtiſchen Priene wieder geſcheukt. Kaum minder reich iſt der Ertrag für das häusliche Leben.

Die Wohnungsquartiere der Stadt ſind, wie ſchon geſagt, in gleich große, rechteckige Blocks oder insulae abgetheilt. In der Regel iſt dann jeder Block wieder in vier gleich große Bauplätze zerlegt, die Benutzung dieſer Viertel iſt aber eine außerordentlich mannichfaltige. Es kommt vor, daß ſie von einem einzigen Haus eingenommen werden, aber häufiger noch drängen ſich zwei oder drei kleinere Häuſer, oft in der ſonderbarſten Weiſe, auf dieſen Bauplätzen zuſammen. Der eiſerne Beſtand eines prieniſchen Hauſes iſt ein Hof, an den ſich je nach Bedarf eines oder mehrere Gemächer anſchließen. Um dieſen Haustypus zu verſtehen, muß man nicht von den vielen kleinen, unregelmäßigen Grundriſſen ausgehen, ſondern von einem großen und wohlerhaltenen Bau. Die Ausgräber haben ſich dazu ein großes Haus ausgeſucht, das in einer Mulde hinter dem Athenatempel liegt, einem Quartier, das wegen ſeiner gegen die Seewinde etwas geſchützten Lage offenbar zu den beſten der Stadt gehörte.

Den Mittelpunkt dieſes Hauſes bildet ein großer, quadratiſcher Hof. An dieſem liegt nördlich eine große, tiefe Halle, die durch zwei hohe doriſche Säulen zwiſchen Anten gebildet wird; hinter der Halle öffnet ſich ein quadratiſcher Saal, der größte und vornehmſte Raum des ganzen Hauſes. Dieſer Theil des Baues, der Saal mit der Vorhalle und dem Hof, entſpricht, für ſich betrachtet, genau dem Schema eines templum in antis und ſtimmt völlig überein mit den älteſten bekannten griechiſchen Häuſergrundriſſen, den Megara in Troja, Mykenae und Tiryns. Wo das Megaron in Priene vorkommt, iſt es mit gutem Grund ſtets nach Süden orientirt; denn im Sommer, bei hohem Sonnenſtand, bietet die Vorhalle kühlen Schatten, im Winter dagegen kann die tiefſtehende Sonne weit in die Vorhalle und wohl auch bis in den Saal hinein erwärmen. Um dieſen eigentlichen Kern des Hauſes lagern ſich zunächſt rechts und links weitere Räume, von denen wir die beiden Zimmer an der Weſtſeite des Megarons als Schlafgemächer auffaſſen dürfen. Dieſer Theil des Hauſes war ohne Zweifel zweiſtöckig, wie die erhaltene Aufmauerung für eine Treppe beweiſt. Um den Hof herum legen ſich nun weitere Zimmer, im Oſten zwei kleinere, im Süden mehrere kleinere und in ihrer Mitte ein großes, das ſich mit einer ſehr breiten Thür nach dem Hof öffnet und vielleicht wegen ſeiner Nordorientirung in der heißeſten Zeit als Wohngemach benutzt wurde. Die vierte, weſtliche, Seite des Hofes wird eingenommen von einer kleinen Säulenhalle, von der aus ein ſchmaler Gang nach vorn auf die Straße führt.

An dieſer Häuſeranlage fällt zunächſt die große Unregelmäßigkeit auf, die ſich aber vollkommen erklärt, wenn wir uns das Ganze entſtanden denken aus dem Megaron mit ſeinem Hof, an den ſich nach und nach je nach Bedarf andere Räume angegliedert haben. Seinem Prinzip nach iſt das prieniſche Haus gar nichts anderes als der alte mykeniſche Palaſt, wie er namentlich in Tiryns ausgebildet iſt; auch dort iſt der Kern der Anlage das Hauptmegaron mit dem Haupthof und alles andere wird nach dem jeweiligen Bedürfniß und nach den Bedingungen des Bodens darum herum gruppirt. Da die älteſten Häuſer von Priene, darunter „das Haus in der Mulde", ſicher bis in die Gründungszeit der Stadt, alſo das 4. Jahrhundert v. Chr., hinaufgehen, ſo geben ſie uns zum erſtenmal eine Anſchauung von dem griechiſchen Privathauſe der eigentlich klaſſiſchen Zeit. Denn wir dürfen bei ſeiner Verwandtſchaft mit den mykeniſchen Bauten mit Sicherheit annehmen, daß dieſer Haustypus jahrhundertelang bis zum Beginn der helleniſtiſchen Zeit der herrſchende war. Aus ihm heraus entwickelt ſich ſeit dem Beginn der helleniſtiſchen Epoche ein neues regelmäßigeres Schema des Hauſes, das Periſtyl-Haus, wie es uns durch die franzöſiſchen Ausgrabungen auf Delos genauer bekannt geworden iſt. Ein Hof bildet auch dort den Mittelpunkt. Aber rings um ihn herum legt ſich ein auf allen Seiten gleichmäßig hoher Säulengang, hinter dem die Gemächer ſymmetriſch vertheilt werden. Das Haus gewinnt dadurch an einheitlicher Gliederung, hat aber vielleicht an maleriſchem Reiz verloren. Es wird aus einem natürlich gewachſenen, unregelmäßigen Gebilde zu einem kunſtvollen, wohldurchdachten Bau. Das ältere Schema mit der einen überhöhten Hoffront wirkt aber trotz des Strebens nach Symmetrie bisweilen noch nach; Vitruv ſpricht von einer Abart des Periſtyls, die man die rhodiſche nannte und bei der die eine Seite des Säulenumgangs höher war als die drei anderen, eine Eigenthümlichkeit, die ſich in Pompeji hier und da findet. Bei der außerordentlichen Beſtändigkeit aller Sitten und Anſchauungen, die den Reiſenden in Griechenland und Kleinaſien ſo oft frappirt, iſt es nun kaum zu verwundern, daß der Grundgedanke, nach dem die Häuſer von Priene erbaut ſind, noch heute in Geltung iſt. Man findet in Kleinaſien wie in Griechenland überall Häuſer, die, ganz wie die antiken, um einen von Hallen umgebenen Hof herumgelegt ſind und deren Grundriſſe man ohne weiteres in Priene wiederzufinden ſich anheiſchig machen möchte. Sie bilden ein höchſt ſchätzbares Material zur Rekonſtruktion der altgriechiſchen. Nur werden wir uns die antiken Straßenfronten ungleich einförmiger und geſchloſſener zu denken haben, da ſie jedenfalls weniger und kleinere Fenſter hatten als die modernen Bauten.

Der Erhaltungszuſtand der Häuſer in Priene iſt natürlich ein ſehr verſchiedener. Bei manchen ſtehen die Mauern noch in Mannshöhe und höher. Im ganzen laſſen ſich zwei Arten von Mauerwerk unterſcheiden; bei den größeren und reicheren Häuſern beſteht es aus denſelben großen, in gleichmäßigen Horizontalſchichten gefügten Quadern mit Ruſtika, aus denen auch die Stadtmauer und die großen Stützmauern unter der Terraſſe des Athena-Tempels hergeſtellt ſind. Die ärmeren Häuſer ſind aus kleinem, unregelmäßigem Bruchſteinmauerwerk hergeſtellt.

Im Innern waren die Wände mit feinem Marmorſtuck überzogen, der natürlich in lebhaften Farben bemalt war. Es haben ſich viele feine plaſtiſche Wandverzierungen aus Stuck gefunden, joniſche Halbſäulen, zierliche Zahnſchnittgeſimſe, bunt bemalte Triglyphenfriese, Mäanderornamente u. ſ. w., die die Wände gliederten und belebten. Es iſt das dieſelbe Dekorationsweiſe, die aus Pompeji als der ſogenannte erſte Stil bekannt iſt und dort in der Zeit des ausſchließlich griechiſchen Einfluſſes im 2. Jahrhundert v. Chr. bis zur Gründung der römiſchen Militärkolonie (80 v. Chr.) in Anwendung iſt. In Priene ſehen wir, daß er ſeit dem 4. Jahrhundert v. Chr. in Uebung war.

Von den Gegenſtänden, die die Häuſer Priene's füllten, ſind genügende Reſte gefunden worden, um zu erkennen, wie einfach die antike Häuſerausſtattung war. Im Hof finden ſich regelmäßig zwei wichtige Dinge, ein großer Tiſch und ein flaches, auf hohem Fuß ſtehendes Becken aus Marmor oder anderem Stein. Das Becken wird mit Waſſer geſpeiſt aus einer Leitung, deren thönerne Röhren in jedes Haus hineinführen und ihren Urſprung, wie es ſcheint, an einem großen Waſſervertheilungsthurm am Nordoſtrand der Stadtmauer nehmen. Das abfließende Waſſer wurde in der Hauptſtraße, die vom Markt aus nach Weſten ein großes Gefälle hat, in einem breiten, mit Platten ausgeſetzten Kanal abgeleitet. Am Anfang dieſes Abflußkanals befindet ſich an der Straßenecke ein reizendes öffentliches

Digitized by Google

Brünnchen. An Hausgeräth findet sich sehr häufig eine Handmühle aus Stein, ferner runde, bronzene Bettfüße, die die hölzernen Beine der Klinen unten schützten, Kandelaber aus Erz, Eßgeschirr aus feinem rothen Thon nach Art der römischen terra sigillata, aber mit griechischen Fabrikstempeln, dann auch gröberes Kochgeschirr. An einem groben Becher haben sich ἱπποκόμοι μάγειροι, die Pferdeknechte und Köche, mit Stolz als die Besitzer eingekratzt. Endlich ist in dem kleinen Separatkabinet eines Hauses auch eine thönerne Sitzbadewanne zutoge gekommen.

Von besonderer Tragweite ist, daß in fast jedem Hause Reste von Terrakottafiguren gefunden worden sind. Bisher sind solche Thonstatuetten immer nur in Gräbern und in heiligen Bezirken nachgewiesen worden. In Priene kann zum erstenmal sicher festgestellt werden, was man allerdings schon immer vermuthet hatte, daß sie in ausgedehntestem Maße als Zimmerschmuck gedient haben. Viele davon, namentlich Eroten und Niken, dann Masken und Thierköpfe, sind mit Löchern für Schnüre versehen und waren an den Wänden oder zwischen den Säulen aufgehängt. Andere müssen auf den vorhin genannten Stuckgesimsen, in kleinen Nischen oder auf hölzernen Borten aufgestellt gewesen sein. Die Massenhaftigkeit der Reste lehrt, daß auch der Aermste auf eine Ausschmückung seines Häuschens durch solche Statuetten hielt. In den reicheren Häusern fanden sich statt der thönernen auch fein ausgeführte Marmorfigürchen von zwei bis drei Spannen Höhe. Die Terrakotten Priene's zeigen uns den ganzen Reichthum der hellenistischen Kunst an Motiven ernster und heiterer Natur. Von der zweiten Art seien nur die Statuette eines buckligen Lehrers genannt, dem ein Knabe ängstlich seine Schreibtafel vorweist, und ein Sklave, der eben Prügel bekommen hat und sich mit kläglicher Geberde und ängstlichem Blicke zusammenkrümmt, ob wohl noch mehr kommt.

Durch den Einblick in die innere Gestaltung des Hauses rundet sich das Bild ab, das uns von dem Leben und Treiben einer griechischen Kleinstadt aus den Trümmern von Priene wieder ersteht. Wenn man durch seine Straßen wandelt, so sind überall der Anhaltspunkte so viele, daß es kaum großer Phantasie bedarf, um sich alles vorzustellen, wie es war, das häusliche Walten der Frauen, das Feilschen in den Basaren und das geschäftige Müßiggehen der Männer in den Hallen des Marktes und des Rathhauses, wo sie, wie der heutige Grieche im Kaffenion, natürlich den lieben langen Tag mit eifrigem Politisiren zubrachten. Was dieser rekonstruktiven Thätigkeit der Phantasie einen besonderen Reiz verleiht, das ist die Einheitlichkeit der Stadt, die, nach einem großen Plane als ein Ganzes angelegt, in allen wesentlichen Dingen unverändert geblieben ist. Zwar finden sich hier und da Umbauten aus römischer Zeit, und eine christliche Basilika zeugt von der Weiterexistenz der Stadt bis in spätere Jahrhunderte, aber nirgends ist der Charakter der hellenistischen Anlagen wesentlich verändert worden. Die Erbauung Priene's wird in der Hauptsache zusammenfallen mit der Errichtung des Athena-Tempels, der nach der Weihinschrift Alexanders in den 30er Jahren des 4. Jahrhunderts v. Chr. fertig war. Es scheint, daß Alexander dies neue Priene besonders begünstigt und es unterstützt hat, um dem mächtigen Milet, das gerade gegenüber an dem südlichen Rande der Mäanderebene liegt, einen Rivalen erstehen zu lassen. Das 3. und 2. Jahrhundert sind dann offenbar die Blüthezeit der Stadt. Im 2. Jahrhundert hat sie allerhand Händel mit den kappadokischen Herrschern, die aber schließlich mit einer Versöhnung endigen. In römischer Zeit ist Priene nichts weiter als eine unbedeutende Provinzialstadt. Ob sie je Imstande war, nach außen namhaften Handel zu treiben, ist unbekannt. Sie lag schon im 4. Jahrhundert nicht mehr am Meere. Die Küste war schon damals so weit vorgerückt, daß sie einer besonderen Hafenstadt, Naulochon, bedurfte, deren in einer Inschrift am Südosthor Erwähnung geschieht.

Und nun drängt sich zum Schluß noch eine Frage auf. Wo ist das alte Priene, die Stadt, die im 6. Jahrhundert lu den Kämpfen der jonischen Griechen gegen Lyder und Perser eine namhafte Rolle spielte und in der einer der sieben Weisen Griechenlands, Bias von Priene, geboren ward? Die Ausgräber haben natürlich eifrig nach Resten aus älterer Zeit gesucht. Aber nichts, kein alterthümliches Musterstück, keine Vasenscherbe, kein Inschriftbrocken ist gefunden worden, der über das 4. Jahrhundert hinauswiese. Es bleibt also nichts anderes übrig als anzunehmen, daß das ältere Priene nicht an jener Stelle gelegen hat. Dieser Umstand macht es dann wieder begreiflich, wieso die hellenistische Stadt so ganz aus einem Gusse, offenbar nach der Idee eines einzigen Architekten, gebaut werden konnte. In der Periode jener ungeheuren fieberhaften Umwälzungen in der griechischen Welt, die mit dem Auftreten Alexanders des Großen beginnt, in der der Hellenismus den Orient unterwirft und in fabelhaft kurzer Zeit in Alexandrien einen ganz neuen Kulturmittelpunkt schafft, ist das Verlegen ganzer Städte nichts so ungewöhnliches; Ephesos und Magnesia am Mäander haben damals ebenfalls ihre Stelle gewechselt.

So reich also in Priene die Ernte an neuen Erkenntnissen sein wird, wenn erst einmal das reiche Material gesichtet und verarbeitet vorliegen wird, so bleibt vielleicht doch ein kleiner Rest von Enttäuschung, daß wir, an dieser Stelle wenigstens, nichts neues gelernt haben für jene eigenartige frühreife Kultur des 6. Jahrhunderts v. Chr., die so befruchtend auf das griechische Mutterland gewirkt hat. Doch wir wollen hoffen, daß der Unermüdlichkeit und dem Finderglück der Ausgräber noch manches zu finden beschieden sei, wovon wir heute nichts ahnen, und es sei darum erlaubt, mit einem Ausblick in die Zukunft zu schließen. Die Skulpturenabtheilung des Berliner Museums hat, kaum daß die Aufdeckung von Priene in der Hauptsache beendet war, durch Wiegand und Schrader ein neues noch größeres Unternehmen in Angriff nehmen lassen, die Ausgrabung von Milet. Die Stadt, die sich einstmals um eine Meeresbucht herumlagerte, liegt heute viele Kilometer vom Meere entfernt; der Boden ringsum ist gänzlich versumpft und die erste Arbeit ist daher gewesen, durch einen Kanal das Wasser abzuleiten. Ueber der Erde stehen nur die riesigen Ruinen eines römischen Theaters, auf dessen Höhe ein mittelalterliches Kastell steht. Aber wenn man über die Felder reitet, so sieht man überall Marmorstücke aus dem Boden ragen, Fragmente von Sarkophagen, Theile von Säulenschäften u. dergl. und man sagt sich, daß hier vieles begraben liegen muß. Was aber besondere Hoffnung erweckt, ist ein kostbarer Rest von alterthümlicher Skulptur, der unterhalb des Theaters an einem mittelalterlichen Bau eingemauert war, eine Marmorplatte mit einer Sphinx im jonischen Stile des 6. Jahrhunderts. Vielleicht ist diese Sphinx eine Bürgschaft dafür, daß an der Stelle, wo sie gestanden, uns für viele Rätsel die Lösung verwahrt liegt, und daß uns nicht nur ein römisches, sondern zum mindesten auch Theile des alten griechischen Milet wieder erstehen werden.

Mittheilungen und Nachrichten.

-rl- **Moderne Kalenderverbesserer.** Ein Hr. A. Hall in Highbury (England) betrachtet es als einen Uebelstand, daß innerhalb eines Jahres die verschiedenen Monatstage auf verschiedene Wochentage fallen, daß also, wenn beispielsweise der 1. Januar ein Sonntag ist, der 1. Februar auf

einen Mittwoch fällt u. s. w. Er hat deßhalb, wie die englische Zeitschrift „Nature“ berichtet, einen Kalender entworfen, bei dem dieser „Uebelstand“ vermieden ist. Hr. Hall nimmt zu diesem Behufe von den 365 Tagen des gemeinen Jahres den Neujahrstag vorweg, den er als nullten Januar bezeichnet, den Rest von 364 Tagen theilt er in 13 Monate zu je 28 Tagen = 4 Wochen. Durch diese Anordnung würde der beabsichtigte Zweck für das gemeine, 365 Tage enthaltende Jahr in der That erreicht werden; wie die Sache aber in einem Schaltjahr gemacht werden soll, wo von den 13 neuen Monaten zu je 28 Tagen zwei Tage übrig bleiben, ist nicht ersichtlich. Vermuthlich würde in diesem Fall der „Christember“, wie Hr. Hall den neuen, dreizehnten Monat zu benennen vorschlägt, ebenfalls 28 Tage enthalten. Daß die vorgeschlagene neue Jahreseintheilung eine gewisse Bequemlichkeit bieten würde, läßt sich wohl kaum leugnen; ob diese Bequemlichkeit jedoch so groß ist, daß die Annahme der Vorschläge des Hrn. Hall gerechtfertigt wäre, ist dagegen sehr zu bezweifeln.

γ Die von Barnabei in den Sitzungsberichten der königlichen Akademie dei Lincei zu Rom ausgegebene Uebersicht über archäologische Arbeiten in Italien während des Monats Januar enthält als werthvollsten Theil Nachrichten über die Ausgrabungen um Syrakus. Hier hat Orsi, der um die archäologische Erforschung der Insel hochverdiente Leiter des Museo nazionale zu Syrakus, auf der südlich von der Stadt der Ortygia gegenüberliegenden Halbinsel Plemmyrion neue Gräber der dort befindlichen sikulischen Nekropole aufgedeckt, welche ihm Gegenstände aus mykenischer Zeit lieferten, darunter Bronzeschwerter und einen Elfenbeinkamm. In der Nähe hat er dann einen riesigen runden Grabhügel erschlossen, der, wie er vermuthet, aus der Zeit der athenischen Expedition stammt. Man darf darauf gespannt sein, inwieweit die weiteren Ausgrabungen zur Illustration der thukydideischen Angaben über den befestigten Lagerplatz der Athener beitragen werden.

* **Heidelberg.** Der außerordentliche Professor für deutsche Philologie an der hiesigen Universität, Hofrath Dr. Friedrich Meyer v. Waldeck ist am 16. Mai im Alter von 75 Jahren gestorben. Außer verschiedenen poetischen Werken und Studien über deutsche Geschichte Art und Kunst hat er besonders auf dem Gebiet der russischen Geschichte und Literatur gearbeitet und geschrieben. Auch unsre Beilage verdankt ihm mehrere werthvolle Beiträge.

* Ueber die in **Straßburg** veranstaltete Goethe-Ausstellung entnehmen wir der „Straßb. Post“ den folgenden Bericht: Die ersten drei Glaskasten enthalten Abbildungen der verschiedenen Goethe-Denkmäler und Denkmalsentwürfe, Portraits von Goethe und der Eltern Goethe's, ein Bild des Dichters mit dessen Autograph, eine Widmung an den Grafen Reinhardt enthaltend, und ein Bild Latte's, aus dem Besitz der Frau Prof. Köppel; ein Bild von Kestner und drei von Charlotte Kestner, aus dem Besitz des Saviläsraths Kestner in Mülhausen, einen Brief von Goethe's Vater, Eigenthum des Prof. Martin, Bilder Friederike Brions, Frau v. Steins, Marianne Willemers, der reizenden Minna Herzlieb, der anmuthigen Corona Schröter u. A. Den werthvollsten Theil der Ausstellung bilden die folgenden Kasten mit Handschriften, die theils im Besitz der Universität, theils im Privatbesitz sich befinden. Vor allem ist hier der erste Brief Goethe's an Friederike, „Meine liebe neue Freundin“, zu nennen. Ferner Briefe an Nikolas Meyer und dessen Stammbuch aus dem Besitz von Frln. Ottilie Meyer, der Tochter Nikolas Meyers, die in Straßburg wohnt. Aus dem zwölften Kasten ist hier auch ein sehr zierlicher und kunstvoll gefertigter Schmuck zu nennen, den Goethe Frau Meyer aus Italien mitgebracht hatte. Zu dem werthvollsten Bestande der Ausstellung zählen wir auch die Goethe'schen Handschriften des „Prometheus“, des „Epimenides“, der Uebersetzungen Ossians und der von Goethe unternommenen Sammlung elsässischer Volkslieder, die unsrer Universitäts- und Landesbibliothek angehören. Ein gedrucktes und von Goethe vielfach ergänztes Autographenverzeichniß zeigt uns Goethe auch als Autographensammler. Eine von Goethe gefertigte Zeichnung des Pfarrhauses von Sesenheim und das kolorirte Bild desselben von Lambs, die Abbildungen der Ausgrabungen Professor Martins auf dem Goethehügel zu Sesenheim und die daselbst gefundene goldene Armspange, ein Marmorstück, das Goethe als von dem delischen Tempel herrührend bezeichnete, sowie Locken von Goethe und von Friederike Brion fesseln in den letzten Kasten ebenfalls die Aufmerksamkeit des Goethefreundes. Freundliche Erinnerungen erweckt Jung Stillings Jugendgeschichte, die Goethe 1780 ohne Wissen des Verfassers herausgab und wofür er diesem eine Summe mit zartsinnigem Begleitschreiben übersandte, zu der er selbst wohl einen viel größeren Theil beigesteuert hatte, als der Verleger.

* **Berlin.** Am 16. Mai ist hier der frühere Direktor des hiesigen Luisengymnasiums, Geh. Reg.-Rath Professor Wilhelm Schwartz, ein hervorragender Forscher auf dem Gebiete der Anthropologie, Mythologie und heimischen Sagenkunde, im Alter von 77 Jahren gestorben. Auf dem Gebiet der Sagenkunde war er ein Schüler seines späteren Schwagers Adalbert Kuhn, mit dem zusammen er schon als Student in der Mark und später in anderen Theilen Norddeutschlands die Sagen, Märchen und Gebräuche sammelte und die Werke: „Märkische Sagen und Märchen“, „Norddeutsche Sagen“ und „Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg“ herausgab. Von der Sagenkunde ging Schwartz zu prähistorischen und anthropologischen Studien über, nachdem er seine Grundanschauungen über Sagenkunde in dem Buche „Der heutige Volksglaube und das alte Heidenthum“ (1850) entwickelt hatte. Er veröffentlichte später eine Schrift über vergleichende Mythologie und ein zweibändiges Werk über „Die poetischen Naturanschauungen der Griechen, Römer und Deutschen in ihrer Beziehung zur Mythologie der Urzeit“. Ferner „Prähistorisch-anthropologische Studien“, „Der Ursprung der Sturm- und Gründungssage Roms unter dem Reflex indogermanischer Mythen“, „Indogermanischer Volksglaube“ u. a. m. Auch als Verfasser mehrerer schulpädagogischer Schriften hat sich Schwartz rühmlichst bekannt gemacht.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. H. Ortloff: Das Radfahren im öffentlichen Verkehr. Jena, Herm. Costenoble 1899. — Dr. Fr. Scheichl: Der Buddhismus und die Duldung. Eine Studie. Linz, E. Moreis 1899. — R. M. Rilke: Zwei Prager Geschichten. Stuttgart, Ad. Bonz u. Comp. 1899. — K. Schwabe: Mit Schweet und Pflug in Deutsch-Südwestafrika. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1899. — Fr. v. Bernhardi: Unsre Kavallerie im nächsten Krieg. Ebd. 1899. — Kunz: Die kriegerischen Ereignisse im Großherzogthum Posen im April und Mai 1848. Ebd. 1899. — Frankfurter Münzbüller. Hagb. von Paul Joseph. 1. Jahrg. Nr. 1. Frankfurt a. M., Paul Joseph 1899. — Eintheilung und Quartierliste des deutschen Heeres. Nach dem Stand vom 1. April 1899. 21. Aufl. Berlin, Liebel'sche Buchhandlung. — W. Witte: Nachtrag IV (1898/99) zu: Fortschritte und Veränderungen im Gebiete des Waffenwesens in der neuesten Zeit. Ebd. 1899.

Tauchnitz Edition.
May 17, 1899.
Swallow.
A new Novel.
By (9632)
H. Rider Haggard.
In 2 vols.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.
Soeben erschien:
Nervenleiden Nervenschmerzen
Behandlung und Heilung durch Handgriffe.
Von
Dr. med. Otto Naegeli.
Mit 22 Abbild. im Text.
Zweite gänzlich umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage.
Preis: brosch. 2.40 M., geb. 3 Mark.

Für den Inseratenteil verantwortlich: W. Reiß in München.

Jahrgang 1899. München, Freitag, 19. Mai. Nummer 114.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Vorläufer der modernen Novelle im 18. Jahrhundert. Von Wolfgang v. Wurzbach. — Die Cranach-Ausstellung in Dresden. Von Max J. Friedländer. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Vorläufer der modernen Novelle im 18. Jahrhundert.

Von Wolfgang v. Wurzbach.

Das weite Gebiet der erzählenden Dichtung zerfällt im Hinblick auf die Glaubwürdigkeit der Stoffe in zwei Gruppen, welche man als die phantastische und die realistische Erzählung bezeichnen kann. Zu ersterer gehören alle jene Werke, welche mit übernatürlichen Motiven rechnen und in denen höhere Wesen eine entscheidende Rolle spielen, zu letzterer alle jene, welche menschliche Individuen zu Trägern einer unter normalen Verhältnissen möglichen Handlung machen. Es ist nicht festzustellen, welche von den beiden Richtungen älter sei; die phantastische Erzählung entspricht dem Kindesalter eines Volkes jedenfalls eher als die realistische, welche ein ernstes, ruhiges Denken voraussetzt. Thatsache aber ist es, daß stets beide Gruppen nebeneinander einhergingen. Nur hier und da erhob sich die eine zur zeitweiligen Alleinherrschaft, um jedoch bei nächster Gelegenheit wieder ihrer Rivalin den Vortritt zu lassen. Erst in unserm Jahrhundert gewann die realistische Erzählung ein entscheidendes Uebergewicht, und ihre phantastische Schwester wurde durch die auf Wissen und Erkenntniß gerichteten Bestrebungen der neuesten Zeit so sehr in den Hintergrund gedrängt, daß sie heute nur mehr in Kinder- und Ammenstuben ihr sinniges Dasein fristet.

Je nachdem nun der realistische Erzähler seinem Lesee die wahren Vorgänge in besserem oder schlechterem Licht darstellt, spricht man von Optimisten und Pessimisten, resp. Idealisten und Realisten im engeren Sinn. Freilich gab es neben den beabsichtigten Beschönigungen und Verschlimmerungen auch unbeabsichtigte, die sich aus der Anschauung des Schriftstellers selbst erklären.

Bevor sich die realistische Erzählung, und speziell die Novelle, aus ihren unklaren Keimen entwickelte, bedurfte es einen langen Prozesses. Manche Reaktion war zu überwinden, ehe Goethe, der am Eingang einer neuen Epoche steht, die Normen des werdenden Genres fixiren konnte. Er verlangt in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter“ (1795) eine Geschichte von wenigen Personen und Begebenheiten, die gut erfunden, wahr, natürlich und nicht gemein sei. Sie solle so viel Handlung als unentbehrlich, so viel Gesinnung als nöthig enthalten. Erstere dürfe nicht stille stehen, sich nicht zu langsam bewegen, aber auch sich nicht übereilen. Die Menschen müßten darin so erscheinen, wie man sie gern mag, nicht vollkommen, aber gut, nicht außerordentlich, aber interessant und liebenswürdig. Die Gegenstände der Erzählung bleiben frei, aber die Form müsse eine vollendete sein.

So sahen die Produkte des 18. Jahrhunderts allerdings nicht aus; sie waren von dem Ideal der Goethe'schen Schilderung mehr oder weniger weit entfernt und wiesen nach allen Richtungen die mannichfachsten Verirrungen auf. Welche Veränderungen die Novelle durchzumachen hatte, bis sie, von allen an ihr haftenden Schlacken gereinigt und neu verjüngt, durch Goethe in die deutsche Literatur eingeführt werden konnte, schildert ein junger Prager Forscher, Rudolf Fürst, in anschaulicher Weise in seinem Buch: „Die Vorläufer der modernen Novelle im 18. Jahrhundert“.[1]) Er nennt dasselbe nicht mit Unrecht einen Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte, da zur Bildung der modernen Novelle die verschiedensten Sprachgebiete beigetragen haben. Fürst bewältigt die ungeheure Materie in seinem Buch mit großer Sicherheit und seine ungewöhnliche Sachkenntniß bereichert die Wissenschaft in nicht zu unterschätzender Weise. Seine Ausführungen sind jedoch zugleich von so allgemeinem Interesse, daß eine kurze Wiedergabe derselben hier gewiß am Platz ist.

Die drei Hauptströmungen, welche die Novellendichtung des 18. Jahrhunderts beherrschen, faßt Fürst unter den Schlagwörtern: „das Uebernatürliche“, „die moralische Erzählung“ und „Revolution und Realismus“ zusammen.

Die übernatürliche oder phantastische Novellendichtung des 18. Jahrhunderts nahm ihren Ausgang von Frankreich. Sie tritt in zwei charakteristischen Gestalten auf: als Feenmärchen und als orientalisirende Erzählung. Der Altmeister des ersteren ist Charles Perrault (geb. 1628), dessen reizende Schöpfungen voll naiver Poesie Millionen großer und kleiner Kinder entzückt haben und noch täglich entzücken. Wenn Théophile Gautier 1845 behauptete, „Die Eselshaut“ sei in ihrer Art ein Meisterwerk des menschlichen Geistes, wie die Iliade oder die Aeneide, so klingt dies wohl etwas hyperbolisch, läßt sich jedoch nicht ganz ableugnen. Das „Rothkäppchen“, „Der gestiefelte Kater“, „Der kleine Däumling“, „Dornröschen“, „Aschenbrödel“, „Blaubart“ und viele andere Märchen haben durch Perrault, der meist direkt aus dem Volksmund schöpfte, ihre definitive Form erhalten, und es ist für ihre Vorzüglichkeit charakteristisch, daß die meisten dieser Märchen bei uns noch heute nach der Perrault'schen und nicht nach der 120 Jahre jüngeren Grimm'schen Fassung erzählt werden. Nach Perrault bemächtigten sich mit besonderer Vorliebe Frauen der Märchendichtung. Wir brauchen nur an die berühmte Gräfin d'Aulnoy und an die Gräfin Louise d'Anneuil zu erinnern, in deren Dichtungen es von guten und bösen Feen, von verwandelten Prinzen und von Talismanen und Wunderdingen der seltsamsten Art wimmelt.

Die zweite Richtung des Uebernatürlichen, welche wir die orientalisirende genannt haben, entwickelte sich in Frankreich fast zugleich mit der Märchendichtung. Sie hatte den Zauber mit dieser gemein, aber man suchte ihn dort durch

[1]) Halle a. S., Max Niemeyer 1897. VII und 240 S. in 80.

Digitized by Google

das Kolorit ferner, unbekannter Länder zu rechtfertigen. Wiederholte Ueberſetzungen von „Tauſend und eine Nacht“ und anderen indiſchen Märchenſammlungen brachen ihr Bahn, und der Führer auf dem van Galland geebneten Weg wurde Simon Guenlette (1683—1766), von dem das berühmte Wort: „Ma soeur, darmez vaus? Si vaus ne darmez pas, faites nous un cante“ herrühren ſoll. Wie in früheren Jahrhunderten Boccaccio und ſeine Nachfolger ihre Geſchichten im Kreiſe einer Geſellſchaft von edlen Damen und Herren vortragen ließen, ſo wurde es nun nach orientaliſchem Muſter üblich, in der Rahmenerzählung einen ſchlafloſen Sultan und eine Erzählerin auftreten zu laſſen. Auch das Einſchachtelungsſyſtem, nach welchem A dem B eine Geſchichte erzählt, in welcher C auftritt, der wieder ſeine Geſchichte erzählt u. ſ. w., kam in Mode und erhielt ſich durch lange Zeit. Es iſt begreiflich, daß in ſolchen Produktionen auch dem Geſchmack der Feerien Rechnung getragen wurde, und das Gemiſch, welches ſo zuſtande kam, zeitigte oft recht ſonderbare Früchte. Schließlich waren aber beide Gattungen einander nahe verwandt und unterſtützten ſich in ihrem Zuſammenwirken. Daß derjenige, welcher ſich über die eine luſtig machte, zugleich die andere treffen mußte, bewies die kräftige Satire, die, von ehemaligen Anhängern der Richtung ausgehend, derſelben um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein langſames, aber ſicheres Ende bereitete. Unter den Paroditen verdient beſonders der Schotte Antoine d'Hamilton genannt zu werden, deſſen „Contes de féerie“ erſt nach ſeinem Tod (1730) erſchienen. War Hamiltons Parodie nach ſo fein und ſo diskret, daß man manches ſeiner Märchen für ernſtgemeint halten möchte, ſo fehlte es bald nicht an Solchen, welche die Satire übertrieben. So fährt bei Mademaiſelle de Lubert (1710—1779), deren Erzählungen das non plus ultra an Märchenſpuk bieten, ein Prinz durch den Mittelpunkt der Erde bis China. Ein böſer Zauberer wird dazu verurtheilt, ſeine Frau erſt nach der 100. Untreue ſtrafen zu dürfen; ſie ſtirbt jedoch nach der 99. u. a. m. In den Geſchichten des Advokaten Pajon wird ein burlesker Ton angeſchlagen. Hier findet ſich zuerſt die von Wieland und in Klingers „Derwiſch“ aufgenommene Geſchichte von den drei Söhnen des Hali Baſſa und von den zwei Uhren, die durch das Katzenloch entſchlüpfen und eigentlich die Töchter des Sirocco ſind. Die Erzähler ließen ſich von den tollſten, unſinnigſten Ideen mit fortreißen; was früher witzig geweſen, wirkte durch ſolche Uebertreibung bald abſtoßend.

Beſonders unhaltbar wurden dieſe literariſchen Tendenzen, als ſich dem Unterhaltungszwecke eine religiöſe oder pädagogiſche Nebenabſicht beigeſellte, die wohl auf engliſchen Einfluß zurückzuführen ſind. Nach dem Vorbilde der moraliſchen Erzählung wollten einzelne Schriftſteller, darunter Graf Caylus, der malende und dichtende Caypel und die Jugendſchriftſtellerin Mme. de Beanmant, derartige Narreteien benutzen, um den Sieg des Guten über das Böſe oder gar den Segen des Chriſtenthums (Thomas Morell) darzuthun. Die Richtung ſchlug bald in das entgegengeſetzte Extrem um und führte zum Zerrbilde der phantaſtiſchen Erzählung, dem conte licencieux, als deſſen Hauptvertreter Crébillon fils (1707—1777) anzuſehen iſt, der ſich in ſeinem berüchtigten „Schaumlöffel“ (L'écumaire) und in ſeinem noch berüchtigteren „Sopha“ der größten ſexuellen Roheit und Schamloſigkeit befleißigt. Der Spott gegen die eben geſchilderten literariſchen Beſtrebungen äußert ſich ſchon darin, daß er das „Sopha“ „conte moral“ betitelt; dasſelbe erzählt jedoch in abſcöner Weiſe nur die Erlebniſſe einer Anzahl von Liebespaaren. Es erſcheint als Reminiscenz an das Feenmärchen, wenn dieſes Sopha nur ein verwandelter Miniſter iſt, der auf Brahma's Befehl dieſe Geſtalt annehmen mußte und erſt erlöst wird, wenn er zwei nach Unſchuldigen als Liebeslager dient.

So ſtand es in Frankreich um das Feenmärchen, als dieſes durch Wielands „Dan Sylvio von Naſalva“ (1764) in Deutſchland Aufnahme fand. Elemente der gegneriſchen Richtung hatten ſeinen urſprünglichen Charakter bereits ganz überwuchert. Es kam, wie Fürſt treffend ſagt, bereits mit einem hippokratiſchen Zuge zur Welt. Wieland ſchrieb zwar ein Feenmärchen, wahrte jedoch bei der Erzählung einen ſkeptiſchen Standpunkt, und er als Verfaſſer lächelt über vieles von dem, was der Leſer glauben ſoll. Wir erwähnen nur, daß die Entzauberung in „Dan Silvio“ an die Bedingung geknüpft iſt, daß ein Zahnſtocher den hinterſten Stockzahn einer 80jährigen Jungfrau ausſtochere. Das wirkliche Feenmärchen gelangte in Deutſchland zu keiner Blüthe. Man überſetzte und bearbeitete mit Vorliebe die contes licencieux, und wenn ſich der deutſche Autor auch Mühe gab, die Provenienz ſeines Geiſtesproduktes zu verheimlichen, ſo war der Stempel des Importirten doch meiſt unverkennbar. Das erſte Werk, welches in jener Zeit ungeachtet zahlreicher ſtofflicher Entlehnungen aus dem Franzöſiſchen einen volksthümlichen deutſchen Charakter aufweiſt, ſind die noch immer nicht genug gewürdigten „Volksmärchen der Deutſchen“ von Muſäus (1782—1787). Doch auch dieſer ſchließt ſich mit Vorliebe der ſpöttelnden, kritiſirenden Richtung an, wie die zahlreichen Ausfälle beweiſen, mit welchen er ſeine Erzählungen begleitet. Hatte Muſäus den Verſuch gemacht, das nationale Bewußtſein des Deutſchen zu wecken, ohne dabei auf ausländiſche Vorbilder verzichten zu können, ſo dünkten ſich Andere, wie Chriſtiane Benedicte Neubert in ihren „Neuen Volksmärchen der Deutſchen“ (1789—1792) ſtark genug, die „einfachere“ deutſche Fee unabhängig von ſolchen zu Ehren zu bringen. Sie verſuchte ſich an einer Reihe volksthümlicher Stoffe, wie die Nibelungenſage, Genoveva u. dgl.; von den beſten Intentionen beſeelt und in deutſchen Sagen wohl bewandert, fehlte ihr jedoch das großartige Erzählertalent des Muſäus, und ihre Märchen ſind, wie jene der anderen Nachahmer des Letzteren, vergeſſen.

Die Natur und der Charakter ſeiner Bewohner brachte es mit ſich, daß England für die Produkte einer üppigen Phantaſie kein guter Boden war. Dagegen iſt es die Heimath der zweiten großen Gruppe von Erzählungen, welche man mit einem nicht immer zutreffenden Ausdruck als moraliſche zu bezeichnen pflegt. Zahlreiche Zeitſchriften (wie Steele's „Tatler“, der „Spectator“ u. a.), ſowie der hier frühzeitig zur Ausbildung gelangte Familienroman in Tagebuch- oder Briefform wirkten in dieſer Hinſicht begünſtigend. Bahnbrechend wurden beſonders Richardſons „Pamela“ (1740) und „Clariſſa Harlowe“ (1748). In der Zueignung des erſteren Werkes betonte der Verfaſſer ausdrücklich, daß er den Zweck verfolge, junge Leute von der Lektüre der Romane mit ihrem falſchen Prunk abzuhalten; alles Wunderbare ſollte vermieden, Religion und Tugend jedoch gefördert werden. Die darin gepredigte Moral war zwar mitunter etwas fadenſcheinig, aber das damalige Leſepublikum nahm den guten Willen des Autors für ſein Werk hin, und die Zahl der moraliſirenden Schriftſteller mehrte ſich daher in England mit jedem Tage.

In Frankreich fand die moraliſirende Erzählung in dem heuchleriſchen, ſervilen und charakterloſen Marmontel (1723—1799) einen einflußreichen Vertreter. Obwohl bei ihm Jugend, Moral und Religion meiſt nur Schlagworte ſind und es mit den beſſernden Tendenzen ſeiner Schriften nicht weit her iſt, finden wir in ſeinen 1761 zum erſtenmal geſammelt erſchienenen „Contes moraux“ bereits alle jene Typen, welche für dieſe Richtung charakteriſtiſch ſind: da iſt der kluge Vater, welcher den leichtſinnigen Sohn

zu einem anständigen Lebenswandel zurückführt; die gute Mutter, welche es versteht, den Sinn ihrer Tochter von dem nichtsnutzigen Freier ab- und dem würdigen zuzuwenden; dee Gatte, der die Frau von ihrer Weltlust heilt, indem er ihre Mutterliebe weckt; die Tochter, welche ins Kloster geht, als sie bemerkt, daß der Erwählte ihres Herzens der Mutter nicht genehm sei; der Ehrenmann, welcher das arme Mädchen, das er ohne seine Schuld kompromittirte, dem Klatsch der Gesellschaft trotzend, heimführt; die getrennten und verfolgten Liebenden; der Richter, der seine Laufbahn aufgeben muß, weil er nicht bestechlich ist, und auch als Hofmeister nicht reussirt, weil er sich nicht entschließen kann, sich vor einer Maitresse seines Herrn zu beugen. Wie vortheilhaft Selbstverleugnung in dem letzteren Falle zu sein pflegt, beweist die Biographie Marmontels, besonders sein Verhalten gegen die Pompadour.

Obwohl Melchior de Grimm die Nachahmung der Engländer mit dem Bestreben des zierlichen Hündchens verglich, das es dem täppischen Esel gleichthun möchte, fehlte es in Frankreich nicht an Nachahmern dieses Genres, und wir können Marmontel'sche Ideen in den meisten Schriften der letzten Jahrzehnte vor der Revolution konstatiren. Florians feine Novellen gehören ebensogut hieher, wie die Geschichten, welche Bouilly zur Besserung unartiger Kinder schrieb.

Von der Moral zur Philosophie ist nur ein Schritt, und England hatte auch diesen schon gethan, als man sich in Frankreich noch mit Versuchen abmühte. Bevor Voltaire, der Begründer der philosophischen Erzählung in Frankreich, seinen „Ingenu" schrieb, hatte John Shebbeares (1709—1788) in „Lydia or filial piety" bereits ein ähnliches Problem behandelt. Doch waren dies nur schwache Vorboten im Vergleich zu Voltaire's tiefdurchdachten Werken. Wir erinnern an „Zadig" (1747), worin gezeigt wird, wie dem Menschen das scheinbar Ungerechteste und Grausamste zum Heile werden könne, und an „Candide" (1759), worin der Dichter die Leibniz'sche Theorie, daß die Erde die beste der Welten sei, Lügen straft. Voltaire hält in diesen Werken der Zeit und ihren Lastern einen Spiegel vor und geißelt ihre Schwächen in der erbarmungslosesten Weise. Es ist in der Art dieses Genres, in der Schwierigkeit seiner Behandlung und in dem dazu erforderlichen Geiste begründet, daß sich nach Voltaire nur selten mehr ein Schriftsteller an eine ähnliche Aufgabe wagte. Von den Nachahmern Voltaire's, wie Weller, Mirabeaud — auch Cazotte und Caylus gehören theilweise hieher —, reicht keiner im entferntesten an ihn heran.

Auch in Deutschland verhalfen Zeitschriften, die sich eng an englische Vorbilder anschlossen, der moralischen Erzählung zum Durchbruche. 1721 erklärten Bodmer und Breitinger in dem Programm ihrer „Diskurse von Malern" — so betitelte sich die erste moralische Wochenschrift Deutschlands —, daß ihr Thema der Mensch sei, „mit allen seinen Passionen, Capricen, Lastern, Fehlern, Tugenden, Wissenschaften, seiner Thorheit, seinem Elend, seiner Glückseligkeit, seinem Leben und Tod". Wie bei der phantastischen Erzählung herrschten auch hier die Uebersetzungen und Bearbeitungen nach dem Französischen vor. Marmontels Richtung wurde durch Sophie La Roche, deren „moralische Erzählungen im Geschmack Marmontels" 1782—1784 erschienen, nach Deutschland verpflanzt. Die Werke der La Roche haben heute etwas so abgeschmackt Veraltetes, wie nicht leicht andere Schriften aus vergangenen Jahrhunderten. In Deutschland fand man jedoch an diesem Tone Gefallen, wie die große Zahl der moralischen Erzählungen beweist, welche hier in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden. Die meisten derselben lassen bereits in den Titeln erkennen, weß Geistes Kinder sie seien. Wir erwähnen nur des Münchener Hofraths Karl v. Eckartshausen „Erzählungen zum Vergnügen und zur Seelenbildung" (1786) und desselben Verfassers: „Folgen der Tugend und des Lasters oder moralische Grundsätze, anwendbar gemacht aufs Herz durch Erzählungen" (1789). Mit politisch-tendenziösen Ideen vermischt erscheint die Moral bei dem weinerlichen Kotzebue, der sich von seinen Zeitgenossen auch noch dadurch unterscheidet, daß er seine Plagiate nicht eingestand. Sonderbar ist es, wenn er in seinen der Gräfin Pachta zugeeigneten Erzählungen mit besonderer Vorliebe Wendungen, wie: „reich und deßhalb hartherzig" oder: „er paßte nicht an den Hof, weil er weder kuppeln noch schmeicheln konnte" gebraucht.

Auf den Schultern der moralischen Erzählung steht die Kriminalgeschichte, welche man im Gegensatz zu den früheren Formen im wesentlichen als eine Errungenschaft des deutschen Geistes bezeichnen kann. Ihre Entstehung wurde durch die wachsende Opposition gegen die Herrschaft des römischen Rechts, durch wiederholte Uebersetzungen des Pitaval u. a. begünstigt. 1778 begann A. G. Meißner seine Kriminalgeschichten zu schreiben, in welchen er durch krasse Beispiele die Unzulänglichkeit und Ungerechtigkeit der geltenden Rechtsnormen anschaulich machen wollte. Er zeigt, wie ein Verbrechen oft nur unter dem Drucke zwingender Umstände ausgeführt werde und sucht die allgemeine Meinung über die unglücklichen Verurtheilten, die von Reue und Gewissensbissen gequält werden, zu bessern. Der Danziger Lehrer Karl Feyerabend bekämpfte schon damals die Todesstrafe und schlug verschiedene Reformen auf dem Gebiete des Zuchthauswesens vor. Auch Schiller gehörte kurze Zeit dieser Richtung an, und sein „Verbrecher aus Infamie" (1787) ist entschieden eines ihrer geläutertsten Produkte.

Das Gegenbild der deutschen moralischen Erzählung ist der Schwank, dem eine rein unterhaltende Absicht, ohne jeglichen Bildungszweck zugrunde liegt. Er wurde besonders von A. F. E. Langbein (1757—1835), Karl Grosse und A. S. Gerber (Dorn-Caro) gepflegt. Der Letztere erklärte gelegentlich der Publikation seiner Novellen, daß er gern darauf verzichten wolle, Sitte und Geschmack zu fördern und zufrieden sein wolle, wenn er unterhalten könne, ohne beides zu verletzen. Die Schwankdichter nahmen vielfach die Ideen Boccaccio's und anderer älterer Novellisten wieder auf und es wimmelt in ihren Geschichten von gewagten Liebesabenteuern, unsauberen Wetten, betrogenen Ehegatten, Eltern und Vormündern. Allein die Revolution war zu nahe, als daß die verspätete Blüthe der Renaissance sich hätte voll entfalten können.

Die Vorfahren der modernen Novelle im engeren Sinne des Wortes hat uns Fürst auf den letzten Abschnitt seines Buches aufgespart, den er mit „Revolution und Realismus" überschreibt. Die Richtung ließe sich im Gegensatz zu der phantastischen und moralisirenden vielleicht als die psychologische bezeichnen. Es war ein ganz neuer Realismus, der sich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts getreu zu machen begann. Das war nicht mehr jene äußerliche Schilderung von blutigen Ehekonflikten oder von dem Lebenslaufe eines witzigen Tagediebs, wie die Franzosen solche zu Hunderten nach spanischen Vorbildern besaßen; der neue Realismus, der zu den bedeutsamsten Vorboten der Revolution zählt, vertiefte sich in das Seelenleben eines einzelnen Individuums, dessen Gedanken und Gefühle dem Leser entrollt werden sollen. Als der Gründer dieses Genres und somit als der erste direkte Vorläufer der modernen Erzählung ist Denis Diderot (1713—1784) zu betrachten, der in seiner Jugend frei nach Crébillon phantasirt und nach Richardson moralisirt hatte, in seinen reiferen Jahren jedoch einige Werke schuf, welche die obige

Bezeichnung rechtfertigen; es sind dies besonders die Romane: „La religieuse“ und „Le neveu de Rameau“. In ersterem schildert Diderot die inneren Kämpfe einer jungen Nonne und läßt uns dabei tiefe Blicke thun in die Verirrungen des damaligen Klosterlebens. „Rameau's Neffe“ ist durch Goethe's Uebersetzung, die 18 Jahre vor dem Original im Druck erschien, zu bekannt, als daß wir auf seine Verdienste noch hinweisen müßten.

Einen der ersten Plätze nach Diderot nimmt der als Mensch wie als Schriftsteller höchst merkwürdige Restif de la Bretonne (1734—1806) ein, der einen großen Theil seiner nach Legionen von Bänden zählenden Schriften in der Druckerei selbst setzte. Restif, der 1769 in seinem „Pornographe“ Gedanken zur Regelung der Prostitution niederlegte, welche Kaiser Joseph II. verwerthete, kannte das Frankreich der niederen Schichten, speziell seine Frauenwelt besser als alle Anderen, und seine Romane sind gewiß der wahrste Ausfluß realistischer Beobachtung.

Obwohl es in Deutschland an ebenbürtigen Talenten fehlte, gab es Viele, welche hier die Diderot'schen Tendenzen annahmen. Doch war es den deutschen Autoren in der Regel weniger um den Realismus und das psychologische Moment als um die Opposition gegen Kirche und Gesellschaft zu thun. In dieser Hinsicht sind Millers „Siegwart“ und Ernst Aldrechts „Skizzen aus dem Klosterleben“ mit der im Vorhergehenden erwähnten Kriminalgeschichte verwandt. Man begeisterte sich für Freiheit in allen Formen und es ist für die revolutionäre Bewegung charakteristisch, daß die Räuber in der Literatur desto besser wegkamen, jemehr die Mönche litten. Tugendhafte Räuber begegnen uns in der Literatur jener Zeit sehr häufig.

Der Groll über die Gegenwart ließ mit Sehnsucht nach der Vergangenheit zurückblicken und verschaffte einem archaistisch-historischen Streben in die Literatur Eingang, welches den Realismus eine Zeit hindurch unterdrückte. Man griff auf die Zeiten des Ritterthums zurück, ohne daß es deßwegen zu einer Blüthe der historischen Erzählung nach modernen Begriffen gekommen wäre. Im ganzen und großen fehlte es auch hier an Talenten. Der Hallenser Geschichtsprofessor J. Chr. Kranse trieb die Geschmacklosigkeit in der Renaissance des Ritterthums so weit, daß er in seinen „Romantischen Erzählungen nebst Abhandlungen über Gegenstände vergangener Zeiten“ (1784) sogar veraltete Wortformen und Wendungen lächerlichster Art einflocht, um der Erzählung ein passendes Kolorit zu geben.

Mit Goethe's Prosaschriften zieht ein neuer Geist in die alten Formen ein. In den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter“ (1795) finden wir die meisten der bisher erwähnten Gattungen wieder. Wir werden an das Märchen und an die moralische Erzählung ebenso gemahnt, wie an den Schwank; allein alles erscheint so veredelt, daß wir die alten Züge kaum mehr wiedererkennen. Zum Unterschied von Goethe, der seine reformatorischen Absichten in die That umsetzte, war der alternde Wieland hierzu nicht mehr imstande. In seinem allerdings schon in unser Jahrhundert gehörigen „Hexameron von Rosenhain“ (1805) erklärte er feierlich, daß man die „empfindsamen Tischler- und Schneidergesellen, die edelgesinnten Tagelöhner und Bettler, die holdseligen, kunstlosen und zugleich so feingebildeten madonnenartigen Pfarrerstöchter und so unendlich freigebigen und reichen Hof-, Kammer- und Kommerzienräthe in unserm lieben deutschen Vaterland“ satt habe und ebenso wird die Feengeschichte mit all ihrem Genienspuk in Acht und Bann erklärt; im Grunde aber verfällt Wieland selbst in die Fehler der Gattung, über die er sich schon 40 Jahre früher in seinem „Don Sylvio“ lustig gemacht hatte.

Der Geist des 18. Jahrhunderts reichte jedoch noch weiter in das 19. hinein. Tieck, der wie die Mehrzahl der Romantiker, der Poesie mehr als Gelehrter denn als Dichter gegenüberstand, schrieb seine Märchen getreu nach Perrault. Naiv und liebenswürdig wie ihre Vorbilder sind Tiecks Märchen, da ihnen auch der satirische Zug des Musäus abgeht, der kindlichen Phantasie besonders angepaßt. Seine Thätigkeit für Nicolai's „Straußfedern“ gab Tieck Gelegenheit sich auch im Schwank und in der moralischen Erzählung zu versuchen; seine große Belesenheit ließ ihn dabei nie um einen Stoff verlegen sein und indem er der einen Richtung huldigte, pflegte er die andere stets lächerlich zu machen. Aehnliche Reminiscenzen finden sich auch bei dem bedeutendsten deutschen Novellisten: Heinrich v. Kleist. Wenn wir von dem eigenthümlich ernsten Gepräge absehen, das er seinen Stoffen zu geben wußte, so werden uns „Die Marquise von O.....“ als ein verbesserter Schwank, „Das Bettelweib von Locarno“ und „Die Verlobung von St. Domingo“ als Gespenstergeschichten erscheinen. Ebenso trägt „Das Erdbeben von Chile“ Züge der moralischen Erzählung, während „Michael Kohlhaas“ (1810) die Tendenzen der alten Kriminalgeschichte wiederaufnimmt. Fürst stellt das letztere Werk mit Recht in eine Linie mit Schillers „Verbrecher aus Infamie“.

Am Schlusse seiner Darstellung angelangt, wirft Fürst noch einen Blick auf das literarische England um die Wende des Jahrhunderts. Hier trafen die Reste des Feenmärchens und der moralischen Erzählung mit von Rousseau'schem Geiste durchdrängten Schriften zusammen. Die Opposition gegen die herrschenden Normen fand in den Schriften Holcrofts, William Godwins u. A. einen starken Nachhall. Einzelne weibliche Autoren, wie Miß Burney und Jane Austen griffen dagegen auf die schon halb überwundenen Genres zurück. Für England hatte indeß die Stunde der Novelle geschlagen und 1815 beginnt hier mit Walter Scotts „Waverley“ die Aera des historischen Romans.

Die vorstehenden Bemerkungen werden genügen, um dem Leser eine Vorstellung von der Fülle des Stoffes zu geben, welche Fürst in seinem Werke in geistvoller und interessanter Weise verarbeitet hat. Fürst weiß jeden der unzähligen Autoren, auf welche er im Laufe seiner Untersuchung zu sprechen kommt und von denen wir hier nur die bedeutendsten namhaft gemacht haben, trefflich zu charakterisiren und sein Buch leistet daher der Geschichte der deutschen, französischen oder englischen Literatur ebensogute Dienste, wie der vergleichenden Literatur- und Stoffgeschichte. In der Art der Darstellung durchaus originell ist es gewiß eine der erfreulichsten Erscheinungen, welche uns die letzten Jahre auf diesem Gebiete brachten.

Die Cranach-Ausstellung in Dresden.

Von Max J. Friedländer.

Mit der diesjährigen Deutschen Kunstausstellung in Dresden, die am 20. April eröffnet wurde und bis zum Herbst geöffnet bleibt, sind zwei Veranstaltungen historischen Charakters etwas unorganisch verbunden, nämlich eine kleine Zusammenstellung früher Erzeugnisse der sächsischen Porzellanmanufaktur und eine Ausstellung von Gemälden des älteren Lukas Cranach.

Die Cranach-Ausstellung umfaßt zwei Räume in dem hübsch gelegenen und verständig gebauten Kunstpalast, dessen Dresden sich rühmen kann, einen kleineren Raum, in dem dichtgedrängt die Kabinetbilder des Meisters, Portraits, mythologische Darstellungen, Madonnenbilder und andere der Hausandacht bestimmte religiöse Kompositionen hängen,

Digitized by Google

und einen großen Saal, in dem namentlich die Altäre aus den sächsischen Landen Platz gefunden haben.

Weder die Geburtsstätte Cranachs, noch auch der Ort, wo er die längste Zeit thätig war, gehören heute zum Königreich Sachsen; immerhin weckt die Gestalt des einzigen berühmten Meisters der älteren sächsischen Malerschule in Dresden lokalhistorisches Interesse. Der Freund der alten Malerei fragt nicht nach besonderen Veranlassungen zu solchen Ausstellungen. Er freut sich jeder Gelegenheit, die in Kirchen und Privathäusern zerstreuten Schöpfungen eines Malers bei einander zu haben und vergleichend leichter als sonst irgendwie den Maßstab des Urtheils zu kontroliren, die Kenntniß zu vertiefen. Durch die höchst rühmliche und dankenswerthe Bemühung Karl Woermanns, des Direktors der Dresdener Gemäldegalerie, der hier allein geleistet hatte, was sonst ein vielgliederiges Komitee etwa zustande bringt, bot die Veranstaltung mit etwa 170 Gemälden das Material zum Studium Cranachs in einem Grad der Vollständigkeit, der kaum erhofft worden war. Namentlich die öffentlichen Sammlungen haben sich unerwartet bereit gezeigt, beizusteuern. Aus den Galerien von Berlin, Braunschweig, Aschaffenburg, Darmstadt, Karlsruhe, Straßburg, Leipzig, Budapest, Bamberg, Innsbruck, St. Petersburg, Magdeburg, Weimar, Frankfurt a. M. und Schwerin sind Bilder nach Dresden gekommen.

Tiefe Kenntniß des Vorhandenen und vorsichtigen Takt hat der Veranstalter namentlich bei der Auswahl aus Kirchen und Privatsammlungen bewiesen. Von den früheren Arbeiten des Meisters ist genommen worden was irgend zu erhalten war; von den späteren Schöpfungen wurden die datirten bevorzugt. Weniges Erwünschte, wie etwa ein gutes Bild von 1518 im Hamburger Privatbesitz, wird vermißt. Wer da weiß, wie viele traurige Malereien in Norddeutschland unter Cranachs Namen gehen, wird die Thätigkeit Woermanns auch darin zu bewundern wissen, daß er vieles von Dresden glücklich ferngehalten hat.

Für den Freund der älteren deutschen Malerei, der den Beruf nicht fühlt, sich auf die zum Theil höchst unerquicklichen Untersuchungen, die an Cranachs Thätigkeit geknüpft werden, einzulassen, boten die beiden Säle mit alten Bildern nicht etwa reinen Genuß. Recht zwiespältige Gefühle wurden erregt.

Auf der einen Seite die populäre Tradition, die den sächsischen Meister neben Dürer und Holbein stellt, auf der anderen Seite der entschiedene Widerspruch gegen solche Werthung, ausgehend von der unbefangenen Empfindung, die fast überall an den Wänden naturfremde, süßliche und philiströse Gestaltung sieht. Zwischen der Ueberschätzung, die von der literarischen Ueberlieferung herkommt, und einer Unterschätzung nach flüchtiger Beobachtung, die dem Künstlerischen zugewendet ist, bietet die Ausstellung die beste Gelegenheit, die gerechte Werthschätzung festzustellen, zu der freilich die Wenigen, die sich mit dem Meister gründlich beschäftigt hatten, schon seit längerem gelangt waren.

Lukas wurde 1472 geboren, ist also mit Dürer fast gleichalterig. Seine eigentlichen Jugendwerke kennen wir nicht. Das erste Bild, das ihm mit einiger Sicherheit zugeschrieben werden kann, stammt aus dem Jahre 1503. Wir kennen nicht viele Schöpfungen seiner jungen Manneskraft, nämlich aus der Periode von 1503 bis 1509. Das Allermeiste, was in den Galerien von seiner Hand und aus seiner Werkstatt gezeigt wird und was die natürliche Grundlage des allgemeinen Urtheils bildet, ist nach 1520 entstanden. Cranach starb erst 1553. Nicht vergessen soll werden, daß allenthalben in der deutschen Kunst die Periode von 1520 bis 1550 schon eine Zeit des Niedergangs und der Stilentartung war. Die bei weitem besten, ja die allein aus unbefangener Naturanschauung geborenen Werke Cranachs stammen aus den Jahren 1503 bis 1509 und sind in größerer Zahl Holzschnitte, in kleinerer Gemälde. Die Erstarrung seiner Kunst tritt sehr früh ein. Das Absterben der künstlerischen Empfindung ist das Problem und müßte das eigentliche Thema einer guten Cranach-Biographie sein. In dieser Biographie wäre die Kulturwelt zu schildern, in die der Maler durch seine Berufung nach Wittenberg versetzt wurde. Das Land ohne künstlerische Vergangenheit, die Universität, der Protestantismus und der Hof. Man braucht nicht Tendenzschriftsteller zu sein, um zu erfassen, wie gefährlich der Kunst die geistig und moralisch hochstehenden Kräfte waren, die auf Cranach wirkten. Und dann der handwerkliche Betrieb. In weiter Runde war Cranach der einzige angesehene Maler. Er übernahm alles und befriedigte seinen sehr starken Erwerbssinn durch eine in die Breite gehende Produktion.

Schon ganz frühe Schöpfungen, wie das 1505 oder das wenig später für Torgau geschaffene Gemälde der Nothelfer, zeigen einige Flüchtigkeit und Derbheit. Die Zahl der Arbeiten, die Cranachs Begabung ungebrochen zeigen und die seine Individualität weder verknöchert, noch verkleidet unmittelbar begreifen lassen, ist bedauerlich klein. Da sind einige Holzschnitte, die zu den schönsten deutschen Arbeiten dieses Kunstzweiges gehören, ja vielleicht schlechthin als die besten deutschen Holzschnitte gepriesen werden dürfen. Cranachs Art, den Holzstock zu behandeln, erscheint in noch höherem Grade stilgerecht als Dürers. Es gibt nichts, was kerniger und gesünder wäre als die besten Holzschnitte Cranachs, die zugleich seine frühesten sind. Wie reich ist da die malerische Wirrniß des Waldes wiedergegeben, wie markig und groß ist der Strich, wie ehrlich, charaktervoll und tief ist der Ausdruck. Diese Kunst kommt recht aus dem Herzen Deutschlands. Dagegen erscheinen Dürer und die Zeitgenossen in Oberdeutschland fast als Grenzbewohner, die aus der Fremde Anregungen empfangen haben. Und all dies Echte und Ursprüngliche schwindet rasch und vollständig aus Cranachs Kunst.

Die wenigen bekannten Gemälde des Meisters aus der Zeit seiner besten Jugendkraft waren auf der Ausstellung, der „Christus am Kreuz“ aus Schleißheim von 1503, das Bildniß des Johann Stephan Reuß aus Nürnberg, auch von 1503, und die berühmte „Hl. Familie auf der Flucht“, die in München jetzt im Besitz des Hrn. Generalmusikdirektors Hermann Levi ist. Das Schleißheimer Gemälde ist dramatisch höchst eindrucksvoll, von wildem Pathos beseelt, geradezu gegensätzlich zu den matten und niedlichen Passionsdarstellungen aus Cranachs späterer Zeit. Das Münchener Bild, das die Initialen des Meisters und die Jahreszahl 1504 trägt, glüht mit erstaunlicher Farbenkraft und erscheint in der Empfindung eigenwillig wie knochiges Wurzelwerk und würzig süß wie Walderdbeeren.

Interessante Erscheinungen auf der Ausstellung sind die Madonna aus dem Breslauer Dom und das staltliche Triptychon aus dem Gothischen Hause von Wörlitz, schon deßhalb, weil sie vergleichsweise unbekannt waren. Diese beiden Werke, die etwa gleichzeitig entstanden sein mögen mit der düsteren, von 1509 datirten „Venus“, die aus St. Petersburg zu der Ausstellung gekommen war, zeigen bereits in der Malweise und in der Formauffassung schlimme Eigenschaften innerhalb eines großes Umrisses, der den an Cranachs Typik Gewöhnten überrascht. Von den schon recht schablonenhaften, doch liebevoll durchgeführten Madonnenbildchen, die der Meister um 1518 schuf, waren mehrere zu sehen, darunter auch das hübscheste, das aus Glogau.

In der Einleitung des mit größter Genauigkeit gearbeiteten Katalogs erwartet K. Woermann als einen der wichtigsten Erfolge seiner Veranstaltung die Lösung der Pseudo-Grünewald-Frage. Da dieser „Frage“

von mancher Seite eine große Bedeutung beigelegt wird, will ich auch hier die kunstwissenschaftliche Angelegenheit ausbreiten. In der Münchener Pinakothek gibt es eine große Tafel von dem westdeutschen Meister Mollhios Grünewald. Die Flügel, die mit dieser Tafel verbunden sind, rühren nicht von Grünewald her, sind vielmehr im Cranach'schen Stil gemalt. Das sah man zuerst nicht und hielt auch die Flügel für Arbeiten des in seinem Pathos und seiner Koloristik merkwürdigen Malers von Aschaffenburg. Als man dann den Stilunterschied bemerkte, sprach man von einem Pseudo-Grünewald als von dem Maler dieser Flügel und schrieb ihm allerlei andere Bilder zu. Dieser Pseudo-Grünewald konnte nun nicht leben und nicht sterben. Der beste Kenner der deutschen Malerei, Ludwig Scheibler, sah schon vor Jahren: die besseren Leistungen des Pseudo-Grünewald sind von Cranach, Arbeiten seiner mittleren Zeit, zwischen 1520 und 1530 entstanden. Auf der Cranach-Ausstellung kann auch der minder Scharfsichtige diesen einfachen Zusammenhang erkennen, zugleich aber bemerken, daß dem „großen Unbekannten" auch höchst jämmerliche Malereien zugedacht worden waren, die aus Cranachs Werkstatt stammen oder von unbedeutenden sächsischen Malern unter Cranachs Anregung angefertigt worden sind, wie einige Tafeln der Aschaffenburger Galerie. Der große Halle'sche Altar, von dem man auch von dem Pseudo-Grünewald gesprochen hat, ist wohl von Cranach entworfen und bei Cranach bestellt, in der rohen Ausführung aber durchaus von Gesellenhand. Cranach blieb immerhin, nachdem er früh aufgehört hatte, ein großer Künstler zu sein, ein gewissenhafter Handwerker, dessen eigenhändige Werke sich auszeichnen und erkennbar bleiben.

Hoffentlich hat die schöne Ausstellung mit anderen glücklichen Erfolgen auch den, daß das Gespenst des Pseudo-Grünewald endlich Ruhe findet für immer.

Mitteilungen und Nachrichten.

μσι. **Davids' „Buddhismus".** — Als ein Theil der „Series of Non-Christian Religious Systems" ist Professor T. W. Rhys Davids' „Buddhism" erschienen, ein Buch, das englische und deutsche Forscher seither ausgiebig benutzt haben. Seit kurzem liegt es in einer trefflichen autorisirten deutschen Uebersetzung von Dr. Arthur Pfungst: „Der Buddhismus. Eine Darstellung von dem Leben und den Lehren Gautama's, des Buddha's", nach der 17. Auflage aus dem Englischen ins Deutsche übertragen vor (Leipzig, Philipp Reclam jun.), also in einer Ausgabe, die dem kleinen Werk von vornherein auch bei uns die größte Verbreitung sichert. Diese verdient es auch, denn Davids ist nicht nur eine der größten Autoritäten auf dem Gebiete buddhistischer Forschung, sondern sein Buch faßt die letzten Resultate derselben zudem in einer so vollendet übersichtlichen und klaren Weise zusammen, wie kaum ein anderes. Wer die Dunkelheit und Konfusion, die insbesondere in deutschen populären Schriften über den Buddhismus herrscht, auch nur einigermaßen kennt, wird den Werth eines solchen verläßlichen Führers doppelt zu schätzen wissen. Wahl fehlt es auch bei uns längst nicht mehr an gediegenen Werken, die mit wissenschaftlichem Ernst denselben Gegenstand behandeln — an der Spitze steht noch immer H. Oldenbergs auch ins Englische übersetzter, mehrfach aufgelegter „Buddha" —, aber diese Bücher können von vornherein nach ihrer ganzen Anlage dem sich gegenwärtig immer mehr ausdehnenden Bedürfniß nach knapper, leicht faßlicher Belehrung nicht entgegenkommen. Des im vorigen Jahr in Potsdam verstorbenen Oberpräsidialraths Theodor Schultze „Buddhismus als Religion der Zukunft" war bisher vielleicht die einzige und beste Darstellung in populärer Hinsicht. Aber sie ist nicht frei von Tendenz, da es dem Verfasser auf die Parallele mit dem Christenthum ankam. Davids' „Buddhismus" jedoch wird sowohl strengen wissenschaftlichen Anforderungen, wie auch dem Verlangen nach leichtfaßlicher Darstellung in kaum dagewesenem Grade gerecht und mit wenigen Ausnahmen fehlen tendenziöse Seitenblicke auf andere Religionssysteme ganz. Davids gibt zuerst eine genaue Uebersicht der Quellen, der heiligen Bücher der ursprünglichen Buddhisten, um dann auf eine kritische Lebensgeschichte Buddha's überzugehen, in der er den historischen Kern von der überwuchernden Legende möglichst loszulösen bestrebt ist. Von besonderem Werth sind die folgenden Kapitel, welche die Hauptlehrsätze des Buddhismus und die moralischen Vorschriften desselben, mit zahlreichen, aber nicht durch ihre Fülle verwirrenden Citaten mit beispielloser Klarheit behandeln. Besonders interessant sind hier die Begeistabestimmungen des Karma und Nirwana. In der letzteren nimmt der Verfasser vielfach einen eigenen, mitunter polemischen Standpunkt ein, dessen Würdigung ich namentlich allen denen empfehlen möchte, die, gerade was den für das ganze System so wichtigen Gedankeninhalt des „Nirwana" betrifft, am schnellsten fertig sind mit dem Wort. Die letzten Kapitel, die den Sangha, den buddhistischen Mendikantenorden, seine Einrichtung, seine Pflichten, sein tägliches Leben und die Geschichte des Ordens darstellen, sind so fesselnd geschrieben, daß man sie wie einen spannenden Roman liest. Dabei entfernt sich Davids keinen Augenblick von den unanfechtbaren Ergebnissen ernsthafter eigener und fremder Forschung und vergißt nie anzugeben, wo wir vorläufig noch auf Hypothesen angewiesen sind. Es ist sehr erfreulich, daß der verdienstvolle englische Pali-Forscher einen seiner würdigen Uebersetzer gefunden hat. Dr. Arthur Pfungst, der Dichter des „Laskaris", der Nachdichter von Edwin Arnolds „Light of Asia", der Uebersetzer des „Sutta Nipata", einer Sammlung von Gesprächen, die zu den kanonischen Büchern der Buddhisten gehört, von der die erste Lieferung 1889 (bei Karl J. Trübner, Straßburg) erschien, und die, wie wir gern hören, nächstens fortgesetzt werden soll — war wie kaum ein Anderer berufen, Davids' „Buddhism" zu übertragen, denn sein dichterisches Feingefühl kam der Sprachbehandlung, also der Form, seine völlige Vertrautheit mit dem Gegenstande dem Inhalt des Buches zugute, und so sind wir überzeugt, daß dieser neueste Reclam-Band bald zu den begehrtesten gehören wird.

Eine ungedruckte Voltaire-Korrespondenz, herausgegeben mit einem Anhang: Voltaire und das Haus Württemberg von Dr. Paul Sakmann. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) 1899. — Das Buch will eine Ergänzung zu dem außerordentlich reichen Briefwechsel Voltaire's bieten. Die Beziehungen Voltaire's zu dem Herzog Karl Eugen von Württemberg waren vorwiegend finanzieller Natur, indem er diesem ein Kapital von annähernd 300,000 Livres gegen Gewährung einer Leibrente für sich und seine Nichte, Frau Denis-Duvivier, vorgeschossen hatte. Daß Voltaire ein außerordentlich scharfer und genauer Rechner war, ist bekannt; auch in diesen Briefen liegen dafür zum Theil recht ergötzliche Beweise vor. Die Zahlungen erfolgten sehr unregelmäßig, so daß man es ihm wahrlich nicht verübeln kann, wenn er energisch auf Ueberweisung des Geldes dringt. Spaßhaft ist es nur, daß er, der nach einer niederen Berechnung am Schluß seines Lebens über ein jährliches Einkommen von einer Viertelmillion Francs verfügte, so thut, als ob er auf die 28,000 Livres, die er alljährlich vom Herzog bezog, einzig und allein angewiesen wäre. Die Mahnbriefe an den Rentmeister Rosé sind zwar manchmal sehr verbindlich und mit Scherzen gewürzt, vorwiegend aber sind die ganz prosaischen, durch keinerlei gute Laune gemilderten Hinweise auf sein dringendes Bedürfniß und auf die beträchtlichen Ausgaben, die er täglich hat. L'entretien de ma maison est uniquement fondé sur les sept mille livres que vous me payez tous les trois mois; alles was er zum Leben hat, sind seine Renten auf den Herrn Herzog; ohne die Rente kann er seine Gläubiger nicht befriedigen; mes créanciers m'doient autour de moi. Einem Brief seines Sekretärs fügt der fürstlich reiche Mann eigenhändig die Worte bei: Je n'ai pas le sou, mais je suis, Monsieur, votre très humble et obéissant serviteur. — Die Originale der Briefe befinden sich in Kolmar.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

78. **Berlin.** Am 9. Mai fand unter dem Vorsitz des Prinzen van Schönaich-Carolath die Generalversammlung der „Deutschen Orientgesellschaft“ statt, die sich die Aufgabe gestellt hat, auf den Ruinenstätten des alten Babyloniens namentlich systematische Ausgrabungen vorzunehmen, um die Geschichte der alten Länder des Orients wissenschaftlich aufzuhellen. Nach den Mittheilungen des Schatzmeisters verfügt die Gesellschaft für die in diesem Frühjahr in Babylon begonnenen Ausgrabungen noch im Laufe des Jahres über 66,882 M., doch dürfte der ihr im Jahre 1898 auf Verwendung des Staatssekretärs Frhrn. v. Thielmann aus dem latserlichen Dispositionsfonds überwiesene Betrag von 20,000 M. auch im laufenden Jahr aufs neue als Zuschuß erhofft werden. Unsre bedeutendsten Archäologen und Kenner Vorderasiens und Aegyptens gehören dem wissenschaftlichen Beirath der Gesellschaft an. In der Verhandlung betonte Prof. Erman die Nothwendigkeit einer schnellen und entsprechend billigen Veröffentlichung der von der Orientgesellschaft gemachten Funde im Interesse der Wissenschaft, auch sprach er den Wunsch aus, es möchten die wichtigen Funde den berufensten Fachmännern zur Begutachtung und Bearbeitung unterbreitet werden, sowie eine Geheimhaltung der Stücke angestrebt werden, über die Verhandlungen mit der türkischen Regierung noch nicht zum Abschluß gelangt seien. Diese Forderungen der Wissenschaft wurden dem Vorstande als Richtschnur empfohlen, die er bei seinen Kontraktabschlüssen mit Gelehrten befolgen solle. Nach einer längeren Debatte ward der Beschluß gefaßt, daß bei Abgabe von Fundgegenständen an öffentliche Sammlungen die „Deutsche Orient-Gesellschaft“ sich das Recht von deren Veröffentlichung vorbehalte. Der Schriftführer der Gesellschaft, Steuerrath P. Haru, berichtete alsdann über den Beginn der in Babylon begonnenen Ausgrabungen. Zum Leiter der Expedition ist Dr. Koldewey, Lehrer an der Baugewerkschule in Görlitz, bestimmt, der schon mehrfach Ausgrabungen in Babylonien und Assyrien, so mit Prof. v. Luschan in Sendschirli und mit Geheimrath Sachau auf einer Vorexpedition in Babylon, gemacht hat. Ihn begleiten der Assyriologe, Privatdozent Dr. Meißner (Halle a. S.), der Regierungsbauführer Andrae (Dresden) und der Kaufmann H. F. L. Meyer, der des Arabischen kundig ist und langjährige Beziehungen zum Orient unterhält. Zu Beginn dieses Jahres reisten die Herren über Alexandrette in 26 Tagen nun dort nach Bagdad, wo die Grabungserlaubniß der türkischen Regierung mit Unterstützung des Auswärtigen Amts nachgesucht wurde. Dann ging es über Aleppo zur Ruinenstätte Babylons, wo auf dem Qasrhügel am 26. März 1899 der Anfang der Grabung geschehen konnte. Es wurde zunächst mit 38 Arbeitern, die dann allmählich bis auf 108 vermehrt wurden, ein Querschnitt durch die östliche Front des Hügels gemacht. Bisher sind 200 Fragmente von Löwen- und Katzenskulpturen, Ziegelreliefs, Rosettenornamente auf blauem und grünem Grunde ans Tageslicht gefördert worden. Die Umfassungsmauer des Qasrhügels ergab die Dicke von 7.25 m, die Ziegel tragen alle den bekannten Nebukadnezar-Stempel, hinter der Umfassungsmauer ist dann eine zweite, 10 m dicke Mauer gefunden worden, so daß man es offenbar hier mit einem festungartigen Bau zu thun hat, der eine Oberkante von 7 m Dicke trägt. Von den Ziegelreliefs werden täglich Fragmente in großer Zahl gefunden. Darauf besprach Prof. Dr. Delitzsch die Ziele und Erwartungen, die sich an diese babylonischen Ausgrabungen knüpfen, denen das lebhafteste Interesse des Kaisers und der Kaiserin entgegenkommt. Zunächst dürfte dem unheilvollen Treiben auf der Ruinenstätte des alten Babylon, das seit mehr als 2000 Jahren bis auf diesen Tag zerstört wird, ein Ende bereitet werden. Daß trotzdem noch nicht tabula rasa dort hat gemacht werden können, dürfte für die beispiellose, geradezu gigantische Mächtigkeit von Babylons Bauten und Umfang als Zeugniß dienen. Der Umstand ferner, daß der Boden seit langer Zeit schon nach Schätzen und Alterthümern durchsucht wird, und daß die abendländischen Museen für Thontafeln große Summen zu zahlen bereit sind, hat eine Reihe von betriebsamen Händlern veranlaßt, ganze Trupps von Arabern in Bewegung zu setzen, welche gefundene Stücke nicht selten des höheren Gewinns wegen zerbrechen, wie denn Rassam einen Thonzylinder für das Brittische Museum“ erworben hat, an welchem, weil besonders hart gebrannt, der Versuch, ihn zu zersägen, gemacht wurde, wodurch der Text der Schrift in Fingerbreite abgesprengt worden ist. Die Expedition dürfte auch zur Aufhellung der Topographie des alten Babylon beitragen; denn wenn wir von den Bauurkunden Nebukadnezars, der sie nach der Sitte seines Volkes in den Banten zerstreut an mehreren Punkten niederlegte, den Fundort durch Auffindung ähnlicher Urkunden oder von Duplikaten kennen lernen könnten, so wäre dies für die Topographie Babylons ein großer Gewinn. Wir kennen solche Bauurkunden von den Pfeilern der Brücke über den Euphratkanal, aus dem Fundament des Tempelthurms Etemen-an-ki, von der Nordschanze, der äußeren Mauer u. s. w. Wir könnten dann zur Lokalisirung des als Zentrum der Stadt von Nebukadnezar bezeichneten Heiligthums der Göttin Nin-chursagga gelangen und fragen, wie die nach dem Umfang der Riesenstadt und der Glaubwürdigkeit Herodots, entscheiden. Die Blosslegung des großen Palastes Nebukadnezars, Belsazars, der Achämeniden, des Palastes, in welchem Alexander der Große starb, in systematischer Weise auf dem Qasr-Hügel, der 25 ha Grundfläche bedeckt und bis zu 20 m sich erhebt, durchzuführen, bezeichnete Prof. Delitzsch als weitere und zwar hauptsächlichste Aufgabe der Expedition. Wir können darf die Auffindung von Masaliolriesen erhoffen, jener Ornamentirung der Palastwände, von welcher Diodor berichtet, ähnlich den in Susa durch das Ehepaar Dieulafoy gefundenen. Schon solche Funde würden die Kosten der Expedition Koldewey's reichlich aufwiegen. Die Wissenschaft würde, wenn solche Funde der Kunst zugute kämen, auf ähnliche Urkunden hoffen dürfen, wie jene durch Rassam aufgefundene, diplomatisch ungemein geschickte Proklamation des Cyrus an die Bewohner des eroberten Babylon, in der er vier Generationen des Achämenidengeschlechts aufführt, dessen Herkunft und Geschichte dadurch aufgehellt wird. Zur Geschichte Nebukadnezars, für die das Alte Testament bisher unsre nur spärlich fließende Hauptquelle ist, könnten wir authentische Urkunden erhoffen. Zum Schluß kam Professor Delitzsch noch auf den denkwürdigen Fund zurück, welchen im Winter 1875/76 Araber aus Hillah in dem südwärts vom Hügel Amran gelegenen kleineren Trümmerhügel Dschumdschuma gemacht haben, nämlich die Auffindung eines großen Theils der für die Kultur- und Rechtsgeschichte bedeutsamen Handelsbücher des in der City von Babylon am Susaplatze belegenen Geschäftshauses „Egibi u. Söhne“, in dessen Nähe auch die Großkaufleute Ubar und Bel-iddannu ihre Handlungshäuser hatten. Die Aufdeckung der altberühmten Kulturstätte Babylon dürfte einen neuen Beweis für die Stärke liefern, mit der im Deutschen Reich die idealen Interessen gepflegt werden.

-ski. Zur Erforschung Alaska's hat das Kriegsministerium der Vereinigten Staaten aufs neue zwei militärische Expeditionen bestimmt. Die eine Expedition unter dem Kapitän Glenn soll Tyaanok am Cooks Inlet erreichen und hier ein Lager und ein Depot anlegen. Unterwegs wird man ihr eine kleine Abtheilung bei Portage Bay am Prince William Sound zurückgelassen mit dem Auftrage, die Umgebung zu erforschen, zu vermessen und den nächsten und besten Weg nach einem an der Spitze des Knik-Arm belegenen Lager abzustecken. Von dem beständigen Lager bei Tyaanok werden Detachements zur Erforschung des Landes in nördlicher Richtung bis zu den Militärposten am Yukon, bei Rampart und Circle City entsandt werden. Eine Abtheilung wird das westliche Ufer am Cooks Inlet behufs Feststellung des besten Ueberlandwegs erforschen. Die andere Expedition wird sich, wie die „Geograph. Zeitschr.“ mittheilt, unter dem Befehl des Kapitäns Abercrombie nach Valdez am Prince William Sound begeben und ein Lager und Depot an dieser Stelle errichten. Von Valdez aus wird die Expedition eine Militärstraße nach dem Copper River und von hier nach Eagle City anlegen. Außerdem hat die Expedition den Auftrag, günstig gelegene Ländereien zur Anlage von Militärkolonien zu vermessen und abzustecken.

* Die Statuten der Nobel-Stiftung. Wie man der „Frkf. Ztg.“ aus Stockholm schreibt, lichtet sich das Dunkel, das so lange über den Nobel'schen Testaments-Ver-

fügungen geruht hat, denn soeben wird der von den Delegirten ausgearbeitete Entwurf für die künftigen Statuten der Nobel-Stiftung veröffentlicht. Aus dem umfangreichen Werk seien die folgenden Punkte als besonders interessant hervorgehoben. Das (zwischen 30 und 35 Millionen Mark betragende) Legat soll in der Weise zur Verwendung gelangen, daß die Zinsen in fünf gleiche Theile getheilt werden und je einer davon demjenigen zufällt, der auf den Gebieten der Physik, Chemie, Physiologie oder Medizin, Literatur oder Volksverbrüderung im abgelaufenen Jahre das Hervorragendste geleistet hat. Die beiden ersten Preise (für Physik und Chemie) werden von der schwedischen Akademie der Wissenschaften, der dritte von dem Karolinischen Institut in Stockholm, der vierte wieder von der schwedischen Akademie und der fünfte von einem vom norwegischen Starthing zu wählenden Ausschuß vertheilt. Die erste Preisvertheilung findet im Jahre 1901 statt. Es kann nur der mit einem Preise bedacht werden, der von zuständiger Seite schriftlich vorgeschlagen worden ist. Gesuche wegen Zuerkennung eines Preises, die von den betreffenden Bewerbern selbst herrühren, werden nicht berücksichtigt. Die Preisvertheiler haben zu bestimmen, welche Personen im In- und Auslande als zuständig zur Abgabe von Vorschlägen zu erachten sind. Solche Vorschläge sind in einer der skandinavischen Sprachen oder deutsch, englisch, französisch oder lateinisch abzufassen. Am 10. Dezember jeden Jahres, dem Todestage Nobels, werden die Preise bekanntgegeben und die baaren Beträge nebst Diplom den Ausgezeichneten zugesandt. Letztere sind dann verhalten, „wenn es angeht", innerhalb sechs Monaten in Stockholm oder, falls sie mit dem fünften Preis gekrönt worden sind, in Christiania über den Gegenstand ihrer Leistung einen Vortrag zu halten.

-nn- **Karlsruhe.** Der außerordentliche Professor Dr. Walter Troeltsch an der Universität Tübingen ist zum ordentlichen Professor der Volkswirthschaftslehre an der hiesigen Technischen Hochschule ernannt worden. — Dem Privatdozenten für Elektrotechnik Dr. Joachim Teichmüller wurde der Charakter als außerordentlicher Professor verliehen. — Den Professoren Dr. Otto Rüßlin und Dr. Karl Futterer wurde die Vorstandschaft bei dem Naturalienkabinet übertragen. — Gymnasiumsdirektor Geh. Rath Dr. G. Wendt ist zum Mitglied der Reichsschulkommission ernannt worden.

* **Aachen.** Der Privatdozent an der technischen Hochschule in Stuttgart, Karl Hnußmann, ist zum etatsmäßigen Professor an der hiesigen technischen Hochschule ernannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Fr. Naumann: Weltpolitik und Sozialreform; Bebel und Bernstein. 2 Vorträge. Schöneberg-Berlin, Verlag der „Hilfe" 1899. — Illustrirtes Konversationslexikon der Frau. Lieferung 1. Berlin, Julius Becker 1899. — M. Liebermann: Degas. Berlin, Bruno u. Paul Cassirer 1899. — Herm. Grimm: Leben Michelangelo's. 1. Heft. Berlin, Stuttgart, W. Spemann.

Pasquale Villari, der Verfasser der Geschichte des Girolamo Savonarola und derjenigen des Niccolò Machiavelli, vollendet im November dieses Jahres das vierzigste Jahr seiner Thätigkeit als Universitätslehrer.

Einige seiner Kollegen, Freunde, Verehrer und ehemaligen Schüler wünschen bei diesem Anlasse dem Historiker eine Ehrung zu erweisen, der von der Lehrkanzel und durch seine Schriften die Studien in so glänzender Art gefördert hat und sie in unermüdlicher Thätigkeit fördert.

Statt der Veranstaltung irgendwelcher Festlichkeit erschien ihnen als die am besten geeignete Ehrung diese: eine *Villari-Stiftung* ins Leben zu rufen, die den historischen Studien für die Dauer Anregung und materielle Unterstützung zu gewähren bestimmt ist. Die näheren Bestimmungen bleiben demjenigen vorbehalten, dessen Namen die „Fondazione Villari" tragen wird.

Die Vereinigung derer, die diese Ziele verwirklichen wollen, umfasst 155 Persönlichkeiten, meist Angehörige der Nationen, in deren Sprachen die Werke Villari's erschienen sind. Die nachfolgenden Namen bilden einen Auszug aus der Liste derselben.

Im engeren Kreise sind bisher ca. 28,000 Lire It. gezeichnet worden. Beiträge aus Deutschland werden gern von den unterzeichneten deutschen Mitgliedern oder dem Bankhause Frech, Lemon & Co., Florenz, Via Tornabuoni, 2-4, bis zum 15. Juni entgegengenommen.

Comm. Roberto Ardigò, Prof. d. Univers., Padua. — Comm. Antonio Baldissera, Generalleutnant, Kommand. d. VIII. Armeekorps, Florenz. — Comm. Graf Ugo Balsani, Präsid. der Società Romana di Storia Patria, Rom. — Comm. Olinto Barsanti, Senator, Florenz. — Comm. Prof. Eugenio Beltrami, Präsid. d. Accademia dei Lincei, Rom. — S. E. Baron Karl v. Bildt, schwedischer Gesandter, Rom. — Comm. Pietro Blaserna, Senator, Prof. d. Univers., Rom. — Avv. Paolo Boselli, Abgeordneter, Rom. — Rt. Hon. James Bryce, Mitglied d. engl. Parlam., London. — Comm. Bartolommeo Capasso, Direktor des Staatsarchivs, Neapel. — Dr. Jakob Caro, Prof. d. Univers., Breslau. — Baron Severino Casana, Senator, Sindaco von Turin. — Graf Carlo Cipolla, Prof. d. Univers., Turin. — Comm. Prof. Domenico Comparetti, Senator, Florenz. — Comm. Prof. Augusto Conti, Areiconsolo der Accademia della Crusca, Florenz. — S. E. Fürst Tommaso Corsini, Florenz. — Dr. Mandell Creighton, Rt. Hon. und Rt. Lord-Bischof von London. — Comm. Alessandro D'Ancona, Prof. d. Univers., Pisa. — Dr. Robert Davidsohn, Florenz. — Comm. Pasquale del Giudice, Prof. d. Univers., Pavia. — Léopold Delisle, de l'Inst. de France, Administrateur Général de la Bibl. Nationale, Paris. — Cav. Alberto del Vecchio, Prof. d. Univers., Florenz. — Abbé L. Duchesne, Directeur de l'Ecole Française, Rom. — Baron Loránd Eötvös, Präsid. d. Ungar. Akademie d. Wissensch., Prof. d. Univers., Budapest. — S. E. Graf Luigi Ferraris, Staatsminister, Senator, Turin. — Hofrath Prof. Dr. Jul. Ficker, Innsbruck. — S. E. Dr. P. D. Fischer, Geheimrath, Berlin. — Prof. Willard Fiske, Florenz. — Justizrath Dr. Herrm. Fitting, Prof. d. Univers., Halle. — Comm. Antonio Fogazzaro, Vicenza. — Baron Leopoldo Franchetti, Abgeordneter, Florenz. — Prof. Dr. Walter Friedensburg, Dir. d. Preuss. Histor. Instituts, Rom. — Baron Henry v. Geymüller, Korresp. de l'Inst. de France, Baden-Baden. — Cav. Alessandro Gherardi, Archivar, Florenz. — Col. W. I. Gilliam, London. — March. Carlo Guerrieri-Gonzaga, Senator, Mantua. — Graf Franc. Guicciardini, Abgeordneter, Florenz. — Dr. Otto Hartwig, Geh. Reg.-Rath, Marburg. — Prof. Karl v. Hegel, Geheimrath, Erlangen. — Dr. Paul Heyse, München. — Dr. Thom. Hodgkin, Bearmoor, Beal (Northumberland). — Dr. Attilio Hortis, Reichsratsabgeordneter, Triest. — Geheimrath Dr. Hermann Hüffer, Prof. d. Univers., Bonn. — Dr. Georg Kaufmann, Prof. d. Univers., Breslau. — Dr. F. X. Kraus, Prof. d. Univers., Freiburg. — Comm. Fausto Lasinio, Prof. d. Univers., Florenz. — Henry C. Lea, Philadelphia. — Cav. Guido Mazzoni, Prof. d. Univers., Florenz. — Prof. Paul Meyer de l'Inst. de France, dir. de l'Ecole des chartes, Paris. — Prof. Pompeo Molmenti, Abgeordneter, Venedig. — Prof. Phil. Monnier, Genf. — Prof. Gabriel Monod, de l'Inst. de France, Paris. — Cav. Dr. Salomone Morpurgo, Bibliothekar der Marciana, Venedig. — Prof. Eugène Müntz de l'Inst. de France, Paris. — Cav. Cesare Paoli, Prof. d. Univers., Florenz. — Prof. Gaston Paris de l'Acad. Française, Paris. — Graf Pier Desiderio Pasolini, Senator, Rom. — Prof. Henry F. Pelham, Präsid. des Trinity College, Oxford. — Cav. Enea Piccolomini, Prof. d. Univers., Rom. — Cav. Pio Rajna, Prof. d. Univers., Florenz. — Prof. Giov. Schiaparelli, Senator, Dir. d. Astronom. Observatoriums, Mailand. — Cav. Ugo Schiff, Prof. d. Univers., Florenz. — Dr. Edwin Seligman, Prof. d. Columbia-Univers., New-York. — Hofrath Comm. Prof. Theod. v. Sickel, Dir. d. Oesterr. Histor. Instituts, Rom. — Prof. Albert Sorel de l'Acad. Française, Paris. — Dr. Alfr. Stern, Prof. am Polytechnikum, Zürich. — Dr. Heinrich Thode, Prof. d. Univers., Heidelberg. — Sir Edw. Maunde Thompson, Dir. d. British Museum, London. — Cav. Felice Tocco, Prof. d. Univers., Florenz. — Comm. Oreste Tommasini, Rom. — March. Piero Torrigiani, Senator, Sindaco von Florenz. — Hon. William Warren Vernon, London. — Generalmajor Comm. Gius. Vigonò, Dir. d. Militär-Geograph. Instit., Florenz. — March. Emilio Visconti-Venosta, Senator, Florenz. — Cav. Girolamo Vitelli, Prof. d. Univers., Florenz. — Dr. Alex. Wesselofski, Prof. d. Univers., St. Petersburg. — Andrew Dickson White, Gesandter d. Verein. Staaten v. Nordamerika, Berlin. — Dr. Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorf, Prof. d. Univers., Berlin. (Siehe die Notiz in Beilage Nr. 95.)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1899. München, Samstag, 20. Mai. Nummer 115.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☞ Des Pfingstfestes wegen erscheint die nächste Nummer am Dienstag.

Uebersicht.

Eine savoyische Volksdichterin. Von Hermann Uttel. — Ein Jahrtausend Taunus-Chronik. Von Sigmund Schott. — Aus Westindien und Nordamerika. VIII. Von Dr. Franz Dossein. — Francisque Sarcey. — Mittheilungen und Nachrichten.

Eine savoyische Volksdichterin.

Wee das fortwährende Ankämpfen der Provinz gegen die alles erdrückende Macht der Zentrale Frankreichs beobachtet, wee einen Einblick gewonnen in die Verhältnisse der blühenden reichen östlichen Provinzen mit der kräftigen Eigenart seiner Bewohner, der wird jedes Anzeichen eines selbständigen geistigen Lebens, jede Regung auf literarischem Gebiete mit Interesse verfolgen. Freilich die Abgeschiedenheit dee stillen Thäler und die Nähe erhabenee Naturschönheiten allein werden den Menschen nicht zum Dichter bilden — sonst müßte Savoyen ein Land der Dichter sein! In den Thälern, wo einst der größte Bewunderer der Natur Haß und Verachtung gegen die Segnungen dee Hauptstadt und dee Zivilisation überhaupt einsog, da lebt heute ein armes Volk, das fest an den alten Traditionen hängt und das seinen eigenen wohllautenden Dialekt spricht. Doch seit die Sprache von Paris durch die Dorfschulen auch in diese Thäler eindrang, hört man wie anderwärts die Klage: le patois s'en va! Und mit der Sprache gehen die alten Lieder dahin. Um so freudiger begrüßen wir ein Bändchen,[1]) in dem uns die gesammelten Dialektdichtungen einer savoyischen Volksdichterin geboten werden. Die Gebiete, an die sich die schöpferische Phantasie eines Volksdichters wagen darf, sind beschränkt, wie dee äußere Rahmen, in dem sich sein Leben abspielt. Er muß deßhalb durch die Ursprünglichkeit seiner Motive wirken; er muß veesuchen, auf kleinem Gebiete ein Meistee zu sein, und er wird, wenn er mit Künstleraugen sieht, den verlorensten Winkel, die trübsinnigste Umgebung in den Glanz seines Dichtergemüths tauchen. Solch ein frisch ursprüngliches Talent ist Amélie Gex. Nur wenige Dichtungen von Dian de la Jeânna (Jean de la Jeanne, so nennt sich die Dichterin) sind bisher veeöffentlicht; sie finden sich in einem kleinen savoyischen Almanach Le père André. Mlle. Gex war bis zu ihrem Tode (1883) nur einem kleinen Kreise bekannt. Sie lebte still in ihrem Heimathsdorfe Chapelle Blanche; eine Reise nach Paris scheint ihr einziges größeres Erlebniß gewesen zu sein. Abgesehen von einigen französischen Gedichten und von Schilderungen des dörflichen Kleinlebens, die unter dem Titel: Vieilles gens et vieilles choses erschienen sind, hat sie vorwiegend Liedee im heimischen Patois geschrieben. Der jüngst erschienene Band enthält nur Dialektgedichte, denen eine französische Uebersetzung beigedruckt ist. In frischem volksthümlichen Ton, in lebendigen Farben wird da erzählt, bisweilen mit leisem Anklang an Béranger oder an alte savoyische Volksliedee; der Vers schließt gewöhnlich mit einem wirksamen Refrain. Die erste Sammlung wird eingeleitet durch einige höchst anmuthige Frühlings- und Herbstlieder. Wir sehen die Frühlingsblumen und die Schwalben kommen, alles athmet heiteren Lebensgenuß. St. Bartholomä (24. August) naht; Burschen und Mädchen pflücken die Nüsse im Gebüsch; die reifende Frucht mahnt an den Herbst, mit dem dee Höhepunkt allee ländlichen Freuden, das Winzerfest herankommt. Das ist auch die Zeit, wo ein Kobold sein tolles Wesen treibt; der servant (so heißt er) ist dem Bauer wohlbekannt. Wenn das Laub im Herbste raschelt, dann treibt ee sich im Busch herum. Ee pflanzt zue Nachtzeit an den Gräben die Irrlichtee auf und läßt sie zwischen den Erlen tanzen; Heu und Stroh wirft er im Stall durcheinander, und noch im Winter, wenn der Sturm im Kamin heult — so fährt der servant die Esse herunter. — Zwei Rekrutenlieder, die Abschied und Heimkehe dee Conscrits schildern, bilden den Uebergang zu den Reclans de Savoué überschriebenen Liedern. Bildee aus dem Dorfleben werden uns hier vorgeführt, cancans de village ꝛc.

Dando (Claude) zieht in die Ferne, um im Heee des Königs, der in Turin wohnt, zu dienen. Wie hören die Klage des alten Weinbauers, der sich abgearbeitet hat auf dem steinigen Boden und der trotz aller Dürftigkeit nicht von dem Boden der Väter lassen will. Am besten aber will uns ein schlichtes Lied gefallen, in dem die Dichterin ihr Loos mit dem der Lerche vergleicht, die ewig von Lust und Liebe singt; ergreifend ist die Klage dee alten Jungfer:

I ne faut plus no comparâ:
Mé, de savai tozor soletta!...
I ne faut plus no comparâ
Jora d'ai fini d'esperâ.

Ton gni te vaa le reparâ
T'aré d'autres p'tions, Aluetta
Ton gni te vas le reparâ
Mé... noutra mâison est sarrâ!

Ein geschlossenes Bild der winterlichen Spinnstuben geben uns die bisher ungedruckten Contio de la Bova (Stallgeschichten). An den Winterabenden kommt jung und alt im Stall zusammen und zwei Alte, Joseph und Benoît, müssen Geschichten auftischen; natürlich sind es Geistergeschichten. Vorlaute Frager unterbrechen bisweilen die Erzähler. Eben erzählt Benoît, wie er in einer stockfinstern Nacht über Land geschickt wird; voe ihm steigt ein Höllenreigen aus einer Hecke und auf einee Wiese führen die Teufel eine wunderliche Prozession auf. Flammen flackern auf dem Bauche eines Jeden auf und verschwinden dann wieder. „Das waren doch sicher Freimaurer!“ platzt Einer heraus. — „Sind denn Freimaurer eigentlich Menschen?“ — „Menschen, nein, aber so was ähnliches.“ —

[1]) *Amélie Gex (Dian de la Jeânna)*, Podsies en patois savoyard avec traduction française en regard. Chambéry, Imprimerie Vve. Ménard 1898. VII, 347.

„Der Kaplon sogt ja, sie seien zur Hölle verdammt.“ — „Ach, der ist mit dem Verdammen gleich bei der Hand.“ — So gehen die Frogen hin und her. Ist das Oel in den Lampen niedergebrannt, dann werden in choro Volkslieder gesungen. Hier schöpft die Dichterin aus dem reichen Schatz der Volkspoesie. Eines der Lieder sei hier in der Uebersetzung wiedergegeben: „La compléinta de la Luaisa u blanc motiu.“ (S. 179.)

J'avais fait une maîtresse
Il y a six mois tout au plus,
Ce n'était pas une comtesse
Avec grands revenus,
Ce n'était pas une bourgeoise
A gros tas d'écus:
C'était la petite Louise
La Louise au blanc mouchoir.

C'était une rose en sève,
Un morceau de monsieur.
Elle était le plus jolie
De ceux qui vont pieds nus;
Ses lèvres étaient deux fraises
Que personne n'avait mordues,
Tout comme un tas de braises
Brillaient ses yeux.

La Louise était ma mie
Et moi son prétendu;
Mais hélas! le coeur oublie
Ce qu'il a promis.
Oh! Jacques, pauvre Jacques
Pour toi tout est perdu,
Comme la neige de Pâques
Tes amours ont fondu.

Pour ajouter une dentelle
A son petit mouchoir
Au monsieur de la ville
La Louise s'est vendue.
Mes yeux pleuvent sans cesse
Le bien que j'ai perdu:
Le coeur de ma maîtresse,
La Louise au blanc mouchoir!

Ein ander Mal berichtet einer der Alten von der Zeit, als die Oesterreicher, von Victor Amadeus III. gegen die Franzosen zu Hülfe gerufen, in Savoyen sich einquartierten. Diese „ungeschlachten Barbaren“ sind in schlechter Erinnerung geblieben. Es waren Kerle so lang wie Blitzableiter, mit Helmen so groß wie Waschbecken; sie redeten ein Kauderwelsch, das klang, als ob sich 40 Katzen lämmten, sie schrieen nach „vine“ und „fleche“ und schossen Löcher in die Weinfässer. — Auch Abenteuer und Märchen werden zum besten gegeben. Endlich reihen sich noch einige kunstvolle Nachdichtungen La Fontaine'scher Fabeln an.

Während alle diese Poesien im harmlosen Erzählerton gehalten sind, zeigt sich uns die Dichterin in der letzten Sammlung, den „Sedlets“, von anderer Seite. Die gesunde Lebensauffassung verleugnet sie auch hier nicht; oft aber schlägt sie in diesen „Spottpfeifereien“ einen ernsten, satirisch bitteren Ton an. (S. 279.)

Donze cents ans on a vu
Le roi, par la grâce de Dieu
Nous traiter comme ses chiens,
— Souvenez-vous-en, ...
Pendant que le pape et sa cour
Lui envoyaient le bonjour ...

Buvant frais et chantant fort
Pape et rois n'ont jamais tort.

Besonders scharf werden die Pfarrer mitgenommen, die sich in die Politik mischen. Der curé droht mit dem Zorn des Himmels, falls die Bauern nicht gut wählen:

Mes frères, lors qu'on est bête,
On ne doit pas agir à sa tête.

Der Glanzpunkt dieser Sammlung ist ein Gedicht „Mon Credo“; es ist das Glaubensbekenntniß einer schlichten ehrlichen Natur, die alle Aeußerlichkeit, alle Bigotterie verachtet (S. 305):

Je crois en bon Dieu que ma mère
Priait la nuit, le matin;
A ce bon Dieu qui nous regarde
Quoique on ne parle pas latin;
Mais jamais, jamais j'aurai confiance
A cet amateur d'eleison
Qui se nourrit de ressemblance
Comme une cigale de chansons.

Je crois un peu à l'Eglise,
Sans trop savoir ce qu'il en est;
Au pape aussi je crois un peu
Encore à sa mule sans harnais;
Mais jamais, jamais j'aurai confiance
A ces porteurs de robes à queue
Qui voudraient voir notre pauvre France
Toute grillée par le feu.

Gegen Ende der Sammlung kommt noch einmal die Grundstimmung der Savoyardin zum Ausdruck: Du schönes Land und du armes Volk! Der Zorn macht sich Luft über die Priester, die das Land aussaugen, und über die harten Steuern, die auf dem Lande lasten.

So legen wir diese savoyischen Volkslieder aus der Hand, nicht ohne ein lebhaftes Interesse für die Dichterin gewonnen zu haben.

Wer je vom Salève aus südwärts über die blauen Berge Savoyens geschaut, wer Theuriets Romane kennt und die grünen Matten am Lac d'Annecy, der wird auch die Lieder von Dian de la Jeânna gern zur Hand nehmen.

Marlirch i. E. Hermann Urtel.

Ein Jahrtausend Taunus-Chronik.

Immer größer wird die Zahl derer, die allsonntäglich von Frankfurt aus in Lodenkleid und Rucksack den Höhen des Taunus zuwandern. In den letzten Dezennien ist dessen Gipfel, der Feldberg, unter dem Einfluß der vermehrten Kommunikationsmittel den Städtern gleichsam ganz nahe gerückt worden. Bei jeder Witterung sind jetzt die verschiedenen zu ihm führenden Wege dicht besät, selbst im Winter bei Frost und Schnee ist die Anzahl der unverdrossenen Touristen oft nicht kleiner als an schönen Frühlingstagen. Damen in den verschiedensten Breitegraden, kleine Kinder und rüstige Greise wandern friedlich nebeneinander her. Jo so groß ist die Zahl derer geworden, die jetzt den Höhen zustreben, daß die alten Pfadfinder und Urpächter gar oft wehmüthig der Zeiten gedenken, in denen sie diese Schönheiten allein genossen, und jetzt andere, weniger begangene Wege suchen. Der Hauptschwarm der Ausflügler benutzt die Bahn bis Cronberg, wo seit Jahrzehnten eine ausgezeichnete Malerkolonie haust, darunter der Nestor Anton Burger und der weithin bekannte Adolf Schreyer, und wo seit 1895 die Kaiserin Friedrich auf dem vor etwa zehn Jahren erworbenen Besitzthum, das seit dem Neubau den Namen Schloß Friedrichshof trägt, einen großen Theil des Jahres zubringt.

Digitized by Google

Ein paar Wochen sind es her, daß wir mit Münchener Gastfreunden von Cronberg aus nach den Ruinen Falkenstein und Königstein wanderten. „Ob wohl die Erinnerungen, die diese Steine einschließen, schon alle aufgezeichnet sein mögen, ob hier nicht vielleicht doch noch ein reiches Feld für den Forscher vorhanden ist?“ Der treffliche Historiker, dem wir diese Frage stellten, wußte damals keinen bestimmten Bescheid zu geben. Aber wie nun einmal der Zufall spielt, wenige Tage nach dieser Unterhaltung ging uns das Buch zu, das eine erschöpfende Antwort auf unsre Frage enthält.

„Die von Cronberg und ihr Herrensitz.“ Des Geschlechts Ursprung, Bluthe, Ausgang. Der Burg Gründung, Ausbau, Niedergang, Zerfall, Wiederherstellung. Eine kulturgeschichtliche Erzählung aus elf Jahrhunderten. 770 bis 1898, von Ludwig Frhrn. v. Ompteda. Bilderschmuck von Konrad Sutter in Mainz. (Frankfurt a. M., Verlag von Heinrich Keller 1899.) So betitelt sich der stattliche Quartband, der in seiner vornehm gediegenen Ausstattung, seinen originellen und charakteristischen Initialen und Kopfleisten, den vielen anschaulichen Bilderklärungen im Text und ganz besonders den feinen Radirungen als eine Muster- und Meisterleistung der zeitgenössischen Typographie erscheint. Der Druck geschah bei Philipp von Zabern in Mainz nach Anordnungen und thätigem Rath des Prälaten und Domkapitulars Friedrich Schneider daselbst. Von den zahlreichen Bildern, die das Buch zieren, bilden die sechs Radirungen von K. Sutter in Mainz den Hauptschmuck, und unter ihnen sind namentlich der Freithurm und die Stadtkirche vortrefflich in der Reproduktion herausgekommen.

Der Text entstammt der Feder des Schloßhauptmanns von Montabaur, des Frhrn. Ludwig v. Ompteda. In dem Widmungsvorwort an die Kaiserin Friedrich berichtet er, daß die hohe Schloßherrin von Friedrichshof ihm vor vier Jahren die Anregung gab, die Geschichte des vor etwa zwei Jahrhunderten erloschenen Geschlechts derer von „Cronberg“ zu erforschen und zu bearbeiten. Ompteda gab sich seiner Aufgabe mit voller Liebe hin, mit dem Eifer eines Freundes der vaterländischen Geschichte, dem „allerdings nicht Neigung und Trieb für den Angriff seiner Aufgabe, wohl aber die sachmännische Vorbildung für deren streng wissenschaftliche Bewältigung fehlte“. In der That wird auch der Laie hier und da erkennen, daß hier nicht das Werk eines tiefgründigen, unanfechtbaren Historikers vorliegt. Vielleicht würde bei einer Nachprüfung eine oder die andere Angabe nicht standhalten, vielleicht ließe sich um Jahreszahlen mit dem Verfasser rechten. Aber wenn der Verfasser sich selbst bescheiden als Dilettanten bezeichnet, so wird der Leser sicher geneigt sein, die schöne Schopenhauer'sche Deutung auf ihn anzuwenden, in ihm den Autor erkennen, der „per il suo diletto“ gearbeitet hat. Ompteda hat sich seiner Aufgabe mit einer Freude unterzogen, die in der warmen und lebhaften Darstellungsweise beredten Ausdruck findet und die auch den Leser mit fortreißt. Man merkt dem Stil nichts davon an, daß der Verfasser ein Siebzigjähriger war, als er sein Buch schrieb, es liegt vielmehr etwas geradezu jugendlich-frisches darin. So hat er nicht ein trockenes Gelehrtenbuch geschaffen, das für die Masse der Leser durch Schreckschüsse und Fußangeln unzugänglich wäre, er hat vielmehr die theilweise gar spröde Materie durch eine Fülle interessanter Einzelheiten zu beleben gewußt. Manches ist wohl nicht mit dem strengen Auge des Fachgelehrten, sondern mit dem schöpferischen und wiederbelebenden des Poeten geschildert. In den ersten Jahrhunderten, der Zeit, in der das Geschlecht noch den Namen „Eschborn“ trug (den Namen Cronberg hat es gegen Ende des 13. Jahrhunderts angenommen), treten noch keine so bedeutenden Gestalten hervor, wie in den späteren Zeiten, doch sind die Angaben über die Betheiligung der „Cronberge“ an den Kreuzfahrten, ihre Thätigkeit an den bischöflichen Höfen, die Kämpfe mit Frankfurt, die Schlacht bei Cronberg, die Streiflichte auf soziales Leben fesselnd und lehrreich: „Im Jahre 1343 schuldete der Erzbischof Heinrich III. von Mainz dem Frankfurter Bürger Konrad von Leonswein (damals ein großes Bankgeschäft), seinem Wirthe: 1085 Pfund Heller für Wein, Weizen, Korn (Roggen) und Hafer. Unter den Bürgen für die Zahlung ist Walter VII. von Cronenberg. Am 31. März 1367 wurde die Freiung von Schloß und Stadt Cronberg durch Kaiser Karl gewährt und dadurch wurden die Herren der Burg zu reichsunmittelbaren Gerichts- und Landesherren erhoben. Verschiedene der alten Cronberge waren gute Geldleute, und mehrfach wird berichtet, wie sie mit den Bischöfen von Mainz vortheilhafte Geldgeschäfte machten. Ein besonders tüchtiger Finanzmann scheint Frank IX. gewesen zu sein, der das Schloß Rödelheim erbaute und 1461 als Neunzigjähriger starb. Er hatte 60 Jahre lang gearbeitet, um sich und seinen Schwertmagen einen möglichst geschlossenen Herrensitz zu schaffen. Er wurde „der Reiche“ genannt. Interessant ist auch „die am 3. September 1408 stattgehabte Eheberedung zwischen dem Edlen Junghern Eberharten zu Eppenstein und Jungfrau Annen, Herrn Walters von Cronenberg selig Dochter“. Anna wurde in dieser Ehe eine der Stammmütter der Häuser Preußen, Bayern, England, Hessen, Hannover, Sachsen, Weimar, Mecklenburg-Strelitz und Sachsen-Coburg-Gotha. Sie ist in dreifacher Abstammung die Stammmutter des Kaisers Friedrich und seiner hohen Gemahlin, also in sechsfacher die Ahnfrau des Kaisers Wilhelm.

Weitaus das hervorragendste Kapitel des Buches ist das fünfte, in dem manch glänzende Namen aus der Reformationszeit, Luther, Ulrich von Hutten, Franz von Sickingen, handelnd auftreten. Hartmut der 12. von Cronberg, der „Bekenner“ genannt, hat an der Reformationsbewegung selbst und an den Kämpfen seines Vetters Franz von Sickingen thätigen Antheil genommen. Er hatte eine Druckschrift gegen den Papst Leo X. veröffentlicht, die diesen aber nicht mehr bei Lebzeiten erreichte. Dann erschien „Ein Sendbrieff an Babst Adrianum“, in Wittemberg 1523 gedruckt und in dem Buche sehr hübsch reproduzirt. Der Brief richtete sich im wesentlichen gegen die damalige Praxis der katholischen Kirche als eines italienischen Instituts zur Ausbeutung Deutschlands; er fordert die Freigebung aller Güter der todten Hand. Er wurde dem Papst überhaupt nicht zugesandt, seine Wirkung war auf Deutschland berechnet. Hochinteressant ist auch der Brief Luthers an Hartmut und das Bild dieses trefflichen Cronbergers aus seinen späteren Jahren.[1])

Besonders in diesem Kapitel hat der fruchtbare Stoff eine so interessante und farbenreiche Darstellung gefunden, daß dieser Theil des Buches sicher geeignet scheint, jede Art von Lesern zu fesseln, und zugleich ein werthvolles Stück Reformationsgeschichte bildet. Pikant und ganz romanhaft ist das Erlebniß der Schwester Hartmuts, „Lorche“, verehelichte Dalberg, die sich in den schönen, stattlichen Juden Jakob, Sohn des Juden Alexander aus Groß-Gerau, verliebte und ihm als sein Weib folgte. Die Sippe machte der Mesalliance dadurch ein Ende, daß sie den Gatten Lorche's, der ihr auf der Landstraße in die Hände fiel, einfach — todtschlug....

Der Enkel Hartmuts, des unermüdlichen, energischen und eifrigen Anhängers der Reformation, Johann Schweickard,

[1]) Gerade in diesem Jahre sind die an verschiedenen Orten zerstreuten Schriften Hartmuts gesammelt und mit einer trefflichen Einleitung von Eduard Kück veröffentlicht worden (bei Niemeyer in Halle). Auch darin empfangen wir ein anmuthendes Bild von dem wackeren Ritter.

starb 1626 als — Erzbischof in Mainz. Außer diesen Beiden sind wohl Walter IX., der erste Administrator des Hochmeisterthums in Preußen, Deutschmeister in Mergentheim (1479—1543), und Ulrich, der Vicedom des Rheingaus (1339—1386), als die hervorragendsten Sprossen des Geschlechts zu bezeichnen. Im 30jährigen Kriege haben sich noch verschiedene Cronberge hervorgethan. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts erlosch das Geschlecht. Einer der Letzten war Graf Adolf Otto, Reichsgraf von Cronberg, gestorben im Jahre 1692.

Das Ritterthum und die Klerisei, Sozialpolitik, mittelalterliche Baukunst, Handwerk, bürgerliches und höfisches Leben, dies und noch manches Andere ist zum Theil in leichter Andeutung, zum Theil in sorgfältiger Ausführung in dem Buch enthalten, so daß dieses über den eigentlichen Rahmen hinaus weite Ausblicke auf ein großes Stück deutscher Geschichte eröffnet. Dem Verfasser war es nicht vergönnt, das Erscheinen seines Buches zu erleben, das in Frankfurt und einzelnen der besonders behandelten Plätze stark gekauft worden ist, aber ein würdiges Denkmal hat er sich damit gesetzt.

Frankfurt a. M. Sigmund Schott.

Aus Westindien und Nordamerika.[1])

Reiseskizzen eines Naturforschers.

Von Dr. Franz Doflein.

VIII. Amerikanische Wüstenfahrten.

Wie Asien und Afrika birgt auch Nordamerika in seinem Innern weite Gebiete, deren Wasserarmuth, Vegetationslosigkeit und Oede sie zu echten Wüsten stempelt. Auch hier gibt es unabsehbare Sandflächen, steinbesäte Wildnisse, Salzseen und Oasen. Aber wie anders stellt sich die Reise des modernen Menschen durch diese Wüsten dar, als der romantische Wüstenritt in der Sahara! Hier gibt es keine Kamele, die sich um die Brunnen drängen, keine arabischen Treibee und wiehernde Pferde. Wo eine Wüste, deren Durchkreuzung wünschenswerth erscheint, den Pfad des Reisenden sperrt, da zieht sich schnurgerade die Eisenbahn hindurch. Die Oasen sind mit mächtigen Wasserthürmen ausgestattet und weder Sandstürme noch irgend andere Gefahren der Wüste vermögen es, den Menschen zu hindern, pfeilgeschwind die Unwirthlichkeiten zu durchfliegen.

Abseits vom Schienenstrang ist allerdings die Wüste jungfräulich geblieben. Ist dee tägliche Zug vorübergebraust, so ist die weite Einsamkeit öder denn zewals. Die Karawanen, welche wohl früher mit Wagen und Pferden die Einöden durchkreuzten, sind verschwunden, die wenigen Jäger und Indianee sind ausgestorben.

Auf meiner Reise von Mexico nach S. Francisco hatte ich einige der auffallendsten Wüsten Amerikas zu durchqueren; später auf der Fahrt nach dem Osten noch einige weitere. Es ist seltsam, auf einer solchen Fahrt bekommt man trotz aller Geschwindigkeit sehr viel von den Phänomenen der Wüste zu sehen, noch mehr von ihnen zu fühlen; das letztere vielleicht mehr als auf einer normalen Reise auf einem Reitthier, jedenfalls mehe als einem lieb ist.

Als der Zug von Mexico aus sich nordwärts in Bewegung setzte, da ließ ich es mir wohl sein und dachte nicht, daß die Fahrt so mancherlei Qualen bringen sollte. In den bequemen Sitzen der prächtigen Pullman cars spürte ich kaum die Erschütterung der Fahrt und bei einer angenehmen Temperatur genoß ich behaglich die schönen Landschaften des mexicanischen Plateaus, welche vor den großen blanken Scheiben vorüberflogen.

Bald stellten sich aber solche Plagen und Qualen ein, daß mir meine gesammten Eisenbahnfahrten in Amerika, so viel schöne Gegenden ich auch in angenehmer Fahrt durchmessen habe, fast nur in den Bildern schmerzensreicher Wüstenfahrten im Gedächtniß haften blieben. Sieht man den Zug von fern heranbrausen, so ist sein Weg durch eine Staubsäule gekennzeichnet; wird eine sandige Gegend passirt, so hört man mit lautem Geräusch die Sandkörner auf das Dach und wider die Scheiben prasseln. In Mexico, Texas und Arizona stieg während der Fahrt in den Mittagsstunden die Hitze auf eine fast unerträgliche Höhe. — Mit welchen Gedanken erinnerte ich mich an die schwärmerischen Berichte von Wüstenreisenden: wie hatten alle die köstliche ozoureiche Luft gerühmt, die behagliche Stimmung des Reisens mit einer wohlausgerüsteten Karawane. Allen Reisenden unsres Zugs wurden Rachen- und Nasenschleimhaut in der schrecklichsten Weise entzündet und nach jeder mehrtägigen Reise hat man tagelang zu kuriren, um des Katarrhs wiedee ledig zu werden.

Jederzeit herrschte ein großes Gedränge an den Behältern mit Eiswasser, welche in den Waggons angebracht waren. Bequemlichkeiten aller Art waren ja vorhanden, aber sie vermochten nicht übee den Einfluß der Naturgewalten Herr zu werden. Welche Arbeit war das jeden Morgen, in dem kleinen Behälter all den Staub von Gesicht und Händen zu waschen, ihn von den Kleidern nothdürftig abzubürsten.

Wer verlangt auch auf einer solchen Reise so viel Bequemlichkeit? Die Sache an sich ist nicht das Schlimmste, sondern daß man während einer solchen Fahrt unthätig dasitzen muß und beobachten kann, wie allmählich der Staubbelag immer dicker wird, wie die Kehle immer mehr eintrocknet.

Man vertreibt die Zeit so gut es geht: wenn im Zug gegessen wird, dehnt man die Mahlzeiten möglichst aus; solange die Scheiben von Staub nicht undurchsichtig geworden sind, blickt man hinaus auf die eintönigen, aber meist großartigen Landschaften; man liest, plaudert und wäscht sich, so oft es irgend möglich ist.

Meist wurden die Mahlzeiten auf einer kleinen Station eingenommen; das gibt bei aller Hast etwas romantische Abwechslung, besonders am Abend. Wenn es dämmert, fährt man in eine Station ein: vielleicht liegt sie inmitten der Lehmhütten eines mexicanischen Dorfes oder es ist ein einsames Blockhaus inmitten der Wüste. Alle Vorräthe sind mit der Bahn hieher gebracht, selbst das Wasser. In der Halle steht ein von Fliegen umschwärmter Tisch: ein chinesischer Wirth, chinesische Kellner schwirren um Einen herum, in 20 Minuten hat man ein lederhartes Beefsteak, einen knochendürren Hahn und einiges Backwerk verschlungen, eine Tasse glühend heißen Kaffees und einige Glas Eiswasser darübergegossen, den Magenkatarrh erheblich vermehrt, dann geht's weiter in die Wüste hinein. Manchmal brennen in dee Nähe der Station riesige Feuer aus mächtigen Stämmen, deren Flammen hell in die Nacht lodern.

Im Eisenbahnwagen sind während des Aufenthalts die Betten hergerichtet worden und, müde vom Nichtsthun, verkriecht man sich bald in seine enge Koje, träumt von der Zukunft: von einem Bad im klaren Wasser und von einem wirklichen Bett.

Nun will ich abee auch etwas von den Schönheiten einer solchen Fahrt berichten, von der großartigen Pracht der durchmessenen Wüstenlandschaften. Das Interessante und Schöne ist so viel, daß es trotz Staub und Durst keine Mißstimmung aufkommen läßt.

Im Nordmexico wechselte noch manchmal Wüste mit schön bebautem Land; weite Strecken waren auch typische Steppen. Hier und da war die Ferne begrenzt von seltsam

[1]) Vergl. Nr. 267 u. 282 der Beilage v. J. 1898 u. Nr. 10, 57, 66, 88 u. 107 d. J. 1899.

geformten Hügelreihen, welche besonders am Abend in zauberhaften Farben glühten; spitze Kegel oder abgestutzte Tafelberge tauchten am Horizont auf und verschwanden wieder. In einzelnen Gegenden war ein kleiner Stausee geschaffen worden, von dem Kanäle ausgingen: überall dort war mitten in der Wüste eine baumreiche Oase emporgeschossen. Die Flächen sind dann bedeckt mit rosigen, weißen, gelben Blumen. Hier und da sieht man einige Pferde; Kühe in Herden. Ein einsamer Reiter streicht mit Hunden durch das Artemisiengestrüpp. Ueber den Herden schweben Geier.

Je weiter wir nach Norden kommen, desto einlöniger wird die Wüste; selten ragt noch eine hohe Yuccapalme empor, auch die Kakteen haben aufgehört die Wüstenvegetation zu dominiren. Plötzlich sind wir mitten in echter Sandwüste, Dünen verlaufen wie Wellen weithin. Hier übt der Wind seine Kräfte; er läßt die Dünen wandern und wirbelt mächtige Sandhosen bis zur Höhe der Wolken auf. Wieder ein rascher Wechsel: ein See taucht auf: ein fast violett gefärbtes Wasser in der graugelben Steppe, umgeben von grellgrünen Sträuchern; dahinter eine Kette blaßvioletter Hügel und weit im Hintergrund kühn und prächtig gezackte Berggipfel im schönsten Blau. Dann folgt wieder Wüste, ödeste Sandwüste.

Wie die afrikanische, so hat auch die amerikanische Wüste und Steppe ihre eigene Pflanzen- und Thierwelt. Die Pflanzenformen unterscheiden sich typisch von den altweltlichen vielfach durch ihre Größe. Vor allen Dingen sind die Yuccas und die Kakteen auffallend. Während in Mexico erstere vorherrschte, war in Arizona die Fläche weithin mit den riesigen Säulenkakteen bedeckt, welche, kolossalen Kandelabern gleichend, starr in die Luft ragten. Es ist ein sehr eigenartiger Anblick: eine weite Ebene, voll dieser steifen Gebilde, während den Boden nur hier und da dürre Artemisiastauden überziehen; auf der gelben Erde erscheint jede einzelne Säule kräftig grün gefärbt. Auch in Arizona gibt es weite Gebiete mit gänzlicher Vegetationslosigkeit. Da bringt aber die Mannichfaltigkeit der geologischen Erscheinungen Abwechslung.

Bald ragen aus dem Sandmeere, dessen Wellen durch die Thätigkeit des Windes in langen parallelen Reihen geordnet sind, starre Felsen und Steinmassen empor: oft wie Klippen in der See, indem das Sandmeer an ihnen emporzubranden scheint. Dann kreuzt der Zug eine Hügelkette, deren Hänge durch die Wirkung der Erosion gänzlich zerzagt sind: da sieht man, wie auf einem Durchschnitt die Schichtungen klar und deutlich aufgeschlossen, welche uns die Entstehungsgeschichte der Hügel berichten.

Nahen wir uns dem Rio Colorado, so fallen uns zahlreich die Phänomene der Plateau- und Cañonbildung auf. Die seltenen, aber dann sehr gewaltsamen Regengüsse haben in die flache Hochebene Schluchten mit senkrechten Steilwänden gerissen und wir sehen in hundert Fällen im kleinen wiederholt, was so großartig von dem Gran Cañon des Colorado selbst dargestellt wird.

Wo wir den Rio Colorado passiren, da wälzt er sich als majestätischer Strom zwischen nicht sehr tief eingerissenen Ufern in einer weiten, wüsten Steppe dahin. Seine Wildheit bezeugen seine fast stets gelb und roth gefärbten Fluthen und das ausgedehnte Ueberschwemmungsgebiet, welches seine Ufer begleitet. Merkwürdigerweise bringen seine Gewässer keine Fruchtbarkeit in die Wüste. Es fehlt noch die menschliche Hand, um das große Werk zu beginnen. Das Fort Yuma, an der Stelle, wo die Eisenbahnbrücke den Strom kreuzt, liegt in einer Oase. Durch mühsame Zucht ist hier eine Anlage mit tropischer Vegetation erzeugt worden, ein kleiner Vorgeschmack der Herrlichkeiten Californiens.

Am Bahnhof hatte sich eine Menge von Indianern eingefunden, welche mit ihren primitiven Erzeugnissen Handel trieben. Meistens schienen es sehr degenerirte Leute zu sein, doch fand man auch einzelne prächtige Gestalten darunter. Sie verkaufen den Reisenden geschnitzte Bogen und Pfeile, Thonfiguren und kleine Gefäße. Die Dinge sind echt indianisch, in keiner Weise noch vom Fremdenverkehr beeinflußt; die Indianer machen hier in Berührung mit der Zivilisation keinen sehr intelligenten Eindruck; die alte Frau, welcher ich etwas abkaufte, war abschreckend häßlich mit ihren blauschwarzen Haarsträhnen und den farbigen Strichen im Gesicht; sie schien sehr stupid und fast thierisch zu sein.

Die Weiterfahrt brachte uns sogleich wieder in ein geologisch interessantes Gebiet, auf alten Meeresgrund. Bis hieher und noch weiter nach Norden zog sich einst der Golf von Californien. Die Landschaft erscheint fast, als habe sich das Meer kaum erst zurückgezogen. Der Boden ist glatt und voller Risse, hier und da sind große Becken mit ungeheuren auskrystallisirten Salzmassen angefüllt. Hier wächst kein Grashalm und lebt kein Thier. Eine trostlose Wüste dehnt sich unabsehbar weit: ihr vermag nur die Fata morgana Reize anzudichten: unser Zug ließ sie stundenlang einem schimmernden See entgegenfahren, dessen Gestade niemals näher kommen wollten.

Eine dürre Bergkette mußte noch überwunden werden, dann ging's hinunter nach Californien! Welche Wonne nach all diesen Wüstentagen, als wieder ein feuchter Wind die Stirn umfächelte, als zum erstenmale grüne Wiesen auftauchten. An den Bahnhöfen standen Palmbäume und rauschten die malerischen Eukalypten. Obstpflanzungen bedeckten die reichen Hänge, Herden und verstreute Ansiedelungen mehrten sich. Meilenweit sah das Auge nichts als Kirschen-, Pflaumen- und Traubengärten, dazu eine wilde subtropische Vegetation. Welch üppiges Land, das südliche Californien!

Noch einmal sollte ich diese Erlösung von der Wüste durchkosten, als einige Tage später mein Zug, von Los Angelos kommend, nach Mittelcalifornien hinabfuhr. Vorher hatten wir in mehreren Stunden die Mohavewüste durchkreuzt. Einige Wüstenschauspiele waren mir aufgehoben worden, die ich hier in vollendeter Weise zu sehen bekam. Im allgemeinen bot sich dasselbe Bild wie bei den früheren Wüsten: hier waren wieder die Kakteen von Yuccas abgelöst; während aber die mexicanische Art kärgliche Blattbüschel besessen hatte, waren sie hier zylindrisch in die Länge gezogen. Die Bäume waren verzweigt wie in Südmexico, während die Art in Nordmexico, welche sich während der Durchfahrt in voller Blüthe befand, meist einfache Stämme besessen hatte. — Salzseen und trockene Kalisalzlager gab es auch hier; die größere Nähe der Kultur bezeichneten bei den letzteren Ansiedelungen, welche zur Ausbeutung der werthvollen Salze mitten in der Wüste entstanden waren.

Ueberall auf der Fahrt hatte ich wenig von der Thierwelt der Wüste zu sehen bekommen; die scheuen Thiere fliehen vor der lärmenden Eisenbahn. Begibt man sich einige Schritte abseits von einer Station, so sieht man wohl eine Schlange über die dürre Erde kriechen, eine Maus oder ein kleiner Vogel flieht vor dem Fremdling: alle sind sie gelbgrau, in die Uniform der Wüste gekleidet. Am Wege liegt wohl der Schädel eines gefallenen Stiers oder Pferdes, durch dessen Augenhöhlen eine graue Eidechse huscht: Fliegen und vielleicht einige Aaskäfer suchen die geringe Feuchtigkeit unter den längst gebleichten Thierresten.

Auf der Paßhöhe, mitten in der Mohavewüste, überraschte uns während des Aufenthalts ein furchtbarer Sandsturm. Die feinen Gesteinssplitter schwirrten mit furchtbarer Gewalt durch die Luft, drangen ins Gewebe der

Kleider und durch die Strümpfe, verletzten die Haut und die Augen. Es war unmöglich, im Freien verweilen: die Luft war buchstäblich verfinstert. Wir flohen zu unsern Eisenbahnwagen, welche in wenigen Minuten centimeterhoch mit Sand bedeckt worden waren. Der Zug sauste davon, die Berge hinab, und als die Steinchen Mittelcaliforniens um uns rauschten, war ich froh, für lange Zeit nichts mehr von der Wüste mit all ihrer Schönheit sehen zu müssen.

Francisque Sarcey.

Der „Fürst der Kritik", den man auch gern seiner bekannten Bonhomie wegen nach dem Beispiel des Gründers des Chat-Noir als Allerweltsonkel traktirte, starb am 16. Mai nach Mitternacht in seinem Bett in der Rue Doual an einer akuten Lungenentzündung, die er am Mittwoch vorher, 10. Mai, beim Nachhausefahren aus dem Ambigu aufgelesen. Ich habe mir diesen Tod immer anders gedacht, ich glaubte, Sarcey könne nicht anders sterben, als an einem Schlagfluß in seinem Sperrsitz während der ergreifendsten Scene eines schwarzen Melodrams oder beim heitersten Scherz eines ausgelassenen Vaudeville, wo der dicke alte Herr jeweilen, wie er in seiner Kritik bekannte, à ventre déboutonné zu lachen pflegte. Auf dem Felde der Ehre ist der unermüdliche Theatergänger, der mit Ausnahme des Sonntags jeden Abend im Theater zubrachte, dennoch gefallen, denn die Première des Ambigu war sein letzter Ausgang gewesen und die Heimfahrt brachte ihm die tödliche Erkältung. Noch am Samstag, als die Aerzte bereits erklärt hatten, daß sie nur noch geringe Hoffnung haben, kostete es den Angehörigen des alten Herrn die größte Mühe, ihn zu verhindern, zu Feder und Papier zu greifen, um seine am Sonntag Abend erscheinende Theaterchronik für den „Temps" zu schreiben. Seit der Gründung des „Temps" im Jahre 1867 hatte Sarcey diese Wochenchronik nur einmal ausgesetzt, als er im Jahre 1884 drei Wochen lang wegen einer Augenoperation im Spital zubringen mußte. Der Verzicht war am letzten Samstag um so härter, als das neue Volksdrama des Ambigu ein Erfolg war und Sarcey für diese Gattung eine gewisse Vorliebe besaß. Die Schwäche des berühmten Kritikers für dergleichen rohe Volksstücke und für epileptische Possen, wo die komischen Effekte an den Haaren herbeigezogen werden, ist ihm oft zum Vorwurf gemacht worden, aber er pflegte nicht ganz mit Unrecht zu entgegnen, daß er an jede Gattung dramatischer Hervorbringung einen besonderen Maßstab anlege und daß ihm daher ein Melodram oder ein Vaudeville, das den Gesetzen seiner Gattung entspreche, lieber sei, als eine verfehlte Tragödie oder ein langweiliges Charakterlustspiel. Gerade weil er an die Stücke höherer Ordnung einen hohen Maßstab anlegte und dadurch seine Achtung für diese Kunst bezeugte, kam er dazu, eine Vorliebe für die Stücke niederer Ordnung zu empfinden, wo er viel öfter die besonderen Bedingungen der Gattung erfüllt fand. Er war überhaupt einer der strengsten Vertreter der Unterscheidung der Gattungen und hatte sich im Laufe der Jahre ein ziemlich engherziges Ideal des gut gemachten Theaterstücks zurechtgezimmert, das er den jüngeren Generationen von Schriftstellern umsonst aufzuzwingen suchte. „Das ist theatermäßig" und „das ist nicht theatermäßig" („ceci est du théâtre", „celà n'est pas du théâtre"), waren Formeln, die in seinen Kritiken nur zu oft wiederkehrten. Aber Sarcey's Autorität wurde durch eine gewisse Enge des Gesichtskreises, in dem z. B. Shakespeare nie ganz Platz gefunden hat, nicht beeinträchtigt, weil ein ungemein reicher Schatz an Erfahrung in Theaterdingen und eine starke Dosis nüchternen Verstandes die Mängel seiner Theorie ausglichen. Merkwürdigerweise ist er bis an seinen Tod allen Bitten der Verleger gegenüber taub geblieben, die ihn aufforderten, entweder ein Buch über die Theorie des Dramas zu schreiben oder wenigstens seine beliebten und gefürchteten Kritiken des „Temps" in Buchform zu fassen. Sarcey, dessen Ruf jetzt allein auf der Theaterkritik und der Theaterkonferenz, einer von ihm gegründeten Redegattung, beruhte, hat nur Bücher über andere Dinge veröffentlicht, über persönliche Erinnerungen, über die Belagerung von Paris im Jahre 1870, ferner eine gelungene politische Satire „Les Misères d'un Fonctionnaire chinois" (1882), worin er die französische Beamtenroutine lächerlich machte. In Ermangelung anderer irdischer Güter hinterläßt Sarcey nunmehr seiner Tochter, Frau Adolphe Brisson, seinen zwei Söhnen, von denen der jüngere noch auf der Schule ist, und seiner Wittwe zweiter Ehe die Sammlung seiner Feuilletons, die in ihrer Vereinigung eine wunderbare Theatergeschichte von 1867 bis 1899 darstellen werden.

Neben der Theaterkritik beschäftigte sich Sarcey auch mit allen anderen Zweigen der Journalistik. Von 1871 bis 1885, d. h. bis zum Tode seines besten Freundes About, war er ein eifriger Politiker in dem von About gegründeten „Dixneuvième Siècle". Er zeichnete sich da durch seinen Haß gegen die Klerikalen und gegen die Justiz aus. In den letzten Jahren machte er jedoch die Bewegung eines großen Theiles der französischen Bourgeoisie zur Annäherung an die Kirche mit, und so befindet sich heute sein jüngerer Sohn im vornehmsten und klerikalsten der Pariser Gymnasien, nämlich im Collège Stanislas. Wegen dieser Annäherung wagte er es in der letzten Zeit nicht, in der Dreyfus-Affaire Stellung zu nehmen. Er hatte auch die Politik mehr und mehr durch die Fragen des täglichen Lebens und des öffentlichen Unterrichts ersetzt, für den er sich als ehemaliger Normalien und Gymnasialprofessor von jeher stark interessirte. Er schrieb bis in die letzte Woche jeden Tag zwei Artikel, mit Ausnahme der Tage, wo er deren drei schrieb. Im „Figaro" nannte er seine Eier sehr zutreffend „Grains de bon sens" und im „Temps" „Fagots", indem er auf Molière's Wort anspielte: „Il y a fagots et fagots", und auch als „Sganarelle" Molière's zeichnete. Er verstand es hier so anregend zu wirken, daß sich seine Artikel sozusagen von selbst schrieben, denn er besaß immer eine Fülle von Briefen von Zeitungslesern, die von ihm Auskunft verlangten oder ihm Auskunft gaben. In letzter Zeit hatte z. B. eine lange Reihe von Artikeln über den von den Köchinnen erhobenen Sou vom Franken einen großen Erfolg. Sarcey konnte, wenn er wollte, sehr witzig und boshaft sein, aber im allgemeinen zeichnete er sich eher durch Gutmüthigkeit und Zugänglichkeit aus. Aus diesem Grunde hat es ihm als Theaterkritiker stark geschadet, daß sein alter Freund Claretie im Jahre 1885 die Direktion des Théâtre Français übernahm, denn von da an fand er manches schön an dieser Bühne, was er unter der Direktion Perrin sicher getadelt hätte. Trotz aller Fehler ist der 72jährige Kritiker im Sonntagsfeuilleton des „Temps" geradezu unersetzbar. Nur seinetwegen hatte der „Temps" am Sonntag eine stärkere Auflage als an den Wochentagen. Mag nun Direktor Hébrard den Kritiker der „Débats", Faguet, oder den des „Figaro", Henri Fouquier, oder einen Anderen berufen, Keiner wird eine solche Theaterliebe und Theaterkenntniß mit einer solchen Gabe lebhafter und leichtfaßlicher Darstellung verbinden wie Francisque Sarcey. F. V.

Mittheilungen und Nachrichten.

Nachklänge. Neue Gedichte und Novellen von Ferdinand v. Saar. Heidelberg, Verlag von Georg Weiß, 1899. — Ferdinand v. Saar ist der Typus eines Uebergangsdichters, einer jener Propheten, die wie Mose das neue Land sehen und zeigen, nicht aber selbst betreten durften. Können und Wollen standen bei ihm selten in Harmonie. Wie kaum ein zweiter Dichter in Oesterreich sah er frühzeitig die neuen Probleme und Pflichten der Kunst. Aber lösen und erfüllen konnte er sie nicht. Wie kaum ein zweiter Dichter in Oesterreich hatte er die sensibelste Witterung für den Gang der Zeit; aber das jede Zeit enthusiasmirende Werk hat ein Anderer geschrieben. Erfüllte sich aber die geahnte Zeit, dann mochte derselbe gute, weitsichtige und ach so zwiespältige Dichter nicht mit ihr gehen und wandte sich elegisch der Vergangenheit zu. Erst wenn das Leben abgeschlossen, verklärt im Strahle der Erinnerung hinter ihm lag, dann vermochte er ihm künstlerisch beizukommen, dann hielt er es in den zarten Aquarellmalereien seiner Novellen fest, und diese sind es denn auch, die seine künstlerische Stellung in unserer Literatur begründen. Diese Zwiespältigkeit seiner Persönlichkeit bekundet auch Saars neuestes Buch. Er nennt es „Nachklänge" — und gibt in einem Wort das elegische Geständniß des Alters. Saar steht jetzt im 66. Lebensjahre, da schlägt man keine neuen Töne mehr an, wenn man nicht zufällig ein Genie wie Goethe ist. In diesen „Nachklängen" bietet Saar Lyrisches, Dramatisches, Novellistisches. Er räumt auf, als hätte er schon abgeschlossen, was wir trotz seiner Jahre doch noch nicht für ausgemacht halten. Zum mindesten wird Saar als echter Lyriker, der er ist, noch ein und das andere Lied schreiben, weil er vom Singen nicht früher lassen kann, als bis er stirbt. Die neuen Gedichte, die er mittheilt, ergänzen seine größere Sammlung „Gedichte", die Jakob Minor in seinem schönen Essay über unsern Dichter ausführlich gewürdigt hat, in allen Partien. Sie schlagen soziale Töne an, geben Naturbilder, Gestalten, persönliche Stimmungen, Wiener Elegien. Eines der schönsten Gedichte, das „Lied der Armen im Winter", hat Saar aus der ersten Auflage seiner „Gedichte" mit einigen Veränderungen herübergenommen, da er es in der zweiten Auflage weggelassen hatte. Am merkwürdigsten von den neuen Versen sind aber jene, in denen er Stellung zur Gegenwart nimmt: „Die Entarteten", „Germania", „Der Dichter", „Das Drama", „Italien", „Arthur Schopenhauer" u. a. Wenn Saar die Entartung in der Literatur beklagt, so wird Jedermann damit einverstanden sein; es ist auch keine neue, sondern fast schon eine wieder alt gewordene Klage. Wenn er aber den Untergang des rhetorischen Jambendramas beklagt, oder darüber trauert, daß Schopenhauers unfruchtbarer Pessimismus aufgehört hat, Mode zu sein, aber sich noch jener Zeit zurücksehnt: „Als uneinig du (deutsches Volk) noch träumtest von Einigung — Und von Rothbarts Erwachen, — Der da still im Kyffhäuser schlief", aber singt: „Jetzt, da die Welt an des Jahrhunderts Wende, — Dem Erhabenen feind, sich gänzlich hingibt — Platter Gegenwart und Vergangenes abweist — Schnöd mit Verachtung" — dann müssen wir doch sagen, daß derselbe Saar, der bisher mit seiner Zeit so gut zu gehen verstand, ja ihr in seinen Novellen mancherlei Konzessionen machte, nun doch auch stehen geblieben ist und die Fühlung mit ihr verloren hat. Allerdings: als Dichter des Zwiespalts bleibt er sich so treu bis ans Ende: der Wiener „Anisomeur". Von den übrigen Gaben seines neuen Buches haben uns die Dramenfragmente am meisten angesprochen. Es sind erste Akte zu einem „Ludwig XVI." und einem „Benvenuto Cellini", die lebhaft bedauern lassen, daß der Dichter nicht über sie hinausgekommen ist. Im „Ludwig XVI." setzt die Handlung in dem Moment ein, wo das tragische Königspaar Ludwig und Marie Antoinette von Frankreich unfreiwillig wieder in die Tuilerien einquartiert wurde, nachdem es auf seiner Flucht ins Ausland in Varennes aufgehalten worden war. Die Charakteristik des Königspaares gehört zum Besten, was Saar geschrieben hat: wahre historische Portraits. Im „Benvenuto Cellini" hatte er vermuthlich die Absicht, die Tragödie eines Künstlers darzustellen, der sich von einem größeren Genius seiner Zeit verdunkelt fühlt. Manches persönliche Bekenntniß scheint in dieses Stück eingeflossen zu sein, da Saar — wie sein Gedicht „Einem Zeitgenossen" verräth — sein eigenes Schicksal unter dem gleichen Gesichtspunkt betrachtet. Indeß lößt sich aus beiden Expositionen schwer errathen, wie Saar die Handlung weitergeführt hätte; auch darum dürften die beiden Dramen Fragment geblieben sein. Von den drei Novellen des neuen Buches: „Doktor Trojan", „Conte Gasparo" und „Sündenfall" hat uns nur die erste recht gefallen; sie erzählt eine wirklich tragisch ergreifende Geschichte, zwar in der unvermeidlichen Ich-Form Saars, aber doch schlicht, warm und anziehend, wie nur eine Novelle aus seiner besten Zeit.

M. N-r.

Percy Bysshe Shelley. Von Helene Richter. Mit dem Bildniß des Dichters. Weimar, Verlag von Emil Felber 1898. — In dem Freundespaar Byron und Shelley gipfelt die englische Literatur des 19. Jahrhunderts gerade so wie die klassische deutsche in Goethe und Schiller. Nur daß die beiden Engländer vermöge der dämonischen Gluth der Leidenschaft, die in ihnen loderte — man sprach von Byrons Satanismus —, sich zu Wortführern des politischen und religiösen Radikalismus aufwarfen, die nicht nur gegen alles Bestehende in Staat und Kirche ihre flammenden Verse richteten, sondern auch durch ihr Verhalten zeigten, daß sie das gesellschaftliche Herkommen, das in England größere Macht hat als anderswo, zu sehr verachteten, um es zur Richtschnur ihres Handelns zu machen. Ihres Bleibens war deßhalb auch nicht in England, wo sie im Gegentheil als die unsittlichsten und verworfensten Menschen galten — ein englischer Offizier streckte Shelley, als er ihn in Italien traf und seinen Namen hörte, mit einem Faustschlag zu Boden. Die Ideen der französischen Revolution, ohne deren Berücksichtigung beide Dichter nicht zu verstehen sind, hatten in ihnen ein durch die herrschende Reaktion auf allen Gebieten geweckte Nachleben gefunden; die entscheidende Wendung der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts, die die öffentlichen Zustände wiederum in den Kreis ihrer Stoffe zog, hatte auch sie beeinflußt. Es ist das ein lehrreiches Beispiel, wie die neuere Literatur ihren nationalen Charakter abgestreift hat und zur Weltliteratur geworden ist. Es ist keine Kulturströmung in irgend einem Lande denkbar, die nicht ihre Nachwirkung auf alle Theile der zivilisirten Welt ausübte —, natürlich verschieden je nach der Empfänglichkeit der einzelnen Völker für fremde Einflüsse.

Im Verhältniß zu Byron ist Shelley abstrakter, seine Figuren entbehren der festen, historischen Realität, der greifbaren Persönlichkeit, sie zerflattern wie Nebelgebilde. Daher auch seine Unpopularität. Es ist daher kein Zufall, daß er viel unbekannter ist als sein großer Freund. Das Buch von Helene Richter ist deßhalb um so willkommener zu heißen, als es wirklich mit liebevollem Eingehen in die rätsel- und widerspruchsvolle Persönlichkeit, die es zu schildern unternimmt, geschrieben ist — eine Leistung, die der Unbefangenheit der Verfasserin umsomehr zur Ehre gereicht, als wir uns daran gewöhnt haben, solche Charaktere wie Byron und Shelley, deren Leidenschaft sie in ungeregelte häusliche Verhältnisse gestürzt hat, dem weiblichen Verständniß ferner gerückt zu sehen. Auch der Bedeutung Shelley's als Dichter wird das Buch gerecht: die theilweise sehr eingehenden Analysen der Werke bekunden ein feines Verständniß für die Eigenart Shelley's; nur hätten wir ab und zu eine schärfere Kritik gewünscht. Vermißt haben wir in dem Buche eine zusammenfassende Würdigung Shelley's, sowie seiner Stellung in der Entwicklung der englischen Literatur.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

* **Ein altgriechisches Wiegenlied** sollen wir in unserm allgemein verbreiteten Heiapopeia besitzen. Ein bayerischer Herzog hatte, so wird in der „K. Volksztg." erzählt, eine Prinzessin vom griechischen Kaiserhof in Konstantinopel zur Gemahlin. Diese dichtete selbst für ihre Kinder ein Wiegenlied mit dem Refrain: „heude mu paidion, heude mu pai (*εὐδέ μου παιδίον, εὐδέ μου παῖ*)", zu deutsch: „Schlafe, mein Kindlein, schlafe, mein Kind." Im Munde der des Griechischen unkundigen Wärterinnen wurde daraus das bekannte Heiapopeia. Bis heute hat in Bayern,

Digitized by Google

überhaupt in Süddeutschland, die Form des Refrains eine größere Aehnlichkeit mit dem ursprünglichen griechischen Wortlaut bewahrt; man singt dort: „Heidi po peidi, heidi po pei.“

* **Reichs-Limes-Museum.** Die Kontroverse, ob die Saalburg bei Homburg der rechte Platz für das zu errichtende Reichs-Limes-Museum sei oder nicht, darf nunmehr als erledigt angesehen werden, nachdem der Deutsche Kaiser bei seiner jüngsten Anwesenheit auf der Saalburg am 15. Mai sich zugunsten dieser altehrwürdigen und durch landschaftliche Reize ausgezeichneten Stätte ausgesprochen hat. Derselbe berief nach beendeter einstündiger Besichtigung der Rekonstruktionsarbeiten den Bürgermeister von Homburg, Hrn. Dr. Tettendorn, zu sich, und forderte ihn auf, dieser gemeinnützigen Sache seine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Das Museum werde neben seiner hervorragenden Bedeutung für die Alterthumsforschung zugleich ein bleibendes Denkmal für seinen hochseligen Vater sein, der diese Stelle lieb gehabt und sie von Homburg aus so oft besucht habe. Der Haupttheil der Kosten müsse selbstredend aus öffentlichen Mitteln aufgebracht werden; doch wäre es ihm aus dem eben erwähnten Grund angenehm, wenn auch auf privatem Weg etwas beigesteuert werde. Die Stadt Homburg hat soeben unter dem Eindruck der kaiserlichen Erklärung und in Würdigung der Bedeutung des Museums für unsern Badeplatz 10,000 M. spontan bewilligt. Es ist nicht zu bezweifeln, daß dieses gute Beispiel nicht nur in den Kreisen der wohlhabenden Homburger und Frankfurter Bevölkerung, sondern weit darüber hinaus lauten Wiederhall finden wird. Die Gesammtkosten des Unternehmens werden auf 350,000 bis 400,000 M. geschätzt. Der Kaiser hat bereits aus eigenen Mitteln 40,000 M. beigesteuert, die zum Wiederaufbau der Porta decumana und der anschließenden Mauern verwandt worden sind.

□ **Würzburg**, 19. Mai. Die Fachvertretung in der Archäologie für den verstorbenen Professor Dr. Sittl wird Privatdozent Dr. H. Bulle in München für dieses Sommersemester übernehmen.

* **Leipzig.** Am 18. Mai abends verschied der ordentliche Honorarprofessor der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. Ludwig v. Strümpell, Exzellenz, kaiserl. russ. wirklicher Staatsrath und emeritirter Professor der Universität Dorpat, ein als Philosoph und Pädagog in gleich hervorragender Weise bekannter Gelehrter. Er war 1812 in Schöppenstedt geboren, hatte unter Herbart in Königsberg Philosophie studirt und sich 1843 an der Universität Dorpat habilitirt, wo er 1845 zum außerordentlichen, 1849 zum ordentlichen Professor der Philosophie und Pädagogik ernannt wurde. Im Jahre 1870 schied er aus dem russischen Staatsdienst und siedelte nach Leipzig über. Hier wirkte er noch zwei volle Jahrzehnte hindurch in außerordentlich erfolgreicher Weise als akademischer Lehrer. Neben seinem Lehramt hat Strümpell, als einer der bedeutendsten Vertreter und Fortentwickler der Herbart'schen Philosophie, der gegenüber er aber stets einen selbständigen Standpunkt einnahm, eine höchst fruchtbare literarische Thätigkeit entfaltet. In den 30er und 40er Jahren schrieb er u. a.: „Erläuterungen zu Herbarts Philosophie“, „Die Hauptpunkte der Herbart'schen Metaphysik“, „Die Pädagogik der Philosophen Kant, Fichte, Herbart“, „Vorschule der Ethik“, „Entwurf der Logik“. In seinen Leipziger Jahren entstanden u. a. die Hauptwerke: „Der Kausalitätsbegriff und sein metaphysischer Gebrauch in der Naturwissenschaft“, „Psychologische Pädagogik“, „Grundriß der Psychologie“, „Einleitung in die Philosophie vom Standpunkt der Geschichte der Philosophie“, „Gedanken über Religion und religiöse Probleme“, „Die pädagogische Pathologie oder die Lehre von den Fehlern der Kinder.“ Sein letztes größeres, nicht vollendetes, Werk handelt von der Geschichte der Metaphysik, Psychologie und Religionsphilosophie. In seinen letzten Lebensjahren las Strümpell ein vielbesuchtes Kolleg über die Unterschiede der Wahrheiten und der Irrthümer, dessen Konzept er vor zwei Jahren in Buchform herausgab.

* **Berlin.** Der Kehlkopfarzt Dr. Theodor Flatau ist als Lehrer der Stimmphysiologie und der Gesangshygiene an die hiesige kgl. akademische Hochschule für Musik berufen worden. Dr. Flatau hat in einer Reihe von Sonderarbeiten dieses Gebiet speziell gefördert.

* **Wien.** An Stelle des verstorbenen Dr. Karl v. Lützow und des in den Ruhestand getretenen Regierungsraths Dr. Joseph Bayer wurde der Professor an der deutschen Universität in Prag Dr. Joseph Neuwirth für das Fach der allgemeinen Kunstgeschichte an der hiesigen technischen Hochschule ernannt.

-ir. **Aus den Niederlanden.** In Groningen wurde das neuerbaute Botanische Laboratorium festlich eingeweiht, wobei Prof. Dr. J. van Moll eine Festrede hielt über: Unsre Laboratorien und die Wissenschaft. — Prof. Dr. J. van Bemmelen in Leiden feierte das Jubiläum seiner 25jährigen Lehrthätigkeit. Da er jedes Geschenk, das bei solchen Gelegenheiten hier üblicherweise dem Jubilar überreicht wird, ablehnte, so überwies er die Summe Geld, welche seine Schüler und Freunde zu diesem Zweck gesammelt hatten, dem Universitätsfonds in Leiden. — Für den neu zu errichtenden Lehrstuhl für Psychiatrie an der Universität Leiden soll Dr. G. Jelgersma, Direktor des Sanatoriums in Arnheim, in Aussicht genommen sein. — Der Arzt H. Timmer erhielt die Erlaubniß, sich als Privatdozent für orthopädische Chirargie an der Universität Amsterdam zu habilitiren. — Dr. J. Hoogvliet, Privatdozent für moderne und alte Sprachen an der Universität Leiden, eifert seit Jahren in Wort und Schriften für Reformen des Unterrichts in den alten Sprachen; ganz besonders wünscht er, daß man die bisherige Uebersetzungsmethode aufgebe und die alten Sprachen nach derselben (sogenannten direkten) Methode unterrichte, wie sie bei den modernen Sprachen mehr und mehr zur Anwendung kommt. Nachdem er dies selbst jahrelang im Privatunterricht gethan, tritt er jetzt mehr in die Oeffentlichkeit, indem er an den Gymnasien zu Leiden und im Haag Probestunden ertheilte, um zu zeigen, daß man auch den Unterricht im Griechischen nach genannter Methode ertheilen könne. Verschiedene Schulbehörden, auch der Minister, wohnten diesen Probestunden bei. Einen ausführlichen Bericht darüber findet man in der niederländischen Zeitschrift für Pädagogik und Unterricht (Tydschrift voor opvoeding en onderwys) vom 15. März.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

39. Jahresbericht über den Stand und die Wirksamkeit der Deutschen Schiller-Stiftung. Hggb. vom Verwaltungsrath. Vorort Weimar 1899. — Lili du Bois-Reymond: Das Haus Gerboth. Berlin, Wilh. Hertz 1899. — F. Erhardt: Wandluagen; Jul. Weil: Die Subalternen; Ida Peisker: Die Wildkatze. Romane. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. — L. v. Kobell: König Ludwig II. und Fürst Bismarck im Jahre 1870. 1. und 2. Aufl. — Dr. Osk. Baumann: Die Insel Pemba und ihre kleinen Nachbarinseln. (Wissenschaftliche Veröffentlichungen d. Vereins für Erdkunde zu Leipzig. 3. Bd. 3. Heft.) — Untersuchungen über die Lage des Hausirgewerbes in Oesterreich; Untersuchungen über die Lage des Hausirgewerbes in Deutschland. 4. Bd. (Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 80 und 82); Ludwig Felix: Der Einfluß von Staat und Recht auf die Entwicklung des Eigenthums. 2. Hälfte, 1. Abth. (Das Mittelalter.) Leipzig, Duncker u. Humblot 1899. — Dr. R. Blochmann: Luft, Wasser, Licht und Wärme. Vorträge. (Aus Natur und Geisteswelt.) Leipzig, B. G. Teubner 1899. — P. Heinr. Abel S. J.: „Los von Gott!“ 4 Konferenzreden. 2. Aufl. Wien, Verlag der „Reichspost“ 1899. — Heyne am Rhyn: Anti-Zarathustra. Gedanken über Friedrich Nietzsche's Hauptwerke. Altenburg, S.-A., Alfred Tittel 1899. — Graf L. Tolstoi: Auferstehung. 1. Lfg. Roman. Leipzig, Wilh. Friedrich 1899. — Die Gartenwelt. 3. Jahrg. Nr. 30. Berlin, Gust. Schmidt 1899. — M. Hesdörffer: Handbuch der praktischen Zimmergärtnerei. 2. Aufl. 1. Lfg. Ebd. 1899. — Du Cause de Nazelle: Mémoires du Temps de Louis XIV. Paris, E. Plon, Nourrit et Cie. 1899. — Charles Andler: Le Prince de Bismarck. Paris, Georges Bellais 1899.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Dienstag, 23. Mai. Nummer 116.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Leo XIII. als Bischof von Perugia. II. (Erster Theil.) Von Lic. theol. Leopold Karl Goetz. — Zur Erinnerung an August Kopisch. Von H. Jantzen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Leo XIII. als Bischof von Perugia.[1])

Von Lic. theol. Leopold Karl Goetz (Passau).

II.

Pecci in der Praxis.

Die Theorie, die ihren wesentlichen Punkten nach im Vorhergehenden charakterisirt wurde, setzte Pecci als Bischof in die Praxis um. Die klargelegten theologischen und kirchlichen Anschauungen waren die Grundlage, auf der er sein Bischofsamt ausübte.

Es ist kein Zweifel, daß er dank seiner jesuitisch einseitigen Erziehung, die ihn von aller modernen Wissenschaft und Geschichtsbetrachtung ferngehalten hatte, von seinen Ideen durchaus tief überzeugt war. Die scharfe, schneidige, rücksichtslose Art, mit der er sie allzeit vorträgt, zeigt, wie fest sie sein geistiges Eigenthum geworden, wie unzertrennlich sie von seinem Denken überhaupt waren, wie sie sein ganzes geistiges Wesen ausmachten. So mußte er denn in ihrer praktischen Ausführung auch mit großer Sicherheit auftreten. Die feste Ueberzeugung von seinen Ideen verschaffte ihm die selbstbewußte Kraft und sichere Energie seines Handelns, die ihn auszeichnet.

Es war natürlich, daß ein in so hohem Maße sich über seine Ziele klarer und in ihrer Verfolgung streng und energisch vorgehender Mann wie Pecci bald seinen Mitbischöfen geistig überlegen war. So ist es begreiflich, daß, obwohl er erst 36 Jahre alt war, als er das Bischofsamt übernahm, er doch in kurzer Zeit das geistige Haupt der umbrischen Bischöfe ward. Drei Jahre nach seinem Amtsantritt wurde das Provinzialkonzil zu Spoleto 1849 abgehalten. Dessen Beschlüsse sind, wie schon erwähnt, von seiner Hand und wohl auch sein Werk. Wir können sie also als das Aktionsprogramm ansehen, das er in den folgenden 29 Jahren seines Episkopats für seine Diözese aufgestellt hat, wie er es später als Papst für die katholische Kirche im ganzen zu verwirklichen suchte. Seine Erhöhung zum Kardinal schuf ihn auch dem äußeren Range nach zum Führer seiner Mitbischöfe und vollends vom Jahre 1860 an war er die Seele des klerikalen Widerstandes gegen das neue Königreich Italien. Es ist erklärlich, daß Pius IX. Pecci gern zu Visitationsreisen in anderen Diözesen verwendete, es zeugt das von der Werthschätzung, die der Papst der klugen und energischen Amtsführung Pecci's zollte.

Bei seiner bischöflichen Wirksamkeit kam Pecci seine frühere Thätigkeit als Verwaltungsbeamter in der Delegatur sehr zugute. Sichtlich war er mit großem Hang zu streng peinlicher Ordnung der Geschäfte begabt. Es zeigt sich das bei ihm als Bischof auch darin, daß er vor allem gründliche Ordnung in das Finanzwesen, Taxen und Abgaben brachte. Seine vielen Verordnungen an seinen Klerus, die Pastoralanweisungen, die Einsetzungen von Kommissionen zeichnen sich immer durch Klarheit der Anordnungen aus. In alle Einzelheiten geht Pecci ein, ganz detaillirte Anweisungen gibt er, gerade als ob er seinen ausführenden Organen nicht zu viel Tüchtigkeit und Arbeitskraft zutraute. Ein stark bureaukratischer Zug geht durch seine Einrichtungen, auch auf geistlichem Gebiet, wo das starre Schema störend wirkt. Das entsprach wiederum der Erziehung, die er selbst genossen hatte, der ins Einzelne gehenden Disciplin, die ihn als jungen Mann schon kein besonderes Bedürfniß nach Bewegungsfreiheit und Selbständigkeit hatte empfinden lassen. Sicherlich aber war seine Diözese in der Erledigung der Geschäfte und Aufrechthaltung der Ordnung eine der wohlbestelltesten.

Das allgemeine Ziel seiner bischöflichen Wirksamkeit war, wie oben schon ausgesprochen wurde: dem römischen Stuhl ein lange Zeit auch politisch ihm zugehöriges Land mit seiner Bevölkerung in treuer Ergebenheit zu erhalten.

Die eine große Hauptsorge seiner bischöflichen Amtsführung von ihrem Beginn bis zu ihrem Schluß war die Schaffung eines brauchbaren, guten, wohldisciplinirten Klerus. Von Anfang seiner Thätigkeit an sprach er es aus, so besonders eindringlich in der Einleitung zu den Beschlüssen des Provinzialkonzils zu Spoleto und dann in diesen selbst, wie nothwendig eine Hebung des Klerus und seiner Disciplin sei. Denn das Beispiel des Klerus übe einen großen Einfluß auf die Laienwelt aus. Die Religiosität der Gläubigen hänge geradezu ab von der sittlichen Qualität und dem Seeleneifer des Klerus.

So war denn seine Sorge zunächst den Theologiestudirenden in hohem Maße gewidmet; sie spiegelt naturgemäß die Bildung wieder, die er selbst bei den Jesuiten empfangen hatte.

Das authentische Manuskript bei O'Reilly (S. 86) sagt hierüber: „Daß dem Diözesan-Seminar, der Pflanzschule des Klerus der Diözese, höchste Sorgfalt und Aufmerksamkeit gewidmet wurde, ist natürlich. Der Bischof sprach von ihm nur als von seinem Augapfel. Dasselbe war im Jahre 1571 vom Kardinal Fulvio della Corgna, Bischof von Perugia, gegründet worden und war besonders dem Bischof Napoleone Comitalini, einem von Monsignor Pecci's letzten Vorgängern, ein Gegenstand besonderer Fürsorge gewesen. Das Seminar stieß dicht an den bischöflichen Palast, und der neue Bischof faßte alsbald nach seiner Erhebung den Plan, die Seminargebäulichkeiten durch direkte Verbindung mit der bischöflichen Residenz zu erweitern und zu dem Ende den Flügel derselben, welcher an das Seminar stieß, hochherzig den Seminarzwecken zu opfern. Monsignor Pecci ging so weit, daß er aus seinem Privatvermögen in den Jahren 1846—1850 — und er war nicht reich — 6000 römische Kronen zur Ausführung aller dieser Verbesserungen hergab."

[1]) Vgl. die Nummern 77 und 78 d. J. der Beilage.

„Zur selben Zeit war seine vorzügliche Aufmerksamkeit auf die Hebung des Unterrichts und der Erziehung in diesem Institut gerichtet. Er stiftete neue Professorenstellen und suchte für dieselben die besten Lehrer aus, die er finden konnte. Nichts wurde gespart, was irgend den Eifer in den Studien anfeuern konnte, so daß das Seminar von Perugia bald in Umbrien und den Nachbarprovinzen des größten Rufes sich erfreute." Pecci griff auch öfter direkt in den Betrieb des Seminars ein und jedenfalls war seine Ueberwachung des Studienganges und der Ordnung so groß, daß Professoren wie Studenten seines unmittelbaren Eingreifens sich ständig gewärtig halten mußten. Seine Sorge ging so weit, daß er selbst aus eigenen Mitteln zwei Professoren für Liturgik und geistliche Beredsamkeit bezahlte. Sein genauer Studienplan für die Seminare ist niedergelegt in den Bestimmungen des Provinzialkonzils von Spoleto. Nach der ausführlichen Studienordnung sollten die Seminaristen zunächst studiren: italienische, lateinische, griechische und hebräische Grammatik, Arithmetik und Geographie, dem Pensum unsrer unteren Gymnasialklassen entsprechend in fünf Jahren. Die nächsten drei Jahre, unsern oberen Gymnasialklassen entsprechend, waren ausgefüllt mit den Studien der sogenannten Humanität und Rhetorik. Unserm Universitätsstudium entsprechen vier weitere Jahre, in denen zunächst die gesammte Philosophie, Logik, Metaphysik, Ethik, danach Mathematik und Physik zu studiren sind. Hierauf folgt die eigentliche theologische Ausbildung. Sie umfaßt das Studium der dogmatischen, scholastischen und Moraltheologie und der heiligen Schrift, ferner des kanonischen Rechts und einigermaßen der Zivil- und Kriminalgesetze, der Kirchengeschichte, Geographie, Chronologie, der theoretischen und praktischen Liturgik und der geistlichen Beredsamkeit.

Pecci gibt indeß sofort zu, daß dieser Studienplan nicht in allen Diözesen werde beobachtet werden können, und diesem Schaugericht, das der Studienplan offenbar ist, gegenüber stellt er einen kleineren Studienplan auf. Dieser wird wohl in der Regel durchgeführt worden sein und er zeigt uns, was den Theologiestudirenden wirklich als geistige Speise geboten wurde. Aus der dritten Abtheilung des großen Studienplanes, also dem Studium der Philosophie und Theologie, ist als Lehrgegenstand nur angeführt Logik und Metaphysik, Ethik und Physik, Moraltheologie mit wenigstens etwas Dogmatik und Kenntniß der Liturgik. Es ist bezeichnend und entspricht der oben öfter gekennzeichneten dogmatischen Betrachtungsweise Pecci's, daß die Kirchengeschichte und Bibelwissenschaft in diesem eisernen Bestand seiner theologischen Wissenschaft keinen Platz haben. An einer anderen Stelle zählt Pecci die Gegenstände für das theologische Examen vor der Ordination auf, nämlich aus der dritten Abtheilung die Philosophie, den ganzen Kurs der Moraltheologie, dazu Dogmatik und Liturgik, wenigstens soweit sie dem Priester zur richtigen Erfüllung seines Amtes nothwendig sind. Das ganze Studium läuft also hinaus auf eine nothdürftige Abrichtung zum Messelesen und Beichthören. Das Studienideal, das Pecci da verfolgt, ist das des tridentinischen Seminars, in dem der Klerus lediglich nach dem Willen des Bischofs, ohne daß der Staat etwas einzureden hätte, erzogen wird, nach Pecci's Anschauung fern von schlechten Beispielen und der Verführung der Welt.

Der Minister Pisanelli versuchte im Jahre 1864 in diesen Studienbetrieb etwas einzugreifen, es erfolgte aber ein energischer Protest der umbrischen Bischöfe dagegen, daß der Staat unter dem Vorwand, die Moral, die Hygiene und die Beobachtung der staatlichen Vorschriften kontroliren zu wollen, sich in die lediglich der Kirche unterstehende Ordnung der Seminare mische. Der Biograph Leos XIII., O'Reilly, S. 93, rühmt Pecci's praktischen Sinn, als die Regierung im Jahre 1872 ihr Studienprogramm erließ. „Pecci hatte den Takt, einen solchen Unterrichtsplan für das Seminar zu entwerfen, daß alle neu eingeführten Unterrichtsgegenstände ihre Stelle fanden, ohne daß der Ernst des früheren Studienganges, welcher so viele ausgezeichnete Männer für die Kirche und weltlichen Aemter herangebildet hatte, beeinträchtigt wurde. Besonders war er darauf bedacht, daß seine Seminare die vollständige Ausbildung in allen Gegenständen gewährten, welche von Seiten der Regierungsexaminatoren von den Bewerbern um akademische Grade verlangt wurden."

Pecci erzog seine Kleriker von klein auf unter strenger Disciplin fern von aller Berührung mit der Außenwelt. Für ihre aszetische Ausbildung verfaßte er selbst eine Schrift „Die Uebung der Demuth", die nach den Widmungsworten der Schrift „An die Zöglinge seines Seminars" die Grundlage der christlichen Vollkommenheit sein soll. Als theologische Lehrbücher schrieb er die „Theologischen Vorlesungen" des bekannten römischen Dogmatikers P. Johannes Perrone, der auch sein Lehrer gewesen war, für die Moral die „nach dem Sinn des hl. Alphons von Liguori" verfaßte „Allgemeine Moraltheologie" von P. Scavini vor.

Es wäre Pecci's Wunsch gewesen, alle seine Kleriker im Seminar zu erziehen, da das aber wegen Platzmangel nicht anging, so sorgte er wenigstens auf andere Weise dafür, die Disciplin über die außer dem Seminar befindlichen Kleriker aufrecht zu erhalten. Er unterstellte sie zu diesem Zweck einem eigenen geistlichen Inspektor und schrieb eine genaue Lebensordnung für sie vor, auch zur Erfüllung ihrer religiösen Pflichten des täglichen Gebetes, des Messehörens, der Theilnahme an den sonntäglichen Konferenzen der Missionspriester vom hl. Vincenz (Lazaristen). Besonders dringend aber legte er ihnen den ständigen und fleißigen Besuch der von ihm neu eingeführten Seminarvorlesungen über Liturgik und geistliche Beredsamkeit ans Herz. Auch bei ihrem Studiengang legte Pecci offenbar das Hauptgewicht auf die elementare Ausbildung für die Praxis.

Außer der erwähnten Studienordnung erließ das Provinzialkonzil von Spoleto in Pecci's Geiste noch eine ganze Menge von Disciplinarvorschriften für die verschiedenen Klassen von Geistlichen theils hinsichtlich der Verrichtung ihrer Amtspflichten, theils hinsichtlich ihres sittlichen Lebenswandels bis zu den Einzelheiten der Kleiderordnung, der Form und Farbe der Kleider, der Jagd, des Wirthshaus- und Cafébesuches, den er besonders verabscheute, des Verkehrs mit Laien, der Uebernahme von Lehrerstellen u. dgl. In der Anweisung für ihre Amtsführung legte er besonderes Gewicht auf die Exerzitien, die geistlichen Uebungen, an denen alle Geistlichen mindestens alle zwei bis drei Jahre theilnehmen sollten. Gegenüber den modernen Angriffen auf die Kirche wünschte er, daß seine Geistlichen darauf geschult seien, den Gegnern Rede und Antwort zu stehen, andrerseits warnte er, zumal die jüngeren Kleriker, vor Freundschaft und Gesprächen mit den Führern der antikirchlichen Partei und vor der Lektüre antikirchlicher Bücher, Zeitungen und Schriften, damit sie nicht von dem Gift des Irrthums angesteckt würden. Erwähnung verdient auch und besonders bezeichnend für den Zustand des Klerus ist die Vorschrift an die Pfarrer, sie sollten bei Beerdigungen, zumal bei solchen armer Leute, in christlicher Liebe die ihnen zukommenden Gebühren mit nicht gar zu großer Härte eintreiben. Den Beichtvätern wurde als Handbuch für die Praxis in erster Linie empfohlen Die Anleitung zur Verwaltung des hl. Bußsakraments vom hl. Alphons von Liguori. Zur Lösung schwieriger etwa vorkommender Fälle in der Beichtpraxis sollten die Geistlichen eigene Konferenzen abhalten. Für die neu-

Digitized by Google

geweihten Priester schrieb er für die Dauer von zwei Jahren wiederum das Studium der Liturgik besonders vor. Den Zeitumständen entsprechend legte er viel Gewicht auf die Hebung der Predigt. Schon zu Spoleto 1849 hatte er die Aussendung besonders tüchtiger Prediger in die Diözese gewünscht und 1876, am Ende seines Episkopats, gründete er einen eigenen Predigerbund, der um so nothwendiger war, als ihm seit Unterdrückung der geistlichen Orden eine große Zahl eifriger Missionäre fehlte. Auch hier gab er in ganz bureaukratischer Weise bis ins Einzelne gehende Regeln. Die Theilnahme am Bund verkündete er als ein Mittel, bei kirchlichen Beförderungen besonders berücksichtigt zu werden.

Der Geist und die Richtung, in der die Studien betrieben wurden, entsprach ganz der Bildung, die er empfangen hatte, das System des hl. Thomas von Aquin beherrschte das ganze Studium der Theologie und Philosophie. Als Gipfelpunkt des theologischen Studiums galt ihm schon 1849 zu Spoleto die Gründung einer Akademie, in der die Theologen streng nach dem System des hl. Thomas geschult würden. Im Jahre 1858 entwarf er die ausführlichen Regeln einer Akademie des hl. Thomas, die kriegerischen Ereignisse der 60er Jahre verhinderten ihn an ihrer praktischen Durchführung und erst im Jahre 1872 konnte er die Akademie wirklich gründen. Als ihren Arbeitszweck gibt das von ihm entworfene Reglement an: die Betreibung theologischer und philosophischer Studien mit Rücksicht auf die neuen Irrthümer gegen den Glauben und die gesunde Philosophie auf der ständigen Grundlage der Werke des hl. Thomas. Im Jahre 1875 richtete er mit seinen umbrischen Mitbischöfen an Pius IX. das Begehren, das er als Leo XIII. selbst verwirklichte, der Papst möge den hl. Thomas zum Patron und Führer in den Studien für sämmtliche katholische Schulen erklären.

Pecci wußte, daß es in der kritischen Zeit, da Umbrien dem Kirchenstaat entrissen war, viel auf die Haltung des Klerus ankam. Er erließ darum im Jahre 1866 einen eigenen Hirtenbrief „über das Benehmen des Klerus in den gegenwärtigen Zeiten", in dem er den Priestern vor allem die Tugenden ans Herz legte, deren eifrige Uebung die damalige Lage der Kirche verlangte: Heiligkeit und Wissenschaft. Das authentische Manuskript bei O'Reilly (S. 95) sagt: „Im Jahre 1866 zeichnete ein Rundschreiben allen Priestern die Linie des Verhaltens vor, welche sie inmitten der über das Land gekommenen traurigen Zustände im Geiste der geistlichen Klugheit und der priesterlichen Mäßigung zu beachten hätten."

Auch für die Hebung der materiellen Lage der Geistlichkeit sorgte Pecci nach Kräften.

Im Jahre 1873 gründete er den Verein vom hl. Joachim als eine private Kasse zur Unterstützung armer und kranker Geistlicher.

Bei dieser Schulung des Klerus läßt sich denken, wie Pecci die Priester beurtheilte, die Hinneigung zum neuen Königreich Italien zeigten, und wie scharf er sie verdammte.

Im allgemeinen stellte er am Ende seiner bischöflichen Wirksamkeit seinem Klerus das Zeugniß aus, daß er nie an seiner Pflicht zum Verräther geworden sei und es auch in Zukunft nie werden werde.

Die zweite Hauptaufgabe seiner bischöflichen Amtsführung erstreckte sich auf seine Gläubigen, auf deren religiös-sittliche Hebung und Erhaltung in treuer Anhänglichkeit gegen die römische Kirche und den Stuhl Petri. Diese Seite seiner Amtsthätigkeit läßt sich in drei Abtheilungen zergliedern: Seine Wirksamkeit auf dem Gebiet der Jugenderziehung, seine Bemühungen, das allgemeine religiös-sittliche Leben seiner Diözesanen zu fördern, seine Hülfe auf sozialem Gebiet durch verschiedene Wohlfahrtseinrichtungen.

Es liegt auf der Hand, daß, solange seine Diözese auch politisch zum Machtgebiet des römischen Stuhles gehörte, Pecci hinsichtlich der Schule die weitgehendsten Forderungen stellte. Die ganze wissenschaftliche Erziehung sollte nach den Forderungen des Provinzialkonzils zu Spoleto vom Bischof abhängen. Die Neuzeit, in der die Sittenverderbniß fast allgemein sei, zeige die Nothwendigkeit dieses Beschlusses, da sie bereits die Folgen der neuen Schulbildung an den Tag fördere: Bürger, die Feinde der heiligen katholischen Religion, Rebellen gegen die gottgesetzte Obrigkeit, Umstürzer auch der privaten sozialen Verhältnisse seien. Um eine Garantie für richtige Ertheilung des Unterrichts zu haben, soll also dem Bischof und seinem Zensurkollegium die Wahl, Bestätigung und Entfernung der Lehrer zustehen. Die schon approbirten Lehrer können wegen Pflichtverletzung vom Bischof entfernt werden.

Die ein öffentliches Lehramt bekleiden wollen, müssen religiös und politisch ganz unverdächtig sein. Außer ihrer lehramtlichen Wissenschaft müssen sie auch in religiöser Hinsicht gut unterrichtet sein, damit sie ihren Schülern an bestimmten Tagen Religionsunterricht ertheilen, und sind auch hinsichtlich der religiösen Uebungen, wie Empfangs des Bußsakraments, täglichen Anhörens der Messe und sonstiger frommer Uebungen, der Anordnung des Bischofs unterstellt. Besonders sollten geistliche Kongregationen gegründet werden, in denen die jungen Leute an Festtagen sich vereinigten. Kein Lehrbuch dürfe angewendet werden, das entweder zu den neuen Irrlehren hinneige oder irgendwie Verachtung der bestehenden päpstlichen Autorität lehre oder Sittenlosigkeit und Abkehr von Religion und Frömmigkeit befördern könne. Dieser Disciplin sollten nicht nur die öffentlichen, sondern auch die privaten Schulen unterworfen sein.

Mit der Einverleibung von Umbrien und Perugia in das neue italienische Königreich änderte sich natürlich die Schulfrage von Grund aus. Aber Pecci gab seine ihm anerzogenen und bisher gehegten Grundsätze hinsichtlich der Schule nicht auf. In dem Hirtenbrief des Jahres 1864 über die gegenwärtigen Irrthümer gegen die Religion, der als eine Art Syllabus oben gekennzeichnet wurde, spricht er sich ausführlich darüber aus, wer das Recht über die Schule, das Recht über die Erziehung der Kinder habe. Dem Staat gehört nach seiner Anschauung das Recht über die Schule nur in beschränkter Weise. Die Pflicht der Erziehung, welche die natürliche Vernunft auferlegt, ist Sache der Eltern, der Staat kann diese Elternpflicht nicht auf sich nehmen, er hat in Bezug auf die Erziehung nur die berufenen Erzieher, die Eltern in ihrem Werke zu unterstützen, für den Schutz der Familie zu sorgen. Die Pflicht der Erziehung bleibt hauptsächlich und in erster Linie den Eltern. Aus dieser Theorie folgt natürlich die Gründung der Privatschule, die der Romanismus so gern den staatlichen und öffentlichen Schulen entgegenstellt, und aus der Aufstellung dieses Prinzips resultirt dann der Kampf um die Schule zwischen Staat und Kirche. Naturgemäß ist Pecci mit der modernen, konfessionslosen Schule nicht zufrieden. Er unterscheidet zwischen Erziehung und Unterricht, zwischen sittlicher Erziehung und Herzensbildung und einseitiger Geistes- und Verstandesbildung. In der Schule sollte eben, das ist seine Hauptklage, nicht nur unterrichtet werden, sondern auch erzogen. Darum wäre es auch erforderlich, daß die Lehrer die richtigen religiösen Anschauungen und Ueberzeugungen hätten und daß der Religionsunterricht unter der Leitung der Kirche an erster Stelle stehe. Die konfessionslose Schule biete eben darum keine genügende Garantie für rechte Erziehung im Sinne Pecci's. Es kommt hier eben auch wieder wie bei der Frage nach dem Verhältniß der Kirche zur Kultur bei der Bewerthung wissenschaftlicher Thätigkeit die Grundidee Pecci's zum Ausdruck, daß wie wahre Zivilisation

es auch wahre Wissenschaft nur im engsten Anschluß an die römische Kirche gibt, daß gesunde Wissenschaft sich den Lehren des hl. Stuhles unterwirft und nichts lehren kann, was dessen und der römischen Kirche Autorität schädigen könnte. Auch da wird immer mit den Begriffen „wahre" und „falsche" Wissenschaft mit ihrem zur Genüge bekannten Gedankeninhalt operirt.

Pius IX. hatte, so lange er noch über Umbrien gebot, Pecci zum apostolischen Visitator der Universität von Perugia ernannt. Pecci reorganisirte diese nach Möglichkeit, berief neue Lehrkräfte und vervollständigte den Lehrplan. Ueber die Bemühungen Pecci's um die Hebung zumal des religiösen Unterrichts in der Volksschule sagt das authentische Manuskript bei O. Reilly (S. 86): „Kein Lob kann dem ernsten Bemühen gerecht werden, welches er für die Pflege des Religionsunterrichts unter dem Volk an den Tag legte. Dieses große Ziel seines erleuchteten Eifers förderte er durch das Werk der Missionen, durch die geistlichen Uebungen, durch den Katechismusunterricht, durch die festliche Begehung der ersten hl. Kommunion, durch die Einführung der Gesellschaften der christlichen Lehre. Der Text des Diözesankatechismus, den er in einer Anzahl von Ausgaben erneuerte, und verbesserte, die bischöflichen Erlasse und Anordnungen, welche er für alle seiner Hirtensorge unterstehenden Pfarreien behufs der Erklärung des Evangeliums und des Katechismusunterrichts erließ, die Sammlung seiner gelehrten und praktischen Hirtenbriefe, die er jährlich, besonders vor der Fastenzeit, an seine Diözesanen richtete — alles bezeugt sein unabläßiges Arbeiten für die geistliche Wohlfahrt des Volkes". „Im Jahre 1856 veröffentlichte er den Diözesankatechismus, welchem er Belehrungen voll praktischer Weisheit und eine Anleitung für die Abhaltung des christlichen Unterrichts beifügte". Weiter sagt das Manuskript über Pecci's Geschicklichkeit, sich mit seinen Anschauungen über Unterricht durch die Kirche an die neue italienische Schutgesetzgebung anzuschließen (O'Reilly S. 96): „Als die Regierung jenes Gesetz über den Zwangsunterricht einführte, welches in einem wohlüberlegten Artikel die Abhaltung der Katechese in der Schule verbot, richtete der Kardinal einen entschiedenen Appell an die Mitglieder des Klerus, worin er auf die Wege hinwies, wie sie diesen Grundfehler des neuen Gesetzes nach Möglichkeit unschädlich machen könnten. Der Klerus sollte durch Benutzung aller ihm sich bietenden Gelegenheiten die religiöse Unterweisung sich angelegen sein lassen und mit den Lehrern an der Elementarschule in kluger Weise zusammenwirken. Die praktischen Regeln, welche der Bischof in dieser Hinsicht aufstellte, tragen alle das Gepräge des erleuchtetsten Hirteneifers." Am Schluß seiner bischöflichen Amtsführung schärfte Pecci nochmals die Ertheilung des katechetischen Unterrichts an jedem Sonntag seinen Geistlichen ein, da er auf seinen Visitationsreisen bemerkt hatte, daß in manchen Pfarreien nur in der Advents- und Fastenzeit Katechismusunterricht ertheilt würde. Als die Waldenser in Perugia ihre Schulen eröffneten, gab sich Pecci alle Mühe, dagegen zu wirken. In einem Hirtenbrief warnte er seine Gläubigen vor diesen Schulen der Irreligiosität und betont, ein rechter Unterricht müsse geschöpft sein aus reinen und sicheren Quellen und geleitet vom unfehlbaren Lehramt der Kirche. Gleichzeitig wendete er sich an den königlichen Präfekten von Perugia und suchte ein Verbot zu erwirken gegen die beklagenswerthe Gefahr und den Skandal, der durch Eröffnung einer protestantischen Schule in Perugia bevorstehe. Die Schule sei nicht nur für die Protestanten bestimmt, sondern greife die allein als Staatsreligion anerkannte römische Kirche an, da sie deren Mitglieder zu ihrem Irrthum verführen wolle. Es sei offene Propaganda gegen den Katholizismus. Das Ideal von Kultusfreiheit, das er in diesem konkreten Fall offenbarte, bestand darin, daß den Waldensern zwar erlaubt sein solle, Schulen zu haben, aber streng verboten, einen katholischen Schüler aufzunehmen oder die Schule in der Nähe der von Katholiken bewohnten Viertel zu errichten.

Neben der Werktagsschule sorgte er auch für die Feiertagsschule dadurch, daß er 1857, nach dem Muster des hl. Philippus Neri Kindergärten unter der Leitung der Oratorianer und unter dem Schutze Maria's zur Erholung einen religiösen Unterricht für Knaben und Mädchen errichtete. Ebenso besorgt wie für die Volksschule war er auch für die Erziehung der Töchter aus den besseren Ständen. Unter Pius VII. war 1816 unter dem Namen Conservatorio Pio eine Mädchenschule gegründet worden. Pecci reformirte sie, fügte zu der Schule für ärmere Kinder die für Töchter aus besseren Familien hinzu und unterstellte sie der Leitung der Sacré coeur-Schwestern. Bei dem Uebergang der Provinz Umbrien an das italienische Königreich beanspruchten die Staatsbehörden auch die Ueberwachung dieses Instituts. Pecci erhob dagegen Protest an den König und wies darauf hin, daß diese Schule ein rein privates Unternehmen sei. Sie hätte bis jetzt schöne Erfolge erzielt, aber es sei Gefahr, daß sie unter der Einführung der Staatsaufsicht leide. Diese letztere sei gar nicht nöthig, da das Reglement des Conservatorio Pio ganz dem für die öffentlichen Schulen vorgeschriebenen entspreche. Da keinerlei Uebertretung der staatlichen Vorschriften vorliegt, scheint ihm die Stellung der Schule unter Staatsaufsicht ungerechtfertigt, sie werde zu fortgesetzten Klagen führen und schließtich so den Verfall der Schule mit sich bringen. Also obwohl nach seiner eigenen Angabe an dem Institut alles in Ordnung war und er von der Staatsaufsicht gar nichts zu fürchten hatte, wehrte er sich doch aus Grundsatz energisch dagegen.

Eine Reihe anderer Schulgründungen, die mehr als auf direkten Unterricht und Bildung auf sittliche Besserung und Bewahrung vor sozialen Uebeln hinzielen, werden wir noch unter der Rubrik „soziale Hülfe" zu besprechen haben. Das Urtheil O'Reilly's über die Thätigkeit Pecci's auf dem Gebiet der Schule darf unterschrieben werden (S. 117): „So blieb kein Geschlecht, kein Alter, keine Volksklasse, keine dringende Noth der Fürsorge dieses guten Hirten fremd."

(Schluß folgt.)

Zur Erinnerung an August Kopisch.

Zweifach haben begabt schützende Geister dich.
Lehrling bist du der Kunst, welche das Auge lockt
Durch farbigen Reiz, und fügst auch
In den rhythmischen Gang das Wort.

Mit diesen Worten preist der Dichter August Graf v. Platen in einer schwungvollen Ode seinen Freund August Kopisch, einen Mann, der ihm trotz großer sonstiger Verschiedenheiten in der ausnehmenden Entwicklung seines Sinnes für Formenschönheit geistesverwandt war. Ist Kopisch auch weder in der Geschichte der Malerei noch der Dichtung zu den ersten Größen zu zählen, deren Thätigkeit einen Markstein in dem Gebiet ihrer Kunst bedeutete, so ist er doch stets, als Dichter wie als Maler, ein liebenswürdiger, heiterer und anmuthiger Künstler, an dessen Werken man immer einen reinen Genuß haben kann. Darum dürfte es nun die Erfüllung einer Pflicht der Dankbarkeit sein, wenn wir uns an seinem 100. Geburtstag in kurzen Zügen das Bild seines Lebens und Wirkens ins Gedächtniß zurückrufen.

Am 26. Mai 1799 ward August Kopisch als Sohn eines wohlhabenden, aber auch kinderreichen Kaufmanns

Digitized by Google

in Breslau geboren. Seine erste Bildung erhielt er auf dem Magdalenengymnasium, das damals unter Leitung des Rektors Manso stand, jenes Kämpen im Xenienstreit, der mit rücksichtsloser Heftigkeit die „Gastgeschenke“ Schillers und Goethe's mit einer unliebsamen Gegengabe erwiderte, aber sonst als Schulmann und Schriftsteller einen nicht unbedeutenden Ruf genoß. Schon als Knabe soll dort Kopisch eine ganze Anzahl Gedichte verfertigt haben, aber ein wohlmeinender Freund hat, wie ein älterer Biograph meldet, alle diese Erzeugnisse vernichtet. Ohne die Reifeprüfung abzuwarten, verließ Kopisch die Anstalt 1815 und bezog, um sich der Malerei zu widmen, zunächst die Kunstakademie in Prag, dann die in Wien. Dort entfaltete sich auch zuerst seine Vorliebe für die Volksdichtung, der er später stets treu geblieben ist, als er mit einem der verdientesten Sammler und Forscher auf diesem Gebiet, mit dem Serben Wuk Stephanowitsch, zusammentraf. Neben einer gründlichen Kenntniß dieser Poesie eignete er sich hier auch eine äußere Gewohnheit an; wie nämlich die serbischen Volksdichter, die nicht schreiben konnten, ihre Lieder stets aus dem Kopf vortrugen, so übte er es auch fortan, und gerade diese Eigenthümlichkeit hat ihn in den Ruf gebracht, als sei er ein vortrefflicher Stegreifdichter, während er doch erwiesenermaßen nie eine Zeile ohne sorgsame Vorbereitung sprach. Von eigenen Versuchen ist mit Ausnahme eines kleinen epischen Bruchstücks damals nichts von ihm aufgezeichnet worden. Nach einem kurzen Aufenthalt in der Vaterstadt im Jahre 1819 wandte er sich darauf nach Dresden, um sich weiter in der Kunst auszubilden; dort verweilte er drei Jahre, bis ein Sturz auf dem Eise, bei dem er sich die rechte Hand verletzte, ihm die fernere Ausübung der Malerei unmöglich machte.

Theils um Heilung zu suchen, theils von einer unwiderstehlichen inneren Sehnsucht nach dem Süden getrieben, trat nun Kopisch seine Reise nach Italien an, wo er sechs Jahre verweilte. Gleichwie bei Goethe der italienische Aufenthalt einen wichtigen, vielleicht den wichtigsten Abschnitt in seinem Leben bildet, in dem er sich zu dem entwickelte, was er geworden ist, ist auch bei unserm Künstler jene Zeit von höchster Bedeutsamkeit. Die Eindrücke, die er dort empfing, sind grundlegend für alle seine dichterischen Schöpfungen. Mehr noch als die Kunstschätze und klassischen Erinnerungen Italiens wirkten die landschaftlichen, natürlichen Reize und Schönheiten des Landes auf ihn, vor allem aber bildete ihn die liebevolle und eingehende Beschäftigung mit italienischem Volksthum, mit der Volksdichtung, das Studium des Volkslebens. Die ersten drei Jahre war er fast unthätig, nur damit beschäftigt, alles, was ihn anzog, tief in sich aufzunehmen. Unteritalien, namentlich Neapel mit seiner Umgebung, und Sicilien waren die Stätten, die er am meisten liebte. Wie er schon in Wien eifrig das Volkstheater besucht hatte, geschah es auch hier; die heiteren Erzeugnisse des frischen, südländischen Witzes nahmen sein regstes Interesse in Anspruch. Er war nicht nur ein häufiger Gast bei solchen Aufführungen, sondern er wurde sogar dank seiner Beliebtheit, der er sich bald allenthalben erfreute, in Neapel selbst als Don Augusto Prussiano auf die Bühne gebracht. Für Donizetti, mit dem ihn vertraute Freundschaft verband, übersetzte er ein Melodrama, von Camarano's Lustspiel „Pulcinella der Müller“ übertrug er wenigstens einige Scenen, und eine andere neapolitanische Komödie „Die Dame Gärtnerin“ bearbeitete er frei nach dem Urtext. Zwei Ereignisse bilden gleichsam die Höhepunkte in der für Kopischs Entwicklung überhaupt so bedeutungsreichen italienischen Zeit. Das eine ist seine Bekanntschaft mit Platen, die bald zur innigsten Freundschaft wurde, wenngleich er auch immer die Ueberlegenheit des gereifteren Dichters anerkannte und in ihm zugleich seinen Lehrer und Meister verehrte. Ihm hat er es zu danken, wenn er zu der Beherrschung der Form gelangte, die ihn zu einem Meister in der Anwendung antiker Versmaße machte. Daß umgekehrt auch Platen den jüngeren Freund schätzte und liebte wie kaum einen Anderen aus dem kleinen Kreise seiner Bekannten, erweist nach dem Zeugniß derer, die ihn eingesehen haben, der noch nicht veröffentlichte Briefwechsel zwischen den beiden Männern. Ungetrübt bestand diese Freundschaft auch nach Kopischs Heimkehr aus Italien bis zu Platens Tode fort. Die zweite, wegen ihrer späteren Folgen besonders bemerkenswerthe Thatsache ist des Dichters Begegnung mit dem nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV., der damals noch als Kronprinz Italien besuchte. Es bereitete Kopisch, der nicht selten deutschen Gästen in dem ihm fast zur zweiten Heimath gewordenen Lande als trefflicher Führer diente, große Freude, auch diesen liebenswürdigen Fürsten mit den Schönheiten der alten Stadt und ihrer Umgebung bekannt machen zu dürfen. Seit diesem persönlichen Zusammentreffen bewahrte und bewies der Fürst dem Dichter stets eine ganz besondere Gunst und Zuneigung, die ihm von Jenem mit unwandelbar treuer Hingebung und Anhänglichkeit vergolten wurde.

Seit 1828 befindet sich Kopisch wieder in Breslau, in freier Unabhängigkeit, eifrig thätig als Mitglied des Breslauer Künstlervereins und meist damit beschäftigt, die Gedanken und Anregungen, die er in Italien empfangen, in Form und Worte zu kleiden. Abgesehen von den Dichtungen, auf die gleich zurückzukommen ist, entstanden hier einige größere Oelbilder, unter denen der Wasserfall von Terni und die Pontinischen Sümpfe hervorzuheben sind, sowie ein großes Diorama von Taormina und das Pleorama des Golfs von Neapel.

Im Jahre 1833 siedelte er nach Berlin über; als er vier Jahre später vom König den Auftrag erhielt, eine Geschichte der königlichen Gärten und Schlösser in Potsdam zu schreiben, nahm ihn dieses Werk sammt den äußerst gründlich betriebenen Vorstudien dazu für die letzten 20 Jahre seines Lebens fast völlig in Anspruch. Leider verlor er sich dabei auf Gebiete, auf denen er doch recht heimisch war, so daß bei der mühsamen und angestrengten Arbeit doch keine rechten Früchte zum Vorschein kamen. Seit 1847 wohnte er schon zeitweise in Potsdam und 1851 schlug er dort, nachdem er sich am 12. Juli dieses Jahres mit Marie v. Sellin vermählt, ständig sein Heim auf; allein zwei Jahre waren ihm nur noch im Genusse ungetrübten Glückes beschieden. Als er im Februar 1853 nach endlicher Vollendung seines Werkes besuchsweise in Berlin weilte, ereilte ihn ganz unerwartet ein schneller, aber sanfter Tod am 6. Februar, mitten in der Nacht. Auf dem Dreifaltigkeitskirchhofe ist er bestattet und ein einfaches Denkmal schmückt seinen Grabhügel.

Man kann August Kopisch als den Dichter des Volkslebens bezeichnen. Wo es sich für ihn darum handelt, das Leben und Treiben des Volkes zu schildern, seine Sagen, Sitten und Bräuche wieder zu erzählen, da gelingt es ihm fast immer ganz ausgezeichnet. Wenn er sich dagegen in anderen Dichtungsarten und auf anderen Gebieten versucht, so ist trotz der großen Formvollendung nur selten von einem Erfolg zu sprechen. Und doch hat er an den mannichfachsten Stoffen, in den verschiedensten Gattungen seine Kraft erprobt. Von größeren epischen Dichtungen hat er mehr geplant als ausgeführt; noch der Wiener Zeit gehört der Entwurf zu einem Werke an, von welchem nur der erste Gesang „Bonse, der Samalte“ aufgezeichnet ist. Später beabsichtigte er, die Geschichte der „Normannen in Sicilien“ episch zu schildern, aber auch hievon sind nur zwei Bruchstücke entstanden. Von den kleineren epischen

Digitized by Google

Gedichten, die sich im dritten Bande seiner gesammelten Werke vereint finden, ist wohl das bedeutendste die in fünffüßigen Trochäen geschriebene Erzählung „Psaumis und Puras", welche den Sieg reiner Menschlichkeit über die Leidenschaften des Ruhmes und Ehrgeizes darstellt. Als selbständigen, aber zugleich auch als nicht besonders glücklichen Dramatiker zeigt er sich in den beiden erst aus seinem Nachlasse herausgegebenen Stücken „Walid", das einen orientalischen Trauerspielstoff behandelt, und „Chrimhild", das wegen der versuchten Milderung im Charakter der Heldin merkwürdig ist.

Viel erfolgreicher war Kopisch mit seiner Thätigkeit als Uebersetzer, bei der sich seine Fähigkeit, nachzuempfinden, sowie sein eigenes Können in glücklichem Verein offenbaren. Außer den Uebertragungen der schon oben genannten Komödien gehört hieher vor allem seine Sammlung italienischer Volkslieder, die er im Jahre 1837 unter dem Titel „Agrumi. Volksthümliche Poesien aus allen Mundarten Italiens und seiner Inseln gesammelt und übersetzt", herausgab. Er war damit einer der Ersten nach Herder, der für diese Art Poesie auftrat. Die Sammlung ist von einer musterhaften Reichhaltigkeit, da die verschiedensten Gattungen der Volksdichtung, aus allerlei Gegenden und Mundarten entnommen, vertreten sind. Liebesliedern ist der weiteste Raum gewidmet, daneben finden sich Romanzen und Balladen, Gesprächslieder, wie sie die Romanen besonders lieben, Ständchen, Monologe, Heiligenlieder, Scherz-, Spott- und Tanzlieder und anderes mehr, kurz eine Fülle reichster Abwechslung. Auch die Uebersetzung Dante's, welche Kopisch veranstaltete — sie ist wie die spätere von Philalethes (König Johann von Sachsen) in ungebundener Rede ausgeführt und mit Erklärungen versehen —, ist eine beachtenswerthe Leistung, obgleich ihr mehrfache Schwächen und Fehler anhaften und sie heute nicht mehr als mustergültig angesehen werden kann.

Doch nicht nur in den Dienst der fremden Muse stellt Kopisch seine reiche dichterische Begabung und sein Geschick in der Neubelebung der von der Volksdichtung geschaffenen Gestalten; im Gegentheil, noch besser, noch glücklicher weiß er den Mythen-, Sagen- und Anekdotenschatz des deutschen Volkes für sich nutzbar zu machen. Märchen und Ueberlieferungen aus dem Volksmunde, alte und neue Aufzeichnungen, nicht selten auch die Grimm'sche Sammlung sind seine Quellen. Gleich die erste seiner „Sagen" ist ein Prachtstück; es ist „Old Mütterchen", die Geschichte jenes alten Frauchens zu Husum, die durch das Anzünden ihres eigenen, ärmlichen Häuschens eine lustige, auf dem unsicheren Eise sich vergnügende Gesellschaft bei dem plötzlich hereinbrechenden Sturm und Thauwetter warnt und rettet. Bekannt ist auch seine Fassung der Sage vom „Mäusethurm" und vom „großen Krebs im Mohriner See". Zweifellos das beste aber hat er in der Gruppe „Kleine Geister" geleistet. So wie er hat es Keiner vor und nach ihm verstanden, das Wesen und Leben, das Thun und Treiben der Kobolde und Heinzelmännchen und ihrer ganzen winzigen Sippe zu schildern. Meisterhaft in seiner Art ist besonders das Gedicht „Die Heinzelmännchen", das zugleich Kopischs nahezu wunderbare Kunstfertigkeit in der Ausübung der Lautmalerei zeigt. Ueberhaupt sind fast alle Stücke dieser Sammlung ganz prächtige Sachen, so namentlich noch „Die Oennerbänkissen", „Die Zwerge in Pinneberg", „Des kleinen Volkes Ueberfahrt", „Vetter Michel und der Wassermann" und wie sie alle heißen. Eine ganz reizende Variation des in der Dichtung öfter behandelten Themas von der Unzufriedenheit mit dem Zustand, in dem man sich befindet, ist „Kleen Männeken", ein Beispiel dafür, wie ein kleiner Schlaukopf einen großen Dummkopf übertölpeln kann, ist die Geschichte „Wie Ralf dem Riesen half".

Aus der Fülle seiner übrigen Gedichte sind noch ein paar lustige Histörchen hervorzuheben, wie etwa die im Bänkelsängertone gehaltene „Historia, wie der Thurmbau zu Babel unserm Herrn Gott übel gefiel, und was hernach geschah" oder die heitere Satire auf die Habsucht „Wie Frau Abel sich ein Ei holte" oder „Die vexirten Frösche". In den bleibenden Besitz des Volkes sind übergegangen die markigen Verse des kürzesten, aber besten seiner patriotischen Lieder, „Blücher am Rhein" und von seinen Zechliedern wenigstens die humorvolle „Historie von Noah", die in Rom entstanden ist.

Großen Werth legte Kopisch selbst, sowie ein großer Theil seiner Zeitgenossen auf eine Gruppe von Gedichten, die wir heute nicht mehr zu seinen besten Erzeugnissen rechnen, die größeren Oden, Dithyramben und die zahlreichen Verse zu festlichen Gelegenheiten und an Personen. Mehrere davon sind Platen, der ihn zu diesen Formen anregte, andere Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz wie als König gewidmet. Daß es daneben aber der Dichter auch nicht verschmähte, gelegentlich seine heimische Mundart zu verwenden, zeigen ein paar hübsche, wohlgelungene Proben; die eine erzählt unter der Ueberschrift: Zum 18. Mai 1835 „was di Loite ei Crantze ehbern Aberamtmann raben", die andere ist ein scherzhaft gehaltenes „Schlafierlied"; einen heimischen Stoff behandelt er auch noch in dem Gedichte „Satan und der schlesische Zecher", worin von der sattsam bekannten Säure des schlesischen Rebensaftes erzählt wird.

Noch haben wir zweier Dichtungen unsers Kopisch zu gedenken, die geradezu als klassisch bezeichnet werden können. Die erste ist seine wohl kaum genügend gekannte und gewürdigte Novelle „Ein Karnevalsfest auf Ischia", die ein ebenbürtiges Seitenstück zu Goethe's Beschreibung des römischen Karnevals oder des Rochusfestes bildet, ein Werk von ganz bezauberndem Reize. In köstlicher Schilderung werden uns darin die Bewohner der „glückseligen" Insel Ischia in ihrer ländlichen Unbefangenheit, ihrer leichtbeweglichen Gemüthsanlage, ihrer Höflichkeit und Grobheit, ihrer Gutherzigkeit, Ausgelassenheit und Festesfreude vorgeführt, an ihrer Spitze der vortreffliche Don Antonio, der am Schlusse des von ihm zu Ehren aller Kahlköpfe gegebenen Schmauses eine freundliche Gattin gewinnt. — Die zweite ist die Erzählung von der „Entdeckung der blauen Grotte auf der Insel Capri". Nach einer kurzen Beschreibung des Eilands und seiner Geschichte berichtet unser Dichter, wie es ihm im Jahre 1826 dank seiner ungewöhnlichen Fertigkeit im Schwimmen und durch seinen persönlichen Muth gelang, jene wundervolle Grotte, die fortan ein Lieblingsziel aller Italienwanderer ist, ausfindig zu machen, eine That, die ihm wegen der vielen mit jener Oertlichkeit verknüpften abergläubischen Vorstellungen nicht wenig Aufsehen, aber auch etwas Mißtrauen bei den Eingeborenen der Insel eintrug; übrigens hat Kopisch später in Breslau eine naturgetreue plastische Nachbildung der grotta azurra angefertigt.

Diese beiden meisterhaften Prosaerzählungen und eine Anzahl seiner Gedichte, namentlich die Sammlung „Kleine Geister" werden August Kopisch, so wie er es verdient, ein bleibendes Andenken bei unserm Volke und einen dauernden Ehrenplatz in der Geschichte unsrer Literatur sichern.

H. Jantzen.

Mittheilungen und Nachrichten.

Ernst Steinmann. Rom in der Renaissance von Nikolaus V. bis auf Julius II. (Nr. 3 der Seemann'schen „Berühmten Kunststätten".) Leipzig, E. A. Seemann 1899. Gr. 8°. 172 S. mit 142 Abbildungen. — Das Unternehmen, dem die obige Schrift angehört, leitet seine

Entstehung dem Vernehmen nach auf die Absicht des Verlegers zurück, dem Publikum eine illustrirte Ausgabe von Burkhardts Cicerone zu bescheren, ein Vorhaben, das jedoch aus Gründen technisch-geschäftlicher Art aufgegeben worden sein soll! Wenn jenes Gerücht der Wahrheit entspricht, dann können wir den Verleger nur aufrichtig, müssen uns selbst aber noch freudiger dazu beglückwünschen, daß er diesen Kelch an dem sonst schon schwer genug geprüften Lieblingskinde unsres unvergeßlichen Meisters hat vorübergehen lassen! Und wenn nun an die Stelle einer Zwitterschöpfung höchst zweifelhafter Berechtigung und noch problematischeren Werths einige ihrer Bestimmung — wie wir hoffen wollen — ebenso völlig entsprechende Monographien treten werden, wie es die vorliegende in jeder Richtung ist, davon können wir das in solcher Weise metamorphosirte Unternehmen nur beifällig begrüßen. Es soll damit den sich immer weiter dehnenden Kreisen des kunstbeflissenen Publikums eine Anzahl von Führern durch die vornehmsten Städte und Kunststätten nicht allein Italiens geboten werden, und zwar nicht im Sinne des getreuen Knappen Baedeker, der uns ebenso gewissenhaft wie pedantisch von Ort zu Ort, von Monument zu Monument geleitet, sondern mit dem Bestreben, in lebensvoller, zusammenhängender Darstellung die Wunderblume der Kunst aus den örtlichen Bedingungen der jeweiligen historischen und kulturellen Grundlagen sich vor unsern Augen entfalten zu lassen. — In Anbetracht dieses Zweckes müssen wir die Form anregend gefälliger Schilderung und den Ton warmer Begeisterung, in dem unser Verfasser der ihm gestellten Aufgabe gerecht wird, vollkommen billigen. Schlägt er ja doch nirgends — wie leider oft bei Erzeugnissen ähnlichen Genres — in blaß leeres Wortgeklingel hinüber; sein Buch soll nur, von der soliden Grundlage eingehendster Kenntniß des Milieu und seiner Geschichte ausgehend, den Lesern die leichtere Aneignung der dargelegten Thatsachen und Urtheile vermitteln. — Uebrigens schließt die vorliegende Arbeit in der Behandlung eines so bekannten Stoffes neue und interessante Gesichtspunkte und Gedanken, ja selbst bisher nicht beachtete Thatsachen keineswegs aus, wie man sich davon bei näherer Einsicht in dieselbe leicht überzeugen mag. Wie sinnig und treffend sind — um nur einiges zu erwähnen — die Sätze, mit denen die Charakteristik der Wandgemälde Fra Angelico's in der Nikolauskapelle des Vatikans schließt; wie richtig das Urtheil, womit das Innocenzgrabmal Pollaiuolo's als „das verhängnißvolle Vorbild all' der Riesenbarockmonumente segnend-dräuender Päpste" des Sei- und Settecento hingestellt wird; wie hübsch der Hinweis, daß schon am Denkmal Sixtus' IV. dem Gedanken der Herrschaft der Philosophie und Theologie über die übrigen Künste und Wissenschaften, den Raffael in der Schule von Athen so majestätisch ausgestattet hat, Ausdruck gegeben war; wie fein empfunden die Neben- und Gegeneinanderstellung der Reihe klassischer Papstporträts von Sixtus IV. Melozzo's da Forlì bis zu Tizians Paul III.; wie bedeutend die dem Verfasser zuerst gelungene Aufdeckung des durchweg geplanten, wenn auch in der Ausführung nur theilweise festgehaltenen Zusammenhangs zwischen den Decken- und Wandgemälden der Stanza d'Eliodoro, wodurch der Sonne aus der Apokalypse in der bekannten Louvrezeichnung ihre Stelle an der Fensterwand, anstatt der daselbst später hergestellten Befreiung Petri, angewiesen, der Bezug der letzterwähnten Fresko auf Julius II. (statt, wie bisher angenommen wurde, auf Leo X.) festgestellt, die Heliodorfresko als Verherrlichung des Sieges Julius' II. über das Schisma gedeutet wird. — Es bleibt zu bedauern, daß das glänzende Gemälde, das sich vor unsern Augen entrollt, mit dem Tode Julius' II. abbricht. Geschäftliche Rücksichten, von dem für die Hefte festgestellten Ladenpreise diktirt, scheinen dabei entschieden zu haben. Doch da uns der Verfasser Aussicht auf eine Fortsetzung bis zum Ausgang der Renaissance unter Paul III. eröffnet, wollen wir mit Dank für das Gebotene uns inzwischen der Hoffnung auf das zu Erwartende erfreuen. C. v. F.

† Die zum 150jährigen Residenz-Jubiläum des fürstlichen Hauses Thurn und Taxis in Regensburg durch J. B. Mehler herausgegebene Festschrift (Regensburg, bei Habbel. XV und 299 S. 8°) ist nicht nur durch mehr als einhundert Illustrationen, mit Portraits, Ansichten, kulturhistorischen Bildern und heraldischem Schmuck vornehm und prächtig ausgestattet, sondern erweckt auch durch den sorgfältig und umsichtig bearbeiteten Text für weitere Kreise ein besonderes Interesse. Nach den ältesten Traditionen erscheint die Familie dalla Torre schon am Hofe des Erzbischofs Ambrosius zu Mailand; ein sicherer Martin dalla Tarre und Graf von Valsassina begleitete den Kreuzzug des Kaisers Konrad III., schlug sich ritterlich und starb den Heldentod vor Damaskus. Ein Pagano della Torre erbaute als Podestà von Padua die steinerne Brücke daselbst; Raimund della Tarre bekleidete das wichtige Amt eines Patriarchen von Aquileja (1273); Cassiana della Torre führte den Krummstab als Erzbischof von Mailand (1311). Zu den dalla Tarre gesellten sich im 14. Jahrhundert die de Tassis aus Cornello, der väterlichen Heimath des Dichters Torquato Tasso, der, nach den Untersuchungen des berühmten Tasso-Forschers Serafini, gleichen Stammes wäre. Roger I. von Taxis fungirt am Hofe Kaiser Friedrichs III. als Kämmerer und Oberjägermeister. Franz von Taxis ließ vor seinem Abzug aus Italien die große Glocke in der Kirche S. Maria in Cameroca bei Carnella gießen (1515); er soll die erste regulöre Postverbindung durch Tirol und Steiermark eingerichtet und seinen Wohnsitz nach Brüssel verlegt haben, woselbst sein Neffe Johann Baptista von Taxis als Generaloberpostmeister Kaiser Karls V. seit 1520 residirte. Die Einführung eines regelmäßigen, sich hoch genug anzuschlagenden internationalen Postverkehrs ging, trotz unzähliger Schwierigkeiten, doch so stet und sicher und mit so großen Erfolgen vorwärts, daß derselbe, nach der vorliegenden Karte von 1563, in Frankreich, Spanien, Deutschland, Italien und Oesterreich vollständig organisirt war. Dabei bleibt es freilich immer nach erstaunlich, wie lange diese nützliche, kulturelle Einrichtung in Europa auf sich warten ließ, während dergleichen, abgesehen von den Griechen und Römern, schon im Perserreich zu Zeiten des höchstseligen Königs Darius und sogar in Peru unter dem milden Scepter der Inkas, längst vor der Entdeckung und Ankunft der Spanier, in regelrechter Ordnung florirte! — Das in Rede stehende Buch umfaßt nicht eine Historie des Postwesens, sondern reduzirt sich notgedrungen auf die Geschichte der hochfürstlichen Familie seit ihrer von Brüssel über Frankfurt a. M. nach Regensburg 1739 erfolgten Uebersiedelung. Sechs Träger dieses Namens, von Fürst Alexander Ferdinand bis zum jetzt regierenden Herrn, Albert Maria Lamoral (geb. 8. Mai 1867) werden nebst ihren Ehefrauen in eingehenden biographischen Skizzen uns vorgeführt mit dankbarer Betonung ihrer zum Heil und Frommen des Reichs und der Stadt in allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft, des Militärwesens, der edlen Choritos und des vollen Sports vielseitig geübten Bestrebungen. Nach guter alter Sitte, dergleichen „Kantrofaktur und Triumpfgepränge" in einem eigenen Opus zu verewigen, dürften auch die jüngst zu Regensburg abgehaltenen Aufzüge und Festlichkeiten in einem artistisch ausgestatteten Werk zur bleibenden Erinnerung ihre besondere Beschreibung finden. (Ein seltsamer lapsus calami hat S. 101 aus Danneckers einen „Sahn" [statt Schüler] Thorwaldsens gemacht, obwohl derselbe nähere Fühlung mit Canova's Kunstweise zeigte. Nächst Rübsams Artikel in der „Allgem. Deutsch. Biographie" [1894] hätte auch die ganze Geschichte dieses Fürstenhauses in Wurzbachs „Biograph. Lexikon" 1882, 45 B., S. 66 ff., Erwähnung verdient.)

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sitzungen vom 4. Mai. I. Historische Klasse. Vorsitzender Sekretär Hr. Diels. Hr. Pernice las „Zum römischen Gewohnheitsrecht". Das Gewohnheitsrecht ist auf die Entwicklung des römischen Rechts von großem Einfluß gewesen, aber es tritt nur auf beschränktem Raume unmittelbar wirksam auf: es steckt im prätorischen Edikte, im ius gentium, in der aequitas, in Rechtssprüchen und Rechtsgutachten. Es wird begründet auf allgemeine Willensübereinstimmung, die sich in längerer Uebung zeigt und äußert. Julian (D. I, 3, 32, 1) steht allein mit seiner Auffassung der Gewohnheit als eines durch schlüssige Handlung gegebenen Gesetzes, und mit seiner Folgerung, daß sie derogatorische Kraft habe. Das spartanische Gewohnheitsrecht ist für die römische Rechtsord-

nung nicht vorbildlich gewesen. — II. Physikalisch-mathematische Klasse. Hr. Engler los über die von ihm mit Hrn. Dr. Diels gemeinsam bearbeitete systematische Gliederung und Verbreitung der Gattung Combretum, insbesondere der afrikanischen Arten. Die Gattung umfaßt jetzt 241 Arten, von denen 183 dem tropischen Afrika angehören; dieselben sind Halbsträucher, Sträucher, Klettersträucher und Bäume, sie vertheilen sich auf 28 Gruppen, welche sich durch Form des Receptaculums, Entwicklung des Discus, Gestalt der Blumenblätter und Früchte unterscheiden. Die meisten Gruppen sind entweder auf West- oder auf Ostafrika beschränkt. Hr. Vogel legte eine Abhandlung des Hrn. Prof. Wilsing in Potsdam vor: Ueber die Deutung des typischen Spektrums der neuen Sterne. Der Verfasser hat durch elektrische Entladungen in Flüssigkeiten Metallspektra erzeugt, die infolge des hohen Drucks Verschiebungen der Spektrallinien und andere Erscheinungen im Spektrum aufwiesen, wie sie ähnlich bei den Spektren neuer Sterne beobachtet worden sind.

* **München.** Der Direktor der hiesigen kgl. Sternwarte, Professor Hugo Seeliger, ist zum auswärtigen Mitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften in Pest ernannt worden.

* **Tübingen.** Dem Vernehmen nach hat das württembergische Ministerium des Kirchen- und Schulwesens zur Förderung der Habilitation jüngerer württembergischer Juristen als Privatdozenten an der hiesigen Universität mit dem Justizministerium sich dahin verständigt, daß solchen württembergischen Juristen, welche die Privatdozentenlaufbahn beschreiten, der etwaige spätere Rücktritt oder Eintritt in den Justizdienst soviel als möglich, insbesondere durch Vorbehalt des früheren Dienstalters oder durch Anrechnung der Zeit der akademischen Thätigkeit, erleichtert werden soll.

B. **Heidelberg,** 20. Mai. Die deutsche otologische Versammlung, welche soeben in Hamburg tagte, wählte Heidelberg als Versammlungsort für 1900.

* **Freiburg i. B.** Die theologische Fakultät der hiesigen Universität hat den Geistlichen Roth Brugier aus Anlaß seines 25jährigen Jubiläums als Münsterpfarrer in Konstanz zu ihrem Ehrendoktor ernannt. Brugier ist Verfasser einer Geschichte der deutschen Nationalliteratur.

* **Frankfurt a. M.,** 23. Mai. Der als Pindor-Uebersetzer und Shakespeare-Forscher wahlbekannte Professor Tycho Mommsen, der mittlere der drei Brüder Mommsen, der bis 1885 Direktor des hiesigen städtischen Gymnasiums war und seitdem hier im Ruhestande lebt, begeht heute seinen achtzigsten Geburtstag.

* **Berlin.** Dr. med. Martin Mendelsohn, Privatdozent an der hiesigen Universität, der um die Ausstellung für Krankenpflege besondere Verdienste hat, ist zum Professor ernannt worden.

K. **Rostock,** 19. Mai. Ueber das Sommersemester an der großherzoglichen Landesuniversität sei das Folgende berichtet. Während der vier Immatrikulationstermine wurden im ganzen 80 Studirende neu immatrikulirt. Die Gesammtzahl aller Studirenden hat sich von 454 im Wintersemester von 1898/99 auf 475 im laufenden Sommersemester gehoben. Bei der theologischen Fakultät sind 39, bei der juristischen 94, bei der medizinischen 113 und bei der philosophischen 229 Studirende immatrikulirt. Außerdem ist noch 18 Hörern der Besuch der Vorlesungen gestattet. Die zu ordentlichen Professoren ernannten außerordentlichen Professoren Dr. Martius (Medizin) und Dr. Wachenfeld (Jura) wurden am 27. v. M. in ihr Amt eingeführt. — Ferner sei mitgetheilt, daß der juristischen Prüfungsbehörde jetzt sämmtliche ordentliche Professoren der Rechte angehören, während bis zum 1. April nur zwei juristische Professoren Mitglieder des Prüfungssenats waren.

F. V. **Paris,** 17. Mai. Die Akademie hatte heute den Sessel des orleanistischen Journalisten Edouard Hervé zu vergeben, und schon zum voraus galt es für ausgemacht, daß er dem Kammerpräsidenten Paul Deschanel zufallen werde. Immerhin war die Mehrheit viel knapper, als man erwartet hatte. Im ersten Wahlgang war Deschanel mit 16 Stimmen in der Minderheit, denn neun Stimmen waren auf den Kritiker Foguet, ebensoviel auf den Romandichter Bazin und eine auf Zola gefallen. Im zweiten Wahlgang erhielt Deschanel 20 Stimmen, d. h. nur eine mehr als zum absoluten Mehr gehörten, da 36 Akademiker an der Wahl theilnahmen. Im allgemeinen haben die politischen Wahlen dem Rufe der französischen Akademie am meisten geschadet, und dennoch haben sie sich gerade in der letzten Zeit gehäuft. Der christlich-soziale Graf v. Mun, der Minister des Aeußern, Hanotaux, dessen Rolle in der Dreyfus-Affaire wenig rühmlich war, und nun der hochelegante und innerlich durchaus hohle Kammerpräsident Deschanel, das ist ein Trio, welches die Akademie wie eine Versorgungsanstalt erscheinen läßt. Geschriftstellert hat nun Paul Deschanel allerdings auch. Er schrieb über Kolonialfragen, über historische Parlamentarier und als ausgemachter Agrarier über die soziale Frage. Als Redner that er sich eigentlich nur in der Frage der Schutzzölle hervor und bewies auf diesem Gebiet immerhin einige Beleseneheit und Beherrschung des Gegenstandes. Obschon er der Sohn des alten Republikaners Emile Deschanel ist, der unter dem Kaiserreich ziemlich kümmerlich als Literaturprofessor in Brüssel lebte, wo der Sohn geboren wurde, so hat sich der neue Akademiker doch stets durch seine aristokratischen Allüren bemerkbar gemacht. Im Salon ist gegenwärtig ein großes Portrait von ihm zu sehen, dessen feiner Gehrock alles überstrahlt, was man in diesem Fach gesehen hat. Dieses Werk des Malers Fournier wird jedenfalls nun den feinsten Schneidern als Aushängeschild dienen. Es ist nicht unmöglich, daß dieser Gehrock und das wohlpommadirte Haar Deschanels mehr zu seiner Akademiewahl beigetragen haben, als seine Bücher und seine Kommerreden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Erstes Jahrbuch der deutsch-österreichischen Schriftsteller-Genossenschaft. Wien, Karl Groeser 1899. — Dr. W. Bruckner: Charakteristik der germanischen Elemente im Italienischen. Basel, Fr. Reinhardt 1899. — Gg. Reinhardt: Ein deutscher Jesus! Ein Krostwort an alle Deutschen. Hann. Münden, Reinh. Werther 1899. — Dr. Paul Mezger: Richard Rothe. Ein theologisches Charakterbild. Berlin, Reuther u. Reichard 1899. — Handbuch für Vereine bei Aufstellung, Berathung oder Aenderung der Vereinssatzung. Hggb. von Paul Behrens. Berlin, J. J. Heine 1899. — G. Frhr. Rabe v. Pappenheim: Die neuen Heß von Wichdorff. Geschichte einer Fälschung. Marburg, N. G. Elwert 1899. — Herm. Knatt: Deutschland im 19. Jahrhundert. Ein historisch-politischer Rückblick. Braunschweig, Rich. Sattler 1899.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen

Montblanc.

Roman

von

Rudolph Stratz.

Preis geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Hinter dem Titel verbirgt sich ein reich bewegtes Lebensschicksal, das sich auf merkwürdigen, kühn gezeichneten Schauplätzen abspielt. Vom nordafrikanischen Küstensaum mit seinen Strandwildnissen und den phantastischen Muhammedanerstädten geht die Fahrt hinüber zur ragenden Majestät der europäischen Alpenwelt, auf deren höchsten und einsamsten Höhen der Vielgewanderte die ersehnte Ruhe findet. Stratz' packende Erzählungskunst hat hier ein Meisterstück geliefert. (8618)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Jahrgang 1899. München, Mittwoch, 24. Mai. Nummer 117.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Leo XIII. als Bischof von Perugia. II. (Schluß.) Von Lic. theol. Leopold Karl Goetz. — Zinn zur Bronze aus dem Fichtelgebirge? Von Joseph Wolfensteller. — Mittheilungen und Nachrichten.

Leo XIII. als Bischof von Perugia.

Von Lic. theol. Leopold Karl Goetz (Passau).

(Schluß.)

Nicht minder groß und vielseitig waren seine Bemühungen, den allgemein religiös-sittlichen Zustand des Volks zu heben, seine Gläubigen in treuer Anhänglichkeit an die römische Kirche und den hl. Stuhl zu erhalten.

Das Provinzialkonzil zu Spolelo hatte 1849 bereits eine Art ausführlichen Programms über die religiösen Pflichten der Gläubigen aufgestellt, das bis auf Einzelheiten, die Art der Kleidung der Frauen beim Besuch des Gottesdienstes, ihre Trennung von den Männern, die Vermeidung von allem weltlichen Benehmen, eingeht und das, da die Vorschriften offenbar nöthig waren, von dem religiösen Ernst der Diözesanen Pecci's eine nicht gerade sehr hohe Vorstellung erweckt. „Nach Berathung mil dem Pfarrklerus und den Rektoren,“ sagt das authentische Manuskript bei O'Reilly, S. 86, „setzte er eine neue Ordnung des Gottesdienstes fest; derselbe wurde so geregell, daß den Gläubigen jedes Stadtviertels zu jeder Stunde die leichteste Möglichkeit geboten war, ihre religiöse Pflicht zu erfüllen. In demselben Jahre, 1872, wie auch durch eine weitere im Jahre 1875 gegebene Verordnung, wurde mil allem Nachdruck den Pfarrgeistlichen und ihren Gehülfen eingeschärft, in der Ertheilung des Katechismusunterrichts an Kinder nicht abzulassen und für Erwachsene am Nachmittag Katechismusunterricht zu halten.“ Seine Hirtenbriefe sind zum Theil der Abschaffung bestimmter Mißbräuche, wie des Fluchens, auch direkter Hebung einzelner religiöser Sitten, wie der Sonntagsfeier, gewidmet, theils sind sie, wie der von 1868, „Anleitung, als wahrer Katholik zu leben“, zusammenfassende, ausführliche Instruktionen über die sittlichen und religiösen Pflichten, die der gute Katholik habe, in denen ausführlich bis ins Einzelnste, wie man das von Pecci's Genauigkeit gewohnt ist, aufgezählt wird, welche Tugenden der wahre Katholik besitzen, welche Lehren er annehmen, wie er sie in praxi bewähren soll. Er zeichnel da das Idealbild eines wahren Katholiken, der in allen Stücken der Kirche treu ergeben ist und seine Pflichten gegen sie erfüllt. Die Quintessenz dieses ganzen Hirtenbriefs ist, daß der Charakter und das Kennzeichen des wahren Katholiken in der demüthigen Unterwerfung des eigenen Intellekts unter die von Gott durch die Kirche geoffenbarte Wahrheit bestehe.

Es ist für den Zwiespalt, in den der Katholik kommen konnte zwischen Anhänglichkeit an das Vaterland und römischer Verwerfung der 1860 neugeschaffenen politischen Lage, bezeichnend, was Pecci über die Vaterlandsliebe des guten Katholiken sagt, daß er sein Vaterland mit der schuldigen Ordnung und im rechten Verhältniß lieben, Gott aber über alles lieben und Gottes Ehre und Gottes Dienst allem anderen vorziehen müsse. Das kommt so ziemlich auf die Höherstellung des kirchlichen Gebots über die Vaterlandsliebe hinaus und bedingt für jeden guten Katholiken die Verwerfung des italienischen Königreichs.

So sehr Pecci aber den „guten“ Katholiken lobt, so sehr gießt er die Schale seines Zornes aus über den „liberalen“, den „toleranten“ Katholiken, der meint, er müsse sich mit den modernen Ideen und der politischen Neugestaltung seines Vaterlands aussöhnen. Ein Greuel sind ihm solche Katholiken, die danach haschen, tolerant zu erscheinen, indem sie ordinären Spotlreden gegen die Religion Beifall zollen, auf schlechte Blätter mit einem gewissen Ausdruck des Wohlgefallens hinblicken und edle, ganz und gar berechtigte Bestrebungen als unklug tadeln. Wer in diese Bahn kommt, wird bald an Geist und Herz verderbt. Eine Larve des Katholizismus ist ihm der, der katholisch bleiben möchte und dabei den neuen Ideen anhängt. Die neuen Ideen waren es überhaupt, mit denen er allzeit zu kämpfen hatte, immer gibt er sich viel Mühe, seinen Gläubigen ihre Verderbtheit gehörig darzustellen. Auch gegen sie hatte er schon zu Spoleto 1849 Stellung genommen, hatte heftig geklagt, wie sie auf mannichfache Weise in das Volk eindrängen, und hatte die Mittel zu ihrer Bekämpfung aufgezählt. Da ist vor allem die Presse, die Pecci allzeit viel Sorge machte. Auch in Mitte seiner Diözese, sagte er, fehlt es nicht an Tagesblättern, welche, voll des antireligiösen Geistes, die katholische Kirche oft ganz direkt in ihren Dogmen, in ihrer Moral, in ihrer Verfassung, in ihren Sakramenten, in ihrem Priesterthum und in ihren Gebräuchen bekämpfen. Ja, der Same der Gottlosigkeit und Sittenverderbniß wird in diesen Blättern manchmal in einem solchen Maß und auf eine so schamlose und widerliche Weise ausgestreut, daß Jeder, der an seinem Glauben nicht vollständig Schiffbruch gelitten hat, darüber in höchstem Grad betrübt und besorgt werden muß. Fast noch schlimmer ist die Presse, die Ehrfurcht vor der Religion heuchelt, aber falsche Prinzipien hegt, falschen, böswilligen Verdacht ausstreut und sich herausnimmt, die Religion, wie sie sagt, von Aberglauben, Fanatismus und dergleichen reinigen zu wollen, die zwar das Evangelium lobt, aber es nach ihrem Belieben umgestalten will. Ueberall findet sich diese Presse, nur segelt sie unter der Flagge der modernen Freiheit, die ihr ihre Existenz ermöglicht. Was aber das größte Uebel ist, auch in katholische Hände kommt sie. Und wollte Gott, klagt er, daß nicht auch sehr Viele von Jenen, welche noch katholisch sind und bleiben wollen und welche ihre Religion auch wohl noch ausüben, dieselben täglich lesen und ihnen freien Zutritt und friedliche Aufnahme in ihren Häusern gewähren möchten, wo sie dann sehr oft auch von unerfahrenen Jünglingen und bis dahin unschuldigen Jungfrauen gelesen werden, welche darin eine

solche Menge des tödlichsten Giftes finden, daß sie in kürzester Zeit an Geist und Herz nothwendig verderbt werden.

Darum hatte er schon 1849 energische Mittel gegen das Umsichgreifen der neuen Lehren verlangt, scharfe Zensur, Erneuerung der Verbote, verbotene Bücher zu verkaufen, Aufsicht der geistlichen Oberen über die Lesekabinette. Die Irrthümer der modernen Zeit sollten in besonderen Schriften widerlegt und diese Schriften allenthalben verbreitet werden. Der schlechten Presse sollte durch eine gute, katholische entgegengearbeitet werden. Pecci hat auch in der That 1863 zwei Zeitschriften, „Der katholische Arbeiter" und „Der Apologet", erscheinen lassen und 1877 veranlaßte er die Gründung eines politischen Blattes, „Das Vaterland". Nicht nur durch die Presse, auch durch eifrige und vermehrte Predigtthätigkeit des Klerus sollte dem weiteren Vordringen antikirchlicher Ideen vorgebeugt werden, und im Jahre 1872 hatte er gegen die Finsterniß des Irrthums und der Unwissenheit einen eigenen Kurs religiöser Belehrung angeordnet.

Nicht minder eifrig suchte Pecci durch Anwendung spezifisch religiöser Mittel das Volk in seinem Glauben zu erhalten und vor den neuen Ideen zu bewahren.

So war er eifrig bemüht um Herstellung der richtigen Ordnung beim Gottesdienst, eingedrungene Mißbräuche schaffte er ab. „Um angesichts der Stürme der politischen Revolution und ihrer Störungen allen Mißbräuchen und aller Verweltlichung in der Ausübung des öffentlichen Kultus zuvorzukommen, erließ er im Jahre 1861 eine Mahnung an seinen Klerus, dem er die Verpflichtung einschärfte, die Vorschriften der Liturgie für alle außerordentlichen Zeremonien und für die Ordnung in ihren Kirchen buchstäblich zu befolgen" (O'Reilly, S. 95). Für Kirchenbauten gab er viel Geld aus und feuerte die Gläubigen zur Nachahmung an. Den Verein zur Verbreitung des Glaubens hat er schon 1849 zu Spoleto empfahlen. Die Hebung der Marien-Verehrung, zu der er ja von klein auf hinneigte, ließ er sich sehr angelegen sein, wie er auch von jeher ein Freund der Lehre von der unbefleckten Empfängniß war. Er führte auch neben den Sacré coeur-Damen die Töchter der hl. Jungfrau von der unbefleckten Empfängniß unter dem Schutz der hl. Agnes mit dem Mutterhaus zu Rom 1868 in seine Diözese ein. Die Verehrung der heiligsten Herzen Jesu und Mariä hatte er schon 1849 zu Spoleto sehr empfohlen. Praktisch machte er das für seine ganze Diözese dadurch, daß er diese 1872 dem heiligsten Herzen Jesu weihte. Allerdings bezeichnete er das Herz Jesu, wie es verehrt werde, nur als Symbol seiner Liebe, wie es auch im römischen Brevier heißt, während in neuerer Zeit als der wahre Gegenstand der Andacht das wirkliche, leibliche Herz Jesu gilt. Aehnlich, wie bei seiner Lehre über die Mitwirkung der Bischöfe mit dem Papst, fehlte ihm auch hier noch etwas zur vollen kirchlichen Korrektheit. Den Verein des Gebetsapostolats, der gleichfalls die Förderung der wahren Verehrung des heiligsten Herzens Jesu als Hauptzweck verfolgt, führte er 1868 in seine Diözese ein. Im Jahre 1873 weihte er seine Diözese unter Ausstellung des Brautringes der hl. Jungfrau dieser Letzteren, an deren unbefleckte Empfängniß zu glauben ein altes Vorrecht und heilige Erbschaft des perusinischen Volkes sei. Der Geist des Satans, der jetzt herrsche, und der grausame Krieg, der gegen Christus und die hl. Kirche geführt werde, legte ihm diese Weihe zur Sühne nahe, und er erwartete von ihr die Abwendung des göttlichen Gerichts, die Wiederherstellung der Reinheit der Sitten und Ehrbarkeit des Lebens. Eifrig bemüht war er für die Verbreitung und Hebung des dritten Ordens vom hl. Franziskus, den er 1871 seinen Diözesanen dringend empfahl.

Nicht minder von großer Bedeutung waren seine **Bemühungen, seinen Diözesanen in sozialer Noth zu helfen.** Er hatte frühzeitig erkannt, daß die Kirche auf sozialem Gebiet wirken müsse, wenn sie den verlorenen Boden wiedergewinnen wolle. Insofern erscheint aber seine große Fürsorge auf dem Gebiet der christlichen caritas doch etwas als Mittel zum Zweck, durch das Brot, die materielle Hülfe, das Volk in geistiger Abhängigkeit von der römischen Kirche zu erhalten. Von diesem Gesichtspunkt kam es, wie schon oben erwähnt, auch, daß er öffentliche Unglücke, wie Hungersnoth, als Strafgerichte Gottes für den Abfall vom Glauben darstellte, die natürlich durch Rückkehr zur katholischen Kirche gesühnt werden müßten. Jedenfalls aber erwarb er sich in den Unglücksjahren 1853/54, als das Volk unter der Hungersnoth schwer litt, um dieses große Verdienste. Schon vorher hatte er durch Errichtung von Getreidespeichern vorgesargt. Selbst sehr freigebig, suchte er auch Andere für das gute Werk der Hülfe zu interessiren. Er setzte eine Kommission der Liebesthätigkeit ein, die die Samulung und Vertheilung von Gaben unter seinem Vorsitz ausübte. Auch hier bei dieser Kommission gab er genaue, ins Einzelne gehende Vorschriften. In der Bitte an die Bürgerschaft um milde Gaben fügte er eine Instruktion an den Klerus, in der er diesen zur Mitarbeit bei diesem Liebeswerk ermahnte, aber betonte, daß nur Würdige die Gaben bekommen und diese nicht zur Unterstützung der Faulheit und Arbeitsunlust mißbraucht werden sollen. Als bestes Mittel, solche Kalamitäten, wie die Hungersnoth, für die Zukunft zu verhüten, empfahl er die allgemeine Anlegung von Getreidespeichern.

Eine ganze Reihe von Einrichtungen zur Verbesserung der sozialen Lage des Volkes setzte, wie oben schon gesagt ist, mit ihrer Wirksamkeit bei der Jugend ein und hatte zum Zweck, diese vor Noth und Elend in materieller wie geistiger Hinsicht zu bewahren. Schon 1849 zu Spoleto hatte er betont, daß Aussteuern aus kirchlichen Mitteln nur an brave Mädchen gegeben werden sollten. In diesem Sinn begründete er zur Erziehung von Mädchen aus den arbeitenden Klassen das Conservatorio Graziano. Gleichfalls das Provinzialkanzli zu Spoleto hatte schon die Schaffung von Besserungshäusern für gefallene Mädchen verlangt. Pecci gründete ein solches in seiner Diözese. Für die Kinder sorgte er durch Förderung des Findlingsasyls Antinari, durch Abendschulen für die Lehrlinge, durch ein Besserungshaus für Knaben. An alle diese Institute berief er klösterliche Genossenschaften verschiedener Richtung.

Die Anerkennung, die O'Reilly (S. 117) ihm spendet, daß seine Sorgfalt auch auf die ungünstige Lage der in Industrie und Handel beschäftigten Klassen sich erstreckte, ist durchaus der Wahrheit entsprechend.

So sehr dieses Wirken auf sozialem Gebiet auch dem außerhalb der römischen Kirche Stehenden Hochachtung vor der christlichen Liebesthätigkeit Pecci's abnöthigt, so sehr ist es ein Zeugniß für seinen Scharfblick, mit dem er die materielle Hülfeleistung als das rechte Mittel erkannte, die Masse des niederen Volkes in geistiger Abhängigkeit zu erhalten. Das ist der grundsätzliche Gesichtspunkt für die Beurtheilung der sozialen Wirksamkeit des Bischofs Pecci wie des Papstes Leo XIII.

Wesentlich wichtig zur Gewinnung eines richtigen Charakterbildes Pecci's, das weder durch Legenden entstellt ist, noch auf einer oberflächlichen, die grundsätzlichen Fragen vermeidenden Beurtheilung beruht, ist endlich seine kirchenpolitische Wirksamkeit. Es handelt sich dabei nicht darum, daß wir in alle Einzelheiten der Verhandlungen eingehen, die er von 1860 an mit der italienischen Regierung geführt hat, es ist auch nicht nothwendig, die Details seiner vielen, theilweise ganze Abhandlungen bildenden Proteste gegen die italienische Gesetzgebung anzuführen. Zur Gewinnung des rechten Bildes Pecci's in seiner kirchenpolitischen Thätig-

keit genügt es, aus seinen Schriften und Erklärungen die Hauptgrundzüge seiner kirchenpolitischen Ansichten darzustellen. Wenn wir dazu in kurzen Zügen den hauptsächlichsten Gang der Dinge schildern, so ergibt sich die Behandlung der einzelnen Fragen durch Pecci von selbst. Sie war ja nur der jeweilige besondere Ausdruck seiner grundsätzlichen Stellung zu der politischen Neuordnung der Dinge in Umbrien und Perugia, wie sie durch die Einverleibung dieser Provinz in das neue Königreich Italien geschaffen war.

Pecci war auch hier, in seiner Stellungnahme zu den italienischen Einheitsbestrebungen und ihrer Verwirklichung, das geistige Haupt der umbrischen Bischöfe. Seine geistige Ueberlegenheit, die hervorging aus der klaren Bestimmtheit und Schärfe, mit der seine kirchenpolitischen Ideen in ihm lebten, aus der rücksichtslosen Offenheit und Energie, mit der er sie gegen Jedermann, auch gegen den König selbst äußerte, schuf ihn von selbst zum Führer des umbrischen Episkopats.

Dazu kam, daß in Umbrien speziell mehrere Ausnahmsgesetze gleich nach der Besitzergreifung der Provinz durch die Truppen Victor Emanuels durch Verordnung des kgl. Generalkommissärs in Wirksamkeit gesetzt wurden. So hatte Pecci mehr als die Bischöfe anderwärts in Italien Gelegenheit, die Wirkung der Losreißung des Landes vom Kirchenstaat an sich und seiner Diözese zu erfahren, dagegen zu protestiren und zu handeln. Er wurde so das Beispiel für die anderen Bischöfe Italiens, stand an der Spitze des Widerstands, war die Seele, der Organisator des Kampfes gegen das neue Königreich Italien.

Die Sammlung seiner Hirtenbriefe enthält über 20 Aktenstücke verschiedener Art, Erklärungen, Proteste, Reklamationen, Zirkulare an den Klerus, Adressen an den König, den Papst, den kgl. Generalkommissär für Umbrien, den Ministerpräsidenten, den Senatspräsidenten, den kgl. Generalintendanten, theils längere, theils kürzere, von Pecci allein oder in Gemeinschaft mit seinen umbrischen Mitbischöfen erlassen, als deren Verfasser aber jedenfalls er anzusehen ist, mindestens aber als der, der ihnen die Schärfe seines Geistes und seiner Anschauungen verliehen hat.

Pecci hatte als kluger Politiker die Ereignisse voraus kommen sehen und hatte seine Diözesanen darauf vorzubereiten gesucht. Als sie nun wirklich im Herbst 1860 kamen, da war der selbstverständliche Standpunkt, den er nach seiner Erziehung, nach seiner Vergangenheit, nach seiner ganzen bisherigen 14jährigen bischöflichen Wirksamkeit einnahm, der der absoluten Verwerfung der Neuordnung der Dinge, eines unversöhnlichen Widerstands.

Die italienische Regierung, bezw. der Kultusminister erließ im Herbst 1861 ein Schreiben an die italienischen Bischöfe und den Klerus, um diese zu einer freundlichen Haltung gegen den Staat, zur Anerkennung des Königreichs Italien zu bewegen. Die Antwort Pecci's und seiner Mitbischöfe war eine Adresse an Pius IX., in der er jeden Gedanken einer Aussöhnung mit dem Königreich Italien abwies und den Papst seiner und ihrer absoluten Treue versichert. „Aufs neue," schrieb er, „bekunden wir in feierlicher Weise unsre vollkommene Anhänglichkeit an deine Lehren und unsre Zustimmung zu dem herrlichen Widerstand, den du, obgleich betrübt über die vielseitige Widersetzlichkeit unwürdiger Söhne, seit zwei Jahren so kräftig für den Triumph der Religion, der Gerechtigkeit und der heiligen Rechte des apostolischen Stuhls geleistet hast."

Die grundsätzliche Beurtheilung der Dinge, die er da offenbart, ist, daß er die Herstellung der Nationaleinheit nur als die Frucht von Verschwörungen, Betrug, Ungerechtigkeit und Gottesraub, als Sakrileg ansehen kann.

Kaum hatten die italienischen Truppen von Umbrien Besitz genommen, so erließ der kgl. Generalkommissär für Umbrien zwei Dekrete, die die Aufhebung der kirchlichen Gerichtsbarkeit und Immunität der Kirchen, sowie die Beseitigung der kirchlichen Aufsicht über Schule und Erziehung verfügten. Sofort erfolgte ein entschiedener Protest Pecci's an den kgl. Generalkommissär, da diese Maßregeln das Recht und die Verfassung der Kirche verletzten. Als Bischof und berufener Hüter der kirchlichen Interessen müsse Pecci seinem tiefen Schmerz über diese Verordnungen Ausdruck geben.

Dasselbe Jahr 1860 brachte noch die Auflösung der Männer- und Frauenklöster und machte damit den Kelch der Bitterkeit für Pecci zum Ueberfließen voll. In seinem Proteste gegen diese Maßregeln betonte Pecci gegenüber dem kgl. Generalkommissär, daß nach Lehre der katholischen Kirche nur sie selbst religiöse Orden approbiren und daß keine weltliche Gewalt Orden auflösen und unterdrücken könne. Es sei eine Rechtsverletzung, eine Besitzstörung, die da geschehe. Gleichfalls in Sachen der vertriebenen Mönche, wandte sich Pecci im Juni 1861 direkt an den König und erhob Klage, daß die von ihm bei Durchführung der Aufhebung der Orden beabsichtigten Milderungen von seinen Beamten nicht beachtet worden seien. Mit Pecci gemeinsam protestirten die umbrischen Bischöfe im Dezember 1860 gegen die neuen Verordnungen. „Wir protestiren," schrieben sie, „gegen alle und jede Gesetze und Verfügungen, die die Rechte und Freiheiten der Kirche verletzen. Wir protestiren gegen diejenigen, die die geistliche Gerichtsbarkeit unterdrücken, die den priesterlichen Stand in allem der weltlichen Macht unterwerfen und damit ein altes Privileg vernichten. Wir protestiren gegen diejenigen, die die Immunität der Kirchen aufheben, gegen die, die jede kirchliche Anordnung der Staatsgewalt und ihrer Zensur unterstellen, die die frommen Stiftungen, auch wenn sie von der Kirche selbst kommen, der Ueberwachung durch die Bischöfe entziehen, die alle Aufsicht und jedes Eingreifen der Bischöfe bei den Erziehungsanstalten verbieten, die den Pfarrern die Matrikelbücher nehmen, die sie nothwendig brauchen."

Einer der Hauptpunkte des Kampfes war die Einführung der Zivilehe, die in Umbrien zunächst auf dem Verordnungswege am 31. Oktober 1860 vor Erlaß eines eigenen Gesetzes geschah. In dem eben angeführten Protest erhoben schon die Bischöfe ihre Stimme gegen die Beleidigung des katholischen Gefühls und der unverletzlichen Würde des Sakraments der Ehe durch Einführung der Zivilehe, der unheilvollen Quellen von Verwirrungen, Kämpfen und Sittenlosigkeit. Im Juli 1861 folgte eine „Erklärung über das Projekt der Zivilehe, geprüft im Interesse der Religion" von den umbrischen Bischöfen, eine ausgedehnte Abhandlung über die Ehe, die sakramentale wie die Zivilehe. Die Quintessenz der Ausführungen, die Pecci da macht, ist, daß die Schaffung eines neuen Gesetzes über die Ehe in dem Sinne der Herstellung der Zivilehe nothwendig eine Verletzung des katholischen Dogmas, eine Unterdrückung des katholischen Gewissens bedeute. Diese Abhandlung über Begriff und Wesen der Ehe, über die Gefahr, die ihr von der Einführung der Zivilehe drohte, war begleitet von einer Instruktion an die Pfarrer, die zu erneutem Eifer in der Belehrung des Volkes über die christliche Ehe aufgefordert wurden, deren einzig erlaubter und gültiger Abschluß durch die Kirche geschehe. Zwei Monate später, im September 1861, wandte sich Pecci wieder an den König selbst, legte ihm die Erklärung der umbrischen Bischöfe vor und verlangte vom König Abhülfe gegen die Einführung der Zivilehe auf dem Verordnungswege; der König möge der katholischen Religion Gerechtigkeit widerfahren lassen und diesen Ausnahmezustand für Umbrien beseitigen. „Möge," schließt er, „die lästige Aus-

Digitized by Google

nahme aufhören, die das Gewissen der umbrischen Völker so unheilvoll bedrückt, möge die heterodoxe Institution verschwinden, die das erhabene Sakrament der Ehe entheiligt, die den Keim der häuslichen und sozialen Verhältnisse fälscht und die Reinheit des Glaubens und der Moral einer großen Versuchung aussetzt." Nach weiteren vier Jahren, als die Zivilehe einheitliche Gesetzeskraft für alle Landestheile erlangen sollte, wendeten sich die umbrischen Bischöfe durch Pecci wieder in einer Erklärung unter erneuter voller Verwerfung der Zivilehe, deren praktische Folgen sie jetzt genügend kennen gelernt hätten, an den Präsidenten des kgl. Senats.

Nicht minder energisch wehrte sich Pecci mit seinen Mitbischöfen gegen die Einführung des königlichen Placet. Im Juni 1863 protestirten sie beim König selbst gegen ein solches Gesetz, das sich nicht schicke für eine Regierung, die wirklich katholisch sei und es bleiben wolle.

Unter den Argumenten Pecci's verdient Erwähnung seine Frage, ob vielleicht Christi Auftrag an Petrus, die Herde zu weiden, zu binden und zu lösen, an die Bedingung geknüpft gewesen sei, daß er vor Ausführung des Auftrags erst das Placet einer weltlichen Gewalt einzuholen hätte? Ein weiterer Brief an den König in der gleichen Angelegenheit folgte im Oktober 1864 von Seiten der Bischöfe von Umbrien und Picenum.

Das Gesetz, das die Kleriker zum Militärdienst zwang, beantworteten die Bischöfe vom 1. August 1864 mit einem Protest an den König. Im Jahre 1869 richtete Pecci einen Hirtenbrief an seine Diözesanen und forderte sie zu Spenden für die Loskaufung armer Kleriker vom Militärdienst auf, der ordentliche Beitrag solle wöchentlich fünf Centesimi betragen, außerordentliche Spenden würden natürlich auch angenommen. In dem Begleitschreiben an seine Geistlichen, die er zur Mitarbeit an diesem hervorragend guten Werk aufforderte, nannte er das Gesetz die erbarmungslose Axt, die an die Wurzeln des Lebensbaums der Kirche gelegt sei.

Andere Proteste und Erklärungen betrafen die Entziehung der geistlichen Aufsicht über die Schule, die Einziehung der Kirchengüter, die Auferlegung von Steuern, richteten sich gegen die königlichen Finanzbeamten und ihre Einmischung in die kirchliche Verwaltung, gegen die Einführung der Staatsaufsicht über die privaten Schulen, gegen den Versuch, die Theologieseminare zu kontroliren.

Das Endziel aber dieser ganzen Gesetzgebung, klagt Pecci, sei: die Kirche zur Magd des Staates zu erniedrigen und ihre göttliche Mission den niedrigen Rücksichten einer weltlichen Politik zu unterwerfen und anzubequemen. Und das geschehe in einem Lande, wo die katholische Kirche die allein anerkannte sei. Daher Pecci's ständige Klage: die Regierung wolle doch katholisch bleiben, also dürfe sie solche Gesetze nicht erlassen, daher der Appell an Victor Emanuel und die Erinnerung, was seine, des katholischen Fürsten, Pflicht sei.

Es war nach Pecci das gute Recht der Kirche, das er verlangte, die Freiheit, die ihr durch religiöses und soziales Recht in einem katholischen Lande gebühre. Und ganz besonders sah er die Einziehung der Kirchengüter als Rechtsverletzung an, denn diese Beraubung werde vollführt im Namen einer katholischen Regierung, einer Regierung, die erst wenige Tage vor Veröffentlichung dieses Dekrets über die Einziehung der Kirchengüter gezwungen war, in einem offiziellen Aktenstück, der Note Cavours an die Schweiz vom 20. November 1860, anzuerkennen, daß die kirchliche Natur des Eigenthums in keiner Weise das Recht der Besitzer schwächen kann.

In den schweren Zeiten, die mit dem Erlaß aller dieser Gesetze über die Kirche hereinbrachen, fand er aber doch auch in der Haltung seiner Gläubigen einen Trost. „Wenn wir gegenwärtig," sagt er in seinem letzten Hirtenbrief, „den er als Bischof schrieb, über die Entchristlichung der Regierungen, welche die Träger der bürgerlichen Gewalt sind, bittere Beschwerde führen, so verlennen wir doch keineswegs, daß hinter dieser offiziellen verderbten und gottlosen Welt eine andere reale Welt sich findet, wo es keineswegs an einer guten Anzahl von edel angelegten Herzen, von festen Charakteren und von reinen erhabenen Seelen mangelt."

* * *

So war die ganze Amtszeit Pecci's als Bischof ein großer, ununterbrochen fortgesetzter Kampf, ein Kampf zur Erhaltung des alten Zustands gegen die neue Strömung in Religion, Kultur, Politik und Nationalität.

Pecci hat sich da unzweifelhaft als Vorkämpfer bewährt und hat sich um seine Kirche verdient gemacht. Auch seine Gegner mußten Respekt bekommen vor der scharfen Klarheit seiner Ziele, vor der muthigen Energie, mit der er sie vertrat und, wo er konnte, auch durchführte.

Aber in seiner Art, die Polemik gegen den Gegner zu führen, liegt auch etwas unangenehm berührendes. Da ist zunächst das ungemein reichhaltige Register von Schimpfwörtern, das im Munde eines hohen Kirchenfürsten etwas peinlich berührt. Das Gezänke und Geschimpf — man kann in der That keinen anderen Ausdruck wählen — gegen moderne Zivilisation und Kultur, die ewig wiederkehrenden Phrasen von der modernen Welt ohne Gott, d. h. ohne römische Kirche, machen auf den Leser schließlich den Eindruck, daß sie doch die Sache offenbar stark übertreiben und mit den wirklichen Verhältnissen nicht im Einklang stehen. Außerdem fragt man sich bei dem fortwährenden Jammer über den Unglauben, ob nicht vielleicht gerade die Jahrhunderte dauernde ausschließliche Herrschaft der römischen Kirche selbst daran schuld ist, daß er zumal unter den Augen des hl. Vaters selbst sein Haupt erhebt. Man ist diese Art von Polemik, das ständige Reden von den großen Gefahren, die der Religion drohen, von der gänzlichen Verderbtheit der Welt in den ultramontanen Blättern und Blättchen gewohnt. Aber soll man wirklich von einem Mann, der, wie Pecci, das Leben von hoher Stellung aus überschauen konnte, der auch in fremden Ländern war, soll man von dem wirklich annehmen, daß es seine vollste und innerste Ueberzeugung ist, wenn er in rhetorischen Phrasen sich ergeht wie etwa in den folgenden: „Saget nur meine Theuersten, welchen Platz hat man noch in dieser Welt für den Schöpfer und Erlöser der Menschheit übrig gelassen? Ach, wenn er noch in den Herzen der an Zahl so sehr zusammengeschmolzenen wahren Gläubigen ein Asyl findet, wenn es noch Seelen gibt, welche auf sein Anklopfen hören, so hat er doch in der Gesellschaft als solcher keinen Platz mehr auf Erden. Er ist verstoßen im Namen der Wissenschaft von dem Eingreifen in die Ereignisse, im Namen einer stolzen Unabhängigkeit von dem Unterricht, im Namen der Freiheit von der Moral. Ja, der Ruf der Juden: „Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche", ist vielleicht noch nie so laut und ohne jegliche Scheu in der Welt erhoben worden."

Legt sich da nicht die Vermuthung nahe, daß die unzweifelhaft starken Uebertreibungen Pecci's als solche doch selbst etwas bewußt gewesen sein müssen und eben nur gemacht wurden als Mittel zum Zweck?

Pecci klagt, daß der Kampf gegen die Kirche nicht mit ehrlicher Offenheit, sondern mit verlockender Hinterlist geführt werde. Paßt dazu das bei ihm so oft wiederkehrende System der sittlichen Verdächtigung der Andersdenkenden, das sich in seiner Beurtheilung des Protestantismus und Altkatholizismus und der Anhänger der modernen Ideen

so widerlich geradezu geltend macht? Soll man wirklich glauben, daß Pecci so in der Schärfe, wie er es sagt, auch in seinem Innern Jeden, der nicht streng römisch gesinnt war, für sittlich verdorben angesehen hat? Das ist jedenfalls gewiß: Bei der einseitigen Erziehung, die er genossen hatte, fehlte ihm absolut das Verständniß für religiösen und sittlichen Ernst außerhalb der römischen Kirche, daß es Leute geben könne, die sich nicht, wie er sagt, um ihren Leidenschaften die Zügel schießen zu lassen, sondern aus ernsten Gewissensgründen von der römischen Kirche, ihren Lehren und Geboten, ihrer kirchenpolitischen Anschauung lossagen. Nur darin, daß wir annehmen, daß dieses Verständniß ihm gänzlich abgeht, finden wir eine Erklärung für die maßlose Art sittlicher Verdächtigung der Andersdenkenden, die wir bei ihm finden.

Hand in Hand geht damit ein hochmüthiger Stolz auf die italienische Nation, das privilegirte Land, auf die glänzenden Gaben, die es unter der Herrschaft der katholischen Kirche entfaltet hat, und die hohe Stufe religiöser und sozialer Kultur, die es zum Neid der anderen Völker unter der Aegide der Kirche erreichen könnte.

Es ist bezeichnend, daß seine Sprache selbst seinem Biographen O'Reilly zu weitgehend erscheint, da er eine Stelle, in der Pecci als das Ziel der protestantischen Schulen die Schaffung eines Neuheidenthums angibt, doch soweit abschwächt, daß er statt „protestantische Schule" im Text Pecci's „antichristliche Schule" schreibt.

Dem Staat gegenüber war allerdings Pecci in seiner Sprache etwas weniger kräftig als in seinen Hirtenbriefen, wohl auch mit Rücksicht auf den verschiedenen Kreis der Adressaten. Er vertrat mit aller Entschiedenheit auch dem König gegenüber seine Meinung und Ueberzeugung, aber im ganzen drückte er sich doch maßvoll aus. Das authentische Manuskript bei O'Reilly (S. 119) sagt: „Seine Korrespondenz mit den bürgerlichen Behörden war stets von Würde und Maßhaltung beherrscht und doch voll Kraft und Ueberzeugung, so daß er sich die Achtung dieser Beamten erzwang und manche größere Härte für den Bereich seiner Diözese verhinderte."

Im Verkehr mit den Staatsbehörden und in der Wahrung seines Standpunktes besaß er großes diplomatisches Geschick, große Accommodationsfähigkeit, die gute Eigenschaft, opportun zu handeln, ohne sich von seinen Prinzipien etwas zu vergeben. Aktiven Widerstand predigte er nicht und mahnte seinen Klerus davon ab. So kann man annehmen, was O'Reilly (S. 159) von ihm sagt: „Seine schließliche thatsächliche Unterwerfung unter die neue politische Herrschaft war keineswegs eine Anerkennung derselben oder eine Verschleierung seiner Ansicht von ihrer Unrechtmäßigkeit. Wenn er in diesem Kampf gegen eine Macht, die keinen Widerstand duldete, endlich schwieg, so fuhr er doch fort in der Arbeit für die Rettung der Seelen seines Volkes, immer zur Mäßigung, wie er selbst sie übte, rathend, nur zum Gebet und zur Uebung der christlichen Tugenden mahnend, dabei immer in Wort und That alles meidend, was Anderen zum Anstoß dienen oder den Uebelwollenden einen Vorwand zur Verfolgung und Schädigung bieten konnte. Indessen so unabänderlich fest seine Stellung gegenüber einer Regierung war, welche die Gesetzgebung, die Einrichtungen, die Traditionen der christlichen Vergangenheit ganz beiseite schob, Kardinal Pecci vergaß im Verkehr mit denen, welche die Gewalt in Händen hatten, nie die Höflichkeit und jene milde Würde, welche einer hohen Stellung so wohl ansteht. Gestattete ihm sein Gewissen keine Versöhnung, so war er doppelt vorsichtig, Niemand zu beleidigen. Aber er trat mit den neuen Behörden nur dann in Verbindung, wenn die Rücksicht auf die privaten oder öffentlichen Interessen seiner Herde dies gebot."

Und nun stehen wir vor der Schlußfrage: ist das Bild, das wir von Pecci gewonnen haben, derart, daß man mit Recht ihn als Leo XIII. im Gegensatz zu Pius IX. als „liberalen" Papst begrüßen durfte? Die Antwort mag uns ein römischer Biograph Leos XIII. geben (Galland: Leo XIII., Paderborn 1893, S. 66): „Gleich bei Beginn des Pontifikats Leos XIII. bis in die neueste Zeit hinein hat man auf gegnerischer (liberaler) Seite von einem tiefgehenden Gegensatz, von einem grundsätzlichen Widerspruch zwischen dem gegenwärtigen Papst und seinem Vorgänger Pius IX. geredet. Man hat Leo XIII. den friedfertigen liberalen Papst genannt, der statt der „kriegerischen, unversöhnlichen" Politik seines Vorgängers ein Regiment des Friedens und der Versöhnung führe, der zwischen dem Katholizismus und den liberalen Ideen der Neuzeit eine vermittelnde ausgleichende Lösung suche und um jeden Preis zwischen der Kirche und den modernen Kulturmächten Frieden stiften wolle. So können aber nur Jene meinen und reden, welche für das Wesen der katholischen Kirche und die Aufgabe des Papstthums keinerlei Verständniß und von der Persönlichkeit und dem früheren Wirken des gegenwärtigen Papstes nicht die geringste Kenntniß haben. Ein wirklicher Pakt, ein förmlicher Friedensschluß mit den liberalen Ideen der modernen ungläubigen Zeit wäre für die Kirche Tod und Verderben und für den augenblicklichen Inhaber ihres Oberhirtenamts ein völliges Sichselbstaufgeben und die schroffste Verleugnung seiner ganzen Vergangenheit."

Galland hat damit vollkommen recht. Man darf nicht auf die etwas milde oder gröbere Sprache, auf die Art sich zu benehmen, gehen; auf die Grundlage, die Prinzipien kommt es an. Und da hat sich Pecci, wie während seines ganzen Lebens so auch als Bischof, als Vorkämpfer gegen alles, was liberal heißt, auf religiösem wie politischem Gebiet bewiesen.

Der Mann, der die Wiedereinführung der Inquisition in ihrer alten Institution verlangte, konnte sich accommodiren, aber er konnte sich nie als Bischof aussöhnen mit den liberalen Ideen.

Leo XIII. war als Bischof nicht liberal. Ob er es mit seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl unter Aufgabe seines ganzen bisherigen Lebens und seiner Schulung werden konnte, ob er es wirklich wurde, das muß die Betrachtung seines Pontifikats lehren.

Zinn zur Bronze aus dem Fichtelgebirge?

Die unter dieser Ueberschrift in Nr. 106 der Beilage enthaltene Mittheilung legt für die Annahme des Bestehens prähistorischer Zinngruben im Fichtelgebirg ein Hauptgewicht mit Recht auf den Nachweis der Seßhaftigkeit einer alten Bevölkerung daselbst, welcher Nachweis bisher vermißt wird. Für die Frage des Ursprungs der Rahmaterialien zu der Bronzefabrikation im Alterthum darf aber auch der Umfang des Fichtelgebirges nicht so eng genommen werden, daß hierunter nur der Zentralstock des Gebirges fällt. Dieser wird naturgemäß erst in späterer Zeit besiedelt worden sein als das Fichtelgebirgsvorland aber das sogenannte Fichteluntergebirge, dessen südlichster Ausläufer der Parkstein bei Weiden, ein sehr interessanter Basaltkegel, ist.

In dem Fichtelgebirgsvorland finden sich sowohl Zinngräben, als auch sehr bemerkenswerthe Spuren alter Ansiedelungen, die weit in die prähistorische Zeit zurückreichen. Was mir hievon bekannt geworden, sei hier kurz mitgetheilt, um zur Klärung der Sache beizutragen und zu allenfallsigen weiteren Nachforschungen Anregung zu geben.

1. Zunächst ist es der isolirte Basaltkegel des Rauhen Kulms bei Neustadt am Kulm, welcher eine wahrscheinliche vorgeschichtliche Befestigungsanlage trägt. Ein dichter breiter Steinwurf, von großen Basaltbrocken zusammengeschichtet,

umgürtet, den Berg unterhalb der Kuppe wie eine Ringmauer; vor derselben zieht sich ein weiterer Steinwall, den Graben vor der Ringmauer bildend, um den Berg. Einige wenige dort gemachte Funde reichen in die Bronzezeit zurück; es darf hienach wohl bestimmt angenommen werden, daß wir hier, ebenso wie bei dem bekannten Gleichberg, eine Steinburg aus keltischer Zeit vor uns haben, welche als Zufluchtsort bei feindlichen Einfällen diente.

2. Ungefähr eine Stunde südlich vom Rauhen Kulm findet sich am Fuß des Barbaraberges eine noch deutlich erkennbare ca. 300 m lange alte Schanze, welche den nördlichen Abhang des Barbaraberges von dem anstoßenden Gelände abschneidet. Auf dem zwischen dem Creußen- und Heidenaabthal gelegenen, größtentheils steil abfallenden und rings von sumpfigem Gelände umgebenen Hochplateau vom Barbaraberg bis zum Judenbühl bei Pressath (ca. eine Stunde Längs- und eine halbe Stunde Breiteausdehnung) soll die alte Stadt „Mirga“ oder „Mirga“ mit drei hölzernen Tempeln gelegen gewesen sein; so meldet die lokale Ueberlieferung und im Katasterplan, in welchem auch die „alte Schanze“, ebenso wie in der Generalstabskarte, eingezeichnet ist, wird das Höhenplateau auf einem vorspringenden Terrain zwischen Zettlitz und Pichlberg als „Miega“ bezeichnet. Nach Schönwerth, Sagen der Oberpfalz, soll sich auf dem Berge die Residenz des Norikus, des ersten Fürsten der Narisker, eines suevischen Volksstammes, welcher nach den Kelten die Gegend bewohnte, befunden haben. Frühere Fundgegenstände, unter welchen namentlich auch Regenbogenschüsselchen gewesen sein sollen, lassen auf eine keltische Berganfiedelung schließen, deren Vertheidigungslinie auf dem einzigen nördlichen Querriegel die vorgenannte „alte Schanze“ bildete. Diese von Abhang zu Abhang in gerader Linie verlaufende Schanze hat drei lantig vorspringende Ausbauchungen (Bastelen) in den vorliegenden Graben, dürfte aber deßwegen doch nicht als Schwedenschanze zu erklären sein, da sie augenscheinlich keine vorübergehend angelegte Feldschanze, sondern eine auf die Dauer berechnete Anlage ist und der Verlauf des 30jährigen Krieges in hiesiger Gegend für eine solche Annahme kaum einen Anhaltspunkt bietet, wie sie auch im Zeitalter der Kanonen wohl ganz falsch situirt gewesen wäre.

3. Den Flurnamen Miega habe ich noch jenseit des Heidenaabthals auf dem steil ansteigenden Eichelberg unterhalb Pressath gefunden. Auch dort soll ein in der Niederung befindlicher Hügel ein Keltengrab enthalten, und es dürfte nach dem Flurnamen gleichfalls auf eine keltische Berganfiedelung zu schließen sein.

4. Schon seit längerer Zeit bekannt sind die Keltengräber in der Seidellahe bei Altzirkendorf, von denen schon verschiedene — leider auch der erwerbsmäßigen Ausbeutung wegen — geöffnet wurden. Deren Vorkommen beweist zur Genüge eine Keltenansiedelung auf dem Pinzigberge, welche die ganze Gegend von Auerbach beherrscht und in der christlichen Zeit mit einer Kapelle gekrönt worden ist.

5. Auch auf dem gegenüberliegenden Höhenzuge bei Altzirkendorf sollen auf dem Plateau des Fenkenwaldes schon frühere Funde aus prähistorischer Zeit gemacht worden sein. Dasselbe hat im Volksmund die Benennung „die Todtea“, was wieder auf einen alten Kelteuwohnplatz schließen läßt.

Auf einem verhältnißmäßig engen Raum finden sich sonach auf den von Norden nach Süden streichenden Ausläufern des Fichtelgebirgs in der nördlichen Oberpfalz fünf bedeutende prähistorische Ansiedelungen, welche wahl ein ziemlich reges Leben in diesem Gebirgstheil anzeigen. Was dasselbe veranlaßt hat, dürfte bei Betrachtung der Gegend mit ziemlicher Sicherheit sich ergeben. Außer der für die alten Berganfiedelungen besonders günstigen Gestaltung des Terrains hat gewiß auch das Vorkommen von Zinn in diesem Landstrich das Seinige hiezu gethan. Zinngrubenfelder bestehen in dem angegebenen Rayon bei Wollau und bei Neyoberg; bei Meyenhof führt eine Einöde den Namen Zinnschacht; die unweit des Fenkenwaldes gelegene Waldabtheilung Kainschacht läßt wohl ebenso wie der am südlichen Fuße des Mirgaplateaus gelegene Weiler Grub auf frühere Bergwerksbetrieb schließen. Wa das sandige Terrain der Zinngrubenfelder anbetrifft, beginnt alsbald das Eisenerz, welches in dieser Gegend schon in frühester Zeit ausgebeutet worden ist. Die vom Fichtelgebirg in ziemlich gerader Richtung nach Süden fließende Naab hat den Landstrich in die nächste Verbindung mit der Donaugegend gesetzt, während andrerseits die vom Fichtelgebirg nach Norden strömende Saale eine sehr günstige Verbindung nach Norden vermittelte. Der Handel folgte den Flüssen und deren Seitenthälern. (Vergleiche über die Beziehungen der klassischen Völker des Alterthums zu dem keltisch-germanischen Norden die Abhandlung von Professor Friedrich Marx in Nr. 162 und 163 der Beilage vom Jahre 1897.) Das Naabthal, welches von der Donau aus am weitesten nach Norden sich erstreckt, hat bei diesem Handelsverkehr jedenfalls eine bedeutende Rolle gespielt, und aus diesem Durchgangsverkehr zwischen dem Süden und den germanischen Völkerschaften nördlich der mitteldeutschen Gebirgsachse durch das Keltenland, sowie dem Absatz der selbstgewonnenen Grubenprodukte wird die Existenz und Bedeutung der „Stadt Mirga“, sowie der übrigen alten Berganfiedelungen in dieser Gegend hauptsächlich mit zu beurtheilen sein.

Eschenbach i. d. Oberpfalz.

Joseph Wolfenstetter.

Mittheilungen und Nachrichten.

A. Bastian: Zur heutigen Sachlage der Ethnologie in nationaler und sozialer Bedeutung. Berlin, Dietr. Reimer 1899. — Unser geographischer und historischer Horizont ist in der Neuzeit durch eine doppelte Revolution ganz unabsehbar erweitert, zunächst durch die Beseitigung des alten gäozentrischen Standpunktes, der nur noch für die eng umfriedete Idylle des Alten Testaments paßte, und sodann durch die Erdumsegelung mit ihren weitgreifenden Folgen. Der kleine Anlauf, welchen das römische Kaiserreich über den landläufigen Bereich des Orbis terrarum hin unternommen hatte, wurde durch das in Dogmen erstarrte Mittelalter wieder völlig in Frage gestellt, bis sich die großen Kulturschöpfungen Ostasiens, Zentralamerika's, der Tolteken und Inkas u. s. w. — von den eigentlichen Naturvölkern noch abgesehen — mit Nachdruck eine Antwort auf ihre wissenschaftliche Behandlung erzwongen. Je mehr sich das geistige Uebergewicht der arischen Rasse auf dem ganzen Erdball herausstellte, desto unausweichlicher wurde für jeden größeren europäischen Staat eine ebe den nationalen Kräften und Leistungen entsprechende Kolonialpolitik. Alle Nationen, die einerseits einen gewissen materiellen Wohlstand erlangt haben und andrerseits eine gewisse Rolle auf dem internationalen Weltmarkt spielen, können sich diesen Anforderungen nicht mehr entziehen, wollen sie anders nicht sich selbst eine unersetzliche Einbuße an ökonomischen Gütern und politischer Stellung zufügen. Es kann sich somit nur um eine möglichst korrekte Lösung der vielen hier wartenden Schwierigkeiten und Probleme handeln, um nicht abermals die bekannten Thorheiten, Fehltritte und Brutalitäten zu begehen, von denen leider die Kolonialgeschichte Europa's auf manchen dunklen Blättern zu berichten weiß. Hier kann weder philanthropische Sentimentalität nach Rousseau's Vorbild, noch philosophische Spekulation etwa in der Art Herders helfen, sondern die genaueste Detailkenntniß der primitiven Weltanschauung bis hinunter zu den allergewöhnlichsten, von unsrer hohen Warte aus öfter ungebührlich mißachteten Kleinigkeiten. Es klafft hier, meint Altmeister Bastian, der zur rechten Zeit die Blicke aller Interessenten und der Behörden auf diesen wunden Punkt lenkt, eine weite Lücke im Unterrichtswesen, und er denkt geradezu an eine Art ethnographischer Hochschule nach dem Muster der berühmten Smithsonian Institution unter Powells bewährter Leitung. Jedenfalls darf wohl zugunsten einer gedeihlichen Entwicklung verlangt werden, daß die Kolonialbeamten sich einigermaßen orientirt haben, ehe sie ihre verantwortungsvolle Stelle antreten, um nicht nur durch böse Erfahrungen, traurige Illusionen, man könnte fast sagen, am eigenen Leibe zu lernen. Viel ist ja schon geschehen — auch hier kann man auf die Thätigkeit und Bedeutung unsrer Kolonialvereine rühmend hinweisen —; die Erfahrungen, welche der Kaufmann, als der berufene Pionier der Kultur, der Reisende

und der Missionär sammelt, sind zweckentsprechend verwerthet, aber immer noch fehlt es an einer gleichsam methodischen, gründlichen ethnographischen Schulung. Es gilt nicht so sehr, die verschiedenen Sprachen zu bemeistern (das ist schließlich bei längerem Aufenthalt bald erreicht, das Orientalische Seminar in Berlin gibt außerdem nach manchen Richtungen die erwünschte Anleitung), sondern, wie schon oben erwähnt, sich mit dem Gedankengang der Stämme niederer Gesittung bekannt zu machen, der so vielfach unsrer Anschauung ganz und gar zuwiderläuft. Gerade hier liegt die Quelle verhängnißvoller Mißverständnisse und Fehlgriffe, die oft für eine ganze Generation einen Rückgang bedeuten können. Im übrigen bleibt es bei dem Wahlspruch Pope's: The proper study of mankind ist man, und gerade zur Vertiefung der Psychologie nach der ethnographischen Seite hin ist eben das uns durch die Volkskunde behändigte Material völlig unentbehrlich. Es kann sich also wohl nur aus dem bisherigen historischen Entwicklungsgang unsrer höheren Bildung erklären, wenn die Ethnologie trotz ihrer anerkannten Bedeutung sowohl in theoretischer als auch in praktischer Hinsicht noch nicht überall die erforderliche Berücksichtigung vom Staat gefunden hat, die ihr als altehrwürdiger Großmutter im Musenchor, wie Bastian witzig bemerkt, gebührt hätte. Immerhin hat man trotzdem Anlaß, mit der gegenwärtigen Situation, wenigstens was Preußen anlangt, zufrieden zu sein; unser Gewährsmann gesteht wenigstens: Der Ethnologie hat vom Anbeginn an ein günstiger Glücksstern geleuchtet. Früh bereits sind ihr seitens der Ministerien und der Museumsverwaltung wohlgeneigte Rücksichtnahmen zugewandt gewesen, und schon zu einer Zeit, als im Ohr des Publikums der Name der Ethnologie noch fremdartig klang, wurde ihr auf staatliche Fürsorge ein selbständiges Museumsgebäude errichtet, als erst-einziges in Deutschland nicht nur, sondern in ganz Europa. Der im Budget zugewiesene Etat hat sich in raschen Progressionen erhöht, außergewöhnliche Bewilligungen sind unterschiedentlich zugebilligt, der Beamtenstand ist ansehnlich vermehrt, und so scheint alles zufriedenstellend vorwärtszugehen, mit bester Aussicht auf fernere Begünstigungen (S. 24). Hoffentlich bleibt dies freudbare Einvernehmen noch für lange Zeit bestehen und hoffentlich waltet auch Bastian noch weiterhin seines Amtes. Th. Achelis.

αβ. „Mutter Erde" — Technik, Reisen und nützliche Naturbetrachtung in Haus und Familie — nennt sich die neueste Erscheinung der Familienliteratur aus dem Verlage von W. Spemann, Berlin und Stuttgart. Sieht man sich um auf dem Gebiete dieser Literatur, das in üppig sprießendem Gedeihen und Mannichfaltigkeit schon längst jedwede Bedürfnißfrage illusorisch gemacht hat, so dürfte man zunächst wohl über den Erfolg einer solchen Publikation von Zweifeln beschlichen werden. Mit der Durchsicht des ersten Halbjahrbandes von „Mutter Erde" sind uns diese geschwunden. Hat uns schon die sezessionistische, vom Fettlingsgrün angehauchte und in Pflanzenfaserstoff imitirte originelle Umhüllung des stattlichen Bandes der gesammelten Wochenhefte versöhnlich gestimmt gegen diesen neuen Sprößling einer nicht ausnahmslos wohlgearteten Gattung, — der sorgfältig ausgewählte, reichhaltige Inhalt des Buches ließ alle Bedenken schwinden. Der genannte Verlag ist als einer unsrer solidesten bekannt; diese gute Meinung hat er mit einer großen Reihe seiner Initiative zu dankenden Unternehmungen auf dem gesammten Wissens-, Unterhaltungs- und Erfahrungsgebiete für jung und alt vollauf gerechtfertigt. Mit der vorliegenden Publikation ist ein anerkennenswerthes Schritt nach vorwärts gethan. Was von einem vornehmen, zweckentsprechenden Werke auf dem Felde der Familienliteratur gefordert werden kann hat hier volle Würdigung erfahren, und der Strebende, der Auge und Ohr hat für das Wundervalten der Natur und des Lebens, findet in „Mutter Erde" all das, was ihn wissenswerth dünken mag auf unserm Planeten, von berufener Feder geoffenbart; das Verständniß und die Anschaulichkeit des Gebotenen nach Möglichkeit zu erleichtern, ist das Ziel, das mit einer glänzenden illustrativen Ausstattung erreicht wurde. Unter diesen Umständen kann die Lebensfähigkeit des jungen Unternehmens, dem wie die besten Wünsche mit auf den Weg geben, nicht zweifelhaft sein.

Wiener Galeriestudien. Dr. Theodor v. Frimmel, der bekannte Gemäldekenner und unermüdliche Schriftsteller, bestrebt sich schon seit längerer Zeit, die Gemäldesammlungen Wiens einer allseitigen Betrachtung zu unterziehen. Welche Kollektionen im Laufe der Jahre entstanden und sich auflösten, was von Gemälden ein- und ausgeführt wurde, welche Versteigerungen und Verkäufe stattfanden, wie sich die Galerien bildeten und woraus sie sich zusammensetzten — alles wird ausführlich dargestellt. Leider ist das Ergebniß insofern nicht ganz günstig, als die Zahl der aus Wien weggebrachten Bilder die der dorthin eingeführten überwiegt. Immerhin bietet, was noch jetzt in Sammlungen vorhanden, eine solche Fülle von Kunstwerken dar, daß thatsächlich kaum eine andere Stadt damit wetteifern kann. Es ist dies nur zu wenig noch bekannt, und man kann sonderbare Erfahrungen mit den Ansichten auch kunstverständiger Kreise in dieser Beziehung machen. Wien wird zumeist als Kunststadt unterschätzt. Jedenfalls wird Frimmels Arbeit auch in dieser Beziehung aufklärend wirken.

Von den „Galeriestudien" unsres Forschers ist jetzt ein besonders wichtiger Theil erschienen, nämlich die vierte Lieferung des ersten Bandes der „Geschichte der Wiener Gemäldesammlungen" (Leipzig, G. H. Mayer, 1899). Dieser Theil umfaßt die alten niederländischen und deutschen Meister und die modernen Gemälde der kaiserlichen Sammlung. Wie staunen nur, wie gründlich der Verfasser, der wissenschaftlich und technisch tüchtig vorgebildet ist, seine Aufgabe erfaßt hat: Herkunft der Bilder, Geschichte derselben, Namengebungen, Literatur, Erhaltungszustand — über alles erhalten wir Aufschlüsse. Daß dabei auch auf fremde Kunstwerke und Meister und auswärtige Sammlungen interessante Lichter fallen, liegt auf der Hand. Wenn einmal Frimmels Werk ganz durchgeführt ist, wird die österreichische Hauptstadt über ihre Gemäldeschätze eine Arbeit besitzen, wie sie noch kein Ort bisher aufzuweisen hat. W. Schmidt.

* Wir erhalten folgende Zuschrift:

„Gestatten Sie mir zu der Mittheilung „Ein altgriechisches Wiegenlied" in der Beilage vom 20. d. M. die Bemerkung, daß die neuentdeckte griechische Abstammung des Eia popeia schon eine alte, aber darum nicht ehrwürdigere Fabel ist. Schon im Jahre 1852 hat Prof. Sengschmitt im Programm des Wiener Schottengymnasiums, an die Thatsache anknüpfend, daß mehrere Babenbergge griechische Prinzessinnen zu Frauen hatten, mit einer Anschaulichkeit, als ob er dabei gewesen wäre, die patriarchalischen Zustände jener Zeit geschildert, wo der einfache Landmann ungehinderten Zutritt bei Hof hatte, und glücklich war, wenn er in der Burg seines geliebten Herrschers etwas fand, was er unter seinem schlichten Strohdache nachahmen konnte. Da hörte er nun griechische Mägde das kleine Herzogskind in den Schlaf singen, und so verbreitete sich durch alle Gauen Oesterreichs das Schlummerliedchen Haiderl pupaiderl, haiderl pupai, d. i. *εὐδέ μου παιδίαν, εὐδέ μαν παΐ.*

Ich habe — ohne davon zu wissen, daß schon der Rezensent der Programmarbeit in Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen 1853. Bd. 14, S. 219 die Wahrscheinlichkeit dieser Erklärung bezweifelt hatte — im Juniheft 1895 in der Monatsschrift „Alt-Wien" die Ansicht ausgesprochen, daß der Sengschmitt'schen Idylle außer der griechischen Herkunft einiger babenbergischer Herzoginnen nichts thatsächliches zugrunde liege, und daß diese nebst der zufälligen Klangähnlichkeit der Worte *εὐδέ* und *παιδίον* mit dem österreichischen Haiderl pupaiderl den Verfasser veranlaßt habe, das Wiegenlied ins Griechische zu übersetzen. Ich habe ferner darauf hingewiesen, daß Haiderl pupaiderl nicht die griechischen Worte wiedergeben könne, welche im 12. Jahrhundert sicher nu pädion, sicher nu pä gelautet haben müssen, daß die Verbreitung dieses Refrains in den verschiedensten mundartlichen Formen über ganz Deutschland für den deutschen Ursprung der Worte spreche, endlich daß es der Ableitung aus dem Griechischen nicht bedürfe, um Heia als „schlaf!" und Popaia als „Kindchen" zu erklären. — Später hat v. Grienberger in der Zeitschrift „Deutsche Mundarten" (Wien 1897, 2. Heft, S. 144 f.) das einschläfernde heia aus der Interjektion hei und popeia aus dem mhd. puppe, kleines Kind, erklärt. Auch Böhme hat

im „Deutschen Kinderlied und Kinderspiel“ (Leipzig 1897, S. 14 und 711) die Ableitung aus dem Griechischen verworfen und sich für den deutschen Ursprung ausgesprochen.

Trotz alledem wird die Fabel aan der aarnehmen Herkunft des Eia papeia nach heute vam Lakalpatriotismus gläubig nachgebetet, und wenn sie jetzt am bayerischen Herzogshofe eine fröhtiche Auferstehung feiert, noch vermehrt durch die aus ebenso beglaubigter Quelle stammende Mittheilung, daß eine griechische Prinzessin das Wiegenlied sogar höchstselbst gedichtet habe, so darf man ihr wohl noch ein langes Leben prophezeien.

Wien. Dr. A. Landau.

* **Die Burg der Grafen von Egmont.** Der Archäologischen Gesellschaft zu Mons wurde der amtliche Auftrag ertheilt, auf Staatskosten die Wiederherstellung der alten Burg des Grafen von Egmant durchzuführen. Bei Hierchies befinden sich die merkwürdigen Trümmer dieses befestigten Schlosses, das im Jahre 1572 dem Grafen Charles de Berlaimont gehört hatte und im Jahre 1621 infalge der Heirath des Grafen von Egmont mit der Gräfin von Berlaimont mit den Herrschaften aan Herchies und Lens in den Besitz der Familie Egmont übergegangen war. Von dieser Burg besteht heute nur noch der Schlaßthurm, aber durch das Studium der Unterbauten kann man die große Ausdehnung der Burg beurtheilen. Es müssen zunächst umfassende Aufräumungsarbeiten auf dem Trümmerfelde vorgenommen werden. Schon bei den Aufräumungsarbeiten darf man auf werthvolle archäalogische Funde haffen; jedenfalls werden diese Arbeiten für die Kenntniß der mittelalterlichen Befestigungskunst von Bedeutung sein.

* **Für den 12. internatianalen Orientalistenkongreß**, welcher im Herbst dieses Jahres, Anfang Oktober, in Rom abgehalten werden wird, ist soeben das zweite Bulletin erschienen. Dasselbe richtet zunächst an alle Freunde des Kongresses die Bitte, sich möglichst bald als Mitglieder eintragen zu lassen, d. h. ihren Beitrag von 20 Fr. (resp. 16 M.) entweder direkt an den Trésorier de l'Université de Rome, Sig. Giovaechino Ferrari, oder an die Agenten des Kongresses, nämlich die Buchhandlungen: Ernest Leraux (Paris, Rue Bonaparte), F. A. Brockhaus (Leipzig, Querstraße), Luzac u. Comp. (London 46, Great Russel Street), E. J. Brill (Fr. de Stoppelaar, Leiden), Cyrus Adler, Smithsonian Institution (Washington) gelangen zu lassen. Die Scheine, welche zu Preisermäßigungen auf den italienischen Eisenbahnen und Dampfbooten, sowie u. a. auf den Schiffen des Norddeutschen Lloyd und des Oesterreichisch-ungarischen Lloyd berechtigen, können bei rechtzeitiger Entnahme bereits mit dem dritten Bulletin, welches Anfang Juli erscheinen soll, in Empfang genommen werden. Diese Ermäßigungen, die beinahe 50 Proz. betragen, gelten für die Schiffe vam 8. August bis zum 8. Dezember, alfo vier Monate lang, und für die italienischen Eisenbahnen vom 1. September bis zum 1. Navember, alfa zwei Monate lang. Das Organisatianskomitee des Kangresses besteht aus den Herren: Conte Angela de Gubernatis (Rom), Fanfto Lafimio (Florenz), Celestina Schiaparelli (Rom), Lud. Nocentino (Rom), Comte F. L. Pullé (Pisa). Der Kongreß ist in elf Sektionen getheilt, für deren jede bereits bestimmte italienische Gelehrte delegirt sind: 1. Inda-Europäisch und Alt-Italienisch (12 Namen); 2. Geographie und Ethnagraphie des Orients (5 Namen); 3. Religionsgeschichte und Falklore (4 Namen); 4. China und Japan (2 Namen); 5. (Angaben fehlen); 6. Indien und Iran (8 Namen); 7. Zentral-Asien (1 Name); 8. Semitische Philalagie: a) Hebräisch und Syrisch (3 Namen), b) Arabisch (3 Namen); Assyrialagie (2 Namen); 9. (Angaben fehlen); 10. Afrika: a) Aegyptalagie (5 Namen); b) Afrikanische Sprachen (4 Namen); 11. Sektan Griechenland und Orient (12 Namen). Als auswärtige Detegirte sind bereits angemeldet: Sir Alfred Lyall (India Office), Lord Reay, Sir R. West, R. Sewell, F. J. Hervitt, Prafessior Danglas, Profeffor Th. Rhys Davids, T. Walkes, Dr. Gaster (Royal Asiatic Society), Prafessar Max Müller (Oxford Univ.), Dr. R. Haernle (Assac. Bengal), Dr. M. A. Stein (Lahore Univ.), R. S. Stevenfan (Burma Goa.), Malcom Chan in Rom (Perfien), Prof. J. Haupt, Praf. C. R. Lanman, Dr. M. Jaftrow jun., J. Dynley Prince, Dr. R. J. H. Gotthell, Prof. W. R. Harper, Prof. H. Hilprecht (Nardamerika), Barbier de Meynard, Michel Bréal, Henri Cardier, Emile Guimet, J. Maspera, M. E. Senart, Duc de Laubat, Jules Oppert (Paris), B. Henry, Praf. Paul Reynaud (Lyan), Dr. Antaine Herrmann (Klauseuburg), Prof. Henri Baifacq (Brüffel), Chauvin (Lüttich), Dan Francisca Del Pafo Troncafo (Mexica), General Gallieu (Madagascar); Dr. Doarak (tschechische Unioerfität in Prag), Prof. Donaec, Praf. E. Setata (Helfingfors), Dr. J. Baurgeß (Edinburg). Außerdem haben fich bereits als Mitglieder einschreiben laffen: aus Deutschland 13 Gelehrte, aus Armenien 1, Oesterreich-Ungarn 10, Belgien 4, Bulgarien 1, aus Nardamerika 9, Frankreich 15, Großbritannien 18, Griechenland 2, Halland 3, Indien 3, Italien 15, Japan 1, Rumänien 31, Rußland 5, Schweiz 3, Türkei 2; aus Skandinavien hat die Unioerfitätsbibliothek aus Christiania fich als Mitglied eintragen laffen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Zentralblatt für das gewerbliche Unterrichtswesen in Oesterreich. Herausgegeben von Müller-Fesch. Bd. 17. 2. Heft. Wien, Alfred Hölder, Hafbuchhändler 1899. — J. Tews: Volksbildung und wirthschaftliche Entwicklung. 12. Bd. Heft 1 und 2. (Sammlung pädagagischer Varträge.) Bann, F. Saennecken 1899. — Dr. Yngvar Nielsen: Norwegen, Schweden und Dänemark. 7. Aufl. (Meyers Reisebücher.) Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1899. — Dr. Kaur. Ernst Riesenfeld: Der Einfluß des neuen Aktienrechts auf die Statuten der bestehenden Gesellschaften. Berlin, R. Gaertners Verlag, H. Heyfelder 1899. — Hel. Böhlau: Haldthier. Raman. Berlin, W. F. Fantane u. Ca. 1899. — *Steph. Mallarmé:* Poésies. Bruxelles, Edmand Deman 1899. — R. H. Blachmann: Die Sternkunde. Stuttgart, Strecker u. Moser 1899. — Will. James: Der Wille zum Glauben und andere papulär-philasophische Essays; Wilh. Bender: Mythologie und Metaphysik. Die Entstehung der Weltanschauungen im griechischen Alterthum; Herm. Siebeck: Aristateles. (Frammann Klassiker der Philasaphie VIII.) Stuttgart, Fr. Frammans Verlag 1899. — Dr. Posewitz: Reisehandbuch durch Zipsen. Budapest, Franklin-Verein 1898. — Prof. Dr. Eug. Walff: Meisterwerke von Heinrich v. Kleist. Heft 2: Prinz Friedrich von Homburg. Minden i. W., J. C. C. Bruns. — Hendfcheis Telegraph. Zusammensetzung der Eisenbahn-Fahrpläne Deutschlands und Oesterreichs. Frankfurt a. M., M. Hendschel, Mai 1899. — Berth. Otta: Das Recht auf Arbeit und die Arbeiterinteressen. Sazialpalitische Skizzen. Leipzig, Sellmann u. Henne 1899. — Dr. M. Schwann: Die Rheinlande aon Mainz bis Kablenz, die Thäter der Lahn und der Nahe. Pradelieferung. Leipzig und Zürich, Th. Schröter 1900.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolgee G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Der Sänger.

Roman

von

Adolf Wilbrandt.

Preis geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.

Eine recht Wilbrandt'sche Idealistenfigur, diesmal die eines vom armen Handwerker durch alle Fährlichkeiten des Theaterwesens zum großen Künstler sich durchringenden unsildegabten Jünglings, steht im Mittelpunkt der köstlichen, von den Zaubern des Rheins umwobenen, von sonnigem Humor getränkten Erzählung. Sie bildet einen Theaterroman erlesener Art, bei dessen Schöpfung intimste Kenntnis und liebevollste Beurteilung sich die Hand reichten. (8651)

— Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. —

Jahrgang 1899. München, Donnerstag, 25. Mai. Nummer 118.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Leonardo da Vinci. Von C. v. Fabricyy. — Alexander Sergejewitsch Puschkin. (Erster Theil.) Von Th. Pezold. — Mittheilungen und Nachrichten.

Leonardo da Vinci.[1])

Maler, Bildner, Musiker, Dichter, Philosoph, Ingenieur und Forscher auf fast allen Gebieten der exakten Wissenschaften, repräsentirt Leonardo die glänzendste Verkörperung der unglaublichen Schöpferkraft des Zeitalters der Renaissance. An der Schwelle der modernen Zeit steht seine ehrfurchtgebietende Gestalt als die des genialen Bahnbrechers in fast sämmtlichen Zweigen menschlichen Wissens und Könnens — das zeitlich erste Universalgenie, dessen Umfang die Natur auch seither in keinem ihrer irdischen Gebilde erreicht, geschweige denn übertroffen hat. Sein Name ist gleichbedeutend mit allumfassendem Wissen; keinen bestechenderen verzeichnen gleicherweise die Fasten der Kunst wie der Wissenschaft, keinen reicheren Geist kennt die Geschichte menschlicher Kultur, dessen ganzes Wirken unter dem ausschließlichen Zeichen des „rerum cognoscere causas“ gestanden hätte.

Und doch hat es bis auf unsre Tage herab an einer Monographie gefehlt, die es unternommen hätte, uns in das Wesen dieser Persönlichkeit von schier unbeschränkter Vielseitigkeit, dieses italienischen Bruders unsres Faust — wie ihn Michelet geistreich bezeichnet hat — einzuführen. Die endgültige Lösung dieser Aufgabe, das Standard-work über den größten Geist der Renaissance wird uns nun allerdings — und der Verfasser selbst verhehlt sich dies keineswegs — auch in dem unten angezeigten neuesten Buche des ausgezeichneten Forschers nicht geboten, der den Lesern dieser Blätter aus den Besprechungen seiner früheren Arbeiten wohlbekannt ist.[2]) Die Kräfte des Einzelnen reichen nicht aus, ein Unternehmen dieser Art zu völlig befriedigendem Ende zu führen. Ja, die Mitwirkung einer ganzen Generation von Forschern würde ein allseitiges Gelingen kaum verbürgen. Einem Giganten wie Leonardo gegenüber verfängt das gewaltsame: „Ich lasse dich nicht, du segnest denn meine Studien“, nicht durchweg. Sogar die eindringlichste, folgerichtigste Beschäftigung mit einem solchen Proteus muß der Rätsel manche übrig lassen, wird selbst dem gewissenhaftesten, kompetentesten Forscher mehr als einmal nichts als ein resignirtes „Non liquet“ als Ergebniß heißen Bemühens bieten. Denn Nebel der Ungewißheit, um nicht zu sagen geheimnißvolle Schleier, verhüllen mehr noch als die Lebensschicksale des Menschen die Entwicklung des Künstlers, entziehen die Wege, die der Mann der Wissenschaft bei seinen Entdeckungen gewandelt, dem Blick, der klaren Einsicht des danach forschenden Epigonen. Trotzdem bietet das Zusammenwirken einer Anzahl von auf den verschiedenen Gebieten menschlicher Erkenntniß und Thätigkeit heimischen Spezialgelehrten die alleinige Möglichkeit, zu einer Lösung des vorliegenden Problems in erschöpfenderem und tieferem Sinne zu gelangen.

Insolange dies nicht angestrebt und durchgeführt wird, bleibt unserm Verfasser auf alle Fälle das Verdienst, sie allein unternommen zu haben, und der Ruhm, damit in einer Weise zustande gekommen zu sein, die seine Vorgänger in jeder Hinsicht weit hinter sich läßt. Da ist denn vor allem darauf hinzuweisen, daß er — um vorerst bei der künstlerischen Thätigkeit seines Helden zu bleiben — zuerst sich die Aufgabe gestellt hat, die Genesis von dessen einzelnen Schöpfungen zu erforschen und klarzulegen, auf welchem Wege ihre Entwicklung von dem ersten flüchtigen Gedanken bis zum letzten vollendenden Pinselstrich vor sich gegangen, soweit solches überhaupt auf Grund der zur Verfügung stehenden Zeugnisse möglich erscheint. Denn es steht ja fest, daß auch dieses auf den lichten Höhen scheinbar mühelos Vollendung thronende Genie jene nur um den Preis beharrlichster Arbeit, unendlicher Sorgfalt und eines rastlosen Strebens erreichen konnte, das sich in seinem Durst nach Vollkommenheit nicht genug thun konnte. Zeugniß dessen die fast unabsehbare Menge von Skizzen und Entwürfen, die wir von seiner Hand besitzen. Sie, als das vornehmste Mittel zur Erreichung jenes oben angedeuteten Ziels, galt es vor allem genau kennen zu lernen, die Spreu vom Weizen prüfend zu sondern — denn wie manche davon brüstet sich unverdient und zu Unrecht mit dem hohen Namen Leonardo's — und endlich die auf jede einzelne Schöpfung des Meisters bezüglichen Zeichnungen daraufhin systematisch zu ordnen. Als unmittelbarstes und nächstes Resultat dieser Studien ergab sich unserm Verfasser ein vollständiges Verzeichniß, ein sogenannter Catalogue raisonné sämmtlicher Handzeichnungen seines Helden, wie er bisher auf der Grundlage kritischer Prüfung aufgebaut in solcher Vollständigkeit nicht, ja für einzelne Theile des Werkes Leonardo's namentlich den unermeßlichen Schatz der in Windsor-Castle gehüteten Blätter, überhaupt nicht existirt hatte. Müntz hat ihn als kostbaren Anhang seinem Buche einverleibt, sich aber leider durch Rücksichten auf den Umfang des letzteren abhalten lassen, auch eine Bibliographie der bisher über Leonardo veröffentlichten literarischen Arbeiten beizufügen (er verspricht, sie uns besonders zu geben).

Die zweite noch umfangreichere und schwerere Hälfte der Aufgabe des Verfassers galt der systematischen Durchforschung der Handschriften des großen Künstlers. Die Vorbedingungen, unter denen er daran gehen konnte, setzten ihn in dieser Beziehung von vornherein in Vortheil gegen seine Vorläufer, ja sie ermöglichten ihm erst die Durchführung dieses Theils seiner Arbeit. Erst in den letzten 20 Jahren ist man an die Veröffentlichung der Handschriften Leonardo's herangetreten. Voran ging, gleichsam um einen Begriff und Vorgeschmack von ihrem Umfang

---

1) Léonard de Vinci, l'artiste, le penseur, le savant par *Eugène Muntz*, membre de l'institut, conservateur des collections de l'école des beaux-arts. Paris, Hachette et Cie. 1899, VIII und 563 S. in Imp. 8° mit 48 Tafeln und 238 Textillustrationen. Preis 40 Fr.

2) Beilagen Nr. 149 vom Jahre 1885, Nr. 75 vom Jahr 1892, Nr. 133 Jahrg. 1896 und Nr. 215 Jahrg. 1897.

und Reichthum zu geben, die zweibändige Publikation J. P. Richters: The litterary works of Leonardo da Vinci, London 1883, der als Leistung eines Einzelnen nie genug zu bewundernde Versuch, das ungeheure Material auszugsweise unter Hauptrubriken zu gruppiren, wobei der Entscheid darüber, was mitzutheilen, was zu unterdrücken wäre, selbstverständlich dem Ermessen des Herausgebers anheimgegeben war. Ihr folgte der von Ch. Ravaisson-Mollien unternommene Abdruck der zwölf in der Bibliothek des Pariser Institut aufbewahrten Codices, an den sich jüngst die Herausgabe der Handschrift der Trioulzio-Bibliothek durch L. Beltrami und derjenigen, die aus dem Besitz des Grafen Manzoni in den des Königs von Italien überging, durch Sabachnikoff und Piumati schloß. Die beiden Letztgenannten haben sodann im Verein mit dem Pariser Verleger Rouveyre sämmtliche auf Anatomie bezügliche Zeichnungen und Notizen der Bibliothek zu Windsor-Castle reproduzirt und die Akademie der Lincei zu Rom hat — last not least — das Patronat und die Oberleitung bei der Veröffentlichung des Codex Atlanticus der Ambrosiana, der berühmtesten, wo nicht werthvollsten aller Leonardo-Handschriften, auf sich genommen, während sich Dr. Piumati und L. Beltrami in die eigentliche Arbeit der Herausgabe theilen, die nun schon beinahe bis zur Hälfte (14 von 35 Lieferungen) gediehen ist. Alle die vorangeführten Publikationen geben selbstverständlich Faksimile-Nachbildungen mit Umschreibung des bekanntlich stets verkehrt geschriebenen Originaltextes und einer französischen Uebersetzung des letzteren, sowie mit Einleitungen und kommentirenden Noten.

Dank der eingehendsten, methodischen Durchforschung dieser überwältigenden Fülle an Material vermochte der Verfasser unsrer Biographie tiefer als es seinen Vorgängern beschieden war, in die Intimität seines Helden einzudringen, manche Facette seines vielgestaltigen Wesens theils überhaupt erst in das rechte Licht zu rücken, theils durch bisher unbekannte oder übersehene Züge näher zu präzisiren. So bieten, um nur einiges hervorzuheben, die Abschnitte, die die literarische Bedeutung Leonardo's als Dichter, Denker und Philosoph, sein Verhältniß zum positiven Glauben, seine religiösen Ueberzeugungen und ethischen Prinzipien, sein Verhalten gegenüber dem Occultismus darlegen, viel des Neuen, und das Kapitel „Leonardo und das klassische Alterthum" behandelt seinen Gegenstand überhaupt zum erstenmal in zusammenhängender Weise.

Als Schriftsteller hatte der Meister Zeit seines Lebens an den Folgen einer ungenügenden Jugendbildung zu leiden, deren Mängel er noch in reifem Alter zu ergänzen bestrebt war, indem er sich unter anderem die Kenntniß des Lateinischen aneignete. Wir haben es bei ihm, was Literatur und Philosophie (und ebenso das weite Gebiet der exakten Wissenschaft) betrifft, mit dem Autodidakten par excellence zu thun, der freilich, was ihm von Seiten des Unterrichts mangelte, weitaus durch natürliche Begabung zu ersetzen vermochte. Man lese nur im Materbuche die Schilderung des Zephyrs und Sturmes: sie gibt der berühmten Stelle von Virgils Georgica nichts nach und besitzt, was Wiedergabe des Landschaftlichen und der Luft- und Lichteffekte anlangt, in der ganzen Literatur des Cinquecento nicht ihresgleichen. Man rufe sich die Beschreibung der Sündfluth ins Gedächtniß zurück, die an Kraft und Phantasie mit Dante und Shakespeare wetteifert; oder erinnere sich der Schilderung der Schlacht, in der der sprachliche Ausdruck mit unnachahmlicher Schmiegsamkeit den mannichfachsten Episoden gerecht wird. Hier waltet nicht der gewohnte Redeschwall jener Zeit; dafür ist alles selbst beobachtet und empfunden und ist zuerst die Kunst geübt, das mit Worten wiederzugeben, was bisher bloß der Pinsel oder Stift festzuhalten vermocht hatte. Als Denker und Philosoph vertritt Leonardo den edelsten Spiritualismus. Seine Schriften sind überreich an Aussprüchen und Axiomen, die beweisen, daß diese Anschauung bei ihm das Ergebniß der umfassendsten Beschäftigung mit der Wissenschaft war, der sich je ein Menschengeist seit Aristoteles hingegeben. Der Natur steht er mit unglaublicher Vorurtheilslosigkeit gegenüber. Keine Spur von Pessimismus trübt ihm ihre Auffassung; er bestrebt sich, sie als Schöpfung des Weltgeistes zu begreifen, wo ihm dies versagt ist, sie zu bewundern. Ein solcher Geist konnte nicht Atheist sein, wie behauptet wurde; in der That führt Müntz eine Reihe von Stellen an, worin er die Größe, Gerechtigkeit und Güte des höchsten Wesens preist. Freilich ist es nicht der persönliche Gott der Bibel, den er darunter versteht, sondern der Hauch der Gottheit, der alles Erschaffene durchfluthet; in diesem Sinne ist er der Vorläufer des modernen Pantheismus, da er selbst im geringsten Erzeugniß der Natur das Walten der Gottheit erkannte. Diese Anschauung bestimmt auch sein Verhältniß zum positiven Glauben und seine religiösen Ueberzeugungen, mag er sich auch formell sein Leben lang — ohne indeß auf äußerliche Devotion Werth zu legen oder sich gar in theologischen Diskussionen zu gefallen — den Anforderungen des Kultus anbequemt haben. Und mochte dies letztere Verhalten bei anderen Zeitgenossen Sache und Ausfluß eigennütziger Berechnung sein, bei Leonardo war es das Ergebniß jener Toleranz, die nur wirklich große, freie Naturen auszeichnet. So stellte er denn auch die ethische Seite des Glaubens weit über die dogmatische. Während wir in seinen Schriften vergebens selbst nur nach einer Erwähnung der letzteren forschen, begegnen uns auf Schritt und Tritt die tiefsten Moralsprüche. Und sie waren in seinem Munde keine todten Lehren. Seine strenge, hoheitsvolle Lebensführung, an der nicht der geringste Makel haftet, beweist, daß sie gleichsam nur den Ausfluß seiner innersten Natur repräsentiren. Damit stimmt denn auch die Sittenstrenge, die ihn in seinen Schriften jeden leichtfertigen, zügellosen Gedanken, ja jede zweideutige Phrase vermeiden läßt. Was das sagen will, wird jeder Kenner der Kultur und Literatur jener Zeit zu ermessen wissen! Leicht wird es dem Verfasser, einen Mann von so ernster, tiefer Lebensanschauung von dem Flecken zu reinigen, den ihm Manche anhängen wollten, indem sie ihn als der Magie, den alchemistischen Künsten ergeben hinstellten. Wenn wir ihn in Mailand gelegentlich auch in dem Kreise von Astrologen und anderen zweifelhaften Existenzen begegnen, die der abergläubische Mord um sich versammelt hatte, so führte ihn dahin sein unstillbarer Durst nach der Erkenntniß alles Menschlichen, und wenn er die dort erworbenen Kenntnisse auch einmal anwandte, so geschah es nur, um einem tief in seinem Wesen liegenden Drange nach Mystifikation der leichtgläubigen Menge zu genügen. Ueber die Nichtigkeit des Treibens jener Adepten war er sich vollkommen klar; Beweis dessen so viele Stellen seiner Schriften, worin er die heftigsten Invektiven gegen sie schleudert und ihre angebliche Wissenschaft mit beißender Ironie bloßstellt.

Und nun Leonardo und das klassische Alterthum! Keiner der großen Künstler der Renaissance hat sich weniger an die Formen seiner Kunstgebilde gehalten als er, aber keiner hat sich trotzdem die Antike in dem Maße wie er assimilirt, keiner so sehr in ihrem Geiste gedacht und empfunden. Ist er es nicht, der zuerst seine Gestalten aus der Region des Individualismus, in der sich im Quattrocento die Florentiner Kunst ausschließlich bewegt, in eine höhere emporhebt —, in jene eines Idealismus, der fern von der Abstraktion der späteren Zeit ihnen über jenen hinaus eine Einfachheit und Hoheit verleiht, die ganz den Geist der Antike athmet? Stofflich aber steht Leonardo

Digitized by Google

dieser letzteren unabhängiger gegenüber als sonst irgend ein Künstler seiner Zeit. Abgesehen von den paar Kompositionen, deren Gegenstand er der klassischen Mythologie entlehnt (Medea, Leda, Neptun, Bacchus) — obwohl es auch hier sicherlich nicht der Stoff, sondern andere Probleme sind, die ihn bei dessen Gestaltung interessiren —, wie weit entfernt er sich in seinen allegorischen Konzeptionen und seinem oft recht krausen Symbolismus von allem, was durch das klassische Alterthum geheiligt worden war! Und wie wenig formale Entlehnungen oder Reminiscenzen aus diesen letzteren lassen sich in seinem gesammten Werke nachweisen! Eine entfernte Analogie mit dem Saurioktonos, dem Narciß und Silen in gewissen Gestalten seiner Skizzen für die Anbetung der hl. drei Könige in den Uffizien, eine Aehnlichkeit mit römischen Kaisermünzen, bei zwei Studien zu Apostelgestalten des hl. Abendmahls; die Entlehnung von zwei der sich bäumenden Rosse in der berühmten Gruppe der Anghiari-Schlacht aus einem Cameo der Uffizien, der den Sturz Phaetons darstellt und — wie Müntz (dem wir die schöne Entdeckung danken) nachweist — schon die Sammlungen Lorenzo's de Medici schmückte; einige mehr oder weniger vage Anklänge an figürliche und ornamentale Motive der Antike unter den unzähligen Handzeichnungen — das ist alles, was selbst die überaus fleißige Enquete des Verfassers in dieser Richtung nachzuweisen vermocht hat. „Der große Künstler," so lautet sein Schlußresumee in dieser Frage, „behandelte die Antike, wie sie Alle behandeln müssen, die von ihr fruchtbringende Belehrung, nicht hohle Formeln erwarten. Er assimilirte sie sich in ruhiger, überlegter, obwohl intermittirender Arbeit und ließ ihre Keime sich frei im Innern entwickeln, indem er auf die Selbständigkeit und den Reichthum der eigenen Natur vertraute, auf daß sie umgebildet und in neue Formen gegossen, lebendigen modernen Schöpfungen zur Grundlage dienen möchten."

Skeptischer steht Leonardo dem Alterthum auf dem Gebiete der Wissenschaften, insonderheit der exakten, gegenüber. Hier scheut er sich nicht, die Lehren seiner Koryphäen mehr als einmal zu bezweifeln, anzugreifen, ja geradzu ad absurdum zu führen. Mit alleiniger Ausnahme des Archimedes erkennt er ihre Autorität nicht an und setzt sich somit in offenen Gegensatz gegen die „öffentliche Gelehrtenmeinung" seiner Zeit, der sie als inappellable Instanz gelten. Wie denn auf mehr als einem Felde seine Prinzipien und Entdeckungen den Lehren der modernen Wissenschaft viel näher liegen, als den Ansichten seiner Zeitgenossen. Hat doch die Arbeit dreier Jahrhunderte kaum genügt, um manche der Probleme klar zu legen, die schon seinen eindringenden Geist beschäftigten. Deßhalb ist die Gegenwart auch viel mehr in der Lage, dessen außergewöhnliche Gaben und Verdienste zu würdigen, als es die Zeitgenossen vermochten. Und so hat ihm denn auch einer seiner würdigsten Nachfolger das schönste Denkmal gesetzt, indem er schrieb: „Leonardo war es, der zuerst den Weg gegen den Zielpunkt hin beschritt, wo alle unsre Sinneswahrnehmungen in der Idee der Einheit der Natur konvergiren" (Humboldt).

Es konnte nicht die Aufgabe unsres Verfassers sein, Leonardo's Forschungen und Entdeckungen bis in ihre Tiefen darzulegen; dazu wird es — wie oben gesagt — der vereinten Kräfte kompetenter Fachgelehrter bedürfen. Müntz mußte sich hier mit einer kursorischen Uebersicht begnügen, die den Zweck verfolgt, den Umfang der Thätigkeit des Meisters auf den einzelnen Gebieten zu präzisiren und dasjenige hervorzuheben, was sein Genie Selbständiges geschaffen, womit sein Geist die einzelnen Wissenszweige dauernd bereichert hat. Leonardo ist es, der der Erde im Sonnensystem ihren Platz anweist, der in seinen Stücken über den Schwerpunkt und Fall fester Körper der Vorläufer von Newtons Gravitationslehre wird. Als Mechaniker ist er geradezu ein Erfindergenie: seine Skizzen wimmeln von einer Menge maschineller Vorrichtungen der verschiedensten Art, unter denen wir nur das Dynamometer, das Hodometer, mannichfache Werkzeugmaschinen zur Bearbeitung des Eisens, einen vom Winde getriebenen Pflug, ein Rad zur Bewegung von Schiffen, den Fallschirm und die Schraube als Mittel der Fortbewegung nennen. Im weiten Bereich der Physik hat er sich mit einer Menge von Problemen beschäftigt und fast überall zündende Funken geschlagen: Schwere, Gleichgewicht, Elastizität, Zusammendrückbarkeit und Ausdehnung, strahlende Wärme, die Gesetze des Gleichgewichts flüssiger und gasförmiger Körper, Akustik, Magnetismus haben wesentliche Förderung durch ihn erfahren; die Optik hat er durch Aufstellung der Theorie der Komplementarfarben und Erfindung der Camera obscura bereichert, lange bevor sie Cardano und G. B. Porta für die Praxis nutzbar machten. Die Anatomie fesselt ihn nicht bloß vom Standpunkt des Künstlers — unzählige Skizzen geben hievon Zeugniß — sondern ebenso sehr von dem des Biologen, den heißer Wissensdurst zur Ergründung der Beziehungen und Funktionen der Organe, zur Enthüllung der Lebensquellen treibt. Lange vor Servet und Harvey ist er sich durchaus klar über den Kreislauf des Blutes. Die Botanik dankt ihm das Gesetz der Phyllotaxie, sowie eine Anzahl scharfsinniger Beobachtungen über Ernährung und Wachsthum der Pflanzen; als Geologe ist er der erste, der die Bildung der Erdoberfläche durch geniale Hypothesen zu erklären unternimmt, sein Augenmerk den Versteinerungen zuwendet, die Hebung des Meeresgrundes konstatirt. Eine eigene Abhandlung widmet er der physischen Geographie, durch überraschend richtig entworfene Karten kommt er der geographischen Erkenntniß seines Heimathlandes zu Hülfe; dagegen ist ihm die früher behauptete Mitwirkung an der Entdeckung eines neuen Erdtheils durch die neueste Forschung mit Recht abgesprochen worden. Als Militäringenieur fördert er die Theorie mehr als die Praxis — denn diese scheint sich nie um seine Erfindungen gekümmert zu haben — durch eine große Zahl allerdings mehr durch Originalität als Verwendbarkeit ausgezeichnete Kriegsmaschinen zu Angriff und Vertheidigung; er ist aber auch einer der ersten, der die Anwendung von Minen bei der Belagerung fester Plätze empfiehlt, und der erste, der Mitrailleusen und Hinterladekanonen angibt. Seine Bedeutung als Wasserbau-Ingenieur endlich ist zwar jüngst insofern eingeschränkt worden, als es sich herausgestellt hat, daß die ihm seither zugeschriebenen großen Kanalbauten in der Lombardei und die damit zusammenhängenden hydrotechnischen Erfindungen lange vor seine Zeit fallen und ihm höchstens kleinere Arbeiten daran angehören. Dagegen steht es fest, daß er Entwürfe für Ausführungen dieser Art für Cesena und das Friaul geliefert und einen Kanalbau in der Nähe von Blois noch in seiner letzten Lebenszeit hergestellt hat, wobei zuerst die dazumal in Frankreich unbekannten Schleusenkammern in Anwendung kamen.

Den Schwerpunkt seiner Arbeit mußte unser Verfasser — wir wollen nicht sagen, entsprechend der Bedeutung dieser Seite des Wesens seines Helden (denn wer möchte entscheiden, ob er als Künstler oder Forscher größer war?) aber jedenfalls mit Rücksicht auf das eigene spezielle Arbeitsgebiet — selbstverständlich auf die Darstellung der künstlerischen Thätigkeit Leonardo's legen. Und hier auch waren es der ungelösten Fragen so viele, die ihm entgegentraten. Es galt, die Entwicklung seines Genies darzulegen, die Inspirationen, denen seine einzelnen Meisterwerke ihre Entstehung danken, an ihre Quellen zu verfolgen, den Antheil, den das verschiedene Milieu, in dem der Künstler lebte und wirkte, auf ihre Ausgestaltung übte, klarzulegen, endlich die

kontroverse Chronologie dieser Schöpfungen so weit möglich festzustellen und auf Grund dessen ihre bisherige kritische Werthung sei es mit neuen Argumenten zu stützen, sei es, sie gemäß der veränderten Basis zu berichtigen. Daß Müntz zu dieser schwierigen Aufgabe alle Eigenschaften, die eine gedeihliche Lösung verbürgen, mitbrachte, ist den Lesern seiner früheren Werke wohl bekannt. Womöglich mehr noch als bei ihnen hat er alle Vorzüge, die ihn als literarische Persönlichkeit auszeichnen, in den Dienst seiner letzten, vielleicht bedeutendsten Arbeit gestellt: die ausgedehnten Kenntnisse, den weiten Horizont und das treffende Urtheil des Historikers; die Gründlichkeit des gewissenhaften Quellenforschers; den Bienenfleiß des Kompilators, dem nichts auf sein Thema Bezughabendes entgeht; den sicheren und eindringenden Blick des Kunstkritikers; den offenen Sinn für das Schöne in allen seinen Manifestationen; die warme Begeisterung für den Gegenstand, deren Feuer Herz und Sinn des Lesers nothwendig erwärmen muß; und nicht zuletzt den Geschmack für die stilistische Gestaltung des Stoffes, die es dem Leser selbst dort zum Genuß macht, seinen Ausführungen zu folgen, wo diese der Natur des Gegenstandes nach sich mitunter auf vielfach verschlungenen Pfaden bewegen müssen.

Unsre Besprechung kann hier noch viel weniger den Reichthum des Gebotenen erschöpfen wollen, als für die übrigen Seiten des Themas; sie muß sich begnügen, nur auf das Wichtigste hinzudeuten und darunter vor allem dasjenige herauszuheben, was dem Verfasser über das bisher Erforschte hinaus als sicheres Ergebniß seiner Studien anzurechnen ist. — Da können wir denn gleich die Vorsicht nicht genugsam lobend anerkennen, die Müntz den in den letzten Jahren so freigebig aufgetauchten Leonardo-Taufen gegenüber beobachtet, von den beiden Verkündigungen im Louvre und den Uffizien und der Auferstehung im Berliner Museum angefangen bis zur Madonna mit der Nelke der Pinakothek zu München und dem Frauenbildniß der Liechtenstein-Galerie zu Wien. Bei der Bestimmung dieser, der Frühzeit des Meisters — wenn überhaupt ihm — zuzutheilenden Arbeiten drängt sich einem endgültigen Urtheile unsre, der sicheren, vergleichenden Grundlage mit einem authentischen Werke jener Epoche durchaus entbehrende, mehr als vage Kenntniß seiner damaligen Stilweise hindernd in den Weg. Wer mag da entscheiden wollen, ob eines oder das andere der in Frage kommenden Bilder ihm, oder einem Genossen im Atelier Verocchios, oder gar dem Schulhalter selbst angehört, und wer wird hier äußerste Reserve nicht für angezeigt erachten? Einige Zeichnungen, die theils datirt sind, theils durch ihren rauheren, verocchiesken Stil sich als mit jenen gleichzeitig verrathen, sind die einzigen sicheren Zeugnisse aus diesen Lehrjahren. Noch geht in ihnen nicht — wie bei den späteren durchweg — die Beherrschung der Formen und die Meisterschaft der Modellirung völlig auf in dem Ausdruck einer Seelenstimmung, noch sind jene technisch-künstlerischen Vorzüge nicht ausschließlich als Mittel verwandt, ein tiefinnerliches Leben wiederzuspiegeln — noch malt der Meister nicht mit dem Zeichenstift. In vollem Glanze tritt aber diese Göttergabe seiner Hand schon in die Erscheinung bei den Entwürfen zu dem ersten größeren Gemälde Leonardo's, der Anbetung der Könige, die ihm die Mönche von S. Donato a Scopeto bei Florenz 1481 in Auftrag gaben und deren leider nicht einmal vollständig untermalten Karton die Uffizien als einen ihrer höchsten Schätze bewahren. Müntz ist der Erste, dem es nach jahrelang fortgesetztem Studium der zu dem Werke gehörenden Skizzen und Entwürfe (ihre Ergebnisse lagen den Fachkreisen in einigen Revuenartikeln schon seit längerer Zeit vor) gelang, dessen stufenweise Umsetzung aus der Phantasie des Meisters in die Wirklichkeit genetisch klarzulegen. Welch eine Geistesarbeit seitens des Letzteren dabei geleistet wurde, mag der Umstand darthun, daß die Vollendung des Kartons erst in die Mitte der 90er Jahre, wenn nicht noch später fällt. Dafür enthüllte er auch ein bis dahin unerreichtes Wunderwerk der Kunst den Augen der staunend betroffenen Welt! In dieser vollen Herrschaft über die Komposition, in der unerbittlichen Wahrheit der Formen, in der Meisterung aller Lichteffekte, in der unendlichen Vertiefung des seelischen Ausdrucks stand der einzige Künstler in seiner vollen Größe da, die er selbst kaum noch übertreffen zu können schien.

Und doch gelang ihm das schier Unmögliche noch später einmal im Abendmahl von S. Maria delle Grazie, dem Hauptwerk seines Lebens, „das seinen Ruhm durch die Jahrhunderte getragen und obwohl leider bloß noch in einem schwachen Abglanz seiner ehemaligen Schönheit und Erhabenheit erhalten, doch fortwährend wie ein heiliger Schatten durch die ganze Welt und die Erinnerung der Menschen wandert". Auch für dies Wunderwerk menschlicher Inspiration weist der Verfasser den ungeheuren Fortschritt nach, den dessen Schöpfer damit über alles hinaus that, was seine Vorgänger in der Behandlung des Stoffes geleistet hatten, und läßt es an der Hand der dazu vorhandenen Handzeichnungen, die durch schriftliche Notizen des Künstlers, in denen er seine Absichten betreffs Komposition und seelischen Ausdrucks der einzelnen Figuren fixirt hat, ergänzt werden, allmählich vor unsern Augen entstehen. Diese Aufgabe war hier indeß lange nicht so komplizirt wie bei der Anbetung der Uffizien. Einmal liegen für das Abendmahl bei weitem nicht so viele vorbereitende Skizzen und Entwürfe vor, und dann hatten ihm hier seine Vorgänger vorgearbeitet: war doch diese Schöpfung des Meisters von jeher die Hauptdomäne der Forschung und Deutung Aller gewesen, die sich mit ihm beschäftigt hatten (daß unser Verfasser unter ihnen Goethe zu erwähnen vergaß, können wir ihm nicht verzeihen!). Ueberaus bedeutungsvoll ist das Endergebniß dieser Untersuchung: sie ergibt, daß der Meister bei der Gestaltung seines Werkes aus der Sphäre eines fast allzu nachdrücklichen, wo nicht gar gewaltsamen Realismus erst allmählich zu den reinen Höhen jenes höchsten Idealismus sich emporrang, den uns dasselbe wie kaum ein zweites Produkt menschlichen Kunstschaffens versinnbildlicht und offenbart, — und das, ohne dessen volle Lebenswahrheit im mindesten zu schädigen! Es war eben eine Schöpfung, an der Herz und Seele des Künstlers ebensoviel Antheil hatten wie dessen Geist und Phantasie.

In gleich gründlicher und anregender Weise werden wir mit der Genesis der übrigen Gemälde Leonardo's bekannt gemacht: der Madonna in der Felsgrotte, deren Entstehung in Mailand, nicht schon in Florenz, nunmehr feststeht, und bei der Müntz (unsres Erachtens mit vollem Rechte) für die Echtheit des Louvre-Exemplars gegenüber der Schülerreplik der Londoner Nationalgalerie mit aller Entschiedenheit und unanfechtbaren Argumenten eintritt; der hl. Anna Selbdritt im Louvre, deren vielfach dunkle Entstehungsgeschichte und Schicksale auch ihm nicht völlig klar zu legen gelingt, und die er geneigt ist, als die Ausgestaltung des Kartons der Akademie zu London zu betrachten (einer der wenigen Punkte, in dem wir mit dem Verfasser nicht übereinzustimmen vermögen, da wir in letzterem vielmehr eine Vertiefung des Motivs des Louvrebildes erkennen); der Gioconda des Louvre, die dem Verfasser Anlaß zu einem geistvollen Exkurs über das weibliche Ideal Leonardo's bietet; der für den Signorenpalast zu Florenz bestimmten Fresko der Anghiarischlacht, wovon uns ein neidisches Geschick außer wenigen miniaturhaften Skizzen nichts übrig gelassen hat als in der berühmten, aber freilich in die Formensprache dieses Meisters übersetzten Zeichnung

Digitized by Google

P. P. Rubens' im Louvre das Bruchstück der vier um die Fahne kämpfenden Reiter — um anderer wenig sicher beglaubigten Gemälde (Littamadonna in der Eremitage, Fresken in S. Onofrio zu Rom und in Vaprio bei Mailand, Bacchus und Täufer des Louvre, das Frauenportrait ebendort und eine Reihe anderer weiblichen Bildniffe) nicht zu erwähnen.

Doch es drängt uns zum Schluffe unfrer Befprechung, deren Raum faft fchon die Grenzen des Erlaubten überfchritten hat. Nur noch wenige Worte über die äußere Geftalt unfres Buches feien uns geftattet. Format, Papier, Druck, Typenfatz entfprechen durchaus den altbewährten Traditionen des vornehmen Verlagshaufes. Nicht ganz können wir uns dagegen mit der Durchführung der bildlichen Illuftration einverftanden erklären. Vor allem verftößt es unferm Gefühle nach gegen die Pietät, die wir einem Genius von der Größe Leonardo's fchulden, daß Blätter feiner Handzeichnungen zerftückt werden (wie es hier öfters beliebt ift), um aus ihren einzelnen Theilen hübfch paffende Initialfiguren, Kopfleiften und Culs-de-lampe zu gewinnen. Ift ferner bei der Mannichfaltigkeit und Güte der heute zu Gebote ftehenden photomechanifchen Prozeduren die Wiedergabe von Originalfkizzen durch Zeichnung oder Lithographie zu rechtfertigen? (S. S. 174, 190, 214, 244, 344, 378, 390, 434.) Hätten die hl. Anna Selbdritt, die Gioconda und die Belle Ferronnière es nicht verdient, ftatt in minderwerthigen Holzfchnitten, bezw. einem Lichtdruck kleinen Maßftabs, den Lefern in ganzfeitigen Photogravüren vorgeführt zu werden, da doch einige Schüterarbeiten (f. S. 442 u. 446) diefer Ehre theilhaftig wurden? Reproduktionen aber in welchen der Charakter des Originals fo vermifcht erfcheint, wie in denen der Vierge aux rochers oder dem fog. Bildniß der Bianca Maria Sforza in der Ambrofiana find des hohen Werthes diefer Kunftwerke ebenfowenig würdig, wie des Anfehens der Verlagsbuchhandlung. Ein fo mißlungenes Camaieu endlich, wie die Nachbildung des Portraits der Ifabella d'Efte im Louvre hätte zum Vortheil des fchönen Buchs ganz entfchieden wegbleiben müffen. C. v. Fabriczy.

Alexander Sergejewitfch Puschkin.

Von Th. Pezold.

Den vielen Bewunderern, welche Turgenjew in Deutfchland zählt, wird gewiß noch die Stelle aus deffen Roman „Väter und Söhne" erinnerlich fein, wo der junge Kirfanow feinem Vater einen Band Puschkin'fcher Gedichte aus der Hand nimmt, weil eine derartige Lektüre fich für Leute, die es mit dem Leben ernft nehmen wollen, fchlecht fchicke. Wirklich hatte fich von den 40er Jahren an, zumal unter dem jüngeren Literatenthum Rußlands, eine Art Proteft gegen Puschkin geltend gemacht, ein Proteft, der zur Zeit der Reformen Alexanders II. am fchärfften zutage trat und fich bei dem damals tonangebenden Liberalismus leicht daraus erklärt, daß Puschkin, der ehemalige Frondeur, fich während feiner letzten Lebensjahre fo gut mit der derweiligen Staats- und Gefellfchaftsordnung Rußlands abzufinden wußte. Man glaubte in jenen Kreifen allen Ernftes, mit dem Alten endgültig gebrochen zu haben, und Puschkins poetifches Schaffen wurde als eine Art Symbol des auf unfreie Arbeit gegründeten Epikuräerthums und jener antinationalen Salonbildung gedeutet, die dem Bauernftaat Rußland fchlecht zu Geficht ftehen follten. Von den enfants terribles des jüngeren Gefchlechts, dem cynifchen Piffarew und Anderen ganz abgefehen, war es damals befonders die mächtige Satire Saltykow-Schtfchedrins, welche keine Gelegenheit unbenutzt ließ, um, fei es auch nur zwifchen den Zeilen und parabotifch, dem zuleibe zu gehen, was man den eigenfüchtigen Individualismus und die äfthetifche Wollüftelei Puschkins nannte. Heute, wo man in Rußland mit den Vorbereitungen zu des Dichters 100jährigem Jubelfeft befchäftigt ift, fchweigen derartige Stimmen: Puschkins Bild ift an allen Schaufenftern zu fehen, man fubfkribirt ihm zu Ehren für Denkmäler und Stiftungen, plant den Bau eines Puschkin-Mufeums in der Reffidenz, den Ankauf feines Landgutes Michailowskoje auf öffentliche Koften und täglich bringen die Zeitungen Erinnerungen aus feinem Lebensgang. Ift auch ein Etwas von diefer weitverbreiteten Antheilnahme auf Rechnung deffen zu fchreiben, daß es hier die in ihrer äußeren Erfcheinung fo glanzvolle Periode des Nikolaitifchen Rußland der 30er Jahre, als deffen Apologeten man den damaligen Puschkin anfehen kann, zu feiern gilt, fo find dabei doch Motive rein äfthetifcher Art in zu erheblichem Maß erkennbar, um fich der Wahrnehmung zu verfchließen, Rußland entfage mit feiner Puschkin-Feier dem in den letzten 50 Jahren feiner literarifchen Entwicklung allzu häufig fich vordrängenden Streit, ob die Kunft rein äfthetifchen oder fozialen Zwecken dienen folle, und wende fich dem weftenropäifchen Brauch zu, der dem geiftigen Gut ganz unabhängig von den Parteiftandpunkten die gebührende Ehre gibt.

Puschkin, wie faft alle Ruffen thun, den erften Größen der Weltliteratur zuzählen zu wollen, hieße wohl feine Bedeutung überfchätzen. Seine Ideenwelt, mit einem gewiffen Eigenfinn dem deutfch-proteftantifchen Kulturkreis verfchloffen, aus dem Rußland fich feinerzeit faft ausfchließlich die philofophifche Anregung holte, kann fich an Reichthum und Tiefe mit dem, was manche ruffifche Autoren nach ihm gefchaffen, nicht wohl meffen. An pfychifchem Divinationsvermögen, wie es der Myftiker des ruffifchen Sündenbewußtfeins, Doftojewski, aus dem Sehnen und Grübeln der unteren ruffifchen Volksfchicht gefchöpft, an jener inneren Freiheit und Allfeitigkeit, die der Humanift Turgenjew nicht zuletzt im Verkehr mit den Sommitäten des Weftens gewonnen, ftcht Puschkin jenen Beiden fehr nach. Er hat den Weften nie betreten, den kleinen ruffifchen Menfchen bei allem Sinn für deffen poetifches Schaffen doch wohl zumeift nur aus der Perfpektive des damaligen Herrenthums gefehen, und wie fehr auch die Slavophilen bei ihrer Verherrlichung jenes kleinen Mannes übertreiben mögen, bleibt doch kaum in Abrede zu ftellen, daß die fremde eklektifche Bildung des damaligen Rußland doppelt engerer Fühlung mit dem eigentlichen Volk bedurfte, um wirklich zu allfeitigem Verftändniß menfchlichen Seelenreichthums vorzufchreiten. Endlich fehlte Puschkins zwiefpaltiger und launenhafter Natur zu allermeift die Fähigkeit, fich Anderen gegenüber fo zu geben, daß fie ihm mit der Gegengabe des Eigenften, Perfönlichften hätten danken follen. Seine Hauptbedeutung beruht auf der Energie der dichterifchen Empfindung und des durch fein leidenfchaftliches Temperament gewaltig angefpornten dichterifchen Wortes, das lyrifcher wie dramatifcher Stimmung mit fprudelnder Schnellkraft gehorchte. Der phonetifche Reichthum der ruffifchen Sprache ift im Weften, wie es fcheint, noch nicht hinlänglich gewürdigt worden. Durch Rhythmus und Reim gehoben, entfaltet fie fich bei Puschkin zu einer Pracht, die feinen Ueberfetzern fehr zugute gekommen ift, deren Nachdichtungen, zumal die deutfchen, wie beflügelt durch den mächtigen Tonfall des Originals, trotz allem erklärlichen Unvermögen, feiner Lautwirkung völlig gerecht zu werden, doch zu dem Beften metrifcher Ueberfetzungskunft gehören. Was irgend die finnlich-ftttliche Welt feiner ruffifchen Heimath zur Erfcheinung brachte, hat Puschkin in ein williges Lautfymbol gekleidet, das hier wie fanfter Maienhauch vom Silber-

Digitized by Google

pappelhain der Ukraine hereinweht, dort in jauchzenden Dithyramben die Frühlingswasser rauschen läßt, die das Eis des russischen Winters gebrochen. Zu mächtiger Bewegung steigert sich seine Sprachenergie, wo er den Kampf des brüllenden Terekflusses gegen die ihm den Weg versperrende Lawine schildert, zu imposanter Ruhe da, wo sie den blitzenden Zacken des Elbrus gilt, dessen Fuß wollige Nebel umschlingen. Aus harter Sprachader formt sich ein Zar Peter, aus hüpfendem, tändelndem Tonfall das frivole Treiben des St. Petersburger Salons. Bild, Klang und Empfindung erscheinen hier als Eines und Untrennbares, wie es die Anschauung des mächtigen Augenblicks mit Naturnothwendigkeit so und nicht anders schaffen müßte. Wer in solcher Weise die Sprache seines Volks beherrschte, mußte ihm auch vom Scheitel bis zur Sohle angehören, und Puschkin ist fraglos der russischste aller russischen Schriftsteller und Poeten, sein Wesen durch und durch realistisch, wie ja ein gewisser Realismus sich auch im Kalkul des russischen Mystikers nicht verleugnet. Manche Züge mag er mit Byron, Lenau, Heine gemein haben, doch erscheint sein Weltschmerz lediglich als Protest nicht etwa im Namen der Völker und Menschheit, sondern in dem des souveränen Individuums; bei großer plastischer Bildlichkeit, wie sie in Lenau's poetischen Erzählungen zu finden, geht ihm dessen pantheistisches Trachten nach einigenden Symbolen völlig ab; Kontrasten nicht abgeneigt, ist sein in den zahlreichen Pamphleten hervortretender Witz von einer Derbheit, die selbst einen Heine erröthen gemacht hätte. Wie jeder aktiv veranlagte Russe, ist Puschkin voll Leidenschaftlichkeit, sinnlicher Plastik und robuster Ungenirtheit, in gewissem Sinn eine Art Emporkömmling, nicht ganz ohne plebejische Neigungen, der mit dem russischen Empfindungsleben und der Gewalt russischer Laute sich die poetische Selbstherrschaft unter den Russen erobert hat, die ihm so lange unangefochten bleiben wird als der Charakter der Nation sich nicht völlig umgestaltet. Mag ein großer Theil seines dichterischen Schaffens durch fremde Motive bestimmt sein, seine Jugenddichtungen auf Parny und die französischen Erotiker und Pamphletisten des 18. Jahrhunderts, sein erstes größeres Gedicht auf Ariost-Wieland, der Kaukasusgefangene und vieles im Eugen Onegin auf Byron, der Boris Godunow auf Shakespeare und seine Prosaschöpfungen auf Scott hinweisen — das kräftig entwickelte russische Naturell gestaltet sich im Kampf der russischen Form mit dem fremden Stoff und der fremden Kunstgestaltung zu immer bewußterer, immer mehr plastisch vollendeter Eigenart heraus. Puschkin, des ersten Wurfes im späteren Leben nicht mehr ganz sicher und höhere Ansprüche an sich selbst stellend, feilt und raspelt unablässig am eigenen Sprachstoff, bis dieser in vollendeter Ausgiebigkeit jeder Seelenstimmung gehorcht, die irgend beim derweiligen Russen Widerhall zu wecken vermochte, und zugleich führt ihn sein Lebensweg von Opposition und Verneinung der positiven Betrachtung dessen zu, was hier in Gestalt volksthümlicher Poesie, dort als monarchisches Walten das Oben und Unten russischer Art zum Ausdruck brachte, die beide im späteren Leben des Poeten zu wesentlichen Motiven seines Schaffens werden. Die nationale Musik und Malerei sind derartigen nationalen Stoffen Puschkins willig gefolgt, ein Glinka, Tschaikowsky, Rubinstein, ebenso wie eine ganze Reihe russischer Maler, und nicht unwesentlich ist es für die Charakteristik Puschkin'scher Dichtung, daß Laut und Farbe sie sofort in ihr eigenstes Gebiet zogen.

Wer die russische Dichtung von Puschkin einigermaßen kennt, das theils Geschraubte und Gemachte, theils Plumpe und Ungefüge im Empfinden, Denken, Formen, dem muß es begreiflich sein, wie epochemachend die Wirkung war, die sich an seine Poesie heftete. Ihr Hauch, voll Duft und Würze, ist für jenen gewaltigen Flächenstaat ein Frühlings- oder erquickendsten Behagens gewesen, erlösend in einer Welt hergebrachter Routine und handgreiflichster Zweckbeflissenheit. Demokraten und Klerikale, wie immer und überall, so auch in dem Rußland von damals und heute blind gegen alle organisch wirkenden Mächte, mögen Puschkins Schaffen als eitel und haltlos verketzern, für den Osten Europa's ist es von unberechenbar tiefer und erlösender Bedeutung gewesen und hat ihn dem Westen in ähnlicher Weise angenähert, wie vorher die Reformen Peters des Großen, nachher die Alexanders II., ein Umstand, den man bei Würdigung der russischen Puschkin-Feier in Westeuropa nicht außer acht lassen sollte.

Auf die Dichtungen Puschkins im einzelnen einzugehen, würde einen Raum erfordern, der an dieser Stelle kaum in Anspruch zu nehmen ist, und dabei doch nur lückenhaftem Verständniß die Wege bahnen. Dem sittlichen Wesen des Dichters, dessen Entwicklungsgang durchaus im Banne des alten, ständischen Rußland vor der Bauernemanzipation stand, mag die nachfolgende biographische Skizze gelten, die manches Schlaglicht auch auf das Wesen seiner Dichtungen wirft. Es ist ein Dichterleben, wie es deren sehr viele gibt, nicht frei von Verirrungen und feindselig eingreifenden Mächten, dessen Darstellung sich hier frei von jeder Beschönigung, wie auch von aller Schwarzmalerei halten soll. Von Quellen sind vorzüglich die älteren, unbefangeneren benutzt worden: Bartenjews „Puschkin im Süden", manches aus der Russkaja St. Starina (dem Inhalt entsprechend etwa durch „Rußlands Vergangenheit" wiedergegeben), vor allem aber der überaus gewissenhafte und Puschkin in jedem Sinne zugethane Annenkow, dessen umfangreiche Materialien zu des Dichters Leben unmittelbar aus dessen überaus reichem Nachlaß schöpften.

I.

Alexander Sergejewitsch Puschkin, am 26. Mai/7. Juni 1799 in Moskau geboren, stammte väterlicherseits aus einer alten russischen Adelsfamilie, die indeß keineswegs dem, was der Russe wohl Snatch oder die anerkannt vornehme Welt zu nennen pflegt, angehörte und deren Vermögensverhältnisse schon bei Geburt des künftigen Dichters arg zerrüttet waren. Sein Vater, ein ehemaliger Gardeoffizier, wird als schwacher und wankelmüthiger Charakter geschildert; im Sinne der französischen Aufklärung erzogen und selbst dilettantisch schriftstellernd, setzte er eine besondere Ehre darein, die derzeitigen literarischen Celebritäten Moskau's, die Karamsin, Schukowski, Batjuschkow, in seinem Hause versammeln und bewirthen zu können. Die Mutter Nadeschda (Esperance) war eine Großtochter jenes von Peter dem Großen mit dem Familiennamen Hannibal beschenkten Mohren Ibrahim, der nach einem Leben voll Abenteuer als russischer General in die baltischen Provinzen verschlagen, sich dort in der Nähe Revals angekauft und eine Deutsche geheirathet hatte. Nadeschda Hannibal, spätere Puschkin, wird als mit dem aufbrausenden Temperament ihrer Rasse ausgestattet dargestellt, und es soll ihr, wie den Müttern Iwan Turgenjews und Saltykow-Schtschedrins, eine nicht unbeträchtliche Energie in wirthschaftlichen Dingen eigen gewesen sein. Die Knabenjahre, im Elternhause verbracht, waren für Puschkins spätere Entwicklung nicht eben günstig; ein von Annenkow citirter Freund dieses Hauses schildert dasselbe wie folgt: „Man fand dort alles von unterst zu oberst gekehrt, in dem einen Zimmer prachtvolles altes Hausgeräth und dicht daneben die vier nackten Wände und einen delabrirten Strohstuhl in der Ecke; das Gesinde zahlreich, aber zerlumpt, immer angetrunken und von unglaublicher Unsauberkeit; altes Gerümpel in der Remise, elende Schindmähren im Pferdestall, ewiger Geldmangel und nicht einmal ein heiles Glas aufzutreiben, um zu einem

Schluck Wasser zu kommen.“ Besonders stolz war Puschkins Vater auf seine reichhaltige Bibliothek, in der sich fast alle französischen Erotiker und Philosophen des 18. Jahrhunderts vorfanden und deren uneingeschränkte Benutzung dem jungen Puschkin von frühester Kindheit an freistand. Neben dem Hausgesinde gab es eine ganze Schaar französischer, deutscher, englischer Hauslehrer und Gouvernanten, die, kaum angelangt, rasch wieder ihren Laufpaß erhielten, bei kurzfristigem Aufenthalt einzig darauf bedacht, eine scheinbare Autorität durch unbedingte Nachgiebigkeit gegen die Launen der Kinder zu erkaufen. Der junge Puschkin, dessen Physiognomie nach den Bildern, die sich aus seiner Knabenzeit erhalten, in ungleich höherem Grade nach als in seinen Mannesjahren den Negertypus verrieth, wird als vorzeitig gereifter Knabe geschildert, der das Französische besser als die eigene Muttersprache beherrschte, allzu tief bereits in die Geheimnisse französischer Libertinage eingeweiht war und durch Karikaturen und Epigramme die laute Bewunderung der zahlreichen Gäste des Hauses hervorrief. Neben stark entwickelter Sinnlichkeit und dem Durst nach Genuß machten sich bei ihm ein unbändiges Selbstgefühl und eine leichte Verletzbarkeit geltend, die noch dadurch gesteigert wurde, daß ihm, wie es heißt, bei allem sonstigen Geschick für epigrammatische Wendungen Zeit seines Lebens die Fähigkeit schlagfertiger Antwort bei etwaigen Angriffen abging. Durch kein irgend gemüthliches Band an das Elternhaus gefesselt, verließ Puschkin, als er in die öffentliche Schule eintrat, dasselbe ohne Schmerz und Kummer, und seine späteren Beziehungen zu ihm sind stets kühler, bisweilen feindseliger Natur gewesen.

Kaiser Alexander I. hatte 1811 als Pflanzschule für den höheren Staatsdienst das Lyceum von Zarskaje Selo geschaffen, welches im Unterschiede von anderen Lehranstalten des derzeitigen Rußland sich in Bezug auf das eigentlich Erzieherische einer sorgfältigen Berücksichtigung der Individualität seiner Zöglinge befleißigen, hinsichtlich des Lehrstoffs neben Rechts- und Staatswissenschaften noch die Anforderungen encyklopädischer Bildung berücksichtigen sollte, wie sie die damaligen St. Petersburger Salons als eine conditio sine qua non für die höhere Gesellschaft zu stellen pflegten. Der Bakel, in den übrigen russischen Erziehungsinstituten jener Zeit allgewaltig, war hier prinzipiell ausgeschlossen; für die Erholung der Zöglinge standen im Sommer der prachtvolle Park, im Winter schöne Rekreationssäle offen und was in der Schulstube und dem höheren Kursen vorbehaltenen Auditorium, wofern der Professor es nicht vorzog, den wissenschaftlichen Vortrag durch freie Causerie mit den Zöglingen zu ersetzen, gelehrt wurde, konnte, ganz abgesehen von dem weder sonderlich tiefen, noch stoffreichen Inhalt, schon dank der liberalen Praxis der üblichen Examina den Schüler in keiner Richtung beschweren. Ein ehemaliger Göttinger Studiosus, der jenerzeit in Rußland oft genannte Kunitzin, hatte den Lehrstuhl des Naturrechts und der Staatswissenschaften, die er im Sinne Rousseau-Benthams traktirte, inne und soll, wie bei vielen anderen Schülern des Lyceums, auch bei Puschkin Urheber jenes den Anfang des Jahrhunderts bezeichnenden russischen Liberalismus gewesen sein, nachdem der spätere Poet, damals zwölfjährig, auf Verwendung Alexander Turgenjews, des liberalen Vorgängers einer ganzen Reihe liberaler Turgenjews, in das sonst nur der höchsten Aristokratie des Reiches vorbehaltene Institut aufgenommen worden.

Die Zeit, in welche die Schuljahre Puschkins fallen, 1811—1818, war überreich an Anregungen theils erhebender, theils niederdrückender Art. Noch waren die glanzvolle Periode Katharina's II., die italienischen Siege Suworows in Aller Munde, es folgten Austerlitz und Tilsit, dann aber der große Krieg von 1812 und Alexanders I. gebieterisches Walten bei den zwei Pariser Friedensschlüssen, lauter Geschehnisse, die mächtig auf das Phantasieleben einer Jugend wirken mußten, welche sich als dereinstige Trägerin der staatlichen Geschicke Rußlands anzusehen pflegte. Und in wie hohem Grade auch das lockere Treiben jener Lyceumsjugend, welche sich nach dem Beispiel der dicht nebenbei garnisonirenden Gardehusaren in vorzeitiger Liebelei und Trinkgelagen gefiel, Versuchungen zur Selbstverwüstung bot, ein ideeller Zug, der dem jungen Puschkin im Elternhause fremd geblieben, heftete sich jetzt seinem Innenleben ein, das sich vorzugsweise zu jenen jungen Schwarmgeistern unter seinen Kameraden hingezogen fühlte, die wie die Küchelbäcker und Puschtschin im späteren Dezember-Aufstand von 1825 eine so verhängnißvolle Rolle spielten. Puschkins nervös reizbare und oft widerstandslos allen äußeren Eindrücken nachgebende Geistesveranlagung, in der Sinnlichkeit und ein nach origineller Gestaltung ringender poetischer Flug sich bisweilen deckten, öfter aber, den Schmerz innerer Entzweiung zurücklassend, in Konflikt geriethen, mag damals manchen harten Kampf bestanden haben; man hat ihn häufig Nächte lang laut schluchzen gehört, doch war wohl weder das Gros der Kameradschaft noch die oberste Schulleitung und Geselligkeit irgend imstande, hier einen Charakter voll nachhaltiger Widerstandskraft und bewußter Selbstbestimmungsfähigkeit zu schaffen, der das glühende afrikanische Temperament Puschkins zu wirklicher Zucht und innerer Harmonie hätte läutern können.

(Schluß folgt.)

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Kongreß zur Bekämpfung der Tuberkulose.** In der Festnummer, die die „Deutsche Medizinische Wochenschrift“ dem gestern eröffneten Kongreß widmet, veröffentlicht Geh. Medizinalrath Prof. Dr. A. Eulenburg einen schwungvollen Begrüßungsartikel, der zugleich eine Art Vorgeschichte des Kongresses gibt. Es heißt in demselben: „Seit die umwälzenden Entdeckungen Robert Kochs das wissenschaftliche Lehrgebäude der Tuberkulose auf völlig neugeschaffenen Grundlagen entstehen ließen, hatte sich im Zusammenhange damit wohl die individuelle Prophylaxe und Therapie mancher werthvollen Bereicherung und Förderung zu erfreuen gehabt; der allmählich aufgetauchende Gedanke einer öffentlichen, staatlichen und kommunalen Fürsorge für die Tuberkulösen bekundete sich dagegen nur in vereinzelten, hier und da zerstreuten Anfängen, und an eine in größerem Maßstabe nach einheitlichen Gesichtspunkten durchzuführende Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit wagte man zunächst kaum zu denken. So stand die Sache, als vor noch nicht fünf Jahren (am 6. September 1894) Ernst v. Leyden auf dem internationalen Hygiene-Kongreß in Budapest jenen begeistert aufgenommenen Vortrag hielt, der, allen Hörern unvergeßlich, als ein Markstein und Wendepunkt in der Geschichte der Bekämpfung der schwersten und verheerendsten aller Volksseuchen im Gedächtniß der Mit- und Nachwelt fortleben wird. Wohl Niemand freilich, auch der Vertrauensvollste nicht, hätte zu ahnen und zu hoffen gewagt, daß das rechtzeitig gesprochene Wort so zur Macht werden, daß der Funke so aufflammen, die ausgestreute Saat so rasch und in so üppiger Fülle segensreich aufgehen würde! Es ist noch in unser Aller Erinnerung, wie dem Budapester Vortrag bald ein gleicher in Berlin folgte, wie 1896 unter v. Leydens, Althoffs und B. Fraenkels Führung der Berlin-Brandenburger Heilstättenverein für Lungenkranke sich bildete, wie dank der energischen Mitwirkung von Gerhardt und Pannwitz die Bestrebungen des Rothen Kreuzes in gleicher Richtung nachdrucksvoll eingriffen und wie bald diese und alle verwandten Bestrebungen in dem unter dem Protektorat der Kaiserin und Königin und unter Ehrenvorsitz des Reichskanzlers Fürsten Hohenlohe begründeten deutschen Zentralkomitee zur Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke ihren

natürlichen Mittel- und Vereinigungspunkt erhielten. Inzwischen hat sich, dank dem harmonischen Zusammenwirken von staatlichen und kommunalen Behörden, Vereinen und Korporationen, von öffentlicher Fürsorge und privater Liebesthätigkeit unser deutsches Land fast in allen seinen Gauen mit einem Netz von Heilstätten überzogen, die theils schon vollendet und ihrer Bestimmung übergeben, in ersprießlicher Wirksamkeit dastehen, theils noch im Werden begriffen sind und in deren Kette fast jeder neue Monat ein neues, sich den älteren gleichwerthig und gleichgewichtig anreihendes Glied fügt. Und nun sehen wir, gewissermaßen als Gipfel und krönenden Abschluß aller dieser Bestrebungen, in der deutschen Reichshauptstadt einen Kongreß zusammentreten, wie ihn von gleichen Absichten geleitet und von gleichem Geist beseelt die Welt wohl noch niemals erblickt hat. Ein Kongreß, der die Bekämpfung der Tuberkulose auf seine Fahne geschrieben —, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Tuberkulose als Volkskrankheit, ihre Gefahren und die Mittel und Wege zu ihrer Verhütung und Unschädlichmachung den weitesten Kreisen aufklärend, belehrend und warnend vor Augen zu führen. Nicht auf neue, glanzvolle und sensativnelle Entdeckungen ist es dabei abgesehen, nicht auf die Verkündigung wesentlich neuer Forschungsergebnisse überhaupt, sondern darauf, die schon vorhandene Fülle hygienischen, prophylaktischen und therapeutischen Wissens über diese Volksseuche in einer dem volksthümlichen, ausgleichenden Zuge der Zeit entgegenkommenden Weise zum Allgemeinbesitz zu erheben. Möge denn dem weise und bedachtsam von langer Hand vorbereiteten und in reicher Gliederung ausgestalteten Organisationswerke dieses Kongresses, an das sich so viele sonst überschwängliche Hoffnungen und so unermeßliche Aussichten privaten und öffentlichen Wohles knüpfen, auch die segensvolle Erfüllung des Geplanten und Gehofften nicht fehlen — und möge seinen verdienten Anregern und Förderern der freudige Stolz des Zurückblickens auf die „gelungene That" in reichem Maße vergönnt werden!"

∞ Als Festgabe zum 100. Geburtstag Balzacs erschien soeben der erste Theil seiner Briefe an seine nachmalige Frau, die Gräfin Hanska, geborene Gräfin Rzewuska. In der 1877 veröffentlichten „Correspondance" hieß es, daß dieser Beginn des Briefwechsels zwischen dem Dichter und seiner Freundin bei einem Brand in Moskau zugrunde gegangen sei. Mittlerweile hat der um Balzac ebenso wie um Musset und Baudelaire verdiente Bibliograph Graf Spoelberra de Hovenjoul diese Briefe zustande gebracht und zuerst in der „Revue de Paris", jetzt in Buchform, herausgegeben. Eingehende Würdigung der beachtenswerthen Publikation behalten wir uns vor.

* **Würzburg.** Der praktische Arzt und Bezirksarztestellvertreter Dr. Julius Stumpf in Werneck wurde zum außerordentlichen Professor für gerichtliche Medizin in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt.

* **Augsburg,** 24. Mai. Ein zweiter bayerischer Ferienkurs für englische Sprache wird laut Ankündigung in der „Bayerischen Zeitschrift für Realschulwesen" am kgl. Realgymnasium Augsburg vom 7. bis 19. August unentgeltlich für Lehrer und Lehramtskandidaten abgehalten werden. Anmeldungen sind an den Leiter Hrn. Dr. phil. Karl Lentzner, Augsburg, Volkhartstraße 13, zu richten.

* **Wiesbaden.** Der bisherige Privatdozent an der Berliner Hochschule Prof. Dr. Liesegang, bis vor kurzem Geschäftsführer des Vereins zur Förderung des Deutschthums in den Ostmarken und verantwortlicher Redakteur der Vereinszeitschrift „Die Ostmark", ist zum Direktor der hiesigen Bibliothek ernannt worden.

* **Helsingfors.** In voriger Woche ist hier der Professor der Chirurgie Frhr. Dr. M. W. Schultén, ein ebenso ausgezeichneter klinischer Lehrer wie hervorragender Operateur, im Alter von 52 Jahren gestorben.

* **St. Petersburg.** Die erste Aerztin in Rußland, W. A. Kaschewarowa-Rudnewa, Dr. med., die im Jahre 1868 ihr medizinisches Examen an der hiesigen militärisch-medizinischen Akademie ablegte, und deren Namen eng mit der Geschichte der medizinischen Frauenbildung verknüpft war, ist am 18. Mai hier verstorben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Die vier Evangelien nach der deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luthers. Lieferung 2—5. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing. — Dokumente der Frauen. Bd. I, Nr. 4. Wien, Administration der „Dokumente der Frauen" 1899. — Heinr. Frhr. v. Schilling: Allerlei nützliche Garteninsekten 2. Auflage. Die Schädlinge des Obst- und Weinbaues. Frankfurt a. d. O., Trowitzsch u. Sohn 1899. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lieferung 323. Ungarn. 5. Bd. (2. Abth.) 17. Heft. Wien, Alfr. Hölder, k. k. Hofbuchhandlung. — Prof. E. Arnold: Das elektrotechnische Institut der großherzoglichen technischen Hochschule zu Karlsruhe. Berlin, Jul. Springer; München, R. Oldenbourg 1899. — Heinrich Herbert: Die Gegenreformation in Hermannstadt zur Zeit Karls VI. Mittheilungen aus den Hermannstädter Magistratsprotokollen. Hermannstadt, W. Krafft. — W. Sinvenhungen: Ueberblick der geschichtlichen Entwicklung des Minenkrieges. (Sonderabdruck aus den österreichischen Mittheilungen über Artillerie- und Genieswesen.) 1899. — *Statistica degli Scioperi* avvenuti nell' Industria e nell' Agricoltura durante l'anno 1897; *Statistica delle Cause di Morte* nell' anno 1897. Roma, Tipografia Nazionale di G. Bertero 1899. — Georg Obst: Theorie und Praxis des Checknerkehrs. Stuttgart, Strecker u. Moser 1899. — Walter Trueltsch: Ueber die neuesten Veränderungen im deutschen Wirthschaftsleben. Vortragscyklus. Berlin, Stuttgart, Leipzig, W. Kohlhammer 1899. — Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch. 1. Lfg. München, C. H. Beck'scher Verlag 1899. — Dr. W. P.: Einige Bemerkungen zur Aufführung der Meistersinger von Nürnberg. Zürich, Art. Institut Orell Füßli 1899. — Kurort Mernn-Mnis. Leipzig, Woerls Reisebücherverlag. — Heinr. Seidels erzählende Schriften. 2. Lfg. Stuttgart, J. G. Cotta's Nachf.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

VERLAG von REUTHER & REICHARD in BERLIN W. 9,
Kötbenerstrasse 4.

Soeben erschien:

DIE EINRICHTUNGEN
ZUR
ERZEUGUNG DER RÖNTGENSTRAHLEN
UND IHR GEBRAUCH
VON
Dr. B. DONATH.

Lex. 8°. VIII, 175 Seiten. Mit 110 Abbildungen im Text u. 2 Tafeln.
Preis Mk. 4.50, geb. Mk. 5.50. (8779)

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Planetenfeuer.

Ein Zukunftsroman
von
Max Haushofer.

Preis geheftet 3 M. 50 Pf. Elegant gebunden 4 M. 50 Pf.

Das moderne Leben mit seinen schroffen gesellschaftlichen Gegensätzen, dem unruhigen Gären in allen Schichten, dem Sturmlauf der Erfindungen, den Wundern der Technik wird in einem „Zukunftsroman" vorgezeigt, worin die Uhr um ein Jahrhundert vorgerückt wird. Das satirische, doch mit gutmüthigem Behagen entworfene Zeitbild, das auf diese Art entsteht, gewährt einen feinen Genuß. (8652)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Jahrgang 1899. München. Freitag, 26. Mai. Nummer 119.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Der zukünftige Krieg. Von Major z. D. Heilmann. — Alexander Sergejewitsch Puschkin. (Schluß.) Von Th. Pezold. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der zukünftige Krieg.

Von Major z. D. Heilmann.

Unter den Schriften, mit welchen sich auf der Friedenskonferenz die „erste Kommission für Einschränkung der Rüstungen und der militärischen Ausgaben“ zu beschäftigen haben wird, befindet sich auch das Werk des russischen Staatsraths, Nationalökonomen und Großindustriellen Johann v. Bloch aus Warschau, über den zukünftigen Krieg in seiner technischen, volkswirthschaftlichen und politischen Bedeutung.[1]) Nun, der Hr. Kommissär oder vielmehr die Kommissäre, welchen das umfangreiche, sechsbändige Werk zur Beschäftigung zugewiesen wird, sind, wenn sie ihre Aufgabe ernst nehmen, nicht zu beneiden; sie haben eine mühevolle und, wie ich glaube, recht wenig erfreuliche Arbeit vor sich.

Bloch, dessen Werk bekanntlich den Kaiser von Rußland zu den Friedensbestrebungen anregte oder doch ihn hierin sehr beeinflußt hat, ist, abgesehen von früheren volkswirthschaftlichen Werken, auch als Friedensapostel in der Literatur kein Neuling, nachdem bereits im Jahre 1892 in polnischer Sprache und demnächst in russischer Uebersetzung eine Reihe von Artikeln über das gleiche Thema aus seiner Feder erschienen, die nicht verfehlten, Beachtung, aber auch heftigen Widerstand zu finden. Mit einer ganz seltenen Arbeitskraft ist Bloch nun daran gegangen, diese Artikel zu dem vorliegenden Riesenwerke auszugestalten, welches alle Seiten der modernen Kriegführung beleuchtet, wie folgende kurze Inhaltsübersicht zeigt. Die ersten zwei Bände behandeln zum Theil auf geschichtlicher Grundlage den Landkrieg, und zwar Band I die modernen Kriegsmittel (Handfeuerwaffen, Geschütze, Geschosse, Verkehrsmittel, Befestigung u. s. w.) und die Thätigkeit (Taktik), der drei Hauptwaffen (Infanterie, Kavallerie, Artillerie). Band II die Kriegführung, d. i. Mobilmachung, Heeresführung, die Schlacht, den Festungskrieg, die Operationspläne, den Zustand und Geist der Heere. Band III enthält den Seekrieg nach seiner technischen, taktischen und operativen Seite. Auf das volkswirthschaftliche Gebiet führt uns Band IV. Die ökonomischen Schwierigkeiten und Verluste, die Kosten des Kriegs, die Rückwirkung desselben auf die Lebensbedürfnisse der Völker erfahren hier eine eingehende Besprechung, während Band V sich der politischen und soziologischen Seite zuwendet, auch geschichtliches Material zur Idee vom ewigen Frieden erbringt und weiter die Verlustfrage, sowie die ärztliche Hülfeleistung und Krankenpflege erörtert. Band VI[2]) endlich gibt die allgemeinen Schlußfolgerungen aus den ersten fünf Bänden, ein ausführliches Programm für ein Schiedsgericht, sowie ein Rezept, wie die Elsaß-Lothringische, die orientalische und andere Fragen von internationaler Bedeutung nach Blochs Ansicht einer endgültigen, friedlichen Lösung zugeführt werden können.

Wenn Bloch sonach eine allseitige und zusammenfassende Darstellung der Erscheinungen und Folgen des nächsten Kriegs geben will, so ist ein solcher Versuch gewiß sehr zeitgemäß und für weiteste Kreise von Interesse, da es sich nicht leugnen läßt, daß mit dem Anwachsen der modernen Heere der künftige Krieg in bisher nicht gesehener Weise in unser ganzes Volksleben eingreifen wird; aber die erste Bedingung, um eine solche Darstellung wissenschaftlich lebensfähig und praktisch brauchbar zu gestalten, ist ein unparteiischer Standpunkt. Bloch ist jedoch hievon weit entfernt. Er ist ein ganz einseitiger und extremer Parteimann, der sich in dem vorliegenden Werke nur bemüht hat, ein überreiches Quellenmaterial in sechs Sprachen für seinen Lehrsatz „von der künftigen Unmöglichkeit eines Krieges“ auszubeuten. Es ist dieser einseitige Standpunkt im Hinblick auf die riesige Arbeitsleistung sehr zu bedauern, denn er benimmt einerseits uns mit den naturgemäß nicht zu vermeidenden Unklarheiten, Widersprüchen, falschen Schlußfolgerungen und übertriebenen Angriffen die Freude an dem vielen Lehrreichen und Anregenden, was das Werk enthält, und andrerseits hat er den Verfasser behindert, die Resultate der Wissenschaft in der Richtung nutzbar zu machen, in welcher allein vorerst ein Erfolg zu erreichen ist, d. i. die Wege zu suchen und zu beleuchten, auf welchen die gewiß und unausbleiblich schrecklichen Folgen eines Kriegs gemildert werden können. Hier liegt für die Wissenschaft noch ein Feld der Thätigkeit vor, und man kann nur wünschen, daß bei redlichem Willen der Völker, wie der zum Friedenskongreß delegirte Professor Dr. Zorn glauben möchte, aus der gegenwärtigen Friedenskonferenz und etwaigen späteren Kaiserreizen, wenn auch keine Abrüstung, so doch eine werthvolle Weiterbildung des Völkerrechts zum Segen der Menschheit sich ergeben werde. Hätte Bloch sich eine weise Beschränkung auferlegen können, wäre er mit positiven Vorschlägen in dieser Richtung vor uns getreten, wir alle, am meisten aber wohl die Herrn Kommissäre, welche sich mit seinem Werk zu beschäftigen haben, hätten ihm hiefür erkenntlich sein müssen.

Der Grundgedanke der militärischen Darbietungen, die, wie gesagt, etwa 3½ Bände füllen, ist: die modernen Kriegsmittel sind heute so schrecklich, daß die Millionenheere unerträgliche Verluste erleiden und infolgedessen *versagen*. Die einzige Möglichkeit, um dieser Behauptung wenigstens den Schein eines Beweises zu geben, war für Bloch nur dadurch gebaten, daß es ihm gelang, die modernen Heere nach ihrer Führung und Zusammensetzung als so minderwerthig zu schildern, daß sie nicht imstande seien, den Ansprüchen des Kriegs zu genügen. Es ist die bedenklichste Seite des ganzen Werks, daß der einseitige Standpunkt

[1]) Deutsche Uebersetzung unter dem Titel: „Der Krieg“, Berlin 1899, Puttkammer u. Mühlbrecht. 40 M.

[2]) Dieser Band ist einzeln käuflich. 4 M.

des Verfassers und das System seiner Beweisführung ihn zu übertriebenen Angriffen gegen den „Militarismus“ zwingen und ihn nöthigen, das militärische Wissen und Können der Gegenwart in den Staub zu ziehen, gegen die Führer Mißtrauen zu erregen und das Vertrauen in sich selbst im Volke wankend zu machen. Diese Angriffe wirken auf den Urtheilslosen vielleicht um so bestechender, als sie unter der Maske einer gewissen Loyalität und einer scheinbaren, vielwissenden, militärischen Gelehrsamkeit geführt werden. Die irrthümlichen Behauptungen und übertriebenen Angriffe des Verfassers haben denn auch in der russischen Militärliteratur durch die auch in Deutschland als Militärschriftsteller bekannten Generale Dragomirow, Pusyrewski und Woide die entsprechende Widerlegung erfahren.[1]) Die bedeutendste Erklärung auf deutscher Seite ist bis jetzt die von Professor Delbrück im Maiheft der „Preußischen Jahrbücher“, der in überzeugenden Worten unsre nationale Aufgabe feststellt und u. a. auch die weder geschichtlich noch technisch begründeten Uebertreibungen Blochs bezüglich des Anwachsens der Verluste auf das richtige Maß zurückführt. Die deutsche Militärliteratur hat im allgemeinen diese Angriffe zwar zur Kenntniß genommen, aber sich vorerst auf eine Widerlegung nicht eingelassen, und mit Recht!

Ich möchte zwar die gemeingefährliche Seite solcher das Vertrauen in Heeresleitung und Heer untergrabender Angriffe bei unserm heutigen politischen Parteileben keineswegs unterschätzen, umsomehr als ich überzeugt bin, daß das Bloch'sche Werk den ja auch in Deutschland zahlreichen Feinden des nationalen Heerwesens fernerhin noch Stoff zur Agitation geben wird, wie solches bereits in dem vom Münchener Komitee für Kundgebungen zur Friedenskonferenz herausgegebenen Auszuge der Fall ist.[2]) Dem gegenüber ist es aber doch erfreulich, zu sehen, daß die deutsche Wissenschaft, die Presse und die Bevölkerung in überwiegender Mehrheit gegenüber den Vorschlägen von ewigem Frieden, Abrüstung und internationalem Schiedsgericht die nationale Kraftprobe gut besteht, und es ist daher auch von dem gesunden Sinne der Mehrheit unsres Volkes zu erwarten, daß es derartige Angriffe auf den „Militarismus“ nach ihren Beweggründen und innerem Werthe richtig abschätzt und dieselben verurtheilt.

Trotzdem darf ich nicht unterlassen, wenigstens ein Beispiel der Bloch'schen Angriffsart anzuführen, und wähle hiezu als Infanterist meine Waffe. Ueber die Infanterie aller Länder urtheilt der Herr Staatsrath in Bausch und Bogen folgendermaßen[3]): „Die Ansichten über diese und besonders den das Loos des Kampfes entscheidenden Anprall der Infanterie sind gegenwärtig noch nicht geklärt.... Vorschriften folgen auf Vorschriften, diese wieder ergänzende Erläuterungen, und das Resultat ist ein Chaos von Widersprüchen.... Häufig weichen die theoretischen Vorschriften wesentlich von den praktischen Anforderungen ab und sind außerdem sehr einseitig abgefaßt.... Die Unzuverlässigkeit der (in den Instruktionsbüchern) empfohlenen Manipulationen ist so augenscheinlich, daß sie, sobald neue Vorschriften erlassen und der Kritik unterzogen werden, sofort abgeändert werden. . . . Die Ansichten hinsichtlich des Kampfes der Infanterie bilden thatsächlich ein Labyrinth unvereinbarer, ja sich gegenseitig ausschließender Prinzipien. . . . Daher kann es nicht wundernehmen, daß hinsichtlich der Art der Infanterieausbildung die Meinungen noch nicht endgültig geklärt sind, sondern hierüber noch ungezählte Widersprüche bestehen.“ . . .

Diesem absprechenden Urtheile gegenüber möchte ich folgendes feststellen: In Deutschland hielt man bis zum Jahre 1888 an dem preußischen Exerzirreglement 1847 fest, und wenn auch einige Neuabdrucke dieses Reglements (1870, 1876) mehrfache Aenderungen und Besserungen gebracht hatten, so erwiesen sich dieselben doch den Erfahrungen des Jahres 1870/71, und der nach dem Feldzuge immer mehr steigenden Waffenwirkung gegenüber nicht durchschlagend genug, so daß besonders mit der Einführung des Repetirgewehrs M./84 sowohl in der militärischen Literatur als auch in den Reihen der Armee der Wunsch nach einem neuen, der gesteigerten Waffenwirkung Rechnung tragenden Reglement mit jedem Tage lebhafter wurde. Freudigst begrüßte deßhalb die Armee die Kabinetsordre vom 26. März 1888, in welcher Kaiser Friedrich den Befehl zur Abfassung eines neuen Infanterie-Exerzirreglements gab. Dieses Reglement, am 1. September 1888 der Armee hinausgegeben, war eine epochemachende That. Es sagte sich vollkommen von den nicht mehr aufrechtzuhaltenden Ueberlieferungen des Paradedrills und der Exerzirtaktik los und enthielt nur noch kriegsgemäße Formationen und Evolutionen. Der Schützenschwarm wurde endlich die Hauptkampfform der Infanterie, und in dem II. Theile wurde der Armee eine Gefechtslehre gegeben, welche ebenso wie der I. formale Theil noch heute jeder Anforderung entspricht, wie das eben abgeschlossene, wissenschaftlich bedeutende Werk des Generals der Infanterie v. Schlichting: „Taktische und strategische Grundsätze der Gegenwart“[4]) zeigt, das, voll und ganz auf dem Boden und dem Wortlaute unsres Reglements 1888 stehend, der außerordentlich gesteigerten Wirkung der heutigen Waffen in vollendeter Weise Rechnung trägt, freilich mit etwas anderen Schlußfolgerungen als Hr. v. Bloch. Es ist allerdings in der deutschen infanteristischen Literatur noch eine Strömung vorhanden, welche bei voller Anerkennung des im Reglement 1888 Gebotenen die darin dem Führer gegebene Freiheit als zu weitgehend betrachtet und mehr bindende Vorschriften für den Kampf der Infanterie, im besonderen für den Angriff verlangt. Diese Richtung vertritt mit einer Reihe bedeutungsvoller, logisch durchdachter Abhandlungen der General der Infanterie v. Scherff und es ist nicht ausgeschlossen, daß sich diese Richtung mit der Zeit den reglementären Boden erobert, umsomehr, als anscheinend weitere Kreise der Infanterie, darunter mit vielen Frontoffizieren auch ich auf Grund einer achtjährigen Erfahrung als Kompagniechef, dem Grundgedanken Scherff zustimmen. Doch bis dieser Fall eintritt, bleibt das Reglement vom 1. September 1888 das jetzt noch vollkommen auf der Höhe der Zeit stehende und allein für Führung und Ausbildung maßgebende Gesetz der infanteristischen Taktik, und wenn Hr. v. Bloch sich ein Urtheil über das infanteristische Wissen und Können der deutschen Armee bilden will, darf er vor allem nicht, wie er gethan, an dieser Vorschrift vorbeigehen. Uebrigens gibt Bloch selbst zu, daß der Gegensatz der Meinungen bei uns viel weniger zutage tritt als in anderen Staaten, da die deutschen Autoren sich mit mehr Zurückhaltung äußern.[2]) Und angesichts der von Bloch gebotenen Blüthenlese kann man diese Thatsache nur freudigst begrüßen und im Interesse der Autorität und Disciplin die Hoffnung aussprechen, daß die deutsche Militärliteratur auch fernerhin, besonders der Form nach, Maß zu halten weiß, wenn sie auch sachlich freiere Bahnen wandelt, als Hr. v. Bloch zu ahnen scheint.

Wer nun an der Hand von Fachleuten die Entwicklung der modernen Heere, die Fortschritte der militärischen Wissenschaft in den letzten 25 Jahren und ihren gegenwärtigen Standpunkt kennen lernen will, den verweise

1) „Militärisches Wochenblatt“ 1898, Nr. 108.
2) Berlin 1899, Vita, Deutsches Verlagshaus.
3) Band VI, Allgemeine Schlußfolgerungen, Seite 24—30.
4) Berlin. E. S. Mittler u. Sohn.
5) Band VI, Seite 37.

ich auf den 25. Jahrgang der Jahresberichte von Löbell über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen,[1]) dem auch ich einige Daten bezüglich der Infanterie entnahm. Dieser Band gibt einen umfassenden und doch gedrängten Ueberblick über die rastlose Thätigkeit, über die Summe von Energie, Wissen und Können, welche in den letzten 25 Jahren in allen Staaten aufgewendet wurde, um das Heerwesen zu vervollkommnen. Hoffentlich nehmen die Herren Friedenskommissäre auch von diesem Werke Kenntniß, dann ist mir nicht bange, daß ihr Urtheil über militärisches Wissen und Können ein gerechtes wird.

Vom nationalen Standpunkte aus halte ich es für sehr bedauerlich, daß der vorerwähnte Münchener Auszug sich zum Herold der unberechtigten und übertriebenen Angriffe gegen die deutsche Armee gemacht hat, umsomehr, als Bloch selbst fast durchweg dem deutschen Volke und Heere eine wohlwollende und anerkennende Würdigung nicht versagt. Dies zeigt sich z. B. bei der Abhandlung über die Elsaß-Lothringische Frage,[2]) wo dagegen die Franzosen über ihre unberechtigten Ansprüche auf Elsaß-Lothringen, über ihre früher in Deutschland verübten Grausamkeiten, über die Stimmung in Elsaß-Lothringen, über ihren Charakter u. a. manche herbe Wahrheit zu hören bekommen und ihnen deutlich gesagt wird, daß Frankreich auf Rußlands Hülfe in dieser Frage nicht zählen kann.

Ganz besonders tritt die Werthschätzung der deutschen Armee in dem Kapitel über Heerführung und in dem sehr interessanten Vergleich über den Zustand und Geist der Heere des Zwei- und Dreibundes zutage. Mit den im Bloch'schen Werke so beliebten graphischen Darstellungen führt uns hier der Verfasser sehr deutlich vor Augen, welch gewaltigen Vorsprung das deutsche Heer noch heute auf geistigem Gebiete vor den anderen Mächten besitzt, und auch bei Abmessung der moralischen Faktoren finden wir Deutschland, hier unmittelbar neben Rußland, an erster Stelle.

Ich möchte endlich nicht unterlassen, hervorzuheben, daß das Werk über das Heimathland des Verfassers in militärischer, volkswirthschaftlicher und politischer Beziehung so außerordentlich viel bietet, daß, wer sich für russisches Volk und Heer interessirt, an dieser Arbeit nicht vorbeigehen kann. Aber trotz alledem ist der „zukünftige Krieg" in dieser Form nicht nur für den deutschen Soldaten, sondern für jeden guten Deutschen keine erfreuliche Erscheinung, denn wenn wir auch recht wohl wissen, daß in der militärischen Arbeit, wie bei jedem menschlichen Thun, der Weg zum Idealen noch ein weiter ist — der Geist, welcher aus diesem Werk spricht, ist, Gott sei Dank, der überwiegenden Mehrheit des deutschen Volkes fremd.

Alexander Sergejewitsch Puschkin.

Von Th. Pezold.

(Schluß.)

II.

Trotz der nach dem Aachener Kongreß und den Karlsbader Beschlüssen auch in Rußland stetig mehr um sich greifenden Reaktion sind die letzten Regierungsjahre Alexanders I. 1818—1825, während welcher Puschkin als junger Beamter des Auswärtigen Amts zuerst mit der St. Petersburger Gesellschaft Fühlung gewann, doch durch einen Gährungsprozeß der Geister bezeichnet, wie er in gleicher Intensität sich für Rußland später wohl nur noch einmal, nämlich zur Zeit der Bauernemanzipation, konstatiren ließe. War es während jener letzteren vorzüglich das russische Literatenthum und etwa die zu gesteigertem Selbstbewußtsein gelangende russische Mittelklasse, die als Trägerin jenes Prozesses gelten konnte, so fiel diese Rolle in der Zeit, von der hier die Rede, vorzüglich der hohen russischen Aristokratie zu. Was damals in Westeuropa irgend gedacht und gedichtet wurde, es fand am Newa-Ufer sofort seinen Wiederhall, wobei die Koryphäen jener Literatur des Westens nicht etwa als Vertreter einer organisch sich entwickelnden Ideenwelt, sondern, um hier einen treffenden Ausdruck Annenkows zu gebrauchen, quasi als Idole ohne jede genealogische Bedingtheit am Horizonte auftauchten, um, wieder verschwindend, anderen Platz zu machen. In jenen ungeschulten und unbeständigen, aber höchst empfänglichen und zum Theil im Verkehr mit den Größen des Westens aus erster Quelle schöpfenden aristokratischen Welt Rußlands wogten Ultramontanismus und Pietismus, Mystik und Materialismus, Romantik und Weltschmerz in stetem Ebben und Fluthen, dem traditionellen Neo-Klassizismus Frankreichs und seiner nüchternen Vernünftelei immer mehr Raum abgewinnend. Dabei war der große Krieg zu Ende, man konnte sich dem Genuß widmen, und die frivolsten Geister warfen sich ihm blindlings in die Arme, während was ernster geartet, und darunter so mancher russische Geheimbündler und Conspirateur, eine Art Tugendstolz zur Schau trug, der, theoretisch zwar auf die Robespierre und St. Juste hinweisend, praktisch manches mit dem gleichzeitigen deutschen Burschenschafter- und Turnerthum gemein hatte.

Der junge Puschkin lechzte nach Bethätigung und Anerkennung und fand doch gerade in denjenigen Kreisen, denen er sich am liebsten angeschlossen hätte, der hohen Aristokratie und den jungen, meist selbst aus letzterer hervorgegangenen Conspirateuren nur kühles Entgegenkommen, denn trotz aller im Lyceum geknüpften Jugendfreundschaften blieb er, der nicht selten mit materieller Noth zu kämpfen hatte, für Erstere doch mehr oder weniger der homo novus, während Letztere nicht ohne Grund befürchten mochten, daß auf seine wandelbare Natur nicht eben Häuser zu bauen seien. Schon damals wurde seitens des eigentlichen russischen Magnatenthums Puschkins Trotzen auf seinen alten Stammbaum übel vermerkt, während seine „Ode auf die Freiheit" und eine Reihe witziger Epigramme politischer Art doch nur rein persönliche Beziehungen zu den jungen Geheimbündlern nährten. Zu einer Aufnahme in den Bund kam es nicht, und das wohl schwerlich aus dem Grunde, den Annenkow anführt, daß nämlich jene jungen Herren ihn seinem schönen Dichterberuf nicht abwendig machen wollten. Die Folge war, daß Puschkin sich ganz der jungen Lebewelt, dem vornehmen Zigeunerthum St. Petersburgs zuwandte, eine Art Ersatz für die angestrebte reichere Wirksamkeit in dem Poetenzirkel des sogenannten Arsamaß findend, in welchem das derzeitige aristokratische Literatenthum Rußlands, die Karamsin, Schukowski, Fürst Wjäsemski sich eng aneinander geschlossen, wobei die in derartigen Vereinen übliche gegenseitige Nachsicht und Gepflogenheit, sich gegenseitig herauszustreichen dem von Haus aus schon hochfahrenden Puschkin nicht eben förderlich sein konnte.

Die drei Jahre 1818—1820, die der Dichter damals in St. Petersburg verbrachte, sind durch zahlreiche Epigramme erotischer, politischer oder rein persönlicher Art bezeichnet, deren Verbreitung zufolge des Zensurdrucks fast ausschließlich mittelst Abschriften geschah, eine literarische Gepflogenheit verhängnißvollster Art, da sie vielen üblen Instinkten, vor allem der Klatschsucht und häßlichen

[1]) Unter Mitwirkung einer Reihe von Offizieren herausgegeben von Generalleutnant z. D. v. Pelet-Narbonne. Berlin 1890, E. S. Mittler u. Sohn. Preis 20 M.

[2]) Band VI, 234—266.

Mystifikation Thür und Thor öffnete. Nicht selten kam es auch in späterer Zeit vor, daß der erste beste dumme Junge, dem irgend ein cynisches Epigramm gelungen, ihm unter dem fingirten Namen Puschkins Eingang zu verschaffen wußte. So wurde unmittelbar nach des Dichters Verehelichung eine angeblich von ihm selbst herrührende äußerst cynische Schilderung seiner Hochzeitsnacht kolportirt, welchen harmlosen Scherz sich ein Freund des Dichters erlaubt hatte. Zu jener Zeit war es freilich ein von Puschkin selbst herrührendes Epigramm — man streitet zur Stunde noch darüber, welches — das dem derweiligen Generalgouverneur St. Petersburgs, dem Serben Miloradowitsch, zu Händen gekommen war und von diesem dem Kaiser Alexander I. selbst übermittelt wurde, welches auf lange über des Dichters Schicksal entschied.

Alexander I, dem es bekanntlich kein Geheimniß war, daß rings um ihn her der Boden glimmte, konnte die Sache nicht eben gleichmüthig hinnehmen, und es heißt, dem Dichter habe Verbannung nach Sibirien, nach Anderen gar Einsperrung in ein Kloster gedroht, wenn nicht noch gerade rechtzeitig und nicht zuletzt dank seiner Theilnahme am oberwähnten Dichterbunde sich ein wahrer Sturm von Bittgesuchen zu seinen Gunsten erhoben hätte. Der amtliche Historiograph Rußlands Karamsin, Schukowski mit seinem beträchtlichen Einfluß am Hofe, sogar ein Fremder, Capo d'Istria, vom gutherzigen Lyceumsdirektor Engelhardt gar nicht zu reden, verwandten sich so warm und einstimmig für den jungen, übel berathenen Mann, daß ihm schließlich der derzeitige Minister des Auswärtigen, Nesselrode, auf des Kaisers eigenen Wunsch das geringst denkbare Strafmaß zuerkannte, welches in seiner zeitweiligen Versetzung in den Süden, nach Katharinoslaw bestand, wo der Chef der örtlichen Kolonistenverwaltung, der überaus gutherzige General Inzow, das ungerathene Kind der Mode in seine väterliche Obhut nehmen sollte. Puschkin mußte der Abschied vom heißgeliebten St. Petersburg sehr schwer fallen, war doch soeben erst 1820 sein Erstlingswerk, das graziöse aber etwas operuhafte Gedicht „Rußlaw und Ludmilla" erschienen, das durch elegant tändelnden Ton bei starker erotischer Würze trotz allem Widerspruch pedantischer Kritiker ihm namentlich die Herzen der Damen gewann. Dazu kam, daß sich in St. Petersburg bei hoch und niedrig ein fatales Gerücht verbreitet hatte, gegen das Puschkin, fern vom Ort, nicht mit der erforderlichen Energie anzukämpfen vermochte. Die Leute erzählten sich, es sei bei der Sache nicht ganz so harmlos zugegangen, wie Puschkins Freunde wollten, ja er sei einer Behandlung unterzogen worden, die mehr an pädagogische, als richterliche Justiz gemahnte. Dies Gerücht, schon angesichts der persönlichen Haltung des wohlwollenden Alexanders I gegen seine eigenen Eleven, die Lyceisten, schwer glaublich, ist von verhängnißvollster Bedeutung für des Dichters späteren Lebensweg geworden, es steigerte sein starkes Selbstgefühl zu einer Wuth, die, nicht ganz unähnlich dem späteren Nihilisten- und Anarchistenthum, sich eine Zeitlang in absoluter Verneinung der bestehenden Mächte gefiel und, nachdem er sich im Süden Rußlands mit Byron befreundet, jene Species des Weltschmerzes in dem Dichter wachrief, die man als Protest der souveränen Persönlichkeit gegen jede soziale Schranke bezeichnen kann. Der leidenschaftdurchglühte Puschkin stand in dieser Lebensperiode dem kühlen Stendal (Henry Bayle), seinem Zeitgenossen, nicht allzu fern, ohne indessen als echter Russe dessen psychologisches Raffinement zu verrathen, ein Zusammentreffen, worauf meines Wissens die russische Kritik bisher noch nicht hingewiesen.

Puschkins Aufenthalt im Süden Rußlands, wo er bald das unbedeutende Katharinoslaw gegen den derzeitigen Sitz der Kolonistenverwaltung Kischinew vertauschte, war ein beständiger Taumel von Begierde zu Genuß, von Genuß zu Begierde. Duelle, Trinkgelage, Liebesverhältnisse füllten die Zeit aus, bisweilen unterbrochen durch das Interesse, das der Dichter an der Schilderhebung Alexander Ypsilanti's nahm, die, recht eigentlich in Kischinew vorbereitet, deutliche Verbindungsfäden mit den südrussischen Carbonari aufwies und bei ihrem Scheitern seine herbe Kritik wachrief. Ausflüge in den Kaukasus und ein gelegentlicher Besuch der Krim reisten hier unter Byrons Einfluß die drei Gedichte: „Der Gefangenen aus dem Kaukasus," „die Zigeuner" und „Die Fontaine von Baktschi-Sarai," welche, der Reihe nach kaukasische, bessarabische und tanrische Stoffe behandelnd, für den Russen die Poesie seines Pontus in ähnlicher Weise erschlossen, wie Byron die des Mittelmeeres für die gesammte Kulturwelt erschlossen hatte. Indeß konnte es Puschkin in dem halbasiatischen Kischinew nicht lange aushalten; wie Peter dem Großen stand sein Sehnen nach einem Fenster, das nach Europa hinausblickte, und ein solches bot sich in der That in dem rapid aufblühenden Odessa, wo damals Graf Woronzow als Generalgouverneur Neurußlands eine ungemein thätige Wirksamkeit entfaltete. Des väterlich nachgiebigen Inzow satt, trat der in den gebildeten Kreisen des Reichs lange schon gefeierte Dichter, dessen poetische Eroberung des Schwarzen Meeres die Zahl seiner Freunde sehr gemehrt, mit Einwilligung seines obersten Chefs Nesselrode in Woronzows Dienst, welch Letzterer, obschon er, älterer administrativer Praxis nicht ganz abhold, an den jungen Mann aus guter Familie nicht eben überspannte Anforderungen stellte, doch keineswegs gewillt war, ihm gegenüber jene bedingungslose Nachsicht zu üben, an die Puschkin nun einmal seitens seines früheren Chefs gewöhnt war. Odessa war damals ein Sammelplatz zahlreicher Elemente, die der russischen Regierung verdächtig erscheinen mußten. Wie im Jahre vorher, 1821, Greko-Walachen in Kischinew konspirirt hatten, so spielten jetzt in Odessa Polen dieselbe Rolle; man fürchtete die Anwesenheit des politisch übrigens durchaus unverfänglichen Puschkin, seinen Einfluß auf die Studenten des Richelieu-Lyceums, und ob es nun, wie vielfach behauptet wird, wirklich Wohlwollen Woronzows gegen den zu amtlicher Thätigkeit nun einmal in keiner Weise heranzuziehenden Dichter war, dem dadurch Gelegenheit zu Beschäftigung und Fortkommen geboten werden sollte, oder es sich lediglich um seine Entfernung von der Stadt handelte, genug, dem Dichter wurde eine sogenannte Abkommandirung zwecks Untersuchung der Heuschreckenplage in die nahe benachbarte Steppe zutheil, ein Ansinnen, das Puschkin als eine seinem Genius angethane Unbill mit Entrüstung von sich zurückwies. Woronzow hatte sich schon bei Gelegenheit dieses Zwischenfalls bei Puschkins obersten Chef Nesselrode, dessen Ressort das Kolonistenwesen zugehörte, gewendet, um seine in thunlich schonenden Formen zu bewerkstelligende Versetzung in eines der inneren Gubernien einzuleiten und sich dabei des Ausdrucks bedient: qu'il n'est encore qu'un faible imitateur d'un original peu recommendable (Lord Byron), da wollte es ein Unstern, daß einige Briefe, die Puschkin nach St. Petersburg geschrieben und deren Verbreitung seine Freunde selbst in thörichter Verkennung der Sachlage betrieben hatten, ihn in den Augen der offiziellen Welt, welche damals unter dem Kultusministerium Gallizin pietistisch-mystischen Einflüssen überaus zugänglich war, als bewußten Vertreter und Apostel atheistischer Weltanschauung erscheinen ließen. Man schritt diesmal mit besonderer Strenge gegen den unglücklichen Dichter ein: Puschkin wurde seines Amtes entsetzt, mit Reisegeld versehen und mußte sich laut Unterschrift verpflichten, die Reiseroute über ganz bestimmte Ortschaften, auf denen am wenigsten der Verdacht politischer Unzuverlässigkeit lastete, bis zu dem

Landgute seines Vaters, dem im Pleskauer Gubernium gelegenen Michailowskoje zu nehmen, wo er bis auf weiteres unter polizeilicher Aufsicht, die sonderbarer Weise einstweilen seinem Vater selbst anvertraut war, als quasi zeitweilig entmündigt, sich aufhalten sollte.

III.

Man kann sich leicht vorstellen, welcher leidenschaftliche Ingrimm in dem heißblütigen Puschkin kochte, als er den Weg vom Pontus in das hart an die Baltischen Provinzen stoßende Pleskau einschlug. Selten wohl hat ein Sohn das Elternhaus unter peinigenderen Empfindungen betreten; der schwache Vater zitterte zugleich vor dem leidenschaftlichen Sohne und den administrativen Gewalten, denen gegenüber er zur Rechenschaft verpflichtet war; eine leidenschaftliche Familienszene gab ihm den Vorwand, mit einer Klage wegen körperlicher Mißhandlung durch den eigenen Sohn zu drohen, welcher Umstand, wenn wirklich eruirt, für Puschkin die schlimmsten Folgen hätte haben können. Indessen löste sich der Konflikt in leidlich befriedigender Weise. Die Eltern verabschiedeten sich von Michailowskoje, um ihren Wohnsitz in St. Petersburg zu nehmen, und der Dichter blieb in dem bescheidenen Holzbau des Herrenhauses als Einsiedler zurück, im wesentlichen auf den Verkehr seiner in Volksdichtung und Sage wohlbewanderten ehemaligen Wärterin und des die geistliche Aufsicht über ihn führenden Mönchs, der zuweilen aus der Nachbarschaft vorsprach, angewiesen und neben Shakespeare und dem Studium der russischen Volkspoesie noch mit seinem metrischen Roman Eugen Onegin beschäftigt, dessen erste Kapitel bereits während seines Aufenthalts im Süden vollendet waren. Ganz so übel ließ sich übrigens auf die Dauer Puschkins Aufenthalt in Michailowskoje keineswegs an. Hin und wieder der Besuch eines Jugendfreundes, der in seiner Equipage einen ganzen Korb Champagner mitgebracht, in der Nachbarschaft ein ganzes Blumenbeet auserlesener Schönheiten: Mütter, Töchter, Cousinen, Nichten, zusammt dem munteren, zu den Ferien heimkommenden Dorpater Studiosus Wulff, der Puschkin einmal allen Ernstes den Vorschlag machte, ihn als seinen Diener verkleidet ins Ausland zu entführen. Aber all diese Heiterkeit konnte doch wohl kaum den Poeten mit seiner unfreien Situation aussöhnen. Abenteuerlich und zum Theil sehr fein ausgeklügelt, zum Theil aus Kindische streifend sind die Pläne, die zu seiner Befreiung geschmiedet werden, denn selbst die beredte Fürsprache eines Schukowski will bei der Wendung, die die Dinge nun einmal damals in Rußland genommen, nicht verfangen. Der seinerzeit wohlbekannte Dorpater Chirurg Moyer, mit russischen vornehmen Kreisen verschwägert, soll durch allerhand Mystifikationen zum schuldlosen Urheber von Puschkins Flucht ins Ausland gemacht werden, man ingirt die Herausgabe von Puschkins Werken in Dorpat, um bequemer dahin korrespondiren zu können. Da ist der Dichter einmal zu Besuch in dem benachbarten löchterreichen Hause der Ossipows — die Frau war in erster Ehe an einen Wulff verheirathet gewesen — als ein im Auftrag der Herrin nach St. Petersburg geschickter Leibeigener von dort mit der Nachricht heimkehrt, in der Residenz sei der leibhaftige Teufel los, die Truppen revoltirten und alles reiße von oberst zu unterst auseinander. Der Mann hatte vom Dezemberaufstand und der Thronbesteigung Nikolaus' I. geredet. Puschkin wird leichenblaß, eilt heimwärts und am folgenden Tage sieht man ihn in der Morgenfrühe in eigener Equipage den Weg auf der großen Heerstraße nach St. Petersburg einschlagen. Aber schlimm genug, ein übles Omen nach dem anderen, ein Pope begegnet im, ein Hase kreuzt den Weg, und der Poet macht klugerweise kehrt, um sich wieder in den vier Wänden seines verwahrlosten Michailowskoje zu begraben. Daß Puschkin sich in diesem Fall vernünftiger Ueberlegung nicht verschlossen, muß als ein großes Glück für ihn bezeichnet werden; ein eigenmächtiges Verlassen seines Verbannungsortes hätte leicht seine ganze Zukunft vernichten können, und zugleich waren ja die einflußreichen Freunde da, deren Fürsprache bei dem Umschwung, den die Dinge voraussichtlich nehmen würden, schwerer als vorher ins Gewicht fiel. Mit der feierlichen Krönung Nikolaus' I. in Moskau 1826 entscheidet sich denn auch wirklich Puschkins Schicksal; ein Feldjäger holt ihn, wie das bei derartigen Fällen damals in Rußland üblich war, nach der alten Zarenstadt ab, denn des Kaisers Wille fordert persönliche Unterredung. Sie erfolgte in jenem Moskau benachbarten Schlosse, von wo Napoleon im denkwürdigen Jahre 1812 den Brand des Kreml überblickte und nahm für Puschkin eine überaus günstige Wendung. Ob er dabei auf die Frage des Kaisers, auf wessen Seite er sich gestellt haben würde, wenn er am 14. Dezember in St. Petersburg anwesend gewesen, wirklich schlankweg „Auf Seite der Rebellen" geantwortet und nach erfolgter Aussöhnung, wie erzählt wird, in seiner Art lebhaft gestikulirend, sich auf den nebenanstehenden Tisch geschwungen und so halb sitzend die Unterredung mit dem gewaltigen, ihm wie eine Erzstatue gegenüberstehenden Monarchen fortgesetzt hat, das alles trägt zu sehr den Charakter der Legende, um wirklich einer Entscheidung zu bedürfen. Im übrigen war Puschkin unter Einwirkung des Impulses eine so unberechenbare Natur und dabei unter Umständen von so staunenswerther Keckheit, daß ihm ähnliches immerhin zuzutrauen war. Das Resultat der Unterredung ist bekannt, sie schloß mit den Worten des Kaisers: Ich will fortan selbst dein Zensor sein.

Mit jener oft geschilderten Scene sind des Dichters Wander- und Lehrjahre vorüber, was er aus ihnen gelernt, daß nämlich der Liberalismus den derzeitigen russischen Verhältnissen wenig entspreche, hat er später, wenn auch nicht immer ganz konsequent, berücksichtigt und er erscheint von da ab, von einigen Rückfällen abgesehen, im ganzen als Vertreter des bestehenden Standes der Dinge. Man braucht hier kaum nach verdächtigen Motiven zu spüren, feste politische Ideale waren für die kindlich wandelbare Natur des Poeten überhaupt nie maßgebend gewesen, und die machtvolle Persönlichkeit des Kaisers, sein in allen Stücken konsequent durchgeführtes System mochten Puschkin in ähnlicher Weise imponiren, wie damals fast dem gesammten Westeuropa.

Ganz so rasch, wie Puschkin gerechnet, ging es indeß mit seiner Rehabilitirung keineswegs. Schon die Klausel, die in der kaiserlichen Zusage enthalten, daß dem derzeitigen Chef der Geheimpolizei, dem Grafen Benkendorf, eine Art Vermittlerrolle bei Puschkins literarischen Anliegen an den Kaiser zufallen sollte, wirkte verstimmend und außerdem erfolgte die Lösung vom polizeilichen Bann nur schrittweise. Es verflossen ein paar Jahre, ehe dem Dichter der freie Aufenthalt in den beiden Residenzen gestattet wurde und ein gewisses Mißtrauen gegen ihn hat sich trotz aller späteren Gunstbeweise des Kaisers bis an sein Lebensende durch mannichfaltige Erneuerung, wenn nicht gerade der polizeilichen Aufsicht im eigentlich offiziellen Sinne, so doch gelegentlicher polizeilicher Beobachtung kundgegeben. Puschkin hatte sich 1831 in Moskau verehelicht, und gehörte die Familie seiner Frau auch nicht der eigentlich vornehmen Welt Rußlands an, so stand sie doch durch Verwandtschaft mit den Grafen Stroganow u. A. dieser Welt sehr nahe, ein Umstand, der mit dazu beigetragen haben mag, der bescheidenen sozialen Stellung des Dichters — er hatte es in der amtlichen Hierarchie nur zum sehr subalternen Range eines Titularraths gebracht — dadurch aufzuhelfen, daß der Kaiser ihm die sonst gewöhnlich nur ganz jungen Leuten

aus gutem Hause zugetheilte Würde eines Kammerjunkers verlieh, welcher Gunstbeweis in Rußland seine praktische Bedeutung in einer Art privilegirten Aspirantenthums auf erledigte Stellen im Staatsdienst zu haben pflegt. Puschkin war eine Neigungsheirath eingegangen und hatte dabei der Schwiegermutter eine nicht unbeträchtliche Summe geborgt. Die schmalen Einkünfte seiner zerrütteten Landgüter, das mäßige Gehalt, welches der wiederangetretene Dienst im Auswärtigen Amt eintrug, reichten bei weitem nicht aus, um bei der Uebersiedelung nach St. Petersburg jenen Aufwand auch nur einigermaßen bestreiten zu können, an den seine Frau und jene vornehmen Kreise gewöhnt waren, von denen er nun einmal sich nicht zu trennen vermochte. Dieser Umstand sowohl, wie der durch reichere Anregung gesteigerte Schaffensdrang hat seiner schriftstellerischen Thätigkeit während jener zweiten Lebensperiode einen kräftigen Antrieb gegeben. Fällt auch das von Manchen für Puschkins reifste Schöpfung gehaltene Gedicht „Poltawa" in das Jahr 1828, der „Boris Godunow" und der zu Ende geführte „Onegin" in eine noch frühere Zeit, so bleibt es doch ein ständiger Glaubenssatz der russischen Kritik, dem auch sein bester deutscher Uebersetzer Bodenstedt beipflichtet, daß Puschkins eigentliche dichterische Reife in die Zeit nach seiner Verehelichung zu verlegen sei, welcher neben einer ganzen Reihe dichterischer Konzeptionen, die zum Theil Fragment geblieben, zum Theil nur stückweis oder gar nicht veröffentlicht sind, auch eine Fülle mannichfachster zu Ende geführter Schöpfungen angehört. Unglaublich ist, was alles damals die Lebensenergie Puschkins leistete. Neben der ständigen redaktionellen Arbeit an seinem Journal, dem „Sowremennik" oder „Zeitgenossen" seien hier bloß erwähnt: Das Fragment des ehernen Reiters, Arbeiten auf dem Gebiet russischer Sage und Volkspoesie, Gelegenheitsgedichte, wie die leidenschaftlichen Strophen gegen „die Verleumder Rußlands" und die Apologie Barklay de Tolly's, welche den Dichter ernstlich in den Verdacht antinationaler Sympathien brachte, Reisebeschreibungen aus dem Kaukasus und Armenien, metrische Nachbildungen der Alten, Araber, Franzosen, Engländer und Italiener, eine ganze Reihe Novellen und historischer Romane, Historisches, wie der Pugatschew'sche Aufstand, wofür ihm die Moskauer Archive geöffnet wurden, dazu eine Korrespondenz seltenen Umfangs, wovon bei weitem noch nicht alles im Druck erschienen. Eine abermals erwachende Neigung zur Froude gab den politischen Grundton zu dieser gewaltigen literarischen Arbeit der letzten Lebensjahre. — Bei alledem war dies Leben weit davon entfernt, ein glückliches genannt zu werden, denn Puschkin hatte eigentlich nirgend eine gesellschaftliche Heimstätte. Dem spezifischen Literatenthum des derweiligen St. Petersburg pflegte er geflissentlich aus dem Wege zu gehen, herrschten hier doch die unsauberen Elemente in allzu starkem Maße vor, als daß Puschkins im Grund durchaus vornehme Natur sich mit ihm hätte befreunden können. Und was die vornehme Welt, zu der er sich so sehr hingezogen fühlte, anbetrifft, so prädominirte damals in ihr ein wesentlich anderes Sinnen und Trachten als in der letzten Zeit Alexanders I., wo ihm diese Gesellschaftssphäre gleichfalls keineswegs immer zugethan gewesen, eine Denk- und Empfindungsweise, die sich immer ausschließlicher dem rein äußerlichen Leben zuwandte. Allzutief gewurzelt war hier die Vorstellung, daß nur derjenige Anrecht auf gesellschaftliche Berücksichtigung verdiene, der es im Kriegs- und Zivildienst zu Rang und Stellung gebracht habe, und daß Dichtergabe zwar ein schönes Gottesgeschenk sei, das aber den, der sie im Dienst des Erwerbes anwandte, nicht wesentlich verschieden vom Sänger, Schauspieler und sonstigen Gaukler höherer Art erscheinen ließ. Mit Ausländern machte man hin und wieder eine Ausnahme, wie das Beispiel Balzacs zeigt, der bekanntlich aus seinem St. Petersburger Aufenthalt eine russische Fürstin heimholte; ein Puschkin wurde von vielen Seiten ziemlich scheel angesehen, war er doch bereits über die erste Jugend hinaus, schon verehelicht und mit seinem à la Byron nachlässig geschlungenen Halstuch, der ungesteiften Wäsche und dem stereotypen nicht einmal immer nach Gebühr abgestäubten Gehrock eine allzu stark, ja herausfordernd kontrastirende Erscheinung in einer Welt, wo es von prächtigen Uniformen und Damentoiletten flimmerte. Dazu die Froideur an seiner politischen Rechtgläubigkeit, die Schulden, aus denen sich der leidenschaftliche Mann durch hohes Spiel, in dem er fast immer der Verlierende war, vergebens zu befreien suchte. Es sind mehrere Briefe von ihm vorhanden, in denen er sich mit dem Gesuch an den Grafen Benkendorf wendet, sich beim Kaiser in seinem, Puschkins, Interesse, um Bewilligung eines Darlehens von 60,000 Rubel zu verwenden, zugleich die Bitte einschließend, die beanspruchte Summe durch Abzüge von seinem Gehalt tilgen zu dürfen. Die mit Bleistift in einem grammatisch arg vernachlässigten Französisch von Benkendorf selbst hingeworfenen Marginalbemerkungen lassen erkennen, daß Nikolaus I. ihm in der That einmal 30,000 Rubel zukommen ließ, unter der für Puschkin vielleicht nicht schmeichelhaften Bedingung, die Tilgung solle nach dessen eigenem Wunsch erfolgen.

Puschkins Tod im Duell mit dem französischen Royalisten und ehemaligen Garde-du-Corps Karls X. d'Anlès-Heckeren (Ende 1837) und die Intriguen, welche die Veranlassung dazu gaben, sind zu häufig geschildert worden und heute noch zu kontroverser Natur, als daß hier anders als hindeutungsweise davon die Rede sein könnte. Es handelte sich, wie bekannt, um Verdächtigungen der ehelichen Treue seiner Frau, welche den leidenschaftlichen Dichter zu othellomäßiger Wuth angestachelt hatten. Das Detail von alle dem ist äußerst schmutzig, die Motive aller Wahrscheinlichkeit nach rein aus der Luft gegriffen und Puschkins eigenes Verhalten, als die tödliche Kugel ihn den schrecklich schmerzvollen letzten Tagen überantwortet, von wirklich heroischer Größe und wohl geeignet, das bessere Theil jener Doppelnatur, wie sie dem Dichter von je eigen gewesen, zur Anschauung zu bringen. Wer den Russen auch nur einigermaßen kennt, wird wissen, wie schwer ihm jede einschränkende Würdigung zu fallen pflegt, wie Zeiten, Völker, Menschen bei ihm leicht sich zu Gegenständen entweder unbedingter Verehrung oder unbedingter Verwerfung gestalten, und so war denn auch der Mensch Puschkin in den Augen seiner russischen Zeitgenossen hier der vollendete Heroe und dort der vollendete Lump. In Wirklichkeit zählt er zu jener langen Reihe wandelbarer Künstlernaturen, auf die das Heine'sche Wort vom Hader des Guten mit dem Schönen seine Anwendung findet. Durchaus edel in seinen Intentionen, aber im Banne seiner Zeit und bald übermäßig verhätschelt, bald übermäßig verkleinert, macht er jene wohlbekannte Phase und zugleich Krisis dichterischen Schaffens, für welche die deutsche Literatur den Namen „Sturm und Drang" geschaffen und die des Westens gefestigte Kultur stets günstiger hat bestehen lassen, in der geistigen Einöde des barbarischen Kischinew durch. Er muß den wirthschaftlichen Schlendrian, wie er zur Zeit der Leibeigenschaft fast beim gesammten russischen Adel im Schwange, im späteren Leben durch schwere Selbstdemüthigung büßen, die bei seinem starken Selbstgefühl nur durch fortgesetzte Selbsttäuschung zu ertragen war, welche der Dichter in einer seiner Poesien selbst als eine Art Universalmittel gegen des Lebens Unbill verherrlicht hat und aus der konsequentere Geister leicht den auf Puschkin durchaus unanwendbaren Vorwurf der Gesinnungslosigkeit herleiteten. In Puschkins Ende verknüpfen sich die drei Attribute derselben Nemesis: das

Pasquill, der angebliche Ehebruch und das Duell, dem er zum Opfer fiel. Der schlagfertigste russische Epigrammatiker, der selbst am eifrigsten für Verbreitung jener handschriftlichen Literatur gewirkt, wird durch das zum Pasquill entartete Epigramm auf dem von ihm selbst einst eingeschlagenen Wege gesellschaftlicher Heimlichthuerei zu äußerster Wuth gereizt. Von früher Jugend selbst mit den Weibern spielend, muß er für die Ehre seines Herdes eintreten und fällt in einem Waffengange, wie er unzähligemal früher in frivolerer Weise von ihm selbst provozirt worden. Berücksichtigenswerth ist, daß diejenigen, welche Puschkin dem unheilvollen Zweikampf zudrängten, insgesammt der vornehmen Gesellschaft angehörten, Kreise, in denen der Dichter allein jene westeuropäische Bildung im Verein mit der ästhetischen Form antreffen konnte, welche dem derzeitigen russischen Literatenthum, wofern es nicht selbst der Aristokratie angehörte, durchaus abging.

Ein geistiger Pulsschlag von beispiellosem Feuer hatte dies kurze Dichterleben erwärmt und zu immer neuen Entwürfen und Schöpfungen angespornt. In Puschkin hat Rußland die kurze Glanzperiode seiner Romantik gefeiert, welche mit dem liebenswürdigen und feinfühligen Schukowski beginnt, um in den melodischen Tönen eines Lermontow auszuklingen. Der soziale Roman mit seiner realistischen Färbung, wie ihn Gogol für Rußland geschaffen, folgt dieser Romantik auf dem Fuße nach, und in seinem Zeichen steht heutzutage noch die gesammte russische Belletristik. Mag das Bindeglied, das diesen Roman mit Puschkins Romantik verknüpft, auch der großen Menge verborgen sein, wie bei jeder ästhetischen Entwicklung war es auch hier die Poesie gewesen, die den Weg gezeigt und spälerer Lebenswerthung ihre Lebensweihe vorausgeschickt hatte.

Mittheilungen und Nachrichten.

Professor Bleuler: Die allgemeine Behandlung der Geisteskrankheiten. Zürich, Eduard Rascher 1898. — In unruhigen Köpfen hat immer ein großes Vorurtheil gegen die Irrenanstalten gespukt, und wenn irgendwo einmal etwas vorkommt, wird es leicht ins Ungeheuerliche aufgebauscht. Es ist zu begrüßen, wenn hier in ansprechender und klarer Form in großen Umrissen dargelegt wird, wie es eigentlich in einer wohlgeordneten Anstalt zugeht, und wenn gezeigt wird, wieviel, von Humanität geleitet, für diese ärmsten Kranken der Kranken geschehen ist, und daß das Publikum im großen und ganzen beruhigt sein darf. Neben den Zielen bei der Irrenbehandlung sind in dieser erweiterten Antrittsvorlesung des Leiters von Burg-Hälzli (Zürich) die Ursachen des Irrseins erwähnt. Die Hauptfaktoren bleiben Alkohol, Syphilis und psychopathische Anlage; diesen Uebeln ist entgegenzuarbeiten, wenn die Nachkommen einigermaßen geschützt werden sollen. Es mag interessant sein, zu erfahren, daß eine Familie Jukes, die von einem Alkoholiker abstammte, innerhalb weniger Generationen über 1000 Personen, meist Verbrecher, Dirnen, Geisteskranke und Armenhäusler hervorbrachte. Was die innere Einrichtung der Irrenanstalten betrifft, so ist in Kürze unter anderem beleuchtet die Ueberwachung, Bettbehandlung, Arbeit, Bäder, Isolirung, Schlafmittel, Zwangsmittel, Briefkontrole, Besuche, religiöse Einwirkungen, Unterhaltung, kurzum gewiß weithin interessirende Dinge. — Die Hülfsvereine für Geisteskranke sollten sich immer mehr vergrößern, denn sie stiften unendlich viel Gutes. Wie in anderen Fragen, so ist auch in der Irrenhausfrage dem Verfasser eine berechtigte Opposition willkommen, denn sie fördert und belehrt. Dr. n. Noorden.

* **Berlin,** 24. Mai. Der heute Vormittag 11 Uhr im Beisein Ihrer Majestät der Kaiserin eröffnete **Kongreß zur Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit** hatte im Plenarsitzungssaal des Reichstags gegen 2000 Herren und Damen versammelt, erheblich mehr als man günstigstenfalls erwartete. Mit Recht konnte deßhalb in Vertretung des Reichskanzlers als Ehrenpräsidenten Staatssekretär Graf v. Posadowsky-Wehner in seiner Eröffnungsrede darauf hinweisen, daß dieser ursprünglich als ein nationales Unternehmen gedachte Kongreß über die ihm gesteckten Grenzen zu einem großen, die ganze Welt interessirenden Friedenswerk herauszuwachsen scheine. Ebenso durfte der Vorsitzende des Organisationskomitees, Herzog von Ratibor, es als eine gute Vorbedeutung bezeichnen, daß das Ausland hervorragendes Interesse an dem Kongreß nehme. Denn ein Viertelhundert Staaten haben Delegirte entsandt, außer den beinahe nahezu vollzählig vertretenen deutschen Bundesstaaten. Nächst den beiden Genannten sprachen Bürgermeister **Kirschner**, welcher, im Namen von Berlin die Kongreßmitglieder begrüßend, mit Genugthuung der Thatsache gedenken konnte, daß hier 1892 die erste öffentliche Heilanstalt für Lungenkranke begründet worden ist, und der Rector magnificus der Universität, Geheimer Medizinalrath Professor Dr. **Waldeyer**, welcher die dem Kongreß gestellten Aufgaben zu den größten und schönsten zählte, die je einer ähnlichen Versammlung beschieden gewesen seien. Es folgten die Begrüßungsreden einer Anzahl von Delegirten des Auslandes, nämlich der HH. Dr. **Boyd** (Vereinigte Staaten), Professor **Brouardel** (Frankreich), Professor **Harwas Grainger Stewart** (England), Ritter **Kusy** v. **Dudrav** (Oesterreich), Professor **Koranyi** (Ungarn), Professor **Muraglano** (Italien) und Ehren-Leibarzt Dr. **Bertenson** (Rußland). Mit einer Ansprache des Geh. Medizinalraths Professor v. **Leyden**, welcher für die rege Antheilnahme dankte und sie das wichtigste Moment in der Bekämpfung der Tuberkulose nannte, denn ohne allseitige Unterstützung und ohne Bethätigung des Wohlthätigkeitssinnes sei das wichtigste Ziel, der schrecklichen Krankheit vorzubeugen, unerreichbar, endete die offizielle Eröffnungsfeier. Bereits nach einer Pause von fünf Minuten, während deren die Kaiserin mit ihrem Gefolge sich zurückgezogen, begann die eigentliche Kongreßarbeit mit den Vorträgen der Abtheilung I über Ausbreitung der Tuberkulose. Ueber diese aller Voraussicht nach ausnahmslos hochinteressanten Vorträge und die sich daran anknüpfenden Erörterungen wird nach Schluß der vier Tage in Anspruch nehmenden Kongreßarbeiten an dieser Stelle ein zusammenfassender Bericht erstattet werden; einige kurze Mittheilungen mögen jedoch einstweilen hier Platz finden.

Den ersten Vortrag hielt der Direktor des kaiserl. Gesundheitsamts, Dr. **Köhler** (Berlin), über die **Ausbreitung und Bedeutung der Tuberkulose als Volkskrankheit.** Das statistische Material darüber ist sehr ungenau. Die Zahlen der Sterbelisten werden meistens zu klein sein. Die Tuberkulose ist eine Krankheit der ganzen Welt; sie kommt in allen Zonen und bei allen Rassen vor. In Europa stehen, wenn man die Todesfälle an entzündlichen Krankheiten der Athmungsorgane mit berücksichtigt, Norwegen, die Schweiz und Dänemark am günstigsten, Belgien, Italien und Rußland am ungünstigsten da. Das Deutsche Reich weist mittlere Verhältnisse auf. Es hat eine Sterblichkeit an Lungentuberkulose von jährlich 2.25, an entzündlichen Krankheiten der Athmungsorgane von 4.9 auf 1000 Einwohner, bei einer Gesammtsterblichkeit von 21.8 (1894 bis 1897). Auffällig verschieden gestaltet sich das Verhalten der Geschlechter, das männliche weist eine viel höhere Sterblichkeit an Schwindsucht auf als das weibliche. Die Bedeutung dieser Todesursache wird desto größer, je höher der Mensch im Lebensalter vorrückt. Im Alter von 15 bis 60 Jahren starben im Durchschnitt 1894 bis 1897 jährlich 87,600 Einwohner des Deutschen Reiches an Lungentuberkulose, d. h. 2.95 auf je 1000 Lebende dieser Altersklasse, bei einer Gesammtsterblichkeit von 9.1. Ueber die **Beziehungen zwischen den äußeren Lebensverhältnissen und der Ausbreitung der Tuberkulose** sprach sodann der Geh. Medizinalrath Dr. **Krieger** (Straßburg). Die Beziehungen zwischen den äußeren Lebensverhältnissen und der Ausbreitung der Tuberkulose haben das Interesse der Aerzte von jeher erregt und eine gewaltige Spezialliteratur gezeitigt. Die äußeren Lebensverhältnisse beeinflussen die Ausbreitung der Tuberkulose entweder in der Weise, daß sie Gelegenheit zur Infektion geben, oder dadurch, daß sie den Körper dem Krankheitserreger

gegenüber empfänglich machen. Hierauf erörterte Direktor Gebhardt (Lübeck) die Ausbreitung der Tuberkulose unter der versicherungspflichtigen Bevölkerung. Aus den statistisch gewonnenen Zahlen ergibt sich, daß von allen Personen mit einem Einkommen über 2000 M. rund 15 auf 10,000 der Todesfälle auf Tuberkulose entfallen, daß dagegen bei Personen mit einem Einkommen unter 2000 M. mindestens 40 durch Tuberkulose bedingt sind. Da die letztgenannten Personen, soweit sie Arbeiter sind, dem Versicherungszwang unterliegen, nehmen die Versicherungsanstalten an der Bekämpfung der Tuberkulose großes Interesse. Bei der Bekämpfung der Tuberkulose wird in erster Linie die allgemeine Gesundheitspflege in Betracht kommen müssen. — General-Oberarzt Dr. Schjerning sprach hierauf über die Tuberkulose in der Armee. Er kommt zu dem Schluß, daß, wenn das Wesen der Tuberkulose so erforscht wird, daß sie zu den vermeidbaren Krankheiten wird gerechnet werden können, die Armee dann die große staatliche Institution sein wird, in der die Tuberkulose zuerst verschwunden ist, so daß sich dann das Wort immer mehr erfüllt, dem Generalstabsarzt v. Coler in seiner Ansprache in Moskau so beredten Ausdruck gegeben hat, daß die Söhne des Volks, die der Armee anvertraut werden, frei von Krankheiten und mit kräftigem gestählten Körper nach beendigter Dienstzeit aus dem Heer entlassen und erzogen im militärischen Geist und gesund an Leib und Seele in die Heimath zurückkehren können, um dort so ausgerüstet selbst den häuslichen Herd zu gründen. — Prof. Bollinger (München) besprach sodann die Tuberkulose unter den Hausthieren und ihre Beziehungen zu der Tuberkulose unter den Menschen. Die Thier-Tuberkulose bildet eine nicht zu unterschätzende Gefahr für die menschliche Gesundheit. Die menschliche Tuberkulose als Quelle der Hausthier-Tuberkulose spielt jedenfalls eine untergeordnete Rolle. Nur durch Vermeiden des Genusses von rohem oder halbrohem Fleisch, bezw. durch gründliche Zubereitung des Fleisches kann ein erfolgreicher Schutz gegen die Erkrankung erreicht werden. Am gefährlichsten ist für den Menschen, namentlich für die Kinder, der Genuß nicht sterilisirter Milch, die von tuberkulösen Kühen stammt. Die Tuberkulose der Schweine zeigt auffällige Aehnlichkeiten mit der der Kinder, indem die Drüsen häufig erkranken, Neigung zur Generalisation, zu raschem Verlauf entsteht und die serösen Häute meist verschont bleiben. Die reichsgesetzliche Einführung der obligatorischen Fleischbeschau wäre vom Standpunkt der Tuberkulose-Prophylaxe lebhaft zu begrüßen. In der sich hieran schließenden Diskussion wurden besonders statistische Angaben über die Tuberkulose in einzelnen Ländern und Berufszweigen gegeben; so berichtete Dr. Kuthy (Budapest) über die Verhältnisse in Ungarn, Dr. Brauer (Heidelberg) über die häufig auftretende Tuberkulose der Arbeiter in Tabakfabriken, Dr. George Meyer (Berlin) über seine an rund 4000 Fällen gewonnene, sich fast stets gleichbleibende Schwindsuchtsterbeziffer bei Buchdruckern und Schriftsetzern und Dr. Straltmann (Solingen) über die Verhältnisse im Schleifergewerbe.

* Der „Nat.-Ztg." wird eine Mittheilung zur Verfügung gestellt, die ihr soeben von dem Führer der Deutschen armenischen Expedition, Dr. Woldemar Belck, zugegangen ist. Der sachliche Inhalt dieser Mittheilung lautet, wie folgt: „Topsana, 19. April 1899, ca. 40 km von der persischen Grenze beim Kelischin-Paß, an dem ich im vorigen August von 25 Kurdenräubern überfallen wurde, Kaimakamlik Rowanduz, Vilajet Mosul. Von diesem weltentlegenen Orte aus, der bisher in Europa gänzlich unbekannt, bald aber in historischen und geographischen Kreisen bekannt genug sein wird, sende ich Ihnen herzlichste Grüße. Es wird mir hier die Existenz einer bisher ungelesenen und unpublizirten Keilinschrift bekannt, die ich im vorigen Jahr von Persien, von dem so nahen Kelischin-Paß aus, aufsuchen wollte, aber nicht konnte, da aus Furcht vor den zahllosen Räuberbanden mich Niemand in diese sehr unsichere und verrufene Gegend begleiten wollte. Jetzt, unter dem Schutze von 22 Soldaten und 3 Gendarmen, können wir uns hier mit Sicherheit aufhalten. Mit der hier gefundenen zweisprachigen Keilinschrift haben wir den Vogel abgeschossen; sie ist ebenso interessant wie historisch wichtig; leider ist sie gleich nach ihrer Aufstellung durch die Assyrer verstümmelt und auch sonst ziemlich zerstört worden, es ist uns aber gelungen, in angestrengter 14tägiger Arbeit den ganzen Text der Stele, so weit sie noch vorhanden, wieder herzustellen. Der Inhalt führt uns in die Zeit um 720 v. Chr., mitten hinein in den Riesenkampf zwischen Assyrien und Chaldia um die Weltherrschaft, bei dem Assyrien schließlich den Sieg davontrug! Hoffe, zum Herbst wieder zuhause zu sein." — Ein über denselben Fund berichtender Brief, den Dr. Belck an den vor Monatsfrist verstorbenen Professor Kiepert gerichtet hat, bringt, der „Volks-Ztg." zufolge, nachstehende Nachricht: „Topsana, 18. 4. 1899, ca. 40 km von der persischen Grenze beim Kelischin-Paß, Kaimakamlik Rowanduz, Vilajet Mosul. Bin jetzt glücklich an dem Ort angelangt, den ich im vorigen August von der persischen Seite des Kelischin-Passes aus vergebtich zu erreichen suchte; konnte damals wegen der vielen Räuberbanden (deren eine, 25 Mann stark, mich auf dem Paß bei der berühmten Stele überfiel, wobei ich mit knapper Noth ihren Kugeln und dem Tode entrann) Niemanden finden, der mich in diese verrufene Gegend begleiten wollte, in der wir uns jetzt unter dem Schutz von 22 Soldaten und 3 Zoptiehs bereits 15 Tage aufhalten und mit der Entzifferung der leider sehr zerstörten Keilinschrift von Sidokan (richtiger von Topsana) beschäftigt sind, und zwar mit vollem Erfolg. Es ist eine Inschrift des Chalder-Königs Rusas I. († 714 v. Chr.) und berichtet über die Kämpfe mit Sargon von Assyrien. Zwei Seiten enthalten eine abgeschlossene assyrische, zwei andere eine chaldische Inschrift, das Ganze aber ein zusammengehöriger Text. Wichtige Resultate für die alte Geographie!"

* Die „Royal Institution of Great Britain" hat die folgenden deutschen Gelehrten zu Ehrenmitgliedern erwählt: Prof. H. G. Kayser in Bonn, Prof. W. Nernst in Göttingen, Prof. W. Ostwald in Leipzig und Geheimrath Prof. Liebreich in Berlin.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. W. Jerusalem: Einleitung in die Philosophie. Wien, Leipzig. Wilh. Braumüller 1899. — Fischer-Henle: Bürgerliches Gesetzbuch vom 18. August 1896 nebst dem Einführungsgesetze. Handausgabe. 3. Aufl. München, C. H. Beck 1899. — Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien. Hefl 97—112 (Bd. V). 9. Aufl. Leipzig, Otto Spamer. — Dr. Rud. Fischl: Ueber Schüler- und Schulkrankheiten; Professor A. Hellmessen: Moderne Wohnräume. Vorträge. Hggb. vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 245—247. Prag, in Kommission: Fr. Härpfer 1899.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Aus der Tiefe.

Ein Lebensbuch

von

Robert Saitschick.

Preis geheftet 2 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.

Dies Buch eines nach heißem Ringen zu philosophischer Läuterung durchgedrungenen Mannes, der die geistigen Anfechtungen seiner Jugendjahre mit unerbittlicher Wahrheitsliebe darlegt, bereichert die Literatur denkwürdiger „Bekenntnisse" um ein wertvolles Stück. Novellistische Reize erhöhen die Anziehungskraft des gedankenreichen Werks. (8650)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Jahrgang 1899. München, Samstag, 27. Mai. Nummer 120.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Das Weihrauchland und Sokotra. I. Von Dr. Eduard Glaser. — Die Landbauzonen der außertropischen Länder. Von Dr. E. Roth. — Ein deutsches Krankheitsnamen-Buch. Von O. Brenner. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das Weihrauchland und Sokotra.

Historisch beleuchtet von Dr. Eduard Glaser.

I.

In einem St. Petersburger ägyptischen Papyrus des Mittleren Reiches, nach Erman 2130—1930 v. Chr., den Adolf Erman in seinem Werke „Aegypten und ägyptisches Leben im Alterthum“ auszugsweise nach einer vom Entdecker Golenischeff selbst gelieferten Uebersetzung mittheilt, werden die märchenhaften Schicksale eines Seemannes geschildert, der nach erlittenem Schiffbruch an eine ferne, einsam gelegene Insel Pa-Anch oder A-a-peneuka verschlagen wurde. Dort findet er „Feigen und Weintrauben, alle Arten von prächtigen Pflanzen und Früchten, allerhand Melonen, Fische und Vögel“. Da erscheint ihm plötzlich eine dreißig Ellen lange Schlange mit einem Bart von länger als zwei Ellen. Sie schleppt den Schiffbrüchigen in ihr Lager; doch thut sie ihm nichts böses, sondern redet ihm freundlich zu. Aus Dankbarkeit verspricht ihr nun der Seemann, daß er ihr aus Aegypten die heiligen Oele Ab, Heken, Juden und Cassia und Weihrauch, mit dem man alle Götter ehre, bringen lassen und daß er vor dem Pharao die Tugenden der Schlangenkönigin preisen werde. Die Königin-Schlange aber meint lächelnd: „An Myrrhen (so Erman, im Original steht Anti) bist du aber nicht reich; denn das alles (was ihr in Aegypten habet) ist ja nur der gewöhnliche Weihrauch (?). Aber ich, der Fürst des Landes Punut (genauer Pwnt, also etwa Powenat oder Poen-t), ich besitze die Myrrhen (Original: Anti). Nur das Oel Heken, das du mir bringen lassen willst, ist auf dieser Insel selten.“ Nach einigen Monaten kommt ein Schiff an, mit dem ihn die Königin die Heimreise antreten läßt, nicht ohne den Scheidenden vorher reichlich zu beschenken. Sie gibt ihm Anti (Erman: Myrrhe), Heken-Oel, Juden-Oel, Kassia, T'eschepes-Holz (Thuas-Holz), Scha'as-Holz, Pantherfelle (?), Schwänze des Mâmâ-Thieres, Mererit-Holz, Weihrauch, Elefantenzähne, Windhunde, Guff-Affen, Kiu-Affen und andere kostbare Dinge.

Daß wir es in diesem Märchen mit der sagenumwobenen Insel Sokotra zu thun haben, wie schon Golenischeff hervorhob, der Pa-anch „Bezauberte Insel“ übersetzt, geht ohne weiteres aus einigen der genannten Produkte und Spezereien von selbst hervor, auch wenn der Name der Insel (Pa-anch) sich in der späteren antiken Tradition nicht erhalten hätte, wenn wir also auch nicht wüßten, daß die Alten (Euhemeros, Diodor) eine fabelhafte heilige Weihrauchinsel Panchaia kannten und daß Agatharchides nach Aussage der Sabäer eine Insel der Glücklichen als Zwischenstation zwischen Indien und Arabien ansetzte.

Die Produkte freilich scheinen bis jetzt von den Aegyptologen nicht alle mit völliger Sicherheit gedeutet zu sein. Anti beispielshalber dürfte weder Myrrhe, wie Erman übersetzt, noch Weihrauch sein, wie Andere wollen, sondern muß dem Wortlaut nach mit einem der Hauptprodukte der Insel Sokotra identisch sein, also wohl mit dem Aloesaft (Taif) oder mit dem Drachenblut Mšêlo, Mšêdo des Läkahambaumes, die bis auf den heutigen Tag Spezialitäten Sokotra's geblieben sind, wenngleich sie, allerdings in minderer Qualität, auch in zahlreichen anderen Gebieten vorkommen. Unter Heken könnte eine Art Myrrhe verstanden werden, die im Somalilande Hakar (= Commiphora Hildebrandtii Engl.) genannt wird, wie ja auch im Mahragebiete der Myrrhenbaum 'Akor (in Tzafâr: 'Akor) heißt. Sokotra selbst hat keine Myrrhe. Da im gesammten mahritischen Sprachgebiet, zu welchem ja auch Sokotra gehört, der Myrrhenbaum mit einem somalischen Namen bezeichnet wird, so scheint Myrrhe schon im Alterthum nach der Insel nur importirt worden zu sein, allerdings aus politisch zu ihr gehörigen Ländern.[1]) Manche Somalis meinen freilich, daß der Hakarbaum, welcher in zwei Arten: Hakar maddû (schwarzer Hakar) und Hakar 'add (weißer Hakar) vorkommt, eine Art von Weihrauchbaum sei; das wird aber doch wohl nur eine Verwechslung mit dem echten Weihrauchbaum sein, dessen beide Arten dort Mohr maddû und Mohr 'add heißen und die einen fast ebenso vorzüglichen Fußsüß- und Mittweihrauch (letzteres Kauweihrauch) auf den Markt von Aden liefern, wie der gleichfalls somalische Jek'arrbaum. Das Juden ist entweder die Körnerfrucht des auf Sokotra einheimischen und massenhaft vorkommenden Lidinbäumchens, die als Einreibungsmittel gegen Rheumatismus verwendet wird und vielleicht mit dem abessynischen lideno (Albizzio amara Boiv.) identisch ist, oder es ist abermals ein Importprodukt aus dem Somalilande, nämlich die Myrrhe (somalisch: Malmal), welches Harz (Ladanum der alten Autoren) hier vom Lidinbaum gewonnen wird. Auch in den sabäischen Inschriften heißt ein Räucherwerk „L.d.n.“, was ersichtlich identisch ist mit dem Ladanum der Alten und mit dem Lidin der Somali. Kassia ist auf Sokotra reichlich vertreten als Cassia senna, welche die Sennesblätter liefert und dort heute Sa'andjhir oder Sa'andjehir heißt und in einer anderen zweifarbigen Abart Dihâue. Von den drei Holzforten ist (nach Hommel) die eine (Mererit) Weihrauchholz; denn der Weihrauchbaum

[1]) Auch Diodor beschreibt die Insel in einer Weise, daß man annehmen muß, es gehörte schon in alter Zeit politisch ein Theil des benachbarten Festlandes dazu. Er kennt nämlich ein sagenhaftes Inselland im Ozean südlich von Arabien. Da gebe es Weihrauch, Myrrhe und andere Spezereien. Die Insel heiße Panchaea und sei von Panchaeern bewohnt, denen sich Oceaniter, Inder, Skythen und Kreter angeschlossen haben. Eine durch Glückseligkeit ausgezeichnete Stadt Panara befinde sich auf ihr, ebenso ein heiliger Hain und eine große Süßwasserquelle und ein hohes, den Göttern geheiligtes Gebirge. Die Insel habe Ebelsaaten und Löwen, Leoparden, Gazellen, Goldminen, Silber, Kupfer, Zinn und Eisen. Die Priester sagen, ihr Geschlecht stamme aus Kreta, und berufen sich auf den Dialekt, da vieles auf der Insel kretisch benannt werde u. s. w.

heißt im mahrilischen Sprachgebiet Mghâr oder Mghairot; die beiden anderen Holzarten des Märchens dagegen (Thiaz und Sha'as) scheinen entweder mit dem sokatranischen Schihatholz lautlich gut übereinzustimmen oder sie stellen gleichfalls ein Weihrauchholz vor, da der Weihrauch (das Harz, nicht der Baum) Schahaz, bezw. Schêhiz und Schâhiz heißt. Das Mâmâ-Thier hat schon Schweinfurth mit der auf Sokotra heimischen Zibelhkatze verglichen. Da auf Sokotra auch Feigen (dort Taik genannt) und andere Fruchtforten vorkommen (so z. B. die Limone oder genauer Orange, Tenâische oder Tenâze, die Dattel, timhar, u. v. a.), so dürften die meisten der im Märchen genannten Produkte der Pflanzenwelt agnoszirt sein. Von den Thieren freilich konnten wir nur die Zibelhkatze wiedererkennen. Da es auf der Insel, wie mir berichtet warden, keine Hunde, keine Pferde, keine Affen und — welch glückliches Eiland! — auch keine wilden Thiere gibt, so dürften sich die Pantherfelle (wohl nur Leoparden- und Gepardenfelle) des Märchens, die Elefantenzähne, die Windhunde, die Guff-Affen und die Kiu-Affen als theils somalischen, theils arabischen Ursprungs herausstellen. Als Beherrscherin des gesammten Weihrauchgebietes, das ja einen großen Theil der arabischen Südküste, vermuthlich sogar die ganze Südküste und noch weit mehr, wie auch Somaliland und Ostafrika umfaßte, wird die Königinschlange aber gleichwohl stets in der Lage gewesen sein, sich diese festländischen Dinge leicht zu verschaffen. Sokotra war immer die „Insel der Glückseligen", von Schlangen bewacht, wie nach Nachrichten der alten Autoren der Weihrauchbaum, nicht von Lanzen und Schwertern; denn bis auf den heutigen Tag kennen die dortigen Insulaner nicht den Gebrauch der Waffen, und erst England war es vorbehalten, in die bezaubernde Glückseligkeit der Meerumflossenen Bresche zu legen.

Aber schon vor der Zeit unsres Märchens war das Land Poen-at oder Pûn-t (Punt) Ziel ägyptischer Expeditionen, um kostbaren Weihrauch zu holen. So ward schon Henu, Oberschatzmeister des Königs Se'anchkerê' (11. Dynastie), nach dem vielbegehrten Lande ausgesandt, das er (nach Erman, S. 670) allerdings nicht erreicht haben dürfte. Dagegen wird von Chentchetuêr, zur Zeit des Pharao Amenemhêt II., berichtet, daß er eine See-Expedition nach Poenn-t thatsächlich ausgeführt hat, und Erman theilt uns an derselben Stelle mit, daß Weihrauch und Myrrhe schon im alten Reiche (vielleicht 3000 bis etwa 2130 v. Chr.) die nöthigen Requisiten jedes Kultus gewesen seien. Genauere Kenntniß des sagenhaften Gewürzlandes erhielten die Aegypter aber doch erst zur Zeit der Königin Chnemtamun, welche eine Expedition dorthin entsandte, deren Ergebnisse an der Wand des Todtentempels vor Dêr el Bahrî im Bilde verewigt wurden. Die ganze Darstellung weist auf die Somalihalbinsel, also auf den den Aegyptern nächstgelegenen Theil von Poen-at; denn — wenn wir von den Weihrauch- und Myrrhenbäumen absehen — Affen, Panther (? wohl nur Leoparden oder Gepards), Ebenholz, Elfenbein, Gold (aus dem Goldlande Sasu in Südost-Samaliland oder gar aus Maschonaland), Augenschminke, Windhunde, Sklaven konnten die Aegypter nach dem oben Gesagten auf Sokotra gar nicht und im arabischen Weihrauchlande nur zum Theil finden, während das Vorkommen all dieser Dinge in Afrika bezeugt ist. Die abgebildeten Weihrauchbäume bieten vollkommen den Habitus des somalischen Mohrbaumes dar, wenn man lediglich das Gezweige desselben, unter Weglassung der Blätter, zur Darstellung bringt. Ich war von der Aehnlichkeit geradezu frappirt, als ich die Zeichnung in meinem Tagebuch, die ich vor Jahren von einem der in dem Adener Cisternengarten befindlichen, aber aus dem Somalilande stammenden Mohrbäume gemacht hatte, mit der ägyptischen Zeichnung des Weihrauchbaumes verglich; so vollständig zutreffend und typisch ist diese letztere! Genau zu dem gleichen Ergebnisse führen uns die späteren Powenat- oder Pône-t-Expeditionen der Aegypter, nur daß diese noch unzweideutiger auf die Somalihalbinsel hinweisen: so besonders die Abbildungen im Grabe des Rech-ma-râ zur Zeit Thutmes' III. (18. Dynastie im 16. Jahrhundert v. Chr.). Dort werden als Produkte aus dem Pône-tlande abgebildet: Weihrauchbäume in Kübeln, Steinböcke, Leoparden, Affen, Elfenbein, Ebenholz, Gold, Straußenfedern ꝛc. Die Hatschepsu-Expedition verlud in dem gleichen Lande außerdem eine Giraffe, geradrückige Rinder und Sklaven, wieder Dinge, die (mit Ausnahme der geradrückigen Rinder, die nicht in Arabien und nicht im Somalilande, sondern auf Sokotra vorkommen) nur in Afrika zu haben waren. Der Name des rätselhaften Landes besteht aus dem Konsonantengerippe P.w.n.t, wobei das t die Femininendung ist, der Grundstock also P.w.n, das Poen, Paun oder auch Pôn aber Pûn gesprochen worden sein kann. Eine Reminiscenz daran scheint im Opone der alten Autoren, dem heutigen Râs Hafûn, erhalten zu sein. Das Ha in Hafûn dürfte mahritische Vorschlagssilbe sein, eine Art Artikel, wie er noch heute im Mahra-Dialekt beobachtet werden kann, so daß der eigentliche Name Fûn oder Fôn, all Pûn aber Pôn lautete. Das Land oder ein Theil desselben (der östliche) hat diesen Namen noch in der Ptolemäerzeit gehabt, dann verschwand er auch von der Somalihalbinsel, diesem letzten Pûngebiete. Es war, wie wir gesehen haben, zu allen Zeiten der Name des Weihrauchlandes par excellence, in den ältesten Zeiten des arabischen und somalischen sammt dem Archipel von Sokotra und der dazu gehörigen Kolonialgebiete, später Somalilands allein. Diesem Pûnlande wurde, wahrscheinlich spätestens mit Beginn des ersten vorchristlichen Jahrtausends, neben anderen näheren Küstenstrichen auch die gesammte Küste von Ostafrika bis hin zur Kapkolonie angeschlossen, so daß wir die scheinbar so rätselhaften Ruinen des Maschonalandes, was hier nebenbei bemerkt sei, gleichfalls nur als eine Pûnkolonie auffassen dürfen.

Aber nicht bloß in Südarabien und im Somalilande gab es in alter Zeit Weihrauch. Man scheint dieses kostbare Räucherwerk auch noch von anderen Ländern, insbesondere von den östlichen Ufergebieten des Persischen Golfes bezogen zu haben; denn die alten Aegypter importirten aus Syrien unter vielen anderen Dingen auch Weihrauch, der in Syrien selbst nur Importartikel war. Es ist nicht anzunehmen, daß das ausschließlich punischer Weihrauch war, obzwar von Südarabien her, wo ja in der minäischen und später in der sabäischen Epoche die Hauptstapelplätze für den Weihrauch, auch für den somalischen, waren, gewiß sehr viel, vielleicht sogar der meiste Weihrauch auf dem Landweg nach Syrien verfrachtet wurde. Wir müssen vielmehr annehmen, daß Räucherwerk auch aus Indien und Persien direkt, etwa durch Vermittlung der Vorfahren der Gerrhäer und dieser selbst nach Syrien gebracht wurde. Der Weihrauchbaum ist noch heute dort nachweisbar, u. z. derselbe wie in Südarabien und im Somalilande. In Puna in Indien beispielshalber heißt er D-bab. Freilich lag das Hauptweihrauchgebiet zu allen Zeiten im Somaliland und in Südarabien, hier östlich von Hadhramût bis gegen Oman hin.

Griechen und Römer aber kannten das Weihrauchland nicht unter seinem eigentlichen Namen, sondern scheinen es einfach Aethiopien genannt zu haben. Man hat zwar immer geglaubt, daß die Alten nur afrikanisches Gebiet zu Aethiopien rechneten. Aber schon Herodot (II, 8) spricht von einer Weihrauchlandschaft vom Nil gegen den Sonnenaufgang, noch im äthiopischen Lande, in der arabischen Bergkette am Erythräischen Meere. Deutlicher konnte er

die Zugehörigkeit des arabischen (mahritischen) Weihrauchlandes zu Aethiopien gar nicht bezeichnen. Und so blieb es noch viele Jahrhunderte nach Herodot; denn auch Pausanias kennt in derselben Gegend, die er allerdings schon unter dem Namen Abasa aufführt, serische Seidenarbeiter, die er als Aethiopen bezeichnet, in denen aber unschwer Leute vom Küstenstrich Schehhr (= „Küste", wie die ganze Gegend östlich von Hadhramût bis nach Oman hieß) oder Schhêrleute (mit h, nicht mit hh, Diminutiv von Schahr = Mond, wie noch heute alle den Schehhrît- oder Schhêrdialekt redenden Stämme des Gebietes von Tzafâr heißen) zu erkennen sind. Ja sogar die Kirchenschriftsteller berichten noch von äthiopischen Ländern, die nur in Arabien lokalisirt werden können. Schon Karl Ritter (Arabien I, 321) hat erkannt, daß des Pausanias Inselland der Abasener und Saken nur im arabischen Mahragebiete gesucht werden könne. Dazu stimmt auch das Volk der Saken, selbst wenn wir die Lesart nicht beanstanden, also die Einwohner von Hâsik (Pl. Ahsâk, abgekürzt Hsâk) darunter verstehen, da wir uns damit in der gleichen Gegend befänden. Noch besser stimmt die Sache aber, wenn wir r statt k lesen, denn dann sind die Saren wieder die uns schon bekannten Schahhriten. Weit deutlicher kennzeichnet Uranius[1]) an der Südküste der arabischen Halbinsel das Volk der Abasener; denn in Stephanus Byzant. lesen wir, daß Uranius sage, hinter den Sabäern und Chatromotiten wohnten die Abasener, deren Land Myrrhe, Ossun, Weihrauch und Karpathum oder Karpasum hervorbringe und woselbst man auch die rothe Pflanze, der Farbe der tyrischen Purpurschnecke zu vergleichen, baue. Was Karpathum ist, wissen wir nicht genau. Die Einen halten es für Baumwolle, Andere wieder rathen auf Zimmt. Jede der beiden Deutungen ist zulässig. Es kann aber auch irgend ein anderes Produkt jener Gegend sein. Ueber Ossun ist man ganz im unklaren. Ich glaube aber, daß wir es mit einem der Hauptgewächse jenes Landes, mit der Aloe, zu thun haben. In der rothen Pflanze erkenne ich mit voller Deutlichkeit den Drachenblutbaum, dessen Harz nach Wellsted dunkelkarmesinroth ist und der in den Mahragebieten ebenso häufig vorkommt wie auf Sokotra.

Es ist nun ganz merkwürdig, daß die Alten vorzugsweise gerade die Gewürzländer mit dem Namen Aethiopien benennen und daß erst sehr viel später sowohl im afrikanischen Aethiopien wie auch im arabischen der Name Habaschat, d. i. Abasa, an die Stelle von „Aethiopien" tritt. Letzterer Name hat sicher nichts mit „sonnverbraunt" oder dergleichen zu thun, da auch hellfarbige Völker dieses Gebiet bewohnten, sondern hängt gewiß irgendwie mit den Gewürzen und Räucherwerken selbst zusammen, und da sprach ich denn schon im Jahre 1895 (in meinem Buche: Die Abessinier in Arabien und Afrika) die Ansicht aus, daß „Aethiopier" nichts anderes sei als das sabäische Atjûbi, d. h. Gewürzmann, von Tib (Plural Tijâb und Atjûb) Gewürz, Räucherwerk. Wahrscheinlich kannten die nördlichen Völker jene südlichen Länder nur unter dem Namen: Länder der Atjûb, d. h. Gewürzländer. Den Volks- oder Landesnamen selbst (nämlich in alter Zeit Pûn) kannte man nur in Aegypten und erst den späteren Namen Habaschat, der etwa zwei Jahrhunderte vor Christi Geburt aufkam, kannten, aber erst lange nach seinem Aufkommen, auch die Autoren der klassischen Völker. Das Land Pûn, das in seiner Blüthezeit wahrscheinlich die ganze Küste Südarabiens oder doch wenigstens das ganze Gestade östlich von Hadhramût bis tief hinein nach Oman, vielleicht sogar sämmtliche Uferländer am südlichen Theile des Persischen Golfes, sowohl westlich wie östlich desselben, ferner den Archipel von Sokotra, Nordsomaliland, sammt den Uferländern um Bâb-el-mandeb und die gesammte Küste Ostafrika's von Kap Gardafui bis zur heutigen Kapkolonie umfaßt haben mag, scheint nämlich schon lange vor Christi Geburt in seine Bestandtheile zerfallen zu sein. Um Christi Geburt oder nicht lange vorher verschwindet der damals ohnehin nur noch auf einen (den östlichen) Theil der Somalihalbinsel beschränkte Name Pûn gänzlich und an seiner Statt treten bei den Schriftstellern Einzelnamen auf: Barbaria für Nordsomaliland, Azania für die Küste Ostafrika's, Abasa für die Mahra-Oman-Küste und Sokotra und Axum für das von Abasenern oder Habaschiten gegründete Reich an der Küste und im Innern des heutigen Abessyniens, das, wenigstens theil- und zeitweise, gewiß auch zu Pûn gehört hatte. Die Ursache dieses Zerfalles läßt sich leicht erkennen. Es waren fremde Eroberer, die es nach den gesegneten Hängen der Weihrauchberge gelüstete. Die ersten, die in Pûn erobernd auftraten und Theile des großen Landes an sich rissen, scheinen die Perserkönige gewesen zu sein; denn der große Achämenide Darius nennt in der Naqs-i-Rustam-Inschrift unter den 32 Provinzen seines Reiches neben vielen, allerdings noch nicht mit völliger Sicherheit zu deutenden Ländern, von denen aber gewiß einige auf Arabien entfallen, Izkuduru, d. h. die Insel Sokotra, und und in der großen Darius-Inschrift am Felsen von Behistûn wird ebenso Maka, also ein Theil des heutigen Sultanats Oman, als eine persische Dependenz bezeichnet. Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir annehmen, daß etwa um 500 vor Christi mindestens ganz Südostarabien einschließlich Sokotra's, also ein nicht unbedeutender Theil des einst weitausgedehnten Pûn oder Weihrauchlandes, sich in persischen Händen befand. Dieser Zustand muß dann mit größeren oder geringeren Einschränkungen Jahrhunderte hindurch angedauert haben; denn aus dem Periplus maris Erythraei, der knapp nach der Mitte des ersten christlichen Jahrhunderts von dem Alexandriner Kaufmann Basile geschrieben wurde, ersehen wir, daß auch damals alles ostwärts der zenobischen Inseln gelegene südarabische Land noch zu Persien, genauer zum arsakidischen Reich, gehörte. Sokotra aber bildete einen Theil des „Weihrauchlandes", das damals dem König Eleazos von Hadhramût unterthan war, während ein großer Theil Ostafrika's, nämlich Azania, „nach altem Herkommen" der Verwaltung der Leute von Muza (d. i. Mauza' nahe landeinwärts von Mokhâ in Yemen) unterstellt war. Das „alte Herkommen" deutet darauf hin, daß in früheren Jahrhunderten auch das Gestade von Mokhâ und Bab-el-Mandeb, ja wahrscheinlich die gesammte Südküste Arabiens zu Pûn gehörte, so daß wir annehmen müssen, daß ursprünglich keines der südarabischen Reiche (das minäische, das sabäische, das katabanische ꝛc.) Besitzungen an der Südküste Arabiens hatte und daß sie erst allmählich aus dem Innern dahin vordrangen, auf Kosten des Reiches von Pûn. Gleichfalls schon in alter Zeit muß der südliche Theil Azania's, nämlich das Maschonaland, verloren gegangen sein. Auch die Ptolemäer streckten ihre Hand nach Pûn aus, indem sie in dem mittlerweile längst verödeten afrikanischen Weihrauchland (Somalihalbinsel) und sogar auf Sokotra griechische Kolonien gründeten. Von der Herrlichkeit des alten Pûn-Landes war also aller Wahrscheinlichkeit nach schon seit des Darius' Zeiten nichts oder nicht mehr viel übrig geblieben. Die Erben des uns zumeist interessirenden arabischen Weihrauchlandes — von den Gerrhäern im Persischen Golf soll hier nicht die Rede sein — scheinen die Habaschiten und nach diesen die Hadhramiten gewesen zu sein. Die ersteren waren gewiß die direkten Abkömmlinge des Hauptstammes der Puner; denn sie hatten noch im 1. Jahrhundert v. Chr. einen inschriftlich bezeugten Herrscher in

[1]) Er lebte nach freundlicher Mittheilung des Hrn. Prof. Krumbacher vermuthlich nach Constantin d. Großen.

der arabischen Weihrauchregion, Djedarot oder Djedert, der den Titel führte: König von Habaschat, und der mit den benachbarten Königen von Saba und von Hadhramût ein Bündniß abschloß. Zeitweise aber scheinen die Beziehungen der Könige von Habaschat zu denen von Hadhramût nicht die friedlichsten gewesen zu sein; denn im 1. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung erscheinen (nach dem Periplus) die Könige von Hadhramût bereits als die alleinigen Herren des arabischen Weihrauchlandes und Sokotra's. In der Mitte des 2. Jahrhunderts kennt Pausanias, wie bereits bemerkt, nur noch den Namen eines Inselandes Abasa in dieser Gegend und ebenso erfahren wir durch Stephanus Byzant. auch später noch wenigstens von der Existenz des arabischen Abasenervolkes. Von König und Reich aber ist auch bei diesen Schriftstellern nicht mehr die Rede. Es scheint, daß die Habaschiten bald nach der Zeit des Königs Djadarot ihren politischen Schwerpunkt nach Afrika verlegten, wo sie um Christi Geburt das axumitische oder habaschitische Reich (Abessynien) gründeten, im arabischen Weihrauchgebiet und auf Sokotra nur Theile ihres Volkes zurücklassend und um die entfernteren Gebiete (wie Azania) sich überhaupt nicht mehr kümmernd. In späteren Jahrhunderten (im 4. und im 6.) haben die afrikanischen Abessynier allerdings zu wiederholtenmalen versucht, auf arabischem Boden wieder Fuß zu fassen; aber das betraf immer nur besonders den südwestlichen Theil der Halbinsel (Jemen) und nur einmal auch ihr eigentliches Stammland im (arabischen) Weihrauchgebiet. Ende des 3. Jahrhunderts nämlich (Inschrift von Adulis) gelang es ihnen, nicht nur die Somalihalbinsel zu unterwerfen, sondern auch einen Theil des heutigen ägyptischen Sudans und große Küstenstriche zu beiden Seiten des Rothen Meeres zu erobern, auf der arabischen Seite etwa von Leuke Kome, im Norden, bis herab zur Grenze der Sabäer, und im Verlauf des 4. Jahrhunderts unterjochten sie dazu ganz Südarabien bis tief hinein in den Persischen Golf (Hormuz). Da war also das alte Pûn-Reich beinahe ganz wiederhergestellt, nur mit dem Unterschied, daß es diesmal seinen Hauptschwerpunkt an den beiden Ufern des Rothen Meeres hatte, sich also wesentlich weiter nach Nordwesten erstreckte als in alter Zeit. Diese neue Herrlichkeit dauerte aber nicht lange, denn schon um die Mitte der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts war Südarabien wieder unabhängig, unter einheimischen Herrschern. Daß die axumitischen (abessynischen) Eroberungen in Arabien im 6. Jahrhundert nur den Jemen betrafen und kaum mehr als sechs Jahrzehnte Bestand hatten, ist allgemein bekannt. Ich möchte hier eine Bemerkung einschalten, die der Leser wohl von selbst erwarten dürfte. Es liegt nämlich die Einwendung nahe, daß sowohl der Name Abasa bei Pausanias wie auch der der Abasener bei Uranius (Steph. Byzant.) möglichenfalls nur auf eine arabische Kolonie der afrikanischen (axumitischen) Abessynier hinweisen könnten, von denen wir ja aus der Adulis-Inschrift wissen, daß sie große Eroberungen gemacht haben, welche mit Bezug auf das Weihrauchgebiet schon lange vor der Adulis-Inschrift begonnen und auch noch nach derselben sich öfter wiederholt haben könnten. Diese Einwendung ist aber, so naheliegend sie auch sei, gleichwohl nicht stichhaltig; denn erstens einmal reichen die axumitischen Eroberungen und die damaligen Grenzen des axumitischen Reichs, die in der Adulis-Inschrift (Ende des 3. Jahrhunderts) genau gekennzeichnet werden, überhaupt nicht nach Südarabien, wo das sabäo-himjarische Reich war, noch weniger aber nach dem so viel weiter liegenden arabischen Weihrauchgebiet. Sodann aber bekundet der axumitische Herrscher in der Adulis-Inschrift ausdrücklich, daß keiner seiner Vorfahren so weit vorgedrungen sei wie er. Es muß also zum mindesten des Pausanias' Inselland Abasa (Mitte des 2. Jahrhunderts) als völlig unabhängig von Axum erachtet werden. Drittens fällt es auf, daß Pausanias sowohl wie Uranius den Namen Abasa, Abasener gebrauchen, unter welchem Namen die Fremden damals das afrikanische Alpenvolk nicht kannten. Dieses benannten sie vielmehr nach dem offiziellen Titel: Axumiten. Die Abessynier selbst haben sich natürlich immer auch noch Habaschiten genannt, wie aus der Inschrift des Königs Aizanas (4. Jahrhundert) hervorgeht, der den (griechischen) Titel führt: „König der Axumiten und Homeriten und von Raidân und der Aethiopen und der Sabäer und von Silee und von Tiamo und der Bugaiten und von Kasu." In der axumitischen Umschrift derselben (bilinguen) Inschrift werden „die Aethiopen" durch „Habasat" wiedergegeben, der beste Beweis, daß ich schon lange vor dem Bekanntwerden dieser axumitischen Umschrift (durch den Engländer Bent 1893) das Richtige getroffen hatte, als ich die Aethiopier des griechischen Titels als Habaschiten erklärte. Am wichtigsten aber ist endlich viertens, daß das älteste Dokument, welches die Habaschiten betrifft, nämlich die schon erwähnte Vertragsinschrift aus dem ersten vorchristlichen Jahrhundert, wo es noch kein abessynisches Reich in Afrika gab, ausdrücklich von gegenseitigen Gesandtschaften spricht, welche zwischen dem sabäischen König 'Alhân Nahfân und dem habaschitischen Herrscher Djedarot zu Wasser und zu Land gewechselt wurden. Nach dem afrikanischen Abessynien konnte zu Land von Yemen aus keine Gesandtschaft gelangen, wenn man sich nicht der unsinnigen Vorstellung hingeben will, daß die Gesandten den Umweg über den Isthmus von Suez gewählt hätten. Dagegen entspricht diesem Wortlaut das arabische Habaschat (das Weihrauchland) vollkommen. Dorthin konnte man von Yemen sowohl zu Lande gelangen, wie auch (via Bab-el-Mandeb oder von irgend einem südlichen Hafen Yemens, etwa Aden) zur See. Wenn aber damals im arabischen Weihrauchgebiet ein habaschitisches Volk saß, dann braucht es uns nicht zu wundern, wenn wir dasselbe auch noch zwei Jahrhunderte später an derselben Stelle finden und brauchen noch lange nicht an axumitische Wiedereroberung zu denken. Das hindert freilich nicht, daß die nach Afrika ausgewanderten Habaschiten auch noch lange nach der Gründung des axumitischen Reichs Beziehungen zu ihren in Arabien zurückgelassenen Stammesbrüdern unterhalten haben werden, Beziehungen, die ihnen im 4. Jahrhundert die Eroberung ganz Südarabiens wesentlich erleichtert haben dürften und ihnen auch noch im 6. Jahrhundert bei der Niederwerfung des Himjarenreichs zustatten gekommen sein werden.

Die Landbauzonen der außertropischen Länder.[1])

Von Dr. E. Ratz.

Die vorliegende Untersuchung wurde ursprünglich durch die Frage der landwirthschaftlichen Konkurrenz Nordamerika's angeregt. Auf Grund der Anbau- wie Viehstatistik sollen die typischen Landbauzonen festgestellt werden, wodurch sich Kartenbilder ergeben, die durch den weiten Rundblick über manche bisher unbekannte Beziehungen und Verhältnisse die aufgewandte riesige Arbeit des Verfassers reichlich lohnen.

Hin und wieder wurde in der Ausführung versucht die Verbreitung der Feldkulturen mit gewissen Vegetationslinien holzartiger Gewächse und andern Abschnitten der

[1]) Die Landbauzonen der außertropischen Länder. Auf Grund der statistischen Quellenwerke dargestellt von Th. H. Engelbrecht. Berlin 1899. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). Th. I, XI, 279 S.; Th. II, X, 383 S.; Th. III. 79 Karten.

Digitized by Google

natürlichen Pflanzendecke in Verbindung zu bringen, auch wohl die Abhängigkeit des Wachsthums von gewissen Monats-Isothermen anzudeuten.

Leider ließ sich eine Vollständigkeit in der Darstellung nicht erreichen, denn für große Gebiete liegt überhaupt keine Agrarstatistik vor, z. B. für China; andere Länder, wie Sibirien und das nördliche Canada sind bisher so wenig besiedelt, daß die eingezeichneten Nordgrenzen sowohl der Hafer- wie der arktischen Gerstenzone mehr eine Schätzung der Kulturmöglichkeit bieten, als eine Feststellung thatsächlich vorhandenen Anbaues.

Wenn auch die tropischen Länder naturgemäß in eine größere Zahl von Landbaugebieten und Zonen zerfallen, wesentlich unter der Einwirkung der verschiedenen Höhe und zeitlichen Vertheilung der Niederschläge, so ist eine agrarstatistische Unterlage für jene Gegenden bis jetzt noch nicht zu beschaffen, da wir nur Nachrichten mit Grundlagen für den Plantagenbetrieb besitzen.

Das Grenzgebiet zwischen den Tropen und dem subtropischen Wüstengürtel fällt überall in wenig bekannte aber fast unbesiedelte Länder; nur in Vorderindien schien das weite Vordringen des Weizenbaues in die Ebene des oberen Ganges und das Hochland der Dekhan eine Aenderung in der Abgrenzung der tropischen Zone zu rechtfertigen.

In den außertropischen Ländern der Südhemisphäre ist die Aequatorial-Zone des Weizenbaues geradezu als die Grenze der Landbauzone anzusehen, ebenso in Nordamerika. Der feuchtheiße Sommer ist für den Reisbau günstiger.

Als Besonderheit für die subtropische Zone des Zuckerrohres kann das Fehlen des europäischen Getreides betrachtet werden.

In den nordamerikanischen Südstaaten wie im mittleren und nördlichen China schließt sich daran die subtropische Zone der Baumwolle, welche auch für Erdnuß und Batate äußerst günstig ist und den Winterweizen besonders gedeihen läßt. Auf der südlichen Halbkugel fehlt die entsprechende Landbauzone, weil nirgendwo in dem ausgeglichenen ozeanischen Klima ein heißer Sommer mit starkem Winterfrost wechselt.

Hier berührt sich die Zuckerrohrzone direkt mit der Maiszone.

In der Union wird der Uebergang von der Baumwoll- zur Maiszone charakterisirt durch das Zurücktreten der Baumwolle gegen den Weizen, wie der Batate gegen die Kartoffel; die Erdnuß schwindet als Feldkultur, ebenso die Futtererbse der Südstaaten.

Die nördliche Begrenzung des Maisbaues setzt ein mit dem Anbau des Hafers. Für die umfangreiche Schweinemast und Rinderzucht tritt zum Theil die Milchwirthschaft ein. Mit dem Mais hört die tropische Zuckerhirse auf, für die der nordische Ahorn nur einen schwachen Ersatz bietet. Die Batate erreicht die Nordgrenze ebenfalls mit dem Mais, wogegen die nordeuropäische Felderbse, Buchweizen und Hopfen eine Südgrenze zeigen.

Dasselbe Verhältniß wiederholt sich in Victoria und auf der Nordinsel Neu-Seeland.

An der Westseite der Kontinente ist eine Maiszone nur in Europa zu verfolgen; an der nordamerikanischen Pacifikküste findet sich ein dürftiger Ansatz.

Der Gegensatz zur europäischen Haferzone wird durch die Alpen und nördlichen Karpathen noch verschärft. In Frankreich zeigt sich der Gegensatz zwischen Mais und Hafer nicht nur in der Landwirthschaft, sondern auch in der Viehzucht.

Hinzukommt, daß in der europäischen Maiszone der Weizen wie der Wein noch eine wichtige Rolle spielen.

Landwirthschaftlich muß man zur subtropischen Gerstenzone auch das gesammte regenarme Gebiet nehmen, welches man sonst als das der Olive und der Dattelpalme zusammenfaßt und welches sich vom Atlantischen Ozean bis zu den Vorbergen des Hindukusch erstreckt. Die Bebauung noch einer vorherrschenden Getreideart ist deßhalb nothwendig, weil Olive und Dattelpalme sich in der Hauptsache auf die alte Welt beschränken. In einer Uebersichtskarte der Klimate zeigt diese Zone, sich überall sehr deutlich an der Westseite der Kontinente abhebend, eine bemerkenswerthe Gleichmäßigkeit in der jahreszeitlichen Vertheilung der Niederschläge, Sommerdürre und relative bedeutende Regenmengen der kühleren Jahreszeit sind charakteristisch, wodurch ungünstige Weideverhältnisse und geringe Rindviehzucht entstehen, aber Schaf- und zum Theil Ziegenzucht in den Vordergrund treten. Düngerarmuth verleiht dem Strich ein hervorragendes Gepräge.

Klimatisch von dieser Landbauzone sind die Salzsteppen verschieden, mit der entgegengesetzten Vertheilung der Niederschläge und kalten Winter. Gerste und Weizen sind zwar die herrschenden Getreidearten, aber an Stelle des Winterweizens tritt die Sommerfrucht mit geringerem Ertrag. Es ist das Landbaugebiet der Hochsteppen Inner-Asiens und der südrussischen Steppen.

In Nordamerika gehören hierzu höchstens einige Hochplateaux; noch weniger finden wir in den Ländern der südlichen Halbkugel ein Seitenstück dieses Landbaugebietes, da die strenge Winterkälte fehlt.

Im ausgesprochenen Gegensatz zu der sommerlichen Dürre und Hitze des Mediterrangebietes und der Steppenländer steht der kühle und feuchte Sommer der Haferzone mit ungewöhnlich günstigen Weideverhältnissen, woraus sehr umfangreiche Viehhaltung, besonders Rindviehzucht in Verbindung mit Milchwirthschaft resultirt. Am meisten zeigen sich diese Besonderheiten der Haferzone an der Westküste der Erdtheile mit ungewöhnlich hohen Durchschnittserträgen der europäischen Halmfrüchte. Aber auch die im Kontinentalklima belegenen Theile der Haferzone in Nordamerika nahm, wenn auch in geringerem Maße, an dem Vortheil verhältnißmäßig hoher und sicherer Korneträge theil.

Wenig entwickelt ist diese Landbauzone in den Ländern der Südhemisphäre, wo sie sich in Australien auf Neu-Seeland, Tasmanien und die Südküste Victoria's beschränkt, während sie in Südamerika bisher nur in der Umgegend von Baldivia und Puerta Montt von Ackerbauern besiedelt ist.

Dagegen zieht sie sich in breiter Ausdehnung durch die großen Ländermassen der nördlichen Halbkugel, wo sie als zirkumpolare Zone auftritt.

In Nordamerika zeigt das Gebiet des Haferbaues südliche Ausbuchtungen durch die Bodenerhebung der Alleghanies und des Felsengebirges.

Ebenfalls parallel den Isothermen des Hochsommers ziehen sich in West- und Nordeuropa gewisse natürliche Abschnitte; so die Grenze zwischen dem überwiegenden Anbau des Hafers auf der einen, des Bratkorns auf der andern Seite, die in der Hauptsache den im Sommer stärker erwärmten Kontinent von den Inseln und Halbinseln des nordwestlichen Europa's scheidet; ferner die durch Nordfrankreich und Norddeutschland verlaufende Polargrenze des Weinbaues, die allerdings hinsichtlich ihrer Bedeutung für die gesammte Landwirthschaft bisher sehr überschätzt wurde.

Das Gleiche glaubt Engelbrecht von der Polargrenze der Obstbäume in Oesterreich sagen zu müssen, denn es sind in der Regel nicht die ausdauernden Pflanzen, sondern die feldmäßig angebauten einjährigen Kulturgewächse, welche den Charakter des Landbaues bestimmen.

Eine über Moskau verlaufende Linie begrenzt nach Norden die mittelrussische Zone ausgedehnten Buchweizen-

Digitized by Google

baues, ebenso das Gebiet umfangreichen Anbaues von Hirse und Hanf; sie bildet die Nordgrenze für Sonnenblume, Tabak und Zuckerrübe als Feldkultur, in dem Wolgagebiet die Grenze des Spelbaues. Zugleich zeigen Pferdehaltung und Schweinezucht nördlicher eine plötzliche Abnahme.

Namentlich unsre europäische Haferzone begreift noch eine Reihe scharf gesonderter kleinerer Landbaugebiete in sich, doch dürfte ein näheres Eingehen auf dieselben hier zu weit führen.

Nur auf den tiefen Einschnitt des südlichen Norwegens in die europäische Haferzone sei noch hingewiesen; er ist wegen seines räumlichen Zusammenhanges mit der arktischen Gerstenzone dem Landbaugebiet des hohen Nordens zuzurechnen, mit dem es in der Hauptsache gleichartig ist, obwohl im einzelnen wegen des Hineinragens geschützter Thäler die Anbauverhältnisse gewisse Abweichungen von dem der nördlichen Skandinaviens erkennen lassen.

Nördlich von dem Haferanbau findet sich wegen der kurzen Vegetationszeit noch die Gerste, während Weizen und Felderbse versagen. In der Viehhaltung wird das Schwein gewissermaßen durch das Ren ersetzt.

Aber im allgemeinen ist die Hafergrenze als die Schranke eines erfolgreichen Ackerbaues überhaupt zu betrachten; neben der Viehzucht behält nur die Forstwirthschaft größere Bedeutung, obwohl das äußerst langsame Wachsthum der Bäume kaum jemals einen rationellen Betrieb lohnt.

Im wesentlichen stimmen die Landbauzonen mit den von der Pflanzengeographie festgestellten Vegetationszonen überein, obwohl für die Abgrenzung der letzteren hauptsächlich die Bewaldung der Länder maßgebend war, nicht die Verbreitung der einjährigen Gewächse. Daher tritt der Gegensatz der Waldgebiete und der Grasebenen in den Vegetationszonen zum Theil sehr viel schärfer als in den Zonen der Bodenkultur hervor, wie wir es namentlich in Nordamerika sehen. Dem geschlossenen Urwald steht das waldarme Gebiet des Innern gegenüber, dem üppigen Laubwald des Maisgebietes der vorherrschende Nadelwald der nordischen Haferzone.

Weiterhin zeigt sich aus den Ausführungen Engelbrechts, daß die Landbauzonen dahin neigen, zugleich abgesonderte Kulturgebiete zu werden.

Eine weitere Vertiefung in den Gegenstand dürfte dahin führen, für die einzelnen Landbauzonen und deren natürliche Abschnitte, unter Berücksichtigung des Verhältnisses zwischen Produktenpreisen und Arbeitslöhnen gewisse Stufen der ländlichen Bevölkerungsdichtigkeit festzustellen. Für Europa ziemlich überflüssig, hätte sie für die überseeischen Kolonialgebiete einen eminent praktischen Werth, für sie, die gegenwärtig nur eine dünne Bevölkerung tragen, jedoch in absehbarer Zeit die Wohngebiete reicher und mächtiger Kulturvölker zu werden bestimmt sind.

Berücksichtigt man, daß diese Ausführungen auf 94 in der Anbaustatistik (Band II) in ausgedehnten Tabellen behandelten Kulturpflanzen beruhen, daß daneben die Verbreitung der landwirthschaftlichen Hausthiere in ausgiebigster Weise behandelt wurde, so begreift man, daß Jahre dazu gehörten, um das zerstreute Material zu sammeln und durchzuarbeiten, dessen Niederschlag auf den 79 Karten im Maßstab 1:20,000,000 im allgemeinen den Stand der Jahre 1882—1890 darstellt, wenn auch für die australischen Kolonien zum Beispiel bereits die Ergebnisse bis 1896 verwendet werden konnten.

Mit Recht hebt Engelbrecht hervor, daß es galt, einen massenhaften und spröden Stoff zu bewältigen, der sich weniger für die Beschreibung eignet als für die kartographische Darstellung, deren Einzelheiten in verschiedenen Farbentönen und Abstufungen rascher und eindrucksvoller wirken als langathmige Auseinandersetzungen und statistische Zahlenzusammensetzungen mannichfacher Art. Freilich werden auch durch kartographische Darstellungen Lücken leichter verschleiert und weniger bekannte Gebiete sind nicht von solchen zu unterscheiden, welche hinunter bis zu den kleinsten Bezirken in ihren Anbauverhältnissen untersucht sind, aber sämmtliche Einzelheiten ließen sich ja auf keine Art und Weise wiedergeben.

Einige Schlußworte noch über die räumlichen Verschiebungen der einzelnen Kulturen, wie sie hin und wieder deutlich zu verfolgen sind. So verbreitet sich der landwirthschaftliche Fortschritt in Frankreich nach Westen und Süden, in Belgien von Flandern hinüber nach dem Bergland der Ardennen, in Süddeutschland von der fruchtbaren Rheinebene nach der bayerischen Hochebene im Südosten, während in Norddeutschland die Betriebsänderungen von der Provinz Sachsen mehr in nordöstlicher Richtung Boden gewinnen.

Seit Jahrhunderten bildet das süddeutsche Rheingebiet einen Herd höchster Bodenkultur im deutschen Binnenlande, andrerseits hatte das reiche und dichtbevölkerte Flandern bereits im Mittelalter eine hohe Blüthe nicht allein des Gewerbefleißes, sondern auch der Landwirthschaft erreicht. Von Holstein ging ferner in den letzten Jahrhunderten ein neues Feldsystem über alle baltischen Länder aus, wo die altüberlieferte Dreifelderwirthschaft durch eine verbesserte Feldgraswirthschaft verdrängt wurde.

Ein deutsches Krankheitsnamen-Buch. [1])

Wenn ich hier als Philologe ein medizinisches Buch bespreche, so geschieht es in der Voraussetzung, daß auch ein medizinischer Fachmann sich dazu von seinem Standpunkt aus äußere. Es wäre zu fürchten, daß es seinen Zweck verfehle, wenn es nicht von beiden Seiten her beleuchtet — und empfohlen wird. Der Verfasser, Hofrath Höfler in Tölz, ist den Germanisten längst als kenntnißreicher Forscher auf dem Gebiet der Volkskunde (Volksmedizin, Baumkult, Bauernkalender u. s. f.) bekannt. Er hat auf engerem Gebiet sich einen festen Standpunkt geschaffen und war befähigt von hier aus Volksthümliches überhaupt richtig zu schätzen; dazu hat er aber in seinem Krankheitsnamen-Buch reichlich Gelegenheit. Dieses enthält mehr, als sein Titel sagt. Die Krankheitsnamen wären an sich kaum verständlich, ohne Kenntniß der anatomischen und physiologischen Voraussetzungen und werden oft auch erst durch die Therapeutik recht beleuchtet. So ist denn außer den eigentlichen Krankheitsnamen alles aufgenommen, was sich auf den menschlichen und thierischen Körper, ja viel, was sich auf das Geistesleben und den Volksglauben bezieht. Berücksichtigt ist die deutsche Aerztesprache, die der gebildeten Laien und die des Volkes.

Im Mittelalter hat sich der gemeine Mann viel mehr mit seinem Körper beschäftigt als heutzutage und besaß eine außerordentlich reiche Terminologie. Sie ist von Höfler aus einer ausgedehnten Literatur möglichst vollständig zusammengestellt worden. Da die medizinischen Anschauungen zum Theil international sind, zum Theil in urgermanische Zeit zurückreichen, so hat sich der Vergleich mit den Namen der umliegenden Kulturvölker und zumal der germanischen Verwandten aufgedrängt. Höflers Nachweise verdienen den Dank jedes Lesers. Der Philologe wird aber besonderen Vortheil aus den Zusammenstellungen ziehen, da sich schon aus ihnen Beziehungen ergeben, die ihm von seinen Studien aus verborgen bleiben müßten. In der Etymologie der medizinischen Wörter war natürlich von Germanisten vielfach vorgearbeitet und Höfler hat die nöthigen Hülfsmittel bis zu einzelnen Zeitschriftartikeln fleißig und sorgsam benutzt. Alles war ihm

[1]) Dr. M. Höfler: Deutsches Krankheitsnamen-Buch. München, Piloty und Löhle 1899. 35 M.

Digitized by Google

begreiflicherweise nicht erreichbar. So wird der Etymologe von Fach dies und jenes nachzutragen, zu ändern, zu beseitigen haben. So ist beispielsweise „Blutdärmen" nicht der Ort, wo sich das dicke Blut, die Bluthefe sammelt, nicht zu darm, Schaß zu stellen, sondern zu dürme, Hefe, es heißt selbst Bluthefe; das Reiheubein am Fuß hat mit Reihe (der Knächelchen) nichts zu thun, sondern gehört zu dem von Höfler selbst richtig angeführten Reihen. Es scheint Hyrtls Anatomie zu viel sprachliche Autorität bei unserm Verfasser genossen zu haben, während leider Schade's altdeutsches Wörterbuch nicht von ihm beachtet worden ist. Der Sprachforscher wird nun aber philalagische Belehrung bei Höfler gar nicht suchen, wohl aber für seine Zwecke bereitgelegtes Material. Dies ist aber in geradezu unübersehbarer Menge vorhanden und wird tiefstgehende Anregung für seine sprachlichen Untersuchungen geben. Allein zur Volksetymologie liefert Höfler die prächtigsten Belege (Bolzader = Pulsader, erdärmliche Ader = venae mesaraicae, Anknüpfung an miser, Bambonen a. a. m.). Die ganze frische Schöpferkraft des Volkes auf dem Gebiet der Sprache zeigen uns die bildlichen, zumal die verhüllenden Ausdrücke, die scherzhaften Bezeichnungen (z. B. Saufbrüderl, Nasenbirne). Daß ein gut Theil altheidnischer Welt- und Lebensanschauung in der Medizinsprache steckt, weiß man. Obwohl nun aber Höfler sich in der Aufnahme darauf bezüglicher Angaben beschränkt hat — das Wort Sympathie fehlt und Sympathiemittel sind höchst selten berührt —, ist der Umfang des aus dem vorchristlichen Volksglauben Gebotenen sehr beträchtlich. Der zweifelsüchtige Mythologe der neuesten Zeit wird freilich nicht alle Beziehungen zum Dämonenglauben, die Höfler in seinem Buch vertritt, anerkennen. Aber es bleibt immer ein nicht geringer Stock von unverdächtigen Zeugnissen für Volksglauben und -aberglauben. Ich verweise auf Artikel wie Ader, Aelterle, Alp, Auge, Wechselbalg, Nagelblüthe, brüderliches Geblüt, Nachtbrand, Bilwiz, Antonius-Feuer, Geist, Glückshaube, Hexe, Holde, Traum, Wicht, Sälde, Tanz, Tod, Teufel, Zopf, Nachzehrer und viele andere. Auch für Volkskunde im weiteren Sinn liegt viel Material in unserm Buche. Ich erinnere nur an die Berufskrankheiten und -leiden, wie Schusterbrust, Schneiderbein. Besondere Förderung findet die Mundartforschung in dem Krankheitsnamenbuch. Auch alltägliche Redensarten, die ihren Ursprung im leiblichen Leben und Befinden haben, erhalten bisweilen aus ihm ihre Erklärung; so: den Daumen halten, das Blatt schießt Einem, Einer hat Bohnen gegessen.

Höflers Werk, an das der Verfasser 10 Jahre unermüdlicher Arbeit gewendet, ist also eine Leistung von allgemeiner Bedeutung und wird Aerzten wie Laien ein bald unentbehrliches Nachschlage- und Lesebuch werden, ein Buch, das die Wissenschaft auf lange hinaus mit wichtigen Aufschlüssen und Aufgaben versorgt. Seine Ausstattung ist dem Inhalt angemessen vornehm und der Druck schön und deutlich. Es sei der Aufmerksamkeit der deutschen Leser dringend empfohlen.

O. Brenner.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Verband wissenschaftlicher Körperschaften. Die diesjährigen, in München als derzeitigem Vorort abgehaltenen Berathungen der Delegirten der im Verbande wissenschaftlicher Körperschaften vereinigten gelehrten Gesellschaften zu Göttingen, Leipzig, München und Wien und der kgl. preuß. Akademie der Wissenschaften gelangten Mittwoch, den 24. Mai, zum Abschluß. Den Hauptgegenstand bildete die Frage einer internationalen Assoziation der gelehrten Körperschaften der Erde, welche den Zweck haben soll, große wissenschaftliche Unternehmungen zu unterstützen und sich über Einrichtungen zur Erleichterung des wissenschaftlichen Verkehrs zu verständigen. Die Bildung einer solchen Assoziation wurde grundsätzlich als zweckmäßig und dem Fortschritt der Wissenschaft förderlich anerkannt. Im Herbst wird eine weitere Zusammenkunft von Delegirten deutscher und ausländischer Körperschaften stattfinden, um die Modalitäten dieser Assoziation festzustellen. Der Beitritt der größten Akademien ist gesichert. Ferner hatte die kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig eine Besprechung über die Herausgabe von Quellen zur Kulturgeschichte Deutschlands und Oesterreichs veranlaßt. Von den meisten Delegirten wurde eine solche Veröffentlichung für wünschenswerth erklärt, und der kgl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften anheimgegeben, durch ihr Mitglied Prof. Lamprecht einen genauen Plan zur Publikation derartiger Quellen ausarbeiten zu lassen. v. Zittel erstattete Bericht über eine kürzlich im Reichsamt des Innern zu Berlin stattgehabte Sitzung bezüglich der Südpolar-Expedition, welche die kartellirten Akademien der Regierung des Deutschen Reichs dringend empfohlen haben. Die Expedition soll von Reichs wegen ausgerüstet werden, im Jahre 1901 aufbrechen und zwei Jahre unterwegs bleiben. Professor Dyck berichtete über den Stand des Katalogunternehmens, das eine Bibliographie sämmtlicher naturwissenschaftlicher Abhandlungen aller Länder bezweckt. Eine jüngst von der deutschen Reichsregierung einberufene Versammlung deutscher Fachmänner, bei der Bayern durch Professor Dyck und den Oberbibliothekar der Münchener Universität Schnorr v. Carolsfeld vertreten war, hat beschlossen, die Beglossung der Inhaltsangaben der einzelnen Schriften und der Schlagworte für die Unterabtheilungen zur Bedingung für den Beitritt des Deutschen Reichs zu machen, weil sonst die Kasten zu groß würden. Die Zahl der naturwissenschaftlichen Arbeiten, welche jährlich in Deutschland erscheinen, beträgt etwa 16,000, die der deutschen Zeitschriften, welche für das Katalogunternehmen jährlich excerptirt werden müssen, 1190. Zum Schluß berichtete Dyck noch über die Herausgabe der „Encyklopädie der mathematischen Wissenschaften", einer Unternehmung der kartellirten Akademien zu München, Göttingen und Wien, welche bereits mehr als 900 Abonnenten errungen hat.

* **Berlin**, 26. Mai. Kongreß zur Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit. (Vorläufiger Bericht.) Die Verhandlungen am Donnerstag, dem 25. Mai, hatten zunächst die Aetiologie der Tuberkulose zum Gegenstand und gipfelten in den drei Vorträgen des Prof. Flügge über den Tuberkulelbazillus in seinen Beziehungen zur Tuberkulose, des Prof. Fränkel (Halle) über Art und Weise der Uebertragung des Tuberkelbazillus und des Prof. Loeffler (Greifswald) über Erblichkeit, Immunität und Disposition. Die Ausführungen des letztgenannten Herrn sind dahin zusammenzufassen: Angeborene Tuberkulose ist äußerst selten, man hat in allen diesen Fällen eine generalisirte Tuberkulose der Mutter und tuberkulöse Erkrankung ihrer Geschlechtsorgane gefunden. Die Tuberkulose des Vaters spielt bei der Vererbung keine Rolle. Ob einzelne Personen eine natürliche Immunität gegen Schwindsucht — sei es angeboren oder erworben — besitzen, ist bisher nicht sicher nachgewiesen. Ebensowenig, ob es eine angeborene oder ererbte Disposition für die Krankheit gibt. Dagegen ist anzunehmen, daß andere Krankheiten, besonders solche der Athmungs- und Verdauungswerkzeuge, wie auch Ernährungsstörungen von Einfluß auf die Entstehung des Leidens sind. Schwächliche Personen, die unter besonders ungünstigen Verhältnissen leben, sind besonders gefährdet. Auch aus diesen Erörterungen geht hervor, daß in erster Linie der Tuberkelbazillus bekämpft werden muß, wo er zu finden ist. Dann werden sich die durch diese Krankheit angerichteten Verheerungen vermindern lassen. — Unter den sich anschließenden Einzelvorträgen brachte der erste, derjenige des Prof. Virch-Hirschfeld (Leipzig), die Nachricht von einem wichtigen Leichenbefunde zur Beurtheilung des ersten Stadiums der Lungentuberkulose. Dr. Virch-Hirschfeld hat in 28 Fällen festgestellt, daß die Tuberkulose in der Schleimhaut eines mittelgroßen Luftröhrenastes ihren ersten Sitz hatte. Prof. Lannlogue und Dr. Achard (Paris) berichten über Versuche über die Beeinflussung der Tuberkulose-Entstehung nach Verletzungen. Dozent Dr. Brieger (Breslau) betont die Nothwendigkeit, auf die vergrößerte Rachenmandel als Sitz der Tuberkulose mehr zu achten. Medizinalrath Dr. Heffe (Dresden) zeigt ein neues Verfahren zur Züchtung der Tuberkelbazillen. — In der Nachmittagssitzung vom Donnerstag

kam dann die Verhütung der Tuberkulose zur Sprache. Med.-Rath Dr. Roth (Potsdam) gab zunächst eine sehr fleißig ausgearbeitete Uebersicht über die allgemeinen Maßnahmen zur Verhütung der Tuberkulose, dann sprach Prof. Hübner (Berlin) über die Verhütung der Tuberkulose im Kindesalter. Er führte aus: Die Tuberkulose ist fast stets erworben, nicht ererbt. In den meisten Fällen von Tuberkulose im späteren Alter ist die Krankheit im Kindesalter erworben und zwar fast ausschließlich durch Ansteckung — häufiger auf dem Wege der Einathmung, viel seltener durch die Nahrung. Deßhalb ist das Kind auf das peinlichste vor Berührung mit tuberkulös Erkrankten oder deren Aufenthaltsort zu bewahren. Trennung von tuberkulösen Eltern, wenn sie ansteckende, offene Tuberkulose haben, ist unbedingt geboten. Pflege- und Dienstpersonal der Kinder ist sorgsam zu überwachen. Wo zahlreiche Kinder verschiedener Herkunft in engere gegenseitige Berührung kommen — Kindergärten, Waisenhäuser, Schulen, Rekonvaleszentenheime u. s. w. — sind stets Kinder mit offener Tuberkulose auszuschließen. Die Empfänglichkeit wird durch diätetische Maßregeln im weitesten Sinne des Wortes herabgesetzt. Ernährung, Hautpflege und Lungenpflege, letztere — Aufenthalt im Freien, Ferienkolonien u. s. w. — sind im Verein mit dem Ausbau der Volksheilstätten für Kinder die wichtigsten Mittel zur Bekämpfung der Krankheit. Sodann erörterte Prof. Kirchner (Berlin) die Gefahren der Eheschließungen von Tuberkulösen. Durch Belehrung weiter Volkskreise ist dahin zu wirken, daß Tuberkulöse nur dann heirathen, wenn nach völligem Stillstande der Schwindsuchtserscheinungen mindestens zwei Jahre verflossen sind. Besonders sind auch die Ehen jugendlicher, der tuberkulösen Erkrankung bereits verdächtigen Personen zu widerrathen. In Erkrankungsfällen Verheiratheter ist auf die Gefahren, die den gesunden Mitgliedern des Hausstandes drohen, und die Vorbeugungsmaßregeln, die übrigens auch gleichzeitig zur Verlängerung des Lebens der Erkrankten dienen, von sachverständiger Seite aufmerksam zu machen. In Familien, deren beschränkte Mittel diese Vorsichtsmaßregeln nicht zulassen, ist es erforderlich, daß der erkrankte Ehegatte, wenn und solange er reichliche Mengen von Auswurf absondert, einer Lungenheilstätte zugeführt wird. — Prof. Rüdner (Berlin) spricht über die in den Wohnungen, Arbeitsräumen und im öffentlichen Verkehr zu treffenden Maßnahmen gegen die Verbreitung der Tuberkulose, und Prof. v. Leube (Würzburg) erörtert die Verhütung der Tuberkulose in Spitälern. Den letzten mit großer Spannung angehörten Vortrag hielt dann Prof. Virchow über die Verhütung der Tuberkulose in Bezug auf Nahrungsmittel. Er führte, nach einem sehr interessanten Ueberblick über die geschichtlichen Wandlungen der Ansichten hinsichtlich der Gefährlichkeit der Hauptnahrungsmittel, aus, daß das Fleisch des Rindviehs in der Regel die Uebertragung der Tuberkulose nicht herbeiführt, dagegen die Milch in hohem Grad. Milchkühe (Ziegen u. s. w.) sind daher der Tuberkulinprobe zu unterziehen; der Verkauf von roher Milch ist zu verbieten, falls diese Probe positiv ausgefallen oder nicht ausgeführt ist; andernfalls ist die Milch nur nach vorausgegangener Sterilisirung zum Verkauf zuzulassen. Mehr Beachtung, als ihnen jetzt zutheil wird, verdienen die Schweine. Die ungewöhnliche Häufigkeit, in der Tuberkulose in den Lymphdrüsen der Schweine auftreten, erfordert eine Verschärfung der Kontrolvorschriften bei der Schlachtung und bei der Verwerthung des Fleisches. Die Tuberkulose der Hühner und des sonstigen Zuchtgeflügels ist nach den bisherigen Erfahrungen nicht identisch mit der Tuberkulose der Menschen und der höheren Säugethiere. — In der Vormittagssitzung vom Freitag, den 26. Mai, kam die Behandlung der Tuberkulose zur Verhandlung. Prof. Curschmann (Leipzig) sprach über die Heilbarkeit der Tuberkulose und führt aus, daß es sich in den meisten Fällen nur um eine relative Heilung, um einen Stillstand des Krankheitsprozesses, handelt. Die erzielten Erfolge sind der diätetisch-physikalischen Behandlungsweise zuzuschreiben. Die Möglichkeit, auf den Erreger der Lungenschwindsucht, den Tuberkelbazillus und die mit ihm zusammenwirkenden anderen schädigenden Kleinlebewesen im Sinne der Heilung einzuwirken, ist heute noch auf ein äußerst geringes Maß beschränkt. Als Grundlage einer zukünftigen spezifischen Behandlungsweise der Lungentuberkulose ist sie eines der bedeutendsten Ziele zukünftiger Forschung. — Sodann erörterten Prof. Kabert (Rostock) die arzneiliche Behandlung der Tuberkulose und Prof. Brieger (Berlin) die Behandlung mit Tuberkulin. Zum Schluß kamen dann nach zwei Hauptvertreter der physikallisch-diätetischen Behandlungsweise zum Wort, nämlich Sir Hermann Weber (London), der über die klimatische Behandlung der Tuberkulose sprach, und Geheimrath Dettweiler (Falkenstein), der eine sehr ausführliche Darstellung der hygienisch-diätetischen Behandlung der Tuberkulose und der Anstaltsbehandlung gab und dabei die eigentlichen Bedingungen der Erfolge der Volksheilstätten feststellte.

* **Innsbruck.** Der Professor für italienische Sprache und Literatur und romanische Philologie an der hiesigen Universität, Hofrath Dr. Fortunat Demattio, ist in den Ruhestand getreten.

* **Graz.** Der ordentliche Professor für römisches Recht an der hiesigen Universität, Dr. August Tewes, beging am 2. Mai unter großer Theilnahme seiner Amtsgenossen und Schüler sein 40jähriges Jubiläum als akademischer Lehrer.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg sind folgende Schriften eingegangen:

Paul Schraeder: Geschichte des Lebensmagnetismus und des Hypnotismus. Lieferung 5—6. Leipzig, Arwed Strauch 1899. — Ludw. Riemann: Ueber eigenthümliche, bei Natur- und orientalischen Kulturvölkern vorkommende Tonreihen und ihre Beziehungen zu den Gesetzen der Harmonie. Essen, G. D. Baedeker 1899.

Tauchnitz Edition.

May 24, 1899.

Nr. 6. John Street.

A new Novel.

By (8777)

Richard Whiteing.

In 1 vol.

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen

Menschenkinder.

Novellencyklus

von (8665)

Lou Andreas-Salomé.

Preis geheftet 3 M. 50 Pf. Elegant gebunden 4 M. 50 Pf.

Die Sammlung einiger der besten Stücke von der Hand der beliebten Verfasserin ermöglicht eine eingehende Würdigung ihrer Kunst. Dem Reiz dieser intimen Schilderungen aus dem Seelenleben feinfühliger, insbesondere weiblicher Naturen, worin mehr zart angedeutet als breit ausgeführt wird, dürfte sich niemand entziehen können.

In beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1899. München, Montag, 29. Mai. Nummer 121.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Der Schatz der Armen. — Das Weihrauchland und Sokotra. II. Von Dr. Eduard Glaser. — Die Herkunft des „Fremdling“. Eine Abwehr von Felix Dahn. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der Schatz der Armen.[1])

Als ich in diesen Tagen das seltsame, den subjektivsten Mystizismus verkörpernde Buch van Maurice Maeterlinck las, trat ganz ungewollt und unvermittelt ein Wort vor mein Gedächtniß, das seinem neuesten Werk „La sagesse et la destinée“ entnommen ist. Es lautet: „Meinem Traume fehlt etwas, denn er hat die Billigung der Realität nicht gefunden.“

Ich weiß nicht, ob Maeterlinck dabei an seinen „Trésor“ gedacht hat. Wenn man aber Zeuge war, wie er sich in „Weisheit und Schicksal“ aus den Gärten der Mystik, von den „exaltations des mystiques“, entfernt hat und sich den strahlenden Sternen zu nähern versucht, die Zarathustra besitzt, so ist diese Annahme wenigstens nicht unberechtigt.

Sein neues Buch zeigt eine so völlige Wandlung in der Auffassung Maeterlincks, daß uns jenes Wort unwillkürlich als Bekenntniß erscheint.

„Meinem Traume fehlt etwas, denn er hat die Billigung der Realität nicht gefunden.“ Dieses Wort hat mir aber auch zugleich die Leitung gegeben, wie der „Schatz der Armen“ aufgefaßt und am besten genossen werden kann: als ein Traum.

Es ist das Vorrecht der Träume, daß sie sich frei von den Gesetzen der Realität bewegen — das Vorrecht des Mystikers, Gefühle als Beweise gelten zu lassen. Jede Besprechung und jede Kritik vermag aber nur dann Anspruch auf Existenzberechtigung zu erheben, wenn der Interpret imstande ist, sich in die Stimmung oder die Gefühlslogik des Schaffenden zu versetzen. Eine Traumdichtung und das Buch eines Mystikers können nicht vom kühlen Standpunkt der „reinen Vernunft“ aus beurtheilt werden.

Als ich das Buch zur Hand nahm, dessen Textdrucke und Verzierungen van Melchior Lechter herrühren und das in seiner ganzen Ausstattung einen so prächtig alten Eindruck macht, war es mir so zumuthe, wie wenn ich als Kind an einsamen Nachmittagen in eine Stube mit alten Büchern ging und dort in den Folianten las. Das Bild ist nicht nur äußerlich genommen, denn die Aehnlichkeit wurde noch verstärkt, weil die Gedanken Maeterlincks im „Schatz der Armen“ für den ersten Augenblick ebenso dunken, wie ein dem Verständniß entferntes Buch auf Kinder: man ist verwirrt, staunend — bis man plötzlich merkt, daß diese Kundgebungen eines Mystikers nicht mit dem Verstand erfaßt werden wollen, sondern mit dem Gefühl.

Maeterlincks „Schatz“ ist eine Reihe von Essays. Er führt uns nicht kühne, große Gedanken vor, sondern im Grund nur ein einziges Gefühl: die Seele. Wie die alten vlämischen Mystiker, deren er in Liebe gedenkt, oder die deutschen (Novalis, Tauler), die unserm Empfinden allerdings nicht weniger fernstehen, glaubt er daran, „daß höhere Wesen uns unsichtbar umgeben“, daß alles, was wir thun und lassen, vom ewigen Schicksal vorherbestimmt sei. Kraft dieser Vorstellung bildet sich zwischen allen Persönlichkeiten, die einmal in gegenseitige Berührung kommen, eine seltsam mystische Verbindung, und ab auch die Menschen selbst aneinander als fremd vorübergehen — ihre Seelen haben einander geschaut und sich in ihrer Wesenseigenthümlichkeit unvergeßlich erkannt.

„Ehedem waren wir vereint durch den Gedanken. Heute liefert uns ein tausend- und abertausendmal geheimnißvolleres Etwas als der Gedanke einander aus“... „Im Augenblick, wo die Phrase Halt macht und die Worte sich verstecken, trifft unser ungeduldiger Blick plötzlich durch Jahre und Zeiten hindurch auf einen anderen Blick, der ihn geduldig auf dem Weg zu Gott erwartete.... Die Lider zucken zur selben Zeit, die Augen werden feucht vom süßen und fruchtbaren Thau eines gleichen Mysteriums, und wir wissen, daß wir nicht mehr allein sind auf der grenzenlosen Straße.“

Dieses „wir wissen“ heißt wohl wir ahnen, wir glauben — denn ganz kurz vor dieser Stelle sagt Maeterlinck: „wir sind nur ein Mysterium, und was wir wissen, geht uns nichts an“.

Die Leser haben in diesem Buch weniger Ideen und Gedanken zu suchen. Wir finden hier eine Feinheit und Intensität eines mystischen Ahnungsgefühls, das mit hellseherischen Augen über alle Realität und alles Wissen hinaussieht in das noch so unbekannte Land der Seele.

Wenn wir uns mit aller Hingabe, mit aller Fähigkeit, die wir noch zum Glauben haben, in Maeterlincks „Schatz“ versenken, dann fällt uns wohl das halbvergessene Hamlet-Wort von den „Dingen zwischen Himmel und Erde“ wieder ein, und wir fragen mit Maeterlinck: „Auf dem Grund welchen Meeres von Mysterien leben wir?“

Ich möchte an dieser Stelle eine kleine Bemerkung über Maeterlincks Dramen einschalten: „L'Intruse“ und „Les aveugles“. Maeterlinck hat hier versucht, aus seinem Fatalismus, seinem Ahnungsglauben eine plastische Kunstschöpfung zu bilden. So fein diese beiden kleinen Bücher auch sind, sie zeigen doch, daß Maeterlincks dichterische, d. h. lebengebende Kraft weit zurücksteht hinter seiner Gefühlskraft. Ich möchte das hier erwähnen, da bisher von seinen Werken die Dramen allein in deutscher Ausgabe zugänglich waren und er bei uns hauptsächlich durch sie gekannt ist. „Die Blinden“ und „Der Eindringling“ sind durch ihre Fremdartigkeit wohl auch bedeutend überschätzt worden.

Wollen wir den Reiz, welchen Maeterlinck ausüben kann, spüren, so müssen wir zum „Trésor“ gehen. Unser Herz hört alte Worte — „von der inneren Schönheit“, „von der unsichtbaren Güte“ — und ob wir auch mit Nietzsche gerade auf die Hebung der äußeren, der Formen-

[1]) Maurice Maeterlinck: Der Schatz der Armen. Deutsch von Friedr. v. Oppeln-Bronikowski, verlegt bei Eugen Diederichs Florenz und Leipzig 1898.

schönheit den erhöhten Werth legen, ob uns die „Diamantenhärte“ vielleicht in manchem Sinn günstiger für Heranbildung eines höheren Menschenthums erscheint, als die unsichtbare Güte — sie erweckt uns ein, ich möchte sagen, heimathliches Erinnern. Wir hören „der holden Worte süßen Klang“.

Und wenn es nur Worte wären und Träume, wie viel Glück ist für den Menschen immer darin verborgen! — und wenn die „unsichtbare Güte“, „das Erwachen der Seele“, „das Schweigen“ der Ewigkeit und die geheimnißvoll unendlichen Wechselbeziehungen zwischen Seele und Seele nur eine — Dichtung Maeterlincks wären, warum sollen wir nicht denken, daß hier einmal die Dichtung zur Wahrheit werden könnte, nachdem man so lange gewohnt war, das Gegentheil zu sehen? Warum soll sich nicht in diesem feinen, erhabensten Sinn der Gedanke einmal zur That umwandeln? Wir wollen Vernunft- und Verstandeseinwände nicht dagegen zu Worte kommen lassen, denn „es gibt im Menschen viel fruchtbarere, tiefere und anziehendere Gegenden, als die der Vernunft und des Verstandes“.

Maeterlinck, dessen feine und starke Intelligenz oft gewaltsam zurückgedrängt scheint, gibt dem Geist, dem Intellekt den zweiten Platz, er stellt die seelische Persönlichkeit, die noch im innigsten Zusammenhange mit Gott — dem Guten und Reinen — ist, höher als alle Weisheit. Hier wird uns nun der Titel des Buchs verständlich, der deutsch etwas irreleitend wiedergegeben ist. „Les humbles“ sind die Armen an Geist, nicht die Armen im sozialen Sinn. Weil sie, die wenig gedacht und erkannt haben, dem Unbewußten und Ursprünglichen noch näher stehen, haben sie den „Schatz“, von dem das Buch Kunde gibt. Denn selbstredend ist es nicht gerade eine recht genußreiche Lektüre für die Geistig-Armen — die ihre Schätze unbewußt besitzen.

„Mein höchster Gedanke wird nicht schwerer in der Waage des Lebens oder der Liebe wiegen, als die paar armen Worte eines geliebten Kindes.“ Aus diesem Gedanken heraus verehrt er das Weib als die Hüterin des großen „Schatzes“, der mehr werth ist als Geist und Wissen — denn die Frauen sind es, welche uns bis zum heutigen Tage den mystischen Sinn auf Erden bewahrt haben.

„Glaubt man wohl, daß es in der Liebe nur Gedanken, Thaten und Worte gibt und daß die Seelen aus diesen Kerkern nicht herauskommen? Glaubt man, ich lechzte nach einem erhabenen Worte, wenn ich fühle, wie eine Seele meine Seele anschaut, und ich wüßte nicht, daß auch die wundervollsten Gedanken nicht das Recht haben, im Angesicht von Mysterien das Haupt zu erheben?“

Es fehlt in Maeterlincks „Schatz“ nicht an Widersprüchen. Der augenfälligste ist vielleicht der: er gibt an einer Stelle die Behauptung, daß die Seele unberührbar wäre von den Verirrungen des Menschen und auch unbeeinflußt durch die geistige Entwicklung des Individuums. Wenn nach langen Jahren der Einsamkeit Goethe, Carlyle und Marc Aurel zu ihm auf seine Insel kommen sollten, so würde ihre Seele ihm nicht mehr sagen können, als die des knabenhaften Fährmanns. Hingegen wird aber an anderer Stelle gesagt, „die Seele kann wenig ausrichten, wenn sie nicht unterstützt wird“ (und das doch wohl durch den Menschen!) — im „Erwachen der Seele“ werden aber auch ihre Fehler bemerkt von den Augen des Kindes, das jede Pose durchschaut. Die Maeterlinck'sche Seele scheint also doch ein etwas wandelbarer Begriff. Oder versteht man ihn nicht genau? Nun — „braucht die Schönheit verstanden zu werden?“

Wenn wir irgendwie zusammenfassen und darstellen wollen, was Maeterlinck im „Schatz der Armen“ gibt, so könnte es vielleicht mit den Schlußworten seines Buchs sein, aus dem Kapitel „von der unsichtbaren Güte“. Die Schönheit der Seele ist ihm alles. Geboren aus dem heiligen „Schweigen“, das den ersten Menschen mit dem letzten Erdenbewohner vereint und sie das verstehen läßt, „was zu sagen ihre Lippen nicht vor Weltuntergang lernen werden“, führt sie ihr reines Leben neben dem fehlervollen ihrer Inkarnation (?), bis sie erwacht und in der erstandenen Schönheit der Erde zu einzigem Leben kommt. Der Mensch soll sich in Schönheit bereiten, daß er seine Seele würdig empfange.

„Es ist nöthig, daß die Schönheit nicht ein vereinzeltes Fest im Leben bleibt, sondern zum täglichen Feste wird. Hat man nicht in der Liebe die reinsten Elemente der Schönheit, die wir der Seele bieten können? Es gibt Wesen, die sich derart in Schönheit lieben. So lieben, heißt allmählich den Sinn zur Häßlichkeit verlieren, so lieben, heißt selbst der Verzeihung nicht mehr bedürfen, heißt nichts mehr verbergen können, was die allzeit gegenwärtige Seele nicht in Schönheit umformte, heißt das Böse nur noch sehen, um die Nachsicht zu stählen. So lieben, heißt alles Schöne, was es auf Erden, im Himmel und in der Seele gibt, zum Feste der Liebe zu sich zu rufen.“

Mit diesen Worten schließt Maeterlinck. Wer an dieses Buch mit einem empfänglichen Herzen herangekommen ist, für den wird es mehr bedeuten als eine Anregung für flüchtige Stunden — wenn ihn auch manches stört, wie beispielsweise den auf protestantischem Boden Erwachsenen seine neukatholisirenden Anklänge. Wenn andrerseits vielleicht auch, sobald man aus dem Banne seiner Sprache ist und aus dem warmen Dunkel seiner Gefühle wieder hinauskommt in das Reich kühler Gedanken, der Eindruck ein verminderter sein mag und das Wort aus „Weisheit und Schicksal“ von dem Traume, welchem „die Billigung der Realität fehlt“ vor unser Gedächtniß tritt — wir werden nicht ohne Rührung dieses Buchs gedenken können. Maeterlinck führt uns auf ein Gebiet, das für eine jüngere Generation noch den Reiz des Unberührten, des zu Erschließenden hat. Die Möglichkeit, daß wir selbst Maeterlincks Traum als Ereigniß sähen, liegt um so näher, als er in seiner Seelenkenntniß und seinen Seelenbeziehungen nicht occulte Kräfte mitspielen läßt.

Er öffnet der menschlichen Gefühlsfeinheit ein Neuland, ein Traumland, das in dem Schimmer von werdender Schönheit, von ewiger Bejahung des Lebens und des Daseins zu unsern Augen herübergrüßt.

„Wir sehen jetzt in einem dunklen Spiegel das Räthselwort“ — wird sich aus dem Nebel ein greifbarer Lichtkern lösen? Vielleicht könnte das Buch eine Brücke werden, die manchen modernen Menschen wieder zum Glauben an „Wunder“ zurückführt. Aber gleichviel — ob wie nun eine Vertiefung dessen, was als das Unaussprechbare in der Seele liegt durch den „Schatz der Armen“ erfahren, oder nur die Freude hatten, in ihm die ästhetische Güte einer tiefen Seele geoffenbart zu sehen, der Eindruck des Buchs muß bei allen Bedenken des Verstands ein bedeutender bleiben — wenn er nicht sogar ein bestimmender und leitender werden wird. S. H.

Das Weihrauchland und Sokotra.

Historisch beleuchtet von Dr. Eduard Glaser.

II.

Das habaschitische Element in der arabischen Weihrauchregion und auf Sokotra hat sich nun bis auf den heutigen Tag erhalten, freilich auf weit engerem Gebiet als in alter Zeit. Es ist dadurch

eines der interessantesten Völker des Erdballs geworden, so sehr es auch der wissenschaftlichen Vergessenheit anheimfiel. Fast bis zur Mitte unsres Jahrhunderts haben wir nämlich nicht einmal von der Existenz dieses rätselhaften Völkchens eine Ahnung gehabt, obzwar seit der Eröffnung des Seewegs nach Indien durch die Portugiesen zahlreiche Europäer jene Gestade betreten haben, ja dort sogar erobernd aufgetreten sind und obzwar seit dem Durchstechen des Isthmus von Suez alljährlich ungezählte Dampfer ihre Rauchsäulen zwischen Mahraland und Sokotra hindurchführen. Erst den englischen Seeoffizieren Haines, Cruttenden, Wellsted, Hullon, Smith ꝛc., die dort in den 30er Jahren dieses Jahrhunderts mit Küstenaufnahmen beschäftigt waren und dem Franzosen Fresnel verdanken wir nähere, d. h. wissenschaftlich brauchbare Kunde von jenen merkwürdigen Gegenden, und seither haben die Engländer (Carter, Bent, Balfour) wiederholt versucht, das Dunkel, das über Mahra, Dzafâr und Sokotra gebreitet ist, zu lichten. Aber nur die leicht zugängliche Insel Sokotra hat sich bisher eine systematische Entschleierung gefallen lassen, hauptsächlich in naturhistorischer Richtung. Nicht weniger als vier uralte habaschitische oder punische Dialekte, die aber ursprünglich völlig einheitlich gewesen sein dürften, haben sich im Mahra-Dzafârgebiet, bezw. auf Sokotra in unsre Tage hineingerettet und harren noch immer ihrer genauen Aufnahme durch feinhörige Sprachforscher. Der Anfang dazu wurde von Wellsted gemacht. Ausgezeichnetes leisteten dann der Franzose Fresnel und unser Freiherr v. Maltzan, denen der Engländer Carter vorgearbeitet hatte. Dabei beachtete man aber leider vorzugsweise immer nur einen Mahradialekt. Erst Schreiber dieser Zeilen faßte neben dem Mahradialekt auch noch die Sprache von Sokotra und die von Dzafâr ins Auge, ohne aber das Ergebniß bisher publizirt zu haben. Im heurigen Jahre widmeten sich zwei Mitglieder der Wiener südarabischen Expedition, A. Jahn und D. H. Müller, dem Studium eines Mahradialekts und des Dialekts von Sokotra, so daß noch immer *einer* der vier Dialekte völlig unbekannt bleibt. Historisch und geographisch aber ist außer auf Sokotra, wo nach Wellsted ja auch der treffliche Schweinfurth (mit Riebeck) und schon so mancher Engländer (im vergangenen Winter wieder eine englische Expedition) gearbeitet hat, seit Wellsted fast gar nichts gemacht worden; denn das Anlaufen des Hafens Nischtun, unmittelbar beim Râs Fartak (dem Syagros der Alten), durch die Wiener Expedition könnte höchstens Aufklärung bringen über das antike Weihrauchdepot und Kastell, welches sich am oder beim Syagros befand, vorausgesetzt natürlich, daß die betreffenden Reisenden in der alten Geographie genügend orientirt waren; im anderen Fall dürfte es ihnen geradeso ergangen sein wie in Cane Emporium, das seit Wellsted alle Reisenden, zuletzt auch die Wiener, auf dem Felsen von Hisn Ghurâb suchen, obzwar schon Wellsted betont, daß dieser Berg in früheren Zeiten ersichtlich eine Insel gewesen sein müsse, was für Cane nicht zutrifft, und obzwar in beiden dort gefundenen und längst bekannten Inschriften klar und deutlich zu lesen ist, daß der Felsen nicht Cane, sondern Mâwia hieß.[1]) Reisende, die Bescheid wissen, werden in diesem jetzt zum Festland gehörigen Felsen einfach eine der zwei Inseln (Troulla und Orueon) erblicken, welche zur Zeit des Verfassers des Periplus und wohl noch zu Ptolemäus' Zeit dem Hafen von Cane vorgelagert waren und werden demgemäß den ehemaligen Küstenort Cane einige englische Meilen landeinwärts suchen und — finden. Es gehört dazu nur die Kenntniß der Thatsache, daß die heutige Küste sich keineswegs mit der vor zwei Jahrtausenden deckt, sondern daß das alte Meeresufer und demgemäß auch die alten Küstenorte, insofern sie nicht an Steilufern, sondern an einer Flachküste lagen, heutzutage stellenweise sehr weit im Innern zu suchen sind. Das Meer weicht eben alljährlich um ein Stückchen zurück und legt Land frei. Bei flachen Küsten beträgt das in 2000 Jahren unter Umständen 10—30 km. Nach den heutigen Seekarten kann man also nicht ohne weiteres Lage und Form von antiken Seehäfen erkennen.

Nun wäre es ja verlockend, auch eine kurze geographische Beschreibung der Mahraküste und Sokotra's, sowie die spätere geschichtliche Entwicklung jener Gegenden bis auf den heutigen Tag zu skizziren. An Material dazu fehlt es Schreiber dieser Zeilen nicht; er versagt sich es aber u. z. mit Rücksicht auf den karg bemessenen Rahmen eines Zeitungsartikels und im Hinblick darauf, daß es ihm hauptsächlich um die Klarstellung des *Ursprungs des interessanten Mahravolks* zu thun ist, da in dieser Beziehung bis jetzt von keiner Seite auch nur ein ernstlicher Versuch gemacht worden ist, ja man im Gegentheil auf dem besten Wege ist, eine ganz falsche und historisch völlig unzulässige Ansicht „in die Wissenschaft einzuführen". Der schon genannte D. H. Müller nämlich hat nach seiner Rückkehr aus Arabien in einem Wiener Blatt die Behauptung aufgestellt, daß die Idiome von Mahra und Sokotra Töchtersprachen des alten Sabäischen und Minäischen seien und sich zu der Sprache der alten Inschriften wie das Koptische zur Sprache der Hieroglyphen verhalten. Besehen wir uns die Sache also etwas näher!

Nach allem, was wir bisher beigebracht haben, steht fest, daß die Bevölkerung des Mahralandes (wozu ich der Kürze halber immer auch Dzafarien rechne) eine rein habaschitische ist, daß also ihre *nächsten* Verwandten nicht in den Sabäern und nicht in den Minäern, sondern nur in den Abessyniern Afrika's zu erblicken sind. In der That stimmen *alle* Beobachter darin überein, daß eine gewisse Aehnlichkeit zwischen der Mahrasprache und dem in Abessynien am weitesten verbreiteten Amharadialekte bestehe. Die Frage vereinfacht sich also dahin: Ist das heutige Amharische eine Tochtersprache des Sabäischen oder Minäischen? Kein Mensch wird diese Frage mit „Ja" beantworten; denn das heutige Amharisch hat sich aus dem Azumitischen oder Ge'ez, d. h. aus der Sprache der alten Habaschiten entwickelt. Genau so verhält es sich mit dem Mahritischen. Auch dieser Dialekt ist aus der alten habaschitischen Sprache hervorgegangen. Daß zwei Dialekte gleichee Wurzel, die aber unter ganz verschiedenen ethnischen Verhältnissen und Einflüssen und räumlich voneinandee völlig getrennt, wie dies besonders in der mohammedanischen Zeit, also immerhin weit über ein Jahrtausend, bezüglich Mahra's und Abessyniens der Fall war, sich weiter entwickelten, nach so langer Trennung sich gegenseitig nicht mehr völlig decken können, sondern ganz gewaltige Unterschiede aufweisen werden, bedarf gar keiner besonderen Begründung. Geben wir aber zu, daß das Mahritische so gut wie das Amharische nur eine Tochtersprache des Habaschitischen (Geez) ist, dann ist nur noch die Frage zu erledigen, ob am Ende das Habaschitische nicht gar eine Tochtersprache des Sabäischen oder des Minäischen ist. Wenn der Wiener Akademiker imstande ist, *dieses* Verwandtschaftsverhältniß nachzuweisen, dann wäre seine oben citirte These immerhin wenigstens indirekt zutreffend. Aber auch für eine solche Annahme gibt es keinen Schatten eines Beweises. Ja man kann ganz direkt behaupten, daß nichts derartiges der Fall ist. Denn heute wissen wir inschriftlich, daß die

[1]) Die eine Inschrift lautet in Uebersetzung: „Said Abrad, Sohn des Malschan Masdâ, aus Badasch, der Festungskommandant von Cane, hat sich auf diesem Berge (oder Felsen) Mâwisat eingeschrieben" (oder S. A., Sohn des M. M., welcher die Festungsbauten (Wachthürme) von Cane baute, hat sich u. s. w.).

Digitized by Google

Habaschiten Zeitgenossen der Sabäer waren und daß sie, weit weg vom eigentlichen Sabäergebiet, im eigenen Lande lebten. Sie können also, falls ihre uns in ihrer ältesten Form noch durchaus unbekannte Sprache — die ältesten Geezdenkmale datiren aus dem 4. Jahrh. n. Chr. und aus Mahra direkt haben wir bisher gar keine Inschrift — mit der sabäischen oder mit einer anderen der alten südarabischen Sprachen (minäisch, katabanisch, himjarisch) mehr oder weniger Aehnlichkeit hatte, höchstens eine Schwesternation der Südaraber gewesen sein. Da wäre die gemeinsame Stammmutter erst noch zu suchen und das wäre ein ebenso interessantes wie schwieriges Problem.

Aber gerade die Habaschiten geben uns die Handhabe, diesem Problem, freilich einstweilen nur historisch, an den Leib zu rücken; denn bezüglich der Habaschiten kennen wir nunmehr (im Gegensatz zu den Minäern, Sabäern, Katabanern ꝛc., von deren Ursprung wir so gut wie gar nichts wissen) den Zusammenhang mit einem Volke und Lande des grauesten Alterthums, nämlich mit den Bewohnern von Pûn. Die Habaschiten waren nichts anderes als die Deseendenten, wahrscheinlich überhaupt der herrschende Stamm, des Pûnvolkes. Dieses semitische Volk muß ein ausgesprochenes Kolonialvolk, hauptsächlich ein Handelsvolk gewesen sein, das seine Faktoreien zeitweise an fast allen Ufern des Erythräischen Meeres — zu dem insbesondere der Persische Golf gehörte — und längs eines großen Theiles der Ostküste Afrika's hatte. Ob und wie weit seine Beziehungen auch in das Innere Afrika's (besonders in die oberen Nilgegenden) reichten, braucht uns hier nicht zu kümmern. Halten wir aber Umschau unter den sämmtlichen Völkern des Alterthums, welche eine solche Rolle zu spielen in der Lage waren, dann drängt es sich uns von selbst auf, daß wir es nur mit dem großen Handelsvolke der Phönizier zu thun haben können. Von diesem Volke macht man sich nicht immer richtige Vorstellungen, insbesondere, wenn man annimmt, daß dasselbe im Norden (Syrien, Nordafrika ꝛc.) schon in grauer Vorzeit eine große Rolle gespielt habe oder dort gar autochthon gewesen sei. Nichts wäre unzutreffender als diese Annahme; denn die Täfelchen von Tell el Amarna haben klar genug bewiesen, daß die Phönizier im 16. und im 15. Jahrhundert v. Chr. in jenen nördlichen Ländern noch keine nennenswerthe Rolle spielten. Aus der Bibel geht aber gleichwohl hervor, daß die Phönizier als altes Kulturvolk galten, und da kommt uns die Angabe Herodots und die der anderen alten Autoren zu statten, nach welcher die Phönizier selbst behaupteten, von den Uferländern des Erythräischen Meeres, also vom Persischen Golf, gekommen zu sein. Sie müssen sonach ursprünglich dort gesessen sein. An dieser Ansicht ist trotz aller Einwendungen, die dagegen erhoben wurden, festzuhalten. Dann aber sind die Phönizier nichts anderes als unser uraltes Pûnvolk, von dem ein Zweig eben schon im zweiten Jahrtausend v. Chr. nach Syrien und Nordafrika vordrang, während der Hauptstock schon längst ganz Aethiopien, dies hier im weitesten Sinne, beherrschte. Ich sage: „beherrschte", nicht „besiedelte"; denn die weitausgedehnten Küstenstriche waren sicher von autochthonen Rassen bewohnt, so daß es uns nicht wundernehmen darf, wenn wir in den ägyptischen Abbildungen der Pûnvölker hie und da auch viel Negerartiges finden. Wenn ich nicht irre, war Lepsius der Erste, welcher den Namen Punt, Poene, oder, wie immer er zu lesen sei, mit dem der Punier oder Phönizier zusammenstellte — und nach ihm thaten es viele Andere —, freilich nur durch den allerdings in die Augen springenden Gleichklang geleitet und ohne sich Rechenschaft über die wahre Ausdehnung des Pûnreiches zu legen. Aber es war ein glücklicher Griff, den zurückzuweisen kein stichhaltiger Grund vorliegt. Jetzt, wo wir den genauen historischen Zusammenhang kennen, jetzt können wir ruhig behaupten, daß das P. w. n-t-Volk der ägyptischen Inschriften identisch ist mit den Puniern, Poeniern oder Phöniziern und daß auch der Phönixvogel seinen Namen von der gleichen Wurzel, vom gleichen südarabisch-phönizischen Lande hat, wie nicht minder, daß der alte Name Sokotra's im ägyptischen Märchen des mittleren Reichs, nämlich Pa-Aneh (bei den Griechen Panchaea), nur ägyptisch (volksethymologisch) gedeutet ist, in Wirklichkeit aber Panch, Panach oder Ponech gelautet haben dürfte, was wieder nur dem Namen einer Abtheilung des phönizischen Volkes — so wollen wir uns vorläufig ausdrücken —, nämlich den Fench oder Fenchu entspricht, wie in den ägyptischen Inschriften die nördlichen Phönizier bezeichnet werden, wobei nicht zu übersehen ist, daß die Vokale in den ägyptischen Inschriften von unsern Aegyptologen noch immer mehr oder weniger willkürlich eingesetzt werden, so daß statt fench oder fenech ebenso gut auch fônich gelesen werden kann, was der griechischen Form des Namens noch näher käme. Uebrigens scheinen die griechisch-lateinischen Formen des Namens von Phönizien (Phoinike, Phoenice), ebenso wie der der nördlichen Punier (Poenus) und die beiden ägyptischen Formen (P. w. n und f. n. ch alle insgesammt von einer und derselben Grundform abzustammen, die pûn oder pôn, vielleicht auch mit Nuancirung gegen das a hin pân, gelautet hat. In Phoin-ike (lat. Phoenice) scheint nämlich ike oder ik der elamitischen Nachsilbe ak zu entsprechen, die an Ortsnamen angehängt zu werden pflegt, wodurch (nach Delitzsch) eine Adjektivform entsteht, wie z. B. Schuschinak = der Schuschinitische, was übrigens auch an das Schuschankajâ „die Leute von Schuschan oder Susa" (in Ezra IV, 9) erinnert. Sonach wäre Phoinike (Phoenice) gleichbedeutend mit: „das Phönische", nämlich „das phönische Land" und auch im ägyptischen fenech (ch tritt häufig an Stelle von k, in fast allen Sprachen) wäre das ch in gleichem Sinne aufzufassen. Natürlich auch in Pa-Anch = Pônech oder Pânech = „die Punische", d. h. „die punische Insel" (Sokotra). Griechen und Römer einerseits und die Aegypter andererseits haben sich über die Grundform des Namens offenbar nicht den Kopf zerbrochen, und so kam es, daß bei beiden zwei Formen für den Namen eines und desselben Volkes in Kurs waren. Der Name der Phönizier wird jetzt zumeist als von der rothen Farbe hergeleitet erklärt, so daß die Phönizier also die Rothen, die Rothhäuter wären, Leute von dunklerer Hautfarbe. Ist das richtig, dann ist auch das Erythräische Meer (wörtlich: das Rothe Meer, das aber bei den Alten um ganz Arabien herum bis hin zum Nordende des Persischen Golfes reicht und besonders gerade diesen und das Meer längs der Südküste Arabiens wie auch die angrenzenden afrikanischen Gewässer bezeichnete) nur eine Reminiscenz an die südlichen und östlichen Phönizier, da es in diesem Falle eben nichts anderes wäre, als eine Uebersetzung des „pônischen Meeres", des „phönizischen Meeres" ins Griechische; denn gerade diese Uferländer des Erythräischen Meeres kennen wir nunmehr als die allerältesten Sitze des phönizischen Volkes. Vor vielen Jahren publizirte ich einmal die Ansicht, daß der Name des Rothen Meeres in derselben Weise aus Bahr el Ahmûr, d. h. „Meer der Himjaren" entstanden sein könnte,[1]) da Ahmûr inschriftlich unter Weglassung der Vokale stets nur mit den vier Stammbuchstaben A. h. m. r fixirt wird, was dann aber ebenso gut auch ahmar, d. i. „roth", gelesen werden kann. Das läuft aber auf eins hinaus, denn auch der Name dieses südarabischen Volkes

[1]) Dieselbe Ansicht wurde im vorigen Jahr auch von einem Engländer ausgesprochen. Da meine Schriften in England nicht gelesen werden, so beweist diese von mir völlig unbeeinflußte englische Aufstellung, wie sehr meine damalige Ansicht zutreffend war.

hängt mit ihrer dunklen (sonnverbrannt-röthlichen) Hautfarbe zusammen, ganz wie bei den Phöniziern. Wer weiß, ob nicht gerade die Himjaren, deren eine Abtheilung (von Muza), wie wir oben gesehen haben, noch lange nach der Zertrümmerung des Pün-Reiches „nach altem Herkommen“ die Küste von Ostafrika (Azania) verwalteten, gleichfalls phönizischen, nämlich südphönizischen Ursprungs sind! Dann wären diese in Arabien die nächsten Verwandten der Habaschiten und gewiß noch mehr von den Sabäeen zu trennen, als man dies ohnehin schon bisher gethan hat.

Wenn wir nunmehr wissen, daß in alten Zeiten an der Südküste von Arabien phönizische Stämme saßen und daß sämmtliche Habaschiten (die afrikanischen so gut wie die südarabischen und sokotranischen) direkte Abkömmlinge des großen phönizischen Volkes sind, dann ist es klar, nach welcher Richtung die Sprachforscher ihre Aufmerksamkeit hinwenden müssen, wenn sie die letzten Ueberreste der phönizischen Sprache in Arabien, nämlich die vier Dialekte von Mahra-Tzafâr und Sokotra, sprachwissenschaftlich richtig einreihen und beurtheilen wollen. Daß dann auch die anderen antiken Idiome Südarabiens, die jetzt längst ausgestorben und uns nur noch in Inschriften erhalten blieben, aber möglichenfalls Schwestersprachen der habaschitischen sind, in ganz anderem Lichte erscheinen werden, als bisher, versteht sich von selbst. Aber die Dialekte von Mahra, Kerâ, Tzafâr (Schhair) und Sokotrâ, sowie die amharische Sprache, wie vielleicht noch der eine oder andere Dialekt im heutigen Abessynien sind Töchter der habaschitischen und Enkelinnen der phönizischen Sprache und nur möglicherweise auch Nichten des Minäischen, Katabanischen und Sabäischen, falls diese letzteren wirklich Schwestersprachen des Habaschitischen waren, was ich heute noch keineswegs behaupten möchte.

Freilich darf eine allzugroße Aehnlichkeit der gegenwärtig gesprochenen ganz kauderwälschartigen Habaschiten-Dialekte mit dem Nordphönizischen nicht mehr vorausgesetzt werden; denn seit der Trennung des phönizischen Volks in einen nördlichen und einen südlichen Zweig, die ja allen Nachrichten zufolge bereits im dritten Jahrtausend vor Christi Geburt stattgefunden hat, sind bis heute fast 5000 Jahre verflossen, innerhalb welchen Zeitraums die Entwicklung der phönizischen Sprache, ja der phönizischen Kultur überhaupt, im Norden einerseits und im Süden andrerseits völlig verschiedenartigen Einflüssen unterworfen war. Dort waren es hethitische, allerlei mehr oder weniger hochzivilisirte nordsemitische und ägyptische, dann barbarische, griechische, italische und andere Völkerschaften, mit denen die Phönizier in Wechselverkehr traten; am Persischen Golf und im Süden hingegen hatten sie es, wenn wir von den Babyloniern und Assyrern, die natürlich auch hier sehr in Betracht kommen, absehen, mit einem theilweise völlig anders gearteten Kulturkreis zu thun: mit (vielleicht altsemitischen und möglicherweise den Phöniziern ethnisch und sprachlich nahe verwandten ?) Elamiten, Persern, Indern, Südsemiten, Afrikanern und Portugiesen. Trägt doch selbst der Name der Insel Sokotra (neben seiner semitischen Form Pa-Anch = Panchâa = „die Phönizische“) seit undenklichen Zeiten, wenigstens seit Darius, ein indisches Gepräge, wenn Sokotra wirklich identisch ist mit Dvipâ Sukhadhara = „Insel der Glücklichen“, „Insel des Glückspendenden“, und sagt doch auch Diodor, daß jenes sagenhafte Inselland Panchâa neben den Panchäern von Oceanitern, Indern, Skythen und Kretern bewohnt sei, ganz ähnlich, wie die Thatsache einer starken Vermischung mit fremden Elementen auch aus dem Periplus Maris Erythraei hervorgeht und aus allen Nachrichten späterer Jahrhunderte. Ja, hätten wir Inschriften von den ältesten Nordphöniziern und solche von den ältesten Südphöniziern, dann würde die Sprache in beiden ohne Zweifel die gleiche sein. Aber nordphönizische Inschriften aus der ältesten Zeit besitzen wir nicht; denn die bis jetzt bekannt gewordenen ältesten Inschriften reichen nicht über das 9. Jahrhundert v. Chr. zurück. Das Gleiche gilt von den ältesten Literaturresten der den Nordphöniziern sprachlich am nächsten stehenden Hebräer und Aramäer. Da waren aber schon fast 2000 Jahre verflossen, seit der Zweitheilung des phönizischen Gesammtvolkes. Vom südphönizischen Zweig, wenn wir zu ihm nun die habaschitischen Stämme (also die arabischen Abessynier, die afrikanischen Abessynier und eventuell noch die Himjaren) rechnen, besitzen wir Schriftdenkmäler gar erst aus noch viel jüngerer Zeit, nämlich durchweg erst aus den christlichen Jahrhunderten, also aus einer Zeit, die ca. 3000 Jahre nach der Zweitheilung des Phönizierthums liegt. Aber selbst wenn wir die Minäer, Katabaner, Sabäer ꝛc. gleichfalls als Descendenten der Südphönizier auffassen wollten, müßten auch die Inschriften dieser Völker, die frühestens mit dem zweiten Jahrtausend v. Chr., die meisten aber sehr viel später beginnen und bis in die christliche Zeit hineinreichen, noch immer ganz bedeutende Unterschiede in der Sprache aufweisen gegenüber den nordphönizischen, selbst gegenüber den gleichzeitigen nordphönizischen Denkmälern. Wenn wir nun gar die noch heute lebenden Habaschitendialekte von Südarabien und Abessynien auf ihre Verwandtschaft mit dem Nordphönizischen prüfen wollen, da werden wie von vornherein auf keine weitgehende Uebereinstimmungen rechnen dürfen; wir werden vielmehr zunächst alle fremden Eindringlinge, d. h. sämmtliche nichtsemitischen Sprach- und Formenelemente, sorgfältigst auszuscheiden haben und uns damit begnügen müssen, daß vielleicht nur die eine oder die andere charakteristische grammatikalische Form, das eine oder andere Wort mit entsprechenden Elementen im Phönizischen übereinstimmen, die aber auch hier charakteristisch und nur dem Phönizischen und höchstens seinen allernächsten Sprachverwandten allein eigen sein müssen. Solche nun kann ich in den Proben der drei südarabischen Habaschitendialekte, die ich aufgenommen habe, in durchaus genügender Anzahl nachweisen. Ein Mehr darf man nach einer 5000jährigen Trennung wahrlich nicht erwarten. Daß manche Suffixformen der Habaschitendialekte anscheinend mehr mit den minäischen und katabanischen, als mit den sabäischen übereinstimmen, und in dieser Beziehung scheinbar eher an das Babylonisch-Assyrische als an das Phönizisch-Hebräische erinnern, hat durchaus nichts auf sich; denn das Vorkommen bald des s, bald des h in den Suffixen scheint in der ältesten Zeit auch eine Eigenschaft sämmtlicher nordsemitischer Sprachen gewesen zu sein. Nur hat sich dann später die eine Sprache mehr der h-Suffixe, die andere wiederum mehr der s-Suffixe bedient. Die ursemitische Einheitssprache, aus der alle semitischen Sprachen hervorgingen, scheint überhaupt ursprünglich weder im Kanaanäischen, noch in Südarabien gesprochen worden zu sein, sondern irgendwo an den Ufern des Persergolfs, so daß das Babylonische dem Urtypus vielleicht noch näher steht als das Altphönizische. Sehr merkwürdig ist jedenfalls die Nachricht des Philostorgius, daß zu seiner Zeit (Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr.) die Einwohner Sokotra's syrisch gesprochen haben. Das wird wohl nur ein dem Syrischen ähnlicher phönizischer Dialekt gewesen sein, der aber jedenfalls dem altphönizischen viel näher stand, als die heutige Mundart der Sokotraner. Noch die Portugiesen wollen auf der Insel chaldäische Manuskripte gefunden haben, worunter wohl nur abessynische zu verstehen sein dürften. Dazu kommt, daß die merkwürdigen Gebräuche, die im Jahre 1834 Wellsted bei der Gebirgsbevölkerung der Insel vorgefunden hat, mit ziemlicher Deutlichkeit auf altphönizischen Ursprung hinzuweisen

scheinen. Ja, stellenweise will der englische Reisende sogar einen ganz jüdischen (offenbar phönizischen) Typus bemerkt haben. Daß auch das Christenthum auf Sokotra lange Zeit hindurch und wahrscheinlich ebenso auf den gegenüberliegenden arabischen Küsten Verbreitung fand, wissen wir durch zahlreiche Schriftsteller, selbst durch arabische, und kennzeichnet auch dieser Umstand wieder eine auffällige Parallelität mit den afrikanischen Habaschiten, so daß wir, mögen wir die Sache von welchem Gesichtspunkt immer betrachten, die gesammte habaschitische Völkergruppe als etwas ganz Eigenartiges innerhalb der südlichen Völkerschaften auffassen müssen, jedenfalls als ein Volkselement, das nördlichen Völkerschaften und Einrichtungen, so speziell auch dem Griechenthum und später dem Christenthum viel leichter zugänglich war als alle anderen umwohnenden Stämme, was gewiß auf uralte Beziehungen schließen läßt, die aber weit über Christenthum und Griechenthum zurückreichen und nur im Phönizierthum ihre Erklärung finden; denn weder Alexander der Große noch auch die Ptolemäer hätten nach Sokotra — falls dieses überhaupt Thatsache war — Griechen gesandt, wenn dort nicht eine handelsbeflissene Bevölkerung vorhanden gewesen wäre, die von altersher mit jenen nördlichen Ländern in Verkehr gestanden. Noch weniger ist an frühere griechische (etwa milesische) Kolonisten als Uransiedler oder gar an eine kompakte griechische Besiedelung zu denken, da letzteres schon durch das Klima ausgeschlossen ist. Wir müssen vielmehr annehmen, daß alle Griechen, die etwa je nach Sokotra oder noch dem Mahra-Lande kamen, dort schon eine semitische Bevölkerung vorfanden, und soweit beglaubigte Nachrichten vorliegen, ist diese dieselbe geblieben von den ältesten uns bekannten historischen Zeiten bis auf den heutigen Tag, so daß auch Mohriten und Sokotraner keineswegs etwa als ein erst verhältnißmäßig spät eingewandertes Element betrachtet werden dürfen, wie es, wenigstens mit Bezug auf Sokotra, nach unzuverlässigen Angaben arabischer Autoren scheinen könnte. Sie sind vielmehr die seit der phönizischen Einwanderung dort seßhaften direkten Abkömmlinge der habaschitischen, vormals phönizischen Bevölkerung jener Ländergebiete, einer Bevölkerung, die einst, wie schon des öfteren betont, viel größere Distrikte Innegehabt hat. Ich erinnere nur an die weiten Ophir-Fahrten Salomo's, die unter Leitung phönizischer Schiffer stattfanden und auch wieder nur beweisen, daß zu Beginn des ersten vorchristlichen Jahrtausends die Nordphönizier noch Beziehungen hatten zu den Gold produzirenden Ländern der Südphönizier im inneren Südostarabien und an verschiedenen Punkten des östlichen Afrika (Sasn in Ostsomali-Land und Maschona-Land).

Die Thatsache, daß das älteste Handelsvolk Südarabiens die Phönizier waren, scheint mir eine äußerst werthvolle zu sein mit Bezug auf die Beurtheilung der südarabischen Kultur überhaupt, wie sie durch die Inschriften repräsentirt wird; denn nun haben wir das Bindeglied zwischen ihr und dem anderen antiken Kulturkreise der nördlichen Semiten, insbesondere der Babylonier, Assyrer und Hebräer. Aber auch hinsichtlich des alten Kolonialvolkes der Phönizier selbst ist es von außerordentlichem Interesse, zu wissen, daß dieses Volk im grauen Alterthum eine wesentlich größere Rolle gespielt hat als man gewöhnlich annimmt. Die Spuren alter Kultur in gar manchen Ländern, wo wir das heute vielleicht noch gar nicht ahnen, besonders in verschiedenen Theilen Afrika's, werden sich mit der Zeit als phönizische herausstellen und man wird allmählich zur Ansicht gelangen, daß es schon in uralten Zeiten ein Kolonial- und Handelsvolk gab, dessen Unternehmungen räumlich selbst von den weltumspannenden und durch alle Mittel einer modernen, hochentwickelten Technik geförderten Niederlassungen der englischen Seemacht nicht übertroffen werden.

München, 18. Mai 1899.

Die Herkunft des „Fremdling".

Eine Abwehr von Felix Dahn.

Als vor 25 Jahren meine nordische Erzählung: „Sind Götter?" erschien, lobten oder tadelten englische und deutsche Beurtheiler, daß ich der „alten wohlbekannten Sigfridsage" zu wenig oder zu viel gefolgt sei: ich habe aber das Ganze, jeden Gedanken, jedes Wort frei erfunden. Das war damals nur zum Lachen; es war bloß jene bekannte prahlerische, auch wohl verlogene Ueberhebung des Kritikers vor dem Leser über den Dichter; aber ich wurde doch nicht des Nachdrucks und der Lüge geziehen.

Anders steht die Sache bei dem „Fremdling".

Nachdem diese Operndichtung, komponirt von Heinrich Vogl in München, aufgeführt war, brachte das Pariser „Journal des Débats" vom 14. l. M. einen Aufsatz, wonach das Werk eines der „vier lyrischen Gedichte" sei, in die ich „die Berichte der Edda (alle??) übersetzt habe", „leidee mit allzutreuer" Wiedergabe des „Textes der alten Epopöe" und mit ungenügender Verwerthung seines dramatischen, mit zu starker seines malerischen und dekorativen Theils."

Ich erklärte in der „Täglichen Rundschau" Nr. 118, das sei Alles von A bis Z erlogen, da kein Eddatext zum „Fremdling" existire, ich vielmehr das Ganze, Handlung, Fabel, Gedanken frei erfunden habe, ohne einen Stützpunkt in der Edda oder sonst irgendwo. Auf diese der Redaktion eingesandte Erklärung habe ich bisher Antwort nicht erhalten.

Aber ein Hr. E. v. Schwerin hat in der „Münchener Zeitung" vom 25. l. M., Nr. 124, einen Aufsatz veröffentlicht, in welchem er mich unmittelbar der Lüge zeiht. Er schreibt, als er zur Kenntniß meiner Erklärung gelangte, habe er sie erst einigemale durchgelesen, bis er recht an ihr Dasein habe glauben können. Er habe sich schon viel mit den Texten unsrer altnordischen Literatur befaßt, dann eingehend die auf den Fremdling bezügliche Literatur studirt (es gab darüber bisher nicht eine Zeile: vielleicht ist aber Baldur gemeint), es sei also durchaus kein auf Vermuthungen oder ungenauen, halben Kenntnissen aufgebautes Vorgehen, wenn er meine Erklärung als direkt unrichtig bezeichne, falls ich nicht etwa den „Edda-Text" (!) nicht gekannt habe." (Hinter diesen Schild kann ich nicht flüchten: ich habe seit 1857 Edda erklärt und germanische Mythologie vorgetragen und bearbeitet.)

„Einen derartigen Edda-Text gibt es sehr wohl (!) und zwar findet sich die theilweise benutzte Baldurscene in der prosaischen Edda in Gylfaginning." Dieser Text sei nur theilweise benutzt. „Ganz anders steht es bei dem im zweiten Satz stehenden ‚sonstwo'. Da ist vor allem (weiteres folgt aber nicht!) der sehr ausführliche Bericht des Saxo-Grammaticus zu nennen...."

„hier findet sich nun fast der ganze Fremdling."

Das ist geradezu empörend. Und die vorbeugende Bemerkung: „ich betone nochmals ‚fast' um jeder Entgegnung das Wort abzuschneiden, macht es nicht besser. Denn es ist, wie sich gleich zeigen wird, auch nicht Ein Gedanke Saxo und dem „Fremdling" gemein. Weiter: „Aus dem Gesagten ergibt sich natürlich, daß Fabel und Handlung nicht frei erfunden sind; die Motive sind in anderen Werken zu suchen, frei erfunden, wie Dahn es nennt, sind sie keineswegs alle.... Die Worte endlich sind meiner Ansicht nach wenigstens größtentheils wirklich Dahns Eigenthum." (!)

Diese Leistung ist unglaublich. Ich erwidere: Alles und jedes in der Dichtung ist frei von mir erfunden: zuerst in einer Ballade „Der Fremdling", entstanden vor 1872, abgedruckt in Gedichte II, S. 99, auch vom Verfasser komponirt, dann in der Operndichtung Leipzig 1880, in vier Aufzügen, auf Vogts Wunsch in drei zusammengezogen.

Um das Grund- und Bodenlose jener Behauptungen klar-

zustellen, ist es leider nothwendig, den Inhalt des Fremdlings einerseits, dann den von Gylfaginning und Saxo kurz vorzuführen.

Der Fremdling.

Götterversammlung in Asgardh. Baldur soll sich vermählen. Loki will ihn seiner Schwester vermählen, um ihn so leichter tödten zu können. Baldur erklärt, er habe schon gewählt, ein Menschenmädchen. Loki weigert der Sterblichen Aufnahme in Asgardh, die einstimmig beschlossen werden muß: er weiß Baldur derart zu reizen, daß dieser Haupt und Leben dafür verwettet. Nanna muß die äußersten Proben der Treue und Standhaftigkeit bestehen: geschieht dies, so willigt Loki in die Aufnahme. Auch Erda-Nanna, die früh verwaiste Königstochter von Gautaland, leidet unter dem Haß einer Stiefmutter und unter dem Liebeswerben ihres Stiefbruders Hako, der übrigens ein wackerer Held ist: sie hat den Fremdling — ohne ihn als Baldur zu kennen, im Walde kennen und lieben gelernt. Eine abermalige Begegnung gegenseitig, Liebeserklärung: Nanna verspricht die äußersten Proben der Liebesstandhaftigkeit zu bestehen. Tags darauf Gattenwahl; der von Nanna Gewählte soll König von Gautaland werden: sie weist alle Freier, auch Hako ab, erklärt, sie habe schon den Gatten gewählt, dessen Name und Heimath sie aber nicht angeben kann. Arg bedrängt, ruft sie Gott Baldur um Hülfe an. Da erscheint unter Blitz und Donner der Fremdling zu kurzem Trost. Das Volk bleibt zauberbetäubt bis er verschwindet. Nun wird Nanna auf Betreiben der Stiefmutter vom Volk wegen Buhlschaft, Zauber und Reichsverrath zum Tode verurtheilt: sie soll lebendig begraben werden. Bald steht sie an dem offenen Grab, noch einmal bricht sich Hako zu ihr Bahn, sie zu retten, wenn sie ihm folgen will. Sie stößt ihn von sich und springt in das gähnende Grab, bis zum Tode getreu. Aber Baldur steigt mit ihr aus der Tiefe und von dem staunenden Volk schwebt das Paar nach Asgardh, das sich nun der standhaften Siegerin öffnet.

Gylfaginning.

(Uebersetzung von Simrock, 1851, S. 256.)

C. 22. Von Baldur ist nur gutes zu sagen, er ist der Beste und wird von Allen gelobt; er ist so schön von Antlitz und so glänzend, daß ein Schein von ihm ausgeht. Ein Kraut ist so licht, daß es mit Baldurs Augenbrauen verglichen wird: es ist das lichteste aller Kräuter: davon magst du auf die Schönheit seines Haares sowohl als seines Leibes schließen. Er ist der weiseste, beredtste und mildeste von allen Asen. Er hat die Eigenschaft, daß Niemand seine Urtheile schelten kann. Er bewohnt im Himmel die Stätte, die Breidnblick heißt. Da wird nichts unreines geduldet. (Von Nanna kein Wort hier.) C. 49 Als Baldurs Leiche gebracht ward, und sein Weib, Neps Tochter Nanna, das sah, da zersprang sie vor Jammer und starb.

Das ist die „alte Epopoe", das ist „der alte Edda-Text" zum „Fremdling".

Saxo Grammaticus

(ed. E. Müller 1838. Bach III p. 111 ff. in wörtlichem Auszug.)

Nanna, König Gevars Tochter, liebt dessen Mündel Hother und wird von ihm geliebt. Aber Baldur, Odhins Sohn, hat die badende Nanna erschaut, entbrennt in Leidenschaft und beschließt, ihren Geliebten zu tödten: dieser bittet Gevar um Nanna's Hand. Der König will sie ihm gern geben, fürchtet aber Baldurs Zorn, der, unverwundbar, nur durch ein Schwert im Besitze eines Waldriesen (Satyrs) Miming getödtet werden kann. Hother zieht aus und gewinnt das Schwert. Während seiner Abwesenheit auf andern Kriegsfahrten wirbt Baldur um Nanna, wird aber schnöde abgewiesen, da ein Menschenkind sich mit einem Gotte nicht verbinden könne. Darauf Schlacht zwischen den Göttern und Hother, der Alle, auch Thor, besiegt, heimkehrt und sich mit Nanna vermählt. Baldur verfällt in Liebessiechthum, so daß er nicht mehr gehen kann, sich fahren lassen muß. Gleichwohl dauern die Kämpfe fort, bis Hother verleidet in sein Zelt dringt und ihn mit jenem Schwerte tödtet."

„Darin findet sich nun fast der ganze „Fremdling"!": in Wahrheit nicht Ein Gedanke.

Die Redaktion der „Münchener Zeitung" ist durch meinen Anwalt zur Aufnahme und Berichtigung dieser Unwahrheiten auf Grund des § 11 des Preßgesetzes vom 7. Mai 1874 aufgefordert. Diese Aufnahme wird nöthigenfalls gerichtlich erzwungen. Die Professoren Konrad v. Maurer und Wilhelm Hertz werden als Sachverständige über die „Uebereinstimmung" des „Fremdlings" mit jenen beiden Quellen vernommen werden.

Breslau, 28. Mai 1899. Felix Dahn.

Mittheilungen und Nachrichten.

-rt- Illustrirte aëronautische Mittheilungen. Fachzeitschrift für alle Interessen der Flugtechnik mit ihren Hülfswissenschaften, für aëronautische Industrie und Unternehmungen. Herausgegeben vom Münchener und Oberrheinischen Verein für Luftschiffahrt. Jährlich vier Hefte (Abonnementspreis 6 M.). — Die Leitung dieser vor zwei Jahren gegründeten und bis vor kurzem von Hrn. Hauptmann Moedebeck in Straßburg redigirten vortrefflichen Fachzeitschrift war im vergangenen Sommer dem Assistenten der Münchener meteorologischen Zentralstation, Hrn. Dr. Moennichs, übertragen worden. Leider war es dem neuen Redakteur nur vergönnt, zwei Hefte unter seinem Namen erscheinen zu lassen, auf einer Skitour im Berner Oberland fiel er bekanntlich am 2. Januar d. J. der Tücke der Elemente zum Opfer. Nach seinem Tode hat Hr. Dr. Emden, ein in Luftschifferkreisen bestens bekannter Fachmann, die Herausgabe der Zeitschrift übernommen; dank seiner Bereitwilligkeit konnte die Nr. 2 des gegenwärtigen Jahrgangs rechtzeitig herauskommen. Auf den Inhalt der beiden in diesem Jahre erschienenen uns vorliegenden Hefte näher einzugehen, ist hier nicht wohl möglich, wir müssen uns auf die Bemerkung beschränken, daß sie, wie überhaupt die Zeitschrift vom Beginn ihres Erscheinens an, dem für die Luftschiffahrt und die damit zusammenhängenden Probleme sich Interessirenden — sei er Laie oder Fachmann — nicht nur Anregung und Belehrung in hohem Maße bieten, sondern ihn auch über alle einschlägigen Erfindungen und Vervollkommnungen, Patente, Fachbibliographie u. s. w. stets auf dem Laufenden erhalten. Allen Freunden der Luftschiffahrt sei hiemit die vortreffliche, obendrein noch verhältnißmäßig wohlfeile Zeitschrift auf das wärmste empfohlen.

K. C. Interessante Manuskripte scheinbar zentralasiatischen Ursprungs, und zwar aus dem fünften Jahrhundert v. Chr., hat Professor Cecil Bendall, von der Abtheilung für orientalische Literatur im Britischen Museum, in Nepal gefunden. Professor Bendall ging nach Nepal, um in der dortigen berühmten Bibliothek des Maharadschas für das Britische Museum und die Universität von Cambridge Manuskripte zu sammeln. Er fand bei seinen Untersuchungen eigenthümlich geformte Palmblätter, die mit einer ganz eigenthümlichen Schrift bedeckt sind, welche, obwohl indisch, doch bisher niemals in Indien selbst gefunden wurde, aber vollständig der Schrift zentralasiatischer Manuskripte ähnelt und, wie schon bemerkt, aus dem fünften Jahrhundert v. Chr. stammt. Professor Bendall entdeckte gleichzeitig zwei alte Originalkopien von Vidyapati's Gedichten.

* **München.** Dem Privatdozenten der Botanik an der hiesigen Universität Dr. K. Giesenhagen wurde von der Reichsregierung ein Reisefonds zu einer Forschungsreise in den indo-malayischen Tropen zur Verfügung gestellt. Unter der Voraussetzung, daß ihm Urlaub bewilligt wird, beabsichtigt Dr. Giesenhagen, die Reise, die etwa neun Monate dauern wird, um Schluß des Sommersemesters anzutreten und sich zunächst nach Buitenzorg auf Java zu begeben.

B. **Heidelberg**, 26. Mai. Die „Association littéraire et artistique internationale" wird ihren diesjährigen (XXI.) Kongreß in Heidelberg abhalten, und zwar in den Tagen vom 23. bis 30. September. Für das nächste Jahr bereitet die Association in Gemeinschaft mit der „Société des gens de lettres" einen internationalen Kongreß vor, der zur Zeit der Weltausstellung in Paris tagen soll.

* **Jena.** Die theologische Fakultät hiesiger Universität hat den Prediger an der Neuen Kirche in Berlin, Lic. Kirmß, früher in Jena, zu ihrem Ehrendoktor ernannt.

* **Leipzig.** Der Privatdozent in der theologischen Fakultät unserer Universität, Lizentiat der Theologie Hr. Dr. phil. Johannes Kunze, wurde zum außerordentlichen Professor ernannt.

* **Berlin,** 28. Mai. Kongreß zur Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit. (Vorläufiger Bericht.) Die Verhandlungen des letzten Tages galten dem Gegenstand, um dessen willen im Grunde der Kongreß einberufen wurde, der Entwicklung der Heilstättenbestrebungen. Nach einem allgemeinen geschichtlichen Ueberblick über diese Bestrebungen, den Prof. v. Leyden gab, sprachen der Landsrath Meyer (Berlin) über die finanziellen und rechtlichen Träger der Heilstättenunternehmungen und Dr. med. R. Friedeberg über die Mitwirkung der Krankenkassen und Kassenärzte bei der Heilstättenfürsorge. Die bauliche Einrichtung von Heilstätten erörterte Baurath Schmieden, die Einrichtung und den Betrieb derselben Stadsarzt Dr. Schultzen (Berlin). Als letzter von der Kongreßleitung bestellter Berichterstatter sprach dann Stabsarzt Dr. Pannwitz über die Fürsorge für die Familien der Kranken und die aus den Heilstätten Entlassenen. Am Nachmittag folgten diesen Hauptvorträgen verschiedene Mittheilungen über einzelne schon bestehende Lungenheilstätten, worauf der Kongreß geschlossen wurde.

* **Wien,** 27. Mai. Der Direktor der Hofbibliothek, der Historiker Dr. Heinrich Ritter v. Zißberg, Redakteur des Werkes „Oesterreich-Ungarn in Wort und Bild", ist heute, 60 Jahre alt, infolge eines Schlaganfalls gestorben. Er war früher Professor der Geschichte in Lemberg und Innsbruck und hatte 1872 als Aschbachs Nachfolger die Lehrkanzel für allgemeine Geschichte an der Universität Wien übernommen. Sein Hauptgebiet war die Geschichte der slavischen Völker. Sein Werk „Die polnische Geschichtschreibung des Mittelalters" wurde 1873 von der gegen deutsche Leistungen strengen und exklusiven Jablonowski'schen Gesellschaft mit einem Preis gekrönt. Von seinen sonstigen zahlreichen Schriften und Werken seien hier genannt: „Arno, Erzbischof von Salzburg" (1863), „Quellen zur Geschichte der deutschen Kaiserpolitik Oesterreichs während der französischen Revolutionskriege" (1882—1890), „Erzherzog Karl von Oesterreich" (1895), „Denkschrift zur Erinnerung an die zweite Türkenbelagerung Wiens im Jahre 1683" (1894). Im Jahre 1896 legte Zeißberg sein Lehramt an der Universität nieder und wurde zum Hofrath und Direktor der kaiserlichen Hofbibliothek ernannt.

* **Gelehrte Pedelle.** Wie die „Hochschul-Korresp." meldet, wurden an der Wiener Universität mehrere die Pedelle betreffende Neubenennungen eingeführt. Die vier Dekanatsdiener wurden von jetzt die Benennung führen: „Theologischer Pedell", beziehungsweise „Medizinischer", „Philosophischer Pedell" 2c. Sichtlich werden sie künftig auch, um ihre neuen Titel mit Recht tragen zu können, schwere fachwissenschaftliche Prüfungen bestehen müssen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Dresdner: Oekonomische ärztlicher Verordnungsweise. Bayerischer Ausgabe. München, Pilvty u. Loehle 1899. — Dr. J. Hermann: Rückblicke und offene Worte über die Errungenschaften der Medizin im neunzehnten Jahrhundert. Teschen, Leipzig, Ed. Feitzinger 1899. — Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik. Herausgegeben von Dr. Heinr. Braun. 13. Band, Heft 5—6. Berlin, Karl Heymann 1899. — Karte vom Dortmund-Ems-Kanal nach Angaben der kgl. Kanal-Kommission in Münster. Hggb. von M. Geitel. II. Aufl. Berlin SW., Max Pasch 1897. — Ludw. Karmmerer: Memling; Adolf Rosenberg: E. v. Gebhardt. (Künstler-Monographien, hggb. von H. Knackfuß.) Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing. — Kaiser Friedrich der Gütige. Lfg. 4—5. Berlin, Paul Kittel, histor. Verlag. — J. v. Verdy du Vernois: Studien über Truppenführung. Neu bearbeitet durch v. Goßler. I. Theil, 3. u. 4. Heft; v. Blume: Die Beschießung von Paris 1870/71 und die Ursachen ihrer Verzögerung; Löffler: Taktik des Truppen-Sanitätsdienstes auf dem Schlachtfelde. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1899. — Dr. J. Dirffenbacher: Deutsches Leben im 12. Jahrhundert; Dr. Rud. Hoernes: Paläontologie. (Sammlung Göschen.) Leipzig, G. J. Göschen 1899. — Heinr. Hansjakob: Erzbauern. Erzählungen; Ludwig Hevesi: Wiener Todtentanz. Ueber verstorbene Künstler und ihresgleichen. Stuttgart, Ad. Bonz u. Co. 1899. — Clara Zohn: Die Posthalterin. Roman. Berlin, Otto Janke 1899. — Dr. H. P. Chojes: Markus-Studien. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn 1899. — Karl Kimmich: Stil und Stilvergleichung. Ravensburg, Otto Maier. — Henri Lichtenberger: Richard Wagner, der Dichter und Denker. Ein Handbuch seines Lebens und Schaffens. Uebersetzt von F. v. Oppeln-Bronikowski. Dresden u. Leipzig, Karl Reißner 1899. — P. Leonh. Lemmens: Pater Augustin von Alfeld. (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volks. Hggb. von L. Pastor. I. Band, 4. Heft.) Freiburg im Breisgau, Herder'scher Verlag 1899. — Dr. Karl Peucker: Schattenplastik und Farbenplastik. (Kartographische Studien I.) Wien, Artaria u. Co. 1898. — E. Zohr: Die Urkraft der Welt. Berlin, Otto Enstin 1899. — Dr. A. Miethe: Grundzüge der Photographie. II. Aufl. Halle a. d. S., Wilh. Knapp 1899. — L. Morold: Album. München, Braun u. Schneider. — Deutschnationok. Von Ben Akiba dem Jüngeren, der im Deutschthum, nicht im Christenthum aufgeht. Leipzig, Paul Schimmelwitz 1899. — Die hohe Jagd. Liefg. 9—12 (Schluß). Berlin, Paul Parey. — P. v. Rath: Bayerisches Zivilrecht. 2. Aufl. Alphabetisches Sachregister. Tübingen, H. Laupp 1899.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschienen:

Vorlesungen

über

Agrarwesen und Agrarpolitik

von

Dr. Theodor Freiherrn von der Goltz,

Geh. Regierungsrath, ord. öffentl. Professor an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität und Direktor der Landwirthschaftlichen Akademie Poppelsdorf.

Preis: brosch. 6 M., geb. 7 M. (8778)

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

An heiligen Wassern.

Roman

von

J. C. Heer.

Dritte Auflage.

Preis geheftet 3 M. 50 Pf. Elegant gebunden 4 M. 50 Pf.

Die Erzählung Heer's aus dem weltfernen schweizerischen Hochthale, das von den „heiligen Wassern" getränkt wird, hat mit ihren schaurigen Reizen wie mit dem gemütvollen, liebenswürdigen Grundzug eine so starke Anziehungskraft geübt, daß nun schon die dritte Auflage hinausgehen kann. Heer hat sich mit diesem Buche in die Reihe unserer besten Erzähler gestellt. (8649)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1899. München, Dienstag, 30. Mai. Nummer 122.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oscar Bulle in München.

Uebersicht.

Kaiser Franz Joseph I. und seine Zeit. — Die Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft. Von Robert Petsch. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kaiser Franz Joseph I. und seine Zeit.[1])

Fr. Durch die Initiative des Wiener Schriftstellers J. Schnitzer ist unter dem in der Ueberschrift genannten Titel ein Werk geschaffen worden, das durch die Vornehmheit seiner Ausstattung und die Gediegenheit seines Inhalts zu den imposantesten und zugleich bedeutsamsten Erscheinungen des deutschen Buchhandels gezählt werden muß und nicht nur dem Herausgeber und allen an dem Werke betheiligten Mitarbeitern, den Künstlern und Autoren, sondern insbesondere dem Wiener Buch- und Kunstdruck zur größten Ehre gereicht. Die besondere Veranlassung, das 50jährige Regierungsjubiläum des Kaisers, und die Aufgabe des Werkes, einen kulturhistorischen Rückblick auf die francisco-josephinische Epoche zu bieten, beseelte alle zur Mitwirkung Berufenen und ließ ein Werk zustande kommen, das nicht nur schon durch seinen Umfang — zwei Foliobände größten Formats, der eine von 480, der andere von 510 Seiten — das Jubiläumsprachtwerk κατ' ἐξοχήν darstellt, sondern durch die reiche Fülle seines belehrenden und vielfach aus neuen Quellen geschöpften Inhalts für alle Zeiten ein literarisches Denkmal des in Betracht kommenden Zeitraumes und eine nicht zu übersehende und nicht zu unterschätzende Quelle zur Kenntniß dieser für die inneren und äußeren Geschicke und Geschichte des alten Kaiserstaates an der Donau so bedeutungsvollen und an Wandlungen so reichen Epoche sein wird.

Es wäre an sich eine für den Historiker und zumal den Kulturhistoriker verlockende Aufgabe gewesen, die Summe des auf allen Gebieten zu verzeichnenden Fortschrittes zu ziehen; die erfreuliche Thatsache, daß derselbe Monarch, der in jugendlichen Jahren in der Zeit innerer Wirren die Zügel der Regierung ergriff, nach einem an Kämpfen und harten politischen und persönlichen Schicksalsschlägen so reichen Halbjahrhundert in bewundernswerther Frische und unermüdlicher Pflichttreue seines hohen Herrscherberufes waltet, diese erfreuliche Thatsache ließe diese Aufgabe noch verlockender erscheinen. Aber sie wäre bei der Vielgestaltigkeit des Stoffes für einen Autor, auch wenn ihm für die Bearbeitung eine größere Frist gegeben worden wäre, wohl schwer zu lösen gewesen. Es war daher ein glücklicher Gedanke des Herausgebers, sich der Mitwirkung von Fachmännern zu vergewissern, die schon durch ihren Namen die beste Gewähr für die Trefflichkeit des zu Leistenden boten. Wie unter den Künstlern, findet man unter den betheiligten Autoren die besten Namen und die besten Federn. Man muß den Muth des Herausgebers, ein so großes Werk, dessen Durchführung, weil von so viel Faktoren abhängig, mit so viel Schwierigkeiten verbunden ist, zu planen und trotz dieser Schwierigkeiten auszuharren, bewundern, man darf ihn aber getrost zur Vollendung beglückwünschen und kann versichern, daß er, faßt man das Werk als Ganzes ins Auge, ohne Rücksicht auf etwaige unvermeidliche Mängel im einzelnen (wie allzu knappe Behandlung mancher wichtigen Seiten des öffentlichen oder kulturellen Lebens, das gänzliche Unberücksichtigtlassen der inneren Verfassungskämpfe, des Parlamentarismus u. s. w., woran vielleicht mehr die Verhältnisse als der Herausgeber die Schuld tragen), ein verdienstliches und zumal, wenn man, wie erwähnt, die Ausführung beachtet, ein prachtvolles Werk geschaffen hat. Neben dem Herausgeber ist rühmend des mit der schwierigen Arbeit der Redaktion betrauten Dr. Heinrich Glücksmann zu gedenken, dem die, wie sich denken läßt, nicht geringe und an Aufregungen reiche Mühewaltung der eigentlichen redaktionellen Thätigkeit zufiel.

Das vorliegende, schon als Buch betrachtet, bedeutsame Werk verdiente in seinem bildlichen und textlichen Theil eine eingehendere Würdigung; der enge hier zur Verfügung stehende Raum ermöglicht nur eine knappe Charakteristik und eine flüchtige Skizzirung des überreichen Inhalts in seinen wesentlichen Bestandtheilen.

Was zunächst die Illustrativnen anlangt, wäre vor allem der großen Schaar trefflicher älterer und jüngerer Künstler zu gedenken, welche die Textbilder — zumeist Originale — geschaffen haben; sie aufzuzählen, würde zu weit führen, man findet unter ihnen die besten Namen der österreichischen und ungarischen Künstlerschaft. Mit wenigen Worten sei hier nur der Tafeln gedacht. Außer dem beiden Bänden beigegebenen Titelblatt (Zeichnung von Heinrich Lefler, Radirung von Anton Kaiser) und dem Wappenblatt von Rudolf Bernt in Band 1 dienen die Radirungen von William Unger (der Kaiser nach einem Gemälde von Horowitz, die Kaiserin, Originalradirung), der Farbendruck (Erzherzog Franz Joseph als Knabe nach dem Gemälde von Amerling), das erste Bild des Kaisers von weil. Erzherzogin Marianne, die Heliogravuren: der Kaiser in seinem Arbeitszimmer, der Kaiser bei Santa Lucia, die Bilder aus dem Jubiläums-Rundgemälde im Prater (Epoche Franz I., Zeit Ferdinand V., Epoche Franz Joseph I., Alt-Wien), Einzug der Kaiserbraut, Eröffnung der Wiener Weltausstellung, sämmtlich von Professor Fleischer, die Einschiffung des Kaisers in Jaffa (während eines heftigen Sturmes) von Lodovico di Rubelli, Königin Elisabeth am Sarge Deáks nach dem bekannten Gemälde von Michael v. Zichy, die Schlachtenbilder (Trautenau, Solferino, Jaice von Pipich, Königgrätz von Ottenfeld, Deversen und Erzherzog Albrecht und sein Stab in der Schlacht von Custozza von L'Allemand, Seegefecht bei Helgoland, das

[1]) Franz Joseph I. und seine Zeit. Kulturhistorischer Rückblick auf die francisco-josephinische Epoche. Unter dem höchsten Protektorate Sr. kais. und kgl. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Franz Ferdinand und unter Mitwirkung hervorragender Hof- und Staatswürdenträger, Militärs, Politiker, Gelehrten, Schriftsteller, Künstler und Persönlichkeiten aus der Gesellschaft herausgegeben von J. Schnitzer. Wien, R. Lechner (Wilhelm Müller), München, Cäsar Fritsch (Heinr. Plach). 2 Bände gr. Fol.

Schiff „Kaiser“ im Kampfe mit Panzerschiffen von Lodovico di Rubelli, Seeschlacht bei Lissa von Schönchen), zu denen noch andere kommen, wie Erzherzog Franz Ferdinand von Julius v. Blaas oder Brand in Gödöllö und Erzherzogin Marie Valerie in der Spinnstube (in Gödöllö) von Revész, die Fußwaschung in der Hofburg zu Wien von Fleischer, die Frohnleichnamsfeier in Wien von Karger — dienen diese Bilder zur Veranschaulichung der Zeitgeschichte und von Zügen aus dem Leben des Kaisers, der Kaiserin und der kaiserlichen Familie.

Aber nicht nur die Tafeln, sondern auch die dem Text beigegebenen Bilder, sowohl jene, welche ihn erläutern, als jene, welche ihn zieren, sind von einer Feinheit der Ausführung, die wohl in deutschen Werken bisher nicht erreicht wurden ist. Neben der guten, alten Kunstrichtung kommt auch die neue, die man die sezessionistische nennt, hier und da in einigen Zierstücken zu ihrem Rechte, und so erhält man schon aus dem bildlichen Theil des Werkes, abgesehen von den zur Erläuterung der kunstgeschichtlichen Aufsätze reproduzirten Kunstwerke, ein Bild von der Kunstentwicklung der Zeit. Der Reichthum des illustrativen Theiles zeigt, welche Anforderungen man heute im Gegensatz zu den bescheidenen früheren Epochen an diese Beigaben stellt; sie erdrücken aber in dem vorliegenden Werk durchaus nicht den Text. Vielmehr ist in dem Kaiserwerk ein wohlthuendes Gleichmaß erzielt zwischen Wort und Bild. Wer die beiden schweren Folianten, wie es bei solchen Prachtwerken freilich meist zu geschehen pflegt, auf seinen reichen Bilderschmuck hin durchblättert, hat keine Ahnung von der Fülle reicher Belehrung, die sie dem Leser bieten; für die Lektüre bietet allerdings — es soll dies nicht verschwiegen werden — das der Bilder und des zu erzielenden imposanten Charakters wegen gewählte übergroße und daher unhandliche Format ein nicht für Jeden leicht zu überwindendes Hinderniß. Umsomehr muß daher der Werth des Textes betont werden.

Das Werk zerfällt, wie erwähnt, in zwei Bände, von denen der erste den geschichtlichen Theil, der zweite den kulturgeschichtlichen enthält.

In dem trefflich geschriebenen „Vorwart“ des ersten Bandes skizzirt der Herausgeber die ganze zur Darstellung kommende Epoche mit ihren reichen inneren und äußeren Wandlungen, es folgt ein poetischer Prolog von Ferdinand v. Saar, eine Charakteristik der Person des Kaisers und Schilderung des denkwürdigen Aktes der Thronbesteigung am 2. Dezember 1848 von Graf Franz Coronini, eine interessante Würdigung des Kaisers „auf dem Throne“ von Eduard Wertheimer, eine (aus dem Nachlaß des Verfassers stammende) Schilderung der denkwürdigsten Momente der Orientreise des Kaisers bei Gelegenheit der Eröffnung des Suezkanals von Wiener v. Welten. Die folgenden Aufsätze sind dem Andenken weiland der edlen und geistig so hochstehenden Kaiserin Elisabeth gewidmet, deren erschütternd tragisches Ende den Jubiläumsjubel jäh verstummen machte (Kaiserin Königin Elisabeth, Werbung und Hochzeit, Erinnerungen von Max Fall [einstiger ungarischer Lehrer] und Gedenkblätter von Rhoussо Rhoussopoulos [erster griechischer Lehrer der Kaiserin], daran schließt sich ein die edle Persönlichkeit der Kaiserin charakterisirender Brief von *„* [„einer feingeistigen Dame, die jahrelang zur unmittelbaren Umgebung der Kaiserin gehört hatte“], endlich ein tief empfundenes Gedicht „Elisabeth“ von Paul Wilhelm). Der kaiserlichen und königlichen Familie ist der folgende Aufsatz von Zdekauer gewidmet; im besonderen würdigt Jokai „Erzherzog Joseph und Alcsuth“. In diesen Zusammenhang gehören auch die Aufsätze: „Ischl, einst und jetzt“ von Hugo Klein, „Die Hermes-Villa in Lainz“ von Deininger, „Gödöllö“ von Sturm, „Zwei erzherzogliche Schlösser (I. Kanapischl [Schloß des Erzherzogs Franz Ferdinand], II. Hörnstein [Schloß des vor kurzem verstorbenen Erzherzogs Leopold])“ von Teuber, „Die Wiener Hofkirchenfeste“ von Dr. Schnabl, „Die Hofjagden und der Kaiser als Waidmann“ von Victor Graßbauer Edler v. Waldstätt, endlich die „Carousfels“ von Graf Hans Wilczek sen. und die Skizze „Wie die Waldbauern Kaiserfeste feiern“ von Rosegger, aus der die tiefe Verehrung, deren sich der Kaiser beim Volke erfreut, spricht.

Ein Aufsatz über das Esterhazy'sche Schloß „Totis“ in Ungarn von Sylvester Blume (das Schloß, welches gelegentlich der großen Kaisermanöver 1897 Kaiser Franz Joseph und seinen Gast und Verbündeten Wilhelm II. beherbergte) und der folgende von Sturm „Im Manöver-Kaiserzelt“ leiten über zu der Reihe von Aufsätzen über die Entwicklung und die Darstellung des jetzigen Zustandes von Oesterreichs Land- und Seemacht und seiner Reorganisatoren (Kuhn, John, Erzherzog Albrecht, Tegetthoff). Dabei finden die Kämpfe Oesterreichs zu Land und zur See in den abgelaufenen 50 Jahren Darstellungen, die sich durch wahlthuende Objektivität auszeichnen. Verfaßt sind diese Aufsätze von Oberst Porth, Hauptmann Danzer, FZM. Frhr. v. Scudler, Karl Regenspurg, FZM. Baron Fejervary (ungarische Landwehr), Linienschiffskapitän dall' Adanni (Marine); das Wiener Hausregiment Hoch- und Deutschmeister behandelt in einem besonderen Kapitel Eugen Gugtia. Abgeschlossen wird dieser historische Theil durch die Darstellung der „geistlichen Ritterorden in Oesterreich“ und der „Orden und Ehrenzeichen Francisco-Josephinischer Stiftung“ von Oskar Teuber.

Die Entwicklung der beiden Reichshauptstädte Wien und Budapest finden ihre lebensvollen Schilderer in Vinzenz Chiavacci und Adolf Agai (Pozzo), die Landeshauptstädte, Ragusa und die dalmatinische Küste, sowie Agram in Johannes Ziegler, die See-Emporien in Alexander v. Dorn. Den Wiener Frohmuth behandelt August Silberstein, die sprichwörtliche Wiener Wohlthätigkeit Sophie v. Khuenburg, den Wiener-Prater Felix Salter, die adelige Erziehungsanstalt Theresianum Viridas, das gesellschaftliche und politische Leben Budapests Graf Alex v. Vay und mit gedankenreichen Randglossen zur Zeit und einer tiefsinnigen Parabel „Geschieden“ der geistvollen Dichterin Marie v. Ebner-Eschenbach schließt der für die Zeitgeschichte aufschlußreiche erste Band.

Kunst, Wissenschaft und Bildung, Literatur, Theater und Musik, Rechtspflege, Industrie und Verkehr fanden ihre Stelle im zweiten Bande und in ihm kommen fast alle der Pflege dieser Gebiete gewidmeten Anstalten zur Behandlung. Der langjährige verdiente Präsident der der Erforschung und Erhaltung der vaterländischen Alterthümer dienenden Zentralkommission, Geheimrath Frhr. v. Helfert, schildert in dem schönen Eingangsaufsatz „Vergangenheit und Gegenwart“ die Organisation, Geschichte und Thätigkeit dieser Körperschaft, die bildende Kunst in Oesterreich behandelt ein feinsinniger und belehrender Essay von Heveši, jene in Ungarn Gustav Keleti. Daran schließen sich werthvolle Monographien über Hans Makart (persönliche Erinnerungen) von Hugo Klein, Munkacsy und Tilgner von Glücksmann, Mateijka van Ladislaus Luszczkiewicz, Rudolf Alt von Hermann Bahr; über Wiens Mäcene und Sammler berichtet ein nachgelassener Aufsatz von Emerich Ranzoni. Es folgen die Schilderungen einzelner Institute und Sammlungen: des kunsthistorischen Hofmuseums durch Wendelin Boeheim, des naturhistorischen durch Moritz Hörnes, des technologischen Gewerbemuseums durch seinen Begründer und Direktor, Sektionschef Exner, des österreichischen Handelsmuseums durch Baron Schwegel, des

ungarischen Nationalmuseums durch Direktor Szalay, des ungarischen Gewerbemuseums durch seinen Direktor Eugen v. Radisics.

Den Uebergang zu Wissenschaft und Bildungswesen bildet die Darstellung des Bibliothekwesens im allgemeinen und der Wiener Universitätsbibliothek im besonderen durch Dr. Frankfurter, der Hofbibliothek durch Dr. Rudolf Beer. Die kais. Akademie der Wissenschaft in Wien behandelt ein Aufsatz ihres seither jäh dem Tode ereilten Generalsekretärs, des Historikers Alfons Huber, ihren im Vorjahr verstorbenen Präsidenten, den hervorragenden Historiker Alfred v. Arneth, Dr. Franz Zwepbrück, die ungarische Akademie der Wissenschaften endlich Generalsekretär Ministerialrath Koloman v. Szaly. Oesterreichs hervorragenden Antheil an der geographischen Forschung würdigt Franz R. v. Le Monnier, das Schulwesen in Oesterreich-Ungarn Dr. Beer (mit Benutzung von Daten für Ungarn von Geheimrath v. Berzeviczy), die Wiener Universität Robert v. Zimmermann (seither gestorben), die Anstalten geistiger Kultur in Böhmen Dr. Alfred Klaar, die, freilich noch lange nicht abgeschlossene, Kulturarbeit in Galizien Dr. Alfred Szczepanski.

Einen breiten Raum nimmt die Schilderung von Literatur, Theater und Musik ein. Dem allgemeinen Ueberblick über die Literatur in Oesterreich durch Felix Salter folgt eine besondere geistvolle und eindringliche Studie über Marie v. Ebner-Eschenbach von Moriz Necker. Die ungarische Literatur seit 1848 behandeln Professor Karl Sebestyan (Lyrisches und Episches) und Professor Heinrich Leukei; einen besonderen Essay widmet Sebestyan dem Dichter Arany. Anzengruber und die Wiener Volksbühne finden ihre tiefgründige Würdigung durch den Dichter J. J. David, das Burgtheater durch Baron Alfred Berger, daran schließt sich eine Chronik des Burgtheaters von Albert Joseph Weltner und eine schöne Studie über Heinrich Anschütz von Joseph Lewinsky. Die Bedeutung Heinrich Laube's und des durch ihn begründeten Stadttheaters in der Theatergeschichte von Wien würdigt sein einstiger Mitarbeiter Alexander Strakosch. In ausführlicher Darstellung behandelt Hedwig Abel die Wiener Hofoper und das Wiener Konzertwesen; die österreichische Militärmusik findet ihre besondere Behandlung durch Eduard Kremser. Das ungarische Theater schildert Anton Váradi, die Musik in Ungarn Graf Geza Zichy; in besonderen Monographien würdigt Robert Hirschfeld die beiden in Ungarn geborenen großen Musiker Franz Liszt und Joseph Joachim.

Eine „Kulturgeschichte in Bildern" betitelt sich ein Aufsatz Hugo Wittmanns: es ist dies ein lesenswerther Kommentar zu dem durch Initiative des Herausgebers des vorliegenden Werkes im Vorjahre ins Leben gerufenen Jubiläums-Rundgemälde, das von Professor Fleischer mit großer Meisterschaft gemalt wurde und dessen einzelne Bilder in Heliogravüren, wie oben erwähnt, dem Kaiserwerke beigegeben sind. Dieser prächtigen Uebersicht über die gesammte Kulturentwicklung folgen Aufsätze über Strafrechtspflege in Oesterreich vom Landesgerichtspräsidenten Julius v. Soos, über Ungarns Rechtsentwicklung von Prof. M. Stiller, die Wiener Polizei von Marco Brociner. Ueber die ungeahnte Entwicklung der Wiener Presse und ihre Bedeutung im öffentlichen Leben hat der Präsident der „Concordia", Ferdinand Groß, einen glänzenden Aufsatz beigesteuert, die ungarische Presse behandelt Heinrich Lenkei.

Der große Aufschwung auf den verschiedenen Gebieten der Industrie, des Handels, der Technik und des Verkehrs erhellt auch aus den Schilderungen der größeren Ausstellungen: Wiener Weltausstellung von 1873 (Regierungsrath Piesling), Elektrischer Ausstellung, Goldschmiedekunst-Ausstellung in Budapest 1884 und Wien 1889 (Karl v. Vincenti), Musik- und Theater-Ausstellung 1892 (Alex. v. Wrilen), Ungarische Ausstellungen 1865, 1885, 1896 (Geheimrath Alex. v. Matlekovits), Prager Ausstellungen 1891, 1895, 1898 (Joseph Grafnelter), die galizische Landesausstellung 1894 (Theoph. Mernnowicz), die Wiener Jubiläumsausstellung 1898 (Geheimrath Dominik Graf Hardegg). Ueber die Entwicklung des österreichischen Verkehrswesens im besonderen gibt Aufschluß ein Aufsatz von Herm. Strach, über das ungarische Geheimrath Matlekovits. Die technischen Erfindungen und Entdeckungen Oesterreich-Ungarns endlich behandelt Ingenieur Prof. Jos. Rittinger.

Ergänzende Kulturbilder bieten noch die Aufsätze über die Wiener freiwillige Rettungsgesellschaft, das Musterinstitut für ähnliche Einrichtungen an anderen Orten, über die Sparkassen (Nava), die Hof- und Staatsdruckerei (Reg.-Rath Fritz), den Sport (Balduin Groller), Jagden (Graf Eugen Kinsky) — dazu ein fesselnd geschriebener Aufsatz über den durch seine kühnen Reiterstücke berühmten Grafen Moriz Sándor von dessen Tochter Pauline Fürstin Metternich-Sándor —, ein anziehendes Bild der Wienerin von Ferdinand Groß. Den Abschluß des zweiten Bandes bilden einige kurze Skizzen über die Jubiläumsstiftungen und zwei größere Huldigungsfeiern (Festzug der Kinder und Huldigung der Waldmänner) und zwei stimmungsvolle Gedichte, von denen das eine von Marie Grille Grazie den Huldigungsfestzug der Schuljugend besingt, der an einem sonnigen Sommertage vor dem kaiserlichen Jubilar vorbeizog und nach seinem eigenen Worte ihm „einen Trost nach dem vielen Kummer dieses Jahres bot", das andere von Heinrich Monath den Friedensfürsten feiert.

Schon die bloße Inhaltsübersicht kann zeigen, wie werthvolles Material zur Zeitgeschichte in diesen beiden Bänden aufgespeichert ist. Aber der Werth liegt nicht nur im Inhalt, sondern auch in der Form. Der enge Raum verbot hier eine eingehendere Würdigung auch nur zu versuchen. Wie in der Ausdehnung sind die einzelnen Aufsätze natürlich auch ungleich in der Form und in ihrem Werth; aber im allgemeinen darf wohl gesagt werden, daß sie auch in dieser Rücksicht über den Anlaß, zu dem sie geschrieben wurden, hinaus Werth behalten.

Der reichen Ausstattung und dem Umfang entsprechend ist der Preis des Werkes ein ungewöhnlich großer — 500 fl. — und für größere Verbreitung ungünstiger; nur reiche Bibliotheken und Bücherfreunde werden es erwerben können. Im Interesse des aufschlußreichen Inhalts wäre es wohl gelegen, den Text mit einer entsprechenden Auswahl von Illustrationen in einer handlicheren und eine größere Verbreitung ermöglichenden billigeren Ausgabe zu veröffentlichen. Vielleicht findet der rührige Herausgeber — der, nebenbei bemerkt, in patriotischer Selbstlosigkeit den etwaigen Reinertrag des Jubiläumswerkes den kaiserlichen Intentionen entsprechend humanitären Zwecken bestimmt hat — auch dazu den Muth.

Die Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft.

Von Robert Petsch.

Schon am Donnerstag nach Pfingsten begann in Weimar das lebhafte Treiben der Goethe-Verehrer, die hier alljährlich zusammenströmen, um das Andenken an den verehrten Geistesfürsten, an unsre klassische Literaturepache zu begehen. Reger noch als sonst war die Antheilnahme an den Entschlüssen, die am Freitag Vormittag im alten Wittumspalais im Schoße des Vorstandes gefaßt wurden. Galt es doch die Neuwahl

eines Präsidenten der Gesellschaft und gleichzeitig den Ersatz des Vizepräsidenten, da der verehrte Mann, der diesen Posten bisher mit großem Erfolg versehen, an die erste Stelle aufrückte, der Direktor des großherzoglichen Museums und des Goethe-Nationalmuseums, Geh. Hofrath Dr. Ruland; an seine Stelle trat Professor Erich Schmidt aus Berlin. Dieses hocherfreuliche Wahlresultat verkündete der am Sonnabend im großen Saale der „Erholung" zusammengetretenen, sehr stark besuchten Generalversammlung der Alterspräsident Professor Kuno Fischer aus Heidelberg.

Der zweite Theil der Tagesordnung war dem Gedächtniß des verewigten Präsidenten v. Simson gewidmet, dessen Andenken in feinsinniger, tief eindringender Weise Professor Karl Frenzel aus Berlin feierte. Er zeichnete Simson als Parlamentarier und als Goethe-Forscher und zeigte, wie sich in ihm die klassische Zeit des 18. Jahrhunderts und das abklingende, realistischere Säkulum aufs schönste vereinigten. Zum Zeichen treuer, dankbarer Gesinnung gegenüber dem Verewigten erhob sich die Gesellschaft von den Sitzen.

Den Jahresbericht erstattete der Oberbibliothekar Geh. Hofrath v. Bojanowski. Er wies u. a. darauf hin, daß sich die Goethe-Gesellschaft, entgegen den Erwartungen skeptischer Beobachter, nicht nur auf der stattlichen Höhe der Mitgliederzahl gehalten hat, die vor 13 Jahren bei der ersten Generalversammlung freudig begrüßt werden durfte, sondern einen stattlichen Zuwachs verzeichnen darf, wenn auch in allerjüngster Zeit ein leiser Rückgang nicht zu leugnen ist, der aber durch verschiedene zufällige Verhältnisse bedingt scheint. Heute zählt die Gesellschaft über 2600 Mitglieder und bewährt sich nach wie vor durch Verbreitung des Jahrbuchs und trefflicher wissenschaftlicher Arbeiten als Mittelpunkt der deutschen Goethe-Forschung, wovon der im letzten Herbst erschienene erste Band der prächtigen Briefpublikation „Goethe und die Romantik", die in diesem Jahr vollendet werden soll, beredtes Zeugniß gibt. Literarischen Gesellschaften und öffentlichen Sammlungen hat die Gesellschaft auch im letzten Jahre ihre Unterstützung nicht versagt, wo sie eine Förderung ihrer Ziele erwarten durfte. Der verewigten Frau Großherzogin Sophie von Sachsen, der hochherzigen Schirmherrin der Gesellschaft, ist im neuen Goethe-Archiv von Donndorfs Meisterhand ein Denkmal errichtet worden, von dem wir noch weiter zu melden haben werden. Für das Goethe-Denkmal in Straßburg hat die Gesellschaft einen Beitrag von 1000 M. bewilligt und ferner sich mit dem Freien deutschen Hochstift in Frankfurt a. M. zur gemeinsamen würdigen Feier der 150. Wiederkehr von Goethe's Geburtstag in des Dichters Vaterstadt vereinigt. Zur Betheiligung an dieser Feier lud Professor Dr. Veit Valentin in beredten und herzlichen Worten ein.

Darauf bestieg Professor Erich Schmidt aus Berlin das Katheder, um den Festvortrag über Goethe's „Prometheus" zu halten.

Wie ein Zug von Dämonen, so führte der Redner aus, begleiten gewisse Gestaltungen Goethischer Dichterkraft ihres Schöpfers Laufbahn, als Symbole gleichsam der Weltprobleme, denen sein Sinnen galt, deren Auffassung oder durch Goethe sich im Lauf der Zeiten allmählich änderte; im fruchtbaren Erdreich seiner Jugend kräftig wurzelnd, schlagen sie im hohen Greisenalter noch einmal aus. So führen zwei Menschenalter hindurch alle Straßen zum Faust, so waren Mahomets monotheistische Verse längst vollendet, ehe Goethe nach dem Wort Karoline Schlegels daran ging, Voltaire's Drama „in Musik zu setzen, wie Mozart den Schikaneder". So begann die Arbeit am „ewigen Juden" im Frankfurter Mansardenstübchen, wo die ersten, mitternachtumdämmerten Verse auf „Fetzen" hingeworfen wurden, um dann, in den ersten Weimarer Jahren wieder vorgenommen, in Italien gefördert zu werden und den Dichter endlich nochmals in Weimar zu beschäftigen. So bieten diese Weltgestalten, im Gegensatz zu anderen Werken, die der Dichter abstreifen konnte gleich einer abgelegten Schlangenhaut — wir erinnern an Tasso oder Iphigenie, die eben nur einer Epoche seines Dichtens angehören —, so bieten sie das Beispiel fortwährender Metempsychose, andauernder Umgestaltung im Busen des Dichters. Diesem Gestaltenkreis reihen sich Pandora und Prometheus an.

Streng und kurz nach dem Bericht des Hesiod gibt die „Achilleis" ihre Sage wieder. In unserm Torso aber faßt Goethe alles zusammen, was ihn selbst bewegte an Schönem und Hahem: sein ganzes Verhältniß zu Kunst und Welt, höchstes Leid und höchste Lust prägen sich darin aus. Auch Goethe hat geliebt und getrauert wie Epimetheus, auch seine Faust mochte sich trotzig ballen wie die des Prometheus.

Es ist diesen Weltdramen Goethe's eigen, daß er hier nicht wie bei seinen klassischen Schöpfungen nach sorgfältig ausgearbeitetem Schema vorgeht, sondern den „seelenvollen Busen" ausströmen läßt, was in ihm lebt und kämpft, unbekümmert darum, daß der Fortgang der Handlung nur in wenigen Punkten feststeht, daß die ganze Bahn, die der Held durchlaufen wird, dem Dichter selbst noch unklar ist. Auch für „Pandora" standen die hohen Endziele noch nicht fest, als Goethe an die Arbeit ging; dem jungen Dichter konnte es wohl gelingen, Gretchens Erdenberuf zu folgen; die vielverschlungenen Pfade Pandora's zu entwirren war er noch nicht reif, und er selbst sollte gestehen, daß sein Stück „ohne weiteres Nachdenken begonnen" ward.

Treten wir nun ein in diese „fordernde" Epoche mit ihrem überschäumenden, ungestümen Freiheitsdrang, mit ihrem lebendigen Haß gegen allen Schul- und Regelzwang, gegen das Alltägliche, mit ihrer Sehnsucht nach universaler, selbständiger Erkenntniß von Gott und Welt und ihrem fesselosen, genialischen Vortrag. Doch zeigt der junge Goethe auch den Revers solcher Stimmungen: die faustischen Anwandlungen der Verzweiflung über ohnmächtiges Nichtkönnen und Nichtswissen; Empörung und Demuth, Kraft und Schwäche, Trotz und Anbetung, Erhabenes und Derbes sind in der Seele des jungen Genies vereinigt. Vor dem Straßburger Münster ergreift er das Panier grandioser Schöpferkraft und seine begeisterungdurchwehte Schrift über Erwin, den er mit seinem königlichen Bauherrn geistig gleichsetzt, schließt mit dem Namen: „Prometheus". Eine kleine Welt nur ist es, die der Dichter umgrämt, aber er stattet sie aus „nach seinem Bilde". In diesen Gedanken vertieft sich der junge Goethe in Shakespeare's Gestaltenfülle. Wenn Goethe nun selbst in eigenherrlichem Schöpfermuth Gestalten schafft, die er wie Prometheus seine „Kinder" nennt, was Wunder, wenn ein mitkämpfender Nachbar ihn dem deutschen Volk als „Prometheus" vorführte und wenn selbst Wieland ihm diesen Namen gönnte.

Goethe's Liebe zu Prometheus erstarkte im Gefühl seines genialen Titanismus, dem er in höchst respektlosen Satiren auf alles das Luft machte, was das Recht der großen Persönlichkeit zu gefährden drohte, und der ihn den Angstruf des frommen Stolberg überhören ließ. Er hat Begriff und Namen des Uebermenschen geprägt, doch damit ist dies „Pandämonium" nicht erschöpft. Neben der wilden Trotzrede stehen ganymedische Rufe der Sehnsucht nach dem Busen des ewigen Vaters. So vereinen sich auch hier Selbstgefühl und Demuth vor allem Großen im Kunst und Leben; kann sich doch der Stolz des Reichsstädters auch vor Weimars Adel nicht beugen.

Die Urschrift des „Prometheus" mag Goethe bald nach seiner Uebersiedelung nach Weimar der Frau v. Stein übergeben haben, bei der sie liegen blieb und vergessen ward, bis sie endlich noch langen Jahrzehnten in Abschrift dem Dichter wieder zukam. Das aufrührerische Gedicht seiner Jugend gefiel aber dem alten Herrn nicht mehr. Hier stand nicht mehr der hellenisch stilisirte Halbgott vor ihm, dessen dichterische Verherrlichung im Sinne des Aischylos Goethe in den 90er Jahren bedacht hatte, sondern der Menschenschöpfer der Sturm- und Drangzeit, der die nervige Faust gegen den Himmelsvater ballt. Verwandelt sich doch hier Goethe's eigener Drang nach Isolirung von Göttern und Menschen in das Bild des Titanen. Zwischen Olymp und Titanenreich erhebt sich eine heroische Mittelfigur, und es reizt den Dichter, die Menschen durch diesen Rebellen, nicht durch Gott selbst erschaffen zu lassen; somit ergeben sich zwei Hauptmotive: der Götterfeind und der Menschenbildner. Davon ausgehend entwarf der Redner in kurzen, knappen Zügen eine Analyse des Dramas, deren genauere Ausführung dem Drucke des Vortrags vorbehalten bleiben mußte.

Zum Verständniß des Goethischen Fragments ist kein sonderlich tiefes Eindringen in die antike Mythologie von

nöthen. Nur das große Motiv des Trotzes und einiges minder Wichtige hat er aus dem Aischylos herübergenommen. Bei Hesiod hebt sich die Gestalt des großen Japetiden Prometheus mächtig vom Hintergrund der Giantenschlacht ab; er raubt den Himmlischen das Feuer und bringt es seinen Schützlingen, den Menschen. Zur Strafe wird die berückende Gestalt der Pandora geschaffen, von Epimetheus aufgenommen, und aus ihrer Büchse ergießen sich Unheil und Verderben über die Menschheit und enden das „goldene Zeitalter" seligen Dahindämmerns.

Anders bei Goethe. Hier ist Prometheus selbst der Schöpfer der Menschen, wie es nur hier und da einmal antike Funde melden, wie es auch Voltaire in seinem Goethe vielleicht bekannten Operntext darstellt. Trotzig setzt das Stück ein mit der Unabhängigkeitserklärung des Individualismus, mit dem energischen: „Ich will nicht." Nur das Schicksal, dem auch die Olympier unterworfen sind, erkennt der gewaltige Held als Macht an, die ihm überlegen ist. Seine Sorge aber gilt den Menschen, seinen Kindern. Epimenides, von Goethe nur leichthin als friedliebender, mittelmäßiger Geist charakterisirt, klagt über den Trotz des Bruders. Der Held aber, scharf umrissen in seiner Charakterzeichnung, zeigt auch in der Sprache nichts von Tiraden oder von Faustischem Gesprudel; sprung- und ruckweise ist sein Ausdruck. Derselbe Prometheus aber kann auch goethisch schwärmen, wenn er sich seinen Kindern zuwendet oder wenn seine Lieblingsgöttin, die Minerva, ihm naht. In ihrer Beiden Hasse gegen den Tyrannen Zeus spiegelt sich Goethe's eigene Abneigung gegen die Idee eines außerweltlichen Gottes. Auch der Ewigkeitsgedanke, der „Prometheus" durchdringt, spiegelt sich mannichfach in den Werken des jungen Goethe; das „so bin ich ewig, denn ich bin!" klingt hier und da wieder.

Wir müssen uns hier die genauere Wiedergabe der Analyse dieser beiden Akte, deren erster den Himmelsstürmer zeigt, während der zweite theils im Anschluß an Rousseau, theils im Widerspruch gegen ihn, die Probleme der Kulturentwicklung der Menschheit, der Entstehung des Eigenthums und, freilich in unsicheren Linien, die großen Welträtsel, wie den Tod, behandelt, mit Rücksicht auf die ganz bedeutend erweiterte Fassung, die dieser Theil im späteren Druck erfahren soll, für jetzt versagen und gehen noch auf die grandiose Schlußode ein: „Bedecke deinen Himmel, Zeus, mit Wolkendunst." Wenn Goethe später behauptete, sie sei von vornherein als Eingangsmonolog eines dritten Aktes gedacht, so werden wir hier seinem Gedächtniß nicht so unbedingt vertrauen dürfen wie anderwärts. Macht er doch über den Verlauf des Prometheus-Dramas in „Dichtung und Wahrheit" nur ganz allgemeine und unbestimmte Angaben, ohne den Fortgang zu skizziren, den er eben in der Dichtung nicht gefunden hatte. Jedenfalls war mit den Versen, darin Prometheus seine Geschöpfe über den Tod belehrt, für Goethe die Dichtung abgethan; ein paar Kraftstellen herausnehmend, hier und da Accente verstärkend, mächtig steigernd und auch wieder lyrisch vertiefend, formte er die kunstvoll gebaute, nicht wie „Wandrers Sturmlied" in genialem Unsinn dahinschreitende, sondern meisterhaft verzahnte dithyrambische Ode, deren älteste Form vom Jahre 1774 uns Goethe's Freund Friedrich Heinrich Jakobi überliefert hat. Am 6. Juli 1780 las Jakobi auch Lessing das Gedicht vor, der seine Freude daran hatte, während der absterbende Mendelssohn es eine „Armseligkeit" nannte.

Freilich erschöpft diese verwegene Streitrede die Gedankenfülle des jungen Goethe nicht. „Geburt und Grab, ein ewiges Meer, ein wechselnd Weben", das gilt auch von seinem Herzen. Der trotzige Empörer versenkt sich demüthig in den Gedankenkreis religiöser Schwärmer, weiche Töne zarter Lyrik erklingen in seiner Jugenddichtung. Goethe hat die Widersprüche in seinem Innern wohl gefühlt; seine ersten Weimarer Briefe geben Zeugniß davon. Diese Zeit in Weimar war für ihn die Epoche der Selbstzucht, der Mäßigung des heißen Blutes, und der Dichter des „Götz" ward zum erhabenen Schöpfer der „Iphigenie".

Es ist hier nicht möglich, im einzelnen all die geistvollen Züge, die Fülle der feinsinnigen Einzelbemerkungen dieses meisterhaften Vortrags zu buchen, noch weniger ist hier die Art, Erich Schmidts wohlbekannte, vornehme Beredsamkeit, zu rühmen: es war eine Stunde der höchsten Weihe, die er der andächtig lauschenden Goethe-Gemeinde bereitete.

Aus den Verhandlungen geschäftlicher Art dürfte interessiren, daß Professor Dr. Martin aus Straßburg einstimmig in den Vorstand gewählt ward, ferner, daß auf Antrag des Staatsministeriums von Seiten der Landesvertretung debattelos der Gesellschaft Steuerfreiheit bewilligt worden ist; aus dem Bericht des Geh. Hofraths Dr. Suphan über „Goethe-Bibliothek und -Archiv" sei erwähnt, daß zur Feier des 80. Geburtstages des Großherzogs die Beamten der wissenschaftlichen Anstalten Weimars eine Publikation „Goethe und Maria Paulowna" herausgegeben haben. Ferner haben die Mitarbeiter an der Goethe-Ausgabe Sr. kgl. Hoh. dem Großherzog ein Album mit ihren Photographien überreicht. Se. Majestät der Kaiser hat sämmtliche in der Bibliothek zu Berlin befindlichen Original-Goethe-Handschriften getreu nachbilden und diese Sammlung der Goethe-Gesellschaft überweisen lassen. Den Bericht über das „Goethe-National-Museum" erstattete der Direktor Präsident Dr. Ruland.

Auch das Festmahl in der „Erholung" war durch ernste und launige Tischreden gewürzt. Am Abend versammelte sich die Gesellschaft im dichtgefüllten Hoftheater zur Musteraufführung von Goethe's „Tasso". Hrn. Wiecke aus Dresden ist es, dank seinen ganz hervorragenden Gaben und eindringlicher Versenkung in die Worte des Dichters, gelungen, uns eine wahrhaft meisterhafte Verkörperung der Titelrolle zu geben. Neben ihm leistete Frau Stella Hohenfels aus Wien Hervorragendes als Prinzessin; Frau Prasch-Grenenberg aus Berlin war eine tüchtige Leonore Sanvitale. Dagegen fand Hr. v. Possart als Antonio wohl nicht die Fülle von Tönen, wie sie dieser Rolle eigen ist, und Hr. Wegner aus Weimar war mehr Schauspieler und Deklamator, als Alfons von Ferrara. Eine sinnige Ueberraschung bot den Anwesenden der Epilog Ludwig Fulda's; Frau Hohenfels als Sprecherin schmückt die Goethe-Büste von Trippel mit Tasso's Lorberkranz. Immerhin können wir nicht leugnen, daß nach dem Flusse der Goethischen Verse Fulda's Dichtung etwas fremd anmuthete.

Am Sonntag Mittag fand im neuen Goethe-Archiv im engsten Kreise, zu dem aber der Berichterstatter der „Allg. Ztg." Zutritt hatte, die feierliche Uebergabe der Donndorf'schen Büste der verewigten Großherzogin Sophie an den Großherzog Karl Alexander statt. Professor Kuno Fischer eröffnete die Feier mit einer Weiherede, in der er darauf hinwies, wie diese Stätte, von der hohen Verstorbenen selbst eingeweiht, inmitten unsrer Tage, die doch trotz aller Friedensbestrebungen nicht minder kriegerisch und bedrohlich seien als jene am Ende des vorigen Jahrhunderts, eine Ehrenstelle im friedlichen Reiche des Wissens einnehme, deren Pflege die Ehrensache des hohen Weimarischen Herrscherhauses, dieser deutschen Mediceer, sei. Der Großherzog versprach nach erfolgter Enthüllung der trefflich gelungenen Marmorbüste, an der Erfüllung dieser hohen Ehrenpflicht, die Gott dem Hause Weimar auferlegt habe, unentwegt festzuhalten, und übergab das Werk der Obhut des Direktors des Goethe-Archivs, Geheimraths Suphan, der dasselbe mit dankenden Worten in Empfang nahm.

Den Schluß der offiziellen Feier endlich bildete eine Aufführung von Goethe's „Egmont" mit der Beethooven'schen Musik im Hoftheater.

Mittheilungen und Nachrichten.

Ernst Steinmann: Pinturicchio (Nr. XXXVII der Knackfuß'schen Künstlermonographien). Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing 1898. Gr. 8°, 143 Seiten mit 115 Abbildungen. — Dem Vorwurf, den schon ein alter Philosoph gegen die Biographie erhob, indem er sie nicht als reine Geschichte gelten lassen wollte, sondern in das bloß enkomiastische Genre verwies, entgeht wohl auch die angezeigte Schrift nicht gänzlich. Allein gern folgen wir trotzdem — und Referent schließt sich hier in den weiteren Lesekreis mit ein, dessen Bedürfnissen und Interessen das literarische Unternehmen, dem auch unser Lebensbild angehört, dient — dem kundigen Führer, wenn uns seine gewandte Feder in liebe-

Digitized by Google

vallem Nachempfinden durch das reiche Lebenswerk des allzeit anmuthigen, oft interessanten und phantasievollen, wenn auch nie allzutiefen oder packenden umbrischen Meisters geleitet, mag sich unser Pfad dabei auch weniger in den Regionen der hohen Kunst bewegen, die sich in ihrem Werth selbst durchsetzt, als in der Niederung engumgrenzter, aber dafür wohlgepflegter Anlagen, wo mit Vorliebe das Lob erblüht, mitunter auch etwas Enthusiasmus angepflanzt wird. — Immerhin werden wir uns bei der Würdigung unsres Helden davor zu hüten haben, daß das geringe Maß der Einschätzung seiner Fähigkeiten, dessen ihn nicht bloß sein erster Biograph Vasari, sondern selbst noch die jüngsten Geschichtschreiber der italienischen Kunst werth erachtet haben, nicht in das Gegentheil umschlage. Diese Gefahr scheint wenigstens für das große Publikum vorhanden, nach der ungetheilten, oft überschwänglichen Begeisterung zu urtheilen, die seine Hauptschöpfung, die Dekorirung der Borgia-Gemächer, erweckt hat, seit sie, der öffentlichen Besichtigung freigegeben, sich zum Tummelplatz berufener und unberufener Feuilletonisten haben hergeben müssen. Den Einsichtigen hat freilich gerade diese Glanzleistung auch die Grenzen und Schwächen des Talents ihres Schöpfers wieder klar vor Augen geführt, und wir rechnen es unserm Verfasser zu besonderem Verdienst an, daß er, der durch die genaueste Bekanntschaft und durch verständnißvolles Sichhineinversenken vor allen Anderen berufen ist, über sie zu urtheilen, in seiner ebenso fein als gerecht abwägenden Würdigung, die über den großen Vorzügen gegen die beträchtlichen Mängel sich nicht verschließt, nicht gezögert hat, die leichtfertig angefachten Flammen eines übermäßigen Enthusiasmus zu dämpfen und dem großen Kreise der kunstliebenden Gemeinde einen richtigen Maßstab für die Werthung des in Rede stehenden Werkes in die Hand zu geben. — Auch betreffs der übrigen Werke Pinturicchio's scheint uns der Verfasser, einen oder den anderen Fall abgerechnet, durchweg das Richtige getroffen zu haben. Bei der großen Spärlichkeit verläßlicher biographischer Einzelheiten einerseits, andrerseits bei dem Mangel einer konsequent aufsteigenden künstlerischen Entwicklung seines Helden mußte sich seine Aufgabe darauf beschränken, dessen Hauptwerke möglichst richtig chronologisch zu ordnen, die übrigen — soweit dies anging — ihrer Reihe einzufügen, sämmtliche aber dem Leser beschreibend, und zwar je nach ihrer Bedeutung mehr oder weniger eingehend vorzuführen. Die Entscheidung über Kontroversen, die bezüglich des Verhältnisses des Meisters einerseits zu Perugino, andrerseits zu Raffael die Fachkreise bewegen — wir erinnern nur an die vielumstrittene Frage des venezianischen Skizzenbuches —, gehörte nicht in die vorliegende, der Verallgemeinerung kunstgeschichtlichen Wissens dienende Publikation, wenn wir die dabei in Frage kommenden Probleme auch gern mit einigen Worten angedeutet gesehen hätten. Im übrigen können wir dem Verfasser für die anregende — denn darauf kommt es bei seinen Lesern vor allem an —, dabei aber nichts weniger als oberflächliche Art und Weise, in der er seine Aufgabe in obigem Sinn gelöst hat, unsre volle Befriedigung nicht versagen. Durchweg hat er jene Seite der Begabung Pinturicchio's, die uns heute noch so sehr entzückt — seine anmuthig reiche, wenn auch hier und da etwas flüchtige dekorative Phantasie, verbunden mit einem ungemein entwickelten Sinn für harmonische Zusammenstimmung der Farben — gebührend gewürdigt, dagegen über die weniger glänzenden Züge im Bilde seines Heroen — die Armuth an geistigem Gehalt, die Beschränktheit seines künstlerischen Horizonts, die Eintönigkeit seiner Gestaltungen, kurz den Mangel einer starken schöpferischen Individualität, den Schleier liebender Nachsicht vielleicht etwas zu dicht ausgebreitet.

C. v. F.

H. S. **Deutschlands Kolonien.** Erwerbungs- und Entwicklungsgeschichte, Landes- und Volkskunde und wirthschaftliche Bedeutung unsrer Schutzgebiete. Von Dr. Kurt **Hassert.** Mit 8 Tafeln, 31 Abbildungen im Text und 6 Karten. Leipzig, Dr. Seele u. Co. 1899 (VIII und 332 S. Preis M. 4.50). — Das Buch, das Professor Friedrich Ratzel mit einem empfehlenden Vorwort versehen hat, verdankt seine Entstehung einem Cyklus von Vorträgen über die deutschen Schutzgebiete, die der Verfasser, der durch seine Forschungen in Montenegro wohlbekannte damalige Privatdozent Dr. Hassert, im vorigen Jahr in Leipzig vor einem größeren Publikum gehalten hat. Natürlich erscheinen diese Vorträge hier in erweiterter Form. Der allgemeinverständliche Charakter blieb überall gewahrt, doch verleugnet sich nirgends die wissenschaftliche Grundlage, der sorgfältige Aufbau unter Zuhülfenahme der umfangreichen, wenn auch recht verschiedenwerthigen Literatur, und darin erblicken wir einen Vorzug, der namentlich den landes- und volkskundlichen Theil des Hassert'schen Werkes hoch heraushebt über alle bisherigen Versuche, die Schutzgebiete zusammenfassend darzustellen. An solchen Versuchen hat es begreiflicherweise innerhalb der 15 Jahre, seitdem in Afrika und in der Südsee auf deutschem Boden die deutsche Flagge weht, nicht gefehlt; allein deren Verfasser waren vor allem darauf bedacht, im landläufigen Sinne interessant zu schreiben, das für den Laien Fremdr, Kuriose ohne Rücksicht auf dessen wirkliche Bedeutung breit herauszuheben. Den in ihrer Art ganz vortrefflichen Kapiteln in dem bekannten Werke über die Berliner Kolonialausstellung glauben wir mit diesem Urtheil nichts zu nehmen; denn dessen Mitarbeiter wollten nur in knappen Strichen orientiren, nicht aber ein einheitliches, alle Zweige der Landes- und Volkskunde gleichmäßig berücksichtigendes Bild zeichnen. Auch Hassert hat sich einen Rahmen von nur mäßiger Ausdehnung gesteckt, offenbar um Lücken zu vermeiden, zu deren Ausfüllung das heutige Material nicht ausgereicht hätte — in dieser Beschränkung aber zeigt er sich als Meister seines Themas, so daß das Buch in seiner konzisen Fassung durchaus den streng wissenschaftlichen Standpunkt wahrt und trotzdem eine anziehende Lektüre gewährt. Einzelnes — doch nicht zu viel — ist inzwischen allerdings überholt. Der geschichtliche Ueberblick, für den schon ausgezeichnete Vorarbeiten vorlagen, behandelt außer der Erwerbungs- und Entwicklungsgeschichte der heutigen Schutzgebiete auch die älteren deutschen Bestrebungen nach Expansion und Kolonialbesitz von der Zeit der Hansa, der Welser und des Großen Kurfürsten an bis auf die verunglückte Samoa-Aktion von 1880 und die Gründung des deutschen Kolonialvereins. Dann folgt eine Landes- und Volkskunde unsrer Kolonien einschließlich Kiau-tschou's — der, wie angedeutet, werthvollste Theil der Arbeit —, und zum Schluß ein wirthschafts-geographisches Kapitel, das ebenfalls in der Hauptsache auf eigenen Studien beruht und sich durch Unabhängigkeit des Urtheils auszeichnet. Die sechs Karten sind dem kleinen Reimer'schen Kolonialatlas entnommen und darum für die Zwecke des Verfassers kaum noch ausreichend. Auch die wenigen Abbildungen erschöpfen bei weitem nicht die wesentlichsten Charakteristika des Landes und seiner menschlichen Bewohner. Sie sind etwas willkürlich gewählt und nur insoweit mit Quellenangabe versehen, als es sich um Werke des D. Reimer'schen Verlags handelt, während man die Hinweise auf Peters, Zintgraff ꝛc. vermißt. — Das Buch ist zweifellos recht verdienstvoll und füllt eine empfindliche Lücke aus; es wird darum seinen Platz behaupten, bis einmal die Zeit zum Aufbau einer Landeskunde der Kolonien auf breiterer Basis gekommen sein wird.

W. H. **Graf Leo Tolstoj's „Auferstehung" in deutscher Uebersetzung.** Eine Polemik über die deutsche Uebersetzung des neuen Romans von Lea Talstoj hat sich zwischen der Verlagsbuchhandlung F. Fontane u. Co. in Berlin und dem Verleger der „Niwa", Hrn. A. F. v. Marcks in St. Petersburg, entsponnen. Hr. v. Marcks hat vom Grafen Leo Tolstoj das Recht erworben, dessen Roman „Auferstehung" zuerst in dem Familienjournal „Niwa" veröffentlichen zu dürfen, und er hat dafür, wie er dem Schreiber dieser Zeilen mittheilte, eine horrende Summe bezahlt; von anderer Seite erfahren wir, das Honorar für das Recht der ersten Vervielfältigung in russischer Sprache habe 40,000 Rubel = 86,000 M. betragen. Der Bevollmächtigte des Grafen Tolstoj, ein Hr. Tscherkow in England, verkaufte der Firma F. Fontane u. Co. in Berlin das Recht, eine deutsche Uebersetzung dieses Romans nach dem Originalmanuskript des Verfassers, jedoch nicht vor dem Erscheinen des russischen Originals, zu veröffentlichen. Spätere Veröffentlichungen in russischer wie in anderen Sprachen können, letztere natürlich nur in Originalübersetzungen, von Jedermann veranstaltet werden,

Graf Tolstoj hat das ausdrücklich in russischen Zeitungen verkünden lassen. Nun erschien vor etlichen Wochen ein Zirkular, worin die Firma F. Fontane u. Co. anzeigte daß der von Ilse Frapan und Wadim Trontin aus dem Russischen ins Deutsche übersetzte Roman „Auferstehung" zuerst in der „Vossischen Zeitung" und dann als Buchausgabe im Verlag von F. Fontane u. Co. erscheinen werde. Dabei wurde bemerkt, daß, russischer Zensurverhältnisse halber, der Roman in der „Niwa" kaum den vierten Theil des ursprünglichen Manuskripts enthalten und daß gerade die hiebeißendsten Stellen und die köstlichsten Satiren der russischen Zensur zum Opfer fallen werden; die deutsche Uebersetzung von Ilse Frapan sei daher die einzige vollständige, nach dem russischen Originalmanuskript gefertigte deutsche Ausgabe, andere deutsche Uebersetzungen könnten nur nach dem von der russischen Zensur verstümmelten „Niwa"-Abdruck gemacht werden. Darauf schreibt Hr. v. Moecks im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel", daß die russische Zensur in dem bisher von ihr durchgesehenen Theil des Romans nur ganz wenige, unbedeutende Stellen gestrichen habe; diese Stellen betreffen erstens „die Häuser der Geduldeten" (vulgo Bordelle) und zweitens einige Gebräuche der christlichen, namentlich der russisch-orthodoxen Kirche. Ferner sagt Hr. v. Maecks, daß von den 90 Kapiteln des Romans bereits 28 vom Autor zum Druck unterschrieben sind; diese 28 Kapitel enthalten 4351 Druckzeilen, von denen 210 von der Zensur gestrichen wurden. Es sei also gänzlich falsch, daß die russische Ausgabe des Romans kaum den vierten Theil des ursprünglichen Manuskripts enthalte. Eine nach dem in der „Niwa" veröffentlichten Manuskript angefertigte „musterhafte" Uebersetzung erscheint in der St. Petersburger „Deutschen Zeitung". Auf eine Entgegnung der Firma F. Fontane u. Co. erwidert Hr. v. Maecks noch folgendes: Bei einer Vergleichung der „Vossischen" mit der „St. Petersburger Zeitung" fand ich, daß die Uebersetzung in der letzteren im ganzen vollständiger, als die von Frl. Frapan in der „Vossischen Zeitung" sei, und daß gerade das zweite Kapitel, von welchem Hr. Fontane behauptet hatte, daß davon vielleicht 90 Proz. dem Rothstift zum Opfer fallen würden, in der Uebersetzung der „St. Petersburger Zeitung" mehr Zeilen enthalte, als die Frapan'sche Uebersetzung in der „Vossischen Zeitung". Die Differenz beträgt 314 Worte zugunsten der „St. Petersburger Zeitung". Hr. v. Moecks verweist ferner, daß Frl. Frapan für die Leserinnen der „Vossischen Zeitung" den Autor mehr zugestutzt habe, als die „Niwa" es gewagt. Aus der Erwiderung des Hrn. v. Morcks ist ferner zu entnehmen, daß Graf Tolstoj diese Vorkommnisse sehr bedauert und daß er Tschertkow ersucht hat, dergleichen in Zukunft zu unterlassen. Diese hatte nämlich die Unbefangenheit, zu behaupten, er besitze 30 Kapitel mehr, als der Herausgeber der „Niwa", und Hr. v. Marcks meint, es sei dies ja kein Kunststück, wenn man aus 10 Kapitel 20 macht, indem man sie auf die Hälfte zerschneidet. Um zu konstatiren, wie Graf Tolstoj über die Machenschaften der HH. Fontane und Tschertkow denkt, sandte Hr. v. Marcks dem Redakteur des „Börsenblattes für den deutschen Buchhandel" als Beleg für seine Behauptungen die betreffenden Beweise nebst einer Depesche und zwei Briefen des Verfassers des Romans „Auferstehung". — Aus diesen Polemik kann man wohl den Schluß ziehen, daß in diesem Falle die russische Zensur gar nicht so schlimm gehandhabt wurde, wie man im Auslande anzunehmen geneigt war, und daß Frl. Frapan in ihrer Rücksichtnahme auf die deutschen Leserinnen weiter gegangen ist, als das russische „Familienjournal". Will man nun den Roman „Auferstehung" in deutscher Uebersetzung möglichst unverletzt lesen, so wird man wohl in erster Linie die Uebersetzung der „St. Petersburger Zeitung" vornehmen müssen — diese Uebersetzung wird doch wohl auch in einer Buchausgabe erscheinen, — und dann müßte man diese, mit der Uebersetzung von Frl. Frapan vergleichen, um dasjenige zu ergänzen, was die russische Zensur etwa gestrichen haben könnte. Nach dem Erscheinen des vollständigen Romans in russischer Sprache wird aber wohl auch eine deutsche Ausgabe desselben erscheinen, worin der Inhalt so wiedergegeben ist, wie ihn der Verfasser ursprünglich geschrieben hat. Seitens des Grafen Tolstoj ist ein Protest dagegen nicht zu befürchten. Man thut also am besten — abzuwarten.

-e- **Balzacs Napoleon-Anthologie.** In den eben erschienenen Lettres à l'Etrangère bekennt der von steter Geldverlegenheit bedrängte Balzac seiner Herzensköngin, daß er — um sich rasch 4000 Fr. zu verschaffen — einem philiströsen ordenslüsternen Hutmacher das Manuskript eines Heftes verkauft habe, in dem er seit Jahren 500 Kernsätze Napoleons zusammengetragen, die ihm bei gelegentlicher Lektüre bemerkenswerth erschienen waren. Er bedurfte, um seinen zahlungsfähigen Kleinbürger zu dem Geldopfer zu bestimmen, nach seiner Ansicht mehr Humor als Figaro, um der Mann Susannens zu werden. Der spürkräftige Graf Szoelberch de Lovenjoul hat nun das ganz verschollene Büchlein aufgestöbert: es betitelt sich Maximes et Pensées de Napoléon recueillies par *J. L. Gaudy jeune*. Paris 1838. Der (offenbar von Balzac herrührende) Widmungsbrief an Louis Philipp hatte thatsächlich die Wirkung, daß besagter Hutmacher die Ehrenlegion erhielt. Die Epistel selbst ist ein höchst anregendes Prödchen Balzac'scher Prosa: „Die Sammlung soll für Napoleon bedeuten, was die Evangelien für die Aussprüche und Gleichnißreden der ersten Glaubensboten." „Napoleon war eine der gewaltthätigsten Willens-Potenzen, die im Bereich menschlicher Herrschaftsgelüste sich jemals gezeigt: es konnte deßhalb nichts eigenthümlicheres für die Erkenntniß seiner Persönlichkeit geben, als das Studium der Gesetze, nach denen er seine Macht aufgerichtet und behauptet hat. Für die Massen wird dies Buch wie eine Offenbarung sein: die Seele des Kaisers wird ihnen wie im Natur-Selbstdenck erscheinen. Einigen auserwählten Geistern wird sie dagegen seine Geschichte wie in einer algebraischen Formel vor Augen führen: sie werden da des abstrakten Menschen gewahr werden: l'idée au lieu de fait ꝛc." So hat Balzac, der sich gern als Parteigänger der Legitimisten ausgab — wie seinen Lesern übrigens aus dem Napoléon du peuple im „Médecin de village" und aus anderen Werken bekannt ist — auch als Anthologist energisch mitgewirkt zur Verherrlichung des Korsen. Diese Napoleon-Legende hat hernach zur Napoleon-Propaganda, zur Aufrichtung des zweiten Kaiserreichs und zum Satirspiel der Soldaten-Epopöe Bonaparte's, zu den Reiegsthaten Lulu's bei Saardrücken, geführt.

II. **Jahreshefte des Oesterreichischen archäologischen Instituts in Wien, Band II, 1. Heft.** Mit 113 Textfiguren. Wien, Hölder 1899. — Diese jüngste der archäologischen Zeitschriften hatte sich mit ihrem (seinerzeit in der Beilage ausführlich angezeigten) ersten Band sofort ebenbürtig neben die ältere Schwesterpublikation, das Jahrbuch des deutschen Instituts, gestellt, dem sie auch im äußeren Gewand sehr ähnlich sieht. Das Heft des neuen Jahrgangs läßt den Wirkungskreis des Oesterreichischen Instituts noch klarer erkennen. Es sind fast alle Gebiete, auf die sich seine Thätigkeit erstreckt, vertreten: Kleinasien durch wichtige Ausgrabungsberichte aus Ephesos von Benndorf und Heberdey, und durch eine Studie von Aelwright über das lykische Alphabet, Rumänien durch ein von Tocilescu veröffentlichtes Militärdiptom, Ungarn durch Fund- und Ausgrabungsberichte, Oesterreich ebenfalls durch Fundberichte und durch eine topographische Untersuchung von Hartmann über das Trentw u. s. w. Es ist bei der großen Zersplitterung der archäologischen Literatur auf das freudigste zu begrüßen, daß die Jahreshefte nicht nur für Oesterreich-Ungarn, sondern auch für die anderen Donau-Länder ein Zentralorgan abzugeben versprechen, das vieles Wichtige vor dem Vergessenwerden in lokale und gar fremdsprachige Zeitschriften retten wird. Neben solchem neuen Material, das vorwiegend im „Beiblatt" aufgehäuft wird, enthält das Heft unter den ausgezeichneten Aufsätzen mehrere, die auf ein über die Fachkreise hinausgehendes Interesse Anspruch machen dürfen. Voran zu nennen ist eine Untersuchung **Benndorfs** über eine wichtige Frage der älteren griechischen Architekturgeschichte, **die Entstehung der Giebelakroterien.** Die ältesten uns bekannten Krönungen der Giebelmitte haben die Form großer runder Scheiben, die an dem Heraion von Olympia aus Thon hergestellt sind. Bisweilen finden sie sich auch in Marmor ausgeführt. Benndorf sucht nachzuweisen, daß diese Zierform aus der Holzarchitektur ihren Ursprung genommen haben müsse, indem man ursprünglich die Mitte des Satteldaches mit einem runden Firstbalken bedeckte, dessen Kopf man

mit einer runden Scheibe verkleidete. Sein Beweis ist basirt auf ein breites Material älterer und jüngerer Denkmäler, unter denen auch heutige, aber auf uralter Tradition beruhende Zimmermannstechniken kleinasiatischer Gebirgsdörfer eine wichtige Rolle spielen. Auch ostasiatische Analogien werden herangezogen. Das schöne Resultat der Untersuchung stellt sich in eine Reihe mit so vielen anderen Beobachtungen, die eine Entstehung der dorischen Architektur aus dem Holzstil sichern. Der Aufsatz ist so reich mit Abbildungsmaterial ausgestattet, daß der Leser fast jedes zur Vergleichung herangezogene Monument unmittelbar vor Augen hat, was Verständniß und Freude an dem Vorgetragenen nicht wenig fördert, wie denn überhaupt die reiche und technisch ganz vorzügliche bildliche Ausstattung der Jahreshefte besonders hervorzuheben ist. Interessant und anschaulich geschrieben ist eine Studie von Adolf Bauer über die Schlacht bei Issos, jener merkwürdige Kampf mit umgekehrten Fronten, bei dem Alexander im Fall einer Niederlage von seiner Rückzugslinie zu Lande abgeschnitten gewesen wäre. Neue genauere Aufnahmen der Oertlichkeit unterstützen die Darlegung, die im wesentlichen darauf hinausläuft, daß Alexander nicht, wie frühere Beurtheiler meinten, als tollkühner Draufgänger erscheint, sondern daß trotz der doppelten Stärke des Perserheeres die Zuversicht auf sein besseres Menschenmaterial und seine energischere Führung wohl begründet war. Walsgang Reichel steuert eine Erläuterung der homerischen Beschreibung des Ingjoches bei, die durch Denkmäler ägyptischer, assyrischer und altgriechischer Herkunft belegt wird. Eine Vermuthung von Mahler, der die altgriechische Statuette des Herakles in der Bibliothèque Nationale zu Paris als Herakles mit Achelous kämpfend ergänzen will, halten wir nicht für einleuchtend. Denn es erscheint nicht möglich, an den Gegenstand, den der Held in der Linken hält, und der ja einem Horne ähnlich sieht, den Kopf und Körper eines stier- oder fischleibigen Wesens anzusetzen, da das „Horn" senkrecht nach unten gerichtet ist. Der Verfasser hat auch versäumt, durch eine Ergänzungsskizze klar zu machen, wie er sich die Sache denkt. Es wird daher wohl bei der bisherigen Erklärung bleiben, daß der Gegenstand die eine Hälfte eines Bogens ist, den der Held auf sehr vielen alterthümlichen Denkmälern neben der Keule führt.

o. l. **Bazillen in Blumen.** Um ihr Leben ängstlich besorgten Gemüthern wird von den Bakterienforschern doch auch jede Freude verleidet, und wäre sie noch so unschuldig! Jetzt werden von dieser Gesundheitspolizei sogar die lieblich duftenden Kinder Flora's verdächtigt! Domingo Freire hat, wie er der französischen Akademie berichtet (Compt. rend. 1899, 1047), in einem gegen Infektion aus der Nachbarschaft sehr geschützt (2 Meilen von Rio und 50 m über dem Meeresspiegel) liegenden Garten aufgeblühte Blumen aber Blüthentheile unter möglichster Vermeidung jeder Uebertragung von Mikro-Organismen durch die benutzten Instrumente abgeschnitten und in Nährflüssigkeiten fallen lassen, in denen sich alsbann Kolonien verschiedenartiger pathogener oder verdächtiger Bazillen entwickelten. Die mit Mikroben behafteten Blüthen stammten von Hibiscus rosa sinensis, von einer Ipomaea-Art, von Persica vulgaris (Pfirsich), aber auch, was mehr interessiren wird, von Rosen. Aus der Blüthe einer nach Rathschild benannten Rosenspielart wurde Leptothrix astracea (Kutrings) gezüchtet und aus der von Rosa gallica (centifolia) sogar zweierlei Bazillenstöcke, nämlich Streptococcus pyrogenes (Rosenbachs) und eine neue, Bacillus gallicus genannte Form. Nun ist es eigentlich nicht zu verwundern, daß die mit lebrigen Sekreten ausgestatteten Blüthenapparate Organismenkeime auffangen, festhalten und sammeln, unter denen sich auch schädliche befinden können. Freire meint jedoch, daß hier nicht nur der Zufall seine Hand im Spiel habe, sondern daß gesetzmäßige Beziehungen zwischen den Bazillenarten und den Blüthen bestehen, in denen sie angetroffen werden; als Beweise solcher Beziehungen deutet er folgende Erscheinungen: die Kulturen von Leptothrix astracea besitzen, bevor sie schließlich ziegelroth werden, denselben Farbenton wie die Rosenspielart Rothschild und die eigelbe Färbung von Micrococcus cruciformis aus der Blüthe von Hibiscus rosa sinensis entspricht völlig dem die Antheren derselben bedeckenden Farbstoff. Auch sollen mehrere dieser Mikroben, denen er deßhalb den Beinamen osmogenes beilegt, Riechstoffe entwickeln, die denen der Blumen gleichen, worin sie gefunden wurden.

* **Karlsruhe.** Zum Assessor am großh. Generallandesarchiv wurde Dr. phil. Karl Brunner ernannt.

* **Göttingen.** Die Frequenz der Georg Augusts-Universität hat nach dem soeben erscheinenden Personalbestand gegenüber dem letzten Semester um mehr als hundert Studirende zugenommen. Die Zahl der immatrikulirten Studirenden beträgt 1307, die der Hörer und Hörerinnen 80.

-ir. **Aus den Niederlanden.** Großes Aufsehen erregt hier seit einigen Tagen, daß Dr. Bredius, Direktor des sogenannten Moritz-Hauses im Haag, aufs neue seine Entlassung einreichte und diesmal darauf besteht. Es ist ein öffentliches Geheimniß, daß er seit Jahren mit der „Abtheilung für Kunst und Wissenschaft" im Ministerium des Innern auf gespanntem Fuße steht, weil diese in echt bureaukratischer Weise fast alles selbst entscheiden will. Voriges Jahr hat man ihm überdies als Unterdirektor einen Mann zur Seite gestellt, den er durchaus nicht haben wollte, mit dem er deßhalb auch nicht auf freundlichem Fuße steht. Als ihm kürzlich verboten wurde, einige hundert Gulden, welche die Kammer zur Ausbreitung der Bibliothek bewilligt hatte, nach eigenem Ermessen zu verwenden, da riß ihm doch die Geduld und er beschloß nun für gut, seine Stelle aufzugeben. Allgemein wird dieser Beschluß des verdienstvollen Mannes bedauert, der sich durch seine Persönlichkeit, Fachkenntniß, Kunstliebe und seinen Eifer großes Ansehen erworben. Sein Weggang ist auch in anderer Beziehung für das Moritz-Haus ein Verlust, weil es eine Anzahl Meisterwerke, welche Privateigenthum des Hrn. Brebius sind, jedoch leihweise hier ausgestellt waren, verlieren wird. — Dr. G. Selgersma, Direktor des Sanatoriums, ist nun definitiv zum Professor der Psychiatrie an der Universität Leiden ernannt. — Der Stadtrath in Amsterdam ernannte Dr. J. de Brnia zum Lektor für innere Kinderkrankheiten an der städtischen Universität.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Oesterreichisch-Ungarische Revue. Herausgegeben von A. Mayer-Wyhe. 13. Jahrgang, 25. Band, 1. Heft. Wien, Leipzig, Wilh. Braumüller 1899. — Dr. E. Struae: Der Erlaß eines gesetzlichen Surrogat-Verbots für die Bierbrauerei des Norddeutschen Steuergebiets. Berlin, Gebr. Unger 1899. — J. Henle: Das bayerische Landtags-Wahlgesetz. Ansbach, C. Brügel u. Sohn 1899. — Mor. v. Kaisrnberg: Vom Gesandtschaftsattaché. Briefe über Japan und seine erste Gesellschaft. Hannover, M. u. H. Schaper 1899. — Dr. L. Büchner: Die soziale Frage. Berlin, Herm. Walther 1899. — Statistisches Handbuch für die Selbstverwaltung in Steiermark. Hggb. vom Statistischen Landesamt von Steiermark. 1. Ausg. Graz, in Kommission: Leuschner u. Lubensky 1899. — Dr. Paul Deussen: Allgemeine Geschichte der Philosophie. 1. Band, 2. Abtheilung: Die Philosophie der Upanishads. Leipzig, F. A. Brackhaus 1899. — Maberne Meistrr. Die Kaiserliche Gemälde-Galerie in Wien. Lfg. III. Wien, J. Löwy, k. k. Hofphotograph 1899. — Dr. Hanns Graß: Handbach für Untersuchungsrichter als System der Kriminalistik. 3. Aufl. 1. u. 2. Hälfte. Graz, Leuschner u. Lubensky 1899. — *Eden versus Whistler:* The Baronet and The Butterfly. A Valentine with a Verdict. Paris, Louis-Henri May. — Jahn Wilmers: Vor dem Mast (37.); A. v. Persall: Die Sünde (7.); L. v. Romorli: Fair gewonnen (39.); A. Schöbel: Champagner (34.) (Edstems Miniaturbibliothek.) Leipzig, G. Müller-Mann. — Alfred Paris: Das Friedensproblem. Studie über die Möglichkeit einer theilweisen Abrüstung. Eßlingen a. N., Wilh. Langguth 1899. — Dr. Rud. Eisler: Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke. 3. Lfg. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1899. — Karl Pieper: Unsicherheit im Patentschutz. Deren Ursache und Mittel zur Abhülfe. Berlin, Herm. Walther 1899. — K. W. Zenger: Die Meteorologie der Sonne und das Wetter im Jahre 1889. Prag, in Kommission: Fr. Rivnáč 1899.

Jahrgang 1899. München, Mittwoch, 31. Mai. Nummer 123.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☞ Des Fronleichnamsfestes wegen erscheint die nächste Nummer am Freitag.

Uebersicht.

Kölnische Sprichwörter und Kinderreime. Von Dr. Robert Petsch. — David Schönherr. Von Julius Jung. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kölnische Sprichwörter und Kinderreime.

Von Dr. Robert Petsch (Würzburg).

Seitdem einst die Brüder Grimm und ihre rüstigen Mithelfer allenthalben zur Mitarbeit am Ausbau einer Wissenschaft vom deutschen Volke aufriefen und alle Kreise zum Sammeln und Aufzeichnen alter volksthümlicher Ueberlieferungen ermunterten, hat es nicht an Klageliedern derjenigen gefehlt, die da behaupteten, daß der ganze Schatz unsrer Vorfahren an Märchen und Sagen, Sprichwörtern und Reimen, Volks- und Kinderliedern u. s. f. durch die ganz veränderte Kultur unsrer Tage unrettbar vernichtet sei. Gottlob, so schlimm liegt die Sache noch nicht. Die germanische Philologie hat im Bunde mit wackeren Landgeistlichen und Volksschullehrern die „Volkskunde“ durch Sammlung und Erläuterung mächtig gefördert, und da zeigte es sich, daß weder die Eisenbahn, noch die Fabriken, weder das Militär, noch die Sozialdemokratie und was man sonst ins Feld geführt hat, so ungeheuren Schaden angerichtet haben, wie jene erbitterten Feinde der „modernen Dampf- und Nutzkultur“ uns glauben machen wollen. Ja, selbst in den Mittelpunkten dieses modernen Lebens, in unsern großen Städten, ist durchaus nicht alles Volksthümliche hinweggefegt; es fehlt nicht an Volksreimen, sondern meist nur an den rechten Sammlern. In Berlin kann man selbst in belebten Straßen, noch mehr auf den Höfen oder in den schattigen Hallen des Thiergartens fröhliche Schaaren von Kindern ihre uralten, trefflich erhaltenen Kinderreime und Spielverse mit einer Art von Begeisterung singen und sagen hören, und wenn auch hier und da die abscheulichen Reimprodukte aus dem Kindergarten sich einschleichen, so weiß das Kind sie doch bald genug als seiner Denkweise nicht angemessen umzumodeln oder auszuscheiden. Wenn nun in dem so vielen fremden Einflüssen ausgesetzten Berlin mit seiner bunt zusammengewürfelten Bevölkerung sich ein so trefflicher Stamm alter märkischer Reime halten konnte, wie sie kürzlich Otto Frömmel in einem hübschen Büchlein „Kinderreime“ (Berlin 1899, im Selbstverlag) herausgegeben hat, so wird eine Stadt mit ausgesprochener Eigenart in Volksleben und Volkssprache, wie Köln, noch weit mehr altes Gut bewahrt haben, und die K. A. Stauff'sche Buchhandlung in Köln hat sich um die Lokalgeschichte ihrer Stadt, wie um die deutsche Volkskunde überhaupt ein großes Verdienst erworben, indem sie soeben ein sauber ausgestattetes Heftchen erscheinen ließ: „Sprichwörter und alte Volks- und Kinderlieder in Kölnischer Mundart“; ein Heftchen, das zwar den strengsten Anforderungen der Philologie nicht ganz entspricht, indem es offenbare Kunstprodukte, die nur ihres Dialektes wegen wissenschaftlich verwerthbar sind, mit den echten Volksliedern vermischt, aber zum mindesten eine große Fülle von Material zugänglich gemacht hat. Das Beste an der Sammlung sind die Sprichwörter und Kinderreime, und da wollen wir wenigstens auf einige Punkte hinweisen.

Wenn auch im allgemeinen der Sprichwörterschatz des deutschen Volkes allenthalben derselbe ist, so kann ein aufmerksames Auge doch bisweilen kleine Unterschiede entdecken. Bekanntlich neigt unsre Sprache stark zum Pessimismus. Wenn man bedenkt, daß man in früheren Jahrhunderten einem Fürsten nachrühmen durfte, er sei „schlecht, gemein und niederträchtig“, d. h. schlicht, leutselig und herablassend, und dann die heutige Bedeutung dieser Worte damit zusammenhält, so hat man einen greifbaren Beweis dafür. Auch in den Sprichwörtern zeigen sich ähnliche Züge. „Gewalt geht vor Recht“, „Mit großen Herren ist schlecht Kirschen essen“, „Ein Unglück kommt selten allein“ sind nur Proben; ja man könnte das einfache, unendlich vielsagende „Natürlich“ heranziehen, das uns entfährt, wenn das Butterbrot „wie immer“ auf die gestrichene Seite fällt u. dergl. Es ist nun auffallend, daß der pessimistische Zug in den spezifisch Kölnischen Sprichwörtern — denn auf solche beschränkt sich unser Heftchen — nur ganz spärlich vertreten ist. Die bemerkenswertheste Ausnahme bestätigt nur die Regel. Das Sprichwort: „Ehrlichkeit hält am längste — säht de Boor —, weil se am winigste gebruch wehd“, habe ich aus alten Rätsel- und Komplimentirbüchern des 16. Jahrhunderts in ganz ähnlicher Form nachweisen können: „Recht währet lang, denn man braucht es selten.“[1]) Es gehört zu den zahlreichen Fällen, in denen das Volk sich selbst in seinen Schöpfungen, seiner „Weisheit auf der Gasse“ ironisirt, ein Streben, das noch heute lebendig ist und in dem Berlinischen „Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr“ seine schönste Blüthe trieb. Damit erweist sich das Ganze als nicht dem lebensfrohen Kölner Volksmunde allein angehörig. Um so bedeutungsvoller aber ist der, wie man sieht, erst jetzt und vielleicht erst in Köln hinzugekommene Zwischensatz: „säht de Boor.“ Der gewaltige Umfang, den in unsrer Volksliteratur die ständische und persönliche Satire annimmt, ist bekannt. Kein Vorname, auf den es kein Neckverschen gäbe, kein Handwerk, das nicht übermüthigem oder gar boshaftem Spotte anheimfiele. Selbst der Bettelmann muß es sich in seinem Unglück gefallen lassen, daß der Volksmund ihm nachsingt:

Wedele, Wedele,
Hintern Städle (Stalle)
Hält der Bettelmann Hochzeit!
Pfeift ihm, Mäusle!
Tanzt ihm, Läusle!
's Igele schlägt die Trommen! (Trommel)
Alle Thiere, die Wedele han,
Sollen zur Hochzeit kommen.

[1]) S. „Neue Beiträge zur Kenntniß des Volksräthsels.“ Berlin 1899. S. 11.

Von solcher Art der Satire ist in unserm Hefte wenig zu finden. In einer Stadt ernster Arbeit schwindet der Spott zwischen arm und reich, im Kampfe um das tägliche Brot verstummt die Neckerei zwischen den einzelnen Handwerken — man fühlt sich vereint in einer großen, zwar lebensfrohen, aber regsam schaffenden Gesammtheit. Um so stärker aber schließt sich diese Gemeinschaft nach außen hin ab, um so größer wird der Gegensatz zwischen Stadt und Land. Der Bauer muß den ganzen Spott des Städters über sich ergehen lassen, und das Kölnische Sprichwort nimmt ihn tüchtig mit. „Betrogen ist," sagt der Kölner,

Wer traut enem Wolf op der Heid,
Enem Boor op singen Eid,
Enem Jüd op si Geweesse.

Wenn wir bedenken, daß unsre Altvordern im Wolfe das falscheste, verhaßteste Thier sahen (in dem aus der Fremde eingeführten Sagenkreise vom Reineke Fuchs ist es freilich schon anders), daß sie einen Geächteten, friedlos Gewordenen mit schneidender Ironie „frei wie der Wolf" nannten, d. h. vogelfrei, so können wir den ganzen Haß, der in diesen Zeilen versteckt ist, ermessen. Auch sonst gilt der Bauer als falsch, als verstellerisch. „Met Vergnöge sage de Boore, wann se nüsse," heißt es ein andermal. Denn ohne Zwang mag er nichts thun: „Wann der Boor nit en mohß (nicht muß), Röht hä nit Hand noch Fohß." Dazu kommt noch seine sprichwörtliche Roheit und Grobheit: „Eue Boor, 'nen Bär un eue Steer (Stier), Dat sind drei grove Dheer (Thiere)." Oder in erzählender Form: „Spaß muß sin — säht der Boor — do kittelten (kitzelte) hä sing Frau met der Mestgaffel (Mistgabel)." Natürlich kommen derartige Bemerkungen auch anderswo vor, und in Mecklenburg hat man etwa das Wort: „Dat nötigste toihrst! (zuerst) — säd de Buur, do leet he dat Pierd im Grawen lägen un prügelte sien Fru" —, aber es ist für unsre Sammlung bezeichnend, wie stark der Spott gegen die groben, faulen und schlauen (nicht dummen!) Bauern hervortritt. Ein anderwärts bekanntes Sprichwort hat der Kölner Volksmund sogar drastisch ergänzt: „Wat der Boor nit kennt, dat friß hä nit; Hä friß de Papercher und wirf de Kamelle fott."

Im übrigen tritt natürlich bei den Kölnischen Sprichwörtern, wie überall, die starke Neigung zur bildlichen Redeweise hervor, wie wir Alle sie täglich mehr oder minder häufig, meist freilich unbewußt, gebrauchen, und wie sie in gewissen Kreisen (man denke an die „Kasernenhofblüthen") bis zur höchsten Virtuosität ausgebildet ist. Durch Vergleiche wird ein Mensch auch in „sprichwörtlichen Redensarten", einer Abart des eigentlichen Sprichwortes, seinem Aussehen und seinem Wesen nach beschrieben. „Hä süht we 'nen Ohs op en neu Dhör", d. h. verwundert über etwas früher nicht dagewesenes; oft wird auch das gemeinsame, zum Vergleich herausfordernde Element ausdrücklich hervorgehoben: „Hä süht uns we de döhr Zick" oder „Da'ß e Kääl (Kerl) we 'nen Oelfiecke, mer kritt en nitt erus" (man kriegt ihn nicht heraus). Und statt des Vergleiches bildet das Sprichwort auch ein ausgeführtes Gleichniß aus: „Et eß kei Muddergoddesbildche esu scheif, et nig sich ald eus e Möhnche derwör." Neben die bildliche Ausdrucksweise tritt, nahe verwandt, die symbolische, andeutende. Sie hat ihren Grund einmal in der Abneigung des Volkes gegen Abstrakta, dann in der Scheu, gewisse Dinge, wie den Tod, beim rechten Namen zu nennen. So drückt denn das Sprichwort den Gedanken, daß weder Reichthum, noch Armuth ewig währen können, symbolisch aus: „Et hängt keinem hundert Jor der Geldsack noch der Beddelsack op der Dhör." „Hä rück no der Schöp" (wird bald begraben werden) stellt sich neben Ausdrücke wie diesen: „Hä hät kein Rauh, bis im de Fingere gliche lang sin." Endlich schwelgt die volksthümliche Sprache in Hyperbeln. Sie sagt von einem Ueberschlauen: „Hä höht de Flüh hosten un süht et Graas wochße", oder von schlechtem Getränke: „Dat Gesöffs eß ze schlääch, öm et em Eßel en et Ohr ze schödde."

So läßt sich noch mancher Zug zwischen diesen Zeilen lesen; vor allem aber geht ein Geist fröhlichen Lebensgenusses durch diese kölnischen Sprichwörter, wie man ihn anderswo nicht gleich stark verspüren dürfte. Ja, bis zum Tode alles auszunützen, was das Leben bietet, räth das egoistische Sprichwort:

Alles verzäht vör singen Engk
Gitt en richtig Testament.

Was die Kinderlieder anbetrifft, die unser Büchlein mittheilt, so sind sie großentheils durch Mißverständnisse oder durch das Streben nach besseren Reimen, auch wohl unter Einwirkung der Melodie — denn wir dürfen nie vergessen, daß diese Verschen gesungen werden — endlich auch durch das Zusammenfließen verwandter Formen stark verändert und ihrer ursprünglichen Gestalt entfremdet worden. Sehen wir z. B. das erste Wiegenliedchen an:

Heijo, Pupveijo,
Koch dem Kind en Aeche,
Dunn imm och jät Bötterche dren,
Keitt dat Kind euen andere Sen —

so zeigt es alle Merkmale eines „zersungenen" Liedes. Offenbar ist das Verslein aus benachbarten Gegenden übernommen, wo es nicht „Aeche", sondern „Eichen" und nicht „dren" sondern „dran" hieß. In Sachsen lautet die Strophe:

Heie boie heichen,
Kocht dem Kind ein Breichen (oder: Eichen)
Thut recht süße Butter dran,
Daß's Kindchen pappeln kann.

Sobald im kölnischen Dialekt das „Eichen" zu „Aeche" wurde und der Reim wegfiel, veränderte sich auch die erste, das Schwanken der Wiege malende Zeile (in Berlin z. B.: „Buje, buje, beichen"), und ebenso wurde das zweite Zeilenpaar reimlos, als „dran" dem kölnischen „dren" zum Opfer fiel und das Reimbedürfniß des Volkes, ein mächtig wirkender Faktor in der Volkspoesie, führte zu einer fast sinnlosen Neubildung der Schlußzeile. Doch will ich meine Leser hier nicht mit den intimeren Vorgängen der Entwickelungsgeschichte unsrer Volksreime aufhalten und nur einiges Greifbarere noch herausheben, was vielleicht allgemeineres Interesse hat.

Bekannt ist das Wiegenliedchen: „Eia, popeia, schlag's Gackerle todt, er legt keine Eier und frißt mir mein Brot." Es ist in Köln erweitert und grausam spezialisirt worden:

Hijo, pupeijo, schlag Kitzhöhnche dut,
Stech et en et Hätesche, dann blod et sich dut.
Pförk im all de Federche uus,
Un mach dem Kingtchen en Bettchen druus.

Uebrigens sei hier bemerkt und dem Leser zur gelegentlichen Beachtung empfohlen, daß auch die Kinderlieder selbst vom Volk, ja von den Kindern parodirt werden, wie denn das hübsche, durch Reichardts Komposition weitbekannte:

Schloof Kinteche schloof
Di Vater höd de Schoof
Di Moder höd de Lämmerlein,
Schloof Kingtche, schloof allein

(ursprünglich: „Deine Mutter schüttelt's Bäumelein,
Da fällt herab ein Träumelein")

in Würzburg in folgender Form erscheint:

Schlaf Kindle, schlaf
Dei Vater is e Schaf,
Dei Muter is e Trampelthier,
Was kannst du armer Wurm derfür?

Man sieht, wie auch diese naivste Literatur ihre eigene Geschichte hat. Leider scheint auch in Köln die Poesie der Kindergärtnerinnen eifrig an der Zerstörung dieser unschuldigen Verse zu arbeiten, und aus dem oben gegebenen Wiegenliedchen hat man ein vielstrophiges, ödes, unkindliches und unpoetisches, ja antipoetisches Machwerk fabrizirt. Man höre nur die zweite Strophe:

Un vun Zaubeebämcher
Schödd'le je deer Deäumcher,
Oeffnen Deinem Bieck (!tt!)
Himmelspödzche flöck u. s. s.

Damit kann man freilich den kleinen Burschen die Freude an ihren Verschen gründlich verderben. Von „Zauberbäumchen" hat ein Wiegenkind gewöhnlich keine Ahnung. Weiß es erst einmal, was ein „Baum" ist, so wird sich für seine Vorstellung der Baum schon von selbst beleben, er wird denken und fühlen, sprechen und lachen und weinen, er wird vielleicht frieren oder stolz sein auf sein Kleid, aber das alles ist für das Kind kein „Zauber", sondern ihm ist, wie dem Menschen im Zustande der Kindheit das Zauberhafte, Wunderbare, gerade das Natürliche. Sobald es erst einmal weiß, was „Zauber" ist und dies Wort mit Bewußtsein ausspricht, ist es den Kinderreimen entwachsen. Man sieht also, wie albern und unpädagogisch diese Art Dichterei ist, und wenn man Fröbels eigene, für seine Zöglinge „gemachten" Verse liest, so weiß man nicht recht, ob man darüber lachen, oder die armen Kleinen, denen diese Geistesprodukte eingepaukt werden, bedauern soll. Glücklicherweise haben diese eine köstliche Gabe, all das, was ihrem Vorstellungskreise nicht angemessen ist, schnell zu vergessen.

Um auf einige andere Arten der Kinderreime wenigstens hinzuweisen, seien hier einige Spielverse erwähnt, die unsre Sammlung mittheilt. Manche davon sind vornehmer Herkunft, z. B. „das Nonnenspiel", wie der größte lebende Kenner der Volksliteratur, Dr. Johannes Bolte in Berlin, mit großer Gelehrsamkeit nachgewiesen hat. Vor 200 Jahren nämlich war das gemeinsame Singen, ja das Reigentanzen in vornehmen Gesellschaften noch sehr beliebt. Da gab es denn ein von zwei gegeneinander schreitenden und sich wieder zurückziehenden Reihen gesungenes „Gesellschaftsspiel", das wohl mit den Worten begann: „Hier kommen wir kecken Nonnen her." Heut, wo man in den Kreisen der Erwachsenen die Unterhaltungen des 17. Jahrhunderts verschmäht, ist das Lied in die Kinderwelt hinabgestiegen. Auch hier kommen die „kecken Nonnen" auf der einen Seite und fordern von den andern die jüngste Tochter, die ihnen dann nach längeren Unterhandlungen gewährt wird. Aber mit der Anfangszeile haben die Kleinen nichts anfangen können, und sie zeigt die wunderlichsten Verdrehungen; im ganzen Gebiete, wo das Liedchen verbreitet ist, d. h. von den Alpen bis nach Skandinavien hinein, ist nicht ein Ort, wo sie sich ganz rein erhalten hätte. Da kommt „ein Herr aus Ninive", oder es erscheinen „drei Herren mit drei Pantoffeln" u. s. s. Ebenso ist der Zwischenreim, der wohl ursprünglich „Juchheiza, juchheida" lautete, mannichfach verändert worden. In Sachsen heißt er: „Juchheiza fiselade", in Mähren gar: „Kaiser Wiwilati". Nun wird man das böhmische Lied verstehen, das wir hier abdrucken:

He kummen de Hähre vun Nunnisäär,
Heiza Piffilatus!
Wat wellen de Hähre vun Nunnisär?
Heiza Piffilatus!
Se wellen öhe jüngstr Doachter han.
Heiza Piffilatus.
Wat wellen se mit unser Doachter dunn? u. s. s.
Se wellen sr en e Kluhster dunn!

(Hier ist eine Zeile mit der Frage, was im Kloster aus ihe werden solle, ausgefallen.)

Sei soll dö Preiesche wähde.
He bränge mer uns jüngste Daochder üch,
Heiza Piffilatus!

Von den alten Kindergebeten, die etwa rührend erzählen, wieviel Engel das Kind im Schlafe schützen werden, ist eines unter kirchlichem Einflusse erweitert (die „unechten" Stellen sind gesperrt gedruckt):

Jife Kingkche klein,
Maach mi Häzche rein,
Et soll keiner dren wanne,
Als Jisus, Maeia, Jusep allein.
Leev Hähe, — dit Gebät schenk ich deer,
Maach e framm Kind uns meer,
Soll ich dat nit wähden,
Sa hal mich, leev Hähr, vun dieser bedrsoden Aehden.

Sonst ist zu den kölnischen Spielreimen nicht viel zu bemerken, was nicht auch von den Erzeugnissen andrer Gegenden gälte. Unserm Herausgeber, der ungenannt bleibt, wissen wir Dank für seine treue Arbeit. Vielleicht entschließt sich die Verlagsbuchhandlung, bei einer hoffentlich bald erscheinenden Neuauflage viel mehr Material beizubringen und dessen Anordnung einem wissenschaftlichen Vertreter der Volkskunde zu übertragen. Denn in diesem Punkte läßt unsre Samulung sehr viel zu wünschen übrig. Sind doch hier und da gute alte Volksrätsel, ohne als solche anerkannt zu sein, unter die Reime gestreut. Da eines davon besonders hübsch und weitverbreitet, dabei aber gerade in Köln in origineller Form erhalten ist, so sei es hier noch zum Schlusse mitgetheilt. Es ist das Rätsel vom Ei, das in allen Dialekten durch ein das Hinundherwiegen des Gegenstandes malendes Klangwort eingeführt wird, wie „Humpeldipumpel, Entepetente", in England „Humpity Dumpity" u. a. Wenn es von der Bank fällt, so kann es Niemand wieder ganz machen und so lautet denn das Rätsel in Köln:

Höpeldepspelcher op der Bank,
Höpeldepöpelchee unger der Bank,
Et gitt keine Meister en Brabant,
Dä Höpeldepöpelcher maache kann.

David Schönherr.

Von Julius Jung.

In dem Direktor des Innsbrucker Statthaltereiarchivs, David v. Schönherr, gest. am 17. Oktober 1897, ist eine Persönlichkeit dahingeschieden, deren originelle Entwicklung und Wirksamkeit auch weiteren Kreisen verständlich zu machen ein dankenswerthes Unternehmen war.[1]) Schönherr wurde am 20. Oktober 1822 in dem Zollhaus am Kniepaß bei Reutte geboren, wo sein Vater als Amtsschreiber fungirte; da dieser später nach Ischgl in Paznaun versetzt wurde, verlebte David seine Jugendjahre in diesem abgelegenen Alpenthal, worauf er das Gymnasium in Meran und in Hall, die sog. „Philosophie" (die zu den höheren Studien überleitenden zwei Jahre) aber in Innsbruck absolvirte; hier wirkte Professor Alois Flir, der nachherige „Uditore della

[1]) David v. Schönherr. Ein Lebensbild von Oswald Redlich. Innsbruck, Verlag der Wagner'schen Universitätsbuchhandlung 1898.

rota", auch auf Schönherr mächtig ein. Den Wünschen der Mutter folgend, widmete sich der junge Mann der Theologie; im Jahre 1843 wurde er Novize des Klosters Marienberg im Vintschgau, wo alsbald auch Ignaz Zingerle, der nachherige Germanist, eintrat. Doch hielten es Beide in der Kutte nicht aus, vielmehr treffen wir Schönherr in den Jahren 1846 bis 1848 als Studirenden am Polytechnikum in Wien. Als die Stürme des Revolutionsjahres hereinbrachen, kehrte Schönherr in die Heimath zurück, wo die bereits verwittwete Mutter nach längerem Siechthum ihrer Auflösung entgegenging. Schönherr fand einen ihm zusagenden Wirkungskreis, indem er 1849 die Redaktion der „Schützenzeitung" übernahm, und da er um jene Zeit auch eine vermögliche Dame als Gattin heimführte, schlossen seine Wanderjahre ab. Ueber zwei Jahrzehnte wirkte er nunmehr als „Schützenmeister" des Landeshauptschießstandes in Innsbruck und als Redakteur; und da er beide Stellen voll und ganz ausfüllte, wurde er im Lauf der 50er Jahre einer der populärsten und berufensten Männer des Landes Tirol. Gleich anfangs kam Schönherr mit Erzherzog Johann, der für volksthümliche Organisationen (im Gegensatz zu Kaiser Franz und den Bureaukraten der Wiener Regierung) Verständniß hatte, in innige Berührung, die sich sodann auf die Wittwe des einstigen Reichsverwesers und auf dessen Sohn und Enkel vererbte; auch andere Mitglieder des Kaiserhauses, so die Erzherzoge Karl Ludwig und Albrecht, erwiesen dem loyalen und doch, wenn es das Wohl des Landes galt, rückhaltlos sich aussprechenden Manne ihr Vertrauen. Während der Friedensjahre rief Schönherr wiederholt größere Schützenfeste ins Leben, auch hierin dem Erzherzog Johann nacheifernd, der 1851 in Meran, als er für seinen Sohn Schloß Schönna erworben hatte, nach altem Brauch ein „Hausschießen" gab. Im Jahre 1862 erschienen die Tiroler Schützen unter Schönherrs Führung beim Deutschen Bundesschießen in Frankfurt a. M.; 1863 bei der Landesfeier zur Erinnerung an die vor 500 Jahren erfolgte Vereinigung Tirols mit Oesterreich schossen in Innsbruck nicht weniger als 5438 Schützen mit, eine Zahl, die weder früher noch nachher bei einem Schützenfest erreicht ward. Aber auch in ernster Zeit sollte die Organisation sich bewähren. Im Jahre 1859 war Schönherr als Landesdefensionskommissär thätig, im Jahre 1866 zog er an der Spitze einer Schützenkompagnie aus, um die südlichen Grenzen nach Maßgabe der seit Kaiser Maximilian I. eingebürgerten und 1809 glänzend erprobten populären Wehrordnung decken zu helfen. Als der moderne Militarismus diese Organisation, von der Th. v. Bernhardi in seinen Tagebüchern aus dem Jahre 1866 mit Achtung spricht, beiseite drückte, zog sich Schönherr verdrossen zurück und rührte seit 1871 nicht mehr seinen Stutzen. Er widmete sich seitdem mit gesteigerter Energie wissenschaftlichen, namentlich kunsthistorischen Forschungen.

In der „Schützenzeitung" hatten Schönherr und seine Freunde Johannes Schuler, Jul. Ficker, Sebastian Rus, A. Flir, Joh. Chrysost. Mitterrutzner u. A. wiederholt auch wissenschaftliche, vor allem historische Fragen, die für das Land ein Interesse hatten, behandelt. Die Innsbrucker Gelehrten besaßen in dem „Judenstübel" bei der „Goldenen Sonne", später im „Noricum" einen geselligen Mittelpunkt, dem auch die durchreisenden wissenschaftlichen Celebritäten näherzutreten pflegten. So im Frühjahr 1863 der Kunsthistoriker Wilhelm Lübke, der sich für das Mausoleum Kaiser Maximilians in der Hofkirche interessirte und vor allem Anhaltspunkte für seine Vermuthung gewinnen wollte, wonach zwei der Erzstatuen, die das Grabdenkmal umstehen, auf Peter Vischer aus Nürnberg zurückgingen; es waren dies Theoderich, König der Gothen, und der sagenberühmte Artur, beide, wie am Piedestal angegeben ist, gegossen im Jahre 1513. Schönherr biß an; als die vorhandenen Druckwerke nur widersprechende Nachrichten boten, warf er sie schließlich erzürnt beiseite, um in dem damals noch sehr verwahrlosten Innsbrucker Statthaltereiarchiv ausschließlich den Originalquellen nachzugehen. Prof. Ficker bestätigte ihm, daß er jetzt auf dem rechten Weg sei. So wurde Schönherr zum Historiker.

Im Jahre 1864 vereinigte er sich mit Alfons Huber, Ignaz Zingerle u. A. zur Herausgabe des „Archivs für Geschichte und Alterthumskunde Tirols". Gleich im ersten Jahrgang ist die Geschichte des Max-Denkmals gegeben, die Schönherr seitdem Zeit seines Lebens nicht mehr aus dem Auge verlor; es erwuchsen ihm daraus vielmehr die Arbeiten, die für die Kunstgeschichte vom 15. bis ins 17. Jahrhundert einen bleibenden Werth haben, über die Kunstbestrebungen Erzherzog Sigismund des Münzreichen, über den Versuch des Kaisers Maximilian I., der Geschützgießerei und Harnischplätterei in Tirol eine Zentralstätte zu gründen, über Maximilians Nachfolger, namentlich Erzherzog Ferdinand, den Gemahl der Philippine Welser, als Kunstsammler und Bauherr, über Tizian in Tirol, über Alexander Colin, über Wenzel Jamnitzer u. s. w.; er hat zuletzt das mit Bienenfleiß gesammelte Material in Form von Regesten (nicht weniger als 15,000 Nummern!) für das „Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses", Band 11 (1890), 14 (1893), 17 (1896), verarbeitet. Dabei ist Schönherr, indem er gelegentlich weiter ausholte, einer unsrer tüchtigsten Kulturhistoriker geworden; was man in vollem Umfang erst erkennen wird, wenn seine Vorträge und kleineren Schriften, wozu Aussicht ist, gesammelt vorliegen werden.[1]) Er hatte eben einen Blick für das Volksthümliche und für das Praktische im Leben, den man sich nicht methodisch anlernen kann. Dazu einen schalkhaften Humor, der ihn gern Stoffe von etwas romantischem Hintergrund wählen ließ; so „Das Leben des (irrsinnigen) Ritters Christof Reiser von Altspauer und seiner Gattin Ursula Künigl von Ehrenburg" (nach Akten des 15. Jahrhunderts); so „Der (hauptsächlich von Tirolern geführte) Krieg Kaiser Maximilians I. mit Venedig 1509", der dem Verfasser zu einer überaus sachkundigen Darlegung des damaligen Kriegswesens den Anlaß gab; so „Der Einfall des Kurfürsten Moriz von Sachsen in Tirol 1552", ein Ereigniß von allgemeiner Bedeutung, das hier lebhafteres Lokalkolorit erhielt; ferner „Die Heirath Jakobs III. von England und die Entführung seiner Braut aus Innsbruck 1719", worin die Zustände Innsbrucks ihre Beleuchtung fanden, wie denn Schönherr die Geschichte der tirolischen Landeshauptstadt und des benachbarten Hall mit seinem Salzberg sich besonders angelegen sein ließ. Es kamen für ihn auch die nicht Jedermann geläufigen Fragen der Erhaltung und Restaurirung alter Baudenkmale in Betracht, was ihn wiederholt mit dem berühmten Dombaumeister Schmidt zusammenführte. Schönherr ist es gewesen, der den Meranern die alte landesfürstliche Burg vor dem Abbruch bewahrt und zu einer Sehenswürdigkeit hergerichtet hat. Ebenso wirkte er bei der Restaurirung der Schlösser Amras, Velthurns und Runkelstein, sowie des Landeshauptschlosses Tirol mit. Auch über letzteres gedachte er eine Monographie abzufassen, die leider nicht mehr zustande kam; dagegen hat er „Das Schloß Schönna. Seine Geschichte und seine Besitzer" (1886) beschrieben und darin seiner hochverehrten Gönnerin, der Gräfin von Meran (Wittwe des Erzherzogs Johann), den schönsten Nachruf gewidmet.

In Innsbruck war Schönherr der geschätzte und vielfach maßgebende Beirath des „Museum Ferdinandeum"

[1]) Ein Verzeichniß derselben gibt Redlich im Anhang. Wie man uns aus Innsbruck berichtet, soll der erste Band von Schönherrs „Ges. Schriften" in diesem Sommer zur Ausgabe gelangen.

für alle auf die Kunst bezüglichen Fragen. Er hat den „patriotischen Saal" mit den Reliquien aus den Kriegszeiten Tirols, besonders der Helden von 1809, eingerichtet, ebenso den „Defftegger-Saal", wozu der befreundete Künstler die Hand bot. Beide sind jetzt Anziehungspunkte ersten Ranges für die durchreisenden Fremden. Unter Schönherrs Vermittelung gelang es überdies dem Museum, viele der im Lande zerstreuten Kunstobjekte zu erwerben; schließlich vermachte er der Anstalt seine auserlesene Zinnsammlung und eine Anzahl werthvoller Gemälde.

Entsprechend dieser vielseitigen nicht bloß wissenschaftlichen, sondern auch eminent gemeinnützigen Wirksamkeit hob sich Schönherrs äußere Stellung. Er hatte im Jahre 1866 die Obhut über das Statthaltereiarchiv übernommen, eine Stellung, die bisher von einem Manipulationsbeamten versehen worden war. Mit dem praktischen Sinne, der ihn auszeichnete, ging Schönherr daran, das Archiv zu ordnen, vor allem aber es in besseren Räumlichkeiten unterzubringen, was mit Unterstützung des seinem Archivar gewogenen Statthalters Grafen Eduard Taaffe im Jahre 1873 durchgeführt wurde. Nach und nach kam die neue Archivorganisation in Gang, es wurden Hülfsorgane angestellt, Schönherr selbst zum Archivdirektor erster Klasse ernannt, während er bis dahin als „kaiserlicher Rath" seines Amtes gewaltet hatte. Da das Archiv für die Zeiten, in denen Tirol von eigenen Dynasten regiert wurde, reichliche Materialien darbot, die für die Epoche Maximilians, der Gegenformation, des 30jährigen Kriegs von allgemeinerer, zum Theil sogar von europäischer Bedeutung sich erwiesen, stellten sich zahlreiche Forscher aus Deutschland und der Schweiz ein, die dem Herrn Archivdirektor, da er sich für ihre Arbeiten lebhaft zu interessiren pflegte, durchwegs eine freundliche Erinnerung bewahrt haben.

Schönherr hatte 1866 den philosophischen Doktorgrad an der Universität Tübingen erworben, war korrespondirendes und Ehrenmitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, so der Wiener Akademie und der allgemeinen schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft; als Ritter des Ordens der eisernen Krone erhielt er 1885 den Adel; bei seiner Versetzung in den Ruhestand 1896 auch den Titel eines Hofraths, dessen er sich aber nicht lange erfreuen sollte. Alles in allem ein Mann, für den es, wie sein Biograph mit Recht hervorhebt, charakteristisch ist, daß er den Stellungen, die er bekleidete, eine Bedeutung zu verleihen wußte, die ihnen bei gewöhnlicher Geschäftsführung keineswegs zukäme. Dabei von einer bewunderungswürdigen Uneigennützigkeit, die ihn alle seine Kräfte in den Dienst des geliebten Heimathlandes stellen ließ, als Altösterreicher ein guter Deutscher, den seine Freunde glücklich preisen, daß er die neueste Wendung unsrer politischen Entwicklung nicht mehr erlebt hat.

Mittheilungen und Nachrichten.

α **Kriegsgeschichtliche Einzelschriften.** Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn 1898 (Heft 1 in vierter Auflage). — Welch hoher Werthschätzung sich diese Publikationen erfreuen, dafür liefert einen sprechenden Beweis die Nothwendigkeit neuer Auflagen für verschiedene Hefte, für das vorliegende bereits der vierten. Es behandelt „Die preußischen Kriegsvorbereitungen und Operationspläne von 1805", wobei der ursprüngliche Aufsatz eine wesentliche Umarbeitung und Bereicherung erfuhr, und „Die Unternehmung des Detachements v. Roltenstern im Loire-Thale am 26. und 27. Dezember 1870" (mit einer Gefechtsskizze in Buntdruck und einer Uebersichtskarte). Der vom X. Armeekorps (General v. Voigts-Rhetz, Generalstabschef Oberstlieutnant v. Capelai) bei Vendôme aufgestellte, mit der Beobachtung von Le Mans und Aufrechthaltung der Verbindung mit dem Großherzog von Mecklenburg betraute General a. Kraatz entsandte am 26. Dezember 1870 eine mobile Kolonne unter Oberstlieutnant v. Rottenstern (2 Bataillone, 1 Ulanen-Eskadron und 2 Geschütze) westlich in das Loire- und Braye-Thal, um aufzuklären und Geiseln einzuziehen. Das schwache Detachement wurde am folgenden Tage von 8000 bis 10,000 Franzosen mit 3 Batterien und 2 Mitrailleusen angegriffen, schlug sich aber mit kurzer Entschlossenheit unter einer Einbuße von 150 Mann und 50 Pferden durch und brachte 10 Offiziere, 230 Mann als Gefangene, sowie 40 Geiseln zurück; eine der glänzendsten Waffenthaten! — In Heft 24 wird ein bisher noch nicht gewürdigter Feldzug preußischer Truppen dargestellt: „Die Theilnahme des preußischen Hülfskorps am Feldzuge gegen Rußland im Jahre 1812" (mit 2 Uebersichtskarten, 3 Plänen und 3 Textskizzen). Dieser Feldzug, in welchem Preußen gezwungen war, seinem Unterdrücker Heerfolge zu leisten, ist militärisch von hohem Interesse, weil die preußischen Truppen in demselben zum erstenmal die an Stelle der 1806 so kläglich gescheiterten Lineartaktik gesetzte neue Fechtweise, die Trennung der leichten und der Linien-Infanterie, erprobten und diese zweifellos nicht ohne wesentlichen Einfluß auf die spätere Entwicklung der Kampagnekolonnentaktik gewesen ist. Unter großen Entbehrungen und vielen Schwierigkeiten bestanden die preußischen Truppen die erste Feuerprobe nach harter Unglückszeit und zeigten durch ihre Schlagfertigkeit, daß die Wirkung der erlittenen schweren Niederlagen und Verluste überwunden waren. Yorks muthig gewagte That endlich schloß diese Probezeit ab, gab das Zeichen zu Preußens Erhebung und seiner Befreiung vom fremden Joche. — Heft 25, „Der Kampf der 38. Infanterie-Brigade und des linken deutschen Flügels in der Schlacht bei Vianville-Mars-la-Tour am 16. August 1870" (mit fünf Plänen und zwei Skizzen), ergänzt das 18. Heft, das die Wirksamkeit des Generalkommandos des III. Armeekorps in der eben genannten Schlacht schilderte, berührt zum vollen Verständniß derselben auch die Vorgänge bei den benachbarten Truppen und die Anschauungen, Absichten und Weisungen des Generalkommandos des X. Armeekorps und zeigt die Opferwilligkeit, mit der es dem gefährdeten III. Armeekorps zu Hülfe eilte, sowie seinen wesentlichen Antheil am Erfolg des Tages. Der berühmte Angriff der 38. Infanterie-Brigade (v. Wedell), der mit Todesverachtung unter ungeheuren Verlusten über freies Feld und durch eine steile Schlacht bis dicht an die feindlichen Linien durchgeführt wurde, aber an der überlegenen Feuerwirkung und dem umfassenden Gegenstoß viel stärkerer feindlicher Massen scheiterte, hat die Literatur schon vielfach beschäftigt, indessen erst in der vorliegenden, auf gründlicher Verarbeitung und Prüfung des gesammten Materials beruhenden Untersuchung ist es gelungen, ein Bild des Gefechtsverlaufs in großen Zügen zu geben und die Einzelheiten genau festzustellen. Der tapfere Angriff der Brigade, die aufopferungsfreudige Hingabe der 1. Garde-Dragoner, die glänzenden Attacken der Regimenter von der 5. Kavallerie-Division (v. Rheinbaben) haben für die Entschlüsse der französischen Führung eine weittragende Bedeutung gehabt und die Entscheidung der Schlacht herbeigeführt. Das vorliegende Heft schildert diese Waffenthaten unvergänglichen Ruhmes in vollendeter Würdigung.

Der Kagera-Nil. Ein Beitrag zur Physiographie Deutsch-Ostafrika's. Von Dr. R. Fitzner. Berlin, Alfred Schall 1899. 83 S. und 1 Karte. — Unsre Kenntniß vom Zwischenseengebiet und vom Kagera-System selbst ist heute noch so lückenhaft (zum großen Theil fehlt sie ganz), daß eine gleichmäßige, leidlich abschließende Darstellung des Themas zur Zeit unmöglich ist. Auch dem Verfasser ist sie also nicht gelungen. Die hydrographischen Verhältnisse der Quellflüsse des Kagera werden sich erst dann nutzbringend erörtern lassen, wenn die ausführlichen Berichte und Karten v. Trotha's, Ramsay's, Dr. Bethe's und Dr. Kaadts einmal vorliegen, und so sind Fitzners Bemerkungen über diesen Punkt kaum mehr als bloße Konjektur. Entgangen ist ihm zudem Dr. Kaadts vorläufiger Bericht, der bereits Mitte Dezember v. J. in der „Voss. Ztg." abgedruckt ist und der für die Beurtheilung der Kagera-Quellflüsse, namentlich des Nyawarongo, wesentlich in Betracht

kommt. Wohl aber hat der Verfasser, was anerkannt werden muß, eine recht gute, auch durch eine instruktive Karte erläuterte Physiographie des vom vereinigten Kagera durchflossenen Theils des Zwischenseegebiets geliefert, und er hat zudem den Charakter desselben als eines einheitlichen, wenn auch stark zerklüfteten und in viele Schalen aufgelösten Horstes erkannt. Im einzelnen wäre zu bemerken: Nicht erst Stanley (1876), sondern bereits Speke (1861) verzeichnet den Akanyaru-See und leitet daraus den Kagera her; er liegt auf Speke's Karte genau da, wo Baumann 30 Jahre später die sumpf- oder seenartige Erweiterung des Akanyaru-Flusses auffand. Daß der Nyawarongo der bedeutendste Quellfluß des Kagera ist, steht bereits seit Graf Götzens Reise, nicht erst seit Ramsay fest. Die Anschauung, daß die Quelle des Kagera die „eigentliche" Nilquelle sei, habe ich des öfteren an dieser wie an anderer Stelle zu widerlegen versucht; als Nilquelle ist nach meiner Ansicht bis auf weiteres der Victoria Nyansa zu betrachten. Eine Beweisführung für seine gegentheilige Behauptung hat Fitzner unterlassen; er hätte dazu freilich den ganzen Victoria Nyansa und dessen Ausfluß in den Kreis der Betrachtung ziehen müssen. Zum Schluß noch die ergänzende Bemerkung, daß nach Herrmanns Karte („Mitth. a. d. dtsch. Schutzgeb.", 1899, Heft 1) die westafrikanische Flora bis in die Ukerewe-Insel hineingreift. H. Singer.

o. l. VIII. Hauptversammlung des deutschen Vereins zur Förderung des Unterrichts in der Mathematik und den Naturwissenschaften. In der Pfingstwoche fand in Hannover die sogenannte „Mathematiker-Versammlung" statt. Nun ist allbekannte Thatsache, daß sich der Unterricht in der Mathematik keiner allgemeinen Beliebtheit erfreut und mancher Schüler im Mathematiker seinen persönlichen Feind erblickt. In Anbetracht dieses Umstandes erscheint die Berechtigung zweifelhaft, von einem „allgemeinen" Leserkreise Interesse zu verlangen für den Bericht über das „Rathen und Thaten" dieser Versammlung. Die Berechtigung läßt sich aber aus dem Hinweise darauf ableiten, daß, wie die Einräumung größeren Einflusses in den Schulen belegt, die Mehrzahl der Gebildeten ersichtlich aus Freunden der Mathematik besteht, die in ihr nicht nur die Wissenschaft an sich verehren, sondern sie auch für das wichtigste oder mindestens für ein unentbehrliches Bildungsmittel der Jugend halten; viel mehr noch leidet jedoch der Wunsch, daß sich auch die der Mathematik ungünstig und unfreundlich Gesinnten überzeugen möchten, wie sehr man in den Fachkreisen bestrebt ist, die leichteste begreifliche Art der Darstellung und des Unterrichts zu ermitteln und festzustellen, damit dem lernenden Nachwuchs die Pein und Drangsal erspart oder gemildert werde, derentwegen eben Viele, die zum Verständniß nicht durchzudringen vermochten, die Mathematik hassen. Denn der Zweck der Versammlung ist nicht ein rein wissenschaftlicher; deßhalb fehlten in ihr Vorträge, die nur der Förderung der mathematischen Erkenntniß dienten, z. B. über Potentiale oder Gleichungen x-beliebiger Ordnung, sondern es handelte sich überall um „angewandte" Mathematik, besonders aber um auf die menschliche Ausbildung angewandte Mathematik. „Der Verein," sagt der § 1 seiner Satzung, „stellt sich die Aufgabe, den Unterricht in der Mathematik, im geometrischen Zeichnen, in den Naturwissenschaften und in der Erdkunde nach Ziel, Umfang und Methode zu fördern und diesen Fächern im Lehrplan der höheren Schulen die gebührende Stellung zu verschaffen. Die Thätigkeit des Vereins" — der gegenwärtig nahe an 800 Mitglieder zählt und dessen Vorstand, zu dem Prof. Pietzker (Nordhausen), Direktor Schwalbe (Berlin), Oberl. Presler (Hannover) u. A. m. gehören, auch die Vorbereitung für die Unterrichtsabtheilung der Münchener Naturforscherversammlung mit übernommen hat — „erstreckt sich auf alles, was der Erreichung dieses Zweckes dienen kann, insbesondere zieht derselbe in den Kreis seiner Berathung: die Vervollkommnung der Lehrmittel und ihre Verwendung im Unterricht, die Vorbildung der Lehrer, sowie die Verwerthung der Fortschritte der Wissenschaft und der Technik für den Unterricht."

Der soeben beendeten Versammlung wurde von vornherein eine erhöhte Bedeutung beigelegt deßhalb, weil auf ihr eine engere Fühlung der Vertreter des genannten Unterrichts an Gymnasien und Realanstalten mit den technischen Hochschulen angebahnt werden sollte, nachdem die Neuordnung der Lehramtsprüfungen in Preußen, in Erfüllung eines innerhalb der Fachkreise und besonders auf den Versammlungen des genannten Vereins wiederholt laut gewordenen Wunsches, bestimmt hat, daß auf das mathematisch-naturwissenschaftliche Universitätsstudium einige Semester des Studiums an Technischen Hochschulen angerechnet werden dürfen. Die letzteren, die der süddeutsche Mathematiker als seine Bildungsstätte schon längst verehrt, sind dem norddeutschen bislang fremde Fachlehranstalten gewesen. Diesmal fanden nun die allgemeinen Sitzungen in der Aula der Technischen Hochschule statt, und mehrere von deren Lehrkräften hatten Vorträge in den allgemeinen Versammlungen wie auch in den Abtheilungssitzungen übernommen; auch war der Nachmittag des ersten Versammlungstages der Besichtigung der Einrichtungen der Technischen Hochschule vorbehalten.

Die Zahl der Theilnehmer am Kongreß betrug etwa hundert; vermuthlich wäre der Besuch trotz der Kürze der Pfingstferien, die sicherlich Viele ferngehalten hat, ein noch stärkerer gewesen, insbesondere aus den naturwissenschaftlichen Kreisen der Stadt Hannover selbst, wenn der die Versammlung vorbereitende Ausschuß, dessen Mitglieder diese ihnen ungewohnte Aufgabe übrigens aufs beste und zur allgemeinen Befriedigung gelöst hatten, die Naturwissenschaften mehr berücksichtigt und deren öffentlichen Institute, wie die naturhistorischen Abtheilungen des Provinzialmuseums und den Zoologischen Garten, für die geplanten Besichtigungen zunächst ins Auge gefaßt hätte; daß deren im ausgegebenen Programm sogar nicht einmal unter den „sonstigen Sehenswürdigkeiten der Stadt" gedacht worden war, verdroß wohl die Naturhistoriker, und zwar umsomehr, weil ja der Verein als seinen Zweck bezeichnet, auch den Naturwissenschaften zu dienen.

Die beiden ersten Vorträge wurden von Professoren der Technischen Hochschule in Hannover gehalten. Professor Dr. Kiepert behandelte einen bisher mißachteten Zweig der angewandten Mathematik, von dem er wünschte, daß er überall in den Hochschulunterricht aufgenommen werde, sowohl des praktischen Bedürfnisses halber als auch wegen seiner nationalökonomischen Wichtigkeit: die Versicherungsmathematik. Das praktische Bedürfniß wird dargethan einmal durch den Umstand, daß alle Leiter der großen Versicherungsanstalten bisher gezwungen waren, sich autodidaktisch für ihr Amt auszubilden, andrerseits durch den Beifall, den das vor einigen Jahren zu Göttingen eingerichtete versicherungstechnische Seminar gefunden hat. Zu berücksichtigen ist hiebei auch noch, daß das Versicherungswesen vielen Mathematikern Lebensstellungen zu bieten verspricht, sie mithin nicht zur Wahl des Lehrerberufs gezwungen werden. Im ersten Theil gab der Vortragende einen Abriß der Geschichte des Lebens- und Begräbnißversicherungswesens von dessen ersten Spuren bei den Griechen, Römern und (nach Cäsar) Galliern an, zeigte, welche verschiedenen Formen im Laufe der Zeiten sich ausbildeten (Umlageverfahren der Gildekassen u. a., Einzahlungeverfahren, Tontiemen), ehe das der Prämienzahlungen als das beste zur allgemeinen Anerkennung gelangte. Hiezu war eine nöthige Vorbedingung die Vervollkommnung der Sterblichkeitstafeln, deren Stammbaum auch über Brune und Süßmilch (1761), Halley und Neumann (1691), sowie Johann de Witt bis zu Ulpian (200 v. Chr.) zurückverfolgt wurde; die jetzt in Deutschland benutzte ist nach den Erfahrungen von 23 Gesellschaften im Jahre 1883 aufgestellt worden. Durch Anführungen der riesigen Summen, zu denen sich die Versicherungsbeträge in den verschiedenen Ländern emporgeschwungen haben, wurde die nationalökonomische Wichtigkeit der Versicherung beleuchtet; zur Zeit haben z. B. unsre 43 deutschen Lebensversicherungsanstalten zusammen etwa 6 Milliarden Mark versichert und zu diesem Zweck 2 Milliarden an Kapital angesammelt. Im zweiten Theil des Vortrags wurde die Eigenartigkeit der Versicherungsmathematik gezeigt; wie mit Beispielen belegt wurde, handelt es sich da in der That nicht um so einfache Reihen-Rechnungen, wie von Fernerstehenden und auch von Gerichten oft angenommen wird. Schließlich wurde der Gesellschaftsgewinne gedacht, die sich zusammensetzen aus Ersparnissen in den Verwaltungskosten,

besserem Zinsertrag und endlich der geringeren Sterblichkeit der Versicherten, als solche nach den Sterblichkeitstafeln zu erwarten war; diesen Vortheil ergibt die sorgfältige Auswahl der Gesunden bei der Versicherungsaufnahme. Prof. Dr. Rodenberg dagegen behandelte ein Thema aus der Unterrichtsmethode, nämlich „die Begrenzung des Unterrichtsgebiets in der darstellenden Geometrie an höheren Schulen", und bestimmte die Aufgabe, das räumliche Anschauungsvermögen wissenschaftlich heran- und durchzubilden, indem er der Propädeutik hierin besonderen Werth beimaß. Hieran schloß sich die Vorführung eines Apparats zur Veranschaulichung der wichtigsten elektrischen Begriffe und Gesetze; der von Professor M. Möller in Braunschweig und Oberlehrer B. Schmidt in Wurzen gemeinsam konstruirte, von R. Müller-Uri in Braunschweig ausgeführte und beziehbare Apparat benutzt nicht, wie andere zu gleichem Zweck hergestellte, Strömungen des Wassers, sondern einen konstanten Luftstrom, und gestattet deßhalb, wie der Vortragende B. Schmidt in ausführlicher theoretischer Begründung zeigte, die elektrischen Begriffe und Gesetze aus der Anschauung zu entwickeln und sogar theilweise quantitativ zu begründen.

Der Nachmittag des ersten Verhandlungstags war der Besichtigung einiger Laboratorien und Sammlungen der Technischen Hochschule gewidmet, die truppweise und abwechselnd besucht wurden; durch ihre liebenswürdigen Erläuterungen verdienten sich die Professoren und Institutsassistenten den Dank der Versammlung. Daran schloß sich noch die Besichtigung eines industriellen Etablissements, nämlich der städtischen Brauerei; wer der Mathematik Trockenheit vorwirft, konnte sich da überzeugen, welches Interesse die Mathematiker der Herstellung dieses feuchten Stoffs entgegenbrachten und wie sehr sie, bei der von der Direktion schließlich freundlichst gebotenen Erfrischung, dessen Werth zu schätzen verstanden.

Am nächsten Vormittag begann die Reihe der Vorträge der Vorsitzende Prof. Pietzker: er sprach über „System und Methode im exaktwissenschaftlichen Unterrichte" und erklärte sich dahin, daß 1. der exaktwissenschaftliche Unterricht noch nicht im wünschenswerthen Grade aus einem systematischen zu einem methodischen umgewandelt sei, daß 2. beim methodischen Betriebe des Unterrichts ein subjektives Element berechtigt wäre, und daß 3. die offiziellen Lehrpläne, die Lehrbücher und Aufgabensammlungen dem einzelnen Lehrer die Möglichkeit bieten sollten, die Methode seiner Persönlichkeit anzupassen. Hierauf sprach Prof. Dr. Runge über spektralanalytische Untersuchungen, zeigte, wie die Erklärung der Reflexion nach der Wellentheorie die beste Begründung der Erscheinungen gewähre, kennzeichnete die Vorzüge der modernen Apparate und demonstrirte an dem von ihm in Verbindung mit Paschen zuerst hergestellten und untersuchten Helium-Spektrum, dessen Eigenthümlichkeiten, wie Doppellinien, Linien-Serien und -Seriengruppen. Es folgten dann ein paar Vorträge, die an sich zwar nicht das eigentliche Arbeitsgebiet der Versammlung betrafen, jedoch in ihrer formellen Vollendung und wegen der interessanten Vorführungen eine ebenso dankbare Zuhörerschaft wie die anderen fanden. Prof. Dr. Seubert sprach über das Verfahren von Dr. Hans Goldschmidt in Essen, mittelst Aluminium hohe Hitzegrade, sowie kohlenstofffreie Metalle zu erzeugen; dieses „epochemachende" Verfahren ist in den letzten Monaten ja schon überall vorgeführt worden, jedoch wohl selten so klar und gründlich, indem hier zur Einleitung auch die Oxydations-(Verbrennungs-)Erscheinungen von Magnesium und Eisen zum Vergleich mit denen des Aluminiums experimentell mit vorgeführt wurden. Zuvor aber hatte Prof. Dr. E. Kohlrausch (Hannover) die Versammlung durch einen Vortrag „über Aufnahme und Projektion photographischer Bilderreihen vermittelst rotirender Objektive und Platten" und durch Vorführung solcher Bildprojektionen gefesselt. Kohlrausch ist der Frage der Konstruktion eines solchen Apparats ziemlich zu gleicher Zeit wie Anschütz näher getreten, also vor etwa acht Jahren; seine Absicht war dabei sowohl die, dasselbe Ziel wie Anschütz, aber mit bescheideneren Mitteln zu erreichen, als auch ein wissenschaftlich weniger zu bemängelndes Ergebniß zu erzielen, nämlich an der Konstanz des Beobachtungspunktes streng festzuhalten. Anschütz stellte bekanntlich eine große Reihe von Aufnahmeapparaten nebeneinander, die den bewegten Körper in schneller Zeitfolge nacheinander aufnahmen; bei Kohlrausch dagegen finden die zahlreichen Aufnahmen in der Minute immer nur von einem Punkt aus statt. Eben deßhalb ist sein Apparat, der, wie Kohlrausch selbst einräumt, inzwischen durch den Kinematograph in den Schatten gestellt wurde, auch jetzt noch von Interesse, und die mittelst desselben aufgenommenen und reproduzirten Bilderreihen (Kohlrausch war schließlich dazu gelangt, für die Aufnahme und für die Reproduktion besondere Apparate zu bauen; letzterer führt 20 diapositive und ebensoviel vorliegende Objektive auf einem Scheibenkranz geordnet) fesselten auch durch anatomisches Interesse, indem sie den charakteristischen Gang Rückenmarkskranker, oder die Körperbewegungen beim Turnen vorführten, in besser durchgearbeiteten Bildern als der Kinematograph zeigt. Vielleicht lehrreich, zweifellos aber ungemein komisch ist der Anblick der Bewegungen in umgekehrter Reihenfolge, so daß z. B. ein Taucher, statt vom Sprungbrett mit Ueberschlagung ins hochaufspritzende Wasser zu springen, diesen Weg zurücknimmt.

Am Nachmittag fanden Besichtigungen verschiedener Fabriken und Anlagen statt, zu welchem Zweck sich die Versammlung in Gruppen aufstäste; sehr befriedigt wurden die Besucher der Continental-Kautschuk- und Guttapercha-Fabrik; von anderen wurden besichtigt die elektrische Abtheilung der Kärting'schen Fabrik und eine Kraftstation der Straßenbahn. Ein Festmahl beschloß diesen Tag.

Die Vorträge des letzten Versammlungstages betrafen nur Fragen der Unterrichtsmethode. Dr. Bräuer vom Realgymnasium Hannover sprach über mißlingende Versuche im chemischen Unterricht, denen er großen didaktischen Werth beilegt, und deren Ausführbarkeit im Rahmen des Unterrichts einer Oberprima des Realgymnasiums er mit seinen eigenen Apparaten nachzuweisen vermochte, da die Vorträge in seinem Hörsaale stattfanden. Der folgende Redner, Hadenacht aus Quedlinburg, behandelt dagegen die elementarste Stufe des Mathematikunterrichts und zeigte, wie man den Schülern „spielend" die mathematischen Grundbegriffe beibringen und sie zu Beweisführungen anleiten könne.

Die Schlußversammlung in der Aula der „höheren Schulen" hatte nur noch geschäftliche Verhandlungen über Vereinsangelegenheiten, Vorstandswahlen u. a. m. zum Zweck. Die Bestimmung des Ortes der nächsten Hauptversammlung wurde dem Ermessen des Vorstands anheimgegeben; in Frage kamen zunächst Gießen und Hamburg. Von den angenommenen Anträgen haben allgemeineres Interesse nur die, daß 1. der Verein seine hohe Befriedigung ausspricht über die neue Ordnung der preußischen Lehramtsprüfung und namentlich über die Anrechnung des Studiums auf technischen Hochschulen, und 2., daß es sich empfehle, Ferienkurse für die Lehrer der höheren Schulen auch an technischen Hochschulen einzurichten.

π **München**, 31. Mai. Die Geographische Gesellschaft in München schloß die lange Reihe ihrer im letzten Winterhalbjahre besonders interessanten Sitzungen gestern Abend in würdigster Weise durch eine allgemeine Versammlung ab, in der Hr. Generalmajor Rudolf Ritter v. Slatin Pascha einen Vortrag über den sudanesischen Feldzug und die Schlacht bei Omdurman hielt. Ein äußerst zahlreiches und gewähltes Publikum hatte sich dazu im großen Saale des Evangelischen Vereinshauses eingefunden. Neben mehreren Prinzen und Prinzessinnen des kgl. Hauses waren fast alle in München residirenden Gesandten, viele Minister und Generale und eine große Reihe von Vertretern der gelehrten Berufe erschienen, um den bedeutenden Augenzeugen der Kämpfe und Wirren, die in den letzten Jahrzehnten sich im Sudan abgespielt haben, den thatkräftigen Mitwirker an der Vernichtung der madhistischen Schaaren im vorigen Jahre von seinen Erfahrungen erzählen zu hören. Slatin ist in München und speziell in der hiesigen Geographischen Gesellschaft, deren Ehrenmitglied er ist, wohlbekannt und gerne gehört. Wie der Präsident der Gesellschaft, Hr. Prof. Oberhummer, gestern nochmals ausdrücklich hervorhob, hat er nach seiner denkwürdigen Befreiung aus seiner

elfjährigen Gefangenschaft beim Mahdi zuerst und allein hier in München über seine Erlebnisse öffentlich vorgetragen, und auch jetzt, vor kurzem erst zurückgekehrt aus dem Sudan, hat er der hiesigen Geographischen Gesellschaft den Vorrang unter allen den Orten, wo er zu sprechen eingeladen worden ist, eingeräumt. Als die schlanke, fein gebaute, noch jugendliche Gestalt mit den energischen, tiefgefurchten Gesichtszügen gestern Abend auf dem Podium des Mathildensaales erschien, wurde sie deßhalb mit freudigen Zurufen und lebhaftem Beifall begrüßt, der sich am Schlusse des Vortrags in enthusiastischer Weise erneuerte. Dieser Beifall galt dem Menschen, dem vielgewanderten und vielgeprüften Helden, nicht dem Redner. Denn Slatin ist kein Redner. Er ist ein einfacher, zuweilen fast nüchterner Berichterstatter, der aber die große Kunst versteht, die Thatsachen sprechen zu lassen und seine eigene Person fast stets nur durch das Mittelglied eines trockenen Humors mit ihnen in Verbindung zu setzen. In dem Berichte, den er gestern über das langsame, aber sichere Vorschreiten des englisch-ägyptischen Sudan-Korps unter dem Sirdar vorlas, wobei der Zuhörer an der Hand einer am Eingange des Saales vertheilten Karte dem Zuge folgen konnte, betonte er seine nicht unwichtige und nicht unwesentliche Mitwirkung an der Expedition und an ihrem Gelingen fast zu wenig. Eine trockene Bemerkung gleich im Anfang, daß er den ganzen Krieg gleichsam als eine persönliche Revanche gegen den Khalifen, der ihm die schönsten Jahre seines Lebens geraubt hatte, aufgefaßt und deßhalb trotz Krankheit nicht gezögert habe, sich der Expedition anzuschließen, war alles, was zunächst auf seine ganz hervorragende dienstliche Betheiligung an dem Feldzuge hindeutete. In der That hatte ja aber Slatin als ägyptischer Generalmajor eine wichtige Befehlshaberstelle in dem Expeditionskorps inne, und die Klarheit, mit der er über die strategische Entwicklung der ägyptisch-englischen Streitkräfte berichtete, zeugt von seiner nicht geringen soldatischen Begabung. Freilich hatte man wohl erwartet, mehr von den persönlichen Geschicken des Vortragenden, als von den allgemeinen Kriegsereignissen zu hören. Jedoch darf man nicht vergessen, daß in einem solchen Feldzug selbst die bedeutendste Persönlichkeit vor den allgemeinen Ereignissen zurücktritt und daß gerade der Mangel an anekdotenhaftem Aufputz mit persönlichen Erlebnissen die Schlichtheit und Wahrheit des Berichts um so deutlicher ins Auge springen läßt. Daß Slatin von dem Khalifen einer besonderen Aufmerksamkeit gewürdigt wurde, ging aus der mit vielem Humor vorgetragenen Erzählung von einem verrätherischen Brief des Khalifen an Slatin hervor, den der Erstere in höchst naiver Weise dem Sirdar in die Hände zu spielen versuchte, um die Treue seines einstigen Gefangenen gegenüber den Engländern zu verdächtigen. Seine persönliche Betheiligung an der in wenigen großen, aber wirksamen Zügen geschilderten Entscheidungsschlacht bei Omdurman überging Slatin vollständig und erwähnte nur die unter seinem Kommando unternommene, leider nicht von Erfolg gekrönte Verfolgung des fliehenden Khalifen. Und auch nur einige kurze, aber tiefen Eindruck machende Bemerkungen ließ er über die Stimmung fallen, in die er sich versetzt fühlte, als er in Omdurman die Lehmhütte wiedersah, in der er 11 Jahre lang als Gefangener geschmachtet, als der Gefängnißwärter, der ihn einst gequält, nun als Hülfeflehender vor ihm erschien, als er, auf einem Ritt über das Schlachtfeld die Emire des Khalifen todt vor sich liegen sah, die ihn einstens, sei es in freundlicher, sei es in feindlicher Weise, ihre Macht hatten verspüren lassen, oder als er in Khartum die Stätte wiederfand, an der ihm, dem in Ketten gelegten, im Januar 1885 von der johlenden Volksmenge das abgeschnittene Haupt Gordons unter die Augen gehalten wurde. Solche rein persönlichen Momente regten natürlich die Aufmerksamkeit der Versammlung aufs höchste an; sie bildeten aber nur kleine Episoden in dem sonst durchaus sachlich gehaltenen und mit einem kurzen Ausblick auf die künftige politische Gestaltung des Sudans abschließenden Vortrag, der gerade durch diese Sachlichkeit von Anfang bis zu Ende in gleicher Weise fesselte. Mit dem warmen Ausdruck des Dankes an den Redner schloß Prof. Oberhummer die Versammlung und damit zugleich die diesjährige erfolgreiche Winterkampagne der Geographischen Gesellschaft.

* **Wegen eines Citats aus Mommsens römischer Geschichte** über den Zerfall der alten Welt war in Wien vor kurzem die sozialdemokratische „Wiener Arbeiter-Zeitung" konfiszirt worden. Mommsen hat durch die Vermittlung eines Wiener Gelehrten die Nummer der „Arbeiter-Zeitung" erhalten, in der das Citat konfiszirt worden ist, und auch das Original des Erkenntnisses des Wiener Landgerichts, worin diese Stelle als eine Aufreizung zum Haß und zur Verachtung bezeichnet wurde. Mommsen beantwortete die Zusendung mit folgendem Schreiben:

Geehrter Herr! Empfangen Sie meinen Dank für die freundliche Uebersendung des interessanten Dokuments und geben ihn weiter an Ihre Auftraggeber. Es soll sorgfältig unter meinen Memorabilien aufbewahrt werden. — Erinnert hat es mich an das Goethe'sche Epigramm:

Eines wird mich verdrießen für meine lieben Gedichtchen,
Wenn sie die Wiener Zensur durch ihr Verbot nicht bekränzt.

In dieser Hinsicht die gleiche Auszeichnung zu genießen, habe ich allerdings nicht hoffen dürfen, bin aber um so dankbarer für die unverhaffte. Jenes Epigramm ist vom Jahre 1797 datirt; es liegt die Frage nahe, wie der Kulturfortschritt Oesterreichs in diesem Jahrhundert sich gestaltet hat. Von der ernsten Seite des kleinen Vorfalls lassen Sie mich lieber schweigen, oder doch nur das aussprechen, daß bei der dauernden Barbarei, um nicht zu sagen der Rebarbarisirung der oberen Gesellschaftsschichten, die Triebkraft des Bodens fortwirkt und unter dem dürren Holz mancher grüne Keim sproßt.

Ganz der Ihrige

Mommsen.

Charlottenburg, 24. Mai 1899.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Ferd. Menčik: Das ökonomische System des Grafen Sweerts-Sporck. Prag, Selbstverlag des Verfassers 1899. — Mrs. Humphry Ward: George Tressady. Roman in 2 Bdn. Deutsch von E. Gottheiner. Leipzig, Paul List. — Dr. E. Dannheißer: Die richtige Aussprache des Musterdeutschen. Heidelberg, Jul. Groos 1899. — E. Morburger: Wie sie sind. Ein Wiener Skizzenbuch. Leipzig, Grübel u. Sommerlatte 1899. — Dr. L. Grunmach: Die physikalischen Erscheinungen und Kräfte. Leipzig, Otto Spamer 1899. — Otto Liebmann: Gedanken und Thatsachen. Philosophische Abhandlungen, Aphorismen und Studien. Heft 1—3. Straßburg, Karl J. Trübner 1899. — Houston Stewart Chamberlain: Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. II. Lfg. München, F. Bruckmann A.-G. 1899.

Schwarzwald

Neu erschienen: (8999)

Dr. C. W. Schnars

Neuester Schwarzwaldführer. 12. bis 1899 berichtigte Aufl. unter Mitwirkung des Schwarzwaldvereins neu bearb. von **Fr. Sachs.** Mit 14 Karten u. Plänen. In Leinw. geb. 5 M.

Der vollständigste auf eigener Anschauung beruhende Führer durch den Schwarzwald.

Neuester kleiner Schwarzwaldführer mit besonderer Berücksichtigung von Baden, Freiburg, Konstanz, der Schwarzwald- und Höllenthalbahn und der strategischen Bahnen. 9. bis 1899 berichtigte Aufl. unter Mitwirkung des Schwarzwaldvereins neu bearbeitet von **Fr. Sachs.** Mit einer neuen Karte des Schwarzwaldes. In Leinwand gebunden 2 M.

Enthält alles Nöthige für kurze Reisen!

Kleiner Führer für Baden-Baden und Umgegend. Mit Plan der Stadt und Karte der Umgegend. 11. neu bearb. Aufl. von **Fr. Sachs.** Geh. 1 M. 20 Pf.

Neue Karte des Schwarzwalds. Revidirt von **Fr. Sachs.** In Umschlag 60 Pf.

Die unter den Auspizien des badischen Schwarzwaldvereins herausgegebenen Werke können als die besten für das angegebene Gebiet bezeichnet werden. *Der Tourist.*

. . . In dieser Thatsache allein liegt schon der Beweis, dass das Publikum ihn als den praktischsten, besten Führer erkannt hat. *Köln. Volkszeitung.*

Wer in unseren Bergen wandeln, in unseren Sommerfrischen weilen will, versäume nicht, sich mit einem dieser Führer zu bewaffnen! *Karlsr. Zeitung.*

Curt Winter's Universitätsbuchhdlg. in Heidelberg.

Jahrgang 1899. München, Freitag, 2. Juni. Nummer 124.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beilage werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe. XLVIII. Von Spectator. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kirchenpolitische Briefe.

XLVIII.

„Amicus non servus.“

Berlin, 20. Mai. Die Lage Italiens haben wir in unserm letzten Februarbrief erörtert. Wir knüpfen an diese Ausführungen an, indem wir die Ereignisse der letzten vier Monate in Betracht ziehen.

Die Erkrankung und Operation des Papstes stand im Vordergrund der Dinge. Einen Augenblick schien es, als ob das Aeußerste eintreten werde: auf dem Corso wurden Blätter mit den ultimi momenti di S. S. verkauft und tagelang waren alle Gemüther durch die Frage nach dem Befinden des Papstes aufgeregt. Wohlthuend war die rein menschliche Theilnahme, welche alle Kreise der römischen Gesellschaft durchzog: die Weißen noch mehr als die Schwarzen, was Leo XIII. nicht ohne Humor von seinem Chirurgen erfuhr. Die glückliche Konstitution Sr. Heiligkeit siegte auch diesmal über Erschöpfung und Alter, und es ist wohl möglich, daß dem greisen Pontifix jetzt noch manches Jahr gesichert ist.

Mehr als billig, und wie uns dünken will, mehr als anständig, haben sich während der Krankheit des Papstes die Blätter mit seiner Erbschaft befaßt. Ueber das künftige Conclave ist alles Mögliche und Unmögliche gesagt und geschrieben worden. Von den Kundgebungen, welche uns bekannt wurden, haben nur wenige sich wohlunterrichtet und keine vollkommen orientirt gezeigt: wir werden nicht so undelikat sein, hier wieder ein Thema anzuschneiden, welches wenigstens vorläufig der unmittelbaren Aktualität entbehrt. Der Spectator ist nicht so glücklich, überall den Wegen der vatikanischen Politik der letzten 14 Jahre folgen zu können; das kann für ihn kein Grund sein, seine persönliche Gesinnung gegen Leo XIII. jemals zu verleugnen und den sinkenden Tagen dieses Pontifikats noch ein reiches Maß von Sonnenschein zu wünschen. Die Chancen des künftigen Conclaves zu erörtern, überlassen wir daher sehr gerne einer entfernteren Zukunft.

Florenz beklagt in diesem Augenblick den Hingang seines Erzbischofs, des Kardinals Bausa. Fra Agostino Bausa hatte als Dominikanermönch lange Jahre in den orientalischen Missionen gearbeitet und war dann Magister s. Palatii gewesen. Geborener Florentiner, kehrte er später als Erzbischof dahin zurück: das Muster eines frommen, milden Prälaten, der, allen politischen Agitationen abhold, nur seinen geistlichen Pflichten und den Werken der Nächstenliebe lebte. Zu der neuen Ordnung der Dinge hatte er sich als italienischer Patriot freundlich gestellt, in den Werken der Charitas reichte er dankbar und herzlich allen Hülfreichen die Hand, ohne Ansehung ihrer politischen und religiösen Stellung. Ein Uebermaß von Pflichteifer in Ausübung der Funktionen der Charwoche zog ihm den Tod zu. Sein Begräbniß sah alle Kreise der toskanischen Hauptstadt in tiefer, gleichmüthiger Trauer vereinigt. Die Regierung erwies ihm alle fürstlichen Ehren, und wer diese Manifestation, wer den imposanten Zug sah, welcher sich von dem erzbischöflichen Palast hinter S. Giovanni durch die Stadt zurück zum Dome bewegte, hätte nicht glauben mögen, daß in diesem Lande Staat und Kirche in tödtlicher Feindschaft leben. Daß der Kardinal Bausa kein Mann nach dem Herzen des ultramontanen Pharisäismus war, braucht demnach kaum gesagt zu werden. Wir haben ihn vor Jahren mit Ruhe, Besonnenheit und Wohlwollen über die Lage Italiens und die Chancen einer Verständigung sprechen gehört. Im vorigen Herbst machte er mit einer ergreifenden, dem Reformgedanken Savonarola's ihr Recht gebenden Rede den Schluß der Savonarola-Feier. Leo XIII. drückte dem Kardinal für diese Rede in einer Zuschrift seine Anerkennung und Zustimmung aus (?) die vom selben Tage datirt ist, an welchem den Dominikanern von S. Marco die Weisung zuging, ihre kleine, die Kanonisation des Fra Girolamo fordernde Rivista einzustellen — Dinge, über die man sich wundern könnte, wüßte man nicht, daß sie den Regierungsusancen der Kurie entsprechen. An Anfechtungen, Anklagen und Verleumdungen hat es natürlich auch diesem edlen Kirchenfürsten nicht gefehlt. Vor einigen Jahren unternahmen einige priesterliche Heißsporne einen Feldzug gegen den „Liberatismus“ desselben, und die Nachklänge dieser Vorkommnisse brachen neulich wieder durch, als die schöne Seele der in Florenz durch die „Unità Cattolica“ vertretenen Intransigenten sich durch die bei dem Tode des Kardinals hervortretenden Beweise seiner allgemeinen Beliebtheit und die Betheiligung der offiziellen Kreise an der Todtenfeier in ihren Empfindungen gekränkt sah. Bausa's Ableben ist doppelt zu beklagen, einmal, weil bei der heutigen Lage der Dinge die Ernennung eines Intransigenten an seine Stelle zu erwarten steht, dann, weil mit ihm der partito savio im künftigen Conclave eine mächtige Stütze verloren hat.

Ein anderes Traueramt hat im Februar von sich reden gemacht. Als die Kaiserin Elisabeth gestorben, bestand der Vatikan darauf, daß seitens der österreichischen Botschaft ein doppeltes Traueramt gehalten werde — eines, dem die Vertretung der Kurie, ein anderes, dem diejenige des Quirinal beiwohnen könne. Bei dem Tode Faure's erklärte Hr. Barrère, der französische Botschafter beim Quirinal, es werde nur ein einziges Amt gehalten werden, welchem der italienische Minister der auswärtigen Angelegenheiten anwohne; weigere sich der Vatikan, daran theilzunehmen, so werde dies als Beleidigung Frankreichs aufgefaßt und an dem Ausbleiben des Peterspfennigs zu bemerken sein. Daraufhin gab der Papst Rampolla die Ermächtigung, der Feier beizuwohnen. Bekannt sind die Verhandlungen, welche der Zusammenstoß des Kardinals mit Carnevaro in dem Chor von S. Luigi dei Francesi zur Folge gehabt hat. Bei der Enge des Raums war das vorauszusehen;

man konnte dem Kardinal keinen andern Verstoß, als die Ignorirung Carnevaro's nachweisen: daß es dazu kommen konnte, hat die französische Botschaft ausschließlich auf dem Gewissen, indem sie den Minister, welcher als persönlichee Vertreter des Königs gekommen war, nicht als solchen ehrte, sondern unter die anderen Gesandten und Botschafter setzte.

Im April fand in Ferrara ein zahlreich besuchter Katholikenkongreß statt. Es war der erste Versuch dieser Art in größerem Stil, welcher nach den bekannten Rudini'schen Zirkularen unternommen wurde. Daß letztere einige Wirkung geübt haben, geht unzweifelhaft daraus hervor, daß man sich in Ferrara vor Ausschreitungen und Herausforderungen der Regierung hütete. Im übrigen ist außer vielem Jubel in Reden, Adressen, Telegrammen nichts von irgend welchem Belang in Ferrara gesprochen oder gethan worden. Der Fra Girolamo von Ferrara hatte keine Theilnehmerkarte erhalten.

Die erwähnten Rudini'schen Zirkulare und andere Vorkommnisse, über welche wir seinerzeit berichtet haben, hatte die zwischen den beiden Gewalten in Italien bestehende Spannung namhaft erweitert und eine Situation geschaffen, welche jede Verständigung auszuschließen schien, sie jedenfalls in weiteste Ferne rückte. Man kann nicht behaupten, daß das Ministerium Pelloux-Carnevaro irgendetwas gethan habe, um diese Lage zu verbessern, oder daß es in der Behandlung der kirchlichen Fragen glückliche Hand gehabt habe. Warum kann man der Kirche nicht ganz unnütze Nadelstiche ersparen, wie gelegentlich des Versuchs, allen möglichen und unmöglichen Fahnen den Eingang in das Gotteshaus zu erzwingen — ein Vorgehen, bei dem man sich schließlich die Korrektur des Kassationshofs mußte gefallen lassen? Auch der Gesetzentwurf, welcher die bürgerliche Eheschließung erzwingen will, indem er die Brautleute, welche sich ohne vorhergehendes Matrimonium civile vom Pfarrer trauen lassen, mit Geldbußen, den betreffenden Pfarrer mit Gefängnißstrafen straft, unterliegt ernsten Bedenken. Man kann zunächst fragen, warum man den Vortritt der Zivilehe vor der kirchlichen Einsegnung erst jetzt, nach dreißig Jahren erzwingt und warum man daran nicht von Anfang an gedacht hat. Bei dem Bildungszustand und den religiösen Vorstellungen der Masse des Volks wird es außerordentlich schwer sein, ihm begreiflich zu machen, weßhalb jetzt auf einmal die kirchliche Einsegnung unter Strafe gestellt werden soll, während es früher nicht der Fall war. Die Geldstrafen würden gerade das arme und unwissende Volk am härtesten treffen und die Unzufriedenheit nur vermehren: es würde nicht an den bekannten gewissenlosen Agitatoren fehlen, welche den niederen Klerus und die arme Bevölkerung mit Absicht in solche Konflikte hineintreiben werden, um der Regierung Unannehmlichkeiten zu erwecken und das Mißvergnügen über die bestehenden Zustände zu mehren. Inzwischen ist das Ministerium bekanntlich zurückgetreten und man kündigt an, daß Bonasi, sicher in Uebereinstimmung mit Visconti-Venosta, die Zurückziehung der Gesetzentwürfe beschlossen hat, welche das besondere Mißvergnügen der italienischen Katholiken neuerdings geweckt haben. Ist dies, wie wir nicht bezweifeln, der Fall, so wünschen wir dem neuen Ministerium Glück zu diesem Entschlusse. Denn Italien hat zur Stunde wirklich anderes zu thun, als sich neue Schwierigkeiten aufzuladen. Ein Staatsschiff, das so viele Mühe hat, sich über Wasser zu erhalten, sollte wirklich bemüht sein, ohne zwingende Noth keinen neuen Brand in seinen Kajüten aufkommen zu lassen.

Wir haben in unserm Februarbrief auf die Symptome hingewiesen, welche die tiefe Sehnsucht aller Besseren dieses Landes nach einer geistigen, sittlichen und religiösen Erneuerung verrathen. Man kann nur alle Bemühungen dankbar begrüßen, welche einer Umkehr im konservativen Sinn, der Abkehr vom Radikalismus und dem Werke der Versöhnung das Wort reden. Da darf z. B. an die Rede erinnert werden, in welcher der frühere Minister Prinetti am 25. Februar vor der Kammer der Abgeordneten sein konservativ-liberales Programm entwickelte. Wir sind nicht mit allem einverstanden, was der Vertreter der äußersten Rechten auf Montecitorio gesagt hat; z. B. mit seiner absoluten Billigung des unbeschränkten Koalitionsrechts. Auch die Behauptung muß beanstandet werden, daß die katholische Kirche mit kollektivistischen Tendenzen geboren wurde und die Väter des 2. und 3. Jahrhunderts diesem Kollektivismus mit Aufgebot aller Kräfte gegenüber der paganistischen Gesellschaft zum Durchbruch zu verhelfen suchten. Gewiß, in der Gemeindebildung und der Nachbildung der antiken Armenassoziationen und der griechischen Hetärien läßt sich ein starker kollektivistischer Zug nicht verkennen. Aber dabei bleibt doch bestehen, daß nichts dem Urchristenthum so charakteristisch ist, wie die Revindikation der individuellen Gewissensfreiheit gegenüber der Staatsreligion der antiken Welt, in welcher dem Kollektivismus alles geopfert wurde.[1]) Im übrigen ist bemerkenswerth, daß auch Hr. Prinetti sich unumwunden für die individualistische Theorie als die Lehre der Zukunft ausspricht. Sie gilt ihm als das Endziel der Kultur. Ohne es zu sagen, steht also auch Prinetti auf Seiten derjenigen, welche die durch den Kollektivismus bedingte Inferiorität der lateinischen Rasse zugestehen.

Von praktischem Werthe waren die Verhandlungen der Kammer vom 15. und 20. März, bei welchen der Abg. de Cesare eine namhafte Verbesserung der finanziellen Lage des Pfarrklerus erzielte. Italien hat etwa 20,000 Pfarreien, von denen die Hälfte bisher ihren Inhabern keine 1000 Lire eintrugen. Durchgesetzt wurde, daß das Staatsgehalt sämmtlicher Pfarrer auf das Minimum von 1000 Lire erhöht wurde. Dagegen wurde die Verhandlung über de Cesare's weiteren Vorschlag abgelehnt, nach welchem die von dem Garantiegesetz dem Papste zugesprochene und von diesem nicht erhobene jährliche Zivilliste von 3,225,000 Lire zur Aufbesserung des armen Klerus und zur Ausstattung der Priesterseminarien mit besseren Lehrkräften und Lehrmitteln bis zu dem Augenblick verwendet werden solle, wo der hl. Stuhl die Dotation für sich annehme.

Diese Kammerverhandlungen und Beschlüsse sind nach mehr als einer Seite beachtenswerth. Vor zwanzig und wohl noch vor zehn Jahren wäre ein Antrag wie derjenige de Cesare's auf bessere Dotirung der Kirchendiener im Parlament nur auf Unwillen und Gelächter gestoßen; an eine ernstliche Erwägung desselben wäre nicht zu denken gewesen. Jetzt

---

1) Nur in diesem Sinn hatten wir neulich gesagt, Constantin habe „im Zeichen der christlichen Freiheit über den Druck der paganistischen Staatsomnipotenz" gesiegt. Es war damit gemeint, daß Constantins staatsmännischer Blick den Moment erkannt hatte, wo die öffentliche Meinung unter dem Einflusse des Christenthums und angesichts des Fehlschlagens der diocletianischen Politik die Freigebung des individuellen Gewissens verlangte. Was nachher von Kaiserthum und Hierarchie gegen dieses Prinzip geschehen, kann dabei nicht in Betracht. Hr. Prof. R. Pöhlmann (Deutsche Stimmen 1899, Nr. 4, S. 115 f.) kämpft daher gegen Windmühlen, indem er uns Meinungen zuschreibt, die nicht die unsrigen sind. Wenn er gegen unsern Satz die Einwendung macht, daß bereits Sokrates für die individuelle Gewissensfreiheit eingetreten sei, so ist dies keine neue Entdeckung und er hätte sich sagen dürfen, daß auch dem Spectator diese jehr alte Geschichte nicht unbekannt war. Es ist aber ebenso bekannt, daß Sokrates für sein Auftreten mit dem Giftbecher bedacht wurde. Man kann vollkommen zugeben, daß die Forderung der persönlichen Gewissensfreiheit bei den Christen nicht aufgetreten ist, ohne durch den auf Sokrates zurückgehenden Gedanken der hellenistischen Geistesbildung vorbereitet gewesen zu sein: dabei besteht immerhin die Thatsache, daß der das Gewissen zerdrückende kollektivistische Grundzug der römischen Verfassung nicht durch den Hellenismus, sondern durch das junge Christenthum zerbrochen wurde.

ist das Eintreten für die Bedürfnisse des Seelsorgerklerus keinem nennenswerthen Widerstand begegnet; heute ist es im Gegentheil im wesentlichen sympathisch aufgenommen und von Erfolg gekrönt worden. Man darf darin ein Anzeichen dafür erblicken, daß die freundliche Behandlung des Klerus und die Gleichgültigkeit gegen die Interessen der Kirche nicht mehr zum guten Ton in Montecitorio gehören. Dem gegenüber ist ebenso zu konstatiren, daß die große Mehrheit des niederen Klerus für die ihr gewidmete Rücksicht dankbar war und daß ihre Gesinnung nicht zu identifiziren ist mit derjenigen der tonangebenden intransigenten Blätter, welche de Cesare's Anträgen und den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses zugunsten der 10,000 verhungernden Landgeistlichen nur Hohn und Spott zu widmen wußten.

Die Verhandlungen über die Theilnahme des Papstes an dem Friedenskongreß in Haag sind zu bekannt, als daß es eines detaillirten Eingehens auf dieselben bedürfte. Es ist sehr begreiflich, daß man im Vatikan alles daransetzte, um eine Einladung zu diesem ersten europäischen Kongreß zu erhalten, auf welchem, seit 1870, sämmtliche Souveräne vertreten sind. Wie viel mußte ihm daran liegen, bei diesem Anlaß die Anerkennung einer effektiven, nicht bloß nominellen Souveränität zu gewinnen! Die vatikanischen Blätter erwiesen sich auch bei dieser Gelegenheit als enfants terribles ihrer eigenen Sache: einmal durch den ungloublichen Uebereifer, mit dem sie die Anwesenheit des päpstlichen Bevollmächtigten auf dem Kongreß forderten; dann durch das sehr deutlich ausgedrückte Verlangen, es müsse bei einem solchen Kongreß der päpstliche Delegat den Vorsitz führen und schließlich der Papst als Schiedsrichter über die ganze moderne Welt aus den Verhandlungen hervorgehen. Manche, auch angesehene Politiker, sind der Meinung, Italien habe sich in diesem Punkt zu nervös gezeigt und es habe unrecht gehabt, der Einladung des Papstes einen so geharnischten Widerstand entgegenzusetzen. Das war von Anfang an die Ansicht, welche die Mailänder „Perseveranza", das Organ der konservativen Rechten, vertrat. Andere sind der Ansicht, es hätte dem Ansehen und der Würde des hl. Stuhles besser angestanden, wenn derselbe in dieser Frage eine vornehme Zurückhaltung bewahrt und der hitzigen Polemik seiner Organe gewehrt habe. Vor allem mußte anerkannt werden, daß die bei dem April-Empfange von Sr. Heiligkeit gehaltene Rede über die Bemühungen zur Sicherung des allgemeinen Friedens der Idee des letzteren einen würdigen Ausdruck gab und sich in taktvollster Weise jeder Anspielung auf die dem Papst zutheil gewordene Zurückweisung enthielt.

Nichts kann uns erfreulicher sein, als Thatsachen und Beobachtungen zu registriren, welche dem Werke der Verständigung zwischen Staat und Kirche, zwischen Religion und Wissenschaft dienen. In diesem Zusammenhang wollen wir nicht an einer kleinen Schrift vorübergehen, welche in Italien von sich reden gemacht hat und welche als ein gutes Symptom dankbar zu begrüßen ist.[1]) Unsre Leser kennen alle den Namen des Kardinals Francesco Satolli, welcher als erster Delegat des apostolischen Stuhles zuerst 1889 gelegentlich des Zentenariumsfestes der amerikanischen Hierarchie und der Inauguration der katholischen Universität zu Washington nach Amerika kam und dann wieder von 1892 bis 1895 als Vertreter des hl. Stuhles daselbst weilte. Bei beiden Anlässen hat der Kardinal eine Reihe von Reden gehalten und Briefe geschrieben, in denen die Fragen der religiösen Erziehung, der katholischen Schulen, das Verhältniß von Staat und Kirche, die Temperenz, Presse, Jubiläen, das katholische Vereinsleben u. s. f. zur Besprechung kamen. Und da ist denn höchst merkwürdig, zu sehen, wie der freie Luftzug der neuen Welt und die mächtigen Perspektiven, welche sich ihm hier eröffneten, auf den Geist eines Theologen wirkten, der bis dahin in den engen Verhältnissen Perugia's und der römischen Propaganda nur Scholastik gelehrt und als einer der eifrigsten Vertreter derselben angesehen wurde. Die Sammlung kleiner Schriften, welche hier vorliegt, wird mit den seinerzeit von uns besprochenen vierzehn Propositionen über den katholischen Volksunterricht eröffnet, welche am 17. November 1892 den amerikanischen Bischöfen in New-York unterbreitet wurden, und welche, mit Ireland und O'Connell vereinbart, als ein glänzendes Denkmal einer hohen und durchaus nicht engherzigen Auffassung dastehen werden. In den weiteren Reden werden (S. 36 f.) Recht und Pflicht des Staates am Volksunterricht anerkannt, das Lob des Lehrstandes in schönen Worten gepriesen (S. 53); laut ausgesprochen, daß die Vereinigten Staaten trotz der Ausschließung des kirchlichen Gebietes von der Gesetzgebung keineswegs ein gottloser oder atheistischer Staat seien (S. 57). Es werden ihre Schulen gelobt (S. 57), das freundliche Zusammenwirken von Staat und Kirche bei der Erziehung als nothwendig und segensreich hingestellt (S. 59), überhaupt die Nothwendigkeit der Harmonie beider Gewalten oft und freudig betont (S. 70, 75, 179). Auch über die Entwicklung des katholischen Dogmas werden verständige Grundsätze vorgetragen (S. 66). Vor allem aber wird der Bedeutung und der Zukunft Nordamerika's eine uneingeschränkte und rückhaltlose Huldigung dargebracht. Wir brauchen, heißt es S. 70, für die katholische Wahrheit nur die Freiheit des Wortes, und diese bietet Amerika im höchsten Grade. Danach könnte der Katholizismus auch nach des Kardinals Meinung auf Inquisition und Zwangsmittel verzichten? „In den zwanzig Jahrhunderten ihrer Existenz hat die Kirche nie und nirgend ein so für die Pflege der christlichen Wahrheit und Sittlichkeit geeignetes Terrain als hier in Amerika gefunden" (S. 144). „Die Republik der Vereinigten Staaten möge in ununterbrochener Uebereinstimmung mit der Kirche der gesammten Menschheit wahre Freiheit, Brüderlichkeit und echten Frieden zuführen" (S. 154). „Amerika's Zukunft ist glänzend, Staat und Kirche müssen sich hier freundschaftlich die Hand reichen" (S. 162, 184). Das Wort Newman's „wenige Episoden aus der Kirchengeschichte sind besser geeignet, uns zum Danke und zur Bewunderung gegen den Schöpfer so anzuregen, wie das Schicksal der Kirche in den Vereinigten Staaten, ein Geschick, das für die Zukunft noch viel mehr verspricht als es schon in der Gegenwart darstellt" — dies Wort macht sich Kardinal Satolli S. 177 zu eigen. Das sind im Grunde die nämlichen Ideen, welche O'Connell in seiner „New Idea" vorgelegt hat und welche den echten Amerikanismus im Gegensatz zu der von Msgr. Corrigan und P. Maignen geschaffenen und in dem Briefe Louis' XIII. an Gibbons mit vollem Recht verworfenen Karikatur desselben ausdrücken.

Erkennt Msgr. Satolli freimüthig an, daß die Kirche in einem freien Lande, unter einer auf das Prinzip der Gewissensfreiheit gegründeten Konstitution sich vollkommen entfalten und ihrer Mission in jeder Weise nachkommen kann und hält er die Harmonie der Kirche mit einem Staatswesen für erreichbar und wünschenswerth, welches die modernste aller modernen Institutionen bildet, so muß als ebenso bemerkenswerth hervorgehoben werden, daß er

[1]) Fedeltà alla Chiesa e allo Stato. La mente di S. E. il Card. *Francesco Satolli*, già Delegato Apostolico in America. Milano 1899. Die Schrift ist insofern nicht neu, als sie nur die Uebersetzung der bereits 1895 in Baltimore erschienenen englischen Ausgabe (Loyality to Church and State. The mind of his Eminence, *Francis Cardinal Satolli*, 2. enl. edition) ist; sie war aber bisher in Italien gänzlich übersehen worden.

keine Angst vor der heutigen Naturwissenschaft zeigt und die Forderung stellt, dem Studium derselben solle in der Erziehung des Klerus, wie er das an St. Paul (dem Seminar des Erzbischofs Ireland) rühmt, ein breiter Platz eingeräumt werden.

Wir konstatiren, daß in allen diesen Dingen der Kardinal Satolli die Gedanken vertritt, welche wir von jeher verfochten haben und welche von einer gewissen Presse uns gegenüber regelmäßig als Abfall zum Liberalismus denunzirt werden.

Rom war in diesem Frühling wieder das richtige Kaleidoskop der die Christenheit bewegenden Kräfte. Man möchte wünschen, daß die Bilder, welche man hier zu sehen bekam, in lauter rosigen Farben gemalt gewesen. Um es zu glauben, wäre eine erhebliche Farbenblindheit nöthig gewesen.

Es war da der sonderbare Prozeß, der die vatikanischen Geister anläßlich der gegen den Bibliothekar der Vaticana, P. Ehrle, gerichteten Schmähschrift erregte. Dieser Prozeß hat keinerlei kirchenpolitischen Charakter, aber er trägt doch zur Zeichnung der die römischen Verhältnisse beherrschenden und stets zunehmenden Zerfahrenheit das Seinige bei. Das anonyme Pamphlet, welches vor etlichen Monaten die Ehre und die Fähigkeiten des P. Ehrle angriff, wird auf einen andern Beamten des Vatikans zurückgeführt, gegen den jetzt die Untersuchung geführt wird. Solche Dinge kommen auch anderwärts vor; das Betrübende dabei war, daß der Angriff einem Manne galt, welcher sowohl in Ansehung seiner wissenschaftlichen Leistungen, wie seiner Eigenschaften als Bibliotheksvorstand sich der allgemeinsten und größten Verehrung erfreut. Unsre Leser wissen, daß wir keine Freunde der von der Civiltà cattolica vertretenen publizistischen Gepflogenheiten sind; umsomehr fühlen wir uns verpflichtet, bei einem solchen Anlaß unserm aufrichtigen Leidwesen darüber Ausdruck zu geben, daß ein so ausgezeichnetes Mitglied der Gesellschaft Jesu Gegenstand einer niedrigen Polemik werden konnte.

In der allernächsten und bedeutsamsten Beziehung zu unsern kirchenpolitischen Betrachtungen stehen indessen andere Vorgänge, an denen wir, ohne uns den Vorwürfen unsrer Leser auszusetzen, nicht vorbeigehen dürfen.

Dahin gehört in erster Linie die Angelegenheit des „Amerikanismus" und das denselben betreffende Schreiben Sr. Heiligkeit, datirt vom 22. Januar 1899 an den Kardinal Gibbons.

Wir haben seinerzeit unsre Leser zu wiederhollenmalen von den inneren Zuständen des nordamerikanischen Katholizismus und namentlich den in der neuesten Geschichte desselben eine so wichtige Rolle spielenden Angelegenheiten der katholischen Universität in Washington unterhalten. Daß unsre Darstellung der Letzteren auf einer ausgebreiteten und gesicherten Kenntniß der Verhältnisse und der inneren Lage der Kirche in den Vereinigten Staaten beruhte, ist sowohl durch die Zustimmung aller ehrlichen Beurtheiler wie durch die ingrimmige Zurückhaltung der Gegner hinreichend bestätigt worden. Wir haben seither ein reiches Material gesammelt, um diese Studien fortzusetzen und unsern Lesern ein zuverlässiges Bild und ein gesichertes Urtheil über das zu vermitteln, was man unter dem vielbesprochenen Amerikanismus zu verstehen hat und was nicht. Heute ist der Zeitpunkt noch nicht gekommen, um über diese Dinge alles zu sagen, und wir bitten daher unsre freundlichen Leser, uns die Wahl des Augenblicks zu überlassen, in welchem es angezeigt und möglich sein wird, den Schleier von den Vorgängen, welche dem päpstlichen Rundschreiben vorausgingen und unmittelbar folgten, wegzuziehen und Darstellungen ein Ende zu machen, welche zu den dreistesten Geschichtslügen der Gegenwart gehören.

Wir benutzen diesen Anlaß um zu konstatiren, daß wir dem dogmatischen Inhalt des päpstlichen Schreibens an Kardinal Gibbons vollkommen beipflichten und in ihm den Ausdruck dessen erblicken, was wir stets für das Richtige gehalten haben. Was aber, weit über die Intentionen des hl. Vaters hinausgehend, gewisse kleine Leute aus dieser Affaire machen, das beginnt schon, sich als würdiges Gegenstück zu den bekannten Offenbarungen und Schicksalen der Miß Diana Vaughan und als eine Fortsetzung der gegen den „Satanismus" kämpfenden hallucinatorischen Thätigkeit zu entpuppen. Davon wird sich jeder mit Leichtigkeit überzeugen, welcher das Buch des Cambrayer Kanonikus Delassus — zu lesen hinreichende Zeit und ausländlichen Humor besitzt.[1])

Man hätte glauben sollen, daß die schmachvolle Niederlage, welche die „Partei" in dem mit Léon Taxil betriebenen Geschäft erlebt hat, ihr eine heilsame Lehre gegeben hätte; es scheint nicht, daß dieses der Fall ist. Quem Deus vult perdere, dementat.

So sehr die Schell'sche Angelegenheit die Geister im Norden beschäftigte, so gering war der Antheil, welchen man im allgemeinen diesen Dingen in Italien widmete. Der Durchschnittsitaliener hat für dogmatische und religiöse Fragen auch nicht das mindeste Interesse, und es ist ihm vollkommen unverständlich, wie man sich darüber aufregen kann, daß das Lebenswerk eines deutschen Professors in seiner Wurzel zerschnitten wird und darüber eine Bewegung entsteht, welche Tausende von Seelen weit von der Kirche hinwegzieht. Höchstens regt er sich auf, wenn das am eigenen Fleische geschieht. So geschah es, als sich die Nachricht verbreitete, dem P. Semeria, der unsern Lesern als Konferenzier und Prediger, wie als gern gelesener Schriftsteller bekannt ist, sei zur Strafe für seine patriotische Mailänder Konferenz im Februar die weitere Verwaltung des Predigtamts und jedes öffentliche Auftreten untersagt und er solle in irgend ein Barnabitenkloster außerhalb Italiens verbannt werden. Bis jetzt hat sich dies Gerücht nicht bestätigt. Dagegen wäre von manchen andern Maßregeln zu melden, welche die unermüdliche Thätigkeit der römischen Kongregationen bezeugen.[2])

Da ist zu nennen die Verurtheilung der Schwester Marie du Sacré-Coeur durch die Kongregation der Bischöfe. Diese Nonne des Instituts de Notredame hatte unter Zustimmung von 22 französischen Bischöfen eine Verbesserung der in den französischen Frauenklöstern der weiblichen Jugend ertheilten Erziehung vorgeschlagen und gefordert.[3])

---

[1]) *Delassus*, Chanoine, Directeur de la Semaine Religieuse de Cambrai, L'Américanisme et la Conjuration Antichrétienne. XL u. 448 SS. Société S. Augustin, Desclée, Lefevre et Cie. Paris 1899.

[2]) Man vgl. dazu *William Gibson* An Outburst of Activity in the Roman Congregations (The Nineteenth Century 1899, May; No. 267, p. 785 f.).

[3]) *Mme. Marie du Sacré-Coeur*, religieuse de Notre-Dame, Les Religieuses enseignantes et les Nécessités del l'Apostolat, 5e éd. Paris, Gaume et Cie. 1899. — Dies., La Formation catholique de la femme contemporaine. Ebend. 1899.

Die „Quinzaine", welche das Projekt der Schwester Marie gebilligt hatte, zog nach der Zensurirung desselben ihre Zustimmung mit der Erklärung zurück: „Le projet ne méritait donc pas l'approbation, et éclairés par l'autorité supérieure, avec elle et comme elle nous le désapprouvons". („Quinzaine" 16 avril 1899.)

Dagegen meldet neuestens der „Univers" (28. Mai), Madame Marie du Sacré-Coeur sei in Rom am 18. Mai vom Papste höchst huldvoll empfangen worden und habe aus seinem Munde die Worte gehört: „Nous avons voulu vous accorder cette audience afinque tout le monde sache que Nous sommes content de vous.... Vous voulez donc continuer à être religieuse? Eh bien, oui, gardez l'habit religieux et continuez à enseigner les jeûnes filles. Nous savons que vos principes d'éducation sont bons." Noch merkwürdiger sind die Bemerkungen, welche der „Univers" hinzufügt: „La Révérende Mere à quitté Rome munie de pièces officielles

Sie fand in dem jetzigen System einen manque de caractère, de fermeté et de personalité. Sie griff den Grundschaden dieses Systems auf, welcher darin besteht, daß die Individualität in dem französischen Weibe erstickt und dasselbe angeleitet wird, nur mehr en troupeau zu denken und geistig völlig abhängig zu sein. Im einzelnen mag Schwester Maria manches gesagt haben, was die bisherige Thätigkeit der Kongregationen, namentlich des jesuitischen Sacré-Coeur, zu hart anließ, und sie mag mit ihrer Normalschule Vorschläge gemacht haben, deren Verwirklichung starke Bedenken entgegenstehen. Da die rein französische Angelegenheit seltsamerweise von den französischen Bischöfen nicht, wie sich gehört hätte, in Ordnung gebracht werden konnte, machte man sie in Rom anhängig, wo die Kongregation der Bischöfe und Regularen am 27. März die Entscheidung gab: Das (erste) Buch der Soeur Marie sei tadelnswerth, die Errichtung der projektirten Normalschule sei zu verwerfen, die bisherige Thätigkeit der Kongregationen sei alles Lobes werth und dieselben seien aufzufordern, auf dem eingeschlagenen Wege fortzufahren. Die 22 Bischöfe, welche der gegentheiligen Ansicht gewesen, der Erzbischof von Avignon vorab, unterwarfen sich dieser Entscheidung natürlich aufs eiligste, auch die Schwester Marie sandte eine demüthige Unterwerfungserklärung nach Rom. Das hat nicht gehindeet, daß sie ausgestoßen wurde und daß sie seither vergebens au alle Thüren ihrer eigenen Ordensniederlassungen anklopfte. Wir entnehmen einem von ihr an eine uns bekannte Persönlichkeit gerichteten Briefe, daß sie in Paris einfach aufs Pflaster gesetzt und dem Verhungern preisgegeben wurde. Diese Art, eine Erörterung über den Werth der traditionellen französischen Frauenerziehung niederzuschlagen und eine Gegnerin zu widerlegen, ist gewiß sehe peremptoeisch; sie ist darum nichts weniger als geistreich.

Tieferen und schmerzlicheren Eindruck hat in den gelehrten Kreisen ein Vorgang gehabt, dessen Kenntniß sich bisher der Offenttichkeit gänzlich entzogen hat.

Seit den letzten Jahren hat sich die Forschung bekanntlich mit lebhaftem Interesse der Geschichte des hl. Franz von Assisi und den Anfängen des Franziskanerordens zugewendet. Den eigentlichen Beginn derjenigen Bestrebungen, welche eine kritische Orientirung über die Quellen der Biographie San Francesco's und damit zugleich über die ursprünglichen Absichten und den Charakter seiner Stiftung machte die schaefsinnige und glänzende Studie Kael Müllers „Ueber die Anfänge des Minoritenordens und der Bußbrudeeschaften" (Freib. 1885), worauf dann Paul Sabatiers vielgelesene „Vie de S. François d'Assisi" erschien, die jetzt in seiner 20. Auflage vorliegt und demnächst einer namhaften Umaebeitung entgeguesieht. Leo XIII. hatte den Autor und sein Buch anfänglich sehr gnädig begrüßt, dann aber das letztere auf den Index setzen tassen; der Lärm, den diese Prozedur hervorgerufen, hat jedenfalls zu dem buchhändlerischeu Erfolge desselben beigetragen. Zwanzig Auflagen einer von einem Peotestanten geschriebenen Heiligenbiographie waren, für Frankreich vollends, ein überraschendes Novum. Das Verdikt der Indexkongregation war aller Wahrscheinlichkeit wohl dadurch heevorgerufen, daß He. Sabatier die Annahme vertritt, der eigentliche Gedanke und das Werk des hl. Franz sei von der römischen Kurie im hierarchischen Inteeesse gefälscht und auf eine andere Bahn gebracht worden. Geht doch Sabatiee sogar so weit, in S. Francesco eine Art häretischen Heiligen zu sehen. Auch wir lehnen diese Vorstellung ab. Für die Feststellung der ersteren Behauptung mußte vor allem die Frage in Betracht kommen, welches die ältesten und zuverlässigsten Quellen für die Geschichte des Heiligen sei. Daß die dem hl. Bonaventuea zugeschriebene Vita s. Francisci eine offiziell arrangirte Arbeit ist, welche sich gegen die Spiritualenpartei wendet, kann keinem Zweifel mehr unteetiegen. Wohl aber konnte fraglich erscheinen, was von den Aufzeichnungen des Thomas von Celano (Vita prima und Vita seconda) zu halten und was uns von den seitens der Spiritualen als einzig zuverlässige Quelle erachteten Aufzeichnungen dee deei nächsten Vertrauten San Francesco's eehalten sei. Einen großen Schritt zur Beantwortung dieser Feage stellt Paul Sabatiers neueste Publikation (Speculum Perfectionis seu s. Francisci Assisiensi Legenda antiquissima auctore fratre Leone, Par. 1898) dar. Dies Speculum muß voe Pfingsten 1227 geschrieben sein; es ist zum großen Theil eingerückt in eiu anderes Aktenstück, die Legenda trium Sociorum, welche 1246 entstand und bisher nur unvollständig bekannt war: beide zusammen stellen die älteste und einzig gesicherte Berichterstattung über San Feancesco dar. Dieser Thatbestand war von Sabatier theils geahnt, theils mit Rücksicht auf das Speculum festgestellt, was der ultramontanen Geschichtskritterung sehr unangenehm war und daher wie auf eine gegebene Parole hin allenthalben bestritten wuede. Jetzt kam dem französischen Historiker eiu unerwarteter Succurs, und zwae in zwei der verdientesten Mitgliedern des Feanziskaner-Observantenoedens selbst.

P. Marcellino da Civezza ist heute der angesehenste Schriftsteller der Franziskauee; der fast 80jährige Greis kann auf eine Reihe großer Arbeiten zueückblicken, in welchen er die Geschichte seines Ordens und dessen Missionen mit erstaunlicher Gelehrsamkeit und in unermüdetee Hingabe an eine große Aufgabe illustrirt hat. Noch vor wenigen Jahren ließ Leo XIII. durch ihn und seinen Ordensbeuder Fra Teofilo Domenichelli die berühmte erste lateinische Uebersetzung der „Divina Commedia" in Druck geben, welche Serravalle in den Tagen des Konstanzer Konzils ausgearbeitet hat (1891). Gleich diesem ist auch die „Leggenda di San Francesco scritta da tre suoi Compagni" (1899) dem hl. Vater gewidmet: es ist die erste vollständige Ausgabe des Werkes; in der derselben vorausgeschickten Einleitung wird eine rein literargeschichtliche Unteesuchung gebolen, welche sich mit der Entstehung und handschriftlichen Ueberlieferung dieser „Legenda trium sociorum" beschäftigt und im wesentlichen die Konklusionen Sabatiers über den Ursprung des Speculum und der Legenda bestätigt, ohne im mindesten die „politische" Feage zu berüheen, d. h. sich daeüber auszusprechen, ob, wie Sabatier behauptet und wie schon Karl Muller gesehen hatte, das Werk San Francesco's durch die Kurie eine wesentliche Modifikation erlitten hat.

Die Aufstellungen Paul Sabatiees und der beiden Franziskaner sind von dem besten Kennee dieser Dinge in

---

de l'autorité ecclésiastique qui lui seront une sauvegarde et un encouragement. Elle retournera en France. Sûre de trouver autour d'elle dee soutiens, mais s'appuyant plus encore sur le secours d'en haut dont la bénédiction du Saint-Père lui est comme un gage infaillible, elle s'efforcera de mettre en pratique les principes de son livre intitulé: *La formation catholique de la femme contemporaine*, livre dont il peut être permis de critiquer certains détails, mais qui revèle une profonde expérience de l'éducation et que la Sacrée Congrégation des évêques et réguliers déclare n'être nullement compris dans le blâme qui a atteint le premier volume."

Wir haben in unsern jungen Tagen auch etwas reimen gelernt; aber leider nicht genug, um uns in Stand zu setzen, diese Dinge zu reimen. Jedenfalls darf man darauf gespannt sein zu sehen, wie Madame Marie du Sacré-Coeur mit Approbation des heiligen Vaters die „guten Erziehungsprinzipien" verwirklichen wird, welche sie in dem von der Kongregation verdammten ersten Bande praktisch auseinandergesetzt, in dem vom „Univers" hochgehaltenen zweiten Bande theoretisch and geschichtlich zu begründen gesucht hat. Sollten die Angaben des Pariser Blattes sich bestätigen, so darf men wohl auch erwarten, daß die 22 französischen Bischofe nun auch mit gewohnter Behendigkeit zu ihrem ersten Votum zurückkehren werden.

Italien, von F. Tocco, kürzlich (im „Archivio Storico Italiano“ Ser. V, t. XXIII, 1) als zwingend anerkannt worden. Von anderer Seite wurde ihnen lebhaft widersprochen,[1]) und wir dürfen eine weitere Beleuchtung derselben durch einen der gelehrten Bollandisten in den „Analecta Bollandiana“ erwarten. Jedenfalls sind die Fragen, um die es sich hier handelt, Dinge, welche ausschließlich der historisch-literarischen Kritik zufallen, und es mußte daher überraschen, als die beiden Franziskanerpatres plötzlich infolge einer Denunziation ihren Obern „wegen Verraths an ihrem Orden“ zur Bestrafung übergeben und ins Exil nach Livorno verwiesen wurden. Bücher und Handschriften, an denen sie sich da versündigen können, finden sie in Livorno nicht. Der gute Fra Teofilo war aus Herzenskummer dem Wahnsinn nahe, Fra Marcellino schickt sich in das Unvermeidliche; vielleicht predigt er, wie weiland S. Antonio von Padua, den Fischen, an denen es in Livorno keinen Mangel hat.

Diese und ähnliche Vorgänge sind angeblich nur die Vorläufer anderer Proskriptionen, von welchen man annimmt, daß sie den Zweck haben, die Präponderanz eines herrschenden Systems und herrschender Ordensgesellschaften mit allen Mitteln der Gewalt aufrechtzuerhalten. Wie man in katholischen Kreisen jenseit des Kanals darüber urtheilt, lehrt uns der oben angezogene Aufsatz eines der gelehrtesten und geistvollsten Konvertiten Englands, welcher mit den Worten schließt: „The condemnation of Dr. Schell is generally tought to be the first instalment of a series of similar acts, resulting from a determination to discredit all rival systems. The circumstances are peculiarly favonrable just now: a Pope, aged and infirm, with a Jesuit cardinal as his confidential adviser in matters theological, and a second Jesuit cardinal prefect of the Index. Few would be surprised if extraordinary activity were to mark the next few mouths in the existence of certain Roman Congregation. But it is wiser to avoid prophecy. If this prediction be falsified, the present writer will be the first to welcome the fact. If not ... there is always this exemple of the immortal Galileo.“

Gewiß, beobachtet man gewisse leidenschaftliche Ausbrüche des Parteihasses, so könnte man glauben, daß die guten Zelanti den Kopf schon völlig verloren haben. Dunkle und erheiternde Bilder wechseln da miteinander ab. Daß Erzbischöfe und Bischöfe so behandelt werden, wie die amerikanischen Prälaten im ersten Märzheft der „Civiltà cattolica“ (Ser. XVII, vol. V, fasc. 1170, bes. S. 651), ist schon nichts ganz neues mehr, und es entspricht der Theorie, daß der geringste Ordensbruder mehr werth ist als der vornehmste Weltgeistliche, auch wenn er ein Kardinal und Bischof ist. Aber neu ist eine hübsche Entdeckung, die ein im vorigen Jahr aus Irland, man sagt, als Konsultor an irgend eine Kongregation berufener Franziskaner gemacht hat. Dieser treffliche Zoccolante hielt in der verflossenen Fastenzeit für fromme Damen Konferenzen im Hotel de la Minerva in Rom ab; und in einer derselben verbreitete er sich über die in der Kirche zum Unheil der Seelen wirkenden Narren: einfache, verdammte und höllische Narren. In eine dieser Kategorien schloß er die Namen der beiden Kardinäle Newman und Manning ein, welche die Kirche Englands verheert haben. Schade, daß er mit dem Spectator keine Bekanntschaft gemacht hat; wir hätten bei diesem liebevollen Frate gewiß Aufnahme in die dritte Klasse gefunden.

Es kann nicht fehlen, daß solche Auswüchse des fralleskesken Muthwillens, welche unter den Augen des Vatikans ungestraft vor sich gehen, tiefen Unmuth hervorrufen und die ganze Kurie dafür verantwortlich gemacht wird. Wir glauben eine hinreichende Kenntniß der Sachlage zu besitzen, um auf Grund derselben gegen die letztere, namentlich seit den letzten Monaten in Deutschland so stark hervortretende Unterstellung Einsprache erheben zu dürfen. Auch in der Kurie und im hl. Kolleg fehlt es nicht an einsichtsvollen Männern, welche eine andere und würdigere Behandlung der katholischen Wissenschaft und ihrer Vertreter verlangen und für nothwendig erklären. Nichts wäre verkehrter, als diesen hochachtbaren Elementen das Eintreten für die gute Sache dadurch zu erschweren, daß nun auch von Seiten des katholischen „Intellektualismus“ Empfindungen der Gereiztheit und Bitterkeit nachgegeben würde. Bedenken wir immer, daß unsre Gegner in Wirklichkeit ihrer Mehrzahl nach nicht wissen, was sie thun — non enim sciunt quid faciunt (Luk. 23, 34). Geduld also und Ertragung, die Wahrheit reitet um so schneller heran, je ruhiger das Saumthier ist, welches sie trägt.

Aber eine ernste Betrachtung von allgemeiner Bedeutung drängt sich allerdings hier auf.

Der Organismus einer so ungeheuren religiös-kirchlichen Genossenschaft, wie der des Katholizismus, kann auf die Dauer nur bestehen, wenn ein gesundes und auf Vertrauen beruhendes Verhältniß des Zentrums und der Peripherie obwaltet. Wird dies Verhältniß von der einen oder der anderen Seite angetastet, so tritt eine Erkrankung ein, die nach Umständen einen bloß lokalen Charakter tragen, aber auch zu einem den ganzen Körper der Gesellschaft ergreifenden und zersetzenden Uebel sich auswachsen kann. Wir sehen seit den letzten Jahrzehnten eine stets zunehmende Anspannung und Empfindlichkeit der Zentralgewalt, aber auch die unermüdlichen Versuche bestimmter kirchlicher Richtungen und Parteien, diese Zentralgewalt ihren Zwecken dienstbar zu machen. Andrerseits beobachten wir ebenfalls seit Jahrzehnten einen allmählichen Abblätterungsprozeß an der Peripherie. Der Altkatholizismus war ein erstes bedenkliches Symptom nach dieser Richtung. Die neueste Gegenwart brachte neue Erscheinungen zutage, denen gegenüber der Spectator nie verhehlt hat, daß sie in ihm nur Schmerz und Abscheu erwecken können. Die nach allen Seiten höchst unerfreuliche „Los von Rom“-Bewegung in Oesterreich, der Abfall der „Evadés“ in Frankreich gehören dahin. Aber ganz abgesehen von diesen absolut antikirchlichen Neubildungen bemerken wir überall, in Europa wie in Amerika, die Ansätze einer geistigen Strömung, welche zwar an dem Dogma festhalten, aber um keinen Preis sich mehr mit der hergebrachten scholastischen Bildung zufriedengeben will. Wer sich davon überzeugen will, wie stark nach dieser Richtung gegenwärtig die Geister erregt sind, der lese z. B. den Aufsatz, welchen der angesehenste unter den milderen Ultramontanen Englands soeben in der „Quarterly Review“ veröffentlicht hat.[1]) Man muß blind und taub sein, um sich nicht zu überzeugen, daß eine große und ernste Stunde für die Kirche geschlagen hat, und daß für letztere alles auf dem Spiel stände, gelänge es der Partei, die Kurie, wie durch die Verurtheilung des kopernikanischen Weltsystems im Jahre 1633 mit den Naturwissenschaften, so heute mit den sich allen Gebildeten aufdrängenden Gesetzen des historischen Wissens und der literarischen Kritik in bleibenden Gegensatz zu bringen. Die geistige Verfassung der neuesten Gegenwart gleicht genau derjenigen, welche der Verbrennung Savonarola's 1498 gefolgt ist und zu dem Jahre 1517 geführt hat. Eine Situation, wie die oben bezeichnete — eine Spannung zwischen Zentrum und Peripherie, wie die angedeutete, müßte, wenn sie anhält, nach den Gesetzen der

[1]) *Michele Faloci Pulignani:* Osservazioni, Estratto dal vol. VII, fasc. 4 della Miscellanea Francescana di Foligno. Foligno 1899.

[1]) The Ethics of Religious Conformity („Quarterly Review“, 1899, No. 377, Jan., p. 103). Der Essay wird Wilfried Ward zugeschrieben.

geschichtlichen Entwicklung zu einem Bruch führen. Mögen diejenigen ihn verantworten, welche ihn herbeigeführt haben werden: der Spectator und sicher all seine Freunde werden, unbeirrt durch Verkennung und Mißhandlung, das Ihrige thun, um dem konservativen Gedanken den Sieg zu gewinnen und das wankende Reich der Einheit zu stützen — vor allem dadurch, daß sie über die mißliche Lage der Dinge ehrlich und offen berichten, was sie gesehen, und damit Niemand die Möglichkeit lassen, sich über den Ernst der Situation leichtfertig hinwegzutäuschen. Wir drücken sicher die Empfindung und den Wunsch der immensen Mehrheit aller deutschen Katholiken aus, wenn wir die Hoffnung aussprechen, die kirchliche Autorität werde sich nicht in übertriebener Beängstigung und übelberathen gerade gegen diejenigen wenden, welche im Grunde in ihrer unbestechlichen Wahrheitsliebe ihre ehrlichsten Freunde sind, und es möge andrerseits kein auch noch so beklagenswerther Vorfall die Vertreter des wissenschaftlichen Gedankens verleiten, die Grenzen zu überschreiten und zu unbedachten, in ihren Konsequenzen unübersehbaren Schritten überzugehen. Einem Jeden, heiße er, wie er wolle, auch dem Höchstgestellten gilt Cyprians Wort auch heute noch: Qui pacem Christi et concordiam rumpit, adversus Christum facit (De unit. Eccl. c. 6).

* * *

Mit dieser Betrachtung nimmt der Spectator Abschied von seinen freundlichen Lesern. Er ist, wie dieselben längst wissen, ein alter und müder Mann: er hat das Recht, sich von Zeit zu Zeit in seine Klause zurückzuziehen. Was er geschrieben, schrieb er wie einst Dante in dem ihm zugeschriebenen Brief an die Kardinäle zu Carpentras. Er darf mit dem Dichter sagen: „quippe de ovibus pascuis Jesu Christi minima sum; quippe nulla pastorali auctoritate abutens, quoniam divitiae mecum non sunt. Non ergo divitiarum, sed gratia Dei sum id quod sum, et zelus domus ejus me comedit. Nam etiam in ore lactantium et infantium sonuit jam Deo placita veritas, et caecus natus veritatem confessus est, quam Pharisaei non modo tacebant, sed et maligne reflectere conabantur.“ Gesprochen haben wir, damit, angesichts von Richtungen und Parteien, welche die Kirche dem Abgrunde entgegentreiben, wenigstens Eine Stimme Zeugniß ablege — „una sola vox, sola pia, et haec privata, in matris Ecclesiae quasi funere audiatur“. Unzählige haben uns zugestimmt und Unzähligen war das, was wir vorbrachten, aus der Seele herausgesprochen: Einige haben Anstoß daran genommen und geglaubt, daß die Spitze unsrer Polemik sich gegen den heiligen Stuhl oder gar gegen die Kirche wende: ein Mißverständniß, dem Niemand sich hingeben konnte, der unsre Darlegungen in ihrem Zusammenhang prüfte; aber jedenfalls ein Mißverständniß, das uns aufs tiefste schmerzen mußte und dem wir ein Ende machen, indem wir die Feder für diesmal niederlegen. Im übrigen ist alles Wesentliche gesagt worden, aus dem sich ein Jeder ein Urtheil über die Strömungen der Zeit bilden kann: tiefer in das Gewühl der Kämpfenden hineinzusteigen, entspricht unsrer Neigung nicht. Man kann, wie schon Pascal bemerkt hat, Irrthümer widerlegen, nicht aber Leidenschaften. Man kann das Seinige dazu beitragen, damit ein Rad nicht in Bewegung gesetzt werde und sich entzünde: ist es einmal ins Rollen gekommen, so wäre es Wahnsinn, ihm in die Speichen fallen zu wollen.

SPECTATOR.

Mittheilungen und Nachrichten.

Der gestirnte Himmel im Monat Juni (gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends). Die Milchstraße zieht in leicht geschwungenem Bogen vom nördlichen zum südwestlichen Horizont; sie steigt im östlichen Himmel nunmehr wieder zu größerer Höhe empor und ist in dunklen Nächten dort gut sichtbar. Am nordwestlichen Horizont sind die Sternbilder des Krebses und der Zwillinge, im Westen jene des Raben, des Bechers und der Wasserschlange im Untergang begriffen. Tief am westlichen Himmel steht ferner das Sternbild des Großen Löwen mit dem Stern erster Größe Regulus, dem um die Mitte des Monats der Planet Mars bis auf einige Vollmondbreiten sich nähert. Das bekannte Sternbild des Großen Bären steht zwar noch ziemlich hoch am Himmel, ist aber schon beträchtlich nach Nordwesten vorgerückt. Unterhalb desselben bemerken wir das Sternbild des Kleinen Löwen.

Den südwestlichen Himmel beherrschen gegenwärtig das Sternbild des Bootes mit dem hellen, röthlich glänzenden Stern Arcturus, die Jagdhunde mit einem schönen Spiralnebel nahe bei dem Stern η Ursae majoris und noch tiefer das Sternbild der Jungfrau mit dem Stern erster Größe Spica und dem alle Fixsterne an Helligkeit überstrahlenden Planeten Jupiter. Nur wenig östlich vom Bootes geht das prägnante Sternbild der nördlichen Krone eben durch den Meridian; etwas tiefer kulminirt das Sternbild der Schlange und in ganz geringer Höhe über dem südlichen Horizont das Sternbild der Waage.

Eine Reihe der glänzendsten Sternbilder belebt den östlichen und südöstlichen Theil des Himmels. Im Osten, innerhalb und zu beiden Seiten der Milchstraße, stehen die Sternbilder der Leier mit dem Stern erster Größe Wega, des Schwans mit dem hellen Stern Deneb und des Adlers mit dem ebenfalls sehr hellen Stern Atair schon ziemlich hoch; die genannten drei Sterne erster Größe bilden ein leicht in die Augen fallendes, gleichschenkliges Dreieck, dessen Spitze mit dem am tiefsten stehenden Atair zusammenfällt. Nur wenig östlich von der nördlichen Krone erblicken wir das durch einen prachtvollen Sternhaufen ausgezeichnete Sternbild des Herkules. Tief im Südosten stehen die Sternbilder des Schlangenträgers, sowie des Skorpions mit dem rothfunkelnden Stern erster Größe Antares und dem an seinem blaßgelben Lichte leicht erkennbaren Planeten Saturn.

Im Nordosten und Norden bemerken wir noch den Drachen, den Kleinen Bären mit dem hellen Polarstern und nahe oder innerhalb der Milchstraße die Sternbilder des Delphins, der Eidechse, der Cassiopeja, des Perseus und des Cepheus.

Die Sonne erreicht ihren höchsten Stand über dem Aequator am 21. Juni, nachmittags um 5 Uhr, mit 23° 27.1', gleichzeitig tritt sie in das Zeichen des Krebses. Der Moment, in welchem sie die größte nördliche Breite erreicht, entspricht bekanntlich dem Sommersolstitium oder dem (astronomischen) Anfang des Sommers. Die Entfernung der Sonne von der Erde wächst vom Anfang bis zum Ende des Monats rund um 50,000 Meilen, der scheinbare Durchmesser der Sonnenscheibe sinkt dementsprechend von 31' 32.0" auf 31' 27.6".

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

Juni	Aufgang		Untergang	
1.	4 h 21 m	früh	8 h 3 m	abends
8.	4 16	„	8 9	„
15.	4 15	„	8 13	„
22.	4 15	„	8 16	„
30.	4 18	„	8 15	„

Die größte Tageslänge findet statt am 21. Juni; an diesem Tag steht die Sonne während der Dauer von genau 16 Stunden über dem Horizont, am Schluß des Monats noch 15 Stunden 57 Minuten. Die Morgen- und Abenddämmerung dauert in der Breite von München genau je eine Stunde, so daß also die gesammte Tageslänge am 21. Juni 18 Stunden beträgt.

Digitized by Google

Am Morgen des 8. Juni findet eine partielle Sonnenfinsterniß statt, die im nordwestlichen Theil von Europa, im nördlichen Asien und im äußersten Norden Amerika's mit Einschluß Grönlands sichtbar sein wird. Die Finsterniß beginnt auf der Erde überhaupt um 5 Uhr 41 Minuten früh (mitteleuropäische Zeit) im Biscayischen Meer und endigt überhaupt um 9 Uhr 27 Minuten normittags (östlich der Halbinsel Kamtschatka). Die größte Verfinsterung beträgt in Theilen des Sonnendurchmessers 0.61, diese beträchtliche Phase tritt aber nur in ziemlich hohen Breiten (in Nordsibirien) ein, in unsern Breiten ist die Phase so klein, daß die Verfinsterung kaum wahrzunehmen sein wird. Für München gelten folgende Daten:

	Mitteleur. Zeit	Positionswinkel
Eintritt der Finsterniß um . .	5 h 48 m früh;	334°
Ende der Finsterniß um . . .	6 30 früh;	11

Die Positionswinkel sind vom Nordpunkt der Sonnenscheibe aus über Ost gezählt, der Mond tritt also von rechts oben in die Sonnenscheibe ein und nur wenig links der Mitte oben wieder aus, die größte Phase beträgt für München 0.06 Theile des Sonnendurchmessers.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat Juni sind folgende:

8. Juni	7 h	vorm.	Neumond
13. „	4	früh	Erdferne
16. „	11	vorm.	Erstes Viertel
23. „	3	nachm.	Vollmond
25. „	6	früh	Erdnähe
30. „	6	früh	Letztes Viertel.

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für **München**:

Juni	Aufgang			Untergang		
1.	12 h	32 m	nachts	12 h	39 m	nachm.
8.	4	9	früh	8	35	abends
15.	11	22	vorm.	11	47	nachts
22.	7	25	abends	2	47	nachts
30.	11	47	nachts	12	59	nachm.

Am 23. Juni nachmittags findet eine totale Mondfinsterniß statt, die (für alle Orte der Erde) um 1 Uhr 32 Min. (mitteleuropäische Zeit) beginnt und um 5 Uhr 3 Min. nachmittags endigt. Da in München der Mond am 23. Juni erst um 8 Uhr 21 Min. abends aufgeht, ist diese Finsterniß bei uns (wie überhaupt in ganz Europa und Amerika) nicht sichtbar, wohl aber ist dies der Fall im Großen Ozean, in Australien, im größten Theil Asiens, im Indischen Ozean und an der Ostküste Afrika's.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten sind fortdauernd günstig.

Merkur geht in rascher rechtläufiger Bewegung vom Sternbild des Stieres in das der Zwillinge. Seine Entfernung von der Erde ist am Anfang und Ende des Monats nahezu gleich groß, nämlich rund 23.9 Millionen Meilen, am 16. Juni beträgt sie dagegen 26.7 Millionen Meilen. Am 8. Juni geht Merkur durch den aufsteigenden Knoten, am 13. Juni durch das Perihel seiner Bahn, am 14. Juni kommt er in obere Konjunktion mit der Sonne zu stehen; am 23. Juni endlich erreicht er seine größte nördliche heliozentrische Breite. Merkur geht in der ersten Juniwoche etwa dreiviertel Stunden vor der Sonne auf und ist während dieser Zeit unter günstigen Umständen am östlichen Morgenhimmel als Morgenstern sichtbar, er verschwindet aber dann bald in den Strahlen der Sonne, um in der letzten Juniwoche, während welcher er etwa dreiviertel Stunden nach der Sonne untergeht, für kurze Zeit am westlichen Abendhimmel als Abendstern wieder sichtbar zu werden.

Venus bewegt sich rechtläufig vom Sternbild des Widders in das des Stiers. Ihre Entfernung von der Erde wächst im Laufe des Monats von 28.9 auf 31.7 Millionen Meilen an, der scheinbare Durchmesser ihrer zu 90 Proz. erleuchteten Scheibe sinkt dementsprechend von 11.7" auf 10.6". Venus geht durchschnittlich etwa 1½ Stunden vor der Sonne auf, ist also während des ganzen Monats als hellstrahlender Morgenstern am östlichen Morgenhimmel wahrzunehmen. In den frühen Morgenstunden des 6. Juni steht sie nahe bei der schmalen Mondsichel.

Mars besitzt rechtläufige Bewegung im Sternbild des Großen Löwen. Seine Entfernung von der Erde beträgt am 1. Juni 33.5, am 30. Juni 38.1 Millionen Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner durchschnittlich zu 91 Proz. beleuchteten Scheibe sinkt im gleichen Zeitraum von 5.7" auf 4.9" herab. Mars geht um die Mitte des Monats um Mitternacht unter, ist also den ganzen Monat hindurch während der ersten Hälfte der Nacht am Himmel sichtbar. Am 12. Juni nähert er sich bis auf etwa zwei Vollmondsbreiten dem ebenfalls südlich leuchtenden Fixstern erster Größe Regulus (α Leonis), am 14. Juni kommt er in Konjunktion mit dem Mond zu stehen.

Jupiter bewegt sich nur ganz wenig rückläufig im Sternbild der Jungfrau. Seine Entfernung von der Erde nimmt abermals um 7.4 Millionen Meilen zu, sie beträgt am Schluß des Monats rund 100 Millionen Meilen, während der scheinbare Polardurchmesser der Jupiterscheibe sich durchschnittlich auf 38.2" beläuft. Jupiter geht Mitte Juni reichlich 1½ Stunden nach Mitternacht unter, ist also mit seinen vier äußeren Monden nach wie vor ein günstiges Beobachtungsobjekt. Am 19. Juni kommt er in Konjunktion mit dem Mond zu stehen.

Saturn setzt seine langsame rückläufige Bewegung im Sternbild des Schlangenträgers noch weiter fort. Seine Annäherung an die Erde dauert noch bis zum 11. Juni, an welchem Tage er in Opposition zur Sonne zu stehen kommt und gleichzeitig sein Abstand von der Erde für dieses Jahr ein Minimum mit 182.1 Millionen Meilen erreicht. Der scheinbare Polardurchmesser der Saturnscheibe beträgt durchschnittlich 17.0"; die scheinbaren Dimensionen des elliptischen Ringes sind: Große Achse 41.5", kleine Achse 18.6". Saturn geht im Monat Juni durchschnittlich um 7½ Uhr abends auf und um 4 Uhr früh unter; er befindet sich also gegenwärtig für dieses Jahr in den günstigsten Sichtbarkeitsverhältnissen.

Uranus bewegt sich ebenfalls nur um etwa 1° rückläufig im Sternbild des Schlangenträgers. Seine Entfernung von der Erde, die bereits Ende Mai für dieses Jahr ihren geringsten Werth erreicht hatte, nimmt wieder zu, durchschnittlich beträgt sie, wie im Vormonat, 362 Millionen Meilen. Uranus geht durchschnittlich um 6½ Uhr abends auf und um 3 Uhr früh unter, ist also, wie Saturn, die ganze Nacht hindurch am Himmel sichtbar.

Neptun kommt am 15. Juni in Konjunktion mit der Sonne zu stehen und ist daher unsichtbar.

Kometen. Der von Swift am 2. März d. J. entdeckte helle Komet wird infolge seiner starken rückläufigen Bewegung im Monat Juni wieder ein verhältnißmäßig günstiges Beobachtungsobjekt. Anfang Juni steht er noch der von Professor Kreutz in Kiel gerechneten Ephemeride im Sternbild des Drachen, im Verlauf des Monats wird er die Sternbilder des Herkules und des Bootes durchqueren, wobei seine durchschnittliche Helligkeit immer noch gut der eines Sterns 6.5. Größe entspricht. — Der am 6. Mai von Peerine wieder aufgefundene periodische Komet Tempel (1873. II) ist zwar noch sehr lichtschwach, im übrigen aber ebenfalls ein günstiges Beobachtungsobjekt, da er nach der von L. Schulhof in Paris gerechneten Ephemeride nur verhältnißmäßig geringe rechtläufige Bewegung im Sternbild des Adlers besitzt und sich dabei der Erde beständig nähert, so daß seine Helligkeit noch fortwährend wächst. Mitte Juni geht dieser Komet im Abstand von rund 1.4 Erdbahnradien durch das Perihel seiner Bahn.

Sternschnuppen. Während des ganzen Monats finden ziemlich lebhafte Sternschnuppenfälle statt, deren Ausstrahlungspunkte im Sternbild des Cepheus (Cepheiden) und des Schwans (Cygniden) liegen. -rt-

* **Jena.** Die vor kurzem aus dem Leben geschiedene Gattin des verstorbenen Historikers Prof. Adolf Schmidt hat der Universitätswittwenkasse 30,000 M. hinterlassen.

* **Wien.** Die hiesige Akademie der Wissenschaften wird mit den Mitteln der „Treitl-Stiftung" zwei Astronomen nach Delhi in Ostindien zur photographischen Aufnahme des Leoniden-Schwarmes, der dort sichtbar werden wird, entsenden.

Jahrgang 1899. München, Samstag, 3. Juni. Nummer 125.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Kant und Goethe. I. Von Georg Simmel. — Der Kongreß zur Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit. (Ein Rückblick.) — Die Herkunft des „Fremdling“. Eine Erwiderung. Von Cl. Frhrn. v. Schwerin. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kant und Goethe.

Von Georg Simmel.

I.

Alle primitiven Zustände geistiger Existenz, mögen sie in der Ferne der Vergangenheit oder in den tieferen Schichten der Gegenwart liegen, werden durch eine Ungeschiedenheit, ein psychologisches Ineinander der beiden Elemente charakterisirt, die uns jetzt als die Pole, die absoluten Gegenstücke innerhalb des Daseins erscheinen: das Ich und die objektive Welt. Je unvollkommener der Geist ausgebildet ist, desto unmittelbarer befängt ihn der Inhalt seines Vorstellens, bis zu dem Grad, daß sich ihm Wirklichkeiten und Phantasiegebilde nicht scheiden; er zweifelt nicht an der Realität, wobei aber Realität nicht in dem Bewußtsein einer für sich seienden, dem Ich gegenüberstehenden Wesenheit besteht; sie bedeutet nur, daß ebenso wie dieser bestimmte Begriff ihm auch noch der Zweifel an ihm nicht gekommen ist. Genau genommen, steht die Vorstellung noch jenseits des Gegensatzes von Subjektivität und Objektivität. Daß sie in ihn eintaucht, daß ihre unentschiedene Einheit einerseits das Ich, andrerseits die von ihm unabhängige Realität immer entschiedener aus sich heraus und auseinandertreibt — das eben ist der Weg der Entwicklung, in dem Nacheinander der Geschichte, in dem Nebeneinander niederer und höherer Bildungsstufen, in der Aufwärtsbewegung von der Kindheit zur geistigen Reife.

Fast an jedem erreichten Punkt dieses Weges aber findet er eine Fortsetzung, die wie eine Rückläufigkeit seiner aussieht. In demselben Maß nämlich, in dem das Ich und die ihm äußere Wirklichkeit auseinandergetreten, bemüht sich das Denken, sie wieder zusammenzuknüpfen: die Einheit der niederen Stufe muß erst zerfallen, damit sie auf der höheren wiedergewonnen werde. Alles entwickeltere und vertiefte Leben sucht nach der Versöhnung jener Elemente, die freilich erst, nachdem jedes von ihnen eine Sonderexistenz im Bewußtsein erreicht hat, bedeutsam und werthvoll ist. Man kann die geistigen Epochen danach charakterisiren, bis zu welchem Maß sie die Selbständigkeit und den Gegensatz von Subjekt und Objekt steigern und bis zu welchem Maß sie die so getrennten wieder in eine Einheit der Weltanschauung zusammenfassen möchten und können.

Im 17. und 18. Jahrhundert erlangt dieser Doppelprozeß eine bis dahin unerhörte Energie und Bewußtheit. Indem die soziale, ökonomische und ästhetische Kultur seit dem Ende des Mittelalters auf die Individualisirung der Gesellschaft drängte, den Einzelnen immer vollständiger auf die eigene Kraft, auf die Selbständigkeit seines Fühlens und Denkens stellte, gewann das Ich ein Fürsichsein und eine Betonung, die sich allmählich von den historisch-sozialen Beziehungen auf sein Verhältniß zur Natur übertrug. Und zwar vermittelt durch den sich ausarbeitenden Begriff des Naturgesetzes. Die Naturwissenschaft, seit Galilei und Kopernikus, zeigte uns einen Kosmos von unerbittlicher, alles Menschlich-Psychische ausschließender Objektivität, der gegenüber sich die Seele ihrer so ganz abweichenden Struktur, ihres Werthempfindens, ihrer Willensfreiheit, ihrer der Mathematik ganz unzugänglichen inneren Welt erst ganz bewußt wurde. Je tiefer und reiner jeder dieser Gegensätze gefaßt wurde, desto kräftiger trieb er den anderen empor: das Bewußtsein des Subjekts, als eines geistigen, innerlich auf sich gestellten, über alle Wirklichkeit hinaus wollenden und fühlenden Wesens — und das Bewußtsein des Objekts, als einer äußerlich-mechanischen Welt meßbarer Kräfte und Stoffe, sind aneinander groß geworden. Die großen philosophischen Systeme jener beiden Jahrhunderte sind im wesentlichen Versuche, über diesen ungeheuren Riß in dem Boden, auf dem unsre Welt steht, wieder zu einer Einheit ihrer Anschauung zu gelangen, die Beziehungen der Gegensätze zu einander zu begreifen, die Bedeutsamkeit des Geistes nicht für die Natur, die der Natur nicht für den Geist verloren gehen zu lassen.

Neben den beiden nächstliegenden Lösungsversuchen des Materialismus und des Spiritualismus, von denen der eine den Geist und die Subjektivität als körperlichen Mechanismus, der andere alles materielle und objektive Sein als geistigen Wesens zu begreifen sucht, haben sich zwei Weltanschauungen gebildet, deren Einheitsgedanke jenem Dualismus unparteiischer gerecht wird: die Kant'sche und die Goethe'sche. Es ist die ungeheure That Kants, daß er den Subjektivismus der neueren Zeit, die Selbstherrlichkeit des Ich und seine Unzurückführbarkeit auf das Materielle zu ihrem Gipfel hob, ohne dabei die Festigkeit und Bedeutsamkeit der objektiven Welt im geringsten preiszugeben. Er zeigte, daß zwar alle Gegenstände des Erkennens für uns in nichts anderem bestehen können, als in den erkennenden Vorstellungen selbst, und daß alle Dinge für uns nur als Vereinigungen sinnlicher Eindrücke, also subjektiver, durch unsre Organe bestimmter Vorgänge existiren. Aber er zeigte zugleich, daß alle Zuverlässigkeit und Objektivität des Seins gerade erst durch diese Voraussetzung begreiflich würde. Denn nur, wenn die Dinge nichts sind als unsre Vorstellungen, kann unser Vorstellen, über das wir niemals hinaus können, uns ihrer sicher machen; nur so können wir unbedingt Nothwendiges von ihnen aussagen, nämlich die Bedingungen des Vorstellens selbst, die nun von ihnen, weil sie eben unsre Vorstellungen sind, unbedingt gelten müssen. Müßten wir darauf warten, daß die Dinge, uns wesensfremde Existenzen, in unsern Geist von außen hineingeschüttet würden wie in ein passiv aufnehmendes Gefäß, so könnte das Erkennen nie über den Einzelfall hinausgehen. Indem nun aber die vorstellende Thätigkeit des Ich die Welt bildet, sind die Gesetze unsres geistigen Thuns die Gesetze der Dinge selbst. Das Ich, die nicht weiter

erklärliche Einheit des Bewußtseins, bindet die sinnlichen Eindrücke zu Gegenständen der Erfahrung zusammen, die unsre objektive Welt restlos ausmachen. Dahinter, jenseits aller Möglichkeit des Erkennens, mögen wir uns die Dinge an sich denken, d. h. also die Dinge, die nicht mehr *für uns* da sind; und in ihnen mögen für unsre Phantasie alle Träume der Vernunft, des Gemüths, der Idealbildung verwirklicht sein, während sie in der Welt unsrer Erfahrungen, die für uns allein Objekt sein kann, keine Stelle finden.

Genauer angesehen, ist die Kant'sche Lösung des Hauptproblems, des Dualismus von Subjekt und Objekt, Geistigkeit und Körperlichkeit, die: daß diesem Gegensatz die Thatsache des Bewußtseins und Erkennens überhaupt, das Ich im umfassendsten Sinn unterbaut wird. Denn das Bewußtsein, durch das wir uns selbst erkennen und für uns selbst existiren, ist ebenso wie die wirkliche Welt die Erscheinung *eines Etwas*, das uns in seinem Ansich verborgen ist. Körper und Geist sind empirische Phänomene innerhalb eines allgemeinen Bewußtseinszusammenhangs, aneinandergebunden durch das Faktum, daß sie beide vorgestellt werden und den gleichen Bedingungen des Erkennens untertiegen. In der Erscheinungswelt selbst, innerhalb deren allein sie unsre Objekte sind, sind sie nicht aufeinander zurückführbar, weder der Materialismus, der den Geist durch den Körper, noch der Spiritualismus, der den Körper durch den Geist erklären will, sind zulässig, jeder muß vielmehr nach den ihm allein eigenen Gesetzen verstanden werden. Aber dennoch fallen sie nicht auseinander, sondern bilden *eine* Erfahrungswelt, weil sie von dem erkennenden Bewußtsein überhaupt, dem sie erscheinen, und seiner Einheit zusammengehalten werden und weil jenseits beider die zwar nie erkennbaren, aber doch immerhin denkbaren Dinge an sich ruhen; und diese mögen — so können wir *glauben* — in ihrer Einheit den Grund jener Erscheinungen bewahren, die nun, von unsern Erkenntnißkräften gespiegelt und zerlegt, in die Zweiheit von Geist und Körper, von empirischem Subjekt und empirischem Objekt auseinandergehen. Während also die äußere Natur, als Objekt für uns, keine Spur von Geist enthalten darf, so daß die vollendete Wissenschaft von ihr nur Mechanik und Mathematik wäre, und während der Geist seinerseits völlig anderen, immanenten Gesetzen folgt, binden die beiden Gedanken des übergreifenden, erkennenden Bewußtseins und des Dinges an sich, in dem ideale Ahnungen den gemeinsamen Grund aller Erscheinungen finden, beide zu einer einheitlichen Weltanschauung zusammen.

Nach einer ganz anderen Norm mischt Goethe die Elemente, um aus ihnen eine gleich beruhigende Einheit zu gewinnen. Ueber Goethe's Philosophie kann man nicht von der trivialen Formel aus sprechen, daß er zwar eine vollständige Philosophie besessen, dieselbe aber nicht in systematisch-fachmäßiger Gestalt niedergelegt habe. Nicht nur das System und die Schultechnik fehlten ihm, sondern die ganze Absicht der Philosophie als Wissenschaft: unser Gefühl vom Werth und Zusammenhang des Weltganzen, durch das wir überhaupt ein inneres Verhältniß zu diesem haben, in die Sphäre abstrakter Begriffe zu erheben; unser unmittelbares Verhältniß zur Welt, das innere Anklingen und Mitfühlen ihrer Kräfte und ihres Sinnes spiegelt sich, wenn wir wissenschaftlich philosophiren, in dem ihm gleichsam gegenüberstehenden Denken; dieses drückt in der ihm eigenen Sprache jenen Sachverhalt aus, mit dem es direkt gar nicht verbunden ist. Wenn ich aber Goethe recht verstehe, handelt es sich bei ihm immer nur um eine *unmittelbare* Aeußerung seines Weltgefühls; er fängt es nicht erst in dem Medium des abstrakten Denkens auf, um es darin zu objektiviren und in eine ganz neue Existenzart zu formen, sondern sein unvergleichlich starkes Empfinden der Bedeutsamkeit des Daseins und seines inneren Zusammenhangs nach Ideen treibt seine „philosophischen" Aeußerungen hervor, wie die Wurzel die Blüthe. Mit einem ganz freien Gleichniß: Goethe's Philosophie gleicht den Lauten, die die Lust- und Schmerzgefühle uns unmittelbar entlocken, während die wissenschaftliche Philosophie den Worten gleicht, mit denen man jene Gefühle sprachlich-begrifflich bezeichnet. Wie nun freilich dies beides aneinandergrenzt und die unmittelbare Exklamation oft genug in das Wort für eben dieses Gefühl übergeht — so ist auch zwischen jenem unmittelbaren und diesem mittelbaren Ausdruck der subjektiven philosophischen Grundvorgänge die Grenze nicht überall festzulegen. Aber das darf nicht über die fundamentale Richtungsverschiedenheit zwischen eigentlich wissenschaftlicher Philosophie und Goethe's philosophischen Aeußerungen täuschen; es ist deßhalb, in Hinsicht auf die letzte und entscheidende Gesinnung, vollkommen richtig, was, äußerlich genommen, ganz unbegreiflich scheint, wenn er sagt: „Von der Philosophie habe ich mich immer frei erhalten." Darum wird eine Darstellung der Philosophie Goethe's bis zu einem gewissen Grad ganz unvermeidlich eine Philosophie über Goethe sein. Nicht um Systematisirung seines Denkens handelt es sich — das wäre ihm gegenüber ein sehr minderwerthiges Unternehmen —, sondern darum, die unmittelbare Fortsetzung und Aeußerung des Gefühls für Natur, Welt und Leben bei ihm in die mittelbare, abgespiegelte, einer ganz anderen Region und Dimension angehörige Form der abstratten Begrifflichkeit überzuführen. Die Philosophie Goethe's verhält sich auf einer höheren Stufe wie die Philosophie der Natur: auch die Natur *hat* keine Philosophie, aber sie gibt die Möglichkeit, sie in die Form der Philosophie zu fassen.

Der entscheidende und ihn von Kant absolut scheidende Grundzug seiner Weltanschauung ist der, daß er die Einheit des subjektiven und des objektiven Prinzips, der Natur und des Geistes *innerhalb ihrer Erscheinung selbst* sucht. Die Natur selbst, wie sie uns anschaulich vor Augen steht, ist ihm das unmittelbare Produkt und Zeugniß geistiger Mächte, formender Ideen. Sein ganzes inneres Verhältniß zur Welt ruht, theoretisch ausgedrückt, auf der Geistigkeit der Natur und der Natürlichkeit des Geistes. Der Künstler lebt in der Erscheinung der Dinge als in seinem Element; die Geistigkeit, das Mehr-als-Materie und -Mechanismus, das seinem Hinnehmen und Behandeln der Welt allerdings erst einen Sinn gibt, muß er in der greifbaren Wirklichkeit selbst suchen, wenn es für ihn überhaupt bestehen soll. Darum sind für Goethe die beiden Wege verschlossen, auf denen Kant jenen fundamentalen Dualismus überwindet: er steigt nicht unter die Erscheinungen hinab, um sie, als bloße Vorstellungen, durch das erkenntnißtheoretische Ich umschließen zu lassen, noch kann er sich, über sie hinweg, mit der Idee der Dinge an sich und ihrer unanschaulichen, absoluten Einheit begnügen. An dem ersteren hindert ihn die Unmittelbarkeit seines geistigen Wesens, die ihn alles Theoretisiren über das Erkennen perhorresziren läßt.

„Wie hast du's denn so weit gebracht?
Sie sagen, du habest es gut vollbracht."
„Mein Kind, ich habe es klug gemacht:
Ich habe nie über das Denken gedacht."

Und:

Ja das ist das rechte Gleis,
Daß man nicht weiß, was man denkt
Wenn man denkt;
Alles ist als wie geschenkt.

Seiner im höchsten Sinne praktischen Natur war die Beschäftigung mit den Vorbedingungen des Denkens widrig, weil diese das Denken selbst, seinen Inhalten und Resultaten

nach, nicht förderten. „Das Schlimme ist," sagt er zu Eckermann, „daß alles Denken zum Denken nichts hilft; man muß von Natur richtig sein, so daß die guten Einfälle immer wie freie Kinder Gottes vor uns dastehen und uns zurufen: da sind wir." Die Abneigung gegen Erkenntnißtheorie, die aus solchen Gründen der psychologischen Praxis hervorging, entfernte ihn völlig von dem Kantischen Weg, in den Bedingungen des Erkennens, in dem Bewußtseinszusammenhang, der die empirische Welt trägt, die Versöhnung ihrer Diskrepanzen zu suchen. Das Absolute aber, in dem diese gefunden wird, aus der Erscheinung heraus in die Dinge an sich zu verlegen, würde für ihn die Welt sinnlos machen. „Vom Absoluten im theoretischen Sinn weg' ich nicht zu reden; behaupten aber darf ich: daß, wer es in der Erscheinung anerkannt und immer im Auge behalten hat, sehr großen Gewinn davon erfahren wird." Und ein andermal: „Ich glaube einen Gott. Das ist ein schönes und löbliches Wort; aber Gott anerkennen, wie und wo er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden." Nicht außerhalb der Erscheinungen, sondern in ihnen fallen Natur und Geist, das Lebensprinzip des Ich und das des Objekts zusammen. Dieser anschauende Glaube, ohne den es überhaupt kein Künstlerthum gäbe, hat in ihm sein äußerstes, das ganze Weltfühlen durchdringende Bewußtsein erlangt, da er, als die höchste Artistennatur, die wir kennen, gerade in eine Zeit traf, in der jener Gegensatz die maximale Spannung und damit das maximale Versöhnungsbedürfniß erreicht hatte. Goethe, der „Augenmensch", war seiner Natur nach zu sehr Realist, um die Wirklichkeit zu ertragen, wenn sie nicht in ihrer ganzen Erscheinung Darstellung der Idee wäre; Kant war zu sehr Idealist, um die Welt ertragen zu können, wenn die Idee (im weitesten, nicht in dem spezifischen Sinn der philosophischen Terminologie) nicht die Wirklichkeit ausgemacht hätte.

Der tiefe Gegensatz der beiden Weltanschauungen, die doch dem gleichen Problem gegenüberstehen, tritt in dem Verhältniß hervor, das sie beide zu dem berühmten Satz Hallers haben, daß „kein erschaffener Geist ins Innere der Natur dringt". Beide bekämpfen ihn mit förmlicher Entrüstung, weil er jenen Abgrund zwischen Subjekt und Objekt verewigen möchte, den es gerade auszufüllen galt. Aber auf wie verschiedene Motive hin! Für Kant ist der ganze Ausspruch von vornherein unsinnig, weil er die Unerkennbarkeit eines Objekts beklagt, das es gar nicht gibt. Denn da die Natur überhaupt nur Erscheinung, d. h. Vorstellung in einem vorstellenden Subjekt ist, so hat sie überhaupt kein Inneres. Wenn man von einem Inneren ihrer Erscheinung sprechen wollte, so sei es dasjenige, in das Beobachtung und Zergliederung der Erscheinungen wirklich dringen. Wenn die Klage sich aber auf dasjenige bezieht, was hinter aller Natur liegt, also nicht mehr Natur, weder ihr Aeußeres noch ihr Inneres ist — so ist sie nicht weniger thöricht, weil sie etwas zu erkennen verlangt, was seinem Begriff nach sich den Bedingungen des Erkennens entzieht. Das Absolute hinter der Natur ist eine bloße Idee, die niemals angeschaut, also auch nicht erkannt werden kann. Goethe hingegen, solcher erkenntnißtheoretischen Ueberlegung ganz fern, verwirft jenen Spruch aus dem unmittelbaren Mitfühlen mit dem Wesen der Natur heraus:

Natur hat weder Kern
Noch Schale
Alles ist sie mit einemmale.

Und:

Denn das ist der Natur Gestalt
Daß innen gilt was außen galt.

Und:

Müsset im Naturbetrachten
Immer eins wie alles achten,
Nichts ist drinnen, nichts ist draußen;
Denn was innen, das ist außen.

Daß das Tiefste, Innerste und Bedeutsamste, nach dem man sich sehnen kann, nicht auch in der Wirklichkeit ergreifbar sein sollte, ist ihm schlechthin unerträglich. Der ganze Sinn seiner künstlerischen Existenz wäre ihm dadurch erschüttert. Wenn er deßhalb jenem Spruch entgegenhält:

Ist nicht der Kern der Natur
Menschen im Herzen —

so ist dies nur scheinbar der Kantischen Ansicht gleich, die die Natur und ihre Gesetze in das menschliche Erkenntnißvermögen, als dessen Produkte, hineinverlegt. Denn Goethe will sagen: das Lebensprinzip der Natur ist zugleich auch dasjenige der menschlichen Seele, beides sind gleichberechtigte Thatsachen, aber hervorgehend aus der Einheit des Seins, die die Gleichheit des schöpferischen Prinzips in die Mannichfaltigkeit der Gestaltungen entwickelt; so daß der Mensch in seinem eigenen Herzen das ganze Geheimniß des Seins und vielleicht auch seine Lösung zu finden vermag. Solcher Behauptungen über die Dinge selbst enthält sich Kant. Er sagt nur das über sie aus, was sich aus den Bedingungen ihres Vorgestelltwerdens ergibt. Nicht weil Natur und Menschenseele ihrem Wesen, ihrer Substanz nach einheitlich sind, kann man das eine aus dem anderen ablesen, sondern weil die Natur eine Vorstellung in der Menschenseele ist, so daß die Form und Bewegung dieser allerdings die allgemeinsten Gesetze jener bedeuten muß. Man kann den Gegensatz, um den es sich handelt, im Hinblick auf jenen Haller'schen Spruch zu einer kurzen Formel zuspitzen: fragt man nach dem eigenen Wesen der Natur, so antwortet Kant: sie ist nur Aeußeres, da sie ausschließlich aus räumlich-mechanischen Beziehungen besteht; und Goethe: sie ist nur Inneres, da die Idee, das geistige Schöpfungsprinzip, auch ihr ganzes Leben ausmacht. Fragt man aber nach ihrem Verhältniß zum Menschengeist, so antwortet Kant: sie ist nur Inneres, weil sie eine Vorstellung in uns ist; und Goethe: sie ist nur Aeußeres, weil die Anschaulichkeit der Dinge, auf der alle Kunst beruht, eine unbedingte Realität haben muß. Nicht die Natur selbst, ihrem Sein nach, liegt bei Goethe in der Menschenseele; sondern beides sind gleichsam parallele Darstellungen des göttlichen Seins, das sich in der Natur, dem Aeußeren, mit derselben Realität entwickelt, wie in der Seele, dem Inneren; so daß die Natur ihre unbedingte äußere, anschauliche Wirklichkeit behält, ohne ihre Wesenseinheit mit dem Menschenherzen aufzugeben und dazu nicht erst, wie von Kant, in eine Vorstellung in diesem verwandelt zu werden braucht. Beide stellen sich gleichmäßig jenseits des Gegensatzes von Materialismus und Spiritualismus. Kant, weil sein Prinzip die Materie und den Geist, die beide bloße Vorstellungen sind, gleichmäßig und gegensatzlos unter sich begreift, Goethe, weil beide, die er als absolute Wesen hinnimmt, doch unmittelbar eines bildeten; er meint zu Schiller, die materialistischen Philosophen könnten nicht zum Geiste, die idealistischen aber nicht zu den Körpern „und daß man also immer wohlthut, in dem philosophischen Naturstande zu bleiben und von seiner ungetrennten Existenz den besten möglichen Gebrauch zu machen".

Soll aber eine objektive, d. h. hier, über dem Bewußtsein gelegene Einheit des Seins gesucht werden, so könnte sie für Kant nur in Gott liegen, den er ja auch ausdrücklich heranzieht, wo es sich um die Vereinigung der divergentesten Lebenselemente, der Sittlichkeit und der Glück-

feligkeit handelt: ein transscendenter Gott, ein Ding an sich, jenseits aller Anschaulichkeit des Seins. Für Goethe aber kommt alles darauf an, daß die Einheit der Dinge nicht jenseits der Dinge selbst liege; er verwirft nicht nur den Gott, „der nur von außen stößt" — das würde auch Kant thun —; sondern, indem er das „Bedrängtsein" des göttlichen Prinzips in der Erscheinung anerkennt, betont er doch, wie sehr wir uns verkürzen, wenn wir es „in eine vor unserm äußeren und inneren Sinne verschwindende Einheit zurückdrängen". Er kann sich die Einheit der Welt nur retten, wenn sie nicht in die Einheit eines Wesens projizirt wird, das aus der ihm gegenüberstehenden Welt gleichsam die Einheit heraussaugen würde.

Bei allen scheinbaren Analogien zwischen Goethischen und Kantischen Anschauungen darf diese Grundverschiedenheit nie übersehen werden: daß Kant die Gleichung zwischen Subjekt und Objekt von der Seite des Subjekts löst, Goethe aber von der Seite des Objekts, im allerweitesten Sinne, in dem er das Subjekt einbegreift, wie freilich auch Kant das Subjekt in dem entsprechend weiteren Sinne nimmt.

Wenn Goethe also sagt:

> Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
> Wie könnt' die Sonne es erblicken?
> Wär' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
> Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

so erscheint dies wirklich nur als eine Paraphrase der Kantischen Idee, daß wir die Dinge der Welt nur erkennen, weil und insofern ihre Formen a priori in uns ruhen. Thatsächlich aber ist es etwas ganz anderes. Goethe greift unter den Gegensatz von Subjekt und Objekt hinunter und gründet die Erkenntnißbeziehung zwischen ihnen auf eine Wesensgleichheit zwischen ihnen, wie es in primitiver Form schon Empedokles gethan hatte, als er lehrte: Dadurch, daß die Elemente aller Dinge in uns selbst sind, können wir die Dinge erkennen: das Wasser durch das Wasser, das Feuer durch das Feuer in uns, den Streit in der Natur durch den Streit in uns, die Liebe durch die Liebe. Nicht das Auge bildet die Sonne und kann sie deßhalb erkennen — wie man jenen Vers Kantisch interpretiren müßte —, sondern Auge und Sonne sind gleichen objektiven Wesens, gleichberechtigte Kinder göttlicher Natur und dadurch befähigt, sich miteinander zu verständigen, sich ineinander aufzunehmen. Die Kantische und die Goethe'sche Lösung des Weltproblems, die erkenntnißtheoretische und die metaphysische, verhalten sich wie zweierlei Beziehungen von Menschen, die äußerlich angesehen den gleichen Inhalt und Bedeutung darbieten, von denen die eine aber durch die suggestive Aktivität der einen Partei — so daß sie die andere gleichsam nach ihrem Bilde und ihrem Ideal des Verhältnisses formt — aufrechterhalten wird, die andere aber durch die natürliche Kongenialität und Harmonie beider Parteien.

An diesem Punkt tritt die persönliche Wesensrichtung Goethe's ganz besonders deutlich als Träger seiner Weltanschauung hervor. Als die glücklichste Beanlagung des Menschen in seinem Verhältniß zur Natur kann es wohl gelten, wenn die eigenste, nur den Bedürfnissen und Tendenzen des Ich folgende Entwicklung zu einem reinen Aufnehmen und Bilde der Natur führt, als ob die Kräfte beider sich wie in einer prästabilirten Harmonie äußerten, die einen den Index für die anderen bildeten. Diese Konstellation traf bei Goethe auf das vollendetste zu. In allem, was er äußerte und wirkte, entwickelte er nur seine Persönlichkeit, den ganzen Umkreis seiner Betrachtung und Deutung des Daseins erfüllte er, weil er sich selbst auslebte, und man hat den Eindruck, als ob ihm sein Bild der Natur, das, bei allen sachlichen Einwänden, immerhin eines von unvergleichlicher Geschlossenheit, Beobachtungstreue und Wahrheit der Auffassung ist — entstanden wäre, indem er nur die eigene Richtung seiner mitgebrachten Denk- und Gefühlsenergien entfaltet hätte. Er schildert sich selbst, wenn er einmal von Winkelmann sagt: „Findet sich in besonders begabten Menschen jenes gemeinsame Bedürfniß, eifrig zu allem, was die Natur in sie gelegt hat, nach in der äußeren Welt die antwortenden Gegenbilder zu suchen und dadurch (!) das Innere völlig zum Ganzen und Gewissen zu steigern, so kann man versichert sein, daß ein für Welt und Nachwelt höchst erfreuliches Dasein sich ausbreiten werde." Diese glückliche, zur objektiven Natur harmonische Richtung seines subjektiven Wesens rechtfertigt es, daß er, obwohl dieses letztere mit völliger Freiheit entfaltend, überall die Natur zum Spiegel der eigenen Vergeistigung machend, doch immer behaupten kann: er gäbe sich der Natur mit der größten Selbstlosigkeit und Treue hin, er spräche nur aus, was sie ihm diktirt, er vermeide jede subjektive Zuthat, die die Unmittelbarkeit ihres Bildes trübe. Es war thatsächlich ein ganz einheitlicher Prozeß, der sich von der einen Seite als Entwicklung seiner eigenen Geistesrichtung, von der anderen als Aufnehmen und Erkennen der Natur darstellte. Darum muß ihm die Kantische Vorstellung, daß unser Verstand der Natur ihre allgemeinen Gesetze vorschreibt (weil Natur erst dadurch für uns entstehe, daß der Verstand die Sinneseindrücke in die ihm eigenen Formen aufnimmt) — innerlich völlig fremd, ja eigentlich widrig sein. Der Gegensatz von Subjekt und Objekt mußte ihm damit unsäglich übertrieben erscheinen: jenes viel zu selbständig, statt demüthig aufnehmender Hingabe an die Natur ein vergewaltigendes Vorgreifen in sie; dieses, mit der letzten Absolutheit seines Wesens dennoch nicht in das Subjekt aufgehend, der ungeheuren Anstrengung des Subjekts, es in sich einzuziehen, spottend. Ihm, der sein Ich von vornherein gleichsam in Parallelität mit der Natur fühlte, mußte es scheinen, als ob die Kantische Lösung dem Subjekt einerseits zu viel, andrerseits zu wenig zuspräche, und als ob sie dem Objekt einerseits Gewalt anthäte, statt sich ihm in Treue hinzugeben, während es ihr andrerseits doch als ein Unerfaßbares — ein „Ding an sich" — aus den Händen glitte.

In dieser Konsequenz zeigen die beiden Weltanschauungen auch in Bezug auf die Grenzen des Erkennens die gleiche Entgegengesetztheit bei scheinbarer Verwandtschaft. Wie Kant fortwährend die Unerkennbarkeit dessen betont, was die Welt jenseits unsrer Erfahrung von ihr sei, so Goethe, daß hinter allem Erforschlichen noch ein Unerforschliches liege, das wir nur „ruhig verehren" können, ein Letztes, Unfaßbares, an dem unsre Weisheit ein Ende habe. Für Kant bedeutet dies nur die absolute, durch die Natur unsres Erkennens selbst gesetzte Grenze desselben; für Goethe bedeutet es nur jene Schranke, die aus der Tiefe und dem geheimnißvollen Dunkel des letzten Weltgrundes hervorgeht — wie auch der Fromme sich bescheidet, Gott hienieden nicht schauen zu können, aber nicht eigentlich, weil er sich prinzipiell dem Schauen entzöge, sondern weil unser Schauen dazu einer erst im Jenseits gewährten Steigerung, Kräftigung, Vertiefung bedürfte. Darum sagt er:

> Sieh, so ist Natur ein Buch lebendig,
> Unverstanden, doch nicht unverständlich.

Von den letzten Mysterien der Natur trennt uns freilich eine unendliche Entfernung, aber sie liegen doch gleichsam in derselben Ebene mit der erkennbaren Natur, weil es ja nichts als Natur gibt, die zugleich Geist, Idee, das Göttliche ist. Für Kant aber liegt das Ding an sich in einer völlig anderen Dimension als die Natur, als das Erkennbare,

Digitized by Google

und man mag in dieser Region bis ans Ende fortschreiten, so wird man nie auf jene treffen. Goethe schreibt einmal an Schiller: „Die Natur ist deßwegen unergründlich, weil sie nicht eln Mensch begreifen kann, obgleich die ganze Menschheit sie wohl begreifen könnte. Weil aber die liebe Menschheit niemals beisammen ist, so hat die Natur gut Spiel, sich vor unsern Augen zu verstecken.“ Nach den Kantischen Voraussetzungen aber ist dasjenige allerdings vorhanden, was Goethe hier als das Beisammen der Menschheit vermißt. Jene Formen und Normen, deren Anwendung Erkennen bedeutet, weil durch sie eben erst das Vorstellungsobjekt für uns geschaffen wird, sind nichts Persönliches, sondern sie sind das allgemein Menschliche in jedem Individuum; in ihnen liegt das Verhältniß restlos beschlossen, das die Menschheit überhaupt zu ihren Erkenntnißobjekten hat. Der Natur im allgemeinen gegenüber bestehen also nicht jene individuellen Unzulänglichkeiten, die Goethe erst durch das Beisammen Aller auszugleichen glaubt. Deßhalb ist auch für Kant die Natur prinzipiell völlig durchsichtig und nur die Empirie über sie ist unvollständig. Da für Goethe die Natur selbst von der Idee, vom Absoluten durchdrungen ist, so kommt in der Natur selbst der Punkt, in dem die Intensität und Tiefe der Vorgänge uns weiteres Eindringen versagt; für Kant, der das Uebersinnliche völlig aus der Natur hinausverlegt, liegt die Grenze des Erkennens nicht mehr innerhalb ihrer, sondern erst dort, wo sie Natur zu sein aufhört. Für Goethe ist es deßhalb nur sozusagen eine quantitative, keine prinzipielle Inkonsequenz, wenn er gelegentlich zu Schiller äußert, die Natur habe kein Geheimniß, das sie nicht irgendwo dem aufmerksamen Beobachter nackt vor die Augen stellte und ein ander Mal meint: „Isis zeigt sich ohne Schleier — Nur der Mensch, er hat den Staar“ —, während Kant absolut inkonsequent wird, wenn er uns doch einen Blick in das Reich des Intelligiblen verstattet; wovon wir übrigens hier nicht untersuchen, ob es ihm wirklich mit Recht insinuirt wird.

Der Kongreß zur Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit.

Ein Rückblick.

Ueber die Verhandlungen der Versammlung von Aerzten, sozialhygienischen Sachverständigen und Menschenfreunden aus allen Schichten der Bevölkerung, welche vom 24. bis 27. Mai im Reichstagshause zu Berlin tagte, ausführlich zu berichten, ist nicht die Absicht dieser Zeilen; denn es ist in ausgiebiger Weise bereits in den Spalten dieser Zeitung geschehen. Es dürfte aber nicht ohne Interesse sein, das Gewollte und Erreichte in einem Bilde zusammenzufassen.

Die Tuberkulose, deren Bekämpfung die Berathungen des Kongresses galten, ist nicht immer eine Volkskrankheit im Sinne ihrer ausgedehnten Verbreitung unter allen Klassen des Volks gewesen. In Deutschland war sie im 15. und 16. Jahrhundert wenig verbreitet. Ihren Charakter einer weitverbreiteten, bösartigen, tückischen Volkskrankheit erlangte sie erst von der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ab, immer steigend in der Zahl ihrer Opfer bis tief in unser Jahrhundert hinein. Erst den letzten Dezennien ist es vorbehalten gewesen, eine rückläufige Bewegung herbeizuführen; aber noch immer sind die Opfer an Gesundheit und Leben ungeheure, welche die Krankheit fordert. Es leiden zur Zeit etwa 225,000 Menschen in Deutschland an den verschiedensten Formen von Tuberkulose, eher mehr als weniger, denn die Feststellung der Erkrankung ist schwierig, und rund 88,000 Menschen der Altersklassen von 15—60 Jahren sterben in Deutschland alljährlich an dieser Krankheit nach dem Durchschnitt der Jahre 1894—1897. Von 151,000 Invaliditätsfällen, welche bei rund 12,850,000 dem Versicherungszwang unterworfenen Arbeitern und Arbeiterinnen in den vier Jahren 1892—1895 eintraten, waren 16,800, d. h. 11 Proz., durch Tuberkulose bedingt, bei allen männlichen Industriearbeitern bis zum 30. Jahre leiden mehr als die Hälfte aller Invaliden an Tuberkulose. Verheerend tritt sie gerade in der Blüthe des menschlichen Lebens, im 27.—30. Jahre, auf und bringt die schmerzlichsten Verluste, welche auch wirthschaftlich schwer ins Gewicht fallen. Es ist berechnet worden, daß, wenn es gelänge, durch geeignete Heilbehandlung die Arbeitskraft der Tuberkulosen nur drei Jahre länger zu erhalten, dies einem Gewinn der Volkswirthschaft von 21 Millionen Mark gleichkommen würde. Die Gesammtsterblichkeit der Altersklassen von 15—60 Jahre beträgt in Deutschland zur Zeit 9.1 auf 1000 Lebende dieser Altersklassen, der Antheil der Lungentuberkulose allein an dieser Zahl ist 2.95!

Die wesentlichsten Ursachen der Ausbreitung der Tuberkulose sind lange bekannt, lange bevor man das eigentliche Wesen der Krankheit erkannte. Sie liegen zum großen Theil in dem engen Zusammenwohnen der Menschen, in mangelhafter Ernährung und Bewegung, ungenügender Entwicklung der Widerstandskraft. Aber wenn diese Ursachen es auch mit sich bringen, daß statistisch ein schauerlicher Zusammenhang nachgewiesen werden konnte zwischen Einkommen und Todesfällen an Tuberkulose, also daß in Hamburg bei allen Personen mit einem Einkommen über 2000 M. rund 15, mit einem Einkommen unter 2000 M. mindestens 40 unter 10,000 Todesfällen auf Tuberkulose entfallen, so ist man doch nicht berechtigt, von der Tuberkulose als einer Proletarierkrankheit zu reden; denn sie macht mit nichten Halt vor den Palästen und den Wohnungen der Wohlhabenden. Sie kommt auch in allen Zonen und bei allen Rassen vor, sie bevorzugt von den beiden Geschlechtern auch nicht das schwächere, nach seiner Naturanlage weniger widerstandsfähige, im Gegentheil, das männliche weist eine viel größere Sterblichkeit an Schwindsucht auf als das weibliche. Schwerwiegende Ursachen der Ausbreitung liegen ohne Zweifel auch in den die Athemwerkzeuge gefährdenden Beschäftigungen der Menschen. Wäre ein Zweifel erlaubt, die Statistik schlüge ihn zu Boden; denn im nichtindustriellen deutschen Osten — Ost- und Westpreußen und Pommern — entfallen unter 10,000 Todesfällen 15, am Rhein 29, in Westfalen sogar 31 auf Tuberkulose. Manche Berufsarten sind besonders gefährdet. In Solingen leiden von einem Viertel der auf ihren Gesundheitszustand untersuchten Schleifer 48.2 Proz. an Kehlkopf-, 12 Proz. an Lungentuberkulose, unter 2500 Bleigrubenarbeitern des Sauerlandes erwiesen sich 600 als lungenkrank, kaum ein männlicher Arbeiter überschreitet das Alter von 40 Jahren, in einem Dorf von 400 Einwohnern finden sich 68 Wittwen.

Nicht zu den Ursachen der starken Verbreitung der Tuberkulose gehört die Erblichkeit der Krankheit, welche lange zum Schaden der energischen Bekämpfung irrthümlich angenommen wurde. Es gibt keine Erblichkeit, denn es wurde noch an keinem frühgeborenen oder neugeborenen Kinde je Tuberkulose entdeckt. Der große Prozentsatz von Tuberkulosen im Säuglingsalter erklärt sich durch Ansteckung nach der Geburt. Professor Dr. Heubner fand unter 800 in seine Kinderklinik eingelieferten, im ersten Lebensvierteljahr stehenden Säuglingen auch nicht einen an Tuberkulose krank, dagegen unter 600 im dritten Lebensvierteljahre 26 Proz. Kranke. Es gibt andrerseits auch keine Immunität von Tuberkulose, weder angeborene, noch erworbene; aber von einer Anlage dafür wird man in dem Sinne sprechen dürfen, daß gewisse körperliche Eigen-

Digitized by Google

thümlichkeiten, die von den Eltern auf die Kinder übergehen, wie ein enger Brustkasten, welcher die Ventilation der Lungen erschwert, oder eine im allgemeinen zarte Konstitution für die Krankheit prädisponiren. Nur so darf von einer „erblichen Anlage" die Rede sein; aber entschieden abzuweisen ist die Meinung, daß jede schwindsüchtige Mutter jedem ihrer Kinder den Todtenschein in die Wiege lege. Keinerlei Thatsache spricht dafür, daß für irgend einen Menschen seine Erkrankung an Tuberkulose ein unentrinnbares Geschick bilde. Diese Erkenntniß ist ein höchst wirksamer Ansporn zur Bekämpfung der Krankheit! Wenn die ausschließliche Ursache jeder Erkrankung deren Ansteckung, Berührung mit irgend einer Schädlichkeit ist, dann verlegt sich der Schwerpunkt der Bekämpfung in die Maßnahmen zur Vorbeugung gegen die Krankheit.

Freilich werden sich wohl niemals alle schädlichen, Tuberkulose herbeiführenden Einwirkungen ganz aus der Welt schaffen lassen, und neben der Vorbeugung gegen die Krankheit wird die frühzeitige Erkennung derselben und die Bekämpfung in den ersten Stadien immer eine Hauptsache bilden.

So viel man auch von der Entstehung der Krankheit, ihrem Verlauf und ihren Begleiterscheinungen wußte, ihre eigentliche Ursache, ihre Wesenheit blieb doch verschleiert, bis es Robert Koch 1882 gelang, den Krankheitserreger in dem Tuberkelbazillus zu entdecken. Große Hoffnungen knüpften sich an diese epochemachende Entdeckung. Es schien so naheliegend, daß, nun man die Ursache kannte, auch das Heilmittel bald zu finden sein werde. Diese Hoffnung ist bis jetzt unerfüllt geblieben. Auch das von Koch aus den Stoffwechselprodukten des Bazillus 1890 und später hergestellte Tuberkulin hat sich nicht als ein sicheres Heilmittel, wohl aber als ein wichtiges diagnostisches Mittel bewährt, das beim Menschen in 54 Proz. der Fälle, bei den mit Tuberkulose behafteten Säugethieren nahezu unfehlbar das Vorhandensein der Erkrankung bereits in frühen Stadien festzustellen erlaubt. Man braucht die Hoffnung nicht aufzugeben, daß es früher oder später gelingen werde, auf dem von Koch betretenen Weg auch den Tuberkelbazillus durch ein geeigneles Serum vollständig unschädlich zu machen, wie man Diphtherie und Hundswuth zuverlässig zu heilen gelernt hat. Aber man wird um dieser Hoffnung willen das sicher Erreichbare nicht vernachlässigen dürfen. Auf dem festen Grunde dieser Erkenntniß und Ueberzeugung vollzieht sich die Volksheilstättenbewegung, zu deren Sprachrohr sich der jüngste Kongreß gemacht hat.

An der Thatsache, daß man in dem Tuberkelbazillus mit Sicherheit die einzige unmittelbare Ursache der Krankheit richtig erkannt habe, besteht kein Zweifel mehr, auch wenn manche Erkrankungen an Tuberkulose durch die Mitwirkung anderer Bazillen kompliziert und erschwert werden. Es war deßhalb von hoher Wichtigkeit, die Lebensbedingungen des Bazillus aufs genaueste zu studiren. Man ist jetzt mit ihnen so vertraut, daß sich hierauf im wesentlichen die Vorbeugungsmaßnahmen stützen. Es ist sicher, daß der Bazillus, abweichend von manchen anderen, wie u. a. dem Cholerabazill, außerhalb des menschlichen oder thierischen Körpers nicht gedeihen kann, es sei denn auf künstlich geschaffenem Nährboden. Allein seine Virulenz, die Fähigkeit, neue Infektionen zu erzeugen, bleibt dem Bazillus außerhalb des Körpers für eine gewisse Zeit erhaltbar. Durch Fäulniß wird seine Lebensfähigkeit in 6—7 Wochen vernichtet, durch Austrocknung geht der Bazillus in 6—10 Monaten zugrunde. Schnell vernichtet ihn das Sonnenlicht. Hieraus folgt, daß der Bazillus in gefährlicher Form zwar in der Nähe der Kranken wohl immer vorhanden ist, er haftet sich an ihre Sohlen, ist in ihrem Auswurf, in ihren Kleidern, an ihren Sachen, aber die früher angenommene Allgegenwart des Bazillus ist ein Irrthum. Die obige Erkenntniß erklärt zugleich die bekannten, aber bis dahin kaum erklärten Erscheinungen der Verbreitung, warum überfüllte Wohnungen und Arbeitsräume, Schlafräume, die weniger als 10 cbm Luft gewähren, als Ursachen der Verbreitung anzusehen sind, warum der Verkehr tuberkulöser Eltern mit den Kindern die letzteren, eines tuberkulösen Gatten mit der gesunden Gattin diese mit fast sicherer Ansteckung bedroht, warum fast mehr als der Auswurf des Schwindsüchtigin die von ihm ausgehusteten und versprühten Tröpfchen auf 1—1½ m Entfernung als eine Ansteckungsgefahr zu gelten haben u. s. f. Die Eigenart des Bazillus läßt ihn vor allem auch in seiner Uebertragungsfähigkeit durch die Nahrung als eine große Gefahr erscheinen. Das Fleisch tuberkulöser Rinder oder Schweine ist dabei verhältnißmäßig ungefährlich, sofern es nicht roh oder halbgar gegessen wird, schon weil nicht das gesammte Fleisch solcher Thiere tuberkulös ist. Viel gefährlicher ist die Milch perlsüchtiger Kühe, weil das Euter gewöhnlich zahlreiche Tuberkelherde enthält. Hier ist die Vorbeugung gegen Infektion ausschließlich durch sichere Sterilisirung oder Ablochung der Milch vor dem Genuß gegeben.

Der Einfallspforten für den Erreger der tückischen Krankheit gibt es nach dem Obigen verschiedene: Die Haut, unmittelbar in seltenereu Fällen, wie bei den Fingern der Wäscherinnen, die Wäsche von Schwindsüchtigen gewaschen, oder bei Kratzstellen an dem Grind, woran Kinder so häufig leiden, mittelbar durch die Lymphdrüsen, ferner die Schleimhaut von Mund und Nase, welche den Bazillus auch ohne Verletzung aufnimmt, der Verdauungskanal und die Athmungswerkzeuge. Am schwersten vorzubeugen ist den Wirkungen der durch letztere, sei es in Form von Staub oder versprühten Tröpfchen aufgenommenen Schädlichkeiten, aber es darf gesagt werden, daß zumeist eine dauernde Berührung mit infektiösem Material nöthig ist, um Erkrankungen herbeizuführen. Bestände diese verhältnißmäßige Wohlthat der Natur nicht, die Menschheit wäre vielleicht dem teuflischen Bazillus schon erlegen. Andrerseits liegt in der langen Zeitdauer bevor die Infektion wahrnehmbar wird, eine Hauptgefahr der Krankheit, weil starke Verheerungen und Lebensgefahr schon eingetreten sein können, bevor der Kranke davon eine Ahnung hat. Hierin ist ein Unterscheidungsmerkmal der in ihren Wirkungen im Grunde genommen ja viel schrecklicheren Tuberkulose von den anderen Volksseuchen gegeben, die stürmisch auftreten, stürmisch verlaufen und den Schrecken um sich verbreiten, aber bei weitem nicht die Hekatombe von Opfern fordern, welche die Tuberkulose unausgesetzt in Anspruch nimmt.

In der Frage der Heilbarkeit der Tuberkulose sind die Sachverständigen der übereinstimmenden Meinung, daß im strengen anatomischen Sinne sehr selten eine Heilung der Lungentuberkulose (als der Repräsentantin des verbreitetsten Krankheitstypus) gelinge, aber ein Stillstand mit Narbenbildung und Verödung der zumeist befallenen Lungenabschnitte zu erreichen sei und häufig schon thatsächlich erreicht werde. Der jetzt in den Lungenheilanstalten auf 20 Proz. der Erkrankungen zu schätzende Antheil solcher Heilungen könne und werde bei Frühdiagnose, größter Aufmerksamkeit und entsprechender Behandlung bedeutend vermehrt werden. Als geeignete Behandlung gilt unter den Aerzten nahezu einmüthig die hygienisch-diätetische in Anstalten, welche am besten fern von den Exhalationen der Städte und besonders der Fabriken in gesundem Höhenklima angelegt werden. Auch Waldklima und Wüstenklima haben ihre Vorzüge der reinen und ozonreichen Luft und das letztere der unbehinderten Sonnenbestrahlung und Wärme wegen; aber beim Walde, besonders beim Laubwalde, bildet der kältere und feuchte Boden und die Abschwächung des

Lichts, in der Wüste der oft mit Staub erfüllte Wind Abstriche an ihrer Empfehlbarkeit. Der Urheber der Anstaltsbehandlung ist der verstorbene Brehmer in Görbersdorf, der gegenwärtige hervorragendste Vertreter Dettweiler in Falkenstein. Seine hygienisch-diätetische, physikalische Behandlung ist eine dem jeweiligen Zustand des Kranken angepaßte Dauer-, Luft- und Ruhekur, verbunden mit Abhärtung der Haut, Luftgenuß, gut erwärmter und belichteter Wohnung, richtiger Bekleidung, Bädern, einschließlich Sonnen- oder elektrischer Lichtbäder, Massage und Gymnastik. Für die Desinfektion der Kleider und Effekten des Kranken und die Unschädlichmachung seines Auswurfs wird dabei beständig Sorge getragen. Eine Hauptsache der Anstaltspflege aber besteht darin, den Kranken mit den Schädlichkeiten bekannt zu machen, ihn an das ihm Nützliche zu gewöhnen, so daß er außerhalb der Anstalt dieser Gewohnheit treu bleibt. Innerhalb dieses Rahmens der Heilbehandlung gibt es natürlich eine Menge von Verschiedenheiten, wie solche von der Natur des Kranken und dem Stadium der Krankheit bedingt sind. Sehr empfohlen wird auch Kaltwasser- in Verbindung mit Freiluftbehandlung als ein hervorragend wirksames und sicheres Heilmittel, insofern sie die Zirkulationsschwäche beseitigt, das Zellenleben steigert und den Kranken damit widerstandsfähiger macht.

Die glänzenden Erfahrungen mit dieser Art von Behandlung der Tuberkulose und im besonderen der Lungenschwindsucht — ihr ist es in der That allein zu verdanken, wenn seit zwei Jahrzehnten die Erkrankungen merklich nachließen — haben seit einigen Jahren die öffentliche Aufmerksamkeit mit Recht auf die Heilstättenfrage gelenkt. Die ersten Vorschläge wurden 1880 durch Vogt (Bern) gemacht und von Dettweiler auf dem Kongreß für innere Medizin im selben Jahre warm empfohlen. 1888 behandelte v. Leyden das Thema auf dem gleichnamigen Berliner Kongreß. 1892 ging Dettweiler mit seiner Musteranstalt vor und zugleich machte der Direktor der Hanseatischen Versicherungsanstalt, Gebhardt (Lübeck), den Vorschlag, für tuberkulöse Versicherte Heilstätten zu errichten. Das Reichsversicherungsamt ging hierauf ein. Die erste selbständige Anstalt wurde 1897 in Andreasberg am Harz errichtet. Noch war die Richtung der Entwicklung nicht klar bestimmt. Die Stadt Berlin errichtete 1892 „Heimstätten“ für Tuberkulöse in Malchow und Blankenfelde, aber die ärztlichen Sachverständigen drängten, bei aller Anerkenntniß der trefflichen Absicht dieser Veranstaltungen, nach wirklichen Heilstätten im Dettweiler'schen Sinne. 1896 bildete sich der Berlin-Brandenburger Heilstätten-Verein unter dem Vorsitz von Althoff, v. Leyden und B. Fränkel und begründete die zur Zeit nahezu fertige Heilstätte Belzig. Ein edler Wettstreit entstand. Auch die Vereine vom Rothen Kreuz gründeten eine Heilstätte am Grabowsee. Ueberzeugt, daß Vereinigung auch in diesem Falle stark mache, entstand dann durch Zusammenfassung aller eifrig nach dem gleichen Ziele strebenden Kräfte unter dem Vorsitz des Reichskanzlers Fürsten von Hohenlohe das „Zentralkomitee für die Errichtung von Lungenheilstätten“. Im wesentlichen seinen Bemühungen ist es zu verdanken, daß gegenwärtig schon 33 Volksheilstätten in Deutschland theils im Betriebe, theils in der Errichtung begriffen sind. Das Zentral-Komitee war auch Einberufer des Kongresses „zur Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit“, Vater des Gedankens war B. Fränkel. Es sollte auf diesem Kongreß, verständlich für das Laienpublikum, die Summe unsrer gegenwärtigen Erkenntniß über die am Mark der Menschheit zehrende Krankheit dargelegt, die Mittel der Vorbeugung und Heilung erörtert und in schöner Begeisterung für die großen, menschenbeglückenden Ziele die große Menge des Volkes für die Volksheilstättenbewegung gewonnen und zur Mitarbeit aufgefordert werden. Diese edlen Ziele sind, wie es scheint, wenn man die Stimmung der überaus zahlreich Erschienenen, namentlich am letzten Verhandlungstage, in Betracht zieht, bestens erreicht worden. Noch bleibt ja unendlich viel zu thun und eine nicht geringe Summe von Schwierigkeiten zu überwinden. Von allen Schwierigkeiten die größte ist die Geldfrage. Aber es gilt, ihr nur scharf ins Auge zu sehen, wie es in der Versammlung geschah, um den Weg zur Lösung dieser Frage zu finden. Gesetzliche Maßnahmen von Staat und Reich haben wenig Aussicht, eine gesetzliche Vorlage ist nicht konstruirbar, aber es gibt so viele an der Bekämpfung der Tuberkulose materiell Interessirte, daß nur die Kraft der Initiative dazu gehört, sie zu gemeinsamem Thun zusammenzuschweißen. Da sind in erster Stelle die Reichsversicherungsanstalten, die Krankenkassen, die Berufsgenossenschaften, die Arbeitgeber, die Kommunen, die Lebensversicherungs-Gesellschaften und zuletzt, aber nicht zumindest, die freie Liebesthätigkeit und der Wohlthätigkeitssinn unsres Volkes, um ein Werk zustande zu bringen, dessen Früchte, wie ein Redner sagte, das 20. Jahrhundert hoffentlich ganz und voll genießen wird.

Der Kongreß war als ein nationales Werk geplant, er ist unter der Anwesenheit und lebhaften Antheilnahme der Delegirten von 25 Staaten, außer denen fast aller deutschen Bundesstaaten, zu einer epochemachenden internationalen Veranstaltung geworden. Kein Geringerer als der französische Delegirte Professor Brouardel gab am Schluß dieser Genugthuung Ausdruck. Das zur Neige gehende Jahrhundert wird kaum eine schönere, freiere Liebesthat zu verzeichnen haben als diese. A. F.

Die Herkunft des „Fremdling“.

Eine Erwiderung.*)

Ehe ich auf die sachliche Seite des in Nr. 121 der Beilage der Allgemeinen Zeitung unter obiger Ueberschrift erschienenen Artikels eingehe, möchte ich eine persönliche Bemerkung voranschicken.

Hrn. Felix Dahn mittelbar oder unmittelbar der Lüge zu zeihen, ist mir bei Einsendung meines Artikels in die „Münchner Zeitung“ nicht im entferntesten in den Sinn gekommen. Den Unterschied zwischen „unrichtiger“, ja selbst „direkt unrichtiger Erklärung“ und Lüge als bewußter Unwahrheit wird mir der Rechtslehrer Felix Dahn wohl zugeben. Mit diesem Ausdruck wollte ich lediglich die Aufstellungen Dahns, der Stoff des „Fremdling“ sei frei und ohne irgend einen Anhaltspunkt, wie es in der ersten Erklärung steht (gegen das „Journal des Débats“), ohne einen Stützpunkt in der Edda oder sonstwo, wie in der zweiten (gegen mich), und weiter die Aussprüche: „Alles und jedes in der Dichtung ist frei von mir erfunden“ und „In Wahrheit nicht ein Gedanke“, als objektiv unzutreffend bezeichnen und halte diese Auffassung auch jetzt noch als richtig aufrecht.

Wenn der Gegenstand einer Dichtung in seinen Grundzügen sich irgendwo in prosaischer oder poetischer Form verarbeitet vorfindet, kann er nach meinem Dafürhalten nicht mehr

*) Wir haben getreu unserm Grundsatz, einen Angegriffenen stets zum Wort kommen zu lassen, dieser „Erwiderung“ auf die Abwehr Felix Dahns die Aufnahme nicht versagen wollen, bemerken aber dabei, daß ein Artikel des Hrn. Cl. Frhrn. v. Schwerin, der uns zwei Tage vor dem Erscheinen der Dahn'schen Abwehr zugegangen war und der im großen und ganzen sachlich das Gleiche enthielt wie diese „Erwiderung“, von uns abgelehnt wurde, weil auch nach unsrer Meinung die Behauptung Dahns, seinen Stoff zum „Fremdling“ durchaus frei erfunden zu haben, durch die aus den Quellen angeführten Grundelemente der Sage nicht erschüttert wird.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir eine Bemerkung in Nr. 121 dahin berichtigen, daß das im Jahre 1872 entstandene Gedicht Dahns „Der Fremdling“ nicht vom Verfasser, sondern ebenfalls von Vogt komponirt worden ist. Die Red. d. Beil.

vollständig frei erfunden werden, besonders wenn der Dichter das Werk, in dem die frühere Darstellung sich findet, kennt. Hr. Felix Dahn kennt die Edda, wie er selbst versichert und ich auch glaube, seit langer Zeit. Selbstverständlich habe ich mit der Bemerkung, die Literatur über den „Fremdling" gelesen zu haben, nicht die neueste Operndichtung Dahns, worüber ja allerdings noch keine Literatur existirt, gemeint, sondern die über den jener zugrunde liegenden Stoff, die Edda. Die Bemerkung Dahns: „Vielleicht ist aber Baldur gemeint", ist daher mindestens eine sehr überflüssige. Als ob man, wenn vom Wanderer im Siegfried die Rede ist und Jemand statt dessen Wotan sagt, bemerken müßte: „Vielleicht meint er den Wanderer". Hr. Felix Dahn hat nun den Inhalt des „Fremdling" einerseits, den von Gylfaginning und Saxo andererseits angeführt. Schon die Vergleichung des Angeführten läßt den unbefangenen, nicht mit Autoritätsglauben behafteten Leser einen verwandten Zug nicht verkennen. Die Anführung ist übrigens bezüglich der Edda nicht vollständig, da nach meiner Ansicht auch das Buch Bragaroedur in Betracht kommt, dessen ich allerdings aus Versehen nicht früher Erwähnung that. Ich führe nun alle einschlägigen Stellen im folgenden an. Die gemeinschaftlichen Gedanken und Züge im „Fremdling" einerseits und der Edda und Saxo andererseits sind:

1. Die Liebe Baldurs zu Nanna (Saxo Lib. III. Es ereignete sich, daß Baldur, Othinus' Sohn, Nanna beim Baden erschaute und von unbezwinglicher Liebe ergriffen wurde). Diese Stelle führt Dahn selbst an.

2. Die Wahl Nanna's zur Gattin von Seite Baldurs (Saxo ibid: Während dies in Halogia geschah, betritt Baldur, um Nanna zu verlangen, mit einem Heere das Gebiet des Gevarus.)

3. Die Feindschaft Loki's und dessen Wunsch, Baldur zu tödten. (Gylfaginning Kap. 49 erschießt der blinde Häder auf Loki's Betreiben und unter dessen Mitwirkung den Baldur.)

4. Die Liebe Nanna's zu Baldur wird daraus bewiesen, daß sie, wie Baldurs Leiche gebracht wird, vor Jammer zerspringt und stirbt. (Gylfag. Kap. 49, wie Hr. Felix Dahn selbst anführt.) Gleichgiltig ist daher, daß Nanna nach Saxo Baldur abweist; Saxo hat nämlich mit Rücksicht auf das dänische Königsgeschlecht die Sage geändert.

5. Der Name „Jarl (soviel wir Fürst, Graf) Hako" (in der Edda: Halon Jarl), den Dahn gegenüber dem „Journal des Débats" nicht zugibt. Uebrigens will ich durchaus nicht den Hako der Edda und den des „Fremdling" identifiziren, da ersterer wohl ein norwegischer König ist, aber viel später lebte. (Sögu-thattr af Nornegesti Kap. 1.)

6. Baldurs Unterstützung durch die Götter mit Ausnahme Loki's. (Saxo ibid: denn mit Baldur kämpften Odhin und Thor und der Götter heiligr Schaaren.)

7. Die Wahl eines Gatten von Seiten der Nanna, wodurch jener Herrscher wird. Nanna wählt bei Saxo den Hotherus, indem sie ihm ihre Liebe gesteht und den Baldur ausschlägt. Im „Fremdling" erwählt sie Baldur und schlägt den Hako aus. Im letzteren liegt eine Verschmelzung von Saxo und Edda vor. Die Grundidee ist in beiden Fällen die gleiche.

Ferner finden sich im „Fremdling" folgende Anklänge an die ältere Mythe:

1. Die Kämpfe des Hotherus mit seinem Nebenbuhler Baldur bei Saxo und die Kämpfe des Hako mit seinen Nebenbuhlern im „Fremdling".

2. Die Gattenwahl bei den Göttern. Im „Fremdling" wählt Baldur die Nanna, in der „Edda" (Bragaraedur Kap. 2) will Skadi den Baldur wählen. Beidemale ist Baldur hiernach beiheiligt.

3. Der Zorn Hadruns gegen Nanna, nachdem diese Hako abgewiesen. In der „Gudrun" entlädt sich der Zorn Gerlindr's über Gudrun, nachdem diese Gerlinde's Sohn, Hartmut, ausgeschlagen hatte.

In meinem Artikel in der „Münchener Zeitung" wandte ich mich gegen das „sonstwo". Ich verstand darunter nur, daß auch in anderen vor dem „Fremdling" erschienenen Dichtungen Gedanken und Handlungen vorkommen, an die der „Fremdling" anklingt. Wohl Jeder, der diesen gelesen hat, wird an Lohengrin erinnert worden sein, der wie Baldur seinen Namen nicht nennen darf. Im „Fliegenden Holländer" ist Senta dem Holländer treu bis in den Tod, sie springt in das Grab (in das Meer) und steigt dann mit ihm empor, im „Fremdling" ist nur an Stelle der Senta Nanna getreten. An Shakespeare's Todtengräber im „Hamlet" mag wohl auch Mancher gedacht haben; äußerlich erinnern die zwei Todtengräber überhaupt aneinander. Es wäre aber lächerlich, sich darauf zu stützen. Man wird bei genauerer Betrachtung den Anklang darin finden, daß im „Hamlet" und im „Fremdling" die beiden Todtengräber philosophiren, was für gewöhnlich nicht thun.

Um nochmals auf den Aufsatz Nanna's und Baldurs zurückzukommen, möchte ich auf Uhlands symbolische Deutung der Baldursage hinweisen, nach der Baldur das Licht darstellt, das im Kampfe dem Winter erliegt (die kurzen Tage), und Nanna das Pflanzenleben, das mit Baldurs Wiederkehr (Frühling) zugleich zurückkehrt, dies ist die tiefere Bedeutung dieser Apotheose, die „Fremdling" und Edda gemeinsam haben.

Der Leser möge nun selbst prüfen, worin das „Empörende", das „Ungeheuerliche" meiner „Leistung" gelegen ist.

Auch im Nibelungenring Wagners sind die alten Sagen vielfach verschmolzen und verändert, ohne daß Wagner eine Anlehnung selbst bestreitet oder Jemand des Letzteren Ruhm für geschmälert erachtet. Worum also die Empfindlichkeit Dahns?

Zum Schluß erkläre ich noch, daß ich nicht behaupte und auch nicht behaupten wolle, daß Dahn seinem „Fremdling" ältere Sagen absichtlich zugrunde gelegt hat, sondern nur, daß sie ihm so zugrunde liegen, wie dem Nibelungenring.

München, 1. Juni 1899. A. Frhr. v. Schwerin.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Erlangen.** Geheimrath Prof. v. Hegel erhielt von der Universität Rostock ein Ehrendiplom zur Erinnerung an den 26. Mai 1849, da er zum ordentlichen Professor der Geschichte an dieser Universität ernannt wurde, nachdem er ihr seit Herbst 1841 als außerordentlicher angehört hatte. Im Herbst 1856 folgte er dem Rufe nach Erlangen.

* **Bonn.** Den Privatdozenten an der hiesigen Universität Dr. Mönnichmeyer (Astronom) und Dr. A. Philippson (Geograph) ist der Professortitel verliehen worden. Philippson wurde auch zum korrespondirenden Mitglied des Deutschen Archäologischen Instituts ernannt.

* **New-York,** 19. Mai. Die Columbia-Universität in New-York wird am Tag des Semesterschlusses Hrn. Karl Schurz den Titel eines Doktors der Rechte honoris causa verleihen. Schurz ist die gleiche Ehrung bereits von der Harvard-Universität und von der Universität von Missouri widerfahren.

Tauchnitz Edition.
May 31, 1899.
The Fowler.
A new Novel.
By (9002)
Beatrice Harraden,
Author of „Ships that pass in the night" etc.
In 2 vols.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Historisch-politische Blätter.
Jahrgang 1899. 123. Band. Erstes Heft.
Inhalt: Edward Bouverie Pusey (1800—1822). Dritter und vierter Band der Biographie. — Die geheime Korrespondenz des Abbé de Salamon mit dem päpstlichen Staatssekretär Zelada zur Revolutionszeit. — Deutschthum und Lutherthum. — Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen. — Zeitläufe. Europa in China und die Zukunft des „Himmlischen Reichs". II. — Die stärkste Goldquelle der Welt. — Aus der neueren Literatur Tirols. (9011)

Jahrgang 1899. München, Montag, 5. Juni. Nummer 126.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Münchener Legenden und die Schwedenzeit. Von C. v. Hoffmann. — Kant und Goethe. II. Von Georg Simmel. — Mittheilungen und Nachrichten.

Münchener Legenden und die Schwedenzeit.

Zeitungen und Druckschriften, sowie ein ungedrucktes, auch von Historikern vielfach benutztes Tagebuch aus dem Anfang unsres Jahrhunderts berichten, daß König Gustav Adolf von Schweden während seines nur zehntägigen Aufenthalts in München (17. bis 26. Mai und 7. Juni)[1] sogar Zeit gefunden habe, für sein Andenken durch Pflanzung von Bäumen auf der Perlacher Haide Sorge zu tragen. Und das Steuerblatt des heute bewaldeten Theils genannter Haide beurkundet sogar ein „Monument" des schwedischen Generals v. Horn.

In Anbetracht der Thatsache, daß in genanntem Walde wirklich ein Denkstein vorhanden ist und, wie behauptet wird, obschon in Perlach ehedem Niemand davon wußte, der „Schwedenstein" heißen soll, rechtfertigt es sich wohl, der Sache näherzutreten und dabei auch die behauptete Pflanzerthätigkeit des Schwedenkönigs ins Auge zu fassen.

Perlacher Haide hieß nach Apian (1566) und Fink (1663/71) das anderthalb Stunden östlich Münchens gelegene, hochwildreiche, gänzlich waldlose Haideland, das, vom Hachingerbach durchflossen, im Norden begrenzt wird von der heutigen Wasserburger Straße zwischen Baumkirchen und Haar, im Osten von Keferlohe, Putzbrunn und der Otto-Säule, im Süden von Westerham, im Westen vom Grünwalder Forst, dem Fasanengarten, Stadelheim und Baumkirchen. Noch vor 100 Jahren gaben dort, nach dem Zeugnisse Schletts in seinem Versuch zur Aufhellung der frühesten Landeskultur in Bayern,[2] Hochäcker, Grabhügel, Schanzen und altrömische Grenz- oder Marksteine (termini) Kunde von einer fernen Vergangenheit dieser berühmten Gegend, in der die Sage die flüchtigen Römer den nachtigen Hieben der nordgauischen Bojern unter Fürst Deut erliegen läßt und der Münchener Hof die üppigste Pracht zu Ehren Kaiser Karls V. entfaltete, als dieser (1530), einer Einladung der regierenden Herzoge von Bayern folgend, auf seiner Reise von Innsbruck zu dem so glänzenden Reichstag nach Augsburg durch München kam.[3] Im Lieblingsrevier Herzog Wilhelms, der berühmten Perlacher Haide, hatte man, wie Riezler erzählt,[4] schon am 10. Juni beim Durchzug (und ersten Empfang) Sr. Majestät an 500 Hirsche aufstöbern lassen und die Herrschaften hatten zugesehen, wie dieselben von Hunden verfolgt und von berittenen Schützen erlegt wurden. Am 11. Juni betheiligten sich der Kaiser und sein Bruder selbst lebhaft an der Jagd, deren Beute gegen 100 Hirsche betrug.

Anläßlich der Anwesenheit König Gustavs IV. von Schweden,[1] des Neffen der Kurfürstin Karoline, berichten nun Münchener und Augsburger Zeitungen über eine Fahrt desselben nach Perlach behufs Besichtigung der von Gustav Adolf gepflanzten Bäume.

So schreibt die „Kurpfalzbaierische Münchener Staatszeitung" vom Jahre 1803: „Montag, 19. Dezember.... S. K. M. von Schweden haben sich vorgestern Morgens nach 10 Uhr unter Begleitung unsres Durchlauchtigsten Kurfürsten in die Vorstadt Au . . . und von da nach dem Dorfe Perlach begeben, wo König Gustav Adolf von Schweden eine Pflanzung von mehreren daselbst befindlichen, ansehnlich herangewachsenen Bäumen bei seinem Hiersein im 32(!!)jährigen Kriege unternommen hatte."

Das „Kurfürstliche Münchener Tagblatt" vom Jahre 1803 berichtet unter „Stadtneuigkeiten: Den 17. Dezember fuhren S. M. von Schweden in Begleitung S. k. Durchlaucht in die Vorstadt Au . . . und von da nach der Perlacherheide, zwischen Perlach und Trudering gelegen, allwo ihnen die alldort vor mehr als 100 Jahren von Gustav Adolf von Schweden eigenhändig gepflanzten Bäume die angenehmste Augenweide gewährte." Die „Augsburger Ordinari Postzeitung" vom 21. Dezember 1803 endlich berichtet: „Vorgestern nahm der König von Schweden in Gesellschaft unsres Kurfürsten die schöne Baumgruppe in Augenschein, welche Gustav Adolf im 30jährigen Kriege während seiner Anwesenheit zu München gepflanzt hat."

Gewissermaßen erläuternd liest sich bei Schlett, daß es sieben Pelzer[2] (Bäume) gewesen seien, welche Gustav Adolf hier pflanzte.

Abweichend berichten Clerambault in seinem journal de tout ce qui s'est passé à Munic de 1800 à 1813 unterm 17. Dezember: „ce matin Son Altesse E. a conduit le Roi de Suède en voiture sur le chemin de Grunwald pour lui faire voir le reste (!) des chênes planté par Gustave Adolphe, und das 1818 herausgegebene Repertorium des topographischen Atlasblattes München: daß die bei der Josephsburg in Berg am Laim stehenden Linden der Sage nach von König Gustav Adolf von Schweden im Jahre 1632 gepflanzt seien. Abgesehen von dem Anachronismus, daß die erst 1693 von Kurfürst Clemens von Köln erbaute Josephsburg schon 1632 mit Linden bepflanzt worden sein soll, werden diese und

[1] Die durch Hueter u. A. schon widerlegte Ansicht, Gustav Adolf habe sich drei Wochen in München aufgehalten, wurde durch seine zweimalige Anwesenheit daselbst und die Thatsache veranlaßt, daß die Stadt von seinen Truppen drei Wochen besetzt blieb.

[2] Schlett: „Die Römer in München". München 1830.

[3] Der Kaiser, sein Bruder und deren Gefolge von Fürsten, Kardinälen, Bischöfen und Edlen nächtigten auf dem Wege nach Augsburg in Schwatz, Kufstein, Rosenheim, Kloster Ebersberg, München und Kloster Fürstenfeld. Die zweite Staffel des Gefolges nahm den direkten Weg.

[4] Riezler: „Geschichte Bayerns." Gotha 1899, IV, 227.

[1] 1796—1809; der sogenannte nordische Don Quixote, gestorben als Oberst Gustavson und Bürger von Basel am 7. Februar 1837.

[2] Nach Schmellers Wörterbuch, I, 282, heißt „Pelzer" ein junges, neugesetztes oder neu zu setzendes Stammchen oder ein Stämmchen, auf welches ein Impfreis gesetzt wird (gibt also über Baumgattung keinen Aufschluß).

Clerambaults Mittheilungen schon durch die im Wortlaut angeführten Zeitungsnachrichten hinfällig.[1])

Endlich sei auch noch der Behauptung eines vieljährigen Jagdpächters gedacht, welche dahingeht, daß er sich bestimmt erinnere, daß nördlich Perlachs, in der Nähe der Stelle des Versiegens des Hachingerbaches, eine Gruppe von Eichen gestanden sei. Die Richtigkeit dieser Erinnerung vorausgesetzt, so spricht gegen die Identität dieser Baumgruppe mit der von Max Joseph besuchten, daß das Ziel seiner Fahrt nicht Ramersdorf, sondern das entferntere Perlach war, abgesehen davon, daß der so berühmte, reiche Hochwildstand jener Zeit schon an sich eine Pflanzung auf freier Haide verboten und auf den Schutz eines benachbarten Ortes verwiesen hätte.

Nach all diesen negativen Resultaten und nachdem alle Umfragen in Perlach und Berg am Laim, wie auch alle sonstigen Erhebungen und Forschungen, trotz aller Sorgfalt, ergebnißlos waren, verblieb nur noch die Hoffnung, in den Originalansnahmen des Steuerkatasters Aufschluß zu finden. Das eingehende Studium derselben verwies schließlich auf eine aus sieben Bäumen oder Sträuchern bestehende Gruppe, welche beiläufig 270 m nördlich des Ortsausgangs von Perlach und beiläufig 30—40 m östlich des Hachingerbaches, längs der Grenzscheide der Fluren der Besitzer der Hausnummern 16 und 24, eingezeichnet sind und möglicherweise den Strünken gefällter Bäume entsprossen sind, vielleicht sogar Reste, bezw. Nachwüchse der angeblich von Gustav Adolf gepflanzten sieben Pelzer sein könnten.

Die an Ort und Stelle vorgenommene Besichtigung ergab nun, daß von den sieben Bäumen nur noch der südlichste vorhanden ist, eine etwa 40 Jahre alte Esche, die in Perlach vorzugsweise vertretene Baumgattung. Beiläufig 70—80 m südlich am linken Rande eines vom Hachinger Bache ausgehenden tümpelartigen Grabens stehen aber zwei weitere Eschen, deren eine, einem starken, nahezu versteinerten Baumstrunke entsprossen, wohl nahezu 60 Jahre alt sein wird. Ob nun dieser Strunk ehedem Nachbarn hatte? Niemand weiß es! und somit bleibt denn auch die Frage unentschieden, ob diese Oertlichkeit identisch mit jener ist, welche am 17. Dezember 1803 mit einer Baumgruppe geschmückt, das Ziel der Fahrt Max Josephs war. Denn nur um diese Frage kann es sich handeln und nicht um die behauptete Pflanzerthätigkeit Gustav Adolfs, die sich nach allen äußeren Umständen geradezu ausschließt, da, selbst wenn man dem körperlich so schwerfälligen König, im Widerspruch mit seiner aller Kultur und edlen Sittte hohnsprechenden Zeit, einen solchen Akt schwärmerischer Liebhaberei zumessen will, er ein derartiges Erinnerungszeichen doch wohl sicherlich auf dem linken Isarufer gepflanzt haben würde, auf welchem anfänglich vor dem Schwabinger, dann vor dem Neuhauser (Karls-) und schließlich vor dem Sendlinger Thor 8000 Mann seines Fußvolks lagerten, während auf dem rechten Ufer in einzelnen Dörfern nur Reiterei bequartiert war. Und eben mit Rücksicht hierauf spricht auch schon sein kurzer Aufenthalt in München dagegen; urkundlich festgestellt ist nur, daß er an seinem Einzugs- und an seinem Abzugstage, d. i. am 17. Mai und 8. Juni, das rechte Flußufer betreten hat. Nachdem nun aber die Thatsache des Besuchs des Kurfürsten Max Josephs feststeht, so verbleibt zur Erklärung der Legende nur der Hinweis auf die Macht der Ueberlieferung auch in den unerwiesensten Dingen. Denn die Annahme, die betreffende Baumgruppe rühre von protestantischen Bewohnern Perlachs oder der Umgegend her, schließt sich einfach dadurch aus, daß die Ansiedelung derselben vor dem Regierungsantritte Max Josephs staatsrechtlich unmöglich war. Die Diasporagemeinde Perlach entstand auch erst im Jahre 1807 durch pfälzische Kolonisten, zumeist aus Edenkoben und zwar infolge der Gelegenheit wohlfeilen Grunderwerbs.[1])

Ebenso negativ sind die Ergebnisse der gleichfalls sorgfältigst gepflogenen Forschungen bezüglich der Legende von dem im Perlacher Walde stehenden Denkmal des schwedischen Generals v. Horn, der am 17. Mai 1632 mit Gustav Adolf in München einzog, dasselbe im Jahre 1634 in Gemeinschaft mit dem Herzog von Weimar abermals bedrohte, im September desselben Jahres in der Schlacht bei Nördlingen in bayerische Gefangenschaft gerieth, 1642 ausgewechselt wurde und am 10. Mai 1657 in Skara starb.

Negativ sind die Ergebnisse jedoch nur in Bezug auf Horn, nicht auch in Bezug auf das Denkmal, den Denkstein oder die Denksäule an sich. Wer sollte überhaupt Horn ein Denkmal gesetzt haben und warum? Warum gerade auf der Parlacher Haide, auf der er niemals lagerte, niemals kriegerisch thätig war! Der Denkstein ist eben alt, sehr alt, und was alt und unbekannt ist, wird herkömmlich wie jeder unerklärliche Hügel oder jede Schanze auf die Schwedenzeit zurückgeführt, denn weiter als zu den Schweden geht unser Volk in seiner Geschichte nicht zurück. Und so wird eben der Denkstein zum Schwedenstein und schließlich, wie wir sehen werden, zum „Monument" des schwedischen Generals v. Horn geworden sein. Derselbe steht auf der dem Oekonomen Pallauf Haus Nr. 24 und 25 von Perlach gehörigen Plannummer 2233 der Steuergemeinde Perlach, Steuerblatt S. O. III. 4 und ist nicht leicht zu finden, da er, wie erwähnt, im Perlacher Holze verborgen ist, beiläufig 700 m nördlich des an der Straße von Perlach nach Putzbrunn befindlichen Kilometerzeigers, bei welchem das sogenannte „breite Geräumt" die Straße kreuzt und beiläufig 130 m östlich desselben.

Bei den jüngst vorgenommenen Besichtigungen fand sich eine den mittelalterlichen Burgfriedenssäulen oder Grenzsteinen ähnliche, 203 cm hohe Säule mit parallelopipedem Schafte und vorherrschend gothischem Aufbau mit steinernem Kreuze, der jedoch abgestürzt neben dem 90 cm im Gevierte haltenden, 15 cm hohen Sockel lag. Die Gedenk- oder Votivtafel fehlt, läßt sich aber vielleicht in einer der benachbarten Kirchen von Perlach oder Ramersdorf auffinden. Das Ganze ist aus Tuff sorgsam gearbeitet, ästhetisch in seinen Verhältnissen und macht gewissermaßen einen vornehmen Eindruck. Es überrascht ein solches Denkmal aus der Zeit beginnender Renaissance mit gothischen Anklängen in seinen Detailformen, inmitten eines wenig ansehnlichen Gehölzes abseits jeden Weges zu finden. Die Muthmaßungen, welche sich hiedurch und durch Schletts Betrachtungen über die Neubarbarei, welche alle archäologischen Denkmäler dieser Gegend zerstörte, aufdrängen, erweisen sich bei näherem Zusehen jedoch alle als grundlos; denn ist der Denkstein auch alt, so reicht sein Alter, wie dies von autoritativer Seite bestätigt wird, doch keinesfalls über das Jahr 1500 zurück. Allein eben die Thatsache, daß er bis in diese Zeit reicht, birgt auch die Lösung, deren am Schlusse gedacht werden wird.

Wie kam er aber zur Widmung des Andenkens an General v. Horn? Pathenstelle bei dieser Taufe vertrat zweifellos die hohe Steuerkatasterkommission, heute Katasterbureau. Denn die erstmalige Vermessung oder geometrische Aufnahme des Steuerblatts S. O. III. 4, welche, nebenbei erwähnt, den

[1]) Wie leichtfüßig sich durch Forschungen angeregte Phantasten erweisen, dafür als Beispiel, daß gelegentlich der gepflogenen Recherchen ein „Wissender" behauptete: Max Joseph habe mit seinem Gaste nicht nur die in der Richtung gegen Putzbrunn gelegenen Eichen Gustav Adolfs, sondern auch den Denkstein des Generals v. Horn besucht und bei dieser Gelegenheit von seinem Gaste die jetzt im Armeemuseum befindliche goldene Terzienuhr, konstruirt von Landstell aus Stockholm, zum Geschenk erhalten.

[1]) Kahl, „Evangelische Gemeindezeitung", München 1894, Nr. 61.

Wald der Perlacher Haide in der gleichen Ausdehnung wie heute gibt, ist aus dem Jahre 1809 und enthält keinerlei Hinweis auf das „Monument“, weder durch Signatur, noch durch eine Bemerkung. Auch die zweite, vom 3. Mai bis 16. Juli 1858 vermessene Aufnahme enthält im Original des vermessenden Geometers keinen bezüglichen Vortrag, wohl aber von der Hand des revidirenden Obergeometers die Ergänzung: „Monument des 1632 gefallenen schwedischen Generals Horn“ neben einer Marterl-Signatur.

Das gravirt ausgegebene Steuerblatt beschränkt sich auf den Vortrag: „Monument des schwedischen Generals Horn (1632)“, und das 1860 umgemessene und umgravirte Blatt läßt auch die Jahreszahl 1632 fallen.

Die topographische Ergänzung, bezw. Originalaufnahme vom Jahre 1881 zeigt am umgebogenen Rande zwei Zeichnungen des behaupteten Monuments, deren eine darthut, daß dasselbe zur Zeit der Revision eingelegt war, der Schaft liegt neben dem Sockel und neben und auf diesem ruht der Aufbau (Laterne) mit seinem Kreuze; die andere Zeichnung gibt das Denkmal zusammengesetzt. Der schon früher erwähnte vieljährige Jagdpächter der Perlacher Heide, Hr. Rentier K., ließ das Monument wieder aufrichten,[1]) der historische Verein von Oberbayern ließ es besichtigen, nahm zur Sache jedoch keine Stellung. Im topographischen Atlas ist es erst im jüngsten, im Jahre 1895 erschienenen Blatte eingetragen.

Wie aus Vorstehendem zu ersehen sein dürfte, läßt sich ein Zusammenhang mit der Schwedenzeit absolut nicht herstellen und muß der Vortrag im Steuerblatte unbedingt als geistiges Eigenthum des revidirenden Hrn. Obergeometers und als zweifellos irrig bezeichnet werden. Sicher ist dagegen der Aufschluß, den die Oertlichkeit im Zusammenhalte mit dem Entstehungsjahr der Steinarbeit gibt. Er geht überraschenderweise dahin, daß es sich um ein hochinteressantes Denkmal zur Erinnerung an den auf der Perlacher Haide stattgehabten, so äußerst prunkhaften Empfang Kaiser Karls V. durch die beiden Herzoge Wilhelm IV. und Ludwig X. am 10. Juni und die ebendaselbst abgehaltene berühmte Hochwildjagd vom 11. Juni 1530 handelt, für dessen Konservirung vielleicht die einschlägige Kommission für Kunstdenkmale und Alterthümer zu interessiren wäre. Denn der vor allem auffällige Umstand, daß der edel geformte Denkstein abseits jeden Wegs mitten im Walddickicht steht, läßt mit Sicherheit darauf schließen, daß das ihn umgebende Gehölz Hunderte von Jahren jünger als er selbst ist, daß er also ursprünglich auf freier Haide stand, wie Apian sie uns darstellt. Wäre er erst seit Bestehen des Waldes errichtet worden und hätte er auf einen Unfall Bezug, er hätte nach altbayerischem Brauche als „Marterl“ seinen Platz am Rande des Geräumtes finden müssen, um der armen Seele des Verunglückten das erlösende Vaterunser der Vorübergehenden zu sichern. Prüft man diese Verhältnisse im Zusammenhalte mit der bereits erwähnten, von authoritativer Seite auf die Zeit von 1530—1550 bestimmten Entstehung der Steinmetzarbeit, so ist es wohl zweifellos, daß der Denkstein von Hause aus bestimmt war, gleichviel ob er 1530 oder zehn bis zwanzig Jahre später errichtet wurde, die Erinnerung an das mehrerwähnte historische Ereigniß des Empfangs Kaiser Karls V. und seiner Gäste zu verkörpern, dessen Einzelheiten und Verlauf Riezlers epochemachende Geschichte Bayerns im vierten Bande schildert.

C. v. Hoffmann.

1) Die Annahme des Hrn. K., daß gelegentlich der Wiederaufrichtung ein Platzwechsel stattgefunden habe, widerlegt sich durch die Thatsache, daß das Monument noch heute auf demselben Platze steht, den die Druckausgabe vom Jahre 1858 angibt.

Kant und Goethe.

Von Georg Simmel.

II.

Wenn man den Rhythmus der inneren Bewegungen dieser beiden Geister nach ihrem Endziel bezeichnen darf — obgleich solche letzten Ziele nur der Ausdruck der Wesenskräfte und ihrer inneren Gesetze sind, nicht aber das selbständig gesetzte Ziel, das von sich aus jenen die Richtung gäbe —, so ist die Formel des Kantischen Wesens: Grenzsetzung, die des Goethischen: Einheit. Für Kant kam alles darauf an, und so läßt sich seine gesammte Leistung zusammenfassen, die Kompetenzen der inneren Mächte, die das Erkennen und das Handeln bestimmen, gegeneinander abzugrenzen: der Sinnlichkeit ihre Grenze gegen den Verstand, dem Verstand die seinige gegen die Vernunft, der Vernunft die ihrige gegen den Glückseligkeitstrieb, der Individualität die ihre gegen das Allgemeingültige abzustecken; damit sind zugleich in der Objektivität von Welt und Leben die Grenzstriche für die Kräfte, Ansprüche und Bedeutsamkeiten der Dinge selbst gezogen; es gilt für ihn, das praktische wie das theoretische Leben vor den Uebergriffen, Ungerechtigkeiten und Verschwommenheiten zu schützen, die aus dem Mangel genauer Grenzen zwischen den subjektiven ebenso wie zwischen den objektiven Faktoren hervorgehen. Als so grundlegend er die Bedeutung der Synthese anerkennt, so ist sie ihm doch sozusagen nur die natürliche Thatsache, die er vorfindet, und an der nun erst seine Aufgabe, die Analyse und Grenzsetzung zwischen den Elementen des Seins beginnt. Zu jener großen Aufgabe, das Subjekt mit dem Objekt in ein einheitliches Verhältniß zu setzen, brachte er, als Werkzeuge seiner Detailarbeit daran, von Natur gleichsam die Instrumente des Markscheiders mit. Ersichtlich verhält sich der Künstler den Erscheinungen gegenüber umgekehrt. So sehr auch er zunächst das verwirrende Ineinander der Qualitäten, Bethätigungen und Bedeutungen der Dinge auseinanderlegen muß, so macht doch seine innere Bewegung erst an der wiedergewonnenen Einheit Halt, der gegenüber alle Grenzsetzungen Interessen zweiten Ranges sind. Gewiß ist die schließliche Einheit der Elemente und damit der Weltanschauung auch für Kant das Definitivum. Aber die persönliche Note, mit der er gleichsam die Tonart der dahin mündenden Bewegungen bestimmt, ist doch das Interesse an der Grenzsetzung; dies ist die große Geste, die seine Arbeit charakterisirt, wie die inneren Bewegungen Goethe's in der Vereinheitlichung der Elemente ihren letzten Ausdruck finden: „Trennen und Zählen,“ bekennt Goethe, „lag nicht in meiner Natur“; und ausdrücklich sagt er: „Dich im Unendlichen zu finden, Mußt unterscheiden und dann verbinden“, während Kant die Verbindung vorfindet und ihre Scheidung für sein dringlichstes Problem hält.

Wie in Kant das Prinzip der Grenzsetzung, so setzt sich bei Goethe das der Einheit aus der allgemeinen Anschauung der Natur in die Einzelheiten fort. Indem die Einheit der Natur sich in diesen dokumentirt, muß sich unter ihnen eine durchgehende Verwandtschaft zeigen, die höchstens einer Abstufung des Entwicklungsmaßes, aber keiner prinzipiellen Verschiedenheit mehr Raum gibt. Ich will nur ein paar Aeußerungen hervorheben, die zugleich das plumpe Mißverständniß: Goethe's angebliche hochmüthig-aristokratische Weltanschauung, zurückweisen. Er betont einmal, daß zwischen dem gewöhnlichen Menschen und dem Genie doch eigentlich nur ein sehr geringer Unterschied, gegenüber dem, was ihnen gemeinsam wäre, bestünde. „Das poetische Talent,“ sagt er ein anderes Mal, „ist dem Bauer so gut gegeben wie dem Ritter, es kommt

nur darauf an, daß Jeder seinen Zustand ergreife und ihn nach Würden behandle."

Wollen die Menschen Bestien sein,
So bringt nur Thiere zur Stube herein:
Das Widerwärtige wird sich mindern;
Wir sind eben alle von Adams Kindern.

Und endlich ganz umfassend: „Auch das Unnatürlichste ist Natur, auch die plumpste Philisterei hat etwas von ihrem Genie. Wer sie nicht allenthalben sieht, sieht sie nirgendwo recht." Die Einheit der Natur ergreift für ihn also auch das, was nach der Skala der Werthe aufs äußerste einander entgegengesetzt scheint. Weil Aeußeres und Inneres des gleichen Wesens sind und zwischen ihren letzten Gründen keine Grenzsetzung möglich ist, so kann die Verschiedenheit des Maßes, in dem sie sich zu den einzelnen Erscheinungen mischen, keine wesentliche Verschiedenheit dieser begründen. Und wie zwischen den Menschen, so innerhalb des einzelnen Menschen. Er äußert den „Unmuth", den ihm die Lehre von den unteren und oberen Seelenkräften erregt habe. In dem menschlichen Geist, sowie im Universum ist nichts oben noch unten; alles fordert gleiche Rechte an einem gemeinsamen Mittelpunkt, der sein geheimes Dasein eben durch das Verhältniß aller Theile zu ihm manifestirt. „Alle Streitigkeiten der älteren und neueren bis zur neuesten Zeit entspringen aus der Trennung dessen, was Gott in seiner Natur vereint hervorgebracht. Wer nicht überzeugt ist, daß er alle Manifestationen des menschlichen Wesens, Sinnlichkeit und Vernunft, Einbildungskraft und Verstand, zu einer entschiedenen Einheit ausbilden müsse, der wird sich in einer unerfreulichen Beschränkung immerfort abquälen." Alles dieses würde Kant wohl prinzipiell auch zugeben; allein gerade in dieser Thatsache hebt sich die Divergenz der Denkrichtungen am deutlichsten ab. Für Goethe kommt es auf die Einheit an, die trotz der Grenzen der Seelenvermögen besteht; für Kant auf die Grenzen der Seelenvermögen, die trotz ihrer Einheit bestehen. Die Grenzsetzung ist für ihn das unmittelbare Korrelat der Einheit; er sagt einmal, nachdem er zwischen nahe benachbarten Wissensgebieten eine scharfe Grenzlinie gezogen hat: „Diese Absonderung hat noch einen besonderen Reiz, den die Einheit der Erkenntniß bei sich führt, wenn man verhütet, daß die Grenzen der Wissenschaft nicht ineinander laufen, sondern ihre gehörig abgetheilten Felder einnehmen." Wenn es das Ziel jeder Weltanschauung ist, das erste regellose Ineinander und Außereinander der Weltelemente zu einer Harmonie und gegenseitig befriedigtem Sinn Aller überzuführen, so haben Kant und Goethe dies gemeinsame Ziel, der Eine durch die Gerechtigkeit der Grenzsetzung zwischen ihnen, der Andere durch die Einheit ihres Sichdurchdringens erreicht — und gerade darum auch befriedigend erreichen können, weil Jeder von ihnen die Thatsache des entgegengesetzten Prinzips anerkennt.

Für Beide wird diese Anerkennung freilich von Seiten des letzten Motivs her begrenzt, aus dem überhaupt ihre Anschauungsweise quillt und das bei dem Einen ein wissenschaftliches, bei dem Anderen ein künstlerisches ist. Die Wissenschaft befindet sich immer auf dem Wege zu der absoluten Einheit des Weltbegriffes, kann sie aber niemals erreichen; auf welchem Punkte sie auch stehe, es bedarf von ihr aus immer eines Sprunges in eine andere Denkweise — religiöser, metaphysischer, moralischer, ästhetischer Art —, um das unvermeidlich Fragmentarische ihrer Ergebnisse zu einer völligen Einheit zu ergänzen und zusammenzuschließen. Das hat Kant sehr gut gewußt und er bestimmt deßhalb mit großer Entschiedenheit die Schranken nicht nur innerhalb seines Weltbildes, sondern auch dieses Weltbildes selbst, soweit er es als wissenschaftlich anerkennt, gegenüber dem Ideal der unbedingten Einheit der Dinge. Für Goethe andrerseits wird die Grenze, bis zu der die Analyse gehen darf, durch ein nicht weniger bestimmtes Kriterium gegeben: sie ist ihm von dem Punkt an unzulässig, wo sie die Schönheit der Dinge zerstört. Schönheit, so könnte man in Goethe's Sinne sagen, ist die Form, in der Stoff und Idee oder Materie und Geist sich gegenseitig innewohnen. Daß Schönheit da ist, daß wir sie empfinden, daß wir sie selbst bilden können, ist die Gewähr dafür, daß jene Einheit der Weltelemente besteht, nach der die Ideenbewegung der Zeit suchte, ist die Gewähr dafür, daß das geistige Subjekt und die objektive Natur sich begegnet sind; und sie können sich nur begegnen — so darf man ihn weiter ausdeuten —, wenn und weil sie von vornherein identisch sind. Wir müssen vielleicht auf die geheimnißvolle Gestalt Lionardo da Vinci's zurückgehen, um einen Zweiten zu finden, der die Welt so restlos ästhetisch genossen, so jede Wirklichkeit zugleich als Schönheit empfunden hat. Weil Schönheit die Verkörperung ideellen Gehalts im realen Sein ist, so bedeutet die Durchgängigkeit ihrer Herrschaft die Auflösung jenes fundamentalen Gegensatzes zwischen dem geistigen und dem natürlichen, dem subjektiven und dem objektiven Prinzip des Seins, bedeutet die Erkenntniß seiner Nichtigkeit. Darum findet Goethe in der Schönheit das niemals trügende Kriterium für die Nichtigkeit der Erkenntniß: in dem Augenblick, wo die — äußere oder intellektuelle — Zergliederung des Objekts die Schönheit seiner Erscheinung nicht mehr bestehen ließe, wäre die Unwahrheit ihrer Ergebnisse bewiesen. Jenes Auseinanderreißen der Natur „mit Hebeln und mit Schrauben" ist ihm sozusagen theoretisch falsch, weil es ästhetisch falsch ist. Die Anerkennung der Geognosie ringt er sich nur schwer ab, da sie „doch den Eindruck der schönen Erdoberfläche vor dem Anschauen des Geistes zerstückelt". Daher auch sein Haß gegen die Zerstückelung Homers: er will ihn „als Ganzes denken", weil er nur so seine Schönheit bewahre. Von analytischen Geistern, die die dichterisch-synthetische Auffassung der Dinge zerstören, meint er:

Was wir Dichter ins Enge bringen
Wird von ihnen ins Weite gelallt.
Das Wahre klären sie an den Dingen
Bis Niemand mehr dran glaubt.

In sehr tiefgreifender Weise bezeichnet dies das kleine Gedicht: „Die Libelle". Er entzückt sich an den Farben einer Libelle, will sie in der Nähe sehen, verfolgt und faßt sie und sieht — ein traurig dunkles Blau. „So geht es dir, Zergliedrer deiner Freuden!" Mit der zu weit getriebenen Zergliederung, die den ästhetischen Genuß zerstört, entschwindet also nicht etwa eine Illusion, sondern das ganz reale Bild des Gegenstandes. Ja, seine Abneigung gegen Brillen ist schließlich doch auch nur die gegen das scharfe Zerfasern der Erscheinungen, gegen das Zerstören des natürlich schönen Verhältnisses zwischen den Objekten und dem aufnehmenden Organ. Gewiß mit Recht meint Helmholtz, das letzte Motiv für seine unselige Polemik gegen Newtons Farbenlehre verriethen die Stellen, wo er über die durch viele enge Spalten und Gläser hindurchgequälten Spektra spottet und die Versuche im Sonnenschein unter blauem Himmel nicht nur als besonders ergötzlich, sondern auch als besonders beweisend preist. Die Zerstörung des ästhetischen Bildes ist ihm zugleich die Zerstörung der Wahrheit. —

Der großen Zweiheit der Weltelemente, durch deren mannichfaltige Versöhnungen hin sich die Weltanschauung der neueren Zeit entwickelt, steht eine andere zur Seite, die sich viel früher als jene ausarbeitet, in ihrem Bildungsschicksal aber mit ihr doch sehr verwandt ist: der praktische Dualismus zwischen dem Ich und der gesellschaftlichen

Gesammtheit, aus dem man die Probleme der Sittlichkeit entspringen zu lassen pflegt. Auch hier beginnt die Entwicklung mit einem Indifferenzzustand: die Interessen des Einzelnen und der Gesammtheit haben in primitiven Kulturen überhaupt noch keine nennenswerthe oder bewußte Entgegengesetztheit; der naive Egoismus hat noch keinen anderen Inhalt, als der Gruppenegoismus. Sehr bald freilich bildet sich, mit der anhebenden Individualisirung der Persönlichkeiten, ein Gegensatz zwischen beiden heraus und damit die Forderung an den Einzelnen, sein persönliches Interesse dem der Allgemeinheit unterzuordnen. Dem Wollen tritt ein Sollen gegenüber, der natürlichen Subjektivität ein objektives Moralgebot, das sich, als eine neue Form des inneren Seins, weiterhin nicht nur mit den Ansprüchen der Gesellschaft oder des Du, sondern mit denen der idealen Lebensinteressen überhaupt erfüllt. Handelt es sich bei jenem früheren Gegensatz um einen Gedanken oder ein Gefühl, das ihn in seine Einheit versöhnte, so hier um ein Handeln — oder seine innere Grundlage, ein Wollen, von dem wir eine Einheit jenseits der subjektiv-persönlichen und der objektiv-idealen Ansprüche fordern, sei es durch Unterdrückung der einen Seite, sei es durch gleichmäßige Befriedigung beider. Die Frage, die sich aus diesem Dualismus erhebt, ist die: welche Lösung seiner den Werth des Lebens auf ein Maximum bringe.

Die Beantwortung dieser vollzieht sich bei Kant und Goethe in fast genauem Parallelismus mit dem Verhältniß ihrer theoretischen Weltanschauungen. Bei Kant durch ein objektives Moralgebot, das jenseits jeglichen besonderen Interesses steht, aber in der Vernunft des Subjekts wurzelt; bei Goethe durch eine unmittelbare innere Einheit der sittlich-praktischen Lebenselemente, durch eine die Gegensätze einschließende und beide gleichmäßig befriedigende Natur des Menschen und der Dinge. Kants zentraler Gedanke beruht hier auf der völligen Scheidung zwischen der Sinnlichkeit und der Vernunft; einen Werth erhielte das Handeln erst dadurch, daß es unter absoluter Rücksichtslosigkeit gegen die erstere ausschließlich der letzteren gehorchte. Diese aber enthält zwei Momente: einmal die Selbständigkeit des Menschen, die verneint ist, sobald sinnliche Motive uns bestimmen, deren Anregung und Befriedigung von außen, von der Gegenwart bestimmter Objekte abhängig ist; zweitens die völlige Objektivität des Sittengesetzes, das mit allen individuellen Reserven, Besonderheiten und Velleitäten schonungslos aufräumt und den ganzen Werth des Menschen ausschließlich darauf gründet, daß er seine Pflicht erfüllt, und zwar nicht nur äußerlich erfüllt, sondern auch um der Pflicht willen; sobald sich irgend ein anderes Motiv als dieses in die Handlung mischt, hat sie keinen Werth mehr. Ist diese Bedingung aber erfüllt, so ist der Mensch in eine höhere, über-empirische Ordnung eingestellt und gewinnt so durch sein Handeln einen Werth, eine absolute Bedeutung, hinter der all sein bloßes Denken und Erkennen, das sich nur auf Empirisches und Relatives bezieht, weit zurücksteht.

An diesem letzteren, äußerst charakteristischen Punkte der Kantischen Lehre, dem „Primat der praktischen Vernunft vor der theoretischen" ist Goethe mit ihm völlig einverstanden. Unaufhörlich betont er, wie Handeln im sittlichen Sinne unser erstes Interesse zu bilden habe. Wie er es als der Weisheit letzten Schluß erklärt, daß man sich das Leben täglich praktisch erobere, wie er den Begriff des Menschen mit dem des Kämpfers identifizirt, so erklärt er, daß er überhaupt nur handelnd denken könne und daß ihm alle bloße Belehrung direkt verhaßt wäre, wenn sie nicht zugleich seine Thätigkeit belebte. Der Primat der sittlich-praktischen Tüchtigkeit vor aller bloßen Intellektualität und Theorie steht ihm ebenso fest, wie Kant.

Für ihre ethische Anschauung bedeutet dies die gleiche Uebereinstimmung, wie für ihre allgemeine Weltanschauung die Ueberwindung des Dualismus der inneren und der äußeren Natur. Aber sogleich trennen sich, hier wie dort, die Wege oberhalb — oder unterhalb — dieser gleichsam nur punktuellen Gemeinsamkeit. Jener fundamentale und unversöhnliche Werthunterschied zwischen der sinnlichen und der vernünftigen Seite unsres Wesens, auf dem die ganze Kantische Ethik steht, muß Goethe ein Horror sein — wie überhaupt sein eigentlicher Todfeind der christliche Dualismus ist, der die Sichtbarkeit der Welt und ihren Werth auseinanderreißt. Die metaphysische Einheit der Lebenselemente muß sich für ihn unmittelbar in eine Wertheinheit derselben umsetzen, ja man möchte eigentlich annehmen, daß das starke Gefühl für die Gleichmäßigkeit und Unersetzlichkeit des Werthes aller Faktoren des Lebens sich erst gleichsam nachträglich in jener theoretischen Einheit seines Weltbildes gespiegelt hat, so den Primat der praktischen Vernunft vor der theoretischen auch am Subjekte selbst erweisend. Daß er, wie wir sahen, das Innere und das Aeußere nicht trennen kann, daß er statt der „oberen und unteren Seelenkräfte" einen gemeinsamen Mittelpunkt des psychischen Daseins fordert — das entstammt doch wohl der in die letzten Tiefen seiner Persönlichkeit hineinreichenden und allem Beweisen und Widerlegen unzugänglichen Empfindung einer Gleichheit und Harmonie aller unser Wesensseiten in Bezug auf den Werth, den jede besitzt. Wie für ihn in der anschaulichen Welt nichts so klein, flüchtig oder abseit liegend ist, daß sich nicht seine ganze Aufmerksamkeit darauf richten könnte und daß es ihm nicht zum Spiegel ewiger Gesetze, zum Repräsentanten der Gesammtheit des Alls würde, so läßt es in der subjektiven Welt die ungeheure Einheit seines Lebensgefühles nicht zu einem prinzipiellen Werthunterschiede seiner einzelnen Energien kommen. Goethe's Existenz wird durch das glücklichste Gleichgewicht der drei Bewährungsrichtungen unsrer Kräfte charakterisirt, deren Mischungsverhältnisse gleichsam das Schema jedes Lebens abgeben: der aufnehmenden, der verarbeitenden, der sich äußernden. In diesem dreifachen Verhältniß steht der Mensch zur Welt: zentripetale Strömungen, das Aeußere dem Inneren vermittelnd, führen die Welt als Stoff und Anregung in ihn ein, zentrale Bewegungen formen das so Erhaltene zu einem geistigen Leben und lassen das Aeußere zu einem Ich und seinem Besitz werden, zentrifugale Thätigkeiten entladen die Kräfte und Inhalte des Ich wieder in die Welt hinein. Wahrscheinlich hat dieses dreitheilige Lebensschema eine unmittelbare physiologische Grundlage und der seltsamen Wirklichkeit seiner harmonischen Erfüllung entspricht eine gewisse Vertheilung der Nervenkraft auf diese drei Wege ihrer Bethätigung. Trachtet man nun, wie sehr das Uebergewicht eines derselben die anderen und die Gesammtheit des Lebens irritirt, so möchte man ihre wundervolle Ausgeglichenheit in Goethe's Natur als den physisch-psychischen Ausdruck für deren unvergleichliche Schönheit und Kraft ansprechen, als das, was die Griechen seine Eudämonie genannt hätten. Er hat innerlich sozusagen niemals vom Kapital gezehrt, sondern seine geistige Thätigkeit war fortwährend von der rezeptiven Hinwendung zur Wirklichkeit und allem, was sie bot, genährt; seine inneren Bewegungen haben sich nie gegenseitig aufgerieben, sondern seine ungeheure Fähigkeit, sich nach außen hin handelnd und redend auszudrücken, verschaffte jeder die Entladung, in der sie sich völlig ausleben konnte; in diesem Sinne hat er es so dankbar hervorgehoben, daß ihm ein Gott gegeben hat, zu sagen, was er leidet. So könnte man in seiner Denkrichtung sagen, daß, wenn irgend eine Lebensenergie prinzipiell einer anderen untergeordnet ist, so sei sie eben dadurch, daß sie diese ihr zukommende Stelle ausfüllt, gerade so werthvoll wie die

höhere, die auch nichts kann, als ihre Funktion ausüben und das eben erst im Zusammenwirken mit jener kann; so daß jene anti-aristokratische Meinung über die annähernde Gleichwerthigkeit der Menschen — vor der er übrigens selbstverständlich im Empirischen und nach dem einmal rezipirten Maßstab den Unterschied zwischen der blöden Menge und den großen Menschen nie übersieht — ihre Analogie innerhalb des einzelnen Menschen, in Beziehung auf seine Wesenselemente findet. Wenn ich vorhin die Einheit des Inneren und des Aeußeren, des Subjektiven und des Objektiven, des Ideellen und des Realen als die Voraussetzung der künstlerischen Weltanschauung hervorhob, so kommen wir hier vielleicht auf die noch tiefere Fundamentirung dieses Fundaments; jenes In- und Miteinander der Weltelemente ist doch vielleicht nur der Ausdruck, man könnte sagen: die metaphysische Rechtfertigung ihrer Werthgleichheit, die er empfindet. Das mag auch der Grund sein, weßhalb die antike Unverhülltheit seiner sinnlichen Derbheiten immer künstlerisch wirkt, weil sie jene Gleichberechtigung der Wesensseiten aufs schärfste verdeutlicht, die, zu einer allgemeinen Weltanschauung geformt, die Metaphysik aller Kunst bildet.

Indem ihm so das auf das eigene und sinnliche Glück gerichtete Ideal mit dem Vernunftideal eine Einheit bildet, erhebt es sich ganz über den Gegensatz zwischen eudämonistischer und rationalistischer Moral, auf dem die Kantische Ethik ruht. Vielen Mißverständnissen gegenüber muß durchaus betont werden, daß seine Feindheit gegen die logische Strenge der Vernunftethik absolut nicht bedeutet, er habe das Leben einem sinnlichen und Genußideal unterthan machen wollen. Ja, um seinen Abstand hiervon zu begreifen, kann er es direkt aussprechen (1818), es sei Kant's unsterbliches Verdienst, daß er die Moral „dem schwankenden Kalkul einer bloßen Glückseligkeitstheorie entgegengestellt" und sie in ihrer höchsten übersinnlichen Bedeutung erfaßt habe. Das widerstreitet gar nicht dem Ausruf in den Lehrjahren: „O der unnöthigen Strenge der Moral, da die Natur uns auf ihre liebliche Weise zu allem bildet, was wir sein sollen." Denn die Uebersinnlichkeit, die er dort meint, ist eben nicht die Kantische, die einerseits eine exklusive Vernunftherrschaft, andrerseits unsre Einstellung in eine transscendente Ordnung der Dinge bedeutet. Goethe's Uebersinnliches will hier nur die allumfassende Natur besagen, die freilich ebensowenig einseitige Sinnlichkeit ist, wie einseitige Vernünftigkeit. Das spricht er ganz unzweideutig einige Jahre später in einem Briefe an Carlyle aus: „Einige haben den Eigennutz als Triebfeder aller sittlichen Handlungen angenommen; Andre wollten den Trieb nach Wohlbehagen, nach Glückseligkeit als einzig wirksam finden; wieder Andre setzten das apodiktische Pflichtgebot obenan, und keine dieser Voraussetzungen konnte allgemein anerkannt werden, man mußte es zuletzt am gerathensten finden, aus dem ganzen Komplex der gesunden menschlichen Natur das Sittliche sowie das Schöne zu entwickeln."

Mittheilungen und Nachrichten.

E. Gerland und F. Traumüller: Geschichte der physikalischen Experimentirkunst. Mit 425 Abbildungen, zum größten Theil in Wiedergabe nach den Originalwerken. 442 S. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann 1899. — Daß der historische Sinn bei den Naturforschern und daher die historische Genauigkeit in der Naturwissenschaft wenig ausgeprägt sind, ist eine alte Erfahrung, die sich stets von neuem bewahrheitet. Der Palast der exakten Wissenschaften setzt sich eben aus einer sehr großen Reihe von einzelnen Bausteinen zusammen, von denen zwar jeder sorgfältig behandelt werden mußte, von denen aber jeder schließlich doch bloß Baustein ist. Wer ihn bearbeitet, wer ihn eingefügt hat, das geht im Gedächtniß der Nachwelt und häufig schon der Mitwelt rasch verloren. Nur von den großen, führenden Geistern, die die Richtung des Baues angeben, bleiben die Namen häufig, aber auch nicht immer, mit ihren Leistungen verknüpft; nicht selten aber werden wichtige Entdeckungen, bedeutende Gesetze in der Wissenschaft nicht unter dem Namen ihrer wirklichen Urheber, sondern unter dem anderer, oft sogar abhängiger Nacherfinder aufgeführt. Einem Historiker, dem eben die historische Exaktheit die Hauptsache ist, müßte dieser Zustand, den die sonst so exakten Wissenschaften allgemein zeigen, als eine Art von Barbarei erscheinen. Unter denjenigen, welche in diese wüste historische Unordnung im Gebiet der Physik mit wissenschaftlichem Geist Ordnung zu bringen suchen, besitzt der Name des ersten der oben angeführten Autoren seit lange einen guten Klang. Mit ausgedehnten physikalischen Kenntnissen und mit dem Drange nach strenger historischer Genauigkeit ausgerüstet, hat derselbe durch Einzelabhandlungen und zusammengefaßte Darlegungen die Geschichte der Physik in vielen Punkten wesentlich gefördert. Das oben angezeigte Werk, das von Gerland und Traumüller soeben herausgegeben ist, behandelt eine ganz besondere Seite in der Entwicklung der Physik. Nicht die Entstehung und Umbildung der Ideen, sondern die Entstehung und Umbildung der Apparate, durch welche diese Ideen theils erzeugt, theils geprüft wurden, bildet seinen Gegenstand. Es gewährt einen ganz besonderen Reiz, an der Hand dieser kundigen Führer die Entwicklung der physikalischen Experimentierkunst zu verfolgen, zu sehen, wie manche Apparate, zu deren Konstruktion wir ein großes Maß von wissenschaftlichen Einsichten voraussetzen, schon in den ältesten Zeiten zweckmäßig, fast instinktiv angefertigt und benutzt wurden, wie andere Apparate, die heute auf einer hohen Stufe der Vollendung stehen, lange Jahrhunderte und die Bemühung einer großen Reihe von Forschern erforderten, um ihre zweckmäßige Ausbildung zu erlangen. Eine ganz besonders werthvolle und interessante Beigabe sind die 425 Abbildungen, die von den Darstellungen auf ägyptischen Monumenten an bis zu den Originalzeichnungen des Daniell'schen Elements und des Morse-Telegraphen die Fortschritte der Experimentirkunst begleiten. Die frische und geistreiche Darstellung, die fast durchgängig auf eigenen Untersuchungen beruht, macht das Buch zu einer sehr genußreichen Lektüre. Eine besonders liebevolle Behandlung haben die Untersuchungen Otto v. Guericke's, des berühmten Erfinders der Luftpumpe, und Papins, des ersten Erfinders der Dampfmaschine, gefunden, während Newtons Größe wohl nicht genügend gewürdigt erscheint. Der Eifer, mit dem sich alle Welt nach Guericke's Erfindung auf Versuche im Vakuum stürzte, wird von den Verfassern sehr richtig in Parallele gestellt mit dem von uns beobachteten Experimentiereifer, welcher der Entdeckung der Röntgen-Strahlen folgte. Das interessante und vorzüglich ausgestattete Werk kann Jedem, der offenen Sinn nicht bloß für unsre heutigen physikalischen und meteorologischen Kenntnisse und Fertigkeiten, sondern auch für deren allmähliche Entwicklung besitzt, warm empfohlen werden.

Graetz.

γ. In den Jahren 1840—1864 lebte auf Rhodos ein schwedischer Arzt Namens Hedenborg, der die Muße seines zurückgezogenen Lebens dazu benutzte, eine ausgedehnte Darstellung der Insel und seiner Geschichte zu geben. Dieses Werk, „Geschichte der Insel Rhodos von der Urzeit bis auf die heutigen Tage", das der Verfasser in vier Textbänden und einer Tafelsammlung hinterlassen hat, ist nie gedruckt worden. Es gelangte schließlich durch Kauf in die Hände des Marchese Guido Piccardi, der den Inhalt wissenschaftlich prüfen ließ. Dabei stellte sich heraus, daß, wenn auch der Text von nicht eben hoher Bedeutung ist, doch die Tafeln einen großen Werth besitzen. Hedenborg hat nämlich mit ziemlichem Fleiß, wenn auch nur auf unvollkommene Weise, die ihm zugänglichen Inschriften abgeschrieben. Mit dem Fortschreiten der Zerstörung ist manches davon inzwischen zugrunde gegangen, so daß man nun froh sein kann, einiges schon verloren Geglaubte wieder gerettet zu sehen. Der Mühe, die einzelnen Abschriften zu veröffentlichen, hat sich Angelo Scrinzi in den „Atti del R. Istituto Veneto di Scienze Lettere ed

Arts“ LVII in gewissenhafter Weise unterzogen. Der Ertrag der neuen Sammlung betrifft besonders die rhodischen Künstler hellenistischer Zeit, indem nun schon bekannte Bildhauer in neuen Beziehungen zu einander erscheinen, vieles fällt auch für die rhodische Namenkunde ab. Vor wenigen Jahren veröffentlichte Hiller von Gärtringen das schöne Korpus der rhodischen Inschriften, ohne von Hedenborgs Handschrift Kunde zu haben; die Wiederauffindung dieses Werks und die jährlich sich mehrenden Funde werden ihn hoffentlich bald bestimmen, ein Ergänzungsheft auszuarbeiten.

* Von der literarischen Abtheilung der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart und Leipzig geht uns folgende Zuschrift zu:

„In der Nummer 122 vom 30. v. M. haben Sie einen Aufsatz veröffentlicht „Graf Leo Tolstoi's ‚Auferstehung‘ in deutscher Uebersetzung“, in dem einige thatsächlich unrichtige Angaben enthalten sind, die wir berichtigen möchten. Die von Ilse Frapan und Wadim Tronin gelieferte Uebersetzung ist in der That die einzige ungekürzte deutsche Wiedergabe des Romans. Die Veröffentlichung der „Rima“ unterliegt der russischen Zensur, die bisher schon verschiedenes gestrichen hat und fernerhin ganz bestimmt weitere Stellen streichen wird. Aus diesem Grunde müssen auch alle nach der „Niwa“ angefertigten Uebersetzungen Lücken aufweisen, also auch die in der „St. Petersburger Zeitung“ erscheinende Uebersetzung. Die Lücken, die sich in der Fassung des Romans befinden, wie sie die „Russische Zeitung“ veröffentlicht, rühren nicht von den Uebersetzern, sondern von der Redaktion dieses Blattes her. In unsrer Zeitschrift „Aus fremden Zungen“ erscheint die vollständige Uebersetzung von Ilse Frapan und Wadim Tronin nach dem Originalmanuskript ohne jede Streichung. Es ist daher nicht richtig, wenn in dem gedachten Artikel gesagt wird, der deutsche Leser, der den Roman in seiner ursprünglichen Form kennen lernen wolle, müsse in erster Linie nach der „St. Petersburger Zeitung“ greifen.“

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Gesammtsitzung vom 18. Mai. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diels. 1. Hr. Planck überreicht die fünfte und letzte Mittheilung „über irreversible Strahlungsvorgänge“. Nach Einführung des Begriffs der natürlichen Strahlung wird das Prinzip der Vermehrung der Entropie für elektromagnetische Strahlungsvorgänge abgeleitet. Die Identifizirung der elektromagnetischen mit Clausius'schen thermodynamischen Entropie ergibt sodann eine elektromagnetische Definition der Temperatur, sowie das Gesetz der Energievertheilung im stationären Strahlungszustand, welches sich als identisch mit dem schon früher von W. Wien aufgestellten Gesetz erweist. — 2. Hr. Brunner legt vor das im Auftrage der Akademie herausgegebene und von Hrn. Professor Dr. Knod in Straßburg bearbeitete Werk „Deutsche Studenten in Bologna (1289 bis 1562), Biographischer Index zu den Acta nationis Germanicae universitatis Bononiensis“, 1899. — 3. Der Vorsitzende legte vor: Commentaria in Aristotelem graeca. Vol. 4, Pars 6. Ammonii in Aristotelis analyticorum priorum librum I commentarium ed. *Maximilianus Wallies*. Berolini 1899; ferner Inscriptiones graecae insularum maris Aegaei. Fasc. 2 ed. *Guilelmus R. Paton*. Berolini 1899; ferner F. Frhr. Hiller v. Gärtringen: Thera. Untersuchungen, Vermessungen und Ausgrabungen in den Jahren 1895—1898. Bd. 1 nebst Karten. Berlin 1899. 4. und 2. — 4. Die physikalisch-mathematische Klasse hat bewilligt: Hrn. Engler zur Fortführung seiner Monographien afrikanischer Pflanzenfamilien 2500 M.; demselben für die Vorarbeiten zu einer systematischen Uebersicht der zur Zeit bekannten Pflanzenarten (Regni vegetabilis conspectus) 1500 M.; zur Fortsetzung der von Hrn. Gerhardt in Halle a. S., korrespondirendem Mitglied der Akademie, begonnenen Herausgabe der Mathematischen Korrespondenz Leibnizens 1000 M.; Hrn. Privatdozenten Dr. Leon Asher in Bern zu Untersuchungen über die Eigenschaften und die Entstehung der Lymphe 400 M.; Hrn. Prof. Dr. Max Bauer in Marburg zur geologisch-petrographischen Bearbeitung der hessischen Basalte 1000 Mark; Hrn. Dr. Johannes Böhm in Berlin zu Studien über die Gliederung der Kreideformation des nördlichen Harzrandes 800 M.; Hrn. Prof. Dr. Bruno Hofer in München zu einer Reise nach Rußland zum Zweck von Untersuchungen über die Krebspest 1000 M.; Hrn. Privatdozenten Dr. Rudolf Krause in Berlin zu Untersuchungen über den Bau des Zentralnervensystems 500 M.; Hrn. Optiker Karl Leiß in Steglitz zu krystalloptischen und spektrophotographischen Versuchen 1000 Mark; Hrn. Prof. Dr. Friedrich Paschen in Hannover zu Versuchen über die Energie in den Spektren schwarzer Körper 500 M.; Hrn. Schuldirektor Dr. Richard Piersig in Annaberg (Sachsen) zur Erforschung der Hydrachnidenfauna des Schwarzwaldes und der bayerischen Alpen 500 Mark; Hrn. Privatdozenten Dr. Bernhard Rawitz in Berlin zu einer Reise nach Norwegen zum Zweck von Forschungen über das Gehörorgan und das Zentralnervensystem der Cetaceen 2000 M.; Hrn. Dr. Friedrich Kistenpart in Kiel zur Fortführung der Vorarbeiten zu einem Thesaurus positionum stellarum fixarum 4700 M.; Hrn. Prof. Dr. Adolf Schmidt in Gotha zur Fortführung seiner Bearbeitung des erdmagnetischen Beobachtungsmaterials 1500 M.; Hrn. Prof. Dr. Otto Tschenberg in Halle a. S. zur Sammlung von Nachträgen für seine „Bibliotheca zoologica“ 800 Mark. — 5. Die philosophisch-historische Klasse hat für ihre eigenen Unternehmungen bewilligt: 7200 Mark an Hrn. Diels zur Fortführung der Herausgabe der Commentaria in Aristotelem graeca; 3300 M. an Hrn. Kirchhoff zur Fortführung der Sammlung der griechischen Inschriften; 6000 Mark an Hrn. Koser zur Fortführung der Herausgabe der politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen; sie hat ferner zu neuen wissenschaftlichen Arbeiten bewilligt: Hrn. Dr. Wilhelm Crönert in Halle a. S. zu einem Aufenthalt in Neapel zum Zweck des Studiums der Herkulanensischen Rollen 1000 M.; Hrn. Prof. Dr. Friedrich Kauffmann in Kiel zu einer Reise nach Italien und England zum Zweck von Handschriftenvergleichungen für die Herausgabe des „Opus imperfectum in Matthaeum“ 1200 M.; Hrn. Bibliothekar Dr. Gustaf Kossinna in Groß-Lichterfelde zu einer vorläufig auf Deutschland zu beschränkenden archäologischen Forschungsreise 600 M.; den HH. Dr. Karl Friedrich Lehmann in Berlin und Dr. Waldemar Belck aus Fürfurt a. L. zur Fortführung ihrer Forschungsreise durch Armenien 1000 M.; Hrn. Privatdozenten Dr. Friedrich Schwally in Straßburg i. E. zur Drucklegung seiner Bearbeitung des Kitâb al Mahâsin wal Masâwi des Ibrahim ibn Muhammad al Baihaqi 3000 M. — Se. Majestät der Kaiser und König haben unter dem 3. Mai geruht, die Wahl des korrespondirenden Mitgliedes der Akademie, ordentlichen Professors der Geographie an der Berliner Universität, Geheimen Regierungsraths Dr. Ferdinand Frhrn. v. Richthofen, zum ordentlichen Mitglied der physikalisch-mathematischen Klasse der Akademie zu bestätigen. — Die Akademie hat das korrespondirende Mitglied der philosophisch-historischen Klasse, Hrn. Karl Immanuel Gerhardt in Halle a. S., am 5. Mai durch den Tod verloren.

* **Würzburg.** Der ordentliche Professor der Physiologie an der hiesigen Universität, Geh. Rath Dr. Fick, ist auf sein Ansuchen von der Verpflichtung zur Abhaltung von Vorlesungen, sowie von der Leitung des physiologischen Instituts entbunden worden. — Die Privatdozenten Dr. Fr. Schenk (Physiologie) und Dr. Roetteken (deutsche Philologie) wurden zu außerordentlichen Professoren ernannt.

-on- **Aus Baden.** Die drei Hochschulen weisen eine stetige Zunahme ihrer Besuchsziffern auf, die im laufenden Semester eine beachtenswerthe Höhe erreicht haben. Die Gesammtzahl der Studirenden beläuft sich an der Universität Heidelberg auf 1568 (Sommer 1898: 1503), darunter 93 Hörer und 13 Hörerinnen, an der Universität Freiburg auf 1729 (Sommer 1898: 1641), darunter 58 Hörer, an der Technischen Hochschule Karlsruhe auf 973 (Sommer 1898: 895), darunter 121 Hörer. Auf die einzelnen Fakultäten vertheilen sich die Studirenden: in Heidelberg Theologen (evang.) 60, Juristen 517, Mediziner 298, Philosophen 229, Naturwissenschaftler und Mathematiker 358; in Freiburg Theologen (kath.) 232, Juristen 568, Mediziner 508,

Philosophen 362. Bodener studiren in Heidelberg 402, in Freiburg 461, in Karlsruhe 387, übrige Reichsdeutsche 855, 1113 und 435, Ausländer 205, 66 und 151.

* **Berlin.** Dem Privatdozenten der orientalischen Philologie an der hiesigen Universität, Bibliothekar und Lehrer arabischer Dialekte am orientalischen Seminar, Dr. August Fischer, ist das Prädikat Professor verliehen worden. — Zu Professoren an der physikalisch-technischen Reichsanstalt wurden Dr. Stephan Lindeck und Dr. Ferdinand Kurlbaum ernannt.

* **Greifswald.** Der Oberstaatsanwalt Dalcke in Stettin ist von der juristischen Fakultät der hiesigen Universität in Anerkennung seiner langjährigen amtlichen Thätigkeit und seines Wirkens als Fachschriftsteller zum Doktor beider Rechte honoris causa ernannt worden.

s **Kiel.** Wie schon telegraphisch gemeldet wurde, ist Klaus Groth am 1. Juni gestorben. Schon bei der Feier seines 80. Geburtstages, zu der auch die Beilage der Allg. Ztg. durch einen Festartikel beitrug, zeigte sich, daß die Gesundheit des Dichters nicht die beste war, doch überwand er die mancherlei Anstrengungen und lud nachher sogar seine Bremer Verwandten zu längerem Besuche bei sich ein. Um Pfingsten erkrankte er an einem Influenza-Anfall, zu dem Rippenfellentzündung und in den letzten Tagen Lungenentzündung hinzutraten. Diesen Krankheitserscheinungen war sein Körper nicht gewachsen, im Beisein seines Sohnes Karl hauchte er am 1. Juni abends 10¾ Uhr seinen Geist aus. — Gibt es wohl ein schöneres Ende für einen Dichter als so, umrauscht von den Stimmen der Anerkennung und Dankbarkeit seiner ganzen Nation dahinzuscheiden?

* **Wien.** In der Jahressitzung der hiesigen Akademie der Wissenschaften, die am 31. Mai stattfand, wurden die Wahlen von folgenden neuen Mitgliedern verkündet: In der philosophisch-historischen Klasse: Zu wirklichen Mitgliedern die seitherigen korrespondirenden Mitglieder: Sektionschef Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg, Präsident der statistischen Zentralkommission in Wien; Feldmarschall-Leutnant Leander v. Weyer, Direktor des k. u. k. Kriegsarchivs in Wien; Professor Alfred Ludwig an der deutschen Universität in Prag; Professor Dr. Wilhelm Tomaschek an der Universität in Wien. Zu korrespondirenden Mitgliedern im Inlande: Professor Dr. August Engelbrecht am Gymnasium der Theresianischen Akademie in Wien; Professor Dr. Friedrich Jodl an der Universität Wien; Professor Dr. Leopold v. Schröder an der Universität Wien; Professor Dr. Oswald Redlich an der Universität Wien; Professor Dr. Wilhelm Meyer-Lübke an der Universität Wien. In der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse: Zu wirklichen Mitgliedern: die Korrespondenten Professor Dr. Otto Stolz an der Universität Innsbruck; Professor Dr. Karl Radl an der deutschen Universität Prag; Professor Dr. Guido Goldschmiedt an der deutschen Universität Prag; Zu korrespondirenden Mitgliedern im Inlande: Professor Dr. Albrecht Penck an der Universität Wien; Professor Dr. Rudolf Hornes an der Universität Graz; Prof. Dr. Ludwig v. Graff an der Universität Graz. Zu korrespondirenden Mitgliedern im Auslande: Professor Dr. S. Schwendener an der Universität in Berlin. Diese Wahlen werden nun von der kaiserlichen Akademie Sr. Majestät dem Kaiser zur Allerhöchsten Bestätigung, bezw. Genehmigung unterbreitet werden. Außerdem verkündete der Präsident Professor E. Sueß die zwölfte Zuerkennung des Jg. L. Lieben'schen Preises „für die ausgezeichnetste, während der letzten sechs Jahre veröffentlichte Arbeit im Gebiete der Chemie mit Inbegriff der physiologischen Chemie" im Betrage von 1000 fl. an den Dozenten Dr. Konrad Natterer, Adjunkt am zweiten chemischen Universitätslaboratorium Wien, und die elfte Zuerkennung des A. Frhr. v. Baumgartner'schen Preises im Betrage von 1000 fl. an den Professor Dr. P. Zremann in Amsterdam.

* Die kgl. Akademie der Wissenschaften zu Turin schreibt zwei Preise Bullauri von je 30,000 Lire aus. Nach dem Testament ihres Mitglieds, des Senators Thomas Ballauri, soll der erste Preis demjenigen italienischen oder fremden Gelehrten zufallen, der vom 1. Januar bis zum 31. Dezember 1902 das beachtenswertheste und berühmteste Werk auf dem Gebiete der Naturwissenschaften — dieses Wort in seiner weitesten Bedeutung genommen — veröffentlichen wird. Der andere Preis wird ohne Unterschied der Nationalität demjenigen zugesichert, der in der Zeit vom 1. Januar 1903 bis zum 31. Dezember 1906 die beste kritische Arbeit über die lateinische Literatur veröffentlichen wird.

* Wie man uns aus **Konstantinopel** berichtet, sind die Arbeiten des türkischen Generalstabs für die Karte der europäischen Provinzen der Türkei nunmehr beendet und werden von der Karte auf lithographischem Wege 3000 Exemplare angefertigt werden. Die Kosten dieser Arbeit, die 20 Jahre dauerte, wurden aus der Privatschatulle des Sultans bestritten. Die neue Karte ist im Maßstabe von 1:210,000 hergestellt und besteht aus 64 Blättern.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

J. B. Mehler: Das fürstliche Haus Thurn und Taxis in Regensburg. Zum 150jährigen Residenz-Jubiläum. Regensburg, in Kommission: J. Habbel. — Illustrirtes Konversations-Lexikon der Frau. Lieferung 2. Berlin, Jul. Becker. — Jahresbericht der großherzoglichen Handelskammer zu Offenbach a. M. für das Jahr 1898. Offenbach a. M., Seibold'sche Buchdruckerei 1899. — Jahresbericht der Handelskammer zu Leipzig 1898. Leipzig, in Kommission: J. C. Hinrichs 1898. — Jahresbericht der Handelskammer zu Nordhausen für das Jahr 1898. Nordhausen, Fr. Eberhardt 1899. — Jahresbericht der Handelskammer zu Wiesbaden für 1898. Wiesbaden, K. Schwad 1899. — Der Gewerbs-Vorschuß- und Spar-Verein zu Kassel. 1848—1898. Kassel, Hof- u. Waisenhausbuchdruckerei. — Dr. L. Jacobowski: Neue Lieder der besten neuen Dichter fürs Volk. Berlin, M. Liemann. — Ernst Zahn: Sabine Rennerin. Schauspiel. Frauenfeld, J. Huber 1899. — Dr. Al. Knoepfler: Walafridi Strabonis liber de exordiis et incrementis quarundam in observationibus ecclesiasticis rerum. Ed. altera; Dr. J. E. Weis: Christenverfolgungen. Geschichte ihrer Ursache im Römerreiche. (Veröffentlichungen aus dem kirchenhistorischen Seminar München Nr. 1—2); Dr. Karl Holzhey: Das Buch der Könige (Reg. III, IV). München, J. J. Lentner (E. Stahl jun.) 1899. — Erich Urban: Präludien. Berlin, Karl Habel 1899. — Mittheilungen des k. k. Kriegsarchivs. Hgab. von der Direktion des k. u. k. Kriegsarchivs. Neue Folge. XI. Band. Wien, L. W. Seidel u. Sohn 1899. — Olga Plaschke: Amalie Joachim. Blätter der Erinnerung. Berlin, „Harmonie", Verlag f. Literatur u. Kunst. — Dr. Prop. Schmidt: Zur Einführung in J. S. Bachs hohe Messe in H-moll. Berlin, Harmonie, Verlagsgesellschaft. — Hans Merian: Also sprach Zarathustra. (Nietzsche-Strauß.) Studie über die moderne Programmsymphonie. Leipzig, Karl Meyers Graphisches Institut 1899. — Friedr. v. Esmarch: Der erste Verband auf dem Schlachtfeld. Kiel, Leipzig, Lipsius u. Tischer 1899. — Schreibers humoristische Bibliothek: Die lieben Kleinen; Unterwegs; Aus fröhlicher Studentenzeit; Vom Ewig-Weiblichen; Nr. 1—4. Eßlingen, München, J. F. Schreiber. — Die antirömische Bewegung und die evangelische Kirche in Oesterreich. Herausgegeben von einem evangelischen Pfarrer. Cilli, Georg Adler 1899.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Oswald Weigel's Bücher-Auktion. Leipzig.

Am 26. bis 30. Juni kommen in meinem Auktions-Lokal mehrere Sammlungen von **Werken aus allen Wissenschaften,** darunter werthvolle Doubletten aus der **Gräflich Harrach'schen** Bibliothek zu Klein-Krichen in Schlesien, zur Versteigerung. Der über 2600 Nummern starke Katalog steht auf Verlangen unentgeltlich zu Diensten, zur Besorgung von Aufträgen für diese Auktion halte ich mich empfohlen. (9334)

Leipzig, Königsstrasse 1. Oswald Weigel.

Jahrgang 1899. München, Dienstag, 6. Juni. Nummer 127.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Kampfromane. Von Albert Geiger. — Kant und Goethe. III. (Schluß.) Von Georg Simmel. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kampfromane.

Von Albert Geiger.

Der Kampf ums Dasein in verschiedenen Formen ist das gemeinsame Motiv der Romane, denen die folgenden Ausführungen gewidmet sind. Der eine dieser Romane behandelt die nackte Ellenbogentheorie: wer sich bald mit List, bald mit brutaler Gewalt am breitesten zu machen weiß, der bleibt Sieger; die Gesellschaft vergißt die Gemeinheiten und Vergewaltigungen und quittirt mit Bewunderung für den Erfolg. Der andere befaßt sich etwas theoretisirend mit der Emanzipationsfrage. Der dritte endlich gilt dem Kampf ums Dasein in der Kunst. Der erste ist mit knapper, oft brüsker Charakteristik geschrieben, voll schärfster Lauge der Ironie; er hat den Norweger Kielland zum Verfasser. Der zweite ist breit, in großen und oft ermüdenden Dimensionen angelegt; er entstammt einer russischen Feder. Der dritte appellirt mehr als die anderen ans Gemüth, wenn schon auch er satirische Färbungen hat; er hat die begabte Klara Viebig zur Verfasserin.

Kiellands „Jakob"[1]) ist vielleicht das bitterste Buch, welches dieser bedeutende Ironiker geschrieben hat. Ich weiß nicht, ob er bei seiner Abfassung bestimmte Persönlichkeiten im Auge gehabt hat; es ist, meiner Ansicht nach, auch überflüssig, solchen nachzuspüren, wo dies nicht zum Verständniß des betreffenden Werkes unerläßlich ist. Fast naiv, wie ein Kindermärchen, setzt der Roman ein. Törres Schnurzwall, der Bauernsohn, zieht nach der Stadt, um dort sein Glück zu machen. Die echte Bauernnatur: roh und schlau. Aber mit einer guten Dosis Herrscherwillens begabt, welche ihn aus der breiten Masse heraushebt; und damit gepaart ist ein naives Selbstvertrauen. Man verweile einen Augenblick bei dem Bilde dieses Eroberers, wie er, sein erspartes Geld am Leibe tragend, zur Stadt wandert: „. . . Als er die letzten Hügel hinabstieg in der goldenen Sonne, den Wasserspiegel vor sich, da quoll ein neues, unbekanntes Gefühl von Macht und Gewalt in dem jungen Bauernburschen auf. Er hatte weder Ranzen noch Stab; aber er mußte etwas in den Händen haben und da nahm er zwei runde Steine aus einem Bachbett; einen in jede Hand. Die schlug er beim Gehen aufeinander, so laut er konnte und sang dazu: „Gold und Weiber; Weiber und Gold . . .", er sang laut und stampfte dazu auf . . . Es war, als zerträte er etwas beim Gehen, während er selbst wuchs, über seine 20 Jahre hinauswuchs, so groß wuchs, daß er seinen Mund mit den starken Zähnen öffnen mußte, gleichsam, um seine eigene, ungeheure Begierde zu verschlingen. . . ."

[1]) Berlin. Harmonie, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst. Autorisirte Uebersetzung von Dr. Leo Bloch.

Fällt schon in den Worten Törres: Gold und Weiber . . . eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Provençalen Octave Mouret in Zola's „Rougon Macquart" auf, welcher auch mit derlei Gedanken nach Paris kommt, so findet man im weiteren Verlauf des Kielland'schen Romans noch mehr Gelegenheit zu solchen Parallelen. Das Milieu ist zwar verschieden: bei Zola das Paris des zweiten Kaiserreichs, bei Kielland eine Mittelstadt Norwegens, womit natürlich alles enger zusammengerückt ist, gewissermaßen familiärer, spießbürgerlicher. Aber die wirthschaftliche Basis ist dieselbe: das Prinzip der Zentralisirung des Kapitals und des Handels, von dem die Einzelexistenzen erdrückt werden. Zugleich aber auch das Moderne, der Aufschwung im Handelsbetrieb, auch bei Kielland die Frucht einer stärkeren, wenn auch roheren Intelligenz. Als Törres Schnurzwall in die Stadt kommt, findet er wie Mouret den altmodischen Geschäftsbetrieb vor: Alles wohl assortirt und ohne eine Idee von Reklame; der gute Ruf des Geschäfts soll die einzige Reklame sein. Dies gilt von dem größeren und feineren Geschäft Brandts ebenso wie von dem weniger feinen, dicht daneben liegenden der Wittwe Knudsen, in welches Törres Schnurzwall als Ladendiener und Hausknecht eintritt. Was Mouret in dem Geschäft der Wittwe Hédouin im großen betreibt und womit er die Formen des alten Handels durchbricht und der Begründer der Großbazare wird: das vollzieht sich hier im kleineren durch die Schlauheit und Energie Törres Walls, wie er als Kommis heißt. Auch hier ist der erste Grundsatz der: das Publikum anzulocken, auf seine Sinne durch bunte Anhäufung der verschiedensten Artikel einzuwirken, es innerhalb der Geschäftsräume in lebhafte Bewegung und fortwährendes Hin- und Herströmen zu bringen, so daß es die Besinnung verliert und bald in der, bald in jener Abtheilung sein Geld los wird: die Geschäftsweise der Bazare.

Den Törres Wall, diese listig-brutale Kampfnatur, hat, wie schon angedeutet, Kielland vor allem mit seiner kouzisen Kunst herausgearbeitet. Die Bauernnatur verleugnet sich nie in dieser Gestalt. Irgendwelche Feinheit des Benehmens lernt Törres nicht in der Stadt: was er sich in dieser Hinsicht aneignet, ist geschickt aufgepappt. Mehr als dieser äußerliche Schliff erleichtern ihm seinen Weg zwei Dinge: seine Kunst des scheinbaren Sichunterordnens, die der fügsamen Bescheidenheit, und andrerseits seine Keckheit im richtigen Momente oder besser Frechheit, welche unter der Maske naiver Treuherzigkeit auftritt. Bald ist er wie ein Bohrwurm, der seine Arbeit langsam und vorsichtig verrichtet, bald schlägt er mit grober Hand nieder, was ihm in den Weg kommt. Es ist ein unauslöschlicher Bauernhaß gegen den Städter in ihm; der ganzen Stadt den Fuß auf den Nacken zu setzen, das ist sein Ziel. Ganz in diesem Sinn hält er es nicht für unehrlich, die harmlose Wittwe Knudsen, die ihn aufgenommen, zu bestehlen. In dem Gefühl, daß ja doch alles einmal sein wird, hält er sich mit naiver Skrupellosigkeit vom ersten Tage an für gewinnbetheiligt und erleichtert die Kasse. Den Kapitalfond, den

er sich so zuletzt, weiß er, ein schlauer Rechner, — auch darin spricht sich die Bauernnatur aus —, im Lauf der Zeit durch Zinsen zu vergrößern, so daß er bald auch an der Börse spekulirt und die Aufmerksamkeit des Bankdirektors auf sich zieht, der ihn in seinen Spekulationen unterstützt, ohne zu ahnen, daß Törres Wall ihn dereinst aus seiner gebietenden Stellung herausdrängen und zur Nummer Zwei in der Stadt machen wird. In der Handlung der Frau Knudsen ist Törres rasch zur ersten Stelle emporgestiegen. Vom Erfolg in seltsamer Weise begünstigt, wird er immer mehr zur beachteten Persönlichkeit, der man den etwas dunklen Grund ihrer Machtmittel, ihres Geldes nachsieht. Stark und frech, wie er nun sich fühlt, macht er sich daran, den Haupttrumpf auszuspielen. Gustav Krüger, der Inhaber der Firma Brandt, hat aus seiner Verachtung gegen den hochkommenden Bauern nie einen Hehl gemacht. Und Törres wiederum bedenkt ihn mit dem grimmigen Hasse des sich verachtet fühlenden Parvenus. Ihn zu vernichten, ist sein höchstes Ziel. Die Konkurrenz seiner neuen Geschäftsweise im Knudsen'schen Etablissement hat Krügers Firma schon stark erschüttert. Nun schiebt Törres einen früheren Angestellten der Wittwe Knudsen vor, um seine Rache ins Werk zu setzen. Das neue Konkurrenzgeschäft, das dieser Jessen begründet, ist sein Werk; nebenbei hat er diesem Strohmann noch seine Geliebte, die erste Verkäuferin bei Frau Knudsen, aufzuschwatzen gewußt. Jessens Konkurrenzgeschäft hilft das alte Brandt'sche völlig ruiniren und verblutet sich selbst dabei. Frau Knudsen aber hat aus alter Freundschaft für den Nachbar Krüger sich stark engagirt. Als nun Jessen nach anfänglichem Floriren wankt, führt Törres den Schlag. Er könnte retten, denn er hat bei allen Operationen das Seinige ins Trockne zu bringen gewußt. Aber er benutzt die Krisis. Er läßt Jessen fallen; er stößt Brandt hinunter und ruinirt Frau Knudsen. Der Bauer triumphirt über den Städter. Nun kauft er die Etablissements im Konkursweg auf und wird der Erste. Die Bank ist in seinen Händen, im Parlament vertritt er die Stadt und schon winkt ihm der Olaforden: . . . „Törres Wall war nun ein vollständig ausgewachsener Großer; grob und stark, ohne ein anderes Gefühl für die Anderen, als daß sie schwächer waren. . . .“

Wie in Octave Mourets Carriere vom Kommis zum großen Bazarbesitzer, so spielen in Törres Walls Laufbahn die Weiber eine nicht geringe Rolle. Aber doch mit einem großen Unterschied, welcher dem noch viel unerbittlicheren Realisten Kielland zuzurechnen ist. Die seiner organisirte Natur Mourets wird durch wahrhafte Liebe zu einem Weib schließlich in eine höhere, reinere Sphäre verpflanzt. Törres dagegen zieht die bedeutendste Frauengestalt des Romans in seine niedrige Sphäre von Macht, Gold und Gemeinheit herab. Törres' unbeugsame Kraft, sein Machtbewußtsein, sie sind es, die dem Weibe imponiren. Gleich dem übrigen Theil der Gesellschaft sehen wir auch das schöne Geschlecht an dem goldgleißenden Siegeswagen als Anbeterin des Erfolgs. Auch hier übt der Bauer Törres Schnurzwall seine Rache an dem höher zivilisirten Städter. Die schöne und geistvolle Frau Steiner, zu welcher er einst kaum das Auge zu erheben wagte, die dann später mit ihm spielen zu können glaubte, sie wird nun sein Spielzeug. Im übrigen hat er immer gewußt, das Weib für seine egoistischen Zwecke dienstbar zu machen. Und von dieser Seite auch wird er in die Gesellschaft eingeführt. Sein Verhältniß zum Weib ergänzt seine sonstige Natur: zutäppischer, grobsinnlicher Bauerntypus. Auch hier gilt Goethe's Wort:

Und wer rasch ist und verwegen,
Kommt vielleicht noch besser fort.

So wünschenswerth, ja nothwendig der Wettbewerb der Kräfte für das Leben der Völker und das der Einzelnen ist, so leicht kann er auch zur Unsittlichkeit ausarten, welche nicht auf den eigenen Herd beschränkt bleibt, sondern vergiftend weiterwirkt. Die ganze Gesellschaft zeigt sich bei Kielland von diesem Gifte inficirt. Darum nur kann dieser Bauer so hoch kommen. Daß er, „von dem Alle wußten, daß er sein Lebtag nichts gethan, als Schlimmes für andere Leute“, schließlich noch einer hohen Ordensauszeichnung gewürdigt werden, sein Treiben also vom Thron her sanktionirt werden solle, das macht die Anständigen selbst irre und stutzig. „Daß dieser abgelegene Haufen Geld — zusammengescharrt in lauter Schmutz und Unrecht — daß der schon bis Stockholm stinken konnte! — das packte sie und sie fingen an nachzudenken. War es nicht im Grunde müßig für sie selbst und ein Unrecht gegen ihre Kinder, sie zu dieser Ehrlichkeit zu erziehen, die am längsten währen sollte?“ so fragt Kielland bitter. Und was nützt die Bildung, wenn ein paar rohe Bauernfäuste und eine verschmitzte Bauernintelligenz den Sieg davontragen? Wenn das, was Macht gibt, nur das Geld ist? Wenn endlich Törres Wall beschließt, seinen zukünftigen Sohn „Jakob“ zu taufen, so wächst sich der von Kielland geschilderte Einzelfall einer unmoralischen Kampf-ums-Dasein-Form zur Weltironie aus. Die Geschichte vom schlauen Jakob im Alten Testament, der den dummen Esau übers Ohr haut, ist schon früh Törres' Lieblingslektüre gewesen. Wenn er sieht, wie Jehova diesen biblischen Kampf-ums-Dasein-Menschen in allem unterstützt, wie ihm alles glückt, welche innere Genugthuung muß er empfinden! Dieser Jakob ist gewissermaßen das Symbol aller dieser skrupellosen Menschen. Und der Erfolg ist zu allen Zeiten sanktionirt worden, auch von den Religionen; das lehrt die Geschichte der Könige und Völker.

Eine andere Form des Kampfes ums Dasein bietet der russische Roman von Alexis Lugowoi: In der Werkstätte des Lebens.[1]) Er gilt dem Kampfe der beiden Geschlechter, und speziell des Weibes gegen den Mann; behandelt also, modern gesprochen: die Emanzipation. Der Titel verspricht viel; das Buch hält wenig. Wer da hofft, vom geschäftigen Leben, vom Surren, Rasseln und Stampfen der großen Maschine umbraust zu sein, der irrt sich. Das Einzige, was uns der Verfasser von dieser Werkstatt zeigen kann, ist eine — Schneiderinnenwerkstätte. Davon später! Was mich aber bei den unleugbaren Vorzügen des Buches am wenigsten sympathisch berührt hat, das ist die geradezu anödende Breite seiner wissenschaftlich angehauchten Diskussionen. Man ist wirklich oft im Zweifel, ob man eine Plauderei oder einen Roman, wo Farbe, Leben, Geschehen sein soll, vor sich hat. Mir fielen dabei manchmal die bitteren Worte ein, welche Turgenjeff in einem seiner Romane über die Geschwätzigkeit seiner Landsleute sagt. Und unwillkürlich mußte ich in Gedanken seine Gespräche in „Rauch“ oder „Vater und Söhne“, wo jeder Satz blitzend wie ein Krystall herausgeschliffen ist, mit diesen langathmigen Disputen vergleichen, in denen wir über Mutterrecht, Hörigkeit der Frau, Emanzipation, Assoziation der Frauen, freie Liebe, Ehe, Ideengemeinschaft u. s. w. belehrt werden. Der Autor hat es nicht verstanden, seinen Ausführungen jenes persönliche Moment zu verleihen, welches uns der sprechenden jeweiligen Persönlichkeit so aufmerksam lauschen läßt, als stünde sie leibhaftig vor uns. Seine redenden Menschen sind zu sehr Sprachrohre seiner Absichten. Wenn Potugin oder Bassarof bei Turgenjeff ihre Meinungen kundgeben, so ist das, was sie sagen, individuell und charakteristisch gefärbt. Bei Lugowoi haspelt zumeist

[1]) Autorisirte Uebersetzung von Heinrich Johannson. Berlin, Bita, Deutsches Verlagshaus.

die redende Person alles in gleichmäßigem Strom herunter. Und gar erst die saharalangen Reflexionen und Selbstgespräche! Zwanzig Seiten in großem Format, das ist Lugowoi ein Leichtes.

Was geschieht — für den 700 Seiten starken Roman recht wenig — ist in Kürze folgendes. Lydia Alexandrowna Neramow, eine junge Adelige, begibt sich nach einem Zwiste mit ihrem verarmten Vater, bei welchem bereits die zur Emanzipation neigenden Eigenschaften ihres Wesens scharf hervortreten, nach St. Petersburg, um dort ihr Glück zu machen. Bei einer eleganten Lebedame, Frau Staatsräthin Natalia Michailowna Karaulow, landet sie schließlich als Gesellschafterin und lernt als deren Reisebegleiterin einen gewissen Sfarmatow kennen, eine sympathische Persönlichkeit, geistvoll, aber leicht auch geistreichelnd, dazu von jener etwas müden Nachlässigkeit, welche man bei den aristokratischen Bivouks russischer Romane häufig findet; er ist, nebenbei bemerkt, der Geliebte der Frau Karaulow. Was Lydia in seinem Wesen anzieht, ist das reflektirende Moment, das sich in seinen Erörterungen über Liebe und speziell freie Liebe, Ehe, Matriarchat u. s. w. ausspricht; gewissermaßen französischer Esprit mit einer Nuance Hamlet: geistvoller Skeptizismus. Auch fühlt sie instinktiv, daß dieser Mann noch die wahre Liebe zu suchen hat. Und diese besteht nach Sfarmatows Worten in dem etwas kautschukartigen Begriff der Ideengemeinschaft zwischen Mann und Weib. Zunächst freilich sind die Beiden noch weit von diesem Ideal entfernt. Lydia zeigt zwar schon viele Keime, aus denen sich das entwickeln kann, was man Persönlichkeit nennt. Allein was diese erst zum vollen Wachsthum bringt, das ist der Kampf ums Dasein, den sie bisher in seiner vollen Härte noch nicht kennen gelernt hat. Bis dato plätschert sie noch ziemlich ziellos in dem lauliche Vergnügungsbade der St. Petersburger Gesellschaft herum, welche Lugowoi in ihrer pariserisch angehauchten Frivolität und ihrem hohlen Phrasenthum glücklich geschildert hat; und Sfarmatow weiß seiner Liebe zu Lydia ein anderes Relief als seinen anderen zahlreichen Liebschaften nicht zu geben. Und eben dadurch führt er die Katastrophe herbei. Er verführt Lydia, deren Wesen in der sie umgebenden Sphäre von Genußsucht und Gedankenlosigkeit seine Spannkraft und sein besseres Bewußtsein stark eingebüßt hat. Die Ideengemeinschaft hat damit vorläufig recht kläglich Schiffbruch gelitten.

Das Spielen mit emanzipistischen Ideen hat Lydia Alexandrowna zu Fall gebracht. Denn ohne dies wäre sie schwerlich in tiefer Nacht bei Sfarmatow eingetreten. Die sich ihr daraus allmählich ergebende Moral ist die, daß man, um Theorien und Ideen durchzuführen, denselben gewachsen sein muß, soll man ihnen nicht zum Opfer fallen. Nur starke Menschen können neue Ideen verkörpern und ihnen zum Siege verhelfen. Diesem Erstarken bis zur vollreifen Persönlichkeit mit festen Zielen vor Augen ist der zweite Theil des Romans gewidmet. Lydia's Fall hat ihr deutlich gezeigt, auf wie falscher Bahn sie sich befand und wie wenig Sfarmatow ihres Liebesideals werth ist. Für sie wird das erlösende Wort: Arbeit! Nun erst heißt es kämpfen oder — untergehen! Die Carriere Lydia's von der Schneiderin bis zur Besitzerin eines der größten Etablissements für Damenkonfektion in St. Petersburg ist anschaulich und lebendig geschildert. Allein abgesehen von dem endlosen Spintisiren und Theoretisiren ist doch manches an Lydia psychologisch merkwürdig oder gar abstoßend. Zunächst: sie haßt ihr Kind, die Frucht jener Verirrung, und läßt es im Findelhaus zugrunde gehen. Dann: ihren Vater läßt sie hülflos in seinen Geldverlegenheiten, obgleich sie helfen könnte; bedrückt von Schulden stirbt er. In beiden Fällen ist das Harte, welches der Emanzipation leicht eignet, vom Autor, wahrscheinlich unbewußt, scharf kritisirt. Auch ihre neu erwachende Liebe zu einem jungen Maler, einer mit viel Glück gezeichneten Figur, tragt diese emanzipistische Schroffheit. Sie möchte ihm gehoren und doch wiederum ganz frei sein. Darum hält sie ihn lange hin, und da sie schließlich Eifersucht bei ihm entdeckt, gibt sie ihm brüsk den Abschied. Eifersucht in der Liebe = Tyrannenthum des Mannes. Die Eifersucht war wachgerufen durch das Wiederauftreten Sfarmatows, dem Lydia ihre Spuren lange Zeit geschickt zu verbergen gewußt hat. Und nun geschieht das Merkwürdige: Lydia vermag dem Manne, dem sie einst geflucht, der sie herabgewürdigt und ins Elend gestoßen hat, so leidenschaftslos gegenüberzustehen, daß sie von ihm — Geld für den Betrieb ihres Schneidergeschäfts borgt. Von diesen rein geschäftlichen Beziehungen aus entwickelt sich das alte Verhältniß; aber doch ein ganz neues in Lydia's Sinn. Zunächst wirthschaftlich. Nachdem sie Sfarmatows Darlehen bald zurückzahlen konnte, steht sie auf eigenen Füßen; ja, sie könnte noch einen Mann ernähren. Aber auch geistig ist sie reifer geworden. Eigene Noth hat sie gelehrt, fremder Noth zu gedenken. So sucht sie, soweit es in ihren Kräften steht, soziale Verbesserungen vorzunehmen. Nach englischem Muster führt sie den Achtstundentag ein und beabsichtigt, ihren Arbeiterinnen Gewinnantheil am Geschäftsumschlag zu geben, wenn ihre materielle Position noch gefestigter ist. Auch gestaltet sie ihr Verhältniß zu den Arbeiterinnen zu einem möglichst engen: der Gedanke einer großen Familie findet in ihrem Zusammenleben Ausdruck. Und nun tritt auch das Motiv der Ideengemeinschaft der Liebe wieder verstärkt auf. Lydia und Sfarmatow finden sich geistig in dem gemeinsamen Gedanken: Arbeit allein ist der wahre Sinn des Lebens, und zwar Arbeit nicht als kapitalistische Ausbeutung wie bei Kiellands „Jakob", sondern als soziales Wirken. Von Lydia's sozialen Ideen beeinflußt, gründet Sfarmatow Findelhäuser, Gewerbe- und Gemeindeschulen. Das ist der Triumph des Emanzipationsgedankens, sozusagen die bengalische Beleuchtung desselben: das Weib entfesselt die brachliegende Kraft des Mannes. Bevor indeß die Beiden ganz reif zum verantwortungsvollsten Schritt: der Ehe — reif im idealsten Sinn der Zukunftsmusterehe sind, läßt sie Lugowoi noch einmal an der Klippe in Gefahr kommen, welche allerdings in dem Emanzipationsgedanken immer wieder drohen wird. Beide glauben infolge einer ziemlich fadenscheinigen Selbsttäuschung Grund zur Eifersucht zu haben; aber, so fragen sich Beide, darf Eifersucht das Recht der freien Hingabe schmälern, in welcher ja erst das Ideal der Zukunftsehe zu erblicken ist? Der Autor hat diese interessante und schwierige Frage nur angeschnitten, und da ja kein Grund zur Eifersucht für Lydia und Sfarmatow vorhanden ist, so ist das Ganze eigentlich mehr in das Gefüge des Romans aufgenommen, um den Leser mit allerlei Erörterungen über dieses Thema beglücken zu können.... Der Schluß des Romans ist schwach. Als Sfarmatow das Dorf besucht, in dem er sein Findelhaus erbauen will, bricht er mit dem faulen Fußboden eines Hauses ein und tritt sich einen verfaulten Spreißel in die Zehe; die Folge ist Blutvergiftung, an welcher er stirbt. Seine Gattin aber wird im gemeinsamen Sinne weiterwirken, und das Kind, auf das sie hoffen darf, soll in diesen Traditionen auferzogen, ein Zukunftsmensch, ein wahrhaft sozialer Mensch, ein Pionier der menschheitsbeglückenden Ideen werden.

Vermögen die Gestalten und Ausführungen des Autors auch nicht recht zu überzeugen und gewinnt man auch den Eindruck, daß es mehr Salon-Sozialpolitik sei, der darin gehuldigt wird, so berührt gleichwohl angenehm die optimistische Anschauung des Ganzen, welche im Gegensatz zu dem Pessimisten Kielland eine allgerechte, humane Form des Daseinskampfes für möglich hält.

In ein ganz anderes Milieu, zu ganz anderer Anschauungsweise, zu ganz anderen Triebkräften führt uns Clara Viebigs Roman: Es lebe die Kunst![1]) Eigentlich müßte als der erhabenste Egoismus der des Künstlers zu bezeichnen sein, welcher ohne Rücksicht auf seine Umgebung nur das Eine will: sein Erlebtes, Gefühltes, Gedachtes gestalten. Und ebenso müßte der Wettbewerb einer Reihe solcher leidenschaftlich nach einem Ziele gespannter Egos einen hinreißenden Anblick darbieten. Daß wir leider nicht mehr in der Zeit der Heroen leben und daß das Menschliche, Allzumenschliche sich in dieser Form des Kampfes ums Dasein ebenso unangenehm bemerkbar macht wie sonst, beweist uns Clara Viebigs neuestes temperamentvolles Werk.

Das Buch ist in hohem Maße persönlich und leidenschaftlich. Selbst der Sentimentalität werden Konzessionen darin gemacht. Und dieses Persönliche, Leidenschaftliche, Sentimentale ist es eben, was an dem Buche so sehr anzieht. Wie ein warmer, oft heißer Föhn weht und wogt es daraus entgegen. Das Motiv ist nicht neu: die Begabung aus der Provinz, welche sich in der Hauptstadt durchringen will. Aber die Behandlung desselben ist interessant und das Feminelle in der ganzen Anschauung und Durchbildung bringt gewissermaßen eine neue Note hinein. Auch hier spielt manches vom Emanzipationsproblem herein. Erhebt sich doch die bange Frage: Kann das im Kampf um die Palme mitringende Weib vollauf Gattin und Mutter sein? oftmals im Verlaufe des Romans! So befinden wir uns auch hier in letzter Linie auf ethischem Gebiet und sittliche und künstlerische Fragen fließen durcheinander.

In der Hauptfigur der Elisabeth Reinharz dürfte Frau Viebig sich selbst gezeichnet haben. Wer die Vorlagen zu den anderen Gestalten sind, bleibe unerforscht, so nahe es hier liegt, Analogien zu finden. Zum Theil mag die Dichterin wohl stark idealisirt haben; so z. B. bei dem lyrischen Dichter Heider, welcher angeblich auf alle Kritik pfeift, von dem ich aber sicher bin, daß er alle guten Kritiken sorgfältig in ein Sammelbuch klebt und alle schlechten mit einem Fluch in die Ecke schleudert. Andrerseits wieder haben wohl die weiblichen Konkurrenzkräfte da und dort eine gewisse Tieferstellung erfahren. Wie überhaupt der hitzige Puls des Ganzen nicht selten die charakterisirende Hand beeinflußt hat. So dürfte denn der Schwerpunkt des Buches auch keineswegs in der Gesellschaftsschilderung, speziell des Künstler- und Mäcenatenmilieus zu suchen sein — das haben Andere schon objektiver und charakteristischer gethan —, als in den sympathischen und ergreifenden Seelenkämpfen der Dichterin Elisabeth Reinharz. Mit einem Büchlein Novellen voll Wald- und Ackerduft von der Provinz gekommen, wird sie zunächst der Spielball der Berliner Neugierde, jener blasirten großstädtischen Sucht nach immer neuen Talenten. Ehrlich und vertrauensvoll glaubt sie den schönen Redensarten und Versicherungen, bis Stück für Stück die Illusionen wie mürber Zunder von ihrem Phantasiebilde abfallen und die nackte Wirklichkeit vor ihr steht: der Kampf der künstlerischen Existenzen in einer literarischen Zentrale, lächerlich und tragisch zugleich, saft- und kraftverzehrend, die letzte Nervenfaser und den letzten Blutstropfen in Anspruch nehmend. In diesem Kampf, in den ihr Ehrgeiz und ihr künstlerisches Temperament Elisabeth völlig hineinreißt, verändert sich ihr ganzes Wesen nach der schlechteren Seite; die krampfhafte Anstrengung macht ihre frühren ernsten und reinen Linien unschön. Gatte und Kind können ihr nichts mehr sein, denn Tag und Nacht steht nur das Eine vor ihr: Erfolg! Wie vor dem Wahnsinnigen seine fixe Idee. Die Katharsis in dieser tollen Jagd bringt der Durchfall eines Dramas, auf welches Elisabeth die letzte Hoffnung gesetzt hat. Vom Augenblick ihres tiefsten Standes, wo sie sich verlassen, verhöhnt und ausgezischt sieht, beginnt ihre Wandlung; und die Verfasserin hätte auf mehr äußere Mittel, wie die Erkrankung von Elisabeths Kind, ruhig verzichten dürfen, um uns diese Läuterung und Reinigung ihrer Heldin glaubhaft zu machen. Denn der ganze Charakter Elisabeths ist mit so feiner Logik entwickelt, so straff und konzentrirt durchgeführt, daß ganz naturgemäß nach dem Irren und Wirren in der Großstadt sie sich in der Einsamkeit zu der Ueberzeugung durchringen wird: daß die Kunst am letzten Ende nichts mit dem Steigen und Fallen an der „Dichterbörse" zu thun hat, sondern daß sie Erlösung, Frieden und Harmonie bedeutet.

Das Buch ist in manchmal großen, herben, hinreißenden Zügen geschrieben. Der Strom des Lebens flutet voll hindurch und eine poesiereiche Natur spiegelt sich darin. Eines aber zum Schluß: Clara Viebigs Buch scheint mir eine — wenn auch vielleicht unbewußte — Warnung vor der Gefahr der allzu eifrigen Zentralisirung unsrer künstlerischen Interessen zu sein. Denn nur zu oft marschirt dicht hinter ihr die Korruption des künstlerischen Geschmackes und Ernstes. Elisabeth Reinharz hat diese Gefahr glücklich überwunden. Möge dies ein Symbol für die Dichterin selbst sein und bleiben!

[1]) Berlin, F. Fontane u. Cie. 1899.

Kant und Goethe.

Von Georg Simmel.

III. (Schluß.)

Wenn unsre Natur einheitlich ist, weil die Natur überhaupt es ist, so zeigt sich damit der ethisch-praktische Konflikt nicht nur in uns, sondern auch außerhalb unser als nichtig. Sie muß das Ich und seine Interessen mit der sozialen Gesammtheit ebenso versöhnen, wie die Sinnlichkeit mit der Vernunft. Daraus erklärt sich, daß Goethe den eigentlich sozialen Problemen auch in ihren allgemeinsten Formen ganz fremd gegenübersteht. Denn immer handelt es sich in diesen darum, das unzulängliche oder verschobene Gleichgewicht zwischen dem Individuum und seinem sozialen Kreise herzustellen. Er steht hier ganz — wenngleich aus sehr tiefen Gründen — auf dem Boden seiner Zeit, die von dem Einzelnen als Sozialwesen nur zu fordern pflegte, daß er seine persönliche Kraft und Einzelinteresse ganz individuell bewähre. Völlig im Tone des landläufigen Liberalismus bemerkt er gegen die Saint-Simonisten, daß jeder bei sich anfangen und zunächst sein eigenes Glück machen müsse, woraus denn zuletzt das Glück des Ganzen unfehlbar entstehen werde. Die metaphysische Einheit, die für ihn durch alles Sein hindurchgeht, macht ihn gegen die Erscheinungen gleichgültiger, die nur aus der Spaltung der Menschheit in gegeneinander sich ausschließende Gruppen hervorgerufen werden. Statt der Versuche, diesen Spaltungen eine bestimmte Form zu geben oder sie zu überwinden, interessirt ihn vielmehr das „Allgemein-Menschliche", als der unmittelbare Ausdruck, sozusagen als die menschliche Form der Einheit der Natur; die menschliche Natur ist ebensowenig eigentlich praktisch zu korrigiren, sondern nur zu entwickeln, wie unsre Theorie sie sich nicht durch künstliche, ihr Wesen alterirende Experimente, sondern nur durch ruhige Beobachtung ihrer freiwilligen Entfaltung nahe zu bringen habe. „In jedem Besonderen, so hofft er, wird man durch Nationalität und Persönlichkeit hindurch, jenes Allgemeine immer mehr durchleuchten sehen." In ähnlicher Gesinnung hat jetzt Nietzsche, trotz oder wegen des leiden-

schaftlichen Interesses für den Menschen und die Gesammtentwicklung der Menschheit, eine absolute Gleichgültigkeit gegen alle sozialen Fragen an den Tag gelegt. Kants Moralgesetz dagegen ist, wie Schleiermacher sagte, „nur ein politisches“; es gibt die präzise und erschöpfende Formel für den Menschen, der seinen sozialen Pflichten gleichsam von Natur feindlich gegenübersteht und ein Verhalten sucht, mit dem dennoch ein Zusammenleben Aller möglich ist. Der äußere wie der innere Dualismus des Menschen bleibt für Kant, im Praktischen nicht weniger als im Theoretischen, im Vordergrund des Bewußtseins und seine Lösung ist gleichsam nur eine labile, die mit dem Weiterbestand des Konflikts rechnet. Wenn Goethe aber es als sein Ideal bezeichnet, „eine gewisse sittlich-freisinnige Uebereinstimmung durch die Welt zu verbreiten“, so ist die Voraussetzung davon die Negation eben jener Scheidung und Entgegengesetztheit zwischen Individuum und Gruppe und zwischen Gruppen untereinander, aus der die sozialen Probleme entspringen. Das kosmopolitische Ideal Goethe's ist Ausdruck und Gegenbild der einheitlichen Menschennatur, deren Wesensseiten sich so gleichberechtigt durchdringen, so sehr der Ausdruck eines metaphysischen Sinnes sind, wie die Elemente der menschlichen Gesellschaft und der Welt überhaupt.

Da nun aber Moral in dem landläufigen Sinn des Wortes sich auf jener von Kant acceptirten Spaltung innerhalb des Menschen und zwischen den Menschen erhebt, so kann die Goethe'sche Weltanschauung in diesem Sinn keine moralische heißen; selbstverständlich ist sie darum keine unmoralische, sondern eine übermoralische. Das praktische Wesen des Menschen wurzelt ihm in der Tiefe der all-einheitlichen Natur, die von der Spaltung und Betonung der einzelnen Elemente des Menschlichen und damit von den speziellen Forderungen der Moral nichts weiß; oder wenigstens kann er sein Ideal nicht in diesen, sondern nur in jener finden. Da die Natur an sich schon Ort und Darstellung der Idee ist, so ist das Höchste, wozu Menschen gelangen, der Inhalt der höchsten Forderung an sie, daß sie das, was die Natur in sie gelegt hat, aufs vollständigste und reinste ausbilden. Das Moralische im engeren Sinne ist wohl auch eine Seite davon, aber weil es eben nur eine Seite ist, kann sie gelegentlich hinter einer anders gerichteten zurücktreten müssen, wenn dadurch eine vollständigere Entwicklung der Natur oder der Idee der Person erreicht wird. Von Klopstock sagt er einmal, er wäre „von der sinnlichen wie von der sittlichen Seite betrachtet, ein reiner Jüngling“ gewesen. Daß er so die sinnliche Reinheit noch von der sittlichen unterscheidet, zeigt einen Sittlichkeitsbegriff, der über die Moral im engeren Sinn weit hinausgeht: er deutet damit an, daß die sinnliche Reinheit noch lange keine sittliche, vielleicht sogar, daß die sittliche noch keine sinnliche zu sein braucht. So sind auch seine Vorstellungen über das Verhältniß der Geschlechter oder über die Thaten Napoleons oder über die Verbindung des Einzelnen mit seiner Nation sicher den gewöhnlichen ethischen Idealen keineswegs adäquat; sie werden eben ganz von dem darüber gelegenen Ideal der Natur beherrscht: daß der Mensch — so könnte man in Goethe's Sinn sagen — seine Triebe und Anlagen in der Art und mit der Auswahl zu entwickeln habe, daß ein Maximum von Gesammtentwicklung herauskommt. Da das Sein und der Werth nichts getrenntes sind — „am Sein erhalte dich beglückt!“ — so ist die höchste Steigerung des Seins auch die des Werthes. Ihren tiefsten Ausdruck scheint mir diese übermoralische Moral in dem folgenden merkwürdigen Satz zu gewinnen: „Was die Menschen gesetzt haben (nämlich als Gesetze), das will nicht passen, es mag recht oder unrecht sein; was aber die Götter setzen, das ist immer am Platz, recht oder unrecht.“ Ueber den Gegensatz von Recht und Unrecht, also über den am Kriterium der Moral entstandenen, stellt er hier einen höheren Begriff: das „Passen“, d. h. die Fähigkeit der Einzelheit, sich in den letzten, höchsten Zusammenhang und Harmonie der Dinge einzustellen. Hiermit ist aufs entschiedenste bezeichnet, wie weit er über den Moralismus Kants hinausgeht. Kant sieht in dem sittlichen Menschen den Endzweck der Welt, den alleinigen absoluten Werth. Während er mit Goethe in dem negativen Theile der Werthfrage übereinstimmt und Beide die Glücksempfindung als definitiven Lebenswerth weit von sich weisen, bleibt Kant an dem Gegentheil haften, während Goethe sich über den ganzen Gegensatz erhebt und die harmonische Einheit des Seins, in der Glück und Unglück, Sittlichkeit und Unsittlichkeit nur einzelne Momente sind, als den letzten Sinn, das absolute Maß alles Lebens erkennt. Ich stehe nicht an, den angeführten Satz für eine der tiefsten und größten Deutungen vom Sinn des Daseins zu halten; er läßt uns einen fundamentalen Zusammenhang, eine gegenseitige Beziehung aller Dinge ahnen, in dem die Einheit der Natur besteht oder sich offenbart und dem gegenüber es ein kleinlicher Anthropomorphismus ist, in dem zufälligen Ausschnitt, den wir als Moral bezeichnen, den Höhepunkt des Seins zu erblicken. Und hier kann auch darauf hingedeutet werden, daß Goethe's Weltanschauung in letzter Instanz nicht nur über dem Moralismus, sondern auch über dem Aesthetizismus stehen dürfte. Gewiß überragt das ästhetische Motiv bei ihm an Wirksamkeit alle in dem gleichen Niveau stehenden und man kann es, wie wir gethan haben, überall zur Interpretation seines Standpunkts benutzen; alle Einzelheiten führen darauf, wie auf ihren Schnittpunkt hin. Allein dennoch liegt unterhalb seiner eine noch tiefere, sozusagen elementarere Beschaffenheit, sein eigentlichstes Sein, von dem auch das künstlerische Motiv nur die Erscheinung und Darstellung in empirischem Material ist. Wenn sich nämlich das Goethe'sche Existenzbild so darbietet, daß die Identität von Natur und Geist, das pantheistische Eins in Allem, Alles in Einem — als Konsequenz seiner ästhetischen Grundtendenz auftritt, so kann sehr wohl im letzten Fundamente der Zusammenhang der umgekehrte sein: die tiefste Schicht seiner Natur, jenes ganz Primäre und Absolute, in dem alles eigentlich Benennbare des Wesens erst wurzelt, mag eben ein Gefühl von dem elementaren und ihn selbst einschließenden Zusammenhang alles Seins gewesen sein. Mehr als irgend Jemand, von dem wir wissen — auch Spinoza nicht ausgeschlossen —, scheint jene geheimnißvolle Einheit aller Existenz, an der die Philosophie von jeher herumgetastet hat, in ihm den Inhalt des Lebensgefühls selbst ausgemacht zu haben. Gerade wie man von religiös begeisterten Menschen sagt, daß der Gott in ihnen lebt, so war offenbar in seinem subjektiven Existenzgefühl dasjenige lebendig, was man, um irgend einen Ausdruck dafür zu haben, nur die metaphysische Einheit der Dinge nennen kann; ja, daß sie so in ihm lebte, das machte ihn eben aus, das war er. Dieser Bestimmtheit seines Seins überhaupt gegenüber, die sich im Selbstbewußtsein erst spiegelt, erscheint seine künstlerische Anschauung und Bethätigung doch nur als das Verhältniß, das eine so qualifizirte Natur zu ihrer zufälligen, kulturell und historisch bestimmten Umgebung, zu äußeren Anregungen und Bethätigungsmöglichkeiten gewinnt, als ein Ausdruck dieses eigentlichen Wesens seiner, aber nicht als das Wesen selbst. Als Existenz überhaupt, gleichsam als Substanz, mit der er in die Formen und Bewegungen der Welt eintritt, steht er jenseits des Aesthetischen, das sich vielmehr erst im Zusammenschlage jener mit diesen Formen und Bewegungen ergab und sein empirisches Bild gestaltete. Diese letztinstanzliche Bedeutsamkeit des Lebens, auf die man

schließlich nur von einer unüberwindlichen Distanz her hindeuten, die man aber nie mit unzweideutigen Begriffen ergreifen kann, muß der wunderbaren Aeußerung zum Grunde liegen, die er zu Eckermann thut, als von seiner Theaterleitung und den vielen für sein künstlerisches Schaffen dadurch verlorenen Jahren die Rede ist. Im Grunde gereue ihn dieser Verlust doch nicht, sagt er. „Ich habe all mein Wirken und Leisten immer nur symbolisch angesehen und es ist mir im Grunde ziemlich gleichgültig gewesen, ob ich Töpfe machte oder Schüsseln.“ So erscheint ihm selbst also sein künstlerisches Thun als ein bloßes Sich-Ausprägen, Sich-Umsetzen einer tiefer gelegenen Realität, für die es so freilich zum Zeichen und Sinnbild wird, ohne doch dieses Letzte, eigentlich Wirkliche und Wirksame selbst zu *sein*. Von hier aus verstehen wir nun noch gründlicher sein fortwährendes Drängen auf praktische Bethätigung, sein Fühlen und Werthen seines Selbst als *handelnden* Wesens. Denn das Handeln ist die Form, durch die jener absolute Urgrund des persönlichen Seins in die sichtbare Wirklichkeit tritt und die deßhalb im allerumfassendsten Sinn die Einheit des Subjektiven und Objektiven ausmacht, das in der bloßen Theorie getrennt, einander gegenübergestellt erscheint.

Wenn für ihn nach alledem die Aufgabe des Menschen nur ist, seine Kräfte bis zu vollem Ausschöpfen aller Möglichkeiten zu entwickeln, damit gleichsam die Natur in ihm zu ihrem vollen Sinn komme, so zeigt doch jeder Blick auf das empirische Leben, daß es die Zeit und die Bedingungen zu einer so vollständigen Entwicklung nur sehr Wenigen, vielleicht Niemandem gewährt. In Wirklichkeit ist dies eine der fürchterlichsten Menschheitstragödien: daß die menschlichen *Kräfte* sich in menschlichen *Verhältnissen* nicht vollkommen ausleben und entfalten können. Was als Begabung, als Spannkraft in uns lebt — ganz abgesehen von Velleitäten, — könnte nur durch den merkwürdigsten Zufall die Möglichkeit restloser Bewährung finden; es fehlt hier, sichtbarer als sonstwo, die vorbestimmte Harmonie oder die nachbestimmende Anpassung. Und es handelt sich nicht nur darum, daß das vollendete Werk Befriedigung auf uns zurückstrahle, sondern um diejenige eigentlich unerläßliche Genugthuung, die in der Lösung der gespannten Kräfte, in der Funktion, die unser Können ganz zum Ausdruck bringt, gelegen ist. Wo diese Inkommensurabilität zu vollem Bewußtsein gelangt, muß der Mensch untergehen. Das drückt Faust aus; bliebe er in den empirischen Verhältnissen als Professor, so würde er sich verzehren, die unentfalteten Kräfte würden ihn tödten. Das Bündniß mit Mephisto, die Herstellung seines Lebenswerkes durch dämonische Kräfte ist nur die positive Wendung davon: überempirische Verhältnisse müssen herbeigerufen werden, um die Entwicklung der Kräfte zu ermöglichen. Aus der Forderung an die Natur, daß es bei diesem Widerspruch nicht sein Bewenden haben könne, entspringt die bekannte Aeußerung zu Eckermann über Unsterblichkeit: „Wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag.“ Und eine spätere Bemerkung betont nochmals den besonderen Sinn und Grund dieser Unsterblichkeitslehre: wir seien zwar unsterblich, aber doch nicht Alle „auf gleiche Weise“; vielmehr nur nach dem Maße der Kraft, die wir einzusetzen und auszuleben haben.

Es ist nun sehr merkwürdig, wie auch an diesem Punkt Kantische Argumente eine äußere Aehnlichkeit mit den Goethischen zeigen, bei völliger Divergenz der grundlegenden Gesinnung. Kant stellte fest, daß wir, als endliche und natürliche Wesen, den Trieb nach Glückseligkeit als eine nicht zu leugnende und nicht zu beseitigende Thatsache in uns finden, gerade wie als moralische Wesen die Forderung des Sittengesetzes. Ueber diesen beiden Thatsachen aber erhebt sich das Verlangen nach ihrer Harmonie: die Weltordnung wäre nichts als *eine* große Dissonanz, wenn nicht das Maß des genossenen Glücks dem Maß der sittlichen Vollendung entspräche. Thatsächlich aber ist diese Proportion im irdischen Leben nicht vorhanden; zwischen Sittlichkeit und Glückseligkeit zeigt die Erfahrung keinerlei gerechtes und harmonisches Verhältniß. Da man aber an dieser Unerträglichkeit schlechthin nicht Halt machen und sie nicht der Ordnung der Dinge als ein Definitivum aufbürden kann, so postulirt Kant die Unsterblichkeit der Seele, weil sie nur in einem Jenseits und durch den Machtwillen eines Gottes ihre Vollendung: die Harmonie ihres sittlichen und ihres endämonistischen Seins finden kann. Es ist also sozusagen das gleiche Schema, in dem sich die Kantische und die Goethische Unsterblichkeitslehre vollzieht; Beide finden in der Wirklichkeit des menschlichen Wesens gewisse Forderungen unmittelbar angelegt, zu deren Erfüllung dasselbe unter den empirischen Verhältnissen nicht gelangen kann; da sie aber bei diesem Widerspruch nicht stehen bleiben können, so fordern sie von der Ordnung der Dinge, das Versprechen, das sie mit der Organisation unsres Wesens gegeben hat, wenigstens in einem Jenseits einzulösen. Nun aber zeigt sich sofort die tiefe Divergenz ihres Weltbildes: für Goethe könnte die Natur nichts so *Sinnloses* thun, als uns Kräfte zu verleihen, denen sie die Entwicklung abschneidet (so sehr fällt ihm objektiv die Wirklichkeit mit dem Geist zusammen, daß er in Bezug auf die subjektiven Formen beider behauptet, alles Falsche wäre auch geistlos!); für Kant könnte sie nichts so *Unmoralisches* thun, als der Sittlichkeit ihr Aequivalent vorzuenthalten. Kant fordert die Unsterblichkeit, weil die empirische Entwicklung des Menschen einer *Idee* nicht genügt; Goethe, weil sie den wirklich vorhandenen *Kräften* nicht genügt; Kant, weil die an sich getrennten Elemente, Sittlichkeit und Glückseligkeit, doch eine Einheit gewinnen müßten, Goethe, weil der ganze einheitliche Mensch doch das in Wirklichkeit werden müßte, was er der Möglichkeit nach von vornherein sei. Man erkennt auch hier, daß Kant die Elemente des menschlichen Wesens außerordentlich weit auseinandertreibt, so daß sie nur in ganz fernen und neuen Dimensionen und Ordnungen sich wieder zusammenfinden könnten, während diese Einheit für Goethe in ihrer unmittelbaren Wirklichkeit gegeben ist und es sich sogar in *diesem* Fall nur um eine konsequente Weiterentwicklung schon gegebener Richtungen handelt. Der Uebergang der Seele von dem irdischen in den transscendenten Zustand ist für Kant der radikalste, für den sein Denken Raum hat; für Goethe ein Fortschreiten in ungeänderter Richtung, ein bloßes Freiwerden vorhandener Energien. Auch dieser vorgeschobenste Posten der beiden Weltanschauungen spiegelt ebenso den Rhythmus des Kantschen Wesens, das die Momente des Seins untereinander und von ihrem Werth scheidet, um sie erst oberhalb oder unterhalb der Wirklichkeit wieder zu versöhnen, wie den des Goethischen, für den das Sein in sich und mit seinem Werth von vornherein ein einheitliches ist. Hier wie überall ist das Schema ihrer Divergenzen dies, daß Kant der Entwicklung eines analytischen Zustands, Goethe der eines synthetischen nachgeht. Goethe steht mit dem gesteigertsten Bewußtsein und der vertiefsten Begründung auf dem Boden undifferenzirter Einheitlichkeit, der der Ausgangspunkt aller geistigen Bewegungen gewesen ist. Kant accentuirt die Zweiheit, in die diese auseinandergegangen ist; gegenüber jenem sozusagen paradiesischen Zustand — wenngleich es nur ein paradise regained ist — hat bei ihm das scientes bonum et malum die äußerste Schärfe erlangt,

die Einheit, die er gewinnt, trägt die Spuren der Entzweiung. Die Nähte sind nicht völlig verwachsen.

Aber eben jener Flug an ein äußerstes Ziel des Betrachtens und Empfindens der Welt hat Goethe über so manche Stationen sich hinwegsetzen lassen, die das langsame geschichtliche Vorschreiten nicht übergehen kann; so mögen auf dem Zickzackweg der Geistesentwicklung Strecken kommen, die der Richtung des Goethischen Weges, selbst wenn diese die definitive und objektiv richtige wäre, direkt entgegenlaufen. Und so steht es in der Gegenwart der Wissenschaft. Denn diese will wirklich der Natur ihre Geheimnisse mit Hebeln und mit Schrauben abzwingen; sie will wirklich das Wahrheitsinteresse davon ganz unabhängig machen, ob es die Schönheit der Erscheinung zerstört oder nicht; sie will wirklich nicht von einer Idee des Ganzen, sondern von möglichst atomisirten Elementen ihren Ausgang nehmen; sie sieht wirklich den seelenlosen Mechanismus zweckfremder Stoffe und Kräfte als ihr einziges Konstruktionsprinzip des Naturbildes an; ihr liegt aller Sinn, alle übermechanische Bedeutung derselben hinter der Erscheinung, in dem Reich des Intelligiblen, das in das der Sichtbarkeit und Erfahrung nie und nirgends hineinreiche; sie hat weder im Theoretischen noch im Ethischen jenes Zutrauen zu dem unmittelbar harmonischen Verhältniß zwischen der Natur und unseren Idealen. In alledem ist dagegen Kant der Mitbegründer und Genosse des modernen wissenschaftlichen Geistes: er, der einerseits in allem Wissen nur so viel wirkliche Wissenschaft sah, wie Mathematik darin ist, und der andererseits die Gültigkeit der Mathematik auf die Form menschlicher Anschauung beschränkte und allem absprach, was nicht unmittelbar erscheinen kann; er, der den Geist und Zweck in der Natur für eine bloße „subjektive Maxime" ihrer Beurtheilung erklärte, die ihr eigenes Sein gar nicht berührte; er, der das Auseinanderklaffen unsrer tiefsten Wesensbedürfnisse mit erbarmungsloser Schärfe erkannte, von dem Verlangen nach ihrer Harmonie schließlich das Almosen eines transscendenten Glaubens zu gewähren. Wir können uns nicht verhehlen, daß die Gleichung zwischen diesen beiden Weltanschauungen noch nicht gefunden ist, so sicher erst mit ihr alles erfüllt wäre, was wir von unserm geistigen Verhältniß zur Welt begehren. Denn nicht so etwa stehen sie sich gegenüber, daß die eine uns die Wahrheit, die andere den Werth des Weltbildes zuführte; vielmehr, wodurch würde die Wahrheit als eine Partei in diesen Streit eintreten und unser Interesse fordern dürfen, wenn sie nicht auch ein Werth wäre? — so daß die Frage im letzten Grund zwischen zwei Werthgefühlen steht. Vielleicht aber ist sie überhaupt falsch gestellt, wenn sie nach einem stabilen Gleichgewicht beider sucht; vielleicht ist es der eigentliche Rhythmus und Formel des modernen Lebens, daß die Grenzlinie zwischen der mechanistischen und der idealistischen Auffassung der Welt in fortwährendem Fließen bleibe, so daß die Bewegung zwischen ihnen, der Wechsel ihrer Ansprüche auf das Einzelne, die Entwicklung ihrer Gegenwirkungen ins Unendliche dem Leben den Reiz gewährt, den wir von der unauffindbaren definitiven Entscheidung zwischen ihnen erhofften. Das ist freilich Epigonenthum; aber es ist auch die äußerste Ausgestaltung und Ausnützung der Gunst, die die Natur der Dinge den Epigonen gewährt: daß, wenn ihnen die Größe der Einseitigkeit entgeht, sie dafür der Einseitigkeit der Größe entgehen können.

Mittheilungen und Nachrichten.

† Die Herausgabe der „Vier Evangelien" nach Dr. M. Luthers Uebersetzung, ausgestattet mit mehr als 300 Bildern nach den besten italienischen, deutschen und niederländischen Malerwerken des 14. bis 16. Jahrhunderts (Bielefeld und Leipzig bei Velhagen u. Klasing), verdient freudige Begrüßung und Empfehlung, nicht allein durch die Auswahl der oft blattgroßen Bilder, sondern auch durch die ganz untadelige Reproduktion derselben. Wir erhalten dadurch eine in solcher Form noch nicht vorhandene kunstgeschichtliche Kollektion, welche noch Abschluß des Ganzen eine eigene, eingehende Schilderung und Erklärung finden werden. In den vorliegenden ersten fünf (im ganzen auf 24 berechneten) Lieferungen finden sich beispielsweise die bisher nur in theuren Photographien schwer zugänglichen Kopien nach Fresken und Tafelbildern von Pietro Perugino, Filippino Lippi, Fra Angelico, Dom. Ghirlandaja, Carlo Crivelli, Sandro Botticelli, Benozzo Gozzoli, Andrea Mantegna, Cosima Tura, Francesco Costa, Luca Signorelli, Hans v. Kulmbach, Albrecht Dürer, Vittore Pisano, Taddeo Gaddi, Jan van Eyck, Alb. Altdorfer, Matteo da Siena, Stephan Lochner, Dirk Bouts, Pinturicchio, Joachim de Patinir, Quentin Massys, A. Verrocchio, Michelangelo Buonarotti, Bernhard Strigel, Melozzo da Forli, Andrea del Sarto, Jakob von Utrechten, Geraard Dooid, Cosimo Rosselli, Hans Holbein, der Meister der Lyaersberger Passion. Wir folgten bei dieser bunten Aufzählung der nach dem Inhalt der Bilder eingefügten und geordneten Reihe, blaß um den Schatz und die Menge der Darstellungen und Namen beiläufig anzudeuten, wobei viele Meister natürlich mit mehrfachen Schöpfungen vertreten sind. Die blattgroßen Bilder könnten auch eingerahmt werden und durch zeitweisen Austausch eine eigene Zier als Wandschmuck für jedes Haus bilden. Liegt einmal das Ganze vor, so ergeben sich wohl noch viele andere neue Kombinationen nach verschiedenen, auch rein kunsthistorischen Gesichtspunkten.

* In der Zeitschrift: „Die Denkmalpflege", die zugleich mit dem „Centralblatt der Bauverwaltung" erscheint, lesen wir folgenden Bericht über die Frage des Umbaues des Nassauer Hauses in Nürnberg: „Die Pläne für den Umbau des Nassauer Hauses in Nürnberg haben am 1. d. M. dem Kunstausschuß vorgelegen, den der Magistrat für die Begutachtung derartiger Fragen berufen hat und dem die Herren Direktor v. Bezold, Direktor Brachier, die Professoren J. Schmitz, Wanderer und Kanrabin Walther angehören. Der Ausschuß hat sich einstimmig geweigert, die Pläne zu begutachten, einmal, weil er der Meinung ist, daß an dem Nassauer Hause überhaupt nichts verändert werden dürfe, dann aber auch, weil der Plan den künstlerischen Ansprüchen, die für den Fall eines Umbaues an ihn gestellt werden mußten, in keiner Weise genüge. Ist dieser Spruch der heranzuziehenden Sachverständigen, die Nürnberg für derartige Fragen besitzt, als ein großer Gewinn in der Angelegenheit des gefährdeten Bauwerks anzusehen, so wäre dieser im Sinne der Denkmalpflege doch noch besser gedient worden, wenn die Sachverständigen auf dem durchaus ablehnenden Standpunkt verharrt hätten. Mit dem zweiten Theile des Gutachtens ist das aber leider nicht geschehen. Zwar hat man damit keine Verpflichtung übernommen, einen künftigen Umbauentwurf, auch wenn er, vom rein künstlerischen Standpunkt betrachtet, eine Begutachtung verdienen würde, zur Annahme zu empfehlen; immerhin aber wäre es besser gewesen, der Kunstausschuß hätte seinen Standpunkt, wonach das Nassauer Haus so, wie es ist, erhalten werden soll, in ganz bestimmter Weise betont. Dem gegenwärtigen Majoratsherrn v. Kreß, der den Plan zur Erlangung der Baugenehmigung vorgelegt hatte, ist auf Grund des Sachverständigen-Gutachtens nunmehr seitens des Magistrats bedeutet worden, er möge seinen Plan zurückziehen, sich an einen Architekten von künstlerischem Rufe wenden und sich durch diesen einen neuen Entwurf ausarbeiten lassen, da der vorliegende Plan keine Aussicht auf Genehmigung habe. Diesem Rathe entsprechend, hat Hr. v. Kreß den Entwurf zurückgezogen und ist nun dem Vernehmen nach auf der Suche nach einem namhaften Architekten, der ihm den Plan machen soll; er soll im Sinne haben, sich nach München an die Professoren Hauberrisser oder Gabriel Seidl zu wenden. Daß diese beiden Künstler, denen der Schutz vaterländischer Baudenkmäler,

nach ihrer ganzen Vergangenheit zu schließen, Herzenssache ist, nicht darauf eingehen werden, ihren Namen zu dem beabsichtigten Umbau herzugeben, darf als gewiß angenommen werden. Immerhin wäre denkbar, daß sich ein hervorragender Architekt findet, der sich kein Gewissen daraus macht, das alte Bauwerk anzutasten. Deßhalb sei hier nochmals die warnende Stimme erhoben. Ein Baukünstler, der keinen Anstand nehmen würde, seinen Namen mit dem Umbau, das heißt mit der Schändung des Nassauer Hauses in Verbindung zu bringen, würde sich damit in den Augen der ganzen gebildeten Welt empfindlich schaden. Und wenn der Umbau des alten trotzigen Hauses in künstlerisch noch so vollkommener Weise erfolgt, aus geschichtlichen Gründen, aus Gründen der Erhaltung des bezeichnenden, wehrhaften Gepräges des Bauwerks verbietet er sich auf jeden Fall. Das beste Mittel, das gefährdete Haus zu retten, wäre auf alle Fälle darin zu erblicken, daß die Stadt Nürnberg der Stiftung einen jährlichen Zuschuß bewilligt unter der Bedingung, daß das Bauwerk in seinem jetzigen Zustand erhalten bleibt."

γ Im vorigen Jahre stieß man bei Grabungen an der Via Giulia in Genua auf die Reste von alter, vorrömischer Kultur, worüber nun der die mit großer Sorgfalt durchgeführten Nachforschungen leitende Archäologe d'Andrade im letzten Heft der „Notizie degli Scavi" einen kurzen Fundbericht veröffentlicht. Es sind vier runde Schachtgräber, etwa 3—4 m unter dem heutigen Boden liegend. Sie verengern sich nach unten kegelförmig. In dem untersten durch eine Platte abgeschlossenen Theil befinden sich Aschenreste und die Ueberbleibsel von einigem Geräth, vornehmlich Scherben. Das erste Grab, das von allen am vorzüglichsten erhalten ist, liefert die Bruchstücke eines prächtigen attischen Kraters schwarzfigurigen Stils, mit einem Umfang von 1.14 m; auf der einen Seite sind Gottheiten, auf der anderen Epheben dargestellt. Weiter eine streng schwarzfigurige Kylix, ein Bronzegefäß mit weitem dünnen Henkel und eine Strigilis. Die Funde sind von der nämlichen Art, wie man sie häufig in etruskischen Grabstätten macht, und durch sie vermögen wir nun unsre Kenntniß vom allen Genua um ein ganz beträchtliches Stück weiter hinaufzuführen. Denn bis jetzt war das älteste Merkzeichen der Stadt die geschichtliche Nachricht, daß P. Scipio im Jahre 503 der Stadt Rom auf seinem Zuge nach der Po-Ebene den Ort berührte.

≈ **Straßburg,** 2. Juni. Wenn auch der Besuch der Straßburger Universität nicht in demselben Maße zunimmt, wie der der benachbarten badischen Universitäten, so steigt er doch von Semester zu Semester. Im laufenden Semester sind 1079 Studirende immatrikulirt, gegen 1075 im Winter und 1040 im vorigen Sommer. Bisher war die Besuchsziffer im Winter immer höher, als die des folgenden Sommers; zum erstenmal ist das diesmal nicht der Fall. Bisher war in der Regel die medizinische Fakultät die zahlreichste, diesmal ist es die juristische; es entfallen nämlich auf die theologische Fakultät 66 Studirende, auf die rechts- und staatswissenschaftliche 343, auf die medizinische 332, auf die philosophische 141, auf die mathematische und naturwissenschaftliche 207. 623 Studirende stammen aus Elsaß-Lothringen, 381 kommen aus dem übrigen Deutschland und 75 sind Ausländer. Die Zahl der reichsländischen Studenten ist verhältnißmäßig hoch und rechnet man dazu noch die Elsaß-Lothringer, die an anderen deutschen Universitäten studiren, so dürfte das Reichsland in der Zahl seiner Studenten kaum noch hinter den übrigen Bundesstaaten zurückstehen, wie das bisher stets der Fall war.

* **Gießen.** Die Universität zählt in diesem Sommersemester 814 immatrikulirte Studenten. Die höchste Ziffer bis dahin war — im Sommersemester 1898 — 734. Die stärkste Fakultät ist die philosophische mit 306 Immatrikulirten, es folgen die medizinische mit 251, die juristische mit 190, die theologische mit 67.

Bt. **Greifswald.** Die hiesige Universität wird im laufenden Semester von 860 Studirenden besucht; es sind 224 Theologen, 201 Juristen, 317 Mediziner, 118 Philosophen immatrikulirt. — In der theologischen Fakultät ist Privatdozent Professor D. Dr. Volck zum ordentlichen Professor ernannt worden. Der bisherige Privatdozent in Breslau Dr. Wilhelm Kroll ist zum ordentlichen Professor der philosophischen Fakultät an die hiesige Universität berufen; der außerordentliche Professor der Geographie Dr. Credner ist zum ordentlichen Professor ernannt. Die unter Führung des letztgenannten Professors in der Woche nach Pfingsten von der hiesigen Geographischen Gesellschaft veranstaltete Ausfahrt nach Kopenhagen und Gotenburg (Trollhättan-Fälle) hatte einen ungemein interessanten Verlauf. An dieser Exkursion nahmen ca. 270 Personen theil. — Zum Rektor für das am 15. Mai 1899 begonnene Studienjahr ist Professor Dr. Bernheim gewählt worden. — Am 10. Juli 1899 beginnen die diesjährigen, allseitig bestens bekannten Greifswalder Ferienkurse. Die Dauer des 6. Jahrgangs derselben ist bis 28. Juli festgesetzt. Allem Anschein nach wird die Betheiligung diesmal eine besonders große werden, da die Kurse an der Marburger Universität, wie verlautet, in diesem Jahre ausfallen. Die Kurse sind in erster Linie für Lehrer und Lehrerinnen bestimmt, doch besuchen insbesondere viele Studirende der Philologie aus dem Auslande gern die Kurse. Im Sommer 1898 waren 451 Herren und Damen Theilnehmer an den Kursen und schieden mit dem Bewußtsein von hier, nicht nur eine lehrreiche, sondern auch eine gemüthliche Zeit verlebt zu haben. Näheres wird eine Anfrage an die „Ferienkurse in Greifswald" ergeben.

bm. **Wien,** 4. Juni. Wenige Jahre nach ihrem 70. Geburtstag (dessen in diesen Blättern kurz gedacht wurde) ist heute Morgen Ida v. Fleischl-Marxow verschieden. Die bedeutende Frau hat ihren trefflichen Sohn, den Professor der Physiologie an der Wiener Universität Ernst Fleischl v. Marxow, überlebt, dessen Denkmal in den Arkaden im verwichenen Herbst enthüllt wurde. Innigste Lebensfreundschaft verband sie mit Betty Paoli (deren Nachlaß sie sorgsam mitredigirt hat) und mit Marie v. Ebner-Eschenbach, die kaum ein Blatt in die Welt schickte, das sie nicht zuvor der treuen Beratherin, der strengen Kennerin vorgelegt hätte. Den letzten Winter verbrachten die beiden Damen zusammen in Rom; unmittelbar bevor sie sich zur gemeinsamen Abreise nach Sankt Gilgen anschickten, stürzte Frau v. Fleischl in ihrem Zimmer. Der unglückliche Fall zog eine tödliche Lungenentzündung nach sich.

* **Wien.** Der außerordentliche Professor der Elektrotherapie und Nervenpathologie an der hiesigen Universität, Dr. Moriz Benedikt, ist zum ordentlichen Professor ernannt worden. — Am 4. Juni ist hier der Professor der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte an der Universität, Hofrath und Mitglied des Herrenhauses Dr. Heinrich Siegel, im Alter von 69 Jahren gestorben. Er war 1830 zu Lautenburg im Großherzogthum Baden geboren und wurde 1858 vom damaligen österreichischen Kultusminister Grafen Leo Thun aus Deutschland an die Wiener Universität berufen. Noch als Student veröffentlichte Siegel eine Preisschrift „Das deutsche Erbrecht". In Wien beschloß auf seine Anregung die Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er seit 1863 und deren Vizepräsident er seit 1896 war, eine Sammlung der österreichischen Weisthümer zu veranstalten. Siegel übernahm gemeinschaftlich mit Karajan, Meiller, Pfeiffer und Miklosich die Herausgabe dieses Werks und bearbeitete zusammen mit Karl Tomaschek dafür „Die Salzburger Taidinge". Auch an der Bearbeitung einer kritischen Ausgabe des „Schwabenspiegels" betheiligte sich Siegel in reger Weise. Seine bedeutendste zivilistische Arbeit ist: „Das Versprechen als Verpflichtungsgrund", die 1873 erschien. Den Abschluß seiner größeren Arbeiten bildet seine deutsche Rechtsgeschichte, die seit 1886 in drei Auflagen erschienen ist. — Dem Honorardozenten für mathematische Statistik an der technischen Hochschule in Wien, Oberinspektor im Departement für Privatversicherung im Ministerium des Innern, Dr. Ernst Blaschke, ist der Titel eines außerordentlichen Professors verliehen worden. — Als Privatdozent für Ohrenheilkunde hat sich Dr. Ferdinand Alt an der hiesigen Universität habilitirt.

* **Prag.** An der hiesigen deutschen Universität hat sich Dr. Alfred Kohn als Privatdozent für Histologie habilitirt.

* **Aus der Schweiz.** Der Staatsrath des Kantons Waadt hat den eidgenössischen Kontrolingenieur beim Eisenbahndepartement, Franz Schüle in Bern, zum Professor für Brückenbaukunde an der Ingenieurschule der Universität Lausanne ernannt.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Mittwoch, 7. Juni. Nummer 128.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ein modernes Strafrecht. — Theodor Fontane's erste lyrische Dichtungen. Von A. R. T. Tielo. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ein modernes Strafrecht.

(Der Entwurf eines Strafgesetzbuchs für das Königreich Norwegen.)

In deutscher Uebersetzung ist vor einiger Zeit der Entwurf eines norwegischen Strafgesetzbuchs erschienen und dadurch auch dem deutschen Publikum die Möglichkeit der Bekanntschaft vermittelt worden. Von dieser Möglichkeit wird der Gepflogenheit auch der Juristenkreise Deutschlands gemäß sehr geringer Gebrauch gemacht werden. Da aber der vorliegende Entwurf die Lösung zu einer Fülle von Fragen gefunden hat, die auch bei uns seit langem diskutirt werden, Fragen, die bei der unausbleiblichen Reform unsres Strafrechts einer Lösung entgegengeführt werden müssen, von denen einzelne erst kürzlich bei den Verhandlungen im Reichstag Gegenstand der Debatte waren, so muß eine Besprechung des norwegischen Entwurfs allgemeines Interesse erwecken. Es kann selbstverständlich nicht die Rede davon sein, eine Darstellung des Gesammtentwurfs zu geben, sondern es sollen in folgendem nur die allgemeineren Gesichtspunkte berührt werden, die für uns besondere Bedeutung haben.

Einleitend mag bemerkt werden, daß der Entwurf in den Jahren 1886—1896 von einer Kommission unter Vorsitz des bekannten Kriminalisten, obersten Staatsanwalts Getz ausgearbeitet worden ist; von demselben Ausschuß ist außer einem inzwischen in Kraft getretenen Zwangserziehungsgesetz noch ein Gesetz über die Vollstreckung der Freiheitsstrafen entworfen worden, beides Gesetze, die für Deutschland zu schaffen man schon seit Jahrzehnten erstrebt.

An Stelle der Trichotomie, welche seit dem code pénal in einer Reihe von Strafgesetzen, so auch in unserm Reichsstrafgesetzbuch zur Herrschaft gelangte, ist im norwegischen Entwurf eine Zweitheilung der strafbaren Handlungen in Verbrechen und Uebertretungen getreten, wodurch eine Eintheilung beseitigt wird, die der inneren Berechtigung entbehrt.

Entsprechend der Zweitheilung der Delikte kennt das Gesetz auch nur zwei Arten der Freiheitsstrafe: Gefängniß (Faengsel) und Haft (Hefte).

Ist schon diese Neuerung beifällig zu begrüßen, so ist es um so mehr eine weitere, durch die einem oft gerügten und vielbekämpften Mißstand ein Ende gemacht wird: die Beseitigung der kurzzeitigen Freiheitsstrafen.

Das Mindestmaß der Gefängniß- wie der Freiheitsstrafe ist 21 Tage; es wird also nach dem norwegischen Entwurf nicht mehr möglich sein, einen Verurtheilten für einige Tage ins Gefängniß zu schicken und ihn so einer Bestrafung auszusetzen, durch die eine Besserung unmöglich erzielt werden kann, die aber den Häftling, zumal den Jugendlichen, den erstmalig Verurtheilten der großen Gefahr einheim gibt, völlig verderbt oder doch verstrickt, verbittert zu werden.

Möchte unser deutsches Strafgesetzbuch diesem guten Beispiel bald nachfolgen.

Eine bei vielen Verbrechen, für viele Verbrecher sehr wohl angebrachte Verschärfung der Gefängnißstrafe sehen §§ 18 und 19 des Entwurfs vor; nach diesen kann das Gericht eine Gefängnißstrafe ganz oder zum Theil in geschärftes Gefängniß umwandeln, d. h. in Gefängniß bei Wasser und Brot oder mit hartem Nachtlager; die erste Verschärfung kann nur bis zu 20, die zweite bis zu 30 Tagen erstreckt werden; auch sind Bestimmungen getroffen, daß nicht Jugendliche oder Kranke durch diese strengen Maßregeln eine Gefährdung ihrer Gesundheit erleiden.

Von Einsperrung in Einzelhaft spricht der Entwurf nur in dem Falle, daß ein zu lebenslänglichem Gefängniß Verurtheilter ein neues Verbrechen begeht; doch ist die Regelung dieser Frage wohl der Strafvollstreckungsbehörde überlassen, während besonders erwähnt werden soll, daß die Verhängung geschärften Gefängnisses durch das Gericht ausgesprochen wird.

Selbstverständlich ist die Haftstrafe, die in Höhe von 21 Tagen bis zu 20 Jahren verhängt werden kann, nicht unsrer Haftstrafe, welche ja fast durchweg Polizeidelikts-strafe ist, zu vergleichen, was auch aus der Bestimmung hervorgeht, daß bei einer nicht aus ehrloser Gesinnung entsprungenen Handlung an Stelle der Gefängniß- die Haftstrafe tritt.

Auch bei der Regelung der Geldstrafe ist den Forderungen, die von Theoretikern wie Praktikern, besonders von den Führern der Internationalen kriminalistischen Vereinigung seit langem erhoben wurden, in reichem Maße Rechnung getragen.

Zunächst ist das dadurch geschehen, daß der Rahmen des Strafmaßes beträchtlich erweitert ist: wegen Verbrechen kann Geldstrafe bis zu 20,000 Kronen (d. h. 22,400 M.), wegen Uebertretung solche bis zu 10,000 Kronen erkannt werden; Mindestbetrag 3, bezw. 1 Krone.

Noch werthvoller aber ist die Neuerung, daß die Höhe der Strafe von der Höhe des Einkommens des Verurtheilten abhängig gemacht werden soll; dabei soll die ausgesprochene Geldstrafe bei Verbrechen nicht unter das Einkommen von zwei Tagen heruntergehen, nicht das Einkommen von drei Monaten übersteigen; bei Uebertretungen sind die entsprechenden Grenzzahlen: $\frac{1}{2}$ Tag und $1\frac{1}{2}$ Monate.

Hiedurch ist es möglich gemacht, die ungerechten Wirkungen, die Verurtheilung zu Geldstrafe in vielen Fällen nach unserm Gesetz nothwendig herbeiführt, zu beseitigen und auch dem Reichen die Geldstrafe wirklich empfindlich zu machen.

Den Armen kommt der Entwurf entgegen durch die Anordnung, daß die Geldstrafe in Raten bezahlt oder durch Arbeit im Dienste des Staates oder der Gemeinde abverdient werden kann; es wird so auch dem unbemittelten Delinquenten die Möglichkeit geboten, sich von Gefängniß freizuhalten.

Neben den hier eingehender geschilderten Hauptstrafen finden sich auch die üblichen Nebenstrafen; an Stelle der Aberkennung der Ehrenrechte tritt hier — in verschiedenen Abstufungen — der Verlust bestimmter Rechte; hervorzuheben dabei ist vielleicht, daß Jemand auch durch Urtheilsspruch für unfähig erklärt werden kann, die Stellung eines Rechtsanwalts, Arztes, Apothekers, Geistlichen, Schuldirektors oder dergleichen einzunehmen, sowie auch, im Urtheil näher bestimmte Gewerbe zu betreiben.

Als zu weitgehend dürfte die Bestimmung erscheinen, daß der durch eine strafbare Handlung erlangte Gewinn oder eine entsprechende Summe von dem Schuldigen oder dem sonstigen Bereicherten durch richterliches Erkenntniß eingezogen werden kann, „auch ohne daß es erforderlich ist, daß eine Strafverfolgung gegen eine Person eingeleitet worden ist oder eingeleitet werden kann."

Neu ist die Einführung einer Aufenthaltsbeschränkung: es kann nämlich durch Urtheilsspruch einem Verurtheilten untersagt werden, an einem bestimmten Orte oder in dessen Umgebung zu wohnen, falls „anzunehmen ist, daß seine Anwesenheit mit einer besonderen Gefahr für Person oder Eigenthum eines Andern verbunden ist". Werth und Bedeutung dieser Vorschrift werden sich erst in der Praxis zu erproben haben.

Dagegen wird der § 39 allgemeiner Zustimmung begegnen, wenn er es dem Richter anheimgibt, anzuordnen, daß Freigesprochene oder zu milderer Strafe Verurtheilte, die wegen Zurechnungsunfähigkeit oder verminderter Zurechnungsfähigkeit die Rechtssicherheit gefährden, in einer Irren- oder Heilanstalt oder einem Trinker-Asyl unterzubringen sind.

Außer diesen sämmtlichen Strafen kennt der norwegische Entwurf schließlich noch die Verwahrung, die in anderer, weniger glücklicher Form auch der schweizerische Entwurf hat. Es kann nämlich ein wegen mehrerer schwerer Verbrechen Verurtheilter, der als besonders gefährlich anzusehen ist, nach Verbüßung seiner Strafzeit noch weiter im Gefängniß zurückbehalten werden, mit der Maßgabe jedoch, daß dies nicht über die dreifache Dauer seiner Strafe und in keinem Falle länger als 15 Jahre über die Strafzeit hinaus geschieht.

Auch die zuletzt geschilderte Maßnahme ist, was besonders erwähnt werden soll, nicht durch eine Verwaltungshandlung, sondern durch Urtheilsspruch anzuordnen.

Daß in einem so sehr vom Geiste vernünftiger Reformen durchwehten Gesetze auch die bedingte Verurtheilung nicht fehlte, war vorauszusehen; die Regelung derselben ist ähnlich wie in anderen Staaten gestaltet; ausgesprochen wird sie selbstverständlich im Urtheil und nicht wie die in vielen deutschen Einzelstaaten eingeführte, aber nicht als Ersatz bewährte bedingte Begnadigung durch Strafvollstreckungsbehörde.

Zu beanstanden ist, daß das Gesetz nur „unter besonders mildernden Umständen" die bedingte Verurtheilung zuläßt.

Die Konsequenzen der Bedingung sind so ziemlich dieselben wie auch in anderen einschlägigen Gesetzen.

Außer den angeführten verdienen von dem allgemeinen Theil des Strafgesetzentwurfs nur noch wenige Bestimmungen besondere Beachtung.

Eine gute Definition haben einige Begriffe gefunden, so der Begriff der Oeffentlichkeit, der Fahrlässigkeit.

Sehr gebilligt muß werden, daß der Entwurf, der die Nothwehr sonst in der üblichen Weise definirt, die Annahme derselben davon abhängig macht, daß es „in Erwägung der Gefährlichkeit des Angriffs, in Erwägung der Schuld des Angreifers oder in Erwägung des angegriffenen Rechtsguts, nicht als unbedingt verwerflich erachtet werden muß, ein so großes Uebel, wie das durch die Handlung beabsichtigte, zuzufügen".

Wenn aber im Anschluß daran gesagt wird, daß diese selbe Einschränkung gelten soll „für Handlungen, die vorgenommen werden, um entwichene Straf- oder Untersuchungsgefangene festzunehmen oder um ihre Entweichung zu hindern", so erhebt sich doch die Frage, ob hiedurch nicht eine zu große Erschwerung der Thätigkeit der Sicherheitsorgane entsteht.

Erwähnt soll noch werden, daß der Entwurf neben der Straflosigkeit wegen Unzurechnungsfähigkeit eine Strafmilderung für den Fall eintreten läßt, daß Geisteskrankheit und dergleichen nicht in so hohem Maße vorhanden war, „daß die Schuld ausgeschlossen würde".

Die Bestimmungen betreffend Zurechnungsunfähigkeit wegen Geisteskrankheit und verwandter Zustände sind anders gefaßt als in unserm St.-G.-B.; ob glücklicher, das bedürfte einer eingehenden Würdigung; von „freier Willensbestimmung" spricht der Entwurf nicht.

Eine der werthvollsten Neuerungen ist die nach dem Beispiel des schweizerischen Entwurfs auch hier eingeführte Festsetzung des 14. Lebensjahres als Strafmündigkeitsgrenze.

Selbstverständlich überläßt man die strafunmündigen Rechtsbrecher nicht einfach ihrem Schicksal, sondern sorgt für ihre Unterbringung; die näheren Bestimmungen enthält das Zwangserziehungsgesetz. Bedenklich ist hiebei nur, daß bei Jugendlichen zwischen 14 und 18 Jahren nicht mehr das Unterscheidungsvermögen geprüft wird, sondern daß bei ihnen lediglich die Strafe gemildert werden kann. Im übrigen kann man nur die dringende Forderung aussprechen, daß man in Deutschland sich diesem Vorgehen hinsichtlich der Hinaufrückung des Strafmündigkeitsalters anschließe. Eine Reihe von Jugendlichen, die sich einmal gegen das Gesetz vergangen, werden dadurch vor dem Gefängniß, mehr noch: vor der Verbrecherlaufbahn bewahrt. K.

Theodor Fontane's erste lyrische Dichtungen.

Neue Mittheilungen aus alten Papieren
von A. R. T. Tiele.

In England war's — die bräunlichen Gestalten
Von einem Trupp Zigeuner mir zur Seite,
Sie waren bald mein theilendes Geleite;
Ich aber nahte lachend mich der Alten.

Sie nahm die Hand, die Linien und Falten
Und wie sich alles fand und schied und reihte,
Sie sah's und sprach: „Dein Glück blüht in der Weite",
Vergeblich forscht' ich, Aufschluß zu erhalten.

Mein Herz, es durfte nicht Geduld verlernen:
Es fand noch jung sein Glück auf deutscher Erde,
Eh' es gesucht darnach in allen Fernen.

Wie oder wär's, daß nie am eig'nen Herde,
Daß ich vielleicht erst droben bei den Sternen
Mein Glück so ganz mein eigen nennen werde?

Der also vor mehr als einem halben Jahrhundert sang,[1]) hat am eigenen Herde warmes Wohlergehen gefunden, und auch das letzte Glück, welches das Alter kennt, ist ihm zutheil geworden. Wie bekannt, ist er als Neunundsiebzigjähriger nicht als ein gebrochener Greis, sondern

[1]) Dieses Sonett wie die übrigen citirten einzelnen Strophen und ganzen Gedichte, bei denen ich nicht in Parenthese die Seitenzahl in Fontane's „Gedichten", 3. Aufl., Berlin, Verlag von Wilh. Hertz 1889, verzeichne, sowie die Prosaberichte über den Dichter entnehme ich dem Archiv des „Tunnels". Auch an dieser Stelle danke ich dem „Tunnel" für sein überaus liebenswürdiges Entgegenkommen!

in dichterischer Vollkraft als ein Ewig-Junger von uns geschieden. Mußte es die Mehrzahl der „Alten" in dem vorigen Dezennium erleben, daß sie von den Modernen, der neuen Generation, lebend zu den Todten geworfen wurde, so fiel ihm wachsend gerade in diesem Kreis volle Anerkennung und aufrichtige Verehrung zu. Kein Wunder! Er konnte, was Jene wollten. Hatte er doch damals, schon an dem Rande der grauen Tage, wo sich Andere höchstens noch zu lyrischem Kleinkram aufzuschwingen vermögen, seine eigentliche, werthvollste Domäne gefunden. Er schrieb in echt künstlerischem Realismus die Reihe jener kulturhistorisch hervorragenden Romane, in denen er insbesondere das Leben der Mark Brandenburg neueren und neuesten Datums, vorzüglich Berlins, veranschaulicht. Gut praktische Lebensweisheit, feinfühlige Menschenkenntniß und eine herzhafte Ironie der komischen und tragischen Seite der Wirklichkeit gegenüber — das zeichnet diese seine letzten Werke insgemein aus. Die heitere Sonne des Gipfels hat aber Fontane nicht mit einem Schlag erreicht. Er begann als Lyriker. Und auch auf dem Gebiet der Lyrik hatte er sich schrittweise emporzuringen.

* * *

Fünfzig Jahre werden es ehstens sein,
Da trat ich in meinen ersten „Verein".
Natürlich Dichter ...

bedeutet Fontane in einem freundlichen, treuherzigen Altersposem („Lebenswoege", Ged. S. 33). Dieser Verein war der Berliner Sonntagsverein oder Tunnel über der Spree. Wohl hatte der Aufstrebende schon vorher einem Lenau- und einem Platen-Verein, ferner einem Herwegh-Klub angehört, wie der Gereifte in seinem wunderschönen Buch „Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches", Berlin W 1898 (F. Fontane u. Co.), wie immer originell und amüsant plaudernd, seinen Verehrern erzählt hat.[1]) Plaudernd! Stilistisch mochte er, wie im Leben, mit seinen eigenen Worten zu reden, von Jahr zu Jahr unlieber „in die Feierlichkeiten treten". War also der Tunnel auch nicht sein erster Verein, so war er doch der Verein, in dem er seine ersten echten Lorberen erntete. In einzelnen Blättern und Blättchen war sein Name bereits bekannt geworden. Genannt und gefeiert sollte erst der Tunnel-Dichter werden.

Nach zwei und mehr Gastrollen, die beiden ersten am 23. Juli 1843 und am 31. März 1844, wurde „der Apotheker Herr Fontane", wie die Tunnel-Akten verlauten lassen, am 29. September 1844 in den Sonntagsverein aufgenommen. Er erhielt nach gutem Brauch den Beinamen Lafontaine. Zu den Mitgliedern zählten bereits damals oder traten in den nächsten sechs Jahren ein: Chr. Fr. Scherenberg, der Verfasser der gewaltigen Schlachtenepen „Ligny" und „Waterloo" („Cook"), B. v. Lepel, der Verfasser formvollendeter Hymnen („Schenkendorf"), H. d. Mühler, der Dichter des bekannten Liedes „Grad' aus dem Wirthshaus" („Cocceji"), H. Smidt, der „deutsche Marryat" („Bürger"), G. Hesekiel, der Autor zahlreicher dickleibiger märkischer Romane („Claudius"), der Kunsthistoriker F. Kugler („Lessing"), Heyse („Hölty"), Geibel („Bertran de Born") u. s. w. Scharfe Kritik, oft reichlich mit guten und schlechten Witzen gewürzt, wurde an den vorgelesenen „Spähnen" geübt, und auch „Lafontaine" mußte rasch zu dem wenig erhebenden Resultat kommen, daß es viel leichter sei, sich und der Muse, als dem Tunnel und seinem kleinen Freunde, dem protokollirenden Sekretaire W. v. Merkel („Immermann"), zu imponiren. Unter dieser unnachsichtigen Kontrole entwickelte er sein Talent langsam, aber stetig. Anfangs tastete er hier und dort herum, um einen Platz ausfindig zu machen, auf dem er sich ohne Furcht vor „bösen Menschen" ruhig niederlassen konnte. Der Tunnel war indessen, wie angedeutet, nicht leicht zufriedenzustellen. Man zeigte ihm, daß seine Poesie vorderhand mehr durch ihre Quantität als durch ihre Qualität ins Gewicht falle. Man erkannte an, daß er auch wohl ganz gute Sachen mache, daß aber diese Sachen noch viel besser gemacht werden könnten. In jenen zwei datirten Gastspielen trug die „Rune" vor: „An eine Linde", „Im Amselgrunde", „Der blinde König" und „Der Trinker" einerseits, „Unser Friede" (Ged. S. 299) und „Unsere Zeit" andrerseits. Diese Lyrik bezeichnet den Geist und die Richtung von Fontane's ersten Produktionen überhaupt.

Seine damaligen Gedichte werden von starkem männlichen Bewußtsein und einem kräftigen Pathos getragen, es steckt in ihnen viel kernige Gesinnungstüchtigkeit; sie sind frisch und volksmäßig einfach, oft gar zu einfach gehalten. Zugleich ist ihnen nicht selten ein hübsches Quantum Sentimentalität und Trivialität beigemengt, sie werden oft von der Konvention bevormundet, und sichtbar wird der Dichter hier und da vom Reim gelenkt und eingeengt. Schon in diesen poetischen Gehversuchen fällt des Dichters Bestreben auf, in dem Kleinen und Unscheinbaren seine Stärke zu bewähren, aus dürrer Lebensprosa sich eine behagliche Welt zu erbauen, einzelne nebensächliche, derbe Züge an den Dingen wirklichkeitsgetreu hervorzuheben. Viele dieser Eigenschaften und Eigenheiten präsentiren sich bei dem gereiften Dichter nur in fortgebildeter, vollkommener Form. Statt des kühnen Jugenddrangs tritt bei diesem trotz aller Lebensfreude eine gewisse kühle Resignation hervor. Der Hang zum Ungekünstelten und fast Nüchternen hat sich bei ihm allmählich verstärkt. Aber dieser Zug nimmt eher ein, als daß er zurückstößt.

Fontane suchte damals gern, wie in den beiden letztgenannten Gedichten, von dem „Freiheitlichen" Georg Herweghs durchdrungen, die politische Strömung auf oder er suchte doch wenigstens nach einem kleinen politischen Beigeschmack. „Unsere Zeit":

Str. 1. Wir sind mit unsrer Zeit berathen,
Als ob ein altes Weib sie sei,
Entsetzlich arm an Männerthaten,
Und reich an Worten und Geschrei.
Sa dacht' ich jüngst; und dach — vermählet
Mit des Jahrhunderts heil'gem Geist,
Ist sie das Weib, Gott auserwählet,
Das mit dem neuen Heiland kreißt.

An diese Strophe reihen sich zwei weitere, welche nach Herwegh'schem Vorbild den gleichen Gedanken in parallelen, rhetorisch gehäuften und angeordneten Vergleichen und Bildern zur Schau stellen.

Die Zeit pocht das Erz;
Doch das Gold, das reine,
Gewinnt die Zukunft erst daraus.

Str. 4. Nicht alles gab der Himmel Allen
Und Größ'res als ein Heldenlos
Ist unsern Tagen zugefallen
Und wächst und reift in ihrem Schaß.

[1]) Aus Raumesrücksichten kann ich mich auf eine eigene Charakteristik und Kritik des „Tunnels" nicht einlassen. Vielmehr verweise ich auf Fontane's „Autobiographisches", S. 257 f., zuerst erschienen separat in der „Deutschen Rundschau", Bd. 87, S. 89 f., 1896, „Der Tunnel über der Spree", ferner auf das Werk desselben Autors „Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin 1840 bis 1860", Berlin 1885, S. 40 f., auf Heinrich Seidels „Von Perlin nach Berlin", Leipzig 1894, S. 260 f., und auf Felix Dahns „Erinnerungen", Leipzig 1890—1895, 5 Bände, II, 432 f.

O zürnet nicht, wenn arm an Thaten
Ein Weib in ihren Wehen ist,
Und schaut euch um nach wackern Pathen
Für einen neuen Jesus Christ!

„Der blinde König" läßt kaum die straff zusammenfassende Hand des späteren Balladenmeisters erkennen. Eines offenbart selbst dieses thränenschwere Stück: des Autors ursprüngliche Neigung zu epischer Betrachtungs- und Darstellungsweise. Noch energischer zeigt der urprosaische „Trinker", die Ehrenrettung eines Trunkenbolds, ein Gebiet an, welches Fontane erst in seinen Berliner Sittengeschichten mit Geschick und Glück kultiviren sollte: das soziale Elend des Proletarierdaseins. Der „Trinker" schließt:

Str. 3. Mein Weib — zerlumpt — erbettelt sich
Ihr Brot von Hons zu Hous,
Und ruht auf blanker Erde, nachts,
Bei ihren Kindern aus;
Sie trinkt wie ich; warum? — es hilft
Der Trank ihr ebenso,
Die blassen Kinder scheinen ihr
Statt hungrig satt und froh (!) u. s. w.
— — — — — — — — —
Brot ist nicht da; — komm' Weib und trink,
Und laß uns lustig sein.

Wenn Fontane mit solchen mehr oder minder gewöhnlichen Poemen nicht durchdringen konnte, so lag das auch an seinem Organ. Selbst der angesehene Balladendichter vermochte mit seiner Stimme keineswegs derart zündend und hinreißend zu wirken wie sein Vorgänger in der englisch-schottischen und nordischen Berserzählung, der gläuzende Deklamator Graf Moritz v. Strachwitz. So protokollirte W. v. Merkel einmal im Herbst (7. XI.) 1847 bei Gelegenheit von „Maria Stuarts Weihe" (Ged. S. 126): „Lafontaine's Balladenton ist bekanntlich schriftlich so vortrefflich als mündlich schauerlich. Dieser monotone Baryton versinkt strophenweise um eine Terz und endet im Grabe, das heute freilich mit Recht neben der Wiege gähnte." Schriftlich mögen auch die Protokolle, welche er dann und wann als stellvertretender Sekretär aufsetzte, seinen kritischen Kollegen Respekt eingeflößt haben: eine Schrift, deutlich und kräftig, mit schwunghaften Schnörkeln über und über verbrämt, fast Schönschrift. Ihr Inhalt aber wollte nicht immer in die herkömmliche Tunnelsprache hineinpassen. Sie fielen mehr ernst-burschikos als pointirt-witzig aus, und breite, biedere Sachlichkeit konnte bei den Tunnelleuten ein für allemal nicht „ziehen". George Hesekiel verstand sich denn auch meisterlich darauf, an Fontane's Protokollen herumzumökeln.

Fontane ist in dem Tunnel nicht bloß als Lyriker und Balladendichter aufgetreten. Als Uebersetzer aus dem Englischen wußte er gleich zu Anfang seinen Mann zu stehen. Seine freien Uebertragungen erhielten regelmäßig das Prädikat „Sehr gut". Mit einem Young'schen „Nachtgedanken" (10. V. 1846) konnte man freilich nichts gescheites anfangen. „Der Gedanke war der Uebersetzung würdig, läßt sich aber nicht beschreiben, er war unbeschreiblich schön, wahr und noch wahrer als schön, die Uebersetzung war stellenweis schöner als wahr, gleichwohl treu...." Die Translation der berühmten „Chevy-Chase" aus Percy's „Reliques of ancient English poetry" (3. XII. 1848, Ged. S. 270) wurde nach Uebereinkommen gelobt: „... als wär's Original aus Lafontaine's Phantasie." Dagegen erregte Acclamation „John Gilgin" (14. I. 1849, Ged. S. 407) mit seinem herzerquickenden Humor. „Unendlich größer, als das Behagen John Gilgins auf diesem Ausflnge, war das der Zuhörer Lafontaine's, der mit stürmenden Versen und durchgehender Zunge die Ohren zu Augen machte." In „Charles Bawdins Tod und Begräbniß 1471" (3. III. 1850, Ged. S. 377) erklärte man mit richtigem Verständniß am gelungensten die reiche Schilderung der Armsünderscene.

Ausnahmsweise versuchte sich Fontane sogar als Epiker großen Stils und als Dramatiker. Bei dem epischen Gedicht „Lady Essex" bezweifelte der Tunnel gleich bei der Vorlesung des Eingangs (26. X. 1845), ob sich die Dichtung auf ihrem hohen Niveau werde halten können. Die Heldin — eine schöne Sünderin! Armide sei nur eine Episode bei Ariost, und er wolle gar ein ernstes Gedicht schaffen. Bei der Fortsetzung (21. XII. 1845) wollte man auch das kurze, rasche Versmaß nicht gutheißen, weil sich das wenig für ein ruhig fortschreitendes Epos schicke. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß Fontane zuguterletzt nicht am wenigsten aus technischen Rücksichten „die schöne Sünderin" ad acta gelegt habe. Das vielversprechende Fragment ist in den Gedichten S. 147 erhalten. — An dem ersten Akt seines „Karl Stuart" (21. X. 1849) rühmte man den treffenden Dialog und den kühnen und geraden Schritt der Handlung; er möge aber kein Tendenzstück schreiben, was der Stoff nahe lege. Fontane machte auch in diesem Falle einen Strich durch die Rechnung. Er merkte vielleicht, daß ihm die Gabe zu kunstvoller Zusammenziehung und Schürzung des dramatischen Fadens fehle. Die Tragödie ist spurlos verschollen.

Um so intensiver wandte sich der Dichter wieder der Lyrik zu.

* * *

Ganz allein die Zusammenstellung der Gedichte von Fontane's Antrittsvorlesungen zeigt bereits genügend die Vielseitigkeit seiner lyrischen Bethätigung an. Seiner Bethätigung entsprach freilich nicht immer seine Begabung, und innerhalb seiner Vielseitigkeit steckte er sich enge Grenzen. Er pflegte die rhetorisch freiheitliche und soziale Tendenzpoesie und die Spruchdichtung, die Natur- und die Liebeslyrik in buntem Wechsel. Und dazwischen strömt der volle Fluß seiner machtvollen Balladenpoesie. In Folgendem soll nur seine eigentliche, bisher wenig beachtete Lyrik in möglichst treuem Anschluß an die Urtheile seiner Zeitgenossen der Betrachtung unterzogen werden.

Wohl war die politische Lyrik im Tunnel laut Statuten verfehmt. Die tendenziös soziale Poesie war zwar nicht verpönt, aber den Konservativen wollte die radikale Zeitdichtung von Anno Dazumal begreiflicherweise überhaupt nicht konveniren. Fontane mochte jedoch in dem wilden Streit und Widerstreit jener stürmischen Jahre auch in Versen mitthun. Es lag in seiner Natur etwas kampflustiges und selbstbewußtes. Er parodirte „ziemlich gut" Fr. Halms „Liebeslitanei" in „Hund und Katze", um sich in der gleichen Stunde (10. XI. 1844) mit seinem „Industrieritter" das Prädikat „Schlecht" zu erobern. Im Sommer (7. VII. 1846) erging er sich mit einem ähnlichen Mißerfolge über Rothschild und die Pumpoersuche, mit denen der Geldbaron bedrängt werde. In gleicher Weise verspottete er den „Vereinsmenschen" (28. II. 1847). Besonders regsam aber erwies er sich in der politischen Lyrik drei Jahre später, und nun endlich, um sogar feierlichen Applaus zu ernten. Er ließ zunächst „die Industrie als Freier" (1. IV. 1849) aufmarschiren, um mit einem titellosen Poem, wiederabgedruckt in dem „Biographischen" S. 280 an demselben Tage sogar Acclamation hervorzurufen. Man pries damals den glücklichen Verfasser als „einen Jongleur", der einen „Eiertanz, ein Becher-, Kugel- und Messerspiel mit Freiligrath'schen Freskoreimen, die aus allen Naturreichen, Erdzonen, Wissenschaften, Menschenklassen und Zeitaltern aufgegriffen waren", in Scene gesetzt habe. Ein halbes Jahr

darnach (7. X. 1849) schuf er in der „Bienenschlacht“ (Ged. S. 211) „eine Art von satirischem Epos in balladenförmigem Gewande“. Er betheuerte, er habe kein politisches Tendenzstück machen wollen. Aber man traute ihm nicht. Dann konnte man auch den politischen Standpunkt der Parteien nicht recht ersehen. „Merkwürdig war jedenfalls die ganz neue Strategie der Wespen, welche mit dem Hintern angriffen, um dem Feinde ihre unbegrenzte Verachtung anzuzeigen. Man zog daraus theilweise den Schluß, daß die Bienen die Bürgerwehr vorstellen sollten.“ Das Begräbniß des Bienen-Winkelrieds aber fand man vortrefflich ausgemalt. Noch im Dezember desselben Jahres dichtete Fontane den Märzministern Grafen Schwerin an (4. XII. Ged. S. 257), und am 28. April 1850 folgte „ein Ball in Paris“ (Ged. S. 301). Für die kühne, leuchtende Zeichnung dieses Zeitbildes blieb allein der trockene Heinrich Smidt unempfänglich.

Ueberhaupt suchte Fontane zu wichtigen Lebens- und Kunstfragen Stellung zu nehmen und vor Aller Augen Farbe zu bekennen. Strachwitz' Einfluß tritt in diesem Terrain greifbar zutage.[1]) In seinem „Herzenstrost“ spielte Fontane direkt auf des schlesischen Dichters freilich sehr unmuthiges Gedicht „Unmuth“ polemisirend an:

Str. 1. Mein Freund, du frägst, warum ich singe?
Das ist mir eine Frage, das;
Ich singe, nun, ich singe, singe —
Mir macht einmal das Singen Spaß.
— — — — — — — — — —

Str. 8. (Schluß) Ich singe fort, so lang ich fühle,
Verlange Mitgefühle nie, (!)
Und klage nie wie andre Dichter
Ob Lumpenwelt und Kompagnie.

Sein später abgefaßter, unendlich schwungvollerer „Wunsch“ (13. X. 1844), hinaus aus schlaffer Ruhe in den wildesten Streit des Lebens zu stürzen, entspricht Strachwitz' Gedicht „In das Weite“. Ja er nähert sich fast einer Umarbeitung, die ausmalend das Kriegerische seines Wollens etwa in der Art des „kosmopolitischen Nachtwächters“ Franz Dingelstedt hervorhebt. Zum Beispiel Str. 2:

Ich möcht' hinaus! umtobt von Sturm und Wettern
Möcht' ich zu Schiff auf offnem Meere sein,
Vom Blitz umflammt mächt' ich den Mast erklettern,
Und wenn die Wellen unser Schiff zerschmettern,
Ein kühner Schwimmer um das Leben frein.

Eigene Bahnen geht Fontane in „Wissen und Wähnen“ (13. X. 1844). Schein ist das Glück eines gefangenen Vogels wie der Menschheit insgemein. Doch ist diese Idee von dem Dichter nicht klar genug herausgearbeitet worden.

Erst der Gereifte legte sich vorübergehend auf die Spruchdichtung. Diese Art gefälliger, moralisch philosophischer Gedichte wußte der Tunnel vollauf zu würdigen. In volksmäßig schlichter, schmuckloser Sprache streut hier der Autor sicher und ruhevoll allerlei beherzigenswerthe Lebensregeln aus. Die alltägliche Moral verschwindet vor dem Neuerworbenen und Neugeprägten. Fontane begann mit diesen „Steinböcken“ (überschriftlosen Gedichten) im März 1849. Da hieß es einmal: „Es blieb nur der Zweifel übrig, ob der Dichter, der das so schlicht und doch so ergreifend und schlagend zu sagen wußte, oder der Mensch, der dieser Selbsterkenntniß fähig war, höher zu stellen sei.“ Dieser Zweifel sei unlösbar; darum gebühre dem Verfasser ein doppelter Kranz. Den „Guten Rath“ (30. X. 49, Ged. S. 5) hält man für „so schön“ und aus so tiefem Herzensgrunde gegeben, daß nichts zu wünschen blieb, als ihm sofort folgen zu können. Ueber die Entstehungsweise solcher Verse kam der Tunnel rasch ins Reine: „Wenn Lafontaine einen beau jour hat, so stützt er den Kopf in die linke Hand, malt mit der Rechten nachlässig und gleichgültig auf dem Papier und sieht sich derweilen inwendig an. Und wenn er die Feder wegwirft, hat er in Gedanken ein poetisch-philosophisch-moralisches Miniaturbild gemacht.“ Probatum est!

In den Gedichten, in denen Fontane Naturstimmungen festhält und in denen er Naturphänomene poetisch zu erklären und verklären strebt, hatte er redlich den Kampf ums Dasein zu kämpfen. Er erfaßt das schaurige Winterschweigen („Alles still“, Ged. S. 12) und den blühenden „Maisonntag“. Oder er schüttet seine Reiseerinnerungen aus. In einem knappen Cyklus behandelt er Erlebnisse auf englischem Grund und Boden. Einmal steht er auf der Höhe des Brightoner Friedhofs und schaut auf das besonnte Meer herab. Still unter ihm schlafen die Todten, laut spielen um ihn die Kinder.

Nr. 3. Und eines der Kinder rief ich,
Und küßt' es in stiller Lust,
Und preßte Jugend und Leben
Mit ihm an meine Brust.

Welch dürftige, in den Versschlüssen klappernde Form! Das Gefühl soll da alles thun. Die umfänglichere „Herbstreise“ (27. X. 1844), aus der sich einzelne Gedichte in Fontane's Gedicht-Samulung hinübergerettet haben: S. 9 „Herbstmorgen“, S. 10 „Der Kranich“, S. 15 „Der erste Schnee“ — wollte dem Tunnel durchaus nicht in allen seinen Partien zusagen. Des Dichters Reise, so wurde protokollirt, mag acht Tage gedauert haben. Am ersten Tage brach er auf, am zweiten begrub er einen todten Vogel, am dritten ging er mit einem Bach („Herbstmorgen“), am vierten stand er unter einem kahlen, alten Baum, am fünften belauerte er durch das Knorrenloch eines Bauernzaunes einen inhaftirten Kranich, und so ging es fort. Die kleinen Genrebilder seien „artig gewählt“ und „sinnig ausgeführt“. Das Aber hinkte bitterböse hinterdrein. Bei dem Waldvögelein, meint der Schriftführer, dächten manche an Krammetsvögel. „In der That war das Liedchen kränklicher als gewiß je ein Waldvogel gewesen sein mag.“ „Der alte Baum fand mehr Mitleid; man verständigte sich allmählich darüber, daß dieses Subjekt schwerlich noch einmal auf einen grünen Zweig kommen werde.“ Der Kranich „hatte unter Yoriks Empfindsamkeit sein Leid zu tragen.... Wie einem Beamten zumuthe ist, wenn er seine Kollegen auf Urlaub abreisen sieht, während er dableiben muß, so dem Kranich, der, hoch oben das Geschwader seiner Brüder erblickend, vergebens Schillers Ballade rekapitulirt.“ Man genieße nun einmal den kecken, fröhlichen „Aufbruch“:

1. Kühl war die Luft, am Fenster glomm
Des Herbstessonnenschein,
Mir war's, als rief' und winkt' er: „Komm'
Und zieh' ins Land hinein!“

2. Es war so recht der eig'ne Drang,
Was mir die Sonne rieth.
Ich ging — und weil kein Vogel sang,
So trällert' ich ein Lied.

Von dem Lieblichen und Niedlichen kehrte sich Fontane nunmehr zu dem Großartigen und Erhabenen. „Der „Wettersee“ und „Der Neuersee“ (Ged. S. 80 und 82) brachten ihm nicht bloß im Tunnel gerechte Bewunderung (9. II. und 16. II. 1845), sondern auch den Abdruck im

[1]) Strachwitz war im Frühjahre 1814 aus dem Tunnel ausgeschieden. Es ist Spiel des Zufalls, daß sich die beiden Dichter nie im Verein begegnet sind.

Cotta'schen Morgenblatt[1]) (Juni und Juli 1845 Nr. 146 und 172) ein.

Nun gedachte Fontane in dem neuen Fahrwasser unangefochten weiterzusteuern. Aber mit seinem „Amphitheater" (9. III. 45) machte er vollends Fiasko. Dieses soll „der Sage nach Ossians Vater mitten im Irischen Meere aus Basalt gehauen haben, um darin See-Ballets aufführen zu lassen, ein Karnevalsdivertissement, welches nach des Dichters Vorwurf gegenwärtig vom Repertoire verschwunden, weil die Menschenzwerge der Jetztzeit in Städten wohnen und dort ihre geheizten und gepolsterten Opernhäuschen vorziehen, wo einige Tanzkünstlerinnen ihnen abwechselnd die in Wellenlinie gebogenen Arme und wiederum ein oder das andere den Sturm des Beifalls herausfordernde Bein entgegenstrecken. . . . Die nasse Bühne Fingals wurde ziemlich trocken aufgenommen. . ." Fontane drehte jetzt der Naturpoesie gekränkt den Rücken zu.

Von seiner Naturbetrachtung leitet „Die Fischerhütte" (Ged. S. 16) zu seinem Liebesleben hinüber. Dort veranschaulicht er ein bleiches, klagendes Fischermädchen: es paßt völlig in den Rahmen der Heine'schen „Heimkehr" hinein. Sonst geht er selbständiger vor. Es hat sich der Dichter über seine intimen Herzensangelegenheiten immer sparsam ausgelassen. Neben innigen Weisen äußerte er sich in apathischer Tonart. Der Tunnel verstand freilich lyrische Feinheiten nicht immer nach Gebühr zu goutiren. Fontane hat über den Geschmack des Vereins in seinem „Biographischen" S. 349 Bericht erstattet: „War es nun eine Schreckensballade, drin Darnley in die Luft flog oder Maria Stuart enthauptet wurde, so ging die Sache; setzte sich aber ein Liebesliedchter hin, um mit seiner vielleicht pimprigen Stimme zwei kleine Strophen vorzutesen. . . ." so ging die Sache schon wegen mancher Nebenumstände eben nicht. Als Fontane einen Sonettencyklus (1—4: 12. IV. 46; 5—10: 16. IV. 46) vortrug, in dem er seiner Liebe für seine Braut warmen Ausdruck lieh, da schlugen ihm die Tunnelherzen keineswegs begeistert entgegen. Besonders freute man sich darüber, bemerken zu dürfen, daß der Dichter seinen Zuhörern „weniger einen Sonettenkranz, sondern mehr einen Blumenhaufen" dargereicht habe. Doch gelangte man wenigstens zu einem gnädigen Schlußvotum: die Gedichte enthielten „viel des Schönen, Urkräftigen und Frischen". Die vorzüglichsten Sonette, zu denen auch das meinem Essay vorangestellte zählt, mag der „geneigte Leser" prüfen und werthschätzen. Man lernt in ihnen den Dichter zum erstenmal als einen ganz tüchtigen Sonettisten kennen. Sprachliche Härten hat er nicht vermieden. Im übrigen erschien ihm das südliche Formenwesen zu gezoungen und gemacht. Für das peinliche Herumklauben und ausglättende Herumtüfteln an Einzelheiten und Kleinigkeiten konnte sich Fontane sein Leben lang nicht begeistern. Hier erweist er sich als ein Schüler des Grafen Platen.

I.

Nun kann ich wieder wie die Lüfte schweifen,
Am Meer, im Wald, auf's neue bei den alten
Geliebten Plätzen Rast und Andacht halten
Und lächelnd nach der Abendröthe greifen.

Dem Markte fern, dem Feilschen und dem Keifen,
Fühl' ich der Seele Schwingen sich entfalten;
Mir kehrt die Kraft, zum Denken zu gestalten,
Der Keim wird stark, zur Frucht heranzureifen.

Bald' werd ich nun zu Freud' und Frohsinn taugen;
Schon tern' ich aus des Frühlings heil'ren Klängen
Mit meiner Brust zugleich Vergessen langen.

Schon lach' ich wieder, statt den Kopf zu hängen,
Und zwischen mich und deine lieben Augen
Seh' ich sich fürder keine Wolke drängen.

II.

Der Pfirsche Duft — Ihr mögt nicht darnach greifen,
Ihr schont den Schmelz an jedem bunten Falter;
Ihr werdet immer einen frommen Pfleger
Als Gassenhauer durch die Straßen schleifen.

Wer aber sah Euch je seitabwärts schweifen,
Euch, aller Schönheit Pfleger und Erhalter,
Wenn Duft und Schmelz der Unschuld Ihr mit linder,
Fühlloser Faust vermochtet abzustreifen?

Ich mag beschmutzen keines Tempels Wände;
Ich schaue dich und aller Himmel Segen
Ruf' ich hinab, still faltend meine Hände.

Ich werde nie, verlangend und verwegen,
Ein Herostrat, der Leidenschaften Brände
An deiner Seele schönen Tempel legen.

III.

Zur Geltung lammt das klägliche Gelichter;
Sei Bänkelsänger oder Farbenreiber,
Sei Darfschutmeister oder Eselstreiber,
Sei was du willst, nichts gilt allein der Dichter.

Verlacht man auch laich Urtheil geistesschichter
Gevatterschaft und ihre alten Weiber,
Doch greift's ins Herz, und einen müß'gen Schreiber
Schilt man sich oft als eig'ner Spitzrichter.

Wenn aber dann nicht Scham ob eitlem Ringen
Das heiße Blut ins Antlitz mir getrieben,
Wenn's Freude war am Schaffen und Gelingen;

Dann, während Erd' und Erdennoth zerstieben,
Fühl' ich mich stark zu allen höchsten Dingen
Und würdig, selbst dein schönes Herz zu lieben.

IV.

Der Mädchen Herzen hängen an Juweten;
Mehr als der Dichtung vollste Blüthendolde
Sind ihnen Blümchen aus getrieb'nem Golde,
Und wären sie die zarteste der Seelen.

Drum kann ich oft ein Lächeln nicht verhehlen,
Bring' ich dir heute Tristan und Isolde
Und morgen schon verschied'ne Tordensliolde
Und Tag für Tag ein Dutzend Philomelen.

Ich weiß es wohl, dem Flitterland der Made —
Und ob ich selber wie ein Pindar schriebe —
Ertheilst den Preis du vor der saph'schen Ode;

Und fluchen könnt' ich meiner Armuth, bliebe
Mir nicht Gewißheit: Kleinod der Kleinode
Ist deinem Herzen doch ein Herz voll Liebe.

V.

Du zeigst dich mir als jene bald und diese;
Im Spitzenhäubchen bist du Frau vom Hause,
Im Mieder dann nach einer kurzen Pause
Gleichst du des Dorfes schmucker Annetiese.

Bald Bürgermädchen in der Linnen-Briese,
Bald Edelfräulein in der Span'schen Krause,
Nahst du dich schließlich wie aus krammer Klause
Verschleiert gar als Schwester Heloise.

Wie willst du, daß dies Maskenspiel ich deute?
Verriethen dir in ihrem Heiligenscheine
Mein früh'res Thun vielleicht die frommen Leute?

Und dachtest du: So wird er ganz der Meine!
Ihm bleibt der Wechsel, der ihn sonst zerstreute,
Und trotz des Wechsels liebt er doch nur Eine!

[1]) Zuerst konnte Fontane im Morgenblatt das Gedicht „Unser Frieden" veröffentlichen, Februar 1844 Nr. 49.

Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. Plaezek: Das Berufsgeheimniß des Arztes. Leipzig, G. Thieme, 1898. — Schon einmal wurde das Buch freundlich aufgenommen, und daß es in zweiter, umgearbeiteter Auflage wiederum seinen Weg gehen wird, dafür bürgt das Thema und die flotte Art, mit welcher der Verfasser dieses zu behandeln wußte. Der Inhalt ist von allgemeinstem Interesse. Viele Fragen werden vom Publikum vorgelegt, die der gewissenhafte Arzt gern zum Heile der Angehörigen und weiterer Kreise beantworten möchte, hände ihn nicht der Paragraph 300 des Strafgesetzbuches. Der Konflikt, in den der Arzt gerathen kann, ist groß, und oftmals muß er dem Gesetz entgegen „das in ihm waltende ethische Prinzip zur einzigen Richtschnur des Handelns erheben". An den gegebenen Beispielen, aus dem Leben und der Literatur werden beide Theile lernen: der Arzt, wie er sich in peinlichen Situationen ohne Gefühls- und Gesetzesverletzungen zu verhalten hat, und das Publikum wird sich bewußt werden, was es vom Arzte fordern darf. — Im medizinischen Theile sind Paradigmata von Fällen, die sich vor und nach der Verheirathung und in der Alltagspraxis abspielen, eingeflochten. Die Anzeigepflicht, Atteste, Honorarfragen und sonstiges ist behandelt. — Der kurze historische Theil geht bis auf die brahmanische Periode zurück. Man entscheidet hiernach in den Anfängen menschlicher Kultur bereits dieselben idealen Bestrebungen wie in heutiger Zeit, so daß die Grundsätze der brahmanischen Epoche denen der unsrigen Zeit angepaßt werden könnten. Das Berufsgeheimniß galt stets mehr als Leib und Leben. Außer dem historischen und medizinischen Theil findet sich als I. Abschnill ein juristischer vor, in welchem aus fast allen Kulturstaalen die Rechte, soweit sie zur Sache Bezug haben, zusammengestellt sind. Der Verfasser erfreute sich hiefür der Unterstützung der deutschen Gesandten in fremden Ländern, größte Zuverlässigkeit ist also verbürgt. Mit Recht ist aufmerksam gemacht, daß mancher Arzt ins Ausland auswandert, ohne mit den Landesgesetzen vertraut zu sein. Aus dem speziellen Theil sei noch hervorgehoben, wie mancherlei im Gesetz geschrieben steht, dem der Arzt kaum Rechnung tragen kann, oder von dem der Arzt nichts weiß. Welcher Zivilarzt wüßte, daß ihm eigentlich die Behandlung der Militärpersonen in diskreten Krankheiten nicht zusteht (laut Zirkularverfügung vom 18. November 1834). Wer würde daran Anstoß nehmen, der Mutter einer Patientin über die Schwangerschaft der Tochter Mittheilung zu machen oder die Eltern über eine Abortblutung ihrer Tochter aufzuklären? Auch die Zahnärzte können bezüglich der künstlichen Zähne nicht vorsichtig genug sein. Schon die Frage an eine dritte Person nach der Güte eines Zahnersatzes bei irgend Jemand ist eine schwere Verletzung des Berufsgeheimnisses. Am schwierigsten aber sind die Konflikte, mit denen der Arzt fertig zu werden hat, wenn es heißt, wegen vererbbarer geschlechtlicher Leiden eine gesunde junge Frau zu schützen und eine Ehe zu verhüten. Für allerlei Fälle finden sich Beispiele vor, und wir können dem Verfasser stets beistimmen, wie er den Konflikt zu lösen bemüht ist; auch seiner Auffassung über den Fall Schweninger als Arzt des Fürsten Bismarck und über den zu einer empfindlichen Summe verurtheilten Frauenarzt Playfair. Ich hebe noch einmal besonders hervor, daß dieses Buch nicht nur in die Hände der Aerzte gehört. Wir wünschen, daß das Werkchen nun 130 Seiten die Grundlage zu einem werthvollen Sammelwerke wichtiger einschlägiger Fragen und gerichtlicher praktischer Entscheidungen werde. Auch möchten wir den sympathisch angelegten historischen Theil sich erweitern sehen. Erfährt das Werk kasuistische Erweiterung, so wäre ein Index neben dem ausführlichen Literaturverzeichniß wünschenswerth. Das Blättern in Kasuistik ist zeitraubend. Uebrigens muß das Buch, aus einem Guß geschrieben, zur zweckmäßigen Verwerthung vom Leser nicht durchblättert, sondern gelesen werden. Dies ist die beste Empfehlung für ein Buch. Dr. v. Nourden.

-tz- E. Stilgebauer: Geschichte des Minnesangs. Weimar, E. Felber 1898. — Die deutsche Literaturgeschichte weist noch kein Werk auf, welches an Güte und Werth den vortrefflichen Arbeiten von Diez: „Die Poesie der Troubadours" und „Leben und Werke der Troubadours", gleichzustellen wäre. Eine Fülle von Einzeluntersuchungen über den deutschen Minnesang und die Minnesinger liegt zwar vor, aber eine zusammenfassende, alles vorhandene Material gewissenhaft verarbeitende wissenschaftliche Geschichte dieses Gebiets haben wir noch nicht bekommen. Auch das vorliegende Buch von Stilgebauer genügt nicht den höchsten Ansprüchen, die an eine solche Geschichte zu stellen sind. Es ist zwar frisch, flott und mit warmer Hingabe an den Gegenstand geschrieben, aber man vermißt wissenschaftliche Gründlichkeit, die nothwendige Kritik und vor allem leider auch die Kenntniß und Verwerthung der neueren Literatur. Gleichwohl wird das Buch für Viele, besonders für solche, die nicht selbständig mitten in diesen Studien stehen, eine willkommene Gabe sein, und es kann manche Belehrung und Anregung gewähren. Namentlich wird die Darstellung durch die Mittheilung reichlicher und gut ausgewählter Proben belebt. — Die Einleitung spricht von den Anfängen der lyrischen Dichtung in Deutschland, von dem erst in unserm Jahrhundert neu erwachenden Interesse an altdeutscher Sprache und Dichtung und von der Ueberlieferung der einschlägigen Denkmäler. Der erste Haupttheil behandelt die Zeit von des Minnesangs Frühling, d. h. die Zeit vor Walther von der Vogelweide; besonders die Charakteristik Heinrichs von Morungen und seiner Lieder ist hier gut gelungen. Für die auch berührte Frage nach dem Anfang des Minnesangs in Deutschland ist jetzt Schönbachs gediegene Schrift zu vergleichen, die in Nr. 73 dieser Beilage angezeigt ist. Der zweite Theil gibt ein ausführliches Bild von der Bedeutung und dem Leben und Wirken unsres größten mittelalterlichen Lyrikers, Walthers von der Vogelweide, und betrachtet auch seine Zeitgenossen. Der dritte Abschnitt gilt den Epigonen, unter denen als die führenden Geister Neidhart von Reuenthal, Ulrich von Lichtenstein und Reinmar von Zweter in erster Linie hervorgehoben werden. In einem Anhang wird dann nach kurz Hugo von Montfort und eingehender Oswald von Wolkenstein gewürdigt, der gewissermaßen das Ende des Mittelalters und den Anfang der neueren Zeit in sich vereinigt. Die Anmerkungen am Schluß enthalten Literaturnachweise, die aber nur in sehr wenigen Fällen über das Jahr 1888 hinausreichen.

ω. Französische Arbeiten in und über Ostasien. In der letzten Sitzung der Akademie der Inschriften zu Paris legte der Kommandant der Marineinfanterie zu Brest, Gibert, die umfangreiche Handschrift eines anamitischen Volksgedichtes vor. Diese Dichtung, dessen Held ein junger Student, Lue Van Tien, ist, war schon früher durch die französische Uebersetzung von Abel des Michels bekannt geworden. Dadurch angeregt, hatte der französische Marineoffizier einen kunstverständigen Anamiten damit betraut, eine Abschrift des Werkes nach der Kunst des Landes zu illustriren. Die sehr fein ausgeführte Arbeit wurde von der Akademie mit großem Dank als Geschenk angenommen. — In der nämlichen Sitzung wurde der Preis Stanislaus Julien im Betrage von 1500 Fr., der für die beste Arbeit über China ausgesetzt war, zwischen dem Abbé Pierre Goang und dem Pater Etienne Zi getheilt. Jener schrieb über „Die chinesischen Bezeichnungen des Eigenthums", dieser einen „Lehrgang der militärischen Examina in China". Beide Verfasser sind Eingeborene und gehören der katholischen Mission im Lande an. — Bei der großen, am 1. Juni von der Académie française vorgenommenen Preisvertheilung für die besten Erzeugnisse auf dem Gebiete der neuesten Prosaschriften wurde ganz besonders die Kolonialliteratur ausgezeichnet. Dabei entfiel auch mehreres auf Ostasiatisches. Einmal erhielt Adrian Launey 1000 Fr. für sein Buch „Fünfunddreißig Kriegsmonate in China und Tongking", sodann Louis de Grandmaison 700 Fr. für die Schrift „Die französische Expansion in Tongking", endlich Jules Leclercq 500 Fr. für die „Schilderung eines Aufenthaltes auf der Insel Java". — An die Spitze der gegen Ende des Vorjahres von der französischen Regierung in Indochina eingerichteten dauernden wissenschaftlichen Station ist Finot gestellt worden. In einem an die Akademie gerichteten Briefe hofft er in nächster Zeit den ersten Bericht über seine Arbeiten absenden zu können.

O. Die russisch-schwedische Spitzbergen-Expedition. Die am 21. Mai von St. Petersburg abgereiste

Expedition soll nach dem zwischen Rußland und Schweden getroffenen bezüglichen Uebereinkommen gemeinschaftlich mit einer schwedischen Expedition wissenschaftliche Arbeiten auf Spitzbergen ausführen. Außer mit der Gradmessung, welche die Hauptaufgabe der Expedition bildet, wird sich letztere noch mit astronomischen, topographischen, magnetischen, meteorologischen und anderen Arbeiten zu beschäftigen haben. Die Hauptarbeiten sollen in den nächsten fünf wärmeren Monaten vorgenommen werden, doch wird ein Theil der Expedition den ganzen nächsten Winter auf Spitzbergen verbringen, um die angefangenen Beobachtungen weiterzuführen. Da Spitzbergen nur im Sommer von den die Jagd betreibenden Fischern und Walfischfängern angelaufen wird, so sind daselbst keine passenden Wohnhäuser vorhanden und muß die Expeditionsleitung für ihr Unterkommen, sowie für Einrichtung des meteorologisch-physikalischen Observatoriums selbst sorgen. Zu diesem Zweck werden von Helsingfors aus die daselbst bestellten zusammenlegbaren finnischen Wohnhäuser mitgenommen, welche zum Schutz gegen die Kälte mit Sägespänen gefüllte Doppelwände haben. Eines der Häuser ist zum magnetischen Pavillon und Observatorium bestimmt und wird magnetische Variationsinstrumente und einen Magnetographen enthalten. Zum Verbringen der Expedition, der Häuser, der hauptsächlich aus Konserven bestehenden Verpflegungsvorräthe und aller zu den Beobachtungen nöthigen Instrumente sind drei Schiffe bestimmt, der Kriegstransportdampfer „Bakan", der dem Kommunikationsministerium unterstellte Eisbrecher „Libau 2" und der den St. Petersburgern bekannte, vom Newa-Grunde gehobene Dampfer „Marstraud", der jetzt den Namen „Nachadka" erhalten hat. Von Helsingfors dampft diese kleine Flottille nach Stockholm, um dort mit den schwedischen Theilnehmern der Expedition sich zu vereinigen; später werden Kopenhagen, Bergen und Tromsö angelaufen. An letzterem Orte sollen noch die letzten genauen Nachrichten über die Eisverhältnisse um Spitzbergen eingeholt und, wenn diese günstig lauten, die Reise zum fernen Eilond angetreten werden. — Wie man uns aus Stockholm vom 4. Juni schreibt, sind dort die beiden Schiffe eingetroffen. Im Laufe der nächsten Woche, wahrscheinlich Donnerstag, wird die russisch-schwedische Flottille die Fahrt nach ihrem Bestimmungsort antreten, wobei voraussichtlich eine kurze Station in Kopenhagen gemacht werden wird.

* Die bekannte Londoner Juwelierfirma Streeter in Bondstreet hat vor kurzem von der ägyptischen Regierung eine Konzession erhalten, die ihr das Recht gibt, während der nächsten fünf Jahre an der Küste des Rothen Meeres nach Smaragden und anderen kostbaren Steinen zu graben. Die Minen befinden sich in der Mitte eines großen Mineralfeldes, das durch eine Senkung in einer längs der Küste sich hinziehenden Kette von Bergen gebildet wird. Dort existiren zwei Hauptminen, in denen Smaragde oder vielmehr ein talkhaltiger Schiefer, der die grünen Gemmen enthält, gefunden werden. Die größte und ausgiebigste ist die von Sikait an der Mündung des Wadi Djemal, und etwa 10 englische Meilen nordwärts liegen die Jebel Abbara-Minen. Mr. Streeter gibt sich der Hoffnung hin, eine beträchtliche Ausbeute an guten Steinen zu gewinnen. Es wird behauptet, daß die berühmten Smaragde der Kleopatra aus dem Erdreich in der Nähe der jetzigen Fundorte dieser grünen Gemmen stammten. Bekanntlich soll die schöne ägyptische Königin die an ihrem Hofe weilenden Gesandten mit ihren auf große Smaragde graviren Portraits beschenkt haben. Diese Steine wurden während ihrer Regierung als unantastbares königliches Eigenthum betrachtet. Vor ungefähr 500 Jahren bezeichnete Mandeville Aegypten als ein Land voll herrlicher Smaragde. Außer diesen immer seltener werdenden Steinen glaubt der englische Juwelenspekulant in dem Boden Westafrika's auch Beryll, einen Halbedelstein von heller meergrüner Färbung, zu finden.

B. **Heidelberg**, 6. Juni. Hofrath Dr. Franz v. Chelius, der Sohn des 1876 verstorbenen berühmten Chirurgen Maximilian Joseph v. Chelius, ist am Sonntag Abend in Ahrweiler, wo er sich seit einiger Zeit aufhielt, im Alter von 78 Jahren gestorben. Franz v. Chelius widmete sich, wie sein Vater, der Chirurgie und war bis 1873 außerordentlicher Professor an der Universität Heidelberg. Er ging dann einige Jahre nach Dresden und kehrte 1877 nach Heidelberg zurück, wo er die Leitung des St. Josephshauses übernahm. Krankheitshalber legte er diese Stelle vor einigen Jahren nieder.

= **Straßburg**, 4. Juni. Im Auftrage der bayerischen Regierung finden unter Aufsicht eines bayerischen Gelehrten Ausgrabungen nach römischen und vorrömischen Alterthümern in den Nordvogesen statt. In der Nähe des unterelsässischen Badestädtchens Niederbronn hat man bisher verschiedene wichtige Funde gemacht. Es gelang, die Fundamente und die gewaltigen Tharsteine eines römischen, dem Merkur gewidmeten Tempels bloßzulegen. Auch wurde eine größere römische Fortifikation von etwa 60 m Länge und 15 m Breite festgestellt und vermessen. An der Ostseite dieser Befestigungsmauer, die an mehreren Stellen noch 3½ m Höhe besitzt, gelang es, eine Reihe von mächtigen römischen Skulpturen und Inschriftsteinen in der Mauer zu entdecken, die meist dem Merkur gewidmet sind. Auch ein mit dem Zeichen der legio VIII. Augusta, die im zweiten bis dritten Jahrhundert zu Straßburg stationirt war, gezeichneter Stein konnte konstatirt werden. An dieser Stelle, die jetzt die Ruine Wasenburg schmückt, stand zu römischer Zeit ein Kastell und ein Tempel, eben der, dessen Fundamente jetzt freigelegt sind. Goethe besuchte einst diesen Ort, er schreibt darüber in „Wahrheit und Dichtung": „So verehrte ich auch, als wir die nahe gelegene Wasenburg bestiegen, an der großen Felsmasse, die den Grund der einen Seite ausmacht, eine gut erhaltene Inschrift, die dem Merkur ein dankbares Gelübde abstattet." Ein Theil der Merkur-Statue wurde ebenfalls gefunden. Sie stellt den rechten Oberschenkel eines römischen Götterbildes im Relief dar. Hinter diesem nackten Körpertheil wird der Rand des für Merkur charakteristischen kurzen Mantels, Chlamys, sichtbar.

* **Berlin.** Die drei Privatdozenten der hiesigen medizinischen Fakultät, Dr. Georg Salomon (innere Medizin und medizinische Chemie), Dr. Karl Benda (normale und pathologische Gewebelehre) und Dr. Paul Heymann (Hals- und Nasenkrankheiten), haben den Professorentitel erhalten.

* **Olmütz.** Hier ist am 3. Juni der frühere Professor der Chirurgie Hofrath Dr. Franz Grah im Alter von 77 Jahren gestorben.

* Internationaler Historikerkongreß. Im Sommer des Jahres 1900 wird in Paris ein internationaler Historikerkongreß tagen, zu welchem die Société d'histoire diplomatique in Paris einladet. Der schöne Erfolg des Kongresses im Haag 1898 hat zur Wiederholung ermuntert. Die Arbeiten sind im weitesten Umfang gedacht und fallen sich in neun Sektionen (Patitik, Kirchengeschichte, Volkswirthschaft, bildende Kunst, Musik, schöne Literatur, Philosophie, Recht und Naturwissenschaften) eintheilen.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien: (9333)

Das erste Lebensjahr

von

Dr. med. F. Fischer,

prakt. Arzt und Frauenarzt in Salzungen.

in gesunden und kranken Tagen.

Preis: brosch. 1,20 Mk., geb. 1,60 Mk.

Ein Ratgeber für junge Mütter, der ihnen mit Erfahrungen, welche auf langjährigen Beobachtungen beruhen, zu Hilfe kommt und manche Sorge, manche Angst und viele bange Stunden ersparen wird.

Jahrgang 1899. München, Donnerstag, 8. Juni. Nummer 129.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Leserfucht.

Askese und Mönchthum. Von Heinrich Rinn. — Zur Geschichte des Eigenthums. Von Christian Petzet. — Mittheilungen und Nachrichten.

Askese und Mönchthum.

Was Weingarten 1877 ausgesprochen hatte, das Mönchthum gehöre der allgemeinen Religionsgeschichte an, das hat Zöckler in dem unten angeführten Werke [1]) auch für die Individualaskese geltend gemacht. Wie Opfer, wie Gebet, wie Sühne- oder Reinigungsgebräuche, so sind Verrichtungen der Askese ein überall irgendwie vorhandenes Gemeingut menschlicher Religiosität und Sitte. Wer Askese übt, bereitet sich vor zu Handlungen der Tugend. Nach Tugend streben ist etwas allgemein menschliches; darum gehört jene zu den beständigen Größen der Menschheitsgeschichte.

Das Musterland alles asketischen Thuns ist Indien geworden, seit dem Vorherrschen des brahmanischen Priesterstandes. An den hoch entwickelten Opferkultus schlossen sich Büßungen und Kasteiungen an, und diese trieben Viele in die Wälder, um theils einzeln, theils in Genossenschaften, also als Mönche, ein besonders heiliges Leben zu führen, indem sie, mit Kleidern aus Baumrinden angethan, sich den heißesten Sonnenstrahlen aussetzten und von Blättern und wilden Früchten lebten. Dem brahmanischen Mönchthum stellte sich das buddhistische entgegen. Nicht so sehr die asketische Enthaltung von Nahrung war diesem die Hauptsache, vielmehr legte man das Hauptgewicht auf die Armuthsaskese. Wohl hatte es auch unter den Brahmanen bettelnd umherziehende Asketen gegeben: Buddha gründete einen Bettelorden, in den er auch Bettelnonnen aufnahm. Um den Buddhisten den Rang abzulaufen, steigerten die Brahmanen die äußeren Uebungen. Das bewog denn Jene wieder zu neuen asketischen Kraftleistungen. Der Wettlauf um den Preis größter Heiligkeit trieb schließlich die häßlichen Blüthen verzerrter Religiosität hervor, die uns in mannichfachen Selbstquälereien, Selbstverwundungen, qualvollen Körperstellungen begegnen. Außerhalb seines Stammlandes hat sich der Buddhismus den nationalen Sitten über Gebühr accommodirt. In China und Japan kann man nichts mehr erkennen von dem Geist des Büßerthums, von dem Buddha erfüllt war.

Nächst den Indern sind die Azteken Virtuosen der Askese. Die letzteren haben mit den Naturvölkern der alten und neuen Welt manches gemeinsam in Bezug auf asketische Prozeduren. Beachtenswerth erscheint, daß in nicht wenigen Naturreligionen die Hochzeitsfeier von den schmerzhaftesten Prüfungen und Büßungen begleitet ist. Hierher gehört ihrem ursprünglichen Sinn und Zweck nach die Beschneidung, die bei einem Siebentel aller Völker Sitte ist. Am gerathensten ist es wohl, in ihr einen sexualasketischen Opferbrauch zu sehen, der in ältester Zeit an dem Bräutigam vollzogen wurde, bei dessen Eintritt in die Ehe, später auf die Zeit des Mannbarwerdens und schließlich auf das Kindesalter ausgedehnt wurde. Die Stellung zur Beschneidung scheidet übrigens die hamito-semitische Völkerwelt in zwei Hälften. Während die Bewohner der Euphratländer unbeschnitten waren, unterzogen sich der genannten Verstümmelung die Aegypter, die Altaraber, ein Theil der Phönizier und Syrer.

Diejenigen abendländischen Völker, die vor allem frischen Lebensmuth und tüchtige Thatkraft nöthig hatten, um der Erde das zum Leben Nothwendige abzuringen, kennen keine Askese. Die Kelten, Germanen, Skandinavier, Lettoslaven fanden sich unter der Unbill rauher Winter und mitten in sumpfigen Waldwiesen weder zu vegetativer Lebenssitte, noch zu träger Beschaulichkeit versucht. Andrerseits fand auch bei den alten Hellenen mit ihrer ganz ästhetisch gearteten Religiosität die Askese keinen Boden. Nur bei außerordentlichen Bedrängnissen fanden wohl nationale Sühnfasten statt, oder es wurden, wie in Sparta zu Ehren der Artemis Orthia, an bestimmten Festen Geißelungen vorgenommen. Das Religionswesen der Römer dagegen zeigt schon frühe einen strengen und ernsten Zug: besonders der Priesterstand war durch viele Satzungen beschränkt. Weitere Ausdehnung gewinnt in der griechisch-römischen Welt der Asketismus erst seit dem Auftreten des Pythagoras, der zumeist von Aegypten beeinflußt ist. Frühe fand Lehre und Praxis der Pythagoräer Eingang in der Stoa; gesteigert wurde sie noch in den Schulen der Neupythagoräer und der Neuplatoniker, als die Kutte des Orients in weite Kreise der hellenisch-römischen Kulturwelt eingedrungen waren. Wie weit auch christliche Einflüsse sich allmählich geltend machten, zeigt das von dem Neupythagoräer Philostratus gezeichnete Bild des „heidnischen Christus“, des Apollonius von Tyana.

Bei dem Volke Israel finden wir in vorexilischer Zeit keine genossenschaftliche Askese. Nach der Rückkehr aus dem Exil wurde das Judenthum trotz aller Gegenwirkungen doch allmählich stark durchsetzt von hellenischen Kultureinflüssen; es bildeten sich die Essener-Vereine, welche die Gemeinschaft scharf betonten, übrigens, wie das Volk Israel überhaupt, im Gegensatz zu manchen heidnischen Völkern, die Arbeit hoch wertheten. Auch darin unterscheidet sich die jüdische Asketik durchaus von der heidnischen, daß wir dort nie hören von gewaltsamen Körpermißhandlungen oder Gliederverstümmelungen oder sonstigen Akten religiöser Raserei.

Die christliche Askese wird dadurch charakterisirt, daß, solange sie sich treu bleibt, alles auf Christus bezogen wird und daß sie alle eitle Ostentation abthut. Die nächste Aeußerung christlicher Individualaskese ist das Fasten am Mittwoch — Verrath des Judas — und Freitag — Todestag Jesu —, das schon frühe bezeugt wird. Von den Montanisten, einer im 2. Jahrhundert in Phrygien auftretenden prophetischen Sekte, bei der besonders strenge ethische Grundsätze galten, nahm die katholische Christenheit herüber das Fasten in der Rüstzeit auf Ostern, dehnte es

[1]) Otto Zöckler: Askese und Mönchthum. Zweite Auflage. Frankfurt a. M. Heyder und Zimmer 1897.

aber von zwei auf drei Wochen aus. Die Sexualaskese, der Cölibat, galt anfangs durchaus nicht als verdienstlich oder Gott besonders angenehm. Unter der Einwirkung stoischer Tugendlehren aber und unter dem Einfluß des Montanismus stellte man sie im 2. christlichen Jahrhundert schon hoch. Daß der Christ sich ferner der Putzsucht und der Kleiderpracht zu enthalten habe, galt von Anfang an als selbstverständlich. Auch diese Forderung wurde im Laufe der Zeit unter der Einwirkung der Sekten verschärft. Gebets- und Kultusaskese finden wir bethätigt in der Einhaltung der Gebetsstunden um 9, 12 und 3 Uhr, zur Erinnerung an Anfang, Mitte und Ende der Passion Jesu. Nachtgottesdienst wurde nur abgehalten in der Ostervigilie, der Wachnacht von Charsamstag zu Ostersonntag.

Seit Mitte des 3. Jahrhunderts verschärft sich der weltflüchtige rigoristische Geist besonders in der Kirche des Orients immer mehr, bis in Pachomius (285—345) der Begründer der genossenschaftlichen Askese, des Mönchthums, erstehl. Anfangs Mitglied der Serapis-Reclusen, trat er später in eine christliche Eremitengemeinschaft ein. Nachdem er hier sieben Jahre in strenger Zucht gelebt hatte, ging er „auf göttliche Weisung" nach dem einsamen Ort Tabennisi (Palmbäume der Isis), wo er zunächst eine Zelle für sich bewohnte. Bald sammelte er asketisch lebende Schüler um sich. Ihre Wohnung hatten je drei in einer Laura. In dörfchenartigen Gruppen vereint, bildete eine größere Zahl solcher Lauren ein Kloster. Zu Pachomius' Lebzeiten wurden deren neun gebaut für Mönche, eins für Nonnen von des Mönchsvaters Schwester Maria. Wie in dieser Beziehung, so ist auch durch seine Regel Pachomius maßgebend geworden für die Folgezeit. Sie ist uns in fünf Sprachen überliefert und in sieben Satzgruppen enthalten, die maßvolle Forderungen stellen für die Kasteiungen und doch unordentlichen Neigungen und schlaffer Disciplin vorbeugen. Wir heben folgendes hervor. Die Mönche sollen sitzend, in leinenen Lebitonen, ärmellosen Unterkleidern, mit einem Gürtel versehen schlafen. Besonders streng ist die Tischordnung: der Essende soll nicht reden und nicht von der Schüssel oder dem Tisch weg sein Auge anderwärts richten. An die Spitze der Verordnungen ist die über die Arbeit in Haus und Küche, in Garten und Feld gestellt. Rasch breitete sich das mönchische Leben nun in Aegypten aus, sowie in Palästina, Kleinasien und Syrien.

Reformirend und fortbildend wirkte für das orientalische Mönchthum namentlich Basilius der Große, Metropolit von Cäsarea in Kappadokien. Seine Vorschriften sind verhältnißmäßig mild, auch in Beziehung auf das Verhältniß der männlichen Asketen zu den weiblichen. Er scheint sogar Doppelklöster, dicht aneinander grenzende Konvente von Mönchen unter einem Abt und von Nonnen unter einer Klostermutter gebilligt zu haben. Später wurde indeß die Errichtung neuer Doppelklöster verboten. Auf Basilius greift im 9. Jahrhundert zurück Theodorus Studita, der das ethisch-soziale, diätetische und liturgische Verhalten der Mönche bis ins kleinste ordnet. Insbesondere wird den Klosterinsassen Gemeinsamkeit der irdischen Habe empfohlen. Nachdrücklich werden sie gewarnt vor jeder Gemeinschaft mit Weltleuten überhaupt und zumal mit Weibern. Zahlreiche Klöster im oströmischen Reich und in den übrigen Ländern des Orients haben diese Satzungen des Studiten ihrer Verfassung und Lebensordnung zugrunde gelegt. Neben dem berühmten Höhlenkloster zu Kiew (Mitte des 11. Jahrhunderts) ist hier zu nennen die großartige Mönchsrepublik auf dem Athosberg, die ihren Ursprung hat in der Athos-Laura des Athanasius (962) und sich von dort aus bis ins 12. Jahrhundert hinein immer weiter ausgebreitet hat. Die Vorsteher der einzelnen Klöster ernannte der Patriarch von Konstantinopel, den Protos, den obersten Mönchsfürsten, anfangs der Kaiser, seit Beginn des 14. Jahrhunderts ebenfalls der genannte Patriarch. Infolge mancher kaiserlicher Privilegien und Anhäufung beträchtlicher Reichthümer riß im Lauf der Zeit auch bei diesen Hagioriten (Heiligenberg-Leuten) Verweltlichung ein. Erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat der Athos die führende Rolle in dem geistigen Gesammtleben der griechischen Christenheit wieder gewonnen. Am meisten hat dazu beigetragen die Errichtung der „Athos-Akademie", des Klosterseminars zu Watopädi (1749). Dem orientalischen Asketismus gibt sein Gepräge die Strenge im Fasten. Fleischgenuß ist den Berufsasketen dort vollständig und für immer untersagt, Wein nur in ganz beschränktem Maß gestattet. Der erlaubten Fischspeise enthalten sich die rigorosen Einsiedler ebenfalls, nur einmal täglich nehmen sie Pflanzenkost zu sich.

Nachbildungen christlich asketischen Lebens haben wir, wenn auch in gar veräußerlichter Form, im Islam. Wir erinnern im besondern an die Gebets-Askese, die jeden Moslim zwingt, täglich fünfmal, das Gesicht nach Mekka gewendet, zu beten, und an das große Fasten im neunten Monat des Jahres, Ramadan genannt, bei dem gänzliche Nahrungsenthaltung bis zum Einbruch der Nacht vorgeschrieben ist.

Wenden wir uns nun dem abendländischen Mönchthum und seiner Askese zu, so hören wir hier von cönobitischem Klosterleben erst seit des Athanasius Aufenthalt in Rom (340). Er rief dort eine solche Begeisterung für die mönchische Askese hervor, daß in ganz Italien, auf den Mittelmeerinseln, in Spanien und Nordafrika sehr bald eine Menge von Klöstern entstand. In Gallien beförderte das Mönchthum der Pannonier Martinus. Wegen seiner asketischen Strenge genoß er so allgemeine Verehrung, daß das Volk seine Erhebung zum Bischof von Tours erzwang. Als solcher bewies er so treffliche Regententugenden, daß die ältere Kirchengeschichte wenige Männer seinesgleichen zu verzeichnen hat. Auf seinen Einfluß sind auch die Klostergründungen in Schottland, Wales und in der Bretagne zurückzuführen. Allgemein gültige Klosterregeln kannte das Abendland nicht bis auf die Zeiten Benedikts. Aus Rom, wo er erzogen wurde, floh er in die Einsamkeit, hielt sich längere Zeit am oberen Arno als Höhleneremit auf, dann übernahm er die Leitung einer Mönchsgenossenschaft zu Vicovaro, unweit Tivoli. Wegen zu großer Strenge zerfiel er mit den Mönchen; deßhalb verließ er sie und sammelte sich selbst Genossen, die ihm in allem zu folgen bereit waren. Mit diesen ließ er sich auf dem Berge Cassinum, oberhalb des Siristhales nieder. Von da gingen mehrere Klöster aus, denen Benedikt, als Oberleiter, vorstand. In seiner Regel für das klösterliche Leben war Strenge mit Milde weise gepaart, letztere besonders gewahrt bei den Bestimmungen über die Diät. Bei den zwei regelmäßigen Mahlzeiten wurden gekochte Speisen verabreicht und ¾ l Wein, außerdem täglich 1 Pfd. Brot. Schwachen und Kranken war Fleisch gestattet, ausgenommen das von vierfüßigen Thieren. Auch bei den Fastengeboten wußte Benedikt an der rechten Stelle zu- und abzuthun. Die Sexual-Askese wird als selbstverständlich vorausgesetzt; Verkehr mit Personen weiblichen Geschlechts gilt als völlig undenkbar. Für die gottesdienstliche Askese ordnete Benedikt sieben Gebetsstunden an, wußte aber auch hier Anordnungen zu treffen, daß der Natur ihr Recht wurde. Von Geißelungen ist in seiner Regel keine Rede. Die Armuths-Askese wurde strenge gehandhabt. Der einzelne Bruder durfte nichts sein eigen nennen, gemeinschaftlicher Besitz war aber nicht ausgeschlossen. So wurde es dem Orden möglich, Liebesthätigkeit zu üben, und darin hat er Großes geleistet. Gemehrt wurde der Besitz stets durch fleißige Arbeit der Mönche. An diese Regel Benedikts hielten sich

im allgemeinen die beiden folgenden Begünstiger des Mönchthums im Abendlande: Cassiodor und Gregor I. Ganz anders geartet aber sind die Verordnungen, die Columbans Namen tragen. Diese klingen an die älteren orientalischen Vorschriften an, wenn sie schroffe Weltflucht und harte Niederkämpfung der Sinnlichkeit fordern. Eigenthümlich ist den so geregelten schottischen Klöstern ferner, daß Männer- und Frauenkonvente unter einer Verwaltung stehen, sodann, daß die einfachen Bischöfe den Klosteräbten unterstellt sind. Beides erhielt sich in dem keltischen Schottland bis in das 12. Jahrhundert. Auch in das nördliche England drang im Laufe des 7. Jahrhunderts eine ähnliche Praxis ein: hier wurde es Brauch, an die Spitze des vereinigten Mönchs- und Nonnenkonvents eine Aebtissin zu stellen. Mehrfach finden wir unter diesen hochgestellte Frauen u. A. die Königin-Wittwe Etheldreda († 679). Auch in Gallien und Süddeutschland wurden solche Doppelklöster begründet: hier heben wir hervor Chiemsee, das 782 von Herzog Tassilo begründet, 894 in ein Herren- und Frauen-Chiemsee getrennt wurde. In dem übrigen Deutschland hat Bonifazius der benediktinischen Praxis grundsätzlich Eingang verschafft. Die in der Folgezeit hervortretenden Mißstände wurden beseitigt durch Benedikt von Aniane, der von Ludwig dem Frommen zum Vorsteher des bei Aachen errichteten Musterklosters Cornelimünster bestellt wurde und zugleich die Oberleitung sämmtlicher Abteien des Reichs erhielt. Im 10. Jahrhundert gewann die höchste Bedeutung Cluny, dessen streng astetische Gewohnheiten sich in zahlreichen, theils älteren, theils neuentstandenen Klöstern benediktinischer Observanz ausbreiteten. In Deutschland ragt unter den cluniazensischen Kongregationen hervor die Hirschauer im Schwarzwald. Auf die Laienwelt wirkte diese besonders ein durch die Laienbrüder, die uns zuerst in der Kongregation von Vallombrosa begegnen. Diese wohnten in der Nähe der Klöster, besorgten gewisse äußerliche Geschäfte für die Mönche und wurden der Klostergemeinschaft im allgemeinen zugerechnet, ohne doch allen Bestimmungen der Regel unterworfen zu sein. Aeußerlich unterschieden sie sich von den Mönchen durch das Tragen des Bartes (daher barbati genannt); statt der Tonsur hatten sie kurz gestutztes Haar; die Sandalen ersetzten sie durch hohe Stiefel. Auch den in strenger Klausur lebenden Nonnen gesellten sich minder streng abgeschlossene Laienschwestern zu. Auf diese Weise wurde nicht nur klösterliche Frömmigkeit unter den Laien verbreitet: auch der politische Einfluß der Klöster wurde groß; das zeigt sich bei den Hirschauern sehr verhängnißvoll in dem Streite Heinrichs IV. mit Gregor VII.

Eine Erweiterung des Benediktinismus bedeutet der Orden der Cisterzienser, die benediktinisches Mönchthum mit römischem Kirchenthum verbanden. Den „schwarzen" Cluniazensern treten sie als die „weißen" Mönche gegenüber. Der größte Unterschied aber besteht darin, daß sie nicht das bloß beschauliche Andachtsleben als das charakteristische Merkmal des Mönchs betrachteten, sondern ihrem Wahlspruch „Cruce et aratro" getreu das Christenthum in den östlichen Gegenden unsres Vaterlandes ausbreiteten und zugleich als Pioniere der Kultur mit der benediktinischen Forderung, auf Feld und Acker zu arbeiten, ernst machten. Ihre Klöster machten sie zu großen Gutswirthschaften, legten Gatinen an, verarbeiteten Wolle, Leder und Eisen. So „befähigten sie sich zu reichlicher Ausübung der Pflicht christlicher Gastfreundschaft an Wanderern, Pilgern und Verirrten und schufen Segen für die Menschheit".

Abgewandelt wurde der benediktinische Mönchstypus weiterhin durch die Karthäuser, die in der Kasteiung das bisherige Maß weit überschritten. Später wurde die diesbezügliche Strenge etwas gemildert; auch sonst paßte sich der Orden den Anforderungen der Zeit mehr an; sogar der Kunst wurde allmählich Eingang gestattet: Dies bezeugt der Prachtbau der Certosa bei Pavia, in dem, wie in allen neueren Karthausen, „die ursprünglichen Einzelzellen zu architektonisch verbundenen kleinen Gemächern geworden sind". Auch durch theologisch-wissenschaftliche und praktische Leistungen machte sich der Orden bekannt. Für seine Trefflichkeit zeugt, daß er nie einer Reform bedurft hat.

Der uns zugemessene Raum verbietet uns, über die Askese der Kleriker zu sprechen, die ihren Ausdruck findet in deren kanonischem Leben. Im Frankenreiche beförderte dieses besonders Chrodegang von Metz: sein Domklerus bildete ein Mittelglied zwischen der Kloster- und Weltgeistlichkeit: ebenso war es bei den iro-schottischen Kuldeern. Etwas länger verweilen wir bei den asketischen Uebungen der Laien. Während das Fasten am Mittwoch und Freitag allgemein Sitte wurde, blieb das am Samstag lokal beschränkt. Das bisher dreiwöchige Passionsfasten dehnte Leo I. auf 40 Tage aus, daneben fand Eingang diätetische Askese vor Weihnachten und vor dem 24. Juni, nicht minder das Quatemberfasten. Nicht gleich streng beobachtete man die Vorschriften über Speisenthaltung an den Vortagen der Apostel- und Heiligenfeste, wohl aber hielt man jene inne vor bestimmten kirchlichen Akten, wie Taufe, Firmelung, Kommunion. So war denn seit dem 9. Jahrhundert die katholische Christenheit den dritten Theil des Jahres mit Fasttagen belastet. Es konnte nicht ausbleiben, daß in Krankheiten, im Alter u. s. f. Milderungen der Fastengebote gewährt wurden; auch entzogen sich die Laien selbst vielfach den strengen Gesetzen. Gegen Ende des Mittelalters forderte die raffinirte Schleckerei an den Fasttagen die Satire eines Erasmus heraus: ein Unstand, der redliche Gemüther dann wieder zu um so größerer Gewissenhaftigkeit den kirchlichen Geboten gegenüber antrieb. — Vielfach nahm die Laienwelt auch an den Uebungen theil, die den Bußschmerz befördern sollten. Dahin gehört u. a. das Tragen eines rauhen Hemdes („Cilicium") oder von Ringen auf dem bloßen Leib, ferner Selbstgeißelung, Kreuzesstellung beim Beten, Bittgang mit nackten Füßen, besonders aber die Wallfahrt nach Gnadenorten, nicht selten in der Art, daß die Pilger sich belasteten mit eisernen Ketten oder schweren Holzkreuzen. Die höchste Steigerung dieser Askese haben wir in den freiwillig übernommenen oder auch als Strafe für schwere Verbrechen auferlegten ewigen Wallfahrten, die eine Rückkehr in die Heimath ausschlossen. Auch als Klausner sonderten sich Laien von der gewöhnlichen Lebensordnung ab, indem sie in einer meist zwölf Fuß langen und ebenso breiten Behausung lebten, die elendeste Nahrung genossen und auf bloßer Erde schliefen.

Ueberschauen wir die oben geschilderte Entwicklung des Mönchthums und erinnern uns, daß zu dessen Gelübden auch das der Armuth gehörte, so werden wir nicht sagen können, daß das hier aufgestellte Ideal in die Wirklichkeit umgesetzt worden sei: die Klöster waren eben reich geworden wie die Kirche. Letztere wohnte an ihren diesbezüglichen Beruf Arnold von Brescia und, von seinen Gedanken beeinflußt, Valdes, an den sich die „Armen von Lyon" anschlossen. Der einflußreichste Apostel der Armuth aber wurde Franziskus von Assisi, der, unbeschwert von den Gütern dieser Erde und in Nachfolge des armen Lebens Jesu, nichts haben wollte, da er sein Haupt hinlege, und sich seinen täglichen Unterhalt durch Handarbeit erwarb. Allmählich schaarten sich um ihn gleichgesinnte Genossen: sie zogen im Dienste der „Dame Armuth" als Friedensprediger im Lande herum. Ihre volksthümliche Beredsamkeit machte großen Eindruck. Die Kurie sah, daß ihr in dieser Gemeinschaft ein für ihre Zwecke brauchbares Werkzeug erstehen konnte: deßhalb wies sie Franziskus nicht zurück, als er

Digitized by Google

den Papst um Bestätigung seiner Thätigkeit bat. Das Weitere können wir hier im einzelnen nicht verfolgen; genug: entgegen den ursprünglichen Absichten ihres Stifters wurde aus der Bruderschaft ein dem Papste dienstbarer Orden, der mit der Zeit in den meisten Beziehungen von der Regel des Franziskus abwich, den veränderten Verhältnissen nach auch abweichen mußte, insbesondere dem Leben in den Städten und der Geldwirthschaft entsprechend Konvente baute, Geld annahm und dieses gewöhnlich erbettelte. So wurden die Franziskaner der erste Bettelorden (13. Jahrhundert). Gegen diese Wandlung sträubten sich anfangs die strengeren Ordensbrüder, die „von der Observanz". Ihnen gegenüber befreundete sich die laxere Partei gern mit den päpstlichen Entscheidungen, daß Nießbrauch von Geld und Gut gestattet sei. Die Strengen, die „Minoriten", überbot noch Franz von Paula, der den um ihn sich schaarenden „Minimi" eine überaus strenge diätetische Askese auflegte. Brot, Käse, Oel, Gemüse, Früchte waren die einzig gestatteten Genußmittel.

Auch unter dem weiblichen Geschlecht fand die Regel des Franziskus Anklang, nachdem noch zu des Heiligen Lebzeiten Clara von Sissi die ersten „Clarissinnen" um sich gesammelt hatte. Den weitesten Einfluß aber gewannen die Franziskaner durch die ihnen angeschlossenen Tertiarier, die innerhalb ihres bürgerlichen Berufs ein Leben der Nachfolge Christi führten. Ihren Ueberfluß vertheilten sie unter die Armen; ihre freie Zeit widmeten sie den Kranken. Aeußerlich machte sie eine besondere Kleidung als Angehörige des Ordens kenntlich.

Weiter fand das „mendikantische Prinzip" Ausprägung bei den Dominikanern, den Karmelitern, den Augustiner-Eremiten u. A. Auch ist darauf zurückzuführen eine große Anzahl von Wohlthätigkeitsanstalten und Caritasvereinen. Wir nennen von diesen die Alexianer, die aus den Niederlanden stammen, auch Celliten heißen, weil sie bei Epidemien Grabzellen herstellten für die Verstorbenen und diese dort bargen. Auch die Brüder der Barmherzigkeit, die Jesualinnen, die Spital-Bruderschaften und Schwestern gehören hieher, denn Alle sehen das Höchste in der Nachahmung des Lebens Jesu im Dienste selbstverleugnender Liebe an Kranken und Armen.

Ausartungen, krankhafte Erscheinungen in der von den Bettelorden ausgehenden Bewegung haben wir in der seit 1224 „modern" gewordenen Stigmatisation. In dem genannten Jahre wurden dem heiligen Franziskus auf dem Alverno in den Apenninen die Wundmale Jesu angeblich durch einen Seraph beigebracht. Andere Entartungen der asketischen Uebungen riefen Besserungsversuche seitens der Kirche hervor. Sie fruchteten wenig; erst die Reformation schaffte gründlich Wandel. Zu den kontrareformatorischen Maßregeln der katholischen Kirche gehört nicht in letzter Linie die Reform älterer Orden und die Gründung neuer. Daß unter diesen die Jesuiten die erste Stelle einnehmen, brauchen wir nicht zu sagen. Sie haben an den Marianischen und den Herz-Jesu-Kongregationen dasselbe, was die Franziskaner an den Tertiariern hatten. An die Franziskaner erinnert in neuerer Zeit auch wieder die Stigmatisation, die „mit ihren Blutspuren in wesentlich ununterbrochener Folge die Geschichte des neueren Katholizismus durchzieht".

Werfen wir noch einen Blick auf das Morgenland, von dem das Mönchthum zu uns gekommen ist, so sehen wir, daß dort der Mönch seiner ursprünglichen Bestimmung treuer geblieben ist: sein Leben ist viel mehr der Beschaulichkeit und strenger Askese gewidmet. Noch mehr leistet dort das Sektenwesen in schroffer Weltflucht.

Solange es eine katholische Kirche gibt, wird auch Askese und Mönchthum bestehen bleiben: beide gehören „zu den unveräußerlichen Bestandtheilen des katholisch-kirchlichen Systems". Heinrich Rinn.

Zur Geschichte des Eigenthums.

Ueber das umfassende Werk von Ludwig Felix: „Entwicklungsgeschichte des Eigenthums unter kulturgeschichtlichem und wirthschaftlichem Gesichtspunkte" (Leipzig, Verlag von Duncker u. Humblot) ist in unsrer Beilage jedesmal nach dem Erscheinen eines neuen Bandes berichtet worden. Der erste Band, 1883 erschienen, trug den Sondertitel: „Der Einfluß der Natur auf die Entwicklung des Eigenthums"; der zweite, von 1886, behandelte den „Einfluß der Sitten und Gebräuche auf die Entwicklung des Eigenthums"; der dritte, 1889, war dem „Einfluß der Religion" auf die Eigenthumsentwicklung gewidmet. Im vierten Band vom Jahre 1896 war der Verfasser zur Darstellung des „Einflusses von Staat und Recht auf die Entwicklung des Eigenthums" übergegangen und hatte dieses wichtige Thema zunächst in seinen Erscheinungen bei den primitiven Völkern, sowie bei den Völkern des orientalischen und des klassischen Alterthums behandelt. Nunmehr ist das Werk bis zum fünften Bande fortgeschritten, der, selbstverständlich ebenfalls dem Gesammtwerke sich eingliedernd, doch insofern ein selbständiges Ganzes bildet, als er eine vollständige Darstellung des Einflusses von Staat und Recht auf die Entwicklung des Eigenthums im Mittelalter enthält. Auf dem Titelblatt ist der Band als erste Abtheilung der zweiten Hälfte — der Darstellung des Einflusses von Staat und Recht auf die Entwicklung des Eigenthums — bezeichnet. Zu erwarten bleibt als zweite Abtheilung noch ein sechster Band des Werkes, welcher die Darstellung bis auf die Gegenwart fortführt.

Der neu vorliegende Theil des Werkes, ein starker Band von 49 Bogen mit 776 Seiten, gliedert sich in zwei Hauptabschnitte. Der erste behandelt die Geschichte der Eigenthumsentwicklung im frühesten Mittelalter als „das Erbe Roms" bis zum Ausgang der Merowinger und zieht als Erbträger zuerst die Germanen, sodann die Byzantiner in Betracht. Der zweite, weit umfangreichere Hauptabschnitt gehört dem vielberufenen Zeitalter des Benefizial- und Lehnwesens, das hier eine so eingehende, ausführliche Darstellung findet, daß man mit dem Buche eine förmliche Wirthschaftsgeschichte des ganzen Zeitraums erhält. Von dem Reichthum des Inhalts kann unsre Anzeige nur ein unvollständiges Bild geben: der Leser wird im Buche noch viel mehr Interessantes und Belehrendes finden. Die schon bei der Besprechung der früheren Theile des Werkes dargelegte Methode des Verfassers, die Entwicklung des Eigenthums in den tiefsten Ursprüngen zu begründen, prägt sich sofort wieder im ersten Kapitel des neuen Bandes aus. Die Uebernahme des römischen Erbes durch die Germanen wird vor allem in den Heereseinrichtungen nachgewiesen, die Gliederung des Volksthums, das Kompositionswesen, die Rechts- und Gerichtsverhältnisse werden eingehend geschildert, um die rechte Grundlage für die Entwicklung des immobilen und mobilen Besitzes und Eigenthums, für die Darstellung des Finanz- und Münzwesens zu gewinnen. Die aus dem römischen Reiche in die germanische Welt herüberreichenden Schattenseiten der Rechtsentwicklung treten nicht minder kräftig hervor wie die Lichtblicke, die eine bessere Zukunft ahnen lassen. Alle angeführten Einzelheiten werden aus den Quellen aktenmäßig belegt, so daß der Leser mit dem Werke zugleich einen vollständigen Einblick in die geistige Rüstkammer erhält, aus welcher der Verfasser mit ungemeiner Sorgfalt und unermüdlicher Hingebung an seine Aufgabe ungezählte Nachweise seiner nach Umfang und Tiefe gründlich ausgeführten Darlegungen geschöpft hat.

Bei den Byzantinern werden zunächst die Verschiedenheiten vom Germanenthum in militärischen, staatlichen und

juristischen Einrichtungen behandelt, hierauf die Grundbesitzverhältnisse, das wichtigste Gebiet des Eigenthums, sowie das Finanz- und Münzwesen geschildert. Bei der vielgepriesenen Kultur des mit der Justinianischen Gesetzgebung ausgestatteten Reichs läßt im Frieden der Beamtendruck und die Fiskalität, im Kriege das Söldnerthum seine üblen Folgen schwer verspüren. Im Grundbesitz bringt sich das Streben nach Aufsaugung der kleinen Güter durch die großen zur Geltung. Das Eigenthum im allgemeinen ist noch immer weit weniger gesichert, als man es bei der erreichten hohen Stufe des geschriebenen Rechts erwarten sollte.

Das Zeitalter des Benefizial- und Lehnwesens sah in den Jahrhunderten nach dem Untergang des weströmischen, dem Aufsteigen des Frankenreichs in Mittel- und Westeuropa bei germanischen und romanischen Völkern eine vielgestaltige, mannichfach ausgebildete Gliederung in Besitz- und Eigenthumsverhältnissen, deren Darstellung in Deutschland, Frankreich, den Niederlanden, in Italien, Spanien, England und im Orient Rechtsforschern und Kulturhistorikern ein kaum zu bewältigendes ungeheures Material geboten hat. Man wird dem Verfasser dieser deutschen Entwicklungsgeschichte des Eigenthums großen Dank dafür wissen, daß er den kolossalen Stoff für seine Untersuchung und Darlegung planmäßig, übersichtlich und gründlich geordnet, durchgeprüft und zusammengefaßt hat. Wir folgen seiner lichtvollen Vorführung von den frischen Brehouen zu Karl Martell, der das Kirchengut zu Verleihungen heranzog, wobei wirthschaftliche Rücksichten wesentlich mitwirkten; wir sehen, wie die Reichsämter Benefizien werden, wie Benefizium und Vasallität sich zum Lehnwesen vereinigen, wie sich die Erblichkeit in diesen Verhältnissen ausbildete; wir lernen die Mannichfaltigkeit der Lehnsobjekte und -Subjekte, der Lehnsleistungen, der steigenden Mißbräuche, der Ausnützung des Bauernstandes näher kennen. Bei letzterem Punkte hebt Felix hervor, daß die durch das Lehnwesen hervorgerufene ungünstige Lage der Bauern in Deutschland viel erträglicher war als in anderen Ländern, namentlich als in Frankreich, wo das Lehnwesen am allgemeinsten und entschiedensten durchgeführt wurde. Anschaulich schildert er die übergreifende Machtstellung der großen französischen Lehnträger, die Besonderheiten der Kriegs-, Zins-, Geld-, Frauenlehen, die Feudalisirung der Justiz mit ihren Gewaltthaten, die sich in dem ausdrücklichen Vorbehalt des Mißbrauchsrechts ein würdiges Denkmal setzte, und manche eigenthümliche Gestaltungen der Lehnsverhältnisse in verschiedenen Provinzen Frankreichs. Die Darstellung geht sodann auf die anderen westeuropäischen Länder, auf Flandern, Britannien und Spanien über, welch letzteres besonders eingehend behandelt ist. Bei Italien wird das Verhalten der Päpste zum Lehnwesen, die Bekämpfung des Feudalismus durch Friedrich II und das Lehnwesen im venezianischen Gebiete ganz besondere Aufmerksamkeit erregen. Das Lehnwesen der Byzantiner und Araber und seine Erschütterung bilden den Schluß des umfangreichen Abschnitts.

Bei der großen Bedeutung des Besitzwechsels als Kriegsfolge in diesem Zeitraum verdient und erfährt das Heerwesen für die Geschichte der Eigenthumsentwicklung eine nähere Betrachtung. Das System der unentgeltlichen Leistung des Kriegsdienstes erwies sich als unhaltbar, und der Krieg wurde zur Erwerbsquelle des Eigenthums, während das Söldnerthum andrerseits auch bei den vielfachen Zerstörungen von Eigenthum ausgiebig mitwirkte. Ein wichtiger Fortschritt in Bezug auf den durch die Kriege jener Zeit herbeigeführten Besitzwechsel war es, daß sich allmählich der Unterschied zwischen privatem und staatlichem Grundeigenthum zur Geltung brachte. Während die Normannen sich noch 1066 bei der Eroberung Englands nicht allein des öffentlichen, sondern auch des privaten Grundeigenthums, wie selbst der beweglichen Güter bemächtigt hatten, war ihnen drei Jahrhunderte später, als sie halb Frankreich erobert, die Schonung des Privateigenthums bereits zum Gesetz geworden.

Nach einer Schilderung der damaligen Gliederung der einzelnen Schichten des Volkes, sowie der Entstehung und Ausbildung der Städte, die namentlich zuerst in Italien auf die Kulturentwicklung hervorragenden Einfluß übten, wird auf Gesetzgebung und Recht des Mittelalters in genauer Darstellung näher eingegangen. Zunächst wird das seit W. Ed. Albrecht in seiner wahren Bedeutung erkannte Institut der Gewere erörtert, wobei die Sonderung des Begriffs von der Munt die Herrschaft über Unfreie und Sachen von derjenigen über Freie und Halbfreie scheidet. Dann folgt der Uebergang zum Eigenthum zur gesammten Hand, zur Hauskommunion und zum russischen Mir. Die Eingriffe ins Eigenthum durch Beeinträchtigung des Verkehrs, wie sie den Arbeitern Beschränkungen auferlegen, wie sie fremde Kaufleute treffen, die Moratorien, das Einspruchsrecht der Erben, das Vorkaufsrecht der Nachbarn und das Retraltrecht in mehreren Ländern, die Eigenthumsbeschränkungen durch Regalien und Servituten, wie durch veränderliche Auffassung der Schenkung, besonders auf den Todesfall, die gewaltsame Enteignung und Annullirung von Rechtsgeschäften weisen ein vielbewegtes Bild von Verletzungen des Eigenthums auf.

Die Schutz- und Gewaltverhältnisse weiter verfolgend, gelangt die Darstellung zur Schilderung der Vogtei, die wie das Lehenswesen durch das Unvermögen des Staates zur Erfüllung seiner Herrschafts- und Schutzaufgabe begründet wird. Die Beziehungen des Eigenthums unter der väterlichen Gewalt, der Vormundschaft, dem ehelichen Güter- und dem Erbrecht, in verschiedenen Ländern, die Erbverbrüderungen, das Straudrecht, das Asylrecht, das Repressalienrecht, die Selbsthülfe durch Pfändung, Fehde und Veme, die sichernden Einwirkungen von Städte- und und Bauernbünden, geistlichen Genossenschaften, Zünften und Gilden, von Geldbußen in den verschiedenen Reichen werden mit zahlreichen Beispielen belegt und die strafrechtlichen Einschreitungen in ihren mannichfachen Formen vorgeführt, unter denen die der Rechts-, Fried- und Ehrlosigkeit wie der Zurücksetzung der Frauen und Fremden im Recht des Eigenthums für das Mittelalter besonders bezeichnend sind. Eine ausführliche Behandlung erfährt das Privilegienwesen, das infolge der mittelalterlichen Rechtsunsicherheit höchst bedeutsam ist.

Soweit die Grundbesitzverhältnisse nicht bereits bei der allgemeinen Darstellung des Lehenswesens erörtert sind, werden sie noch besonders eingehend geschildert. Die Markgenossenschaft, das Waldeigenthum, die Grundbesitzformen, die Leihe, der Rentenkauf, die Satzung, die verschiedenen Arten der Erbpacht, der Theilbau, die Kolonisationen, die Grundbesitzschenkungen und die Lage der Bauern in den meisten europäischen Ländern, das Bergregal, die Einführung der Grundbücher, die Entstehung der Territorien und die Meeresherrschaft sind die wesentlichsten Stücke des betreffenden Abschnittes.

Eine ausführliche Erörterung findet sodann das für die Entwicklung des Eigenthums in vieler Hinsicht einflußreiche staatliche Finanzwesen. Von der Karolingerzeit, die noch keine Unterscheidung zwischen Staatsgut und Privateigenthum des Herrschers kannte, zur Trennung der königlichen Hausgüter von den Reichsdomänen und sonstigen Reichseinkünften erfolgte der Uebergang beim Wechsel der Dynastien, und zwar unter den Hohenstaufen. Die mittelalterliche Fortbildung der Zölle in ihrem Unterschied vom römischen Zollwesen, das erste Auftauchen einer allgemeinen

Digitized by Google

direkten Reichssteuer erregen hier besonderes Interesse. Der Mißstand, daß kein allgemeiner Staatshaushalt, keine planmäßige, geordnete, sichere Verwaltung bestond, mußte seine Wirkungen fühlbar machen. Das charakteristische Merkmal der mittelalterlichen Besteuerung findet der Verfasser überhaupt in dem Mangel an Bestimmtheit, an Beständigkeit, an gleichmäßiger Vertheilung; daher Uebermaß auf der einen, ungerechtfertigte Befreiung oder an solche grenzende Geringfügigkeit der Besteuerung auf der anderen Seite; dabei, namentlich in Frankreich und England, eine zuweilen ganz unverhüllte, an Raub grenzende Gewaltsamkeit. Damals kannte das Reich keine großen Ausgaben für Staatszwecke. Auch in den Territorien hat sich eine über den unmittelbaren Bedarf hinausgehende Fürsorge für den öffentlichen Haushalt nur allmählich entwickelt. Beim Ausgang des Mittelalters sind gegenüber den Fortschritten, die im territorialen und städtischen Finanzwesen zutage treten, zahlreiche Ausbrüche der Unzufriedenheit wegen übermäßiger Besteuerung zu verzeichnen.

Die gleichzeitige Entwicklung des Finanz- und Steuerwesens in sämmtlichen europäischen Staaten, sowie in den Gebieten der in kultureller Hinsicht damals vielfach hervorragenden und führenden Araber gewährt unter so kundiger Führung einen ungemein reichen Einblick in die Analogien wie in die Divergenzen der mittelalterlichen Welt. Auf Einzelheiten einzugehen, müssen wir uns indessen eben wegen dieses Reichthums versagen.

Der das Finanz- und Steuerwesen und die ganze Staatswirthschaft kennzeichnende Mangel an wirthschaftlicher Erkenntniß ist natürlich auch dem mittelalterlichen Geldwesen eigen, das uns im vorletzten Abschnitt vorgeführt wird. Der damals herrschende Irrthum, als ob man den Werth der Münzen beliebig festsetzen könne, erklärt die sonst unglaublich erscheinenden Fehlgriffe bei der Feststellung der Münzenäquivolente und des Werthverhältnisses der beiden Edelmetalle zu einander. Wie die unheilvollen Wirkungen dieses Mangels an Einsicht noch erhöht wurden durch die beim Uebergang zur Geldwirthschaft und nachher während des ganzen übrigen Mittelalters fühlbare Unzulänglichkeit der Vorräthe an Edelmetallen und den daraus gewonnenen Münzen und wie schließlich erst die Ausbeutung der Schätze der Neuen Welt Abhülfe dagegen zu schaffen vermochte, wird in lichtvoller Weise mit Belegen aus der kulturhistorischen, nationalökonomischen und speziell münzgeschichtlichen Literatur auf Grund eingehendster sachmännischer Prüfung in jedem Betracht sorgfältig dargelegt. Besonders interessant sind die Mittheilungen über die Erhöhung des Münzfußes durch die Karolinger, über Karls des Großen einsichtige Auffassung der Wichtigkeit eines guten Münzfußes, über die verwirrende Vervielfältigung des Münzfußes nach der Karolingerzeit, die Mangelhaftigkeit der damaligen Münztechnik, die allmöhlichen Fortschritte der Ausprägung, über den Mißbrauch des Münzrechts durch die Territorialgewalten, die Münzreformen der Städte, die Münzvereine, den Uebergang zur ausschließlichen Silberprägung, die durch die fortschreitende Verschlechterung der Goldprägung besiegelt wird, über die Steigerung der Edelmetall- und Münznoth durch den Bedarf der Goldschmiede und der Kirchen und deren partieller Ersatz durch subsidiäres Geld in anderem Stoffe, über Münzveränderungen und Entwerthungen in verschiedenen Ländern, über die große Werthumwälzung im 14. Jahrhundert und die vielfachen Begleiterscheinungen aller dieser Vorgänge.

Im Schlußkapitel wirft der Verfasser einen von edlem Humanitätsgefühl zeugenden Rückblick auf die gesammte Entfaltung der Idee und der praktischen Ausbildung des Eigenthums in dem von ihm durchforschten Zeitalter. Die Ergebnisse seiner Darlegungen zusammenfassend betont er, wie Sitte und Herkommen der allgemeinen Willkür Mäßigung gebot, ohne freilich verhindern zu können, daß selbst solche menschliche Beziehungen und Einrichtungen, welche gewissenhafteste Pflichterfüllung, unverbrüchliche Treue und innigste Zartheit der Gefühle voraussetzen, wie Vormundschaft, Ehe, Rechtspflege, bloß unter dem Gesichtspunkt des Eigenthums betrachtet, zu selbstsüchtig zu genießenden Nutzungen herabgewürdigt wurden. Als eine Folge des Lehnwesens, in welchem das Eigenthum nicht bloß Sachen, sondern auch Personen umfaßte, erscheint auch die Unterschätzung des beweglichen Eigenthums, das bei der Unfreiheit der dasselbe Schaffenden anfänglich nur geringe Ausbildung erfahren konnte.

Das Lehnwesen, sagt Felix, war die Wirthschaftsform des Zeitalters der Staatenbildung und der dadurch unvermeidlichen fortwährenden Kriege. Als diese Bildung weit vorgeschritten war, zugleich durch die Entwicklung der Industrie in den emporgekommenen Städten das bewegliche Eigenthum mit dem unbeweglichen zu wetteifern anfing und die Geldwirthschaft sich Bahn brach, verlor jene Form ihre Berechtigung. Nicht geringen Antheil an der Erschütterung des Lehnwesens hatte die Kirche, die angesichts der feudalen Materialisirung des gesammten Daseins und der Zersplitterungen der Gemeinwesen als die einzige ideale und universale Macht erscheint.

Der Verfasser bezeichnet in seinem Rückblick ferner als besonders bedeutsame Entwicklungsstufen: den Uebergang vom Söldnerthum des Feudalismus zur ersten Bildung stehender Heere, die Umgestaltung aus Formen des Gemeineigenthums in Sondereigen, die mannichfaltigen Organisationen zum Schutze des Eigenthums, die Fortschritte zur allmählichen Herstellung eines staatlichen Finanz- und Steuerwesens. Als den hellsten Lichtpunkt des Mittelalters betrachtet er die Entwicklung des städtischen Bürgerthums, das zuerst den wirthschaftlichen Rücksichten in der Gesetzgebung Rechnung trug. „In den Städten wird der Uebergang zur Geldwirthschaft vorbereitet und durchgeführt; in ihnen zuerst gewahren wir ein einigermaßen rationelles Finanzsystem wie überhoupt eine wirkliche Verwaltung, Sorge für den Unterricht durch Laien, die Anfänge einer Armenpflege. Ihren Bemühungen ist die Beseitigung der schlimmsten Uebelstände des Münzwesens und dessen allmähliche Ordnung zu verdanken. In ihnen wird durch neue Institutionen, wie die Häuserleihe und den Rentenkauf, Minderbemittelten der Eigenthumserwerd ermöglicht. In der Vereinigung der Kräfte durch zahlreiche Bündnisse suchen die Städte das Gewonnene zu schirmen, neue Erwerbungen zum allgemeinen Wohle zu erlangen, fremder Gewalt entgegenzutreten. So werden sie in jeder Beziehung vorbildlich für den Staat, tragen zur Erschütterung des Lehnwesens bei und leiten zu modernen Zuständen über, in welchem Bestreben die neu emporkommenden — wenn auch den Städten zuweilen feindlich gegenüberstehenden — Territorialgewalten sich ihnen anschließen."

Der Grundgedanke des Werkes, dessen Ausarbeitung von dem Verfasser seit mehr als zwei Jahrzehnten mit voller Hingebung dem hochgesteckten Ziele zugeführt wird, ist in den vorstehenden Ausführungen deutlich erkennbar. Auch über die Schwierigkeiten und naturnothwendigen Mängel eines derartigen Unternehmens einer Entwicklungsgeschichte des Grundpfeilers staatlichen und gesellschaftlichen Bestandes kann kein Zweifel bestehen. Um so verdienstlicher erscheint das rastlos energische Fortschreiten auf solcher Bahn, und unser Hinweis auf die Fülle des Gebotenen wird daher nicht unberechtigt erscheinen.

Christian Petzet.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Schwäbischer Idiotikon. Wie der „Frkf. Ztg." aus Stuttgart geschrieben wird, hat sich die württembergische Regierung entschlossen, einen jährlichen Beitrag von 2000 M. zur Förderung des Schwäbischen Wörterbuchs in den Etat einzustellen; bereits ist für die Jahre 1899 und 1900 diese Summe im zweiten Nachtragsetat gefordert worden. Es ist keine Frage, daß die Stände den sehr bescheidenen Betrag ohne weiteres bewilligen werden, nachdem schon früher mehrfach außerordentliche Zuwendungen stattgefunden. Der Leiter des Unternehmens, Prof. Dr. Fischer in Tübingen, Sohn des schwäbischen Lyrikers J. G. Fischer, hatte sich mit der Bitte um eine staatliche Unterstützung des Werks an die Regierung gewandt, da es ihm unmöglich ist, alle mit der Herausgabe verbundenen Nebengeschäfte selbst zu erledigen oder die dazu nothwendigen Hülfskräfte aus seiner Tasche zu bezahlen, zumal die Herausgabe des Wörterbuchs ihm keinen finanziellen Vortheil bringt. Was den Stand der Arbeiten betrifft, so wird berichtet, daß, nachdem nunmehr die nothwendigen Vorbereitungen getroffen worden (etwa 600,000 alphabetisch geordnete Zettel mit lexikographischen Mittheilungen sind vorhanden), zur eigentlichen Ausarbeitung und Veröffentlichung geschritten werden kann. Die Vorarbeiten hat schon vor vielen Jahrzehnten der verstorbene Professor Dr. v. Keller in Tübingen begonnen; sein Nachfolger an dem Werk ist seit 1883 Prof. Fischer. Die Literatur auf dem Gebiet der schwäbischen Dialektforschung ist übrigens eine sehr reichhaltige; sie umfaßt nach der Zusammenstellung von Mentz in der „Bibliographie der deutschen Mundartforschung" nicht weniger als 74 Werke, bezw. kleinere Arbeiten, die theils den gesammtschwäbischen Dialekt, theils die Untermundarten behandeln. Die bedeutendsten lexikalischen Darstellungen des schwäbischen Sprachschatzes rühren von J. Chr. Schmid aus dem Anfang und von A. Birlinger aus der Mitte dieses Jahrhunderts her, genügen aber den heutigen Anforderungen nicht.

γσ. **Berlin.** Die Maisitzung der „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" ward mit Gedächtnißworten des Vorsitzenden, Geh. Raths Virchow, auf die verstorbenen Mitglieder der Gesellschaft Prof. March von der Yale-Universität, New-Haven (Connecticut), und den Archäologen Dr. Bock (Aachen) eröffnet. Unter den zahlreich eingegangenen literarischen Neuheiten seien hervorgehoben: Serrurier: Dir Wajang-Poerwa und Frhrn. v. Oppenheims Reisewerk: Vom Mittelmeer zum Persischen Golf. Prof. Hans Virchow legte der Gesellschaft ein im Gefrierverfahren der Knochenhäute entblößtes Skelett der menschlichen Hand vor, an dem er mit Hülfe der Röntgen-Strahlen-Durchleuchtung einer lebenden Hand die mechanische Bewegung dieses kunstvollen Organs, dessen Knochen, da sie der Muskeln entbehren, nicht unmittelbar bewegt werden können, zeigte. Es fragt sich, da die Knochen nicht bei allen Stellungen mit einander im Kontakt bleiben, sondern sich Spalten zwischen den Knochenflächen bilden, die eingehender zu studiren sind, ob man es mit zwei festen, oder mit einer größeren Zahl von wechselnden Achsen zu thun hat. Die Bedeutung dieser Studien, die neues Licht in diese Erscheinungen bringen, wurde durch Professor Krause noch besonders betont. — Dr. H. Brunnhofer sprach alsdann über die Herkunft der Sanskrit-Arier aus Armenien und Medien. Der Vortragende ging von der Erscheinung aus, daß die Flußnamen Kaukasiens und der arischen Länder im Osten, Westen und Süden dieser Gebiete vorkommen. Er zeigte dies namentlich an dem Araxes, dessen Namr außer für den Parallelfluß des Kur in Armenien auch für den Phasis des alten Kolchis und den Rion gebraucht wird. Selbst der Oxus der Alten und der Yaxartes wird Araxes oder Araxabes genannt. Gehen wir über das Kaukasus-Gebiet hinaus, so taucht diese Bezeichnung für die Wolga, den Don, für eine der Donaumündungen als Arakos, in Thessalien und in der Peloponnes für die Peneiosflüsse daselbst wieder auf, während im Süden der Pontus, der Thermodon, der Euphrat, der Tigris und der Chaboras gleichfalls diesen armenischen Flußnamen tragen. Wir müssen die Auswanderung dieser Flußnamen aus dem Thalgebiete der Kur und Araxes, dem uralten heiligen Lande Armenien, das nach der Ueberlieferung auch die Heimath der Perser ist, als Wegweiser für die Wanderungen der Arier nehmen und sie mit der als berechtigt geltenden Annahme der Einwanderung der Griechen von Norden her um den Pontus noch ihren historischen Wohnsitzen zusammenstellen, um das Auftauchen der konzentrisch von Armenien ausgehenden Verbreitung dieser Flußnamen zu verstehen. Somit wäre für die persischen und griechischen Arier der Beweis erbracht, daß Armenien deren Heimath ist; es fragt sich nun, ob auch für die Sanskrit-Arier dieser Beweis zu führen gelingt. Die Rasá des Rigveda und der mit ihr zusammenzustellende Flußname Ranhá des Avesta werden zum Theil auf die Wolga, zum Theil auf die Parallelströme des Oxus und des Yaxartes aber des Kur und Araxes bezogen, während der Name des vedischen Helden Agastia sprachlich mit der am Kaspischen Meer gelegenen Landschaft Sagareia bei Ptolemäus zusammenzustellen ist, die ihren Namen von dem aus Persis stammenden Nomadenvolk der Sagarcier herleitet. Der iranische Stamm der Σαγαρτίοι am Kaspischen Meer, den ebenfalls Ptolemäus erwähnt, bedeutet, von Sagara = Meer Oka = Wohnung abgeleitet, die „Meeranwohner", das sind eben die Sagarcier am Kaspischen Meer; auch heißt es, der Held Agastia hätte das Meer ausgetrunken. Indem muß der im Rigveda ebenfalls erwähnte Stamm der Kassiapo mit dem Namen aus Kaspapyros, nach Kiepert gleich dem heutigen Kabul, zusammengestellt werden, und die Kaspistadt der Alten am Kaspischen Meer, der Name Kasprut für den Atrekfluß in Taboristan, sowie jene nach brahmanischer und baddhistischer Ueberlieferung im Pandschab angesessenen Kassiapa zeigen die Ausbreitung der Arier vom Kaspischen Meer bis zum Indus deutlich. Im Rigveda wird auch das Kaspische Meer erwähnt. Aus geographischen und mythologischen Andeutungen im Veda und im Avesta läßt sich schließen, daß, bevor die Inder zum Pandschab gelangten, sie, wie das vergleichende Sprachstudium zeigt, in einem Lande gewohnt haben müssen, in dem sie zugleich das Meer, das Gebirge und einen Fluß, Rasá genannt, vor Augen hatten. Da nun die Rasá des Rigveda auch den Araxes bezeichnet, so muß diese Landschaft als Armenien angesehen werden. Der Vortragende belegte seine Ausführungen durch zahlreiches sprachvergleichendes Detail und erwähnte auch eine Nachricht des Arrian, wonach die Inder den Medern unterworfen gewesen sind. Da Arrian aus Ktesias schöpfte, der in Babylon als Arzt lebte und die dortigen Archive für seine Arbeiten benutzte, so dürften die in Babylon zu erwartenden Funde vielleicht diese Nachricht bestätigen. Zudem konnte Dr. Brunnhofer für seine These noch einen astronomischen Beweis anführen, auf den auch schon Prof. Weber aufmerksam gemacht hat. Die Aswina, das Gestirn des Frühlingsäquinoktiums, das in den alten indischen Hymnen als Ankündiger der Morgenröthe besungen wird, konnte nach Berechnungen des Geh. Raths W. Förster nur in Armenien etwa um das Jahr 6000 vor unsrer Zeitrechnung in 42—45 Grad Polhöhe während einer Viertelstunde am Morgen am Himmel gesehen worden sein. Die hochinteressanten Untersuchungen werden nach Geh. Roth Virchows Anschauung noch zu einem weiteren Studium Anlaß geben müssen. — Dr. R. Blumreich legte der Gesellschaft die Resultate seiner auf Virchows Veranlassung angestellten Untersuchungen der durch den Reisenden Finsch von den Neu-Irländern (Südsee) mitgebrachten Haare vor. Die spiralig, mitst fein kräuselichen, aber zum Theil auch glatten Haare sind denen der Papua ähnlich, sie haben etwa 2 cm Naturlänge und 4 bis 5 cm gestreckte Länge. Ihre Farbe geht vom Dunkelbraun bis zum Mattbraun und vom hellsten Blond bis zum Schwarz, die Frauenhaare sind seidenweich, elastisch und sehr schwarz. Inmitten dunkler Haare finden sich nicht selten hellere Partien, und umgekehrt wechseln strohgelbe und weiße Theile mit tiefbraunen ab. Von besonderem Interesse sind die körnigen, pigmentartigen Theile, die bisher so im menschlichen Haar nicht bekannt und weder in Natronlauge, noch in Schwefelsäure löslich sind, wie sie sich in dem Markzylinder dieser Haare von Neu-Irländern finden. Die Querschnitte, die bei der Untersuchung von der Wurzel bis zu den oberen Theilen der Haare, die meist hellere Pigmentirung zeigen, gemacht worden sind, zeigen sich als elliptisch mit starker Abplattung, infolge der natürlichen Kräuselung, bisweilen aber auch als oval, fast

kreisrund und sogar als dreikantig. Die chemische und mikroskopische Untersuchung konnte auch die Thatsache bestätigen, daß die Neu-Irländer ihrem Haupthaar eine künstliche Färbung geben. — Zum Schluß erstattete Geh. Rath Virchow Bericht über die armenische Expedition der Doktoren Belck und C. F. Lehmann. Gegenüber den neuesten Meldungen von einem erneuten Ueberfall des Dr. Belck konnte Geh. Rath Virchow eine Depesche dieses Forschers vom 6. Mai aus Wan verlesen, in der er sein Wohlsein anzeigt und um fernere Unterstützung für die Expedition aus der Heimath bittet. Nach einem Bericht unsrer deutschen Botschaft in Konstantinopel handelt es sich bei den jüngsten Meldungen um einen Konflikt zwischen den russisch-armenischen Dienern der Expedition und den türkischen Behörden. Der Vortragende gab einen Ueberblick über die Reiseroute und die Resultate der armenischen Expedition, die von Tiflis aus zuerst nach Transkaukasien in das Thal der Kurá gegangen war, die Citadelle von Tobrak-Kaleh bei Wan ausgegraben und eine Wasserleitung dort bloßgelegt hat, die den Namen eines Kanals der Semiramis trägt. Dann machte man einen Abstecher zu den Gräberfeldern des armenischen Hochlandes und ging nach Persien. Es folgte die Rückkehr zum Urmia-See und zum Wan-See, wo umfassende Grabungen ausgeführt wurden, um dann auf der ältesten Straße zum Tigris hin den Weg zu nehmen, auf dem die Expedition bis Mossul gelangte und auch die Ruinen von Ninive besuchen konnte, die Layard zuerst durchforscht hat, von wo aus man auch Fühlung mit der babylonischen Expedition der „Deutschen Orientgesellschaft" gewann. Der Rückweg erfolgte im kalten Winter und durch tiefen Schnee über Erbil (Arbela) Jezireh auf der Route, die einst Xenophon mit seinen hellenischen Lanzknechten eingeschlagen hatte und die ebenso wie diese ganze Gegend geographisch und kartographisch genau aufgenommen wurde, und hatte Wan zum Endpunkt. Als Forschungsresultate sind eine große Zahl von Stelen gefunden, die chaldische Inschriften tragen. Der Name der Chotder knüpft sich in dieser Gegend an zwei Gebiete, eines mehr im Süden gelegen, das mit Babylon in Berührung stand, und das nördliche, das zu Armenien Beziehungen hatte. Dieses hat sich lange als selbständiges Reich den Assyriern gegenüber erhalten, und erst Tiglatpileser, dessen hierauf bezügliche Siegesinschrift von den Forschern gefunden und in vorzüglicher Photographie aufgenommen worden ist, hat dieses chaldische Reich unterworfen. Auch die Südgrenze dieses Reichs konnte durch Inschriftenfunde festgestellt werden. In Redwan auf der Rückreise konnten unsre Reisenden die Ruinen des von Xenophon nach dem Kentrites-Uebergang erwähnten Satrapenschlosses auffinden, sowie die Tigris-Quellgrotte, die Xenophon beschreibt, besuchen. Ueber die bei Hosein-Kef, südlich von Diabekr, aufgefundenen großen Felsendanten ist an dieser Stelle schon jüngst berichtet worden. Dagegen konnte die Ruinenstätte Arsen am oberen Arsenia nicht als das alte Tigranocerta erkannt werden. Unter den Funden, die bei Mossul und Ninive gemacht wurden, verdient neben einigen assyrischen Königsinschriften, die zur genauen Kenntniß des Stadtplans der altassyrischen Riesenstadt führen dürften, ein Täfelchen besondere Erwähnung, aus dessen Inschrift Dr. Lehmann die Thatsache erkannte, daß Assyrier und Babylonier ihre Monate vom unsichtbaren Neumond begannen. Da noch eine große Arbeit an Ort und Stelle zu leisten ist, dürfte die Rückkehr der Expedition kaum vor Ende dieses Jahres zu erwarten sein, bis für welche Zeit auf ihre Unterstützung gehofft werden darf. Diese armenische Expedition hat Virchows Ansicht, es sei eine feste, bestimmte Grenze zwischen der kaukasischen und der assyrischen Kultur zu ziehen, in vollem Umfang bestätigt, und auch die Hoffnung auf eine vermehrte Kenntniß der chaldischen Sprache mit Hülfe der noch in den Gebirgen lebenden Reste des chaldischen Stammes dürfte sich in Zukunft erfüllen. Die chaldischen Inschriften können, weil sie in Keilschrift geschrieben sind, gelesen werden. Der Energie und dem Geschick unsrer Reisenden dürfte auch diese, nicht leichte und nur mühsam zu lösende Aufgabe gelingen.

* Im handschriftlichen Nachlasse Theodor Fontane's hat man das Manuskript einer vollständigen Hamlet-Uebersetzung entdeckt, die ungefähr aus dem Jahre 1850 stammt und in der Reihe der existirenden Hamlet-Uebertragungen eine durchaus selbständige Bedeutung gewinnt.

* **Karlsruhe.** Die hiesige Technische Hochschule erfreut sich, wie im letzten Winter-, auch im gegenwärtigen Sommersemester eines sehr starken Besuchs. Die Zuhörerschaft setzt sich zusammen aus 865 Studirenden, 59 Hospitanten und 64 Theilnehmern an einzelnen Vorlesungen, so daß die Besuchsziffer im ganzen 979 beträgt, wie sie in den früheren Jahren noch nicht erreicht worden ist. Die Studirenden und Hospitanten (915) vertheilen sich auf die einzelnen Abtheilungen wie folgt: Allgemeine Abtheilung (Mathematik und allgemein bildende Fächer) 13, Architektur 163, Ingenieurwesen 156, Maschinenwesen 261, Elektrotechnik 165, Chemie 141, Forstwesen 16. Der Heimath nach stammen 391 Studirende, Hospitanten und Theilnehmer aus Baden, 435 aus anderen deutschen Staaten, 153 aus außerdeutschen, bezw. außereuropäischen Ländern.

* **Wien.** Am 7. Juni ist ganz plötzlich, während er im Hörsaale eine Vorlesung abhielt, der ordentliche Professor der Chemie an der hiesigen Universität und Direktor des ersten chemischen Universitäts-Laboratoriums, Dr. Hugo Weidel, an einem Herzschlage gestorben. Er stand erst im 50. Lebensjahre und gehörte der Wiener Universität seit 1878 als Privatdozent und seit 1891 als ordentlicher Professor an. Von seiner regen fachwissenschaftlichen Thätigkeit zeugen die vielen Abhandlungen, welche er zum größten Theil in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften veröffentlichte, deren Mitglied er war.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Olatino: O Brasil Em Crise. (Ao Correr Da Penna.) S. Paulo 1899. — Karl Muth: Die literarischen Aufgaben der deutschen Katholiken. Mainz, Franz Kirchheim 1899. — Bernh. ten Brink: Geschichte der englischen Literatur. 2. Aufl. I. Bond. Straßburg, Karl J. Trübner 1899. — G. Freytag: Radfahrerkarte Blatt 23, München und Südbayern. Wien, G. Freytag u. Berndt. — Dr. Robert Pöhlmann: Sokrates und sein Volk. (Historische Bibliothek.) München, Leipzig, R. Oldenbourg 1899. — Gr. Somarow: „Der Krone Dornen." Romoa. Heft 1—4. Heilbronn a. N., Moderner Romon-Verlag. — Joh. v. Bloch: Der Krieg. Uebersetzung des russischen Werkes des Autors: Der zukünftige Krieg in seiner technischen, volkswirthschaftlichen und politischen Bedeutung. Band II u. IV. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1899. — Dr. A. Portig: Richard Wagners Musikdromen. Ihre Aufführung in Bayreuth und ihr Verhältniß zum Christenthum. Bremen, G. A. v. Holem 1899. — A. Chambers: Unser Leben nach dem Tode. Aus dem Englischen übersetzt von Gräfin J. Schwerin. Leipzig, Paul Spindler. — Deutsche Zeitschrift für ouslöndisches Unterrichtswesen. Hggb. von Dr. J. Wychgram. IV Jahrg. 3. Heft. Leipzig, R. Voigtländer 1899. — Die österreichisch-ungorische Monorchie in Wort und Bild Bukowina. 9. Heft, Lfg. 324. Wien, Alfred Hölder, k. k. Hofbuchhdlg. — Dr. Karl Roth: Eine Anregung zur Bekämpfung der Lungenschwindsucht durch künstliche Herstellung der trockenen Athmungsluft bevorzugter südlicher Klimate. Berlin, Schmitz u. Bukofzer. — Robert Saitschick: Aus der Tiefe; Rudolf Stratz: Mondblone; Lou Andreos-Salomé: Menschenkinder; Max Haushofer: Planetenfeuer; Ad Witbrondt: Der Sänger. Stuttgart, J. G. Cotta's Nachfolger 1899. — Dr. F. Moster: Ueber Entstehung und Verhütung der Tuberkulose als Volkskrankheit. Festschrift. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1899. — Frhr. a. Durant-Baranowitz: Die offizielle Festfahrt zur Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem am 31. Oktober 1898. Berlin, Hans Ludwig Thilo 1899. — Elsässische und lothringische Kunstdenkmäler. Lfg. 33—36. Straßburg i. E., W. Heinrich. — Th. H. Engelbrecht: Landbauzonen der außertropischen Länder. 3 Bde. Berlin, Dietr. Reimer (Ernst Vohsen) 1899. — Deutsche Studenten in Bologna (1289—1562). Im Auftrag der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften bearbeitet von Gust. C. Knod. Berlin, R. v. Decker, kgl. Hofbuchhandlung 1899.

Digitized by Google

Jahrgang 1899. München, Freitag, 9. Juni. Nummer 130.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oscar Bulle in München.

Uebersicht.

Ida v. Fleischl-Marxow. Von Anton Bettelheim. — Auf dem Schlachtfelde von Auerstedt. Von Dr. Borkowsky. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ida v. Fleischl-Marxow.

Wer älter wird, thut gut, sich die Superlative abzugewöhnen. Heutzutage wirkt der schlichte Positiv glaubwürdiger, als überhitzte Ruhmredigkeit. Ruhige, redliche Naturen fragen überhaupt nicht nach fremdem Urtheil. Still und sicher gehen sie ihren Weg, wie die bedeutende, liebenswerthe und verehrungswürdige Frau, die eine gute Tochter, eine pflichtgetreue Gattin, eine grundgescheite Mutter und eine viel (niemals zu viel) gepriesene Freundin unsrer ersten Dichterinnen — Betty Paoli und Marie v. Ebner-Eschenbach — war. „An Ida“ ist das Widmungssonett der „Neuesten Gedichte“ Betty Paoli's gerichtet. Die Eingangsstrophe kündete, wie der Bund geschlossen wurde:

Daß ich, als jeder Trost mir fern gelegen,
Und meiner Hand der Hoffnung Stab entwunden
Inmitten all der Larven Dich gefunden,
Ich nenn' es meines Lebens höchsten Segen.

Und nimmermüde besingt die Dichterin Wesen und Werth der Freundin in immer neuen, immer wahren Wendungen:

Wenn Deine Hand in meiner ruht,
Mein Herz den Schlag des Deinen fühlet,
Denk' ich nicht mehr der dunkeln Fluth,
Die leis' mein Leben unterwühlet.

Vergessen ist, was ich erfuhr,
Verfehltes Streben und Beginnen!
Der Zweifel und der Wunden Spur
Tilgt Deines Auges Strahl von hinnen.

Voll frend'gen Schwunges, kühn und mild,
Stark im Vollbringen, rein im Wollen,
Stehst Du vor mir, ein leuchtend Bild
Deß, was ich hätte werden sollen.

Mit tausendfältiger Last beschwert
Ward ich im Lauf zurückgehalten;
Gelobt sei Gott, der Dir gewährt,
Dich frei und kräftig zu entfalten.

Daß hier nicht Ueberschwang zu Wort kommt, daß Betty Paoli in Wahrheit ihrer Ida für echte Herzenswohlthat verpflichtet war und blieb, bezeugt der meisterhafte Nachruf, den die Ebner unsrer Dichterin — Gedichte von Betty Paoli. Auswahl und Nachlaß. Stuttgart, Cotta, 1895 — gestiftet hat: „Im Jahre 1855 ließ der gute Stern der Dichterin sie finden, was wohl die Erfüllung des Traumes eines jeden Schaffenden ist: alle Annehmlichkeiten, alles Behagen des Familienlebens ohne eine seiner Verpflichtungen. Durch fast 40 Jahre hat sie im Frieden des Hauses von Fleischl-Marxow, unter hochbegabten, edlen Menschen gelebt: frei und geschützt. In liefempfundenen Gedichten dankte sie der Herrin dieses Hauses, Frau Ida, viel und vielmals. „Du bist so überreich,“ sagte sie in einem von ihnen und fragt, „was hab' ich Arme Dir zu geben?“

Nichts als mich selbst! Doch diese Gabe schafft
Dir Sorgen nur und immer neue Mühen!
Denn stützen mußt Du mich mit aller Kraft,
Dein böses, altes Kind zum Guten ziehen.
Du mußt, bald ernst und streng und bald gelind
Hier rathen, trösten, strafen dort und wehren
Und die Gedanken, die das Leben sind,
Den erdgebund'nen Geist erst denken lehren.

Nicht umsonst treten Verse, fremde oder eigene Verse, Jedem auf die Lippen, der von Ida Fleischl spricht. Ihr Herz hing an edler Dichtung. Ihr war steter, reger Genuß der Meisterschöpfungen der Weltliteratur Lebensbedürfniß. Ihre Belesenheit war erstaunlich, noch erstaunlicher blieb bis in die jüngste Zeit ihre Schlagfertigkeit. Sie war imstande, lange Gedichte, die sie vor Jahren gelesen, ohne Stocken aus dem Gedächtniß herzusagen. Unvergeßlich ist mir, wie sie bei der (selbstverständlich unter ihrer Mitwirkung besorgten, an ein bestimmtes Raummaß gebundenen) Auswahl der „Letzten Gedichte“ der Paoli für so manchen ihrer nothgedrungen verbannten Lieblinge ein schützendes Wort einlegte und in leisem und doch bezeichnendem freien Vortrag jeder heimlichen Schönheit mit Nachdruck gerecht wurde. Voll erfüllt ward also ein letzter Wunsch der Paoli:

Und wenn im Grab ich Deinem Blick entschwand,
Dann sei Dir dieses Buch ein Liebezeichen,
Ein stiller Gruß aus fernem Geisterland.

Nur blieb Ida's Verkehr mit der Geschiedenen nicht auf das eine Buch beschränkt: ihr waren alle Liederbücher der Paoli gegenwärtig.

Der Bildungstrieb und Wissensdrang der Fleischl begnügte sich indessen nicht mit Kosten und Auskosten lyrischer Dichtungen. Frühzeitig pflegte sie geschichtliche und philosophische Studien. Insbesondere war es Spinoza und die Welt des Buddhismus, in die sie sich versenkte. Sie hatte die Freude, die gleichen Neigungen in ihrem hochbegabten Sohne, dem Professor der Philosophie an der Universität Wien, einem Lieblingsschüler Rokitansky's und Brücke's, Ernst v. Fleischl-Marxow, wiederkehren zu sehen. Sein Schulkamerad und Lebensfreund — Professor Sigmund Exner — weist in seiner „biographischen Skizze“ des Frühverewigten (in der Einleitung zu dessen „Gesammelten Abhandlungen“, Leipzig, 1893) auf den Einfluß dieser mütterlichen Führerin, auf den Segen dieses elterlichen Hauses hin: „Es war der Sammelpunkt zahlreicher hervorragender Männer und Frauen; ausgezeichnete Hofschauspieler, Schriftsteller und Gelehrte fühlten sich da heimisch. Die Mutter, selbst eine gründliche Kennerin, hatte dafür gesorgt, daß der junge Ernst den Werth dieser Kreise,

dieſer Geſpräche, dieſes Schwimmens im Strome des Geiſteslebens frühzeitig zu würdigen wußte und ſich in ihm jene Fähigkeit, die mannichfaltigſten geiſtigen Genüſſe aufzunehmen, entwickelte, die einen Charakterzug ſeines Weſens bildete. In dieſem Hauſe verkehrte auch ſein Onkel, der Phyſiologe Hans Ezermak. „Raſch und glänzend ſtieg die (von Exner eingehend gewürdigte) wiſſenſchaftliche Thätigkeit Fleiſchls an: qualvoll, zu einem heldenhaft getragenen Paſſional geſtaltete ſich ihr Verlauf. Als Fünfundzwanzigjähriger zog er ſich im Inſtitut für pathologiſche Anatomie eine Infektion mit Leichengift zu; in einer lebensgefährlichen, akuten Krankheit büßte er den Daumen der rechten Hand ein; allein er war nicht geheilt: im Stumpfe des rechten Daumens bildeten ſich Neurome, die oft exſtirpirt, ſich immer wieder an den Schnittſtellen erneuerten und das Leben Fleiſchls im Laufe der Jahre zu einem Martyrium geſtalteten, von dem ſich nur die eine Vorſtellung machen können, die zu ſeiner nächſten Umgebung gehörten". Der Dulder trug ſein Schickſal, indem er über den Kreis ſeiner nach wie vor betriebenen mediziniſchen Forſchungen hinausgriff und gefördert durch Georg Bühler, Sanskrit ſtudirte. Wie aber Ida Fleiſchl die 20jährige Leidenszeit des Sohnes mitgetragen und wie ſie 1891 mit ſeinem erlöſenden Tod fertig wurde, das haben wohl nur Wenige erfahren: „Die ſchlimmſten Schmerzen ſind auf Erden, die ausgeweint und ausgeſchwiegen werden."

Troſt hat ihr Mutterherz wohl niemals gefunden. Daß ſie aber nicht zur Niobe verſteinerte, das hatte ſie, das haben ihre Kinder und Freunde nur ihrem reichen Gemüth zu danken. Mit verdoppelter Zärtlichkeit wandte ſie ſich ihren Söhnen und Enkeln zu. Und immer enger knüpfte ſich das Band ihrer Lebensgemeinſchaft mit Marie v. Ebner-Eſchenbach. Wenn es nicht vermeſſen wäre, an einem ſo tiefen, heiligen Schmerz zu rühren, man möchte wünſchen, daß die Ueberlebende die Kraft fände, der Verewigten das einzig würdige — das heißt der Beiden würdige — Denkmal aufzurichten.

Die beiden Damen lernten einander in den 50er Jahren — wenn ich nicht irre, beim berühmten „ſchwarzen Kaffee" im Salon Laube's — kennen. Marie v. Ebner war ſchon dazumal von dichteriſchem Schöpferdrang erfüllt; allein ihre dramatiſchen und ſatiriſchen Erſtlinge fanden keine Gnade vor Heinrich Laube und Betty Paoli. Ida v. Fleiſchl ſah tiefer und ſchärfer. Sie erkannte das echte Talent der Ebner; allein ſie verhehlte in ihrer männlichen Geradheit der geborenen Gräfin Dubsky nicht, daß ihre — nach der Adelsſitte der Zeit weſentlich franzöſiſche — Vorbildung nicht genüge für eine Frau, die nach dem Kranz einer deutſchen Dichterin ſtrebe. Die Selbſtüberwindung, mit der Marie Ebner von vorn anfing, der Ernſt, mit dem ſie in die gute, ſtrenge Schule deutſcher Kunſt und deutſcher Forſchung ging, gereicht der verehrten Meiſterin zum dauernden Verdienſt. Es verdunkelt dies Verdienſt nicht im geringſten, und Marie Ebner ſähe es am wenigſten als Verkleinerung ihres Ruhmes an, wenn man der Treue, der Hingebung, der unbeſtechlichen Wahrhaftigkeit gedenkt, mit der Ida v. Fleiſchl fortan die ganze künſtleriſche Entwicklung der Ebner mit ſchweſterlichem Antheil mitmachte und förderte. Tagtäglich kamen die Freundinnen zuſammen, des Winters in Wien, des Sommers in Sankt Gilgen am Abersee; jede Geſchichte der Ebner hörte zuerſt Ida v. Fleiſchl, die es als geſtrenge Merkerin nicht fehlen ließ an unumwundenem und in ſeiner Unmittelbarkeit unſchätzbarem Urtheil. War dies ſchwere Geſchäft mit dem gebotenen Ernſt abgethan, dann ging es an heiteres Spiel im buchſtäblichen Sinn. Länger als ein Dezennium hatten die Ebner, Betty Paoli und die Fleiſchl ihre gemeinſame Tarokpartie, die ein Hausſohn in einer Momentphotographie feſtgehalten und Marie Ebner in einer köſtlichen Arabeske ihres Nachrufs auf die Paoli mit einer Laune beſchrieben, die ihr Meiſtergeheimniß bleibt. „Und ſo ſpielten wir denn," heißt es in jenem Gedenkblatt. „Was? Betty's Ueberzeugung war: Tarok, weil ſie doch Tarokkarten in Händen hielt. Wie? Nun, das Bereich, in dem ſie ſich beim Kartenſpiel bewegte, war nicht das der Berechnung und Kombination, ſondern das der Inſpiration. Manchmal flog, nachdem ſie ihre Blätter eines nach dem anderen langſam aufgenommen hatte, plötzlich eines davon auf den Tiſch, und ſie ſagte Ultimo an, der ein größeres Wagniß war als Hannibals Zug über die Alpen. ‚Aber, Betty', rief dann Frau Ida ganz beſtürzt, ‚du haſt ja noch gar nicht gekauft.' Richtig! zu kaufen hatte ſie vergeſſen, holte das Verſäumte ſofort nach und begann zu gleicher Zeit eine ſehr unterhaltende Geſchichte zu erzählen. Ein Wort gab das andere. Sie beſprach den Erfolg oder Mißerfolg eines neuen Stückes, ein wichtiges Ereigniß in der politiſchen Welt, ein Buch, das ſie eben geleſen hatte, war immer weiſe und intereſſant.... Schöne, liebe, unvergeßliche und unerſetzliche Tarokpartie", ſeufzt die Ebner im Abgeſang dieſer unter Thränen lächelnden Humoreske.

„Schöne, liebe, unvergeßliche und unerſetzliche Tarokpartie", heißt es noch unvergleichlich wehmüthiger heute. Denn auch in Sankt Gilgen konnte man als Augen- und Thatzeuge in der ländlichen Behauſung von Ida Fleiſchl eine Tarokpartie mitmachen; wenn dann der Lieblingspapagei der Hausfrau immer lauter kreiſchte, die Spielchancen immer heikler wurden, dann ſummte Frau Ida plötzlich mit ihrer tiefen Altſtimme eine uns Allen unbekannte Melodie, von der nur ihr trefflicher, im Winter als Arzt in Rom anſäſſiger Sohn, Dr. Otto v. Fleiſchl, zu melden wußte: ſeine Mutter wolle die öſterreichiſche Volkshymne ſingen. Wäre eine ſolche Abſicht nicht von einem ſo zuverläſſigen Muſiker, dem Nothhelfer Billroths in Fragen der italieniſchen Melodik, dem in einem Roman d'Annunzio's als Bach-Kenner genannten Gewährsmann, verbürgt worden: dann hätten die Anweſenden Alle vielleicht nicht an der Abſicht, doch an deren Ausführung gezweifelt. War die Spielpartie zu Ende, dann traten die beiden Damen ihren Spaziergang am Seegeſtade an: Ida v. Fleiſchl durch die Laſt der Jahre ein wenig gebückt, die Ebner von eleganter Beweglichkeit, wie eine junge Comteſſe, auf Schritt und Tritt von Bauernkindern begrüßt, die aus den entlegenſten Hütten herbeieilten; aus guten Gründen; nicht nur in Sankt Gilgen gibt es keine zweite Kinderfreundin und Armenmutter vom Schlag der Ebner. Ida v. Fleiſchl ließ die Freundin ſtill ſchmunzelnd gewähren, wie die Ebner die Fleiſchl gewähren ließ. Die Beiden verſtanden einander, wie in jedem Wink, in jedem Wort, ſo auch im verſtändnißinnigen Schwelgen: dieſem Gipfel des Einvernehmens.

Den letzten Winter verlebten die beiden Damen zuſammen in Rom. Ida v. Fleiſchl hatte vor der Abreiſe eines neu auftauchenden läſtigen Leidens wegen im Herbſt den Rath des Orthopäden Heſſing in Göggingen eingeholt und wirkſamen Beiſtand gefunden. Sie konnte ſogar mit der Ebner zweimal die Ausgrabungen auf dem Forum beſichtigen. Im Mai war ſie nach Wien zurückgekehrt, von wo ſie, wiederum mit der alten Freundin, alsbald nach Sankt Gilgen ſich zu begeben gedachte. Als ich der verehrten Frau meinen Abſchiedsbeſuch machte, fand ich ſie in ihrem geräumigen, mit ſchönen Familienbildern, mit einer allerliebſten Miniatur der Paoli und dem Blaas'ſchen Jugendportrait der Ebner geſchmückten Schreibzimmer. Die alte Herzenswärme ihres Weſens erquickte mich aufs neue; ebenſo wohlthuend wirkte die klare Gefaßtheit ihres Denkens. Auf die Frage nach ihrem Befinden erwiderte ſie: ſie ſei jede Stunde bereit, zu gehen. Die einzige Klage, die über

ihre Lippen kam, war, daß sie eine Abnahme ihrer geistigen Kräfte fühle. Die Gegenbemerkung, daß nur ein heller Kopf imstande sei, solche — fehlbare — Selbstkritik zu üben, ließ sie nicht gelten. Gleichwohl wäre es mir nicht beigefallen, an ein so jähes Ende zu glauben. Unmittelbar vor dem für die Abreise festgesetzten Tag stürzte Frau v. Fleischl im Zimmer. Der Unfall schien anfangs nur lästig, nicht bedenklich, bis Fieber eintrat und eine Untersuchung mit Röntgen-Strahlen ergab, daß die Fünfundsiebzigjährige einen Schenkelbruch erlitten habe. Eine neu hinzukommende Lungenentzündung setzte diesem reichen und gesegneten Frauenleben sein Ziel. Vergessen wird Ida v. Fleischl-Marxow Keiner, der das Glück hatte, in ihren Kreis zu treten.

Wien, 5. Juni. Anton Bettelheim.

Auf dem Schlachtfelde von Auerstedt.

Von Dr. Borkowsky (Naumburg a. S.).

Die Unentschlossenheit und Zerfahrenheit der preußischen Heeresleitung in dem unseligen Kriegsjahre 1806 offenbarte sich in dem fortwährenden Umstürzen eben gefaßter Operationspläne. Das daraus entspringende, augenscheinlich zwecklose Hin- und Hermarschiren vermehrte die mißmuthige, gedrückte Stimmung der Soldaten, deren Vertrauen und Zuversicht schon längst bedenklich erschüttert waren.

Anfang Oktober stand die Armee zwischen Gotha und Erfurt; aber aus dem kühnen Angriffsverfahren über den Thüringer Wald hinüber, das der Generalstab so stolz entworfen hatte, wurde schließlich ein beschämender Rückzug, sobald die verblüffende Nachricht kam, daß Napoleon von Bamberg aus längst das Waldgebirge überschritten habe und bereits auf dem rechten Saaleufer stehe — ein Keil zwischen dem preußischen Heer und dem preußischen Land.

Der Abmarsch zur Elbe war die neue Parole seiner Gegner. Das Hauptheer unter dem Herzog von Braunschweig gelangte in dieser Absicht am 13. Oktober von Weimar bis Auerstedt. Es sollte am nächsten Tage weiter nordostwärts um Kösen herum nach Freyburg ziehen und dort die Unstrut überschreiten. Das Korps des Fürsten Hohenlohe aber sollte, um einen Tagemarsch getrennt, von Jena aus am linken Saaleufer entlang rücken und den Abmarsch gegen einen Flankenangriff nach rechts hin decken.

Da stürzt sich der Löwe Napoleon auf die Beute, die sich ihm entziehen will; er packt mit gewaltigem Tatzenschlage am 14. Oktober bei Jena den Fürsten Hohenlohe und reißt ihn zu derselben Zeit zu Boden, da drüben auf dem Schlachtfelde bei Auerstedt sein General Davoust sich dem Abzug des Herzogs von Braunschweig entgegenwirft. Als hier die Gegner aufeinander platzten, war es zunächst von beiden Seiten ein blindes Zutappen aufs Gerathewohl; weder wußte der Herzog, daß er ein volles französisches Armeekorps (27,000 Mann) vor sich hatte, noch ahnte Davoust, daß ihm die ganze preußische Hauptarmee (50,000 Mann) in den Weg lief.

Drei Meilen von Jena entfernt, zwei Meilen von Naumburg, liegt Auerstedt. Das Dorf schmiegt sich freundlich in das Thal des Emsbachs, der zur Ilm weiterfließt. Höher als die niedrige Dorfkirche erhebt sich das Schloß, ein kahler, kalter, viereckiger Bau, in drei Stockwerken ohne jede künstlerische Gliederung aufsteigend, mit fast quadratischen, theilweise vergitterten Fensteröffnungen und mit steilem, finsterem Dach. Die sehr belebte Handelsstraße von Frankfurt nach Leipzig windet sich durch den Ort und gibt ihm eine mehr als dörfliche Bedeutung. Man zählt 101 Bauernhäuser. Am Gasthause staut sich der Frachtverkehr und gegenüber dem Schlosse, vor dem langen, stattlichen, weißgetünchten Posthause mit dem Wappen von Kursachsen hält die schwerfällige gelbe Postchaise; der Postillon spannt die vier Rappen um, und die durchschüttelten Passagiere sind ausgestiegen und tragen den Namen der Station in ihr Reisejournal ein. Das ganze, umständliche voreisenbahnliche Fuhrwesen bietet hier ein buntes, anziehendes Bild — sonst, in stiller Friedenszeit. Aber heute hat das alles der Geier, der Krieg verscheucht. Es ist der 14. Oktober des Jahres 1806, die erste dämmernde Morgenfrühe.

Vor dem Hause des Postmeisters Junge und vor dem Schlosse des Kreishauptmanns v. Zedtwitz stehen preußische Grenadiere mit geschultertem Gewehr auf Wache in blauem Frack mit weißen Aufschlägen und rother Halsbinde, in weißen Hosen und grauen Gamaschen. Auf der Brust kreuzen sich die breiten Bandeliere und auf dem Kopf, dessen Haar zu einem kurzen Zopf zusammengebunden ist, sitzt die hohe Bärenmütze mit dem Blechschilde, das den schwarzen Adler zeigt. In der Posthalterei drüben liegt der König, hier im Herrenhause der Oberstkommandirende, der Herzog von Braunschweig, im Quartier. Ordonnanzen und Adjutanten mit der Feldbinde und dem hohen zweispitzigen Klapphut, den ein schwarzweißer Federstutz ziert, eilen geschäftig hin und her. Und zwischen den Bauernhäusern und Ställen entlang über die schlechtgepflasterte, strohbeschüttete Heerstraße schiebt sich rücksichtslos das lärmende Hasten eines vieltausendköpfigen aufgestörten kriegerischen Hauseus. Flügelhörner und Allarmtrommeln, Kommandorufe und grobe Flüche, Gleichschritt der Infanterie und Gerassel der Kavallerie, Gepolter der Kanonen und Knarren der Bagagewagen: aus alledem klingt heute nicht die helle, freudige Weise eines leichten Soldatenherzens, das dem Feinde kühn entgegenschlägt, sondern der graue Mißmuth einer gequälten, halbhungrigen Masse, die dem Gegner ausweichen will und doch nicht weiß, wo er steht! Die Kameraden sprechen von der unseligen Niederlage bei Saalfeld, die vor vier Tagen dem braven Prinzen Louis Ferdinand das junge Leben kostete; sie flüstern, daß die Königin, die bisher dem Hauptquartier immer gefolgt war, gestern in banger Ahnung der Gefahr umgekehrt und nach Weimar zurückgefahren ist — und der feuchte, kühle, dicke Frühnebel macht das Gefühl der Unbehaglichkeit noch drückender.

Gestern Abend bis in die tiefe Nacht hinein ist die Armee von Weimar angerückt, in fünf Divisionen, 50,000 Mann. Vor dem Dorfe links und rechts vom Wege haben die Biwakfeuer auf den Feldern gebrannt. Nur die Division Schmettau war schon über Auerstedt hinausmarschirt und hatte vor Gernstedt kampirt. Miserabel war die Verpflegung gewesen; nur etwas Hammelfleisch ward herbeigeschleppt; Brot nirgends zu haben; nicht einmal für die hohen Offiziere reichte der kärgliche Vorrath; und es erschien als etwas ganz kostbares, daß man dem König am Morgen noch ein Stückchen zum Frühstück einpacken konnte.

Von Auerstedt führt der Weg zuerst bequem nordwärts; dann wendet sich die alte Straße rechts ab. Sie steigt allmählich und wird bald beschwerlicher; tief sind die Geleise eingeschnitten. Zu beiden Seiten sind die fahlen Felder abgeerntet. Dunkelbraun dehnen sich mit glänzenden Lichtern die neugepflügten Ackerbreiten. Hohe Strohdiemen wachsen grau aus der Nebelmasse hervor und von den Bäumen schauert das gelbe Laub. Zur Linken erheben sich im verschwimmenden Umriß die zwei Thürme der alten Eckartsburg; sie krönen den letzten Ausläufer eines Hügelrückens, den wir jetzt hinansteigen. Nun sind wir oben auf der kahlen, steinigen Höhe; den „Volksberg" oder, die „Bettelfrau" nennen sie die Bauern. Hinter uns liegt im Thal Auerstedt und vor uns dehnt sich ein weites Gefilde, über das bei klarem Wetter das Auge ungehindert schweift

von Dorf zu Dorf. Da liegt rechts unten Rehhausen, links Gernstedt und weiter Poppel und Taugwitz. Hinter Gernstedt senken sich die Felder langsam zu den Wiesen des Meerrettiggrundes, in dem der kleine, von Bäumen eingefaßte Lißbach fließt; und jenseits auf wieder ansteigendem Gelände gerade vor uns in der Ferne erscheint Hassenhausen mit seinem schlanken Thurm und beherrscht als höchster Punkt das ganze Panorama. Wäre nur die Luft durchsichtiger; man müßte jetzt dort hinten auf den Kösener Höhen die französischen Waffen blitzen sehen. Denn dort stehen die Feinde!

Gestern schon ganz frühe, um 8 Uhr — so hat der Pfarrer Tieze aus Hassenhausen berichtet — sind von Naumburg her französische Husaren (er meint Chasseurs) gekommen und haben die Dörfer gebrandschatzt bis nach Gernstedt hin. Da ist um 10 Uhr der Leutnant v. Böhmer von dem preußischen Leibkarabinier-Regiment mit einer Reiterpatrouille auf sie gestoßen, hat sie zurückgeworfen und ihnen einen Gefangenen abgenommen. Und dieser hat dann ausgesagt, daß der General Davoust von Naumburg aus die Saale bei Kösen überschritten habe. Es war dies die einzige bedeutende Meldung, die die Preußen von ihren Gegnern hatten. Aber trotzdem sich nun die Lage so ernst entrollte, hatte die Heeresleitung es doch verabsäumt, sofort den wichtigen Thalrand von Hassenhausen zu besetzen: Nur hier allein hätte man Uebersicht und Klarheit und eine ganze Reihe strategischer Vortheile gewinnen können — gestern — heute nicht mehr!

Von Gernstedt aus ist den Stabsoffizieren die Marschrichtung nach Lancha und Freyburg angegeben. Voran rückt die Division Schmettau als Avantgarde; hinter ihr soll in ziemlich großem Abstande die Division Wartensleben und noch weiter hinten die Division Oranien folgen. Jede Division ist zehn Bataillone und zehn Eskadrons stark und hat drei, auch vier zwölfpfündige Batterien; nur Schmettau verfügt über 20 Eskadrons. Dazu stehen noch zwei Reservedivisionen unter Graf Kalkreuth an der Chaussee zwischen Eckartsberga und Gernstedt.

Den Befehl über die gesammte Kavallerie der Avantgarde hat der General Blücher erhalten. Er reitet nun, während die Infanterie vorläufig Halt macht, auf der Heerstraße zum Erkunden vor. An der Spitze der Geschwader tradt der Oberst Ziethen mit der reitenden Batterie Braumann und mit seinen Dragonern: Das sind die berühmten Königin-Dragoner, von Hohenfriedberg her, wo sie in grandioser Attacke 66 Fahnen erbeuteten, mit unverwelktem Heldenruhm umstrahlt. Hellblau der Frack, mit dunkelrother Brust und dunkelrothen Aufschlägen. Vor Poppel senkt sich der Weg und überschreitet den Lißbach. Hier im Grunde ist die Fernsicht nach vorn sehr beschränkt; man gewahrt nur links die weißen Thürme von Zöckwar und Spielberg. Dicht hinter Poppel liegt etwas aufwärts Taugwitz; dann geht es geradeaus mit sanfter Steigung auf Hassenhausen.

Bei Poppel stoßen die blauen preußischen Reiter plötzlich — es ist morgens 8 Uhr — auf französische Kavallerie; sie jagen dieselbe im flotten Galopp durch Taugwitz und immer die Dorfstraße entlang weiter durch Hassenhausen. Jenseits aber werden sie von unerwartetem Kartätschenfeuer begrüßt, von der Infanterie und den Chasseurs der Davoust'schen Avantgarde angegriffen. Sie müssen zurück und der größte Theil ihrer reitenden Batterie geht verloren.

Inzwischen ist Blücher, zu dem sich der Oberst Scharnhorst vom Generalstabe gesellt hatte, mit sieben Schwadronen nördlich von der Chaussee abgebogen und gegen den Ranzenhügel avancirt. Im Nebel taucht eine Hecke auf — so scheint es; aber nein, es ist feindliche Infanterie. Vor ihrem Feuer weichen die preußischen Reiter. Durch drei neue Schwadronen verstärkt, stürmt Blücher abermals daher von Spielberg aus. Dragoner und Küraſſire — all ihre Bravour bricht sich an dem mörderischen Salvenfeuer der französischen Carrees. Und sie müssen zurück, en débandade, wie man damals sagte; es geht alles drunter und drüber. Vergebens flucht und wettert der alte Brausekopf; er packt eine Standarte und wirft sich den Fliehenden entgegen; sein Pferd wird ihm unter dem Leibe erschossen. Ein braver Stabstrompeter bietet ihm seinen Rappen an; der General schwingt sich auf das Thier; dann wird er in den Wirbel der davonjagenden weißen und blauen Röcke hineingerissen.

Unterdessen hat sich das Fußvolk der Division Schmettau dem Dorfe Hassenhausen genähert und ist hauptsächlich nördlich von der Chaussee zum Angriff aufmarschirt. Der Weg schneidet hier tief ein; die hohen Böschungen, mit Pflaumenbäumen besetzt, bilden ein Defilee, durch das man nur den Kirchthurm und kaum ein paar der ersten Häuser erblickt. Hat man diese Stelle durchschritten, so ist man auf freiee Höhe. Davoust kann hier die ganze Marschlinie seiner Feinde übersehen bis zu den Thürmen von Eckartsberga hin. Vor den Preußen aber liegt wie ein vorgeschobener Riegel dies Hassenhausen mit seinem obstbaumbepflanzten Anger. Hier ist der linke Flügel ihrer Schlachtordnung, hier beginnt jetzt das zähe Ringen der Schmettau'schen Bataillone. Der Graf Schmettau selbst stürzt, zu Tode getroffen, vom Pferd. Aber mit weithin jauchzendem Hurrah stürmt die Infanterie trotz furchtbarer Verluste vor. „Ihr habt die preußische Monarchie gerettet!" ruft Scharnhorst, der das Kommando eigenmächtig übernommen hat, den Leuten zu. Mit fünf frischen Schwadronen und etwas reitender Artillerie könnte er den erschütterten Feind zermalmen und die Schlacht gewinnen. Aber vergebens späht er nach Kavallerie aus, und da verstreicht der entscheidende glückliche Moment.

Unterdessen marschirt südlich vom Dorfe der rechte Flügel auf, die Division des Grafen Wartensleben. Von einer erfolgreichen Attacke des Regiments Irwing-Dragoner auf der äußersten rechten Flanke unterstützt, avanciren hier die wackeren Bataillone, so daß sie das Dorf bereits im Bogen umfassen. Nur am Hohlwege links stutzt der Angriff vor dem wirkungsvollen Feuern der versteckten feindlichen Schützen. Ein kritischer Augenblick, in dem die Wettgeschichte den Athem anhält. Zwei Divisionen hüben und zwei Divisionen drüben ringen verzweifelt miteinander, ebenbürtig an Kraft, alle aufs härteste mitgenommen bis zur Erschöpfung. Wem zuerst Unterstützung kommt — Franzosen oder Preußen — der wird siegen.

Die Preußen haben noch drei unversehrte Divisionen hinter sich, die Franzosen nur eine. Die preußischen aber säumen und die französische rückt an. General Morand führt sie vor; gerade als Hassenhausen für den Marschall Davoust verloren scheint, greifen die neuen Regimenter in das Gefecht ein; sie werfen sich auf den rechten Flügel der Preußen. Frische, junge Kräfte stoßen auf den verblutenden armen Gegner herab. Preußische Reitertrompeten rufen zur Attacke; Küraſſiere, Karabiniers, Dragoner rasen auf dröhnender Erde daher; an der Spitze der Blücher-Husaren sprengt der Prinz Wilhelm, sein Pferd wird erschossen, er selbst verwundet. Und alle die schweren Opfer sind vergebens. Unaufhaltsam schieben sich die feuernden französischen Linien vorwärts.

Da endlich ist die Division des Prinzen von Oranien heran, zu spät, um eine halbe Stunde zu spät! Sie findet die braven Warlensleben'schen Bataillone bereits aufgelöst, abgequält und todesmatt, in Trümmern zurückweichend. Als die Dorfuhren die Mittagsstunde künden, ist der Rückzug allgemein. Zögern und Zaudern sind zum Verhängniß geworden.

Digitized by Google

Und war Niemand da, der die sammseligen Reservedivisionen zur Eile trieb, die unthätig noch an der Schlaßruine von Eckartsberga standen? Kein Feldherr, dessen Adlerblick die Lage meisterte? Dessen glücklicher Geist zur rechten Stunde das rechte Kammanda fand und mit einem einzigen Wort die ganze preußische Manarchie rettete?

Der Oberstkammandirende, der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, hatte weder in früheren Feldzügen noch bisher im Verlauf des jetzigen Kriegs Proben seiner strategischen Begabung gegeben, und schon sein hohes Alter — er war 71 Jahre alt — ließ ihn ungeeignet zu einem Schlachtenlenker erscheinen, der einer elastischen Spannkraft des Geistes und einer blitzschnellen Euergie des Entschlusses bedarf. Bereits um 3 Uhr morgens hatte er in sein Quartier auf dem Auerstedter Schlosse einen Bauer des Dorfs holen lassen, den Johann Adam Krippendorf, der des Terrains kundig war und zudem einst bei den Dragonern gestanden hatte. Der Herzog hatte nach der Beschreibung dieses Mannes die Wege auf der Karte verfolgt. Um 6 Uhr waren sie danu aufgebrochen. Die Obersten v. Scharnhorst und v. Kleist und der Hauptmann v. Boyen ritten in der Suite, Krippendorf trabte auf einem Bauerngaul hinterdrein. Als sich der Angriff der Divisian Schmettau entwickelte, hielten sie auf der Höhe zwischen dem Meerretiggrunde, Poppel und Taugwitz. Die Kanonenkugeln brummten ihnen hier um den Kopf — der arme Bauer sagte, „wie die alten Bären, wenn sie tanzen sollen". Der Fuhrer, der bei dem dichten Nebel in der That unentbehrlich war, brachte nun den Herzag auf die Chaussee; sie ritten über die Brücke bei Poppel und schwenkten dann links ab. Todte Preußen und Franzosen lagen hier in Menge durcheinander; Pferde ohne Reiter, Reiter ohne Pferde kamen ihnen entgegengerannt, Trümmer der verunglückten Blücher-Attacke. Nun endlich wich der Nebel, und der Herzog ritt die Höhe hinan, die ein einzelner Birnbaum markirte. Er sah dem Getümmel der Schmettauschen Bataillone zu und trieb sie unaufhörlich nach links. Der Wind tegte den Pulverdampf in die Augen. Da stürzte sein Pferd, von einer Kananenkugel getroffen. Auch den Bauer streifte ein harmloser Schuß an der linken Seite; „Fraft und Zittern," sagte er später, „durchbrach alle meine Glieder; ich konnte keins mehr stille halten, denn die Kanonenkugeln flogen mir um den Kopf herum wie Schneebälle und die kleinen Gewehrkugeln pfiffen wie die Schnepfenvögel. In aller dieser Angst hatte ich lange ein preußisches Kavalleriepferd mit herumgeführt." Jetzt sah er ein französisches Offizierspferd auf die Suite zugelaufen kommen; „sogleich ließ ich das preußische Pferd laufen und griff nach dem französischen. Als ich es hatte, sagte der Herzog zu mir: „Alter, das ist Beute für dich, das laß dir nicht uehmen; wenn dir's Jemand nehmen will, so sag, der Herzog van Braunschweig hat mir's geschenkt."

Jetzt trabte der Herzog zum rechten Flügel, zur Division Wartensleben; bei Taugwitz setzte er über den Chausseegraben, dann ging's hinunter in den Meerrettiggrund zu den Weiden und über den Graben wieder aufwärts. Die Höhen südlich von Hassenhausen hatte er schon am Morgen als den Schlüssel zum Siege bezeichnet. Jetzt war es 11 Uhr und Wartenslebens Infanterie hatte im glücklichen Vorwärtsschreiten gerade das Dorf umklammert. Der Herzog zügelte sein Pferd einen Augenblick; das Hurrah seiner Preußen drang aus dem Pulverdampf herüber. Glaubte er an den Sieg? — Er nahm sein Fernrohr, hob sich in den Bügeln und spähte seitwärts nach Rehhausen. Suchte er den König, der dort stand? — Blickte er bange nach dem ersehnten Anmarsch der Division Oranien? — Da sah der Bauer, wie dem alten Herrn sich mit einemmale der Hut auf dem Kopf drehte; ein Adjutant sprang entsetzt hinzu; ein Schrei tönt „der Herzog ist blessirt" und zugleich läuft das Blut in Strömen über das Gesicht des tödlich Verwundeten. Ein Musketenschuß war von dem linken Ohr durch Auge und Nase gegangen. Der Oberst v. Kleist und ein Stallmeister hielten den Armen im Sattel und führten ihn so bis Gernstedt. Hier legte man ihn auf einen strohbedeckten Bauernwagen; Soldaten zogen ihn bis Auerstedt, wo ihnen die Kutsche des Herzogs entgegenfuhr.

Die tödliche Verletzung des Heerführers — nichts schlimmeres konnte über die Armee hereinbrechen. Da der König weder selbst das Kommando übernahm uoch einem Anderen übertrug, so hörte jede Einheit des Handelns, jede zentrale Wirkung auf und in dem Wirrwarr der allgemeinen Rathlosigkeit entschied jeder General, jeder Oberst nach seiner beschränkten Einsicht.

Eine unselige Verstrickung wollte es, daß Scharnhorst, der Generalstabschef, der vielleicht allein noch einen richtigen Ueberblick über den Gang der Schlacht besaß, von dem Herzog auf den linken Flügel gesandt war und hier nicht ahnen konnte, wie sehr man seiner an der wichtigsten Stelle bedurfte. Ehe er die Verwundnug des Herzogs erfuhr, riß ihn schon der tolle Strudel der flüchtenden Heerschaaren hinweg. Zwischen Pappel und Taugwitz wogte dieser Strom hindurch. Da sah er des Prinzen Heinrich Pferd zusammenbrechen; er gab ihm edelmüthig das seine und bahnte sich zu Fuß mit einer Muskete durch die Poppeter Dorfgasse einen Weg. Verwundet und blutbeschmutzt traf er dann auf dem Eckartsberg den König.

Friedrich Wilhelm III. hatte morgens nach 8 Uhr seine letzte Unterredung mit dem Braunschweiger am Meerrettiggrund gehabt. Dann hatte er auf der Höhe zwischen Gernstedt und Taugwitz dem Vorgehen der Division Wartensleben zugeschaut und später die anrückende Division Oranien zur Eile getrieben. Bei der Reserve auf dem Eckartsberg erwartete er jetzt seine aufgelöste, zurückflutheude Armee. Hier reitet Blücher zu ihm und entringt ihm die Erlaubniß, mit einem Kavallerieangriff auf die verfolgenden Feinde stoßen zu dürfen. Im Galopp sprengt der alte Haudegen von dannen; er findet vier Schwadronen Leibkürassiere und ein Bataillon seines Husarenregiments. Er reißt den Säbel aus der Scheide, die Trompeten sollen blasen — da jagt ein Adjutant daher und verbietet die Attacke. Der kleinmüthige König ardnet den allgemeinen Rückzug au über Auerstedt nach Weimar.

Auerstedt — das arme Dorf! Die Bauern sind am frühen Morgen auf ihre zerstampften Felder hinausgegangen und haben bangen Herzens dem Höllenlärm gelauscht, der im Pulverdampf um Hassenhausen tobte. Nun, am Nachmittag braust und wirbelt die Sintfluth gegen sie heran. Durch ihr Dorf drängen und pressen sich die aufgelösten Kolonnen des rechten Flügels. Die verworrenen Trümmer quellen gehetzt durch die verfahrenen Gassen und verstricken sich zu einem wüsten Knäul. Und da schafft kein Kommandoruf mehr Ordnung in diesem heillosen Drunter und Drüber, bei dem wimmernden Schmerzensgestöhn und heulenden Wuthschrei der Kriegsfurie. Ueber Auerstedt nach Eckartsberga hinauf steht die Reserve und sucht den Rückzug zu decken; zugleich setzt sich unten das brave Weimar'sche Jägerkorps gegen die verfolgende Mente zur Wehr. Da fahren oben auf dem Katzenberge und auf den Weinbergen zwei französische Batterien auf. Die Kugeln sausen übers Dorf; sie schlagen durchs Sparrenwerk in die Häuser. Die verschüchterten Bewohner flüchten mit Weib und Kind in den Keller; und über ihren Köpfen kracht's und prasselt's und die Flammen lodern zum zürnenden Himmel auf von 39 Gehöften: das ist der Scheiterhaufen der alten preußischen Monarchie!

Die Leidenschronik der Dörfer ringsum beginnt. In späteren Tagen des Friedens, als die rasende Verzweiflung

des Herzens einer behäbigen Erinnerung an die gekostete Bitterniß Platz machte, hat mancher Landbewohner die ungelenke Schreibfeder in die grobe Hand genommen, um in seinen Schilderungen ein Denkmal der entsetzlichen Gewitterstunden zu errichten, die sein stilles Leben gewaltsam bis auf den Grund anrüttelten. Verstand er es nicht, die Wellenlinien des großen Schlachtengewoges zu verzeichnen, so hat er doch das traurige Einerlei der Drangsale und Gefährden, die nach dem Gemetzel über Haus und Hof von der siegestollen Rücksichtslosigkeit einer ungezügelten Feindesschaar hereinbrachen, mit greifbarer Anschaulichkeit gemalt: Weß das Herz voll ist, dem geht der Mund über — und sein Herz war voll, von dem persönlichen kleinen Elend und Jammer bis zum Rande voll.

In Auerstedt streicht über die wüsten Trümmerstätten und die verkohlten Balken der Brandgeruch. Die Häuser, die das Feuer schonte, starren wie Laternen ohne Glas; Thüren und Fenster sind herausgebrochen, die Mauern von Kugeln durchschossen. Der Hausrath ist fortgeschleppt, der Schrank umgestürzt, ausgeplündert. Vater und Mutter sind geflüchtet, die Kinder versprengt. Bärtige Franzosen in abgerissener Montur durchstöbern auf der Suche nach Beute von neuem die leeren Stuben, den Boden, Kisten und Kasten. Im Keller hockt zusammengepfercht ein Häuflein zitternder, armseliger Bauern mit ihren Weibern. Die letzten Groschen sind ihnen längst aus der Tasche gezogen, wenn sie nicht vorher im Krautland draußen vorsichtig verscharrt waren. Alle Nahrungsmittel sind dahin; Pferde, Kühe, Schafe, Ziegen fortgetrieben, die Gänse von der verhungerten Soldateska gierig geschlachtet. Von dem Rest des Mehls im Kasten und dem letzten Oel im Kruge backen die Frauen einen Kuchen; da kommen die Feinde und entreißen ihnen den halbgaren Teig. Die Männer müssen ihre Röcke und Stiefel hergeben, die Weiber ihre Tücher und Mäntel. Das Recht des Stärkeren waltet. Wilder Schrei gellt in die Nacht hinaus; wieder und wieder aufgescheucht und mit Kolbenstößen traktirt, ducken sich die Zagenden endlich hinter den Scheunen unter die Hollunderbüsche, am Bach unter die Weiden oder sie schlüpfen in die Pflaumendarre des Gutshofs und verbringen die bange Nacht mit knurrendem Magen, bis der Morgen ihre Plagen und Qualen erneuert. Auch in der Kirche neigt sich kein Gottesfrieden mehr zu den Elenden hernieder; die Bänke und Stühle hat der Feind im Biwakfeuer verbrannt, das Kirchengeräth, die silbernen Kelche und Kannen, die Hostienbüchsen, die Altarbekleidung, selbst das Leichentuch, die Paukenfelle und Musikinstrumente sind eine Beute des Kriegs geworden.

Dasselbe Bild in Hassenhausen. Hier in diesem Höllenrachen des Verderbens haben sich die Dörfler am 14. Oktober scheu in die Kellergewölbe verkrochen oder hinter die dicken Mauern des Gotteshauses. Der Tod, der draußen seine Opfer in vollen Schwaden niedermäht, verschont die Bauern alle. Der Pfarrer und der Küster sind auf den Thurm gestiegen, um Ausschau zu halten. Als die preußischen Granaten aber durchs Kirchendach sausen, klettern sie schnell die Leitern hinab. Während die eisernen Würfel auf den Feldern fallen, brechen Franzosen rudelweise in die Bauernhäuser und in die Pfarrwohnung, zerschlagen Schränke und Laden und packen ihre Tornister voll Beute. Was der Erste übrig läßt, fällt dem Zweiten zu. Nichts als das nackte Leben rettet der Einwohner. In diese Angst und Noth hinein wimmert das Leidensgestöhn der Blessirten, die man in ganzen Haufen herbeischleppt. Da wird jeder Wohnraum, jede Scheune zur Krankenstube, die Kirche zum Lazareth.

Als der Pulverqualm sich verzog und die mitleidslos klare Herbstsonne des nächsten Tages auf das Schlachtfeld schien, war auch der Kampfesrausch verweht, und was gestern im Moment des aufgeregten Ringens vom Glorienschein patriotischer Hingebung und Manneskraft und Heldentugend verklärt schien, offenbarte sich heute inmitten der ganzen Gleichgültigkeit der Natur als ein häßliches Zeugniß entfesselter menschlicher Geäßlichkeit.

Den Ortsrichter Gottfried Demme aus dem benachbarten Orte Kirchscheidungen trieb am 15. Oktober die Neugierde auf die Walstatt. Beim Dorfe Spielberg stieß er auf die ersten Todten; zwei französische Kanoniere waren es; eine Kugel hatte ihnen die Köpfe weggerissen. Im Hohlwege vor Hassenhausen sah er einen preußischen Infanteristen auf dem Angesicht in einer Blutlache liegen; dem war der Leib aufgerissen und er hatte die Eingeweide unter sich mit fortgezogen. Nicht weit davon lag ein preußischer Offizier mit der Feldbinde; mit seinen ledernen Handschuhen hatte er im Todeskrampf tief in den Rasen hineingegriffen. Da stöhnte ein französischer Chasseur und verlangte mit lechzender Stimme einen Schluck Branntwein; der Ortsrichter wollte ihn zusammen mit einem Bauern ins Dorf Spielberg tragen; sie griffen ihm unter die Arme, aber schon nach zehn Schritten stammelte er in seinem gebrochenen Deutsch „verbluten". Sie legten also den Sterbensmüden nieder und gingen davon. Von Spielberg bis zur Chaussee von Hassenhausen lagen die Todten umher, „wie eine zerstreute Schafherde sich lagert".

Der Pfarrer Tieze aus Hassenhausen ging am 16. Oktober über das Schlachtfeld. Noch lagen die Gefallenen, Franzosen und Preußen, unbestattet; lang ausgestreckt oder krampfhaft zusammengezogen, wie der kalte schnelle Tod über sie gekommen war, und von seinem unbarmherzig eisernen Griff verstümmelt und entstellt, mit zerschmetterten Gliedern, mit zerrissenem Leib. Zwischen den Todten lag zerstreut, was vor kurzem noch die mannichfache Nothdurft des flüchtigen Soldatenlebens und seinen kärglichen Hausrath gebildet hatte, Patronen und Flinten, Feldflaschen, Trommeln und Hüte, zerschossen, zertreten, blutbesudelt; aufgewühlte Tornister, Fleischrationen, Käse, Brot, Kartoffeln, alles hineingezerrt in den Schmutz der zerstampften Ackerflur. Und darüber hin wirbelten lustig im Herbstwind Spielkarten und Gebetbuchblätter. Französische Soldaten liefen auf den Feldern herum; aus der herrenlosen Erbschaft der todten Kameraden wählten sie, was noch begehrenswerth schien; und über den allerletzten Nachlaß fielen die verarmten Bauern her; ganze Körbe voll von Fleisch, Brot, Wäsche, Bleikugeln und zerschmetterten Flintenkolben schleppten sie von dannen. Nirgends eine scheue Ehrfurcht vor dem Tode; von allen Kleidungsstücken entblößt lagen die Leichen da, Freund und Feind ohne die äußeren Abzeichen, die sie im Leben voneinander schieden. Fünf Tage lang haben dann die beorderten Dorfschaften die Todten in Massengräbern verscharrt.

Die alte gemüthliche Leipzig-Frankfurter Landstraße, die einst über Hassenhausen und Auerstedt führte, hat ihre Bedeutung heute dem Schienenweg überlassen, der abseits unten im Saale- und Ilmthale den Reisenden mit sausender Hast vorüberträgt.

Und zieht einmal ein Wandersmann über die blutgedüngten Fluren, so sieht er die Furchen des grausen Krieges überwachsen von grünender Saat. Selten stößt der Pflug des Ackernden auf bleichende Gebeine, verrostete und zerbrochene Säbelklingen. Schmuck und stattlich grüßen die Dorfer in der Runde, und der Vorüberziehende sieht wohl hier und da Kanonen- und Haubitzenkugeln, die der Bauersmann in den Neubau seines zerschossenen Hauses gemauert hat zum Andenken an eine Zeit, die niemals wiederkehren soll.

Auerstedts Name ist übertönt. Nur dem Heerführer, dem unglückseligen Herzog von Braunschweig, ist ein Denk-

stein gesetzt südlich von der Chaussee zwischen Hassenhausen und Taugwitz — nicht genau an der Stelle, aber doch nicht weit davon, wo sein Fürstenblut floß. Den Sandsteinobelisk hat 1808 der Großherzog Karl August von Weimar ursprünglich auf dem Taugwitzer Gottesacker errichten lassen; 1815 brachte man ihn auf den jetzigen Standort, und 1888 ließ ihn die braunschweigische Staatsregierung auf ein neues, 3 m hohes Postament heben.

An seinen Fuß gelehnt, steht seit 1896 eine kleine schwarze Steintafel mit den Worten: „14. Oktober 1806. Jena. Hassenhausen. — 2. September 1870. Sedan. — Welch' eine Wendung durch Gottes Fügung!“

Während rings in allen Dörfern und Städten stattliche Denkmäler Kunde geben von glänzenderen Ruhmestagen unsrer Armee, ist diese schlichte Inschrift das einzige Zeugniß für die treuen Todten, die hier für Preußen bluteten.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. **Recht und Sprache.** Ein Beitrag zum Thema vom Juristendeutsch. Von Dr. L. Günther, Professor in Gießen. Berlin, Karl Heymann 1898. — Daß die Juristen einen schlechten Stil schreiben, steht nachgerade so fest, als daß sie schlechte Christen sind; man hat auch für das eine wie für das andere Urtheil leicht Beispiele zur Hand. Gleichwohl ist, auf die Gesammtheit bezogen, der eine Ausspruch so haltlos wie der andere. Wie sollte gerade die Befassung mit der Lehre und Anwendung des Rechts den Stil verderben? Niemand ist mehr gezwungen, seinen Gedanken eine klare und kurze Form zu geben als eben der Jurist, der die Tragweite jedes seiner Worte mit Rücksicht auf die Folgen, die eine falsche Auslegung nach sich ziehen kann, sorgsam zu bemessen und bei der naheliegenden Gefahr, daß unbeachtete Nebendinge als Anhaltspunkte zu Verdrehungen dienen können, stets den genauesten Ausdruck für das, was er sagen will, zu wählen hat. Klarheit und Knappheit sind aber unbestritten wesentliche Eigenschaften eines guten Stils, darum muß nothwendig die Berufsthätigkeit des Juristen stilverbessernd, nicht aber stilverderbend wirken. Es ist auch gar kein Zweifel, daß die schlimmen Beispiele, die so gern als Juristendeutsch ausgegeben werden, zum großen Theil überhaupt nicht auf Juristen, sondern auf Kanzlisten zurückzuführen sind, oder aber, soweit sie von Juristen herrühren, überwiegend nur der Nachlässigkeit, vielleicht auch der Verschrobenheit des Verfassers ihre Entstehung verdanken. Es ist unrecht, hieraus allgemeine Schlüsse zu ziehen. Wer ohne Voreingenommenheit die Sache prüft, wird zu dem Ergebniß kommen, daß durchgehends bei den deutschen Juristen das Bemühen zu erkennen ist, einfach und bestimmt sich auszudrücken und daß dieses Bemühen sich meistens auch in entsprechende Thaten umsetzt. Die Klagen, die das Gegentheil behaupten, sind übertrieben. Man darf vor allem den Unterschied der einzelnen Rechtsakte nicht übersehen. In den flüchtig hingeworfenen Schriftsatz eines viel beschäftigten Rechtsanwalts, in die auf den Rand des Einlaufs gesetzte Verfügung, in die nur zur Erleichterung der Uebersicht aufgenommene Notiz mögen sich Stilblüthen mancher Art einschleichen; bei welchem Beruf geschieht das nicht? Die Kritik muß sich auf die bedeutsameren Aeußerungen des Rechtslebens, die mit Bedacht abgefaßt werden, einschränken; die Sprache der Beschlüsse, der Urtheile, der Verordnungen und der Gesetze ist ihr Gebiet. Ich glaube nicht, daß bei dieser Abgrenzung die Vorwürfe besonders zahlreich werden. Von einem pedantischen Ueberspannen der Ansprüche, wie es besonders von philologischer Seite nicht durchaus vermieden wird, muß natürlich abgesehen werden; dazu rechne ich z. B., wenn der Gebrauch des Fürwarts „welcher“, das sich doch auch das Bürgerrecht in der deutschen Sprache ehrlich erworben hat, schlechtweg verpönt oder umgekehrt vorgeschrieben wird, daß man, entgegen dem einmal durchdrungenen Sprachgefühl, das Wort „nachdem“ nur in temporalem, nicht aber in kausalem Sinn gebrauche. Das an und für sich recht gute Buch Wustmanns, „Sprachdummheiten“, thut sich durch solche zu weit gehende und nicht berechtigte Anforderungen manchen Schaden; auch die sonstigen kritischen Aeußerungen, die ja — weniger, denke ich, zufolge der Verschlechterung der Sachlage, als zufolge des Hinaufsehens der Ansprüche — in den letzten 20 Jahren außerordentlich zahlreich hervorgetreten sind, beeinträchtigen durch das Ueberschreiten des rechten Maßes vielfach ihre Wirkung. Das ist zu bedauern; denn es gibt innerhalb des Kreises, den ich oben umschrieben habe, unleugbar noch viel zu bessern. Den auf das gute Ziel hinstrebenden Elementen stellen sich eben manche Gegenwirkungen hemmend in den Weg; vor allem die ängstliche Sorge um die erschöpfende Darstellung, die besonders bei Begriffsumschreibungen oft zu ermüdender Breite führt, und gar vor allem der lästige Zwang des Hergebrachten, das sich gerade in der Form wie eine ewige Krankheit forterbt.[1]) Es wird sich auch in der Wirkung dieser Ursachen eine individuelle Verschiedenheit kundgeben; doch kann kein Zweifel obwalten, daß ihr Einfluß sehr tief wurzelt und unheimlich allgemein ist. Bei dem Verhältniß der Ueber- und Unterordnung, in dem die meisten Juristen zu einander stehen, ergibt sich eben von selbst und unüberwindlich ein gewisses Festhalten an der Schablone; den Vorgesetzten erleichtert es die Arbeit und die jungen Elemente müssen sich fügen. Mehr als die Unterdrückung der bedenklichen Auswüchse läßt sich hier nicht anstreben und selbst diese Arbeit ist äußerst mühsam. Radikale Anforderungen scheitern an der Macht der Thatsachen. In allen Ländern und zu allen Zeiten hat der Juristenstil Eigenthümlichkeiten, die nicht immer Vorzüge waren, aufzuweisen gehabt, die auch bei den glänzendsten Schriftstellern — und wer leugnet, daß gerade die Juristen solche in ihren Reihen zählen? — nicht ganz verschwinden. Mit den Schöffensprüchen und Rechtsbüchern des Mittelalters läßt sich hingegen kein Beweis führen; sie sind wohlklingend und sprachschön, aber bei der Anwendung verfogen sie gerade da am ehesten, wo ihre Form am meisten besticht. Unser verwickeltes Rechtsleben verlangt eine vorsichtige Fassung der Rechtssätze; die Poesie hält sich nicht, wenn jedes Wort auf die Waage gelegt werden muß. Mit diesen Umständen muß man rechnen. Nur eine Kritik, die nichts unmögliches verlangt, kann auf dem Gebiete des Möglichen Gutes schaffen. Günthers Buch ist maßvoll und trifft

[1]) Auf die erstgenannte Ursache ist die berüchtigte Definition des Begriffs „Eisenbahn“ durch das Reichsgericht zurückzuführen. Sie lautet: „Eine Eisenbahn ist ein Unternehmen, gerichtet auf wiederholte Fortbewegung von Personen oder Sachen über nicht ganz unbedeutende Raumstrecken auf metallener Grundlage, welche durch ihre Konsistenz, Konstruktion und Glätte den Transport großer Gewichtsmassen, bezw. die Erzielung einer verhältnißmäßig bedeutenden Schnelligkeit der Transportbewegung zu ermöglichen bestimmt ist und durch diese Eigenschaft in Verbindung mit den außerdem zur Erzeugung der Transportbewegung benutzten Naturkräften (Dampf, Elektrizität, thierischer oder menschlicher Muskelthätigkeit, bei geneigter Bahn auch schon der eigenen Schwere der Transportgefäße und deren Ladung u. s. w.) bei dem Betriebe des Unternehmens auf derselben eine verhältnißmäßig gewaltige, je nach den Umständen nur in bezweckter Weise nützliche oder auch Menschenleben vernichtende und die menschliche Gesundheit verletzende Wirkung zu erzeugen fähig ist.“ Die technische Definition, die statt jeder Kritik hier gegenübergestellt sei, faßt sich so: „Eisenbahn ist eine Fahrbahn mit eisernen Geleisen, auf denen sich hiezu besonders eingerichtete Fuhrwerke durch eine Triebkraft bewegen lassen.“ — Die zweite Ursache wirkt in der gräßlichen Einleitung der Eröffnungsbeschlüsse wegen Urkundenfälschung und Betrugsversuchs, die man im Verfahren vor den Strafkammern oft genug verlesen hört: „In der Erwägung, daß der Angeklagte hinreichend verdächtig erscheint, durch eine und dieselbe Handlung in rechtswidriger, auf Verschaffung eines Vermögensvortheils gerichteter Absicht eine zum Beweise von Rechten und Rechtsverhältnissen erhebliche Privaturkunde fälschlich angefertigt und von derselben zum Zweck einer Täuschung Gebrauch gemacht, sowie zugleich den Entschluß, in der Absicht, sich einen rechtswidrigen Vermögensvortheil zu verschaffen, das Vermögen eines Anderen durch Vorspiegelung falscher und Unterdrückung wahrer Thatsachen, sowie dadurch bewirkte Irrthumserregung zu beschädigen durch Handlungen, welche einen Anfang der Ausführung dieses Vergehens enthalten, bethätigt zu haben, indem er u. s. w.“ Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß derartige Dinge der Würde des Gerichtssaals widersprechen. Aber wer wagt es, den Zopf abzuschneiden?

Digitized by Google

eben darum durchweg das Richtige. Die gesammte einschlägige Literatur hat umfassende Berücksichtigung gefunden; in den ausgedehnten Anmerkungen ist ein staunenswerther Reichthum an Material vereinigt.

Heinr. Alfr. Schmid: Arnold Böcklin (Zwei Aufsätze). Berlin, F. Fontane u. Co. 1899. — Gerade seitdem Böcklin zu Popularität gelangt ist und nicht mehr mit Stillschweigen übergangen oder mit einem Lächeln abgethan werden kann, hat sich das Bedürfniß gesteigert, Klarheit über die Eigenart seines Wesens zu erlangen und seine besondere Weise in Einklang zu bringen mit den Anschauungen, die wir im allgemeinen über die Kunst haben. Solchem Zweck wird diese Schrift gut dienen können, da sie auf Grund zuverlässiger Nachrichten über Böcklins Persönlichkeit berichtet. Sucht auch der Verfasser Böcklins Neigung zum Absonderlichen auf gewisse klimatische Verhältnisse zurückzuführen, die in anderen Bewohnern seiner Vaterstadt Basel pietistisch gefärbte Frömmigkeit „und andere Anzeichen hochgradiger Nervosität" hervorgebracht haben, so kann er doch nicht leugnen, daß der Künstler andrerseits mit der Mehrzahl seiner Heimathsgenossen, die vor allem auf eine geordnete Lebens- und Wirthschaftsweise halten — „galt doch noch vor zwei Generationen als Lump, wer von seinem Kapital zehrte" —, so gut wie nichts gemein habe. Ueber seine künstlerische Auffassungsweise, die sich wenig um die abstrakte Form kümmert, dagegen vor allem auf die richtige Erfassung der Tonwerthe der Natur ausgeht, finden sich gute und anregende Bemerkungen. Der erste dieser beiden im „Pan" erschienenen Aufsätze behandelt Böcklins Leben, der zweite seine Skizzen, die einen wünschenswerthen Einblick in die Art seines Schaffens gewähren. Eine wohlthuende Wärme durchströmt die ganze Schilderung, so auch besonders die zusammenfassende Charakteristik, die am Schluß gegeben ist. Freilich wird sie denjenigen, welche die Kunst wesentlich von der Seite der Technik und der konventionellen Routine auffassen, das Endergebniß immer das sein, daß Böcklin doch ein Dilettant bleibe, weil er sich die Ausdrucksmittel seiner Kunst, gleich allen anderen Künstlern unsrer Zeit, welche den Fortschritt befördert haben, erst selbst hat schaffen müssen; während von der anderen Seite ihnen vergeblich entgegengehalten werden wird, was wohl die äußerliche Vollkommenheit nütze, wenn sie nichts neues zu sagen habe und keine Bilder schaffe, die sich als Schöpfungen eigener Art unauswischbar dem Gedächtniß einprägen. v. S.

G. Cromwell-Gedächtniß-Bibliothek. Am 300jährigen Geburtstage Oliver Cromwells wurde auf dem Schlachtfelde von Naseby eine Versammlung abgehalten, in der der Vorschlag zur Gründung einer Gedächtniß-Bibliothek des großen Bürgerkrieges gemacht wurde. Obgleich man diese Bibliothek ursprünglich nur dem Andenken Cromwells errichten wollte, wurde nunmehr beschlossen, in ihr Dokumente aller Entwicklungsstadien des Kampfes der Parteien zu vereinigen, welchen Standpunkt sie auch vertreten sollten. Naseby besitzt bereits ein Lesezimmer und eine kleine Bibliothek, aber darin wird wohl kaum etwas enthalten sein, was sich auf die Ereignisse, die das Dorf berühmt gemacht haben, bezieht. Eine gute Sammlung von Büchern an einem so historischen Orte dürfte große Anziehungskraft für die Reisenden und Gelehrten haben, und so fand der Vorschlag auch schon allgemein Anklang. Nach einem Berichte des „Athenaeum" sind die Werke von Rushworth, Walker, Warburton, Carlyle u. A. m. der künftigen Bibliothek zugesichert worden, sowie verschiedene alte und neue Biographien Cromwells. Mehrere Abhandlungen über den Bürgerkrieg, worunter zwei außerordentlich seltene, sind theils geschenkt, theils angekauft worden. Sir Richard Tangye hat seine „Two Protectors" zum Geschenk gemacht, die Firma Archibald Constable „Prince Rupert" und die HH. Lawrence und Bullen „From Cromwell to Wellington". Unter den Subskribenten befinden sich Graf Spencer, C. R. Spencer und Sir Charles Dilke. Der Ortsausschuß, in dessen Händen die ganze Angelegenheit ruht, besteht aus den HH. Dr. Cox, Pfarre Holdenby in Northamptoa, dem Geistlichen T. Ruston, Long Buckby in Rugby, dem Advokaten Jackson aus Northampton und Hrn. J. H. Smeeton in Naseby.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sitzungen vom 1. Juni. I. Physikalisch-mathematische Klasse. 1. Hr. Frobenius las über die Darstellung der endlichen Gruppen durch lineare Substitutionen. Jedem der Charaktere einer endlichen Gruppe entspricht eine und nur eine primitive Darstellung der Gruppe durch lineare Substitutionen. Zur Berechnung ihrer Koeffizienten genügt die Kenntniß einer einzigen Lösung eines bestimmten Systems linearer und quadratischer Gleichungen. Aus den primitiven Darstellungen der Gruppe läßt sich jede ihrer Darstellungen zusammensetzen, und zwar nur auf eine Weise. Hr. v. Bezold überreichte die neuesten Veröffentlichungen des kgl. Meteorologischen Instituts: Ergebnisse der Beobachtungen an den Stationen zweiter und dritter Ordnung im Jahre 1894. Berlin 1898; Ergebnisse der meteorologischen Beobachtungen in Potsdam im Jahre 1897. Berlin 1899; Bericht über die Internationale Meteorologische Konferenz in Paris 1896. Berlin 1899; Regenkarte der Provinz Schlesien, bearbeitet von G. Hellmann. Berlin 1899. II. Philosophisch-historische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diels. Hr. Bruner las über: Die Vergabungsfreiheit im westgothischen, burgundischen und salfränkischen Recht. Im westgothischen Recht sei das Vmtrecht der Descendenten nicht erst durch Chindasvind geschaffen, sondern nur wiederhergestellt worden, nachdem Euricb die unbeschränkte Verfügungsfreiheit eingeführt hatte und diese bereits von Leovigild der Frau über Gaben des Mannes extra dotem beschränkt worden war. Auch nach burgundischem und salfränkischem Recht habe der Vater nur über einen Freitheil durch Vergabungen verfügen können.

* **Straßburg.** Der bisherige Privatdozent Dr. W. Spiegelberg ist zum außerordentlichen Professor mit dem Lehrauftrag für Aegyptologie ernannt worden.

* **Wien.** Die Privatdozenten und Adjunkten der chemischen Laboratorien an der Universität in Wien Dr. Rudolph Wegscheider und Dr. Conrad Natterer sind zu außerordentlichen Professoren, der außerordentliche Universitätsprofessor Dr. Otto Friedmann zum außerordentlichen Professor für Handels- und Wechselrecht, sowie für Zivilprozeß an der Konsularakademie ernannt worden.

Gm. **Rom,** 7. Juni. Die Ausgrabungen am Forum erregen wieder in erhöhtem Maße die Aufmerksamkeit der Sachverständigen. Der schwarze Stein im Pflaster der Via Sacra, um den sich sofort nach seiner Entdeckung eine Legende bildete, die mit dem Urtheil der Gelehrten nichts zu thun hatte, ist nun in ernster Weise Mittelpunkt der Forschung geworden. Es ergab sich nämlich, daß um mindestens 3 Fuß tiefer als seine Oberfläche ein gepflasterter Grund liegt, und man vermuthet, daß erst später, als der Kultus, zu dem dieser Opfersteia gehört, entweder in Vergessenheit kam oder eine würdigere Stätte erhielt, die Straße nach der Richtung, in der er steht, verlegt oder verbreitert und gleichzeitig erhöht wurde. In dem überdeckten Terrain um den schwarzen, vom Volk „Grab des Romulus" genannten Stein fand man Thierknochen, Opfergefäße und Instrumente. Er war also ein Opferaltar. Auf einer Seite des Steins fanden sich, und das ist das Wichtigste, Inschriften. Man hat noch nicht die richtige Entzifferung derselben gefunden; deßhalb hält man die profanen Beschauer so viel als möglich fern. Wir verdanken der Geschicklichkeit eines italienischen Journalisten einige schnell entworfene Zeichnungen. Die italienischen Archäologen verhindern ängstlich photographische Aufnahmen. — Es steht fest, daß das Idiom, in der die Schrift verfaßt ist, ein altlateinisches ist und aus einer Zeit stammt, in der noch in der Manier des Bustrophedon geschrieben wurde. Nach Anderen sind die Zeilen in vertikalem Sinne zu lesen. — Die viel getadelten Aufstellungen von Säulen und Rekonstruktionen werden etwas langsamer betrieben. Minister Baccelli ist aber entschlossen, um so eifriger die Nachgrabungen an der südöstlichen Seite des Forums fortsetzen zu lassen, namentlich dort, wo sich das Gebäude mit dem Stadtplan befand, von dessen Trümmern, wie früher gemeldet wurde, eine beträchtliche Anzahl aufgefunden wurde, die des Stadiums und der Zusammensetzung harrt.

Jahrgang 1899. München, Samstag, 10. Juni. Nummer 131.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Der Nothstand der verabschiedeten Offiziere. — Noch einmal „die böse Sieben“. Von John Meier. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der Nothstand der verabschiedeten Offiziere.

Die beiden Artikel, die wir am 5. und 6. Oktober 1898 und am 18. Mai d. J. über die brennende Frage der Fürsorge für die verabschiedeten Offiziere veröffentlichten, haben, wie uns viele private Zuschriften bezeugen, in militärischen Kreisen große Beachtung gefunden. Wir begrüßen es daher freudig, daß man in jenen Kreisen bereit ist, die Diskussion über den angeregten Gegenstand fortzuführen und veröffentlichen im nachstehenden zwei Einsendungen, von denen die erste gegen eine Aeußerung des Verfassers des Artikels vom 18. Mai polemisirt und dabei einige weitere höchst beachtenswerthe Gesichtspunkte einführt, während die zweite, vom Verfasser des Artikels vom 5. und 6. Oktober v. J. herrührend, den damals vertretenen Standpunkt gegenüber manchen im letzten Artikel erhobenen Einwänden des weiteren zu begründen sucht.

I.

Neben manchem Zutreffenden enthält der Aufsatz vom 18. Mai eine Aeußerung, die nicht unwidersprochen bleiben kann. Der Verfasser sagt auf Seite 2 nach einer Betrachtung über das Lebensalter der meist unfreiwillig in den Ruhestand übertretenden Offiziere, das folgende: „Die dem Offiziersstand eigenthümliche Disposition zu Nervenerkrankungen leitet sich von dem durch die Ungewißheit über das Schicksal bedingten Seelenzustand ab.“

Die Richtigkeit dieser Beobachtung, soweit sie sich auf das häufigere Vorkommen von Nervenerkrankungen bezieht, läßt sich nicht ganz von der Hand weisen; ihre Ursache dürfte jedoch durch andere Umstände zu erklären sein. In der richtigen Erkenntniß dieser Ursache liegt das Mittel, die Beseitigung oder doch Herabminderung jener bedauerlichen Erscheinung herbeizuführen.

Nicht lastende Ungewißheit über die Zukunft ist es, die die Kräfte unsrer älteren Offiziere mehr aufreibt als früher, sondern die, auch vom Hrn. Verfasser betonten, gesteigerten Anforderungen, die die moderne Kriegführung an die Ausbildung des Einzelnen wie des Ganzen stellt.

Diese Anforderungen herabzusetzen, verbietet sich aus naheliegenden Gründen. Auch gilt es dem deutschen Offizierkorps als eine selbstverständliche Pflicht, mit der ihm zur Ausbildung anvertrauten Truppe in rastloser Arbeit das Höchste zu leisten und sich wenigstens auf diesem Gebiet von seinem Nachbarn nicht überflügeln zu lassen.

Unter solchen Umständen wird es aber von um so höherer Bedeutung, die Bedingungen für die Ausbildung so günstig wie möglich zu gestalten, sonst vermag das Ausbildungspersonal die Arbeit nicht zu leisten, wenigstens nicht ohne Schädigung seiner körperlichen und geistigen Spannkraft. Nach dieser Richtung hat die theilweise Einführung der zweijährigen Dienstzeit entschieden nicht fördernd gewirkt, und mit vollem Recht hat der Hr. Kriegsminister in der Reichstagssitzung vom 12. Januar d. J. die Frage aufgeworfen, ob „das Aufsichts- und Ausbildungspersonal auf die Dauer die Anstrengungen aushalten wird, die die Mehrarbeit bei der verkürzten Dienstzeit mit sich bringt“. Die Stimmen aus den urtheilsfähigsten Kreisen der Armee mehren sich, die diese Frage verneinen. Die Gründe sind vielfach in Wort und Schrift beleuchtet worden. Nur einige der wesentlichsten Gesichtspunkte seien hier nochmals hervorgehoben.

Die erhöhte Zahl der Rekruten fordert ein zahlreicheres durchgebildetes Lehrpersonal. Wie ist es aber hiermit bestellt?

Die Schaffung eines zuverlässigen, tüchtigen Unteroffizierkorps wird immer schwieriger. Nur zum Theil erklärt sich dies aus der Erhöhung der Löhne im bürgerlichen Erwerbsleben und der damit abnehmenden Lust zur Kapitulation. Weit mehr trägt zu dem Mißstand die zweijährige Dienstzeit bei. Die Worte, die Kaiser Wilhelm I. als Prinz von Preußen in einer Denkschrift vom 9. April 1832 niedergelegt hat, mögen, als heute noch gültig, hier angeführt sein:

„Es darf und kann jedoch nicht geleugnet werden, daß durch diese verkürzte Dienstzeit das wahre Militärische immer mehr aus der Armee verschwinden wird. Nicht, daß man etwa nicht in zwei Jahren einen Mann völlig zum Soldaten ausexerziren könnte, will ich damit sagen, sondern, daß durch eine so kurze Dienstzeit der Mann noch mehr wie bisher gewöhnt wird, auf seinen sehr baldigen Entlassungstermin hinzusehen und daher den Militärstand als einen so vorübergehenden betrachtet, daß er es gar nicht der Mühe werth halten wird, ja selbst nicht einmal auf den Gedanken kommt, denselben als einen Stand zu betrachten, in welchem man länger ausdauern könnte. Da aber gerade das Ausdauern in demselben erst den Geist des Soldaten schafft, so bedarf es keiner weiteren Auseinandersetzung, um zu beweisen, daß, je kürzer die Dienstzeit des Soldaten ist, je mehr auch der Soldatengeist aus einer Armee schwinden muß. In enger und unzertrennlicher Verbindung hiermit stehet der bald zum Unüberwindlichen steigende Mangel an Subjekten zu Unteroffizieren.“

Von welcher Bedeutung ein tüchtiges Unteroffizierkorps für den soldatischen Geist in der Truppe ist, wie andrerseits die dem Kompagniechef obliegende Verantwortung zu schwerer drückender Last wird, wenn auch die geringfügigsten Einzelheiten des Dienstes seiner unausgesetzten Einwirkung und Kontrole bedürfen, das wird jedee unbefangene Beurtheiler zugeben.

Das den Rekruten-Unteroffizieren beizugebende Hülfspersonal an Gefreiten und älteren Mannschaften gehört jetzt ausschließlich dem zweiten Jahrgang an, das heißt die Betreffenden haben erst ein Jahr gedient. Diese Zeit ist für die Mehrzahl derselben zu kurz, um ihnen die für die Verwendung als Lehrmeister nöthige Sicherheit zu geben. Dem Uebelstand soll allerdings abgeholfen werden duech die Abänderung des § 3 des Gesetzes über die Friedenspräsenzstärke vom 3. August 1893 betreffend Verkürzung der Landwehrpflicht für freiwillig drei Jahre dienende Mann-

schaften der Fußtruppen, der fahrenden Artillerie und des Trains. Indeß dürften sich hier die gleichen Schwierigkeiten fühlbar machen, die der Gewinnung geeigneter Kapitulanten entgegen stehen.

Eine weitere Erschwerung des Dienstbetriebes, von der in erster Linie der Kompagniechef und sein Unteroffizierkorps betroffen werden, liegt in der Herabsetzung der Rekrutenvokanz. Sie ist nöthig nicht nur zur Instandsetzung der Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke und Durchbildung des Rekruten-Lehrpersonals, sondern auch zur Erholung der Chargen. Ihre Bemessung sollte nicht unter die Dauer von 4—5 Wochen herabsinken. Thatsächlich läßt sich das jetzt nicht durchführen, denn die zweijährige Dienstzeit fordert einerseits einen nicht zu frühzeitigen Manöverschluß und andrerseits eine baldmöglichste Einstellung der Rekruten, kurz eine Ausnützung der Zeit, die zwar der Ausbildung zugute kommt, die aber die Kräfte des Lehrpersonals über Gebühr in Anspruch nimmt.

Die Anführungen solcher dienstlichen Erschwernisse, hervorgerufen durch die Verkürzung der Dienstzeit, ließen sich leicht vermehren. Indeß wird das Gesagte schon genügen, um zu zeigen, wo die Ursachen mancher nervösen Ueberreizung bei unsern älteren Offizieren, insbesondere den Kompagniechefs, zu suchen sind.

Geben wir unsrer Armee naturgemäße Lebensbedingungen, dann werden wir auch in den mittleren Chargen über ein dienstfreudiges, frisches und wagemuthiges Offizierkorps verfügen.

Zum Schluß sei noch einer Bemerkung des Hrn. Verfassers von „Nochmals der Nothstand der verabschiedeten Offiziere“ gedacht. Er sagt in Spalte 1: „Bekannt ist aber auch, daß die Entscheidung über das Schicksal der in der Tour zur Beförderung stehenden Offiziere häufig beim Manöver fällt. Sache der Kritik ist es hier, den für die Verabschiedung vorgemerkten Offizier darüber aufzuklären, daß seine militärische Laufbahn als abgeschlossen zu betrachten ist. Diese Abschlachtung, wie sie genannt wird, muß den Offizier bei der Ehrliebe, die sein Beruf voraussetzt, umsomehr verstimmen, als sie vor seinen Untergebenen stattfindet.“

Dieser Ansicht gegenüber möge auf die Bestimmungen der Felddienstordnung, Abschnitt Besprechungen, verwiesen sein. Es heißt dort ausdrücklich, daß die Kritik rein sachlich, ohne Schärfe gehandhabt werden solle und daß bei Vorkommnissen, die persönlich zu rügen sind, die Oeffentlichkeit auszuschließen ist.

Sollte an irgend einer Stelle so verfahren werden, wie dies der Hr. Verfasser des mehrgenannten Artikels angibt, dann verstoßen die betreffenden Vorgesetzten gegen die klar ausgesprochene Allerhöchste Willensmeinung. Im übrigen ist zuzugeben, c'est le ton, qui fait la musique. Das Interesse zur Sache mag hin und wieder eine etwas lebhaftere Sprechweise hervorrufen. Das ist Temperamentsache. Die bewußte Bloßstellung und Kränkung eines Untergebenen aber, in der Absicht ihm den Gedanken der Abschiedserbittung nahezulegen, dürfte denn doch zu den allerseltensten Ausnahmen gehören.

II.

Der Artikel vom 18. Mai d. J., welcher neuerdings den Nothstand der verabschiedeten Offiziere bespricht, nimmt in kritisirender Weise Bezug auf einen früheren Artikel derselben Zeitung vom 5. und 6. Oktober 1898. Mithin umfaßt die zwischen beiden Artikeln verstrichene Zeit etwa sieben Monate, eine Periode, lang genug, um die Eindrücke des älteren Artikels dem Gedächtniß des Lesers nicht mehr so klar gegenwärtig sein zu lassen, wie dies zur vergleichenden Werthung des jüngeren Artikels nothwendig ist. Es sei daher versucht, das Wesentliche beider Artikel nebeneinander zu stellen.

Der ältere Artikel sieht in dem Offizierberuf dadurch, daß nur 8 Proz. seiner Angehörigen Regimentskommandeure, resp. Generale werden können, während 92 Proz. vor Erreichung dieser Chargen, zumeist im Alter von 41 bis 48 Jahren, auszuscheiden haben, keinen Lebensberuf. Er erblickt hierin den Nothstand, weil diese Einrichtung der noch reichlich vorhandenen Arbeitskraft keine geeignete Thätigkeit zuweist und weil die in solchem Lebensalter erdiente Pension unmöglich so ausreichend bemessen werden kann, um eine Familie damit standesgemäß zu ernähren. Dies alles begründet der Artikel und macht dazu Vorschläge.

Hiegegen polemisirt nun der Verfasser des jüngeren Artikels und sagt namentlich: „Dadurch, daß der Zugang zu dem Berufsoffizierstand sich auf die Kreise beschränkt, die die Mittel dazu besitzen, wird der Unzufriedenheit unter den verabschiedeten Offizieren, die sich schon bei ihrem Eintritt in die Armee auf frühzeitigen Austritt gefaßt machten, in der Zukunft besser abgeholfen, als durch die Aussicht auf hohe Pensionen oder gutbezahlte Zivilstellungen, wie sie der angeführte Aufsatz ins Auge faßt. Solche Vorschläge haben wenig Aussicht auf Beachtung. In Preußen ist in der angedeuteten Richtung schon das Mögliche geschehen, in den anderen Bundesstaaten würde die Einführung dieser Neuerung auf starken Widerstand der Volksvertretungen stoßen. Man macht dadurch nur ein Loch für die Unzufriedenheit zu und ein anderes für sie auf. Auch der Vorschlag, daß der Staat den Offizieren während der aktiven Dienstzeit Gelegenheit geben soll, sich für einen Reserveberuf vorzubereiten, hat keine Aussicht auf Verwirklichung.“

Zunächst ist von der Aussicht auf hohe Pensionen in dem älteren Artikel gar nicht die Rede gewesen. Sodann bleibt darzulegen, wie es gemacht werden soll, daß der Zugang zu dem Berufsoffizierstand sich künftig auf Kreise beschränkt, die die Mittel dazu besitzen. Geschähe dies, wo blieben dann, was doch so nahe liegt, die Söhne der unbemittelten aktiven und inaktiven Offiziere, welche bisher durch die billige Kadettenerziehung einen guten Offiziersersatz lieferten. Ferner, wie sollen wohlhabende Kreise dazu kommen, ihre Söhne vorzugsweise einen Beruf ergreifen zu lassen, der kein Lebensberuf ist und in den besten Jahren von 92 Proz. seiner Angehörigen wieder verlassen werden muß? Das werden nur reiche Leute können, oder arme, Letztere, weil sie doch ihre Sache auf nichts stellen müssen; für Wohlhabende ist das zu theuer, und zwar deßhalb zu theuer, weil der Offizierberuf bei Abschluß mit dem Oberstleutnant nicht nur während der aktiven Dienstzeit, sondern während der ganzen Lebensdauer Zuschüsse aus eigenem Vermögen erfordert, nimmt man an, daß Familie vorhanden ist. Wohlhabende Leute sind aber in der Regel, sonst wären sie's nicht, gute Geschäftsleute und werden zu einer solchen Unwirthschaftlichkeit, die schon in der zweiten Generation die Vernichtung ihres Wohlstands vorhersehen läßt, wohl nur dann ihre Zustimmung geben, wenn sie durch besondere häusliche Einflüsse mitunter Art dazu genöthigt sind. Reiche Familien aber sind gar nicht so viele vorhanden, auch wenn man dem Wort „reich“ nur die bescheidene Summe von 1 Million Mark als Basis gibt; das erweist die Statistik des Deutschen Reichs hinlänglich. Dies alles wird um so deutlicher, wenn man bedenkt, daß wohlhabend und reich sehr dehnbare Begriffe sind. Die Kinder wohlhabender und reicher Leute sind das eine oder andere absolut nur dann, wenn sie in der Ein-, höchstens in der Zweizahl bleiben, darüber hinaus in der Regel schon nicht mehr und in den folgenden Generationen gewiß nicht, wenn sie ohne Vermögensaufhülfe von irgend einer Seite

bleiben. Ferner steht in Frage, ob die Anstellung von vorzugsweise wohlhabenden Offizieren und Beamten der Staatsraison zum Vortheil dient. Wohlstand härtet sich schwer gegen strenge Disciplin ab, er hat bei Mißhelligkeiten — und wo bleiben die bei dem rapiden Wechsel der Vorgesetzten aus — immer der Versuchung zu widerstehen, sich auf die behagliche Basis seines Vermögens zurückziehen zu können, dem Staat aber kann unmöglich daran liegen, aus seinen Stellen einen Taubenschlag zu machen.

Was nun die gut bezahlten Zivilstellungen betrifft, so ist nicht einzusehen, weßhalb solche nicht ebenso und auf denselben durch Gesetz geordneten Weg endlich auch für die Offiziere vorgesehen werden sollen, wie sie für die Unteroffiziere der preußischen Armee und den mit Preußen in Militärkonvention stehenden Kontingenten des Deutschen Reichs längst in Uebung sind.

Wenn man wegen voraussichtlich starken Widerspruchs seitens der Volksvertretung nothwendige Neuerungen nicht vorbringen oder nachdrücklich erstreben wollte, wo würden wir dann stehen und wohin gelangen! Auch ist dieser vermeintliche Widerspruch bei manchen Parteien des Deutschen Reichstags gar nicht vorhanden, im Gegentheil sieht man dort den Ausführungen vom 5. und 6. Oktober v. J. eher zustimmend als ablehnend gegenüber. Man erlebt ja in diesen Kreisen an den eigenen Söhnen und Schwiegersöhnen sattsam, was es mit dem Lebensberuf eines Offiziers und seiner Abfindung mit einer Pension, statt Ueberführung in eine andere angemessene Thätigkeit, auf sich hat. Wie dadurch nicht bloß der innere, arbeitsfähige Mensch in seinem moralischen Bewußtsein gedrückt wird, sondern auch seiner Familie alle Verbindungen abgeschnitten sind, die eine Berufsthätigkeit des Vaters der Versorgung der Söhne und Verheirathung der Töchter bietet. Dafür Resikenunterstützung, das ist Armenversorgung — und statt einer bereiten Ueberführung in einen anderen Beruf das persönliche und meist vergebliche Bemühen bei Behörden und Privaten um Anstellung, das ist Stellenbettelei. Danach scheint es nicht so auszusehen, daß in der angedeuteten Richtung schon das Mögliche geschehen sei, wie behauptet wird. Noch viel weniger aber ist einzusehen, daß die Ausführung der gemachten Vorschläge ein Loch für die Unzufriedenheit zu und ein anderes für sie aufmachen werde, denn das durch Ueberführung aus der Front in eine angemessene Zivilstellung zugemachte Loch beseitigt einen vorhandenen Nothstand. Die vermeintliche Unzufriedenheit über diese Einrichtung in den anderen Bundesstaaten kann aber kein Loch aufmachen, da sie nicht einem Nothstand entspringt, sondern lediglich eine üble Stimmung ist, also eine Gefühls-, eine Meinungssache gegenüber einer vollbrachten guten That. Dazu kommt die Erwägung, daß solche Stimmung schwer ausschlaggebend und anhaltend sein kann, weil durch die Anstellung von jährlich 275 Offizieren des Reichsheeres in geeigneten Zivilberufen (berechnet man 2000 M. Pension pro Kopf schätzungsweise, die sonst ausgegeben werden müßten) im Jahr 550,000 M. erspart werden. Diese Summe entspricht einem Kapital von nahezu 16 Mill. M. zu 3½ Proz. verzinst, dessen anderweitiger Nutzen dadurch frei wird. Schon dieser Erfolg würde den Wählern gegenüber in die Waagschale fallen; er ist nicht wegzuleugnen und würde auch die Polemik von der Militärkostenschraube ohne Ende beschneiden. Wird ferner bei beregter Zivilanstellung Vorsorge getroffen, daß die einzelnen 26 Staaten des Deutschen Reichs nur Offiziere mit ihrer Staatsangehörigkeit, also Landsleute in solche Zivilstaatsstellen ꝛc. zu plaziren brauchen, so ist auch durch diese Einrichtung den vielleicht sensitivsten Schwierigkeiten die Spitze abgebrochen.

Anders gestaltet sich die Anschauung, betrachtet man den durch Zivilversorgung von 275 Offizieren pro Jahr sich berechnenden gleichen Ausfall an Anstellungsgelegenheiten im Staatsdienst ꝛc. für junge Leute, welche die Schule verlassen. Wie vertheilt sich dieser Ausfall auf die einzelnen Staaten des Deutschen Reichs? Berechnet man, daß sich in die 275 stellenbedürftigen Offiziere 23 Armeekorps zu theilen haben, so kommen auf jedes Korps im Durchschnitt jährlich 12 solche Offiziere, mithin auf jede Division etwa 6, auf jede Brigade 2, auf jedes Regiment 1, auf jedes Bataillon ½. Vertheilt man diese Versorgungsverpflichtungen auf die 26 Staaten des Reichs nach ihren Kontingentstärken, so schwindet auch dieses Schreckgespenst bei abnehmender Größe und Bevölkerungsziffer der einzelnen Staaten in Bruchtheile dahin, und das ist sehr wichtig, denn die mittleren und kleineren Staaten machen bei Neuerungen nach dieser Richtung hin naturgemäß die meiste Opposition, weil, infolge ihres geringeren Areals und ihrer größeren Geschlossenheit, die verwandtschaftlichen Beziehungen und der Geschlechterverband weit inniger sind.

Mit der praktischen Ausführung muß Preußen vorangehen; sein Werk ist die allgemeine Wehrpflicht und die Unteroffizierversorgung, und mit ihm sind alle norddeutschen und thüringischen Kontingente, Hessen, Baden und zum Theil Württemberg in Militärkonvention. Preußen hat die allgemeine Wehrpflicht in Deutschland hineingetragen, die anderen 25 Staaten haben sie aufgenommen, sie ist reichsgesetzlich. Das A ist acceptirt, so wird's auch mit dem B gehen, macht Preußen es nur vor. Und nothwendig ist das, denn die Weiterentwicklung der allgemeinen Wehrpflicht seit 1870 hat, so wie die Verflechtung der Dinge (d. h. die politischen Konstellationen, Bündnißgesuchtheit, Entwicklung des Welthandels, geographische Lage, Zunahme der Bevölkerung, Fortschritt der Technik, Entwicklung des Verkehrs, Kolonien ꝛc.) sich darstellt, den bisher bei den kleineren Verhältnissen schon latent vorhandenen Nothstand der verabschiedeten Offiziere zu einem chronischen gemacht und wird ihn bei längeren Friedensperioden nur noch verschärfen, denn längere Friedensperioden erfordern erst recht eine Verjüngung des Offizierkorps in den mittleren Graden. Hier kann dem zweijährigen Ersatz der Mannschaften, wo immer aus dem Sattel und mit der Stimme kommandirt, mit der Elastizität der Person vorgemacht und vorgelenchtet werden muß, also bis zum Bataillonskommandeur hinauf, auch nur eine verhältnißmäßig noch jugendlich frische Persönlichkeit Vorbild sein, soll die Armee in Schlagfertigkeit und Brauchbarkeit nicht von ihrer Höhe herabsinken.

Schließlich sagt der jüngere Artikel: „Auch der Vorschlag, daß der Staat den Offizieren während der aktiven Dienstzeit Gelegenheit geben soll, sich für einen Reserveberuf vorzubereiten, hat keine Aussicht auf Verwirklichung.“ Wenn der Staat überhaupt keine Zivilversorgung will, ist das gewiß richtig, Preußen will aber eine Zivilversorgung für Offiziere, denn es hat eine; freilich räumt diese den Offizieren nicht ein Recht ein, und darum handelt es sich gerade, sondern ertheilt nur eventuell die Aussicht auf Anstellung im Zivildienst, wobei die Stellen seit 1898 noch erweitert sind (siehe: Nachrichten, betreffend die Anstellung von verabschiedeten Offizieren. Berlin 1898, E. S. Mittler u. Sohn). Aber hiebei sind Unteroffizier- und Offizierversorgungsstellen nicht streng geschieden, den Offizieren, wie schon gesagt, nicht das Recht auf Anstellung verliehen, keine Uebersührung nach Probedienst aus der Front für sie vorgesehen, vielmehr muß die Bewerbung an die entsprechende Behörde, wenn bei der Verabschiedung der erbetenen Aussicht auf Anstellung im Zivildienst Folge gegeben wurde, persönlich gerichtet werden. Dennoch, warum sollte es zunächst nicht zu erreichen sein, daß die Offiziere ebenso wie die Unteroffiziere sich ein Recht auf solche, ihrer

höheren Bildung angemessenen, vorzusehenden und vorgesehenen Zivilstellen erdienen, und wie diese, nach absolvirter Probedienstleistung, von der Front aus bei ihrer Verabschiedung in dieselben übertreten? γ.

Noch einmal „die böse Sieben".

Professor Kluge ist in einer gegen meine kurze Bemerkung (Nr. 92 dieser Beilage) gerichteten Replik in Nr. 98 dieser Beilage bei seiner Ansicht über die Entstehung der Redensart von der „bösen Sieben" geblieben und hat mich so freundlich und dringend zu einer weiteren Begründung meiner Zweifel an der Richtigkeit seiner Erklärung aufgefordert, daß nur unvermeidliche äußere Umstände mich erst so spät seinem Wunsch entsprechen lassen.

In der Hauptsache ist es ein Brief des Hrn. H. Klenz, der Neues zur Sache bringt, und Kluge und ich sind dem genannten Herrn zu Dank verpflichtet, daß er uns — was wir Beide, und mit uns Goedeke in seinem Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, übersehen hatten — darauf aufmerksam macht, daß nach A. Sachs Nachweis schon „um 1659" eine jetzt verlorene Einzelausgabe von Rachels erster Satire erschienen war. Wenn Hr. Klenz aber weiter mir zuschreibt, ich hätte behauptet, die Priorität für die Erfindung des Ausdrucks von der „bösen Sieben" gebühre Balthasar Kindermann, so hat er mir diese Meinung zu Unrecht unterstellt: nirgends habe ich derartiges gesagt und bin noch immer der Ansicht, daß Kindermann und Rachel, Beide, den Ausdruck der Volkssprache entlehnt haben.

Was Rachels Quelle für seine erste Satire angeht, so hätte Kluge kaum nöthig gehabt, sich bei klassischen Philologen Raths zu erholen. Schon 1896 hatte B. Berendes in seiner Dissertation (Zu den Satiren des Joach. Rachel, S. 6. Leipzig) den Hinweis auf Semonides gegeben und auch bereits bemerkt, daß Rachel eine lateinische Uebersetzung der Dichtung des Griechen benutzt habe. Er nennt als solche schon die Fr. Taubmanns und ferner die des Georg Buchanan und meint, Rachel habe die Uebertragung des Letzteren verwerthet. Wohl mit Unrecht, denn darin wird Klenz — dem gleichfalls Berendes' Arbeit unbekannt geblieben war — zuzustimmen sein, daß Taubmanns Gedicht zugrunde liegt. Auch auf einen unmittelbaren Vorgänger Rachels in der Bearbeitung des Gynecaeum poeticum unter den deutschen Dichtern hat Berendes schon hingewiesen, auf Johann Peter Titz, dessen Werk, wie das Rachels, als Hochzeitsgedicht (1647) entstand unter dem mit diesem übereinstimmenden Titel „Poetisches Frauenzimmer" (L. H. Fischer, Joh. Peter Titz, Halle 1888, S. 113). Titz gibt hier als seine Quelle Taubmanns Uebersetzung des Semonides an. Andreas Borgmann hat dann in einem Epithalamium an Titz dessen Gedicht nachgebildet. Eine weitere Bearbeitung der Verse des Semonides geht unter Rachels Namen als „Verlehrtes Weiberlob" und findet sich zuerst in der zu Bremen im Jahre 1700 erschienenen Ausgabe. Hier sind es acht böse (bei Semonides neun, bei Rachel sieben) und eine gute Frau.

Wie man sieht, war es ein bekanntes und beliebtes Gedicht, das Rachel in seiner ersten Satire bearbeitete. Diese seine Verse nun überschrieb er, wie Titz, „Poetisches Frauenzimmer" und fügte als Untertitel hinzu „oder böse Sieben". Wie kam er zu dieser Ueberschrift? Das ist die uns bewegende Frage. Kluge meint, die Ueberschrift sei von ihm frei erfunden: ebenso wie der Autor des „Weiberlobes" nur acht böse, so habe Rachel willkürlich nur sieben böse Weiber geschildert und danach dann den Titel „böse Sieben" gewählt. Aus diesem sei dann unsre Redensart von „der bösen Sieben" geflossen.

Wie aber kommt Rachel dazu, die Neunzahl der bösen Weiber des Semonides-Taubmann grade auf sieben zu beschränken? Man kann sagen — und ich gebe ohne weiteres die Möglichkeit zu —, es sei Zufall, ebenso wie bei dem Autor des „Weiberlobes", der acht nennt, aber dann wäre die Betonung der Zahl im Titel auffallend. Leichter verständlich und näherliegender ist doch jedenfalls die Erklärung, daß es schon eine Redensart oder eine Geschichte von sieben bösen Weibern gab, auf die Rachel hier als bekannt anspielte. Daher auch ganz kurz und knapp nur „böse sieben" ohne jede weitere Erklärung und daher auch das Fehlen jeglicher Bezugnahme auf den zweiten Titel im Gedicht selbst. Und diese Annahme der Verwendung einer deutschen, volksthümlichen Redensart bei der Nachahmung klassischer Dichtung steht ganz im Einklang mit Rachels sonstiger Arbeitsweise. Nicht sklavisch übersetzt er seine antiken Vorbilder, sondern er sucht, allerdings vielfach ungeschickt, das äußere Gewand aus deutschem Stoff zu schneiden, wie das Berendes auch im einzelnen nachgewiesen hat und wie es sicherlich sich noch genauer verfolgen läßt: deutsche Phrasen und Bilder treten für klassische ein und auch im Aeußern sucht er durch Einführung bekannter heimischer Verhältnisse das Ganze lebensvoller zu gestalten. Während der lateinische Dichter sagt:

> Quid sartor, quid fartor agant, haec scire laborat:
> Pastor in extrema parte quid urbis agat,

spricht Rachel davon, die Frau wisse, „was der Schmidt, was Koch und Küster mache, wie Hanß die Frau schlägt, wie Kunz der Magd zulachet u. s. w.", und spezialisirt überall in ähnlicher Weise. In der Apostrophe des scheltenden Weibes an ihren Mann verwendet er deutsche volksthümliche Ausdrücke, wie „Juchschreyer, Schneidelust, Trotz Martel, Windverkäuffer, Weingurgel, Suchebier, Zwey-drey-vier-Pegelsäuffer u. a." „Statt der römischen Leckerbissen zählt er in der vierten Satire Neckarlocin, Schnecken, Spargen, Stör, Straußenhirn, Karpenzungen, rohe Austern auf, statt des puter silurus läßt er den Geizigen ‚lebendig Speck' essen. Aus Mauren und Briganten werden Türken, die edlen Waaren, die in Rom nur auf der anderen Seite des Tibers verarbeitet werden dürfen, werden zu Hering, Salz, Butter, Pech und Schweer u. s. to." (Berendes S. 15). In ähnlicher Weise wie hier und sonst überall hat nun Rachel auch im Titel das klassische Vorbild durch Anlehnung an eine deutsche volksthümliche Vorstellung lebensvoller zu machen gesucht. Diese Erklärung, die sich auf der ganzen Arbeitsweise Rachels aufbaut, erscheint mir plausibler als die Annahme Kluge's.

Und gestützt wird diese Erklärung noch durch weitere Gründe, die gegen Kluge's Aufstellung sprechen. Wie schon oben erwähnt, steht der Ausdruck „böse Sieben" nur als Nebentitel in Rachels Gedichte und nirgends wird auch nur mit einem Wort im Text selbst darauf Bezug genommen oder auch nur leise darauf angespielt. Ganz anders würde die Sache stehen, wenn die Redensart von den bösen Sieben einen integrirenden Bestandtheil des Gedichts bildete, im Mittelpunkt seiner Handlung stände und wenn wiederholt in seinem Verlauf die Phrase widerklänge. Aber nein, dieser Nebentitel des verschollenen Einzeldrucks jener ersten Satire soll nach Kluge solchen Eindruck gemacht haben, daß sich von ihm aus die Redensart verbreitete und volksthümlich wurde. Von dem Einzeldruck, einem Hochzeitsgedicht, ist kaum anzunehmen, daß er in sehr großer Auflage gedruckt war und sich sehr weit verbreitet habe. Und wenn man den „großen Erfolg von Rachels erster Satire" anführt, so kann man für einen Erfolg in weiteren Kreisen, einen extensiven, keine beweisende Thatsache anführen, sondern nur für einen intensiven Erfolg bei seinen Kopenhagener

Freunden, denen er das Gedicht gesandt hatte. Allein auf dies lege ich kein Gewicht, wohl aber auf den ersterwähnten Punkt.

Nehmen wir aber einmal mit Kluge die Möglichkeit einer Erfindung des Ausdrucks durch Rachel an, so ist es doch merkwürdig, daß Kindermann, der, wieder mit Kluge gesprochen, die Redensart aus Rachels Gedichten allein kennen gelernt haben mußte und dann natürlich mit Bezug auf die von Jenem erwähnten sieben bösen Weiber als Plural aufgefaßt hatte, schon drei Jahre später in dem Titel seines Werkes ohne irgendwelche nähere Erklärung ganz selbstverständlich nur von einer bösen Sieben im Singular spricht. Bei Kluge's Annahme ist dieser Umstand schwer zu erklären, er begreift sich aber leicht, wenn man bei Beiden Entlehnung aus der Volkssprache annimmt.

Und wie kommt es — das hat Kluge bei seiner Annahme weiter noch zu erklären —, daß für den Sprachgebrauch des 17., 18. und 19. Jahrhunderts die „böse Sieben" immer nur eine herrschgierige, böse, tückische Frau, eine Xanthippe, einen Doktor Siemann bedeutet, nicht aber auch eine ausschließlich schmutzige oder eine harmlos schwatzhafte Frau?

Immer weitere Schwierigkeiten, die sich bei näherer Betrachtung der Kluge'schen Ausführungen ergeben und die sich sofort mit Leichtigkeit auflösen, wenn man auch bei Rachel volksmäßigen Ursprung annimmt. Aber aus dem von Kluge angeführten Material läßt sich noch mehr gewinnen.

Den Ausgangspunkt für seine Untersuchung bildeten ein paar Aeußerungen Reinhold Köhlers in seiner Ausgabe der „Kunst über alle Künste ein bös Weib gut zu machen", einer 1672 erschienenen Uebersetzung von Shakespeare's „Taming of the shrew". Der Vorredner des Buches sagt hier (S. 5 f.): „Ich bin mit einem Weibe an Besetigungsstatt gequätet gewesen, von welchem ich wohl hab glauben können, daß sie auß der Rippen ohne Zuthuung eines Quentlein Zinnes gemachet gewesen: weil ihr hartnäckichtes widerwilliges Thun und vorsetzlich eigenhiniges Lassen solches mehr als zu viel bezeuget, sie wär eine von den bosen sieben, ob die sechse noch leben, weiß ich nicht."

In dem Stück selbst bemerkt (S. 28), als der Name der Widerspenstigen genannt und sie als Katharina bezeichnet wird, der derbe Diener Wurmbrand dazu: „Eine gute Anzeigung, hieße sie nur Margaretha dabei." Was dies aber bedeuten soll, darauf gibt R. Köhler S. 224 einen Hinweis und führt aus, daß man in Namur sage — ich gebe gleich die Uebersetzung aus dem Wallonischen —:

> Une Marguerite, une religieuse, une grande sotte
> Feraient danser le diable dans un bac.

Köhler citirt auch eine dazu gehörige Bemerkung Dejardins: „A Namur, les femmes qui portent le nom de Marguerite, n'ont ou plutôt n'avaient pas la réputation de douceur. Ce proverbe est très-ancien."

Daß auch auf deutschem Boden der Name Margarethe das Gleiche bedeutet, bezeugen mehrere Beispiele. In Valentin Schumanns Nachtbüchlein (1559) heißt es von einer brummigen eigenwilligen Frau (Neuausgabe von Bolte S. 324): „Dise junckfraw hieß Margareta unnd het den namnen mit der that (= mit Recht).... Wann er (der Mann) dann etwas saget, so singe sie dann ihren nammen an zu bestäten und marret." J. Bolte, dessen Freundlichkeit ich diesen Hinweis verdanke, führt in der Anmerkung zu diesem Passus noch Stellen aus Fischarts Gargantua und W. Spangenbergs Komödie „Wie gewunnen so zerrunnen" (1613) an. Und erst durch diese Erkenntniß tritt eine Stelle aus des Philallelus Gynogamus „Allgemeiner Empörung und Widerspenstigkeit der Weiber gegen ihre Männer" (1693 A 5b) ins rechte Licht, wo das böse, eigensüchtige, ihren Willen durchsetzende Weib auch den Namen Margarethe trägt: „Unter der Person der Margarethen wird eine solche Frau fürgestellet, welche aus einer tollen Eigensinnigkeit und aus eingebildeter Regiersucht ihrem Manne sich entgegensetzet, und wie die tolle unverständige Weiber pflegen zu thun allenthalben mit dem Kopf hindurch und noch groß Recht dazu zu haben vermeinet." Vergl. ferner noch im Deutschen Wörterbuch 6, 1625, das Citat aus Schuppius.

Wir sehen also, daß der Name Margarethe dem Sinn nach identisch ist mit „einer bösen Sieben", und wir werden deßhalb mit Interesse eine andere Stelle aus der Uebersetzung des Shakespeare'schen Stückes vernehmen, in der uns mehr von den Margarethen mitgetheilt wird. Auf S. 39 sagt wieder der schon genannte Diener Wurmbrand: „Was, mein Herr fürchtet sich für keiner, und solle sie gar Meister Hämmerlein (der Teufel) gedecket haben, oder von allen Margarethen, deren sieben den Teufel auß der Hölle gebannet, außgebrütet sein."

Hier erfahren wir also von sieben bösen Weibern — denn daß Margaretha dies bedeutet, sahen wir oben —, die den Teufel aus der Hölle vertrieben haben, und man wird es, denke ich, keinen übermäßig kühnen Schluß nennen, wenn wir diese bösen sieben mit den von dem Vorredner des Stückes erwähnten verbinden. Wir haben also eine Sage von sieben bösen Weibern, den bösen Sieben, die einen Kampf mit dem Teufel ausgefochten und ihn dabei aus der Hölle vertrieben haben. Die Annahme volksmäßiger Verbreitung der Sage, die im englischen Original keine Entsprechung hat, auf deutschem Boden, ist bei dem Verfasser der Uebertragung, der fast auf jeder Seite deutsche volksthümliche Reminiscenzen, deutsche Sprichwörter und deutschen Aberglauben verwerthet, so gut wie sicher. Stimmen wir aber dieser Annahme zu, so sind Kluge's Ausführungen, die wir vorhin stark erschüttert sahen, auch positiv als unrichtig erwiesen, und Rachel kann nicht die Redensart erfunden haben. Vielmehr hat er sie aus der Volkssprache übernommen, so gut wie die anderen Schriftsteller, die sie verwenden.

Bis jetzt ist es, soweit ich sehe, zwar noch nicht gelungen, auch sonst eine solche Sage nachzuweisen und selbst J. Bolte's weitreichendem Wissen ist derartiges nicht aufgestoßen. Auf Kämpfe zwischen Weib und Teufel wird ja sehr häufig angespielt und Bolte verweist mich auf Machiavelli's Belfagor-Novelle, die auch Kindermann übersetzt hat, und auf die in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 8,22 geschilderte Schlacht der Weiber mit dem Teufel. Genau Entsprechendes tritt aber nicht auf. Vielleicht allerdings gehört hieher eine schon von R. Köhler angeführte, von Birlinger (Volksthümliches aus Schwaben, 1, 202) mitgetheilte Stelle aus einem Segen:

> und hendt dich die sieben Weiber geritten
> und dich der böse Feind überschritten.

Ich resümire: Kluge's Ausführungen, Rachel habe in seiner ersten Satire den Ausdruck „böse Sieben" geschaffen, sind aus inneren und äußeren Gründen unrichtig und auch Kleny' Meinung, der — ein Schritt rückwärts gegen Kluge! — ausführt, Rachel habe zwar den Ausdruck nicht erfunden, aber doch zuerst auf die bösen Weiber angewandt, läßt sich nach den obigen Bemerkungen nicht halten.

Werthvolle Perspektiven eröffnet der Hinweis Dr. K. Sudhoffs (Nr. 98 dieser Beilage) auf Cyr. Spangenbergs Werk „Wider die böse Sieben ins Teuffels Karnöffelspiel". Diese Schrift war mir nicht unbekannt, denn die Erinnerung an sie ließ mir zuerst Kluge's Aufstellungen als zweifelhaft erscheinen. Aber die Beziehungen des Karten-

Digitized by Google

namens zu unsrer „bösen Sieben“ sind komplizirter als es zunächst den Anschein hat und so verspare ich mir die Erörterung auf eine spätere Zeit. Heute sag mir nur daran, den von Kluge gewünschten Beweis für die in Nr. 92 dieser Beilage von mir geäußerten Behauptungen zu führen.

Halle a. S., den 29. Mai 1899. John Meier.

Mittheilungen und Nachrichten.

-r- **Neuentdeckter Planet.** Der Astronom an der Urania-Sternwarte in Berlin, Hr. Gustav Witt, der durch die ihm vor etwa Jahresfrist geglückte Entdeckung des interessanten Planeten Eros (1898, D Q) auch in weiteren Kreisen bekannt wurde, hat in der Nacht vom 8. auf 9. Juni im Schlangenträger abermals einen neuen Planetoiden auf photographischem Wege entdeckt (1899, E N), der nahezu 9. Größe, also heller ist, als die in der letzten Zeit entdeckten kleinen Planeten.

* **Schlangen-Serum gegen Aussatz.** Dr. Dyar, der bekannte Aussatzarzt, hat soeben einige wichtige Experimente mit Schlangengift in New-Orleans vorgenommen. Bekanntlich hat sich letzteres gegen den Biß giftiger Schlangen als durchaus bewährt erwiesen. Dr. Dyar versuchte dasselbe nun gegen den Aussatz und erlangte bei fünf behandelten Kranken zwei vollständige Heilungen, zwei wesentliche Besserungen, während nur in dem einen Falle der Zustand des Kranken sich verschlimmerte. Die Regierung hat nunmehr Unterhandlungen mit Dr. Dyar eingeleitet, um denselben zur Leitung einer auf den Sandwich-Inseln zu errichtenden Aussatzkolonie zu gewinnen.

γσ. **Berlin.** Die Juni-Sitzung der „Gesellschaft für Erdkunde“ wurde durch Frhrn. v. Richthofen mit Mittheilungen eröffnet über die der Gesellschaft gemachten Spenden, die zur Tilgung der beim Erwerb des „eigenen Heims“ aufgenommenen Schuld bestimmt sind und als besonderer Zuschuß bisher in Höhe von 8600 M., als freiwillig erhöhte Beiträge in Höhe von 1969 M. der Gesellschaft zugeflossen sind, und deren Vermehrung noch zu erhoffen ist. Es liegen Reiseberichte von den Cordilleren-Forschern Dr. Paul Krüger und Dr. Steffen vor. Als literarische Neuheiten seien neben den Mittheilungen des Prinzen Albert von Monaco über seine ozeanographischen Arbeiten an der östlichen Küste von Grönland die vom Preußischen geodätischen Institut herausgegebenen Untersuchungen über die Beobachtungen der Schwerkraft der Erde erwähnt. Dr. Gerhard Schott aus Homburg, der Ozeanograph der Deutschen Tiefsee-Expedition, gab als erster Vortragender einen Ueberblick über die ozeanographischen und meteorologischen Arbeiten an Bord der „Valdivia“. Die Tiefsee-Expedition hat nicht nur auf ihrer Reise Kolonien der verschiedensten Nationen, deutsche, englische, französische, spanische, portugiesische, holländische, berührt, sie hat auch neben Tropengegenden Savannenlandschaften, subtropisches Gebiet, vegetationsloser Tropenregionen, vulkanische und Koralleninseln und Atolle, endlich das antarktische Gebiet berührt. Die Tropen und die Eisregion hoben das meiste photographische Illustrationsmaterial für die Vorlegungen des Vortragenden geboten. In der Nähe der Canarischen Inseln konnten die ozeanographischen Untersuchungen begonnen werden. Man fuhr durch das trübe „mare tenebrosum“ und gelangte in die Gegend des Südwestmonsuns; südwärts vom Kaplond erschwerte der Agulhas-Strom die Lothungen, doch vor der Vorstoß ins antarktische Gebiet das am meisten interessirende Stück der Reise, wegen der großartigen Natur und nicht minder wegen der märchenhaften Thierwelt, die dort angetroffen wurde. Die Hauptaufgabe für den Ozeanographen war die Tiefenmessung. Diese Arbeit begann jeden Morgen um 5½ Uhr und dauerte etwa 1½ Stunden. Dabei mußte das Schiff mitten auf dem Meere gestoppt werden, und an der Luvseite wurde der Lothdraht hervorgelassen, wobei gegen die See und den Wind an stürmischen Tagen angedampft werden mußte, um den Draht vom Kiele frei zu halten. Mittelst durch Dampf betriebene Lothmaschinen wurden 6000 bis 8000 m der verschieden starken Drähte und Kabel von einer Trommel abgewickelt und hinabgelassen. Am Ende des Drahts ward ein vom Redner vorgelegtes Lothrohr mit hinabgelassen, das, durch eine durchbohrte Kanonenkugel im Gewicht von 28 Kilo beschwert, bis auf den Meeresboden hinabfiel. Die Raschheit ist bei den verschiedenen Drahtsorten verschieden. Die größten Tiefen wurden mit einem dünnen lakirten Seildraht (1000 m = 5 Kilo Gewicht) zum erstenmal gelothet. Alle diese Drähte mußten unmittelbar beim Wiederaufwinden sorgfältig eingefettet werden, um sie gegen den Rost zu schützen. Auf der Reise von Kapstadt bis zur Insel Kerguelen konnte ein unruhiges Bodenrelief des Ozeans gefunden werden, und die Lage der Bouvet-Insel auf einem Sockel wurde konstatirt, doch ist das eigentliche antarktische Meer als gleichmäßig tief gefunden worden. Auf der Reise durch den Indischen Ozean schlug die „Valdivia“ einen Kurs zwischen dem der „Egeria“ und dem der „Gazelle“ ein. Der Indische Ozean weist solche große Tiefen (bis zu 6000 m fast), wie sie die Südpolarzone zeigt, nicht auf. An der Küste von Sumatra ward ein eigenthümlich vom Ozean abgesperrtes Wasserbecken gefunden, und im Südatlantik konnten Untiefen nachgewiesen werden. Neben der Tiefenlothung waren die Messungen der Tiefseetemperatur und die Beobachtungen der chemischen Eigenschaften des Meerwassers die Aufgaben der Ozeanographen. Die Bodentemperatur des Meeres wurde durch einen Kippthermometer gemessen, der so eingerichtet ist, daß bei seinen Aufstößen auf dem Grunde ein Stück der Quecksilberskala abreißt, indem der Thermometer dabei durch eine Federbewegung umkippt. So erhält man die Bodentemperatur und nun mißt man, indem man mittelst der Dampfwinde den Thermometer am Drahtseil auf 200, 500, 1000 und mehr Meter hinabläßt, die Temperaturen in diesen Schichten, um dann dergestalt zur Darstellung thermischer Profile zu gelangen, von denen 59 im ganzen auf der Expedition aufgenommen worden sind, 19 im Nordatlantik, 13 im Südatlantik, 6 in der Eismeer-Region und 21 im Indischen Ozean. Mit Hülfe von ihnen sollen Karten dieser Temperaturen hergestellt werden. Im Indischen Ozean konnten mehrfach thermische Sprungschichten festgestellt werden, wo nach anfänglich schneller Abnahme der Temperatur des Meerwassers später in größeren Tiefen eine viel langsamere Abnahme sich zeigte. In der Antarktis fand man, ähnlich wie Nansen für die Nordpolvorgegenden es beobachtet, in großen Tiefen erwärmtes Wasser. Die Eisverhältnisse in dem Südpolvorgebiet sind durch die „Valdivia“ zuerst mit Registrirapparaten und Lothmaschinen untersucht worden. Das Treibeis, der Eisbrei wie das Packeis konnten beobachtet werden. Die Annahme, daß zwischen 0° und 40° Länge von Greenwich kein Land vorhanden ist, ergibt sich aus den in dieser Eisregion gemachten Beobachtungen. Die Höhe der oft 40 bis 60 m über dem Wasser aufragenden Eisberge wurde durch den Sextanten bestimmt, ihre Entfernung vom Schiff durch den bei einem Schuß entstehenden Schall berechnet. In der Eisregion selbst wurde kein Tang gefunden. Täglich zweimal wurden das spezifische Gewicht und der Salzgehalt des Meeres gemessen und Wasserproben sowohl an Bord untersucht wie mitgebracht zu späterer kontrolirender Untersuchung. Auch Gasanalysen sind hergestellt worden. Die Durchsichtigkeit des indischen Ozeanwassers ist sehr groß; eine weiße Scheibe war bis auf 50 m Tiefe zu sehen. Die Strombeobachtungen waren sehr schwierig. Die Eismeergegend konnte als stromloses Gebiet nachgewiesen werden, dort ging der Lothdraht bequem zur Tiefe. Grundproben vom Meeresboden wurden genommen und Messungen meteorologischer Art über Luftdruck und Lufttemperatur, wie Beobachtungen der Witterungsverhältnisse angestellt. Sehr brauchbar erwiesen sich die Thermo-, Mikro- und Barosgraphen von Richardt Frères, die ohne cardanische Aufhängung prompt arbeiteten. Zwischen Bouvet-Insel und Enderby-Land herrschte im November 1898 Sturm aus Westen. Der südliche Sommer zeigte sehr niedrige Temperaturen, Weststürme mit schweren Böen und Hagel überzogen das Schiffsdeck mit Glatteis — 2½ Grad war die niedrigste Temperatur des Südsommers, bei der die Pumpen auf dem Schiffe einfroren. An der Bouvet-Insel herrschten Südwest- und Westwinde im Dezember 1898 vor. Auf 20 bis 60 Gr. östlicher Länge und südlich vom 55. Gr. Südbreite wurde eine Windstille beobachtet, dann wuchs die Windstärke zu Nr. 8

der Beaufort-Skala, und abends herrschte meist Nebel in jenen Gegenden. Im ganzen wurde in der Westwindregion höherer Luftdruck beobachtet als in der im Indischen Ozean begegneten Ostwindregion. Das Schiff hatte oft Sturm, doch niemals schweres Wetter zu erdulden, das ihm Schaden zugefügt hätte. Der Vortragende schilderte anschaulich dann die mittelst Maschinen herabgelassenen großen Fang- und Schließnetze zur Aufnahme der Meeresorganismen und die damit bewältigte Arbeit. Das große Dretschnetz zum Schleifen auf dem 5000 bis 6000 m tief gelotheten Meeresgrund ward an einem sehr dicken Kabel in die Tiefe gelassen, zudem wurden Vertikalfänge mittelst der Schließnetze in verschiedenen Meerestiefen ausgeführt. Am 1. April 1899 wurden, das war die größte Leistung der Lothmaschinen, 24,000 m Draht auf- und abgewickelt. Die Resultate der „Deutschen Tiefsee-Expedition" werden in exakter Weise bearbeitet werden, und die bisher vorgelegten Reisebriefe und Berichte sollen mit Erlaubniß des Reichsmarineamts in der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde" demnächst zur Veröffentlichung gelangen. — Als zweiter Redner sprach Dr. v. Halle über die Weltschiffahrt und die Entwicklung der Weltverkehrs-Einrichtungen. Wer vor 50 Jahren, so etwa führte der Redner aus, die Küsten der am Welthandel beiheiligten Länder besucht hat und sie heute von neuem sieht, dem kann der Wandel nicht verborgen bleiben, wie er in der Geschichte bisher nicht stattgefunden hat, und der sich ihm hier zeigt. Während sich die Fahrbahn auf dem Weltmeere einer Beeinflussung durch den Menschen entzieht, galten der Schiffahrt günstige Küsten als bedeutsamer Faktor für die politische und wirthschaftliche Gestaltung des betreffenden Landes, und Karl Ritter wie seine Schüler haben dieses Moment als ein bedeutsames für die ganze Geschichte eines Landes hervorgehoben; jüngst erst hat Friedrich Ratzel darauf hingewiesen, daß dies nicht zu allen Zeiten gültig ist, und wenn in früheren Epochen Versandungen von Häfen blühende Handelsemporien wie Ravenna, Brügge, Amalfi und mehr vernichteten, und die Schiffahrt dadurch mit beeinflußt ward, so ist dies heute völlig anders geworden, da weniger die Wasserverhältnisse der Häfen und der Flußmündungen in unserm Zeitalter hoher Entwicklung der Wissenschaft und Technik des Wasserbaues, sondern vielmehr der Verkehr des Hinterlandes und das Bedürfniß, diesen Verkehr an sich zu ziehen, die Bedeutung eines modernen Handelshafens bestimmt. Kapital und Technik unsrer Tage haben die großen Weltverkehrseinrichtungen, die Landkanäle, die Flußregulirungen der Unterläufe und der Seemündungen und die großen Hafenbauten zustande gebracht. Und zwar hat die Herstellung des Suez-Kanals auf 7½ m Tiefgang zum Bau solcher Schiffe geführt, die diesen Tiefgang ausnutzen konnten, wodurch der Schiffsbau aus dem Stadium des Experiments heraustam. Diese Verhältnisse führten nothwendigerweise dazu, daß die großen Häfen ihr eigenes Fahrwasser auf eine entsprechende Tiefe zu legen bestrebt waren. Heute hat der Suez-Kanal 9 m Tiefgang. Der enormen Steigerung der Welthandelsflotte entsprachen die überall und insbesondere in Deutschland verbesserten Hafenanlagen und Verkehrseinrichtungen für den Weltverkehr. Von 1861 bis 1897 hat sich der Schiffsverkehr Hamburgs verfiebenfacht, Bremens und Stettins fast verfechsfacht, Antwerpens verzehnfacht und Rotterdams verfiebenfacht. Zwei Ereignisse haben insbesondere in Deutschland zur Umgestaltung der Entwicklung unsrer Häfen beigetragen: die Zollanschlüsse der Hansestädte an das Reich und die Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanals. Der Redner zeigte an Karten die mehrfachen Erweiterungen des Hamburger Hafens, von Bremerhafen, die Freihafenanlagen in Stettin, Danzigs, Königsbergs und Emdens Bestrebungen für eine bessere Hafenanlage, und wies auf die Flußkanäle, die zum Theil ausgeführt, zum Theil im Bau begriffen oder projektirt sind, und die für die großen Häfen einen Tiefgang von 9 m, für die kleineren einen solchen von 7 m zu erreichen suchen. Diese Verkehrsentwicklung hat in anderen Ländern ihre Parallele, allein die nach dem Grundsatze: „regulire dich selbst" ausgeführte Regulirung der Unterweser gilt überall als ein Musterwerk der Technik und stellt der deutschen Wissenschaft und technischen Leistung ein glänzendes Zeugniß aus. Wir haben uns also heute trotz der nicht allzu großen Gunst der Natur, der unsre Welthandelshäfen sich erfreuen, doch eine Weltschiffahrt geschaffen, ein Umstand, der zur weiteren Ausgestaltung unsres Anschauungs- und Wissenskreises ohne Zweifel bedeutsam beitragen wird.

* Zur Erforschung des Problems, ob unter der Erdoberfläche ein Zusammenhang der Schwerezunahme mit der Temperaturzunahme bestehe, hat die Akademie der Wissenschaften in Wien den Obersten R. v. Sterneck damit betraut, Untersuchungen auszuführen. Das Ackerbauministerium hat die Benutzung der folgenden vier Bergschächte genehmigt: des 416 m tiefen Werner-Schachtes des Uranbergbaues in Joachimsthal, des 1100 m tiefen Adalbert-Schachtes des Silberbergbaues in Pribram, des 300 m tiefen Greiferschachtes des Versuchsbergbaues in Kuttenberg und des 272 m tiefen Franz-Schachtes des Quecksilberbergbaues in Idria. Mittelst der vom Obersten v. Sterneck konstruirten Apparate wurde festgestellt, daß im Bergwerk von Idria ganz abnorme Temperaturen herrschen, welche indeß von dem chemischen Prozeß bei der Bildung des Zinnobers herrühren, also mit der Erdwärme nicht in Beziehung stehen. Es hat sich nun, wie Oberst v. Sterneck meint, die Nothwendigkeit ergeben, an den verschiedensten Orten Beobachtungen zu machen, um das Zufällige von dem Gesetzmäßigen unterscheiden zu können; dann erst werde es wohl möglich sein, die Größe und die Lage jener unterirdischen Störungsmassen zu bestimmen, deren Wirkung fast an allen Orten der Erdoberfläche konstatirt ist.

G. Die neunte Jahresausstellung der in Silchester aufgefundenen Gegenstände wurde nach einem Berichte des „Athenaeum" unlängst in London in den Räumen der Gesellschaft der Alterthumsforscher eröffnet. Die Ausgrabungen beschränkten sich im Jahre 1898 auf den südwestlichen Theil der Stadt und unter den zutage geförderten Gegenständen sind besonders bemerkenswerth: ein kleines Blatigoldornament, eine emaillirte Goldbronzespange mit einer eigenthümlichen Gemme in Glas; ein paar wohlerhaltene große Eisenhalen zum Aufheben von Fässern, wie man sich deren heutzutage in den Werften bedient; ein Paar Handschellen mit einem eigenartigen Schloß; ein oberer Handmühlenstein, an dem noch die ursprüngliche hölzerne Handhabe angebracht ist; verschiedene große, merkwürdig gut erhaltene Tannenzapfen; eine Urne mit halbverbrannten Knochen; ein großer römischer Ziegel, in der der Arbeiter, als der Lehm noch feucht war, das Wort „Satis" mit seinem Finger geschrieben hat; endlich eine Menge Mauerverwurf, der so kunstvoll bemalt ist, daß er Porphyr, weißgeäderten Marmor und gelben numidischen Marmor täuschend nachahmt. Insula XIX. ergab eine interessante Entdeckung. Unter dem Flächenraum des Hofes eines großen Hauses fanden sich in einer Tiefe von zwei Fuß die Ueberreste eines früheren, nur zur Hälfte erbauten Hauses. Hier stieß man auf einen eigenartig gezeichneten Mosaikboden, dessen einzelne Bestandtheile sich jetzt in Burlington House befinden. Die Kenner schreiben ihn dem 1. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung zu und halten ihn für den ältesten, der bisher in England gefunden wurde. Die Zeichnung dieses Mosaikbodens gleicht auffallend den pompejanischen Mustern, obgleich sie natürlich nicht ebenso fein ausgeführt ist. Das schöne Würfelmuster ist ganz aus lokalem Material, Kreide, Purbeck-Marmor und in verschiedenen Tönen gebrannten Backsteinen, zusammengesetzt. An gleicher Stelle wurde auch ein zweites schönes Fragment eines Mosaikbodens mit einem Geisblatt-Muster bloßgelegt. Diese Böden sind ein deutlicher Beweis dafür, daß sich die Römer schon im 1. Jahrhundert in einigen Theilen Britanniens häuslich niedergelassen haben. Auf Insula XX stieß man auf eine Grube, in deren Grund eine Doppelreihe spitziger Pfähle eingerammt ist. Zweifellos diente diese Grube als Falle für wilde Thiere; es läßt sich aber schwer feststellen, ob sie schon vor der Entstehung der römischen Stadt oder erst nach ihrer Zerstörung gegraben worden ist. Doch ist das letztere wahrscheinlicher; denn Erdarbeiten sprechen dafür, daß an diesem Orte schon Ansiedelungen waren, lange bevor die Römer ihn eroberten.

* **Berlin**, 10. Juni. Nach einer Pariser Meldung des „Lokal-Anzeigers" wählte die Académie des Inscriptions Prof. Mommsen zum korrespondirenden Mitglied.

* **Wien.** Am 9. Juni ist Hofrath Bruno Bucher, der vormalige Direktor des Oesterreichischen Museums für

Kunst und Industrie, im Alter von 73 Jahren an einem Schlaganfall gestorben. Bruno Bucher wurde im Jahre 1826 in Köslin geboren (er war ein Bruder Lothar Buchers), widmete sich anfänglich der bildenden Kunst und besuchte die Dresdener Akademie. Eines Augenleidens wegen mußte er diesem Berufe entsagen und wendete sich dem Buchhandel zu, wobei er gleichzeitig schriftstellerisch thätig war. Er kam nach Wien und gehörte bis zum Jahr 1869 dem Redaktionsverband der „Wiener Zeitung" an. Er leitete auch die damalige literarische Beilage der „Wiener Zeitung", die „Oesterreichische Wochenschrift für Wissenschaft und Kunst". Im Jahre 1869 wurde Bucher zum Sekretär und Kustos des Oesterreichischen Museums für Kunst und Industrie ernannt, 1885 zum Vizedirektor mit dem Titel eines Regierungsraths und 1895 zum Direktor des Museums, wobei ihm gleichzeitig der Titel eines Hofraths verliehen wurde. 1897 trat er in den Ruhestand. An der durch das Museum, schon durch seine früheren Direktoren Eitelberger und Falke, bewirkten Neubelebung und Hebung des österreichischen Kunstgewerbes hatte Bucher einen hervorragenden Antheil, denn er war einer der gründlichsten Kenner nicht nur der Geschichte, sondern auch der Technik aller kunstgewerblichen Zweige. Er erblickte in der Schulung des Kunstgewerbes durch das Studium der alten künstlerischen und technischen Vorbilder die nothwendige Grundlage für jeden Fortschritt auf diesem Gebiete und vereinigte für seine Person mit einem umfassenden Wissen einen durch langjährige Erfahrung und Uebung geschärften Blick. Das beweisen auch seine Schriften, von denen „Die Kunst im Handwerk", „Die Geschichte der technischen Künste", „Der Katechismus der Kunstgeschichte", „Die Fayence von Oiron", „Zur Reform des Ausstellungswesens", „Das Reallexikon der Kunstgewerbe", „Die Fälscherkünste", „Mit Gunst. Aus Vergangenheit und Gegenwart des Handwerks", „Die Aufgaben der kunstgewerblichen Museen" besonders erwähnt sein mögen. Die letzten Jahre noch seiner Pensionirung verbrachte Bucher in tiefer Mißstimmung, weil ihm die bewährten, auf historischer Forschung beruhenden Grundsätze, nach denen er und seine Vorgänger das Kunstgewerbemuseum geleitet hatten, immer mehr zugunsten eines modernen Geschäftsprinzips beiseite gestellt zu werden schienen.

* **Aus der Schweiz.** In der philosophischen Fakultät der Universität Zürich habilitirte sich Dr. Johannes Häne, für das Spezialfach der Kulturgeschichte. — Der außerordentliche Professor Dr. Karl Prächter wurde zum Ordinarius für klassische Philologie an der Berner Hochschule ernannt.

* Der Besuch der Berliner Universität weist für das gegenwärtige Sommerhalbjahr folgende Ziffern auf. Vom Winter waren 3681 Studirende zurückgeblieben, hinzugekommen 1316, so daß die Gesammtzahl der Immatrikulirten 4997 beträgt (gegen 4618 im vorigen Sommer). Der theologischen Fakultät gehören 324 an (262 Preußen), der juristischen 1470 (1203), der medizinischen 1093 (772) und der philosophischen 2110 (1485). Von den 1485 Preußen in der philosophischen Fakultät sind 675 aus Gymnasien hervorgegangen, 326 aus Realgymnasien, 47 aus Oberrealschulen und 434 besitzen noch kein Reifezeugniß. Außerdem sind 4252 Personen zum Hören der Vorlesungen berechtigt, darunter 177 Frauen (gegen 239 im Winter und 166 im vorigen Sommer). Die Kaiser Wilhelm-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen hat 306 Zöglinge, die Technische Hochschule umfaßt 2284 Studirende, die Bergakademie 140, die Landwirthschaftliche Hochschule 249 Studirende, die im Besitz des einjährigen Zeugnisses sind, die Thierärztliche Hochschule 477, und die Akademie der Künste 315. Im ganzen sind 9249 Personen an der Berliner Universität hörberechtigt. Von den Berliner Studenten stammen 3722 aus Preußen. Aus den übrigen Bundesstaaten kommen 620, und zwar sind 70 aus Bayern, 63 aus dem Königreich Sachsen, 61 aus Württemberg, 56 aus Hamburg, je 44 aus Anhalt und Baden, 41 aus Elsaß-Lothringen, 38 aus Mecklenburg-Schwerin, 37 aus dem Großherzogthum Weimar, 34 aus Braunschweig, 32 aus Oldenburg, 19 aus Bremen, 15 aus dem Großherzogthum Hessen. Die anderen europäischen Staaten sind durch 516 Studirende vertreten. Rußland allein entsandte 214, Oesterreich 78, die Schweiz 48, Ungarn 44, Großbritannien und Irland 23, Schweden und Norwegen 16, Rumänien 13, Italien und die Türkei je 12, Niederlande und Serbien je 10, Belgien 9, Frankreich, Luxemburg und Bulgarien je 7, Griechenland 3, Dänemark 2, Spanien 1. Aus fremden Erdtheilen stammen 139: Aus Amerika 102, aus Asien 34, aus Afrika 3.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Deutscher Thierfreund. Jahrg. III, Heft 5. Leipzig, Karl Meyers Graphisches Institut. — Karl Simon: Der Export landwirthschaftlicher und landwirthschaftlich-industrieller Artikel aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika und der deutsche Landwirthschaft. Studie. Leipzig, Duncker u. Humblot 1899. — Dr. H. Delius: Das Auslieferungsrecht. Hannover, Helwing'scher Verlag 1899. — Der Fahneneid im Konfliktsfalle. 3. Aufl. München, O. Th. Scholl 1899. — With. Walther: Die „moderne" Kunst. Zeit- und Streitlieder wider die „Moderne". Wien, Dr. Walthers literar. Bureau 1899. — F. W. H. L. Hermann: Ein deutscher Traum. Berlin, F. v. Schimmelpfennig. — v. Müller-Krazeisen: Das bayerische Gesetz über die Wahl der Landtags-Abgeordneten vom 4. Juni 1848 — 21. März 1881. 3. Aufl. München, C. H. Beck 1899. — Bäder-Jahrbuch. Taschen- und Notizbuch für Bade- und Kurgäste. Berlin, Paul Nicket. — Blätter für Haus- und Kirchenmusik. Hggb. von Prof. E. Rabich. 3. Jahrg., 5. Heft. Langensalza, Herm. Beyer u. Söhne. — H. Oehmke: Frau Magdalena. Roman. Berlin, Rud. Mosse 1899. — L. Frapan: Hamburger Bilder für Kinder. Hamburg, Otto Meißner 1899. — Paul Dehn: Die Großbazare und Massen-Zweiggeschäfte. Berlin, Trowitzsch u. Sohn 1899. — Anleitung zur sachgemäßen Behandlung ächter Gobetins. Berlin, Gobelin-Manufaktur W. Zesch u. Co. — Dr. S. Iffleib: Die Gefangennahme des Landgrafen Philipp von Hessen (1547). Vortrag. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) 1899.

Hrodec'sche Verlagshandlung, Zeitz in Preußen.

Soeben beginnt zu erscheinen und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Apologie des Christenthums.

Von **Dr. Franz Hettinger.**

Achte Auflage, herausgegeben von Dr. E. Müller.

Nach Vollendung dieses Werkes in siebenter Auflage mußte sogleich die neue Auflage in Angriff genommen werden, welche wieder in 20 Lieferungen à M. 1 oder in fünf Bänden zur Ausgabe gelangt. (9517)

Die 1. Lieferung sendet auf Verlangen jede Buchhandlung zur Ansicht.

Tauchnitz Edition.
June 7, 1899.
The
Garden of Swords.
A new Novel.
By (9518)
Max Pemberton.
In 1 vol.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1899. München, Montag, 12. Juni. Nummer 132.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Platens letzte Wanderfahrt in Italien. I. Von Ludwig v. Scheffler. — Die menschliche Lebensdauer. Von Alfred Drobisch. — Mittheilungen und Nachrichten.

Platens letzte Wanderfahrt in Italien.

Von Ludwig v. Scheffler.

I.

Die kgl. Bibliothek zu München bewahrt unter ihren Platen-Manuskripten ein kleines, in rothen Saffian gebundenes Büchlein, welches auf seinem inneren Deckel eine von unbekannter Freundeshand geschriebene poetische Widmung trägt. Das kleine Buch war danach für die täglichen Aufzeichnungen des nach Italien reisenden Dichters bestimmt. Treulich hat derselbe darin auch von seinen Eindrücken im Süden erzählt. Aber die in der letzten Widmungsstrophe ausgesprochene Bitte, „nachdem das letzte Blatt gewendet, zu den Freunden zurückzukehren und wieder Heimathslieder zu singen“, konnte er nicht mehr erfüllen. Platen bricht ab mit seinen Berichten kurz vor seinem ihn früh ereilenden Tode, am 13. November 1835. Es ist seine letzte Wanderfahrt in Italien, welche das rührende kleine Buch enthält.

Die Schilderung des Dichters ist mir Wegweiser in vergangener Zeit gewesen. Ich habe die Spuren desselben verfolgt, wie sie von Neapel nach Sicilien, zurück über die Meerenge nach Calabrien und zum zweiten- und letztenmale nach der trinakrischen Insel führen. Meine Reise fand ihr Ziel, wie der Lebensweg des Dichters, im Garten der Villa Landolina bei Syrakus — vor seinem Grabe! Gelesenes und Erlebtes ist es somit, welches ich hier zu einem Gesammtbilde vereine.

Wanderlust war mit anderen Zügen der alten Humanisten tief in Platens Wesen begründet. Schon den Knaben erfüllte die lebendige Sehnsucht, fremde Länder und fremde Menschen, vor allem jedoch Italien zu sehen. Eine Ferienreise, von München aus in die Tiroler Alpen unternommen, haftet als eindrücklichste Erinnerung seiner frühen Kadettenzeit. Unter die königlichen Pagen aufgenommen, schließt sich Platen vornehmlich an den jungen Grafen Lodron Laterano an, weil dieser, ein Italiener, ihm viel von seiner Heimath erzählt. Zum Jüngling herangereift und vor die Wahl eines Berufs gestellt, wird er Offizier, weil er als solcher mehr Muße und Gelegenheit zu finden hofft, die Welt zu sehen. Eine Voraussetzung, welche allerdings die Zeit, in der Platen in den Dienst trat, vielfach bestätigen sollte. Wie eine anregende Reise durch Frankreich gestaltete sich für ihn die thatenlose Campagne von 1815. Besonders freigebig gewährter Urlaub läßt den jungen Offizier in den folgenden Jahren tiefen Friedens wiederholt ganze Sommer hindurch die Schweiz und Tirol durchwandern. Diese Vakanz wird seit Ostern 1818 sogar eine dauernde, als die Gnade des Königs Max Platen gestattet, nachträglich noch die Universität mit Beibehaltung seiner militärischen Charge zu beziehen. Und auch nach Vollendung jener akademischen Studien blieb dem Dichter seine Bewegungsfreiheit. Immer noch beurlaubter Offizier, war er nur vorübergehend an ein kleines Bibliotheksamt in Erlangen gebunden.

So schien für Platen, nachdem auch äußere literarische Erfolge ihn in stand setzten, sich weitere Wanderziele zu stecken, das Schicksal sich zu erfüllen, welches er im Hinblick auf Alexander v. Humboldt stets für das glücklichste angesehen: „die Welt zu durchreisen voll Liebe zur schönen Natur und vollkommen gerüstet mit Wissenschaften!“ Vertiefte Anschauungen und Erfahrungen ließen ihn dann jedoch nicht nur vom Reisen reifere Früchte brechen; auch die ethische Stimmung wird eine andere als jene, welche ihn bei seinen ersten Fahrten erfüllt. Hier ist es Goethe, welchem sein Gemüth die mächtigsten Impulse verdankt.

Als Platen im November 1816, unlängst zurückgekehrt von einer Wanderung durch die Schweiz, den ersten Band der „Italiänischen Reise“ liest, findet er nicht nur den Stil des Buches über alles liebenswürdig und hinreißend; auch die leichte und doch so tiefe Behandlung des Gegenstandes erregt seine Bewunderung. Und er ergibt sich fortan einem ernsthaften Studium der Geologie und Botanik, um die Goethe'sche Anschauung nicht nur genießend zu verstehen, sondern sie den Naturbildern gegenüber zur seinigen zu machen.

Mächtiger noch trifft einige Jahre später Platens ganz persönliches Empfinden die Tendenz der Fortsetzung von Wilhelm Meisters Lehrjahren. „Die Wanderjahre oder die Entsagenden!“ Diese Losung war ihm tief aus der Seele gegriffen. Gehörte er in dem, was die Menschen am meisten erfreut und bewegt, nicht auch zu den „Entsagenden“? War ihm deßhalb nicht ebenfalls eine rastlose Wanderschaft bestimmt? Als daher der Augenblick gekommen, wo Platen in seinem Empfinden sich nicht mehr verstanden, wo er das heilige Feuer Sokratischer Begeisterung, welches er der Jugend und Schönheit entgegenbrachte, kühl zurückgewiesen und bespöttelt sah, da fühlte er, daß der Wanderstecken in der Hand seine einzige Stütze sei. „Eine rastlose Wanderschaft, immer den Stab weiter zu setzen,“ schreibt er im Dezember 1822 in sein Tagebuch, „ist das Einzige, was mich noch glücklich machen kann.“

Dieses ersehnte Ziel ward dem Dichter gegen Ausgang des Jahres 1826, wo er die Heimath verließ, um sie innerhalb neun Jahren flüchtig nur und nicht befriedigter wiederzusehen. In Italien tagen die Passionswege, die ihn in Syrakus schließlich den Wanderstab für immer aus der Hand legen ließen. Drei Bände Tagebücher sind es, welche uns von diesen italischen Fahrten Platens berichten. Verschieden nach Ton und Inhalt, getreu der gewählten Devise des Entsagens, welches persönliche Wünsche und Hoffnungen unterdrückt, den objektiven Wiederschein der Dinge hingegen mit sich steigernder Genauigkeit hervortreten läßt. Es ist daher um so unbegreiflicher, daß der Erbe der Platen'schen Memoiren, als er im Jahre 1860 zu einer Herausgabe derselben sich entschloß, diesen letzten abschließenden Theil

von des Dichters Aufzeichnungen ungedruckt liegen ließ. Erst jetzt erfahren diese Manuskripte ihre Veröffentlichung.[1]) Der letzte von 18 Tagebuchbänden, das genannte rothe Büchlein ist es, welcher Platens Reisen in Calabrien und Sicilien erzählt. Der Wunsch, nach Sicilien zu wandern, war in dem Dichter schon während seines ersten römischen Aufenthalts im Winter 1827 aufgestiegen. Dieses Treiben der Fremden- und Künstlerkolonie, in welches er sich hineingezogen sieht, beunruhigt ihn. Rom kommt ihm wie eine deutsche Universitätsstadt vor. Er denkt sich Catania in Sicilien als ein Asyl, wo er seine damals noch gehegten dichterischen Pläne ausführen könne. „Der Aetna und das Meer," schreibt er in sein Tagebuch, „können wohl zur Tragödie begeistern." Die Wege führen ihn jedoch von dem Süden aufwärts nach dem Norden. Er durchwandert Umbrien und Toscana und flüchtet vor der Sommerhitze nach der einsamen Insel Palmaria. Diese insulare Welt, in welche Platen sich hier mit völliger Abgeschiedenheit eingesponnen sieht, läßt das Bild der meerumflutheten Trinakria von neuem vor seiner Seele auftauchen. Er will nach Sicilien, um das Land als Scene eines Ariastischen Heldengedichts zu feiern. Die Normannenzeit ist es, welche ihn dazu begeistert. Neue Hindernisse stellen sich jedoch seinem Vorhaben abermals entgegen. Und wiewohl der Dichter in den folgenden Jahren wiederholt längeren Aufenthalt in Neapel nimmt, kann er die günstige Gelegenheit für seine Südfahrt nicht finden. Erst der Sommer 1835, der letzte, den er erlebt, führt Platen seinem Ziele entgegen. Er schlägt jedoch auch hiebei den Weg nicht ein, den er sich gewünscht hatte.

Platen gedachte von Neapel aus die Küste Calabriens entlang zu segeln, um dann nach durchfahrener Meerenge in Messina den Boden Siciliens zu betreten. Es ist aufrichtig zu bedauern, daß das Schiff sich nicht fand, welches diese Reise ermöglichte. Die Fahrt gehört zu den eindrücklichsten im Süden. Platens Aufzeichnungen während derselben würden zu den schönsten seiner Tagebuchblätter gehört haben. Das Glück ist mir 60 Jahre später günstiger gewesen. Ich habe diese Küstenfahrt mit einem kleinen Marktschiffe zur Sommerzeit gemacht, und der Zauber dieser auf dem ruhigen Meere zugebrachten Tage und Nächte, die malerische Schönheit seines Ufers, dessen Reichthum mit dem Einbiegen um jedes Vorgebirge wächst, um schließlich vor der herrlichsten aller Meereinfahrten, der Stretta di Messina, zurückzufliehen, beschwört mir Bilder, die sich unauslöschlich der Erinnerung einprägten. Statt dessen gelangte Platen auf dem kürzeren und bequemeren Wege, den die große Schaar der Reisenden auch jetzt nach zu nehmen pflegt, nach Sicilien. Er durchquert das Meer, landet mit dem Dampfer in Palermo und — Enttäuschung ist das erste, was sich seiner Seele bemächtigt. Die Lage der Stadt erscheint ihm nicht so schön wie diejenige Neapels. Sein antik fühlendes Auge stört die zu offene Meeransicht. Es fehlen die Inseln, die eingrenzenden Vorgebirge für den Blick. Aber der gewisse Reiz der Neuheit in der Landschaft, die kahlen Berge, die üppige Vegetation der Thäler und vor allem der überaus schöne Menschenschlag bleiben nicht ohne Einwirkung. Nach längerer Pause kommen wieder Stunden, welche die Muse begünstigt. Oder was ist es anders als der poetische Wiederschein erhabenster Naturscenerie, wenn der Dichter in diesem ersten Palermitaner Frühling die „gestirnerleuchtete Nacht" anruft, ihm tiefsinnigen Gesanges reichen Quell in das Gemüth zu gießen,

Denn der Natur gleich sei das Festlied,
Die den Tag nicht bloß, den erfreulichen, uns
Durch farbige Gebilde reizend ausschmückt,
Rein dem Dunkel sogar der Lichtfunken stets wachen
Glanz verlieh.

Im Mondlicht betrachtet, erstrahlt für den Dichter die umdunkelte Küste des fremden Eilands wieder hell, wie damals, als deren Luft noch durch griechische Lieder bewegt war und Ceres es mit reichlicher, füllhornmilder Hand umpflegte, dann aber diese holde Obhut schwand und Germaniens Helden die Gestade mit ihrem Ruhme erfüllten. Bis träger, unermeßlicher Zauberschlaf, wie auf alle italienische Gegenwart, so auch auf diese paradiesischen Gefilde sich legte und den Dichter schmerzlich empfinden ließ, daß er auch hier „trete in ehemaliger Bekränzungen entblätterten Raum". Neben der Natur indeß hat die Kunst in Sicilien Platens lebhaftes Interesse. Der Schüler Rumohrs trägt werthvolle Bemerkungen über die Kirchen und Paläste der normannischen Könige in Palermo in sein Tagebuch ein. Ja sein philologisches Gewissen erlabt sich an einer griechischen Inschrift in der Kirche Della Martorana, wo er das „Ῥοβέρτος ῥῆξ" als einen Beweis für die Richtigkeit der Erasmischen Aussprache nimmt. Für die Dauer jedoch kann diese eine Stadt den Wanderer nicht halten. Catania, schon zu Anfang seines italienischen Aufenthalts als Zielpunkt ersehen, wird in Gesellschaft „zweier Schmerbäuche, eines Satyrgesichts und Taschendiebs" aufgesucht und die Art, wie Platen die beschwerliche Fahrt mit solchen Reisegefährten schildert, zeigt, daß ein seltener Gast bei ihm, der Humor sich wieder meldet. Ein Zeichen für die immer freier werdende innere Stimmung, die er der zunehmenden Größe der Naturеindrücke dankt. Denn nachdem die Reisenden üppige Oasen in öden Strecken durchfahren, erscheint auf der Höhe von Castragiovanni zum erstenmal νιφόεσσα Αἴτνα, der schneebedeckte Vulkan, der „in einer so südlichen Insel einen eigenen Eindruck" auf den Dichter macht. Fortan bleibt der Letztere in dem Bann des Berges. Er schaut von Catania aus zum Aetna empor und macht ihn mehr noch in den Ruinen des Theaters von Taormina auf und ab wandelnd zu seinem Bilde. Denn der Trost, den der Anblick der Natur ihm verleiht, läßt wieder „wachsen des Gesanges süße Meisterschaft".

Was Platen während jenes achttägigen Aufenthalts in Taormina gedichtet, ist das Schönste, was mit deutschem Worte über die klassische Stätte gesagt worden ist. Unzählige seiner Landsleute haben seitdem von den obersten Stufen des Theaters gleich ihm den Blick auf „die zart vergänglichen Wölkchen, die den schneeigen Aetna umfliegen", gerichtet, haben den Abgrund des klaren Meeres unter sich, die sich steil aufthürmende, cypressenüberragte Stadt über sich gesehen. Stets fand man unvergleichlich, mit wie wenigen sicheren Zügen die Seele sozusagen des Landschaftsbildes in dem Taormitaner Festgesange festgehalten ist. Platen sah Sorrent und Amalfi, wo nicht mehr, in der Lage von Taormina vereinigt. Es war griechischer Boden, auf dem er sich fühlte.

Allein Messina lockt nun den Dichter mit neuem Wunder und die nahen calabrischen Küsten ließen ihn mit Sehnsucht wieder nach dem verlassenen Festlande schauen. Platen langte zum Fronleichnamsfeste in Messina an. Der Mangel an Andacht unter der Bevölkerung erschien ihm selbst für Italien auffallend. Doch boten ein malerisches Schauspiel die Vollstänze unter dem Wiederschein von Freudenfeuern am Abend. Und voll ward die Seele des Dichters von höchstem Entzücken, als er am folgenden Tage eine Wanderung nach der äußersten Spitze der Meerenge, nach dem Pharus unternahm. Diese Aussicht, welche das rauchende Stromboli, das schimmernde Scilla, das wie eine

[1]) Vgl. Platens Tagebuch, herausgegeben von Karl Pfeufer, Stuttgart und Augsburg 1860, und die Tagebücher des Grafen August v. Platen. Aus der Handschrift des Dichters herausgegeben von G. v. Laubmann und L. v. Scheffler. Stuttgart 1896. 1. Band. Der 2. Band ist im Erscheinen begriffen.

große Insel sich vorschiebende Kap Vaticano in einem umfassenden Seebilde trägt, findet allerdings nicht seinesgleichen. Eine erhöhte Wärme spricht auch fortan aus der Schilderung des Platen'schen Tagebuchs. Sie wird ausführlicher, breiter. Nur ein Satz noch in epigrammatischer Kürze. Seine Ueberfahrt nach Reggio. „Mit Sonnenuntergang segelte ich in einer eigenen Barke nach der Unterstadt des Ibykus!" Die Abendbeleuchtung, das tiefblaue Meer, das Aufschimmern Reggio's am jenseitigen Ufer, das in Lage und Stadtprofil noch stets etwas von der Linienschönheit des antiken Rhegions bewahrt —, das ist es, was die Prägnanz jener Worte der Vorstellung und Erinnerung nahe führt.

Von Reggio aus verläßt Platen plötzlich Kultur und Zivilisation, um an den phantastischen, „noch immer an die Formen der Urzeit erinnernden Felsen" der Scylla vorbei den Weg in das damals noch ein malerisches Räuberland darstellende Calabrien zu suchen. Alles ist neu für ihn hier an Eindrücken. Und wie er der erste deutsche Wanderer ist, der diese zu seiner Zeit — und im Grunde auch heute noch — so unbekannte Küstengegend Italiens durchstreift, erstaunt man, welche Sicherheit des Blickes er dem Landschaftsbilde entgegenbringt und mit welcher Unverdrossenheit er die Mühsal, ja oft Unmöglichkeit dieser gefahrvollen Reise überwindet. Nur wer seinen Körper von frühester Jugend an so an jede Strapaze gewöhnt und allem, was Lebensanspruch bedeutet, so grundsätzlich aus dem Wege gegangen war, vermochte diese Entbehrungen zu ertragen. Denn tagelang fehlt in dieser Unwirthsamkeit jede feste Nahrung. Früchte sind für den Hunger, ein wenig Schnee mit Wein gemischt für den Durst bestimmt, und die Nachtruhe endlich findet sich in Tavernen, welche „die ärgsten Räuberhöhlen, die man auf dem Theater abzubilden pflegt, übertreffen". Und doch ist der Reiz der immer neue Ueberraschungen darbietenden Gegend ein solch großer, daß der wandernde Dichter darüber alle Beschwerlichkeiten vergißt. Selbst die nicht immer liebsamen Begegnungen mit dem verwilderten und verkommenen Volke werden in dieser Stimmung nur als belebte Genreſcenen erfaßt.

So konnte ich, dicht am Strande hinfahrend und an bedeutsamen Punkten landend, den Dichter mit der Vorstellung auf seiner Straße begleiten. Denn meist leuchtet dieselbe in weißlicher Helle, bald an den Rand des Meeres tretend, bald höher hinauf am Felsenufer sich hinziehend, deutlich hervor. Ich genoß so, stets im Vordergrunde der Scene verweilend, was Platen als Aus- und Einblick gewonnen, und sah ihn selbst von dem alles überragenden Gebirgsgrunde hier, von der unermeßlichen Bläue des anspülenden Südmeeres dort wie die Figur im Bilde eingefaßt. Traumhafte Empfindungen, welche einen dabei bewegen, indem eine zauberische Gegenwart mit jeder Neuheit auf die Sinne wirkt und diese als Vergangenheit wieder mit dem Auge des so lange vor uns berichtenden Wanderers erfahren wird.

Die menschliche Lebensdauer.

Von Alfred Drobisch.

In unsrer beseelten Welt ist nichts dem Zufall überlassen. Jede Verrichtung, jede Erscheinung ist nicht zufällig, sondern beruht auf ganz bestimmten Gesetzen. Einem jeden Wesen ist der Kreis seiner Thätigkeit abgesteckt, jedes Wesen hat seine vorgeschriebene Bestimmung. Es gleicht dies der Thatsache, welche auch ihren Gegenstand, ihre Richtung und Dauer hat. Einem jeden Dinge ist ein Ziel gesetzt, bei dessen Erreichung das alte Sprichwort Anwendung findet: „Bis hieher und nicht weiter!" Ist dieses Ziel erreicht, so hört das Können auf, wenngleich auch das Wollen vielleicht noch weiter fortbesteht. Der Verlauf des Lebens in seinen verschiedenen Epochen, von der Entstehung bis zum Untergange, ist bei dem auf der tiefsten sowohl als auch bei dem auf der höchsten Stufe der Entwicklung stehenden Thiere, dem Menschen, genau vorgezeichnet. Der einzige Unterschied besteht insofern, als die Grenzen, innerhalb deren das Ziel erreicht wird, nach den Gattungen wechseln, wenngleich sie auch nicht immer eine strenge Genauigkeit beobachten. Naturgemäß ist man gehalten, diese Grenzen ziemlich ausgedehnt bei dem Menschen zu finden, je nach der Verschiedenheit der Rassen und Klimate, und den verschiedenartigen und ungleichen Bedingungen und Einflüssen, denen das Menschengeschlecht ausgesetzt ist. Unberechenbare Zufälle bedrohen uns unaufhörlich. Von allen Thieren der Schöpfung zählt der Mensch allein mehr Krankheiten als irgend ein anderes Thier, als überhaupt alle Wesen der Schöpfung zusammengenommen. Zu den Tausenden physischen Ursachen, die danach trachten, des Menschen Tage zu kürzen, kommen noch die moralischen, seine Leidenschaften, Laster und Arbeiten. Derart gibt es eine Unmasse von schädlichen Elementen, welche das Leben des Menschen bedrohen, eine Unmenge von unglücklichen Zufällen, welche der Mensch mit anderen Wesen theilt oder die seiner Natur eigen und die Feststellung der normalen Lebensdauer zu einem schwer zu lösenden Problem machen. Glücklicherweise sind wir bei dem Versuche einer solchen Lösung nicht nur einseitig unterstützt, sondern wir sind in der Lage, mit Hülfe der Physiologie, Geschichte und Statistik die gemachten Angaben auf ihre Zuverlässigkeit gegenseitig kontroliren zu können. Zu der Hoffnung, daß wahrhaft wissenschaftliche Ergebnisse die in verschiedenen Richtungen geführten Untersuchungen krönen werden, wird man berechtigt durch die merklichen Fortschritte, die das Studium der Grenzen des menschlichen Lebens seit dem Anfange dieses Jahrhunderts erfahren hat. Gleich anderen Forschungen kommt es bei dem Studium der menschlichen Lebensdauer nicht auf neue Entdeckungen an, sondern hauptsächlich darauf, die alten Begriffe zu klassifiziren und zusammenzufassen.

In Bezug auf das Lebensalter der Thiere ist unsre Kenntniß noch immerhin mangelhaft. Bei den Bäumen läßt sich das Alter nach den sogenannten Jahresringen berechnen, jedoch für das Alter der Thiere fehlt es uns an ähnlichen Merkmalen. Das verhältnißmäßig Wenige, welches wir demnach über das Alter der Thiere wissen, müssen wir aus den unmittelbaren Beobachtungen schöpfen, welche wir uns jedoch, durch die Langsamkeit und Spärlichkeit, mit der solche zu erlangen sind, gezwungen sehen, zu vervielfältigen, um zuverlässige Resultate zu erzielen.

Die auf niederer Stufe stehenden Gattungen von Thieren besitzen überhaupt nur ein kurzes Leben. Sie werden höchstens einige Jahre alt. Bei den Fischen gibt es jedoch Arten, die sehr langsam wachsen und es zu einer bedeutenden Größe und zu einem hohen Alter bringen. So wurden z. B. in den Fischbehältern der Cäsaren Muränen bis zu einem Alter von 60 Jahren gefüttert. Karpfen, welche man gefangen hat, müssen, nach dem Gewicht, welches sie in 10 Jahren erreichen, über 100 Jahre alt gewesen sein. Angeblich soll des weiteren im Jahre 1497 in den Teichen des Schlosses Lauteren ein Hecht von 350 Pfund gefangen worden sein, welcher laut der Inschrift eines an seinen Kiemen befestigten Ringes 267 Jahre früher auf Befehl des Kaisers Friedrich II. eingelassen wurde. Von Schildkröten wird erzählt, daß dieselben länger als ein Jahrhundert, nachdem sie eingefangen worden seien, gelebt haben. Zu den Thieren, die sich eines langen Lebens erfreuen, wird alsdann auch das Krokodil gezählt. Etliche Vögel, u. a. der Adler, der Rabe, der Schwan, der

Papagei u. s. w., sollen es nach gewöhnlicher Annahme bis zu einem 100jährigen Alter bringen. In seiner Makrobiotik erwähnt Hufeland einen Falken, der vom Kap nach London geschickt wurde und der auf einem goldenen Halsband die eingegrabenen Worte trug: „An Se. Majestät Jakob, König von England, 1610.“ Er wurde 1792 eingefangen, besaß also demnach ein Mindestalter von 182 Jahren.

Bei allen diesen Annahmen darf man aber nicht vergessen, daß dies alles nur Annahmen sind. Eine feste Begründung haben wir hiefür nicht. Anders ist dies bei den Säugethieren, namentlich bei den zahmen. Wir wissen mit größerer Sicherheit das Alter des Pferdes auf 25, des Kamels auf 40, des Hirsches auf 35—40, des Ochsen auf 15—20, des Hundes auf 10—12, der Katze auf 9—10 Jahre anzugeben. Der Löwe lebt ungefähr 20 Jahre, der Hase und das Kaninchen 7—8, das Meerschweinchen 6—7 Jahre. Die Riesenthiere, wie Elefant, Rhinozeros, Nilpferd, Walroß u. dergl. erreichen ein bedeutend höheres Alter. Aus obigem ersieht man aber, daß der Mensch die seiner Organisation am meisten sich nähernden Thiere im Alter bedeutend überragt, „was,“ wie Haller sagt, „unsre fortwährenden Klagen über die Kürze der Zeit als unrecht verurtheilt“.

Da wir uns hier mit der Untersuchung des Lebensalters des Menschen beschäftigen wollen, müssen wir erst einen Irrthum beseitigen. Es ist der folgende: Die Lebensdauer des Menschen ist von Physiologen verschiedentlich bestimmt worden; die einen geben sie auf 70, andere auf 80—90, noch andere sogar auf 100 Jahre an. Uns scheint, als ob diese Abweichungen aus der Verwechslung des gewöhnlichen mit dem natürlichen und normalen Leben entspringen. Zur Erlangung eines rechten Bildes über das wahre Lebensalter gehört es, daß man die Lebensdauer von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet und unterscheidet, und zwar: Die durchschnittliche, die gemeine, die natürliche, die abnormale Dauer.

Das durchschnittliche Leben findet man, wenn man die wirklichen Lebensjahre einer großen Menge jeden Alters addirt, und diese Summe alsdann durch die Zahl dieser Menge dividirt. In diesem Durchschnitt sind alle das Leben gefährdenden Zufälle und Krankheiten enthalten und der Quotient gibt das Alter an, welches dem Neugeborenen vermuthungsweise beschieden ist.

Die gewöhnliche oder gemeine Lebensdauer bildet denjenigen Zeitraum, welcher von den Individuen, die den Gefahren der Jugend und des Mannesalters entgangen sind, zurückgelegt wird. Seinen Abschluß findet dieser Zeitraum mit dem Alter, welches gemeiniglich Alle erreichen, welche nicht schon vor dem eigentlichen Alter der Greise gestorben sind. Eigentlich bildet die gewöhnliche Lebensdauer das durchschnittliche Leben der Greise.

Unter der natürlichen oder normalen Lebensdauer versteht man das einem jeden lebenden Wesen von der Vorsehung bestimmte und beschiedene Alter. Es wird nur durch die Wirkung des Greisenthums unterbrochen und die Grenzen, die ihr von der Natur gezogen sind, sind ihr Gesetze. Da aber dasjenige Wesen, welches diese Grenzen erreicht, von allen störenden Ursachen verschont bleiben muß, so wird dieses Gesetz nur sehr spärlich zur Geltung gelangen; ja es kann sogar passiren, daß man diejenigen Fälle, wo dies doch geschieht, als Ausnahmen zu bezeichnen gewillt ist.

Die außerordentliche oder abnormale Lebensdauer wird gebildet von den Abweichungen von den Gesetzen, d. h. man bezeichnet als solche nur Lebensalter, welche über die gewöhnliche Lebensdauer hinausgehen, also Ausnahmen bilden. Dieselben sind der Gegensatz zu den durch frühzeitigen Tod erzielten Abweichungen.

Unter diesen vier Gesichtspunkten müßte die Dauer jedes Lebendigen Wesens bestimmt werden, und doch hat sich diese Untersuchung bisher nur auf den Menschen erstreckt. Dies ist mit Hülfe der Statistik und Geschichte geschehen. Die Statistik gibt uns die durchschnittliche und die Geschichte die abnormale Lebensdauer. Die normale oder natürliche Lebensdauer wird wieder bestimmt durch die Physiologie mit Hülfe der Statistik und Geschichte.

Betrachten wir zunächst, was uns die Kenntniß der Zahlen in Betreff der durchschnittlichen wie der gemeinen Lebensdauer lehrt. Die numerischen Ergebnisse, d. h. die Zahlen, wirken auf das Begriffsvermögen und den Verstand. „Die Ziffer ist der schlagendste Beweis“, pflegt man zu sagen. Dies ist auch so, vorausgesetzt, daß diese Ziffer den genauen Ausdruck der Thatsache bildet, die sie zusammenfaßt. Auf Grund der in Deutschland geführten Statistik lassen sich schon Schlüsse ziehen, welche nicht allzu weit von der Wahrheit abweichen dürften.

Welches sind nun die Gesetze der Sterblichkeit, unter dem numerischen Gesichtspunkte betrachtet?

Beständig ist das Leben in Gefahr, deren Größe nach den verschiedenen Lebensepochen wechselt. In den ersten Altersstufen ist die Sterblichkeit sehr beträchtlich. Nach Professor A. L. Hickmann[1]) starben 1895 in einem Alter von unter 1 Jahr in Deutschland 331‰, von 1—15 Jahren 186‰, von 15—60 Jahren 234‰ und über 60 Jahren 290‰.

Im 14. Jahrhundert war das Durchschnittsalter in Paris 17 Jahre, im 17. Jahrhundert 26, im 18. Jahrhundert 32, im Anfang des 19. Jahrhunderts aber 39⅝ Jahre, wie Villermés berechnet hat. In Deutschland ist jedoch das Durchschnittsalter seitdem wieder um ein ganz beträchtliches zurückgegangen, so daß man jetzt das des arbeitenden Menschen auf 28 Jahre angeben kann.

Ob der zwischen dem 14. bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts sich zeigende Fortschritt in der Lebensdauer bereits im Alterthum vorhanden war, können wir nicht mit Bestimmtheit behaupten. Daß sie vielfachen Schwankungen unterworfen war, ist wahrscheinlich, ebenso daß sie periodenweisen Aenderungen nach unten unterlegen. Da uns jedoch das Alterthum Beweise für diese Annahme versagt, bleibt dieselbe eine bloße Hypothese. Unsre Kenntniß der Lebensdauer im Alterthum besteht darin, daß wir wissen, daß gegen Anfang des 3. Jahrhunderts, unter Alexander Severus, Ulpian nach den von Servius Tullius bis Justinian, also während eines Zeitraums von 1000 Jahren, vorgenommenen Zählungen die durchschnittliche Lebensdauer der Römer auf 30 Jahre berechnete.

In dem durchschnittlichen Leben finden wir die Zeit enthalten, die ein Neugeborener voraussichtlich Aussicht hat, zu leben. Diese Chancen gelten jedoch nicht nur für den Neugeborenen allein, sondern man hat auch den Durchschnitt für jedes Alter berechnet. Hiebei ergeben sich natürlich nach Maßgabe der ungleichen Gefahren, denen unser Leben in den verschiedenen Epochen des Daseins unterworfen ist, und des Alters, welches wir schon zurückgelegt haben, bedeutende Unterschiede. Wie ich bereits oben erwähnte, betrug in Frankreich zu Anfang des 19. Jahrhunderts der Durchschnitt mit dem Eintritt in das Leben 39⅞ Jahre und erreichte seinen Höhepunkt mit dem 4. Jahre, wo er 49½ betrug.

Unsre Vorfahren glaubten, daß, die Kinderjahre abgerechnet, das Leben in gewissen Perioden größeren Gefahren unterworfen sei als in anderen. Sie schrieben diese Erscheinung gewissen Zahlenerscheinungen zu, indem sie unter

[1]) Prof. A. L. Hickmann: Geographisch-statistischer Taschenatlas des Deutschen Reichs. III. Theil.

anderem erklärten, die Jahreszahlen, die durch sieben theilbar oder ein Produkt sind aus sieben mit einer ungeraden Zahl, seien gefährlich. Dieses Theorema ist natürlicherweise durch die Statistik ebenso wenig bewiesen worden, wie dasjenige des neueren Physiologen Burdach, welcher die Behauptung aufstellte, daß die Sterblichkeit in den ungeraden Zahlen eine größere sei als in den geraden.

Infolge des Wechsels der Lebensbedingungen auf den verschiedenen Theilen der Erdoberfläche ist von vornherein zu erwarten, daß die Sterblichkeitsgesetze sich nach den Ländern modifiziren. Und diese Annahme hat sich auch wirklich bestätigt, wie aus den verschiedenen seit Anfang des 19. Jahrhunderts in den einzelnen Ländern angefertigten Sterblichkeitslisten hervorgeht. Vergleicht man diese letzteren, so findet man ziemlich auffallende Unterschiede in allen Lebensaltern, namentlich aber in denen von 60—90 Jahren.

Ueber die Völker Asiens, Afrika's, Australiens und zum Theil auch Amerika's fehlen uns naturgemäß genaue Nachrichten betreffs der Höhe der Lebensdauer. Daher läßt sich auch nichts sicheres feststellen in Bezug auf den Einfluß, den das Klima auf das menschliche Lebensalter ausübt. Jedoch scheint die gemäßigte und selbst die kalte Zone für die längere Lebensdauer von größerem Vortheile zu sein als die heiße, besonders die äquatoriale. Aristoteles allerdings war entgegengesetzter Ansicht; seiner Meinung waren natürlich auch Strabo und Plinius, welche des Meisters Worte wiederholten. Nach den Behauptungen der Alten haben sich die Aegypter eines sehr langen Lebens zu erfreuen gehabt, welche Ansicht der im 16. Jahrhundert lebende Naturforscher Prosper Alpini zum Theil bestätigte. Von dem Gelehrten Botta, dem Entdecker der Ruinen Ninivehs, wird uns versichert, daß die Bewohner des sogenannten glücklichen Arabiens ein hohes Alter erreichen. Aber alle diese Gewährsmänner geben keine Zahlen an, und wir wissen demnach nicht, was für eine Lebensdauer sie unter dem Begriffe „hohes Alter" verstehen. Infolgedessen könnten uns auch die Behauptungen derselben, die größere Sterblichkeit in der gemäßigten und kalten Zone betreffend, nicht als hinreichende Beweise gelten dafür, daß die heißen Gegenden ein Uebergewicht in Bezug auf Lebensdauer den kälteren Gegenden gegenüber bilden.

Jedenfalls ist so viel sicher, daß andere Ursachen als nur allein das Klima dazu beitragen, ziemlich große Unterschiede in den Sterblichkeitsziffern zu ergeben, wie z. B. benachbarte Völker ein und desselben Volkes merkliche Unterschiede in der Lebensdauer darbieten. Diese ist vielmehr zu einem großen Theile abhängig von dem Grade der gesunden Luft, der Anhäufung der Bewohner in den Städten, der finanziellen Lage der Arbeiterklasse, von der Beschäftigsart, von den Lebensgewohnheiten, von dem Schulunterricht, von der sorgfältigen Pflege in der ersten Kindheit u. s. w. Dem Zusammenwirken aller dieser Elemente ist es zuzuschreiben, daß in den Provinzen eines Landes die Sterblichkeitsverhältnisse so verschieden sind.

Wie bereits gesagt, hängt die Lebensdauer zu einem großen Theile von der Luft ab, bezüglich von den Gewerben, welche die betreffenden Menschen betreiben. So starben z. B. nach Oesterlens Handbuch der medizinischen Statistik in sechs Jahren zu Frankfurt a. M. an Krankheiten der

	Athmungswege	Schwindsucht	Verdauungsorgane
von 1000 Schneidern . . .	123	428	28
„ 1000 Tischlern . . .	90	410	51
„ 1000 Bäckern . . .	70	233	70
„ 1000 Bierbrauern . .	53	263	79
„ 1000 Gärtnern . . .	147	317	61
„ 1000 Maurern . . .	57	228	86
„ 1000 Personen überhaupt	103	277	49

Große Unterschiede in den Sterblichkeitsverhältnissen in den verschiedenen Altern bestehen natürlich auch zwischen arm und reich. So hat z. B. der französische Statistiker Benoiston auf Grund seiner Untersuchungen, die er auf alle Lebensalter erstreckte, folgende Uebersicht zusammengestellt:

Alter	Sterblichkeit der Reichen	Sterblichkeit der Armen
von 25—30 Jahren	—	2.22
„ 30—35 „	0.85	1.43
„ 35—40 „	1.25	1.85
„ 40—45 „	0.85	1.87
„ 45—50 „	1.59	2.39
„ 50—55 „	1.81	2.58
„ 55—60 „	2.68	4.60
„ 60—65 „	3.06	5.76
„ 65—70 „	4.31	9.25
„ 70—75 „	6.80	14.14
„ 75—80 „	8.09	14.59
„ 80—85 „	11.58	—
„ 85—90 „	16.29	—

Eine aus dem Jahre 1825 stammende und von dem Sozialstatistiker Caspar angestellte, in der „Statistik der Neuzeit" veröffentlichte Untersuchung gibt an, daß von 1000 zu gleicher Zeit geborenen Menschen noch leben

	Wohlhabende	Arme
nach 5 Jahren	943	655
„ 10 „	938	598
„ 20 „	866	566
„ 30 „	796	486
„ 40 „	695	396
„ 50 „	557	293
„ 60 „	396	172
„ 70 „	235	65
„ 80 „	57	9

Obiger Gewährsmann setzt hier noch hinzu: „Die durchschnittliche Lebensdauer stellt sich demnach bei den Reichen auf 50, bei den Armen auf 32 Jahre."

Im bisherigen haben wir die Bevölkerung nur in ihrer Gesammtheit, nicht aber nach dem Unterschiede des Geschlechts betrachtet. Die Lebensdauer weicht aber nun zum Vortheile des Weibes von der des Mannes ab. Diese Ungleichheit hat Buffon wohl erkannt; er sah eine ganz bestimmte Anzahl Frauen länger leben als die gleiche Zahl Männer. In Holland scheint Kewsboom 1738 zum erstenmale diese Abweichung festgestellt zu haben; in Frankreich fand sie 1760 Deparcieux; Warpentin einige Jahre später in Schweden, und die nachfolgenden Statistiker in Genf, Holland, Belgien und anderwärts stimmten hiemit überein.

Von Deparcieux wurde zuerst die Bemerkung gemacht, daß selbst die für die Frauen kritische Altersperiode von 45—50 Jahren eine minder tödliche ist als für die Männer, welche Behauptung auch von mehreren Statistikern bekräftigt worden ist.

Während das sogenannte „schwache" Geschlecht sich im allgemeinen lebenskräftiger als das männliche zeigt, so scheint doch das letztere dafür mehr für ein außerordentliches Alter organisirt zu sein; Frauen über 100 Jahre sind eine Seltenheit.

Da es angemessen ist, über die durch die Statistik erzielten Resultate die Aufzeichnungen und Beispiele der Geschichte zu stellen, will ich im folgenden solche behandeln. Diese aus dem Alterthum erzählten Beispiele langer Lebensdauer müssen allerdings mit einiger Behutsamkeit aufgenommen werden. Von Plinius, welchem man eine nicht zu strenge Kritik nachrühmt, werden die Angaben, das Alter verschiedener arkadischer Könige von über 300 Jahren betreffend, als Fabeln behandelt. Dieser Forscher rügt besonders die Uebertreibung, deren sich Xenophon schuldig machte, als er in seiner Seefahrtsbeschreibung einem tyrischen König das Alter von 600 und dessen Sohn gar ein solches von 800 Jahren zuschrieb. Die hohen Alterszahlen

sind, wie auch bereits der oben genannte Forscher angibt, hauptsächlich auf die verschiedenen Arten, die Zeit zu messen, zurückzuführen. Bestimmte Völker rechneten z. B. Sommer und Winter jedes für ein Jahr; andere Völker begnügten sich sogar mit der Bezeichnung eines Mondenumlaufs als Jahr. Dergestalt lassen sich auch die enormen Lebensalter der ersten Menschen erklären. Mehrere Bibelausleger haben beispielsweise erklärt, daß das Jahr vor Abraham drei, nach ihm acht und erst von Josephs Zeit ab zwölf Monate zählte. Daraus würde sich also ergeben, daß Adam 232 (930), Methusalem 242 (969) und Noah 237 (950) nach unsrer jetzigen Zeitrechnung gelebt haben würden.

Buffon erklärt jedoch diese Angaben auf eine wesentlich andere Weise, indem er behauptet, der menschliche Körper sei vor der großen Fluth, wo die Erde noch nicht im Vollbesitz ihrer jetzigen Festigkeit gewesen sei, langsam gewachsen und habe also auch länger leben können.

Nach Noah kommt keine so abnormale Lebensdauer wieder in der Bibel vor. Als die bemerkenswerthesten will ich hier anführen: Abraham starb 175, Isaak 150, Jakob 145, Ismaehl 137, Sarah 127, Moses 120, Joseph und Josuah 110 Jahre alt. Dergestalt nehmen diese Zahlen ab und nur ausnahmsweise führt das erste Buch der Makkabäer das Alter des Antiochus Epiphanes mit 149 Jahren an.

Auch im griechischen Alterthum erreichten einige ruhmvolle Männer hohes Alter. So lebte Epimenides von Kreta 153, der Sophist Georgias von Leontium 107, Demokritos 109, der Musiker Xenophilos 105, Isokrates und der Stoiker Zeno nahe an 100 Jahre. Von ungewöhnlich hohem Alter unter den Römern berichten uns Cicero und Plinius. Auch 100jährige Frauen fehlten nicht. Die Schauspielerin Lucinia betrat in ihrem 100. Jahre noch die Bühne; die Schauspielerin Galeria Coziola that dies in ihrem 104. Jahre, unter dem Konsulat des Pompejus und Sulpicius, 91 Jahre nach ihrem ersten Auftreten unter Marius und Carbo. Bei einer unter der Zensur Vespasians und seinem Sohne veranstalteten Volkszählung fanden sich zu Parma drei Bürger, die 120 und zwei, die 130 Jahre alt waren; bei Piacenza einer von 150, einer von 131, vier von 120, sechs von 110 Jahren. In der Zählungsliste der Gallia cispadana figurirten 54 Personen von 100, 14 von 110, zwei von 125, vier von 130, vier von 135, drei von 140 Jahren.

Mittelalter und Renaissancezeit besitzen ebenfalls Fälle abnormaler Lebensdauer. Zahlreiche Beispiele solcher wurden von Franz Bacon und dem Physiologen Haller gesammelt. Haller zählte mehr als 1000 100—110jährige, 60 110—120jährige, 29 120—130jährige, 15 130 bis 140jährige, sechs 140—150jährige. Der berühmte Naturforscher bemerkte, über diese Grenze hinaus beginne die Fabel. Bacon erzählt von acht Greisen, welche bei den Blumenspielen in der Grafschaft Hereford tanzten und deren Alter zusammen 800 Jahre betrug. In der von Ungenauigkeiten jedoch nicht freien „Galerie der Hundertjährigen" erzählt Charles Lejoncourt das Leben von 120 Personen, die über 120 Jahre gelebt haben. Von zwölf, deren Lebensalter ans Fabelhafte streift, starb der jüngste, Georg Wunder, im 160., die beiden ältesten, der Peter Czamau und der Bischof Kentigern, im 185. Jahre.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei derartig langen Lebensdauern viele Uebertreibungen unterlaufen sind, doch ist durch glaubhafte Zeugnisse nachgewiesen, daß es Menschen gegeben hat, welche ausnahmsweise Alter von 150 Jahren erreicht haben. Der arme Bauer Thomas Parr aus der Parochie Alderbury in der Grafschaft Salop, geboren 1483, kam 1635 in einem Alter von 152 Jahren und einigen Monaten, nachdem er zehn Könige hatte den Thron besteigen sehen, auf den Wunsch Karls I. ihn zu sehen, an den Hof, aß mehr als gewöhnlich und starb kurz darauf an überfülltem Magen. Der berühmte Entdecker des Blutumlaufs, Harvey, ließ die Leiche öffnen und fand die Eingeweide in einem vollkommen gesunden Zustand, die Brustknorpel nicht verknöchert. Nach seiner Aussage würde der Mann imstande gewesen sein, noch einige Jahre zu leben.

England liefert ebenfalls ein Beispiel außerordentlicher Langlebigkeit. Henry Jenkins war 1501 in Bolton, Grafschaft York, geboren. Bis zu seiner Todesstunde beschäftigte er sich mit Fischfang, und in seinem 100. Jahre konnte er noch schwimmen. Er starb 1670. Der Ungar Rowin oder Rowir starb 1750 in einem angeblichen Alter von 172 Jahren. Sarah Dessen, seine Frau, soll kurz vor ihm in einem Alter von 164 Jahren gestorben sein und sein ältester Sohn 115 Jahre erreicht haben. Diese langlebige Familie erinnert an die Familie Abraham. Der Norweger Joseph Surrington starb 1790, 160 Jahre alt. Gewissermaßen um das Staunen zu mehren, wird von ihm noch berichtet, er habe einen ältesten Sohn von 103 und einen jüngsten von 9 Jahren hinterlassen.

Frankreich besitzt Hundertjährige im Ueberfluß. Fontenelle, der gefehrte und geistvollste Geschichtschreiber der Akademie der Wissenschaften, war 1657 geboren und 1757 gestorben. Am 23. Oktober 1789 wurde ein 120jähriger Greis aus dem Jura-Departement in die Nationalversammlung eingeführt, welcher ihr im Namen seiner Mitbürger dafür dankte, „daß sie sein Vaterland von den Banden der Knechtschaft befreit habe".

Bei den zahlreichen Fällen von 100jähriger Lebensdauer ist diese als die natürliche Grenze anzunehmen, zumal die physiologische Betrachtung, auf welche ich im nächsten Abschnitt eingehen werde, zu demselben Schluß kommt. Aus den bisher angeführten Beispielen ist zu entnehmen, daß der Mensch in vereinzelten Fällen ausnahmsweise ein Alter von 150 Jahren zu erreichen imstande ist.

Aristoteles war der Erste, welcher bei den Thieren ein gerades Verhältniß zwischen der Dauer des Wachsthums, der Trächtigkeit und des Lebens überhaupt wahrnahm. Wie in vielen anderen, so hat sich auch in diesem Punkt die Ansicht des großen Philosophen bestätigt. Hierauf war nun Buffon eine Theorie zu gründen bestrebt. Er unterscheidet mit Recht ein zweifaches Wachsthum; zuerst in die Höhe und dann in die Dicke. Die Dauer dieser beiden Wachsthumsperioden muß als der eine Faktor in der Dauer des ganzen menschlichen Lebens enthalten sein. An einer Stelle sagt Buffon nun: „Der Mensch, der 30 Jahre wächst, lebt 90—100 Jahre; der Hund, der nur 2—3 Jahre zu seinem Wachsthum braucht, lebt daher auch nur 10—12 Jahre." An einer anderen Stelle heißt es: „Der Mensch, der 14 Jahre wächst, kann sechs- oder siebenmal so lange leben; da nun der Hirsch 5 oder 6 Jahre zu seinem Wachsthum braucht, so lebt er ebenfalls 7×6 oder 7×5 Jahre." Dort spricht Buffon offenbar von dem Wachsthum in die Dicke, hier von dem Wachsthum in die Höhe, ohne sich näher darüber auszulassen. Auch sind, da er noch kein sicheres, den verschiedenen Gattungen eigenes Merkmal finden konnte, seine Bestimmungen der beiden Perioden willkürlich. Solange dieses ihm fehlende Merkmal jedoch nicht gefunden war, war es unmöglich, die Zeit des Wachsthums und das Verhältniß desselben zur Lebensdauer festzustellen.

Dieses Merkmal gefunden zu haben, ist das Verdienst des ausgezeichneten Physiologen Flourens; es ist dieses: Solange die Knochen mit ihren Ansätzen nicht verbunden sind, wächst das Thier; sobald sie mit denselben verbunden sind, hört es auf zu wachsen. Dadurch ist die Zeitdauer des Wachsthums fixirt. Das Verhältniß desselben zur

Lebensdauer stellt sich hienach auf etwa 1 : 5. Diese Verbindung der Knochen mit ihren Ansätzen tritt beim Kamel mit 8, beim Pferd mit 5, [illegible] Ochsen und Löwen mit 4, beim Hund mit 2, bei der Katze mit 1½ Jahren ein. Das Kamel lebt 40, das Pferd 25, der Ochs und Löwe 15—20, der Hund 10—12, die Katze 9—10 Jahre. Bei dem Menschen tritt diese Erscheinung ungefähr mit dem 20. Jahre ein, somit würde sich sein normales Leben auf 100 Jahre stellen, welche Zahl auch durch die weiter vorn angeführten statistischen und geschichtlichen Daten bestätigt wird. Hienach ergibt sich, daß man, um das Alter eines Thieres zu finden, nur nöthig hat, die Zeit des Wachsthums desselben mit 5 zu multipliziren.

Wir gelangen nun zu der Frage, ob jenes Verhältniß von Wachsthum zu Lebensdauer wie 1 : 5 auch auf alle Thiere anwendbar ist. Aus der Zahl der konstatirten Thatsachen läßt sich die Allgemeinheit des Gesetzes nicht bekräftigen. Als sicher ist aber jedenfalls anzunehmen, daß es bei den niederen Thieren nur unvollkommen oder gar keine Anwendung finden kann. So ist zum Beispiel bei den Insekten die Zeit zwischen dem Auskriechen aus dem Ei und ihrer letzten Verwandlung, welcher Zeitraum doch in gewissen Theilen der Wachsthumsperiode der Säugethiere gleichkommt, wesentlich länger als ihre übrige Lebensdauer. Nach ihrer vollkommenen Entwicklung, über welche oft Jahre hinweggegangen sind, leben die Insekten meistens nur wenige Tage, oft nur Stunden. Bei einer großen Menge von wirbellosen Thieren ist das Leben nach der Entwicklung nur von kurzer Dauer. Dasselbe ist der Fall bei vielen niederen Wirbelthieren. Von zahlreichen Fischarten weiß man, daß sie beständig wachsen und daß vielleicht nur im höchsten Alter hierin ein Stillstand eintritt.

Daraus ist zu ersehen, daß sich das Verhältniß der Dauer des Wachsthums zu der des Lebens nach der Klasse des betreffenden Wesens richtet und daß die letztere desto länger im Vergleich zur ersteren wird, einer je höheren Organisation das Thier angehört. Milne Edwards hat nachgewiesen, daß diese Naturerscheinung hin und wieder wohl Abweichungen unterliegt, im ganzen aber in der Gesammtheit des Thierreichs herrschend ist. Jedoch beschränkt sich diese Tendenz nicht allein auf die Klassen, sondern auch auf die Ordnungen der Klassen. Wie ich oben angab, gilt das Verhältniß des Wachsthums zur Lebensdauer 1 : 5 für Löwe, Hund und Katze aus der Ordnung der Fleischfresser, für das Pferd, den Vertreter der Einhufer, für Kamel und Ochse aus der Ordnung der Wiederkäuer. Allein aus der Ordnung der Nager zeigen uns zwei Familien eine merkliche Abweichung von diesem Verhältniß. Nach den Beobachtungen Flourens verbinden sich die Ansätze beim Kaninchen mit dem ersten Jahre, beim Meerschweinchen bereits mit 7 Monaten. Nach obigem Gesetz würde also das normale Leben des Kaninchens 5, das des Meerschweinchens etwa 3 Jahre dauern, und doch ist es erwiesen, daß diese Thiere Alter von 8 und 6—7 Jahren erreichen. Hier wäre also das Verhältniß des Wachsthums zur Lebensdauer 1 : 8 und 1 : 10.

Es entsteht nun hieraus die Frage: „Welches Verhältniß ist für das Menschengeschlecht anzunehmen, das kleinere der Fleischfresser und Wiederkäuer oder das größere der Nager?“ Da der Mensch der vollkommenste Organismus ist, müßte nach Maßgabe der Analogie letzteres angenommen werden. Huseland bestimmte die Zeit des Wachsthums für den Menschen auf 25 Jahre und das Verhältniß desselben zur Lebensdauer = 1 : 8, folglich würde nach ihm die Ziffer der normalen Lebensdauer 200 sein. Diesem Resultat widersprechen aber sowohl Geschichte als auch Statistik; doch ist dieser Widerspruch zu erklären. Bei einer Vergleichung des Menschen mit dem Thier darf man nicht außer acht lassen, daß die intellektuell-moralische Thätigkeit in ihm das Getriebe der organischen Maschine unaufhörlich abnützt und schwächt. Die Bedingung seiner Macht und Größe würde sein Leben im Verhältniß noch mehr verkürzen, wenn jener Nachtheil nicht durch die Vorzüglichkeit seines Organismus ausgeglichen würde. Und so dürfte wohl das bereits angeführte Verhältniß 1 : 5 als das richtige anzunehmen sein.

Zu demselben Schluß kommen auch die physiologischen Studien der Altersstufen. Das Wachsthum in die Höhe ist mit dem 20. Jahre beendigt. Mit dem 40. Jahre ist dies mit dem in die Breite der Fall. Darüber hinaus kann der Körper zwar an Umfang zunehmen, aber dies ist, nach Buffon, keine weitere Entwicklung aller Organe, sondern nur eine Fettansammlung, welche den Körper mit einer unnützen Last beschwert. Nach dieser zweifachen Entwicklung, in die Länge und in die Breite, geht in der Tiefe unsres Organismus eine innere Arbeit vor, die Erkräftigung. Sie gibt dem Körper eine größere Vollkommenheit und macht alle Theile fester, vollständiger und zugleich die Funktionen sicherer. Diese letzte Arbeit fällt zwischen das 40. und 55. Jahr und erstreckt sich nach Flourens sogar bis in das 65. und 70. Jahr. Hier läßt er das erste, das kräftige Greisenalter beginnen, da er das hohe Alter erst in das 85. Jahr verlegt.

In seinem 70. Lebensjahr redete Buffon zwar die Jünglinge an: „Habe ich nicht den Genuß dieses Tages ebenso gegenwärtig, in eben solcher Fülle wie ihr?“ Und er nannte das Greisenalter ein aus unsrer Art zu rechnen entsprungenes Vorurtheil. Jedoch ist damit, daß einige bevorrechtete Menschen sich in ihrem 70. Lebensjahr noch jung fühlen, noch nicht gesagt, daß hiedurch dieses zur Regel zu machen sei. Vielmehr verkünden in diesem Alter gewisse Anzeichen den Anfang des Verblühens. Das Gesicht wird schwach, das Gedächtniß stumpf, das Gehirn verhärtet gewissermaßen. Es tritt dann auch die Abnahme der Kräfte in Vorrath ein zum Gegensatz von den Kräften in Thätigkeit. Dies spricht sich schon mit dem Fortschritt der Jahre aus, nach dem 60. Jahre aber wird es merklich.

Cicero sagte: „Wie kurz auch das Leben sei, es ist stets lang genug gewesen, wenn es gut und edel gewesen ist.“ Trotzdem es das Wort eines Weisen, leuchtet es doch den Greisen im allgemeinen nicht ein. Sie wollen gut, aber auch lange leben, und würden sich wohl, selbst unter der Last ihrer Schmerzen keuchend, mit dem Holzträger in der Fabel, anders besinnen, wenn der Tod auf ihren Ruf erschiene. Der alte Goethe rief: „Liebliches Leben, süße und theure Gewohnheit, zu sein und zu wirken, ich soll dir also entsagen müssen?“

Da dieses Gefühl nun unsrer Natur eingepflanzt ist, so hat man auch immer Mittel gesucht, den Lauf des Lebens zu verlängern oder das Leben zu erhalten. Die ersten Versuche hiezu finden wir im Anfang der Arzneikunde, da dieselbe sich ja mit der Heilung der Krankheiten beschäftigt und demzufolge für Erhaltung des Lebens eintritt. Schon bei den Griechen war das Hauptziel die Sorge für das Leben, welche sie mittelst der Gymnastik bethätigten. Die Gerokomie oder Pflege des Alters zählt ihre Adepten im ganzen Alterthum. Mit gleicher Leidenschaftlichkeit wurden von dem habsüchtigen Mittelalter die Verwandlung der Metalle und die Bereitung einer Lebensessenz betrieben. Unter einem langen Leben verstanden die Alchymisten ein solches von einer Dauer von 900—1000 Jahren oder doch mindestens 600 Jahren. Selbst die neuesten Zeiten hatten ihre Elixire und ihre geheimnißvollen Rezepte, welche das Leben verlängern sollten; ja sogar das gegenwärtige Jahrhundert steht in seinen Trachten nach möglichster Ver-

längerung der menschlichen Existenz seinen Vorgängern nur um weniges nach, nur daß sich diese Kunst nach Maßgabe der fortgeschrittenen Wissenschaft mehr auf rein hygienische Mittel beschränkt.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Wo sind in Afrika noch Abgrenzungen zu vollziehen?** Diese Frage wird in der letzten Nummer des „Gladus" folgendermaßen beantwortet: Abgesehen von der Libyschen Wüste, die infolge ihrer gänzlichen Unbewohnbarkeit wohl kaum von einer europäischen Macht in Besitz genommen wird, stehen in Afrika nur Abessynien und Marokko allein noch nicht unter dem Einfluß einer europäischen Macht. Sollten diese Staaten ihre Unabhängigkeit behalten, so müßten Grenzfragen zwischen ihnen und den benachbarten Mächten verhandelt werden. Auch die inneren Grenzen vom französischen Somali-Land sind noch nicht bestimmt, die genaue Grenze zwischen Erythräa und Abessynien ist noch nicht gezogen, ebensowenig wie die zwischen Abessynien und englisch-ägyptischem Territorium. Von anderen noch nicht geordneten Grenzen sind die hauptsächlichsten: die englisch-portugiesische Grenze am oberen Sambesi; die englisch-deutsche Grenze hinter der Goldküste (Salaga); die Grenze zwischen congostaatlichem und deutschem Gebiet nördlich vom Tanganika; die genauen Grenzen zwischen französischem und italienischem Gebiet am Rothen Meer und endlich die inneren Grenzgebiete der spanischen Sahara.

* **Die erste ungarische Staatssternwarte.** Während in Oesterreich zur Pflege der Astronomie fünf Staats- und drei Privatsternwarten dienen, bestanden in Ungarn bisher nur drei von Privaten gegründete und erhaltene Institute. Es sind dies die Sternwarte der Jesuiten in Kalocsa, die Sternwarte des Hrn. v. Gothard bei Strinamanger und die Sternwarte des Ministerialraths Dr. v. Konkoly in O'-Gyalla zwischen Komorn und Neuhäusel. Da es wiederholt vorgekommen ist, daß Privatsternwarten nach dem Ableben der Begründer ihre Thätigkeit einstellten, wenn nicht die Letzteren rechtzeitig und ausreichend für die Zukunft des Instituts gesorgt hatten, so entschloß sich Hr. Dr. Konkoly, der auch Direktor der ungarischen meteorologischen Reichsanstalt in Budapest ist, die auf seiner Besitzung in O'-Gyalla befindliche Sternwarte dem ungarischen Staate zu übergeben. Nachdem der Kaiser die Annahme dieser Schenkung genehmigt hatte, erfolgte am 20. Mai die offizielle Uebergabe an den ungarischen Staat. Hr. Konkoly hat noch ein Weiteres gethan und dem Staat ein Grundstück in der Nähe der Sternworte überlassen, auf dem ein meteorologisches und erdmagnetisches Zentralobservatorium, unbeschadet der Reichsanstalt in Budapest, errichtet werden soll. Hr. Konkoly hat sich nur Eines vorbehalten, nämlich das Verfügungsrecht in der Sternwarte während seiner Lebenszeit. Das Personal der Sternwarte wird aus einem Direktor, einem Vizedirektor, zwei Adjunkten und mehreren Assistenten bestehen. Die Sternwarte aber wird stets den Namen „Konkoly-Stiftung" führen und in O'-Gyalla verbleiben.

G. **Ein amerikanischer Paris-Preis.** Wie es längst einen prix de Rome in Frankreich gibt, so wird es künftig in den Vereinigten Staaten einen prize of Paris geben. Während Frankreich seine hervorragenden jungen Maler, Bildhauer, Architekten und Musiker zur weiteren Ausbildung nach Rom schickt, werden die Amerikaner die ihrigen auf einige Jahre nach Paris schicken. Indeß können sich nicht bloß Künstler, sondern auch Schriftsteller um diesen Paris-Preis bewerben, eine Neuerung, die bisher in Frankreich vergeblich angestrebt worden ist. Diese ganze Kolonie geistiger Elite soll unter den Schutz der Académie des sciences morales et politiques gestellt werden.

* **Jena.** Der ordentliche Professor der Physiologie Biedermann erhielt einen Ruf an die Universität Würzburg.

* **Leipzig.** Die Leipziger Finkenschaft, die Gesammtheit der nichtinkorporirten Studenten, veranstaltet am Dienstag, dem 20. Juni, ein Goethe-Fest zur Vorfeier des 150. Geburtstages Goethe's und zum Besten des Goethe-Denkmals in Leipzig. Das Fest ist in großem Stil angelegt und hervorragende deutsche Künstler haben ihre Mitwirkung zugesagt. Die Leitung liegt in den Händen Fritz Steinbachs, des meiningischen Generalmusikdirektors. Die Ansprache zum Gedächtniß Gothe's hält der kürzlich von Marburg hieher berufene Dr. Albert Köster.

* **Aus der Schweiz.** Für Ausländer, die sich in der französischen Sprache vervollkommnen wollen, werden, wie wir der „Frkf. Ztg." entnehmen, auch in diesem Sommer Ferienkurse abgehalten, und zwar an der Universität Lausanne ein sechswöchiger Kurs vom 18. Juli bis 20. August mit 16 Unterrichtsstunden pro Woche. Das Honorar beträgt hiefür 30 Fr. An der Akademie Neuenburg wurden zwei Kurse mit je zehn Unterrichtsstunden pro Woche abgehalten, und zwar der eine vom 10. Juli bis 5. August, der zweite vom 7. August bis 2. September. Das Honorar beträgt jedesmal 25 Fr.

KC. **London,** 8. Juni. Gestern Abend hielt die Royal Institution eine große Sitzung, welcher ihre hervorragendsten Mitglieder und eine Anzahl der vornehmsten Vertreter der englischen wissenschaftlichen Welt beiwohnten, zur Feier des 100jährigen Geburtstages der Institution. Professor Dewar hielt die Erinnerungsrede und benutzte dieselbe zur Mittheilung einer neuen Erfindung. Er leitete seine Ansprache mit einem Hinweis auf Sir Humphry Davy's bekannten Spruch ein: „Zum Glück für die thätige und fortschrittliche Natur des Menschengeistes ist selbst experimentales Forschen nur eine Methode, der Wahrheit näher zu kommen", und dann kündigte er in einfachen Worten an, er habe das Vergnügen, den Anwesenden „ein neues Forschungsmittel, nämlich flüssiges Hydrogen, vorzuführen". Die überaschte Versammlung brach in lauten Beifall aus, aber der Professor ersuchte freundlich und streng zugleich um Ruhe. Die Experimente, welche er der Gesellschaft vorführen wolle, seien sehr delikater und schwieriger Natur und forderten absolute Stille. Die Versammlung bemühte sich eine Zeitlang fast vergeblich, diesem Wunsche nachzukommen, so groß war die Exregung unter den Anwesenden, und von Augenblick zu Augenblick brach der Enthusiasmus sich wiederum Bahn, aber jedesmal ersuchte Mr. Dewar in ebendemselben Tonr um „vollständige Ruhe". Flüssiges Hydrogen, erklärte er, sei eine kostbare und sehr kostspielige Flüssigkeit, außerordentlich flüchtig, sei deßhalb mit großer Sorgfalt in ihrem Zustand zu erhalten und müsse immer von einem anderen etwas umschlossen werden, das die Radiation desselben ausschlöße. Er wolle es deßhalb in seinen Experimenten mit flüssiger Luft umgeben. Er projektirte darauf auf eine Leinwand eine Retorte mit flüssigem Hydrogen, welches von dir Form von Schnee annehmender solidifizirter Luft umgeben war. In einem folgenden Experiment ließ er in gleicher Weise ein Stück Kork auf den Boden des flüssigen Hydrogens hinabsinken. Dann folgte der Beweis, daß die neu entdeckte Flüssigkeit nicht magnetisch ist. Die Temperatur des wunderbaren Stoffes beträgt 225° C. unter Null. Ein weiteres Experiment demonstrirte, wie durch das flüssige Hydrogen ein so vollständiges Vakuum geschossen wird, daß Quecksilber aufwärts destillirt. Prof. Dewar erklärte zum Schluß, er halte die Flüssigmachung von Hydrogen für einen nicht nur theoretischen, sondern auch praktischen Triumph der Wissenschaft. — Es erhoben sich dann nacheinander verschiedene Redner, wie Lord Kelvin und Sir George Stokes, welche den Entdecker und seine Erfindung in fast überschwenglichen Worten feierten. Prof. Dewar lehnte das in schlichter Weise ab und bemerkte dabei, wenn überhaupt von einem Verdienst die Rede sein könne, so wünsche er dasselbe mit Mr. Robert Lennox zu theilen, welcher ihm in bewundernswerther Weise assistirt habe. Auch dem Herzog von Northumberland, der Guldschmiedegesellschaft, Dr. Mond und Sir Andrew Noble gebühre ein Verdienst dabei, denn sie hätten die sehr bedeutenden mit den Experimenten verbundenen Kosten übernommen.

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt der Weingroßhandlung **J. Thoman, Berlin, Leipzigerstraße 119/120,** beigelegt.

Jahrgang 1899. München, Dienstag, 13. Juni. Nummer 133.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Deutsche Studenten in Bologna (1289—1562). Von Adolf Stölzel. — Platens letzte Wanderfahrt in Italien. II. Von Ludwig v. Scheffler. — Mittheilungen und Nachrichten.

Deutsche Studenten in Bologna (1289—1562).[1])

Von Adolf Stölzel.

Es sind über zwanzig Jahre bereits verflossen, seit in Deutschland bekannt wurde, daß ein junger italienischer Gelehrter, der jetzt dem Staatsarchiv zu Bologna vorsteht, Professor Malagola, gelegentlich der zur Kopernikus-Feier veranstalteten Nachforschungen im dortigen Archiv des Grafen Malvezzi dei Medici die „Akten der deutschen Landsmannschaft der Bologneser Universität" auffand. Im Verein mit Malagola sind diese Akten bis zum Jahre 1562 von Ernst Friedländer, Geh. Archivrath zu Berlin, vor zwölf Jahren in einem starken Quartbande veröffentlicht worden. Der Band enthält, wie wir es in heutiger Sprache ausdrücken würden, die Matrikel von Bologna, soweit sie diejenigen Studenten betrifft, die man im Mittelalter der deutschen Landsmannschaft beizählte. Die Veröffentlichung ermöglichte sich nur dadurch, daß auf eine im preußischen Justizministerium ausgearbeitete Denkschrift hin Fürst Bismarck sich im Frühjahr 1881 bereit finden ließ, die Uebernahme der Kosten der Publikation auf den kaiserlichen Dispositionsfonds zu befürworten; er fand ein geneigtes Ohr; Kaiser Wilhelm stellte eine namhafte Summe zur Verfügung. Vier Jahre beanspruchte die Publikation. Malagola besorgte in Bologna eine Abschrift der Akten, Friedländer besorgte in Berlin unter Heranziehung des vom Grafen Malvezzi dorthin mit großer Liberalität übersandten Originals den Druck und die Register. Zu diesem Werke bildet der gegenwärtig erschienene, von Prof. Dr. Knod in Straßburg verfaßte „Biographische Index" einen Ergänzungsband. Knod hat es darin unternommen, was ihm an biographischen Nachrichten über die etwa 4400 in den Akten eingetragenen deutschen Studenten zugänglich war, bei den einzelnen alphabetisch geordneten Namen zusammenzutragen. Diese Arbeit währte bis zum Beginn des Druckes zehn volle Jahre.

Die Akten und der Index zusammen bieten uns also ein Werk 15jährigen stillen Gelehrtenfleißes, dessen Ziel es war, zur Aufhellung einer Periode geistigen Ringens und geistigen Strebens beizutragen, die von größtem Einfluß für die Entwicklungsgeschichte unsrer deutschen Kultur ist. Wer freilich glauben sollte, diese Entwicklungsgeschichte vor sich zu haben, wenn er die Akten oder den Index aufschlägt und durchblättert, würde sich sehr getäuscht sehen. Die Akten enthalten (außer je 15 Seiten Universitätsstatuten und Universitätsprivilegien) nichts als ein Namensverzeichniß der in den verschiedenen Jahren Immatrikulirten mit einer kurzen historischen Vorbemerkung zu jedem einzelnen Jahre. Und der Index enthält zu denjenigen Namen, betreffs deren überhaupt irgendwelche Nachricht zu beschaffen war, das Citat oder die Citate, wo solche Nachricht zu finden ist, in sehr dankenswerther Weise meist mit kurzer Inhaltsangabe der Nachricht. Ein Lesebuch ist also weder das Eine noch das Andere. Aber in den letzten Jahrzehnten ist der wissenschaftliche Werth der alten Universitätsmatrikeln mehr und mehr zur Anerkennung gekommen. Vor einem Vierteljahrhundert war kaum eine oder die andere dieser Matrikeln veröffentlicht und kaum eines oder das andere Exemplar der schwer zugänglichen Handschriften je benutzt worden. Heute liegen wohl ein Dutzend der Matrikeln von Hauptuniversitäten gedruckt vor und der Druck noch anderer gleicher Matrikeln ist im Werke. Je vollständiger die Sammlung wird, desto erfolgreicher läßt sich der Geisteszug überschauen, der namentlich von Italien her im Mittelalter Deutschland unter seine Fittiche nahm und dann hier seine Stätte fand. Bei der Bedeutung, die innerhalb dieses Geisteszuges den sogenannten „fremden Rechten", dem römischen und dem kanonischen Rechte, den Herrschern auf dem damaligen Gebiete der Gelehrsamkeit, zukam, ist es namentlich die Rechtswissenschaft und deren Geschichte, welche den Hauptnutzen von der Publikation jener Matrikeln ziehen kann. Schon jetzt läßt sich nachweisen, daß nicht etwa bloß in den höchsten deutschen Reichsämtern, nämlich der Reichskanzlei, dem Reichshofrath und dem Reichskammergericht, wie längst bekannt, Männer saßen, die ihre Bildung in Italien geholt hatten, sondern auch, daß fast jedes einzelne deutsche Territorium ziemlich in der nämlichen Zeitperiode seinen in Bologna ausgebildeten Kanzler — dessen Stellung etwa die des heutigen Ministerpräsidenten war — besaß, daß dann aber daraus sich nicht etwa ein schaarenweises Wandern deutscher Rechtsjünger nach Italien entwickelte, vielmehr bald die einheimischen Rechtsschulen gegründet wurden, um die in Italien gewonnene Wissenschaft bei uns heimisch und den Zug gen Italien überflüssig oder nach wie vor zum Privileg besonders Begünstigter zu machen.

Was in den Matrikeln sich bietet, sind naturgemäß nur minutiöse Bausteine. Es bedarf mühevollster Mosaikarbeit, um daraus mit Zuhülfenahme anderwärts sich findender ebenso minutiöser Bausteine ein Bild herzustellen. Aber welches Licht eine oder die andere Notiz, sei es in unserm Index, sei es in einer unsrer Matrikeln, über zweifelhafte Punkte zu verbreiten vermag, davon zwei Beispiele.

Der Hauptakt für die äußere Geschichte der Rezeption des römischen Rechts in Preußen war, daß Kurfürst Joachim I. sich für seine Mark ein zum Theil mit gelehrten Beisitzern besetztes Gericht nach dem Muster des Reichskammergerichts schuf, das noch heute in Berlin bestehende Kammergericht. Zu dem Zwecke wurde 1516 eine Kammergerichtsordnung entworfen. Gewiß bietet es Interesse, deren Verfasser kennen zu lernen. Es kann kein Zweifel sein,

[1]) Deutsche Studenten in Bologna. Biographischer Index zu den Acta nationis Germanicae Universitatis Bononiensis. Im Auftrage der kgl. preuß. Akademie der Wissenschaften bearbeitet von Gustav C. Knod. R. v. Deckers Verlag, G. Schenck, kgl. Hofbuchhändler, 1899.

daß er unter einem der Rechtsgelehrten aus der nächsten Umgebung des Kurfürsten gesucht werden muß. Damit werden wir auf die Frage geführt, wer von ihnen in Bologna ausgebildet ist. Das trifft bei vier doctores bononienses zu, die mit Joachim in Verbindung standen; ihre Namen lehrt uns die Matrikel und ihre Biographie in erfreulicher Vollständigkeit der Index Knods kennen. Die Vier sind, nach ihrem Alter geordnet: 1. Dietrich von Bülow, Sohn eines im Mecklenburgischen und Lauenburgischen begüterten Ritters, bis 1484 in Rostock, Erfurt und Bologna ausgebildet, seit 1488 kurfürstlich brandenburgischer Rath, seit 1491 Bischof von Lebus in der Mark Brandenburg, seit 1506 Kanzler der neugegründeten Universität Frankfurt a. O., gestorben 1523 zu Fürstenwalde in der Mark, 63 Jahre alt; 2. Sebastian Stublinger aus Kulmbach, seit 1496 in Bologna, seit 1502 Rath, seit 1509 Kanzler in Berlin, bis 1529 in diesem Amte, aber seit 1515 „mit Krankheit beladen"; 3. Wolfgang Ketwich, Sohn eines Leipziger Bürgers, in Leipzig 1497, in Bologna 1500 immatrikulirt und 1506 zum Universitätsrektor gewählt, dann Syndikus in Breslau, seit 1511 Mitglied der Juristenfakultät in Leipzig, seit 1515, also seit der Erkrankung des Kanzlers Stublinger „wesentlicher" (d. h. am Hofe anwesender) „Hofrath auf Lebenszeit" in Berlin, wo er 1551 starb; 4. Valentin von Sunthausen, Sohn eines Hauptmanns zu Nordhausen, seit 1490 in Erfurt, seit 1499 in Bologna, 1505 dort zum Doktor promovirt, von 1507 bis 1514 Beisitzer des Reichskammergerichts in Regensburg, 1510 mit der Probstei zu Salzwedel in der Altmark Brandenburg beliehen und exspektivirt mit dem ersten zur Erledigung kommenden brandenburgischen Bisthum, auch zum kurfürstlichen Rath auf sieben Jahre angenommen, vier Monate später aber noch ein Jahr als Rath beim Reichskammergericht verstattet und dann auf die nächsten drei Jahre als wesentlicher Rath des Kurfürsten Joachim, außerdem aber auf Lebenszeit „zum kurfürstlichen Rath von Haus aus" (d. h. von seinem Wohnsitz aus) bestellt. Gleichzeitig erfahren wir aus unserm Index, daß Sunthausen bis 1514 beim Reichskammergericht war, im selben Jahre nach Frankfurt a. M. als Syndikus ging, dort das Bürgerrecht erwarb, sich 1516 mit der Wittwe des Mainzer Professors und Reichskammergerichts-Prokurators Johannes Riedesel verheirathete, von 1517 bis 1520 als Kanzler in Mainz diente und schließlich 30 Jahre in Wernigerode, seiner Heimath, der Muße lebte. Von einer Thätigkeit in Berlin ist ein Nachweis nicht beigebracht. Kurfürst Joachim wollte ihn für sich gewinnen; es scheint aber nicht gelungen zu sein.

Wenn nun der Ansicht, daß der Entwurf der Berliner Kammergerichtsordnung eine Arbeit Ketwichs unter des Kanzlers Stublinger Oberleitung gewesen sein werde, entgegengehalten worden ist, Sunthausen sei es „offenbar" gewesen, der den Entwurf herstellen sollte; ihn habe der Kurfürst vom Reichskammergericht 1512 bis 1514 an seinen Hof gezogen; man dürfe ihn darum als betheiligt am Entwurf betrachten, so erweist unser Index diese letztere Darstellung als irrig: Sunthausen war von 1512 bis 1514 in Regensburg, von 1514 bis 1517 war er in Frankfurt. Wie wäre es denkbar, daß dieser Mann die Berliner Kammergerichtsordnung von 1516 verfaßt hätte, während der Kurfürst bis 1515 an seinem Hof den rechtsgelehrten Kanzler Stublinger hatte und anläßlich der Erkrankung desselben im Frühjahr 1515 den Leipziger Rechtslehrer Ketwich nach Berlin zog? Was der Index beibringt, dient also der Annahme zur wesentlichen Stütze, daß Sunthausen nicht die Kammergerichtsordnung entworfen hat. Da auch Dietrich v. Bülow sie nicht verfaßt hat, weil sie ihm 1516 zur Begutachtung mitgetheilt wurde, und da Stublinger 1515 krank war, damals aber Gesetzentwürfe nicht Resultate jahrelanger Arbeiten zu sein pflegten, so ist nichts natürlicher, als daß Ketwich sich 1515 mit dieser Arbeit in Berlin einführte.

Unser zweites Beispiel entlehnen wir der Matrikel von Frankfurt a. d. O.

Zu den bekanntesten juristischen Kollegen Luthers in Wittenberg gehörte sein Beirath auf dem Wormser Reichstag Hieronymus Schürpff; anfangs verknüpfte beide Männer ein Freundschaftsband, später löste sich dasselbe. Nach Luthers Tod war Schürpff der einzige unter den dortigen Gelehrten, der den in der Schlacht bei Mühlberg gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich „mit einer Trostschrift oder Brieflein ersuchte" (erfreute). Der Krieg vertrieb dann den berühmten Juristen; er zog nach Frankfurt über. Seine Gutachten in Rechtsangelegenheiten genossen großes Ansehen in Deutschland; sie erschienen mehrfach im Druck, manches derselben ruht noch handschriftlich in den Archiven und gibt Auskunft über die Entwicklungsgeschichte unsrer neuern Rechtsprechung. Naturgemäß wurde Schürpff auch von Berlin aus in wichtigen Prozessen zurathe gezogen. Als ihn einmal im Jahre 1553 ein kurfürstlicher Beamter in einem wichtigen Prozesse um seine rechtliche Meinung befragte, sandte Schürpff die Akten „ungesprochen" zurück, „weil er sich nicht allein deß unterstehen wollen und Johann von Bremen noch nicht wiedergekommen" sei. Was bedeutet der letztere Zusatz? Einen Johann von Borcken kennt man als langjährigen Hausgenossen und Schüler Schürpffs, später war Johann von Borcken Professor in Frankfurt. Die Aufklärung geben zwei Zeilen der Frankfurter Matrikel aus dem Wintersemester 1547. An der Spitze der in diesem Semester Eingeschriebenen steht Hieronymus Schürpff de San Gallo a. et u. j. Dr. und Professor." Der Sitte damaliger Zeit gemäß wurden auch die neuanziehenden Professoren immatrikulirt. Nach Schürpff folgt „Joannes de Borcken Bremensis" mit dem Randzusatz „u. j. Dr. und Professor". Nicht einen Johann von Bremen hat also jene räthselhafte Aktennotiz im Auge, sondern einen von Bremen noch nicht zurückgekehrten Johann. Im 16. Jahrhundert bezeichnet man ein und dieselbe Person bald mit dem Vornamen allein (wie es noch heute bei Fürsten üblich ist), bald mit Vor- und Zunamen. Johann und Johann von Borcken sind identisch. Wie die Matrikel uns lehrt, daß Schürpff ein Schweizer von Geburt ist, so lehrt sie uns zugleich, daß von Borcken ein Bremenser ist. Weiter erfahren wir aus der Matrikel, daß Schürpff ebenso wie Borcken vermögende Leute waren; denn der Erstere zahlte einen Thaler, der Letztere einen Gulden als Immatrikulationsgebühr, während sonst die Gebühr zwischen einem und zehn Groschen schwankt. Ein Thaler war eine besonders ansehnliche Gabe; das lernen wir wiederum aus der Matrikel; denn sie bemerkt bei dem dritten der im Winter 1547 Immatrikulirten, er habe eine besonders ansehnliche Gabe versprochen; nachträglich ist dann zugefügt, daß er einen Thaler gab. So tritt denn aus jener Aktennotiz und den paar Zeilen der Matrikel das Bild Schürpffs uns entgegen, wie er als bejahrter wohlhabender Mann nach Frankfurt gezogen ist und dort bei Erstattung seiner Gutachten sich eines begüterten jungen Bremenser Patriziers als Gehülfen bedient, an den er sich so gewöhnt hat und auf dessen Beihülfe er solches Gewicht legt, daß er sich „nicht unterstehe", ein von ihm erbetenes wichtiges Gutachten abzugeben, solange der Gehülfe von einer Reise in seine Heimath noch nicht zurückgekehrt ist. Bremens Archivalien werden dann vielleicht noch manches Ergänzende über die Herkunft und die Schicksale des Johann von Borcken liefern, der nach Schürpffs Tod als „geschicktester" unter den juristischen Professoren Frankfurts bezeichnet wird.

Nur Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit können solche Einzelnachrichten und Einzeluntersuchungen für werthlos erklären. Auch der Alterthumsforscher arbeitet mit ähnlichen Mitteln, indem er die zerbröckelten Steine der Vorzeit zusammensucht und aus ihnen Geschichte liest; weder Jener, der alten Matrikeln seine Arbeitskraft widmet, noch dieser hat das Recht, über den Anderen die Achseln zu zucken; noch weniger haben Dritte ein Recht, die Achseln über Beide zu zucken.

Die Matrikel Bologna's ist bereits seit ihrem Erscheinen eine Fundgrube für die Gelehrten- und Universitätsgeschichte geworden. Sie immer mehr nutzbar zu machen, dazu trägt Knods Index sicher in vorzüglichem Maß bei. Es konnte fraglich erscheinen, ob ein einzelner Gelehrter in der Lage sei, über die aus den verschiedensten Gegenden stammenden deutschen Studenten ältester Zeit mehr als sporadische biographische Nachrichten herbeizuschaffen, selbstverständlich mußten solche Notizen für eine ganze Reihe von Namen überhaupt nicht beschaffbar sein. Aber mit seinem reichen Wissen, seinem eisernen Fleiße, seiner Liebe zur Sache und seinem feinen, glücklichen Spürsinn hat Knod ein Werk geschaffen, das unsrer deutschen Wissenschaft zu dauerndem Ruhm und Nutzen gereichen wird. Von der Verlagshandlung ist das Buch würdigst ausgestattet.

Platens letzte Wanderfahrt in Italien.

Von Ludwig v. Scheffler.

II.

Auf einem Maulthiere hatte Platen an einem heißen Junimorgen Scilla verlassen, um über Bagnara, Palmi und Rosarno nach dem höher gelegenen Monteleone zu gelangen. Man tritt mit dem Dichter in den Schatten dieser riesenhaften Olivenwälder, man klimmt mit ihm zu der steilen Höhe jener romantischen Räubernester empor und hat am abschüssigen Ufer unterhalb Palmi's die ungeheuren Granitblöcke vor sich liegen, die ihm die einzige Erfrischung nach angestrengter Reise, den Zugang zu einem Meerbade, wehrten. Wir sehen den Wanderer sodann die Flüsse Macro und Mesima überschreiten. Es sind gefürchtete Wasser, welche die Gegend weit und breit verpesten. Aber reizend nimmt sich der Blick von der See in ihre Thäler aus, bis dort hinauf, wo der große Wald von Rosarno schließlich alles überschattet. Dieser Baumreichthum Calabriens — neben Oliven Kastanien, Steineichen, Nüsse! — war es, der Platen nach den kahlen Bergen Siciliens so entzückte. Er drückt in der That den bezeichnendsten Zug im Bilde dieser besonderen Südlandschaft aus.

Das Kap Vaticano legt sich weiterhin für Platens Meeresaussicht, wie für unsre den Wanderer begleitenden Blicke vor. Nun haben wir jedoch das Vorgebirge umfahren und als nächstes Ziel tritt uns das von ferner Höhe herabschimmernde Monteleone mit seinem Kastell entgegen: Welch wunderbarer Lichtpunkt auf farbensattem Grunde! Diese leuchtenden Mauerzüge und Thürme von der Bläue erdunkelnder Wälder, dem Purpurhauche der das Licht der scheidenden Sonne trinkenden Felsen umsäumt! Es versteht sich, daß der Dichter unter dem Zauber entsprechender Bilder die Misere des lokalen Eindrucks überwand. Er steigt am anderen Tage zu dem noch weit entfernten Pizzo am Meeresufer herab. Er „behorcht wieder froh der Brandungen rauschende Welle", steht bewegt an der Stelle, wo Joachim Murat gelandet und besucht das Kastell, wo der König gefangen und erschossen ward. Zurückgekehrt nach Monteleone, verläßt indeß Platen Ufer und Meer, um sich dem Kamme des Gebirges zuzuwenden. Ein Ausflug nach Cosenza unterbricht seine Küstenwanderung.

„Vorgestern nach Tische," so berichtet Platen, „verließ ich Monteleone, nachdem ich unverhofftermeise noch einen Platz im Postwagen bekommen hatte, und gestern (es ist der 26. Juni 1835) nachmittags langten wir hier an. Die Gesellschaft war leidlich. Die Straße fährt nahe am Pizzo vorbei und wird dann besonders reizend, wiewohl die Luft am Golf der heiligen Eufemia sehr schlecht ist. Doch sieht man schöne Citronengärten und zu beiden Seiten der Landstraße die herrlichsten Myrthengebüsche, die mir bis jetzt vorgekommen. Um Mitternacht erreichten wir Teriola, den höchsten Punkt, wo beide Meere sichtbar sind. Der Weg bis Cosenza ist dann durchaus hügelig, aber außerordentlich schön, namentlich die Umgebung von Scigliano. Große Eichbäume, herrliche Kastanienwäldchen erstrecken sich bis in die tiefen Thalschluchten hinunter, es fehlt weder an Oliven, noch Wein; doch wird der letztere noch wie in Sicilien zu ebener Erde gezogen. So schlängelt sich die Landstraße durch eine reiche Mannichfaltigkeit von Grün, bis man das Kastell von Cosenza gewahr wird. Die Lage ist sehr anmuthig, aber die steile, schmutzige Stadt häßlich genug. Da im besseren Wirthshause kein Platz war, so mußte ich mich mit dem schlechten begnügen, wo jedoch der Busento unter meinen Füßen vorbeifließt, der sich nuweit davon mit dem Crati vereinigt."

Der Gedanke, das im Innern Calabriens gelegene Cosenza aufzusuchen, war Platen durch seine Ballade „Das Grab im Busento" nahegelegt. Er mochte wohl deren historischen Schauplatz kennen lernen, von dem dunkeln Gefühl dabei geleitet, daß seine eigene frühe Schilderung derselben weitab von dem Eindruck der Wirklichkeit läge. Diese „hohen Schilfgewächse" und „schäumenden Busentowogen" sind allerdings eine nordische Vorstellung, die für die wasserarmen Ströme Italiens sich nicht eignet. Trotzdem war es doch auch für mich überraschend, das Crati- und Busento-Thal in einer Gebirgsgegend liegend zu finden, die selbst den schmaleren Wasseradern in den Flußbetten etwas wie ein rauschendes Gefälle gab. Monatelang hatte ich im Süden nichts gehört, was nur annähernd diesem Stromgerieseln gleich käme. Die sich „zum Meere wälzende Busentowelle" gewann daher an Ort und Stelle eine Anschaulichkeit, die auch dem Dichter nicht entgangen sein wird. Freilich spricht er im besonderen vom Busento in seinen Aufzeichnungen nicht. Er hebt in Cosenza nur die Schönheit der Aussicht vom Kastell hervor. Die üble Luft in der Stadt war ihm unerträglich. Dieses Mißbehagen benimmt ihm den Athem für ausführlichere Mittheilung. Um so antheilvoller machen wir vor dem durch Poesie und Geschichte doppelt denkwürdigen Alarich-Grabe Halt.

Die örtliche Ueberlieferung läßt den großen Westgothenkönig an der Stelle in der „wogenleeren Höhlung des Busento" bestattet sein, wo der Nebenfluß Crati in ihn mündet und die durch beide Ströme gebildete Landzunge, auf der Cosenza liegt, ihre auslaufende Spitze findet. Vielleicht daß durch diesen besonderen Natureindruck erst die Sage von dem „abgeleiteten und wieder herbeigezogenen Busento" entstanden. Wer von den höchsten Punkten Cosenza's herab den Lauf der Flüsse überschaut, darf im Zweifel sein, welches der Wasser dem Hauptstrome eigne. Der Crati „schäumt" sogar mit rauschenden Wogen von dem höheren Thale hinunter, während die „Wellen" des Busento in einer breiten, flachen Fiumara langsam dahinrieseln. Großartig übrigens der Rahmen, der diese Flußlandschaft umspannt! Von steilen Felsufern unmittelbar aufsteigend hundertjährige üppige Eichen- und Kastanienwälder! Bäume rauschen auf dem Wege zu den Höhen, über deren Gipfel die helleren Kuppen des Urgebirgs leuchten, während drunten die Stadt in violenblauen Duft sich taucht! Jener tiefe und ach so verrätherische Farbenton, der für

Platens Empfinden das Bild Cosenza's so trübte!... Wie anders mochte daneben die Vorstellung erscheinen, welche der junge Dichter 15 Jahre früher sich von dem Busento-Thale gebildet! Sie an Ort und Stelle zu berichtigen, war damals ja noch ein zu fernes Ziel. Wahl aber hatte Platen viel früher schon ein nordischer Held und dessen Thaten im Süden als Stoff für ein Epos vorgeschwebt. Odoakar, den Rugierfürsten, „einen Deutschen an der Spitze von Deutschen", gedachte er uns „als den Zertrümmerer des abendländischen Kaiserthums" vorzuführen. Die Feder setzte nach Vollendung der ersten Stanzen ab, weil der junge Dichter den Schauplatz der Handlung nicht nach fremden Berichten schildern wollte. Nun lebte wohl in dem Alarich der Ballade die Heldenfigur des älteren Gedichts, das beste seiner Stimmung von neuem auf. Die Reise und Wärme in der Behandlung aber entspringt auch jetzt noch nicht konkreteren Eindrücken. Der Zauber fließt aus einer anderen Quelle. Das „Grab im Busento" ist ein Gelegenheitsgedicht. Der Impuls einer gehobenen Augenblicksstimmung hat ihm sein besonderes Pathos gegeben.

Der junge Platen hatte im Herbst 1819 fluchtartig die Universität Würzburg verlassen. Enttäuschung in einer Freundschaft, in welche seine Empfindung zu viel Leidenschaft gelegt, und die er nun von demjenigen, dem er sie geweiht, verkannt und vor die Füße geworfen sah, hatte ihn innerlich wie zerbrochen. Er wandte sich nach Erlangen, um in monatelanger Abgeschiedenheit ganz nur seiner seelischen Verdüsterung zu leben. Ein einziges Gedicht löst sich in dieser Zeit des Grams von seinen Lippen: „Der Pilgrim var St. Just!"... Aber die Thür des Einsamen thut sich im neuen Jahre wieder auf. Herein tritt der lebensfrohe Jüngling, dessen zuthunlich aufmunterndem Wesen es gelingt, den jungen Einsiedler seiner krankhaften Weltflucht zu entreißen. Und wenige Tage, nachdem Platen diesen neuen Freund, Hermann v. Rotenhan, gewonnen, trägt er in sein Tagebuch die lakonischen und doch so vieles sagenden Worte ein: „Das Grab im Busento gedichtet!"... „Während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben!" Der Zauber, welcher den Dichter an die gewinnende ritterliche Erscheinung des charakterfesten jungen Edelmannes band, war auch der Zeichnung seines poetischen Heldenkönigs zugute gekommen.

Ob diese Erinnerungen den wandernden Dichter am Ufer des Busento erwärmten? Gesagt hat er es uns nicht. Seine Gedanken waren mit Ungeduld dem verlassenen Meere zugewendet. Eine Rückreise an die Küste erfolgt, die sich bei der damaligen Beschaffenheit der Gegend zu einer Art Abenteuer gestaltet. Platen erzählt sehr anmuthig davon:

„Am 28. Juni früh morgens verließ ich Cosenza, und da der Weg bis Paola sehr unsicher ist, ja hatte ich von großem Glück sagen, daß in demselben Wirthshause ein Zollbeamter wahnte, der an demselben Nachmittage mit bewaffneten Gefolge abreiste und dessen Gesellschaft ich mir zunutze machte. Da es Sonntag war, so mußte die Messe irgendwo gehört werden, und unsere Karawane machte einen Abstecher in einen Weiler oder vielmehr Meierhof, wo sich ein kleines, höchst armseliges Kirchlein befand, und ein junger Priester bereit stand, uns zu bedienen. Natürlich mußte ich auch van der Partie sein, hielt mich aber, wie viele Andere, außerhalb der Kapelle, in welcher nur für einige Individuen Raum war. Die Scene war höchst malerisch; der treuherzige Tan des Priesters, der kleine Ministrant, ein paar Bauerweiber, der dicke Zollbeamte in der Mitte, außerhalb der Kirche die Eseltreiber, die bewaffneten Calabresen, Alle kniend, machten zusammen einen eigenthümlichen Eindruck. Der Ritus dieser Gegenden ist ebenfalls nicht ohne Eigenheiten. Die Messe begann mit einer lateinischen Litanei, die der Priester vorbelete. Mitten in der Messe sprach der Priester hierauf ein Gebet in italienischer Sprache, das ebenfalls von der Gemeinde nachgesprochen wurde. Die Gegend, bis man den höchsten Punkt des Gebirges erreicht, ist außerordentlich schön durch die herrlichen Kastanienwälder, die sich nach allen Seiten ausdehnen."

Platen berichtet sodann von seinem Besuche Paola's, der Heimath des hl. Franziskus van Paala, wo wir ihn wieder am Meere finden und deutlich auch den Weg vom Schiffe aus verfolgen können, den er von dort weiter genommen. Er führt van der Nordwestküste Calabriens hinauf zu den Bergen; die Höhe von Lagonegro wird erreicht und damit der Anschluß an die große Heerstraße nach Neapel gewonnen.

Der Wechsel der Scenerie, der von Paola an in dem Küstenbild eintritt, ist auch dem Dichter sehr eindrücklich gewesen. Seine Schilderung gehört zu dem Anziehendsten, was das rothe Büchlein enthalt. Er demerkt das Ausbleiben des Kastaniendaumes an diesen Abhängen des Gebirges; Eichenhaine treten dafür ein. „Das Kloster des hl. Franzistus selbst ist über eine solche Waldschlucht gebaut, mit deren Wildniß die Citronenbäume im Garten seltsam kontrastiren. Statt des Kalkgebirges drängen sich dann schroffe Sandberge an den Strand, aus deren zackigen Vertiefungen kleine Wasserfälle herabstürzen. Auf einem solchen Kegel liegt das Städtchen Belvedere, das mit seiner herrlichen Aussicht nach allen Seiten hin seinen Namen rechtfertigt." Der Weg dorthin, im Ufersande sich fortziehend, den nur hier und da Myrten- und Mastixhecken neben verkrüppelten Aloen belebten, war indeß für Platen nicht in angenehmster Erinnerung. Mehr noch sollte ihn die unfreundliche Aufnahme seitens der Bewohner Belvedere's enttäuschen. Ich war deßgleichen an dieser Uferstation gelandet, um nach ziemlich beschwerlichem Aufstieg van der Stadt aus den einzigen Ausblick auf das Meer mit seinen schönen Golfen einerseits, auf die wildromantischen Thäler mit ihrem Apenninenhintergrund andrerseits zu genießen, als mir ein anekdotenhafter Vorfall aus Platens Tagebuch in einen gewissen rührenden Gegensatz zur Scene trat, die sich mir so viel harmonischer in Belvedere gestaltete. Schon ehe man nämlich in die Nähe des Städtchens kammt, fällt unweit des Ufers ein schönes altes Kastell den Blicken auf, dessen mittelalterliche Thürme mit neuerer Architektur, darunter einer schönen Renaissanceloggia, ausgefüllt sind. Platen fragte den kleinen Eseltreiber, der ihn van Paola aus begleitet hatte, was das für ein Gebäude wäre. „È un convento" erwidert dieser. „Und welchem Orden gehört es an?" „È un convento di Gendarmi!" Ein Gendarmenkloster!! Beweglicher als mit den Worten des einfachen Kindes läßt sich nicht bezeichnen, was Verkommenheit und Verzweiflung damals aus diesen schönen Gegenden Calabriens gemacht!... Der Dichter genoß indeß nicht den genügenden Schutz der Polizei vor dem sich zusammenrottenden Volk Belvedere's. Er eilte zur Marine herab, wo er in einer elenden Taverne die schlaflöseste Nacht seines Lebens zubrachte, während draußen ein stürmisches Meer brauste.

Verlassenheit und Unkultur der Gegend, wo an Stelle der Kastelle und Weiler nur vereinzelte alte Wachtthürme noch an das durch schlechte Luft verpestete Ufer treten, ließen den wandernden Dichter frah werden, als er bei Casaletto, einem höher gelegenen Räubernest, die Straße vom Strande sich entfernen sah. Das Entzücken über den Wechsel der Aussicht gibt ihm einige der schönsten Sätze unter seinen Aufzeichnungen ein:

„Der Weg geht nun auf und ab und in tiefe Bergschluchten hinunter. Doch bleibt man immer auf dem Gebirge. Ein herrlicher Anblick bereitet sich nun vor, indeß

man um eine Felsenecke herumbiegt. In majestätischer Ruhe lag das weitausgebreitete Meer, unter uns die längliche Felseninsel Dino, um die die Wellen mit leichtem Schaum aufspülten; ihr gegenüber eine höchst malerische Gruppe von kahlen Felsen, zum Theil kleine Inselchen, auf den größten derselben ein alter Wachtthurm, noch höher auf dem Berg lag ein schönes Kastell. Im Hintergrund aber sah man das Kap Palinuro mit seinen theils schroffen, theils üppigen Ufern in einer magischen Beleuchtung."

Der Golf von Policastro, zu dessen Felsenufern mit ihren meerumspülten Grotten Platen dann wieder herabsteigt, gibt als Eindruck den wirksamsten Abschluß dieser calabrischen Wanderfahrt. Auch mir gewährte es das Glück, die Meeresbucht in einer unvergleichlichen Morgenbeleuchtung zu erblicken. Der Dichter genoß im Golf wieder die langentbehrte Freude einer Bootfahrt und eines Meerbades. Ein junger Barkenführer, „schön wie ein Gott", führte ihn an den malerischsten Uferstellen vorüber. Platen empfand schon etwas wie Neapel oder Sorrent vor dieser paradiesischen Küste. Und erstere Stadt war es, der er, erfrischt von den letzten Erlebnissen, auf nächstem Weg über die Berge wieder zueilte.

Doch auch in Neapel gönnte sich Platen während des Septembers 1835 nur kurze Rast. Das drohende Gespenst der Cholera, das, von Osten kommend, sich auch in Italien selbst schon gezeigt hatte, teieb ihn von dannen. Wie bei einem Abschiednehmen für immer richtet er letzte Worte an seine dortigen Freunde. Leopardi und Ranieri, jene edlen und durch eine einzige Freundschaft verbundenen Verbannten, der brave Landsmann Haller reichen ihm als seine letzten Getreuen die Hand. Nicht Todesfurcht jedoch, Todesahnen war es, was den Dichter füe seine zweite und letzte Fahrt nach Palermo bestimmte. Er weiß, daß auch dort nicht seines Bleibens sein wird; er weilt in der Stadt nur kurze Zeit. Er rüstet sich zu einer Herbstfahrt quer durch die Insel nach dem wärmeren Süden. An seinem Geburtstag, am 24. Oktober, ergreift er zum letztenmal den Wanderstab.

Es hat etwas ungemein ergreifendes, wenn man liest, wie der einsame Waller Mühseligkeiten aller Art überwindet, um schließlich am See der Proserpina vorbei, berührt vom Schattenhauch des Todes, zur ewigen Ruhe einzugehen. Ich bin dem Dichter auf seinem letzten Weg gefolgt. Aber die Eindrücke konnten diesmal nicht die gleichen sein. Platen kämpfte auf seiner Reise mit den Unbilden einer auch für den Süden oft schon traurigen Jahreszeit, während ein warmer, leuchtendee Sommer mir die lieblichsten Anschlen entfaltet hat.

Platen fuhr von Palermo zuerst den Strand entlang nach Termini, hier den Calogero, an dessen Fuß die freundliche Hafenstadt liegt, besteigend, und genoß bei klarem Wetter die schöne Aussicht auf die nach Palermo sich hinziehende reichgegliederte Küste, auf das höher sich thürmende Gebirge im Grunde, auf das vor ihm liegende Meer. Um so trübseliger sollten sich sodann bei Sturm und Regen die Querfahrten nach dem im Herzen Siciliens gelegenen Castrogiovanni gestalten. Von den unerhörten Forderungen der Maulthiertreiber in Cefalù zurückgeschreckt, ergreift er die Gelegenheit, einem Bauern, der eine kleine Herde nach Guanci trieb, sich anzuschließen. Bei Nacht schon aufbrechend und durch steile und schmutzige Wege sich durchschleppend, lernt der Wanderer nur rauhe Gebirgsthäler und öde Steinwüsten kennen. Felsennester, wie Priolo und Alimena, die steil an den schroffen Abhängen der Berge lehnen, bieten kümmerliche Rast und Unterkunft. Erst bei Calascibetta erschien Platen die Gegend etwas eeizender. Er übersteigt die hochgelegene kleine Stadt und sieht, auf der großen Heerstraße wieder angelangt, plötzlich auf hohem Felsenhügel das in den Himmel ragende Castrogiovanni vor sich. „Wunderlich," schreibt er, „ist die ganz frei im Mittelpunkt der Insel liegende Stadt, auf diesem Felsen und seinen Zwischenthälern umhergewürfelt. Sie enthält jedoch, die Aussicht ausgenommen, nichts anziehendes; die letztere freilich ist außerordentlich.... In seiner ganzen Majestät erscheint der Aetna, der besonders nahe herantritt. Gegen Süden zeigt sich dee See der Proserpina; gegen Norden mannichfaltiges Grün der Thäler und Hügel und das Felsenneft Caltascibetta. Doch zieht der schneebedeckte Riesenberg den Blick immer am längsten an."

Die unvergleichliche Aundsicht, die man von den Thürmen des alten Enna genießt — denn das ist die berühmte Stadt, die im Mittelalter erst den jetzigen Namen erhielt —, ist mit obigen Worten trefflich geschildert. Was mich an dem Bild, das sich nach Süden namentlich bietet, so ergriff, ist die Klarheit, mit der der Weg wiederum, den der Dichter zuletzt genommeu, sich zeichnet. Weißschimmernd zog er sich vor meinen Augen über die Berge. Und inmitten dieser flimmernden, leuchtenden Hügelmassen der tiefblaue Spiegel des Sees, ja eines wirklichen Binnenwassers, dessen Anblick die Sinne bei der wüstenartigen Kahlheit des sonstigen landschaftlichen Eindrucks so eigenthümlich berührte! Man begeeist, wie schon die Phantasie der Alten von der besonderen Lage des Sees mächtig erregt werden mußte. Sie verlegten den Schauplatz des Raubes der Proserpina dorthin. Platen selbst hatte die berühmte Scene, noch ehe er sie kannte, in dem in Palermo geschriebenen Hymnus als dichterisches Bild verwendet:

Es scherzt, Proserpina, länger nicht
Um dich die Schaar braunlockiger Gespielinnen im öderen
Dornen umblühen jetzt jenen Bergschlund, [Ennathal;
Den der zweizackmächtige Gott verließ,
Als dunkle Hyacinthen pflückend harmlos
Dich der Liebende fand, des frauenschönen Eilands höchste Zier.

Die Wirklichkeit entspricht nicht ganz jener Vorahnung. Als Platen von Castrogiovanni herabsteigend und auf dem Wege nach Piazza an dem See vorbeikam, sah er, wie meist im Innern Siciliens, auch hier zwar nur Oede. Doch fand er an dem Ufer „ein paar reizende Punkte mit Bäumen bepflanzt" und außer den Disteln, die sich überall in Ueberfülle zeigen, doch auch Blumen: seltene Zeitlosen mit gelber Blüthe, die ihm sonst nirgends auf der Insel begegnet. Und so ist es auch kein „finsterer Bergschlund", in welchen sich der Wanderer hiee geführt sieht. Sanft ansteigende Ufer, deren kahle Wände das Abendlicht, in welchem ich an den See herantrat, geheimnißvoll färbte; ein todtes violendunkles Wasser; der graugrüne Schleier, den vereinzeltes Röhricht an den Rand dieses flüssigen Spiegels warf, riefen etwas von der Stimmung in mir hervor, welche Arnold Böcklin manchen seiner Gemälde ertheilt. Zudem stand ich in den Fußstapfen des Dichters, der hier den Todesgruß der Göttin empfing!... Ernst mußten nach solchem Eindruck die Bildee bleiben, welche die folgende Reise brachte. Sie führte an Piazza und Caltagirone, südsicilianischen Landstädten vorbei, die mit ihren Pinienwäldchen und Cypressenhainen sich wie Oasen in der sonstigen sandigen Einsamkeit ausnehmen. Erst kurz ehe man Syrakus und das Meer wieder erreicht, gewinnt die Landschaft noch einen besonderen Charakter. Sie wird halb Steinwüste, halb Sumpf, aus dem sich inselartig hiee und da einige Felsenhügel erheben. An diesen klimmt denn auch wiedee eine reichere südliche Vegetation empor, während der zerrissene Boden sonst nur das Arom des Mastixstrauchs aushaucht.

Platen langte am St. Martinstag vor Syrakus an. Er liebte diesen Tag, weil er für den Süden einen zweiten

Sommer ankündigt. Auch in Neapel hatte ihn der estate di San Martino stets erfreut. Und Wärme, gesteigerte Wärme war es auch, die ihn in der Steinöde vor Syrakus empfing. Nur warf ihn — ein böses Omen! — das hochbepackte Maulthier vor dem Eintritt in die Stadt sehr unsanft aus dem Sattel. Und ermuthigend war auch nicht der Eindruck, der ihn zunächst an seinem Ziele erwartete:

„Vorgestern bin ich hier angekommen, um meine Winterquartiere zu beziehen, die jedoch, wie ich fürchte, etwas langweilig oder unbehaglich ausfallen werden, denn man ist hier in der That von der ganzen Welt abgeschieden. Einen guten, aber unerschwinglich theuren Gasthof mußte ich verlassen und befinde mich nun zwar in einem anderen ziemlich erträglich, aber doch keineswegs so, wie ich wünschte.... Diese Unterkunft verschaffte mir Don Mario Landolina, ein hiesiger Adeliger, an welchen ich einen Empfehlungsbrief hatte. Dieser Don Mario ist ein alter Mann von außerordentlicher Güte und Gefälligkeit, aber was den Umgang betrifft, leider ein wenig taub, und wiewohl der gelehrteste Mann in Syrakus, keineswegs frei von der allgemeinen sicilianischen Unwissenheit, wie denn das in einem Lande, wo es weder Bücher noch Zeitungen gibt, nicht anders sein kann. Er glaubte unter anderem, Bayern werde von der Familie Poniatowski beherrscht...."

Die freundlich anerkennenden Worte für den alten Landolina, womit das Tagebuch schließt, sind bezeichnend für den Dichter. Wohl übersieht er den braven Cavaliere in seinen Kenntnissen, seiner Bildung, aber er zollt dessen Menschenthum seine aufrichtige Dankbarkeit. Die Wohlthat jener der antiken Einfachheit noch so viel näher stehenden sicilianischen Sitten sollte Platen kurz darauf in noch höherem Grade erfahren. Er erkrankte am 27. November schwer, und auf die Kunde davon eilt Landolina sogleich herbei, um ihn zu sich in seine Wohnung vor der Stadt zu nehmen. Das gastrische Fieber, welches Platen ergriffen hatte, war jedoch zu weit vorgeschritten; der Kranke war nicht mehr fortzubringen. So blieb dem Cavaliere und seinem Schwiegersohn Interlandi nichts übrig, als am Bett des Sterbenden bis zu seinem letzten Athemzug auszuharren. Der deutsche Dichter empfand tief den Werth der uneigennützigen Pflege des edlen Welschen. „Voi siete un angelo!" „Wie ein Engel handelt Ihr an mir!" sagte er mit einem Händedruck kurz vor seinem Verscheiden. Und noch heute lebt in der Familie Interlandi die Tradition lebendig fort, die von dem Tode des berühmten deutschen Grafen in den Armen ihres Großohms spricht.

Dagegen ist es mir bei meinem letzten Aufenthalt in Syrakus nicht möglich gewesen, das Haus bestimmt zu ermitteln, in dem Platen seinen Geist ausgehaucht. Eine ganze Reihe offizieller Briefe und Mittheilungen, Platens Tod und Begräbniß betreffend, hat mir vorgelegen. Ich habe durchaus nicht mehr als den Namen der Locanda, in der er gestorben, erfahren. Sie führte die Bezeichnung „Zur Arethusa" im Schilde. Man hat mir an Ort und Stelle glaubhaft zu machen gesucht, daß das Gasthaus in einem verfallenen Gebäude unweit der heutigen Quelle Arethusa erhalten sei.[1]) Ist es der Fall, so fiel Platens letzter Blick vom Fenster nicht auf das offene Meer, sondern über den großen Hafen zu den kahlen Höhen, die einst die antiken Stadttheile von Neapolis und Epipolä bedeckten.

Mehr Licht ist über einen anderen Punkt, Platens Bestattung betreffend, durch die obengenannten Papiere gekommen. Auch ist die schöne Sage dadurch halb bestätigt worden, aus der Wilhelm Smets sein warm empfundenes Gedicht geschöpft. Nicht zwar „stand wartend Erzbischof und Kapitel in Syrakus vor der Kirche Thor, um hold den Musen mit nach des Dichters Grab zu ziehen". Wohl aber hat der Erzbischof, wie ich aus dem Berichte des österreichischen Konsuls ersehe, seinen Wagen dem des Ritters Landolina hinter Platens Sarge sich anschließen lassen. Eine Ehrung, die seitens des Kirchenfürsten um so höher wiegt, als der Dichter vor seinem Sterben sich als Protestant bekannt und die Tröstungen des herbeigerufenen katholischen Priesters, wie nicht anders zu erwarten, zurückgewiesen hatte.

Die Villa Landolina liegt ein Stündchen vor Syrakus's einzigem Thore. Platen war den Weg dorthin gleich nach seiner Ankunft in die Stadt gegangen; sie blieb sein erstes und sein letztes Ziel! Möglich, daß eine glühende trübe Seiroccoluft mir die Wanderung zu des Dichters Grabe noch trauriger färbte. Sand, von Afrika herübergeweht, auf den Dächern, Sand vor den Füßen, Sand in der Luft! So schritt ich mit verhaltenem Athem über die übelriechenden Gräben, welche die moderne Inselstadt von dem Festland trennen. Vorbei an dem wüsten Anger, der die Stätte des antiken Marktplatzes bezeichnet, vorbei an jener dort einsam ragenden Säule, dem einzigen Zeugniß von der Pracht verschwundener Zeit. Dann nimmt die Landstraße nach Catania den Wanderer auf. Sie führt ins Freie wieder, ans Meer! Doch welche Enttäuschung bietet sich den Blicken. Das ist nicht die blaue Fluth, die sonst die Insel anspült. Eine schwere, graugrüne Masse schwemmt sich träge ans Ufer. Die Wässer des antiken großen Hafens sind es, die hier stagniren!...

Erleichtert wendet man dem Strande den Rücken, um vom Wege abbiegend die Höhe zur Seite zu erklimmen. Endlose Pfade jedoch, die zwischen Vignenmauern dort hinaufführen. Auch verschlingen sich die Wege, zweigen häufig ab, daß man, ermüdet von dem gleichförmigen Eindruck, schließlich jede Richtung aus dem Wege verliert. Ein begegnender Mönch wird zur Hülfe und Rettung. Mit gewohnter Urbanität kehrt er seine Straße zurück und führt mich bis vor ein kleines verschlossenes Thor. Eine hohe Gartenmauer, wie alle die anderen, erhebt sich vor meinen Augen. Nun öffnet sich jedoch das Pförtchen und entgegenströmt Blumenduft; das Plätschern eines Springbrunnens wird mit dürstendem Sinne gehört!... Das war dann freilich kein Feengarten, in den ich eintrat. Nutzanlagen vielmehr nur, die aus der Tiefe eines trichterförmigen Thalgrundes aufstiegen, einer ehemaligen Latomie vielleicht. Aber alles, wie auch die Blumenbeete vor dem einfachen Landhause oben, in üppigster Ausartung und Verwilderung. Der Pförtner, der Gärtner zugleich des Hauses, ist mit einer ländlichen Arbeit beschäftigt. Er weist nur mit einer Handbewegung auf die oberste, an der Gartenmauer sich hinziehende Baumgalerie. Nicht ohne Bewegung trete ich in den von mächtigen Oliven geworfenen Schatten. Tausende von Cikaden schwirren auf den Aesten. Ihr Gesang hat etwas die Sinne gefangen nehmendes. Er erhöht, wie stets im Sommer in Italien, das Gefühl vollkommenster Einsamkeit.... Da tauchen zwei Grabpfeiler zur Seite auf. Doch sie haben nichts mit dem Dichter zu thun. Ruhestätten fremder Ketzer, die vor Platen noch hier gastliche Aufnahme gefunden. Gleich darauf stehe ich indeß vor seinem Grabe. Sein Wappen als eine riesige, schadhaft gewordene Mosaiktafel in die Mauer eingelassen; die Grabinschrift darunter; zwei Lorberbäumchen rechts und links vor den Stufen.... Ich gebe zu, daß Platen hier nicht das geschmackvollste Grabmonument gefunden. Die Freunde fühlten es und richteten in neueren Zeiten nicht weit davon jene Marmorstele auf, welche Platens schöne Büste nach Woltrecks Entwurf trägt. Trotzdem weiß ich nicht, ob des Dichters ursprüngliche Grabstätte nicht bewe-

[1]) Nicht minder eigenmächtig ist bei Gelegenheit des letzten Besuchs Kaiser Wilhelms II. in Syrakus ein in der Via Amalfitania gelegenes Gebäude vom Municipium durch eine Gedenktafel für Platens Sterbehaus erklärt worden.

licher auf die Vorstellung wirkt. Platen hatte den Grabesschmuck, der ihm nur werden könne, in jener an Marco Saracini gerichteten Ode ahnend vorausgesehen. Mitten auf der Wanderschaft möge sein Geschick ihn erreichen. „Mein pilgernder Stab" sei dann „auf das Grab emst von dem Fremdling gelegt!" Diese Liebespflicht ist ihm von dem greisen Landolina erfüllt worden. Auf sicilianische Art freilich; doch pflanzte der Gastfreund auch die beiden Lorberbäume, die mit leisem Flüstern zuerst sich über dem todten Dichter geregt!... Ergriffen richtet der Blick sich auf die schimmernde Marmorwand und dann zurück in die grünende Wildniß. Denn nur diese wird in ihrer prangenden Ueberfülle empfunden. Von der Aussicht trennt uns die Mauer. Mag es daher auch die trauernde Mutter tröstlich erfahren haben, daß das Grab ihres Sohnes nicht weit von den Katakomben, den Ruhestätten der frühesten Bekenner von Syrakus, sich erhebe — auch eine der schönsten Latomien, die der Kapuziner, liegt in der Nähe und großartig ist der Blick auf Küste und Meer, welcher den von der Villa Herabsteigenden empfängt! — an Ort und Stelle wird nichts von jenen Eindrücken genossen. Nur „die erzeugende, die ernährende Mutter Erde" erzählt uns hier von ihrer Wunderkraft. Ihr hatte der Dichter einst seine Gesänge „als ein frommes Geschenk kindlicher Liebe" bestimmt. In ihrem Schoße fand er auch, freilich in anderem Sinne als er es von Syrakus gehofft und in sein Tagebuch geschrieben, „einen sicheren und dauernden Ruheplatz".

Mittheilungen und Nachrichten.

Zur älteren deutschen Geschichte. Erfreulicherweise geht jetzt auch die deutsche Alterthumsforschung auf verfassungsgeschichtlichem Gebiet mehr und mehr darauf aus, festzustellen, „wie es eigentlich war". Natürlich führt das zu komplizirteren Untersuchungen und Ergebnissen, als die frühere Methode, eine altdeutsche Verfassung herauszuinterpretiren, nach der sich alles zu richten hatte. Ebenso erfordert jenes die einstweilige Beschränkung auf geographische, ja auf lokale Einzelgebiete. Aber so bekommen wir desto festeren Boden unter die Füße. Wir möchten heute in erster Linie auf die werthvollen Forschungen Dr. Kurt Wetters in Stuttgart hinweisen. Eine frühere Arbeit über die Ansiedelungsgeschichte des württembergischen Franken (Württemb. Vierteljahrshefte N. F. 1894) brachte u. a. den durch die nahegelegten weiteren Schlüsse sehr bemerkenswerthen Beweis, daß die Alamannen nach der Ueberfluthung des römischen Limes auf dem Boden des Dekumatenlandes eine dichtere und intensivere Besiedelung vorgenommen haben, als sie auch bei gleicher Bodengüte östlich vom Limes gethan. Jetzt liegt von Hrn. Weller eine umfassendere Untersuchung vor: „Die Besiedelung des Alamannenlandes" (in derselben Zeitschr. 1898, auch als S.-A.). Es gelingt ihm, auf Grund guter Beobachtungen und wesentlich unter Benutzung der Ortsnamenforschung die Vorstöße und Eroberungen der Alamannen und ebenso ihre Gebietsverluste mit konkreteren Angaben und annähernden Daten auszustatten. Dabei werden nun eine Anzahl von Verfassungsfragen in allgemein förderlicher Weise erörtert. So die willkürliche Verwendung des Wortes pagus durch die alten Schriftsteller und Urkundenkonzipienten; ferner fällt manches neue Licht auf die Hundertschaft und ihr Verhältniß sowohl zur Sippe, als zu den verschiedenenen älteren und jüngeren Formen der Markgenossenschaft. Wenn Hr. Dr. Weller die diesmal nur mehr berührten und angeregten Fragen in neuen Arbeiten eindringender behandeln möchte, so würde man ihm dadurch zu vielem Dank verpflichtet werden. Ebenso ist alles, was er über den Gau sagt und ausführlich erweist, wichtig und wird hoffentlich seine klärende Wirkung nicht verfehlen. In einem Theil dieser Ausführungen tragen F. L. Baumanns grundlegende Arbeiten zur schwäbischen Gau-Geschichte vortreffliche Frucht. In der Ortsnamenforschung ist Weller schon 1894 selbständig gegen Arnolds Theorie aufgetreten, was damals sozusagen in der Luft lag. Auch er erweist „Weiler" als ursprünglich romanische Endung, sie drang „wahrscheinlich mit der vom westlichen Frankreich ausgehenden Verbreitung der grundherrschaftlichen Siedlungen auch in das rein deutsche Sprachgebiet vor". Wir möchten ferner mit besonderem Nachdruck auf das S. 27 f. über Dialekte und Ortsnamen Gesagte hinweisen. Die schärfere Abgrenzung der Dialekte nach außen, die Tendenz zur Ausgleichung nach innen ist das jüngere, das ältere dagegen die Kontinuirlichkeit dialektischer Unterschiede von einem Ende des Gesammtsprachgebiets bis zum anderen. Und damit erweisen sich die Vorgänge auf sprachlich-dialektischem Gebiet als Analoga und Folge der geschichtlich-politischen Entwicklung, die ebenfalls von einem Urzustand der vielen kleinen Einzelbildungen zum deutlicher gesonderten Nebeneinander größerer Gruppen führt. — Die Bedeutung der Weller'schen Arbeit liegt weniger in überraschenden ganz neuen Ergebnissen, als in dem bei Knappheit vielseitigen Inhalt, wovon hier nur weniges herausgegriffen werden konnte, und darin, daß sie eine weitere starke Stütze für verschiedene neuere Auffassungen und Erkenntnisse bildet, die allmählich höchst nöthig geworden waren, ohne doch sogleich durchdringen zu können. Wir sind auf seine ferneren Forschungen freudig gespannt.

Als Vorarbeit bezeichnet sich selbst die Schrift „Die Orts- und Flurnamen des kgl. Amtsgerichtsbezirks Lindau" von Landgerichtsrath Lungtmayr in Augsburg. (Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees, 27. Heft, auch S.-A. Lindau 1898.) Mit Recht versteht der Hr. Verfasser dabei unter Orten nicht bloß steuerzahlende Ansiedlungen, sondern alle überhaupt benannten Oertlichkeiten in Wald und Flur. Das ist jedenfalls besser als die Unterscheidung Orts- und „Lage"-Namen. Diese gesammelten Namen werden erstlich alphabetisch geordnet mit beigefügter topographischer Orientirung; ferner nach dem Grundwort; weiter werden die elliptisch gebildeten Benennungen zusammengestellt, also wo Genitive von Personennamen zur Ortsbezeichnung geworden sind (oft verdrängt ein solcher einen älteren vollständigeren Namen, z. B. wird ein altes Wiggenweiler durch Meyers, Willedoldsweiler durch Grübels ersetzt) oder wo die Namen dativisch, passivisch gedeutet sind. Das letzte Verzeichniß bringt die wichtige Zusammenstellung der Ortsnamen nach Mundgebe ihres Inhalts, ihrer Bedeutung. Ein Schlußwort tößt auf die spätere fortsetzende Verwerthung dieser sorgfältigen und umfänglichen Zusammenstellungen hoffen. Wir möchten den Hrn. Verfasser, dessen gedankenreiche und sehr hübsche Einleitung von Riehl'schem Geist getragen ist, herzlich bitten, diese Zusage zu erfüllen. Allgemeine und lokale Forschung sind gegenseitig auf einander angewiesen; die sachschreitende Aufhellung der alten deutschen Zustände ist von richtig verstandener und richtig betriebener Lokalforschung geradezu abhängig. — Schließlich liegt uns heute vor: „Alt-Salzburg (Ivavo). Mit einem Anhang über die Grundworte Au und Gau, Ache und Bach, über salzburgische Geographie und Salzach-Ursprung. Von Dr. A. Prinzinger d. Ae. Ausgehoben aus einer größeren, noch unvollendeten Arbeit des Verfassers. Salzburg 1898." (S.-A. a. d. Mitth. d. Ges. f. Salzb. Landesk. XXXVIII.) Unsres Erachtens unterschätzt der Hr. Verfasser die Zuverlässigkeit des inschriftlichen Juvavum nebst den dazu stimmenden sonst überlieferten Formen Jovavo, Jobaum u. s. w.; er hält sich an das Ivavo der Peutinger'schen Tafel — das doch auch Juvavo sein kann, weil bekanntlich u und v zuerst eine rein graphische Doppelform waren und erst spät zu orthographischer Differenzirung benutzt wurden. Der Herr Verfasser deutet dieses Ivavo als Eiben-Au, umsomehr, als es im Salzachthal viele Eiben gab und solche noch jetzt dort gibt. Ueber „Au" bringt er umfassende und beachtenswerthe Beobachtungen, hierin liegt der Hauptwerth des Schriftchens. Gau, das ja freilich immer noch etymologische Schwierigkeiten macht, nimmt Dr. Prinzinger unter Betonung seines weitverbreiteten alten sächlichen Geschlechts als „das Ge-au": eine Mehrheit von Auen. Die sonst im Titel aufgeführten Untersuchungen werden in den Schlußzeilen der Abhandlung doch wieder auf eine spätere Fortsetzung verschoben. Ed. Heyck.

Georges Rodenbach: L'Elite. Paris, Charpentier 1899. — Boudeloire, die Goncourt, die Gebrüder Rosny, Mallarmé, Verlaine, Alphonse Daudet, Lamartine, Huysmans,

der posthume Victor Hugo, Mistral, Anatole France, Miebeau von Männern der Literatur; als Kanzelredner Monsabré und d'Hulst; von Malern u. A. Puvis de Chavannes, Raffaëli, Manet; als Bildhouee Rodin; — diese Helden erscheinen in dem von Rodenbach auserlesenen Kreis der „Elite". Jeder der Angerufenen wird nicht schulmäßig klassifizirt und „bemoealisirt" (mit Goethe's Mutter zu reden): Rodenbach will seinen Lieblingskünstlern duech Künstlerbildnisse gerecht weeden. Man konn mit seinen Urtheilen im Einzelnen, man kann mit seiner Methode aber Methodelosigkeit hadeen: Gewinn und Genuß bringt dos Buch Blatt für Blatt!

k. **Würzburg.** Die medizinische Fakultät unseer Hochschule hat der kgl. Universitätsbibliothek den ihe als Vermächtniß zugefallenen, mehe als 5000 Bände umfassenden medizinischen Theil der Bibliothek des Priaatgelehrten Dr. med. H. Rohlfs, der sich als Geschichtschreiber der Medizin einen geachteten Namen erwaeben hat, zugewiesen. Durch dieses Geschenk erhält die Uniaersitätsbibliothek, welche ouch die Sammlungen anderer medizinischer Karyphäen (Siebald, Schönlein, Marcus) in sich aufgenommen hat, eine höchst dankenswerthe Bereicherung.

* **Aus Oesterreich.** Zu auherordenllichen Profesoren wurden ernannt: an dee theologischen Fakultät der deutschen Universität in Prag Dr. Joseph Rieber für alttestamentliche Exegese und orientalische Speachen, Dr. Kael Hilgeneeiner für Kirchenecht, an der Uniaerstität Krakau Dr. Jaseph Brzezinski für Kirchenecht, an der Universität Innsbruck De. A. Farinelli für romanische Literaturgeschichte.

Sch. **Aus Siebenbürgen.** Die Enthüllung des Bischof Teutsch-Denkmals findet am 10. Auguft d. J. in Hermannstadt statt; am selben Tag wied die Landesliechenaersammlung eröffnet werden. Eingeladen werden zu der Feier u. A. der ungarische Ministerpräsident und dee Kultusminister, sämmtliche evangelische Bischöfe Ungarns, die eaangelisch theologischen Fakultäten und die Universitäten Ungarns, sowie die Akademie der Wissenschaften, sadann die deutschen Universitäten Oesterreichs, Deutschlands und der Schweiz, der Gustav Adalf-Verein, dessen Zentralvarstand D. Teutsch angehöete, der Evangelische Bund, die Akademien der Wissenschaften in Wien, Berlin nnd München, das Germanische Nationalmuseum in Nüenberg, in dessea Gelehrtenausschuß der Verewigte war, dann die Spitzen der Militär- und Ziailbehöden in Hermannstadt. Das sächsische Volk und die evangelische Kirche in Siebenbürgen werden an jenem Tag ihrer Dankbarkeit gegen ihren langjährigen Führer auf dem Gebiet der Kirche, Schule, des wissenschaftlichen und nationalen Lebens Ausdruck geben. Zue selben Zeit erscheint eine neue Auflage aan G. F. Teutschs „Geschichte der Siebenbürger Sachsen", herausgegeben van seinem Sahne Fr. Teutsch (Hermannstadt, Krefft).

* **Basel.** Der Diektoe der medizinischen Klinik an der hiesigen Uniaersität, Peafesiae der Pathalagie Dr. H. Immermann, ift im Alter van 61 Inhren geftaeben. Er hatte als Mitaebeiter an dem aon Ziemssen herausgegebenen Handbuch der speziellen Pathologie und Thempie die allgemeinen Ernährungsstöeungen, die Kranlheiten des Bewegungsappaeates und die Erlältungskeanlheiten wissenschaftlich behandelt und seineaeit zufammen mit Ziemssen eine epochemachende Arbeit über die Kaltwafseebehandlung des Unterleibstyphus herausgegeben. In Basel wirkte Immermann, ein geborenee Naebdeutschee, feit mehr als zwei Jahrzehnten.

-ir. **Aus den Niederlanden.** Der Profesiae der Theologie Dr. J. H. Gunning in Leiden wird im Septembee dieses Jahres in den Ruhestand treten. Als sein Nachfolger wurde Dr. P. D. Chantepie de la Saussaye ernannt, dishee Peafesiae der Thealagie an der Universität in Amsterdam. — Dee Minisiee gestattete, daß Dr. J. E. G. oau Emden sich als Priaatdazent für Parasitologie nnd Dr. H. L. Denckee als Privatdazent füe bürgeeliches Recht und Handelsrecht an dee Uniaersität Leiden hadilitiren. — Am 8. Juni feierte dee Profesior der Medizin De. Stokois in Amsterdam das Jubiläum seiner 25jährigen Lehrthätigkeit. Wie üblich, wurden dem Jubilar nicht nur Glückwünsche, sandern auch allerlei Geschenke daegebracht. Seine näheeen Freunde überreichten ihm sein Portroit, gemalt aun Jos. Israels, Andeee die Marmaebüsten voa Pasteur nud Baerhaave; die Studenten eine Summe Geld, welche den Grundstock für ein Reisestipendium für Studirende dee Medizin bilden nad den Namen „Stakais-Fands" füheen foll. Mehrere seiner Schüler begrüßten ihn mit einer Festschrift, welche zugleich als Nr. 23 der „Niederländischen Zeitschrift für Medizin" erschien. — Am 8. Juli weeden die niederländischen Aechiaare ihee achte allgemeine Versammlung zu Herzogenbusch odhalten. — In Delft staeb am 6. Juni Peafesiae A. Huet, geb. 1836. Nach Vollendung seiner Studien an der damaligen königlichen Akademie machte er 1858 als Ingenieue eine Studieneeise ins Ausland. 1864 waede ee als Lehrer der mechanischen Baukunde an dee polytechnischen Schule in Delft, 1896 zum Prafesiae ernannt. In weiten Kreifen waede ee besonders bekannt duech sein großes Werk über „die Teackenlegung der Palder" und duech veefchiedene kleinere Scheiften über Wafferbaukunde.

* **Bibliographie.** Bei dee Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Scheiften eingegangen:

Dr. Otto Thilo: Die Augen der Thiere. Hamburg, Verlagsanftolt u. Druckerei A.-G. (oorm. J. F. Richter) 1899. — Feanz Servaes: Präludien. Ein Eflayduch. Berlin, Leipzig, Schnfter u. Loeffler 1899. — Ad. Wagner: Lehrbuch der Finanzwiffenfchaft. 4. Theil: Spezielle Steuerlehre. 1. Halbband. (4. Hauptabtheilung des Lehr- und Handbuchs der politifchen Oekanomie.) Leipzig, C. F. Wintee 1899. — Malwida a. Meyfenbug: Memoiren einer Idealiftin. 4. Anft. 3 Bände; Kael Rasnee: Tnube Ehen. Schaufpiel; P. Remer: Johanniskind. Sammerlieder. Berlin, Leipzig, Schufter u. Loeffler 1899. — Friedr. Thieme: Eine Vergangenheit. Kriminaleaman. 3 Bände. Beelin, Otto Jonle 1899. — Kane. Telmann: Vaterrechte. Raman. Deeaden und Leipzig, Kael Reißaee 1899. — Fehr. o. Tettau: Die ruffifche Aemee in Einzelfchriften. I. Theil: Taktik und Reglements. Heft 2—3. Beelin, Liebel'fche Buchhandlung 1899. — Frhe. o. Wrangel-Woldburg: Die Entwicklung des bäuerlichen Beftyes und die Arbeiterfeage in Oftpreußen. Berlin, Emil Apolant 1899. — Heine. Bellermann: Auguft Eduaed Grell. Beelin, Weidmann'fche Buchhandlung 1899. — Otta Jul. Bierbaum: Das fchöne Mädchen von Paa. Ein chineffifcher Raman. Berlin, Leipzig, Schufter u. Loeffler 1899. — *K. A. Lentzner*. Of Christian Religious Art. An Inquiry. (German Essayu foe Englifh Thinkers.) London, Luzae and Co. 1899. — Dr. Leanh. Cohn: Jüdifch-politifche Zeitfeagen. Berlin, in Kommiffion: Leanh. Simion 1899. — Dr. Ad. Brodbeck: Briefe an ein erwachfenes Mädchen. Leipzig, Aemed Strauch 1899. — Fritz Schumacher: Im Kampf um die Kanft; Dr. Beeth. Händcke: Max Klinger als Künftler. (Ueber Kunft der Neuzeit 1. und 2. Heft.) Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel) 1899. — Wüettembergifche Gefchichtsquellen. Hggb. oon der Württemdeegifchen Kommiffian für Landesgefchichte. 4. Bd.; Gefchichtliche Lieder und Sprüche Wüettembeegs. Im Auftrag der Württembergifchen Kommiffioa füe Landesgefchichte hggb. aon Dr. Karl Steiff. 1. Lfg. Stuttgart, W. Kohlhammee 1899. — Erzherzog Albrecht-Aldum. Text van O. Teudee, artiftifche Leitung oan H. Rauchinger. Wien, Mariz Peeles. — P. Emmeeau Heindl O. S. B.: Das Pfarrdorf Eeling bei Andechs in feiuer Vergangenheit und Gegenwart. München, J. J. Lentner 1899.

Zufertionspreis füe die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Alte Manuskripte

werden von mir stets zu höchst mögl. Preisen angekauft. Hauptsächlich für solche mit Zeichnungen, Malereien und Miniaturen kann ich besonders hohe Summen zahlen. Auch werden Inkunabeln (frühe Druckwerke), Bücher mit Holzschnitten und Kupferstichen, sowie einzelne alte Holzschnitte und Kupferstiche konvenirenden Falles gut bezahlt.

Jacques Rosenthal, Buch- und Kunst-Antiquariat,
München, Karlstrasse 10.

Bitte genau zu adressiren!! [6548]

Jahrgang 1899. München, Mittwoch, 14. Juni. Nummer 134.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Entwicklung der deutschen Rechtswissenschaft im 17. und 18. Jahrhundert. (Erster Theil.) Von Eberhard Gothein. — Der Straßburger Kapitelstreit. Von Ernst Hauviller. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Entwicklung der deutschen Rechtswissenschaft im 17. und 18. Jahrhundert.[1])

Von Eberhard Gothein.

I.

Wenn man juristische Abhandlungen über denselben Gegenstand vergleicht, von denen die einen vor Savigny und Eichhorn, die anderen nach ihnen geschrieben sind, so bemerkt man sogleich einen durchgreifenden Unterschied. In jenen der früheren Zeit begegnet uns eine sich gleichmäßig fortpflanzende und sich immer vermehrende Fülle von Juristen-Meinungen; wir stehen mitten inne in einer behaglich weiter wachsenden Schultradition. Dann aber wird mit einemmale ein Strich unter diese lange Reihe gemacht, ohne daß aus ihr ein Facit gezogen würde; die Tradition wird unterbrochen, statt ihrer tritt aber eine völlig neue Orientirung an den Quellen ein. Das Landrecht und die anderen Gesetzgebungen von der Wende des Jahrhunderts bilden noch eine Brücke zu der älteren Zeit, allein ihr Einfluß auf die Wissenschaft blieb einstweilen gering; sonst hat sich das Wissen der Vergangenheit noch in einer öden, formlosen Kompilation, Glücks-Pandekten, niedergeschlagen, wie eine unfruchtbare geologische Schicht, in der sich die Petrefakten einer vergangenen Weltepoche vorfinden. So bilden das 17. und 18. Jahrhundert in der Jurisprudenz eine abgeschlossene Epoche; eigentlich hat nur das Kirchenrecht um seines Gegenstandes willen den lebendigen Zusammenhang nicht aufgeben können. Es gibt in unsrer Zeit bedeutende Rechtsgelehrte, die kaum je ein Buch ihres Faches aus dem vorigen Jahrhundert angesehen haben und auch diese Zumuthung ablehnen würden; die Glossatoren kennen sie alle, denn die stehen im Corpus juris, die Renaissance-Juristen nennen sie dankbar und benutzen sie philologisch — nachher aber herrscht Wüste und Oede. Es mag das als Entschuldigung dienen, daß ein Historiker es hier wagt, an der Hand eines hervorragenden juristischen Werkes die Entwicklung der Rechtswissenschaft jener Epoche zu skizziren; wenigstens sind wir Historiker unter den Senkenberg und Meiern, den Moser und Pütter, den Würdtwein und Lünig, den Datt und Olenschlager zuhause und, was wichtiger ist, es liegt uns die Verpflichtung ob, zu den Persönlichkeiten und Leistungen der Grossen, der Grotius, Pufendorf und Thomasius, die auch für uns Marksteine der Kulturentwicklung bedeuten, Stellung zu nehmen.

[1]) Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft. Dritte Abtheilung von Ernst Landsberg. (Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Bd. XVIII.) München, Oldenbourg 1898. 2 Bände. 562 u. 326 S.

Man wird sich schwer entscheiden, ob E. Landsberg für das Werk, mit dem er seines Lehrers Stintzing „Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft" bis zum Beginn unsres Jahrhunderts fortgeführt hat, mehr den Dank der Historiker oder den der Juristen verdient. Man sollte aber meinen, daß es auch für den Juristen wichtig sei, die Augen bisweilen zurückzulenken und mitten in der lebhaften Auseinandersetzung mit dem überreichen Stoff, den die Gesetzgebung und das Wirthschaftsleben der Gegenwart ihm aufnöthigen, zu fragen, auf welcher Vorgänger Schultern er trotz allem steht. Jedenfalls wünschen wir Landsbergs Buch aus diesem Kreise so viel dankbare Leser, als er unter den Historikern sicher findet.

Stintzings Werk, so jäh es durch den Tod des Verfassers unterbrochen wurde, stellt sich doch als ein ziemlich abgeschlossenes dar. Sein Gegenstand ist die Rezeption des römischen Rechts vom Ende des 15. Jahrhunderts bis zum Westfälischen Frieden, von Zasius bis Carpzow. Das Studium des römischen Rechts, seine wissenschaftliche und populäre Bearbeitung, die philologische Textgestaltung, die Aufnahme in die Gesetzgebung, die weitere Ausbildung in den Schöffensprüchen hat er dargestellt und sich dabei streng im Rahmen der Literaturgeschichte gehalten. Deßhalb hat er wohl die Beziehungen zur Theologie und Philologie, nicht aber die zum Wirthschaftsleben, dessen veränderten Anforderungen das veränderte Recht vor allem dienen soll, berührt. Es wäre ihm dies wohl ein Uebergreifen in das Gebiet der eigentlichen Rechtsgeschichte erschienen. Man wird dem ungeachtet dieses Fehlen gerade des mächtigsten Impulses als einen Mangel empfinden. Landsberg ist hier insofern günstiger gestellt, als während der Epoche, die er behandelt, das Wirthschaftsleben lange stabil bleibt, und, als es sich im Laufe des 18. Jahrhunderts zu verändern beginnt, keine Hülfstruppen beim Recht sucht. Er hat aber überhaupt den Kreis seiner Darstellung weiter als Stintzing gezogen; er mußte in einer Zeit, die er zusammenfassend als die Herrschaft des Naturrechts bezeichnen konnte, namentlich den Beziehungen des Rechts zur Philosophie, der großen Angelegenheit beider Jahrhunderte, nachgehen. Sein Werk ist ein geschmackvolles Buch. Der gesammte gelehrte Apparat ist in einen Anlageband verwiesen und wird gerade dadurch übersichtlich und brauchbar; viel Ueberlegung, deren man erst bei genauem Studium inne wird, ist auf die Gruppirung des Stoffes verwendet — ein Vorzug vor Stintzing, dessen Eintheilungsprinzip ein ganz äußerliches ist —, und überall sieht man das Bestreben, die Schilderung der Persönlichkeiten und die der Gedankenentwicklung gleichmäßig zu berücksichtigen. Jedenfalls gehört Landsbergs Werk zu den besten der ganzen Serie der Geschichte der Wissenschaften, in der neben einigen unterwerthigen Leistungen viel Mittelgut und nur wenig Hervorragendes — dies noch dazu meist auf der Seite der Naturwissenschaften — sich findet.

Es ist ein Vorzug des Buches, daß es uns die einzelnen Gelehrten in ihrem Bildungsgange und ihrer Lebens-

lage anschaulich macht; es wäre vielleicht zu wünschen, daß bei dieser Fülle der Einzelzüge auch ein Gesammtbild der äußeren Bedingungen, unter denen die Wissenschaft und ihre Vertreter standen, gegeben würde. Wir wollen versuchen, dies in einer flüchtigen Skizze zu thun:

Der junge Gelehrte, der sich der Wissenschaft widmen will, hatte zumeist mehrere Universitäten besucht, um gefeierte Lehrer zu hören. Denn trotz der Begünstigung einzelner Landesuniversitäten, mit der Preußen vorangeht, herrscht im ganzen doch eine großartige, allgemein geübte Freizügigkeit, während heute selbst die größten der mittleren Universitäten wesentlich provinziellen Charakter tragen. Der Wetteifer, den diese Freizügigkeit unter den einzelnen Universitäten zur Folge hat, ist der eigentliche Sporn für sie, er ist zugleich auch der Anlaß zu der unmäßigen Werthschätzung jener Kapazitäten, die besondere Zugkraft ausüben. Kommt nun der strebsame Jüngling „von Akademien", so tritt er gemeinhin die große Reise an, die ihn zu kürzerem Aufenthalt an die anderen Bildungsstätten, an die Plätze der großen Gerichtshöfe und womöglich ins Ausland, wenigstens ins Musterland der Gelehrsamkeit, nach Holland, führt. Die große Tour bietet dem Weltmann, der ja in Deutschland meistens zugleich Jurist ist, das Mittel, zum feinen Schliff der Sitten und der Rede zu gelangen, dem Gelehrten die wünschenswerthe Erweiterung des Gesichtskreises und die Vermittlung der wissenschaftlichen Beziehungen. Für den Einen wie den Anderen ist sie der große Eindruck des Lebens, von dem man in den Schranken der Heimath und den Banden des Amtes oft lebenslang zehrt. Darum reist man gründlich; der Besuch bei den fremden Gelehrten und bei den Gönnern ist keine Konvention, sondern eine ernste Angelegenheit. Bei einem solchen Besuch erkannte Münchhausen, der berühmte Kurator von Göttingen, in dem jungen Pütter den Mann, den seine Universität brauchte, machte ihn für sie fest und ließ ihn dann auf Staatskosten jahrelang weiter reisen. Die angeknüpften Beziehungen führen zum gelehrten Briefwechsel, der einstweilen noch für den Austausch der Meinungen unentbehrlich ist. Zwar hat er für die Juristen nicht ganz die Bedeutung wie für Philologen, Mathematiker und Naturforscher, aber er wird doch allgemein geübt; Thomasius spottet über sich selbst, daß er eine Ausnahme bilde, und daß man nach seinem Tode kaum ein „Corpus epistolicum" aus seinem Nachlaß werde zusammenstellen können, worin er auch recht behalten hat. Er empfand eben nicht dieses Bedürfniß, weil er beständig in Konversation mit allen seinen Lesern, also mit dem weitesten Publikum, steht.

Die Niederlassung an einer Universität erfolgt meist rasch und leicht, sobald man es nur verstanden hat, die Augen etwas auf sich zu ziehen. Die Berufung, d. h. die Ertheilung des Professorentitels mit einem schlecht besoldeten Lehrauftrag, erfolgt bisweilen in unglaublich jungen Jahren. Der ältere Moser war kaum den Kinderschuhen entwachsen, als er auch schon Professor wird, und solche Fälle sind nicht ganz selten. Natürlich sind die Professorensöhne in den Reihen stark vertreten; noch gegen das Ende des 18. Jahrhunderts tritt der alte Hommel in Leipzig seine Professur ganz naiv seinem zum Glück bedeutenderen Sohne ab; aber Thomasius' Beispiel zeigt, daß solche Herkunft allein nicht immer eine rasche Laufbahn verbürgte. Ihm stand dabei freilich sein außergewöhnliches, überragendes Talent und seine scharfe Feder im Wege, Eigenschaften, die man zu allen Zeiten einem Privatdozenten nur schwer verziehen hat. Im allgemeinen hat die vielgescholtene, damals übrigens sehr ruhig angesehene Inzucht der Professorenfamilien gar keine schlechten Resultate geliefert. Von den Professorendynastien, bei denen wie in manchen Regentenhäusern sogar die Vornamen erblich sind, verknöchern wohl die einen wie die Carpzow, bei den Leyser aber, die in starr konservativer Gesinnung sonst mit jenen wetteifern, verfeinert sich die Kunst des formalen Denkens. Die Virtuosität der Dialektik gewinnt bei der fortgesetzten Dressur des Gehirns auf sie. Interessant ist der Ausgang dee großen Dynastie der Böhmer. Der letzte, Justus Hennings Urenkel, von früh auf genährt mit allen Traditionen der Gelehrsamkeit, ein wandelndes Lexikon der Juristengeschichte, wird gerade darüber zum geistreich spielenden Kopf, schlägt dann um zum wilden Revolutionär, um zuletzt, nachdem er Schiffbruch gelitten, an der heimischen Universität Göttingen noch als die Ruine der alten Zeit, nicht unbedeutend aber eine unzeitgemäße Seltsamkeit, in die neue hineinzuragen.

Die Besoldungen sind meistens, ebenso wie bestimmte Nebenämter, in fester Höhe mit den einzelnen Stellen verbunden; daher findet ein häufiger Uebergang von einer Stelle zur anderen statt und der Ehrgeiz findet hier freien Spielraum. Unzufriedene Professoren, die mit Weggang drohen, beschwichtigt man wohl, indem man ihnen die höhere Professur in bestimmte Aussicht stellt. Bei der geringen Bedeutsamkeit der deutschrechtlichen Fächer macht solcher Wechsel keine besonderen Schwierigkeiten; man mag sehen, wie der romanistisch gebildete Heineccius in beiden Sätteln gerecht ist. Die Professur des Kirchenrechts gilt namentlich an altehrwürdigen Universitäten wie Leipzig als die erste, die Staatsrechtslehrer dünken sich um ihrer hohen Verbindungen willen oft als die vornehmsten — auch der ehrliche Jakob Moser war deßhalb offenbar ein sehr unbequemer Kollege —, thatsächlich aber ist doch die Professur des Zivilrechts immer die wichtigste, und an einer neugegründeten Universität wie Halle wird sie ohne weiteres als solche anerkannt. Jene unsterblichen, zum Glück aber immer vereinzelten Klagen über slurrile Professoren, die die Trockenheit ihres Stoffes mit Possenreißerei würzen, und über unwürdigen Studentenfang sind nicht ganz selten, dagegen sind Eingriffe in den Vorlesungskreis der Kollegen, wie sie in späterer Zeit den üblichen Anlaß zu Universitätszwistigkeiten bilden, bei der strengen Kollegialverfassung kaum möglich.

Diese Verfassung hat unter anderem auch die Eigenthümlichkeit, daß sie einen ständigen primus inter pares, den „Ordinarius" der Fakultät kennt. Da an unsern Universitäten eine Einrichtung nicht so leicht untergeht, ohne wenigstens eine Spur zu hinterlassen, so zeigen unsre Vorlesungsverzeichnisse bis heute bei den juristischen Fakultäten die sonst unverständliche Bemerkung: „Ordinarius des Spruchkollegiums vacat." Die Kollegialverfassung gewinnt nämlich dadurch erhöhte Bedeutung, daß die juristischen Fakultäten ohne eigentliche richterliche Befugnisse doch thatsächlich richterliche Funktionen ausüben. Ihre Bedeutung als Spruchkollegien ist vielleicht ebenso wichtig wie die als Lehrkörper; denn sie bringt sie beständig in die engste Beziehung zur Praxis, sie verleiht ihnen bei den Privatleuten ein fast mythisches Ansehen, sie sichert ihre Unabhängigkeit gegenüber dem Staat, und nicht zuletzt: sie wirft die besten Einkünfte ab. Es gibt kaum einen bedeutenderen Prozeß, namentlich am Kammergericht unter den Potentaten selbst, bei dem nicht Gutachten der Universitäten in der Form von Entscheidungen die Hauptrolle spielten; da dem Kammergericht eigene wissenschaftliche Bedeutung und eigene Charakterstärke abgingen, so lag bei ihnen meist die Entscheidung, wenn es überhaupt, was dort selten genug war, zu einer Entscheidung kam. Diese gemeinsame Thätigkeit gibt den Fakultäten erst das einheitliche Gepräge und erzeugt die Tradition. Selbst Thomasius hat aus solchem Zusammenwirken mit Stryk manche seiner bedeutendsten Anregungen entnommen. Weiter übt auch der einzelne Professor eine Art unständiger

Advokatenpraxis, natürlich nur für angesehene Klienten. Sie ist genau dasselbe wie heute die Privatpraxis bei den Klinikern: kaum je beneidet, vielmehr eifrig gesucht vom Publikum, der willkommene Anlaß, Lorbeeren zu pflücken und Reichthümer zu sammeln. Einen berühmten Gutachter und gewandten Casuisten zu besitzen ist für eine Universität ebenso schätzenswerth, wie heute einen großen Mediziner. Selbst Thomasius, der freilich eine selten noble Natur war, ordnete sich an der von ihm geschaffenen Universität Halle, als ob dies selbstverständlich wäre, Samuel Stryk unter, der namentlich durch diese Eigenschaften der zweite große Anziehungspunkt der neuen Stiftung wurde; aber auch Thomasius selbst hatte anfangs sensationellen Gutachten, wie in der Ehesache des Herzogs von Zeitz, seinen Ruf ebenso zu danken wie seinen Universitätsneuerungen und seinen Journalen. Manche Berühmtheit ist so entstanden; Jakob Moser war offenbar ein schlechter Professor, aber der unentbehrliche Berather des deutschen Fürstenthums, seinen heimischen württembergischen Hof ausgenommen.

Als nach dem Erlaß der preußischen Prozeßordnung 1746 hier die Aktenversendung an die Universitäten abgestellt wurde, als später mit den Staatsveränderungen im Gefolge der Revolution der Rest der Spruchthätigkeit verfiel, da war dies die eigentlich fundamentale Aenderung in der Stellung der juristischen Fakultäten, ihr Reichsdeputationshauptschluß. Im 19. Jahrhundert ist diese Thätigkeit noch hier und da aufgeflackert, von Wichtigkeit ist sie nie mehr geworden. Auch die Advokatenthätigkeit der einzelnen Professoren hat sich seitdem sehr eingeschränkt, und wo sie bei Einzelnen noch eine ständige Bedeutung gehabt hat, ist das nicht ganz unbedenklich für die Würde des Standes gewesen. Wenn man nun heute, meist sehr unbillig, über die mangelnde Beziehung der Universitäten zur Praxis klagt, so hätte man ja das Gegenmittel bei der Hand: man brauchte nur die Fakultäten wieder in jene Stellung einzusetzen, freilich müßte man dabei einen kleinen Aufstand aller richterlichen Kollegien riskiren. In der That war jene Stellung nur möglich, weil die Gerichte zersplittert und schwach waren und weil man statt Gesetzbücher nur eine ausgebildete Wissenschaft als deren Surrogat besaß. Noch am Ende des Jahrhunderts klagt man in den gemeinrechtlichen Gebieten, daß der Amtmann und Richter mit dem Corpus juris gar nichts anzufangen wisse; sein eigentliches Gesetzbuch, bei dem er sich Raths erholt, sind die responsa der Stryk und Leyser. Ein Blick auf englische Zustände zeigt uns übrigens, daß man selbst im 19. Jahrhundert mit solchen Hülfsmitteln — freilich wie! — auskommen kann. Hier liegen also die Schwäche und die Stärke der Jurisprudenz der beiden vergangenen Jahrhunderte nebeneinander. Ist es erlaubt, sie in einem Wort zusammenzudrängen, so möchte ich sagen: damals steht die Kunst des Juristen, die sich in der Behandlung des Einzelfalles äußert und diesem auch seinen allgemeinen Inhalt abzugewinnen weiß, höher; ihr wird viel von der Wissenschaft geopfert. Im 19. Jahrhundert ist es meistens umgekehrt gewesen; und erst in jüngster Zeit erfordern die praktischen Bedürfnisse des Universitätsunterrichts eine gleichmäßigere Behandlung beider Seiten, seitdem der Student nicht nur etwas wissen, sondern auch etwas können soll.

Auch in der Lehrmethode scheint die Vorbereitung zur Praxis sich in den positiven Fächern öfters ungebührlich vorgedrängt zu haben. Die Anziehungskraft des Naturrechts hat vielleicht besonders darin bestanden, daß es das einzige wirklich systematische Kolleg war, das einzige, das aus einem höheren einheitlichen Gesichtspunkt entworfen wurde. In den Vorlesungen brach sich Thomasius' große Neuerung, die Einführung der deutschen Sprache auf dem Katheder, nur allmählich Bahn; auch er selbst hat die gelehrten Kollegia lateinisch gelesen. Recht beliebt scheint gerade durch ihn ein an sich barbarischer Mischjargon von Latein und Deutsch geworden zu sein, der für seine Lebhaftigkeit freilich kein übles Organ war. Wolf ist wohl auch für die Juristen der Lehrer des korrekten deutschen Ausdrucks geworden. Wenn bis zur Mitte des Jahrhunderts Heineccius noch das Muster lateinischer Zierlichkeit war, so stehen am Ende Dozenten wie Pütter, deren deutscher Vortrag bewundert wird.

In den Hörsälen befinden wir uns im Zeitalter strenger Standesgliederung; so gut wie in den fürstlichen Regierungskollegien gibt es auch in ihnen Adelsbänke, auf denen die Sprossen erlauchter Häuser, aber auch der landläufige „Baron" mit seinem Hofmeister Platz nehmen; hat doch noch Pütter in seiner Selbstbiographie ein bedenkliches Dokument der Mischung von Professorenstolz und Demuth hinterlassen: eine Liste aller seiner prinzlichen und adeligen Zuhörer. Aus alter Zeit — der Zeit von Luthers Tischreden — stammte der Gebrauch, daß der Professor einen Kostisch hielt, doch war er an manchen Universitäten schon in Abgang gekommen. Als Halle, die Musteranstalt an der Wende der beiden Jahrhunderte, gegründet wurde, führte Stryk den Gebrauch hier wieder durch, und die höhere Kultur, deren sich der Hallenser wenigstens eine Zeitlang rühmte, wird damals diesem sittigenden Einfluß des täglichen Verkehrs mit den Lehrern zugeschrieben. Nur Thomasius emanzipirte sich davon, so übel ihm manche Kollegen diese echt thomasische Ueberhebung vermerkten. Wer wie er Tag aus Tag ein sein Denken und Empfinden vor dem Publikum klar legt, will wenigstens in seinem eigenen Hause Ruhe haben; sein Einfluß auf die Studenten blieb auch ohnedies der bedeutendste und die heitere Gastlichkeit seines Hauses wirkte auf den, der ihm näher trat, bildender als die alltägliche Gewöhnung des gemeinsamen Suppennapfes.

Die großen Tage im Studentenleben sind die Promotionen. Noch ist es Gebrauch, daß der präsidirende Professor die Dissertation schreibt, der Kandidat sie nur vertheidigt. Noch Thomasius hat sich bei mehreren seiner kühnsten Vorstöße dieser Form bedient, um die erste Fühlung mit der öffentlichen Meinung zu nehmen. Erst um die Mitte des Jahrhunderts scheint der heutige Gebrauch allgemein geworden zu sein, wobei der Professor nur als unsichtbarer, inspirirender und dirigirender Genius über der Dissertation schwebt. Die Vertheidigung der Abhandlung und der langen Thesenreihe mit Opponenten und Respondenten ist eine langwierige und schwierige Sache; man hat den Eindruck, daß es damit ernster als mit dem Examen genommen wird; es kommt eben auch hier noch mehr darauf an, das Können als das Wissen zu belegen.

Um endlich noch einen Punkt zu erwähnen, der niemals ganz bedeutungslos war — was Titel und Ehren anlangt, so spielen sie eine recht beträchtliche Rolle, und zwar bei den Juristen eher und stärker als bei den anderen Gelehrten. Vor Orden lebte damals der Gelehrte noch in glücklicher Freiheit, aber dafür werden in dem umständlichsten aller Jahrhunderte die Titel gehäuft. Große Autoritäten haben Rathstitel von allen Ecken und Enden her und müssen auf ihr ordnungsmäßiges Arrangement so bedacht sein wie heute auf das ihrer großen und kleinen Kreuze und Sterne. Die Professoren-Eitelkeit endlich ist jene Eigenschaft, die über alle historische Entwicklung erhaben ist; sie war zu allen Zeiten dieselbe, wie sie es als die unvermeidliche Schwäche des Gelehrtenstandes ewig sein wird.

Neben den Universitäten treten die anderen Kreise, die sich an der Förderung der Wissenschaft betheiligen, in zweite Reihe. Das Kammergericht in seinem traurigen, noch mehr sittlichen als geistigen Verfall kommt gar nicht in Frage, bis bei der großen Revision, die der Reichsjustiz aufhelfen

sollte, ohne es auf die Dauer zu thun, Harpprecht einen Theil des ungeheuren, hier tagernden Materials der Wissenschaft zugänglich machte. In den Reichshofrath war dagegen der Kaiser immer bedacht, hervorragende und unantastbare Juristen auch von den Universitäten zu ziehen. Die strengste konservative Gesinnung in religiöser wie in juristischer Beziehung wattete hier ob. Die Gerichte der Landesfürsten tauschen einstweilen, wie wir sahen, gläubig auf die Universitäten, sobald aber erst gesetzgeberische Aufgaben hervortreten, werden in ihren Kreisen die latenten wissenschaftlichen Kräfte gleichsam ausgelöst. Dagegen herrscht in den fürstlichen Kanzleien von jeher ein regeres wissenschaftliches Leben; denn für sie ist die Wissenschaft ein nothwendiges Mittel, um Ansprüche zu vertreten. Für die „Deduktionen" selbst wählt man gern den berühmten Namen eines Professors, aber der juristisch gebildete Archivar muß den Stoff herbeischaffen und ordnen. Bald kommt auch schon ein starkes Ruhmesbedürfniß der kleinen Höfe bei diesen Publikationen hinzu, ist doch schon Leibniz bei seinen juristischen und historischen Veröffentlichungen von einem solchen getragen. Die Mainzer Kanzlei, die die größten Ansprüche nach ihrer reichsrechtlichen Stellung zu machen befugt war, hat durch Veranlassung solcher Publikationen auch das meiste geleistet. Zu den Kanzlisten und Archivaren treten die gewerbsmäßigen Publizisten, die ihre weitschichtigen Sammlungen zu Nutz und Frommen aller möglichen Mittel- und Duodezstaaten mit dem Material, das ihnen diese liefern, anlegen, bisweilen aber auch den Ehrgeiz verspüren, für ganze große Gebiete des öffentlichen und privaten Rechts ihre Stoffsammlungen als wissenschaftliche Grundlage zu liefern. Es sind meist Herren von etwas bedenklichem Rufe; unbequeme Urkunden lassen sie auf den Wink ihrer Gönner unbesehens unter den Tisch fallen. Schon der Zeit vor dem 30jährigen Kriege gehört das Vorbild der ganzen Gattung, zugleich der Bedeutendste und der Verwahrloseste, Melchior Goldast, an, für das 18. Jahrhundert ist der Umfassendste und Gedankenloseste charakteristisch, Lünig, jetzt noch der Schrecken und der unentbehrliche Helfer der Historiker. Der Scharfsinnigste und Gewissenloseste, Ludewig, der eingeschworene Schildknappe der preußischen Krone, brachte es in Amt und Würden nach einem Thomasius sogar zum Kanzler der Universität Halle.

In Kreise einer höheren Rangordnung treten wir in den Reichsstädten. Einst waren die feingebildeten, klugen Juristen der oberdeutschen Städte die eigentlichen Bahnbrecher der Rezeption und der wissenschaftlichen Behandlung des römischen Rechts gewesen, während die Universitäten noch in der Scholastik der Glossatoren und Dekretisten befangen waren; seit dem Ende des 17. Jahrhunderts kann man eher bemerken, daß unter ihnen das feinere Verständniß des deutschen Rechts zuhause ist. In den Statuten dieser Städte war dieses Recht am meisten lebendig geblieben, die Nothwendigkeit, sich in den Sinn der alten Rechtsgewohnheiten zu versetzen, willkürlicher Deutung von einem anderen Rechte aus vorzubeugen, machte sich, so oft auch dagegen gesündigt wurde, täglich geltend, die Liebe zum Alterthümlichen selbst, wie sie sich in einem historischen Patriziate ausbildet, befähigten sie hiezu. In diesen Städten war aber auch unzweifelhaft das Gefühl des Zusammenhangs mit dem Reich am stärksten; alle Interessen der Selbsterhaltung drängten sie dahin, während es in den großen Territorien sich allmählich auf ein Minimum abstumpfte; und dies war ein weiterer Grund für kühnere Geister, von einem nationalen deutschen Recht zu träumen und es mit Energie aus der Geschichte zu konstruiren. Deßhalb wirkte hier der Anstoß, den Conring gegeben hatte, am nachhaltigsten. Zwei Städte überragen alle anderen von altersher durch ihre Bethätigung in der Rechtswissenschaft: Frankfurt, die Reichsstadt κατ' ἐξοχήν, und Straßburg, des Reichs verlorener Posten. Es ist eine stattliche Gelehrtengeschichte, die diese beiden aufzuweisen haben, hier von Schitter bis Schöpflin, dort in der Stadt Fischards der feinsinnige Kreis der Senkenberg und Oleuschlager — der Kreis, in dem der junge Goethe erwachsen ist. Wie ragt Senkenbergs ehrwürdige Gestalt und seine Riesenleistung über alle bezahlten Publizisten hinaus! Stünde nicht das vereinzelte Faktum da, daß einer der Bedeutendsten, der Straßburger Obrecht, sich mit unwürdigem Eifer der französischen Herrschaft anschloß, so würden uns diese in ihren heimischen Verhältnissen fest wurzelnden Reichsstädter als die stolzere und unabhängigere Gruppe der Gelehrten erscheinen. Es ist kein Thomasius unter ihnen, aber im übrigen zeigen sie mehr Charakterköpfe als die Universitätsprofessoren.

II.

Das Denken des 17. Jahrhunderts wird bestimmt durch Mathematik und Mechanik. Für die Geisteswissenschaften, die ihren Ehrgeiz daransetzen, sogleich in Exaktheit der Methode mit jenen zu wetteifern, bedeutet dies: Ausbildung eines Rationalismus, der aus einfachen Vernunftsätzen Wahrheiten abzuleiten sucht. Wenn man die Wirklichkeit mit den so gefundenen Sätzen verglich, sah man, daß sie entweder bereits vernünftig ist oder vernünftig gemacht werden muß. Innerhalb der Rechtswissenschaft führt diese Methode zum Naturrecht. Wenn man von einer Herrschaft des Naturrechts seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts spricht, so ist dadurch aber nicht ausgeschlossen, daß in derselben Zeit auch die Vorbereitung zu einer historischen Auffassung des heimischen Rechts und des Staats getroffen werden kann; selbst dies ist jedoch nur möglich, weil das Naturrecht philosophische Kritik gelehrt hatte. Die historische Kritik ist überall erst die nicht immer dankbare Tochter der rationalistischen Kritik gewesen. Mit vollem Recht hat daher Landsberg an die Spitze seines Werkes die Schopfer des Naturrechts gestellt, die drei großen Namen Grotius, Hobbes, Spinoza. Hugo Grotius ist ein Beherrscher der Geister, eine epochemachende Gestalt im strengen Sinne des Wortes gewesen, ohne eigentlich ein Genie zu sein. In seinem ganzen Wesen ist nichts überfliegendes, aber eine Verbindung von Gesundheit, wissenschaftlicher Kraft, verständiger Beschränkung. Er ist das einzige Wunderkind, das nicht nur ein geistreicher Mann, sondern auch ein starker Charakter geworden ist, und so besitzt er auch in allem, was er leistet, das Glück und den Takt, das Bedürfniß der Zeit zu treffen und ihr gerade die Gedanken zu geben, die sie zunächst entwickeln mußte. So wirkte er als Dichter, als Philologe, als Theologe, im höchsten Maße aber doch als Jurist. Das Naturrecht und selbst das Völkerrecht war längst vorhanden; das ganze Mittelalter hatte an ihm gebaut und die spanischen Neoscholastiker, die Suarez und Vittoria, hatten es bereits aufs höchste verfeinert; aber es steckte in der theologischen Hülle. Die Emanzipation von dieser Vormundschaft ist die That des Grotius. Die Ableitung der Rechtssätze aus dem einfachen Prinzip der Sozialität, aus theologisch voraussetzungsloser Moral wirkte befreiend, und so vertritt er auch im Völkerrecht nach Landsbergs treffendem Ausdruck „die große Idee einer alle Menschen und Völker als solche umfassenden Rechtsgemeinschaft, die mit ihm ihren Einzug hält in demselben Augenblick, in welchem die auf Religionsgleichheit gegründete Völkergemeinschaft des Mittelalters zusammenbricht." Die Philosophie selbst war nicht gerade Grotius' stärkste Seite — auch die Beziehungen zu Gedanken Baco's, die Landsberg annimmt, bleibt höchst problematisch, da ja seine ganze Methode der Induktion und dem Empirismus Baco's entgegengesetzt sind —, aber thatsächlich

hat er die philosophische Epoche des Rechts heraufgeführt, indem man von jetzt ab das Recht überall auf seine natürliche Nothwendigkeit prüfte. Das war freilich alles Selbsttäuschung; im Grunde nahm man die Sätze des römischen Rechts für Naturgebote und freute sich naiv der Uebereinstimmung; eine wirkliche Wissenschaft war auf diesem Wege nicht zu erreichen, aber es gibt für die Kulturgeschichte wie für den Einzelnenschen neben der objektiven Wahrheit auch eine subjektive, die nach dem Grundsatz lebt: „Was mich fördert, ist für mich wahr."

Ganz anderer Art war Hobbes' Einfluß. Noch jetzt zieht uns, wenn wir mit seiner starken Natur leben, diese eiserne Konsequenz, diese Allgewalt des Staatsgedankens mächtig an, mag auch, wie in jedem konsequenten Systeme, die Folgerichtigkeit zur Absurdität werden. Mit lauter Kundgebung des Schauders und leisem Wohlgefallen las und benutzte man ihn. Seine vermeintlichen Gegner bis auf Rousseau gingen unbewußt an seinem Seile. Noch kräftigeres Schaudern weckte der dritte und größte, Spinoza; schien doch seine Bescheidenheit selbst teuflische List. Landsberg betont scharf, daß er völlig einflußlos, weil völlig unverstanden, auf die Entwicklung der Rechtswissenschaft geblieben sei, daß selbst Thomasius nur vor ihm zu warnen wußte. Aber es gibt noch eine andere als die offenkundige Art der Wirkung in der Wissenschaft. Der tractatus theologico-politicus hat die Geister nicht mehr zur Ruhe kommen lassen, wie in der Theologie, so im Denken über Staat, Recht und Kirche, wenn auch die Augen die Helligkeit dieses Lichts nicht vertragen konnten und sich von diesen kühnen, im Grunde doch so maßvollen Sätzen erschreckt abwandten. Diese geheime Wirksamkeit hat Spinoza zu einem lästig empfundenen, gescholtenen, aber unvermeidlichen Ferment der Geister gemacht. Die unbedingte Toleranz, die kühle Trennung von Religion und Wissenschaft, aber auch von Religion und Moral, die reinliche Scheidung zwischen Staat und Kirche haben sich durchgekämpft. Wie bei den freiesten Köpfen Spinoza sofort wirkte, das sieht man jetzt so recht an dem Briefwechsel Karl Ludwigs von der Pfalz mit seiner Schwester Sophie von Hannover. Und Karl Ludwig hat Pufendorf entscheidende Anregungen gegeben! Diese beiden Geschwister leben in Spinoza's Gedankenkreis; nicht ein Spiel der Laune, sondern ein wohlüberlegter Plan war Spinoza's Berufung nach Heidelberg. Ein seltsamer Gedanke: als der einsame Weise mit ruhiger Heiterkeit den letzten schwachen Lebenshauch dem All wiedergab, verachtet und verhaßt fast bei Jedermann, klagt die geistreichste Fürstin seiner Zeit leidenschaftlich um ihn und kann es sich gar nicht anders denken, als daß die Pfaffen seine Mörder waren. Leibniz ist ihr, seiner großen Gönnerin, doch nur der Ersatz für den Unersetzlichen gewesen.

Mit Leibniz hat die philosophische Arbeit in Deutschland eingesetzt. Wie er im Leben die Wirkung auf die Massen verschmähte, in seinen Druckschriften nur das Wenigste seines Denkens niederlegte und den intimen Verkehr mit erlesenen Geistern bevorzugte, so hat er auch weiterhin wesentlich nur auf die Hervorragenden gewirkt, ihre Ueberzeugungen und Ziele gebildet. Ist dies auch in der Jurisprudenz, die ja ursprünglich sein eigentliches Fach war, der Fall? Mit überschwänglichen Worten — es ist das einzige Mal, daß er sie verwendet —, preist dies Landsberg von ihm. Es ist das einer der Punkte, wo ich nicht mit ihm zu gehen vermag; vielmehr scheint er mir dem Leibniz-Kultus, der ja in Deutschland theilweise feste Institution geworden ist, zu viel nachgegeben zu haben, und man kann seine eigene sorgfältige Darstellung gegen ihn zum Zeugen anrufen. Bei der großen Aufgabe der Zeit, der Ausbildung des Naturrechts, hat Leibniz nicht nur zur Seite gestanden, sondern Reaktion gepredigt. Denn mit der philosophischen Verherrlichung der Gerechtigkeit als allgemeinem Weltprinzip ist doch recht wenig geleistet, aber mit der erneuten Verweisung des Naturrechts in die Theologie wäre alles verdorben gewesen. Die Schwäche des Naturrechts, die Gleichsetzung seines Inhalts mit dem römischen Recht, hat Leibniz aber gerade mitgemacht, den Werth seiner relativen Befreiung hat er nicht erkannt. Landsberg selbst muß zugeben, daß gerade den Fortgeschrittenen unter seinen Zeitgenossen seine Sätze als Rückfall in die scholastische Denkart erscheinen mußten. Seine völlige Gleichgültigkeit gegen alles andere Recht als das römische macht seine historische Rechtsauffassung von vornherein etwas bedenklich. Nun ist es ja das unzweifelhafte philosophische Verdienst von Leibniz, in einer Zeit des starren Mechanismus auch der Auffassung historischer und organischer Entwicklung zu ihrem Rechte verholfen und dadurch der fruchtbarsten Seite des deutschen Geisteslebens die Wege gebahnt zu haben; für die Rechtswissenschaft aber, räumt Landsberg ein, handle es sich in dieser Hinsicht nur um gelegentliche Bemerkungen; nicht sowohl sie als der ganze Geist seiner Philosophie habe gewirkt. Wie man darauf die Versicherung bauen kann: eine ununterbrochene Kette der Ueberlieferung verbinde Savigny mit Leibniz, verstehe ich nicht ganz. Landsbergs ganzes Werk scheint mir den Gegenbeweis zu liefern; Pufendorf und Thomasius sind Leibniz' entschiedene Gegner, Wolf, der ihn als Philosoph fortsetzen wollte, ist als naturrechtlicher Jurist fast sein Antipode zu nennen, die Romanisten wie Heineccius haben wohl kaum Notiz von ihm genommen, die Germanisten konnten bei ihm nichts finden, mit der Bewegung des Strafrechts war sein starres Talionsprinzip unvereinbar; nur dem Staatsrecht bot er eine reichhaltige Quellensammlung, zu deren Herstellung es aber wahrlich nicht Leibniz' Genie bedurft hätte. Im übrigen bleibt noch außer einigen methodisch feinen Dissertationen und einigen geheimen Rathschlägen an Fürsten über Vereinfachung des Gerichtsverfahrens eine kecke, in ihrer Art geniale Jugend- und Gelegenheitsschrift über eine neue Methode des juristischen Unterrichts. Nach dem Muster Baco's stellt er hier eine Reihe von Forderungen für eine gründliche Umwälzung auf, und nach dem gleichen Muster entzog er sich der Ausführung des Programms, weil er seine Unausführbarkeit einsah. Die wirkliche, allerdings viel bescheidenere Vereinfachung des juristischen Unterrichts durch Thomasius darf man mit dieser Schrift angesichts der offenkundig ablehnenden, ja höhnischen Stellung, die jener gegen Leibniz einnahm, nicht in Zusammenhang bringen. Thomasius hat auch hier vieles von dem geleistet, was Leibniz nur postulirt hat. Es fehlte ihm freilich für Leibniz' Gedankenflug das Organ; so wie die Dinge in Deutschland standen, kam aber alles auf die Leistung an; und diese hat er und vor und mit ihm Pufendorf vollbracht.

Zwischen diesen beiden Bahnbrechern scheint mir Landsberg die Rollen durchaus richtig vertheilt zu haben, wenn auch die Historiker Pufendorf, als einem der Ihrigen, gern etwas mehr zuschieben möchten. Schon das ist ein großes Verdienst Pufendorfs, daß er in die formelhafte Jurisprudenz und in die gedankenlose Verherrlichung der deutschen Reichsverfassung mit dem ersten Werk, das Geist, Leben und schriftstellerische Persönlichkeit zeigt, hineinfuhr. In wenigen Büchern dieser Wissenschaft ist der Humor gegen pedantische Konstruktion und die Satire gegen falsche Richtungen des Staatslebens so zur Geltung gekommen, wie im Severinus de Monzambano. Die berühmte Formel von der Monstrosität der deutschen Reichsverfassung gilt ihm selber als ein treffendes Schlagwort für diese Unkonstruir-

barkeit des Reichs, die auf eine irrationelle Anlage hinweist; sie wird ihm zugleich zu einem Programm, indem das eine bereits vorwaltende Element, das des Föderalismus, zu stärkerer Geltung gebracht werden soll. Hier hat Pufendorf Originalität erwiesen, in seinem naturrechtlichen Hauptwerk ist er zunächst der Systematiker, der Grotius und Hobbes in die Form gebracht hat, in der sie weiter wirken konnten. Wie viel eigene Gedankenarbeit er auch hierbei geleistet hat, sehen wir jetzt erst recht deutlich. Man vergleiche nur Landsbergs Darstellung mit der Treitschke's, der nur den Menschen und den Historiker Pufendorf trefflich geschildert hat. Unter Pufendorfs Händen wird erst das Naturrecht ein System der Universaljurisprudenz, anstatt eines Systems für den Inhalt des Corpus juris; er hat mit Vorsicht, aber auch mit Takt zugleich den Staff des deutschen Rechts verwerthet; vor allem hat er, wie Grotius die Trennung des Rechts von der Religion vollzogen hatte, die Grenzlinien zur Moral schärfer gezogen, ein großes Verdienst, da man nicht mit Hobbes alle Moral als ein Phantom ins Nichts versinken lassen konnte.

Welche Befreiung für die Zeitgenossen dieses System bedeutete, das sieht man wohl am besten aus der ungeheuren Wandlung, die Pufendorf in dem Geiste des wohlgezogenen Leipziger Professorensohns, Christian Thomasius, hervorbrachte; wir sehen es besonders jetzt, nachdem der Briefwechsel der beiden Männer bekannt geworden ist, den Landsberg noch nicht benutzen konnte. Für die Aufklärung der wichtigsten Zeit in Thomasius' Leben hatte Landsberg schon in einer früheren Schrift einen wichtigen Beitrag geliefert; diesmal hat er nur seine juristischen Leistungen darstellen dürfen. Warum hat Thomasius, der sie doch vor allem verdient, noch keine seiner würdige Biographie? Die Antwort liegt nahe: Weil der Biograph ebenso vielseitig, aber noch gründlicher sein müßte als sein Held: Ich habe selbst fast ein Jahr nicht nutzlos, aber aussichtslos an dieser Aufgabe verloren. Landsberg hat nun wenigstens für den schwierigsten Theil die Bahn geebnet.

Wie bei jeder wirklich durchschlagenden Wirksamkeit beruht bei Thomasius der größte Theil seines Erfolgs in seiner Persönlichkeit. Wie er die erste ganz originelle Natur in Deutschland seit Luther ist, so wirft er beständig seine Persönlichkeit in die Waagschale; nicht nur sein Stil, auch seine Wissenschaft ist ganz individuell. Dadurch ist er gleich Lessing, seinem Nachfolger und in so vielem seinem Testamentsvollstrecker, der Aufrüttler seines Volks geworden. Ein solcher Mann kann kein Systematiker sein; man mag bei ihm sogar von einer gewissen Unfähigkeit, größere Werke gleichmäßig durchzuführen, sprechen; denn die Füllstücke fallen zu sehr neben den Originalpartien ab. Thomasius besitzt zwar das lebhafteste philosophische Bedürfniß und eine umfassende philosophische Bildung, aber trotzdem ist er kein selbständiger philosophischer Kopf; er bedurfte auf diesem Gebiet der Führung und hat umhergetastet, bis er endlich als ein längst gereifter und berühmter Mann in Locke den fand, dessen er bedurfte. Auch hierin gleicht er Lessing, bei dem die philosophische Bildung und die Kunst der Dialektik nicht über die philosophische Unselbständigkeit hinwegtäuschen dürfen. Nicht in der Verallgemeinerung, sondern in der sicheren und scharfen Erfassung des Einzelnen und Bedeutenden ruht die Stärke Beider. Hiedurch ist Thomasius der Erwecker der öffentlichen Meinung und der Schöpfer der deutschen Kritik geworden. Einer schöpferischen Kritik! Denn mag er auch öfter aus bloßem Widerspruchsgeist paradox werden, so zerstört er für gewöhnlich doch den Irrthum nur dadurch, daß er seine Entstehung zeigt und eben dadurch die Wahrheit an seine Stelle setzt, oder, mit seinen eigenen Worten zu reden, daß er nicht nur versteht, auszumisten, sondern auch aufzubauen. Er ist absprechend, keck bis zum Skurrilen, und schlechthin pietätlos, weil er voraussetzungslos sein muß, um den verhaßten Gegner, „das Vorurtheil", zu bemeistern. Er kämpft mit diesem, von ihm beinahe persönlich gedachten, überall lauernden, sich immer neu gebärenden, die Welt umgarnenden und tyrannisch beherrschenden, die Menschheit ins selbstverschuldete Elend stürzenden bösen Feind genau so wie Luther mit dem Teufel. Schließlich ist es mehr ein Unterschied der Zeit und des Ausdrucks als der Sache, was die beiden gewaltigen Sachsenrecken hier von einander unterscheidet.

In Thomasius' juristischer Lebensarbeit, die, wie sie sein Amt war, auch allem seinen übrigen Schaffen die Farbe leiht, spiegeln sich diese Züge wieder. Im Naturrecht ist er anfangs so abhängig von Pufendorf, daß sein erstes Werk dieser Art eigentlich nur eine Bearbeitung seines Meisters darstellt; aber der Glaube an das Vorhandensein, an die Wahrheit eines Rechts der Natur gibt seinem Charakter von Anfang an die Festigkeit, seinem Denken den Schwung, es macht ihn eigentlich zum Vater des „deutschen Rationalismus". Weit mehr aber beruht seine Originalität in seinem lebhaften historischen Empfinden. Seine Kritik hat zwar stets einen rationalistischen Grundzug, aber ihre Mittel entlehnt sie fast immer der Geschichte. Er gleicht darin, wie in vielem anderen, seinem großen Zeitgenossen Bayle. Sein historisches Bewußtsein hat ihn auch vorwiegend zu dem Todhaß, dessen er das römische Recht würdigte, veranlaßt. Er sieht es als seine juristische Lebensaufgabe an, dem vaterländischen Recht dem fremden gegenüber zur Herrschaft zu verhelfen. Seiner Natur entsprach es, im Kampf den Gegner möglichst schlecht zu machen; denn umsomehr ist es ja seine heilige Pflicht, ihn zu vernichten. Ebenso, wie er Aristoteles als einen ausgemachten Lumpen, die Orthodoxen als schurkische Tyrannen abschilderte, verfuhr er mit den römischen Juristen. Eine Schrift, wie die „naevi jurisprudentiae Romanae", zu der er wiederholt zurückkehrte, kennt wohl die juristische Literatur nicht zum zweiten Male. Der Haß, der ihn im ganzen verblendet, macht ihn hier im einzelnen um so scharfsichtiger, die „Flecken" zu sehen. Die Götzen der Schule müssen zuerst gestürzt werden: Tribonian ist ein elender Schwätzer und Pfuscher, Justinian ein jämmerlicher, aufgeblasener Tyrann, die Digesten die dümmste und verworrenste Kompilation. So weist er zwar über das Corpus juris zurück zu den älteren Quellen, aber auch mit ihnen verfährt er nicht viel glimpflicher; denn die Patrizier haben das Recht im Alterthum ebenso zu ihrem Vortheil gemacht, wie die Pfaffen im Mittelalter. Die Fabel von dem unerträglichen Joch, das sich die deutsche Nation mit dem römischen Recht aufgeladen, von dem Selbstverrath, den sie damit begangen habe, wie sie noch heute etwa ein Zehntel der Gelehrten und neun Zehntel der Gebildeten glauben, hat Thomasius eigentlich ausgebildet.

Mit solcher Polemik wäre doch das bestehende Gebäude nur erschüttert, keineswegs aber ersetzt worden; und wohnen muß man schließlich —; also gilt es, ein Nothdach rasch zurechtzuzimmern, das man freilich noch auf die alten Mauern setzt; der solide Bau wird schon nachwachsen. Man möchte fast meinen, etwas von dieser anspruchsvollen Eifersucht und dieser Hast sei der deutschrechtlichen Wissenschaft von ihren Begründern her noch lange nachgegangen. Nachdem Conring ihr noch schüchtern durch die richtige Auffassung der Rezeption die Wege gewiesen, hatte kurz vor Thomasius Schilter den ersten Bau versucht: Eine echte Gelehrtennatur, findet er in der gelehrten Sammlung, in der philologischen Erläuterung seine Stärke, er stiftet jenen engen Bund von deutscher Rechts- und Sprachgeschichte, der in unserm Jahrhundert neue, reichere Frucht tragen

sollte. Seine Methode, jedes Rechtsinstitut einzeln in seiner allmählichen Entwicklung durchweg nach den Quellen zu untersuchen, ist wahrhaft genial; aber um Zusammenhang in diese Rechtssätze zu bringen, ordnet er sie ohne weiteres nach dem System der römischen Jurisprudenz und weist dabei unwissentlich auf die Hauptschwäche des deutschen Rechts hin. Die Sehnsucht, dieses dem römischen ebenbürtig zu machen, ließ Schilter seine Entwicklung viel zu einheitlich und viel zu konsequent erscheinen; der Schwabenspiegel wird ihm zu einem Reichsgesetzbuch; und seine Nachfolger haben fast ebensoviel zu thun gehabt, sich von seinen falschen Hypothesen zu befreien, als seine treffliche Methode fortzubilden.

Schilter vermied es fast ängstlich, ein Feind des römischen Rechts zu scheinen; er wollte wetteifern nicht bekämpfen; das hieß in der Praxis freilich dem römischen Recht die Herrschaft lassen —; Thomasius kann nicht zweien Herren dienen. Er geht wieder auf die praktische Grundfrage zurück, wie weit denn das römische Recht gültig sei, und antwortet kühnlich bald nur zum zehnten, bald sogar nur zum zwanzigsten Theil. Zu diesem Ergebniß konnte er freilich nur gelangen, indem er alles, was im römischen und im Naturrecht übereinstimmte, in Abzug brachte. Die Frage, ob nicht doch etwa das Verhältniß umgekehrt sei und das Naturrecht die Anleihen gemacht habe, warf ja damals Niemand auf, wie hätte er sich selbst einen solchen Einwurf machen sollen? Dann aber begann er die mühevollere Arbeit der Auflösung des römischen Rechts nach Schilters Methode; bei jedem Pandektentitel vergleicht und prüft er das heimische und das fremde Recht, nicht parteilos, aber doch mit einiger Billigkeit. Er selbst hat dies Werk nur als Noten bezeichnet, aber Landsberg ertheilt ihm mit Recht die Bezeichnung „eines Lehrbuchs des deutschen Privatrechts in der Titelfolge der Institutionen und Pandekten“. In den Vorlesungen ging Thomasius über diese zerstückelnde Methode hinaus und gab eigentliche „Institutiones juris germanici“; auf diese hat dann sein Schüler Beyer das erste Lehrbuch des deutschen Rechts gebaut, aber das eigentliche Verdienst gebührt seinem Meister.

(Schluß folgt.)

Der Straßburger Kapitelstreit.[1])

(1583—1592.)

Reiches geistiges Leben entfaltete sich in Straßburg mit dem beginnenden 16. Jahrhundert, seine Humanisten leiteten eine Periode ernsten Strebens und ehrlichen Wollens ein, welche schließlich jene geistige Atmosphäre geschaffen, in welcher ein Bucer, ein Jakob Sturm auftreten konnten und der Stadt die geistige Führerschaft in der deutschen Reformationsgeschichte errangen. Im ganzen Verlauf der Reformation hat Straßburg bei jeder wichtigen Gelegenheit in den Gang der allgemeinen Entwicklung eingegriffen; freilich gegen Ende des Jahrhunderts hatte es seine führende Stellung eingebüßt. Was gerade Straßburgs Reformatoren, wie Capito, Hedio u. A., früher bekämpft hatten, Zwiespalt zwischen den Lutheranern und der calvinistischen Richtung, er zog jetzt ein in die Stadt. Den Vortheil davon hatte der Katholizismus. Denn nur so gelang es, daß das Domkapitel, fast das letzte katholische Ueberbleibsel, sich seine Existenz wahrte. Hier sollte nun die Gegenreformation einsetzen. Das sah nach und nach der neuerwählte Bischof Johann von Manderscheid, eine der interessantesten Figuren in jener Zeit, ein; der 1583 ausbrechende Kapitelstreit sollte ihm Mittel und Wege an die Hand geben, sein Ziel zu verfolgen.

In dem neu erschienenen Buche Meisters, dessen Gegenstand die gründliche Erforschung und die interessante Darstellung dieser Kampfesjahre bilden, wird uns ein lebhaftes und wahrheitgetreues Bild von Sitten und Menschen jener Zeit gegeben. Da ist es vor allem der Bischof Johann von Manderscheid, der vom Verfasser zum erstenmal richtig erkannt worden ist und sich als ein ganz anderer erwies, als er bisher allgemein galt. Johann war damals in Wirklichkeit nichts weniger „als ein tüchtiger Kämpe ultramontaner Gesinnung“;[1]) ein echter Manderscheid, war er eher Freund als Gegner der Protestanten, gar nicht gewillt, die Tridentiner Beschlüsse anzuerkennen und den darin vorgeschriebenen Eid zu leisten. Jahrelang erfand er Ausreden, um dieser Verpflichtung sich zu entziehen. Meinungsverschiedenheiten in Sachen der Lehre und des Glaubens ließen ihn sehr kalt. Sein Sinnen und Trachten war praktischeren Dingen zugewandt, ihm lag vor allem daran, den territorialen Besitz seines Sprengels wieder zu erlangen; „das wollte er wiederum von der Stadt haben, aber die Stadt hatte andere brief dagegen, das machte viel spann“, so erzählt uns der gleichzeitige Straßburger Chronist Johann Specklin. Erst durch die Verfechtung seiner bischöflichen Herrscherrechte gegen das städtische Regiment wurde er unwillkürlich immer mehr von seiner früheren freundlichen Gesinnung für die Protestanten abgekühlt und kam dem Katholizismus näher. Die Jesuiten ließ er auch nur dann in seinem Bisthum zu, als man ihm plausibel machte, daß er sich durch nichts besseres in den Augen seiner katholischen Aufpasser rehabilitiren könne. Es war dies der unscheinbare Anfang der Gegenreformation im Elsaß.

Wie stand es damals im Straßburger Kapitel? Hier sei nun vorausgeschickt, daß bekanntlich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in einer ganzen Reihe deutscher Domkapitel trotz des sogenannten geistlichen Vorbehalts von 1555, katholische und evangelische Mitglieder nebeneinander saßen. Das nächste Ziel der Einen war: Gleichberechtigung der Religionen, das der Anderen: Ausstoßung der Andersgläubigen. Bevor noch in Köln über diesen Streit die bekannten Wirren ausbrachen, bereitete sich in Straßburg derselbe Waffengang vor, und zwar in unmittelbarem Anschluß an die Kölner Bestrebungen, ja sogar mit denselben Personen. Von den 17 Straßburger Kapitularen waren allein 12 schon in die Kölner Streitigkeiten verwickelt gewesen und hatten sich dort für die Freistellung der Religion erklärt. Wie ursprünglich der Bischof, so dachten auch in religiösen Dingen die Kapitulare, waren doch im 16. Jahrhundert die Domkapitel ganz und gar zu adeligen Versorgungsanstalten geworden. Das gibt uns den Schlüssel zur Erklärung dieses Konzedirens auf beiden Seiten bis zur äußersten Grenze. Straßburg war in dieser Beziehung typisch, und der daselbst nun beginnende Streit um die Erhaltung der wohldotirten Kapitelstellen bei der einen wie bei der anderen Partei ist nicht so sehr als ein lokaler aufzufassen, sondern als ein symptomatischer von allgemeinem Interesse. Es ist des Verfassers Verdienst, hier zum erstenmal gezeigt zu haben, wie weite Wellen der Streit geschlagen hat. Das ganze protestantische Deutschland war dadurch aufgerührt worden, und über seine Grenzen hinaus am dänischen Hofe interessirte man sich eifrig für den Verlauf des Kampfes, bestand doch dort kein geringerer Plan, als einen dänischen Prinzen zum protestantischen Bischof von Straßburg zu machen.

---

[1]) Aloys Meister: Der Straßburger Kapitelstreit 1583—1592. Ein Beitrag zur Geschichte der Gegenreformation. Straßburg 1899. XX und 428 Seiten.

[1]) Vgl. O. Lorenz und W. Scherer: Geschichte des Elsaß. Berlin 1886. 3. A. S. 293.

Die Minorität der katholischen Kapitulare und ihr ungeschicktes Verfahren schien der protestantischen Sache zum Sieg zu verhelfen. Da auf einmal nehmen die Dinge eine andere Wendung. Gebhard Truchseß, den seine Schulden aus den Niederlanden trieben, kommt nach Straßburg und tritt als protestantischer Mitkämpfer auf. Doch in ihm erblickten die protestantischen Kapitulare nur einen lästigen Mitbewerber. Nicht mehr die große evangelische Sache ist ihre leitende Triebfeder, sie kennen nur noch die kleinliche Sorge um das eigene Interesse. Hüben wie drüben kämpft man eben um wirthschaftliche Vortheile und hat darüber längst schon die religiösen Prinzipienfragen vergessen. Mit dem Tode Johanns von Manderscheid erlahmt der Kampfeseifer ganz und erst die französische Occupation des Landes sollte dem Streit durch die Ausweisung der Protestanten aus dem Kapitel ein Ende machen.

Dies sind die allgemeinen Grundzüge von Meisters trefflichem Werk, das ganz auf archivalischer Grundlage aufgebaut ist, wie das reiche Verzeichniß der benutzten Archivalien uns zeigt. Die Anregung zum Straßburger Kapitelstreit gab Max Lossen dem jungen Historiker.[1]) Ihm hat Meister ein überaus dankbares Andenken bewahrt. „Die goldenen Worte, mit welchen er von seinem Lebenswerk, dem ‚Kölnischen Krieg', Abschied nahm," schreibt unser Verfasser, „daß eine unparteiische Geschichtschreibung ebenso wohl möglich und darum ebenso gut Pflicht ist, wie eine unparteiische Rechtsprechung, sie klingen wie eine letzte ernste Mahnung über sein Grab hinaus. Mir waren sie aus der Seele gesprochen. Ich war bestrebt, darin die Leitsterne für meine Arbeit zu finden." In der That befleißigt sich Meister in der Darstellung und der Charakteristik der handelnden Persönlichkeiten der größten Unparteilichkeit. Andrerseits hat er keine Mühe gescheut, um sein Buch als Arbeitsinstrument für den Forscher so leistungsfähig, als Führer in die überaus reiche Bibliographie der elsässischen Geschichte im 16. Jahrhundert so zuverlässig als möglich zu machen. Ernst Hauviller.

Mittheilungen und Nachrichten.

München. Akademie der Wissenschaften. I. Maisitzungen. — In der philosophisch-philologischen Klasse legte Hr. Wecklein ein weiteres Heft, IId, seiner kritischen Ausgabe des Euripides vor und Frhr. v. Hertling überreichte als Geschenk an die Akademie den zweiten Theil des Werkes von Witpert, „Un capitolo di storia del vestiario". Hr. Krumbacher hielt einen Vortrag, „Umarbeitungen bei Romanos", der in den Sitzungsberichten erscheinen wird. In die Abhandlungen beschloß die Klasse die Arbeit des korrespondirenden Mitglieds Kelle in Prag: „Die rhetorischen Kunstausdrücke in Notkers Werken", aufzunehmen. Die Klasse wird die HH. Geiger in Erlangen, Hirth, Krumbacher und Kuhn zu dem Orientalistenkongreß, der dieses Jahr in Rom stattfindet, entsenden. — In der mathematisch-physikalischen Klasse gedachte der vorsitzende Sekretär, Hr. v. Voit, ehrend der verstorbenen auswärtigen Mitglieder, des Physikers Gustav Wiedemann in Leipzig, des Geologen Franz v. Hauer in Wien, des Paläontologen Othniel Marsh in New-Haven und des Chemikers Charles Friedel in Paris. Von dem Privatdozenten und Kustos K. Sotereder lag der Klasse dessen mit Unterstützung der mathematisch-physikalischen Klasse gedrucktes Werk „Systematische Anatomie der Ditotyledonen" vor. Hr. Groth legte unter Besprechung des Inhalts eine Abhandlung von Dr. Weinschenk, „Zur Klassifikation der Meteoriten", vor, deren Aufnahme in die Sitzungsberichte beschlossen wurde. — In der historischen Klasse überreichte Hr. Grauert die zweite Hälfte des ersten Bandes der von dem historischen Institut der Görres-Gesellschaft herausgegebenen Nuntiaturberichte und hielt einen in den Sitzungsberichten erscheinenden Vortrag über „Meister Johann von Toledo".

II. Junisitzungen. In allen Klassen referirten die Herren Klassensekretäre über den Kongreß der Delegirten des Verbandes der gelehrten Körperschaften zu Göttingen, Leipzig, München, Wien und der kgl. preuß. Akademie zu Berlin, der am 23. und 24. Mai stattgefunden hatte, und die Klassen erklärten ihre Zustimmung zu dem im Auftrage der Pfingstversammlung von der Berliner Akademie entworfenen Plane einer Assoziation der gelehrten Körperschaften der Erde. Mommsen, der von den Delegirten der Pfingstversammlung als Urheber dieses Gedankens telegraphisch begrüßt worden war, dankte hiefür mit dem „aufrichtigen Wunsche, daß es dem Verbande der gelehrten Körperschaften gelingen möge, die internationale Wissenschaft zum internationalen Wissenschaftsverein auszugestalten". — In der philosophisch-philologischen Klasse wurde beschlossen, aus den vom Erids der akademischen Schriften der Klasse zur Verfügung stehenden Mitteln 500 M. als Unterstützung für die Bearbeitung von Band XIII der „Orientalischen Bibliographie" dem Privatdozenten Dr. Schermann zu bewilligen. Hr. Krumbacher legte vom VIII. Bande der „Byzantinischen Zeitschrift" mit Erläuterungen das eben erschienene Doppelheft 2 und 3 vor. Hr. Furtwängler machte Mittheilungen über ein auf Cypern gefundenes Bronzegeräth, welches nach seiner Ansicht von gleicher Art und Zeit ist, wie die zwei von Hiram für den Salomonischen Tempel gearbeiteten Gestühle auf Rädern, und welches geeignet ist zur Erklärung des Textes I. Buch der Könige 7, 27—37, beizutragen. Die Mittheilung wird mit Zeichnung in den Sitzungsberichten erscheinen. Hr. Furtwängler wird einer Einladung zur Betheiligung an der 11. Sektion des diesjährigen Orientalistenkongresses, welche die Beziehungen des Orients zu Griechenland behandeln wird, Folge leisten. Hr. Ohlenschlager, der erst jüngst 132 in Bayern und Salzburg gesammelte Abklatsche aan römischen Inschriften dem hiesigen Antiquaeium zum Geschenk gemacht hat, machte vorläufige Mittheilungen über neue, wichtige Inschriftenfunde in Bayern, besonders in Regensburg. Hr. Hirth überreichte im Auftrag des Verfassers mit Erläuterungen den Inhalts die zweite Folge der „alttürkischen Inschriften der Mongolei" von W. Radloff und hielt sodann einen Vortrag über Hiungnu und Wolga-Hunnen, der in den Sitzungsberichten gedruckt wird. — In der mathematisch-physikalischen Klasse legte Hr. G. Bauer eine Abhandlung des Hrn. L. Maurer in Tübingen „über die Endlichkeit der invarianten Systeme" vor, welche in den Sitzungsberichten gedruckt wird, und Hr. R. Hertwig überreichte eine Abhandlung des Assistenten an der zoologisch-zootomischen Sammlung, Dr. Franz Doflein: „Amerikanische Tetapoden der kgl. bayerischen Staatssammlungen"; sie wird gleichfalls in den Sitzungsberichten erscheinen. — In der historischen Klasse berichtete Hr. v. Reber über die vom Bayerischen Architekten- und Ingenieurverein unternommene Darstellung der Entwicklungsgeschichte des deutschen Bauernhauses und empfahl das dankenswerthe Unternehmen der Unterstützung durch die Akademie. Hr. Oberhummer referirte über die Thudichum'schen Grundkarten, von denen eine Probeaufnahme für Bayern in Unterfranken gemacht werden soll. Hr. Oberhummer hielt sodann einen Vortrag über Aventins Karte von Bayern, der in den Sitzungsberichten erscheint.

-rt- Wiederkehr des Holmes'schen Kometen. In der Nacht vom 10. auf 11. Juni hat, wie die Zentralstelle für Kometentelegramme in Kiel telegraphisch mittheilt, der unermüdliche Kometenjäger Mr. Perrine mit dem 36-Zöller der Lickternwarte (Californien) nunmehr auch den Holmes'schen Kometen wieder aufgefunden. Der Wiederkehr dieses im Noaember 1892 von dem englischen Amateurastronomen Mr. Holmes durch Zufall, nämlich gelegentlich einer photographischen Aufnahme des Andrameda-Nebels, entdeckten überaus merkwürdigen Kometen wurde allseitig mit größter Spannung entgegengesehen. Der neuaufgefundene Komet (1899 d) steht gegenwärtig im Sternbild der Fische, er kann also nur während einiger Stunden früh morgens beobachtet werdna; vorläufig ist er noch äußerst lichtschwach.

[1]) Max Lossen: Der Anfang des Straßburger Kapitelstreits in Abhandlg. der hist. Kl. d. kgl. bayer. Akad. d. Wissensch. zu München. Bd. XVIII. 1889.

Jahrgang 1899. München, Donnerstag, 15. Juni. Nummer 135.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☞ Des Feiertags wegen (mit Rücksicht auf das Gesetz über die Sonntagsruhe) erscheint die nächste Nummer am Samstag.

Uebersicht.

Zum letzten Spectator-Brief. — Die Entwicklung der deutschen Rechtswissenschaft im 17. und 18. Jahrhundert. (Schluß.) Von Eberhard Gothein. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zum letzten Spectator-Brief.

Der verehrte Verfasser der Spectator-Briefe kommt in der Beilage Nr. 124, S. 2 auf die Ausführungen meines Buches über „Sokrates und sein Volk (Ein Beitrag zur Geschichte der Lehrfreiheit 1899)“ zu sprechen, in denen ich mich gegen seine Ansicht über das Verhältniß der Antike oder — wie er sich ausdrückt — des „Paganismus“ zur Denk- und Glaubensfreiheit erklärt habe. Dabei formulirt er die Streitfrage in der Weise, als ob der Ausgangspunkt meiner Kritik sein Satz gewesen sei, daß „Konstantin im Zeichen der christlichen Freiheit über den Druck der paganistischen Staatsomnipotenz gesiegt hat“, und als ob ich gegenüber diesem Satz auf die Verkündigung der Gewissensfreiheit durch Sokrates hingewiesen hätte.

In Wirklichkeit ging ich von der Behauptung des Verfassers aus, daß der „die individuelle Gewissensfreiheit vernichtende“ und „das Gewissen des Einzelnen dem Gemeinwesen, Volkswillen oder Staat unterwerfende“ Standpunkt des modernen Sozialdemokratismus den „innersten Gedanken des antiken Paganismus“ zum Ausdruck bringe, und daß „hier der Punkt“ sei, wo „das innerste Wesen des Christenthums und sein Gegensatz zum Heidenthum sich offenbart“. Gegen diese Sätze, über die der Verfasser in seiner Erwiderung schweigt, wendete sich mein Widerspruch in erster Linie, und andrerseits begründete ich denselben keineswegs mit einem bloßen Hinweis auf Sokrates, den ich hier gar nicht erwähne, sondern mit dem Gesammtergebniß des vorausgehenden Kapitels (über den hellenischen Kulturstaat und die Denkfreiheit), indem ich der Ansicht des Verfassers von der grundsätzlich verschiedenen Stellung des Christenthums und des „Paganismus“ zur Gewissensfreiheit die Thatsache entgegenhielt, daß „das Prinzip der Denk- und Lehrfreiheit bereits eine Errungenschaft des antiken Geisteslebens ist“.

Wir lesen jetzt in dem letzten Spectator-Brief den Satz, den ich in dieser Form nicht einmal unterschreiben möchte, daß „die Forderung der persönlichen Gewissensfreiheit bei den Christen nicht aufgetreten ist, ohne durch den auf Sokrates zurückgehenden Gedanken der hellenistischen Geistesbildung vorbereitet gewesen zu sein“. Wenn dies der Fall wäre, und wenn, wie wir unsrerseits betonen müssen, die Natur- und Geisteswissenschaften in der antiken Welt sich in einer Freiheit entfalten konnten, daß selbst heutigestags in Metaphysik und Ethik, in Staats- und Sozialtheorie kaum noch etwas kühneres gesagt werden kann, als was hellenische und römische Denker und Dichter bereits gedacht und gesagt haben, wie kann dann das „innerste Wesen“[1]) des antiken Paganismus in einem grundsätzlichen Gegensatz zu dem Prinzip der Gewissensfreiheit stehen? Wie kann man angesichts dieser Freiheit, die selbst einen Euemeros, Lukrez und Lukian ertrug, und angesichts der weitherzigen Duldung gegen die allerverschiedensten Kulte von der antiken Welt und ihrer Staatsreligion behaupten, daß „in ihr dem Kollektivismus alles geopfert wurde“ (!)? Wäre überhaupt bei dieser Voraussetzung ein Höhepunkt der Kultur, wie ihn das Hellenenthum darstellt, auch nur denkbar?

Was endlich meine Einwände gegen die Ansicht des Spectator betrifft, daß Konstantin „im Zeichen der christlichen Freiheit“ über die „paganistische Staatsomnipotenz“ gesiegt habe, so werden sie durch seine Gegenbemerkungen nicht im geringsten widerlegt. Er erklärt den Satz jetzt dahin, Konstantin habe so gehandelt, weil „die öffentliche Meinung unter dem Einfluß des Christenthums“ und unter dem Eindruck des Mißerfolgs Diokletians „die Freigebung des individuellen Gewissens“ verlangte. Dies Verlangen erscheint also jetzt nicht mehr, wie in jenem Satz, als ein spezifisch christliches, sondern als solches der öffentlichen Meinung überhaupt, also auch der „paganistischen Gesellschaft“. Das ist doch eine nicht unwesentliche Modifikation des ursprünglichen Gedankens! Und andrerseits bleibt doch auch jetzt noch die Frage: Hat das Christenthum damals wirklich im Ernst das Postulat einer allgemeinen Gewissensfreiheit aufgestellt? War es innerlich gewillt, dieselbe Freiheit, die es für sich forderte, auch der „paganistischen Gesellschaft“, den „Feinden des Reiches Gottes“, oder auch nur den verschiedenen Lehrmeinungen innerhalb der christlichen Gemeinschaft selbst zu gewähren?

Daß die „christliche Freiheit“, die damals siegte, so nicht gemeint war, also auch gar keine prinzipielle „Freigebung des individuellen Gewissens“ in sich schloß, beweist eben das, was nach dem Sieg geschah und was ich allerdings im Gegensatz zum Verfasser als wichtiges Beweismoment für die Beurtheilung des damaligen christlichen Freiheitsprinzips betrachte. Wenn der neue Glaube grundsätzlich die Freigebung des Gewissens, die Denk- und Glaubensfreiheit wollte, wie hätte dann bald nach seinem Sieg der Kampf gegen diese Freiheit mit solcher Heftigkeit entbrennen können, daß Konstantin die streitenden Theologen auf das Beispiel der heidnischen Philosophie verweisen mußte, in der sehr wohl verschiedene Auffassungen nebeneinander bestünden, ohne gegenseitig einen Vernichtungskampf zu führen! Auch sind es ja keineswegs bloß die Kaiser und die Hierarchie, die sich an der Gewissensfreiheit versündigten, sondern auch die christlichen Massen.

Daher ist es auch leider keine „Thatsache“, daß, wie der Spectator behauptet, der „das Gewissen zerdrückende kollektivistische Grundzug der römischen Verfassung durch

[1]) Was heißt überhaupt das „innerste Wesen“ einer Jahrtausende umspannenden und an individuellen Bildungen unendlich reichen Kulturphase? Ist nicht die ganze Vorstellung eine Abstraktion, der eine geschichtliche Wirklichkeit nicht entspricht?

das junge Christenthum zerbrochen wurde". Vielmehr ist gerade im christianisirten Cäsarenstaat dieser „kollektivistische Grundzug der Verfassung" für das mit dem Staatsinteresse identifizirte Interesse der „Rechtgläubigkeit" ein Hauptmittel der Vergewaltigung und Unterdrückung auf geistigem und religiösem Gebiet geworden.

Wenn in der Freiheitsfrage ein so tiefgehender Gegensatz zwischen dem „innersten Wesen" des Christenthums und der antiken Kulturwelt bestünde, wie der Verfasser annimmt, dann müßten wir doch nach nahezu zwei Jahrtausenden der allgemeinen und rückhaltlosen „Freigebung des individuellen Gewissens" innerhalb des Christenthums ungleich näherstehen, als es thatsächlich in einer Zeit der Fall ist, welche die Spectator-Briefe gezeitigt hat und jetzt ihrem ehrwürdigen Verfasser den resignirten Entschluß des Schweigens aufdrängt! Ein Entschluß, den gerade die aufs schmerzlichste bedauern werden, die irgend einmal ein Hauch hellenischer Geistesfreiheit berührt hat und die diese gerade auf dem Boden des antiken „Paganismus" erblühte geistige Freiheit unsrer nationalen Bildung zu erhalten bemüht sind.

Robert Pöhlmann.

* * *

Die Entgegnung des Hrn. Prof. Pöhlmann enthält eine Reihe sehr beachtenswerther Gesichtspunkte, deren Richtigkeit ich sofort zugebe, ohne deßhalb mich genöthigt zu sehen, meine Ansicht über die Stellung des Urchristenthums zu der Frage der Gewissensfreiheit und gegenüber der heidnischen Staatsgewalt aufzugeben. Aber wie sollte hier eine Fortsetzung dieser Kontroverse möglich sein? Ich müßte ein Buch schreiben, um die tiefe Kluft aufzuweisen, welche die Auffassung eines Origenes aber Tertullian von derjenigen eines Justinian und seiner Zeiten trennt. Ich möchte statt dessen lieber der Genugthuung Ausdruck geben, daß mein hochverehrter Gegner und ich in dem Hauptpunkt übereinstimmen: in der Ueberzeugung nämlich, daß die Gewissensfreiheit das höchste Gut der Menschheit ist und daß, wer immer sie in irgend einer Form antastet, von all dem geschieden ist, was wir heute unter Kultur und Gesittung verstehen.

10. Juni 1899. Spectator.

Die Entwicklung der deutschen Rechtswissenschaft im 17. und 18. Jahrhundert.

Von Eberhard Gothein.

III. (Schluß.)

Ward in Thomasius' Hand das deutsche Recht wesentlich zum Kampfmittel gegen den bestehenden Zustand, so ward dies je länger je mehr auch das Naturrecht. Er befreit sich hier allmählich von Pufendorfs Alleinherrschaft; aber weniger in der neuen Formulirung des Verhältnisses von Recht und Moral, mit der er freilich Kant vorgearbeitet hat, liegt hier sein Verdienst, als daß er mit Hülfe des Naturrechts das vollendete, was Grotius begonnen, die Verbannung der Theologie aus dem Recht. Endgültig, hätte man meinen sollen, wäre das „jus divinum positivum" durch seine Kritik beseitigt worden, aber erst mehr als ein halbes Jahrhundert später ward Michaelis' Mosaisches Recht, ein Werk, das für die Jurisprudenz größere Bedeutung als für die Geschichtswissenschaft besitzt, der Nagel zum Sarg dieser altüblichen Ausnützung des Alten Testaments zugunsten engherziger Gesetzgebung. Thomasius war eben für den Durchschnitt seiner Zeitgenossen zu kühn; sie hatten sich gewöhnt, von seinen Aeußerungen immer erst etwas abzuziehen, ehe sie sich ihnen bequemten. Es lockte ihn, bald mit naturrechtlichen, bald mit geschichtlichen Beweisen scheinbare Paradoxe zu begründen, die um ihres Widerspruchs zur unverbrüchlichen Sitte willen Anstoß erregten. Daß Bigamie und Konkubinat nicht dem Naturrecht und das Konkubinat nicht einmal älterem Rechtsgebrauch widersprächen, war zwar in seiner Ausführung unbestreitbar, aber darum nicht weniger ärgerlich. Naturalistische Anwandlungen im Sinne der späteren, französischen Aufklärung stauden hierbei, wenn sie überhaupt bei ihm vorhanden waren, in zweiter Linie; die Hauptsache war für ihn immer, der Kirche einen Fußbreit Landes mehr, auf dem sie zu herrschen gewohnt war, abzustreiten. Neben, ja vor der Bekämpfung des römischen Rechts sah Thomasius in der völligen Umwandlung des Kirchenrechts seine Lebensaufgabe; und war sein Erfolg auf jenem Gebiete nur sehr bedingt — konnte er doch im Spruchkollegium der eigenen Universität damit nicht durchdringen —, so war er hier vollständig. Er zuerst und er fast allein hat die Autorität der organisirten Kirche über Staat, Gesellschaft und Individuum in Deutschland erschüttert.

Nicht auf dem Gebiet des Dogmas, auch nicht auf dem der Philosophie war dieser Kampf zu führen — Luther hat trotz alles Grolles gegen die Dekretisten das kanonische Recht widerwillig in seine Kirche eindringen sehen müssen, und was haben die französischen Philosophen später mehr als einmal die Revision eines konfessionellen Justizmords erlangt! — sondern nur auf dem der Rechtswissenschaft. Hier war Thomasius weit besser gerüstet als bei seiner Befehdung der Romanisten. Er kannte alle seine Vorgänger von Marsilius bis de Marca, wußte ihre Waffen zu gebrauchen und immer noch zu schärfen; er kannte hier auch alle Quellen aus erster Hand. Ohne gleichzeitige kirchengeschichtliche Arbeit wäre es ihm nicht möglich gewesen, diesen Feldzug zu führen. Es wird sich nie ausmachen lassen, wie weit Thomasius an Gottfried Arnolds Kirchen- und Ketzergeschichte mitgearbeitet oder wie weit er sie nur beeinflußt hat. Es mußten wohl die religiöse Begeisterung und das Vermögen der Mitempfindung, wies der pietistische Schwärmer Arnold und die schneidende Kritik, der unversöhnliche Haß gegen das Vorurtheil, wie ihn Thomasius besaß, zusammenkommen, um dieses Riesenwerk zustande zu bringen. In dem Leitsatz, der bestimmt war alle frühere Auffassung umzukehren, fanden sie sich zusammen: Der wahre Glaube war immer bei den Ketzern und nie bei der Kirche.

Die Zeit, in der sich Thomasius' kirchenrechtliche Ueberzeugungen festgestellt haben, möchte ich schon in seine Leipziger Epoche stellen. Seine Gutachten über die Ehe des Herzogs von Zeitz, über A. Hermann Francke und namentlich seine gewaltige Streitschrift gegen den dänischen Hofprediger Hektor Masius, das beredtste seiner Werke, zeigen dies. Seine Verbindung mit dem Pietismus hat ihn dann zwar selbst eine Zeitlang mystischer Religiosität geneigt gemacht, aber eben dadurch auch seiner Opposition gegen die Kirchengewalt, seinem Kampf für die religiöse Freiheit des Individuums den rechten Schwung gegeben. In diese pietistischen Jahre, in denen der Vater des Rationalismus fast so übel wie Luther auf die Vernunft zu sprechen ist, fällt doch die radikalste seiner Zeitschriften: „Geschichte der Weisheit und Thorheit", in denselben Jahren richtet er gegen die Kirche und für den Staat eine tiefgreifende Schrift nach der andern: dem Fürsten wird die Gewalt über die Adiaphora, die er soweit wie möglich ausdehnt, zugeschrieben, zugleich wird ihm die Toleranz in Glaubensstreitigkeiten zur Pflicht gemacht, von der eventuell nur diejenigen auszuschließen sind, deren Religion dem Sittengesetz widerspricht, z. B. den Treubruch gegen Andersgläubige gestattet. Aber auch hier darf es sich nie um eine Strafe, sondern nur um eine Schutzmaßregel handeln. Mit dogmatischem Scharfsinn wie

mit historischer Gelehrsamkeit wird ebenso erwiesen, daß die Ketzerei als ein bloßer Irrthum der Einsicht nie ein juristisches Vergehen sein könne und dürfe, und zugleich wird ein Ketzerstrafrecht, wie die Geistlichkeit es wünscht, quellenmäßig dargelegt, was gerade um dieser Form willen als die bitterste Satire wirkt.

Es konnte nicht anders sein, als daß Thomasius und die Pietisten, die sich wie jede Religionspartei, sobald sie Einfluß gewinnt, aufs Ketzermachen einzurichten anfingen, sich allmählich wieder abstießen. Er blieb seinem Grundsatz treu: Völlige Freiheit des individuellen religiösen Lebens, strikte Unterordnung der Kirchen unter die Gewalt des Staats — eine Lösung des kompliziertesten aller geschichtlich gewordenen Probleme, die derjenigen, zu welcher Luther sich veranlaßt sah, am nächsten kommt, die auch den Bedürfnissen des aufgeklärten Despotismus, dem Thomasius mit Ueberzeugung huldigte, am besten entsprach, und die auf die Dauer doch ungenügend war. Thomasius hat in seinen späteren Jahren vom rein rationalistischen Standpunkt aus die Entwicklung des Kirchenrechts einzuordnen gesucht in die Geschichte des Streits zwischen Staat und Kirche; — ein großer Gedanke, nur daß das ausgeführte Werk mehr ein Arsenal der Aufklärung als eine Geschichtsschreibung wurde.

Weit größere Bedeutung als dieses Buch haben jene quellenmäßigen Einzeluntersuchungen, unter denen diejenigen über den Hexenprozeß, wie sie praktisch sich das größte Verdienst erwarben, auch die berühmtesten geblieben sind. Was sie wissenschaftlich auszeichnet, ist nicht, daß mit ihnen die Aufklärung ihren ersten bemerkenswerthen äußeren Sieg davontrug; — man hat vielmehr mit Recht bemerkt, daß Thomasius Vorläufer in der Bekämpfung des Hexenwahns eine freiere Stellung als er zum Dämonenglauben einnahmen; — sondern daß die schlimmste Mißbildung des Rechts historisch in ihren letzten Wurzeln und in ihrem ganzen Wachsthum aufgedeckt wurde. Der Hexenprozeß erscheint hier nur als der Hauptzweig des Inquisitionsverfahrens und dieses nur als die Entdeckung und das Machtmittel der Kirche zur Zeit ihrer unbestrittenen Herrschaft. Maßvoller als sonst ist Thomasius hier verfahren; denn er hat um des verhaßten Ursprungs willen nicht die Nützlichkeit des inquisitorischen Verfahrens im Strafprozeß verkannt.

Wenn irgend etwas in diesem Kämpferleben in Erstaunen setzen könnte, so wäre es, daß Thomasius, als ihm die Gelegenheit geboten ward, noch in seinen rüstigsten Jahren an der Spitze seiner Fakultät, jener in ganz Deutschland bewunderten Juristenvereinigung, Gesetzgebung im großen Stil zu üben, sie resignirt von sich wies. Weitgehende Vollmachten zur Vorbereitung einer solchen hatte König Friedrich Wilhelm I. der Universität ertheilt; sie benutzte sie nicht, und als einzige Frucht erschienen Mylius' Zusammenstellungen der Brandenburgischen und Magdeburgischen Konstitutionen. Thomasius aber rechtfertigte diese Zurückhaltung in einem merkwürdigen Schriftchen, in dem er die ganze Zerfahrenheit der Rechtsverfassung und Rechtswissenschaft darlegte, die Unzulänglichkeit aller Besserungsvorschläge, sogar die Schädlichkeit stückweiser Reformen erwies und in dem er zu dem Schluß kam, daß seiner Zeit der Beruf zur Gesetzgebung entschieden abzusprechen sei. War er zu hart, wenn er die Praktiker von der Schuld hieran entlastete und sie den Universitäten zuschob? Man würde es meinen, wenn er nicht eben hieraus auch die Pflicht für die Wissenschaft herleitete, allmählich eine bessere Zeit heraufzuführen und dies noch mehr als durch theoretische Arbeit durch die freisinnige Erziehung der studirenden Jugend zu thun. So tritt hier an entscheidender Stelle nochmals der pädagogische Grundgedanke des Volkslehrers hervor, der Thomasius' ganzes Wirken durchzieht. Der Feind des römischen Rechts hat sich jene Definition des römischen Juristen, daß die Rechtswissenschaft die Kenntniß aller göttlichen und menschlichen Dinge sei, zu Herzen genommen; in größerem Zusammenhang, mit gleicher Pflege der Beziehungen zu den benachbarten Wissenschaften und zum Leben ist das Recht wohl nie aufgefaßt worden; vor allem: er hat eine solche Auffassung seiner ganzen akademischen Wirksamkeit zugrunde gelegt. Der freien allseitigen Ausbildung seiner juristischen Hörer waren die ersten bahnbrechenden deutschen Vorlesungen geweiht; sie findet ihren Ausdruck in dem „großen Kursus", dem Unterrichtsplan, auf dem er die Universität Halle, als sie noch seine Privatunternehmung war, begründete und zu dem er später immer wieder zurückkehrte; aus ihr sind schließlich alle seine Schriften hervorgegangen. Ursprünglich Vorlesungen, behalten sie auch das Gepräge solcher. Abspringend und ungleich, niemals erschöpfend, immer anregend, ja aufregend, Lehre und Debatte zugleich umschließend, so haben sie auf ihre Zeit gewirkt. So wird er durch sie, mitten inne stehend zwischen seinen beiden großen obersächsischen Landsleuten, Luther und Lessing, der Erzieher seiner Nation und besonders seines Standes zum Selbstdenken.

Die Schule theilte sich in sein Erbe und baute es systematisch aus: Heineccius bildete eine seiner Methoden zur Virtuosität aus, Gundling, der begabteste, fuhr fort, durch geschichtliche Vertiefung das deutsche Recht auszugestalten, während Beyer die systematische Darstellung desselben vervollständigte, Schmauß führte seine staatsrechtlichen wie seine naturrechtlichen Gedanken weiter und sorgte dafür, daß die breite Kasuistik des Wolfischen Naturrechts in Deutschland nicht ganz die echten philosophischen Grundgedanken der Rechtswissenschaft überwucherte, Justus Henning Böhmer endlich übernahm den bedeutsamsten Antheil, das Kirchenrecht, und schuf, indem er auf die gleichmäßige Kampfstimmung seines Lehrers verzichtete, die mustergültigen Werke, die bis heute die Grundlage der deutschen Kirchenrechtswissenschaft bilden. Das sind nur die bedeutendsten aus der langen Reihe der Schüler, deren Arbeitsweise und Lebensgang Thomasius bestimmt hat, die seinen Geist, freilich mehr oder minder gedämpft, auf den deutschen Hochschulen verbreiteten; dabei ist sein Einfluß auf zwei Generationen intelligenter preußischer Beamten nicht eingerechnet. Friedrich der Große stattete nur den schuldigen Dank des preußischen Staates ab, wenn er Thomasius neben Leibniz den einzigen Denker nannte, auf den Deutschland stolz zu sein Ursache habe. Thomasius' Schule hat denn auch während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Jurisprudenz jene führende Rolle im deutschen Geistesleben gewahrt, die sie erst in der zweiten der Literatur hat übergeben müssen; aber er selbst blieb die einzige große Persönlichkeit in der Geschichte dieser Wissenschaft; nach ihm handelt es sich wieder nur um Richtungen und ihre Vertreter.

Die beiden feindlichen Schwestern, Romanistik und Germanistik, schlossen bald wieder Frieden, wie schließlich trotz aller Heftigkeit Thomasius selbst mit aufrichtiger Verehrung an seinem romanistischen Kollegen Struck gehangen hatte. Sie schlossen einen Bund — eine Ehe kann man nicht sagen; denn die wechselseitige Befruchtung fehlte — in der Person nicht des größten, wohl aber des berühmtesten und einflußreichsten Juristen der nächsten Epoche: Heineccius. Er besaß vor allem jene schätzenswerthen Professoren-Eigenschaften, die den allberühmten Lehrer, den allbenutzten Schriftsteller machen, er war mehr ein Herrscher des Katheders als ein schöpferischer Kopf, der geistige Ahnherr der Bangerow und Windscheid. In den Vortrag und ins Lehrbuch führt er den knappen, durchsichtigen und gefeilten Ausdruck zurück, den Thomasius' stürmische und

subjektive, halb genniale halb barbarische Ausdrucksweise zu verdrängen drohte. Dennoch hat er seine axiomatische Methode, wie schon bemerkt, von eben jenem empfangen. Mit dieser verbindet er eine etwas zusammengestoppelte, nur schematisch geordnete, aber nach Vollständigkeit strebende Darstellung der Antiquitäten. Landsberg bemerkt etwas wehmüthig, wie groß der Abstand dieser Leistungen von Thomasius und Leibniz' hochgespannten Forderungen an die Geschichte sei, aber wann standen jemals Handbücher auf der Höhe der bahnbrechenden Leistungen, die sie zusammenzufassen und zu ergänzen suchen? Jene Sammlungen der Antiquitäten behielten in Deutschland ihren Werth, seine romanistischen Lehrbücher, denen Landsberg alle originelle Bedeutung abspricht, errangen um ihrer formalen Vorzüge willen internationale Bedeutung: noch nach dem Erlaß des Code galt Heineccius in Frankreich, noch heute gilt er in Spanien als Autorität. So gibt hier einmal die deutsche Wissenschaft ihre getragenen Kleider an andere Nationen ab.

Seine Anregungen hatte Heineccius vor allem aus Holland empfangen, dem Musterlande der klassischen Philologie. Im engen Anschluß an diese hatte sich hier die Richtung der „eleganten Jurisprudenz" entwickelt. Ihr hat eigentlich nichts gefehlt als ein bedeutender Kopf, der ihre feinsinnige, vielseitige und ursprünglich der Praxis keineswegs abgeneigte Methode zu wirklich epochemachenden Leistungen verwerthet hatte. Man mag jedoch fragen, ob bei ihrer Eigenart ein solcher Kopf möglich war. Der gute Philologengrundsatz, zunächst um die Sauberkeit der Texte besorgt zu sein, sodann keine Beziehung, die zur Aufklärung des Textes beiträgt, zu vernachlässigen, kam in den Arbeiten dieser Schule, die auch in Deutschland außer Heineccius noch manchen begabten Vertreter fand, zur Geltung; ich möchte ihn die philologische Reinlichkeit nennen. Wer möchte solche schelten? Allein, wer sich vor jeder Arbeit die Hände wäscht und die Nägel putzt, wird schwerlich zu großer Arbeit kommen. In der Welt entscheidet nun einmal nicht die Methode, sondern die Leistung. Die elegante Jurisprudenz blieb also eine Episode; immerhin bildet sie als solche die Vermittlung der Renaissance-Jurisprudenz mit der historischen Rechtsschule unsres Jahrhunderts.

Nach Heineccius verfiel die Romanistik zusehends. Mit einiger Vorliebe behandelt Landsberg Leyser, aber nach seiner Darstellung ist auch dieser nur der Virtuose geistreicher, aber subjektiver Behandlung des Einzelfalles; zugleich sieht man an ihm, wie sich die formale Gewandtheit des Romanisten leicht mit starrer rückschrittlicher Gesinnung verband. Man kennt die verächtliche Art, mit der Savigny die Jurisprudenz des vorigen Jahrhunderts abthut; die ihm unmittelbar vorangehende Epoche rechtfertigt sein Urtheil. Auch die Germanistik erfüllte nicht ganz die Hoffnungen, die man auf ihre gedankenreiche und stürmische Jugendzeit setzen konnte. Von Thomasius zu Gundling, von diesem zu Estor, von diesem zu Dreyer ist generationsweise eine absteigende Reihe; das Ethos der Frühzeit, der stolze, verfrühte Wunsch, das fremde Recht durch ein vaterländisches zu ersetzen, ging verloren — die wirklichen Gesetzgeber vom Ende des Jahrhunderts waren alles eher als Germanisten —; schließlich erging man sich in behaglicher Breite in den Rechtsalterthümern, wo jede lokale Kleinigkeit mit Liebe gepflegt werden konnte. „Nebenstunden" nennt sich bezeichnenderweise eines der bekanntesten und verdienstlichsten dieser Werke. Wirklich Großes hat, wie wir schon gesehen haben, die Germanistik jener Tage nur in ihrer Publikationsthätigkeit geleistet, zumal in den Reichsstädten. So wurden wenigstens jene Materialien gehäuft und zum Theil gesichtet, die noch für die Geschichtsforschung unsrer Tage unentbehrlich sind. Pütter hat dann freilich gezeigt, wie man zu einem deutschen Privatrecht kommen könne; gegangen aber ist er selbst diesen Weg nicht.

Mehr noch als dem Privatrecht haben diese Sammlungen dem Staatsrecht gedient. Auch ohne den Anstoß, den Pufendorfs „Monzambano" gegeben hatte, würde für die Verfassung dieses Ganzen und seiner mehr als 300 einzelnen Theile eine historisch-quellenmäßige und nicht eine philosophisch-konstruirende Methode nothwendig geworden sein, waren doch alle die unzähligen Einzelstreitfragen nur nach historischen Urkunden zu entscheiden. Das Naturrecht wagt sich kaum anders als mit einigen allgemeinen Phrasen auf dieses Gebiet. Aber die historische Behandlung erstickte im Einzelnen, zeigte sich unfähig zu jener Art der Abstraktion, die auch dem Historiker nöthig ist: Deutschland brachte keinen Montesquieu hervor. Der Mann, dessen man bedurfte, der Typus und das beste Exemplar der Gattung ist der alte Johann Jakob Moser. Man kennt den Mann, er hat sein Leben selbst geschildert in dem einzig lesbaren seiner Werke. Seit den Kinderjahren ist er eine lebendige Encyklopädie des gesammten kleinstaatlichen Staats-, Fürsten-, Stände- und Amtsrechts. In diesem struppigen Dickicht ist er zuhause, wie der Forstmann in einem Holzschlage; ja er liebt es und bewundert es, so wie es ist; denn er ist der Bewahrer des Bestehenden und Geltenden; ich glaube, er hat nie einen Reformvorschlag gemacht, nie an einen gedacht, aber für altes, gültiges Recht hat dieser echte Schwabe unbeugsam Leben und Freiheit eingesetzt. Zufällig war es Recht der Stände, für das er zum Märtyrer wurde, unter anderen Umständen würde er ebenso der Märtyrer geltenden Fürstenrechts geworden sein. Seine unübersehbare wissenschaftliche Thätigkeit war ebenso geist- und geschmacklos wie unentbehrlich; auch heute fragt man über ältere staatsrechtliche Dinge nie vergeblich in seinen Werken an, und schließlich erfreut man sich trotz seines Verzichts auf eigene Meinungen an seiner Ehrlichkeit, die niemals, worein die anderen Publizisten ihren Ehrgeiz setzten, einen Schleichweg öffnet.

Wie rasch sich gegen das Ende des Jahrhunderts die Zeiten änderten, wie verschieden jetzt auch die Aufgaben wurden, die sich an den Publizisten heranddrängten, das zeigt sein berühmter Sohn Karl Friedrich. Freilich war er eine ebenso komplizirte Natur wie der Vater eine einfache: in ihm mischt sich intriganter Ehrgeiz mit dem bittersten Freimuth, er war zugleich ein Pascha und ein Revolutionär, ein Frömmler und ein Libertin. Nachdem man sein Wirken und seine Schicksale bis ins Einzelnste verfolgt hat, weiß man noch heute nicht, ob er ein ehrlicher Mann oder ein Heuchler war. Wie er als Mensch zwischen den Extremen schwankte, that er es auch als Schriftsteller, er wechselte zwischen gelehrter Zerfahrenheit und packendem Journalismus. Die kleinstaatliche Welt, die Höfe und die Kanzleien, „der Herr und der Diener" machen auch seine Interessensphäre aus, aber er stellt die Dekadenz dieser Welt dar, die zum jüngsten Tag reif ist.

Gleichzeitig erhielt das deutsche Staatsrecht jenen Grad der Vollendung, dessen es fähig war, durch den Mann, den man alles in allem als den größten Juristen des vorigen Jahrhunderts bezeichnen wird, durch Stephan Pütter. Jetzt nahm unter den deutschen Universitäten Göttingen dieselbe Stellung ein, wie im Anfang des Jahrhunderts Halle; aber hier herrschte nicht mehr ausschließlich die Jurisprudenz, sondern an dieser ersten ganz modernen Hochschule war ein Gleichgewicht der Fakultäten und Wissenschaften erreicht. Philologie, Geschichte und im Bunde mit dieser als selbständige Wissenschaft die Politik, zogen die Augen fast am meisten auf sich; allen Professoren der Georgia Augusta gemeinsam war aber das Gefühl unsäglicher Ueberlegenheit des Geschmacks über alle anderen

Kollegen, selbst wenn sie einigen außerhalb Göttingens den Ruhm ebenbürtiger Gelehrsamkeit lassen mußten. Die Hallenser waren heftig und verbissen gewesen, die Göttinger waren stolz und hochfahrend. Da Göttingen die Lieblingsuniversität der einzigen Zeit war, in der es in Deutschland von einigem Werth war, gut zu schreiben, so erhielt hievon die Jurisprudenz auch ihr Theil, Pütter konnte auch hierin Heyne und Spittler die Waage halten. Es will schon etwas sagen, daß seine dreibändige Literaturgeschichte des deutschen Staatsrechts noch jetzt den Leser durch ihre Form zu fesseln vermag. Wenn Landsberg die Sonderart seiner Begabung dahin bestimmt, daß in ihm historischer, systematischer und spezifisch juristischer Sinn sich verbinde, so könnte er das Gefühl für das Ebenmaß der Form, das er selbst namentlich in Pütters Meisterwerke, der „historischen Entwicklung der heutigen Staatsverfassung des Deutschen Reichs", hervorhebt, noch hinzufügen. So rühren der formloseste und der formvolleudetste der Juristen, Moser und Pütter, unmittelbar aneinander. Pütters wissenschaftliches Leben gehörte der Verfassung des Deutschen Reichs, gerade bevor diese endgültig unterging. So vollständig aber ist dieses doch nicht untergegangen, daß nicht mannichfaltige Beziehungen hinüberragten in unsre Zeit; namentlich die Rechtsverhältnisse der Fürstenhäuser gründen sich auf den früheren Zustand, wenig beeinträchtigt selbst durch die Mediatisirung. So kommt es, daß Pütter unter allen Juristen des vorigen Jahrhunderts noch am meisten praktischen Einfluß hat; schaffen wir doch bereits wieder neue Causes célebres des Reichsfürstenrechts, bei denen mit Ernsthaftigkeit die große Frage der Ebenbürtigkeit zu erörtern ist.

Aus Pütters Schule ging dann Georg Martens hervor, halb Professor, halb Diplomat, dem die doppelte Thätigkeit als Göttinger Gelehrter und als englisch-hannoverischer Staatsmann die Kenntnisse und den weiten Blick verschafften, dessen der Schöpfer eines positiven Völkerrechts bedurfte. Nicht seine Thätigkeit, wohl aber seine Geistesrichtung und sein Einfluß gehören schon wesentlich unserm Jahrhundert an.

Wenn das Staats- und Völkerrecht in einer Zeit, die ihrer Entwicklung keineswegs günstig war, bis zu diesem Höhepunkt gelangen konnte, so war gewiß der Hauptgrund, daß sie nicht der Unterjochung durch das Naturrecht unterlagen; denn Pütter führt dieses wohl öfters im Munde, Einfluß aber gewährte auch er ihm nicht. Erst im 19. Jahrhundert sollte das Naturrecht, nachdem es aus dem Privatrecht wenigstens äußerlich verdrängt war, seine Auferstehung in Deutschland gerade im Staatsrecht in der Form der liberalen Doktrinen feiern. An dem fortschreitenden Verfall der übrigen Fächer der Jurisprudenz, an ihrem jämmerlichen Zustand in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts trug unzweifelhaft das Naturrecht die Hauptschuld; es war das Schlinggewächs, das dem Baum, an dem es sich emporrankt, die Kräfte aussaugt. Noch bei Thomasius stand das Naturrecht in einer Art von Gleichgewicht mit der historischen Auffassung; und der Irrthum, die menschliche Natur oder die Vernunft unmittelbar zur Rechtsquelle zu machen, schadete nicht viel, solange die Hauptarbeit doch darin bestand, die Grundfragen philosophischer Art zu klären. Wie folgenreich ist in dieser Beziehung allein Thomasius' Lehre vom Zwang als einem nothwendigen Merkmal des Rechts geworden! Mit der Invasion in das positive Recht wurde es erst nach ihm völlig ernst. In unsrer Zeit meint man wohl, daß den Philosophen weniger die Lust, das Recht zu konstruiren, fehle, als die hierzu nöthigen positiven Kenntnisse; von der Blüthezeit des Naturrechts im vorigen Jahrhundert aber möchte man fast meinen: das Unglück sei gewesen, daß die Philosophen zu viel solcher Kenntnisse besaßen. Ohne solche hätte Christian Wolf seine neun Bände Naturrecht nicht schreiben können; was ihm auch sonst alles gemangelt haben mag, an Solidität des Wissens fehlte es ihm nicht. Dieser mittelmäßige Denker und große Schulmeister war getragen von der Ueberzeugung, daß die Natur bis zum letzten Einzelfall eine Entscheidung gebe, daß es nur der Deduktion nach einer unfehlbaren mathematischen Methode, die nur eine Lösung gestatte, bedürfe, um zu ihr zu gelangen. Diese kasuistische Methode ist im Grunde dieselbe, welche die Jesuiten in der Moral ausgebildet hatten. In ihr selbst liegt etwas unwahrhaftiges; sie ist, mag sie noch so ehrbar und bedächtig einherschreiten, im Grunde eine Spiegelfechterei. Aber es währte noch ein halbes Säkulum, bis ihr Kant die Maske abzog und den falschen Schein mathematischer Exaktheit überall da, wo sie die Sache selbst nicht zuläßt, endgültig vernichtete. Einstweilen aber triumphirte Wolf gerade durch sie: Das Problem einer lückenlosen, naturrechtlichen Gesetzgebung, das seine Vorgänger nur skizzirt hatten, schien er gelöst zu haben; und seine Verehrer, Daniel Nettelblat und seine Schule, beeilten sich, dieses vermeintliche Geld für die Praxis auszumünzen und die Zivilrechtswissenschaft zu verwässern. Der alte Thomasius sah noch in seinem eigenen Halle diesen Nebenbuhler aufkommen, er erkannte in ihm den Mann, der den besten Theil seines Werks wenn nicht vernichtete, so doch in den Schatten drängte. Seine Verfolgung durch die Pietisten hat er zwar getadelt, aber Wolf hat wohl nicht unrecht, wenn er ihm eine gewisse Lauheit hierbei — gewiß das einzige Mal in Thomasius' Leben, daß er diese zeigte, — vorwarf.

Der schärfste Kritiker des Naturrechts in unsrer Zeit, der den Feind bis in den kleinsten Schlupfwinkel verfolgt, Bergbohm, hat zu erweisen versucht, daß bis in die Reihen der eifrigsten Positivisten und Historiker, die die Existenz eines selbständigen Naturrechts leugnen, sich doch naturrechtliche Grundsätze einschleichen — eine Folge jahrhundertelanger Gewöhnung. Dabei behandelt er Wolf und Kant auf gleicher Linie, gerade Kant hat ihm zufolge die zünftigste Sekte dieser Scheinwissenschaft gestiftet, der Unterschied gegen früher besteht bei ihm eigentlich nur in einem neuen materiellen Prinzip: die individuelle Freiheit wird durch ihn Ausgangspunkt und Zielpunkt des Naturrechts und Kriterium jedes Rechtssatzes. Das würde heißen: das ältere Naturrecht hat stillschweigend Hobbes recipirt, das neuere ausdrücklich Rousseau; der Unterschied ist nicht eben groß; ob man mit einer Flinte Hasen schießt oder Menschen, die Flinte und das Pulver bleiben dieselben.

Einer solchen Auffassung Kants tritt Landsberg entschieden entgegen, und wenn auch seine Ausführungen nicht überzeugend sind, so sind sie jedenfalls sehr interessant. Für ihn besitzt Kants Naturrecht einen Januskopf, dessen eines Gesicht nach dem 18., das andere nach dem 19. Jahrhundert schaut. Gerade in der Freiheitsidee erblickt er eine Konsequenz der naturrechtlichen Auffassung der vorhergehenden Zeit. Er hat wohl hierin recht, nur daß die Freiheitsidee untrennbar mit Kants Moralprinzip zusammenhängt und dieses dem gesammten Eudämonismus des Jahrhunderts entgegengesetzt ist. Umsomehr findet Landsberg die vorgreifende Idee Kants in der Beschränkung des Rechts auf das Leben im Staate und in seiner Auffassung des Staates selbst als eines Rechtsverbandes. Damit hat allerdings Kant eine verbesserte Auflage des Naturrechts gegeben, hat er Polizei und Wohlfahrtspflege und alle anderen Schnörkel Wolfs aus ihm verbannt, aber in der Hauptsache, der abstrakten Deduktion aus obersten Prinzipien, hat er nichts geändert; denn berechtigtem Zweifel wird die Auffassung Landsbergs begegnen, daß Kant seine einzelnen Rechtssätze nur der Erfahrung entnommen und sie erst nachträglich auf ihre Ueber-

einstimmung mit den höchsten Prinzipien der Sittlichkeit und der Natur hin geprüft habe. Wäre dem selbst so, dann würde auch dies noch das normale Verfahren jener Naturrechtler sein, die vom Dualismus zweier Rechte durchdrungen sind; und die nachträgliche Prüfung wäre und bliebe Unterordnung der Erfahrungssätze unter das aprioristische Prinzip. Man wird aber z. B. in der geschmacklosen Herleitung des Eherechts, in der Lehre des Eigenthums bei Kant völlig die alte Schlußweise finden, und auch daß die Lehre vom Gesellschaftsvertrage und dem Ursprung des Staates aus diesem bloß äußerlich sei, ist bei Kants Abhängigkeit von Rousseau nicht gerade wahrscheinlich.

So sei es uns denn erlaubt, einstweilen noch ein Fragezeichen hinter den zusammenfassenden Satz zu machen: „War das Naturrecht mit Grotius in die Rechtswissenschaft hinübergetreten, um sich in ihr alsbald hypertrophisch zu entwickeln, indem es sich ihrer sämmtlichen Zweige bemächtigte, so scheidet mit Kant das Naturrecht aus der Rechtswissenschaft wieder aus, um sich auf die philosophische Betrachtung des Rechts zu beschränken." Daß der erste Erfolg vielmehr eine Kräftigung des unter den Epigonen Wolfs ganz verflachten Naturrechts war, gibt Landsberg selbst zu; allerdings will die naturrechtliche Sintfluth dieser Jahre wenig besagen: Die Kärrner hatten eben nach dem Wort der Xenien über „Kant und seine Ausleger" zu thun, wo der König baute. Darauf kommt es an, ob der außerordentliche Einfluß, den Kant gerade auch durch seine Rechtsphilosophie auf die Koryphäen der nächsten Epoche geübt hat, ein Segen oder ein Nachtheil für die deutsche Rechtswissenschaft geworden ist; und so wird auch erst bei der Darstellung der Hugo und Puchta, der Thibaut und Feuerbach das Urtheil zu fällen sein.

Mag man nun über die wissenschaftliche Werthlosigkeit des Naturrechts noch so hart urtheilen, über seine historische Bedeutsamkeit kann kein Zweifel sein; jene befreiende Wirkung, die es bis Thomasius ausgeübt hatte, ging ihm auch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts nicht verloren. Nach drei Richtungen hat sich diese geäußert: in der Umwandlung des Strafrechts, in dem Eindringen liberaler Doktrinen in das katholische Deutschland und in dem Anstoß zur Abfassung von Gesetzbüchern. Man möchte meinen, daß es zur Verbesserung des alten barbarischen Strafrechts seiner nicht bedurft hätte. Thomasius hat, wie wir sahen, auf diesem Gebiete seine großen Erfolge der historischen, nicht der naturrechtlichen Methode zu danken. Aber der Auflösungsprozeß wäre auf diesem Wege ein langsamer, vielleicht sogar wenig erfolgreicher gewesen, konnte doch Thomasius nicht einmal mit seinem Beweise durchdringen, daß kein göttliches Verbot die Begnadigung des Todtschlägers hindere; hier war der Sturmschritt einer aufklärenden Rechtsphilosophie nöthig. Das ist Beccaria's welthistorisches Verdienst, mag man über die Einzelheiten seines genialen Büchleins denken wie man will. Von dem Tage ab, da es erschien, ist die Strafrechtswissenschaft eine internationale Aufgabe geworden, was ihr reichlich zugute gekommen ist, und von da ab hat sie mehr als ein anderer Zweig des Rechts die allgemeinen philosophischen Grundlagen der Rechtsbegriffe gepflegt, was ihr bis heute einen gewissen idealen Schwung vor den anderen Fächern leiht.

Auch in Deutschland handelte es sich in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts um die Auseinandersetzung mit Beccaria. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß es ein erdgesessener Ordinarius der konservativsten Fakultät, der Leipziger Hommel, war, der hier die Führung übernahm, und daß er nirgends mehr als Revolutionär verschrien wurde. Seine solide Gelehrsamkeit, die sich mit einer außergewöhnlichen Bescheidenheit verband, trug zur Bereicherung und Ausgestaltung der keck hingeworfenen Prinzipien Beccaria's wesentlich bei; zu gleicher Zeit aber fand ein wahrer Einbruch Unberufener in das verlockende Land des Strafrechts statt und machte diese Modewissenschaft zum Tummelplatze des Dilettantismus. Die wohlgemeinten Preisfragen, die die Weltverbesserung auf diesem Gebiete, wo die Welt freilich auch am meisten zurückgeblieben war, zum Wettbewerb ausschrieben, steigerten das Chaos; denn es gehört — wie damals der sarkastische J. G. Schlosser bemerkte — schon viel Kenntniß dazu, auch nur richtig zu fragen. Die humane Idee erfüllte die Köpfe so ausschließlich, daß Kants rigorose Auffassung der Strafe überhaupt, der Todesstrafe insbesondere, bei den Zeitgenossen nur Widerspruch erfuhr; erst viel später hat sie auf die deutsche Wissenschaft nachhaltigen Einfluß gewonnen. Heute dürften wir in Kants Auffassung von Verbrechen und Strafe zwar einen Irrthum, aber auch seinen eigenartigsten und bedeutsamsten juristischen Gedanken sehen.

Die humanen Ideen waren es auch, die dem Naturrecht in den katholischen Gebieten Eingang verschafften und damit eine Bresche in die chinesische Mauer legten, mit der sich diese bisher von der Fortentwicklung des deutschen Geisteslebens abgeschlossen hatten. War das Naturrecht doch jene Form der Aufklärung, der man bei der ungemeinen Vieldeutigkeit seiner Sätze immer gerade das Maß setzen konnte, dessen man begehrte. Zudem war der Uebergang hier nicht besonders schwierig, handelte es sich doch thatsächlich nur darum, ein Naturrecht gegen das andere, das der Jesuiten gegen das Wolfs, zu vertauschen. Wer allerdings heute Suarez und Wolf miteinander vergleicht, wird keinen Augenblick zweifeln, dem alten Jesuiten, der ein ganz anderes feines Verständniß für die Grundfragen des Rechts und für die Methode besitzt, den Vorrang einzuräumen. Suarez kann man noch immer mit Interesse lesen, aus Wolf höchstens Stichproben nehmen. Damals aber kam es nicht hierauf an, sondern gerade noch so wie zu Grotius' Zeit auf die Grenzziehung zwischen Recht und theologischer Moral und auf die Zurückweisung klerikaler Ansprüche. So hat sich die Aufklärung im katholischen Deutschland nicht als ein dogmatischer, sondern als ein kirchenrechtlicher Vorstoß geäußert. Ihre speziell kirchenrechtlichen Waffen sind wohl allerdings noch mehr dem Arsenal gallikanischer und jansenistischer Argumente als dem Naturrecht entnommen worden. Trotz mancher Berührungspunkte scheiden sich in dieser katholischen Gruppe der deutschen Jurisprudenz doch sehr deutlich zwei Richtungen: die eine, welche der aristokratischen Kirchenverfassung gegen die monarchische Gewalt des Papstes ihre Unterstützung leiht, die andere, welche dem Staate erhöhte Machtbefugnisse über den Klerus verschaffen will. Jene findet in Hontheim-Febronius und in der kurkölnischen Universität Bonn, diese in dem Gelehrtenkreis, den Joseph II. heranzog, ihren Mittelpunkt; benennen wir doch danach die beiden Richtungen selbst als Febronianismus und Josephinismus. Febronius und die Seinen, die wir durch Mejers Monographie auch besser kennen, waren wissenschaftlich bedeutender, die Josephiner waren erfolgreicher; aber auch sie lebten doch nur kraft des Willens ihrer Auftraggeber. Sie verschwinden von der Bildfläche, sobald die katholischen Staaten diese Vorposten zurückzogen. Wie alle Bewegungen in der katholischen Kirche seit der Reformation, scheint auch diese außerordentlich groß, weil sie von lauter gebildeten und meistentheils auch von schreibenden Leuten getragen wird, wie alle ist sie schwach, weil sie die Kreise und die Mächte, auf denen der Katholizismus thatsächlich beruht, gar nicht berührte. Ihre wissenschaftlichen Früchte aber sind bedeutend, und die Keime, die sie ausgestreut hat, gehen doch immer wieder auf, sobald Sonne und Wind ihnen nur einigermaßen günstig sind.

Digitized by Google

Gesicherter und folgenreicher war die Wirkung, welche das Naturrecht durch seinen Einfluß auf die gesetzgeberische Thätigkeit erlangte. Es erlebte hier selbst seine praktische Rechtfertigung, die eben darin besteht, daß eine Fülle von Sätzen und von Prinzipien, die ihm entstammten, in die Gesetzgebung hinüberwanderten; freilich wurden sie eben dadurch erst Recht, während sie bis dahin Postulate einer moralischen Ueberzeugung gewesen waren. Später hat die historische Schule zugleich das Naturrecht widerlegt und jene Gesetzgebungen als unzeitig getadelt, weil ihre Forderung eines gemeinsamen Rechtsbewußtseins des Volkes, aus dem ein haltbares nationales Recht allein hervorgehen könne, nicht erfüllt sei. Sie hat im Prinzip recht gehabt, aber in der Anwendung fehlgegriffen; denn wenn es irgend jemals ein allgemeines oder, bescheidener gesagt, ein sehr weitverbreitetes Rechtsbewußtsein gegeben hat, so war es in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Fall, und dieses bestand eben in dem Glauben an die Untrüglichkeit der wichtigsten Grundsätze des Naturrechts. Aber die Romantiker und Savigny an der Spitze erkannten die große Majorität der aufgeklärten Gebildeten nicht als „Volk" an, und sie bemühten sich zwar, aller geschichtlichen Entwicklung gerecht zu werden, nur nicht der letztvergangenen, „unhistorischen" Zeit. So hieben sie in dem Bestreben, recht geschichtlich zu sein, gerade das Ende des Taus ab und haben dadurch der thatsächlichen Kontinuität des Rechts und der Wissenschaft vielleicht mehr Schaden zugefügt als alles Naturrecht.

Von der Geschichte der Jurisprudenz gilt dasselbe wie von aller Kulturgeschichte: es gibt in ihr auch segensreiche Irrthümer. Das Naturrecht allein konnte das Selbstvertrauen, die Zuversichtlichkeit geben, die sich das Gesetzgeben als eine verhältnißmäßig einfache Thätigkeit vorstellte. Sobald man in das Wesen und Wirken des Rechts tiefer eindrang, erschien die Aufgabe so groß und verantwortungsvoll, daß man am Beruf der Zeit für die Gesetzgebung verzweifelte. So hatte es Thomasius gethan, so that es später Savigny. Auch nur das Naturrecht konnte jenes Maß unabhängiger liberaler Gesinnung verschaffen, das wenigstens einige große freie Grundsätze entschieden durchführte. In der ersten dieser Kodifikationen, der bayerischen durch Kreittmayer, ist von solchen Grundsätzen freilich noch wenig zu spüren; mit dem alten Recht ist in ihr auch die alte Barbarei, nur selbst diese in einer formell tadellosen Weise, in vollem Umfang erhalten geblieben; aber selbst hier, wo ausdrücklich nichts als eine Zusammenfassung des Geltenden gegeben werden sollte, ist das Unternehmen selbst durch das Vorbild des Naturrechts angeregt worden. Bei dem Manne, der die preußische Gesetzgebung in Fluß brachte, bei dem Großkanzler Samuel Cocceji, erreicht dieser Einfluß des Naturrechts dann seine Höhe. Er und sein Vater, als dessen geistigen Testamentsvollstrecker er sich zeitlebens fühlte, sind wohl die befangensten unter allen bedeutenderen deutschen Juristen, orthodox ebenso im Glauben ans Naturrecht wie in dem ans römische Recht und an die Wesenseinheit beider. Da sollte gewissermaßen von beiden ausgehend, die eigene preußische Gesetzgebung die Trinität vollständig machen. Den Gedanken, vor dem ein Thomasius, der schon Skrupel empfand, ob ein Theilstaat des Reichs eigenmächtig Gesetze geben könne, zurückbebte, Cocceji faßte ihn wie etwas selbstverständliches: statt einer ergänzenden Fortbildung des Rechts war ein einheitliches Gesetzbuch zu geben. War es Beschränktheit, war es Kühnheit? Jedenfalls hat er damit eine neue Bahn für Jahrhunderte hinaus eröffnet.

Bei naturrechtlichen Grundüberzeugungen sind doch alle Männer, die in Deutschland an den Gesetzgebungen mitgewirkt haben, auch höchst durchgebildet in der Wissenschaft der positiven Jurisprudenz gewesen. Das ist der Unterschied zu Frankreich, wo es freilich auf einem eingebneten Boden nach der Revolution so viel leichter war, neu zu bauen. Savigny hat ergötzlich geschildert, wie bodenlos unwissend in wissenschaftlichen Dingen die Verfasser des Code civil waren, in denen sein Zorn nur die unwürdigen Enkel der großen französischen Juristen der Renaissance sieht. Als ihnen im Verlauf ihrer Arbeit zufällig eine, nicht einmal bedeutende Dissertation von Thomasius in die Hände gerieth, waren sie so erfreut, daß sie dieselbe für die betreffende Partie kopirten —; und doch hat der Code das höchste einem Gesetzbuch erreichbare Ziel erlangt: den Völkern, bei denen er eingeführt ist, wie eine Rechtsoffenbarung zu erscheinen. Hiezu müssen doch also die Eigenschaften seiner Verfasser, die Verbindung naturrechtlich-revolutionärer Grundanschauungen und praktischer Erfahrung ausgereicht haben. Die Verfasser des preußischen Landrechts waren nicht unwissend, aber ihre immerhin kühle Stellung zur Wissenschaft kam auch ihnen zugute. Es ist doch bezeichnend, daß nur im Anfang und nur für die wissenschaftliche Vorarbeit am preußischen Landrecht ein Gelehrter wie Schlosser — auch er kein Professor — berufen werden sollte. Nachher ersetzte Svarez' eigene zivilistische Schulung und sein Glaube an die Vernunft die beständige Rücksichtnahme auf die Wissenschaft. Nach Stölzels Werk über Svarez hat Landsberg zur Geschichte des preußischen Landrechts kaum etwas neues beibringen können; die ablehnende Stellung Schlossers unterschätzt er meiner Ansicht nach in ihrer Bedeutung. Den Abschluß bildet die Behandlung der österreichischen Gesetzgebung. Wir sehen, wie auch hier die Impulse vom Naturrecht ausgehen, seitdem unter Maria Theresia einem freieren Lustzug des Denkens in Oesterreich der Zugang gewährt worden war, und wie die einzelnen Phasen dieses langdauernden Werkes stets unter dem Einfluß der herrscheuden Naturrechtsschule gestanden haben, bis zuletzt Kants Rechtsphilosophie das Siegel aufdrückte.

Zum Schluß möchte ich noch einige Bedenken über die Darstellung zweier Männer äußern, die Landsberg selbst als Vorläufer einer neuen Zeit bezeichnet: J. G. Schlosser, von dem ich schon sprach, und Justus Möser. Vorläufer pflegt man sonst mild zu behandeln. Namentlich verlangt man keine strenge Konsequenz von ihnen; denn die neuen Gedanken und Gesichtspunkte ringen sich bei ihnen allmählich los. Landsberg versagt Beiden dies Benefizium; er glaubt, gerade hier ganz streng sein zu müssen. Bei Schlosser hat er wohl die Abneigung gegen den Mann, die ich ihm nicht weiter verarge, auch auf den Denker übertragen. Als solcher war aber der Schwager Goethe's doch ein hervorragender Kopf, voll fruchtbarer Ideen, die noch mehr auf ihre Zeit gewirkt haben würden, wenn er nicht eben nach allen Seiten hin hätte wirken wollen, d. h. in allen Wissenschaften gezankt und gemäkelt hätte — und dies noch in dem unausstehlichen Ton sittlicher Ueberlegenheit! Daß aber er, der Bekämpfer des Naturrechts, selbst eine schwankende Stellung zu diesem eingenommen hat, will nicht viel besagen, seitdem auch Savigny und Puchta längst in derselben Verdammniß sitzen.

Andere Gründe bestimmen Landsberg zu der Verwerfung Mösers, des liebenswürdigsten der Menschen und Schriftsteller. Bei diesem stößt ihn die Willkürlichkeit seiner Konstruktionen und seiner Quellenbenutzung ab; er rückt ihn auf eine Linie mit dem Kanzler Ludewig. Ganz mit Recht hat er diese Schwächen hervorgehoben, über die Andere wohlwollend hinweggleiten; aber es gibt doch zu denken, daß gerade unter den Juristen die drei Bahnbrecher, Savigny, Eichhorn, Grimm, im Lobe Mösers einig sind; der anspruchsvollste, Savigny, hat Mösers Verdienste geradezu in ruhmvollen Gegensatz zu der Jurisprudenz des 18. Jahrhunderts gebracht. Das war bei diesen Männern keine

bloß romantische Schwäche. Der Hinweis auf einen noch größeren Forscher, auf Niebuhr, gibt vielleicht die Erklärung. Auch in seinem Werk ist kaum ein Stein auf dem anderen geblieben, seine Hypothesen sind fast ausnahmslos als falsch erwiesen; wird deßhalb aber Jemand zweifeln, daß die neuere kritische Geschichtschreibung von Niebuhr an datirt? Er hat eben das Ganze lebendig, in großartiger Einheit angeschaut und jede Einzelheit in Beziehung hiezu gebracht. Die Art, wie die Niebuhr und Möser empfinden und sehen, ist das Neue. Man braucht blaß Möser mit seinem westfälischen Landsmann Kindlinger zu vergleichen, der juristisch-kritisch weit besser besteht, um zu wissen, warum der Eine ein verbissener Antiquar und Reaktionär, der Andere einer der vorschauenden Neuschöpfer der Germanistik wurde.

Ueberblickt man die Fülle der Persönlichkeiten, der Richtungen und Leistungen, wie sie die Geschichte der Rechtswissenschaft in den beiden vorhergehenden Jahrhunderten zeigt, wie sie Landsberg dargestellt hat und wie sie hier nur flüchtig berührt werden konnte, so wird man vielleicht doch zu der Ansicht kommen, daß diese Epoche viel besser war, als ihr Ruf ist. Sicherlich war wenigstens die Stellung der Jurisprudenz im Gedankenleben der Nation, ihr Einfluß auf die Gesammtkultur damals bedeutender als heute; das läßt ihre geringere Wissenschaftlichkeit in milderem Lichte erscheinen. Das 19. Jahrhundert hat auf diesem Gebiet zwar schroffer als auf jedem anderen mit seinem Vorgänger gebrochen, dennoch gibt uns die Betrachtung dieser Epoche den Schlüssel zu der Frage: Warum ist der Primat in der Rechtswissenschaft auf Deutschland übergegangen? Die Engländer haben nie um diese Palme gerungen, die Italiener und Franzosen, die beiden Nationen, welche die Rechtswissenschaft geschaffen, haben sie eingebüßt. Dies Verdienst der Deutschen liegt im 18. Jahrhundert; es beruht darin, daß in Deutschland allein das Recht Wissenschaft und Praxis zugleich blieb und daß es nach beiden Seiten hin einen festen Anhalt an den Universitäten fand. Mochte es öfters in ihrem Schematismus verknöchern, im Schulbetrieb sich zerfasern, so blieb es doch immer gehrt als eine Wissenschaft, die aus dem Leben ihre Nahrung zieht, aber auch das Leben zu beherrschen berufen ist. Möge nie der stets im Hintergrund lauernde Neid jener Praktiker, denen der Anblick eines Professors peinlich ist, weil er für sie den Vorwurf vergeudeter Jugendjahre in sich schließt, diesen Primat wieder zerstören!

Mittheilungen und Nachrichten.

-rt- „Planet E N." Der jüngst von Hrn. G. Witt von der Urania-Sternwarte in Berlin vermeintlich neuentdeckte Planet E N hat sich, neuerer telegraphischer Nachricht zufolge, als der schon im Jahre 1865 von Peters entdeckte Planet Io entpuppt.

* **Straßburg i. E.** Prof. Theobald Ziegler ist kürzlich zum korrespondirenden Mitglied des Instituto de Coimbra ernannt worden. Der Präsident dieser gelehrten Körperschaft ist der auch in Deutschland bekannte Bernardino Machado, der sich um die Theorie und Praxis des Schulwesens in Portugal große Verdienste erworben hat.

* **Bonn.** Der dieser Tage in Honnef verstorbene Rentner Otto Hölterhoff hat zur Erinnerung an seine verstorbene Gemahlin, Tochter des früheren Bonner Professors Bocking, sein ganzes, etwa eine Million Mark betragendes Vermögen der hiesigen Universität vermacht.

* **Kassel.** Hier ist am 13. Juni Geheimrath Professor Dr. Wilhelm Endemann, bis vor vier Jahren Professor der Rechte an der Universität Bonn, im Alter von 74 Jahren gestorben. Er war eine Autorität auf dem Gebiete des Handelsrechts und betheiligte sich in hervorragender Weise an der Ausarbeitung der Zivilprozeßordnung (1867—1870).

* **Jena.** Hofrath Prof. Biedermann, der Direktor des physiologischen Instituts der hiesigen Universität, hat den an ihn ergangenen Ruf an die Universität Würzburg nunmehr abgelehnt.

* **Berlin.** Dem Assistenten des Instituts für Infektionskrankheiten Dr. Max Beck ist das Prädikat Professor beigelegt worden.

* **Königsberg i. Pr.** Sein 50jähriges Doktorjubiläum beging am Montag der bekannte Germanist Professor Oskar Schade in Königsberg.

* **Wien.** Auf der Heimreise aus Afrika ist, wie die „D. Z." meldet, am 10. Mai d. J. der österreichische Alpinist, Maler und Forschungsreisende Hans Schmitt an schwarzem Fieber gestorben. Schmitt hatte sich ursprünglich der mißglückten „Freiland"-Fahrt angeschlossen und hierauf eine Reise nach Ostafrika angetreten. Im deutschen Kolonialdienste war er mit der Aufgabe betraut worden, das Mündungsgebiet des Rufiji und Mokora und den Nordtheil der Nguruberge und Usagura bis gegen die Panganifälle aufzunehmen. Im Jahre 1898 rüstete Schmitt zu einer größeren Expedition in das Gebiet des Nyassa-Sees.

w. In der letzten Sitzung der Akademie der Inschriften zu Paris, in der Prof. Th. Mommsen als herzlich willkommen geheißener Gast anwesend war, verkündigte Salomon Reinach folgende Auszeichnungen: Die Commission des Antiquités nationales hatte Giacket für sein Werk Eglise et Abbaye de Saint-Nicaise de Reims den ersten Preis im Betrag von 1500 Fr. verliehen, eine Medaille erhielt Léon Maitre (Géographie de la Loire-Inférieure) und Nattin (Glossaire des parlers du Bas-Maine), weiter eine ehrenvolle Erwähnung Legré (Botanique de la Provence), Pagart d'Hermansart (Histoire du baillage de Saint-Omer), Dieudonné (Hildebert de Lavardin), Cotomb (Campagne de Césne contre Arianiste), Coulet (Etude sur le Troubadour Mantuahgal) und endlich Charles Sellier (Le Quartier Barbette).

* **Latheissen-Denkmal an der Wiener Universität.** Auf Anregung des Hrn. Hofraths Mussafia hat sich aus Mitgliedern des Wiener Neuphilologenvereins und des akademisch-romanischen Lesevereins ein Komitee gebildet, an dessen Spitze Privatdozent Professor Dr. Friedwagner steht und das sich zur Aufgabe macht, dem 1887 in Wien verstorbenen Literarhistoriker Ferdinand Latheilsen ein Denkmal im Arkadengange der Universität zu errichten. Da der akademische Senat nunmehr seine Zustimmung zu dem Unternehmen ertheilt hat, ergeht hiemit an alle Freunde und Schüler des verblichenen Gelehrten die Bitte, die Erfüllung dieser Ehrenpflicht durch Beiträge nach Möglichkeit zu unterstützen. Diese sind bis einschließlich 1. Juli l. J. an den Obmann des akademisch-romanischen Lesevereins, Hrn. stud. phil. Otto Klab (Wien, I., Riemerstraße 15), zu richten. Nach Schluß der Aktion wird den Spendern ein Rechenschaftsbericht zugesendet werden.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Tauchnitz Edition.
June 14, 1899.
The
Game and the Candle.
A new Navel.
By (9545)
Rhoda Broughton.
In 1 vol.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.
Soeben erschien: (9546)
Die
Stellung des Handwerks
in
den hauptsächlichsten der ehemals zünftigen Gewerbe
von
Dr. Max Mendelson.
Preis: M. 4.50.

Für den Inseratenteil verantwortlich: M. Keil in München.

Jahrgang 1899. München, Samstag, 17. Juni. Nummer 136.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zur wirthschaftlichen Entwicklung im Königreich Sachsen. Von Dr. W. Beukemann. — Zur philosophischen Literatur. Von Alfred v. Mensi. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zur wirthschaftlichen Entwicklung im Königreich Sachsen.

Anläßlich der vorjährigen Jubelfeiern des 70. Geburtstags und der 25jährigen Regierung des Königs von Sachsen sind eine Reihe von Werken und Abhandlungen veröffentlicht worden, die unter Vorführung umfassenden Thatsachenmaterials den wirthschaftlichen und kulturellen Aufschwung des Landes schildern. Auch Prof. B. Böhmert gibt noch im jüngst erschienenen Heft des „Arbeiterfreund“ eine kurze Skizze über die volkswirthschaftliche Entwicklung und Arbeiterfürsorge in Sachsen.

Obgleich das Königreich Sachsen zu den industriellsten Theilen des Deutschen Reichs gehört und seine produktive Entfaltung nicht ohne weiteres als maßgebend für das ganze Reich anzunehmen ist, so hat doch nach den allgemeinen Aufnahmen über die beruflichen und gewerblichen Verhältnisse, sowie auf Grund der Nachweisungen über das Einkommen der Bewohner verschiedener Bundesstaaten als feststehend zu gelten, daß die volkswirthschaftliche Entwicklung im Reiche sich zwar nicht in demselben Grad, wohl aber in derselben Richtung bewegt wie diejenige Sachsens im besonderen. Und man darf ohne Gefahr des Widerspruchs behaupten, daß so ziemlich alle Kulturländer ein ähnliches Wandelbild zeigen, mag es sich auch in ungleicher Schnelligkeit vorwärtsbewegen.

Die charakteristischen Erscheinungen sind: 1. Die Volkszahl nimmt zu, während 2. die Quote des in der Landwirthschaft thätigen Bevölkerungstheils sinkt und die Quote von Gewerbe und Handel wächst; 3. das Arbeiterpersonal nimmt vorwiegend in den größeren Betriebsstätten zu, die Durchschnittszahl der Gewerbthätigen in einem Betrieb wird größer; 4. Zunahme der Elementarkraft- und Maschinenbenutzung; 5. in Verbindung mit 3 und 4 zunehmende Konzentrirung der Betriebskapitalien, sowie des öffentlichen Eigenthums; 6. weit geringerer Zusammenschluß, zum Theil gar Dezentralisirung, gleichwohl aber Vermehrung des gesammten Privateigenthums; 7. Anwachsen des gesammten und des durchschnittlichen Einkommens, insbesondere durch Aufrücken aus niederen Stufen in höhere; 8. Verschiebung in der Stärke der Einkommensarten: langsameres Wachsthum des Einkommens aus Grundbesitz, stärkere Zunahme der Renten- und Zinseinkünfte, sowie der Einkommen aus Gewerbebetrieb und Handel und stärkste Steigerung des aus Arbeitslohn und Gehalt bestehenden Einkommens.

Einige Zahlenangaben mögen dies für das Königreich Sachsen schärfer zum Ausdruck bringen.

1. Während die Volkszählung von 1871 2½ Millionen Einwohner ergab, hat diejenige von 1895 3¾ Millionen nachgewiesen, so daß sich in diesem Zeitraum die durchschnittliche Bevölkerungsdichtigkeit von 170 auf 253 Bewohner pro Quadratkilometer gehoben hat.

2. Von derselben Aufnahme im Jahre 1871, die auch hinsichtlich der Berufsverhältnisse in umfassender Weise bearbeitet wurde, bis zur Berufsaufnahme vom 14. Juni 1895 hat sich der Antheil der landwirthschaftlichen u. s. w. Bevölkerung (Berufsabtheilung A) von ca. 23 Proz. auf 15.1 Proz. der Gesammtbevölkerung vermindert, wohingegen Industrie und Handel (B und C) von ca. 63 Proz. auf 72 Proz. angewachsen sind. Zieht man auch die Berufsaufnahme von 1882 mit zum Vergleich heran, so entfielen in Prozent der Gesammtbevölkerung auf:

	A. Landwirthschaft, Gärtnerei, Forstwirthschaft, Fischerei	B. u. C. Bergbau, Industrie, Handel, Verkehr
Dezember 1871 . . .	ca. 23.0 %	63.0 %
Juni 1882	20.0 %	68.2 %
Juni 1895	15.1 %	72.0 %

3. Für die Darstellung der personellen Betriebsvergrößerung ist die mit der Berufsermittelung verbunden gewesene Gewerbeaufnahme zu Rathe zu ziehen. Es handelt sich bei diesen Zahlen nur um die gewerbthätigen Personen, nicht auch um die erwerbslosen Angehörigen. Aus den beiden Erhebungen von 1882 und 1895 geht nun hervor, daß von je 100 in Gewerbe und Handel thätigen Personen Sachsens kamen

	1882	1895
Auf die Alleinbetriebe	26.4	16.4
Auf die Gehülfenbetriebe bis zu 5 Personen .	27.8	25.0
Auf die Gehülfenbetriebe von 6 bis 50 Personen	22.7	26.4
Auf die Gehülfenbetr. von 51 u. mehr Personen	23.1	32.2
Zusammen	100.0	100.0
Absolute Zahlen	793,760	1,150,853
		+ 45 %

Demnach hat eine scharf ausgeprägte Verschiebung zugunsten der Großunternehmungen auf Kosten der kleineren Betriebe stattgefunden. Doch ist damit natürlich nicht ohne weiteres gesagt, daß die absolute Zahl der ersteren zugenommen haben müßte, während die letzteren im Rückgang begriffen wären. Allerdings läßt sich im vorliegenden Fall mit Rücksichtnahme auf die angeführte allgemeine Zunahme von 45 Proz. aus der außerordentlichen Verschiebung bei den kleinsten und größten Unternehmungen eine mäßige absolute Abnahme der Alleinbetriebe (von rund 210,000 auf 189,000) neben einer starken Vermehrung in den Großbetrieben (von rund 184,000 auf 370,000 Personen) unschwer entnehmen. Wird indeß die Größenklasse der Betriebe bis zu fünf Personen mit den Alleinbetrieben zusammengefaßt, so ergibt sich auch für diese eine mäßige absolute Zunahme von 10.8 Proz. Entsprechend dieser geringen Ziffer für die 13 Jahre 1882/95 sind die Betriebsstätten mit je sechs und mehr gewerbthätigen Personen um so erheblicher gewachsen, nämlich um 85.4 Proz.

4. Ueber die schnell zunehmende Verwendung von Elementarkraftmaschinen in Sachsen belehrt uns eine Abhandlung vom Geh. Regierungsrath Morgenstern. Die Zahl der feststehenden Dampfmaschinen wuchs von 197 im Jahre 1846 auf 1003 im Jahre 1861, 6244 in 1685 und 9677 Anfang 1896. Das bedeutet eine außerordentliche Steigerung der Produktivität, und zwar ganz vorwiegend in den Großbetrieben. Einer weiteren Ausführung hierüber wird es nicht bedürfen.

5. Setzen Betriebe mit Maschineneinrichtungen in der Regel ein größeres Anlage- und Betriebskapital voraus, bedingen sie meistens auch die Beschäftigung einer Mehrzahl von Arbeitern und weiter geführte Arbeitstheilung, so ergibt sich aus der Vermehrung solcher Unternehmen wie der Großbetriebe überhaupt an diesen Punkten eine Anhäufung von Kapital. In manchen Produktionszweigen tritt diese Erscheinung noch verhältnißmäßig wenig, in anderen aber sehr stark auf; zu letzteren gehören die Bergwerke, Gasanstalten, die Maschinenindustrie, das Verkehrsgewerbe (Eisenbahnen), von denen sich ein erheblicher Theil im öffentlichen Besitz (des Staats, der Gemeinden u. s. w.) befindet, die also mit ihrer Ausdehnung das öffentliche Eigenthum vergrößern, während gleichzeitig die erfolgreiche Neigung vorherrscht, vom Grund und Boden sowohl, wie von den Verkehrs- und verwandten Anstalten, an deren Verwaltung die Gesammtheit in besonderem Maß interessirt ist, einen wachsenden Antheil für den Staat, die Gemeinden und andere öffentliche Körperschaften zu erwerben. Auf diese Weise ist das öffentliche Eigenthum in einem höheren Grad gewachsen als das Gesammtvermögen und befindet sich noch weiter auf diesem Wege.

6. Aber der vorwiegenden Konzentrirung des Betriebskapitals und der Zunahme des öffentlichen Vermögens entspricht keineswegs die Konzentrirung des Privateigenthums. Sehr bedeutend gestiegen ist auch dieses im ganzen, und vielfach hat des ferneren eine starke Anhäufung in den Händen verhältnißmäßig Weniger stattgefunden, allein es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß die entgegengesetzte Tendenz vorherrscht, da mehr und mehr große Unternehmungen die Gesellschaftsform annehmen, somit eine größere Anzahl von Personen an den konzentrirten Betrieben betheiligt sind, d. h. Eigenthumsantheile besitzen. Noch mehr ins Gewicht fallen mag aber die Vermögensbildung in den breiten Volksschichten, wobei auf der ersten Stufe die selbstverwahrten Baarersparnisse, in der nächsten die Sparkassen stehen, an welche sich dann die Staatspapiere, Obligationen und Hypotheken, sowie die Antheile an Genossenschaften und die Aktien von Gesellschaften anschließen. Hier darf darauf verzichtet werden, zahlenmäßige Belege aufzustellen.

7. Mit dem Besitz, insbesondere mit dem Produktivkapital, eng verknüpft ist das Einkommen. Es erscheint schwer ausführbar, eine gegenseitige Abwägung der volkswirthschaftlichen Bedeutung beider Momente vorzunehmen. Gewöhnlich wird das Gesammteinkommen eines kurzen Zeitabschnitts (Jahres) gegenüber dem Gesammtvermögen zu niedrig bewerthet. Eine bemerkenswerthe Erscheinung der Neuzeit ist das Wachsthum des Einkommens nicht nur im ganzen, sondern auch im Durchschnitt der vermehrten Bevölkerung; doch käme es noch darauf an, zu wissen, ob alle Einkommensstufen daran theilgenommen haben oder vorwiegend die größeren, oder aber die mittleren und unteren.

Nach Abzug der Schuldzinsen betrug das eingeschätzte Einkommen der sächsischen Steuerzahler im Jahre 1879 959 Mill. M., im Jahre 1894 aber 1660 Mill. M. und 1897 1903 Mill. M., das ist eine Zunahme von 100 auf 173 und 200. Zu bemerken ist indessen noch, daß im Jahre 1894 für die folgenden Jahre die Grenze der Steuerfreiheit von 300 auf 400 M. Jahreseinkommen erweitert wurde. Außerdem erfolgte gleichzeitig eine stärkere Steuerbelastung der Einkommen von mehr als 1250 M. Endlich wird hiebei zu berücksichtigen sein, daß die Einschätzung im Lauf der Jahre jedenfalls eine genauere geworden ist. Wir wollen hier zunächst die Censiten und die Haupteinkommensklassen der beiden Jahre 1879 und 1894 aufführen. Die Zahl der eingeschätzten Personen (mit mehr als 300 M. Einkommen) war 1879: 1,088,002, gegen 1894: 1,496,266, also ein Zunahmeverhältniß von 100 : 140 bei einer Vermehrung der Bewohner von 100 : ca. 125. Auf einen Censiten berechnete sich außerdem für 1879 ein Durchschnittseinkommen von 3230 M., im Jahre 1894 hingegen von 4450 M. Wie genugsam bekannt, bilden überall und so auch in Sachsen die unteren Einkommensklassen das Gros der Steuerzahler, und es sei hier an absoluten Zahlen nur die geringe Ziffer der oberen Klasse mit mehr als 9600 M. Einkommen angeführt, die im Jahre 1879 5293 und im Jahre 1894 11,935 Besteuerte, bezw. Veranlagte aufwies, um nunmehr für vier Klassen das Verhältniß der Censiten, des eingeschätzten Einkommens und des Steuerbetrags für die genannten beiden Jahre nebeneinander zu stellen und daraus zugleich den Entwicklungsgang abzulesen.

Steuerklassen	Prozentvertheilung der eingeschätzten Personen		Einkommen		Steuer	
	1879	1894	1879	1894	1879	1894
bis 800 M.	76.33	65.28	39.74	29.59	9.37	6.54
800—3300 „	20.94	31.09	33.48	37.70	31.88	28.99
3300—9600 „	2.24	2.84	12.99	18.03	26.70	22.76
über 9600 „	0.49	0.79	13.79	19.68	32.05	41.71

Gegenüber den Antheilsziffern der Censiten in den höheren Klassen müssen die Einkommensbeträge daselbst natürlich auch höhere Ziffern aufweisen. Anders aber steht es mit letzteren und dem Steuerbetrage. Hier spricht sich in dem außerordentlich niedrigen Antheil der Steuer bei der untersten und dem ebenso hohen Prozentsatz der obersten Klasse die moderne, auf sozialpolitischer Grundlage ruhende Steuerpolitik aus, indem die Kosten der Staatsverwaltung und der Leistungen des Gemeinwesens für das Volk in stärkerem Maße den wohlhabenden, bezw. den hohen Einkommen auferlegt sind, während die Früchte der Staatsleistungen im wesentlichen dem Volk ziemlich gleichmäßig zugute kommen.

8. Endlich ist noch auf die Frage der Einkommensquellen zu antworten. Bei der sächsischen Steuerveranlagung werden vier Arten unterschieden und außerdem die Schuldzinsen berücksichtigt. Es mag an dieser Stelle genügen, die Grundzahlen nur für die Jahre 1879 und 1897 wiederzugeben.

aus	Einkommen der Steuerzahler in Mill. M. 1879	1897
Grundbesitz	218,939	299,890
Handel und Gewerbe	350,380	596,105
Renten	111,713	250,188
Gehältern und Löhnen	364,651	912,794
Zusammen	1,044,983	2,058,976
Davon ab Schuldzinsen	85,761	156,378
Verbleibt Gesammteinkommen	959,222	1,902,598

Und nun lassen wir ohne weiteres für unsre drei Vergleichsjahre die Verhältnißzahlen folgen. Von je 100 M. des Gesammteinkommens flossen

aus	im Jahre 1879	1894	1897
Grundbesitz	22.8	17.2	15.8
Handel und Gewerbe	36.5	31.7	30.3
Renten	11.6	13.2	13.1
Gehältern und Löhnen	38.0	46.3	48.0
Zusammen	108.9	108.4	108.2
Davon Schuldzinsen	— 8.9	— 8.4	— 8.2
Verbleibt Gesammteinkommen	100.0	100.0	100.0

Digitized by Google

Vorweg zu berücksichtigen ist die nach 1884 in Kraft getretene Gesetzesänderung, wonach die Einkommen von 300 bis 400 M. nicht mehr veranlagt und zur Steuer herangezogen werden. Wie nicht näher ausgeführt zu werden braucht, gehören dieser Einkommensklasse hauptsächlich untere Lohnempfänger und kleine Rentner an. Die Beeinflussung der obigen Ziffern für das Jahr 1897 würde also darin bestehen, daß mit Einschluß der Einkommen unter 400 bis 300 M. die Antheile der Renten (13.1 Proz.) und der Löhne oder Gehälter (48.0 Proz.) sich etwas erhöhten. In Verbindung mit den vorangeschickten absoluten Zahlen ergeben die Verhältnißzahlen ein sehr lehrreiches Bild. Aus allen Quellen fließt das Einkommen stärker als früher, aber in recht ungleicher Steigerung; denn der Antheil des Grundbesitzes ist von 22.8 auf 15.8 Proz. zurückgegangen, derjenige der Löhne und Gehälter dagegen von 38.0 auf 48.0 oder mehr gewachsen und macht jetzt etwa die Hälfte des Gesammteinkommens aus. Demgegenüber haben Gewerbe und Handel trotz kräftiger Vorwärtsbewegung in der absoluten Höhe ihren Antheil nicht zu halten vermocht. Das nachgewiesene Renteneinkommen hat sich von 1879 bis 1897 mehr als verdoppelt, gleichwohl ging der Prozentantheil nur von 11.6 auf 13.1 herauf, weil eben das Einkommen aus Löhnen und Gehältern noch viel mächtiger gewachsen ist. Ob ein Lohnarbeiter, Angestellter, Gewerbetreibender, Grundbesitzer oder Rentner im Durchschnitt jetzt ein erheblich höheres Einkommen bezieht oder auch ein niedrigeres, ist damit noch nicht gesagt. Abgesehen davon, daß die Zahl der Betheiligten der verschiedenen Kategorien außer Betracht geblieben ist, muß mit dem bekannten Umstande gerechnet werden, daß viele Censiten gleichzeitig aus mehreren Einkommensquellen schöpfen. Darauf kommt es an dieser Stelle indeß weniger an, da uns in erster Linie interessirt, auf welchem Siegeszuge der Faktor „Arbeit“ in der Volkswirthschaft sich befindet.

Niemand dürfte von der Annahme ausgehen, daß die sächsischen oder andere Einschätzungen den Thatsachen genau entsprechen; auch einem sorgfältigen Veranlagungsverfahren wird es nie gelingen, zu niedrigen Einschätzungen gänzlich vorzubeugen. Ferner müßte bei Spezialuntersuchungen berücksichtigt werden, daß der Grad der richtigen Erfassung aller Einkommen im Laufe der Jahre nicht vollkommen gleich bleiben wird. Von dem Einleben in eine Steuer und von einer guten Steuerverwaltung ist vielmehr mit Recht eine Besserung des Census zu erwarten; indessen kann es sich hiebei später nicht mehr um wesentliche Fortschritte handeln, und selbst stellenweise Rückschläge werden sich schwer vermeiden lassen, da bei der stetigen Neigung weiter Kreise zu Steuerhinterziehungen ein plötzlicher Aufschwung in den Einkommensverhältnissen, insonderheit bei Einkünften der Censiten aus neuen Quellen, erst nach und nach zu allgemeinerer Kenntniß gelangt und bei der steuerlichen Veranlagung erfaßt wird. Diese Erwägungen bedürfen wohl bei genauen Betrachtungen der Steuerverhältnisse fortlaufender Jahresreihen einer näheren Prüfung, wogegen sie für unsre Darstellung auf das Ergebniß jedenfalls ziemlich einflußlos sein würde.

Was hier in Bezug auf die wirthschaftliche Entwicklung im Königreich Sachsen vorgeführt wurde, stellte einen erfreulichen Fortschritt und Aufschwung dar; allein es hieße dem Leser dieser Blätter zu nahe treten, wollten wir ausführen, daß man dieselbe Erscheinung keineswegs in allen Theilen Sachsens — im Vogtland wie in den Industrie- und Handelszentren — antrifft. Andrerseits wurde bereits darauf hingewiesen, daß die in Sachsen beobachtete Entwicklung auch im übrigen Reiche und in anderen Ländern sich zeige, wenngleich nicht überall in demselben Maße und in allen erörterten Punkten. In letzterer Beziehung macht wohl nur der Bevölkerungszuwachs eine Ausnahme, indem z. B. Mecklenburg, Hohenzollern und einige andere Landschaften in der Volkszahl seit einer längeren Reihe von Jahren ziemlich stationär geblieben sind. Sonst aber ist noch hervorzuheben, daß in mehreren Gebietstheilen des Deutschen Reichs die fortschrittliche Bewegung in dem hier beregten Wirthschaftsleben sich noch lebhafter gestaltet hat als in Sachsen. Freilich sind die Steuerverhältnisse in den verschiedenen Staaten des Reichs zu ungleich und nicht überall erfreut sich die Statistik derselben Entwicklung wie im Königreich Sachsen, um einen genauen Vergleich anstellen zu können. Immerhin hat im vorliegenden Falle die wirthschaftliche Skizzirung auch eines verhältnißmäßig kleinen Staates mehr als symptomatischen Werth, da nicht nur die Richtungslinien des Wirthschaftslebens, sondern auch die Stärke der bewegenden Kräfte zur Erkenntniß gebracht sind. Auf der einen Seite wird dadurch dem Politiker und Staatsmann richtiges Urtheil und Handeln erleichtert, während andrerseits die Anforderungen sich steigern, indem zumeist ein schnelleres Handeln und eine höher gespannte praktische Regierungskunst erfordert werden und bei dauernden Maßnahmen nebst der wachsenden Komplizirtheit des wirthschaftlichen Lebens die Möglichkeit plötzlicher Neuerungen in Betracht kommt. Denn ebenso vielgestaltig wie die Gegenwart ist, so wechselvoll haben sich die wirthschaftlichen Verhältnisse erwiesen. Außer der ersten Epoche umfassender Städtebildung hat wohl kaum wieder eine Zeit eine gleich starke Veränderung der Volkswirthschaft aufzuweisen wie die Mitte und das Ende des 19. Jahrhunderts.

Hamburg. Dr. W. Beukemann.

Zur philosophischen Literatur.

Von Alfred v. Meyst.

Die bekannte Firma Ernst Siegfried Mittler u. Sohn in Berlin hat ihren philosophischen Verlag mit einem Lieferungswerk bereichert, das alle Beachtung verdient. Es ist ein Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke, das von Dr. Rudolf Eisler quellenmäßig bearbeitet herausgegeben wird. Die Voraussetzung des Verfassers, daß die Ausdrucksweise der Philosophie, ihre Terminologie, vielfach sich der wiederaufstehenden Neigung zu philosophischer Lektüre als ein lästiges Hinderniß entgegenstelle, mag zutreffen; umsomehr, als selbst bei den gebildeten Lesern zwar diese Neigung, nicht immer aber die entsprechende Vorbildung im Zunehmen begriffen ist. Dieses neueste, und soweit dies die bis jetzt ausgegebenen drei Lieferungen erkennen lassen, auch beste Lexikon in diesem Fache kommt deßhalb einem wirklichen Bedürfniß entgegen und allem Anschein nach wird es dieses auch befriedigen können.

In Eislers Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke in quellenmäßiger Darstellung soll jedes Wort von philosophischem Werth in seiner wesentlichen Begriffsbestimmung erklärt und diese Bedeutung mit den wichtigsten Beweisstellen philosophischer Forscher belegt werden. Das letztere macht dies Buch besonders empfehlenswerth. Die wichtigsten philosophischen Begriffe sind abwandlungsfähig und von veränderlicher Bedeutung, je nach der Auffassung, dem Stand- und Zielpunkt eines Forschers. Es herrschen, wie der Verfasser mit Recht betont, geradezu Gegensätze in dem Sinne der nämlichen Bezeichnung zwischen einzelnen Forschern und ganzen Zeitperioden. Es ist daraus ersichtlich, wie wichtig es sein muß, unter einem Sammelwort die verschiedenen Begriffsbestimmungen wiederzugeben, die eben dieses Begriffswort in verschiedenen philosophischen Systemen erhalten hat. Erst solche Zusammenstellung bringt Klarheit und Sicherheit in das Verständniß der philosophischen Lehren. Und mehr als das: weil sich die philosophischen Lehren ausprägen, gleichsam kristallisiren in den Fremdworten, mit denen die Begriffe

bezeichnet werden, so eröffnet ein Lexikon unter dem Stichwort dieser Begriffe zugleich den unmittelbaren, allen Eindlick in die Lehre, die Sonderanschauung jedes einzelnen Philosophen.

Ein Lexikon, welches bei jedem philosophischen Begriffe die aerschiedene Bedeutung nachweist, den die einzelnen Philosophen diesem Begriff gegeben haben — unter Einfügung der wichtigsten Belegstellen im Originalwortlaut — gibt daher in seiner Eigenform gleichzeitig eine Uebersicht der einzelnen philosophischen Richtungen, kennzeichnet die Lehrgebäude der wichtigsten Philosophen, ja, fordert durch die Verschiedenheit, die über die Bestimmung und Anwendung des Begriffs bei den einzelnen Philosophen herrscht, den Leser geradezu auf, selbst ein Urtheil zu fällen, welcher dieser Bestimmungen er beistimmen, welche als Kernpunkte er selbst daraus noch folgern will. Der Herausgeber ist bestrebt gewesen, durch zweckmäßige Anordnung und Gruppirung, wie durch das Hervorheben des wichtigeren auch den inneren Zusammenhang zu erreichen. Berücksichtigt sind die meisten erkenntnißtheoretischen, metaphysischen, logischen, psychologischen, ethischen, ästhetischen Begriffe und Termini, wie sie in der antiken, scholastischen, neueren und neuesten Philosophie in Gebrauch kamen.

Wenn der Verfasser in seinem Vorwort bemerkt, daß seine eigenen Begriffsbestimmungen absichtlich recht allgemein gehalten seien und meist als bloße Normaldefinitionen gelten sollen, so ist dies allerdings geeignet, jede Kritik einigermaßen zu entwaffnen. Hoffentlich geht er aber nicht überall in der vagen Allgemeinheit der Begriffsbestimmung so weit, wie z. B. in den aier Zeilen im Schlagwort „Buddhismus", in denen er das Nirvana als „das selige Nichts" definirt. Es wäre denn doch da mindestens zu bemerken gewesen, daß der Begriff des Niraana heute noch zu den umstrittensten gehört und der Verlegenheitsausdruck „Nichts" ihn in keiner Weise erschöpft. Wir sehen der Fortsetzung des verdienstvollen Werkes mit warmem Interesse entgegen.

In demselben Verlage liegt nunmehr Friedrich Ueberwegs „Grundriß der Geschichte der Philosophie" in der Bearbeitung von Dr. Max Heinze in achter Auflage vollständig aor. Wissenschaftliche Werke in solchem Umfange, zumal philosophische, die in einer verhältnißmäßig kurzen Reihe aon Jahren acht Auflagen erreichen, kommen, in Deutschland wenigstens, nicht allzuhäufig vor. Diese Thatsache allein spricht nachdrücklicher, als es jedes Lob aermag für den Werth des großangelegten Werkes, das sich den Kreis seiaer Leser und Schätzer nicht erst zu erobern braucht, da es längst schon zum unentbehrlichen Handwerkzeug des Fachmanns, zum verläßlichsten Führer durch die philosophische Literatur für den gebildeten Leser geworden ist.

Es ist bekannt, daß der spezifische Werth des „Ueberweg" vornehmlich auf seinen genauen und reichlichen Literaturangaben beruht, daß also — so paradox es klingen mag — gerade der aergänglichste Theil des großen Werkes ihm seine ureigensten Vorzüge und — die hohe Zahl der Auflagen sichert, denn die immer wieder zu ergänzenden Quellen- und Literaturnachweise sind es ja eben, die dieses unentbehrlichste aller philosophischen Nachschlagebücher var anderen auszeichnen und — es wieder veralten machen. Während es in einer neuen Auflage erscheint, hat sich schon um jeden der einzelnen Bände eine neue philosophische Literatur gesammelt, die der Aufnahme in die nächste Auflage harrt. Der Besitzer des „Ueberweg" müßte also bei diesem Wettlauf zwischen der täglich anwachsenden Literatur und ihrer geschichtlichen Feststellung za kurz kammen, hielte er sich nicht, was das klügste ist, an die Auflage, die er gerade sein nennt. Und er kaan damit zufrieden sein, denn aon den Literaturangaben, die eben mit der Erscheinungszeit des betreffenden Bandes abschließen müssen, ganz abgesehen, bietet der stabilere Theil des Werkes, die eigentliche philosophische Historie, die Erzählung der philosophischen Entwicklung und die Biagraphien, sowie die Schätzung der Philasophen selbst, gerade bei Ueberweg-Heinze ein so großes, gediegenes und bleibendes Material, daß der Leser stets auf seine Rechnung kommt. Selbst der vorliegenden neuesten Auflage, für die sich der Kreis der Mitarbeiter erweitern mußte, ist neben einer gewissen Pietät für den Ueberweg'schen Text die ruhige und sachliche, rein historische Betrachtung der verschiedenen Schulen und Lehren dankbar nachzurühmen. Die Verfasser lassen sich auch da, wo sie in dem gerade aorliegenden Thema einen wilden Schößling der Weltweisheit erblicken müssen, nie za prononcirter persönlicher Stellungnahme oder schroffer Polemik verleiten. Sie bleiben sichtlich stets bemüht, auch zeitlich ihnen noch so naheliegenden Erscheinungen gegenüber das höhere Niveau ihrer historischen Warte nicht zu verlassen.

Das Buch ist in der achten Auflage auf aier Bände angewachsen. Der erste Band, der „Das Alterthum" behandelt, ist schon 1894 erschienen. Drei Gelehrte haben dem Herausgeber bei diesem 390 Seiten starken Bande unterstützt. Im Abschnitt über die griechische Philosophie ist zum erstenmal die mittlere und neuere Akademie von der älteren, ebenso die mittlere und neue Staa aou der älteren getrennt, was der Uebersichtlichkeit nur zugute kommen konnte. Wie bei fast allen unseen Philosophie-Historikern bildet die griechische Philosophie den Hauptinhalt des philosophischen Alterthums. In dieser Beziehung wird die im Erscheinen begriffene Geschichte der Philosophie Paul Deussens, aon der in diesen Tagen der zweite, die Upanishads behandelnde Theil, erschienen ist, und die den Nachdruck auf die außereuropäische, besonders die indische Philosophie legt, ergänzend eintreten können. Ueberweg gibt in seinem § 6. auf knappem Raum zwar, wenigstens eine gute Uebersicht über dieselbe, der auch eine stattliche Literaturangabe nicht fehlt. Man braucht übrigens nar das Kapitel über die Neuplatoniker, insbesondere über Plotin zu lesen, um zu erkennen, was Prof. Heinze auch für diese neue Auflage gethan.

Der zweite, die patristische und scholastische Zeit behandelnde Band ist zuletzt (1898) erschienen (363 S.). Auch hier ist dem Herausgeber ein Trifolium aon Gelehrten behülflich gewesen: Prof. M. Baumgartner hat „die Anfänge", Dr. Th. M. Wehofer „die Ausbildung und Verbreitung der Scholastik" durchgesehen und ergänzt, nad Prof. Ad. Lasson hat „die deutsche Mystik des 14. und 15. Jahrhunderts" wieder einer Revision unterzogen. Bei dem großen Interesse, das gerade in unsrer Zeit Freunde und Gegner an der thomistischen Philosophie, sowie an der Mystik nehmen, war eine Erweiterung dieser Kapitel dringend geboten. Für dieses Interesse ist es bezeichnend, daß die 1845-1857 in zwei Bäaden aon F. Pfeiffer herausgegebenen „Deutschen Mystiker des 14. Jahrhunderts" heute bei unsern Antiquaren ganz ungeheuerliche Preise erzielen, denn das Buch ist längst aergriffen, und unbegreiflicherweise hat die heute noch bestehende Verlagsfirma sich bis jetzt noch nicht zu einem Neudruck entschließen können.

Die bisher in eiaem Bande behandelte Neuzeit (von dem Aufblühen der Alterthumsstudien bis auf die Gegenwart) hat nunmehr zwei Bände erfordert. Sehr glücklich umfaßt nun der erste Band (365 S.) dieses dritten Theiles die vorkantische und kantische Philosophie, während dem zweiten die nachkantischen Systeme und die Philosophie der Gegenwart zugewiesen wurden. Der erste hat auf Grund fremder Arbeiten, z. B. der W. Dilthey's, sowie der eigenen Forschungen des Herausgebers wesentliche Ergänzangen erfahren, wobei auf Kant und seine Philosophie selbst eigentlich (im Verhältniß zur überragenden Bedeutung) nicht einmal aiet, etwas mehr als 100 Seiten, entfallen. Leider, aber natürlich konnten in dem 1886 herausgegebenen Bande die beiden letzterschienenen größeren Arbeiten über Kant, sein Leben und seine Lehre, von Dr. M. Kronenberg (München, C. H. Beck, 1897) und Friedrich Paulsen (Stutigart, Fr. Frommann, 1898) nicht mehr genannt und benutzt werden. Dafür sind die verschollen gewesenen und kürzlich wieder entdeckten, von Poelitz herausgegebenen Vorlesungen Kants über Metaphysik (1821), aoa der selbst unsre Münchener Staatsbibliothek kein Exemplar hatte, und die ein neues Licht auf Kants Stellung zu Swedenborg werfen, erfreulicherweise benutzt worden.

Der zweite, 1897 erschienene Band (527 S.) hat eine Reihe ausländischer Fachleute zu Mitarbeitern: Theodor Ruyssen, Luigi Credaro, Geo. Dawes Hicks, Mattoon Monroe Curtis, Reinhold Geijer, W. Lutoslawski, G. Zâda, sowie den Verfasser des grandiosen Kant-Kommentars, dessen Ende zu erleben wir dem Autor, Prof. Barhinger, und den Interessenten

Digitized by Google

aufrichtig wünschen. Jeder derselben hat für die philosophische Literatur seines Vaterlandes aufzukommen. Naturgemäß ist deßhalb dieser Band der am wenigsten einheitliche, aber er ist für den modernen Leser vielleicht der interessanteste, denn er gibt ein vielfach überraschendes Bild der gesammten Philosophie der Gegenwart und würde, da noch so manches dieser philosophischen Charakterbilder in der Geschichte schwankt — man denke nur an Nietzsche — am meisten zur Diskussion anreizen.

Alle vier Bände sind natürlich mit sorgfältig gearbeiteten Philosophen- und Literatorenregistern versehen. Der Antiquadruck ist durchgehends klar, wenn auch zu bedauern ist, daß im Interesse der Oekonomie des Ganzen nur die geschichtlichen Fortführungen einen größeren, die den größten Theil des Werkes einnehmenden biographischen, sachkritischen und literarischen Angaben einen kleineren Druck haben.

Wie sehr übrigens Ueberwegs Geschichte der Philosophie zu einem standard-work geworden ist, auf das unsre Literatur alle Ursache hat, stolz zu sein, bezeugt — die häufige Benutzung. Von geschätzter Seite werden wir auf eine merkwürdige, bis zum Auffallenden sich steigernde Uebereinstimmung aufmerksam gemacht, die sich zwischen Stellen einer kürzlich erschienenen Philosophiegeschichte und solchen der vorigen, siebenten, Auflage der Ueberweg'schen aufdrängt. Auf den Wunsch des Entdeckers lassen wir zum Schluß folgen nachstehende

Gedankenharmonie.

Siebert. Geschichte der neueren deutschen Philosophie seit Hegel. Ein Handbuch zur Einführung in das philosophische Studium der neuesten Zeit. 1898. —

(Seite 321) „Neben Häckel sind als die bedeutendsten Anhänger Darwins zu nennen Friedrich **Bolle** („Darwins Lehre von der Entstehung der Arten im Pflanzen- und Thierreich in ihrer Anwendung auf die Schöpfungsgeschichte" 1863 und 1870, „Der Mensch, seine Abstammung und Gesittung im Lichte der Darwin'schen Lehre von der Art-Entstehung" 1868 und 1870), August **Schleicher** („Die Darwin'sche Theorie und die Sprachwissenschaft", 3. Aufl. 1873), Gustav **Jäger** („Die Darwin'sche Thearie und ihre Stellung zur Moral und Religion" 1869), W. **Braubach** („Religian, Moral und Philosophie der Darwin'schen Artlehre nach ihree Natur und ihrem Charakter als kleine Parallele menschlich-geistiger Entwicktung" 1869), Oskar **Schmidt** („Descendenzlehre und Darwinismus" 1873), Paul **Rée** („Der Ursprung der moralischen Empfindungen" 1877, „Die Entstehung des Gewissens" 1885, „Die Illusion der Willensfreiheit" 1885), G. H. **Schneider** („Der thierische Wille" 1880, und „Der menschliche Wille" 1882), August **Weismann** („Ueber die Berechtigung der Darwin'schen Theorie" 1868, „Ueber den Einfluß der Isolirung auf die Artbildung" 1872, „Studien zur Descendenztheorie" 1875 f., „Ueber die Dauer des Lebens" 1882), Otto **Zacharias** („Charles Robert Darwin und die kulturhistorische Bedeutung seiner Theorie vom Ursprung der Arten" 1882), Moritz **Wagner** („Die Darwin'sche Theorie und das Migrationsgesetz der Organismen" 1868), H. **Spitzer** („Beiträge zur Descendenztheorie und zur Methodologie der Naturwissenschaft" 1886) und W. H. **Rolph** („Biologische Probleme" 1882)."

(Seite 412) „Der Physiker E. **Mach**, Professor der Philosophie in Wien, sucht in seinen „Beiträgen zur Analyse der Empfindungen" (1886) nachzuweisen, daß nicht die Körper die Empfindungen erzeugen, sondern daß die Empfindungskomplexe erst die Körper bilden. Das Ich ist keine reale Einheit, sondern eine praktische; nicht das Ich ist das Peimäre, sandern die Empfindungen, die Elemente, welche das Ich erst konstituiren."

(Seite 417) „Die Schlußergebnisse der **Sigwart**'schen Logik sprechen für die Teleologie. Der letzte Grund, auf den alle hypothetische Nothwendigkeit als auf das Unbedingte zurückführt, erscheint Sigwart als die reale Macht eines zwecksetzenden Wollens."

Ueberweg-Heinze. Grundriß der Geschichte der Philosophie. Dritter Theil. Siebente Auflage. 1888. —

(Seite 480 f.) „Anhänger Darwins sind ferner [neben Häckel] Frdr. **Bolle**, Darwins Lehre von der Entstehung der Arten im Pflanzen- und Thierreich in ihrer Anwendung auf die Schöpfungsgeschichte, Prag 1863 und 1870, und: Der Mensch, seine Abstammung und Gesittung im Lichte der Darwin'schen Lehre von der Art-Entstehung, Prag 1868 und 1870. Aug. **Schleicher**, Die Darwin'sche Thearie und die Sprachwissenschaft. Weimar 1865, 3. Aufl. 1873. Gust. **Jäger**, Die Darwin'sche Theorie und ihre Stellung zur Moral und Religian, Stuttgart 1868. ... Aug. **Weismann**, Ueber die Berechtigung der Darwin'schen Theorie, akad. Vortr., Freiburg i. Br. 1868; Ueber den Einfluß der Isolirung auf die Artbildung, Lpz. 1872; Studien zur Descendenztheorie, 2 Thle., Lpz. 1875—78; Ueber die Dauer des Lebens, Vortr., Jena 1882. W. **Braubach**, Religian, Moral und Philasaphie der Darwin'schen Artlehre nach ihrer Natur und ihrem Charakter als kleine Parallele menschlich-geistiger Entwicklung, Neuwied 1869. Osk. **Schmidt**, Die Anwendung der Descendenzlehre auf den Menschen, Lpz. 1873; Descendenzlehre und Darwinismus [internat. wissensch. Bibl. II] Lpz. 1873. ... Paul **Rée**, Der Ursprung der maralischen Empfindungen, Chemn. 1877; Die Entstehung des Gewissens, Berl. 1885; Die Illusion der Willensfreiheit, Berl. 1885. Ger. Hnr. **Schneider**, Der thierische Wille, Lpz. 1880; Der menschliche Wille vom Standpunkt der neueren Entwicklungstheorien (des Darwinismus), Berl. 1882; Freud und Leid des Menschengeschlechts, Stuttg. 1883. W. H. **Rolph**, Biologische Probleme, zugleich als Versuch einer rationellen Ethik, Lpz. 1882. Otto **Zacharias**, Ch. R. Darwin und die kulturhistorische Bedeutung seiner Theorie vom Ursprung der Arten, Berl. 1882. H. **Spitzer**, Beiträge zur Descendenztheoeie und zur Methodologie der Naturwissenschaft, Lpz. 1888. Die Entstehung der Arten durch Absonderung vertrat Moritz **Wagner** (gest. 1887) „Die Darwin'sche Theorie und das Migrationsgesetz der Organismen, Lpz. 1868."

(Seite 469) „des Physikers E. **Mach**, Beiträge zur Analyse der Empfindungen, Jena 1888. Nach ihm erzeugen nicht die Körper Empfindungen, sondern Empfindungskomplexe bilden die Körper. ... Das Ich ist nicht eine reale Einheit, sondern eine praktische. ... Nicht das Ich ist das Erste, sondern die Empfindungen, die Elemente, welche das Ich erst bilden."

(Seite 502) „in den Schlußergebnissen spricht er [**Sigwart** in seiner Logik] durchaus für die Teleologie. Der letzte Grund, auf den alle hypothetische Nothwendigkeit als auf das Unbedingte zurückführt, erscheint als die reale Macht eines zwecksetzenden Wollens."

Millheilungen und Nachrichten.

„Brot und Salz.“ Roman von Hans Frhr. v. Sauden. Dresden und Leipzig. Verlag von Karl Reißner 1899. — Geschick und Charakter stehen in unauflöslicher Wechselbeziehung zu einander. Dieser Satz, der aus dem uns eingeborenen Glauben an eine weise und gerechte Lenkung der Dinge entspringt, und den wir durch die Erfahrung, im allgemeinen wenigstens, auch bestätigt wissen (tieferen Einblick in den geheimnißvollen Zusammenhang verbietet uns die Undurchdringlichkeit des Seelenlebens), gilt uns in der Poesie geradezu als Axiom, und die kleinste Verletzung desselben verstimmt, ja empört uns unter Umständen sogar, da sie mit unserm vernünftigen Wollen und unsern sittlichen Begriffen in schneidendem Widerspruche steht. Hat es doch die Kunst, die erzählende sowohl als auch die dramatische, im Kern fast einzig nur mit dieser Frage zu thun, deren unzweideutige Lösung das aufgestellte Problem allemal bedingt, daher uns auch heutzutage so viele unsrer Fabulisten unbefriedigt lassen, denen die Kraft der folgerichtigen Gestaltung und der Ernst unbeirrbarer Gewissensstrenge abgeht. Um so freudiger geben wir uns daher der Lektüre einer poetischen Geschichte hin, wenn wir diesen Einklang überall in ihr wahrnehmen und er uns gleichsam als schöpferischer Odem aus dem Werk anweht. Denn keine Wolkengebilde darf der Dichter vor uns erbauen, sondern er hat die Aufgabe, eine beseelte Welt glaubbar vor uns entstehen zu lassen. Befolgt er dieses Gebot, so behält er recht, auch wenn er uns vorher selbst erweckte Hoffnungen wieder nimmt und wenn er stolz aufgerichtetes Menschenglück morsch in sich zusammenbrechen läßt. Die Dinge nehmen ja auch in der Wirklichkeit ihren Lauf ohne jemals auf unsre Wünsche zu achten, und der Dichter, der diese, wenngleich erhöht, wiederspiegelt, soll uns keine angenehmen Täuschungen bereiten wollen; er muß wahr sein und muß daher auch rücksichtslos verfahren um des ihm vorschwebenden und uns allein befriedigenden Zieles willen. — Diese Betrachtung hat uns gegenwärtiger Roman nahegelegt, der sich hauptsächlich um das engverbundene Schicksal eines ungleichartigen, aber edlen Bruderpaares dreht, davon der jüngere, zwar oberflächlicher, aber auch weltmännischer beschaffene Bruder unsre Neugier durch sein Thun und Lassen fortwährend beschäftigt, wie er auch im Vordergrund der ganzen Handlung steht, dagegen der ältere, als innerlich gehaltvoller, aber unbeholfener Mensch, scheinbar nur nebenhergeht, dafür aber in den entscheidenden Augenblicken maßgebend thätig hervortritt, um das Unheil drohende Wirrsal zu lösen und das leck Lebensschiff des völlig rathlos gewordenen Bruders mit sicherer Hand, wenn auch der eigenen Kraft sich nur halb bewußt, durch den brausenden Sturm des Schicksals in den Hafen zu führen. Den Konflikt aber, in den Willy v. Borg durch sein unbedachtes Handeln geräth und in dem ihn sein treuer Mathias so selbstlos beispringt, ruft die Liebe als schicksalsvolle Macht hervor, die sich an dem jungen Manne dafür rächt, daß er, wie von plötzlicher Blindheit geschlagen, einem seelenreinen Mädchen, Charlotte v. Womad, durch eine an ihn freilich von seiner eigenen guten Mutter gebrachte Verleumdung beirrt, als allzu gehorsamer Sohn den Rücken kehrt und gleichzeitig auch dem ihn aufkommen erfüllenden Beruf als noch junger Offizier entsagt. In die ostpreußische Heimath, auf sein Gut Potrimpen, im Herzen Litauens gelegen, heimgekehrt, wird er alsfort von dem Netz der schönen, doch kalten Eisi, der jüngsten Tochter einer verarmten Gutsnachbarin, Tante Wally von Weichs, umsponnen, welche auf das alte Herrschaftshaus in Potrimpen längst den begehrlichen Blick geworfen hat und daher, unterstützt von ihrer anderen, einem windbeuteligen Baron halb und halb verlobten Tochter, den unerfahrenen Neffen sich zum Schwiegersohn ausersieht und damit auch zum Bürgen für ihre noch immer wachsenden Schulden. Aber nicht genug, daß der nachgiebige und leicht verblendbare Mann durch seine unaufrichtige, von einem durchaus berechnenden Familiensinn geleitete Lebensgefährtin in den Strudel der verwirrensten Verhältnisse als unkundiger und von einem falschen Rathgeber, dem Boron, noch dazu irregeführter Landwirth mit hineingerissen und immer mehr seinen ungeduldigen Gläubigern verantwortet wird, zumal seit er die Warnungsstimme der um ihr Ansehen gebrachten Mutter, die nach einem Vorwerk des Gutes sich zurückgezogen, nimmer hörte; nicht genug dieser Bekümmernisse, ist er auch schon nahe daran, daß er von seiner gewissenlosen Gattin betrogen und ehelich hintergangen wird. Jetzt aber tritt sein Mathias als entschlossener Helfer und Retter, als Held auf den Plan. Ihm, dem es beschieden gewesen, trotz seiner Absonderlichkeiten und Schrullen, die reizende Lotte, welche eine herzliche Zuneigung zu ihm gefaßt hatte, weil sie mit echt weiblichem Blick die grundtüchtige Natur des Mannes allsofort erkannt, mit Justimmung ihrer trefflichen Verwandten, dem Generalspaare v. Kutsch, heimzuführen, stand der geliebte Bruder noch immer in seinem Denken und Fühlen obenan. Nur eine vorübergehende Entfremdung war zwischen Beiden eingetreten wegen der üblen Behandlung, welche Lotte durch Eisi erfahren und die auch die Uebersiedlung des in Potrimpen eingezogenen zweiten Paares (Mathias hatte auf den Mitbesitz als eigentlicher Majoratsherr längst schon verzichtet gehabt) nach Tannenwalde zur Mutter bewirkt hatte. Doch die Noth, in die der noch immer innerlich gleich geliebte Willy gerathen, ließ das großmüthige, weiche Bruderherz diese Unbill augenblicklich vergessen und die stille Theilnahme für den schwer Geprüften wuchs mit dessen Hülflosigkeit bis zu dem Grade, daß Mathias bei seiner ohnehin dazu geneigten Gemüthsanlage erst in eine an Irrsinn grenzende Gemüthskrankheit verfällt, die sich nach wieder gelegter Aufregung (er war Zeuge eines erschütternden häuslichen Auftritts in Potrimpen gewesen) in eine Art von stumpfsinniger Schwermuth verwandelt. Die enthüllte Gefahr jedoch, die ihm den Bruder zum Bettler und Betrogenen zugleich zu machen drohte, gibt ihm seine volle Klarheit wieder und erweckt ihm die Fähigkeit, ebenso bedachtsam als entschieden zu handeln. Er bändigt die ihrer Besinnung selbst nicht mehr mächtige Schwägerin geradezu und bringt sie zur Vernunft zurück, wobei ihm allerdings ein Pistolenschuß, mit dem sich Major v. Erff in der benachbarten Garnison Neurode das Leben nahm, sehr vorgearbeitet hat. Und da eine freventliche Verschuldung bei ihr nicht vorlag, wie auch Willy über den keimenden Verdacht noch nicht hinausgekommen, das einzige Beweismittel für das sträfliche Verhältniß, ein Brief, aber in Mathias' Hände gerathen ist, so kann dieser dem Schwergebeugten den Schmerz der Ehescheidung umsomehr ersparen, als er mit Lotte's Geld nach deren und des Generals bereitwilliger Bewilligung einzuspringen vermochte. Dabei handelt aber der durch das Schicksal zum Vollzieher von dessen Willen Berufene ebenso liebevoll wie weise, hat er doch den Charakter dieser Frau instinktiv durchschaut, dieser Frau, die für Geld alles zu thun und sogar selbst sittsam zu sein imstande ist. Sie rettet die Treue des Bruders dem Bruder die schwankende Treue der Gattin. „Brot und Salz“ ist das hohe Lied der Bruderliebe. Martin Greif.

Die Denkmalspflege in Frankreich. Von Dr. Paul Clemm, Prof. an der Universität Bonn, Provinzialkonservator der Rheinprovinz. Berlin, Wilh. Ernst u. Sohn 1898 (S.-A. aus der „Zeitschr. f. Bauwesen“, 1898). — Die erschöpfende und anregende Schilderung der Denkmalspflege in einem Lande, das in mehr als 50jähriger Arbeit das Vorbild für die Bestrebungen dieser Art geschaffen hat, wird in Deutschland ohne Zweifel gute Früchte tragen. Freilich steht das Bild des Mannes, der diese Bewegung hervorgerufen hat, des Architekten Viollet-le-Duc, durchaus nicht einwandfrei da. Mag auch der Verfasser in Bezug auf ihn das Wort anwenden, das Justi einmal in seinem Winckelmann gesagt hat: daß der höchste Werth eines Schriftstellers weit weniger in der Richtigkeit und Nützlichkeit der von ihm mitgetheilten Sachen liegt, als darin, daß eine lebendige, erheiternde und erhebende Kraft aus ihm ausgeht, ja werden wir in Deutschland doch nie vergessen können, wie gerade die Lehre Viollet-le-Ducs auf unsre Architekten eingewirkt und die Verunstaltung des größten Theils unsrer alten Kirchen, unter dem Vorgeben stilgemäßer, einheitlicher Wiederherstellung, herbeigeführt hat. Damit aber wenigstens das, was uns noch in seiner materiellen Gesammtansicht erhalten geblieben ist — man braucht nur an die Marienkirchen von Danzig und Lübeck zu denken — von solchen zu weit gehenden Eingriffen, wie sie nach dem

Muster der Pariser Sainte Chapelle der Dom zu Braunschweig und die Frauenkirche zu Nürnberg über sich haben ergehen lassen müssen, verschont bleibt, ist es unbedingt nöthig, daß weitere Kreise an den Fragen, die mit der Denkmalserhaltung zusammenhängen, ein regeres Interesse gewinnen als bisher. In dieser Richtung zu wirken, ist diese Schrift sehr geeignet. — Zwei Punkte, heißt es am Schluß, haben vor allem dazu beigetragen, die vortrefflichen Leistungen Frankreichs auf diesem Gebiete hervorzurufen: die regelmäßige jährliche Bewilligung reichlicher Mittel, über die betreffenden Verwaltungen sofort verfügen können, und die Heranbildung eines erfahrenen Stabes von Spezialisten, in deren Hände die Arbeiten unbedenklich gelegt werden dürfen. Drei Millionen werden jährlich für solche Zwecke aufgewendet. Die Arbeit aber wird von etwa 40 Architekten geleistet, die statt eines Gehaltes 5 Proz. der bewilligten Baugelder beziehen und durch Inspektoren unterstützt werden, welche 2½ Proz. beziehen. Zu dem Gelingen trägt wesentlich auch die Konzentration der Mittel auf eine nicht zu große Zahl von Denkmälern bei, mit denen zugleich die französische Geschichte gewachsen ist. Als 1887 das Gesetz über die Erhaltung der Denkmäler erschien, hatte die Commission des monuments historiques in einer Arbeit aus mehreren Jahrzehnten gegen 2000 Bauwerke als Denkmäler von geschichtlichem Werth festgestellt. — Von Interesse ist auch, was hier über den wissenschaftlichen Apparat dieser Kommission mitgetheilt wird. Ihre Bibliothek wird als die beste für die mittelalterliche Kunstgeschichte Frankreichs gerühmt; dazu gesellt sich die Sammlung der architektonischen Aufnahmen und der Photographien. Eine zweite Photographiensammlung, und zwar für den öffentlichen Gebrauch bestimmt, enthält die Abgußsammlung des Trocadero in Paris, die auch die 1500 ausgezeichneten Aufnahmen Viollet-le-Ducs, sowie die Kopien der französischen Wandmalereien in sich schließt. Ueber die Museen außerhalb von Paris, deren Zahl sich auf etwa 130 beläuft, werden die folgenden Bemerkungen gemacht: man habe sich nicht, wie so oft in Deutschland, durch den Raummangel abhalten lassen, werthvolle Objekte aufzunehmen, sondern sie vorläufig in Depots, in Kirchen u. s. w. untergebracht; auch kenne man dort die für die Forschung unheilvolle, für die Museen bedenkliche strenge Scheidung zwischen antiker und mittelalterlicher Kunst auf dem gleichen französischen Boden nicht und ebensowenig das Zurücksetzen der zweiten gegen die erstere in den Sammlungen; als vorbildlich wird die Anordnung der Steindenkmäler in dem von Arkaden umgebenen Hofe des 1896 eingeweihten Museums von Nimes angeführt; auch wird darauf aufmerksam gemacht, daß die Erhaltung einzelner profaner Gebäude gerade dadurch am besten sichergestellt werde, daß man sie zur Aufnahme von Denkmälern bestimme.

v. S.

* Der C. H. Beck'sche Verlag in München kündigt soeben das bevorstehende Erscheinen einer elegant gebundenen Textausgabe der neuen bayerischen Ausführungsgesetze zum Bürgerlichen Gesetzbuch mit Sachregister an unter dem Titel: „Die bayerischen Ausführungsgesetze zum Bürgerlichen Gesetzbuch und seinen Nebengesetzen vom 10. Juni 1899". (Preis 2 M.) Diese Ausgabe wird enthalten: 1. Das Ausführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch; 2. das Gesetz, die Uebergangsbestimmungen betreffend; 3. Das Ausführungsgesetz zur Grundbuchordnung und zum Zwangsversteigerungsgesetz; 4. das Notariatsgesetz; 5. Alphabetisches Sachregister. — Eine kommentirte Ausgabe zu den bayerischen Ausführungsgesetzen zum Bürgerlichen Gesetzbuch (in ähnlicher Ausstattung wie die in 3. Auflage erschienene Fischer-Henle'sche Handausgabe des Bürgerlichen Gesetzbuchs) wird von den Oberregierungsräthen im Justizministerium Wilhelm Hahn und Heinrich Schneider im gleichen Verlag erscheinen; die Ausgabe derselben erfolgt im Herbst d. J., wenn die mitzuberücksichtigenden Vollzugsvorschriften publizirt sein werden. Im Anschluß erscheint das Notariatsgesetz mit Erläuterungen von dem Landgerichtsrath im Justizministerium Gottfried Schmitt, unter Berücksichtigung der zu erwartenden neuen Notariatsgeschäftsordnung und Notariatsgebührenordnung, welche Materien bei den Erläuterungen des Notariatsgesetzes eine gewichtige Rolle spielen. — Endlich sind auch von den durch das Ausführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch abgeänderten bayerischen Gesetzen, deren Neutextirung vorgesehen ist (Heimathgesetz, Armengesetz, Flurbereinigungsgesetz, Erbschaftssteuergesetz 2c.), sowie dem neuen Gebührengesetz bis 1. Januar 1900 neue, von berufener Seite erläuterte Handausgaben im gleichen Verlag zu erwarten.

-l. Centenarfeier. Die vornehmste wissenschaftliche Körperschaft Englands, die „Royal Institution" in London, feierte in der letzten Woche das Fest ihres 100jährigen Bestehens. Sie wurde 1799 durch den Amerikaner Benjamin Thompson gegründet, der, ursprünglich Schullehrer in seinem Geburtsort Rumford (Mass.), in den amerikanischen Befreiungskriegen zum Oberst, bald darauf in englischen Diensten zum Pair von England und im Dienste des Kurfürsten Karl Theodor von Bayern zum Generallieutenant und (1790) für seine Verdienste um die Errichtung des hiesigen Englischen Gartens zum Grafen von Rumford ernannt wurde. Mit den Londoner Festlichkeiten wurde gleichzeitig eine Ausstellung von Instrumenten und sonstigen Gegenständen, die sich einst im Besitze von Dooy, Young, Faraday, Tyndall, Warren de la Rue und anderen hervorragenden ehemaligen Mitgliedern der Royal Institution befunden hatten, veranstaltet.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Gesammtsitzung vom 8. Juni. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diels. 1. Hr. Schrader legte den ersten Theil einer Abhandlung über die hemerologische Tafel II. Rawl. 32. 33 vor. Die Bezeichnungen des je siebenten Monatstages als UD. SI, UD. HUL. LIK (GAL) „günstiger Tag, verderblicher Tag" werden erörtert. 2. Hr. Conze überreicht den Jahresbericht über die Thätigkeit des Kaiserlich Deutschen archäologischen Instituts. 3. Hr. Planck überreicht den vierten Band der Mécanique chimique von Prof. P. Duhem in Bordeaux. 4. Der Vorsitzende legte vor: Leopold Kroneckers Werke. Herausgegeben auf Veranlassung der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften von K. Hensel, Band 3, Halbband 1, Leipzig 1899, 4°, und F. K. Ginzel, Spezieller Kanon der Sonnen- und Mondfinsternisse für das Ländergebiet der klassischen Alterthumswissenschaften und den Zeitraum von 900 v. Chr. bis 600 n. Chr. Bearbeitet auf Kosten und herausgegeben mit Unterstützung der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, mit 3 Karten im Texte und 15 kalorirten Karten. Berlin 1899, 4°. 5. Die physikalisch-mathematische Klasse hat dem Arzt Dr. Alfred Denker in Hagen i. W. zur Herausgabe eines Werkes über die Anatomie des Gehörorgans der Säugethiere 800 M. bewilligt. 6. Die philosophisch-historische Klasse hat bewilligt: Hrn. Mommsen zur Fortführung der Vorarbeiten zur Herausgabe des Codex Theodosianus 2400 M.; Hrn. Prof. Dr. Konrad Burdach in Halle a. S. zur Fortsetzung seiner Untersuchungen über Ursprung und Ausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache und des deutschen Humanismus 2000 Mark; Hrn. Prof. Dr. Nikolaus Müller in Berlin zur Herausgabe der altjüdischen Inschriften Italiens 1500 M. — Se. Majestät der Kaiser und König haben durch Allerhöchsten Erlaß vom 22. Mai die Wahl des korrespondirenden Mitglieds der Akademie, Sir George Gabriel Stokes, Professors an der Universität Cambridge in England, zum auswärtigen Mitglied der physikalisch-mathematischen Klasse zu bestätigen geruht.

B. **Heidelberg**, 16. Juni. Die juristische Fakultät unsrer Hochschule hat den Landgerichtspräsidenten Fiser in Freiburg zum Doktor beider Rechte honoris causa promovirt. Diese Ehrung wurde ihm erwiesen als vortrefflichen Juristen und bewährten Abgeordneten, der insbesondere in der neuesten Zeit als Vorsitzender der Justizkommission der Zweiten Kammer sich um das Zustandekommen des Ausführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch die größten Verdienste erworben hat; der außerdem seit langer Zeit in der Budgetkommission der Zweiten Kammer als Berichterstatter über den Universitätsetat fungirt und in dieser Eigenschaft die Interessen der badischen Hochschulen in wohlwollender Weise gefördert hat.

Digitized by Google

* **Marburg a. L.** Die diesjährigen Marburger Ferienkurse mit Vorlesungen und Uebungen in deutscher, französischer und englischer Sprache finden — im Gegensatz zu einem verbreiteten Gerücht — in der Zeit vom 17. bis 29. Juli und vom 2. bis 15. August (eventuell auch noch vom 17. bis 31. August) statt. Vorlesungen halten die Herren: Lic. Bauer, Prof. Brandi, Prof. Diffe, Dr. Finck, Hermann, Prof. Natorp, Prof. Pietor, Prof. Chadot, Dr. Doutrepont, Gruny, Prof. Jouffret, Dr. P. Paffy; Edwards, Dr. Heath, Prof. Herford, Prof. Moore Smith und Tilley. Uebungen veranstalten Hr. Dr. Schellenberg, Hr. Lektor Tilley, Mme. Ranffon und Frl. Klein. Ausführliche Programme werden auf Verlangen von Oskar Ehrhardts Universitätsbuchhandlung unentgeltlich versandt.

* **Graz.** Privatdozent Dr. Hanns Sperl wurde zum a. o. Professor des österreichischen Zivilprozesses und des Verfahrens außer Streitsachen an der hiesigen Universität ernannt.

* **Aus Athen** wird der „Köln. Ztg." das Hinscheiden des Honorarprofessors an der dortigen Universität, Stephanos Kumanudis, gemeldet. Der Verstorbene stand im 81. Jahre. Geboren in Adrianopel, kam er im Jahre 1845 nach Athen und habilitirte sich als Privatdozent der klassischen Philologie. Nach dem Ausscheiden Heinrich Ulerichs 1843 war die ordentliche Professur der klassischen Philologie verwaist und Kumanudis wurde 1846 außerordentlicher Professor, 1854 ordentlicher. Als solcher lehrte er 40 Jahre lang bis zum Jahre 1886, wo er gesetzmäßig zum Honorarprofessor ernannt wurde. Ueber sein Wirken an der Universität herrscht nur eine Stimme, daß er ein Ruhm für sie gewesen sei. Nicht weniger verdienstvoll war seine Thätigkeit in der Archäologie, daher wurde er auch Generalsekretär der griechischen Archäologischen Gesellschaft, leider nur für kurze Zeit. Seine Werke haben in der ganzen philologischen Welt Anerkennung gefunden, kommen aber hauptsächlich seinem Vaterlande zugute. Seinem Sarge folgten die Mitglieder sämmtlicher fremden archäologischen Institute. Auch der König Georg war in der Kirche zum Todtenamt erschienen, um von seinem einstmaligen Lehrer Abschied zu nehmen und den Hinterbliebenen sein Beileid auszudrücken. Der Archäologe Philios sprach in wenigen herzlichen Worten den Dank aus, den die Archäologie dem verstorbenen Gelehrten schuldet.

\# Allgemeiner deutscher Archivtag. In Verbindung mit der in Straßburg stattfindenden diesjährigen Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine wird ein allgemeiner deutscher Archivtag am 25. September abgehalten werden. Die Berathungen, für welche eine Anzahl von Fachmännern Referate übernommen haben, finden im kais. Bezirksarchiv für Unter-Elsaß statt. Daran wird sich die Besichtigung des Straßburger Stadtarchivs, sowie der Universitäts- und Landesbibliothek anschließen. Hier veranstaltet Dr. Borack eine besondere Ausstellung für die Festtheilnehmer. Vorläufig sind folgende Vorträge in Aussicht gestellt: „Archivinventare und ihre Veröffentlichung" von Geh. Rath Archivdirektor Dr. v. Weech (Karlsruhe); „Vorbildung der Archivare" von Archivdirektor Professor Dr. Wiegand (Straßburg); „Archivbenutzungsordnungen" von Reichsarchivrath Dr. Wittmann (München). Ferner haben Regierungsrath Dr. Ermisch (Dresden) und Archivdirektor Dr. Wolfram (Metz) Referate übernommen.

* Internationaler Verlegerkongreß in London. Am 9. Juni brachte der Buchhändlerkongreß, der die ganze vorige Woche über getagt hat, seine Verhandlungen zum Abschluß. In der Schlußsitzung wurden die von den Sonderausschüssen gefaßten Beschlüsse dem Plenum zur Genehmigung vorgelegt. Der Antrag Dr. Trübner (Straßburg) auf Errichtung eines ständigen Bureaus zur Ausführung der jeweiligen Kongreßbeschlüsse wurde im Prinzip angenommen und das Organisationskomitee des soeben beendeten Kongresses beauftragt, einen Plan auszuarbeiten und den einzelnen Körperschaften Bericht zu erstatten. Weitere zur Annahme gelangte Resolutionen zielen auf die periodische Veranstaltung einheitlicher Bibliographien der einzelnen Länder, auf die Ausdehnung des Modellschutzes, auf buchhändlerische Neuerungen materieller Natur, sowie auf die Veranlassung einer Aufstellung der herkömmlichen Geschäftsbeziehungen zwischen Autoren und Verlegern in den verschiedenen Ländern hin, die dem nächsten Kongreß vorzulegen sind. Es wurde schließlich beschlossen, die Einladung des Börsenvereins deutscher Buchhändler anzunehmen, die dessen Vorsitzender, Karl Engelhorn, überbrachte, und sonach wird der nächste Kongreß anno 1901 zu Leipzig tagen. Abends wurden die Kongreßmitglieder im Ständehaus (Guildhall) der City von London von den ersten Londoner Verlegern empfangen. Auch der Lordmayor und der Magistrat der City nahmen am Empfang theil.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch nebst dem Einführungsgesetze von Dr. Eduard Hölder, ord. Prof. d. Rechte in Leipzig (Einleitung u. Allgemeiner Teil), Dr. Friedrich Schollmeyer, Geh. Justizrat u. ord. Prof. in Würzburg (Recht der Schuldverhältnisse), Dr. Otto Fischer, ord. Prof. d. Rechte in Breslau, und Dr. Ernst Heymann, a.o. Prof. d. Rechte in Berlin (Sachenrecht), Dr. Arthur Schmidt, ord. Prof. d. Rechte in Gießen, und Dr. Hermann Hublich, Landrichter in Kassel (Familienrecht), Dr. Alfred Schultze, ord. Prof. d. Rechte u. Oberlandesgerichtsrat in Jena (Erbrecht). Erste Lieferung: (Bd. II: Recht der Schuldverhältnisse, Bog. 1—17.) Geh. 5 M.

☛ Das Werk wird in 6 Bänden, im Umfange von zusammen ca. 225 Bogen gr 8°, zum Gesamtpreise von ca. 65 M. erscheinen und bis zum Jahre 1901 vollständig vorliegen. Lief. 2 (Fortsetzung des II. Buches und Lief. 3 u. 4 (I. Buch, Allgem. Teil) werden noch bis Ende dieses Jahres zur Ausgabe gelangen.

Fischer-Henle's Handausgabe des Bürgerlichen Gesetzbuchs. In Verbindung mit Eugen Ebert, Oberlandesgerichtsrat zu Breslau, und Helmrich Schneider, Oberreg.-Rat im k. bayer. Staatsministerium der Justiz zu München, herausgegeben von Dr. Otto Fischer, ord. Prof. d. Rechte zu Breslau und Wilhelm Henle, Oberreg.-Rat im k. bayer. Staatsministerium der Justiz zu München. Dritte durchgearbeitete und vermehrte Auflage. XXXII und 1232 S. 8°. Elegant gebunden 6 M. 50 Pf.

Von unserer Textausgabe des BGB.'s mit ausführlichem Sachregister (XI, 100 S. Taschenformat) gelangte gleichzeitig der 5. durchgesehene Abdruck zur Ausgabe. Preis in rotem Leinwandbdr. 2 M. 50 Pf.

Die Beweislast nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch. Von der juristischen Fakultät der Universität München mit dem Accessit ausgezeichnete Preisschrift. Von Hermann Reckt. IV u. 277 S. 8°. Geheftet 6 M.

Rechtsregeln des Viehhandels nach deutschem Gesetze. Zum Gebrauche bei Gericht und im Handelsverkehr, unter besonderer Berücksichtigung desjenigen mit und zwischen Landwirten und mit ländlichen Genossenschaften. Im Auftrage des Deutschen Landwirtschaftsrates bearbeitet von Landgerichtsrat K. Schneider (Kassel), a.o. Mitglied des D. Landwirtschaftsrats. XII u. 200 S. 8°. In Leinwandband 2 M. 50 Pf.

Rechtsfälle zum Studium der Civilprozeßordnung in ihrer neuen Fassung. Gesammelt und bearbeitet von K. Schneider, Landgerichtsrat in Kassel. VIII u. 119 S. In Leinwandband 2 M. (9792)

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1899. 123. Band. Zwölftes Heft.

Inhalt: Die geheime Korrespondenz des Abbé de Salamon mit dem päpstlichen Staatssekretär Zelada zur Revolutionszeit. (Schluß.) — Edward Bouverie Pusey (1800—1882). (Schlußartikel.) — Amerika und Spanien. — G. Hüffers Korveier Studien. — Zeitläufe. Ueber die Konferenz im Haag und den „ewigen Frieden". — Die Wandgemälde im Kreuzgang des Emausklosters in Prag. — Johannes Graf von Bocholtz-Asseburg. (9791)

Für den Inseratentheil verantwortlich: B. Keil in München.

Jahrgang 1899. München, Montag, 19. Juni. Nummer 137.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 6.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Politik als Wissenschaft. Von Dr. Fritz Keller. — Die Entwicklung des Badewesens und des Schwimmens. Von Dr. Ernst Roth. — Mittheilungen und Nachrichten.

Politik als Wissenschaft.

Von Dr. Fritz Keller.

Der Begriff „Politik" ist ein zweifacher: der Sprachgebrauch — und auf diesen hat schließlich im Grunde jede Begriffsuntersuchung zurückzugehen, bedient sich des Wortes nicht nur, um die praktische Leitung der im Staate wirkenden Kräfte und die Thätigkeit eines Staates selbst zu bezeichnen, sondern der Begriff „Politik" tritt auch auf als Lehre von der praktischen Staatsleitung. Im Gewande der Lehre, der Theorie, erscheint uns die Politik einmal lediglich referirend, schildert uns also, welche Gedanken die Staatsleitung in der Geschichte beherrscht haben, welches ihre Ziele, welches ihre Erfolge waren. Sie erscheint uns aber ferner postulirend, indem sie Grundsätze aufstellt, welche Ziele sich staatliches Handeln aufzustellen, welcher Mittel sie sich zu deren Erreichung zu bedienen hat. Dieser Uebergang von der erklärenden zur normativen Wissenschaft wird erklärlich, wenn wir uns den Gegenstand der politischen Lehre vor Augen halten: d. i. die praktische Staatsleitung ist — wie alles bewußte Handeln — ihrem Wesen nach Zwecksetzung, sie erstrebt konkrete Ziele, wie wirthschaftliche Macht des Staates, Leitung der Bevölkerungsklassen, bestimmte Rechtsorganisationen u. s. w. Nun entspringt aber psychologisch jede Zwecksetzung, also auch die des politischen Gebietes einer Idee des Sollens, der Vorstellung eines als wünschenswerth zu erreichenden Zustandes. Dessen bemächtigt sich die systematisirende Lehre und sucht so Grundsätze aufzustellen, welchen die praktische Politik zu folgen habe, welches mit anderen Worten in einer gegebenen Lage die anzustrebenden Ziele sein müßten.

Die Versuche, zu derartigen Sätzen zu gelangen, sind so alt wie politisches Leben überhaupt. Am anspruchsvollsten wohl ist in dieser Richtung die Naturrechtslehre aufgetreten, die, ausgehend von der Natur des Menschen, ein Staatsideal, das für alle Zeiten gelten sollte, konstruirte, absolute Regeln für die Leitung des Staates aus von vornherein gegebenen Sätzen zu gewinnen sich anheischig machte. Die Gewöhnung an historisches und exaktes Denken hat die Naturrechtslehre ihres Zaubers entkleidet, der politische Theoretiker von heute hat sich gemäßigt und verkennt nicht mehr, daß keiner politischen Regel dauernde absolute Geltung zukommen könne. Zwar kommt dieser Gedanke bei den großen politischen Schriftstellern unsres Jahrhunderts, bei Dahlmann, Waitz, Mohl, Bluntschli, Gneist, Holtzendorff, mehr oder minder scharf zum Durchbruch, aber allen ihren Lehren haften noch zu sehr Rückstände naturrechtlicher Gedankengänge an, und das deßhalb, weil sie unterlassen hatten, vor allen Erörterungen eine erkenntnißkritische Frage gründlich zu prüfen und scharf zu beantworten: Wie weit kann man überhaupt mit Anspruch auf Wissenschaftlichkeit politische Postulate aufstellen und welche Geltung kommt denselben zu?

Man hat sich nun in neuerer Zeit nicht damit begnügt, politische Lehren und Ansichten vorzutragen, sondern auch bei der eben gekennzeichneten grundlegenden Aufgabe verweilt. So Stammler im Gedankengang seines Werkes über Wirthschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung, so in letzter Zeit, zweifellos unter desselben Banne stehend, van Calker, der bekannte Straßburger Strafrechtslehrer.[1]) Letzterer faßt das Thema schärfer. Mit dem Ziele feste Regeln aufzustellen, welche der politischen Lehre untrügerischen Anhalt geben könnte, stellt er sich die Vorfrage, ob es denn überhaupt möglich sei, ein über den jeweiligen Parteianschauungen erhabenes Prinzip aufzuweisen, von welchem aus dann erst die Beurtheilung politischer Handlungen und Bestrebungen in einer nicht bloß subjektiven Weise geschehen könne.

Diese Frage bejaht sich van Calker in folgendem Gedankengange: Die Politik als Wissenschaft bedarf zur Lösung ihrer Aufgabe neben dem erklärenden Prinzip, das im Kausalitätsgesetz gegeben ist, ein Prinzip der Beurtheilung. Denn der Mensch, psychologisch nicht determinirt, sondern frei, setzt sich bewußtermaßen Zwecke seines Wollens und Handelns; ein jedes Urtheil darüber, was sein soll, hat seinen Rückhalt in der Vorstellung eines zu erreichenden Zieles, und bewerthet damit die Erscheinungen der Außenwelt nach ihrem Verhältniß zu diesen seinen Zwecken: damit ist das Prinzip der Beurtheilung und Bewerthung aufgestellt. Die naturwissenschaftliche Betrachtung der gesellschaftlichen Erscheinungen läßt uns ein solches Prinzip nicht gewinnen; jene erklärt dieselben ja nur als kausal gewordene; Werthurtheile über Handlungen und Zustände läßt sie uns nicht gewinnen. Solche Beurtheilungsprinzipien erhalten wir nur, wenn wir die menschliche Zwecksetzung als eine Erscheinung besonderer Art ins Auge fassen. Die Philosophie aller Zeiten ist an diese als unendlich schwer sich darstellende Aufgabe herangetreten und hat in den verschiedenartigsten Formulirungen das höchste Gut, das Ziel und das Maß aller Dinge zu bestimmen gestrebt; die meist vertretene und wohl auch heute herrschende Anschauung ist die, daß das höchste Ziel und der oberste Werthmaßstab in der Zufriedenheit, dem größtmöglichen Glück oder der größtmöglichen Wohlfahrt Aller oder möglichst Vieler gegeben sei. Wie schon Stammler, so weist auch van Calker darauf hin, daß durch diesen Gedanken unmöglich der gestellten Aufgabe entsprochen werden kann. Zufriedenheit, Glück, Wohlfahrt sind alles Begriffe, die ihren Inhalt erst aus der individuell verschiedenen Subjektivität des Einzelnen schöpfen, bilden also gerade das Gegentheil von dem, was die Untersuchung anstrebt: das Gegentheil von einem über den subjektiven Strebungen und Wünschen erhabenen, allgemein

[1]) Politik als Wissenschaft. Rede zur Feier des Geburtstages Sr. Maj. des Kaisers am 27. Januar 1898 in der Aula der Kaiser Wilhelms-Universität zu Straßburg. Straßburg 1898.

gültigen Ziel, an welchem die objektive Berechtigung der Einzelzwecke gemessen werden könnte. Ein solches läßt sich überhaupt nicht aufstellen, solange man menschliches Handeln, also Zwecksetzung nur inhaltlich betrachtet, man wird immer nur zu einer mehr oder weniger fruchtlosen Addirung derselben gelangen. Anders, wenn man in formalem Sinne das Streben nach Befriedigung vorhandener Bedürfnisse zu erfassen sucht: jedes Individuum handelt in Gemäßheit seiner Eigenart, nach ihr richten sich seine Bedürfnisse wie die Art ihrer Befriedigung. Unter den Klassen nun, die sich nach ihrer Richtung in der Gesammtheit der Bedürfnisse bilden lassen, erscheint eine „formal einheitliche Klasse" der für jedes Einzelwesen ein die Bedeutung des Augenblicks dauernd überragender Werth zukommt: die Bedürfnisse, die gerichtet sind auf Entwicklung der Eigenart, und somit Erhöhung der Leistungsfähigkeit, Vervollkommnung. Dieser Begriff der Vervollkommnung ist ein rein formaler, ich möchte sagen ein Blankobegriff, der erst ausgefüllt wird durch bestimmte, historisch gegebene ethische Forderungen. Das oberste Ziel aller menschlichen Zwecksetzung hat formell zu sein: Vollkommenheit. Wie im Konkreten sich diese Vollkommenheit darstellt, ist zunächst gar nicht die Frage, nur darauf kommt es an, als formellen Leitpunkt, gewissermaßen in Analogie des mathematischen Punktes, der ja auch nur eine nicht darzustellende Größe ist, den Begriff der Vollkommenheit aufzustellen und nach diesem Begriffe nur die allgemeine Richtung praktischem Handeln anzuweisen. Diese mit letzterem angedeutete Uebertragung des gefundenen Begriffes auf Fragen der praktischen Politik geschieht dann in der Weise, daß konkrete Erscheinungen miteinander in Vergleichung gezogen werden. Von den einander gegenübergestellten Betrachtungsgegenständen wird der eine um deßwillen höher stehen, weil sie, gemessen am Maßstabe der Vollkommenheit, die größte Ueberwindung von Unvollkommenheiten aufweist. Diejenige politische Gestaltung, diejenige Aenderung gegebener Einrichtungen, diejenige politische Bestrebung ist also berechtigt, welche in der Richtung auf das höchste allgemeine Ziel, die Vervollkommnung Aller, liegt.

Soweit van Calkers Grundgedanken. Sie enthalten manche werthvolle Anregung, aber sie scheinen mir über das Gebiet der Politik als Wissenschaft hinauszugehen und Worte des praktischen Politikers geworden zu sein, der in seinem Streben, sein gesammtes politisches Wirken zu festigen, an einer selbstgewonnenen Grundanschauung die Vollkommenheitsidee als politischen Leitpunkt sich auf Grund seiner Lebensanschauung errungen hat. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, sind es treffliche, namentlich in ihrer erzieherischen Bedeutung nicht hoch genug zu schätzende Gedanken, die uns hier ein in wissenschaftlicher Schulung gebildeter Mann vorführt. Unwillkürlich werden wir an den von Bluntschli ausgesprochenen Gedanken erinnert, daß unsre Zeit mehr als eine andere vom praktischen Politiker fordert, über die Ideen, welche die Völker beherrschen, tiefer nachzudenken und über die Prinzipien, welche sein Handeln bestimmen, grundsätzliche Rechenschaft abzulegen. Das Resultat dieser politischen Selbstbesinnung ist aber nicht von vornherein Wissenschaft im strengen Sinne, selbst wenn sie auf breiter wissenschaftlicher Grundlage ruht. Man muß scharf unterscheiden zwischen politischem Wissen und politischem Glauben; wo die Grenzlinien zwischen beiden laufen, soll in folgendem Gedankengang zu zeigen versucht werden.

Politisches Handeln erschöpft sich ausnahmslos in dem Setzen konkreter Ziele, der Staatsmann erstrebt und erreicht thatsächliche Aenderung bestehender Verhältnisse. Das Resultat dieser Bestrebungen soll bestimmungsgemäß in die Erscheinung treten: man sucht eine bestimmte Form der Regierung, man sucht eine neue Organisation der Volksvertretung zu schaffen, man sucht eine andere Vertheilung des Einkommens, man sucht eine Erhöhung der Staatseinkünfte herbeizuführen, mit allen diesen Zielen wird Greifbares, mit den Sinnen Wahrnehmbares gefordert, mit ihrer Verwirklichung durch Beobachtung Erkennbares dargestellt. Dies gilt natürlicherweise ebenso für die nächstliegenden Ziele der Staatskunst, wie für die weiter hinausgerückten Richtpunkte, wie für die höchsten Ideale politischer Entwicklung. Nie wird der praktischen Staatsleitung ein lediglich formales Kennzeichen anzustrebender Zustände genügen: ein solches, wenn auch gefunden, wird stets der Uebersetzung in erreichbare Ziele bedürfen, und bei diesem letzteren Vorgange, der Aufstellung eines ihm entsprechenden konkreten Richtpunktes, völlig seine Hülfe versagen, m. a. W. formale und reale Ziele sind inkommensurable Größen. Beispielsweise wird die Vollkommenheitsidee nie in allgemeingültiger Weise auf eine bestimmte Handlung hinführen können: denn der Inhalt, welchen die einzelnen Menschen ihr geben werden, wird je nach Charakter, Lebensanschauung, Bildung des Uebertragenden verschieden sein. Diese verschiedenen Ergebnisse miteinander vergleichend zu bewerthen, wird auch der mit der Vollkommenheitsidee ausgerüstete Politiker nicht in der Lage sein, aus der unendlichen Menge von Idealen den von ihm zu betretenden Weg zu wählen, wird er nicht vermögen, hier läßt ihn also der Vollkommenheitsgedanke völlig im Stich. Das Gleiche gilt von allen anderen formalen Zielpunkten, die man aufstellen mag, keiner wird den Politiker in die Lage setzen, objektiv zu beurtheilen, z. B. welche konkrete Staatsform in einer gegebenen Lage herzustellen, welche Ziele sich die Sozialpolitik, welche sich die Internationale Politik vorzusetzen habe. Wir haben somit ein Resultat gewonnen: jede Lehre, welche Grundsätze von der Leitung der Staatsangelegenheiten und damit für die Gestaltung und Entwicklung des Verhältnisses zwischen Staat und Staatsangehörigen einerseits einem Staat und anderen Staaten andrerseits maßgebend sein soll, könnte nur dann von praktischem Werthe sein, wenn sie uns objektiv, allgemeingültig für gegebene Verhältnisse konkrete Ziele als die einzig richtigen nachweisen könnte. Unter dieser Annahme, aber auch nur unter dieser, könnten wir eine Lehre von den politischen Idealen dem politischen Wissen zuzählen.

Ein solches Ziel aufzusuchen, vermag sich auf jeden Fall nicht diejenige Grundanschauung anzumaßen, welche die menschliche Willensfreiheit verneint, welche den Menschen in die ihn umgebende Natur hineinstellt als hülflos den Kausalgesetzen unterworfenes Lebewesen. Denn nach dieser Anschauung könnte folgerichtig jede Zwecksetzung nur als das nothwendige Ergebniß natürlicher Faktoren aufgefaßt werden, als thatsächliche Erscheinung, die unabhängig neben die anderen Thatsachen der Erscheinungswelt tritt, nicht aber könnte sie betrachtet werden unter dem Gesichtspunkt selbständiger Willenseinwirkung auf einen willkürlich beherrschbaren Werdegang. Es liegt ein innerer Widerspruch darin, die menschlichen Handlungen als unabänderlich im voraus bestimmte anzusehen und gleichzeitig für dieselben positive Regeln aufzustellen; der Grundsatz des Deterministen kann nur sein: du handelst wie du mußt, nicht aber: handle wie du sollst. Die Anwendung dieses Satzes muß ihn dazu führen, auf die unanfechtbare Postulirung politischer Ideale überhaupt Verzicht zu leisten, für ihn kann es nie Politik als Wissenschaft, sondern stets nur unüberwindbare Entwicklung geben.

Begrifflich anders der Indeterminimus: Ist der menschliche Wille freier Herrscher seiner selbst, so ist er in den Grenzen der physischen Möglichkeit auch Herrscher der ihn umgebenden Welt, er kann Ziele, im Gebiete des staatlichen Lebens politische Ziele aufstellen und sie unter Benutzung

der Kausalitätsgesetze zur Verwirklichung bringen. Ihm handelt es sich zunächst nur darum, den richtigen, allgemeingültigen Maßstab für seine Politik zu finden, ein Werthmaß, an welchem die Berechtigung der verschiedenen ihm zur Wahl stehenden Ziele gemessen werden könnte. Ein formeller Gedanke auf der einen Seite kann, wie schon oben gezeigt, hiefür nicht ausreichen, er könnte höchstens zur Erklärung eines konkreten Werthmaßes dienen. Konkrete Dinge, die miteinander verglichen werden sollen, bedürfen eines konkreten Vergleichungsgegenstandes, der eine unbestreitbar feststellbare Größe bildet. Auf der anderen Seite aber bedürften wir, um für die Bewerthung politischer Handlungen einen untrüglichen Maßstab zu gewinnen, einer unverrückbaren, unbezweifelbaren Kenntniß von allen jenen Zusammenhängen, die das menschliche Gesellschaftsleben beherrschen, wir müßten positives Wissen erringen über die Bestimmung, die dem Menschen innerhalb des Weltenganzen zukommt. Hier scheitert unser Können, wir werden nie imstande sein, als Wahrheit festzustellen, der Beobachtung den Satz abzuringen, daß diese oder jene bestimmte Norm das oberste unbedingte Gesetz für jedes menschliche, also auch politische Handeln sei. Es werden zweifellos, solange unsre Vernunft sich diesen Problemen zuwendet — und das wird sie wohl, solange menschliches Denken noch den Wettererscheinungen gegenübertritt —, Leitsätze aufgestellt werden, die, gründend auf einer Auffassung des Grundgesetzes menschlichen Lebens, auf politischem Gebiete die einen Ziele als allein berechtigt, andere als unberechtigt hinstellen. Aber nie wird ihnen der Charakter der Wissenschaft zuerkannt werden können, wir haben es dann nur mit politischen Glaubenssätzen zu thun. Denn von Wissenschaft kann nur da die Rede sein, wo ein Komplex von Thatsachen im Wege der Forschung, in deren schließlichem Verlaufe als Wahrheit festgestellt werden kann, oder anders, Wissenschaft kann nur eine Lehre über Dinge genannt werden, welche überhaupt innerhalb des Bereiches menschlichen Erkennens liegen. Wohl hat man im Namen der entwicklungsfähigen Wissenschaft dagegen sich verwahrt, daß dem menschlichen Erkennen Grenzen gesetzt seien, aber gerade diejenigen, die diesen Protest am lautesten erhoben haben, sind uns bis jetzt den Beweis schuldig geblieben. Solange aber überhaupt das Forschen bei bestimmten Problemen Halt machen muß, solange fehlt uns auch die nothwendige Grundlage für eine Beurtheilung politischer Handlung, solange ist für uns eine Politik als Wissenschaft, welche Regeln für politisches Handeln in objektiver Weise aufzufinden vorgibt, unmöglich. Was man unter diesem Namen bietet, sind Glaubenssätze.

Zwar bedarf jede Wissenschaft zu ihrem Bestande solcher Glaubenssätze, ja sie sind im Gegentheil ihr Lebenselement. Jede empirische Forschung hinterläßt Lücken, zu deren Ausfüllung jene großen, aus einer Zusammenfassung des gesicherten Wissens geschöpften Hypothesen bestimmt sind, die in jeder Wissenschaft auftreten. Solche Glaubenssätze, wenn wir sie so nennen dürfen, leiten ihre Wissenschaftlichkeit her aus dem ihnen zugrunde gelegten Gedanken, daß sie sich im Verlauf der Forschung, mit der Vervollkommnung der Forschungsmethoden und der Erkenntnißmittel zur Gestalt gesicherten Wissens entwickeln oder sich derselben wenigstens nähern können. Das gilt von den Hypothesen der Naturwissenschaften ebenso wie von denen der Wissenschaften, welche die Stellung des Menschen innerhalb der Gesellschaft zum Gegenstande haben. Außerhalb des Kreises der Wissenschaften aber treten Glaubenssätze, die von vornherein auf eine Nachprüfung durch die oberste Instanz der Erfahrung verzichten. Denn sie können nie den Anspruch erheben, Wahrheit darzustellen, einer Wirklichkeit zu entsprechen, Bestehendes aufzudecken, alles Kennzeichen wahrer Wissenschaft. Unter die Glaubenssätze, Hypothesen der letzteren Art fallen die Sätze, welche bestimmte politische Ziele als berechtigt oder unberechtigt hinstellen: es fehlt ihnen — weil unserm Erkenntnißvermögen stets die absoluten Ziele menschlichen Daseins verschlossen bleiben werden — an der theoretischen Möglichkeit wissenschaftlicher Klarstellung. Und damit gelangen wir zu dem Ergebniß: die Aufstellung von Grundsätzen politischen Inhalts, d. h. von Regeln, welche für die Leitung der Staatsangelegenheiten gelten sollen, ist wissenschaftlich schlechterdings unmöglich. Eine Wissenschaft kann dergleichen nie zum Ziele haben. Als Wissenschaft kann die Politik bloß bestehen, wenn man sie erfaßt als die Lehre von den thatsächlich im Staate wirkenden Kräften, von ihren Zusammenhängen und den Erscheinungen, die sie geschaffen.

Wohl werden, solange der Staat eine Grundform des menschlichen Gesellschaftslebens ist, politische Lehren untereinander um den Vorrang kämpfen und einander ablösen in der Herrschaft der Geister. Aber wir werden uns bei jeder klar sein müssen, daß einer jeden nur der Werth eines persönlichen Glaubensbekenntnisses dessen zukommt, der sein ganzes Wissen, all seine Vorstellungen, kurz seine ganze Weltanschauung bis zur Setzung politischer Ziele verarbeitet hat. Die Ziele schafft uns die vom Glauben unzertrennliche Weltanschauung, den Weg, diese Ziele zu erreichen, die Politik als Wissenschaft, wie sie oben charakterisirt wurde. Beide weisen enge Berührungspunkte auf, die hier nur angedeutet werden können: je weiter der Geist das Gebiet der politischen Wissenschaft in unserm Sinne umfaßt, desto mächtiger wird er in der Beherrschung der politischen Kräfte, je breiter und ausgebildeter der Untergrund seiner Weltanschauung ist, desto höher, desto umfassender werden seine politischen Ideale sein. Alle Politik ist Kunst, nur ihre Technik sind wir imstande zu lehren.

Wir kommen mit diesem Gedankengange mit dan Calker auf gemeinsamen Weg, wenn er sagt: „Menschlichem Erkennen bleibt die Erfassung eines höchsten Zieles, das von vornherein jenseits aller Erfahrung liegt, ja stets versagt, gleichwohl vermag sich der Wille darauf zu richten, und ein unerschütterlicher Glaube verleiht diesem Willen heilige Kraft.“ Nicht Politik als Wissenschaft will Calker lehren, sondern uns ein politisches Glaubensbekenntniß vorlegen. Hätt er uns von seinem Standpunkt aus das Wort Goethe's entgegen: „Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren“, dürfen wir ihm vom unsrigen aus mit jenem Worte Kants entgegnen: „Einem jeden Vorwitze nachzuhängen und der Erkenntnißsucht keine anderen Grenzen zu verstatten als das Unvermögen, ist ein Eifer, welcher der Gelehrsamkeit nicht übel ansteht. Allein unter unzähligen Aufgaben, die sich selbst darbieten, diejenige auszuwählen, deren Auflösung dem Menschen angelegen ist, ist das Verdienst der Weisheit.“

Die Entwicklung des Badewesens und des Schwimmens.[1])

Von Dr. Ernst Roth.

Das älteste Badezimmer auf europäischem Boden hat wohl Heinrich Schliemann in der Nordwestecke des alten Königspalastes zu Tiryns aufgedeckt, wenn auch zugegeben werden muß, daß die Anregungen zu einem planmäßigen

[1]) Kabierski: Das Breslauer Hallenschwimmbad. Seine Entstehungsgeschichte und Einrichtungen nebst einem geschichtlichen Ueberblick über die Entwicklung des Badewesens und des Schwimmens. Breslau, Korn 1899. 8°. 226 S. Mit Tafeln und Figuren.

Ausgestalten des Badewesens zweifellos von den Kulturvölkern Asiens stammen.

Immerhin erscheint das Bad in jenen alten Zeiten stets als eine außergewöhnliche Handlung; das Reinlichkeitsbedürfniß der homerischen Helden zum Beispiel ist äußerst gering; wohl wird das Vollbad zur Ehrung von eintreffenden Reisenden erwähnt, doch muß vielfach das gewöhnlichere Fußbad seine Stelle vertreten.

Der regelmäßige Gebrauch warmer Bäder galt sogar als ein Zeichen der Verweichlichung, wie sie uns an den Phäaken geschildert wird.

Mit dem Badewesen hängt das Schwimmen innig zusammen; doch galt letzteres im alten Epos als zu alltäglich, um noch besonders hervorgehoben zu werden. Als Beweis dafür führen wir an, daß Homer seinen Odysseus mit allerhand Tugenden und Fertigkeiten ausstattet und sie rühmend einzeln aufzählt, aber von der großartigen Leistung, daß der Held nach Zertrümmerung seines Floßes zwei Tage und zwei Nächte schwimmend im Meer zubringt und dann noch sich durch die Mündung eines Flusses an das Land arbeitet, gar kein Aufhebens macht.

In späterer Zeit hatte sich das Badebedürfniß bei den Griechen freilich sehr entwickelt. Mit Spott und Hohn wurde überschüttet, wer nur dreimal im Leben ein Bad nimmt, am Tage der Geburt, der Hochzeit und des Todes; doch erlauben uns die Quellen bisher nicht, die einzelnen Entwicklungsstadien im Badewesen festzustellen, welche von der homerischen zur klassischen Zeit hinüberführen.

Einen nicht geringen Antheil an dem Aufschwung der Baderei dürften die gymnastischen Uebungen gehabt haben, welche die Griechen zu einem förmlichen System der leiblichen Erziehung und Kräftigung ausgebildet hatten. Wenn wir das Schwimmen in der Reihe der kunstmäßig getriebenen Uebungen vermissen, so dürfte der vornehmste Grund dieser immerhin befremdlichen Erscheinung in dem Umstande zu suchen sein, daß Hellas wasserarm ist und man nur selten einen ausreichenden natürlichen Wasservorrath in der Nähe sonst geeigneter Uebungsplätze fand. Dieser vielfach auftretende Wassermangel führte wohl auch zur Erfindung des Douchebades, das uns bereits Vasenbilder aus dem 6. vorchristlichen Jahrhundert zeigen.

Da naturgemäß warmes Wasser den Schmutz der Palästra und den Schweiß des Körpers besser und leichter beseitigte, begannen gar bald die Badeeinrichtungen sich künstlicher zu gestalten. Aber nicht nur das männliche Geschlecht benutzte diese sich bald einbürgernden Badestuben oder Badehäuser, auch für die Frauen haben uns Vasenbilder derartige Badeantagen überliefert, welche im 5. Jahrhundert zuerst in Athen nach orientalischer Art und Weise angelegt wurden.

Diese Allen zugänglichen Badehäuser, welche fast ausnahmslos gesonderte Abtheilungen für Männer und Frauen besaßen, waren theils im Besitz des Staates und wurden unter ganz bestimmten Verpflichtungen einem Pächter übergeben, oder verdankten ihre Entstehung der Spekulation Privater. Gemeinsam war aber jedenfalls beiden Anstalten der niedrige Preis für die Benutzung und — die stetige Klage über fortgekommene oder sagen wir direkt gestohlene Gewänder. Auch das Schwitzbad hatte damals bereits seinen Einzug in Griechenland gehalten; kalte Douchen und Güsse, die sich in einem benachbarten Raum an das starke Schwitzen anschlossen, gestalteten diese Badeweise zu einer Abhärtungskur, deren Ursprung man auf die Spartaner zurückführte.

Neben dieser allmählich stehend gewordenen Sitte, sich täglich zu baden und im Balaneion den Stadtklatsch zu erfahren, beginnt aber bereits im 5. Jahrhundert die planmäßige Ausnützung der Bäder für die Heilkunst, und schon Hippokrates (460—356) sprach die Behauptung aus, daß kaltes Wasser wärme, warmes kühle; Begießungen wie Abreibungen verwandte dieser Vater der Medizin zu Heilzwecken und er auch soll zuerst den Gebrauch des Schwammes als Waschmittel empfohlen haben.

Frühzeitig kam auch die Verwendung von allerhand Mineralquellen auf, Wildbäder suchte man nach Krankheiten auf, und manche Quelle wurde berühmt durch wirkliche oder angenommene Heilungen.

Eine mächtige Anregung zu einer reicheren Ausstattung der Bäder und zu vielseitiger Benutzung derselben müssen dann die Griechen erfahren haben, als sie in die alten Kulturländer Asiens vordrangen. Badeanlagen, wie sie ihnen zum Beispiel Babylon in orientalischer Pracht zeigte, mußten zur Nacheiferung in der Heimath anregen.

Zu jener Zeit wurden denn auch die Bäder, die als Räume für die Reinigung nach den gymnastischen Spielen zuerst nur eine untergeordnete Bedeutung besaßen, zum Hauptbestandtheile der griechischen Gymnasien, und hier ist der Punkt, an dem die Entwicklung des römischen Thermenwesens bald nach Christi Geburt einsetzt.

Die Altitatiker liebten das Bad ebensowenig wie ihre hellenischen Brüder der ältesten Zeit, und es bedurfte namentlich einer gründlichen Umbildung des altrömischen Wesens, um das Bad zum Mittelpunkte des täglichen Lebens zu machen. Die Entwicklung gliedert sich in drei Perioden, die wir als die der lavatrinae, der balnea und der thermae benennen können.

In der alten Zeit umfaßte das latinische Bauernhaus regelmäßig ein Waschhaus, lavatrina, das, neben der Küche gelegen, zugleich dem geringen Bedürfniß der Familie nach einem Bad ausreichend diente.

Nach Varro's Zeugniß entstanden etwa im 3. vorchristlichen Jahrhundert die ersten balneae oder Badehäuser, welche die Römer von den Hellenen entlehnten, doch waren sie wenig einladend. Zudem fanden die Aedilen, unter deren Aufsicht diese Anstalten standen, meist das Wasser zu warm und ließen kaltes Wasser im Ueberfluß hinzu, um das Volk nicht zu verweichlichen.

Da begannen dann gar bald die Vornehmeren sich schönere Bäder nach griechischem Muster für ihren Privatgebrauch anzulegen, und diesem Vorbilde strebte das niedere Volk selbstredend nach, so daß die Konkurrenz die Privaten zwang, ihre Anlagen eleganter zu gestalten.

Aber schwierig war es, die stetig größer werdenden Räume zu heizen; erst ein älterer Zeitgenosse Cicero's schuf darin einen Wandel zum Besseren, indem er die Luftheizung erfand. Mit dieser Erfindung des Oratas hatte das Balneum seinen Höhepunkt erreicht, ja es war damit der entscheidende Schritt vorwärts gethan, der auf das Gebiet der Thermenanlage hinüberführte. In Pompeji hat man ein wohlerhaltenes Badehaus dieser zweiten Epoche des römischen Badewesens aufgedeckt; wie verbreitet diese Anstalten dazumal in der Weltstadt waren, ersieht man daraus, daß es zum Beispiel im Jahre 33 v. Chr. in Rom mindestens 170 gab. Die Anschauungen der Römer in Betreff des Badens hatten sich im Laufe der Zeit derartig geändert, daß Agrippa als Aedil sich den Beifall des Volkes nicht besser als durch Gewährung von Freibädern in sämmtlichen Badehäusern Roms zu erwerben wußte.

Unter Thermen versteht man ferner Anstalten, welche mit den Einrichtungen eines Balneum vergrößerten Maßstabes noch die des griechischen Gymnasiums vereinigten. Der wichtigste Ergänzungstheil, welcher die Thermen von der Balnea unterscheidet, ist die Palästra, die dem Balneum als Erweiterung des Hofes eingefügt wird und so recht als Erholungsstätte dient. Mit ihr wurde sodann die Natatio, das Schwimmbassin unter freiem Himmel, verbunden; nicht selten kam noch dazu ein flaches Bassin, in

dem man sich nur abwusch oder abdouchte. Erfrischungsräume fehlten nicht, und die Angliederung von großen Einzelbädern erklärt dann bei den Kaiserthermen Roms ihre ungeheure Ausdehnung. Freilich können wir über die technische Seite dieser größten Badeanlagen Europa's nur sehr wenig sagen: das Staunen über die Großartigkeit der erhaltenen Bauwerke ließ wohl dahin gehende Untersuchungen niemals recht aufkommen.

Wer aber die Summen, die für Bäder und Badeanlagen im römischen Weltreiche vom Staate aufgewendet worden sind, zusammenzuzählen vermöchte, der könnte unsern modernen Regierungen schlagend beweisen, wie gering ihre Aufwendungen für die öffentliche Gesundheitspflege in dieser Hinsicht sind.

Im Gegensatz zu Griechen und Römern der alten Zeiten waren die Germanen von jeher ein wasserfrohes Geschlecht. Auch in den kältesten Landstrichen liebten sie das erfrischende Flußbad, und ihr keuscher Sinn fand nichts arges darin, wenn Mann und Weib nebeneinander die Glieder in die strömende Fluth tauchten. Durch ihren schlanken Körperbau unterstützt, übten die Germanen der ältesten Zeit das Schwimmen mit leidenschaftlicher Vorliebe.

Die geistliche scholastische Erziehungsweise des Mittelalters suchte freilich später alle leiblichen Uebungen zu unterdrücken, und die Schulordnungen Deutschlands zur Zeit der Reformation beginnen einen wahren Feldzug gegen den Schwimmeifer der Zöglinge. Aber dem Schwimmen und Baden im Freien den Garaus machte erst die Polizei, die namentlich im 18. Jahrhundert scharf vorging, „weilen das Baden der jungen Menschen und Buben sommerszeit sehr ärgerlich und viel Schlimbes nach sich ziehet".

Anders stand es mit dem Warmbaden. Auf seine Entwicklung übte wiederum die Kirche einen bedeutsamen Einfluß aus. An naturwarmen Bädern entstanden gar leicht Klöster und Ansiedelungen. In nahem Zusammenhang mit der Entwicklung des mittelalterlichen Badewesens stehen die Kreuzzüge, welche die Zurückgekehrten veranlaßte, in der Heimath die in der Fremde geübte Lebensweise des Badens fortzusetzen. Auch so manche Hautkrankheiten, welche dermalen in Deutschland wütheten, mögen das Umsichgreifen warmer Bäder begünstigt haben.

Besonderen Einfluß gewann die dem 17. Jahrhundert angehörende Salernitanische Gesundheitsregel, welche sogar die zum Baden geeigneten Monate festlegte und in ungezählten Kalendern mit mehr oder minder bedeutenden Abänderungen Verbreitung fand.

Badekufen und Badehandtücher fand man nicht nur auf Burgen, sondern auch im Bürger- und Bauernhaus. Daneben bestanden aber in Dörfern wie in den Städten zahlreiche öffentliche Badestuben, die sich regsten Zuspruches erfreuten. Spricht doch ein mittelalterliches Wort:

Wittu ein Tag fröhlich sein?
Geh ins Bad!

So kann man sich denn nicht wundern, daß man das Badehaus vielfach als öffentlichen Ort mit Markt und Kirche in eine Reihe stellte.

Man unterschied im Mittelalter Wasser- und Schwitzbäder; viel beliebt zur Herstellung der letzteren waren die Backöfen. Richtige Dampfschwitzbäder kamen wohl im 17. Jahrhundert von Rußland aus zuerst nach Schlesien in unserm Vaterland.

Die höchste Blüthe erreichten die Badestuben gegen das Ende des Mittelalters, dann verfielen sie, nicht ganz ohne Schuld der Aerzte, die an übermäßig hohen Temperaturen Anstoß nahmen, ein allzulanges Verweilen im Bade tadelten und eine unvernünftige Anwendung der von Italien nach Deutschland gelangten Schröpfköpfe und Aderlässe zu bekämpfen hatten.

So bietet denn das Badewesen Deutschlands am Ausgange des 18. Jahrhunderts ein trübes Bild, wenn sich auch langsam eine Besserung anbahnte.

John Locke forderte bereits 1693: alle Knaben müßten schwimmen lernen, Rousseau wie Basedow wirkten zugunsten des Schwimmunterrichts, am wirksamsten aber förderte General v. Pfuel das Baden im Freien, indem er das Schwimmen in die preußische Armee einführte; er ist der Vater der heutigen Schwimmkunst.

Die große Zivilbadeanstalt in Potsdam mit der benachbarten Militärschwimmanstalt können sich wohl mit der Kallenbach'schen in Breslau rühmen, das Schwimmen wieder in weiteren Kreisen populär gemacht zu haben, aber immerhin vergingen noch Jahre, bis zum Beispiel 1873 das Schwimmen in allen preußischen Schullehrerseminaren eingeführt wurde.

Sehr viel später erst that man dann einen weiteren bedeutsamen Schritt. Es galt, die Uebung des Schwimmens wie das Turnen von den Einflüssen der Witterung und der Jahreszeit unabhängig zu machen und mit dem ganzen Badeapparat, soweit er gesundheitsfördernde oder gesundheitserhaltende Kraft besitzt, vereinigt allen Schichten der Bevölkerung zugänglich zu machen.

Diese Aufgabe erfüllt das moderne Hallenschwimmbad, dessen Anfänge in England zu suchen sind, dem Lande, das in der Körperpflege an der Spitze der Nationen marschirt. Besitzt doch London allein mehr als 70 Hallenschwimmbäder und 17 Anstalten für geschlossene Klubs!

Nur zögernd griff diese neue Badebewegung auf Deutschland über, und wir wollen wünschen, daß Kabierski's Ausführungen, welcher uns im einzelnen die Entstehungsgeschichte und Einrichtung des Breslauer Hallenschwimmbades schildert, den Anlaß dazu gibt, daß noch so manche Stadt in dieser Hinsicht für das Wohl ihrer Bewohner sorgt.

Mittheilungen und Nachrichten.

L. G. J. Trajan: „Zwei Monat Festung". Berlin, Freund u. Jeckel 1899. — Man wird dem liebenswürdigen Buche nicht gerecht, wenn man es, etwa durch den Titel verführt, mit Reuters „Festungszeit" vergleicht. Gegenüber dem großen bedeutenden Dichtwerk, in dem ein Mann die humoristisch-traurigen Erlebnisse seiner Jugendzeit, die Schilderung einer jahrelangen, wie es anfangs schien, lebenslänglichen Haft nach vielen Jahren poetisch verklärend beschreibt, ist hier ein Stückchen Autobiographie eines älteren Mannes gegeben, der von vornherein wußte, daß er für ein Preßvergehen nur kurze Zeit seine Freiheit einbüßt. Gewiß ist Trojan ein Dichter, aber er ist auch ein ernster Mann, ein Forscher, und zahlreiche Abschnitte seines Buches sind dem botanischen Lieblingsstudium gewidmet, mit dem dieser Humorist, Politiker und Erzähler sich in seinen Mußestunden beschäftigt, manche andere der Fauna, der geographischen Beschreibung und der geschichtlichen Auseinandersetzung. Trojan sieht offenen Auges in die Welt und die Zeit. Es entgeht ihm keine Bewegung der großen und kleinen Thiere, kein Gesang der Vögel. Er sieht Denkmäler und Häuser mit verständnißvollem Blick und weiß über alles anmuthig zu berichten.

Da Weichselmünde, wo er gefangen saß, in der Nähe von Danzig, seiner Vaterstadt, liegt, so war der Boden, den er betrat, ihm kein fremder, vielmehr mischten sich Heimaths- und Jugenderinnerungen mit dem Ungewohnten und Neuen, das der Dichter zu sehen bekam. Alles dies nun, Danzig und Umgebung, Weichselmünde und das Fort, die Insassen, die Soldaten, die Bedienung, werden in schlichter, oft nur zu schlichter Weise, absichtlich ohne strenge systematische Ordnung, geschildert. Von der Frau und einem Kinde, die einen großen Theil der Festungszeit in unmittelbarer Nähe des Gefangenen wohnen, und von der Art und Weise, wie durch Tanzen, Pfeifen, Harmonikaspielen der Verkehr von der Bastion nach dem von den Seinen gemietheten Häuschen unterhalten wurden,

ist ebenso die Rede, wie von den Dienstmädchen, die auf der Festung bedienten, von den Kindern, die dort aufwuchsen, von den Jugendfreundinnen in Danzig, die besucht wurden, von den geschenkten Blumen und den zum Essen und Trinken geeigneten Gegenständen, die der Autor von allen Seiten erhielt. Vielleicht wird dem Leser in der Aufzählung und Kleinmalerei aller dieser Gegenstände und Personen manchmal gar zu viel zugemuthet, und das biographische Detail, das über all die erwähnten Personen gegeben wird, hat an manchen Stellen nur für den ganz eingefleischten Bewunderer des Schriftstellers oder für seine persönlichen Bekannten ein größeres Interesse. Aber alles, was hier erzählt ist, wird schlicht und ohne jede Aufdringlichkeit berichtet, mit liebenswürdigem Humor und scholkhafter Ironie durchsetzt. Die Art, wie einzelne Typen der Landbevölkerung, wie namentlich ein Gefangenenaufseher und eine der drei „Grazien", die zur Bedienung der Gefangenen da waren, geschildert wurden, zeigt den Humoristen. Die Erlebnisse, die der Gefangene zu berichten hat, sind nicht eben groß: kleine Uebertretungen der Festungsordnung durch Spaziergänge und Gastereien, Skatspiel und Unterhaltung, Wanderungen in die Umgegend, dennmige und liebenswürdige Wärter, Wechsel des Regiments auf der Festung, wodurch die ursprünglich milde Herrschaft in eine strenge verwandelt wird, und manches Andere. Das Schönste am Buche sind vielfach eingestreute Gedichte — manche davon, die „Epistel an einen Freund", woren im „Klodderadatsch" gedruckt und sind gewiß noch vielen Lesern in Erinnerung —, die harmlose Art, in der hier die Ruhe und die idyllische Stille der Festung dem großstädtischen Treiben gegenüber gerühmt werden, der man doch schon die stille Resignation anmerkt, bis dann der Jubelruf der Freiheit erschallt.

Aber es ist durchaus charakteristisch für unsern Dichter, daß auch dieser Jubelruf nicht in pathetisch-bombastischen Worten erschollt, sondern in etwas nüchtern-ironischer, einige bekannte Schiller'sche Verse leicht parodirender Art. Ein paar Proben mögen diese Weise Trojan'scher Dichtung kurz illustriren. Diese Epistel beginnt:

Mensch, ich bin frei! Ich war so nicht gewohnen
In Ketten, dennoch fühl' ich jetzt, es fällt
Etwas wie Fesseln von mir ab. Behagen
Durchströmt mich warm. Mein wieder ist die Welt.
Mein Pensum hab' ich richtig abgegessen,
Zwei volle Monat nun, und hab' genug.
Zuerst jetzt denk' ich, einmal gut zu essen.
Das ist prosaisch, Freund, doch ist es klug.

Jene parodirende Stelle lautet:

Leb wohl, o Gärtchen, ihr gezackten Wälle!
Ich geh' von dannen, ohne Abschiedsweh
Verlaß' ich meine schlicht möblirte Zelle,
Und ohne Gram das schöne Fort Quorre!
Zugbrücke du, leb wohl, und du, das alte
Schräg unterm Walle durchgeführte Thor,
Aus dem so laut der Schritt der Wache schallte,
Bevor sie aus der Wölbung trat hervor.
Am Thore drinnen weiß ich eine Stelle,
Vom Posten dort ein wenig rechterhand,
Da schaut man durch den dunklen Gang ins Helle
Und sieht ein Stückchen von der Freiheit Land.

Am schönsten jedoch sind die Gedichte, in denen die Gemüthssaite des Dichters erklingt. Seine Freude an der Natur, an der leblosen und belebten, kommt zum poetischen Ausdruck („Rosen im Fenster"). Die Erinnerung an die Kindheit wacht auf, die Heimathsstätten werden besungen und die Menschen, die dort geweilt haben und noch weilen, zur Zeit eine 92jährige Verwandte, deren Geburtstag mit lieblichen Versen gefeiert wird. Die Liebe zur Gattin, die in der schweren Zeit ihre langgeübte Treue aufs neue bewährt, den Gefangenen auch in einer Krankheit gepflegt hat, wird in stimmungsvollen Strophen poetisch erklärt.

Um von dieser wahrhaft gefühlsreichen, aber keineswegs in Worten übertriebenen Poesie eine Probe zu geben, sei ein Lied „Weichselfahrt" mitgetheilt, entstanden auf einer mehrtägigen Schiffahrt, zu der der Gefangene auf nicht ganz ordnungsmäßigem Weg Urlaub erbat und erhielt; freilich mußte er die vier Tage, die er zu dieser Reise benutzte, nach Ablauf der ihm zudiktirten zwei Monate noch absitzen. Es lautet:

Vom Thore, der alten Veste,
Ging es den Strom hinauf,
Und freundlich nahm die Gäste
Ein flinkes Schifflein auf,
Das trug sie gegen Osten
Bis an den gelben Sand,
Wo auf dem Berg der Posten
Des Russenreiches stand.

Des Schönen war zu schauen
Auf froher Fahrt genug:
Hingleitend zwischen Auen
Der Flößer langer Zug;
Im Sommersonnenschimmer
Der Strom so mächtig breit,
Am Uferrand die Trümmer
Von Schlössern alter Zeit.

Die Ordensburgen sanken,
Die einst getrotzt so kühn,
Es überspinnt mit Ranken
Ihr Mauerwerk das Grün
Doch nicht vergebens mühte
Sich deutscher Geist und Stahl,
Es steht in neuer Blüthe
Der Weichsel breites Thal.

O schöner Strom, zum Meere
Geh' Deinen stolzen Gang!
In deines Namens Ehre
Soll klingen deutscher Sang!
Das Schwert wird nimmer rosten,
Das dich beschützt mit Macht.
Fest steht und treu im Osten
Gleich wie am Rhein die Wacht.

Ich glaube, mit der vorstehenden Skizzirung den Charakter des Büchleins bezeichnet zu haben. Es ist eine erquickende, anmuthige, erfreuliche, beruhigende Lektüre, hübsch empfundene und gut dargestellte Skizzen, die man gern aufschlagen und lesen wird.

Ich bin überzeugt, daß der verehrte Verfasser in seinem bescheidenen Sinn gerade eine solche Würdigung seiner Schrift als einzig gerechtfertigt betrachten wird. Wie aber kündigt der Verleger das Büchlein an? In dem Waschzettel, mit dem das Buch an die Redaktionen und einzelne Autoren geschickt wurde, heißt es:

„Daß auf dem dürren Boden der Festung Weichselmünde so kostbare Gaben gedeihen, wie sie dies Buch bietet, wer sollte das je gedacht haben? Es war aber nöthig, daß Einer hingeschickt wurde, der sie erkannte und zu sammeln verstand. Und dieser Eine war eben Johannes Trojan. Wer sein Buch liest und wieder liest, wird ihm dafür danken und in dem scheinbar ungnädigen Geschick, das ihn veranlaßte, es zu schreiben, das geheime Walten einer höheren Macht erkennen, der daran lag, daß die deutsche Literatur um ein hervorragendes Werk bereichert werde."

Eine derartige geschmacklose, lächerliche Tirade verdient niedriger gehängt zu werden. Es ist unerhört, daß ein Verleger die Stirne hat, eine niedliche Skizzensammlung als ein hervorragendes Werk zu charakterisiren, eine zweimonatige Festungshaft, die für einen 61jährigen Mann gewiß kein Kinderspiel ist, als etwas nöthiges zu bezeichnen, um ein Büchlein hervorzurufen und gar die Gottheit zu belästigen, damit sie dem Buchhändler einen neuen Verlagsartikel verschafft, mit dem dieser reichlich Geld verdient. Es ist gewiß für manche Zeitungsredaktionen bequem, in einem gedruckten Geleitzettel der Verlagsbuchhändler eine Orientirung über neue Erscheinungen zu erhalten, die ergänzend neben das Inhaltsverzeichniß tritt. Aber derartige würdelose Reklamen schießen weit über das Ziel hinaus. Die Zeitungen selbst sollten sich solche verbitten und sich nicht durch Abdruck derartiger Lobhudeleien zu Mitschuldigen urtheilsloser Verleger machen!

Michael Albert. Sein Leben und Dichten. Von Adolf Schullerus. Hermannstadt. Verlag von W. Krafft 1898. — Ich bin zwar der Meinung, daß die Biographien

aller möglichen berühmten und unberühmten Menschen anfangen, uns allmählich über den Kopf zu wachsen, und daß unsre Ahnenverehrung in Druckerschwärze und Marmor allmählich ans Chinesische zu grenzen beginnt. Immerhin dürfen Biographien wie die vorliegende als verdienstvoll bezeichnet werden. Michael Albert war siebenbürgischer Dichter und beredter Vorkämpfer des Deutschthums gegen die Vergewaltigung durch das Magyarenthum. Schon diese Thatsache dürfte ihm unsre Sympathie sichern. Fest im Grund und Boden der Heimath wurzelnd, hat Michael Albert hauptsächlich mit den Dichtungen, die das Leben der siebenbürgischen Sachsen schildern, werthvolle poetische Dokumente der Eigenart eines Völkchens hinterlassen, das vielleicht nur zu bald von den Magyarisirungsbestrebungen verschlungen sein wird. In den Novellen und Erzählungen Alberts, mit denen uns Schullerus in dankenswerther Weise bekannt macht, liegt die knarrige, fast harte Art ausgeprägt, welche einem stetig um seine Gerechtsame und sein Selbst kämpfenden Volke so leicht zu eigen wird. Wir thun tiefe Blicke in die rauhe, manchmal fast rohe und gleichwohl gemüthvolle Bauernbevölkerung, wir lernen den schweren Stand des Lehrers aber Pfarrers kennen, der nur mit dem Auge des Schulmeisters und Theologen zu sehen vermag und nicht auf die Eigenart dieses Völkchens eingehen kann. Eine Reihe von interessanten Typen — das läßt uns Alberts Biograph ahnen — müssen diese Erzählungen schmücken. Aber auch dem Bürgerstand widmet Albert seine poetische Kraft und zeigt hier den traurigen Zwiespalt, der durch die ungarischen Verhetzungen in das Völkchen gekommen ist. Wie mich dünkt, ist in diesen Volksschilderungen die eigentliche Domäne Alberts zu suchen. Sie athmen Würze frisch-kräftigen Volkslebens, jenen Erdgeruch, der solchen Schilderungen zu allen Zeiten Freunde gewannen hat. Weniger vermögen uns die Gedichte und Dramen des Siebenbürgeners zu interessiren. Wie aus der Biographie Schullerus' hervorgeht, scheint hier dem Dichter der Stempel eigentlicher lebenskräftiger Originalität abzugehen. Die Biographie selbst leidet an dem Fehler, das Bild ihres Helden nicht einheitlich genug erfaßt zu haben. Exkurse aller Art wuchern immer wieder über den eigentlichen Kern, so daß man mitunter mehr das Gefühl hat, eine Kultur- und Literaturgeschichte der siebenbürgischen Sachsen, als eine Monographie zu lesen. Der Verfasser, dessen Verdienst nicht bestritten werden soll, hätte der Oekonomie einer Biographie, die keineswegs zum Leichtesten auf literarhistorischem Gebiet gehört, tiefere Betrachtung widmen müssen.

Karlsruhe i. B. **Albert Geiger.**

— Die englische Expedition nach Sokotra vom 27. November 1898 bis 21. Februar 1899, über welche vom Leiter derselben, Dr. O. H. Forbes, im Junihefte des Londoner Geographical Journal S. 633 ff. berichtet wird, scheint bedeutende wissenschaftliche Erfolge erzielt zu haben, hauptsächlich in naturhistorischer Richtung. Die Mission besuchte zunächst die Insel 'Abd-el-Kûri und begab sich dann nach Sokotra, wo sie der Reihe nach in Hadibu, an den Ufern des Hanefu, Dahamis (unterhalb des Pik von Aduna), Kamahann (in der Garieh-Ebene), Jena-anaghan (am Haghier-Gebirge), Hamhil und Adha Dimellus wissenschaftliche Sammlungen anlegte. An letzterem, etwa in 4000 Fuß Seehöhe, unterhalb Feraha, des höchsten Gipfels der Haghierkette, gelegenen Orte trafen die englischen Forscher mit einigen Mitgliedern der Wiener Expedition (Simany und Kasmat?) zusammen, über deren geologisch-topographische Arbeiten sich Dr. Forbes günstig äußert. Die ethnographischen und die archäologischen Verhältnisse auf Sokotra wurden von den englischen Reisenden, die sich auf Dalmetscher stützen mußten, wenig oder gar nicht beachtet. Gleichwohl hat Dr. Forbes auf Sokotra eine Entdeckung gemacht, die seine Reise nach dem merkwürdigen Eiland auch in archäologischer Beziehung äußerst werthvoll erscheinen läßt. Nahe dem Lager der Expedition in Adha Dimellus erblickten die englischen Forscher nämlich wiesenartige Flächen mit Ruinen von Häusern, bei deren Bau Mörtel verwendet war; ferner sahen sie antike cyklopische Rundbauten, „die zum Theil denjenigen ähnlich sind, welche man in einzelnen Theilen des Maschanalandes sieht ...“ Das beweist uns, daß auf Sokotra und im Maschanaland in alten Zeiten eine völlig gleiche Kultur bestand und daß sonach Referent recht hatte, als er in seinem Artikel: „Das Weihrauchland und Sokotra“ (siehe Beilage vom 27. und 29. Mai l. J.) beide Gebiete (Maschanaland und Sokotra) als Bestandtheile eines und desselben Landes, nämlich des in den ägyptischen Inschriften so oft erwähnten Landes P.w.n.t erklärte. Schon als der Entdecker Theodor Bent im Jahre 1892 nach seiner Heimkehr aus Maschanaland sich brieflich, unter genauer Beschreibung der gemachten Funde, an den Referenten wandte, um zu erfahren, ob die auf den Maschana-Ruinen gefundenen Gegenstände thatsächlich wie Bent damals vermuthete, minäischen aber sabäischen Charakter zeigen, sprach sich Referent in entschieden verneinendem Sinne aus und gab der Ueberzeugung Ausdruck, daß die ihm vorgelegte Beschreibung nur auf phönizische Kultur schließen lasse. Diese Ansicht scheint sich immer mehr und mehr zu bestätigen. Dahin dürften auch die Bevölkerung von Sokotra und verwandte Stämme aus phönizischer Descendenz sein, und da gerade die Sokotragruppe unzweifelhaft identisch ist mit der alten P.w.n.t-Bevölkerung, so können wir auch die P.w.n der ägyptischen Inschriften gar nicht mehr von den Phöniziern (Südphöniziern) trennen. Schon Wellsted spricht von der erstaunlichen Dicke („astonishing thickness“) der Beine der sokotranischen Schönen und genau so — wovon aber Wellsted nach nichts wußte — werden die besseren Hälften der Häuptlinge von P.w.n.t auf den ägyptischen Denkmälern abgebildet! Und diese Nachkommen der P.w.n reden bis auf den heutigen Tag ein semitisches Idiom, das fast gar keine Berührungspunkte mit den in Arabien einst aber jetzt gesprochenen Hauptdialekten hat, dagegen in gar mancher Beziehung an das Nordsemitische erinnert, wie aus den demnächst zur Veröffentlichung gelangenden Sprachproben, die Referent gesammelt hat, hervorgeht! Referent fand es für angezeigt, die von der englischen Expedition gemachte archäologische Wahrnehmung hervorzuheben und etwas eingehender zu beleuchten, weil ihm anläßlich seiner Auseinandersetzungen über die Abstammung der Bevölkerung Sokotras und des Weihrauchlandes von den hervorragendsten deutschen Aegyptologen und von den bedeutendsten deutschen Kennern des Phönizierthums und der Nordsemiten Zuschriften zugegangen sind, die ohne Ausnahme jeden Zusammenhang von P.w.n.t und Phöniziern kurz und ohne Angabe von Gründen in Abrede stellen. Aber kein Urtheil ist inappellabel wenn neue Thatsachen auftauchen, und so legt den Referent Revision ein unter Vorlage solcher neuer Thatsachen an eben dieselben gelehrten Richter, deren Kompetenz völlig außer Frage steht, und er zweifelt nicht, daß die nun ziemlich alte und „schon glücklich vergessen“ geglaubte Hypothese Lepsius' nach erneuerter Prüfung wieder glänzend rehabilitirt werden wird, allerdings in viel weiterer Fassung als sie seinerzeit von dem berühmten Berliner Aegyptologen formulirt wurde.

München, 18. Juni 1899. **E. Glaser.**

* Die Nr. 2 der Mittheilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft ist jetzt zur Versendung an die Mitglieder gelangt. Sie enthält außer dem Bericht über die Hauptversammlung vom 8. v. M. die Berichte des Chefs der babylonischen Expedition, Dr. R. Koldewey, an die Generalverwaltung der königlichen Museen bis zum 1. Mai, sowie einen Privatbrief des Genannten, in welchem er in launiger Weise den 26tägigen Wüstenmarsch von Aleppo nach Bagdad, sowie die Installirung der Expedition im Dorfe Kowairesch schildert. Die Arbeiten der Expedition auf dem Kasr, der Ruinenstätte, welche den Palast des Nebukadnezar birgt, haben bereits zu einem zweifachen Ergebnisse geführt. Durch einen mächtigen Querschnitt durch die Ostfront ist zum erstenmal seit länger als 2000 Jahren ein Stück der berühmten Umfassungsmauer bloßgelegt, von welcher Herodot und Diodor berichten, daß eine Anzahl von Wagen auf ihr nebeneinander verkehren konnten. Es konnte festgestellt werden, daß das „gigantische Festungswerk“ eine äußere Mauer aus gebrannten Ziegeln mit dem Stempel des Nebukadnezar von 7.25 m Dicke hat, dahinter eine Füllung aus Sand und Schottern von 21.5 m. Die innere Schale hat eine Dicke von 13.10 m, das ganze Mauerwerk also von 41.85 m! Am

1. Mai war der Graben 17 m in das Innere vorgedrungen, doch geht die Arbeit trotz der beträchtlichen Arbeiterzahl (160 Mann) nur langsam vorwärts, da ungeheure Schuttmengen zu bewältigen sind. Einige Fragmente von Monumentalinschriften wurden gefunden, doch ließ sich nichts Zusammenhängendes aus ihnen herausbringen. Das zweite Ergebniß ist die Auffindung zahlreicher Bruchstücke der glasirten Reliefziegel, mit welchen der Palast und auch wohl Theile der Mauer geschmückt waren. Das Relief stand theils auf blauem, theils auf grünem Grund, die Fragmente zeigen menschliche Körpertheile, Löwenfelle, -tatzen, -augen, sowie Rosettenornamente. Am 10. d. M. ist ein weiterer, vom 15. Mai datirter Bericht eingegangen, nach welchem man auf eine starke Mauer in der inneren Anlage gestoßen ist, welche wohl schon zum eigentlichen Palastgebäude gehören wird. In der nächsten Woche wird die Versendung der Broschüre „Babylon" an die Mitglieder der Gesellschaft erfolgen, welche den Vortrag wiedergibt, den Prof. Friedrich Delitzsch im März vor den kaiserlichen Majestäten halten zu dürfen die Ehre hatte. Das Heft, welchem eine in anschaulicher Weise über die Ruinenfelder orientirende Karte beigegeben ist, erscheint gleichzeitig im Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig. Die jährlichen Unkosten der Ausgrabung sind auf 80,000 bis 100,000 M. zu schätzen; vorläufig ist eine fünfjährige Periode in Aussicht genommen. Da aber die Mittel nicht annähernd zur Verfügung sind, so ist dringend der Beitritt neuer Freunde zu wünschen, damit das große wissenschaftliche Unternehmen, das ein Ruhmestitel für Deutschland werden soll, nicht in Stockung geräth. Beitrittserklärungen nimmt Hr. Generalanfnl Dr. Paul Schwabach entgegen.

* Literarische Kleinodien von Goethe über sein Verhältniß zu Byron werden von Prof. Dr. Brandl (Berlin) aus den Schätzen des Goethe- und Schiller-Archivs in einer Abhandlung des neuen Goethe-Jahrbuchs zum erstenmale mitgetheilt. Man weiß, wie lebhaft Goethe von dem Wesen und Dichten des geistesverwandten Engländers sich angezogen fühlte. Unter den neuen Beiträgen hiezu wird eine Uebersetzung des Byron'schen Gedichts „Fare thee well" veröffentlicht, bei der allerdings die Autorschaft Goethe's nicht unbedingt feststeht. Zweifellos ist sie hingegen für einige Stellen aus dem Manfred. Da ist von des Dichters eigener Hand mit Bleistift geschrieben der Eingangsmonolog Manfreds, der nach Byrons eigenem Geständniß die meiste Aehnlichkeit mit dem Faust aufweist. Goethe's Uebersetzung dieses Stücks, sowie die der vierten Scene des zweiten Akts, dem Gespräch zwischen Manfred und dem Geiste der Astarte, werden hier zum erstenmal veröffentlicht.

R. Im Personalstand des Berliner Münzkabinets sind einige Veränderungen eingetreten. Außer den beiden Direktoren, Prof. Dr. Menadier für die mittelalterliche und Prof. Dr. Dressel für die antike Abtheilung, sowie dem Leiter der orientalischen Abtheilung, Dr. Nützel, ist nun ein Hülfsarbeiter in der deutschen Abtheilung, Dr. Frhr. v. Schrötter aufgestellt worden, und für die antike Abtheilung wird demnächst ein Volontär aufgenommen werden. Direktorialassistent Dr. Gäbler ist aus dem Kabinet ausgetreten, um sich ganz dem Corpus nummorum widmen zu können. Eine antike Assistentenstelle ist unbesetzt. Auch die Lokalfrage dieses Museums wird in Bälde eine sehr befriedigende Erledigung dadurch finden, daß dem Münzkabinet im neuen großen Kaiser Friedrich-Museum, das im Bau begriffen ist, zwei große Ausstellungssäle und hinreichende Sammlungs- und Arbeitsräume angewiesen werden.

* Leipzig. Als Privatdozent für klassische Philologie hat sich Dr. Martini an der hiesigen Universität habilitirt. — Auf Anregung der „Leipziger Finkenschaft" soll am Mittwoch, dem 21. Juni, zur Vorfeier von Goethe's 150jährigem Geburtstag ein Fackelzug der Studirenden stattfinden.

* Göttingen. Am vorigen Samstag, dem 17. Juni, fand hier die feierliche Enthüllung des Gauß-Weber-Denkmals statt. Die Reichsregierung und die preußische und braunschweigische Staatsregierung hatten Vertreter entsandt, auch wohnten R. v. Bennigsen und der Oberpräsident der Provinz, Graf Stolberg, der Feier bei. Die Festrede hielt Geheimrath Prof. Dr. Voigt. — Aus Anlaß der Enthüllung ernannte die hiesige Universität Darwin in Cambridge, Geitel in Wolfenbüttel, Hadamard in Paris, Lorentz in Lüttich, Moore in Chicago, Righi in Bonn und v. Sterneck in Wien zu Doktoren honoris causa der philosophischen Fakultät. — Im großen Saal der Universität ist eine Ausstellung der auf die Erfindung des Telegraphen bezüglichen Instrumente der beiden Gelehrten veranstaltet worden.

* Rostock. Die Universität wird die Erinnerung an die vor 350 Jahren erfolgte Einführung der Reformation in Mecklenburg am 20. Juni durch einen Festakt in der Aula begehen. — Der Direktor des hygienischen Instituts der Universität, außerordentlicher Professor Dr. L. Pfeiffer, ist zum ordentlichen Professor ernannt worden.

* Aus Oesterreich. Mit der Lehrkanzel für Chemie am ersten chemischen Universitäts-Laboratorium in Wien (die bisher der kürzlich verstorbene Professor Dr. Hugo Weidel innehatte) ist vertretungsweise der erste Adjunkt an diesem Institut Dr. Joseph Herzig betraut worden. — An der Universität in Krakau ist der Privatdozent Dr. Johann v. Rozmadowski zum außerordentlichen Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft ernannt worden.

* Bibliographie. Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Wilhelm Nullmann: Heinrich Schaumberger. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens. In Kommission: Julius Zwißler in Wolfenbüttel 1899. — Kalender des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins 1899. Hggb. von Joh. Emmer. 12. Jahrg. München, J. Lindauer (Schöpping) 1899. — Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung 1806. Neu ausgezeigt durch Fr. Lehmanns Buchhandlung 1899. — Maximilian Schmidt: Der Musikant von Tegernsee. Hochlandsgeschichte. Rentliagen, Enßlin u. Laiblin. — Dr. Jul. Asbach: Darf das Gymnasium seine Prima verlieren? Düsseldorf, L. Schwann 1899. — *Pierre Massoni:* Laetitia. Paris, Chamuel 1899. — Zeitschrift für Sozialwissenschaft. 2. Jahrg., 5. Heft. Berlin, Georg Reimer 1899. — *Dr. Anton Menger:* The Right to the Whole Produce of Labour. Translated by M. E. Tanaer. London, Macmillan & Co. 1899. — Dr. Friedr. Dannemann: Grundriß einer Geschichte der Naturwissenschaften. 2. Bd.: Die Entwicklung der Naturwissenschaften. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1898. — Max Gg. Zimmermann: Giotto und die Kunst Italiens im Mittelalter. 1. Bd. Leipzig, E. A. Seemann 1899. — Karl Heinemann: Goethe. 2. Aufl. Ebd. — Dr. A. Gosche: Simone Martini. (Beiträge zur Kunstgeschichte. Neue Folge XXVI.) Ebd. — Dr. Alex Philadelpheus: Der Pan in der antiken Kunst. Studie. Athen 1899. — Professor M. Kleiber: Abseits der Touristenstraße. Reisebilder aus Dalmatien. München, J. Lindauer (Schöpping) 1899. — Dr. Thiermann: Reform der Kneipp'schen Wasserheilmethode. Berlin, Hugo Bermühler. — Hartmann Grisar S. J.: Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter. 6. Lieferung. Freiburg i. B., Herder'scher Verlag 1899. — Prof. Dr. Kimmich: Welche Politik allein erhält Deutschlands Großmachtstellung? München, Otto Galler 1899. — Dr. Emil Pfeiffer: Wiesbaden als Kurort. 5. Aufl. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1899. — Dr. M. Maschke: Die augenärztliche Unfallpraxis. Ebd. 1899. — Dr. L. Löwenfeld: Sexualleben und Nervenleiden. 2. Aufl. Ebd. — Gust. J. Kranz: Lucretia. (Eckstein's Illustr. Romanbibliothek, 1. Jahrg. Bd. 10.) Berlin, Rich. Eckstein Nachf. — Frhr. v. Tettau: Die russische Armee in Einzelschriften. Theil I., Heft 4: Der Felddienst nach den Verordnungen vom Jahre 1898. Berlin, Liebel'sche Buchhandlung 1899. — F. Staudinger: Ethik und Politik. Berlin, Ferd. Dümmler 1899. — 24. Jahresbericht des Deutschen Hülfsvereins in Nizza für das Geschäftsjahr 1898/99.

Jahrgang 1899. München, Dienstag, 20. Juni. Nummer 138.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Wallenstein und Carmagnola. I. Von Dr. Marcus Landau. — Zur Geschichte der Tonmalerei. — Ein neuentdecktes Fresko des Andrea del Castagno. — Mittheilungen und Nachrichten.

Wallenstein und Carmagnola.

I.

Der Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Macht, zwischen Priesterthum und Königthum ist ein uralter, noch in die mythischen Zeiten des Menschengeschlechts zurückreichender. Worüber zwischen den hohenstaufischen Kaisern und den Päpsten gestritten wurde, darüber stritt auch König Saul mit dem Propheten Samuel, und auf einen ähnlichen Kampf bezieht sich vielleicht auch die Mythe von Kain und Abel. Dieser vieltausendjährige Kampf war reich an Wechselfällen. Bald hatte die geistliche, bald die weltliche Macht die Oberhand. Mitunter einigten sich beide Mächte auf Kosten eines Dritten, nämlich des von beiden unterdrückten Volks, und die Kirche, die kein Blut vergießen will, ließ die Ketzer von der weltlichen Macht köpfen oder verbrennen. Die bevorrechtete Stellung der Brahmanen und Kschatrias in Indien, der Priester- und Kriegerkaste im alten Aegypten ist vielleicht das Resultat eines solchen Ausgleichs auf Kosten eines Dritten. Mitunter verband sich aber auch die geistliche Macht mit dem Volke gegen die weltlichen Fürsten, wie z. B. die Päpste mit den italienischen Stadtrepubliken gegen die deutschen Kaiser. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts stellte der Sicilianer Spedalieri unter päpstlicher Gunst das System der klerikalen Demokratie auf, das jetzt schon zu recht ansehnlichem Erfolge gelangt ist, während wir in Frankreich die Allianz des Klerikalismus mit dem Militarismus in stärkster Machtentwicklung sehen. Zu den zwei uralten kämpfenden Mächten ist eine dritte gekommen, oder vielmehr, sie hat sich von ihrer Nährmutter, der weltlichen fürstlichen Macht entwöhnt, ist aber eigentlich nicht viel jünger als diese.

Während aber geistliche und weltliche Macht, ihr Wesen, ihre Rivalität und ihre Kämpfe von zahlreichen Historikern und Politikern geschildert und erzählt wurden, ist die Geschichte des Militarismus noch zu schreiben. Das von mir in diesen Blättern besprochene Buch von Ferrero[1]) ist nur ein Versuch dazu. Wie Planeten in der Nähe der Sonne, von ihrem Lichte überstrahlt, nicht wahrgenommen werden, aber bei Sonnenfinsternissen auch am Tage deutlich erblickt werden, so entzieht sich auch der Militarismus, solange er nur der Diener der Monarchen ist, der genauen Beobachtung, ja gelangt auch nicht zu solch gefährlicher Macht wie in Republiken, die er mitunter vernichtet, indem er sich selbst zum Herrn macht.

So ist denn auch der Militarismus als von der kirchlichen und staatlichen Macht losgelöste, sich um die Staatsgesetze nicht kümmernde oder sie brechende, mitunter die ganze Verfassung umstürzende Macht zuerst in Republiken aufgetreten. Er hat der römischen, der ersten und zweiten französischen Republik ein Ende gemacht und bedroht jetzt in gleicher Weise die dritte. Die Schweiz und manche der alten griechischen Republiken scheinen diesem Schicksal nur dadurch entgangen zu sein, daß der abenteuer- und beutelustige Theil der Bevölkerung durch den Militärdienst bei fremden Staaten einen Abfluß fand. Gerade in dem demokratischen Athen war es zuerst, wo der verweichlichte Bürger den Kriegsdienst zu scheuen begann, und um 383 v. Chr. mußte sich auch Sparta mit peltastischer Hülfe anstatt persönlichen Dienstes seiner Bundesgenossen begnügen.[1]) Währenddem trat die kriegslustige Jugend in die Dienste persischer und ägyptischer Herrscher. So bildeten sich, sagt Grote, Banden von Miethstruppen unter Condottieri, wie Charidemus und Andere, gerade wie im 14. und 15. Jahrhundert in Europa. Was er von der Schilderung der üblen Folgen dieser Zustände aus den Reden des Isokrates citirt, erinnert an ähnliche Klagen Machiavelli's, achtzehn Jahrhunderte später.

Nach Besiegung Karl des Kühnen von Burgund beginnen die Schweizer Miethstruppen eine bedeutende, oft ausschlaggebende Rolle in Italien zu spielen, bis weit ins 16. Jahrhundert hinein. Und Schweizer Miethlinge dienten noch im 18. Jahrhundert in Frankreich, im 19. in Rom und Neapel. Wie die Entwöhnung der Bürger vom Kriege schließlich zum Verlust der staatlichen Unabhängigkeit führt, das sehen wir am Beispiel Griechenlands zur Zeit der Makedonier Philipp und Alexander, Italiens im 16. Jahrhundert.

Man sollte nun glauben, daß dort, wo die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, wo jeder Bürger auch Soldat ist, die Entwicklung des Militarismus unmöglich sei; aber dieser findet seinen eigentlichen Nährboden nicht in der großen Masse, die nur einige Jahre dient, den sogenannten gemeinen Soldaten, sondern im Offizierskorps, namentlich in den höheren Chargen, die doch die eigentlichen Berufsmilitärs sind. Und besonders in den Republiken bedarf es nur eines vom Ruhme des Siegs emporgehobenen ehrgeizigen Feldherrn, um, die Armee mit sich fortreißend, den Militarismus zur herrschenden Macht zu erheben, eventuell mit seiner Hülfe einen neuen Thron aufzurichten. Aber der Ehrgeiz und die Herrschsucht allein genügen nicht, man muß noch andere Eigenschaften haben. Was einem Cäsar und Napoleon gelang, konnte einem Catilina oder Boulanger nicht gelingen.

Schiller läßt auch seinen Wallenstein sich auf Cäsar berufen:

> Was thu' ich Schlimmres,
> Als jener Cäsar that, dess Name noch
> Bis heut das Höchste in der Welt benennet?
> Er führte wider Rom die Legionen,
> Die Rom ihm zur Beschützung anvertraut.
> Warf er das Schwert von sich, er war verloren,

[1]) Beilage vom 5. März v. J.

[1]) *G. Grote*, History of Greece. Part II, chap. 87.

Wie ich es wär, wenn ich entwaffnete.
Ich spüre was in mir von seinem Geist.
Gib mir sein Glück, das Andre will ich tragen.

Nicht an Glück hat es Wallenstein gefehlt, noch weniger am Prestige des siegreichen Feldherrn, und in seiner Armee besaß er ein geeignetes Werkzeug; aber sein minder verbrecherischer Plan scheiterte, weil er einem legitimen Monarchen gegenüberstand. Diesem folgten die Generale, als sie von Wallenstein abfielen, diesem glaubten die Gordon, Deveroux und Butler zu folgen, als sie ihn ermordeten. Und auch da wirkte ihr eigenes Interesse mit, dem Militarismus dachten sie damit nicht zu schaden.

Taine sieht im ersten Napoleon den Nachfolger oder Nachkommen der italienischen Condottieri und Gewaltherrscher des 15. Jahrhunderts; aber von diesen unterscheidet er sich dadurch, daß er an der Spitze einer nationalen, durch Aushebung gebildeten Armee stand.[1]) Der letzte eigentliche Condottiere war nach unsrer Anschauung Wallenstein, und erst von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet wird er uns vollständig verständlich. Der Condottiere ist aber auch der vollkommenste Repräsentant des Militarismus, der von der Zivilmacht unabhängigen Kriegsmacht die nicht einen Staat im Staate bildet, sondern gewissermaßen außerhalb des Staats steht, ihre besonderen Interessen hat, sich dem Staat nur so weit und solange unterordnet, als es diesen Interessen förderlich ist, sich nach ihren besonderen Gesetzen und Einrichtungen regiert, ohne sich viel um die des Staats zu kümmern.

Die Miethstruppen unter unabhängigen Führern (Condottieri) waren in Italien zuerst am Anfang des 14. Jahrhunderts aufgetreten. Die erste „Kompagnie" bildeten die Almogavaren, katalonische und aragonesische Soldaten, welche nach Beendigung des sizilischen Vesperkriegs ohne Beschäftigung geblieben waren. Der größte Theil derselben trat in die Dienste der griechischen Kaiser, um gegen die Türken zu kämpfen, wie es ihr Chronist Don Ramon el Muntaner beschrieben hat. Ein Theil blieb jedoch in Italien, von den kleinen Republiken und Fürsten Sold nehmend. Schon früh waren aber auch viele Deutsche darunter, welche nach dem Römerzuge Kaiser Heinrich VII. in Italien geblieben waren. Mit Ludwig dem Bayer, Johann von Böhmen und Karl IV. kamen noch mehr deutsche Söldner nach Italien, die bald die Catalanen ganz verdrängten und in Vergessenheit brachten. Der „Herzog" Werner von Urslingen aus der Gegend von Rottweil im Schwarzwald bildete die erste große selbständige Armee, die sogenannte große Kompagnie. Dann kamen noch Ungarn, Engländer und Franzosen hinzu. Der Deutsche, Graf Konrad Wirtinger von Landau, den Engländer John Hawkwood, dessen Reiterbild im Dom von Florenz zu sehen ist und den noch Shakespeare's Zeitgenosse John Webster als worthy knight that did most worthy service feierte, und der Johanniter Montreal, von den Italienern Fra Moriale genannt, waren im 14. Jahrhundert die berühmtesten Bandenführer. Wie im alten Griechenland, zogen es die Bürger und Handwerker in Italien immer mehr vor, ihrem Erwerb und Genuß innerhalb der Stadtmauern ungestört zu leben und Andere gegen gute Bezahlung und reiche Beute für sich kämpfen zu lassen. Die abenteuer- und kriegslustigen Leute, besonders aus dem Bauernstande, traten in die Miethsheere ein, aus denen sie nach und nach die Ausländer verdrängten, um dann wieder von den Schweizern und den deutschen Landsknechten abgelöst zu werden. Alberich von Barbiano war der erste, welcher ein größeres italienisches Söldnerheer zusammenbrachte. Um 1379 bestand seine „St. Georgs-Kompagnie" schon aus 800 Lanzen (2400 Reitern), durchwegs Italienern. In seiner Schule bildeten sich die großen Condottieri des 15. Jahrhunderts — Braccio Montone und Sforza Attendolo, denen Niccolò Piccinino, Francesco Sforza, Francesco Carmagnola und mehrere Andere, sowie unzählige Führer kleiner Trupps, die bei den größeren, oder direkt bei den Städten und Fürsten in Lohndienst traten, nachfolgten.

Hatten sich die Condottieri des 14. Jahrhunderts mit dem Sold und der Beute begnügt, so ging der Ehrgeiz und die Besitzgier der des 15. schon dahin, sich eine unabhängige Herrschaft, einen selbständigen Staat zu verschaffen, was auch manchen von ihnen, am besten dem Enkel des Bauern von Cotignola, Franz Sforza gelang, der Herzog von Mailand wurde.

Der Condottiere bildete mit seiner Kompagnie gewissermaßen einen Staat ohne Territorium oder vielmehr eine Aktiengesellschaft, deren Direktor er war, und der von dem Staate, der den Krieg nicht in eigener Regie führen wollte, die Kriegführung in Pacht gegeben wurde. Die Einlage des Aktionärs — des Soldaten — war seine ganze Person, sein Erträgniß bestand in dem gezahlten Sold, gewissermaßen die vom Staat garantirten Zinsen, und dem Ertrag der Beute und Lösegelder der Gefangenen — der Superdividende. Was durch Plünderungen und Brandschatzungen einging, Lösegelder der Gefangenen, der Erlös für geraubtes Vieh, das man nicht selbst verbrauchen wollte, wurde in eine gemeinsame Kasse gelegt. Jeder Mann hatte nach seinem Rang einen bestimmten Antheil der Beute zu bekommen, der Führer natürlich den größten. Die Hauptleute bildeten eine Art von Verwaltungsrath, zählten die einfließenden Gelder, ordneten und theilten die Beute nach dem festgesetzten Modus. So waren die Statuten bei der großen Kompagnie Werners und mit größeren oder geringeren Modifikationen bei den anderen Heeresgesellschaften. Da zwischen der Regierung und der Gesellschaft kein anderes Band als das des Miethvertrags bestand, so konnten dessen Verletzungen — Nachlässigkeit der Soldaten und Offiziere, Mängel der Ausrüstung u. dgl. — gesetzlich fast nur mit Geldbußen bestraft werden. Ebenso wurden die Soldaten, welche während des Krieges Verluste an Waffen oder Pferden erlitten hatten, mit Geld entschädigt. Ausgezeichnete Leistungen wurden nicht mit Orden und nur selten mit Avancement belohnt, sondern mit Solderhöhungen und Geldgeschenken, Alles nach Vertrag und festgesetztem Tarif. Besonders hervorragende Führer, wie Sforza, Carmagnola und Andere, erhielten freilich auch zur Belohnung Grundbesitz oder Gattinnen aus regierenden Familien oder benutzten ihre Macht, um sich einzelner Städte zu bemächtigen.

Andere Umwandlungen erfolgten später bei den deutschen Landsknechten und im 30jährigen Krieg, aber der länderlose Heerführer Graf Mansfeld hat doch den Typus des Condottiere, wenn er auch, wie Wallenstein, der in mancher Beziehung sein Schüler war, neben dem Ehrgeiz und der Kriegslust ein politisches Prinzip hatte. Um so stärker war bei diesem ein anderes Laster des Condottierethums — die Habsucht — ausgebildet. Und noch ähnlicher ist in dieser Beziehung seine Armee den Miethstruppen des 15. Jahrhunderts, während wieder sein persönliches Schicksal, besonders sein Ende, viele Aehnlichkeit mit dem Carmagnola's hat, wie es schon Ranke flüchtig angedeutet hat. Wenn er aber (Geschichte Wallensteins, 3. Aufl., S. 37 ff.) sagt, daß das Unternehmen Wallensteins bei Aufstellung der Armee im Jahre 1625 viele große Neuerungen enthielt, so ist

[1]) Auf die Geistesverwandtschaft Napoleons mit dem Condottieri Carmagnola hat schon vor Taine Francesco de Sanctis in seinen 1872 gehaltenen Vorträgen über Manzoni hingewiesen. Vergl. dessen Scritti varii, herausgegeben von B. Croce, Neapel 1898.

Digitized by Google

doch wieder nicht zu vergessen, daß er in vielem nur dem Beispiele der Condottieri folgte. Später erhielt sich auch seine Armee nicht mehr auf eigene Kosten, denn die spanischen Subsidien bildeten ihre vornehmste Hülfsquelle.

Wenn Ranke das Finanziellgeschäftliche dieser Armee schildert: „Die Obersten bildeten zugleich eine Korporation von Staatsgläubigern, an deren Spitze der General stand, welcher die größten Auslagen gemacht hatte und als der Unternehmer, wenn wir den Ausdruck brauchen dürfen, der Impresario des Krieges erschien", so finden wir dies in voller Uebereinstimmung mit den Verhältnissen der Condottieri. Ebenso wie diese wurde Wallenstein nicht einfach zum Generalissimus vom Kaiser ernannt, sondern er schloß mit diesem einen Vertrag. Und in diesem finden wir neben manchen Verschiedenheiten auch sehr viele Uebereinstimmung mit dem zwei Jahrhunderte früher von Carmagnola mit der Republik Venedig geschlossenen Vertrag. Carmagnola erhielt die ausschließliche und meingeschränkte Gerichtsbarkeit über alle unter ihm stehenden Truppen und den Befehl über die ganze Landmacht der Republik. Sein Gehalt betrug 1000 Dukaten monatlich, die gemachte Beute, sowie alle Gefangenen sollten ihm gehören, nur höhere Offiziere des Feindes und fürstliche Personen, sowie Verräther und Rebellen hatte er gegen bestimmte Entschädigung der Regierung auszuliefern, wenn sie es innerhalb einer gewissen Zeit (15—40 Tagen) verlangte. Er war zwar verpflichtet, überall dahin zu marschiren, wo es nöthig war und die Regierung es verlangte, aber sonst war ihm in Bezug auf die Kriegführung und die Anwerbung von Mannschaft und Offizieren ziemlich freie Hand gelassen. Ueberhaupt nehmen die finanziellen Bedingungen einen viel größeren Raum im Vertrag ein als die militärischen. Der Vertrag wurde auf zwei, eventuell vier Jahre vom 1. April 1429 mit gegenseitiger zweimonatiger Kündigung geschlossen. Doch durften die Truppen noch sechs Monate nach dessen Lösung nicht gegen die Republik dienen.[1])

Auch in Wallensteins Bestallung vom Jahre 1625 finden wir die Klausel: „stellen wir zu seiner Liebden Discretion Quartier zu halten und auf Ranzion die Gefangenen loszulassen. Was aber vornehme Befehlshaber, fürstliche oder andere Herrenstandes als auch künstliche Ingenieur und Kriegserfahrene anlangt, solche sollten Sie nach Kriegsgebrauch ohne unsern Spezialbefehl nicht loslassen, sondern an Ort und End dahin Wir sie begehren werden mit guter Verfahrung liefern." Aehnlich dem Vertrag Carmagnola's sind auch manche Bestimmungen über Musterung und Kontrolirung des Präsenzstandes der Mannschaft.[2])

Bei der zweiten Anstellung Wallensteins bekam er die strategische Führung ganz in seine Hand. Für die Ernennung der Generale hatte er nur die Vorschläge zu machen, die Ernennung behielt der Kaiser sich vor, alle anderen Chargen hingen ganz von Wallenstein ab. Ebenso blieb ihm das Recht der Konfiskation und Begnadigung in den eroberten Provinzen.[3])

So sehen wir, daß die Armee Wallensteins ebenso gut wie die Carmagnola's in ihrem Verhältniß zum Staat etwas ganz anderes war als eine moderne Armee. Sie war eben die Verkörperung des Militarismus in seinem Gegensatz zu dem nach Gesetzen regierten Staat. Es standen sich, wie Goethe in seiner Kritik von Manzoni's „Carmagnola" sagt, zwei Denkweisen, wie sie Harnisch und Toga geziemen, gegenüber. Der theilweise latente Gegensatz mußte zum offenen Kampfe führen, sobald der Militarismus einen Schritt weiter that, egoistisch nur seinen eigenen Vortheil auf Kosten und zum Schaden des Staates wahrnahm oder seine Kompetenz überschreitend aus einem Werkzeug der Politik, was die Armee sein sollte, sich zum Herrn der Politik machen wollte.

Was kann nun die Zivilmacht dem gegenüber thun? Sie hat das Recht, den Verräther oder Rebellen vor Gericht zu stellen und zu bestrafen, aber es fehlt ihr die Macht dazu. Und so greift sie zur Waffe des Schwachen gegen den Starken, der List. In seinen theuersten Gütern, ja vielleicht in seiner Existenz bedroht, befindet sich der Staat im Staude der Nothwehr und setzt sich über die gewöhnlichen Formen des Rechts hinweg, lockt den gefährlich gewordenen Diener in die Falle oder läßt ihn ermorden.

In Manzoni's Drama erscheint Carmagnola als der hochsinnige, offenherzige, auf seine Unschuld vertrauende Krieger gegenüber den, wie de Sanctis sagt, verlogenen, ihrer Schwäche bewußten, zur List ihre Zuflucht nehmenden Spießbürgern, und ebenso meint Goethe, daß dem Miethhelden die höchst nöthige Verstellungskunst, scheinbares Nachgeben, zur rechten Zeit einnehmendes Betragen völlig abging, der vielmehr keinen Augenblick seinen heftigen, störrischen, eigenwilligen Charakter verleugnete, der aber auch seine hochsinnigen Pläne, das Streben nach Gütern und Gewalt, neben den Zwecken seines Miethherrn, wie jeder andere Condottiere haben mochte. Allein diese egoistischen Nebenzwecke, von denen aber bei Manzoni gar nicht die Rede ist, vertragen sich nicht mit dem geraden, der Verstellungskunst entbehrenden Charakter. Ja man könnte eher sagen, daß Treulosigkeit und Unehrlichkeit zum Handwerk des Condottiere gehörten. Und noch weniger Offenherzigkeit und Geradheit wird man bei Wallenstein finden. Um so eher war auch der Staat berechtigt, sich der Waffe der List und der Heimlichkeit zu bedienen, welche die Condottieri noch neben ihrer Macht gegen ihn gebrauchten. Hätte die Republik Mailand 16 Jahre nach Carmagnola's Hinrichtung ihren Condottiere Francesco Sforza, der sie an Venedig verrieth, rechtzeitig unschädlich zu machen gewußt, so hätte sie wahrscheinlich ihre Unabhängigkeit nicht verloren, Sforza wäre nicht Herzog von Mailand geworden. Hier liegt der Verrath klar am Tage, weil er ausgeführt wurde. Bei Carmagnola und Wallenstein spitzt sich die Frage darauf zu, ob sie verrathen wollten, den Verrath vorbereiteten und und ob die Regierungen, die sie mit dem Tode bestraften, wirklich Schuldige trafen.

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt kein Charakterbild in der Geschichte,

heißt es im Prolog zur ersten Aufführung von „Wallensteins Lager". Seitdem ist ein Jahrhundert verflossen und sein Charakterbild ist noch immer nicht fixirt. Große, gewaltige Ereignisse sind seitdem vorübergegangen, die, der Zeitgenossen ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmend, das Interesse am Friedländer zeitweilig in den Hintergrund drängten. Aber wie ein abgeschiedener Geist, der keine Ruhe im Grabe gefunden, erscheint der Ermordete von Eger immer wieder, und noch ist die Frage nicht beantwortet: Ist das Gespenst ein verdammter Sünder oder ein Unschuldiger, der Rache für seinen Mord heischt?

Neben dem Forschungstrieb des Historikers und des Eifers des Parteigeistes ist es das psychologische Rätsel, welches das Interesse an Wallenstein rege hält, denn schon in der ersten bald nach seinem Tode erschienenen Anklageschrift — Friedlandi perduellionis chaos — wird auf seine absonderliche Geistesart angespielt, und M. J. Schmidt, von dessen Geschichte der Deutschen der den 30jährigen Krieg behandelnde Theil einige Jahre vor Schillers Wallenstein erschien, sagt in Bezug hierauf schon ganz wie

[1]) Der Vertrag ist abgedruckt im dritten Bande von Ercole Ricotti's Storia delle compagnie di ventura in Italia, Turin 1845.

[2]) Vergl. Anton Gindely, Waldstein während seines ersten Generalats. Prag und Leipzig 1886, II, 391.

[3]) Ranke a. a. O. S. 236—239.

Lombroso, „daß die Grenzlinien zwischen Genie und Narrheit oft sehr nahe aneinander liegen“. Stände er jetzt vor einem Gerichtshof, so würde ein moderner Advokat vielleicht beschränkte Zurechnungsfähigkeit oder „erbliche Belastung“ als mildernde Umstände anführen. Ja in der enorm umfangreichen Wallenstein-Literatur, von der schon vor mehreren Jahren eine Bibliographie erschienen ist, findet sich vielleicht auch schon eine Schrift über sein „Pathologisches“.

Daß aber diese Literatur, sowie die über Maria Stuart so ungeheuer angewachsen ist, das haben zum Theil auch die Tragödien Schillers verursacht. Nicht bloß „was sich nie und nirgends hat begeben“, veraltet nie, auch das Geschehene bleibt ewig jung, wenn die Phantasie es mit ihrem Zauberstabe berührt hat.

So können wir jetzt die ganze Lebensgeschichte Wallensteins, sowie was in Bezug darauf noch strittig ist, als dem Leser bekannt voraussetzen und wenden uns gleich zu der viel weniger bekannten Carmagnola's, um beide miteinander, sowie mit ihren Dramatisirungen zu vergleichen. Neben der reichen Wallenstein-Literatur erscheint die über den Feldherrn der Venetianer ziemlich arm; denn wenn auch in Werken über italienische Geschichte im allgemeinen, über Condottieri und Kriegswesen oft von ihm die Rede ist, so besitzen wir über ihn doch nur ein gründliches Spezialwerk, Antonio Battistella's Il conte Carmagnola (Genua 1889), das beim kgl. Institut für Wissenschaft, Literatur und Künste in Genua den ausgeschriebenen Preis gewonnen hat.

Zur Geschichte der Tonmalerei.

Die Musikwissenschaft ist so jung, daß sie von ihren Spezialisten noch nicht als eigene Domäne angesehen werden kann, sondern sich noch gern die Thätigkeit von Gelehrten aus anderem Gebiete in dem ihrigen gefallen läßt, namentlich wenn ein so geistvoller Mann wie der Münchener Altphilologe Ed. v. Woelfflin auftritt, welcher auch der Musik ernste Kenntnisse, warmes Verständniß und feinstes Gefühl entgegenbringt. In den Sitzungsberichten der bayerischen Akademie 1897/II und 1898/II, 2 entwickelt der gelehrte klassische Philologe Ideen zur Programmmusik und zur Geschichte der Tonmalerei, denen das Folgende entnommen ist. — Die Zeit Haydns, Mozarts und Beethovens und der geistesverwandten Schubert und Brahms war die der absoluten Musik, da die Instrumentalmusik nur Musik machen wollte, und eine Inhaltsbezeichnung ausgeschlossen war. Während unsre Klassiker schöne Gedanken in schöner Form bieten wollten, welche gar nicht den Anspruch darauf machten, etwas zu bedeuten, wollen die Neueren bestimmte Vorgänge oder Zustände in möglichst charakteristischer Weise wiedergeben, und da diese nicht immer verstanden werden, bedarf es des Wegweisers vermittelst des Titels und manchmal ausführlicher erklärender Programme; so gibt ja auch der Maler seinem Werke einen Titel. Etwas ganz anderes als Programmmusik ist die Tonmalerei. Diese soll, als das Mittel der Programmmusik, die musikalische Wiedergabe des sinnlich Wahrnehmbaren sein. Natürlich handelt es sich zunächst um die Tonmalerei des Hörbaren. Man kann darüber streiten, ob auch das durch den Geruchsinn Wahrnehmbare musikalisch darzustellen ist. Rheinberger leugnet z. B., in Heyse's „Thal des Espingo“ den Duft der Rosen und Narzissen musikalisch wiedergegeben zu haben, obwohl man es behauptet. Den Duft des Manzanillobaumes in der „Afrikanerin“ können die Harfen nicht schildern, aber der Zuschauer kann doch die Empfindungen verstehen, wenn Geberde und Mienenspiel der Sängerin helfen. Wengartner aber hatte ernstlich daran gedacht, die Wirkung des „in ein Meer rosiger Blüthen getauchten Baumes“, der aus dem Orchesterzwischenspiel seiner Oper „Malawika“ herausgewachsen ist, durch einen verbreiteten seinen Duft zu heben. — Was die Wahrnehmung des Sichtbaren in Tönen betrifft, so läßt Liszt in seinem „Christus“ den hoch und fest stehenden Abendstern in einem hohen Cis sehen, das fortdauert, solange die heiligen drei Könige singen. Und die stillstehende Sonne im „Josua“ bezeichnet schon der langgehaltene Trompetenton Händels. — Aber eigentlich sollte doch die Tonmalerei nur das Hörbare nachbilden. Doch lassen sich die Geräusche oder die nach Höhe und Tiefe bestimmbaren Klänge, welche uns der Mensch oder die Natur entgegenbringt, nicht direkt übertragen, sondern sie müssen zuerst in Instrumentaltöne umgesetzt werden — und darin besteht die Kunst, die mit rein instrumentalen Mitteln die Aufgabe oft schwer lösen kann. Denn die Tonmalerei muß z. B. Lachen in allen Nuancen und Formen, Kichern, volles und höhnisches Lachen, sie muß die Stimmen der Vögel nachahmen, die doch nicht nach Noten und nicht nach dem wohltemperirten Klavier singen, und die noch Vierteltöne haben, welche den Musiker in große Verlegenheit setzen; sie schildert Peitschenknall und der Guillotine Fall (in Litolffs „Robespierre“).

Von der Zeit der absoluten Musik Haydns, Mozarts und Beethovens aber ist kein Sprung bis zur Gegenwart, wo Huber die Au nach Böcklin lachen, Strauß Zarathustra sprechen und Till Eulenspiegel lustige Streiche machen läßt. Wir mögen für die Symphonie Uebergänge in der Eroica, in Mendelssohns italienischer und schottischer Symphonie, in Rubinsteins Ocean- und Raffs Waldsymphonie sehen. Eine Vorläuferin ist auch die Opernouvertüre ohne darauffolgende Oper: Jubelouvertüre, Hebriden, alle „Faust“-Ouvertüren. Ja auch Beethovens Streichquartette opus 132 und 135 haben „Gedanken“-bezeichnungen; Mozarts vergessene Zwischenaktsmusik zu „Thamos König von Aegypten“ gehört hierher. Bereits Bachs Vorgänger im Amt, Joh. Kuhnau, schrieb biblische Geschichten in Sonatenform, und Bach selbst eine Sonate „Sopra la Lontananza del suo fratello dilettissimo“. Von Dietrich Buxtehude (1637 bis 1707) kennen wir schon Programmmusik. Poesie, Malerei und Musik gehen ineinander über in Dittersdorfs zwölf Ovid-Symphonien (nach den Metamorphosen); und Spohrs „Weihe der Töne“ ist nach einem Gedicht der Birch-Pfeiffer konzipirt. Die Programmmusik ist daher keine neue Errungenschaft.

Bis jetzt ist die Tonmalerei, die das Mittel ist, den bestimmten Inhalt der „Programmmusik“ zum Ausdruck zu bringen, nur vom musikalisch-ästhetischen Gesichtspunkt aus behandelt worden. Woelfflin macht den ersten Versuch, sie historisch zu verfolgen, und zwar am Gegenstand der Tonmalerei. Zuerst behandelte er „Sturm und Gewitter“ von den französischen Opern Sully's und Rameau's bis zur „Walküre“ und Straußens „Wanderers Sturmlied“. Welch feine Beobachtungen sind in diesem Kapitel z. B. folgende: Woelfflin hört in Brahms' Requiem Satz 2: „Siehe der Ackermann ist geduldig, bis er empfahe den Morgenregen und Abendregen“ den wohlthuenden Landregen in den Staccatos mit gebrochenen Accorden. Er sieht seit Mozarts „Idomeneo“ den Sturm aus der Dur-Tonart in die Moll-Tonart wandern. — Dann verfolgt der gelehrte Musikfreund die Tonmalerei der Vogelstimmen von dem Geiger Farina im 17. Jahrhundert über Papageno zu Siegfried und Vogel als Prophet, und verknüpft damit interessante ornithologische Bemerkungen, die er sich bei Autoritäten der Vogelkunde verschafft hat. Es ist interessant zu hören, daß das „col legno“, mit dem die Flügelbewegung aufflatternder Vögel im „Barbier von Bagdad“ dem Gehör wahrnehmbar gemacht werden soll, erst nach Cornelius' Tode eingefügt wurde und nicht in des großen Meisters Original-

Digitized by Google

partitur steht. — Endlich wandert die Nachbildung der Glockentöne von der t477 gegossenen großen Erfurter Glocke bis zu dem Zwölf-Uhr-Schlag in Humperdincks „Königskindern", der die feinsten akustischen Beobachtungen beweist.

Das Resultat der Untersuchungen ist, daß die neueren Komponisten sehr viel für musikalisch darstellbar halten, während sich die älteren auf sehr enge Gebiete beschränkt haben. Um gewisse Grenzen zu bestimmen, hat Woelfflin den Satz aufgestellt, daß — von dem anderen abgesehen — alles dann musikalisch ausgedrückt werden könne, sobald es sich in Bewegung umsetzen läßt, weil eben der Tonkünstler den Rhythmus zur Verfügung hat. Beispielsweise könne man den Tod als Sensenmann darstellen, aber nicht als Knochengerippe wie der Maler (ich bemerke, damit man nicht etwa meint, die danse macabre gehöre hieher, daß diese Todte tanzen läßt, aber nicht den Tod darstellt). Wenn der Komponist den Sensenmann in Tönen schildert, so führt er den Takt des Schnitters, und das habe Brahms wohl in dem unvergleichlichen zweiten Satz seines deutschen Requiems gethan. Das Ausholen des Schnitters ist der Auftakt, während der Schnitt selbst die zwei ersten Takttheile des Dreivierteltakts füllt; nahegelegt wird dem Hörer diese Auffassung, weil die Textworte das Fleisch mit dem Grase vergleichen und des Schnitters gedenken. (Es heißt allerdings weiter: „Das Gras ist verdorret.") Woelfflin fügt hinzu: „Leider ist mir keine bestimmte Angabe bekannt, daß es der Komponist selbst so verstanden, wenn ich auch an der Deutung kaum zweifle; aber Freunde und Zeitgenossen könnten so etwas doch gehört haben, und darum verlohnt es sich der Mühe, das biographische Material für unsern Zweck heranzuziehen." — Ich glaube nicht, daß Brahms je einen Hinweis für diese geistvolle Deutung als Schnitterbewegung gegeben hat; vielmehr mag diese Rhythmus aus des Meisters tiefem Gefühl absichtslos geflossen sein.

Ich möchte nicht noch mehr in die Einzelheiten der trefflichen Abhandlungen eingehen: man lese sie, gar vieles können die Freunde der Musik aus ihnen lernen; denn viel Neues aus mündlichen Mittheilungen und unveröffentlichten Quellen erzählt der geistvolle Philologe z. B. über Schumanns B-dur-Symphonie, anfänglich von ihm als Frühlingssymphonie gedacht und in der ersten, im Besitze Hermann Levi's befindlichen Niederschrift, vielfach so überschrieben, u. a. m. Da aber die vornehme Exklusivität der Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und der historischen Klasse der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften nicht für ein größeres Publikum veröffentlicht, so läge ein Separatabdruck der Woelfflin'schen Abhandlungen im Interesse aller Verehrer der schönen Kunst. M.

Ein neuentdecktes Fresko des Andrea del Castagno.

In der dritten Kapelle des linken Seitenschiffs der Santissima Annunziata in Florenz stand bis vor kurzem über dem Altar eine riesengroße Leinwand von Bronzino, mit den Schrecken des jüngsten Gerichts bemalt. Hinter diesem Bilde verbarg sich ein Fresko des Andrea del Castagno, eines der großen Vorläufer der Frührenaissance (t390 bis 1457). Vasari hatte es vor t550 noch gesehen, denn erst in der zweiten Ausgabe seiner Vite 1568 sagt er: „Ma questa pittura, essendovi stata posta sopra dalla famiglia dei Montaguti una tavola, non si può più vedere." Das Verdienst, diese Stelle des Vasari in ihrer praktischen Bedeutung richtig erfaßt und die Kapelle der Montaguti herausgefunden zu haben, gebührt Hrn. Prof. Dr. Heinrich Brockhaus, dem Leiter des seit 1½ Jahren eröffneten kunsthistorischen Instituts in Florenz. Durch das verständnißvolle und bereitwillige Entgegenkommen der weltlichen und kirchlichen Behörden gelang es sodann Hrn. v. Marcuard, dem florentinischen Mitglied der Kommission für das Institut, die Erlaubniß zur Entfernung des Bronzino zu erwirken.

Am 3. Juni 1899, 2½ Uhr nachmittags glückte es, nach angestrengter Arbeit das Bild von der Stelle zu rücken und abzunehmen und richtig: aus dreihundertjährigem Schlummer war Castagno's Fresko wieder erwacht, zur freudigen Ueberraschung einer kleinen Zahl anwesender Kunstfreunde.

Das Fresko stimmt völlig mit Vasari's Beschreibung überein: in der Mitte unten steht der hl. Hieronymus, den Kopf mit den gelblichen asketischen Zügen voll Ergriffenheit emporgerichtet und die linke Hand staunend erhoben über das Wunder der Dreieinigkeit hoch oben in den Wolken. Rechts und links stehen zwei weibliche Gestalten, massige Mantelfiguren, deren Gesichter nur in scharfüberschnittenem Profil sichtbar werden, das Motiv des Staunens gleichsam in dumpfem Echo wiederholend. Die Dreieinigkeit ist, wie Vasari mit seinem unvergleichlichen künstlerischen Verständniß richtig hervorhebt, ein Meisterstück der Perspektive: Gott Vater, von einem rothen Mantel umfluthet, hält mit ausgebreiteten Armen, halb auferlegend, halb stützend Christus am Kreuz; die Taube des heiligen Geistes schwebt über dem Haupt des Erlösers, der, aus einem Kranze rother Engelsköpfe aus der Tiefe auftauchend, in starker Verkürzung mit vorwärts geneigtem Oberkörper und Kopf sichtbar wird. Massaccio's Trinità in Santa Maria Novella ist Castagno's unverkennbares Vorbild; aber die plastisch reliefmäßige Komposition hat Andrea in ein malerisches Raumbild weiter zu entwickeln versucht. Man muß bewundern, wie es dabei Castagno durch seine ursprüngliche monumentale Kraft gelingt, neben der virtuosen Bewältigung eines perspektivischen Problems dem Ganzen die Stimmung tiefer religiöser Ernsthaftigkeit mitzutheilen.

Die Farben haben sich relativ gut erhalten, nur das Blau ist erheblich nachgedunkelt. Die monumentale Größe des Abendmahls in Sant' Appollonia, dem berühmten Werke des Castagno, erreicht das Fresko in der Annunziata nicht, wohl aber gibt es von der späteren Entwicklungsperiode des Meisters ein vortreffliches Beispiel. Das kunsthistorische Institut darf man zu dieser Entdeckung (im eigentlichen Sinn des Wortes) beglückwünschen; möge es sich noch öfters mit den Florentinern in der Erfüllung ihrer schönsten Pflicht zusammenfinden, die große Vergangenheit zu neuem Leben zu erwecken. A. W.

Mittheilungen und Nachrichten.

R. E. **Willensfreiheit und sittliche Verantwortlichkeit.** Eine sozial-psychologische Untersuchung von Friedrich Wilhelm Foerster, Berlin 1898. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (54 S.). — Eine kleine, aber klare und ziemlich tief in das Problem der Willensfreiheit eindringende Schrift. Verfasser bemerkt, das Problem der Willensfreiheit sei entstanden aus "dem Zusammenstoß des naturwissenschaftlichen Causalitätsgedankens und des religiösen Determinismus mit den praktischen Bedürfnissen der Gesellschaft (5). Es handelt sich dabei eigentlich um die Frage: „Liegt der letzte Grund aller Willenshandlungen im Menschen oder außerhalb des Menschen — und wenn unser Wollen das Produkt einer Gesammtheit von Bedingungen ist, über welche wir nur zum geringsten Theile Macht haben: mit welchem Rechte wird es dann doch so beurtheilt, als liege seine zureichende Ursache allein in einer persönlichen Entscheidung unsres gegenwärtigen Menschen, während doch die ganze Weltgeschichte und die ganze Natur hätte anders sein müssen, wenn diesem Menschen in diesem Augenblick ein anderer Entschluß entsprungen wäre?" Das Problem der Willensfreiheit sollte

eigentlich als das Problem der ethischen Zurechnung bezeichnet werden (10). Im Hinblick auf dasselbe und natürlich auch auf die positiven Thatsachen lehnt Foerster den Indeterminismus ab; wir können zu gleicher Zeit nicht Entgegengesetztes wollen, nur wünschen. Wir konnten auch nicht anders handeln. Der Satz: ich hätte anders handeln können, sagt nur, „daß die Menschenseele mit ihrem Ueberblick über die denkbar verschiedensten Möglichkeiten der Verkettung von Handlung und innerer Verfassung, mit ihrer Beobachtung des Widerstreits im eigenen Innern in der Vorstellung dasjenige Moment ergänzt, was unter den psychischen Kräften gefehlt hat, um den nachträglich gewünschten Erfolg hervorzubringen. Wir sind uns nach der Handlung meist sehr klar bewußt, welche Ursache hätte wirksam sein müssen, um eine andere Handlung erscheinen zu lassen — der beste Beweis dafür, daß wir unbewußt doch mit der Determination unsres Wollens rechnen“ (29). Weil die Ursachen unsrer ganzen Willensbildung nicht ins Selbstbewußtsein fallen, indem sie diesem vorangehen, glauben wir ursachlos zu handeln, je mehr dagegen eine Handlung motivirt ist, d. h. je mehr sie mit der Zustimmung des Bewußtseins erfolgt und durch psychische Mächte bedingt ist, um so intensiver ist im Bewußtsein das eigentliche Gefühl der Freiheit, der Unabhängigkeit von jedem Zwange. Die Motive bilden hier den Inhalt des Ich selbst, sind mit ihm eins. Wäre aber der Wille indeterminirt, so hätte das ganze Erziehungswerk keinen Werth, denn nichts vermöchte ja den Willen zu beeinflussen; auch wüßte Niemand, was er von einem bestimmten Menschen für Handlungen zu erwarten hat. Andrerseits läßt der Fatalismus das Faktum außer acht, daß nicht nur wir unter dem Kausalgesetz stehen, sondern auch das Kausalgesetz unter uns, daß es uns dient. Die Vorherbestimmung, an die der Fatalist glaubt, ist nichts als seine Erdichtung, denn keiner weiß im voraus, wozu er bestimmt ist (34). Der Deterministmus ist also eine richtige Ansicht. Mit der Verantwortlichkeit wird er dadurch vereinbart, daß man beachtet, wie die Gesellschaft gar nicht nach den Werdebedingungen eines Individuums fragt, sondern einfach feststellt, ob die Lebensäußerungen desselben sozial wohlthätig oder gemeingefährlich wirken. Die Gesellschaft gibt, indem sie das Individuum moralisch verurtheilt, nur einer Reaktion ihres Lebensgefühls gegenüber dem störenden Einfluß Ausdruck. Wenn sie sagt: du hättest anders handeln sollen, so sagt sie damit nicht: du konntest anders handeln, sondern nur: es gibt hier eine Möglichkeit der Uebereinstimmung des Einzellebens mit dem Gesammtleben. Damit determinirt aber die Gesellschaft ihre Mitglieder im Sinne der sozial wohlthätigen Willensrichtung. Von Wichtigkeit ist dabei, daß der Gesammtwille dem Einzelwillen nicht als ein Fremdes gegenübertritt, sondern das Sollen ist ein Wollen jedes Individuums als Gliedes einer überindividuellen Lebensgemeinschaft. Die Idee der Verantwortlichkeit faßt so im Individuum Wurzel und bildet seinen Willen. Dadurch wird es auch von der Sklaverei körperlicher Abhängigkeiten, sinnlicher Motive befreit, es erhält Kraftzuschüsse zur Ausbildung der Persönlichkeit, kurz: die sittliche Freiheit. Die Handlungen der Menschen werden frei, sie werden das Ergebniß dauernder, daß ganze Leben umfassender Gedanken, nicht mehr der ungehemmte Ausdruck flüchtiger Reize. Für die Strafrechtslehre ergibt sich aus obigem die Folgerung, daß, da die gesellschaftsfeindliche Willensrichtung auf einer mangelnden Intensität des sozialen Willens im Individuum beruht, diesem auch mit solchen Gegenwirkungen zu begegnen ist, welche ihm einen Zuschuß an innerer Kraft gegenüber den Auswucherungen seines Trieblebens geben, und dazu gehört eben auch, daß das Individuum verantwortlich gemacht werde, weil es gerade diese volle Zurechnung seitens der Gesellschaft ist, welche ein inneres Motiv für den Einzelnen ist, sich im Sinne der Herrschaft des sozialen über den individuellen Willen zu determiniren.

Die Meteorologie der Sonne und das Wetter im Jahre 1888, zugleich Wetterprognose für das Jahr 1899. Von Prof. A. W. Zenger, k. k. Hofrath. Peng 1899. Selbstverlag (XII und 82 S. 8°. Mit einer lithographirten Tafel). In Kommission bei Fr. Rivnáč. — Bereits im vergangenen Jahre wurde in dieser Beilage (Jahrg. 1898, Nr. 131) das „elektrodynamische Weltsystem“ des Verfassers sammt den aus diesem System gezogenen seitsamen Schlußfolgerungen und Nutzanwendungen kurz besprochen. Das damals Gesagte zu wiederholen, liegt keine Veranlassung vor, wohl aber sei es gestattet, einigen recht sonderbaren neuen Ergebnissen des Verfassers ein paar Worte zu widmen. Zur Orientirung sei zunächst daran erinnert, daß Hr. Zenger die Sonne als einen mächtigen Elektromagneten mit positivem und negativem Pol betrachtet, der durch seine eigene Umdrehung die Erde und alle übrigen Glieder unsres Sonnensystems nicht nur in Rotation versetzt, sondern sie auch zum Kreislauf um die Sonne zwingt. Die Umdrehungsdauer der Sonne nimmt der Verfasser zu 25.2 Tagen an, so daß nach je 12.6 Tagen ein „Sonnenpol“ mit einem bestimmten Erdmeridian zusammenfällt. In Wirklichkeit wird aber nach 12.6 Tagen ein „Sonnenpol“ zwar mit dem gleichen Fixstern, nicht aber mit einem bestimmten Meridian der Erde oder irgend eines anderen Planeten zusammenfallen, weil diese in ihrer Bahn um die Sonne inzwischen beträchtlich fortgerückt sind; bei der Erde beträgt der Unterschied für die halbe Sonnenumdrehung rund einen Tag. Man sieht gleichzeitig, daß von einem für alle Planeten und Kometen gleichmäßig gültigen Werthe der oben definirten Zeitdauer unter gar keinen Umständen die Rede sein kann und daß daher schon aus diesem Grunde — von anderen, nicht minder gewichtigen, ganz zu schweigen — des Verfassers „Theorie“, nach der die Umlaufszeiten aller Glieder unsres Sonnensystems ganze Vielfache der siderischen Halbrotationsdauer der Sonne sein sollen, sich als darer Unsinn erweist. Eine schöne Leistung des Verfassers ist folgende: er findet u. a., daß die Umlaufszeit des Planeten Merkur um die Sonne 7, der Venus 18, der Erde 29 und des im vorigen Jahre von Hrn. Witt in Berlin entdeckten (fehr) kleinen Planeten Eros 51 Perioden der bezeichneten Länge entspricht. Da der Unterschied zwischen den Umlaufszeiten der ersten drei Planeten je 11 Perioden, jener zwischen Erde und Eros aber 22 Perioden beträgt, kommt der Verfasser zu der unglaublichen Annahme, daß zwischen den beiden letzteren Himmelskörpern noch ein weiterer Planet existiren müsse, dessen Umlaufszeit $40 \times 12.6 = 504$ Tage, beträgt! Daß die Reihe, auf welche er diesen überraschenden Schluß gründete, schon für den nächsten Planeten Mars (Umlaufszeit = 55 Perioden) vollständig versagt, scheint Hrn. Zenger nicht weiter zu irritiren. — Die Annäherung der „Sonnenpole“ an die Erde erzeugt nun, wie der Verfasser weiterhin annimmt, infolge von Induktion nicht nur elektrische und magnetische Störungen, sondern sie verursacht in gleicher Weise auch periodische Witterungsschwankungen. Den gleichen Einfluß räumt der Verfasser der „nahezu zehnjährigen Periodizität der Sonnenthätigkeit“ ein (in Wirklichkeit fand R. Wolf in Zürich aus den Sonnenfleckenbeobachtungen die Dauer der fraglichen Periode zu 11.1 Jahren); er geht hier so weit, daß er direkt den gesammten Witterungsverlauf innerhalb eines Kalenderjahres nach zehn Jahren sich einfach wiederholen läßt. Um für das gegenwärtige Jahr eine Wetterprognose zu erhalten, hat er dementsprechend die Witterungserscheinungen des Jahres 1889 — in der Hauptsache für seinen Wohnort Prag — zusammengestellt; alles, was im letztgenannten Jahr sich ereignete (Brand- und andere Unglücksfälle eingeschlossen), muß nach seiner Meinung heuer in naher zeitlicher und örtlicher Uebereinstimmung wieder eintreten. Insbesondere müssen „Cyklone, cyklonale Gewitterstürme, große Wasserfluthen, magnetische Störungen, große Erdbeben und vulkanische Eruptionen“ nach des Verfassers „Theorie“ in zehnjährigem Cyklus ganz so wie die Sonnen- und Mondfinsternisse innerhalb des 18jährigen Saros-Cyklus wiederkehren. „Eine weitere werthvolle Kontrole der auf beide Periodizitäten basirten Wetterprognose,“ so sagt der Verfasser weiterhin, „bietet uns die ‚Photographie des Unsichtbaren‘ dar. Mit Platten, überzogen mit fluoreszirender und phosphoreszirender Collodiumemulsion, erhält man im Focus eines gut zeichnenden, lichtstarke Bilder liefernden photographischen Objektivs Sonnenbilder, welche von eigenthümlichen grauweißen bis schneeweißen, scharf begrenzten, kreisförmigen, elliptischen bis parabolischen Zonen zu Zeiten heftiger atmosphärischer Störungen, magnetischer und elektrischer Störungserscheinungen, Erdbeben und vulkanischen

Digitized by Google

Eruptionen umgeben sind, sonst zeigt sich nichts derartiges um die Sonne, die dann im Negativ als schwarzes, scharf begrenztes Scheibchen erscheint." Eine Serie von solchen Sonnenphotographien mit den abenteuerlichsten Gebilden, u. a. mit großen Schlagschatten der Sonne, hat der Verfasser auf der seinem Buche beigegebenen lithographirten Tafel abgebildet; er betrachtet die oben beschriebenen „Zapfen" als „Bilder des Durchschnitts der zwischen der Sonne und uns passirenden Cyklonen" (!), in Wirklichkeit sind diese Trugbilder, denn um etwas anderes kann es sich doch wohl nicht handeln, vermuthlich durch Fehler des benutzten Instruments entstanden. K. Oertel.

tt. **Der Herr Stationschef.** Roman von Karl v. Heigel. Stuttgart, J. Engelhorn. — Nebhahn in Fieldings Tom Jones übt in der Art der Leute Kritik, denen die Empfänglichkeit für die Größe der Einfachheit, das Verständniß für die ganz Natur gewordene Kunst abgeht. Man kann die hübsche Stelle im siebenten Stück der Hamburgischen Dramaturgie nachlesen. Uns wurde sie durch so manche Aeußerung ins Gedächtniß gerufen, die wir über das neue Buch Heigels zu hören Gelegenheit hatten. „Das ist so eine ganz gewöhnliche Geschichte, wie sie tausendmal vorkommt und sie ist auch nicht einmal sehr schön geschrieben." Zugegeben, eine ganz gewöhnliche Geschichte, Personen, wie wie sie im Leben häufig sehen mögen, ohne uns besonders für sie zu interessiren, und auch gar kein Aufwand an tiefsinnigen Betrachtungen und feinen Bemerkungen. Und dennoch ein vortreffliches Buch, das gerade in der Einfachheit der angewandten Mittel mächtig wirkt und in der Technik mustergültig genannt werden kann.

Er, sie und der Dritte — auf dies Grundmotiv lassen sich von den Romanen der letzten Jahrzehnte die meisten zurückführen. Auch in dem Roman „Der Herr Stationschef" sehen wir eine jener Ehen, wie es ihrer wohl so viele gibt, wo die Gatten nebeneinander leben, aber ein innerer Zusammenhang nicht mehr besteht. Da ist dann die rechte Zeit für den Dritten. Aber Emma ist eine brave Frau und will es bleiben. „Sie ist in jeder Hinsicht brav. Und weißt du, wenn ein Arzt eine Frau lobt, muß sie was Außerordentliches sein!", heißt es gleich zu Anfang des Buches von ihr. Sie hatte vor 15 Jahren den schönen, gewandten, lustigen Max Tiefenbrunner dem bescheidenen unweltläufigen Karl Hetzenecker vorgezogen und hatte dann gar bald erkannt, wie sie sich in ihrer Wahl getäuscht. Aber es war ihr klar, daß sie auch die Folgen tragen müsse. Die feurigen Gedichte, mit denen sie als junge Schönheit angesungen worden und als deren Verfasser ein Zufall den schüchternen Hetzenecker entdeckt hatte, waren von ihr verwahrt worden und in mancher trüben Stunde wurden sie zu süßschmerzlicher Tröstung gelesen. Da nun Hetzenecker sie nach Jahren wieder sieht, flammt die alte Liebe neu in ihm auf, und nun kämpft er mit sich, bis er sich darüber klar wird, daß er zu ihrem und zu seinem Glück sie ganz erringen muß. Nicht zu einem lichtscheuen Verhältniß, das ihrer Beider unwürdig wäre, sondern nach Lösung der Ehe, die ihr eine Kette ist für's ganze Leben an seiner Seite. Aber erst nach neuen häßlichen und verächtlichen Zügen ihres Gatten entschließt sie sich, für immer von ihm zu gehen und wird dann wieder wankend, da sie in dem Augenblick einer dem Kinde drohenden Gefahr zu der Erkenntniß kommt, daß sie ihr Kind nie, niemals verlassen kann und lieber alles ertragen und erdulden will. Und dann geht sie doch, von dem Gatten den Sohn mitnehmend, den sie zum braven Mann erziehen will und wird. Hetzenecker ist beim Ausbruch des Wilddochs verunglückt. Wäre er am Leben geblieben, dann hätte sie ihm ihr Wort wiedergeben können, dem Todten fühlt sie sich unlöslich verbunden.

In der knappen Darstellung weiß Heigel uns die Menschen und die Situationen lebendig vorzuführen. Gleich die ersten Worte, die wir von dem Hrn. Stationschef Tiefenbrunner erfahren, bringen uns volle Klarheit über die Hohlheit und Brutalität des leichtfertigen Genußmenschen. Sehr charakteristisch ist es, wie er seiner Frau, die das schwächliche Kind, das einzige der Ehe, hingebend pflegt, sämmtlich Vorwürfe darüber macht, daß der Knabe immer nicht recht gesund werden will. Max Tiefenbrunner, im Dienste nach oben katzbuckelnd, nach unten müreisch, ist in den Erholungsstunden, die er in der Kneipe zubringt, gewöhnlich sehr fidel, zu Hause brummig und von allem nörgelnd, ein wahrer Hustyrann. Frau Emma, eine rührend sympathische Erscheinung, eine jener stillen Dulderinnen, wie sie in so manchen Ehen zu finden sind, wird erst durch die Wiederbegegnung mit dem edel gearteten Karl Hetzenecker und die Wahrnehmung, wie treu und standhaft dieser in seiner Verehrung geblieben ist, zu Vergleichen und zu der Erkenntniß gebracht, wie Schweres sie zu ertragen hatte. In der Gesellschaft der klatschsüchtigen Honoratiorendamen, mit denen sich auch einmal ein freies Wort reden läßt, fühlt sich Tiefenbrunner viel wohler, als bei den Gesprächen über ideale Dinge, die seine Frau mit dem ernsten Freunde führt. Jene Damen aber hegen gegen Emma den instinktiven Haß, der von dem Gefühl ausgeht, daß sie besser ist als sie. Ihre boshaften Anspielungen bleiben nicht ohne Wirkung auf Tiefenbrunner, aber es ist nicht Eifersucht, was in ihm erregt wird, denn eigentliche Liebe empfindet er schon lange nicht mehr für seine Frau, sondern nur das Gefühl verletzter Eitelkeit, eine Art von Kränkung darüber, daß ein Anderer es wagen sollte, sein Eigenthum anzutasten. In der Darstellung ist das Leben getreu wiedergegeben, die Personen reden kein Buchdeutsch und die Handlung vollzieht sich in straffer, dramatischer Lebendigkeit, ohne überflüssiges Beiwerk und ohne daß wir die Hauptpersonen während des ganzen Verlaufes aus dem Auge verlieren.

Das deutsche Soldatenstück des 18. Jahrhunderts seit Lessings „Minna von Barnhelm". Von Karl Hayo v. Stockmayer. (Literarhistorische Forschungen. Herausgegeben von Dr. Joseph Schick, a. ö. Professor an der Universität München, und Dr. M. Frhr. v. Waldberg, a. a. Professor an der Universität Heidelberg. X. Heft.) Weimar, Verlag von Emil Felber 1898. — Die Einwirkungen „Minna von Barnhelms" auf die dramatische Produktion des nächsten Vierteljahrhunderts zeigen sich einerseits in der Pflege des militärischen Schauspiels, in dem bunte Scenen aus dem Soldatenleben, spannende Konflikte zwischen Dienst- und Privatrücksichten geboten und exemplarische Standesvertreter auf die Bretter gestellt wurden, andrerseits bei solchen Dramen, die sich auf den Kreis des häuslichen Lebens und der täglichen Erfahrung beschränkten. Die vorliegende Monographie stellt sich einmal die Aufgabe, die von dem Lessingschen Stücke ausgegangenen Anregungen im allgemeinen zu skizziren, d. h. ihren von Goethe gerühmten spezifisch temporären Gehalt in der dramatischen Dichtung der Zeit zu verfolgen. Hauptsächlich werden hier die von Lessing zunächst inspirirten Dichter, wie Brandes, Stephanie der Jüngere und Johann Jakob Engel, und ihre Nachahmer berücksichtigt und Verwandtschaft und Abhängigkeit der einzelnen Schriftsteller untersucht. Dann wird die unmittelbare Einwirkung der „Minna" auf das zeitgenössische Drama gekennzeichnet, indem Lessing'sches Eigenthum in den Schauspielen der nächsten Jahrzehnte nachgewiesen und die Umbildung und verschiedenartige Verwendung einzelner Motive ins Auge gefaßt wird. Als zeitliche Grenze wird im großen Ganzen das Zeitalter Friedrichs des Großen festgehalten. Die kleine Schrift ist wohl geeignet, eine gute Uebersicht des Stoffes zu geben, wenn auch betont werden muß, daß sie ihn bei weitem nicht erschöpft. Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

γ. **Der Kampf um die Aussprache des Griechischen.** Seit den Tagen des Erasmus und Reuchlin währt nun schon der Streit um die Aussprache des Altgriechischen, ohne daß auf allen Seiten eine Einigung erzielt worden wäre. Die Frage, ob man reuchlinisch, d. h. nach neugriechischer Art, oder erasmisch, d. i. auf eine aus alten Zeugnissen erschlossene und dem Buchstaben gemäße Weise sprechen solle, war schon fast adlig zugunsten des Erasmus entschieden, als mit dem Wiedererwachen des griechischen Nationalbewußtseins die Gegenpartei wieder eine beträchtliche Stärkung erhielt. Es begannen lange Erörterungen, selbst auf Philologenversammlungen, und es wurden von griechischer Seite gewaltige Anstrengungen gemacht, der von Erasmus über den Haufen geworfenen Aussprache wieder zur Aufnahme zu verhelfen. Dazu brauchte man vor allem wissen-

Digitized by Google

schaftliche Waffen, und um diese Waffen zu suchen und zu finden, geschulte grammatische Kräfte; doch war es hiemit auf der neuchlinischen Seite schlecht bestellt. Hatte man ein Beispiel eines Lautwandels gefunden, so sollte dies für einen ganzen Zeitraum beweisend sein, dann vergaß man, daß doch Zeugnisse aus hellenistischer oder gar römischer Zeit für das Attische nichts darthun. So war es denn Friedrich Blaß ein Leichtes, in seinem grundlegenden Werk über die Aussprache des Griechischen alle Scheingründe zu beseitigen. Indessen gab man auf der anderen Seite die Sache nicht auf. Man versuchte nun durch immerwährendes Vorpredigen der abgethanen Dinge sich Gehör zu verschaffen und schien nur darauf zu warten, bis die Gegenpartei dadurch ermüdet die Hand zum Frieden darböte. Gewonnen wird dabei nichts: Rußland nahm die deutsche Aussprache des Griechischen an, und ein Versuch, die reuchlinische Richtung in Ungarn zur Geltung zu bringen, ist anlängst mißlungen. Der neueste Vorstoß der Reuchlinianer geht nun von der griechischen Regierung aus. Sie hat durch ein Rundschreiben die Unterrichtsbehörden der vornehmsten Staaten davon in Kenntniß gesetzt, daß nach dem heutigen Stande der Wissenschaft es nicht mehr zweifelhaft sein könne, daß die neugriechische Aussprache im allgemeinen auch schon im Alterthum angewendet worden sei, und sie bittet, die Sache auf Grund des von dem Griechen Popadimitrokopulos zu diesem Zweck ausgearbeiteten wissenschaftlichen Werkes zu prüfen und weiter zu verfolgen. In ganz besonderer Weise hat man sich dabei an das preußische Unterrichtsministerium gewandt, denn wird erst der zur Zeit auf dem Gebiete der griechischen Sprachwissenschaft herrschende Einfluß deutscher Gelehrsamkeit gebrochen, dann ist der Hauptgegner besiegt. Man muß neugierig sein, was denn das Buch jenes Athéners Neues beingen wird; im besten Falle kann es nur beweisen, daß in alten Schreibfehlern hier und da die Bedingungen der heutigen Aussprache gegeben sind. Man wünschte nur, daß der von dem preußischen Miaisteeium für die Prüfung der griechischen Wünsche einzusetzende wissenschaftliche Ausschuß die Sache derart adthäte, daß dadurch die Fragr wenigstens für uns in Deutschland auf immer erledigt ist, damit man nicht za besorgen braucht, es werde dermaleinst auf unsern Gymnasien die Ilias etwa beginnen: minin aide tia piliiadeo achilios.

* Internationaler Hlstoriker-Kongreß. Die (uns durch eine direkte gedruckte Einladung zugegangenr) Mittheilung in Nr. 128 der Beilage der Allg. Ztg. vom 7. Juni, daß — ermuntert durch den schöarn Erfatg des Kongresses im Haag 1898 — im Sommer des Jahres 1900 in Paris ein internationaler Historiker-Kongreß tagea werde, „zu welchem die Société d'Histoire diplomatique einladet", veranlaßt den Gesellschaftsrath (le Conseil) dieser Société zu der Erklärung, daß der Histoeiker-Kongreß, der im Jahre 1898 im Haag versammelt war, niemals unter deren Patronat gestanden hat und daß sie ebensowenig an dem Kongreß, von dem sie hört, daß er im nächsten Jahrr in Paris stattfinden soll, irgend einen Antheil hat oder irgendwelches Intereſſe nimmt. Die Société d'Histoire diplomatique, die ihren Sitz in Paris hat, steht daher diesem Unternehmen gänzlich fern, mit welchem man sie ohne ihrr Ermächtigung in Verbindang zu bringen sucht.

* **München.** Aufs neue ist die hiesige Unioerstität und die ganze Gelehrtenwelt von einem empfindlichen Verlust detroffen worden. Der derzeitige Rektar der Universität, der verdienstvolle Lehrer uad hervorragende Gelehrte und Forscher auf physikalischem Gebiete, Prof. Dr. Eugen v. Lommel, ist gestera einem längeren Leiden erlegen. Wir haben in dieser Beilage (am 26. November v. J.) durch Veröffentlichung der Rede, mit der er das Rektorat antrat, unsern Lesern ein schönes Beispiel non der lichtvollen Art, in der dieser Gelehrte den Entwicklungsgang der von ihm zum Arbeitsfeld erwählten Wissenschaft auffaßte und in graben Zügen darzustellen wußte, gebea und dabei den lauteren Enthusiasmus bewundern können, non dem er in der eigenen, werthvollen Mitarbeit an den so überraschende Fortschritte und neue Entdeckungen aufweisenden physikalischen Forschungen getragen wurde. Die Wissenschaft, „oou der," nach seinem eigenen Ausdruck, „sein ganzes Denken erfüllt wurde", hat ihm auf verschiedenen Sondergebieten, vornehmlich auf dem der Optik und der physikalischen Meteorologie, neue Beobachtungen und gediegene Arbeitea zu verdanken, und wir werden in den nächsten Tagen ia der Lage sein, rinr Würdigung dieser seiner Leistungen aus fachmännischer Feder darzubieten. Heute wollen wir uns aaf einige kurze Angaben über seinen Lebensgang, der sich durchaus als eine auf ein bestimmtes wisseaschaftliches Ziel hin gerichtete Gelehrtenlaufbahn darstellt, beschränken. Lommel war non Geburt ein Pfälzer: rr wurde am 19. März 1837 in Edenkoben geboren, studirte dann in München, an derselben Unioerstität, an der er seine gelehrte Wirksamkeit beschließen sollte, Mathematik und Physik und übte vom Jahre 1860 an die Lehrthätigkeit in diesen Disciplinen an einigen schweizerischen höheren Schulen aus. Im Jahre 1865 habilitirte er sich als Privatdozent in Züeich, folgte 1867 von dort ans einem Ruf als Professor der Physik an die land- und forstwissenschaftliche Akademie in Hohenheim und hatte darauf 18 Jahre lang den Lehrstuhl für Physik an der Universität Erlangen inne. Im Jahre 1886 wurdr er in derselben Eigenschaft und zugleich als Konservator der physikalisch-metroaomischen Sammlung des Staates und als ordentliches Mitgtied der Akademir der Wissenschafteu an dir hiesige Universität berufen. In das Jahr 1893 fällt seine Auszeichnung durch Verteihung des persönlichen Adels. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten erwähnen wir seine „Studien über die Bessel'schen Funktionen" (1868), „Wind und Wetter" (1873; 2. Aufl. 1880), „Das Wesen des Lichts" (1874), „Ueber die Interferenz des gebeugten Lichts" (1875), „Lexikon der Physik und Meteoratogie" (1882) und sein weitverbreitetes „Lehrbuch der Experimentalphysik" (1893; 2. Aufl. 1894). Dem Lehrer trauert eine große Schaar von dankbaren Schülern nach, dem Kollegen ein treuer Freundeskreis, dem Forscher die gesammte deutsche Wissenschaft.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Löschner-Gastl: Kurort Gießhübl-Sauerbrunn; Dr. F. Knaar: Johannisbad im Riesengebirge, Böhmen; Dr. J. Hoisel: Kurort Rohitsch-Sauerdrunn in Steiermark, 4. Aufl.; Dr. Oskar Gerke: Klimatischer Kurort Arco in Südtirol; Dr. Col. v. Fodor: Schlammbad Pistyaa (Poštyén) in Ungarn. 3. Aufl.; Dr. L. Wick: Die warmen Quellen Gasteins. (Braamüllers Badebibliothek.) Wien, Leipzig, Wilh. Braumüller. — Paul Goldmann: Ein Sommer in China. 2 Bände Reisebilder. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten u. Loening 1899. — Alph. Steinberger: Der letzte Herzog von Ingolstadt. Historische Erzählung. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt (früher G. J. Manz) 1899. — Dr. Theobald Ziegler: Glauben und Wissen. (Rektoratsreden der Universität Straßburg 1899.) Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel). — Das lyrische Wien. Hggb. von Dr. Aug. Renner. Wien, Berlin, Leipzig, Gg. Szelinski, k. k. Universitätsbuchhandlung 1899. — Dr. Theod. v. Frimmel: Geschichte der Wiener Gemäldesammlungen. 1. Halbband. Leipzig, Gg. Heinr. Meyer 1899. — Martin Greif: General York. Vaterländisches Schauspiel. Leipzig, C. F. Amelang 1899. — Dr. Rud. Hoernes: Paläontologie; Prof. Dr. J. Dieffenbacher: Deutsches Leben im 12. Jahrhundert. (Sammlung Göschen. Nr. 95 und 93.) Leipzig, G. J. Göschen 1899. — Rudolf v. Larisch: Ueber Zierscheiften im Dienste der Kunst. München, Jos. Albert 1899. — P. Raimund Gronen: Tagebuch eines Feldpaters. Erlebnisse während des deutsch-französischen Kriegs 1870/71. München, J. J. Lentner (E. Stahl jun.) 1899. — Die Donauländer. Zeitschrift für Volkskunde. Hggb. von Ad. Strauß. 1. Jahrg., 5. Heft. Wien, Leipzig, Budapest, Karl Graeser 1899. — Dr. Joesten: Literarisches Leben am Rhein. Zwei Studien. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1899. — Aug. Trinius: Thüringer Geschichten; Schultr vom Brühl: Die Sünderin. Berlin, Fischer u. Franke. — Fritz Wisdacher: Frei! Drama in drei Aufzügen. Berlin, J. Harrwitz Nachf. (E. Th. Kehrbach) 1899. — *G. Fumagalli:* Chi l'ha detto? Terza Edizione; *L. Cappelletti:* Napoleone I. Milano, Ulrico Hoepli 1899.

Jahrgang 1899. München, Mittwoch, 21. Juni. Nummer 139.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Beilagexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ueber moderne Erdbebenforschung. Von Albin Belar. — Wallenstein und Carmagnola. II. Von Dr. Marcus Landau. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ueber moderne Erdbebenforschung.

Von Albin Belar.

Große Naturerscheinungen haben seit jeher den Menschen gewaltsam hingedrängt, die Ursachen zu ergründen, welche dieselben hervorrufen. Das erste was der Mensch von Naturerscheinungen näher zu verfolgen begann, waren die atmosphärischen Vorgänge; seit Anfang dieses Jahrhunderts werden in allen civilisirten Ländern meteorologische Beobachtungen gepflogen, und die moderne Wissenschaft der Meteorologie hat aus der langen Beobachtungsreihe eine Menge von in das tägliche Leben des Menschen einschneidenden Erfolgen aufzuweisen. Es muß uns gerade wundernehmen, daß man bis auf die heutigen Tage der unheimlichsten Naturerscheinung, den Erdbebenphänomenen, rathlos gegenüberstand. Allerdings ist hier die geringe Häufigkeit derselben in Betracht zu ziehen, so daß auf ausgesprochenen Schüttergebieten Generationen ruhig ihr Leben verbrachten, ohne jemals an die zerstörende Naturkraft, welche unter ihren Füßen wohnt, gemahnt zu werden.

Es ist daher naturgemäß, daß in jenen Erdstrichen, wo Bebenerscheinungen zu den gewöhnlichen Tagesereignissen gezählt werden können, zuerst der Versuch unternommen wurde, mit Hülfe von instrumentellen Beobachtungen einen genaueren Einblick in die Natur derselben zu gewinnen. In solchen Gebieten ist man, allerdings erst in den letzten Dezennien, zur Erkenntniß gelangt, daß die subjektive Beobachtung des Menschen bei Bebenerscheinungen eine sehr unverläßliche ist, oder im allgemeinen gesagt, daß die menschlichen Sinne zu genauen Erdbebenbeobachtungen nicht hinreichen.

In dem klassischen Erdbebenlande Japan, wo zerstörende Beben sich so häufig wiederholen, wie bei uns etwa zur Sommerzeit Gewitter, wo die Bevölkerung trotz der erdbebensicheren Holzbauten oft Monate ohne schützendes Dach im Freien verbringen muß, wo der Boden nicht zur Ruhe gelangen will, dort begegnen wir auch den ersten Einrichtungen, welche bestimmt sind, die Bodenbewegungen genau nach Stärke, Richtung und Zeitdauer aufzuzeichnen. Das Volk selbst stellte in jenen Gebieten Beobachtungen mit Hülfe kürzerer und längerer lothrechter Pendel an, um sich annähernd über den Verlauf der Naturerscheinung zu unterrichten. Männer der Wissenschaft andrerseits machten es zu ihrer Aufgabe, feinere und geeignetere Apparate in den Erdbebenbeobachtungsdienst zu stellen. Die heimischen japanischen Gelehrten wurden von genialen englischen Forschern auf dem schwierigen Gebiete dieser Erdbebenstudien unterstützt. Eine Anzahl der verschiedenartigsten Instrumente wurde konstruirt und vor 20 Jahren hat sich in Japan eine Gesellschaft für Seismologie (Erdbebenforschung) gebildet, welche ein reiches Beobachtungsmaterial in ihren Jahrbüchern niedergelegt hat. In Europa ging das durch Beben leider berühmt gewordene Land Italien in der Aufstellung und Errichtung von Erdbebenwarten voran. Auch hier begegnen wir auf diesem Gebiete einer nahezu 20jährigen wissenschaftlichen Thätigkeit.

In Deutschland hat durch die klassischen instrumentellen Beobachtungen an der Straßburger Sternwarte die moderne Erdbebenforschung gegen Ende des vorigen Dezenniums ihren Einzug gehalten. In Oesterreich gab die Erdbebenkatastrophe vom Jahre 1895 in Laibach Anregung zur Aufnahme von instrumentellen Beobachtungen. Auf dem Laibacher Felde, wo die Schütterbewegungen seit der Katastrophe nicht mehr aufzuhören schienen und das Studium der in der Geschichte verzeichneten Beben von Krain zur Erkenntniß führte, daß hier ein dankbares Feld für Erdbebenbeobachtungen sich bietet, war das Interesse so groß, daß man darangung aus Privatmitteln die geeigneten Instrumente anzuschaffen. Zielbewußte Männer, in deren Händen die Leitung des ersten Geldinstituts in Krain, der krainischen Sparkasse, liegt, entschlossen sich, die entsprechenden Geldmittel für den genannten Zweck einzustellen, nachdem vergeblich solche von den berufenen Faktoren angesprochen worden waren. Und seit zwei Jahren nun werden in dem von der Sparkasse gestifteten Gebäude der k. k. Staatsoberrealschule, wo mehrere Räumlichkeiten für die Erdbebenwarte entsprechend eingerichtet wurden, unausgesetzt instrumentelle Beobachtungen gepflogen. An der Hand der verschiedenartigsten modernen Instrumente mit der reichen Fülle des Beobachtungsmaterials, ist es heute auch möglich Vorschläge zu machen und schätzenswerthe Winke über die zweckentsprechende Einrichtung solcher Beobachtungsstationen zu geben, für jene Länder, wo bereits die Absicht besteht, auf dem Gebiete dieser jungen Wissenschaft mitzuthun. Bei der Fülle der verschiedenartigsten Instrumente, die bisher in Japan, England, Italien und einzeln auch in Deutschland in Gebrauch sind, wird einem die Wahl der passenden einschlägigen Instrumente schwer, und es wird vielleicht an dieser Stelle der Platz sein, geeignete Vorschläge in dieser Richtung vorzubringen.

Vor allem ist bei Aufstellung einer Erdbebenwarte[1]) die Aufgabe, die sich dieselbe stellt, ins Auge zu fassen, und da wäre in erster Linie das Studium der leichtesten Zitterbewegungen der Erde, die theils sehr fernen Erdbeben ihren Ursprung verdanken, theils durch atmosphärische Vorgänge hervorgerufen werden und welche unsre starre Erdrinde in fortwährender Unruhe erhalten, Gegenstand genauer instrumenteller Beobachtungen einer Erdbebenwarte erster Ordnung. Um dabei etwaige kosmische Einflüsse berück-

[1]) Es wäre zu bedauern, wenn man der bisherigen Gewohnheit folgend in der Erdbebenforschung wieder eine Unmenge Fremdwörter in die Sprache streuen wollte und es wäre z. B. eine Seismometerstation, Erdbebenbeobachtungsstation oder gar eine geodynamische Station ganz gut und allgemein verständlich durch die deutsche Bezeichnung Erdbebenwarte (wie Sternwarte), die von uns vorgeschlagen wurde, zu ersetzen, wie auch Bezeichnungen der Instrumente in demselben Sinn abgeändert hier empfohlen werden mögen.

sichtigen zu können, wäre der geeignetste Platz für eine solche eine Sternwarte, die neben den hiezu nothwendigen meteorologischen Instrumenten auch mit den entsprechenden Erdbebeninstrumenten ausgestattet wäre. Die Formel für diese bezüglich der letzteren wäre glücklich gelöst in dem empfindlichsten Instrumente, dem dreifachen Horizontalpendel wie es zuerst von Rebeur-Paschwitz konstruirt und nachträglich von Dr. Ehlert verbessert wurde. Denken wir uns ein Netz solcher Erdbebenwarten erster Ordnung über die Erde gespannt, so dürften etwa zehn solcher für die ganze Erde genügen, um insbesondere den Verlauf einer Erdbebenwelle über die ganze Oberfläche derselben in ihrer Ausbreitung genau verfolgen zu können. Wären z. B. die genannten Warten in gleichen Abständen auf einem Meridian der Erdoberfläche vertheilt, so käme etwa auf je 4000 km Entfernung eine solche zu stehen. Selbstverständlich wäre es im Interesse der exakten Beobachtung, das Netz solcher Warten entsprechend zu verdichten; hiezu beizutragen, wären in zivilisirten Gegenden insbesondere die Sternwarten berufen. Bemerkenswerth ist ja eben der Umstand, daß man an den feinen Instrumenten der Sternwarten schon seit Jahrhunderten zufällig leichte Bodenschwankungen verfolgte, die mit Recht schon seiner Zeit als Folgen sehr ferner Beben klassifizirt wurden.

Ein weiteres Studium wäre den seichten Bebenherden zuzuwenden, die sich je nach Intensität auf größere oder kleinere Landstriche ausdehnen, Bebenphänomene, wie sie sich in den Alpenländern so häufig ereignen und von denen einzelne nur selten eine große Ausdehnung annehmen. Diese Aufgabe würde ausschließlich Erdbebenwarten zweiter Ordnung zufallen. Diese sollten hauptsächlich auf habituellen Stoßgebieten, womöglich im Schütterzentrum, errichtet werden und mit Instrumenten nach dem Muster der Laibacher Erdbebenwarte ausgerüstet werden. Das sind kürzere aber längere lothrechte Pendel mit 100 kg schweren Pendelmassen, die infolge ihrer Trägheit im Falle einer Erschütterung bei den ersten Impulsen in Ruhe verbleiben; ein vergrößerndes Hebelwerk, das mit der Masse in Verbindung steht, wird jedoch bei etwaigen Erschütterungen in Bewegung gesetzt und in 100facher Vergrößerung auf ein schwach berußtes Papier jede Neigung des Bodens genau wiedergeben; außerdem erlaubt die sinnreiche Konstruktion dieses Apparats aus dem Bebenbild genau Zeit des Eintreffens, Dauer, Stärke und Richtung des Bebens zu entziffern. Das sind durchwegs Einzelheiten, die den Menschen zur Zeit einer stärkeren Erschütterung vollends entgehen, weßhalb man auch über den Verlauf einer solchen Erscheinung von den Beobachtern die verschiedensten Angaben zu hören bekommt. Der genannte Apparat wurde vor einigen Jahren erst von einem Italiener Professor Vicentini konstruirt und ist bisher das vollkommenste Instrument dieser Art von Pendeln, welche in Italien seit zwei Dezennien die verschiedensten Umwandlungen erfahren haben. Der Erfinder gab diesem Instrument den Namen Mikroseismograph, womit er die große Empfindlichkeit des Apparats kennzeichnen wollte. Auf gut deutsch könnte derselbe etwa „Kleinwellenzeichner" benannt werden. Dieser Apparat reicht auch hin, jede leichte Erdwelle, von Antipodenherden kommend, aufzunehmen. Soll er zugleich für stärkere einheimische Erschütterungen geeignet sein, so müßte die Vergrößerung etwa um die Hälfte herabgesetzt werden. Sehr empfehlenswerth ist auch das zweite Instrument, welches denselben Forscher zum Erfinder hat und das nur die Erhebung des Bodens in lothrechter Richtung genau wiedergeben soll. Das Prinzip, auf welchem dies genannte Instrument beruht, ist ganz ähnlich dem vorhergehenden, nur ist hier die schwere Pendelmasse nicht aufgehängt, sondern schwingt auf einer quer eingeklemmten elastischen Metallschiene.

Da nun bei heimischen (lokalen) Beben eben die lothrechte Erhebung den größten Betrag erreicht, so empfiehlt sich dasselbe vorzüglich zum Studium der heimischen Bebenerscheinungen, sowie der Erschütterungen, welche künstlich durch den Industriebetrieb hervorgerufen werden. Gewöhnlich bezeichnen wir die lokale Erschütterung, welche sich dem Menschen von unten nach oben bemerkbar macht, als „Stoß", und dieses Instrument würde daher am bezeichnendsten „Stoßmesser" heißen. Gleichmäßig im Umkreis eines Schüttergebiets wäre noch eine Anzahl von Stoßmessern aufzustellen als Erdbebenwarten dritter Ordnung, welche die Ausbreitung, Fortpflanzung und das erschütterte Gebiet genau zu bestimmen hätten. Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft wäre eine solche Einrichtung eine ideale zu nennen. Wollte z. B. das Königreich Sachsen eine solche moderne Einrichtung treffen, um die sächsischen Beben genau verfolgen und klassifiziren zu können, um dann an der Hand mehrjähriger Beobachtungen von einer regelmäßigen Wiederholung, Abhängigkeit der Bebenerscheinungen von Temperatur-, Luftdruckschwankungen oder Niederschlägen ꝛc. sprechen zu können, so würde an der Sternwarte in Leipzig die Zentrale mit dem Ehlert'schen Wellenmesser, sowie zugleich mit den Vicentini'schen Apparaten errichtet werden müssen; weitere vier bis fünf Warten zweiter Ordnung an geologisch interessanten Punkten und vielleicht 15—20 Warten dritter Ordnung mit dem Stoßmesser wären vollkommen ausreichend. Lehrern an höheren Anstalten würden die Warten zweiter Ordnung anvertraut werden — diese wären somit an größere Orte gebunden — und den Volksschullehrern, die Interesse dafür zeigten, die Erdbebenwarten dritter Ordnung.

Die Anschaffungspreise wären bei größerer Menge von Instrumenten sicherlich nicht zu groß. Die Kosten der Erhaltung wären kaum größere als die der bisherigen primitiven Berichterstattung, wie sie gegenwärtig daselbst durch die kgl. sächsische Gesellschaft der Wissenschaften betrieben wird. Zur Erzielung genauer Zeitangaben müßte jedenfalls an eine telegraphische Verbindung der einzelnen Warten gedacht werden, wofür das bestehende staatliche Telegraphennetz benutzt werden könnte. Zeitsignale könnten an die unterstehenden Warten leicht abgegeben werden, wenn auf den Nebenlinien am Abend der sonstige Verkehr aufhört. Was könnten wir uns von einer solchen zukünftigen Einrichtung alles erwarten!

In erster Linie werden durch die instrumentellen Beobachtungen ganz neue, werthvolle Beiträge zur Physik der Erde geschaffen. Die Bebenwellen sind die einzigen Boten, welche uns aus jenen Theilen unsres Planeten Kunde bringen können, die unserm Auge für immer verschlossen bleiben. Das genaue Studium dieser Bodenbewegungen, insbesonders die Fortpflanzungsgeschwindigkeit derselben mitten durch die Erde hindurch, wird uns Anhaltspunkte geben, zu beurtheilen, von welcher Beschaffenheit das Erdinnere ist. Fürwahr eine verlockende Perspektive und ein anziehendes Arbeitsfeld eröffnet sich der modernen Erdbebenforschung nach dieser Richtung hin. Gegenwärtig liegen uns bereits eine Menge von Studien vor, aus welchen wir angenäherte Werthe für die Geschwindigkeit, mit welcher sich Erdwellen über die Erdoberfläche und durch die Erde hindurch fortpflanzen, entnehmen. In Zahlen ausgedrückt legt nach den neuesten Beobachtungen die Oberflächenwelle in einer Sekunde 2000—3000 km zurück und jene durch die Erde in der gleichen Zeit 10,000 km. Ein bedeutender Fortschritt, wenn man bedenkt, daß vor einigen Jahren noch dieselbe um das Zehnfache zu niedrig geschätzt worden ist. Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Erdwellen, verglichen mit jener des Schalls, Licht und Elektrizität, würde an einem Beispiel erläutert zu folgenden Verhältnissen führen.

Digitized by Google

Angenommen, der Ausgangspunkt einer Schütterwelle wäre unmittelbar unter der Stadt München. Verfolgen wir nun die Bewegung in der Richtung durch die Erde nach dem Antipodenpunkte, so benöthigt, um denselben zu erreichen, die Erdwelle eine Zeit von 22 Minuten. Ebenso tritt in der entgegengesetzten Richtung die Erdwelle und zwar mit der größten Intensität an dem Punkte heraus, welcher unmittelbar über dem Herde liegt und pflanzt sich also von München mit abnehmender Stärke nun nach der ganzen Erdoberfläche hin fort. Die letztere Bewegungsart wäre gut vergleichbar mit einer Wellenbewegung im Wasser, die durch das Hineinwerfen eines Steines hervorgerufen wird. Die früher genannte Erdoberflächenwelle würde, ihren Weg im Meridian von München nehmend, nach vier Stunden wieder in ihrem Ausgangspunkt eintreffen. Eine Schallwelle würde in dieser Zeit von München aus kaum den Aequator erreichen, während andererseits das Licht, sowie die Elektrizität den Weg um die ganze Erde in vier Stunden das 100,000. Mal zurückgelegt hätten.

Da nun die beiden Bewegungsarten über und durch die Erde ganz verschiedenen physikalischen Charakter haben, so würde es möglich, nach dem Bebenbilde, welches die Instrumente wiedergeben, die Entfernung des jeweiligen Erdbebenherdes vom Punkte der Beobachtung zu bestimmen. Doch schon nach der Zeitdauer der Zeichnung am Instrument ist es möglich, einheimische Beben von fernen und sehr fernen zu unterscheiden. Während einheimische (lokale) nur einige Sekunden an den Instrumenten zu verfolgen sind, so dauern auswärtige je nach der Entfernung entsprechend länger an. Bei einem Bebenherd, der etwa 10,000 km weit von der Warte entfernt ist, hält die Bewegung an den Instrumenten stundenlang an.

Es hat einen eigenen Reiz, solchen Bewegungen an den Instrumenten zu folgen, die Bebenbilder zu entziffern und den Ursprungsort der Katastrophe zu bestimmen und nach einigen Tagen dann in den Tagesblättern die Bestätigung zu finden. Oft bleibt jede Kunde aus, wenn der Schauplatz der Katastrophe das ewige Meer war oder der Kultur entrückte Landstriche.

Man könnte diese instrumentellen Beobachtungen mit der Telegraphie ohne Draht vergleichen! Aus diesem Grunde ist die moderne Erdbebenforschung verlockend genug, um auch von Laien als Liebhaberei betrieben zu werden. In Italien bestehen in der That mehrere solche private Erdbebenwarten, welche der Seismologie ganz gute Dienste leisten.

Ganz unabsehbar sind jedoch in diesem Augenblick die praktischen Erfolge, welche durch Einführung dieser feinen Instrumente im Dienste des Bergbaues, Eisenbahn-, Brücken- und Tunnelbau, in Steinbrüchen und in der Sprengtechnik im allgemeinen zu erwarten sind: es läßt sich voraussehen, daß es für den Bergbau von einschneidendstem Interesse ist zu wissen, welche Veränderungen in der Erde durch den Betrieb erfolgen, ob Rutschungen stattgefunden haben, ob durch Sprengungen die baulichen Objekte an der Erdoberfläche Schaden leiden könnten. Auch für den Brückenbauer wird es wissenswerth sein, zu erfahren, in welcher Weise fahrende Züge, Sturmwind, größere Temperatursprünge das Brückenmaterial beanspruchen.

Das sind Beweggründe genug, welche jeden Kulturstaat zwingen sollten, diesem neuen Wissenszweige größere Aufmerksamkeit zu schenken, als es bisher geschehen ist. Mit der Entwicklung der modernen Erdbebenforschung werden sich der Wissenschaft neue Arbeitsgebiete erschließen, die dann dem praktischen Leben zugute kommen werden.

Laibach, Erdbebenwarte, im Juni 1899.

Wallenstein und Carmagnola.

II.

Neben den Riesen Napalean und Wallenstein, deren Ruhm die Welt erfüllte, erscheint Carmagnola oder Francesco Bussone, wie er eigentlich von Geburt hieß, als Zwerg; aber er gehört doch derselben Gattung an und hat wie diese kein hohes Alter erreicht. Napaleon starb mit 52 Jahren eines natürlichen Todes, der im Alter von kaum 51 Jahren ermordete Wallenstein war krank und hatte nur wenig Aussicht auf ein langes Leben. Carmagnola, dessen Geburtsjahr man nicht genau kennt, war bei seiner Hinrichtung jedenfalls unter 50 Jahre alt und ebenfalls leidend. Wenn er es nicht so weit gebracht hat wie der böhmische Graf und der Advokatensohn aus Corsica, so waren wohl mindere Begabung und andere Verhältnisse die Hauptursachen, aber er ist doch mehr Staffeln als Jene auf der sozialen Leiter emporgestiegen, denn er war ein Bauernsohn, ein junger Hirt, der von seiner Herde wegtief und sich anwerben ließ. Von seinem Geburtsorte Carmagnola in Piemont nahm er den Namen an, vom Herzog von Mailand, Philipp Visconti, erhielt er den Grafentitel von Castelnuovo und das Recht, Name und Wappen der Viseonti zu führen. Er nannte sich daher Franciscus de Vicecomitibus, dictus Carmignola comes Castrinovi, den eigentlichen Familiennamen verschweigend, der noch mehr vergessen wurde als Waldstein und Buonaparte.

Eigenthümlich ist es bei allen Dreien, daß Frauen zu ihrem Fortkommen behülflich waren. Wallenstein hat durch seine Heirath mit einer reichen Wittwe den Grund zu seiner Größe gelegt, Carmagnala heirathete 1417 nach seinen ersten Erfolgen die reiche Wittwe Barbavara, geborene Visconti, eine entfernte Verwandte des Herzogs von Mailand, und die Wittwe Beauharnais, obwohl nicht reich, hat mit anderen Mitteln die ersten Schritte Buonaparte's auf der Laufbahn zur Größe und Macht erleichtert.

Während der ganze Lebenslauf Wallensteins genau bekannt ist und erst in den letzten Lebensjahren sein Verhalten unklar und rätselhaft wird, herrscht bei Carmagnola, nicht blaß wie bei Jenem nur in Bezug auf Schuld aber Unschuld Dunkelheit und Zweifel, sondern auch seine ersten Anfänge sind in Dunkel gehüllt und was von seinen späteren Schicksalen erzählt wird, ist mitunter unrichtig, zweifelhaft oder unklar. Battistella hat forschend, sichtend, ältere Berichte verwerfend oder korrigirend, seine vollständige Biographie zusammengestellt, aber vieles darin, namentlich die Motive mancher der wichtigsten Vorgänge in Carmagnala's Leben, ist noch mehr oder weniger anfechtbare Konjektur. Ich werde diesem Forscher, der in der zweiten Hälfte seines Werks Ankläger Carmagnola's und Vertheidiger der venetianischen Regierung wird, hier größtentheils folgen, aber mir auch Abweichungen oder eigene Konjekturen erlauben, deren Begründung ich jedoch aus Rücksicht auf den beschränkten Raum weglassen muß.

Carmagnala diente zuerst in der Truppe des Condottiere Facino Cane, wo er es aber trotz seiner Tapferkeit nur zum Anführer von zehn Reitern brachte. Aber er hatte die Aufmerksamkeit des Philipp Maria Visconti auf sich gelenkt und soll ihm einmal das Leben gerettet haben. Nach dem Tode Cane's und des Herzogs Johann Maria Visconti (1412) trat er in die Dienste seines Bruders, des erwähnten Philipp Maria, mit höherem Rang und leistete ihm bei Wiedereroberung der lombardischen Städte, deren sich verschiedene andere Condottieri bemächtigt hatten, große Dienste. Er stieg immer höher in dessen Gunst, wurde mit Auszeichnungen und Belohnungen überhäuft, so daß sein jährliches Einkommen 40,000 Goldgulden betragen haben soll. Er war Oberbefehlshaber der herzoglichen Armee,

von 1422—1424 Gouverneur des Herzogs in Genua. Aber seine außerordentlich rasche Carriere, sein Reichthum, sein Hochmuth und Jähzorn, das wahrscheinlich sehr unhöfische Benehmen des im Feldlager aufgewachsenen Bauernsohns schafften ihm viele Feinde und Neider. Der Herzog selbst scheint gegen ihn mißtrauisch geworden zu sein, und zwischen Mißtrauen und Meuchelmord war zu jener Zeit bei einem Visconti kein weiter Weg. Was nun folgte, ist nicht genau bekannt. Man erzählt allerlei von einer Scene zwischen ihm und dem Herzog, von einem Versuch, ihn zu arretiren, und von seiner Flucht. Es ist aber auch möglich, daß er mit der Unthätigkeit während des Friedens unzufrieden und wegen des Verlustes der herzoglichen Gunst beunruhigt, einfach seinen Abschied nahm. Jedenfalls hat er im Herbst 1424 Mailand verlassen und ist im März des nächsten Jahres mit 600 Mann auf ein Jahr in die Dienste der Republik Venedig getreten, die ihm Treviso als Garnison anwies. Aber schon früher hatte der Herzog seine Frau und Kinder als Geiseln in Haft genommen, seine Güter konfiszirt.

Venedig war damals noch in Frieden mit Visconti, aber der Krieg stand vor der Thür und der Herzog erkannte die Gefahr, die ihm drohte, wenn Carmagnola, der sich in seinen Verhältnissen so gut auskannte, den Venetianern diente. Er wollte ihn daher vergiften lassen, aber das Attentat mißlang und diente nur dazu, das Vertrauen der Venetianer in ihn zu stärken. Carmagnola, nun der erklärte Feind Visconti's, mag viel zur Verstärkung der Kriegslust der Venetianer beigetragen haben.

Am 3. Dezember 1425 schlossen sie eine Allianz mit Florenz gegen den Herzog von Mailand, am 19. Februar 1426 ernannten sie Carmagnola zum Befehlshaber ihrer ganzen Landmacht und gaben ihm die üblichen zwei Zivilkommissäre, Provveditori, bei, „um ihn zu unterstützen und in seiner Abwesenheit zu vertreten", selbstverständlich auch, um ihn zu überwachen.

Seine Stellung war weder die eines modernen, von seiner Regierung ernannten Generals, noch die eines der großen selbständigen, über eine ganze eigene Armee disponirenden Condottieri. Militärisch hatte er den Oberbefehl über die ganze Armee, aber unter ihm dienten viele andere von der Regierung in Sold genommene Condottieri. Direkt von ihm besoldet, man konnte sagen, seine eigenen Regimenter bildend, waren nur 700 Reiter (230 Lanzen) und 200 Infanteristen, während der ihm militärisch untergeordnete Gonzaga von Mantua als Alliirter Venedigs 1200 Reiter und 600 Infanteristen zu seiner Armee stellte. Bei späteren Erneuerungen des Kontrakts mit Carmagnola wurden ihm, wie wir bereits erwähnt haben, größere Befugnisse und Vortheile eingeräumt und die Zahl seiner eigenen Mannschaft ansehnlich vermehrt, wie ja auch Wallenstein bei seinem zweiten Generalat vortheilhaftere Bedingungen und erweiterte Befugnisse erhielt.

Der Krieg gegen Mailand wurde von Carmagnola mit Erfolg geführt und endigte schon am 30. Dezember desselben Jahres mit einem für Venedig vortheilhaften Frieden, durch den es unter anderem die Stadt Brescia mit ihrem Gebiet gewann. Visconti mußte Carmagnolas' Familie freilassen und ihm sein konfiszirtes Vermögen zurückgeben. Auch wurde dieser von der dankbaren Republik in den erblichen Adelstand erhoben.

Aber der Friede dauerte nur ein Vierteljahr. Schon im Frühjahr brach der Krieg wieder aus und begann mit einer Schlappe für die Venetianer. Carmagnola's Nachlässigkeit oder Ungeschick begann schon Beunruhigung und Mißtrauen zu erregen, die erst sein glänzender Sieg bei Maclodio (12. Oktober 1427) zerstreute. Es war eine für jene Zeit große Schlacht, da den 18,000 Mann Visconti's 26,000 der Venetianer und ihrer Verbündeten gegenüberstanden. Die Regierung war daher mit Danksagungen und Belohnungen für Carmagnola und Gonzaga nicht karg. Aber der Feldherr hat den Sieg nicht ausgenutzt und sein Vorgehen machte den Eindruck, als ob er Visconti schonen wollte. So verging der Winter, und als man im Frühjahr entschiedenes Vorgehen Carmagnola's erwartete, verlangte er dringend Urlaub zu einer Badereise, den die Regierung ihm sehr ungern bewilligte. Doch brachte der am 19. April 1428 in Ferrara geschlossene Friede der Republik und ihren Verbündeten wieder manche Vortheile, Carmagnola erhielt die ihm noch von Visconti vorenthaltenen Güter zurück.

Um diese Zeit scheint er sich auch mit seinem früheren Herrn vollständig ausgesöhnt zu haben und unterhielt einen lebhaften geheimen Verkehr mit ihm, was die Regierung umsomehr beunruhigte, als er zugleich seine Entlassung aus den Diensten der Republik verlangte. Dies scheint aber nur ein Pressionsmittel gewesen zu sein, um vortheilhaftere Vertragsbedingungen zu erlangen, die ihm auch bewilligt wurden. Auch wurden ihm Chiari, Roccafranca und Clusane als erbliche Lehen verliehen, was in Anbetracht der Zeit und der Verhältnisse wohl so viel bedeutete wie Wallensteins Belehnung mit dem Herzogthum Friedland. Carmagnola unterstand nun als Vasall der Republik ihrem Gericht.

Inzwischen entstanden neue Mißhelligkeiten mit Visconti, und dieser wendete sich wiederholt mit der Bitte an Carmagnola, er möge den Vermittler machen (Anfang 1430). Dieser machte davon der venetianischen Regierung Mittheilung, versäumte aber dabei nicht, weitere Begünstigungen für sich zu verlangen. Wir wissen nicht, ob Visconti den Carmagnola für sich gewinnen oder nur bei der Republik verdächtig machen wollte; möglich ist es auch, daß dieser den Verkehr mit Visconti nur fingirte, um, da der baldige Ausbruch des Krieges zu erwarten war, der Republik weitere Konzessionen abzuringen. In der That versprach sie ihm auch, bei vollständiger Besiegung Visconti's eine Stadt in der Lombardei abzutreten, verbot ihm aber zugleich jeden weiteren Verkehr mit demselben.

Anfang 1431 brach der Krieg zum drittenmal aus, und wieder erhielt Carmagnola das Kommando über die Landmacht Venedigs. Hatte er im früheren Feldzug Nachlässigkeiten und Zögerungen durch einen großen Sieg wieder gut gemacht, so hatten diese jetzt eine empfindliche Niederlage zur Folge, für die Venetianer um so empfindlicher und beschämender, als sie auf ihrem Element, dem Wasser, erlitten wurde. Auf dem Po unweit Cremona wurde ihre von Niccolo Trevisano befehligte Flotte von der mailändischen unter Führung eines Genuesen geschlagen und fast ganz vernichtet (23. Juni 1431). Die Führer von Visconti's Landmacht hatten einen Theil ihrer Truppen auf die Schiffe gebracht, während Carmagnola, trotz wiederholter Bitten Trevisano's, ihn ohne jede Unterstützung ließ.

War böser Wille oder das gewohnte Zögern Carmagnola's schuld an dieser Niederlage, oder hat er sich durch die Generale Visconti's überlisten lassen? Und welcher Theil der Schuld trifft Trevisano? Die Chronisten schieben alle Schuld auf Carmagnola, aber dieser scheint sich bei der Regierung genügend entschuldigt zu haben, denn er wurde nicht einmal getadelt, während Trevisano, der sich geflüchtet hatte, in contumaciam wegen Feigheit verurtheilt wurde. Nach der Verurtheilung Carmagnola's wurde er freilich vollständig begnadigt.

Mißtrauen gegen diesen muß sein Benehmen doch erregt haben, und es trug nicht bei, es zu zerstreuen, als er, trotzdem seine Armee noch stärker war als die Visconti's, schon im September erklärte, er müsse (man denke, dem

Digitized by Google

italienischen Klima!) die Winterquartiere beziehen, und auch richtig, trotz dringenden Abrathens der Regierung, im Oktober seine Truppen in die Quartiere legte. Mitte dieses Monats versuchte einer seiner Unterbefehlshaber einen Ueberfall Cremona's, der aber mißlang, weil, wie man allgemein sagte, Carmagnola ihn ohne Unterstützung gelassen hatte. Auch seine Unterbefehlshaber begannen nun seine Unthätigkeit zu tadeln, und die Regierung verlangte immer dringender Erklärungen von ihm.

Man sieht, wie eine Reihe von Fehlern, Eigenmächtigkeiten und Vernachlässigungen bei ihm so wie bei Wallenstein die Unzufriedenheit und den Aerger der Regierung erregen, aber von Verrath ist noch keine Rede. Langsam ziehen sich die Wolken über seinem Haupt zusammen, aber was endlich das Gewitter zum Ausbruch brachte, wissen wir nicht. Unter den Klagepunkten gegen ihn wird traditionell auch die Freilassung der in der Schlacht bei Maelodio gemachten Gefangenen angeführt, ja von Manchen fast als sein Hauptverbrechen betrachtet. In der That war dies aber ein bei den Condottieri übliches gegenseitiges Verfahren, und Carmagnola war dazu noch durch seinen Vertrag, wie bereits erwähnt wurde, besonders ermächtigt. Die Regierung der Republik hat ihm auch darüber nicht den geringsten Vorwurf gemacht, und es findet sich darüber nichts in den Akten. Auch ist es höchst unwahrscheinlich, daß man sich daran erinnert hätte, als man ihm fünfthalb Jahre später den Prozeß machte.

Anders verhält sich die Freilassung des bei Steinau gefangenen Grafen Thurn durch Wallenstein, in dessen Bestallung es ausdrücklich heißt, daß er Befehlshaber und vornehme Personen nicht ohne Erlaubniß des Kaisers freilassen dürfe. Auch konnte man bei Wallenstein den Verdacht hegen, daß er Thurn nur freigelassen habe, weil er der Vermittler zwischen ihm und den Feinden war. Es waren also nicht die schaulustigen Wiener, die schon Fenster und Balkons gemiethet hatten, die nicht vergeben konnten,

Daß ich um ein Spektakel sie betrog.

Während bei Schiller die Freilassung Thurns in einigen Versen besprochen wird, machte Manzoni, der in seinem Drama sonst gern Geschehenes nur erzählt, die Freilassung der Condottieri und ihrer Mannschaft zum Inhalt einiger recht bewegter Scenen. Bei Schiller wird in derselben Scene Wallenstein auch vorgeworfen, daß „der Baiern wohlverdienter Fürst" von ihm ohne Hülfe gelassen wurde, Manzoni läßt die Klagen wegen der Affaire auf dem Po und bei Cremona von Marino, dem Gegner Carmagnola's, in dessen Abwesenheit erheben und ihn von seinem Freund Marco vertheidigen. Die Scene (Akt IV, 1) ist offenbar der siebenten des zweiten Akts der „Piccolomini" nachgeahmt; aber wie schwerfällig erscheint der breitspurige Disput der zwei Venetianer — ohne Zeugen — gegenüber der bewegten, von dem Eingreifen von Max und Butler und den ironischen Erwiderungen Wallensteins belebten Verhandlung mit Questenberg!

Wallenstein hat manchmal mit Wissen des Kaisers mit den Feinden unterhandelt; die Republik hat Carmagnola wiederholt das Verhandeln mit Visconti verboten, setzte er es im geheimen fort, so lud er schweren Verdacht auf sich. Die Regierung scheint demnach schon vor der Schlappe von Cremona sein Benehmen mit Mißtrauen betrachtet zu haben und begann Anfang Oktober 1431 Maßregeln gegen ihn in Erwägung zu ziehen, wobei einige Mitglieder des Raths das Zustandekommen eines Beschlusses verhinderten, wie man jetzt sagen würde, Obstruktion machten. Und hier beginnt das Dunkel, das den Prozeß Carmagnola's so gut wie den Wallensteins bedeckt. Der kaiserliche Generalissimus wurde nicht verhört, nicht in Untersuchung gezogen, dem venetianischen wurde ein förmlicher Prozeß gemacht, die Untersuchung dauerte über drei Wochen. Auch seine Frau, sein Sekretär und die Dienerschaft wurden verhört, aber die Protokolle existiren nicht mehr. Battistella glaubt, daß die Prozeßakten bei einem der vielen Brände im 16. Jahrhundert zugrunde gegangen sind. Während in den europäischen Archiven immer mehr Korrespondenzen und Akten aufgefunden werden, die geeignet sind, zur Lösung der Wallenstein-Frage beizutragen, wissen wir von Carmagnola nur das, was die venetianische Regierung nach seiner Hinrichtung mitzutheilen für gut fand, und das Wenige, was aus den Berathungen des Senats bekannt ist.

So wissen wir nicht ob die Obstruktion machenden Räthe seine Feinde oder Freunde waren, ob es sich schon im Oktober darum handelte ihn unschädlich zu machen oder durch glänzende Versprechungen zu fesseln. Wurde doch noch im Januar 1432 im Rath der Antrag gestellt, ihn dadurch zu energischerer Kriegführung zu bewegen, daß man ihm versprach ihm zum Besitze von Mailand zu verhelfen, an Stelle des Visconti zum unabhängigen Fürsten zu machen — ähnlich wie man Wallenstein einen genügenden Ersatz für Mecklenburg zusicherte. Der Antrag fiel mit 35 Stimmen gegen 95. Gleichzeitig wurde der angesehene Nobile Geoeg Cornaro als außerordentlicher Kommissär zur Armee geschickt. Er sollte den Truppen, wenn sie ins Feld rücken, die Löhnung auszahlen, den Condottieri reiche Belohnungen versprechen, wenn sie ihre Pflicht thun u. s. w. Man sieht, daß die Regierung der Republik, ähnlich wie zwei Jahrhunderte später die kaiserliche, sich der Unterbefehlshaber und der Soldaten zu versichern suchte, bevor sie gegen den Feldherrn einschritt.

Carmagnola beharrte indessen in seiner Unthätigkeit, und der Rath der Zehn stellte endlich am 27. März den Antrag ihn verhaften zu lassen. Er wurde mit 15 gegen 14 Stimmen abgelehnt. Unter Einschärfung strengster Geheimhaltung, unter Androhung der Todesstrafe für deren Verletzung wurden am 28. und 29. weitere Berathungen gehalten, von denen wir weder den Inhalt noch die vorgelegten Berichte kennen. Wir wissen nur, daß die 34 Anwesenden zweimal abstimmten; für offene Verhaftung stimmten nur 15 Räthe, der Antrag Carmagnola nach Venedig zu verlocken (coll' astuzia) wurde mit 19 gegen 11 Stimmen angenommen, vier Räthe waren non sincere — enthielten sich der Abstimmung.

In Venedig, wie zwei Jahrhunderte später in Oesterreich, wagte es die Zivilregierung nicht, mit Gewalt gegen den Feldherrn vorzugehen. Welche Motive schließlich für den letzten Schritt entscheidend waren, wissen wir in beiden Fällen nicht; aber was sich öffentlich abspielte sieht sich ziemlich ähnlich. Mit dem kaiserlichen Patent vom 24. Januar wurden alle Offiziere von jeder Verpflichtung gegen Wallenstein freigesprochen und sie interimistisch an Gallas gewiesen, in dem zweiten vom 18. Februar, nachdem man sich der meisten Generale versichert hatte, erlassenen Patent, in welchem die Entsetzung Wallensteins, Illows und Terzka's ausgesprochen wird, wird schon als bewiesen angenommen, daß sie in einer Konspiration begriffen waren, um den Kaiser seiner Krone und seiner Erblande zu berauben. Aehnlich heißt es in einem späteren Notifikationsschreiben des Raths der Zehn nur ganz allgemein; cum autem certificati simus de his que dudum suspicabamur ac de mala intentione pravisque operibus dicti comitis clarissimam habuerimus certitudinem, ita ut si res diutius perseverassent videbamus maximum imo evidentissimum periculum imminere statui nostro qui paulatim per ipsum comitem, sub spe boni, magnis artibus in precipitium ducebatur.[1])

[1]) Bei *Romanin*, Storia documentata di Venezia IV, 150.

Man muß aber den Venetianern das Lob gönnen, daß sie geschickter vorgingen und den öffentlichen Anstand besser wahrten als die Oesterreicher. Freilich soll man auch in Wien anfangs beabsichtigt haben, Wallenstein in Pilsen durch einen Handstreich gefangennehmen, in sicheren Gewahrsam bringen zu lassen und ihm den Prozeß zu machen. Man fand die Sache aber unausführbar und gab endlich den Befehl ihn lebendig oder todt einzubringen. Dagegen erhielt der in das Lager Carmagnola's gesandte Sekretär Giovanni de Imperiis am 29. März die Instruktion, ihm weitläufig die Pläne der Regierung für den zu eröffnenden Feldzug darzulegen und ihn in deren Namen einzuladen nach Venedig zu kommen, um dort mit ihr und dem Marchese von Mantua zu berathen und Beschluß zu fassen. Würde Carmagnola unter irgend einem Vorwande sich weigern nach Venedig zu gehen, so solle Imperiis ihn bitten, ihm seine Pläne für den Feldzug mitzutheilen, damit er darüber nach Venedig berichten könne, dann aber sich sofort im geheimen zu dem Podestà und dem Kommandanten von Brescia begeben, ihnen den Befehl der Regierung mittheilen und mit deren Hülfe ihn arretiren. Gleichzeitig sollten seine Frau und Dienerschaft verhaftet, seine Schriften und sein Vermögen mit Beschlag belegt werden. Unter einem wurden Verfügungen getroffen wegen Sicherung von Brescia und anderen Grenzfestungen, sowie für die Arretirung Carmagnola's, falls er, freiwillig nach Venedig gehend, sich auf dem Wege eines Anderen besinnen sollte. Nach der Verhaftung sollte den anderen Condottieri und den Soldaten das Reskript der Regierung mitgetheilt werden, demzufolge sie nun nur dem Provveditore und dem Kommandanten von Brescia zu gehorchen hätten, da die Regierung, in deren Sold sie stehen, zu diesem Verfahren aus wichtigen und gerechten Ursachen zum Heil und zur Ehre des Vaterlandes genöthigt worden sei und zu ihrer und ihrer Leute Treue und Dienstwilligkeit festes Vertrauen habe. [1])

Wir wissen nicht, ob Wallenstein im Januar 1634 einer Einladung nach Wien zu kommen, gefolgt wäre und wie es ihm dort ergangen wäre. Carmagnola folgte ohne Zögern der Einladung, er ging ins Netz, wie Romanin sagt. De Imperiis muß seine Sache sehr gut gemacht haben; man verstand solche Sachen in Italien sehr gut, noch vor Machiavelli und Cäsar Borgia. An dem Netz für Wallenstein arbeiteten neben dem Tschechen Slavata auch Italiener und Spanier, aber die plumpen Schotten und Iren wußten nicht damit umzugehen.

Daß Carmagnola sich so leicht und schnell bereit fand nach Venedig zu gehen ist von Manchen als Beweis angeführt worden, daß er sich unschuldig fühlte. Es kann aber auch sein, daß er nicht ahnte, daß die Regierung ihn für einen Verräther halte und er, zur Vollziehung des Verraths noch nicht ganz bereit, sie hinzuhalten hoffte. Auch war seine Lage eine andere als die Wallensteins, der treue Anhänger hatte und Andere, die es nicht waren, für treu hielt. Carmagnola konnte sich in dem Kommandanten von Brescia nicht so täuschen wie Wallenstein in Butler. Auch scheint Jener keine Mitschuldigen gehabt zu haben, denn Alle die mit ihm verhaftet wurden, hat man später freigelassen.

Am 7. April in Venedig eingetroffen, wurde er von acht Nobili mit Ehrenbezeigungen empfangen und in den Dogenpalast geleitet, wo er den Dogen sprechen wollte. Dieser ließ ihn einige Zeit warten und dann sagen, er sei unpäßlich und könne ihn heute nicht empfangen. Als er sich entfernen wollte, geleiteten ihn die acht Nobili wieder mit allem Respekt, aber anstatt zur Gondel führten sie ihn zum Ausgang gegen das Gefängniß. „Das ist ja nicht der Weg!“ sagte er. „Oh ja, das ist der richtige Weg“, antworteten sie. In demselben Augenblick erschienen die Sbirren, die Thüre des Kerkers wurde geöffnet und der Graf wurde hineingeschoben. „Nun bin ich verloren“, soll er gerufen haben.

Manzoni läßt ihn statt dessen vor dem Dogen und dem Rath der Zehn erscheinen, die mit ihm disputiren, dann ihn für einen Verräther erklären und in den Kerker bringen lassen.

Zur Führung der Untersuchung gegen Carmagnola wurde am 9. April eine Kommission von zehn höheren Würdenträgern ernannt, die mit kurzer Unterbrechung während der Osterfeiertage bis zum 5. Mai arbeitete und an diesem Tage ihre Anträge stellte. Dem Bericht der Kommission entsprechend, wurde er am selben Tag mit 26 Stimmen gegen 1 für schuldig des Verraths erklärt, 9 Stimmen waren non sincere. Für den Tod stimmten 19, für lebenslänglichen Kerker der Doge und 7 Räthe. Zeugen und Schriften hätten seine Schuld erwiesen, heißt es. Aber Carmagnola war, wie General Tiefenbach, des Schreibens unkundig. Ueberhaupt wissen wir von dieser ganzen Untersuchung nur, daß er gefoltert wurde. Er soll schon nach der ersten leichten Folterung gestanden haben, was bei einem Krieger, der von der Pike auf gedient und bei zwei Dutzend Feldzüge mitgemacht hat, sehr unwahrscheinlich ist. Vom Grafen Schaffgotsch, der für einen Mitschuldigen Wallensteins galt, konnte man nicht einmal mit der Folter eine diesen gravirende Aussage erpressen. Doch darf nicht vergessen werden, daß Carmagnola leidend war und während des Kriegs, sehr zum Mißfallen der Venetianer, mehrmals Urlaub nahm um die Bäder von Abano und Siena zu gebrauchen. Sabellicus spricht von nervorum debilitas infolge eines Sturzes vom Pferde, Nachtwachen und Aufregung.

Carmagnola wurde noch am Tage der Verurtheilung mit einem Knebel im Munde zur Piazzetta geführt und dort, wie üblich, zwischen den zwei Säulen enthauptet. Sein ganzes Vermögen wurde für den Staat konfiszirt, die Frau erhielt, solange sie in den venetianischen Staaten verblieb, als Pension die Zinsen von 10,000, die Töchter von je 5000 Dukaten, beziehungsweise das Kapital als Mitgift bei der Verheirathung. Die Wittwe entfloh aber zwei Jahre später nach Mailand zu ihrem Verwandten Visconti, der sie sehr ehrenvoll aufnahm und für den Verlust der Pension reichlich entschädigte.

Manzoni will das Urtheil über Napoleons Werth der Nachwelt überlassen:

> Fu vera gloria? ai posteri
> L'ardua sentenza . . .,

für die Unschuld Carmagnola's spricht seine Tragödie mit aller Entschiedenheit, in der ihr vorangeschickten historischen Einleitung läßt er noch einigem Zweifel Raum. Schiller läßt Wallenstein schuldig erscheinen. Aber die Historiker sind über beide Feldherren noch zu keinem einheitlichen Verdikt gelangt. Ist Justizmord begangen worden? Hat die Zivilmacht, als sie von der Waffe der List gegen den Militarismus Gebrauch machte, das Recht der Nothwehr überschritten? Das gegen Carmagnola angewendete Gerichtsverfahren verstieß nicht gegen das zu jener Zeit allgemein gebräuchliche, bei Wallenstein kommt noch, wie im Falle Dreyfus, der erschwerende Umstand hinzu, daß, selbst wenn er schuldig war, das Verfahren gegen ihn ein illegales war, sowie daß das 17. Jahrhundert doch nicht mehr die Zeit der Tyrannen, Usurpatoren und Condottieri war.

Und noch eins: wenn Carmagnola schuldig war, so war er es nur aus Egoismus. Zu seiner Vertheidigung

[1]) Das Schreiben an die 17 Condottieri bei Romanin a. a. O. S. 156.

wird doch hauptsächlich angeführt, daß er vom Verrath keinen Nutzen, von Visconti keinen größeren Lohn als von Venedig zu erwarten hatte. Von irgend einem höheren Ziele, von einem Streben, Italien den Frieden zu geben, kann bei ihm nicht die Rede sein. Die für ihn mildeste Annahme wäre, daß er, Venedig und Visconti mißtrauend, den Krieg nur zu seinem eigenen Vortheil in die Länge ziehen wollte, gleichgültig, ob der Staat dadurch ruinirt würde, mit anderen Worten das Interesse des Militarismus als das allein Wahrzunehmende betrachtete.

Anders bei Wallenstein, aus dessen letzten Handlungen doch die Friedenssehnsucht spricht. Aber in dem Maße, wie er als Heerführer Carmagnola weit überragte, in dem Maße, wie das, worüber zwischen 1618 und 1634 gekämpft wurde, an Größe und Bedeutung den Streit um ein paar lombardische Städte weit übertraf, ist auch bei ihm die Frage über Schuld oder Unschuld verwickelter und schwerer zu lösen. Ja noch mehr: bei ihm handelt es sich nicht wie beim Feldherrn der Venetianer bloß um Schuld oder Unschuld, es kommt noch ein Drittes hinzu: den extremen Gegnern gegenüber, die in ihm nur den schändlichen Verräther und Rebellen sehen, steht am anderen Extrem Dr. Edmund Schebek gegenüber,[1]) für den er nicht bloß ein Opfer boshafter Intriguen seiner Feinde, ein unschuldig Ermordeter, sondern „die Größe des Kaisers und die Unabhängigkeit und Wohlfahrt des Reiches als das Hauptziel seines Lebens erstrebend ... der einzige entschiedene Träger der Reichsidee im 30jährigen Kriege“ ist. Also eine Art Bismarck des 17. Jahrhunderts, der aber den Kaiser für sein hohes Ziel nicht durch Ueberredung gewinnen, sondern durch Gewalt zwingen wollte, und der jedenfalls kein ehrlicher, uneigennütziger Makler war, da er nebenbei auch für sich etwas gewinnen wollte. Wallenstein scheint gerechnet zu haben, meint Ranke, der Kaiser werde dem von ihm mit Sachsen und Brandenburg geschlossenen Frieden zustimmen müssen; zugleich wollte er die Armee in ihren Ansprüchen befriedigen, den Umfang seiner eigenen Gebiete und die Zukunft seines Hauses festsetzen. Während seines ersten Generalats ist er eher ein Verfechter des kaiserlichen Absolutismus auf Kosten der deutschen Fürsten gewesen. Es scheint überhaupt, daß er nicht stets dasselbe Ziel hatte, sich von seinem ehrgeizigen, weit ausgreifenden und reizbaren Naturell so weit fortreißen ließ, daß er nicht mehr zurück konnte; so meint Ranke mit Schiller übereinstimmend:

> Wohin denn seh ich plötzlich mich geführt?
> Bahnlos liegt's hinter mir, und eine Mauer
> Aus meinen eignen Werken baut sich auf,
> Die mir die Umkehr thürmend hemmt.

Viel mag dazu auch sein starker Glaube an die Astrologie beigetragen haben, was Schiller in überaus wirksamer Weise verwendet hat. Merkwürdig ist es, daß sich zwei Jahrhunderte früher nur beim Visconti einige Spur, bei Carmagnola gar nichts von diesem Glauben findet. Ein drittes, bei Wallenstein mehr noch als bei Carmagnola wirksames Motiv war der Militarismus. Durch den Pilsener Revers war er so gut an die Generale wie diese an ihn gebunden. Und diese Verschreibung war nicht etwas zufälliges, momentanes, sondern ein langsam gewachsenes, das Resultat der seit Jahren wirkenden Kräfte und Interessen.

Wallenstein hat den Militarismus auferzogen, sich selbst durch ihn bereichert und seine Generale durch ihn an sich gefesselt, und nun wendete er sich gegen ihn. Mit baarem Geld und mit Hoffnung auf Konfiskationen wurden seine Generale und Offiziere erkauft und es war gerade die Aussicht auf die große bei seinem Sturze zu vertheilende Beute, welche Viele zu seinen Verfolgern und Angebern machte. In der (österreichischen) „Neuen militärischen Zeitschrift“ wurde schon im Jahre 1812 eine Reihe von Briefen und Berichten eines der habgierigsten Feinde Wallensteins, des Franz del Caretto Marchese de Grana, an den Kaiser publizirt, aus welchen man sieht, wie diese Leute sich wie Hyänen des Schlachtfelds auf die Beute stürzen, ja sie schon vertheilen, bevor das Wild noch erlegt ist. Er beantragt, der gemeinen Mannschaft Geldgeschenke zu verleihen, die höheren Offiziere sind mit Gütern zu begnadigen, „beides muß bald geschehen“; dem Obristleutnant Teufl ist mit allem Rechte ein Regiment zu verleihen, „indem er sich gegen Piccolomini erbot, den Tyrannen zu ermorden“; bei den anderen Offizieren, die in Eger „ansehnliche Beute“ gemacht haben, kann man „mit der Recompens etwas sparsam gehen“. — „Der gute Oberst Bredau hat ein Verlangen“ auf das Haus und die Mobilien von Wallensteins Sekretär Neumann, und, den armen Sekretär auf das schändlichste anschwärzend, petitionirt er darum schon vor Wallensteins Ermordung. Am 1. März wird es ihm auch zugesagt, „so weit es konfiszirlich wird befunden werden“. Der wackere Marchese findet auch, daß es deßhalb nöthig ist, „einen ordentlichen Prozeß aufzurichten“, weil sonst „würden auch die Konfiskationen hinterbleiben und per consequens die Mitteln die Soldateska zu contentiren und die treue Diener zu recompensiren“. Piccolomini wird ungeduldig, da er nicht schnell genug seine Recompens bekommt und will seinen Abschied nehmen u. s. w.[1])

[1]) Die Lösung der Wallenstein-Frage. Berlin 1881, Kinsky u. Fesquières 1882.

[1]) Weiteres hierüber bei Schebek a. a. O. S. 318—324.

Mittheilungen und Nachrichten.

w. Kürzlich fand, wie schon berichtet worden ist, in Paris eine Racine-Ausstellung statt. Sie umfaßte 174 Nummern. Das vorzüglichste Stück war eine 118 Briefe umfassende Sammlung von Korrespondenzen Racine's, zumeist an seinen Sohn, den Abbé Le Nasseur und Boileau gerichtet. Auch die beiden Testamente des Dichters waren in Urschrift zur Stelle. Aus der Jugendzeit Racine's ist hervorzuheben die Albina des Sophokles, in den Stücken Ajax, Oedipus und Elektra mit Anmerkungen versehen, weiter die von Moret besorgte Ausgabe von Aristoteles' Nikomachischer Ethik (Paris 1560), ebenfalls in der ersten Hälfte von dem jungen Dichter mit Randnoten ausgestattet, endlich ein Bündel von 76 Blättern mit der Aufschrift: Extraits de Saint Basile, écrits par Jean Racine, pendant qu'il étudiait à Port-Royal en 1656. Aus der Reihe der Druckwerke verdient besonders eine Nummer Beachtung, nämlich die editio princeps des Stückes Esther (1689) mit der Widmung des Dichters à Madame la marquise de Maintenan.

* **Berlin.** An der hiesigen Universität hat sich Dr. med. Ludwig Pick, Assistent für pathologische Anatomie an der Landau'schen Frauenheilanstalt, als Privatdozent habilitirt.

HK. **Oxford,** 19. Juni. Dem gefeierten Naturforscher Charles Darwin ist am 14. Juni d. J. im naturwissenschaftlichen Museum unsrer Hochschule ein Standbild geweiht worden. Die lebensgroße, von dem verdienten Bildhauer Pinter aus grauem Sandstein gemeißelte und vortrefflich gelungene Statue, ein Geschenk des Professors der Zoologie Poulton dahier, hat ihre würdige Aufstellung zwischen den früher gestifteten des großen Botanikers Linné und des Astronomen Newton gefunden. Sie zeigt uns die greise Figur Darwins aufrecht stehend, entblößten Hauptes, mit übereinander gekreuzten Füßen und Händen, in einen Mantel gehüllt, die Stirne von Gedanken durchfurcht und den forschenden Blick auf den Boden gerichtet. Nach der übereinstimmenden Ansicht mehrerer persönlicher Freunde und Verehrer, die bei der Einweihung zugegen waren und im Leben dem Gefeierten näher

ſtanden (darunter auch ſeines eigenen Sohnes, Francis Darwin, Profeſſors der Botanik in Cambridge) wurde die Statue als ein Standbild von ſprechender Aehnlichkeit anerkannt und geprieſen. In treffenden Worten gab der Vizekanzler der Univerſität Dr. Fowler zur Eröffnung des Feſtaktes dem weitreichenden Einfluſſe und der tiefen Bedeutung Ausdruck, welchen Darwins reformatoriſche Methode ſeit dem Erſcheinen ſeines erſten bahnbrechenden Werkes über den Urſprung der Arten auf allen Gebieten der verſchiedenen Fakultäten unaufhörlich geübt hat. Die entwicklungsgeſchichtliche Forſchungsmethode war zwar ſchon vor Darwins Zeit bekannt. Aber dank ſeiner erfolgreichen Anwendung und glänzenden Veranſchaulichung dieſer Methode in der Naturforſchung hat dieſelbe ſeitdem als allgemein befolgtes Unterſuchungsmittel die weiteſte Verbreitung in jeder Wiſſenſchaft gefunden. — Den ehrenvollen Auftrag, die Statue zu enthüllen, erfüllte der greiſe Botaniker und Direktor der Royal Gardens zu Kew bei London, Sir Joſeph Hooker, der als langjähriger Freund und Mitforſcher des Verewigten wie kein Zweiter berufen war, aus eigener Erinnerung das enthüllte Standbild Darwins zu beleben und durch die Mittheilung edler Charakterzüge ſeines gefeierten Freundes zu ergänzen. Als Konſervator des Muſeums, worin das Denkmal ſeine Stätte fand, ſprach der Profeſſor der Anthropologie Tylor zuletzt noch dem geehrten Feſtredner Hooker für ſein Erſcheinen zu dieſer Feier öffentlichen Dank aus und bezeugte gleichfalls als einer der wenigen Forſcher, die Darwin noch im Leben nähergetreten waren, welchen unvergeßlichen Eindruck ſein umfaſſender Genius, verbunden mit ſeiner ſchlichten, offenen Natur, auf ihn machte. Nicht wie dem jüngeren Geſchlechte unſrer Zeit, das in Darwin lediglich die Verkörperung einer neuen philoſophiſchen Weltanſchauung ſieht, ſchwebte ihm derſelbe noch als lebendige Perſönlichkeit, als ein Prophet vor Augen, deſſen Vorbild die gegenwärtigen und künftigen Naturforſcher ermuthigen und anſpornen könne, die Grenzen ihrer Naturerkenntniß zur Förderung der allgemeinen Wohlfahrt unabläſſig zu vertiefen und zu erweitern.

* **Edinburgh.** Zum Profeſſor der Phyſiologie an der hieſigen Univerſität (als Nachfolger Rutherfords) wurde einſtimmig Prof. Schafer vom University College in London erwählt.

* An der Jubelfeier der Royal Institution in London betheiligte ſich die Univerſität Oxford durch Veranſtaltung einer beſonderen akademiſchen Feier in Chriſt Church mit darauffolgender Promotion zu Ehrendoktoren. Zu dieſer Auszeichnung, die am 8. Juni ſtattfand, wurden nur einige wenige ausländiſche Gelehrte erſehen, und zwar von Deutſchland Prof. Oskar Liebreich (Berlin), von Frankreich Henri Becquerel und Henri Moiſſan, Mitglieder der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris; von Amerika Simon Newcomb, Profeſſor der Mathematik und Aſtronomie an der Johns Hopkins-Univerſität, Baltimore; und von Italien Guglielmo Körner, Profeſſor der Chemie in Mailand. Von Engländern wird die Univerſität Oxford am 21. d. M. folgende Herren zu Ehrendoktoren promoviren: den Earl of Elgin, früheren Vizekönig von Indien, Lord Kitchener von Khartum, Sir Charles Haſtings, Direktor des kgl. Muſikinſtituts in London, Prof. Downing und den Direktor vom Britiſh Muſeum, Frederic Godman; ferner den Direktor der vatikaniſchen Bibliothek, Pater Ehrle.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. ſind folgende Schriften eingegangen:

Chr. Sandler: Volksſarten. München, R. Oldenbourg. — Franz Funck-Brentano: Die Baſtille in der Legende und nach hiſtoriſchen Dokumenten. Breslau, Schleſiſche Buchdruckerei, Kunſt- und Verlagsanſtalt von S. Schottlaender 1899. — Dr. K. Biedermann: Zeit- und Lebensfragen aus dem Gebiete der Moral. Ebd. — Wilh. Dieckmann: Lehrbuch des Kürzungsverfahrens nach der vereinfachten deutſchen Stenographie (Eingungsſyſtem Stolze-Schrey), 2. Aufl.; Schlüſſel zu dem Lehrbuch des Kürzungsverfahrens nach der vereinfachten deutſchen Stenographie. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1899. — Nachtrag zur Rangliſte der kaiſerlich deutſchen Marine für das Jahr 1899. Ebd. — Histoire des Variations de l'Etat-Major. I. Dreyfus. Paris, Georges Bellais 1899. — Dr. B. Donath: Die Einrichtungen zur Erzeugung der Röntgenſtrahlen und ihr Gebrauch. Berlin, Reuther u. Reichard 1899. — Dr. A. Cramer: Ueber die außerhalb der Schule liegenden Urſachen der Nervoſität der Kinder; Dr. A. Huther: Die pſychologiſche Grundlage des Unterrichts. (Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogiſchen Pſychologie und Phyſiologie. II. Band, Heft 5—6.) Ebendo. — Friedr. Paulſen: Kant, der Philoſoph des Proteſtantismus. Ebd. — Jahresberichte der königlich ſächſiſchen Gewerbe-Inſpektoren für 1898. Dresden, F. Lommatzſch (A. Schröder) 1899. — Internationale Revue über die geſammten Armeen und Flotten. 17. Jahrg. 8. Heft. Mai 1899. Dresden, Frieſe u. v. Puttkamer. — Dr. M. Wittenberg: Mündelgelder u. Hypothekenbanken. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1899. — Jul. Steinberg: Induſtrie und Ueberproduktion. Bonn, Friedr. Cohen 1899. — Raph. Ed. Lieſegang: Elektrolyſe von Gallerten und ähnliche Unterſuchungen. Düſſeldorf, Ed. Lieſegang 1899. — Dr. H. Neumann: Handausgabe des Bürgerlichen Geſetzbuchs für das Deutſche Reich. 6. Lieferung. Berlin, Franz Vahlen 1899. — Leonore Frei: Lebensfluth. Gedichte. Berlin, Ferdinand Dümmler 1899. — Joh. Nep. Hollweck: Zur Verſtaatlichung der bayeriſchen Volksſchule. Regensburg, Nationale Verlagsanſtalt (früher G. J. Manz) 1899. — Dr. M. Scherer: Recht der Schuldverhältniſſe des Bürgerlichen Geſetzbuchs für das Deutſche Reich. II. Buch, 6. Heft. Erlangen, Palm u. Enke 1899. — Dr. Jul. Port: Den Kriegsverwundeten ihr Recht! Zweiler Mahnruf. Stuttgart, Ferd. Enke 1899. — Dr. Jul. Marcuſe: Diätetik im Alterthum. Eine hiſtoriſche Studie. Ebd. 1899. — Ernſt Haeckel: Kunſtformen der Natur. 2. Lfg. Leipzig, Wien, Bibliographiſches Inſtitut 1899. — Ulr. Wille: Der Krieg. Sonderabdruck aus der „Zeitſchrift für Sozialwiſſenſchaft". Berlin, Georg Reimer 1899.

Bei Duncker & Humblot in Leipzig ſoeben erſchienen und durch die meiſten Buchhandlungen zu beziehen:

Ein Prozent.

Die Schaffung und Erhaltung einer

Deutſchen Schlachtflotte.

Von

Adolph von Wenckſtern.

Royal 8°. Preis 1 M. 40 Pf.

Der Verfaſſer weiſt auf die Notwendigkeit hin, die Stärke Deutſchlands zur See weit über den Rahmen deſſen hinaus zu entwickeln, was das Geſetz von 1897 beſtimmt hat. Er hält es für nationale Pflicht, ſchon jetzt die Weiterbildung der Flotte von 1905 ab und ihre Umwandlung aus einer Defenſiv- in eine Schlachtflotte zu befürworten und zur Diskuſſion zu ſtellen. Ein Prozent der Reichs-Einnahmen dauernd verwendet, würde der Flotte allmälig den Rang ſichern, den ſich die deutſche Armee vor Jahren erkämpft hat. (9903)

Tauchnitz Edition.
June 21, 1899.
The White Lady of Khaminavatka.
By (9902)
Richard Henry Savage,
Author of „My Official Wife" etc.
In 2 vols.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Für den Inſeratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1899. München, Donnerstag, 22. Juni. Nummer 140.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Eine Einführung in Aristoteles. Von R. Eucken. — Aus dem letzten Jahrzehnt vor dem Vatikankonzil. Von Lic. Leopold Karl Goetz. — Wallenstein und Carmagnola. III. (Schluß.) Von Dr. Marcus Landau. — Mittheilungen und Nachrichten.

Eine Einführung in Aristoteles.[1])

Die Bewegungen und Bedürfnisse des gegenwärtigen Lebens haben das Interesse von Aristoteles abgelenkt, und auch die gelehrte Forschung besaßt sich weniger mit ihm als es eine Zeit lang, namentlich durch den Einfluß Trendelenburgs, geschah. Aber trotzdem bleibt Schellings Wort unwiderlegt: „daß derjenige nichts Dauerhaftes schaffen wird, der sich nicht mit Aristoteles verständigt und dessen Erörterungen als Schleifstein seiner eigenen Begriffe benutzt hat“. Denn Aristoteles' Arbeit ist einmal so tief in den historischen Bestand nicht nur der Wissenschaften, sondern auch der gesammten Kultur eingegraben, und sie umfängt uns von der Tradition her so sehr bis in die einzelnen Begriffe und Ausdrücke hinein, daß ohne eine Auseinandersetzung damit dem eigenen Unternehmen die volle Klarheit in Ja und Nein fehlen muß. Sich über Aristoteles orientiren heißt sich über die historischen Voraussetzungen unsrer eigenen Lage orientiren. So ist es mit Dank zu begrüßen, daß die bekannte Sammlung „Frommanns Klassiker der Philosophie“, welche bisher nur neue und auch allerneueste Denker brachte, nun auch ein Werk über Aristoteles bringt, und mit weiterem Dank zu begrüßen, daß ein so tüchtiger und sachkundiger Forscher wie Prof. Siebeck die keineswegs leichte Aufgabe übernommen hat.

Es hat nämlich eine summarische Behandlung des Aristoteles große Schwierigkeiten. Sie kann unmöglich vor Augen führen, was ein Hauptstück der Größe des Mannes bildet: die enge Verflechtung der leitenden Gedanken mit einem unermeßlichen Reichthum lebendiger Anschauung, die Gegenwart der gesammten griechischen Welt in seinen Begriffen. Auch ist Aristoteles keine mit scharfer Eigenthümlichkeit ausgestaltete, überwältigend anziehende oder schroff abstoßende Persönlichkeit; bei aller Energie und Gediegenheit seiner Arbeit kann er in dem Ganzen seiner Denkart leicht nüchtern und farblos erscheinen; fehlt es in Wahrheit bei ihm keineswegs an seelischer Innerlichkeit und persönlicher Theilnahme, so verschlingt und verbirgt sich das so sehr in das Detail seiner Arbeit, daß eine übersichtliche Betrachtung es höchstens andeuten kann. Aber gegenüber diesen Nachtheilen hat eine solche Betrachtung auch ihre Vortheile. Es ist von eigenthümlichem Reiz und Werth, den reichen Ertrag der Lebensarbeit dieses Mannes in knapper Uebersicht zusammengefaßt und gewürdigt zu sehen, nichts kann seine einzigartige Leistung so anschaulich machen wie eine solche Konzentration auf das Wesentliche. Von der Behandlung durch Siebeck aber dürfen wir sagen, daß sie den beherrschenden Gesichtspunkt richtig gewählt und konsequent festgehalten hat: sie schildert die Arbeit in ihrer weltgeschichtlichen Stellung, wie sie die Leistung des Griechenthums zusammenfaßt und auf einen wissenschaftlichen Ausdruck bringt, damit aber in gewaltiger Weise auf alle Folgezeit wirkt. Indem der Blick sowohl rückwärts als vorwärts gewandt wird, ergibt sich eine Durchsicht der gesammten geschichtlichen Bewegung der Wissenschaft und es treten mit besonderer Deutlichkeit die großen Wendepunkte hervor, welche über ihren Lauf entschieden.

Die Untersuchung folgt einem einfachen Gesammtplan. Es wird zunächst über die Entwicklung der griechischen Philosophie bis Aristoteles, sowie über das Leben des Denkers kurz und klar berichtet; gern hätten wir auch sein inneres Verhältniß zur griechischen Kultur in einigen Zügen geschildert gesehen. Dann kommen die einzelnen Hauptgebiete der Arbeit. Die Metaphysik und die Naturphilosophie stehen voran, als über die Gesammtrichtung des Denkers entscheidend. Vortrefflich findet sich dargelegt, wie energisch Aristoteles das Weltbild umgestaltet, indem er die Grundgedanken des Platonismus kräftiger auf die unmittelbare Wirklichkeit bezieht und zähe in sie hineinarbeitet. Die Ideen nicht als überweltliche Werthe, sondern als innerweltliche, in den Dingen selbst wirkende Potenzen verstehend, gewinnt er einen fruchtbaren Begriff der Entwicklung, vollzieht er eine eingehende Analyse des Werdens, scheidet er Potenzialität und Aktualität und weiß er zugleich den Gegensatz von Materie und Form fließend zu machen. Die Hauptarten der Bewegung werden gesondert und gegeneinander abgegrenzt, das Verhältniß von Allgemeinem und Besonderem in einer selbständigen, wenn auch nicht einwandfreien, so doch höchst folgenreichen Weise bestimmt. Zugleich erwächst eine eigenthümliche Ueberzeugung von Gott und Welt, welche über den Gegensatz von Theismus und Pantheismus hinausstrebt; die Welt schließt sich zu einem wohlgefügten Bau zusammen, dessen Festigkeit später freilich zu einer schweren Hemmung wurde. Die Begriffe von Zeit und Raum werden zum erstenmal präzis fixirt, eine organische und dynamische Erklärung des Naturprozesses nicht nur in allgemeinem Umriß entworfen, sondern mit großer Energie in die ganze Fülle des Einzelnen hineingearbeitet.

Besonders wichtig wird der Begriff des Organischen, der hier zuerst auftaucht, für das Reich des Lebendigen und für das Verhältniß von Körper und Seele. Jenes unermeßliche Reich wird mit Hülfe des Gesetzes der Analogie durchgehenden Begriffen einfacher Art unterworfen und in eine fortlaufende Kette des Lebens verwandelt. Bis in die Gegenwart hinein hat die biologische Wissenschaft trotz alles Wandels der Grundanschauungen eine Fülle von Anregungen und auch von Beobachtungen dorther empfangen. Leib und Seele werden in einer monistischen Tendenz aufeinander angewiesen, ohne sich zu vermengen, es entsteht das erste wissenschaftliche System der Psychologie, das sowohl in der Beobachtung und Beschreibung als in der deutlichen

[1]) Aristoteles von Hermann Siebeck (Frommanns Klassiker der Philosophie VIII) 142 S. Stuttgart 1899.

Digitized by Google

Sonderung verschiedener Funktionen und Stufen eine hervorragende Größe hat. Aristoteles hat unter anderem die Grundlagen der Lehre von der Assoziation und Reproduktion der Vorstellungen geschaffen und damit die Anfänge einer Vorstellungsmechanik gegeben. Aber zugleich ist sein volles Interesse den höchsten geistigen Funktionen zugewandt, namentlich bildet seine Erkenntnißlehre mit der Feinheit ihrer Analogie, ihrem genetischen Charakter, ihrem Streben nach Ausgleichung aller Interessen eine Leistung von bleibender Bedeutung. Wenn hier die Forderung eines selbständigen Denkens über den anfänglichen Monismus hinaustreibt, so mag das als ein unausgeglichener Widerspruch Tadel finden, aber es ist zugleich ein Zeichen für den Wirklichkeitssinn eines Mannes, der lieber einen solchen Spalt erträgt, als daß er den Thatsachen Gewalt anthut.

Zeigt so Aristoteles auf allen Gebieten der reinen Theorie Leistungen ersten Ranges, so bleiben seine Gedanken über die praktische Philosophie in keiner Weise dahinter zurück. Nur lassen sie sich noch weniger in einzelne Punkte kurz zusammendrängen. Aristoteles hat das erste System der Ethik geschaffen, ein System, das eine durchaus ideale Werthschätzung bekennt, das aber zugleich einen engen Zusammenhang mit dem nächsten Dasein wahrt und das die natürlichen Grundlagen unsres Daseins nie aus dem Auge verliert. Ebenso klar wie tief wird hier das Wesen des Glückes bestimmt und dem später oft mißverstandenen Eudämonismus seine klassische Gestalt gegeben. Theoretische und praktische Thätigkeit scheiden sich deutlich, erhalten eine Ausprägung ihrer Eigenthümlichkeit und werden gegeneinander abgewogen. Die praktische Tugend wird als die rechte Mitte bestimmt, in einer Weise, die wir der späteren Lehre vom juste milieu nicht so nahe rücken möchten wie Siebeck es thut. Denn ein Denker, der in der Großgesinntheit (*μεγαλοψυχία*) die Krone aller Tugend sieht, bleibt bei aller Annäherung im einzelnen prinzipiell fern von jener mehr epikuräischen und utilitaristischen Lehre. Wunderbar versteht es Aristoteles als Ethiker, eine Fülle von Leben in Begriffe zu fassen, sowie einen Glauben an die Kraft des Guten zu wahren, ohne ein verfälschendes Idealisiren. Die Innerlichkeit seiner Denkart und die Feinheit seines Empfindens erscheint nirgends deutlicher und anziehender als in den Erörterungen über die Freundschaft, die in allem, was sie menschlich auszeichnet, stets auch das Charakteristische der griechischen Lebensanschauung klar durchschimmern läßt.

Aristoteles' Verdienste um die Staatslehre sind so allgemein anerkannt, daß der Darsteller sich hier kürzer fassen konnte. Bei der Kunstlehre war die Kürze schon durch die Knappheit der Ueberlieferung geboten, doch gibt dabei Siebeck eine selbständige Fassung der vielbesprochenen Lehre von der Katharsis, die viel Gewinnendes hat. Auch die Kunstlehre hat Aristoteles zuerst als eine besondere Disciplin der Philosophie behandelt, den geistigen Werth der Kunst hat er zuerst wissenschaftlich umfaßt; wie mächtig aber seine Lehre vom Drama gewirkt hat, ist Allen bekannt. Die Darstellung schließt mit einer kurzen Betrachtung der aristotelischen Methodenlehre. Hier bewundern wir den Denker als einen großen Analytiker, der das System der Logik fest begründete, die Gesetze des wissenschaftlichen Beweises auf einfache Formen brachte und im besonderen die Technik des deduktiven Verfahrens in vortrefflicher Weise zergliederte.

Nach diesem Ganzen der Darstellung folgt ein kürzerer Abschnitt zur Würdigung der aristotelischen Philosophie voll eindringender und anregender Gedanken. Die bleibende Bedeutung des Aristoteles findet der Verfasser mit Recht darin, daß seine Philosophie das erste umfassende System der Wissenschaft gegeben hat, und zwar nicht nur in kühnem Entwurfe, sondern in solider und gleichmäßiger Ausführung. Auch in dunklen und trüben Zeiten hat diese aristotelische Leistung den Begriff und das Ideal wissenschaftlicher Bildung kräftig gegenwärtig gehalten. Wohl stellte sich vieles später als irrig heraus, und gerade die systematische Behandlung des Aristoteles wirkte insofern schädlich, als sie zu einem Abschluß drängte, wo erst eben mit der wissenschaftlichen Arbeit begonnen war. Aber trotzdem bleibt das Ganze ein wesentliches Stück der geistigen Erziehung der Menschheit. Sachlich vermißt der Verfasser an der aristotelischen Lebensanschauung vor allem dieses, daß die Idee der Persönlichkeit hier nicht zu ihrem vollen Rechte gelange und im Geistesleben zu sehr die reine Denkthätigkeit den Vorrang behaupte. Weiter aber ist es nach ihm der Gegensatz des antiken und des modernen Lebensideals, welcher einen einfachen Anschluß verbietet. Die antike Anschauung nimmt die erfahrungsmäßige Wirklichkeit für das allumfassende Ganze. Es gibt hier nichts Unabsehbares für das Wissen und nichts Unerreichbares für das Handeln. Die Welt erscheint als die Bethätigung eines göttlichen Grundes, der sich in ihr vollständig erschließt. Demgegenüber fordert der Verfasser eine Ueberhöhung im Sinne des Platonismus und der christlichen Grundüberzeugung, nach welcher für die Persönlichkeit das nächste Dasein nur den Standort bietet, einen Ausblick auf ein überweltliches Leben zu gewinnen. Aber so entschieden er insofern über die aristotelische Art hinausstrebt, die Welterkenntniß und Weltarbeit im Sinne des Aristoteles erscheint ihm als eine nothwendige Seite und Stufe des gesammten Lebensprozesses. Er schätzt an der aristotelischen Ueberzeugung das energische Streben, nach dem dem Menschen eigenthümlichen Erkennen und Handeln. Er schätzt das Maßhalten, die Absteckung fester Ziele, die Anerkennung der Entwicklung, die künstlerische Auffassung der Welt, den schaffensfreudigen Optimismus mit seiner Hochhaltung des Großen und Schönen. So ist das aristotelische Lebensideal, wenn auch durch die weltgeschichtliche Arbeit überholt, doch keineswegs entwerthet. „Eine wirklich fruchtbare Auffassung und Bewährung des neuen Welt- und Lebensideals war und ist immer nur da möglich, wo das frühere, soweit es nach der Höhe zu wirken vermag, zu seinem Recht gekommen ist. Und so bedeutet der Aristotelismus auch nach dieser Seite hin ein unverlierbares Gut für das geistige Leben der Menschheit."

R. Eucken.

Aus dem letzten Jahrzehnt vor dem Vatikankonzil.

Von Lic. Leopold Karl Goetz (Passau).

Friedrich Nippold blickt bald auf eine 40jährige schriftstellerische Thätigkeit als Kirchenhistoriker zurück. Ziehen wir aus dieser langen Arbeit die Summe, so dürfen wir ihn als einen der besten Kenner des Katholizismus unter den Protestanten ansehen, der für seine Person den Vorwurf entkräftet, der nicht mit Unrecht den Protestanten manchmal gemacht wird, daß sie für innerkatholische Dinge kein rechtes Verständniß haben, ein Umstand, der sich in den kirchenpolitischen Verhandlungen protestantischer Regierungen mit Rom zum großen Schaden Deutschlands schon geltend gemacht hat. Dieser Vorzug Nippolds, der ihn ganz besonders zum Geschichtsschreiber der neueren Kirchengeschichte befähigt, ist auch katholischerseits schon in den ersten Jahren der Gelehrtenthätigkeit Nippolds anerkannt worden. Daß er ihm von Beginn seiner schriftstellerischen Wirksamkeit an zu eigen war, kann der, der es bisher noch nicht gewußt hat, im einzelnen genau kennen lernen an einem Sammelband von Schriften, die Nippold unter dem diesem Artikel vorangesetzten Titel als ersten Band „Kleiner

Schriften zur inneren Geschichte des Katholizismus" veröffentlicht hat (Jena bei Costenoble 1899, groß 8°, 566 Seiten). Es sind gedruckte und ungedruckte Aufsätze, Vorträge, Broschüren, die Nippold in den Jahren 1861 bis 1870 veröffentlicht und nun, da sie zum großen Theil vergessen sind, neu herausgegeben hat.

Das Jahrzehnt von 1860 bis 1870 ist, wie Nippold mit voller Berechtigung es auch so ansieht, wirklich für die innere Geschichte des Katholizismus im 19. Jahrhundert ungemein bedeutungsvoll gewesen. Nippold selbst hat 1863 die damalige Zeit und Lage des Katholizismus mit der Zeit vor der Reformation verglichen und gestaunt über die frappante Aehnlichkeit jener Zeit mit der von 1860—1870. Jenes Jahrzehnt brachte die doppelte Entwicklung des neueren Katholizismus zum Abschluß, die zwei Seelen, die in ihm lebten, fanden ihre konkrete Ausgestaltung, die eine als unfehlbares Papstthum, die andere als Altkatholizismus.

Die Aufsätze Nippolds sind mannichfachen Inhalts und behandeln die verschiedensten Gebiete im katholischen Leben. Sie entstanden quasi als Begleiter seiner größeren wissenschaftlichen Arbeiten. Studien über die Wiedertäufer und daraus hervorgegangene Monographien über Heinrich Niklaes und David Joris führten Nippold nach Holland. Dort wurde er mit der kleinen, aber seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts bestehenden katholischen Kirche der holländischen Altkatholiken bekannt und lernte nun da einen Katholizismus kennen, der bei allem hyperkonservativen Festhalten am Katholischen doch auch in der Stellung, die er zum Protestantismus einnahm, sich weit vom modernen römischen Katholizismus unterscheidet. Und sicher ist diese Bekanntschaft für Nippold von Bedeutung dafür gewesen, daß er es, wie wenige Protestanten, später immer verstanden hat, Katholizismus und Ultramontanismus wohl zu scheiden und auseinanderzuhalten, allerdings in einem etwas tieferen Sinn und in gehaltvollerer Weise als es heutzutage in den Tagesblättern Mode ist. Krankheit führte Nippold einige Jahre in den Süden und den Orient. Im Süden lernte er eine andere Form des Katholizismus kennen, die von P. Passaglia geführte Richtung der katholischen Geistlichen, die entgegen den Verdammungsurtheilen Pius' IX. wie seines Nachfolgers, Leo's XIII., das neugeschaffene Königreich Italien als loyale Patrioten anerkennen wollten.

Im Orient traten ihm die verschiedenen Formen des morgenländischen Katholizismus leibhaftig vor die Augen, und er konnte so aus eigener Anschauung sich ein Bild machen von dem religiösen Wesen dieser Kirchen, die im Abendland von Leuten, die ihnen nie nähergetreten sind, meistens mit dem bequemen Schlagwort „erstarrte, verknöcherte, geistig todte Kirchen" abgethan werden, ganz zu Unrecht, wie Jeder sagen muß, der dieses morgenländisch katholische Leben mit katholischen Augen aus der Nähe betrachtet. Zu anderen Studien über die Minirarbeit des Ultramontanismus im kleinen boten dem Verfasser die heimathlichen Verhältnisse in der konfessionell gemischten Vaterstadt Gelegenheit. Ein Aufenthalt in Wiesbaden, dem Nippolds Habilitirung in Heidelberg vorangiug, verschaffte ihm einen gründlichen Einblick in das Treiben des Mainzer ultramontanen Lagers unter der Führung des Bischofs Ketteler. Den ersten Dozentenjahren entstammten die auch heute noch sehr beachtenswerthen Aufsätze über den Konfessionswechsel im 19. Jahrhundert und den Jesuitenorden seit seiner Wiederherstellung. Eine Frucht der Bearbeitung des Lebens Bunsens ist dann die werthvolle, nach Bunsens Papieren gegebene Schilderung der verschiedenen Stadien des sogenannten preußischen Kirchenstreites. Andere Aufsätze erwuchsen aus den Arbeiten für sein Handbuch der neuesten Kirchengeschichte, andere beschäftigen sich besonders mit den kirchlichen Zuständen im Nassauischen, bieten eine Kontroverse mit Bischof Ketteler. Seinen ganz logischen Abschluß findet der Band in der Erzählung und Wiedergabe der Beziehungen, in die Nippold zu einem späteren altkatholischen Pfarrer in Bayern (Renstle in Mering) trat.

Der Mannichfaltigkeit der Aufsätze entspricht durchaus ihr innerer Werth, den sie auch heute noch haben für Jeden, der eine rechte Anschauung vom inneren Leben des modernen Katholizismus gewinnen will.

Diese Aufsätze, die das erste Jahrzehnt der Schriftstellerthätigkeit Nippolds umfassen, offenbaren dort schon die spezifische Eigenart Nippolds, die, je länger er arbeitete, je mehr er sein historisches Wissen nach allen Seiten ausbreiten und vertiefen konnte, desto ausdrucksvoller zu dem hohen Vorzug wird, den die Nippold'sche Geschichtsdarstellung bietet. Und das ist: Nippold schreibt nicht die Kirchengeschichte in den stereotypen Formen und Rubrizirungen, in denen das gewöhnlich geschieht, er bietet nicht nur dem Theologen und Historiker, sondern Jedermann, der sich für den geistigen Lauf der Welt interessirt, eine von umfassendem Wissen und eingehender Kenntniß der in Frage stehenden Verhältnisse getragene geistvolle Geschichte der neueren Kultur vom religiösen Gesichtspunkt aus. Er ist der religiöse Kulturhistoriker par excellence, darin liegt seine Hauptbedeutung und darin ist er — man lernt das mehr und mehr kennen, wenn man seine Werke liest und in der Lage ist, ihren wissenschaftlichen historischen Untergrund selbst beurtheilen und würdigen zu können — vollendeter Meister. In dieser seiner Eigenart des Schaffens, nicht bloß eines schematischen Aufzählens der Dinge, sondern eines wirklichen Produzirens, weiß er mit dem Geist und dem Weitblick des echten Historikers in den privaten Vorkommnissen in dem engen Familienkreis, in dem Rahmen kleinstädtischen Lebens wie im Gang der Kirchenpolitik mit sicherem Griff das herauszunehmen, was für die Weiterentwicklung der religiösen Kultur bleibenden Werth hat und darum mit den verwandten Erscheinungen zu einem Teppich zusammengewebt werden muß.

Wie schon erwähnt, kommt ihm da vor allem seine eindringende Kenntniß des katholischen Lebens sehr zu statten.

Wer wie der Referent als Katholik, d. h. als Altkatholik, gewohnt ist, das spezifisch katholische Leben ständig zu studiren, in der Geschichte wie im heutigen Leben des Katholizismus dem katholischen Wahrheitskern nachzugehen, ihn loszulösen von den verschiedenen Umhüllungen, die der moderne Romanismus, zumal unter der Signatur jesuitischer Frömmigkeit und Bigotterie einerseits und konfessioneller Verhetzung andrerseits, um ihn gelegt hat, für den ist es ein Genuß, an Aufsätzen, die einige Jahrzehnte zurückliegen, nachzuprüfen, wie feinfühlig Nippold dem katholischen Leben gegenübersteht, wie er die Vorzüge seiner Eigenart zu schätzen weiß, wie er andrerseits die Methode und Taktik des Ultramontanismus bis ins kleine Detail hinein verfolgt und klarlegt, wie er vor allem den rechten Blick hat für den Grundfehler des Ultramontanismus, wie er heute die ganze abendländisch-katholische Kirche mit Ausnahme des Altkatholizismus eingenommen hat, für das πρωτον ψευδος der römischen Kirche, aus dem ihre ganze Stellung aller anderen staatlichen wie religiösen Welt gegenüber resultirt: die Gleichsetzung und Gleichwerthigerklärung von Christenthum und römischem Katholizismus.

Man lernt Nippold als Kulturhistoriker des Romanismus umsomehr würdigen, wenn man klar vor Augen sieht, wie heute, 1899, vieles von dem eingetroffen ist, was er 1860—1870 dem Katholizismus prophezeit hat, wenn man die katholische Kirche des Abendlandes weit vorgeschritten in der Entwicklung sieht, die ihr Nippold vor nahezu 40 Jahren vorausgesagt hat. Einzelne Beispiele dafür bieten die Aufsätze genug, und mit großer wissenschaftlicher

Genugthuung darf Nippold an einzelnen Stellen bemerken, daß jetzt, im Jahre 1899, eingetroffen ist, was er damals schrieb.

Sein Blick für die geschichtliche Entwicklung ist dabei nicht getrübt durch einen engherzigen Parteistandpunkt, der interkonfessionelle Zug in seiner Auffassung und Darstellung macht sich damals schon in wohlthuender, geistvoller Weise geltend. Ein Beispiel sei dafür citirt, das auch für die durch das Vatikanum von 1870 geschaffene Lage, die Stellung des Protestantismus zum Alttatholizismus und zum Romanismus, von großer Bedeutung ist. Im Jahre 1861, bei Schilderung des P. Passaglia und seines nationalen Katholizismus, schrieb Nippold: „Es kommt mir immer aufs neue die Erwägung, ob nicht unsre Evangelisationsthätigkeit in dem der Religion so entfremdeten Italien viel nachhaltiger durch Erweckung des ethischen Elements in einem nationalen und aufgeklärten Katholizismus wirken würde, als durch Propaganda für irgend eine Form des Protestantismus." Das ist ein Wort, dessen innere Berechtigung in der Zukunft immer klarer werden wird, wenn der große Entscheidungskampf zwischen dem Romanismus und der religiösen Kultur, wie sie der Altkathotizismus und der Protestantismus bieten, näherrückt und zum unvermeidlichen Ausbruch kommt.

Der interkonfessionelle Zug der Geschichtsschreibung Nippolds zeigt sich in diesen Aufsätzen auch schon in den Parallelen, die er zwischen den gleichzeitigen Entwicklungen in der katholischen und evangelischen Kirche zieht.

Seine Auffassung der Kirchengeschichte als religiöser Kulturgeschichte macht sich auch geltend in seiner dem katholischen wie protestantischen engherzigen Konfessionalismus, der nur hier das lautere Wort Gottes, nur dort den wahren Glauben sieht, gegenüberstehenden Auffassung der Konfessionen, als individuell berechtigter Gemüthsstimmungen, über die er sich erheben will zu den großen allgemeinen Aufgaben der Menschheit, sie kommt gegenüber der römischen Verdammung des Zeitgeistes zum Vorschein als Würdigung des Zeitgeistes und der modernen Kultur, als des Produkts der Geschichte, d. h. der göttlichen Vorsehung, das darum mächtiger ist als alle erdenkbaren Syllabusse von Bannflüchen.

Ein Werth des Buches soll schließlich nicht vergessen werden; es bietet eine Menge biographischer Einzelheiten, durch die man einen Einblick in den Lebens- und Arbeitsgang Nippolds bekommt, und dieser Einblick ist um so interessanter, als er, wie Nippold schreibt, die einzige Form ist, in der er die Bitte um Abfassung einer Autobiographie erfüllt. Von besonderem Reiz sind dabei die Beziehungen, in denen Nippold zum dermatigen preußischen Kronprinzen, späteren Kaiser Friedrich, sowie überhaupt zum preußischen Königshause stand, und die Aufzeichnungen über verschiedene Audienzen.

Im ganzen genommen wird, wer sich für die innere Entwicklung des Katholizismus im 19. Jahrhundert interessirt, das Buch mit großem Genuß lesen und reiche Anregung und Belehrung aus ihm schöpfen. Seinem Verfasser ist, als im Interesse der Kirchen- und Kulturgeschichte unsrer Zeit, zu danken, daß er diese Aufsätze, die weit zerstreut und infolgedessen so gut wie vergessen waren, gesammelt und neu herausgegeben hat, denn sie sind in der That von bleibendem Werth.

Wallenstein und Carmagnola.

III. (Schluß.)

Noch geringfügiger als die historische ist die dramatische Literatur über Carmagnola im Vergleich mit der über Wallenstein. Die Dramatisirung der Geschichte des Letzteren begann schon wenige Jahre nach seinem Tode und die Wallenstein-Dramen in deutscher und in andern Sprachen sind vor Schiller so zahlreich, daß sie schon Stoff zu ausführlichen Monographien (Vetter, Irmer und Andere) geliefert haben. Als Episode hat der Venetianer Francesco Loredano um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Katastrophe Wallensteins (Lovastine) in das zweite Buch seines Romans „La Dianea" eingeschattet.[1]) Carmagnola ist meines Wissens kaum ein dutzendmal dramatisirt worden.

Ich werde hier selbstverständlich die Untersuchung über die Quellen von Schillers „Wallenstein" nicht nochmals vornehmen und mich hauptsächlich mit seinem Verhältniß zu Manzoni's Drama und beider zur Geschichte und zum Militarismus beschäftigen.

Diesen konnte Schiller nur aus der alten Geschichte und der Wallensteins kennen, die der Condottieri hat er nicht studirt, und der vollkommenste moderne Repräsentant des Militarismus, trat erst gleichzeitig mit Schillers Drama auf die Weltbühne. Napoleon übernahm das Kommando der italienischen Armee im März 1796, und im selben Monat begann Schiller sich mit Wallenstein zu beschäftigen. Im November ist er noch mit dem Studium der Quellen beschäftigt. Im Hochsommer 1797 unterbricht er die Arbeit, um sich ihr erst im Oktober wieder zuzuwenden, während der Friede von Campo Formio geschlossen wird.

Mit dem Zuge nach Aegypten beginnt das Große und Ungewöhnliche Bonaparte's deutlich hervorzutreten und

> . . . . an des Jahrhunderts ernstem Ende,
> Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird,

wo man die 150 Jahre alte feste Form zerfallen sieht, bringt er auch mit dem „Unternehmen kühnen Uebermuths" und dem „verwegenen Charakter" ein Seitenstück zu dem jungen französischen Sieger,

> Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
> Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,
> Der Ehre höchste Staffeln rasch erstieg,

auf die Bühne.

Langsam vollendet sich das Werk. Der, wie Goethe sagt, „vor seinem Genie sich immer mehr ausdehnende Gegenstand ward von ihm auf die mannichfaltigste Weise aufgestellt, verknüpft, ausgeführt", und es ist nicht anzunehmen, daß die gleichzeitigen gewaltigen Weltereignisse darauf ganz ohne Einfluß blieben. Aber der letzte Theil der Trilogie ging doch ein halbes Jahr vor dem 18. Brumaire über die Bühne. So konnten Verrath und Staatsstreich keinen Einfluß auf das Stück haben, und wie der Held als „der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel", hat der Dichter nicht mehr erlebt.

Anders Manzoni, der sein Drama im Jahre 1816, bald nach dem zweiten Sturz Napoleons, zu schreiben begann und es kurz vor dessen Tod vollendete. Er hat das Aufsteigen und den Sturz des großen Corsen miterlebt, und wie tief der Eindruck war, den beides auf ihn gemacht hat, ersieht man aus seiner berühmten Ode „Der fünfte Mai", die er an demselben Tage, an dem er die Todesnachricht erhielt, gedichtet hat. Aber nichts erinnert in seinem Carmagnola, daß er Zeitgenosse eines so gewaltigen Charakters war.

> Das stürmische, doch bebende
> Erfreu'n an großem Planen,
> Die Angst des Herzens, das ungezähmt
> Dienend nach dem Reiche gelüstet,

---

[1]) Derselbe Loredano hat auch die Katastrophe (Morte de Volestain), wie es scheint, kurz danach in Form eines Briefes geschildert, der manche interessante, aber novellistisch ausgeschmückte Details enthält. Er schildert Wallenstein als Rebellen, bemerkt aber, daß selbst dessen größte Feinde seinen Tod bedauerten. Merkwürdig ist es, daß von diesem Venetianer die Aehnlichkeit mit dem Fall Carmagnola gar nicht erwähnt wurde.

kommt in seiner Tragödie gar nicht zum Ausdruck, und noch weniger gelangt das Kriegerische, der eigentliche Militarismus zur Erscheinung.

Wie von der Geschichte, so ist der Militarismus auch von der Dichtkunst vernachlässigt worden. Selbst in den verhältnißmäßig vielen Dramen, in denen Cäsar oder Napoleon der Held ist, tritt das Wesen des Militarismus nicht in seiner vollen selbständigen Bedeutung hervor. De Sanctis sagt, Manzoni habe sich eingebildet, der Inhalt seines „Carmagnola" sei der Kampf zwischen Zivil- und Militärgewalt. Ob er sich das eingebildet oder vorgenommen hat, weiß ich nicht, jedenfalls ist das Eigenthümliche des Militarismus darin wenig zum Ausdruck gekommen. Nur in der zweiten Scene des dritten Aktes spricht Carmagnola von der Käuflichkeit der Soldaten, die nur um Sold dienen, als ob er selbst aus Ehre oder Patriotismus den Venetianern diente, und im fünften Akt verlangt er, wie jetzt die französischen Generalstäbler, daß Militärs nur von Militärs gerichtet werden sollen. Es hängt dies mit dem ganzen Plane der Tragödie zusammen, welche gewissermaßen ein umgekehrter Dreyfus-Prozeß ist. Carmagnola ist das unschuldige Opfer, die venetianische Regierung spielt die Rolle des französischen Generalstabs.

Viel lebhafter und naturtreuer hat Schiller den Militarismus mit seinen Sonderinteressen und seinem Sonderleben, besonders im „Lager" und in einigen Scenen der „Piccolomini" geschildert. Auch das rein Finanzielle und Geschäftliche kommt (Lager XI) sehr gut zur Darstellung. Um ein Vierteljahrhundert jünger als Schiller, hat Manzoni sein Drama zwei Jahrzehnte nach dem „Wallenstein" geschrieben, der ihm gewiß bekannt war, aber es erscheint uns jetzt ganz veraltet, während die Schiller'sche Trilogie noch so frisch und interessant ist, als ob sie jetzt zum erstenmal aufgeführt würde. Freilich war Schiller gegen Manzoni insofern im Vortheil, als sein Thema an und für sich ein interessanteres, der Kampf um das ganze Deutsche Reich unter Theilnahme fast ganz Europa's ein viel großartigerer war, als der um ein paar lombardische Städte. Schiller hätte noch ein interessantes Wallenstein-Drama schreiben können, wenn er sich streng an die Geschichte gehalten hätte, während das, was in Bezug auf den Helden noch dunkel ist und vor 100 Jahren noch dunkler war, ihm für Motivirung und Episoden genügenden Spielraum ließ. Manzoni hielt sich zu sehr an das geschichtlich Ueberlieferte, von dem vieles jetzt als falsch angesehen wird. Daraus kann man ihm freilich keinen Vorwurf machen, denn der Dichter kann nur den zu seiner Zeit bekannten historischen Stoff dramatisiren; es ist ein glücklicher Zufall, wenn er etwas erfindet, was spätere historische Forschung als wahr erweist. Aber Manzoni hat nicht einmal das Geschichtliche ganz ausgenützt, es geschieht in seinem Drama zu wenig, es wird mehr gesprochen als gehandelt.

Er schrieb sein Drama unter dem Einfluß der deutschen Romantik, und die italienische Romantik macht darin ihre ersten schwachen Gehversuche. Goethe wünscht ihm Glück, „daß er, von alten Regeln sich lossagend, auf der neuen Bahn so ernst und ruhig vorgeschritten, dermaßen daß man nach seinem Werke gar wohl wieder neue Regeln bilden kann." In der That ist aber bei ihm nur die Lossagung von der Einheit der Zeit und des Ortes neu, das heißt für seine klassizistischen Italiener neu, und er selbst fand es noch nöthig, diese erschreckliche Neuerung in seiner Vorrede weitläufig zu vertheidigen und sogar sich auf klassische Dichter zu berufen, welche diese Einheitsgesetze vor ihm schon verletzt hatten. Es findet sich darin, wie Goethe meinte, „einiges, welches den gemeinen Menschenverstand anlächelt und selbst dem schon Ueberzeugten wohlgefällt". Aber ist nicht gerade die Einheit von Zeit und Ort etwas, was der „gemeine Menschenverstand" fordert und worüber Phantasie und Poesie sich hinwegsetzen? Mir kommt vor, daß man sie nur dann verletzen sollte, wenn, wie es im famosen § 14 der österreichischen Verfassung heißt, „sich eine dringende Nothwendigkeit dafür herausstellt", wofür dann das Publikum dem Dichter gern Indemnität ertheilt. Eine Verletzung dieser Regeln ohne Nothwendigkeit, ohne Nutzen für das Stück ist zum mindesten überflüssig. De Sanctis, den Mangel an Handlung im Carmagnola tadelnd, sagt, er lasse das Wichtigste im vierten Akt erzählen, weil er, auf das an das klassische Drama gewöhnte italienische Publikum Rücksicht nehmend, die Handlung nicht auf mehrere Jahre ausdehnen wollte. In der That dauert aber die Handlung des Dramas von dem Attentat auf Carmagnola (im August 1425), von dem der Doge in der ersten Scene als eben geschehen berichtet, bis zur Hinrichtung Carmagnola's (Mai 1432) sechseinhalb Jahre. Wie wenig Vortheil der Dichter aus dieser Verletzung der Einheit der Zeit gezogen hat, ersieht man daraus, daß der geistreiche Literaturhistoriker ihn mit dem Zwang der Regel zu entschuldigen für nöthig fand. Dem gegenüber könnte man fast sagen, daß Schiller die Einheit der Zeit gewahrt hat. Die Handlung der ganzen Trilogie dauert von Anfang Januar (Befehl zur Detachirung von 8000 Mann zum Kardinal-Zusanten) bis zum 25. Februar 1634, also keine zwei Monate, Wallensteins Tod nur zwei Tage. Und das hat ihn nicht gehindert, viel stärkere Effekte zu erzielen als Manzoni mit seinen sechseinhalb Jahren.

Unvermeidlich und genügend begründet ist bei diesem die Mißachtung der Regel von der Einheit des Ortes, aber das Verlegen der Handlung der drei ersten Scenen des zweiten Aktes in das Lager der Herzoglichen ist ein Fehler, da es unser Interesse von der Hauptperson abzieht, ohne es für die hier agirenden Nebenpersonen zu erregen. Der Dichter wollte damit wohl die Uneinigkeit der herzoglichen Truppenführer im Gegensatz zum allein gebietenden Carmagnola im venetianischen Lager zeigen, vergaß aber, daß die Herabsetzung des Besiegten den Ruhm des Siegers schmälert. Ueberdies langweilen uns die taktischen Auseinandersetzungen in diesem Kriegsrath. Von dem, was bei den Soldaten vorgeht, ist nur in wenigen Versen die Rede, uns das bunte Lagerleben vorzuführen wie Schiller, wagte er nicht; und das Treiben der Miethstruppen hätte doch dazu so reichen Stoff geboten! Ob die etwas lebhaftere Streitscene am Schluß dieses Kriegsraths, die doch mit großmüthiger Versöhnung endet, auf dem Theater höchst wirksam ausfallen müßte, wie Goethe meint, mag man wohl bezweifeln.

Nach diesen Scenen tritt ein Chor (von Landleuten oder vielleicht gar von Reportern?) ein, welcher, wie Goethe sagt, „in 16 Stanzen eine herrliche Beschreibung des Gefechts vorträgt." In der That sind aber nur zwei Stanzen der Beschreibung gewidmet, die ebensogut auf ein Gefecht im 16. oder 17. Jahrhundert passen könnte. Der Hauptzweck des Chors sind „die Klagen und traurigen Betrachtungen über das Kriegsunheil", worauf wir noch zurückkommen werden.

Von der historischen Wahrheit entfernt sich Manzoni, indem er Carmagnola an den Berathungen des Senats theilnehmen läßt, was nach den venetianischen Gesetzen nicht statthaft, ihm aber für die Exposition nöthig war. Schwerer zu begreifen ist, warum er das Attentat in Venedig statt in Treviso geschehen läßt, da es ja ohnehin nur erzählt wird. Gegen die Wahrheit, aber durch eine schöne Scene entschuldigt, ist auch das Wiedersehen Carmagnola's mit Frau und Tochter unmittelbar vor seiner Hinrichtung. Ugo Foscolo hat dem Dichter noch andere kleine Verstöße vorgeworfen, die zum Theil keine, zum Theil nicht der Rede werth sind.

Sehr gewissenhaft, aber auch ziemlich pedantisch theilt Manzoni im Personenverzeichniß die Handelnden in historische und ideale, das heißt von ihm erfundene Personen ein. Zu letzteren rechnete er sonderbarerweise auch die beiden Kommissäre der venetianischen Republik, bei Carmagnola's Armee, denen er nicht einmal eigene Namen gibt. Nun war es aber alter Brauch der Republik ihren Armeen Zivilkommissäre (Provveditori) beizugeben, und man kennt ganz genau die Namen der Kommissäre, welche sich während der Feldzüge Carmagnola's in seinem Hauptquartier befanden. Bei sorgfältigerem Studium hätte Manzoni wohl auch näheres über ihren Charakter und die Art ihres Auftretens erfahren, ihnen mehr individuelles Leben geben können. Goethe findet die Charaktere Beider „vortrefflich abgestuft". Der Eine ist heftiger, zum Widerstand geneigter, der Andere vorsichtiger und schlauer. Das ist wohl richtig, aber nicht genug dramatisch, und ihr Dialog in der vierten Scene des dritten Aktes macht eher den Eindruck eines unter zwei Rednern vertheilten Monologs.

Wie lebensvoll erscheint dagegen Questenberg neben diesen Strohmännern!

Den zwei Kommissären im Lager symmetrisch sind der Senator Marco und der Decemvir Marino in Venedig, ebenfalls „ideale Personen". Marco, der Freund Carmagnola's, nach Goethe „das löbliche menschliche Prinzip", Marino „das scharfe selbstische Prinzip, welches hier untadelig, da es nicht zu persönlichem Interesse, sondern zu einem unübersehlichen Ganzen wirkt." Auf der Bühne braucht man aber lebende Menschen, keine Prinzipien. Uebrigens ist dieser Marco eigentlich der direkte Nachkomme des confident der französischen Tragödien. Aber der Konflikt Max Piccolomini's zwischen seiner Liebe und der Pflicht ist so ergreifend, so voll Interesse, daß Manzoni auch in seinem Drama einen Konflikt haben mußte, und so lud er ihn auf die Schultern Marco's ab, der zwischen Freundschaft und Patriotismus zu kämpfen hat. Ja, es macht den Eindruck, daß Marino vom Rath der Zehn ihm nur deßhalb ein wichtiges Staatsgeheimniß anvertraut und strenges Geheimhalten befiehlt, um ihm Gelegenheit zum Pflichtenkonflikt und zu einem schönen Monolog zu geben. Auf den Gang der Handlung hat diese Episode keinen Einfluß und sie erregt auch nur in sehr geringem Maße unser Interesse. Wie anders dagegen Max Piccolomini, bei dem auf der einen Seite die Liebe zu Thekla, auf der anderen Kaisertreue und Sohnespflicht stehen.

Schiller selbst [1]) hielt diese Liebesepisode für den poetisch wichtigsten Theil seines Dramas, aber auch dem geschäftigen Wesen der übrigen Staatsaktion dem Geiste nach entgegengesetzt und fürchtete, „daß ihr überwiegend menschliches Interesse an der schon feststehenden, ausgeführten Handlung leicht etwas verrücken möchte". In der That hat er aber die Episode so innig mit dem Uebrigen verbunden, daß wir sie uns gar nicht mehr hinwegdenken können und daß sie unser Interesse am Ganzen verstärkt.

Der venetianische Senator hat nur zwischen Freundschaft und Wortbruch zu wählen. So geht er nach dem schönen Monolog, dem Befehl der Regierung gehorchend, nach Salonichi, seinen Freund im Stich lassend, während Max in den Tod geht. Daß er auch seine Kürassire in den Tod fortreißt, will mir freilich nicht gefallen.

Der italienische Kritiker Zumbini [2]) findet in Manzoni's Drama auch viel Aehnlichkeit mit Goethe's „Egmont", besonders im Charakter des Theobaldo, während Marco dem Oranier entsprechen soll. Es finden sich wohl einige zufällige Aehnlichkeiten, aber an eine direkte Einwirkung von Goethe's Drama glaube ich doch nicht, trotz der geistreichen Deduktionen des Kritikers. Für alles Nachgeahmte im Carmagnola reicht Schillers Wallenstein aus. Aber wie schwach gegenüber dem Octavio Piccolomini und fast unkörperlich erscheint der Decemvir Marino!

Bei Schiller finden sich unter den Hauptpersonen der „Piccolomini" und „Wallensteins Tod" keine ganz erfundenen oder, wie Manzoni sagt, idealen Personen. Er hat, wie Goethe lehrt, gewissen Personen aus der Geschichte die Ehre erwiesen, ihren Namen seinen Geschöpfen zu leihen. Aber, wohlgemerkt, er nahm keine großen Namen und hat nur minder bekannte, unbedeutende Personen uns durch ein Vergrößerungsglas gezeigt, so daß noch ihre ursprünglichen Züge wahrzunehmen sind. Max Piccolomini hat manche Züge von Wallensteins Vetter Max von Waldstein, und eine Gräfin Terzka hat damals eine nicht ganz unbedeutende politische Rolle gespielt, wenn sie auch zu Wallenstein nicht in so nahem verwandschaftlichem Verhältniß stand wie im Drama. Die scharfe Scheidung von historischen und idealen Personen stört die Illusion bei Manzoni und er hat sie, dem Rath Goethe's folgend, bei seiner zweiten Tragödie „Adelchi" unterlassen.

Eine unbedeutende, auf die Handlung ganz einflußlose Rolle spielen, trotzdem sie zu den historischen Personen gehören, die Gattin und Tochter Carmagnola's, die erst im letzten Akt erscheinen, aber doch zu einigen rührenden Scenen Veranlassung geben. Diese sind freilich überflüssig, denn die Tragödie endet schon in der ersten Scene dieses Akts.

Dagegen hat Manzoni zwei hübsche Volksscenen, in denen Carmagnola's Vater auftrat, vor dem Druck seines Dramas ausgeschieden, [1]) wir wissen nicht, weßhalb. Aeltere Forscher haben dieses Wiedersehen des Feldherrn mit seinem Vater in Venedig für eine Fabel erklärt, weil dieser schon 1414 gestorben ist; aber schon damals war Carmagnola so hoch gestiegen, daß er eitel genug sein konnte, sich seiner niedrigen Herkunft zu schämen oder mit seiner kindlichen Liebe und Herablassung zu paradiren. Und von seinem Wohnort im Piemontesischen hatte es der alte Bauer nach Mailand jedenfalls näher als nach Venedig. Die kleine Freiheit, etwas in Mailand geschehenes nach Venedig zu verlegen, hätte man dem Dichter wohl verziehen.

Aber Manzoni ist überhaupt allem Volksthümlichen, allem, was dem Regisseur Gelegenheit zur Entfaltung seiner Kunst gibt, aus dem Weg gegangen. Deßhalb wohl auch fehlt seinem Drama fast jedes Zeit- und Ortskolorit. Stimmung und Reden entsprechen, wie de Sanctis sehr richtig bemerkt, mehr dem 18. oder 19. als dem 15. Jahrhundert. Die Condottieri disputiren nicht wie rohe, um Sold dienende Krieger, sondern wie nur auf ihre Ehre bedachte Ritter, die Rede des Dogen in der ersten Scene des Stückes ist fast im Ton eines Leitartikels gehalten. Wie matt, prosaisch und unwirksam erscheint sie gegenüber der von einem Chronisten mitgetheilten, theilweise im Dialekt geschriebenen, von Romanin (IV, 108) für echt erklärten Rede Francesco Foscari's!

Lebhafter tritt dagegen das Nationalgefühl bei Manzoni hervor, aber es wächst nicht aus dem Stück heraus, sondern der Dichter trägt es hinein. Freilich Nationalgefühl und Unabhängigkeitsstreben finden wir schon ein Jahrhundert früher bei Petrarca und Rienzi, selbst Visconti läßt einmal durch Carmagnola den Venetianern sagen, als geborener Italiener biete er ihnen den Frieden an, da der (in Wahrheit von ihm selbst dazu animirte) Kaiser Sigismund nach Italien komme und die Unabhängigkeit der Halbinsel bedrohe. Selbst solcher gemachter Patriotismus findet sich

[1]) Brief an Goethe vom 9. November 1798.

[2]) L'Egmont del Goethe e il conte di Carmagnola del Manzoni. In „Studii di letterature straniere". Florenz 1893.

[1]) S. Opere inedite o rare di Alessandro Manzoni, pubblicate per cura di Pietro Brambilla da *Ruggero Bonghi*. Mailand 1883, I, S. 222—226.

nicht bei Carmagnola und höchst wahrscheinlich auch nicht bei den anderen Condottieri. Ebensowenig fand sich davon in dem aus allen Nationen, „dem Auswurf fremder Länder", zusammengesetzten Heere Wallensteins. Aber er selbst hat, wenn nicht viel deutschen Patriotismus, doch entschiedene Abneigung gegen schwedische und andere Fremdherrschaft in Deutschland gehabt, und ist doch hauptsächlich von Nichtdeutschen angefeindet, nur von Fremden ermordet worden. „Wallenstein haßte die Schweden und wünschte nichts ernstlicher, als sie von dem deutschen Boden zu vertreiben, um allein den Meister in Ansehung seines eigenen Herrn und des ganzen Deutschen Reichs zu spielen", sagt der von uns bereits erwähnte deutsche Geschichtschreiber und Zeitgenosse Schillers. Solchen Gefühlen und Wünschen läßt dieser seinen Wallenstein selbst im Gespräch mit Terzky („Die Piccolomini" II, 5) kräftigen Ausdruck geben, während wieder die Sehnsucht nach dem Frieden in seiner Anrede an die Küraffiere und mehr noch in Maxens rührend schöner Reiseschilderung zum Ausdruck kommt — ein herrliches Gegenstück zum Gesang der Soldaten im letzten Auftritt des Lagers. Patriotismus und Friedenssehnsucht vereinigt Manzoni in dem sehr schönen, den zweiten Akt schließenden Chor, der mit der Handlung gar nicht zusammenhängt und, wie der Dichter selbst sagt, nur seine eigenen Gefühle ausdrückt, mit denen er sich hieher geflüchtet hat, um der Versuchung zu entgehen, sie den Personen des Stückes zu leihen.

Dieser Chor bildet einen der schönsten, ja vielleicht den schönsten Theil der ganzen mehr lyrischen und rhetorischen als dramatischen Tragödie. Manzoni war eben kein Dramatiker, sondern mehr Lyriker, das Höchste hat er aber als Epiker mit seinen „Verlobten" geleistet.

Battistella erwähnt in seiner Biographie Carmagnola's noch einige spätere französische und italienische Dramatisirungen seines Helden, die aber alle, sowie Scribe's Textbuch zur Oper von Ambr. Thomas, tief unter dem Werk Manzoni's stehen.

Einen Wallenstein nach Schiller zu schreiben, wird wohl Niemand wagen, Carmagnola könnte vielleicht nach Manzoni besser dramatisirt werden; nur müßte man ihn reichlich in Zeit- und Lokalfarbe tauchen, das Venedig des 15. Jahrhunderts, die Condottieri mit ihrem Militärismus uns lebendig vor Augen stellen. Dr. Marcus Landau.

Mittheilungen und Nachrichten.

Betrachtungen zur Theorie des Lehrplans. Von Dr. G. Kerschensteiner, München 1899. — Zur Erläuterung und Begründung seines im vergangenen Jahre entworfenen Lehrplanes der Weltkunde gibt der Verfasser (seit 1895 Stadtschulrath von München) in einem klar und frisch geschriebenen Büchlein eine solche Fülle trefflicher didaktischer und methodologischer Bemerkungen, daß es angezeigt erscheint, weitere Kreise, namentlich auch die Vertreter der betreffenden Fächer an Gymnasien und Realschulen, auf dasselbe hinzuweisen. — Es ist eine in jeder Kunst und Wissenschaft zu machende Wahrnehmung, daß eine an sich berechtigte, zuerst im Dienste der Fort- und Höherbildung stehende Richtung des Denkens und Gestaltens durch einseitige Uebertreibung allmählich zur unleidlichen, jede gesunde und fruchtbare Entwicklung hemmenden Manier ausartet. Da ist es denn nöthig, daß von Zeit zu Zeit ein vorurtheilsloser, Wahrheit und Wirklichkeit klar und scharf erfassender Kopf Meistern und Jüngern die Binde von den Augen löst, um ihnen die Fähigkeit zu unbefangener Würdigung der Thatsachen wiederzugeben. Dieser Aufgabe unterzieht sich der Verfasser in überzeugender Weise gegenüber den Verirrungen vieler Herbartianer, zumal der Verfechter einseitiger Konzentrationsprinzipien, zum Beispiel der sogenannten „Gesinnungsstoffe" oder der „Lebensgemeinschaften", sowie der mechanischen konzentrischen Kreise. (Vergl. § 6 — 8.) Dabei kommt dem Verfasser sehr zu statten, daß er mit reicher pädagogischer Erfahrung eine gesunde natürliche Auffassung von den Bedürfnissen der Schule und der Schüler, einen frischen Wirklichkeitssinn verbindet, der ihn dann auch bei den allgemeinen Untersuchungen trefflich leitet. Diese beginnen mit den Grundbedingungen der richtigen und glücklichen Gestaltung eines Lehrplans für die Volksschule; solche sind: die Rücksicht auf das Bildungsideal, auf die Orts- und Landesschulverhältnisse und auf die psychologischen Gesetze (p. 1—58). Daraus ergeben sich dann naturgemäß die Gesichtspunkte für die Gliederung und Verknüpfung des Lehrstoffes (p. 58—117), insbesondere des weltkundlichen, Geographie, Geschichte und Naturkunde umfassenden Unterrichts (p. 117—179). — Das für die Auswahl und Anordnung des Stoffes Richtung gebende Bildungsideal wird zwar nicht den aus Natur und Geschichte erkennbaren Bedingungen und Zwecken des menschlichen Einzel- und Gesammtlebens entnommen, sondern einer in der Geschichte des bayerischen Volksschulwesens höchst wichtigen Urkunde, nämlich dem von dem Geiste des Aufklärungs- und Humanitätszeitalters beherrschten Allerhöchsten Erlaß an die Lokalschulkommissionen Bayerns vom Jahre 1803. Dieser erkennt die oberste Aufgabe der Schule darin, den Menschen moralisch, intellektuell und technisch tüchtig zu machen, damit er ein brauchbares Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft werde. Mit Recht warnt der Verfasser an verschiedenen Orten (cf. p. 54 ff., 129 ff.) vor einer Ueberschätzung der erziehlichen Wirkung des bloßen Unterrichts, der rein intellektuellen Bildung, zumal in der Volksschule. Ebenso bekämpft er energisch jede Ueberfütterung mit Wissensstoff. Um eine solche zu vermeiden, gliedert er das Geschichtspensum höchst übersichtlich in geschlossenen Hauptaufgaben, dringt er in der Geographie auf Anschaulichkeit und übt in der Auswahl des Lehrstoffes für Naturgeschichte und Physik eine bei einem Fachmann seltene Selbstbeschränkung. Trotzdem dürfte die Wichtigkeit der drei genannten weltkundlichen Fächer, ihr auch vom Verfasser ins klarste Licht gesetzter Bildungswerth es höchst wünschenswerth erscheinen lassen, ihnen gerade in der Volksschule, wo auf häusliche Wiederholungen gar nicht gerechnet werden kann, je drei (statt der angesetzten zwei) Wochenstunden einzuräumen; sonst möchte die fruchtbare Aneignung auch des so klar geordneten und möglichst verkürzten Stoffes auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen. Namentlich der Unterricht in der Geographie, der den Großstadtkindern doch schon eine ziemlich eingehende Länder- und Völkerkunde bieten sollte, könnte durch die Verlegung des „Isargebiets" in die III. Klasse (Heimathkunde) und der physikalischen Geographie (obere Donau und mittlerer Rhein) von Süddeutschland, sowie der politischen von Bayern in die IV. Klasse noch günstiger gestaltet werden. — Alles in allem genommen aber liefert das vorliegende Buch gerade in denjenigen Theilen, wo eine erfreuliche Subjektivität uns in Geist und Gemüth des Verfassers deutliche Einblicke verstattet, den Beweis, daß in Bezug auf Münchens Schulwesen die für jede Art von Regierung schwierigste Aufgabe glücklich gelöst ist, nämlich den rechten Mann an den rechten Ort zu stellen.
J. U.

Friedrich v. Esmarch: Der erste Verband auf dem Schlachtfeld. Dritte Auflage mit 33 Abbildungen. Kiel, Lipsius u. Tischer 1899. — Von demselben: Ueber den Kampf der Humanität gegen die Schrecken des Kriegs, mit einem Anhang: Der Samariter auf dem Schlachtfeld. (Zweite Auflage mit mehreren Abbildg.) Deutsche Verlagsanstalt 1899. — Generalarzt Port: Den Kriegsverwundeten ihr Recht! (Zweiter Mahnruf.) Verlag von Enke, Stuttgart 1899. — Soll Verwundeten auf dem Schlachtfeld die denkbar größte Erleichterung zutheil werden, so müssen Vorschläge kriegserfahrener Aerzte in erster Linie gehört und ihre Urtheile als maßgebend angesehen werden. Professor v. Esmarchs Vorschläge gehörten jederzeit zu den sachverständigsten; um so bedauerlicher ist es, daß er wiederum in einer kleinen Schrift darum „bitten" muß, sein angegebenes dreieckiges Tuch dem Verbandsäckchen des Soldaten beizufügen, und es ist nicht einzusehen, warum

militärischerseits dies 40 g wiegende, einzig wirklich praktische Verbandtuch nicht durchgehende Aufnahme findet. Seine Anwendung und die Anlegung des ersten Verbandes kann der Soldat in Friedenszeit in wenigen Instruktionsstunden lernen. Das Heftchen schildert noch einmal in Bild und Wort die Vorzüge des dreieckigen Tuches. — Aus gleicher Feder kommt ein anderes Werkchen, gewiß bestimmt, unendlichen Segen zu stiften, wo immer es Verbreitung findet. Ein historischer Rückblick erinnert an die furchtbaren Tage von Leipzig, Waterlaa, an die Krim, an Magenta, Solferino, Königgrätz und beweist die Unzulänglichkeit der staatlich eingerichteten Sanitätshülfe, was wohl allmählich überall anerkannt ist. Mit elementarer Macht entstand die freiwillige Hülfe; unvergeßlich sind Frau Florence Nightingale, Sir R. Peel und Henry Dünant, Letzterer der Urheber der Genfer Konvention. Was diese freiwillige Krankenpflege, besonders das Vereinswesen vermag, haben die Kriege des letzten Menschenalters gelehrt. Der berühmte Chirurg hat der Bewegung so außerordentlich viel segensreiche Arbeit gespendet und bringt darüber sein fachmännisches Urtheil, welches er als häufiger Kriegszeuge noch geschärft hat. Wie sich die freiwillige Krankenpflege erst ihren Platz und Anerkennung bei den Armeebehörden erringen mußte, sogar unter Hinnahme empfindlichster Zurückweisung, ist ein interessantes Kapitel. — Ebenso zeitgemäß ist die Broschüre des bayerischen Generalarztes Port. Aber nicht ohne tiefste Beschämung über die hier mitgetheilten Dinge wird insbesondere der deutsche Leser davon Kenntniß nehmen. Port rüttelt gewaltig an Einrichtungen im Militärsanitätswesen. Kommt ein so tiefempfundener Ruf aus der Brust eines so hochverdienten und zum Urtheil berechtigten Mannes, dann muß er weithin schallen. Ich lasse Port selbst sprechen — pag. 9 —: „Wenn ein Wilder ein europäisches Schlachtfeld erblickte, so würde er sich mit Ekel und Verachtung von unsern Sitten abwenden. Wir bewachen aufs sorgfältigste die Fahnen, die Geschütze und alles, was irgend einen Werth für uns hat; nur die Verwundeten und Todten, die als ganz werthlos betrachtet werden, bleiben unbewacht; bei ihnen vertritt das Raubgesindel die Stelle einer Ehrenwache!" Gleich Esmarch spendet Port den Nordamerikanern das größte Lob. Von ihnen ist zu lernen. Port erinnert daran, daß 1870 die ersten Sanitätszüge von Bayern abgingen, am 7. August der erste. Ob sein Seitenhieb auf Preußen: „im kühlen Norden war zu dieser Zeit wenigstens seitens des Staats noch alles ruhig," zu recht besteht, mag von anderer Seite beantwortet werden. Den Schwerpunkt der Krankenpflege legt Port wie Esmarch auf die freiwillige Hülfeleistung. Im letzten Krieg wurde nicht immer das Maximum geleistet. Die Mängel entstanden, wie wir entnehmen, aus fehlerhafter Organisation, ungenügender Instruktion, Beschränkung des Arbeitsgebiets durch engherzigen Bureaukratismus. Dieser zweite Mohruf kann nicht verfehlen, grimmende Kohlen zu hellen Flammen anzufachen. — Alle die drei Werkchen dürften in diesen Tagen im Haag nicht unbeachtet bleiben, wo ja wohl die Kriege nicht abgeschafft werden, wo aber noch weit mehr darauf hingewirkt werden möge, daß der feindliche Haß der Völker sich nicht auf die Verwundeten übertrage, mit einem Wort, daß die Idee der Genfer Konvention viel mehr verwirklicht werde. Dr. a. Noorden.

-nn- Der Anregung des um die geographische Erforschung des Großherzogthums Baden hochverdienten Freiburger Professors L. Neumann verdankt die tüchtige Arbeit Kort Uhligs: „Die Veränderungen der Volksdichte im nördlichen Baden von 1852—1895" ihre Entstehung. Sie hat sich das Problem gestellt, an der Hand eines ungemein reichen, mit unermüdlicher Sorgfalt zusammengetragenen statistischen Materials die Veränderungen der Volksdichte in Baden zu untersuchen und ihren Ursachen nachzugehen. Uhlig gibt damit eine willkommene Ergänzung zu Neumanns früherer Arbeit: „Die Veränderung der Volksdichte im südlichen Schwarzwald 1852—1895". Die Publikation, welche als Heft 4 des 11. Bandes der Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde (Stuttgart, Engelhorn 1899) erschienen ist, erhält noch besonderen Werth durch die vorzügliche Ausführung der beigegebenen drei Kartenblätter, durch die sich der rührige Verlag ein schönes Zeugniß seiner Leistungsfähigkeit und seines Verständnisses für das große Editionsunternehmen ausgestellt hat. Die Behandlung solcher Fragen vom geographischen Standpunkt aus ist ohne Zweifel sehr verdienstlich. Die dadurch gebotenen neuen Anregungen sind geeignet, die Diskussion über Bevölkerungsprobleme, die heute von Unberufenen wie von Berufenen lebhaft erörtert werden, zu vertiefen. Nach dieser Seite hin wird auch Uhligs Abhandlung anregend wirken. Wir müssen es uns leider hier versagen, auf den reichen Inhalt einzugehen. Der Geograph wie der Nationalökonom werden die Schrift mit Nutzen lesen und sich an dem klaren Aufbau, an der methodischen Sicherheit in der Bewältigung des schwierigen Stoffes, an der frisch geschriebenen Darstellung erfreuen. Baden hat nun durch Neumanns und Uhligs Arbeiten auf einem außerordentlich wichtigen Gebiet einen Vorsprung vor anderen deutschen Landestheilen, den diese bald einholen mögen.

B. **Heidelberg,** 21. Juni. Gestern Abend starb hier nach schwerem Leiden Hofrath Dr. G. Taepke, der seit mehr als 20 Jahren dahier als Privatgelehrter lebte. Er hat sich um die Geschichte der hiesigen Universität durch Herausgabe der Matrikel von 1386 bis 1662 sehr verdient gemacht, die in zwei Bänden in den Jahren 1884 und 1886 erschienen sind. Er erreichte ein Alter von nur 58 Jahren.

* **Göttingen.** Der Ministerialerlaß betr. Uebernahme von Juristen in den Staatsdienst ist Veranlassung geworden, daß an der hiesigen „Georgia Augusta" der philosophischen Fakultät ein neuer Zweig angegliedert wird: „Technologie mit besonderer Berücksichtigung des Eisenbahnwesens (für Juristen)" liest Prof. Eugen Meyer vom nächsten Wintersemester an. Eine Abtheilung für technische Physik im physikalischen Institut hat von allen deutschen Hochschulen Göttingen bisher allein. Dort finden sich namentlich Wärmegradmaschinen aufgestellt. Um nunmehr alle Zweige der technischen Physik vertreten zu haben, erfolgt jetzt eine Ausdehnung des Unterrichts auf Hydraulik und Festigkeitslehre. Diese Einrichtung soll eben den Juristen zugute kommen, die zur Staatseisenbahnverwaltung übertreten und sie in unmittelbarer praktischer Anschauung mit den technischen Kenntnissen, z. B. des Baues der Maschinen, ausrüsten. Die Fakultät verspricht sich von der Einrichtung eine Zunahme der Frequenz, wie seinerzeit von der Schaffung eines Seminars für Versicherungswissenschaft.

* **Graz.** An Stelle des Hofraths Dr. Franz Laurin, der nach vollendetem 70. Lebensjahr von der Wiener Universität scheidet, wurde der hiesige Professor Hofrath Rudolf Ritter v. Scherer auf die Wiener Lehrkanzel für Kirchenrecht berufen; er hat diesen Ruf angenommen.

-e. Frequenz der deutschen Universitäten. Nach den jetzt vollständig zu überschauenden Personalverzeichnissen der Studirenden gestaltet sich der Besuch der deutschen Hochschulen im laufenden Semester wie folgt: Berlin 4997 Studirende und 4252 Hörer, München 4257 (195), Leipzig 3270 (331), dann in alphabetischer Reihenfolge: Bonn 2140 (98), Breslau 1621 (80), Erlangen 1042 (18), Freiburg 1670 (59), Gießen 814 (36), Göttingen 1307 (80), Greifswalde 834 (11), Halle 1613 (125), Heidelberg 1462 (106), Jena 732 (51), Kiel 901 (26), Königsberg 794 (52), Marburg 1222 (60), Münster 594 (15), Rostock 475 (18), Straßburg 1079 (32), Tübingen 1525 (35) und Würzburg 1214 (27). Insgesammt weisen die deutschen Universitäten in diesem Semester 33,563 Studirende und 5707 Hörer auf. — Unter dieser Gesammtzahl befinden sich 350 Damen, und zwar in Berlin 177, in Bonn 45, in Breslau 27, Erlangen 4, Göttingen 29, Halle 19, Heidelberg 13, Kiel 8, Königsberg 20 und Marburg 11.

* Die landwirthschaftliche Akademie zu Poppelsdorf bei Bonn wird im laufenden Sommerhalbjahr nach vorläufiger Feststellung von insgesammt 348 (320) Studirenden besucht, und zwar von 342 (311) ordentlichen Hörern und 6 (9) Hospitanten. Unter den ordentlichen Hörern befinden sich 116 (102) Studirende der Landwirthschaft, 28 (35) Studirende der Kulturtechnik und 198 (174) Studirende der Gewerbe. (Die entsprechenden Zahlen des Vorsemesters sind zum Vergleich in Klammern beigesetzt.) Die Zahl der studirenden Landwirthe ist in den letzten Jahren andauernd gestiegen und gegenwärtig die höchste, welche die Akademie in den 52 Jahren ihres Bestehens jemals gehabt hat.

Jahrgang 1899. München, Freitag, 23. Juni. Nummer 141.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☞ Des Feiertags wegen (mit Rücksicht auf das Gesetz über die Sonntagsruhe) erscheint die nächste Nummer am Montag.

Uebersicht.

Auf Pfaden der chilenisch-argentinischen Grenzkommission in den Anden von Valdivia. Von Dr. F. W. Reger. — Die Leutenoth. Von Dr. Hans L. Rudloff. — Mittheilungen und Nachrichten.

Auf Pfaden der chilenisch-argentinischen Grenzkommission in den Anden von Valdivia.

Von Dr. F. W. Reger.

Der chilenisch-argentinische Grenzstreit ist wieder einmal in ein ruhigeres Stadium getreten. Seit Chile in der Angelegenheit des Passes von San Francisco nachgegeben hat, macht sich eine durchaus friedfertige Stimmung in beiden Ländern geltend. Als ob mit der Ueberlassung der Puna de Atacama an Argentinien — nebenbei gesagt, ein zweifelhaftes Geschenk — die Grenzfrage in ihrem ganzen Umfang geschlichtet und damit für immer aus der Welt geschafft wäre, ist kürzlich in Santiago eine Broschüre veröffentlicht worden, welche den Titel trägt: „Chile i la Arjentina, un debate de 55 años.“ Verfasser ist Don Gonzato Bütnes.

Wie weit diese Jubelstimmung berechtigt und ob sie von Dauer ist, wird wohl schon die nächste Zukunft lehren. Wenn Chile auf die ziemlich werthlose Puna de Atacama gutwillig verzichtet hat, so ist damit noch nicht gesagt, daß es im Süden die gleiche Nachgiebigkeit an den Tag legen wird.

Durch die zahlreichen Expeditionen der letzten Jahre ist aber zur Genüge bewiesen worden, daß auf den südlichen Theil der Andenkette (etwa vom 41. Grad s. Br. an) der erste Artikel des grundlegenden Grenzvertrags von 1881 nicht anwendbar ist, d. h. die „Cordillera de los Andes“ ist nicht zugleich „linea divisoria de las aguas“ (Divortium aquarum); denn die meisten größeren in den Pacifico mündenden Flüsse Patagoniens nehmen ihren Ursprung auf Hochebenen östlich der Zentralkette und durchbrechen diese in tiefen, cañonartigen Thälern (valles encajonados). Es ist eine weitverbreitete, aber sehr irrige Ansicht, daß die hier in Betracht kommenden Ländereien werthlos seien. Im Gegentheil, dieselben bilden ein vorzügliches, zur Kolonisation trefflich geeignetes Weideland mit sehr gesundem Klima. Ihnen fehlt das Uebermaß der Niederschläge, welches den Westabhang der Andenkette charakterisirt, ihnen fehlen aber auch die extremen Temperaturschwankungen und die verzehrende Trockenheit der patagonischen Pampa, endlich liegen diese Gegenden in relativ geringer Höhe über dem Meer (400—600 m), so daß dieselben auch im Winter gut bewohnbar sind.

Der hier herrschende Wechsel von Wald und saftigem Wiesenland verleiht denselben das Aussehen einer wohlgepflegten Parklandschaft, und es ist kein Zweifel, daß diese Landereien bei einer künftigen weiteren Erschließung des südlichsten Theils von Südamerika eine hervorragende Rolle spielen.

Nachdem nun dieser zweite wunde Punkt der Grenzfrage in der letzten Verständigung nicht berührt worden ist, kann jene wohl nicht als beigelegt betrachtet werden. Dies hat seine guten Seiten. Denn damit ist zu erwarten, daß fortgesetzt Grenzkommissionen ausgesandt werden, und diese bereichern wenigstens, wenn sie sich auch nicht über die Grenzlinie einigen können, unsre Kenntniß von der Oberflächengestalt jener noch wenig betretenen Gebiete der Andenkette.

Die nachstehende Schilderung der Thätigkeit und des Arbeitsfeldes einer chilenisch-argentinischen Grenzkommission bezieht sich auf denjenigen Theil der Cordillere, in welchem sich zum erstenmal die oben angedeuteten Meinungsverschiedenheiten bezüglich der Auffassung des ersten Artikels des Grenzvertrags zwischen den beiderseitigen Sachverständigen eingestellt haben, obwohl hier noch nicht, wie dies weiter südlich unzweifelhaft der Fall ist, die Wasserscheidenlinie und die Zentralkette getrennt verlaufen. Veranlaßt waren diese Differenzen durch den von der vierten chilenischen Kommission vorgeschlagenen Paß von Nitut in den Anden von Valdivia (40 Grad s. Br.), welcher nach Ansicht der argentinischen Kommission schon innerhalb des Argentinien zukommenden Gebiets gelegen wäre.

Die vierte chilenische Grenzkommission, welcher der Verfasser dieser Zeilen im Sommer 1896—97 als Botaniker[1]) angehörte, ist seit (damals) drei Jahren im vulkanreichen Araucaner-Land thätig, d. h. in demjenigen Theil der südlichen Anden, welcher politisch einerseits den chilenischen Provinzen Tolten und Valdivia, andrerseits dem argentinischen Territorium Neuquen untersteht. Die Schwierigkeiten, mit welchen die genannte Kommission jährlich zu kämpfen hat, sind überaus groß. Urwälder von ungeheurer Ausdehnung und beispielloser Dichtheit bedecken hier die andine Bergwelt und das westlich davon gelegene subandine Gebiet.

Die klimatischen Verhältnisse sind die denkbar ungünstigsten. Der Sommer sehr kurz, nämlich nicht länger als drei Monate. Den Rest des Jahres machen endlose Schneestürme den Aufenthalt in Höhen über 1000 m unerträglich. Uebrigens sind hier selbst in der karg bemessenen guten Jahreszeit tage- und wochenlange Regengüsse keine seltene Erscheinung. Die Entfernung des von uns bereisten Gebiets von den nächsten menschlichen Niederlassungen ist so groß, daß im Fall des Mangels an Lebensmitteln wenig Aussicht auf fremde Hülfe besteht.

Alle diese Umstände machen es erklärlich, daß nur eine mit großem Aufwand in Scene gesetzte Expedition den ihr in den Weg tretenden Schwierigkeiten gewachsen ist. Und so zählte unsre Truppe (es war die größte der im Jahre 1896/97 von Chile ausgerüsteten Expeditionen), als sie sich am 29. Dezember 1896 von der Provinzhauptstadt Temuco aus in Marsch setzte, nicht weniger als 25 Personen und 120 Thiere (Pferde und Mulas). Die Vermessungsarbeit lag drei Ingenieuren ob, die Bedienung bestand aus zwei Köchen, sechs Arrieros (Maulthiertreiber) und zwölf

[1]) Nebenzweck der Grenzexpeditionen ist die naturwissenschaftliche Erforschung der untersuchten Gebiete.

Mozos (welchen unter anderem die Aufgabe des Wegmachens und Baumfällens oblag). Sechzig stark beladene Maulthiere trugen unsre für vier bis fünf Monate berechneten Vorräthe, ferner die zur Vermessung erforderlichen Instrumente, 14 Zelte, sowie Feldbetten und sonstiges Gepäck. Für jeden Reiter waren zwei Pferde gerechnet. Reservethiere machten die Zahl 120 voll. Unser Weg führte zunächst durch offenes, von zahlreichen Indianerfamilien bewohntes Terrain, abwechselnd mit ausgedehnten, hochstämmigen, meist immergrünen Urwäldern.

Nach drei ziemlich angestrengten Tagmärschen gelangten wir am Abend des 31. Dezember nach einem der letzten Vorposten der Zivilisation, Villarica, welches am Westufer des malerischen Sees gleichen Namens liegt. Die genannte Niederlassung wurde vor 16 Jahren von dem chilenischen General Urrutia gelegentlich des letzten Feldzugs, welchen Chile gegen die zu jener Zeit noch kriegerischen Araucaner unternommen hat, auf den Ruinen der alten Spanierstadt Villarica gegründet. Hier und da sind noch die Grundmauern der Gebäude jener spanischen Kolonie zu erkennen, welche unter allen vor 400 Jahren von den Araucanern dem Boden gleichgemachten Städten das tragischste Schicksal hat erleiden müssen.

Unter dem Titel: „La ruina de las siete ciudades" wird dieser furchtbare Racheakt der aufs äußerste gegen die grausamen Spanier erbitterten Eingeborenen von den zeitgenössischen Chronisten, besonders dem Jesuitenpater Rosales, geschildert. Während sich aber auf den Ruinen der anderen Städte, wie Valdivia, Osorno ꝛc., schon nach kurzer Zeit neue, blühende Kolonien erhoben, war das alte, gefeierte, silber- und goldreiche Villarica nahezu der Vergessenheit anheimgefallen, und als General Urrutia vor anderthalb Dezennien zum erstenmal den mit Huincablut [1]) getränkten Boden betrat, da waren die spärlichen Reste der Stadt von hochstämmigem Urwald überwachsen.

An der Stelle des ehemaligen Jesuitenklosters, wenige 100 m vom Seeufer entfernt, schlugen wir unser Lager auf und beschlossen, zweitägige Rast zu halten, um unsre Karawane von den Strapazen der vergangenen drei Tage sich erholen zu lassen und unsre Nachzügler zu erwarten. Es waren uns nämlich während der Reise mehrere Thiere abhanden gekommen, zum Theil dadurch, daß auf den engen, vielverschlungenen Urwaldpfaden das eine oder andere freilaufende Maulthier den Weg verließ, zum Theil durch die hier ganz gewöhnlichen nächtlichen Räubereien der Eingebornen.

Indianer und Pumas sind die gefährlichsten Feinde der Reisenden im südlichen Chile. Man versucht beide zu verscheuchen, indem man während der Nacht von Zeit zu Zeit Flintenschüsse abfeuert; um ersteren aber die einmal erlangte Beute wieder abzujagen, dazu bedarf es eines wahrhaft indianischen Spürsinns, welchen nur der besitzt, der seit frühester Kindheit im Indianergebiet gelebt und sich in dieser Kunst geübt hat. Bis auf zwei Pferde war am zweiten Rasttag unsre Karawane wieder vollzählig.

Der See von Villarica, einer der größten und wohl der schönste See Chile's, umrahmt von herrlichen, immergrünen Urwäldern, überragt von der 3000 m hohen, wunderbar regelmäßigen Schneepyramide des Vulkans Villarica, besitzt annähernd in der Mitte eine kleine felsige Insel, von welcher die Sage erzählt, daß die Bewohner der alten Spanierstadt dorthin ihre Schätze in Sicherheit gebracht hatten. Der majestätische Kegel des gleichnamigen Berges, dessen Krater seit einem Menschenalter nur leichte Dampfwölkchen entsteigen, ist vor nach nicht langer Zeit aus dem Stadium der Sturm- und Drangperiode zu seiner heutigen harmlosen Thätigkeit übergegangen.

Im Jahre 1841 setzte er die zu seinen Füßen wohnenden Indianer durch eine furchtbare Eruption in Schrecken. Ungeheure Felsblöcke wurden ausgeworfen, Asche bedeckte weithin den Boden und das Laubwerk der Wälder und ein Lavastrom ergoß sich in den See, welcher das Wasser in bedeutendem Umkreis zum Sieden erhitzte.

Am Ostende des Sees, das wir im Lauf einer weiteren Tagreise, einer mühsamen Wanderung, zum Theil längs des sandigen Strandes, zum Theil wieder auf düsteren Waldwegen, erreichten, liegt Pucan, die letzte chilenische Niederlassung, wo wir zum letztenmal für Monate während der Nacht die Wohlthat eines Daches über uns genossen. Von da an hatten wir trotz Kälte und Sturm, Regen und Schnee kein anderes Heim als unsre Zelte.

Enger rücken die Berge zusammen, wilder wird die Natur, bald verschwinden die letzten Spuren der Zivilisation und nach Verlauf von einigen Tagreisen standen wir zu Füßen eines gewaltigen Felsmassivs, das nirgends auch nur die geringste Möglichkeit offen zu lassen schien, seinen von Condoren bewohnten thurmartigen Zinnen zu nahen. Es war die großartige Cordillera de Villalifen, d. i. Berg der Reichthümer.

Während wir bisher einen Weg verfolgt hatten, welcher seit alten Zeiten von den aus Argentinien kommenden Viehtreibern begangen wird, fallten wir in Zukunft auf alte, oft schon in Vergessenheit gerathene Indianerpfade angewiesen sein, wenn wir uns nicht gezwungen sahen, unsrer Karawane mit Messer und Beil den Weg durch das unbeschreiblich üppige, dicht verschlungene Unterholz der jungfräulichen Urwälder selbst zu bahnen.

Am Fuß des abengenannten, die Wasserscheide bildenden Gebirgszugs trennte sich unsre Expedition in zwei Sektionen, um sich erst nach Monaten am Ostabhang der Anden wieder zu vereinigen. Ich schloß mich derjenigen an, welche vorhatte, weitere Strecken zurückzulegen. Ein sehr langwieriger Aufstieg auf einem wohl seit Jahrzehnten nicht mehr begangenen Indianerpfad, der besonders unsern Maulthieren große Schwierigkeiten bereitete, brachte uns über eine kleine Jochhöhe hinweg nach der von den Eingeborenen sa genannten Pampa de Anihueraqui, eine von Wald eingefriedete, ausgedehnte Wiesenfläche in ca. 1000 m Höhe.

Gelegentlich dieses Aufstiegs hatte ich wieder einmal Gelegenheit zu sehen, was man Cordillerenweg nennt. Arglos verläßt der Reiter an der Grenze des Baumwuchses den Wald, welcher den größten Theil des Bergweges umgibt und mit seinem undurchdringlichen Dickicht die gefahrdrohenden Stellen mitleidig verhüllt und steht plötzlich auf einer stark geneigten Fläche, nicht selten von nacktem Felsbaden gebildet, welche sich nach der einen Seite in einen schauerlichen Abgrund von 400—600 m Tiefe fortsetzt. Ein einziger Fehltritt des Pferdes, das freilich jeden Schritt bedächtig ausprobirt, macht eine Katastrophe unvermeidlich. Um so herrlicher ist die Aussicht auf die umgebende Bergwelt, welche sich hier den überraschten Blicken erschließt, auf die in den reinen blauen Aether anfragenden, am Fuß von dunklem Grün bekleideten und von leichten Dampfwölkchen gekrönten Gipfel der schnee- und eisbedeckten Vulkanriesen, und nur zu groß ist die Gefahr, daß das bezaubernde Naturbild die bei jedem Schritt gebotene Vorsicht vergessen läßt.

Auf der Pampa de Anihueraqui wurden die Demarkationsarbeiten begonnen und zu diesem Zweck für längeren Aufenthalt Lager geschlagen.

Die Ermittelung der Grenze an sich bietet wenig Schwierigkeiten; leicht ist in der Regel an den natürlichen Pässen die interozeanische Wasserscheide zu erkennen, und um sich über die fortlaufende Grenzlinie zu orientiren, bedarf es nur hier und da der Besteigung eines freie Aussicht

[1]) Huinca = Fremder.

gewährenden Berges. Diese ist freilich vielfach erst in der Höhe von 1700—2000 m zu erlangen; die darunter liegenden Regionen sind von düsterem, jede Fernsicht verschließendem Hochwald bedeckt.

Die geographische Ortsbestimmung der Pässe erfolgt unter solch erschwerten Umständen in der Weise, daß dieselben durch ein größeres Triangulationssystem mit wiederholt gemessener Basis in Verbindung gesetzt werden mit anderen durch astronomische Breite- und Längebestimmung ermittelten Punkten. Bei Einsattelungen, welche von Wald entblößt sind, ist dies natürlich leichte Arbeit. In der Regel aber sind die Pässe infolge ihrer geringen Meereshöhe von ca. 1000—1200 m von üppiger Waldvegetation bedeckt. Diese muß in weiter Ausdehnung gelichtet werden, um naheliegende Bergspitzen, über welche die Triangulation ausgedehnt wird, sichtbar zu machen. Derartige Arbeiten machen den schwierigsten Theil der Grenzvermessung aus; denn es streicht so manche Woche hin, bis im Umkreis von einigen hundert Metern Urwald von 2—3 m Durchmesser mit der Axt gefällt sind.

Nicht minder große Opfer erfordert die Besteigung der Berggipfel. Da gilt es durch undurchdringliche Dickichte von Chusquea Coulen (einer Bambusee), sowie von Drimys Winteri, welche nahe der Baumgrenze durch eine spalierartig wachsende Buche (Fagus pumilio) abgelöst werden, Schritt für Schritt mit dem Urwaldmesser (Machete) den Weg zu erkämpfen (oft sind mehrere Tage nöthig, ehe die obere Grenze des Baumwuchses erreicht wird), dann das schwere Universalinstrument auf der Schulter über steile, abschüssige, feldst geschlagene Pfade zum Gipfel zu befördern.

Aber nicht ungestraft bleibt, wer es wagt, durch die unentweihte Wildniß der andinen Wälder zur lichten Höhe der Andengipfel sich durchzukämpfen; mit jedem Messerhieb lösen sich von den vertrockneten Scheiden, welche die Internodien des Chusquea-Rohres umhüllen, Tausende von seinen Kieselnadeln los und bohren sich tief in die Haut ein, um zuweilen dösartige Geschwüre zu verursachen.

Den Geodäten, welcher nach Ersteigung der Bergspitze an seine Aufgabe geht, die Visualwinkel zu messen und dazu oft mehrere Tage nöthig hat, erwarten neue Strapazen. Brennender Durst in der für jene trockenen schneefreien Andenhöhen charakteristischen furchtbaren Sonnengluth und tagsüber die schlimmste Plage der hohen Anden Südchile's, die Myriaden von Bremsen, welche Augen, Nase, Mund, Hände in dichten Schaaren blutgierig anfallen und weder durch Rauchen noch durch sonstige Schreckmittel fern gehalten werden können.

Nur eine Macht gibt es, gegen welche die unersättlichen Blutsauger nicht anzukämpfen vermögen; es ist der mit elementarer Gewalt über die hohe Cordillere hinstreichende Westwind, welcher sich im Lauf des Nachmittags oft zum orkanartigen Sturm steigert. Er ist verursacht durch die große Temperaturverschiedenheit einerseits der waldlosen, während des Tages stark erhitzten argentinischen Pampa, andrerseits des durch seine großen Wälder stets kühl gehaltenen chilenischen Küstenstreifens.

Freilich ist der Westwind ein Bundesgenosse von zweifelhafter Güte im Kampf gegen die lästigen Insekten. Auch er macht die Arbeit auf exponirten Gipfeln unmöglich; denn er wirft die schwersten Instrumente wie Spielzeug um. Und so kann sich der Beobachter noch Glück wünschen, wenn die Anwesenheit ungezählter Schaaren von Bremsen die relativ geringe Stärke des Windes anzeigt, wenn er sich auch hundertmal in der Stunde in höchster Verzweiflung fragt: Welchen Zweck haben diese entsetzlichen Thiere, welche den Aufenthalt in der reinen Luft zur Hölle machen?

Auf diese Frage vermag wohl nur der Botaniker die Antwort zu ertheilen.

Die oberhalb der Baumgrenze weite Strecken bedeckenden Bergwiesen fallen durch großen Blumenreichthum, welche eine außerordentliche Farbenpracht entwickeln, auf, was unzweifelhaft darauf hinweist, daß die Blüthenstaubübertragung zum großen Theil von Insekten besorgt wird. Schmetterlinge aber, schon in Chile seltene Thiere, sieht man auf den andinen Bergwiesen nie; zu schwach, gegen so stark bewegte Luft anzukämpfen, sind sie, wenn je vorhanden, in der Konkurrenz mit Dipteren, welche bei großer Flugkraft dem Wind geringe Oberfläche darbieten, den letzteren unterlegen.

Mit Sonnenuntergang verschwinden die Bremsen, auch der Wind hat sich meist gelegt und eine wohlthuende Stille beherrscht jetzt die schweigsame Natur. Dann gilt es, die Zeit zu benutzen und mit einigen Stunden Schlafs auf rauhem Lager, gegen die nächtliche Feuchtigkeit nur von einem Busch geschützt, sich zu erholen; denn noch ehe das Sternbild des südlichen Kreuzes im bleichen Licht der Morgendämmerung verschwindet, noch ehe die riesigen Basaltkegel der östlichen Anden vom Purpur der Frühsonne magisch beleuchtet werden, erhebt sich aus den während der Nacht durch Strahlung stark abgekühlten Gefilden des argentinischen Patagoniens ein Mark und Bein durchdringender schneidend kalter Ostwind, der sogenannte Puelche (Puel = Osten). Bleibt dieser hingegen aus, so darf man mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, in der nächsten Nacht von einem plötzlichen Regenguß oder bei vorgerückter Jahreszeit von einem Schneesturm überrascht zu werden.

In dieser Weise spielt sich das Arbeitsleben der wissenschaftlichen Reisenden im Gebiet der valdivianischen Anden ab. Regengüsse bannen ihn dazwischen tage- und wochenlang ins Zelt, welches schließlich aufhört, sicheren Schutz gegen Sturm und Nässe zu gewähren. Bei einer Temperatur von wenigen Graden über Null herrscht dunstige Treibhausfeuchtigkeit im Innern des Zeltes. Und so manchen Morgen sieht er beim Erwachen seine dürftige Bettstelle von einer braunen Fluth umbrandet, welche durch die wolkenbruchartigen Regengüsse fortwährend genährt, den Boden derartig erweicht, daß die Stützen des Zeltes allen Halt verlieren und ein kräftiger Windstoß wohl schließlich dieses auf und davon trägt.

Wie aus dieser kurzen Charakteristik der klimatischen Verhältnisse hervorgeht, verlangt eine Reise in die südlichen Anden einen hohen Grad von Entsagung und körperlicher Widerstandsfähigkeit.

Aber auch der Charakter der Naturbilder dürfte in seiner menschenfeindlichen Wildheit und bei seiner Fülle von schreienden Kontrasten manchen Naturschwärmer, besonders wenn er das erste Mal den Fuß in diese unerschlossene Bergwelt setzt, unbefriedigt lassen.

Idyllische Landschaftsbilder findet man außer an den waldumsäumten Hochgebirgsseen in der Cordillere Valdivia's selten; alles ist überwältigend großartig, grotesk, oft schreckenerregend.

Am Westabhang sind es die düsteren, unergründlichen Urwälder, an der Ostseite die kühne, oft abenteuerliche Form der Berge, noch weiter östlich die von vulkanischen und Wasserkräften angerichtete chaotische Zerklüftung und die hiedurch wie durch klimatische Verhältnisse bedingte todtenähnliche Stille, der völlige Mangel alles thierischen, oft sogar pflanzlichen Lebens.

Gäbe nicht die interozeanische Wasserscheide ein so vortreffliches Mittel an die Hand, die Grenze zwischen Chile und Argentinien festzustellen, so möchte ich fast behaupten, daß, wenigstens in der geographischen Breite Valdivia's, der verschiedene Charakter der Landschaft und besonders der Vegetationsverhältnisse geeignet wäre, dieses Ziel zu erreichen. Die chilenischen Theile der Andenkette sind in

der Regel durch die bis nahe an den Gipfel sich erstreckende Urwalddecke regellose Formen und Umrisse, steile Abhänge, vielfach granitische Zusammensetzung der Felsmassen charakterisirt. Wie der Regenreichthum des antarktischen Waldgebietes in der Provinz Valdivia seinen Höhepunkt erreicht, so zeigt auch die hier zustande kommende Waldvegetation im höchsten Grad das Bestreben weitestgehender Raumausfüllung und macht daher bei nicht sehr großem Artenreichthum (wenigstens an phanerogamen Pflanzen) den Eindruck beispielloser Ueppigkeit.

So sehr aber dieser Anblick das Auge des Naturfreundes befriedigt, so furchtbar, so feindselig wird diese meilenweit ausgedehnte Waldwildniß für Denjenigen, welcher in ihr richtungslos umherirrt.

Hohe Berge und ein dicht geschlossenes Laubdach ermöglichen ihm oft nicht, sich nach der Sonne zu orientiren. Ausgedehnte Bambusdickichte und tiefe, nächtlich finstere Schluchten, in welchen ein Chaos von Jahrhunderte alten bis aus Mark vermoderten Baumriesen dem Wanderer den Weg versperren oder ihn bei jedem Schritt bis an die Hüfte in morsche Holzmassen oder von Feuchtigkeit triefende Moospolster versinken lassen, machen es unmöglich, eine und dieselbe Richtung beizubehalten.

Diese Waldvegetation erstreckt sich jenseits der Wasserscheide — hier freilich mit zahlreichen Unterbrechungen durch ausgedehnte wiesenartige Flächen — so weit nach Osten, als die Zone der regelmäßigen Niederschläge reicht, d. i. in der Breite von Valdivia ca. 20—30 km östlich des Divortiums.

Man kann hier stellenweise die wohl einzig dastehende Erscheinung beobachten, daß an einen Urwald von fast tropischer Ueppigkeit ohne Vermittlung eine öde, traurig einförmige Geröll- oder Sandsteppe stößt, deren dürftige Pflanzendecke alle charakteristischen Merkmale einer xerophilen Pflanzenformation aufweist. (Reduktion der Blattfläche oder Beschränkung der Transspirationsthätigkeit auf grüne Stammtheile, succulente Konsistenz der Stengel oder Wurzeln, dichte Haarbekleidung ꝛc.)

Auch die Gestalt des Bodenreliefs hat östlich der Wasserscheide einen anderen Charakter angenommen; und zwar treten Formen auf, welche, wie der unbefangenste Beobachter bestätigen muß, bei fast allen Bergen der argentinischen Anden immer und immer wiederkehren. Dr. O. Nordenskjöld [1]) theilt die gleiche Beobachtung bezüglich der Bergwelt östlich des Fjords der letzten Hoffnung (52 Grad s. Br.) mit.

Kegelberge mit breiter Basis, deren Seiten sich nach oben sehr allmählich verjüngen, sind von zwei bis drei übereinanderliegenden würfelartigen Basaltmassen gekrönt und hier und da mit senkrecht abfallenden kühn ausragenden, erkerartigen Vorsprüngen versehen, so daß sie in ihrer Gesammterscheinung mit mittelalterlichen Burgen von riesenhaften Dimensionen verglichen werden könnten.

Verzehrender Sonnengluth ausgesetzt und zum Theil schon außerhalb der Zone häufiger Niederschläge gelegen, entbehren diese düsteren Basaltkegel, welche sich bis zur Höhe von 2000—3000 m erheben, einen großen Theil des Jahres hindurch des Schnees, während in den chilenischen Anden die ewige Schneegrenze in der Breite von Valdivia bei ca. 2000 m liegt.

Mehr noch als die groteske Burgform der argentinischen Andengipfel könnte eine andere Erscheinung der regen Phantasie eines Naturvolks Veranlassung geben, das ganze Gebirge als in der Vorzeit von einem Riesengeschlecht bewohnt zu betrachten.

Bei nicht wenigen dieser Plateauberge beobachteten wir, daß deren Gipfel von einem Wirrsal kreuz und quer liegender riesiger basaltischer Felsmassen gekrönt sind. 50—100 m hohe und etwa 20 m breite säulenähnliche Basalttrümmer stehen thurmartig aufrecht, von anderen Felsen gestützt. Die kühnste Phantasie vermag sich keine Vorstellung zu machen, wie in dieser an Niederschlägen relativ armen Zone derartige an Erosionserscheinungen erinnernde Gebilde auf Berggipfeln zustande kommen konnten. Vielleicht ließe sich an eine loslösende Kraft der mit Cordillereustaub geschwängerten Westwinde denken, ein Faktor, welchem Dr C. Ochsenius zur Erklärung zahlreicher merkwürdiger Erscheinungen der patagonischen Pampa große Bedeutung beimißt. Eines dieser Riesenspielzeuge, welchem von der vierten chilenischen Grenzkommission der Name „Faro de Quillen" (Leuchtthurm von Quillen) beigelegt wurde, hat übrigens zu einer Indianersage Veranlassung gegeben, welche mir unser indianischer Führer mittheilte, auf deren Wiedergabe ich aber wegen ihres allzu derben Inhalts verzichten muß. Es sei nur erwähnt, daß ein sagenhaftes Riesengeschlecht in diesen indianischer Phantasie entstammenden Erzählungen die Hauptrolle spielt.

Je weiter man nach Osten vorrückt, umsomehr verflachen die oben geschilderten Plateauberge. Die Basis wächst ins ungeheure, die aus Basalt bestehenden würfelartigen Aufsätze nehmen die Form ausgebreiteter Tafeln von unbedeutender Mächtigkeit an; die Berge selbst erheben sich zu geringerer Meereshöhe. Man gebraucht hier (wie in anderen spanischen Ländern) für diese Bergform die Bezeichnung „mesa" oder „meseta", d. i. Tisch. Die letzten Endglieder der ganzen Formenreihe sind Tagereisen weit ausgedehnte Hochflächen von ca. 1400—1800 m Höhe, welche in ihrer obersten Schicht aus horizontal ausgebreiteten Basaltlagen oder Lavaergüssen bestehen.

Wehe der Expedition, welche auf einem derartigen patagonischen Hochplateau vom Schneesturm überrascht wird. Weit und breit bietet kein Baum, kein Strauch, keine Unebenheit des Bodens Schutz gegen die furchtbare Gewalt der darüber hinfegenden Stürme.

Maulthiere und Pferde geben schließlich entkräftet den Kampf auf und bleiben mit dem Kopf der Leeseite zugewendet stehen; es bleibt nichts anderes übrig, als das Ende des Unwetters zu erwarten, wobei freilich in Kauf genommen werden muß, ohne Brennmaterial, ohne Futter für die Thiere auf sturmumbrauster Höhe zu übernachten.

In dieser Region der unwirthlichen patagonischen Hochflächen müssen die Tagemärsche in der Weise forcirt werden, daß es stets gelingt, am Abend eines der tief eingeschnittenen Flußthäler zu erreichen, welche das Hochplateau durchfurchen, weil nur hier Wasser, Futter, Holz und Schutz gegen die nächtliche Kälte zu finden sind.

Getäuscht durch den, so weit das Auge reicht, völlig ebenen Horizont, glaubt sich der Reisende oft schon in den Bereich der Pampa versetzt, bis er plötzlich an den Rand eines 500—600 m tiefen Thales gelangt, welches stellenweise mit seinen senkrechten von Basalsäulen bekleideten Wänden den Eindruck ernster gothischer Hallen macht.

Eingestürzte Krater ausgebrannter Vulkane, deren uralte Lavaergüsse sich weithin ziehen, Schwefelquellen, kleine Salzlaken, mit Petroleum imprägnirte Gesteine sind Erscheinungen, welchen man hier auf Schritt und Tritt begegnet.

Die Vegetation dieser Hochebenen ist in ihrem Gesammthabitus ärmlich. An den Bachläufen fristet niederes, vielfach dorniges Buschwerk ein kümmerliches Dasein. In den tief eingeschnittenen Thälern, z. B. in demjenigen des Rio Nahuelguapi, welchen wir passirten, sind weniger schroffe

[1]) *O. Nordenskjöld*: A Journey in Southwestern Patagonia Geographical Journal. October 1897.

Thalgehänge von malerischen Cypressenwäldern bedeckt. Die nach Argentinien geöffneten Cordilleren-Thäler bieten mit ihrem reichen Graswuchs während des Sommers zahlreichen Heerden verwilderter Rinder (animales ariscos) Aufenthalt. Es ist gefährlich, sich diesen Thieren zu Fuß zu nähern; vor Reitern hingegen ergreifen sie die Flucht.

Weitaus der größte Theil des patagonischen Hochlandes ist mit traurig einförmiger Steppenvegetation besiedelt. In einsamer Majestät aber thront auf luftigen Höhen der König der Andenbäume, die Araucaria imbricata, welche indessen in feuchteren Regionen, wie auch in unmittelbarer Nachbarschaft der Wasserscheide gewaltige Wälder bildet.

Die Bevölkerung der von uns bereisten Gegenden ist heutzutage sehr spärlich; die Weihe einer jungfräulichen Natur beherrscht diese entlegenen Thäler.

Keines Fahrzeugs Geräusch unterbricht je die feierliche Stille der Urwaldseen, deren wettvergessene Schönheit in früher Morgenstunde unvergleichlich ist, wenn in ihrer klaren, von keinem Windhauch bewegten Fluth die schneebedeckten Häupter der Vulkanriesen und der düstere sie umrahmende Wald mit vom Alter gebleichten Stämmen sich spiegeln.

Der langgezogene klagende Ruf der Huala, eines entenartigen Vogels, welcher in seiner Melancholie sehr gut zu der bekannten charakteristischen ernsten Ruhe des antarktischen Waldes paßt, das Rascheln eines Coipus (einer Art Fischotter) im Uferdickicht, das Schwirren winziger Kolibris vor leuchtenden Fuchsienblüthen, das sind die spärlichen Pulsschläge thierischen Lebens in der andinen Bergwelt, welche in seltsamem Kontrast zu der überraschend üppigen Entfaltung der Pflanzenwelt stehen.

Nur während weniger Wochen bringen lärmende Schaaren von Papageien Leben in die Waldeinsamkeit; sie suchen diese Gegenden zur Zeit der Reife der Araucariensamen auf.

Vor 40—50 Jahren aber mag es anders ausgesehen haben. Damals hatten ungezählte Horden von Indianern hier ihr Lager aufgeschlagen; es waren die Krieger des unüberwindlichen Cazikes Calvucura, d. i. blauer Stein, welchem Argentinien jahrelang Tribut zu zahlen sich verstehen mußte.

Heute erinnern nur noch alte, halb vergessene Wege, welche den Urwald durchqueren, und die Namen der Flüsse, Seen und Berge an die einstige indianische Besiedelung. Die jetzigen Bewohner des Quellgebiets des Rio Negro sind ein friedliches Hirtenvölkchen, welches freilich die althergebrachte Gewohnheit des Vieh- und Pferdediebstahls noch nicht ganz abgelegt hat.

Soweit sie sich aber vom Branntweingenuß ferne gehalten haben, bewahren sie noch die alten Sitten.

In die andinen Hochthäler kommen sie nur zur Zeit der Araucarienfruchtreife.

Dann siedelt sich eine ganze Familie mit Freunden, Compadres und sonstigem Anhang unter einem reichbeladenen Baum an und schwelgt im Genuß der auch für einen verwöhnten Gaumen wohlschmeckenden Samen, welche in heißer Asche gebraten werden.

Sie trinken dazu eine Art Most, welchen sie aus den Früchten der zahlreichen verwilderten Apfelbäume gewinnen.

Bekanntlich hat sich unser Apfelbaum in einem großen Theil des südlichen Südamerika so sehr verbreitet, daß er stellenweise den Charakter des Landschaftsbildes bestimmt.

Geben sich die Pehuenches — wie sie sich nach dem Pehuen, d. i. Araucarie, selbst nennen — bei diesen Gelagen einer kindlichen Fröhlichkeit hin, so bewahren sie dem Fremden gegenüber immer den ihnen angeborenen gemessenen Ernst.

Wir passirten Indianerlager, wobei deren Insassen von unsrer doch sehr stattlichen Karawane nicht die geringste Notiz nahmen; Andere fühlten sich dagegen geehrt, wenn sie der Kommission, von welcher sie wußten, daß die chilenische Regierung sie abgesandt hatte, behülflich sein konnten; besonders waren sie beglückt, wenn ihnen die Besorgung eines Briefes übertragen wurde, wobei nach der Ansicht dieser Söhne der Wildniß die Wichtigkeit des Dokuments in direktem Verhältniß zur Größe des Siegels steht. Ein Siegel von Tellergröße würde einen Pehuenchen in größtes Entzücken versetzen.

Ungern nimmt der Pehuenche eine Gefälligkeit an, ohne zugleich einen Gegendienst zu leisten. Große Ehre glaubt er dem Fremden zu erweisen, wenn er ihn zu einem Festmahl, bestehend aus einem Gemenge von geronnenem Pferdeblut mit spanischem Pfeffer einlädt und man muß, um gegen die Etikette des Landes nicht zu verstoßen, wohl oder übel das wenig einladende Gericht hinunterwürgen.

Willkommener waren uns Gastgeschenke in Form von Hühnern und Käse, welche uns ein Indianer einst brachte zum Entgelt für eines unsrer Pferde, welches wir an ihn abgelassen hatten, nachdem es den wüthenden Angriffen der Bremsen erlegen war.

Mit dem Ernst und ungebrochenen Stolz, welcher sich in den sonst starren Zügen der Männer ausprägt, steht auch in Einklang die steife Art der Begrüßung, welche dem Fremden zutheil wird.

Dem freundlichen Gruß „Mari, Mari, peñi“ (d. h. Wie geht es dir, Bruder) folgen unter Zuhülfenahme des Dolmetschers umständliche Begrüßungsphrasen, welche darin bestehen, daß sich der Gastgeber nach dem Befinden der nächsten Anverwandten des Fremdlings und der Obrigkeiten, besonders des Präsidenten der Republik, erkundigt. Besucht hingegen ein Indianer das Lager der Fremden, so leitet er seinen Gruß damit ein, daß er kundgibt, er habe sein Haus, seine Weiber, Kinder, Verwandten und Freunde, seine Rinder, Pferde, Schafe, Hunde, Katzen, Hühner verlassen, um den fremden Ankömmlingen den Willkommgruß zu entbieten.

Schlagen die Pehuenchen an einem Platz Lager, so genügt ihnen zum Schutz gegen Thau und Regen eine sogenannte Ramada, d. h. ein aus Bambusrohr hergestelltes, gedecktes Gerüst, ähnlich den Wigwams der nordamerikanischen Indianer. Die Hütten, welche ihnen zu längerem Aufenthalt dienen, sind ringsum geschlossen und lassen nur durch die Thüre Licht und Luft eintreten. Selten fehlt an der einen Schmalseite ein rundlicher Vorbau, welcher an die Krypta einer Kirche erinnert. Die Namen, welche die Pehuenchen sich und ihrer Umgebung beilegen, zeugen von dem hohen Wohllaut ihrer Sprache und einer schorfen Naturbeobachtung. Merkwürdigerweise tragen gerade die Seen und Flüsse ihrer Heimath, welche in der Regel paradiesisch schöne Landschaftsbilder gewähren, ungemein poetische Namen; ich erwähne:

Hualalaſquen, d. i. See der Huala (wie oben bemerkt wurde, ist die Huala ein Sumpfvogel, welcher durch seinen wehmüthigen Ruf hier und da die Todtenstille der Urwaldseen in eigenartiger Weise belebt); Huaca mamil, d. i. Holzkuh; Huihui, Name eines Sees; dieser Laut ahmt das feine Pfeifen eines merkwürdigen mit langer Nase versehenen Frosches (Rhinoderma Darwini) nach; Lahuen huenu, d. i. Kraut des Himmels; Rucachoroi, d. i. Papageienhütte; Quilquil-hue, d. i. Ort, wo Enten wohnen; Llomque-Llomque-co (spr. Ljomke), d. i. Schmetterlingswasser; Rahuelguapi, d. i. Tigerinsel; Huirilil, d. i. gestreifter Fels; Minetue-Minetu-hue, d. i. Ort zum Baden geeignet. Außer Indianern gibt es in dem von uns bereisten Theil des patagonischen Hochlands nur wenige Kolonisten, theils

chilenischer, theils deutscher Abstammung. Dieselben bewohnen aber nur diejenigen Thäler, welche einem spärlichen Verkehr zwischen Chile und Argentinien geöffnet sind.

Im Thal von Mamil-malal (d. i. Holzzaun) erfuhren wir gastliche Aufnahme in der Ansiedelung eines Valdivianer Deutschen (H. E. Euchelmayr), welche am Saumweg nach der argentinischen Militärkolonie Junin de los Andes liegt. Hier empfingen wir auch nach monatelanger Weltabgeschiedenheit zum erstenmal wieder Nachrichten über das, was inzwischen in der Welt vorgegangen war.

Jenseit der östlichen Cordillerenkette, der Sierra de Catanlil [1]) sollen mehrere andere deutsche Kolonisten wohnen, unter ihnen zwei Sprößlinge eines angesehenen preußischen Adelsgeschlechts, welche Schafzucht treiben und von indianischen Ansiedelungen umgeben, ein recht kümmerliches, an Mühseligkeiten überreiches Gaucho-Dasein führen.

Jeder chilenischen Grenzkommission entspricht eine argentinische. Dieselben arbeiten in der Regel getrennt, weil sie über die Quintessenz ihrer Aufgabe, die Auslegung des ersten Artikels des Grenzvertrags, nicht einig werden können. Die Chilenen verfolgen unentwegt die interozeanische Wasserscheide, während die Argentinier eine ideale Verbindungslinie der höchsten Gipfel als Grenze zu konstruiren suchen.

Die vierte argentinische Grenzkommission traf erst Mitte Februar 1897 in ihrem Arbeitsgebiet ein; aus zwei Sektionen vereinigt, deren eine von Bahia blanca an der atlantischen Küste kommend, die patagonische Pampa in 40 Tagen durchquert hatte, war sie zunächst vom Glück wenig begünstigt. In dem Pampadorf Roca waren ihre Thiere, welche wohl nahezu 150 betragen mochten, an der Maul- und Klauenseuche erkrankt.

Obwohl wir infolgedessen nach einem kurzen Anritts-besuch im argentinischen Lager auf jeden weiteren Verkehr verzichteten, war schon nach wenigen Tagen auch unsre Karawane, Maulthiere wie Pferde, von der genannten Seuche befallen und wir daher drei Wochen lang bis zur nothdürftigen Heilung verhindert, unser Lager zu verlegen oder weitere Exkursionen zu Pferde zu unternehmen. Diesem Unstern verdankten wir zuerst einen sich allmählich fühlbar machenden Nahrungsmangel, bis es gelang, uns mit der anderen Sektion zu vereinigen, und später einen wahrhaft kläglichen Rückzug nach Chile.

Auch die Thiere der andern Abtheilung waren erkrankt — die Pferde durchreisender Indianer hatten die Epidemie offenbar verschleppt — und wieder galt es, einige Wochen sich zu gedulden, bis die Thiere größtentheils erholt waren. Inzwischen war der Winter mit Macht eingebrochen, die Cordillerenpässe waren verschneit und ihre Ueberschreitung mit großen Gefahren verknüpft. Es gelang uns schließlich doch, mit noch halbkranken Thieren die ausgedehnten Lava- und Schlackenfelder des Vulkans Lanin in ca. 2000 m Höhe zu passiren und in das enge Thal von Momolluco herabzusteigen. Bald aber begann eine nimmer endenwollende Reihe von Widerwärtigkeiten. Stets sich erneuernde Regengüsse, furchtbar angeschwollene Flüsse, über welche wir Brücken schlagen mußten, weil es nicht möglich war, sie zu Pferde zu passiren, dadurch bedingt tagelanger Aufenthalt im Feuchtigkeit triefenden, morastischen Urwald, wobei sich Mangel an Futter für die Thiere einstellte, bodenlose Waldwege, unergründliche Sumpflöcher, hielten uns dermaßen auf, daß wir an manchen Tagen nicht mehr als 8—10 km zurücklegen vermochten.

Immer und immer wieder blieben unsre entkräfteten Thiere im schlammigen Morast der Urwaldwege stecken und mußten jedesmal abgeladen und mit dem Lasso herausgezogen werden.

Bei diesem seit Wochen andauernden Uebermaß von Feuchtigkeit bot das Waldinnere zur Nachtzeit ein Bild von eigenartiger schauriger Schönheit. Alle abgestorbenen Baumstämme und sonstige morsche Pflanzentheile waren von dem Mycel eines hallimaschähnlichen Pilzes überzogen und erstrahlten in phosphoreszirendem Licht.

Wir selbst aber fühlten in unsern Gliedern die Folgen der alldurchdringenden Feuchtigkeit, welche durch ziemlich niedere Temperatur doppelt empfindlich wurde. Da gab es Keinen, der nicht seit längerer Zeit über rheumatische Schmerzen klagte. Und so bot unsre Karawane, als sie Ende Mai den Villarica-See und damit bewohnte Gegenden erreichte, einen beklagenswerthen Anblick!

Die meisten Thiere gingen auf drei, mehrere sozusagen nur auf zwei Beinen, ihre Zahl war bedeutend reduzirt; noch in den letzten Tagen waren einige unterwegs liegen geblieben, unfähig, den anderen zu folgen — wie denn überhaupt jener argentinisch-chilenische Saumweg ein Friedhof für Pferde und Maulthiere genannt werden kann, denn wir trafen auf unserm Weg zum wenigsten 20—25 Pferdeleichen an.

Auch ein Menschenleben forderte das mörderische Klima. Einer unsrer Mozos (Diener) — der besten einer — mußte auf seinem Pferde festgebunden werden: er war an Lungenschwindsucht erkrankt, welcher er wenige Wochen später erlag.

Wir aber dankten den Göttern, daß es uns diesmal noch gelungen war, der feuchtkalten Umschlingung der im Winter doppelt furchtbaren valdivianischen Cordillere zu entrinnen.

[1]) v. Siemiradzky, welcher diese Regionen auch bereist hat, nennt sie Cord. de Catalin. (Petermn. Geogr. M. 1893, S. 49.)

Die Leutenoth.

Der letzthin in der „Deutschen Landwirthschaftlichen Presse“ (Nr. 40 und 41) gemachte Vorschlag, an Stelle der Polen auswandernde italienische Landarbeiter nach den von der Arbeiternoth besonders betroffenen Gegenden Deutschlands zu importiren, verdient in der That, an Ort und Stelle studirt zu werden. Der Verfasser jenes Artikels hat in erster Linie zu Venetianern gerathen. Es ist anzunehmen, daß sich diese Leute für die Verpflanzung in unsre Agrarverhältnisse am meisten eignen. Es ist aber klar, daß a priori darüber nicht entschieden werden kann.

Man muß wissen, daß Venetien sich aus acht Provinzen zusammensetzt, die rücksichtlich ihrer Bedürfnisse, der Sitten und Gewohnheiten ihrer Bewohner außerordentlich verschieden sind. Ja noch mehr — innerhalb einer und derselben Provinz stoßen wir auf die allergrößten Verschiedenheiten.

In Udine gehen fast alle zur Arbeit tauglichen Männer, soweit sie im gebirgigen Theil der Provinz wohnen, im Februar und März jeden Jahres ins Ausland.[1]) Das sind indessen keine Agricoltori, d. h. der Landwirthschaft ergebene Personen. Im Hügelland und in der Ebene wandert eine beträchtliche Zahl ländlicher Arbeiter temporär aus. Sie gehen nach Bayern, nach Oesterreich-Ungarn, Rumänien und Griechenland und werden dort als Handarbeiter bei Tunnel-, Eisenbahn- und Kanalbauten verwendet; eine ansehnliche Zahl beschäftigt sich mit Ziegel- und Backsteinfabrikation (so z. B. bei München); eine gewisse Zahl endlich greift zur Maurerkelle und kehrt dann im Herbst nach der Rückkunft in die Heimath zum Pflug zurück.

[1]) In den ersten neun Monaten 1898 wanderten aus der Provinz Udine 48,184 Personen temporär und nur 1420 permanent aus (gegen 44,756 und 1823 im Jahre 1897). Man glaubt, daß in diesem Jahre die Auswanderercziffer von 50,000 überschritten worden sei.

Digitized by Google

Es ist richtig, daß die Auswanderung nach Brasilien in ganzen Familien wie nach Argentinien in der letzten Zeit stark zurückgegangen ist.[1])

Wir meinen, daß es sehr leicht sein würde, die venetianischen Landarbeiter zu bewegen, sich bis nach Norddeutschland vorzuwagen, um dort die Erntearbeiten zu verrichten. Es erscheint uns aber aus klimatischen Gründen einigermaßen zweifelhaft, ob eine Niederlassung in ganzen Familien gelingen wird. Das ist eine Frage, die nur ein länger andauernder Versuch entscheiden kann.

Vom landwirthschaftlich-technischen Gesichtspunkt aus, d. i. der Verwendung italienischer Arbeiter in der deutschen Landwirthschaft, sehen wir nicht die geringste Schwierigkeit.

Das dem italienischen Contadino in dem Artikel der „D. L. P." gezollte hohe Lob scheint uns wohlverdient. Der italienische Bauer ist ein Mann, vor dem ich den Hut ziehe, weil ich ihn kenne. Er widersteht der anstrengendsten Arbeit, er ist ehrlich, bescheiden, friedlich und gehorsam. Er ist sparsam und fleißig, fleißig wie kein anderer Mann auf Gottes Boden. Wir wissen, daß er mit Rücksicht auf seine Geisteskultur unter dem deutschen Arbeiter steht; aber wenn er auch nicht viel gelernt hat, wenn er auch vielfach nicht lesen und schreiben kann, so ist er doch viel mehr werth als mancher Andere, „der diesen kleinen Witz gelernt hat". Er weiß genau, wie er in Italien den Acker zu behandeln hat; er ist geschickt für alle Feldarbeiten, für die Pflege des Viehes, überhaupt für alles, was die landwirthschaftlichen Arbeiten angeht.

Er betrinkt sich nicht und er sticht auch nicht mit dem Messer. Es ist leider wahr, daß in einigen Provinzen Mittel- und Süditaliens Streitigkeiten in den unteren Volksschichten sehr oft mit dem Messer zum Austrag gebracht werden, aber solche Gewohnheiten existiren nicht unter der bäuerlichen Bevölkerung, existiren vor allem nicht in Venetien, und Blutthaten sind dort seltener als in anderen zivilisirten Ländern, seltener als in Preußen.

Es ist sicher, daß der italienische Landarbeiter, da er sehr anspruchslos ist und sich mit einem bescheidenen Lohn begnügt, den lokalen Arbeitern Konkurrenz machen kann, aber wir glauben nicht, daß er als temporärer Einwanderer und auch als permanenter, sofern der Zuwanderung gewisse Beschränkungen auferlegt würden, für Norddeutschland eine Gefahr konstituiren könnte.

Wenn man der venetianischen Emigration eine Ablenkung nach Deutschland geben wollte, müßte man sich im Spätherbst an Ort und Stelle begeben, mit den Leuten, die auswandern wollen, direkt verhandeln und einen ehrlichen Kontrakt mit ihnen machen. Es ist in Venetien unter den Landarbeitern Gebrauch, ihren neuen Vertrag für die Erntearbeiten des kommenden Jahres mit dem einheimischen proprietario im Dezember jeden Jahres abzuschließen. Um diese Zeit stellt sich auch der Auswanderungsagent und der ausländische Unternehmer auf dem platten Land ein, der dem Auswanderungslustigen die sogenannte caparra, d. i. ein Dinggeld, einhändigt, dessen Annahme dem Letzteren die Verpflichtung auferlegt, an einen ersten sonnigen Frühlingstagen den Marsch nach dem Arbeitsort im Ausland anzutreten.

Genf. Dr. Hans L. Rudloff.

[1]) Im Jahre 1896 wandten sich 724 Personen nach Argentinien, 675 nach Brasilien; 1897 gingen 357 Personen nach Argentinien und 729 nach Brasilien.

Mittheilungen und Nachrichten.

Die Funktionen des Zentralnervensystems und ihre Phylogenese. Von Prof. Dr. med. J. Steiner. Dritte Abtheilung: Die wirbellosen Thiere. Mit 46 eingedruckten Abbildungen und einer Tafel in Farbendruck. Braunschweig, Vieweg u. Sohn, 1898. — Die Absicht, welche der Verfasser mit seinen ausgedehnten, ihn über zwölf Jahre beschäftigenden Untersuchungen verband, war, „den Spuren des Planes zu folgen, nach welchem das Gehirn funktionirt, der, wenn er überhaupt auffindbar, nur allem da gesucht werden muß, wo er noch relativ einfach sein wird". 1885 erschienen die Untersuchungen über das Froschhirn, 1888 die über das Hirn der Fische. Ueber beide Abtheilungen wurde in Nr 210 der Beilage zur Allg. Ztg. vom 31. Juli 1889 ausführlich berichtet. Die vorliegende dritte Abtheilung bringt das Werk zum Abschluß; dieselbe gliedert sich in vier Abschnitte. Der erste bringt einen historischen Abriß; der zweite enthält den experimentellen Theil und berichtet über die an den Crustaceen, Insekten, Myriopoden, Anneliden, den unsegmentirten Würmern, Mollusken, Appendicularien, Echinodermen und Coelenteraten gemachten Beobachtungen. Der dritte Abschnitt enthält die aus den Beobachtungen gezogenen Schlüsse, er bildet den theoretischen Theil. Mit Zugrundelegung der Definition, daß das Gehirn bestimmt ist, durch das allgemeine Bewegungszentrum in Verbindung mit den Leistungen wenigstens eines der höheren Sinnesnerven, kommt der Verfasser zu dem Schlusse, daß bei den Crustaceen und Aracheaten, Arthropoden das dorsale Schlundganglion als Gehirn anzusprechen ist. Bei den Anneliden dagegen besitzt dieses Ganglion nicht den Charakter eines Gehirns; denn es bildet nur die Ursprungsstätte der höheren Sinnesnerven, nicht aber die für Bewegung. Ein so beschaffenes Schlundganglion bezeichnet der Verfasser als Cerebraid oder Sinneshirn. Ein solches Cerebroid ist auch den Mollusken eigenthümlich; eine Ausnahme macht nur der Octopus, bei welchem das Dorsalganglion merkwürdigerweise den Charakter eines Großgehirns besitzt. Die Beobachtungen an den Appendicularien, Echinodermen und Coelenteraten nöthigen zu dem Schlusse, daß dieselben so viele Cerebroide besitzen, als höhere Sinnesorgane vorhanden sind. So besitzen die Seesterne so viele einzelne Sinneshirne, als ihnen Radien eigenthümlich sind, da an dem peripheren Ende eines jeden Radius ein Auge sitzt, welches in einem Sehganglion wurzeln muß. Der 4. Abschnitt handelt von dem Gleichgewicht der Evertebraten. Auf die Wiedergabe dieser allgemeinsten Ergebnisse müssen wir uns hier beschränken. Exaktheit der Versuche und Klarheit der Schlüsse zeichnen das Werk aus und sichern ihm wohl eine hervorragende Stelle in den biologischen Untersuchungen der Gegenwart. Die Ausstattung ist eine vorzügliche.

Albrecht Rau.

Müller-Pouillets Lehrbuch der Physik und Meteorologie. Neunte umgearbeitete und vermehrte Auflage von Leop. Pfaundler, unter Mitwirkung von O. Lummer. Zweiter Band, zweite Abtheilung. Braunschweig 1898. — Mit dem vorliegenden Band, die Wärmelehre enthaltend, ist die neue Auflage von Müller-Pouillets weitbekanntem Lehrbuch vollendet. Unter der geschickten Bearbeitung Pfaundlers hat sich das Lehrbuch verjüngt, insofern es in allen seinen Theilen alles Neue mit aufgenommen hat, was in der Zwischenzeit in dem reich bebauten Gebiet der Physik sichergestellt wurde. Auch heute noch, bei dem enorm gewachsenen Umfang des physikalischen Könnens und Wissens, kann das Müller-Pouillet'sche Werk als das brauchbarste und verständlichste größere Lehrbuch der Physik bezeichnet werden. Zum großen Theil verdankt es diese ausgezeichnete Brauchbarkeit der reichen und vorzüglichen Ausstattung mit Illustrationen, von denen in den drei Bänden 2981 und außerdem 13 zum Theil farbige Tafeln enthalten sind. Kein anderes Werk ähnlicher Art kann sich dieser vortrefflichen Ausstattung rühmen, durch welche das Verständniß aller Darlegungen auf das wirkungsvollste gefördert wird. Bis auf die etwas gar zu dreit ausgefallenen geometrisch-optischen Kapitel im zweiten Band hat das Buch gerade die richtige Ausführlichkeit, welche es zu einem Nachschlagewerk und zu einem Lehrbuch für Alle empfiehlt, die eingehendere Belehrung über physikalische Gegenstände brauchen. Auf die Einzelheiten der Veränderungen in dem vorliegenden Band einzugehen, erscheint nicht nöthig. Es ist auch dieser Schlußband, so wie die früheren durch Aufnahme aller wichtigen Neuerungen auf die Höhe der

In Wirklichkeit werden die genannten Berufe noch zahlreicher ausgeübt, als vorstehende Daten bekunden. Die Einreihung des Einzelnen in den einen oder anderen Beruf erfolgte ja lediglich unter Berücksichtigung des Hauptberufs, d. h. derjenigen Thätigkeit, auf welcher hauptsächlich seine Lebensstellung beruht und von welcher der größte Theil seines Erwerbs herrührt. Thatsächlich haben Viele noch einen Nebenberuf, sei es aus äußerlichem Zwang, weil der Ertrag des Hauptberufs zum Unterhalt nicht ausreicht, sei es freiwillig, weil der Beruf die Arbeitskraft nicht voll in Anspruch nimmt, oder ihr noch Zeit — wenn auch nur einen Theil des Jahres hindurch — zu weiterer Bethätigung läßt. Ich erinnere an den Gastwirth, der noch Landwirthschaft treibt, an den Klempner, der zugleich Tischler, Lackirer, Gürtler ist, an den Schuhmacher, der außerdem noch als Chordiener, Laternenanzünder, Vereinsdiener, Bergführer erwerbsthätig ist. In der Natur der Sache liegt es aber, daß die bloße Nebenbeschäftigung das Interesse des Einzelnen am Schicksal des betreffenden Berufszweigs bei weitem nicht in dem Grad in Anspruch nimmt wie ein zum Haupterwerb gemachter Beruf. Wollte man gleichwohl den Antheil der Bevölkerung an den einzelnen Berufszweigen und damit das Gesammtgewicht oder den Interessenkreis der einzelnen Berufe unter Berücksichtigung von Haupt und Neben erwerb abmessen, so wäre Voraussetzung, daß der Nebenerwerb für die verschiedenen Berufszweige gleich gut zur Erfassung gelangte. Dies ist aber nicht der Fall. Das Kaiserliche Statistische Amt konstatirt ausdrücklich (S. 101), daß die durch die Berufszählung gewonnenen Nachweise über Nebenerwerb wegen der großen Schwierigkeiten, die dessen genauer Ermittlung im Wege stehen, die thatsächliche Ausdehnung des Nebenerwerbs überhaupt nicht erreichen, daß dies Zurückbleiben hinter der Wirklichkeit aber speziell für die nicht landwirthschaftlichen Nebenberufe gelte, die äußerlich nicht so hervortreten, wie der landwirthschaftliche Nebenberuf mit dem besonderen Stück Land, und dieserhalb häufiger bei der Deklarirung in der Haushaltungsliste übersehen sind als landwirthschaftliche Nebenberufe. Dieser Charakter der Nebenerwerbsnachweise war zweifellos Hrn. Georg v. Mayr bei Abfassung seines Artikels „Die deutsche Landwirthschaft und die Berufsstatistik von 1895“ in der Beilage zur Allg. Ztg. vom 19. April 1899 noch nicht genügend bekannt. Er suchte dort darzuthun, daß bei der summarischen Zusammenfassung der beruflichen Verhältnisse nach dem Hauptberuf die Landwirthschaft zu kurz komme und daß man sich der Statistik der Haupt- und Nebenberufsfälle bedienen müsse, um das berufliche Gesammtgewicht der Landwirthschaft und der Industrie feststellen zu können; sein Versuch dürfte nach der vorerwähnten Konstatirung des Kaiserlichen Statistischen Amts sich erheblich modifiziren. Um mich selbst nicht in Einzelheiten zu verlieren, will ich von einer zahlmäßigen Schilderung der Nebenerwerbsthätigkeit hier ganz Abstand nehmen.

Dagegen ist die Frage zu beantworten, wie die geschilderte deutsche Berufsgliederung sich zu der der anderen Kulturstaaten verhält.

Ein Aufschluß darüber ist angesichts des Charakters des internationalen berufsstatistischen Materials, welches nach sehr verschiedenen Grundsätzen aufgenommen und verarbeitet wird, mit völliger Genauigkeit nicht möglich. Das Kaiserliche Statistische Amt war aber bemüht, die vorhandenen Daten wenigstens annähernd vergleichbar zu machen, es hat zu dem Behuf folgende Uebersicht[1]) zusammengestellt (den Erwerbsthätigen sind dabei auch die häuslichen Dienstboten zugerechnet):

[1]) Die Veröffentlichung des Kaiserlichen Statistischen Amts macht bei dieser Tabelle anmerkungsweise eine Reihe von Vorbehalten, auf die hier lediglich verwiesen werden kann.

Die Erwerbsthätigen nach Berufsabtheilungen:

	Land- und Forstwirthschaft, Fischerei	Industrie und Bergbau	Handel und Verkehr (Gast- und Schankwirthschaft)	Armee und Marine	Sonstiger öffentlicher Dienst und freie Berufe	Häusliche (persönliche) Dienstboten	Sonstige Erwerbsthätige
Deutschland	8,292,692	8,281,220	2,338,511	650,978	794,983	1,339,316	432,491
Oesterreich	8,469,223	2,880,897	845,073	187,507	324,591	456,277	—
Ungarn	4,474,653	961,422	249,051	114,393	165,089	376,270	1,295,944
Italien	8,580,978	4,185,461	502,784	160,155	498,923	596,172	537,435
Schweiz	488,530	531,005	140,289	816	49,837	80,304	14,869
Frankreich	6,535,599	4,548,098	2,185,818	561,875	768,245	1,609,432	119,082
Belgien[2])	649,252	1,081,503	327,091	48,282		724,040	
Niederlande	641,274	532,181	268,730	20,880	98,005	166,495	25,164
Dänemark	228,316	200,700	69,300	8,429	44,723	217,232	73,378
Schweden	944,562	263,317	102,381	39,455	46,137	237,918	116,634
Norwegen	384,426	177,511	91,257	3,262	22,989	81,380	13,947
England und Wales	1,336,945	7,336,344	1,399,735	126,473	799,659	1,900,328	—
Schottland	249,124	1,032,404	180,952	7,588	103,731	203,153	—
Irland	940,621	657,154	95,446	31,293	176,538	238,215	—
Großbritannien und Irland	2,526,690	9,025,902	1,676,133	165,354	1,079,928	2,341,696	—
Vereinigte Staaten von Amerika	8,626,088	5,478,541	3,326,122	30,845	913,488	4,360,577	—

Von 100 Erwerbsthätigen gehören zu jeder Berufsabtheilung:

Deutschland	37.5	37.4	10.6	2.8	3.6	6.1	2.0
Oesterreich	64.3	21.9	6.4	1.4	2.5	3.5	—
Ungarn	58.6	12.6	3.3	1.5	2.1	4.9	17.0
Italien	56.7	27.6	3.9	1.0	3.3	3.9	3.6
Schweiz	37.4	40.7	10.7	0.1	3.8	6.2	1.1
Frankreich	40.0	27.9	13.4	3.4	4.7	9.9	0.7
Belgien	22.9	38.2	11.6	1.7		25.6	
Niederlande	32.7	32.2	16.3	1.3	6.9	10.1	1.5
Dänemark	27.1	23.9	8.2	1.0	5.3	25.8	8.7
Schweden	54.0	15.0	5.8	2.3	2.6	13.6	6.7
Norwegen	49.6	22.9	11.7	0.5	3.0	10.5	1.8
England und Wales	10.4	56.9	10.8	1.0	6.2	14.7	—
Schottland	14.0	58.1	10.2	0.4	5.9	11.4	—
Irland	44.0	30.7	4.5	1.5	8.2	11.1	—
Großbritannien und Irland	15.1	53.7	10.0	1.0	6.4	13.8	—
Vereinigte Staaten von Amerika	38.0	24.1	14.6	0.1	4.0	19.2	—

[2]) Die Zahlen beziehen sich auf Berufsfälle, nicht auf erwerbsthätige Personen.

Digitized by Google

Der Antheil am landwirthschaftlichen Erwerb ist demgemäß in Deutschland gegenüber allen anderen größeren Staaten des europäischen Kontinents, auch gegenüber Nordamerika namhaft geringer, hingegen viel größer als in Großbritannien. Andererseits ist der industrielle Erwerb bei uns so mächtig entfaltet, daß nur Großbritannien uns darin übertrifft, und zwar ist auch die absolute Zahl der industriellen Erwerbsthätigen Deutschlands wesentlich größer als die in den genannten anderen Staaten und kommt der von Großbritannien nahezu gleich, so daß neben dem britischen das Deutsche Reich als das gewaltigste industrielle Produktionsgebiet unter den Kulturstaaten erscheint. Das industriereiche Belgien und die Schweiz können zum Vergleich mit dem Deutschen Reich als solchem nicht herangezogen werden, da deren territoriale Ausdehnung und ihre Stellung in der Weltwirthschaft zu ungleich ist. Handel und Verkehr sind, was ihre Vertretung unter der Gesammterwerbsthätigkeit anlangt, außer in Frankreich, Belgien, den Niederlanden, Norwegen, namentlich in England und besonders den Vereinigten Staaten von Amerika höher entfaltet; an absoluter Stärke der im Handel und Verkehr Erwerbsthätigen steht Deutschland nur hinter den Vereinigten Staaten zurück.

Von besonderem Belang ist die Entwicklungstendenz, welche der berufliche Aufbau gegenüber dem Stande von 1882 bekundet. Es erfolgte, wie auch anderwärts, selbst in Staaten mit noch ausgesprochen agrarischem Charakter (Oesterreich, Ungarn), so in Deutschland eine Verschiebung zu ungunsten der Landwirthschaft, zugunsten von Industrie und Handel, so entfielen

auf	von 100 Erwerbsthätigen		der Gesammtbevölkerung	
	1882	1895	1882	1895
Land- und Forstwirthschaft	43.38	36.19	42.51	35.74
Industrie	33.69	36 14	35.51	39.12
Handel und Verkehr	8.27	10.21	10.02	11.52

Diese Verschiebung besteht nicht allein antheilweise, d. h. in Bezug auf den Antheil an der Gesammtheit der Erwerbsthätigen beziehungsweise Gesammtbevölkerung, sondern auch absolut: Der Rückgang der Landwirthschaftsbevölkerung beträgt rund 700,000 Personen, hieran sind die männlichen Erwerbsthätigen, die Familienangehörigen und die häuslichen Dienstboten in der Landwirthschaft betheiligt, nicht aber die weiblichen Erwerbsthätigen, deren Zahl ein wenig gestiegen ist, doch mag diese Steigerung nur auf einer genaueren Erfassung der in der Wirthschaft mithelfenden Familienangehörigen beruhen. Die Verlustliste in der Landwirthschaft ist dadurch entstanden, daß Personen, die sonst der Landwirthschaft zugehörten, in andere, namentlich industrielle und kommerzielle Berufe, abgewandert sind. Ja man kann sagen, daß fast der ganze seit 1882 eingetretene Bevölkerungszuwachs — er beträgt 6.5 Millionen oder 14.48 Proz. — sich in die eben genannten Berufe ergossen hat, beläuft sich doch die Mehrung der industriellen Berufsbevölkerung auf 4.2 und die der kommerziellen auf 1.4 Millionen Personen.

Wie ist sozial das Deutsche Volk aufgebaut? Welchen Antheil nehmen unter der Bevölkerung die Selbständigen, welchen die Abhängigen? Hierüber erhalten wir folgenden Aufschluß:

	Erwerbsthätige nebst Familienangehörigen		
	absolut	Proz.	
Schicht der Selbständigen . . .	23,013,226	44.45	
vermögende Klasse	646,242	1.25	2.81
Mittelklasse	15,874,600	30.66	68.98
unbemittelte Klasse	6,492,884	12.54	28.21
Schicht der Abhangigen	28,757,058	55.55	
Gesammtbevölkerung:	51,770,284	100.00	100.00

Ueber die Hälfte der Bevölkerung gehört der abhängigen Klasse an, 44.45 Proz. der selbständigen Klasse und zwar fast ein Drittel dem selbständigen Mittelstande[1]), der seinerseits von der selbständigen Klasse über zwei Drittel auf sich vereinigt. Wollte man bei den Abhängigen nicht, wie eben geschehen, bloß die Stellung im Beruf, sondern auch Besitz und Einkommen entscheidendes Kriterium sein lassen, so würde die Mittelklasse noch eine namhafte Verstärkung erfahren durch die keineswegs gering vertretenen in Landwirthschaft, Industrie, Handel und Verkehr thätigen Betriebsbeamten (Angestellten) und qualifizirteren Arbeiter, deren Gehalt oder Lohn den Verdienst des selbständigen Handwerkers häufig übersteigt.

Die breiteste Schicht nimmt der selbständige Mittelstand in der Landwirthschaft ein, wo er über vier Fünftel der Selbständigenklasse beträgt; im Handel umschließt er die Hälfte, in der Industrie nur 46.36 Proz., um so stärker sind in der Industrie die beiden äußeren Klassen, die unbemittelte und die vermögende Klasse der Selbständigen besetzt. Im Gegensatz zu den Vorgängen, die sich zwischen Großindustrie und Handwerk, zwischen Großhandel (Großmagazine, Waarenhäuser ꝛc.) und Kleinhandel abspielen, ist eben der landwirthschaftliche Mittelstand, der Bauernstand vom Großgrundbesitz weniger bedroht und darum gerade hier die Erhaltung und Kräftigung der selbständigen Mittelschicht am ehesten durchführbar.

Beschränkt man sich auf die Erwerbsthätigen (also mit Hinweglassung ihrer Haushaltungsangehörigen), so sind von deren Gesammtzahl etwas über ein Viertel (26.84 Prozent) oder 5.9 Millionen an der selbständigen, fast drei Viertel oder 16.2 Millionen an der abhängigen Klasse betheiligt.

Speziell in den drei großen Berufszweigen Landwirthschaft, Industrie und Handel und Verkehr ist die soziale Schichtung folgende:

	Selbständige	Angestellte	Arbeiter	Von 100 Erwerbsthätigen sind Selbständige	Angestellte	Arbeiter
Landwirthschaft	2,568,725	96,173	5,627,794	30.98	1.16	67.86
Industrie . .	2,061,764	263,745	5,955,711	24.90	3.18	71.92
Handel u. Verkehr	843,557	261,907	1,233,047	36.07	11.20	52 73
Summa:	5,474,046	621,825	12,816,552	28.94	3.29	67.77

Relativ die meisten Selbständigen hat demnach der Handel und Verkehr aufzuweisen, was damit zusammenhängt, daß Handelsgewerbe vielfach im kleinen betrieben werden und fremde Mitwirkung weniger dazu erforderlich ist. Am niedrigsten ist die Selbständigkeitsziffer bei der Industrie, wo der Großbetrieb und die fortschreitende Konzentration der Betriebe die Selbständigmachung immer mehr erschweren. Die Landwirthschaft hält zwischen Handel und Industrie die Mitte. Hinsichtlich der Zahl der Abhängigen zeigt sich das entgegengesetzte Verhältniß, wobei noch in die Augen fällt, daß der Handel und Verkehr auch das höhere Arbeitspersonal (Angestellte) — man denke an die zahlreichen Comptoiristen, Buchhalter, mittleren Post-, Telegraphen- und Eisenbahnbeamten — stark vertreten ist, während von dieser Personenkategorie Industrie und namentlich Landwirthschaft wenig Gebrauch macht. Geht man auf die einzelnen Berufe näher ein, so erweisen sich als Berufe, die viel Selbständige beschäftigen, abgesehen von Hausirhandel, Handelsvermittlung, die durch eine starke Verbreitung sich auszeichnenden Berufe der Schuhmacherei, Schneiderei, Näherei, Plätterei; Berufe mit relatio wenig Selbständigen sind Stein- und Braunkohlengewinnung, Hüttenbetrieb,

[1]) In dem einschlägigen zehnten Abschnitt des in Rede stehenden Werks finden sich beachtenswerthe Ansätze zu der vom Reichstag gewünschten Mittelstandsstatistik.

Erz-, Salzgewinnung, Eisenbahnbetrieb, Rübenzuckerfabrikation, hier handelt es sich regelmäßig um große Unternehmungen, veranstaltet von öffentlichen und Privatkorporationen, dem von ihnen bestellten Betriebsleiter unterstehen nicht selten Hunderte von Personen, die die technischen, Rechnungsarbeiten und die Dienste der Gehülfen und sonstigen Arbeiter verrichten.

Anlangend die einzelnen Bestandtheile der abhängigen Klasse, so zählen zu derselben in Landwirthschaft, Industrie und Handel

	absolut	Proz. aller Erwerbsthätigen der genannten Berufszweige
Angestellte	621,825	3.29
Gelernte Arbeiter	6,021,641	31.84
Ungelernte Arbeiter	4,725,326	24.99
Mithelfende Familienangehörige	2,069,585	10.94

Die Angestellten, unter welchen das technische, Aufsichts- und Rechnungspersonal zu verstehen ist, werden in ausgedehntem Maße beschäftigt in der chemischen Industrie, der ihr verwandten Industrie der Leuchtstoffe, Fette, Oele, dann im Maschinen- und im Berg- und Hüttenwesen, es entspricht dies dem fabrikmäßigen und Großbetriebscharakter der genannten Berufe. Relativ am geringsten ist ihre Verwendung im Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe, in der Holz- und Schnitz- sowie in der Metallindustrie, Gruppen, in denen das Kleingewerbe und Handwerk eine Rolle spielt und daher die Dienste eines höher qualifizirten Hülfspersonals, sei es technischen und Bureaupersonals, weniger von nöthen sind.

Die gelernten Arbeiter, d. h. die Gesellen, Lehrlinge und Arbeiter für Dienstleistungen, zu denen in der Regel eine Vorbildung erfordertich ist, vereinigen die Hauptmasse der Erwerbsthätigen auf sich. Fast ein Drittel sind gelernte Arbeiter, von der Klasse der Arbeiter allein entfällt auf sie fast die Hälfte. Den Ausschlag für diese hohen Antheile geben die Verhältnisse im eigentlichen Handwerk, das für seine Leistungen bestimmte erlernte oder durch andauernde Uebung erworbene Befähigungen oder Geschicklichkeiten voraussetzt. So kommen fast ausschließlich gelernte (männliche) Arbeiter vor bei den Berufen der Schneider, Barbiere, Friseure, Schornsteinfeger, ungelernte Arbeiter finden sich da nur als Laufburschen, Hausdiener ꝛc. Außerdem herrscht gelernte Arbeit vor in den — handwerksmäßig betriebenen — Berufen der Glaser, Klempner, Schmiede, Stellmacher, Tischler, Schuhmacher, Schlosser, Bäcker, Fleischer u. A. Umgekehrt arbeiten mehr ungelernte Personen in Bauunternehmung (Erd-, Wege-, Eisenbahnarbeiter), Torfgräberei, Rübenzuckerfabrikation, Gasanstalten, Ziegeleien, Wasserwerken.

Die Mitarbeit von Familienangehörigen erfolgt am ausgedehntesten in der Landwirthschaft, wo ihre Zahl sogar die der Knechte und Mägde übersteigt, und zwar zumeist auf Betrieben mittlerer Größe, auf Bauerngütern. Schon weniger häufig ist sie bei Handel und Verkehr, am eingeschränktesten ist sie in der Industrie, die Häufigkeit von mithelfenden Familienangehörigen hängt da von der Größe der Betriebe ab, je kleiner der Betrieb, umsomehr hat er einen familienhaften Charakter. Uebrigens treffen von allen mithelfenden Familienangehörigen der Industrie und des Handels nicht weniger als 84 Proz. auf die fünf Berufsarten Gast- und Schankwirthschaft, Waaren- und Produktenhandel, Bäckerei, Fleischerei, Weberei, hauptsächlich besteht die besagte Mithülfe in Besorgung des Verkaufsgeschäfts und wird vornehmlich von Ehefrauen geleistet.

Seit dem Jahre 1882 haben Selbständige wie Angestellte und Arbeiter (bei Landwirthschaft, Industrie und Handel) der absoluten Stärke nach zugenommen, freilich in verschiedenem Grade. Die Zahl der Selbständigen ist um rund 300,000 oder 5 Proz., die der Arbeiter aber um 2.1 Millionen oder 20 Proz. größer geworden, die Angestellten haben sich verdoppelt. An der Gesammtmehrung der Erwerbsthätigen in den drei materiellen Berufszweigen sind die Arbeiter mit über drei Viertel betheiligt, die Angestellten mit 12 Proz., die Selbständigen mit 10 Proz. Demgemäß ist relativ der Antheil der Selbständigen zugunsten der Abhängigen zurückgegangen. Diese Entwicklung vollzog sich ebenso bei Industrie wie bei Handel und Verkehr, sie ist bei unsrer starken Volksvermehrung, der erhöhten Betheiligung am Erwerb, der Zunahme des Großbetriebs, den Fortschritten der Technik und der gesteigerten Arbeitstheilung nicht anders zu erwarten. Bei der Landwirthschaft dagegen gewannen die Selbständigen, während der Antheil der Arbeiterschaft zurückging; es haben sich frühere landwirthschaftliche Taglöhner durch Zupacht und Zukauf von Land zu selbständigen Landwirthen emporgeschwungen, auch durch die Rentengüter wurde die Zahl der landwirthschaftlichen Selbständigen vergrößert, andrerseits machte die ausgiebigere Verwendung von Maschinen die Einstellung von Hülfskräften zum Theil entbehrlich, und außerdem veranlaßte die bessere Entlohnung und freiere Lebensstellung in gewerblichen Berufen, wie schon bemerkt, zur Abwanderung von landwirthschaftlichem in gewerblichen Dienst.

Was bedeutet diese Entwicklung für die heimische Volkswirthschaft? Jedenfalls keine Schwächung unsrer wirthschaftlichen Kraft, weder nach Quantität, wie die Zahlen ohne weiteres ergeben, noch nach Quatität.

Einerseits erfreut sich das Deutsche Volk eines immer noch recht breiten selbständigen Mittelstands. Zum anderen erfährt er, soweit er als selbständiger Mittelstand im Rückgang begriffen, eine beachtenswerthe Ergänzung in jenem neuen Mittelstand, der trotz seiner Abhängigkeit sich weit über das Niveau des bloßen Arbeiters erhebt.[1]) Es sind das die oben erwähnten, technisch und kaufmännisch ausgebildeten Beamten und Angestellten der größeren Betriebe, ferner jene zu Hunderttausenden vorhandenen Arbeiter, die sich durch ihre Leistungen und ihren Charakter über durchschnittliche Bezahlung und eine ebenso sichere Stellung errungen haben, wie wenn sie unabhängig geblieben wären. Ferner sind, was die Arbeiterschaft speziell angeht, ihre wirthschaftlichen Verhältnisse gegen früher erheblich besser geworden; das besagen die höheren Arbeitslöhne, die nur zum Theil durch theuerere Lebensmittelpreise aufgewogen werden, das beweisen die aus der Einkommensteuerstatistik ersichtliche Zunahme der kleineren Einkommen, die Mehrung der Sparkasseneinlagen, an denen, wie die bayerische Statistik ergibt, die Arbeiterschaft ganz wesentlich betheiligt ist, der erhöhte Konsum von besseren Lebensmitteln.[2]) Dazu kommt noch, daß unsre soziale Gesetzgebung den deutschen Arbeiter im Fall von Krankheit, Unfall, Invalidität und hohem Alter mit Anspruch auf Rente und sonstige entsprechende Unterstützung ausgestattet hat und ihm so die Zeiten vorübergehender oder dauernder Erwerbsunfähigkeit leichter ertragen hilft.

Und was die beruflichen Verschiebungen anlangt, so muß es nur begrüßt werden, daß Industrie, Handel und Verkehr, dank ihrer großartigen Entfaltung innerhalb des letzten Jahrzehnts sich so aufnahmsfähig erwiesen, daß fast der gesammte Bevölkerungszuwachs darin Beschäftigung finden und für unsre heimische Volkswirthschaft fruchtbar gemacht werden konnte.

---

1) Vergl. hierüber auch Walter Trötsch, Über die neuesten Veränderungen im deutschen Wirthschaftsleben. Stuttgart 1899.

2) Vergl. Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich 1899, S. 156 u. 157.

Auf diese Weise brauchten nicht Menschen, sondern nur von ihnen gefertigte Waaren ans Ausland abgegeben zu werden. Thatsächlich sank denn auch die Zahl der deutschen Auswanderer (nach überseeischen Ländern) von 203585 oder 4.45 pro Mille der Bevölkerung im Jahre 1882, auf 20837 oder 0.38 pro Mille im Jahre 1898. Dagegen wuchsen die Ausfuhrmengen von 17.2 Millionen Tonnen auf 30 Millionen, bezw. von 3279.9 auf 4010.6 Mill. Mark, was um so bemerkenswerther ist, als in den älteren industriellen Staaten, in Großbritannien, Frankreich, Belgien die Ausfuhr neuerdings zurückgegangen ist oder wenigstens stagnirt. Deutschland konnte sich einen erhöhten Antheil am Welthandel beschaffen, es rangirt, wenn man die Haupthandelsstaaten in Betracht zieht, laut folgender Zusammenstellung

	1880		1889		1896	
	Mill. M.	Proz. des Welthandels	Mill. M.	Proz. des Welthandels	Mill. M.	Proz. des Welthandels
Großbritannien	13,360	23.2	12,461	18.1	12,868	17.1
Frankreich . .	6,780	11.2	6,417	9.3	6,309	8.4
Verein. Staaten	6,160	10.1	6,196	9.0	7,751	10.3
Deutschland .	5,880	9.7	7,154	10.4	9,451	11.8
Welthandel:	60,660	100.0	69,000	100.0	75,000	100.0

gegen 1880 nicht mehr an vierter und dritter Stelle, sondern unmittelbar hinter Großbritannien, sein Antheil am Welthandel ist ebenso wie der von Nordamerika beständig gestiegen, während der von Großbritannien und Frankreich sich etwas verringerte. Dieser Stärkung seiner wirthschaftlichen Macht nach außen entspricht eine Stärkung des Volks im Innern: Dadurch, daß den einzelnen Volksgliedern zu produktiver Beschäftigung im Inland Gelegenheit gegeben war, wurde die Kaufkraft und Konsumfähigkeit der Massen gehoben, wurde für die einheimischen Produkte der Landwirthschaft und der Industrie ein sicheres Absatzgebiet erweitert.

Und so vollzog sich denn die jüngste Entwicklung der beruflichen und sozialen Gliederung des Deutschen Volkes mit einem namhaften Fortschritt des Gesammtwohlstandes des Vaterlandes. Man berechnete das Gesammteinkommen der physischen Personen in Preußen für das Jahr 1892/93 auf 9.9 Milliarden Mark, für 1897/98 auf 10.7, wonach die Mehrung des preußischen Nationaleinkommens von 0.8 Milliarden Mark oder 7.89 Proz. größer ist als die auf 6.13 Proz. sich belaufende Zunahme der preußischen Gesammtbevölkerung. In ähnlichem Maße wird das gesammte deutsche Volksvermögen, das, soweit es aus Grund und Boden, Kapital und abschätzbarem Verbrauchsvorrath sich zusammensetzt, im Jahre 1887 auf 175 Milliarden Mark (3720 M. pro Kopf) geschätzt wurde, sich vergrößert haben und jetzt wohl über 200 Milliarden Mark betragen.

„Rast' ich, so rost' ich." So ist es, wie im Leben des Einzelnen, auch im Leben der Völker und Staaten. Darum sei die Kenntniß dessen, wozu das ernst arbeitende und ernst aufstrebende Volk des Deutschen Reichs sich entwickelt hat, ein ermuthigender, kräftiger Impuls, ein Weckruf zu einem weiteren „Rastlos vorwärts", auf daß, was wir an wirthschaftlicher Kraft und damit an politischer Macht und an Nationalreichthum gewonnen, fernerhin blühe, wachse und gedeihe!

Venedig als Weltmacht und Weltstadt.

In der bekannten, von Ed. Heyck herausgegebenen Sammlung „Monographien zur Weltgeschichte" ist nun auch als 8. (Doppel-)Band die vorliegende Arbeit über Venedig erschienen[1]), die schon wegen des Themas an und für sich des allgemeinen Interesses sicher ist. Sie darf aber auch um deßwillen auf einen besonders großen Leserkreis rechnen, weil sie — wenigstens in gewissem Maße — eine Lücke in unsrer deutschen geschichtlichen Literatur auszufüllen berufen ist, welche um so lebhafter empfunden ward und wird, je mehr — im Zeitalter des Verkehrs! — von Jahr zu Jahr die Zahl der Besucher der Lagunenstadt zunimmt. Wie oft bin ich selbst von Freunden und Bekannten nach einer darstellenden Geschichte Venedigs gefragt worden und habe darauf nur erwidern können, daß wir wohl eine gute italienische „Storia documentata di Venezia" in 10 Bänden von S. Romanin (1853—1864) und ein ansprechendes Buch von P. G. Molmenti, La Storia di Venezia nella vita privata (1880), das auch von M. Bernhardi ins Deutsche übersetzt ist, besitzen, aber eigentlich keine neuere deutsche Arbeit über diesen Gegenstand, daß wir da vielmehr immer noch auf die alte „Staatsgeschichte der Republik Venedig" von Joh. Frdr. Le Bret in drei Theilen (vier Bänden) 1769—1777 oder auf die betreffenden Abschnitte in der „Geschichte der italienischen Staaten" von Hch. Leo in fünf Theilen 1829—1832 angewiesen sind. Das Bedürfniß einer Neubearbeitung der Geschichte Venedigs hat dann W. v. Giesebrecht als Leiter der Fortsetzung der Heeren-Ukert'schen „Geschichte der europäischen Staaten" (von welcher ja auch Leo's Geschichte einen Theil bildet) wohl erkannt und mit derselben den um die Erforschung der Geschichte Venedigs hochverdienten Prof. G. M. Thomas betraut. Als derselbe, der großen Schwierigkeiten des Themas sich wohl bewußt, den Auftrag zurückgab, hat der damalige und wiederholt der jetzige Leiter der Staatengeschichte, Prof. Lamprecht, das gleiche ehrenvolle Ansinnen an mich gerichtet, dem ich leider infolge beruflicher und anderer literarischer Verpflichtungen keine Folge leisten konnte. Nun hat der junge österreichische Historiker H. Kretschmayr die ebenso verlockende wie schwierige Aufgabe übernommen.

Bis diese neue Geschichte Venedigs in jener Sammlung erschienen sein wird, kann die vorliegende Monographie als entsprechender Ersatz gelten, die übrigens auch später noch daneben ihren Platz behaupten wird. Es muß nur betont werden, daß wir es hier nicht mit einer umfassenderen Darstellung zu thun haben. Auf dem mäßigen, durch die zahlreichen Abbildungen noch vielfach eingeengten Raum von rund 200 Seiten wird die Entwicklung Venedigs zur „Weltmacht und Weltstadt" nur in großen Zügen dargelegt, jedoch, wie wir sogleich hinzufügen dürfen, in geschickter und befriedigender Weise. Der Leser erhält sowohl einen genügenden Ueberblick über die äußere und innere politische oder staatliche Geschichte der Handelsrepublik, in welcher ihre Stellung als „Weltmacht" wurzelt, als auch einen lehrreichen Einblick in die, sagen wir, kulturelle Entfaltung des kleinen Fischerdorfes, wenn der Ausdruck erlaubt ist, aus der Zeit Cassiodors und Theoderichs bis zur glänzenden „Weltstadt" des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit, dem „Paris" der früheren Jahrhunderte. Im ganzen können wir auch der Auffassung Zwiedineck's (dem wir übrigens schon eine Arbeit über die Politik der Republik Venedig während des 30jährigen Krieges verdanken)[1]) wohl zustimmen, bisweilen bin ich anderer Meinung. Ich freue mich, daß auch er die Vorherrschaft Venedigs auf der Adria schon zur Zeit der Kreuzzüge entschieden sein läßt, indem er Venedig zu Beginn derselben die „leistungsfähigste Seemacht des Mittelmeeres" nennt, und daß er gerade die Kreuzzüge als den ausschlaggebenden Zeitpunkt für das Emporsteigen Venedigs zur „Weltmacht" betrachtet. Dagegen scheint mir die Erwerbung

[1]) Von Hans v. Zwiedineck-Südenhorst. 208 S. mit vier Kunstbeilagen und 159 authentischen Abbildungen. Verlag von Velhagen u. Klasing, Bielefeld und Leipzig 1899 (4 M.).

[1]) 2 Bde. 1882—85 Stuttgart, Cotta.

territorialen Besitzes auf dem Festland nicht genügend motivirt. Man könnte nach dem Verfasser meinen, als sei hiefür in erster Linie der Wunsch des Adels maßgebend gewesen, „den zur See gewonnenen Reichthum in Sicherheit zu bringen, Grundbesitz zu erwerben, Villen und Paläste auf dem festen Lande zu bauen und sich in den schönen Städten an den Ausläufern der Alpen und im euganeischen Hügellande festzusetzen", während die Nothwendigkeit eines Hinterlandes aus handelspolitischen und wirthschaftlichen Gründen nicht stark genug betont wird. — Richtig wird wiederum der Wendepunkt in den Geschicken „der stolzesten und mächtigsten Republik, die seit dem Untergang der römischen entstanden war", erkannt. Statt daß die Venetianer mit aller Macht „die Herrschaft im Mittelmeer zu bewahren und mit den atlantischen Seefahrern zu wetteifern" sich bestrebt hätten und zu diesem Behuf z. B. entschieden das Projekt des Suezkanals in die Hand genommen hätten, ließen sie sich verleiten, ihre Besitzungen auf dem Festland zu erweitern, was sie dann viel zu viel in die auswärtigen Händel und Kämpfe Italiens hineinverstrickte. Daß sie bei diesen aber keine italienisch-nationale Politik trieben, darf man ihnen schwerlich verübeln, und der Vorwurf mangelnden nationalen Gefühls, den der Verfasser ihnen macht, scheint mir unberechtigt und zum Theil auch im Widerspruch stehend mit gelegentlichen anderweitigen Bemerkungen in seiner Arbeit. Wie treffend charakterisirt der Verfasser selbst — um von dem „nationalen" Verhalten anderer italienischer Herren und Fürsten zu schweigen — das Benehmen Julius' II. gegen Venedig! „Trotz seiner oft hervorgehobenen nationalen Gesinnung ließ er sich doch dafür gewinnen, den glänzendsten und kräftigst entwickelten italienischen Staat, der seiner Nation zum Stolz und zur Freude dienen konnte, hinterlistig zu überfallen, zu zerstücken und vor aller Welt zu demüthigen". Wie anständig erscheint dagegen die Politik der Republik im Jahre 1620 Oesterreich und Spanien gegenüber! — Zu hart urtheilt meines Erachtens Zwiedineck auch über den Verkauf des Patriziats und der hohen Staatsämter im Jahre 1645, um durch diese außerordentliche Geldeinnahme den Türken auf Kreta energisch entgegentreten zu können. Er sieht in diesem Vorgang das „Kennzeichen tiefen Verfalls der herrschenden Klasse in der Bevölkerung von Venedig". Eine solche Anschauung von der Macht des Geldes „verderbe die Gesellschaft von Grund aus, nehme ihr jeden Antrieb zu moralischen Handlungen, zur Erreichung idealer Ziele, zu jenem Heldenthum, das keinen Nutzen haben, sondern nur die Kraft und Ueberlegenheit des Willens bethätigen will". Wenn aber nach Zwiedinecks eigener Angabe dasselbe außergewöhnliche — und, wie wir meinen, gar nicht so unbegreifliche oder zweckwidrige — Mittel schon im Kampf gegen die Liga von Cambray, also über hundert Jahre früher, angewendet worden war, und wenn in der Zwischenzeit, wie auch bei Zwiedineck selbst zu lesen, von dieser „verderbten Gesellschaft" noch so manches Treffliche, Rühmliche vollbracht wurde, kann doch die Wirkung jener vorübergehenden Maßnahme keine gar so bedenkliche gewesen sein! Und hat nicht noch auf Goethe, wie der Verfasser selbst anführt, Venedig den Eindruck eines zwar „antiquarischen", aber keineswegs „zerrütteten oder zerfallenden" Staats gemacht? Das ist gerade im Vergleich mit anderen Staaten, wie z. B. eben der römischen Republik, das Auszeichnende, ich möchte sagen Versöhnende in der Geschichte Venedigs, daß es nicht an innerer Fäulniß zugrunde ging, sondern nur an Altersschwäche dahinsank; und diese mag Vielen, im Leben der Menschen wie der Staaten, nicht als die schlimmste Todesursache erscheinen! Und wenn vollends ein Staat sein Leben so ausgetobt hat, wie der venetianische, und noch bis zuletzt so mannichfache Proben seiner Leistungsfähigkeit abgelegt hat, wenn ein Gemeinwesen innerhalb mehr als tausend Jahren auf fast allen Gebieten staatlichen Lebens und menschlicher Thätigkeit so Hervorragendes, Bewundernswerthes und Ersprießliches für seine eigenen Unterthanen, wie für die ganze Menschheit und für die Nachwelt geleistet hat, wie die Republik Venedig, dann bedarf es wohl auch kaum des mitleidigen Bedauerns über seinen „allzufrühen Hingang", sondern hat Anspruch auf freudige, dankbare Anerkennung über seine Leistungen, von denen ein gut Theil noch heutigen Tages jeden Besucher entzückt und erhebt.

Daß Zwiedineck auch der kulturellen, gesellschaftlichen und künstlerischen Entwicklung Venedigs volle Beachtung schenken mußte, wenn er es als „Weltstadt" schildern wollte, habe ich bereits erwähnt und will mich darüber hier nur kurz fassen, den Leser auf diese Theile der Monographie selbst verweisend, welche ihr einen besonderen Reiz verleihen. Gut bemerkt der Verfasser über den Ursprung dieser zu so hoher Blüthe gelangenden Entfaltung: „Die Venetianer waren reich geworden, sie besaßen aber auch die Eigenschaften, um vornehm werden zu können." Unterstützt von zahlreichen, mit Geschmack ausgewählten Abbildungen (unter denen sich auch manche auf die Venedig unterworfenen Städte der Terra ferma und in Dalmatien beziehen), führt er uns parallel mit der äußeren und inneren politischen Geschichte die venetianische Kunst und das Gewerbe in ihren Haupterscheinungen vor und gedenkt in ansprechender Weise ebenso des privaten wie des öffentlichen Lebens der Venetianer, welch letzteres sich ja, dank dem Grundsatz des regierenden Adels: „Panem et circenses für das Volk", ganz ungewöhnlich glänzend gestaltete und so immer zugleich befruchtend auf Kunst und Gewerbe zurückwirkte. — Wohl nur ein Versehen ist es, wenn von Giovanni Bellini statt seinem Bruder Gentile gesagt wird (S. 87), daß er Hofmaler bei Mahommed II. in Konstantinopel gewesen; und als zu beseitigende Druckfehler bemerke ich die Formen „Carpaggio" auf Abb. 70, Gra(n)denigo S. 45 und 58, Soranz(i)o auf Abb. 103, Parut(t)a auf Abb. 108. Unrichtig ist auch, um dies hier noch anzureihen, daß 1171 die Venetianer in Konstantinopel „niedergemetzelt" wurden, und daß der Doge Sebastiano Ziani die Vermittlung zwischen Friedrich Rothbart, Alexander III. und dem Lombardenbund „übernommen" habe; der Ablaß Alexanders III. für die Markuskirche ferner gehört jedenfalls nicht in das Jahr 1180, sondern 1177, ist aber unecht, wenigstens in der bisher bekannten überlieferten Form.

Und endlich hätte ich noch eine Bemerkung zu machen, die ich freilich nur zögernd vorbringe. Zwiedineck hat mit Recht wiederholt auf einschlägige neuere Arbeiten venetianischer Historiker hingewiesen —, warum nicht auch seiner deutschen Kollegen, deren geringe Zahl sein Buch wahrlich nicht allzusehr vergrößert hätte? Er erwähnt z. B., daß es auch deutsche Handwerker in Venedig gegeben und daß der verstorbene Direktor des venetianischen Staatsarchivs, Cecchetti, besonders viele Schuster deutscher Abkunft in den Verzeichnissen der „Artisten" (d. h. der Zunftbehörden) gefunden habe. Wäre es da nicht billig gewesen, auch auf den betreffenden Abschnitt im Anhang zu meinem „Fondaco dei Tedeschi" (Bd. II) hinzuweisen, wo u. a. auch die Inschrift mitgetheilt ist, die heute noch in der „Calle Crosera" (bei S. Stefano) Jedem deutlich sichtbar die Stelle des alten Spitals der deutschen Schuhmacher in Venedig anzeigt. Auch meine Arbeit über den „Fondaco dei Tedeschi und die deutsch-venetianischen Handelsbeziehungen" selbst (1888) hat der Verfasser nicht erwähnt, und dies bedauere ich nicht meinet- oder des Verlegers [1]) wegen, sondern aus

[1]) Cotta in Stuttgart.

Digitized by Google

einem anderen Grund. Ich stelle mir vor, daß viele der nach Venedig reisenden deutschen Landsleute sich nun vorher aus der vorliegenden Monographie Belehrung verschaffen werden. Die Meisten von ihnen werden, wir alle Fremden, ihre Schritte wohl auch einmal zu dem alten „Fondaco dei Tedeschi" lenken, in dessen Räumlichkeiten seit über zwei Jahren nun die Post untergebracht ist. Wie Wenige werden über die Geschichte dieses Gebäudes und seine engen Beziehungen zur deutschen Heimath etwas näheres wissen! Wie Viele wären dem Verfasser vielleicht dankbar, auf eine Arbeit verwiesen zu werden, welche genauere Nachrichten über das Leben der Deutschen in der Lagunenstadt in den früheren Jahrhunderten und über eine Stälte enthölt, welche für die kommerzielle und kulturelle Größe besonders der süddeutschen Städte von höchster Bedeutung gewesen ist. Möge der Verfasser in der Lage sein, bald bei einer zweiten Auflage diese Kleinigkeiten zu berücksichtigen!

München. H. Simonsfeld.

Mittheilungen und Nachrichten.

L. G. Ueber den äußeren Lebensgang Eugen v. Lommels, des vor wenigen Tagen dahingeschiedenen Rector magnificus der Universität München und Professors der Experimentalphysik, hat die Allg. Ztg. die hauptsächlichsten Notizen bereits mitgetheilt. Die wissenschaftliche Thätigkeit Lommels bewegte sich, fast von Beginn seiner Laufbahn an bis zu ihrem Schluß, hauptsächlich in dem Gebiet der Optik, in welchem er eine sehr große Zahl von experimentellen und theoretischen Arbeiten veröffentlichte. Es waren die von Stokes vorher genau untersuchten Fluorescenzerscheinungen des Lichts, welche zuerst seine Aufmerksamkeit intensiver auf sich zogen und für welche er in einer seiner ersten Publikationen eine Erklärung gab, indem er sie in Analogie brachte mit den Resonanzerscheinungen des Schalls. Diese Theorie führte ihn dazu, diese interessanten Erscheinungen experimentell einem ausgedehnten Studium zu unterwerfen. Es gelang ihm dabei, nachzuweisen, daß das von Stokes aufgestellte Gesetz, nach welchem das Fluorescenzlicht immer längere Wellen besitzen muß als das erregende, als nicht allgemein gültig nachzuweisen. Er zeigte, daß bei stark absorbirenden fluorescirenden Körpern auch Abweichungen von diesem Gesetz vorkommen, ein experimentelles Resultat, welches schwer zu finden war und welches zuerst von namhaften Forschern bestritten, schließlich aber allgemein anerkannt wurde. Das Studium der ähnlichen und auf derselben Ursache beruhenden Erscheinungen der Phosphorescenz, dem sich Lommel dann zuwandte, führte ihn zu einer sehr interessanten Methode, das unsichtbare Sonnenspektrum im ultrarothen Theil zu photographiren. Diese theoretischen und experimentellen Untersuchungen über Fluorescenz und Phosphorescenz hatten Lommel mit denjenigen Erscheinungen vertraut gemacht, bei welchen die Lichtbewegungen des Aethers beeinflußt werden durch die Schwingungsbewegungen der körperlichen Moleküle. Als daher durch die Entdeckung der anomalen Dispersion die Thatsache offenkundig wurde, daß auch bei den bekanntesten Lichterscheinungen es nicht der Aether allein ist, welcher sich bewegt, sondern daß überall die Körpertheilchen mitwirken, konnte Lommel seine theoretischen Untersuchungen nun ausdehnen zu einer allgemeinen Theorie des Lichts, in welche er außer den Schwingungen des Aethers die durch Reibungskräfte gehemmten Bewegungen der Moleküle einführte. So leitete er die Theorie der normalen und anormalen Dispersion ab, stellte er ein Dispersionsgesetz auf, behandelte er die Theorie der Drehung der Polarisationsebene, der Natalionsdispersion und der Doppelbrechung. Die Grundvorstellungen dieser Theorie, die man als elastisch-mechanische Theorie des Lichts bezeichnen kann, sind unterdessen infolge neuerer Entdeckungen durch die elektromagnetische Theorie des Lichts in anderer Weise ausgebildet worden, so daß manche Fragen, welche seinerzeit sehr schwierig zu entscheiden waren, allmählich ganz unerwartet beantwortet wurden. Neben diesen Untersuchungen zur Theorie des Lichts beschäftigten Lommel von sehr früher Zeit bereits an die sogenannten Erscheinungen der Beugung, welche er in sehr übersichtlicher Weise zu behandeln lehrte und für die er, unterstützt durch eine genaue Kenntniß der Besselschen Funktionen (über welche er ein kleines Werk veröffentlichte), auch in komplizirten Fällen eine vollständige mathematische Behandlung lieferte. Auf solche Beugungen des Lichts führte er schon in einer frühen Arbeit die Abendröthe zurück, sowie auch einige verwandte Erscheinungen. Ueberhaupt war sein Interesse ganz besonders den optischen Erscheinungen der Atmosphäre zugewendet. Ueber den Regenbogen z. B. veröffentlichte er einige Untersuchungen, und seine letzten Arbeiten beschäftigten sich mit der Theorie der Dämmerungsfarben. Spätere Forschungen von ihm, immer noch aus dem Gebiet der Optik, gaben eine neue Theorie der diffusen Reflexion des Lichts, ferner neue Methoden zur Messung der Rotationspolarisation und endlich eine Methode zur Berechnung von Mischfarben. In anderen Gebieten der Physik, außer in dem der Optik, hat Lommel wenig publizirt. In der Optik aber galt er mit Recht als anerkannter Meister. Auch eine große Anzahl von hübschen Vorlesungsexperimenten rühren von ihm her, die er gerade durch seine genaue Kenntniß der Lichterscheinungen ersannen hat. — Als eigene Werke gab er heraus: „Studien über die Bessel'schen Funktionen", ferner ein Werk „Ueber das Wesen des Lichts", ein kleines, seinerzeit sehr freundlich aufgenommenes Buch über „Wind und Wetter" und endlich ein „Lehrbuch der Experimentalphysik", welches in wenigen Jahren fünf Auflagen erlebte und, man kann wohl sagen, das beliebteste Lehrbuch der Physik geworden ist.

s. **Leipzig**, 26. Juni. Der bekannte Semitist und Nachfolger Fleischers auf dem Lehrstuhl für orientalische Sprachen an der hiesigen Universität, Prof. Dr. Albert Socin, ein geborener Baseler, ist gestern im Alter von 55 Jahren gestorben.

* **Königsberg i. Pr.** Der Oberbibliothekar der hiesigen Universitätsbibliothek, Dr. Otto Naulenberg, ist im Alter von 57 Jahren gestorben.

f. **Florenz**, 23. Juni. Als dieser Tage das berühmte, die Leda darstellende Marmorrelief von Michelangelo im Bargello von seinem Platz zum Zweck einer geringfügigen Reparatur herabgenommen wurde, fiel es zu Boden und zerbrach in mehrere Stücke. Hoffentlich gelingt es, die Stücke wieder so zusammenzusetzen, daß nur wenig sichtbare Spuren von dem Schaden zurückbleiben, sonst würde dieser Unglücksfall einen unersetzlichen Verlust für die Kunst bedeuten.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Seneca-Album. Weltfrohes und Weltfreies aus Seneca's philosophischen Schriften.

Nebst einem Anhang: Seneca und das Christentum. Von B. A. Bekinger. 12°. (X u. 224 S.) M. 3; geb. in Leinwand M. 4.

Von demselben Verfasser ist früher erschienen:

Dante-Album: Di Mondo in Mondo. Florilegio Dantesco colla traduzione tedesca di contro. Von Welt zu Welt. Ein Dante-Album mit deutscher Uebersetzung. Quer-12°. (X u. 308 S.) M. 3; geb. in Leinwand M. 4. (10068)

Antiquariatskatalog Nr. 40,
Deutsche Geschichte
(enth. Bibliothek Prof. Dr v. Wegele in Würzburg, 4171 Nrn.) soeb. erschienen u. bitte zu verl. **Hans Gnad**, Antiquariat, **Würzburg**, Theaterstr. 5.

Für den Inseratenteil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1899. München, Dienstag, 27. Juni. Nummer 143.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.90, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zum Jubiläum von Johannes Brenz, dem Reformator von Schwäbisch-Hall und Württemberg. Von J. Gmelin. — Die Geschichte der deutschen Korps. Von Paul Holzhausen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zum Jubiläum von Johannes Brenz, dem Reformator von Schwäbisch-Hall und Württemberg.

Am 24. Juni d. J., dem Feiertag des Täufers Johannes, feierte die evangelische Kirche Württembergs das 400jährige Geburtsjubiläum ihres Reformators Johannes Brenz. Das Hauptstück dieser Feier war die Grundsteinlegung eines zum evangelischen Gemeindehause wie zugleich zum Brenz-Museum bestimmten „Brenz-Hauses“, das als bleibendes Ergebniß dieser Centenarfeier künftig an sie erinnern soll, in Schwäbisch-Hall. Und mit allem Recht. Ist doch Brenz, mit so gutem Grunde ihn die ganze württembergische Kirche als den Ihrigen reklamirt, in erster Linie eben der Reformator von Hall gewesen. Und hat doch diese Stadt, wie sie durch Brenz zum letztenmal einen allgemeiner bekannten Namen bekommen hat, durch ihn mehr als durch ihre eigenen Söhne alle zusammen auch einen weitergehenden Einfluß nicht bloß auf ganz Württemberg, sondern auch über dieses Land hinaus für große Theile von Süddeutschland gewonnen.

Zwei Höhepunkte, durch die es über seine auch in der Vergangenheit die Verhältnisse einer mittleren Stadt nie überschreitenden Grenzen weit hinausragte, hat Hall im Verlauf seiner bald 1000jährigen Geschichte gehabt. Der erste fällt bald nach dem Anfang seiner städtischen Existenz, die, nachdem es vielleicht 200 Jahre lang ein durch sein Salz veranlaßtes, relativ bescheidenes dörfliches Dasein geführt hatte, von der mit der Erbauung der Michaelskirche zusammenhängenden Stiftung eines Marktes durch den Würzburger Bischof (Berthold von Henneberg) als Herzog von Franken (mit Zustimmung Kaiser Friedrichs I.) vom Jahre 1156 datirt, und wirkt noch in das folgende Jahrhundert fort. Das charakteristische Kennzeichen dieser ersten Blüthezeit ist ein wirthschaftliches Produkt, nämlich nicht sein Salz, das vielmehr ja allezeit die Grundlage seiner Existenz gebildet, aber ihm doch nie zu besonderem Ruhm verholfen hat, wenn auch der Name der Stadt sich davon herschreibt, sondern seine indirekt wohl von jenem ins Leben gerufene Münze, der Heller. Denn es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Heller, denen Hall sogar die Ehre verdankt, als einzige unter den deutschen Städten schon in der Bibel (Matth. V, 26, Marc. XII, 42) vorzukommen, eben von unserm Hall ihren Namen haben. Eben die rasche Aufnahme, welche diese bekanntlich später bis zur Hälfte eines Pfennigs im Werth herabgesunkene Kleinmünze seit Beginn des 13. Jahrhunderts, wenn nicht schon früher, in ganz Südwestdeutschland gefunden hat, ist das deutlichste Symptom von dem raschen Aufschwung, den Hall noch innerhalb des ersten Jahrhunderts seiner Stadtexistenz genommen hat, bestätigt durch die herrlichen Ueberreste der romanischen Baukunst, die zahlreicher als in den sonstigen Theilen unsres Landes gerade Hall und seine Umgebung schmücken (vgl. Groß- und Klein-Comburg, die Kirche von Unterlimpurg, auch Tullau, dann aber namentlich den Thurm von St. Michael wie auch von St. Katharina in seiner alten Gestalt, dazu die Ueberreste vom alten Franziskanerkloster, wie von manchen alten Privatgebäuden, die freilich infolge der verheerenden Feuersbrünste von 1376, 1680 und 1728 überhaupt spärlich genug in unsrer Stadt, am meisten noch in der oberen und unteren „Herren“-, den alten „Kecken“-Gassen sich finden) und unsrer Kocherzentrale bei den Kunstverständigen einen hervorragenden Platz in der Geschichte der bildenden Kunst im Zeitalter der Staufer sichern. Diesen Aufschwung verdankt aber Hall eben dem genannten Kaisergeschlecht, das als Erbe der alten Grafen von (Rothenburg-)Comburg in unsrer Gegend seit Anfang des 12. Jahrhunderts in die Stellung des Landesherrn eingerückt war, und wie es Rothenburg a. T. als Residenz seines „Herzogthum in Franken“ genannten Dominiums eine erste Glanzzeit verschaffte, so in unserm Hall einen die staufischen Besitzungen in Schwaben und Franken und damit diese Herzogthümer selbst vermittelnden Grenzplatz besaß. Dieser übte durch sein Salz, als das unentbehrlichste und immer noch relativ seltene Gewürz auf den unter den Staufern zur politischen Grundlage des Reichs gewordenen Stand der ritterlichen Ministerialen eine besondere Anziehungskraft aus. Auch spielte Hall die Rolle von einer Art Hauptwerbeplatz für jenes, so zahlreiche ritterliche Kämpen in seinem Dienst verbrauchende, stolzeste aller Kaisergeschlechter, wie es als Stätte des bequemen Lebensgenusses sich prächtig zur Residenz eines zahlreichen, unter den Staufern zu einer Art Reichsunmittelbarkeit sich emporarbeitenden Adels eignete, der nirgends in der Nähe einen übermächtigen Dämpfer zu fürchten hatte. Dehnten doch die Hohenlohe erst am Schluß der Stauferzeit ihre Besitzungen bis in unsre Gegend aus, während die von den Staufern offenbar als Vögte ihres Hausbesitzes hier (auf Oberlimpurg über der Stadt) eingesetzten Limpurger auch nach der Schenkung des großen Bannwaldes zwischen Bühler, Roth und Leine doch zu wenig Hausmacht besaßen, um den an Besitz zum Theil mit ihnen wetteifernden Hallischen Patriziat in seiner Gesammtheit auf die Dauer ernstlich gefährden zu können. Bemerkenswerth ist, wie denn gerade Hall der einzige Ort im Umfang des ganzen jetzigen Württemberg ist, von dem jene den Geist des Ritterthums vielleicht am echtesten dokumentirende Institution bekannt ist: ein Kampfgericht, das auf dem Markte von Hall abgehalten und weither aus ganz Südwestdeutschland aufgesucht wurde.

Diese so begreifliche Anhänglichkeit an die Staufer, in deren Dienst der hallische Ritterpatriziat, der bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts konkurrenzlos in unsrer Stadt dominirte, Ehre und Lohn gewann, hat sich denn auch in der Kirchengeschichte ein denkwürdiges Zeugniß geschaffen

in der sogenannten Sekte von Hall, von der Albert von Stade zum Jahre 1248 zu berichten weiß: in der That das ruhmvollste Denkmal, das sich unsre Stadt in der Geschichte gesetzt hat, weil sie hier, so wenig sonst von dieser Sekte bekannt sein mag, unter dem Impuls echt ritterlicher Treue zu größerer Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Denkens sich aufgeschwungen hat als je vorher und nachher und die einzige Stadt in Schwaben und Franken gewesen ist, in der die Treue gegen das staufische Haus, parallel derjenigen der rheinischen Städte Speyer und Worms gegen die Salier, sogar zum dogmatischen Frontmachen gegen das universale Papstthum auf dem Gipfel seiner Höhe geführt hat.

Aber seitdem waren nunmehr drei Jahrhunderte vergangen, eine Periode, welche in der allgemeinen Geschichte der Niedergang des Ritterthums und das Aufkommen des Bürgerthums, d. h. des zünftigen, charakterisirt, von welchem Prozeß auch unser Hall keine Ausnahme macht. Nur ging es hier mit dem Niedergang des Ritterthums langsamer als in einer der uns sonst bekannten Städte. Denn wenn auch schon unter Ludwig dem Bayer in der Zwietracht von 1340 die alten Geschlechter gezwungen wurden, ihre Alleinherrherrschaft mit einer zweiten inzwischen aufgekommenen Schicht, den aus den Zünften emporgestiegenen „Mittelfreien" und den Zünften selbst, unter denen hier die Salzsieder die erste Rolle spielten (nach ihnen die Schuhmacher, Bäcker, Metzger, Schmiede inkl. Goldschmiede, lauter Gewerke, die wie auch die vielen Binder, d. h. Küfer, auf den ritterlich-genußsüchtigen Charakter des alten Hall hinweisen), zu theilen und die Hälfte der Rathsstellen beiden zusammen, je 7 unter 26, unter Verschmelzung des alten ritterlichen „oberen" mit dem bisher daneben bestandenen zünftigen „unteren" Rathe zuzugestehen, so hört damit doch das altadelige Element nicht auf, hier die erste Rolle zu spielen. Noch in der Beet von 1396, der dritten überhaupt vorhandenen (erst 1392 hatte Hall das kaiserliche Schultheißenamt und damit das Recht der Besteuerung für sich erworben), macht dieses Element unter den 148 Höchstbesteuerten (mit 2 fl. und darüber) noch 72 Nummern = 49 Proz. aus. Auch 1449/50 sind es immerhin noch 45 unter den 158 Höchsten (mit 3 fl. und darüber) = 28.5 Proz., die bis zu Ende des Jahrhunderts sich auf 37 unter 153 (mit 2 fl. und darüber) = 24 Proz. verringern. Das heißt: Wohl ist infolge des wirthschaftlichen Umschwunges im 15. Jahrhundert auch hier die Zahl der alten Geschlechter fortwährend gesunken und das zünftige und das aus diesem emporgewachsene mittelfreie Element gestiegen. Aber immer noch behauptete sich bis ca. 1500 das ritterlich-feudale Element in bemerkenswerther Stärke in der Stadt und besaß im Rath, dessen zwölf Richterstellen es ausschließlich besetzte, eine so starke Stellung, daß es noch in der zweiten Zwietracht von 1509 an wagen konnte, durch den Anspruch auf drei von den fünf thatsächlich die Geschäfte leitenden Ausschußstellen einschließlich des Stättmeisterpostens die ausschließliche Leitung der Dinge für sich zu fordern und für einen Augenblick auch wirklich in die Hand zu bekommen. Aber eben diese Ueberspannung des Bogens führte infolge der zähen Energie Hermann Büschlers, des Wortführers der Mittelfreien und Nicht-„Siebenbürgen" überhaupt, die endgültige Niederlage der alten Geschlechter, der sogenannten „Siebenbürgen" herbei, deren Häupter nach diesem Ausgange unter Aufgabe ihres Bürgerrechts im Trotz aus der Stadt fuhren, um damit den neuen Elementen erst recht die Bahn frei zu geben. Aber es wäre eine Täuschung, wollte man das dahin verstehen, als ob nun das eigentlich untere zünftige oder gar die breiten Massen des Volkes ans Ruder gelangt und so das, was wir eine demokratische Verfassung nennen, erreicht worden wäre. Vielmehr kam die ganze Reform zunächst wesentlich eben den nächsten Stufen, zumal jenen Mittelfreien zugute, die schon länger gleichfalls zu den Geschlechtern, nur aber eben nicht zu den alten gerechnet und mit dem Prädikat „Junker" beehrt wurden und deren Wortführer aus dem Geschlecht der Büschler, neben Hermann sein Vetter Konrad, zusammen mit dem den alten Geschlechtern entsprossenen Michael Schletz von den 20er Jahren des 16. Jahrhunderts an bis zum Schmalkaldischen Krieg durchweg das Heft in der Hand haben, indem sie alternirend miteinander, nur von Antonius Hoffmeister drunter hinein dreimal abgelöst, die Stättmeisterwürde Jahr um Jahr bekleiden. Aber so wenig die Büschler, Hoffmeister und andere Familien, an die jetzt immer deutlicher die Leitung im Rath übergeht, mit den Zünftigen auf eine Linie sich stellen lassen, so ist doch ihnen gegenüber die Grenze eine fließende und verwischt sich immer mehr, so daß bis zu Ende unsrer Reformationsgeneration eben unter der Wirkung dieser der Unterschied zwischen schöffenbar-freien (adeligen) und zünftigen Rathsmitgliedern überhaupt stillschweigend verschwindet. Der vorherigen Ueberwindung aber des eigentlich reaktionär-altaristokratischen Elements dürfen wir es auch zuschreiben, wenn Hall im Unterschied von anderen Städten, wie Rothenburg a. T., Heilbronn u. a., den Bauern gegenüber Anno 1525 standgehalten hat, da hier die Bürgerschaft, obwohl es auch an Elementen, die mit den Bauern zusammenfühlten, nicht fehlte, doch weniger von dem inneren Gegensatz unterhöhlt war als anderwärts. Freilich war schon diese Haltung im Bauernkrieg, mit der Hall nicht wenig Ruhm gewann, wesentlich mit ein Verdienst desjenigen Mannes, der ihm zum zweitenmal in der Geschichte einen höheren und diesmal, entsprechend der neuzeitlichen Aera, einen reformationsgeschichtlichen Rang verschafft hat, eben unsres Johannes Brentz.

Zweierlei ist mit der skizzirten Entwicklung als charakteristisch für das Hall, in das Kreuz eintrat, angedeutet: 1. daß es eine Uebergangszeit und Gesellschaft war, d. h. eine, die eben in der deutlichen Abkehr von dem sozialen Element der Vergangenheit, dem ritterlich-adeligen, begriffen war; 2. aber, daß nun den Ton angab nicht das eigentliche Gegenstück dieser feudalen, auf seinen ländlichen Besitz sich stützenden Schichte, das bürgerliche-zünftige oder Handwerker-Element, sondern vielmehr ein mittleres, aus den Zünften, zumal den Siedergeschlechtern, zu ritterlichem Vermögen und Ansehen emporgediehenes, aber nun gleich jenen alten Geschlechtern auf den Einkünften aus seinem ländlichen Grundbesitz, in dem es jene abgelöst hatte, zumeist basirendes, vordem „mittelfrei" genanntes Element. Am besten können wir dieses, da es mit immer neuen sich in diese Sphäre emporarbeitenden Zünftigen sich verschmilzt und ihm zumal die Literaten von Hause aus angehören, mit dem Namen Honoratiorenthum belegen. Was hier aber ins Gewicht fällt, das ist, daß es keineswegs eine mit grundsätzlich anderen Neigungen und sozialen Gewohnheiten erfüllte Schicht war, welche jetzt ans Ruder kam, am allerwenigsten eine radikal-sozialen Ideen huldigende und diese auf das kirchliche wie politische Gebiet übertragende Gesellschaft, vielmehr eine, die sich von uns aus rückwärts betrachtet, durchaus konservatio ausnimmt, für jene Zeit aber eben einen gemäßigt konservativen vorsichtigen Mittelweg vertrat. Das mag Manchem als eine unnöthige Bemerkung vorkommen, insofern als es in der Hauptsache ja auch anderwärts nicht viel anders der Fall war. Denn nicht an das, was wir jetzt „Bürgerthum" nennen, sondern an das Honoratiorenthum ist mit der Reformationsära die Führung übergegangen. Und vielleicht wären wir in der geschichtlichen Erkenntniß weiter, wenn das einmal allgemeines Gemeingut wäre. Aber doch war vielleicht dieses

Honoratiorenthum bei uns in Hall noch stärker von jenen konservativ-sozialen Neigungen durchströmt als anderwärts: wenigstens ist bezeichnend, daß eben in Hall sich seine spezifisch-feudale Institution, das Kampfgericht, länger als irgendwo sonst, bis ins 16. Jahrhundert herein, behauptet hat und daß es erst dem Einfluß der Reformation und der damit sich einstellenden Veränderung der Begriffe, nicht aber schon dem Ergebniß der Zwietracht von 1509 ff. zu verdanken ist, wenn diese Art von Gottesgericht von der einst darauf stolzen Stadtbehörde späterhin abgelehnt wurde. Dazu kommt aber nach in Betracht die angeborene konservative Neigung unsrer Bevölkerung infolge ihres in der Hauptsache fränkischen Stammescharakters. War auch Hall nicht durch die Vermittlung zwischen schwäbischem und fränkischem Volksthum in die Höhe gekommen, so hat doch, wie schon der Grundstock fränkisch war, so allen Spuren zufolge offenbar das fränkische Element aus dem umgebenden Bauernland bei dem an Stelle des ritterlichen Abzugs tretenden Zuwachs der letzten Jahrhunderte weitaus die Oberhand gehabt. Man braucht aber schwerlich Widerlegung zu fürchten, wenn man dem fränkischen Volksstamm vor Anderen einen angeborenen konservativen Charakter, auf seinem frühzeitigen Eintritt in die Geschichte beruhend, zuschreibt. Nur tritt dieser Unterschied vielleicht nirgends so auffällig einem entgegen als in Württemberg, wo beide Stämme miteinander den heutigen Staat ausmachen und der abgeschliffen gebildete Franke hart neben den die Majorität des Landes bildenden originalurwüchsigen Schwaben grenzt. Genug, daß Brenz in Hall in eine bei all ihrer Aufgeschlossenheit für den sozialen Fortschritt doch geistig wesentlich konservativ gerichtete Gesellschaft eintrat; daß die Bildung dieser Gesellschaft sich mit seiner eigenen vielfach berührte und ihm ja von Anfang an in mannichfacher Hinsicht sympathisch war, wie das auch umgekehrt galt; und daß je bereitwilligeres Entgegenkommen er eben bei dieser führenden Schichte fand, der die meisten seiner aus seinen Briefen uns bekannten Vertrauten angehörten (Antonius Hasmeister, Heinrich Schultheiß, durch Abstammung einer der „Siebenburgen", Christof Haas, Hieronymus Schutter, Philipp Büschler, Hans Wetzel u. A., abgesehen von dem Verwandtenkreis seiner Kollegen Eisenmenger und Gräter), umsomehr auch Jene auf Brenz eingewirkt haben. Dieser Prozeß ist ja von Hause aus zu natürlich, als daß es in einer Zeit, die den Einfluß des „Milieu" fast über Gebühr in Anschlag zu bringen geneigt ist, noch einer besonderen Motivirung für eine derartige Vermuthung bedürfte, so wenig gerade in der Brenz-Literatur bisher dieser Seite Beachtung geschenkt worden ist. Und doch liegt derartiges hier um so viel näher, je jünger Brenz bei seinem Eintritt in Hall war — er zählte ja kaum erst 23 Jahre — und je längere Zeit ihm hier zu wirken vergönnt war — über ein Vierteljahrhundert, denn eben an seinem 49., bezw. 50. Geburtstag mußte er zum zweitenmal und für immer aus der Stadt flüchten — und eine je receptivere aufnahmsfähige Natur Brenz zugleich gewesen ist. Denn weder logisch konsequentes Denken noch originale Spontaneität waren so sehr seine Sache, als vielmehr das gewandte Erfassen und geschickt den Umständen Anpassen der von Anderen empfangenen Anstöße und Eindrücke; eine Befähigung, die mit seinem eminent politischen Talent zusammenhing, das er wohl als eine Erbschaft von seinem Vater her, dem Schultheißen, d. h. obersten Richter der kleinen, aber freien Reichsstadt Weil (derstadt), überkommen hatte.

Dies alles soll uns erklären, warum gerade Brenz der konservativste unter den Reformatoren Südwestdeutschlands — vom eigentlichen Franken sehe ich aus den vorhin angedeuteten Gründen ab — geworden ist, eine Richtung, als deren Verfechter er zumal in dem Abendmahlsstreit bekannt und die wesentlich durch ihn in dem vorher theilweise ganz anders gefärbten Herzogthum Wirtemberg die herrschende geworden ist, als er unter Herzog Christof die im Kirchlichen wie großentheils auch Politischen maßgebende Persönlichkeit wurde. Woher aber hat gerade Brenz, der geborene Kernschwabe und nachherige Schüler Oecolampads in Heidelberg diese Art? Ich sage: nicht so sehr von Hause aus, ob es auch an der Anlage hiezu nicht fehlen mochte. Denn vergleicht man seine frühesten Auslassungen, zumal auch in den ältesten uns erhaltenen Predigten, die er in Hall gehalten hat, so ist hier das innere Wort in der Weise, die wir bei den Mystikern gewohnt sind und die in der enthusiastisch-schwärmerischen Richtung der Reformationszeit zu weitverbreitetem Ausdruck gelangt, kaum weniger als bei Anderen vertreten, zumal aber ein scharfer Gegensatz gegen das von der mittelalterlichen Religiosität überkommene Voranstellen der kirchlichen Anstalt nicht zu verkennen. Später ist das ganz anders und Brenz der Hauptträger der kirchlichen „Ordnung" geworden, so daß er von dem Wiederentdecker der Bedeutung der christlichen „Gemeinde", dem Theologen A. Ritschl, mit besonderer Vorliebe als reformatorische Autorität verwerthet worden ist. Aber in diametralem Gegensatz gegen das, was man heute unter „Gemeinderecht" versteht, hat gerade Brenz zur Entrechtung der Einzelgemeinde im Herzogthum Wirtemberg, wie bisher schon im Hällischen, das Meiste beigetragen und so in ganz Südwestdeutschland das konsistoriale Alleinrecht am gründlichsten durchgedrückt: so gegenüber den in Schwäbischen von so einsichtigen Männern, wie Leyser in Nürtingen und Jakob Andreä (dem Großvater Johann Valentin Andreä's), verfochtenen Gedanken von der Nothwendigkeit einer wirklichen Gemeindezucht im Anschluß an die Abendmahlspraxis. In scharfem Gegensatz zu ihnen hat eben Brenz die Alleinvollmacht der landeskirchlichen Oberbehörde, d. h. des Konsistoriums, zur Verhängung des Bannes vertreten und bei Herzog Christof, so wenig dieser sich ursprünglich den Gründen jener Männer verschlossen hatte, durchgesetzt. Wie kam er dazu? Offenbar war er im Hällischen gewöhnt worden, mit Hülfe der Obrigkeit, des Raths, bei der äußerlich fügsamen Art dieser fränkischen Bevölkerung, die mit ihrem angeborenen Schliff sich verbindet, auch die kirchlich-sittlichen Dinge ohne große Schwierigkeit durchzusetzen und diese Art von Einwirkung als die bequemste und sicherste anzusehen. Bezeichnend ist aber auch, daß unter den Gegeneinwänden, die Brenz gegen die Bestrebungen jener Männer vorgebracht hat, der figurirt, daß eine solche Kirchenzucht auf dem Boden der Gemeinde sich gegen die Honoratioren nicht durchführen lassen und schon damit in die Brüche gehen werde. Das tiefste Motiv war aber sichtlich der Brenz angeborene und durch seine Erfahrungen im Hällischen verstärkte Widerwille gegen einen demokratischen Aufbau der Kirche (wie des Staates) und dann seine angeborene politische Begabung. Er hatte ein feines Gefühl für die thatsächlich vorhandenen Kräfte, das ihm sagte, daß die zu einem Aufbau von unten nöthigen Leute nicht da seien; und daß so nach dem Wegfall der bischöflichen Jurisdiktion, die er übrigens mit Melanchthon noch in Augsburg 1530 wieder hinzunehmen geneigt war, keine andere Möglichkeit übrig blieb, als die Leitung durch die Obrigkeit, die landeskirchliche. Das war vom ursprünglich reformatorischen Prinzip aus wohl eine Halbheit, aber eben eine den thatsächlichen Verhältnissen entsprechende. Denn die Geschichte bewegt sich nun einmal selten in Sprüngen vorwärts, wenigstens nicht in der Praxis, ob auch oft genug in den Köpfen originaler Denker. Brenz aber war der Mann seiner Zeit und für deren Situation. So hat ihm auch die halbe Logik Luthers in der Abendmahlslehre keine Skrupel gemacht, sondern ist von ihm im Syngramma

suevicum mit noch widerspruchsvolleren Sätzen unterstützt worden. So ward er der besondere Glaubenswächter der augsburgischen Konfession, dieser nicht zum Vollausdruck evangelischen Empfindens, sondern zur Dokumentirung möglichster Gemeinsamkeit mit der mittelalterlichen Dogmatik bestimmten, „leise tretenden“ Schöpfung des melanchthonischen Geistes, die in Württemberg, wie noch die kirchenpolitischen Kämpfe der jüngsten Vergangenheit gezeigt haben, bei Vielen die Bedeutung einer juristischen Existenzgrundlage für die evangelischen Kirchendiener besitzt: und zwar eben durch das Verdienst von Brenz. So ist er aber auch — und hier mit einem richtigen Gefühl — der Uebertreibung der Rechtfertigungslehre abgeneigt geblieben und hat hier die, wenn man so will, dem katholischen Standpunkt näherkommende osiandrische Auffassung von einer nicht bloß juristisch-deklaratorischen, sondern effektiven Wirkung des Glaubens nie ganz fallen lassen, ob er sich auch darüber von anderen, zumal den norddeutsch-sächsischen Theologen, die der Schule des Illyrikers Flacius entsproßten, wegen halber Ketzerei mußte verdächtig ansehen lassen: er, der traditionelle Hüter des augsburgischen Glaubensbegriffs. Immer blieb er mit diesem politisch-konservativen Empfinden der gegebene Mann seiner Zeit, zumal auch in der scholastisch-reaktionären Epigonenzeit von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an, und wurde so für einen politisch so bedeutend veranlagten Kopf, wie Herzog Christof, der in allen Dingen unentbehrliche Rathgeber. Ob er aber deßhalb auch für unsre Zeit noch zu der unfehlbaren Autorität und dem untrüglichen theologisch-kirchlichen Orakel sich eignet, wozu ihn auch jetzt wieder nicht Wenige stempeln möchten, erscheint doch sehr fraglich.

In einem dagegen wird er allezeit vorbildlich bleiben, durch diejenige That, womit Brenz auch dem volksthümlichen Bewußtsein sich tiefer eingeprägt hat, als durch alle seine theologischen oder sonstigen kirchenpolitischen Leistungen, und das verdient, von uns erst recht für unsre Zeit als ehrliche Erbschaft vom württembergischen Reformator her festgehalten und auf unsre Nachkommen vererbt zu werden: in dem mannhaften und charaktervollen Protest, den er gegen die Vergewaltigung des religiösen Lebens durch das Produkt einer sich unfehlbar dünkenden kaiserlichen Machtpolitik eingelegt, und womit er lieber den Verlust seiner Stellung und ein gefährliches politisches Martyrium riskirt hat, als daß er, wie Melanchthon, den traurigen Ruhm sich erworben hätte, auch in Glaubenssachen Erwägungen der politischen Vorsicht das erste Wort zu lassen. Durch diesen Mannesmuth, welchen die göttliche Gerechtigkeit mit der Beförderung vom Oberprediger der Stadt Hall zur obersten Leitung der württembergischen Kirche belohnt hat, bleibt Johannes Brenz allezeit auch denen ein Mann höchster Verehrung, die seiner Theologie, und auch der augsburgischen Konfession, nur mit Einschränkung zu folgen vermögen, weil sie höher als den Buchstaben des Wortes, bei welchem die Männer der lutherischen Reformation stehen bleiben zu müssen glaubten, dasjenige achten, was doch thatsächlich die Kraft auch der Herren des 16. Jahrhunderts ausgemacht hat: das Gesetz der inwendigen Wahrheit, das Gebot des Gewissens.

J. Gmelin.

Die Geschichte der deutschen Korps.[1]

Von Paul Holzhausen.

Wenn es sich bei dem gegen die Weihnachtszeit des vorigen Jahres erschienenen Werke des Dr. Wilhelm Fabricius um eine jener zahlreichen mehr oder minder werthlosen Broschüren handelte, in denen von Zeit zu Zeit „alte Herren“ akademischer Verbindungen das junge Füchslein auf die besonderen Vorzüge der Korporation oder Korporationsgruppe, welcher sie einst selbst angehörten, hinweisen zu müssen glauben, wie das erst unlängst wieder ein literarisch unbekannter Hr. Moldenhauer zu thun für gut befunden hat — wir würden das Buch mit spitzen Fingern anfassen. Die „Deutschen Korps“ des trefflichen universitätsgeschichtlichen Forschers Fabricius sind ein Werk von ganz anderem Schlage. Das war auch die allgemeine Erwartung aller derjenigen, die den Verfasser kennen und dem Erscheinen seiner neuesten Arbeit mit Spannung entgegensahen. Neben einer Reihe kleinerer Aufsätze zur Geschichte und Literatur des Studententhums und einigen Ausgaben literarischer Denkmale auf diesem Gebiete hatte Fabricius in den Kreisen der Interessenten besonders durch sein 1891 erschienenes Buch über die studentischen Orden Aufsehen erregt, da hier zum erstenmal ein mit archivalischen Kenntnissen ausgerüsteter Forscher von der orginellsten und geheimnißvollsten Erscheinung des deutsch-akademischen Verbindungslebens den Schleier fortzog.[2] Es war das um so erfreulicher, als sonderbarerweise von den deutschen Gelehrten gerade das Feld, auf dem das schönste Stück ihres eigenen Jugendlebens begraben liegt, die Geschichte des Studententhums, im ganzen bisher ziemlich vernachlässigt wurde. Ja, vielen geschichtlich hochgebildeten, selbst gelehrten Männern ist, wovon ich mich oft zu meinem Erstaunen überzeugen konnte, die Studentenhistorie eine völlige terra incognita. Erwähnen wir die älteren Arbeiten des Göttinger Professors Meiners, Dolchs „Geschichte des deutschen Studententhums“ (1858), Pernwerth v. Bärnsteins „Beiträge“, die verschiedenen Arbeiten der Gebrüder Keil auf dem Gebiete der Burschenschaftsgeschichte, endlich das bei Gelegenheit des großen Hallischen Jubiläums (1894) erschienene Buch des Staatsanwalts König „Aus zwei Jahrhunderten“, so dürften wir die wesentlichsten der aus archivalischem Material geschöpften studentengeschichtlichen Darstellungen, die sich über einen größeren Zeitraum erstrecken, schon genannt haben.

Aber wohl kaum einer der bisher erwähnten Forscher hat das Studium dieser Geschichte so zu seiner Lebensaufgabe gemacht, wie der gegenwärtig an der kgl. Universitätsbibliothek zu Marburg als Beamter beschäftigte Dr. Fabricius, der, speziell in die Geheimnisse des Korpslebens durch seine eigene Vergangenheit als alter Gießener und Jenaer Korpsbursch tief eingeweiht, auch durch seine vorzüglichen Verbindungen in den Stand gesetzt war, auf diesem Felde aus den lautersten Quellen zu schöpfen. Daß er es mit großem Fleiß und Geschick thun würde, durfte man von dem Verfasser der „Studentenorden“ erwarten. Auch die Hoffnung, daß er noch mehr, als in jenem Werke geschehen war, sein Material verarbeiten, daß er eine eigentlich pragmatische Geschichte des Studententhums oder des Korpsstudententhums zu schaffen bestrebt sein werde, hat uns nicht ganz betrogen.

[1] Die deutschen Korps. Eine historische Darstellung mit besonderer Berücksichtigung des Mensurwesens von Dr. Wilhelm Fabricius. Mit zahlreichen authentischen Illustrationen im Text und Vollbildern. Berlin, Hans Ludwig Thilo, 1898. 431 S. 4°. 10 M.

[2] Auch die werthvolle Dissertation desselben Verfassers „Die akademische Deposition, Beiträge zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte u. s. w.“, Frankf. a. M. 1896, verdient erwähnt zu werden. Vergl. Holzhausen, „Entschwundene Bilder aus dem Hochschulleben“, Deutsche Revue, Mai 1896, 246 ff.

Freilich ist sie auch nicht so ganz in Erfüllung gegangen. Denn ein Geschichtswerk aus einem Gusse, ein historisches Kunstwerk im höchsten Sinne des Wortes zu schaffen, ist dem Verfasser der „Deutschen Korps“ nicht gelungen. Wohl finden sich rühmliche Aufsätze; die glänzende Schilderung des wilden Burschentreibens um die Mitte des 18. Jahrhunderts, le revers de la médaille der zierlichen Rokokozeit, und die nun zum zweitenmale von unserm Autor verarbeitete Darstellung des geheimnißvollen Ordenstreibens sind im ganzen wohlgelungene Vollbilder, die auch den an feinere historische Lektüre gewöhnten Leser befriedigen; in weitem Abstande davon erscheint freilich der dritte Abschnitt des Buchs „Die Korps seit 1820“; eine fleißig zusammengetragene und hübsch geordnete Notizensammlung von Einzelbegebenheiten, zweifellos interessant für den enragirten Korpsstudenten, aber trocken und schwer verdaulich für einen fremden Magen. Und auch das kann ich nicht verschweigen, daß die Forderung streuger Objektivität im Ranke'schen Sinne von dem Historiker Fabricius nicht erfüllt ist. Statt hinter den Gestalten der Vergangenheit zu verschwinden, tritt der alte Korpsbursch mit seinen persönlichen Ansichten und Urtheilen überall hervor, und daß diese, trotz redlichen Strebens nach Wahrheit, denn doch nicht immer ganz parteilos ausgefallen sind, muß der Leser der von den Orden und der Burschenschaft handelnden Partien oft schmerzlich erfahren. Trotz dieser gerügten Mängel verdient Fabricius' Arbeit nicht allein eine tüchtige genannt zu werden, sie ist auch eine grundlegende, fundamentale, und wenn die höchsten Forderungen von dem Historiker nicht überall erfüllt worden sind, so wird es von unserm Respekte vor seinem Können zeugen, wenn sie an seine Arbeit gestellt wurden.

Dem geschichtskundigen Leser ist geläufig, daß die Wurzeln der gesellschaftlichen Entwicklung, deren Spitze wir in den modernen Korps, überhaupt in den heutigen studentischen Verbindungen sehen, bis in die Nationen der mittelalterlichen Universitäten hinabreichen. Daß diese Korporationen ursprünglich in erster Linie zum Schutze der in fremden Ländern Studirenden geschaffen waren, daß sie aber zugleich schon die Keime gesellschaftlicher Einrichtungen, ja solche von Kneip- und Kommersgesellschaften in sich bargen, ist von Fabricius klar und scharf hervorgehoben worden. Deßgleichen ihr ausgesprochen landsmannschaftlicher Charakter. Denn schon ist die natio teutonica auf den Akademien in die kleineren Völkchen der Sachsen, Bayern, Schwaben und Rheinländer getheilt, die, academice gesprochen, in den Namen heutiger Korps bis auf diese Stunde weiterleben.

Das Schutz- und Trutzbündniß der Landeskinder, schon durch die Verkehrsverhältnisse der alten Zeit geboten, zeigt sich noch ausgeprägt in den Statuten der Landsmannschaften folgender Jahrhunderte, besonders in ihren Satzungen über die Unterstützung armer, die Pflege kranker und die ehrliche Bestattung fern der Heimath verstorbener Landsleute. Wie tief religiöse Elemente — im Mittelalter selbstverständlich — noch nach der Reformation in Satzungen und Leben dieser uralten Körperschaften verflochten waren, beweist anno 1677 ein merkwürdiger Streit einer pommerschen Landsmannschaft um Besitz und Benutzung eines Kirchenchors in einer Rostocker Pfarrkirche. Heutzutage pflegen die Streitigkeiten akademischer Verbindungen freilich andere Sachen zum Gegenstand zu haben. Im 18. Jahrhundert behielten die Landsmannschaften den Charakter weiter und loser Verbände im ganzen bei; doch treten die Nützlichkeitsbestrebungen immer mehr in den Hintergrund und Repräsentationszwecke, gesellige Vergnügungen, vor allem die Befriedigung der tief im deutschen Nationalcharakter begründeten Kommers- und Kneiplust immer stärker hervor. Eine Kneipverbindung neueren Stils, freilich von der allerschlimmsten Sorte, scheint in Halle jene „Grünhöfer Kompagnie“ gewesen zu sein, deren Mitglieder nach einer wüsten Orgie im April 1716 schwer erkrankten und zum größten Theil starben. Dieses tragische Ereigniß wurde von den Theologen der frommen hallischen Fakultät in einer Fluth von Broschüren breitgetreten, so daß die Mitglieder der „Grünhöfer Kompagnie“ den allerdings zweifelhaften Ruhm besitzen, die Helden einer eigenen Literatur geworden zu sein. Auch eine andere hallische Landsmannschaft spielt eine gewisse Rolle in der deutschen Literaturgeschichte. Es war eine Gesellschaft der Niedersachsen (Magdeburg-Halberstädter), deren Rekonstitution im Jahre 1767 versucht wurde. Den Behörden verrathen, wurde die Gründung vereitelt und eine Anzahl der Mitglieder mit dem consilium abeundi bestraft. Unter ihnen befand sich der junge Gottfried August Bürger, der ans diesem Anlaß nach Göttingen kam, ein Ereigniß, das für seine weiteren Schicksale als Mensch und Dichter von weittragendster Bedeutung wurde.[1])

Diese Gelegenheit darf ich nicht vorübergehen lassen, ohne das Verhältniß der Behörden, der staatlichen wie der akademischen, zu den Landsmannschaften zu berühren. Kurz gesagt, die Landsmannschaften waren verboten; aber mit dem Verbot wurde es im allgemeinen sehr leicht genommen, und nur tödlich verlaufene Duelle, Aufläufe, Prügeleien im großen Stil und andere „Ereignisse“ des Burschenlebens forderten gelegentlich zu Erinnerung und Verschärfung auf. Andrerseits finden sich, nach Fabricius' Untersuchungen, charakteristische Beispiele dafür, daß die Behörden die Landsmannschaften zeitweilig sogar ausdrücklich anerkannten, um sie bei besonders festlichen Gelegenheiten, Säkularfeiern und dergleichen, zu Repräsentationszwecken zu benutzen. Die Verbote werden erklärlich, wenn wir mit Fabricius (Abschnitt II, Schluß) einen Blick ins innere Leben der Landsmannschaften werfen: Der verwildernde Einfluß des 30jährigen Kriegs, der sich während des 17. Jahrhunderts in der Form des wüsten „Pennalismus“ gezeigt hatte, äußerte noch immer seine Wirkungen. Der Rauf- und Saufluft wurde in erschrecklichem Maß gefröhnt. An Stelle der modernen „Kneipe“ und der heutigen „Kommerse“ standen damals die „Hospize“, wüste Gelage, die man auf den Zimmern der Studenten abzuhalten pflegte. Wenn man liest, daß nur „Ganze“ getrunken wurden, daß Absetzen verpönt war, daß selbst die Pfeifen, beim „Holländermachen“, auf einmal ausgeraucht wurden, daß man das Bacchanal fortsetzte, bis Alles „en canon“ oder „en canaille“ betrunken war, so muß man sich über die Widerstandsfähigkeit der Mägen unsrer jungen Ururgroßväter schier verwundern. Freilich stand ein Vomierapparat zwischen den Trinkgefäßen. Aehnlich sah es mit dem Duellwesen aus. Schon die Form der Forderungen war roh und wüst. Entehrende Schimpfwörter spielten dabei eine Hauptrolle, und das Prinzip der „Avantage“ — eines imaginären Vortheils, den der Beleidiger vor dem Beleidigten voraus zu haben glaubte — brachte es mit sich, daß in häßlicher Klimax die Schimpfwörter zu Realinjurien gesteigert wurden und diese ihre Spitze in der Anwendung der beliebten Hetzpeitsche oder dem Gebrauch unsauberer Geschirre zu finden pflegten. Die Duelle waren, etwa von 1630—1830, größtentheils Stoßmensuren, deren Gefährlichkeit allerdings durch eine, den durch schwere Bandagen geschützten Neueren unbekannt gewordene vorsichtige Fechtweise nicht unerheblich gemildert wurde. Trotzdem waren Todesfälle nicht selten, ebensowenig bei den eigentlichen Duellen wie bei den sogenannten

[1]) Näheres darüber in meinem Aufsatz: „Gottfr. Aug. Bürger in Halle“, „Saale-Zeitung“, 1884, Nr. 151 und 152. Das Aktenmaterial in Pröhle's „Bürger“.

„Rencontres", unregelmäßigen Zweikämpfen, die ohne Sekundanten auf den Stuben, in den Straßen und vor dem Thore, vorwiegend zur Nachtzeit, ausgefochten zu werden pflegten. Indem wir von diesem unerfreulichen Kulturbild Abschied nehmen, mögen die Leser noch auf die von dem Verfasser der „Deutschen Korps" an derselben Stelle seines Buches angestellten gelehrten Untersuchungen über den Ursprung der Sitte des Landesvaters, über den „Bierstaat" und den greulichen Unfug des orgienhaften „Papstspiels" verwiesen werden.

Etwa um die Mitte des Jahrhunderts darf die Entstehung der studentischen Ordensverbindungen angesetzt werden. Bekanntlich beruhten dieselben auf der mit der „Aufklärung" dieser Epoche in einem so seltsamen Kontrast stehenden Vorliebe der Zeitgenossen Lessings und Voltaire's für geheime Verbindungen, mysteriöses Formelwesen und allerlei Zauberspuk, jener Vorliebe, der auch die Freimaurer, Illuminaten und Rosenkreuzer ihre Entstehung oder Ausbreitung verdankten, der auch ein Cagliostro seine Popularität zu danken hatte. Da diese Kulturerscheinung selbst in den Werken eines Goethe und in Schillers „Geisterseher" zur Spiegelung gekommen ist, dürfen wir uns kaum wundern, wenn das leicht entzündliche Gemüth der Jugend von ihr tief ergriffen wurde. Aus dem Wust einander vielfach widersprechender Berichte hat Fabricius scharfsinnig festgestellt, daß in der Geschichte der Studentenorden[1]) zwei wesentlich heterogene Perioden zu unterscheiden sind. Schon in den 40er, 50er und 60er Jahren des Jahrhunderts bestanden in den meisten Universitätsstädten Orden, die insofern keinen rein studentischen Charakter trugen, als auch Nichtstudenten, Offiziere, Bürger, sogar Professoren ihnen angehörten. Fabricius weist überzeugend nach, daß sie als Afterorden der Freimaurer angesehen werden müssen. Eine Loge dieser Art stiftete beispielsweise 1769 in Jena der junge Ottokar Reichard, der bekannte Reiseschriftsteller, der sich auch als Gegner der französischen Revolution, Herausgeber des „Revolutionsalmanachs" und als Verfasser einer werthvollen Selbstbiographie einen Namen in der Literaturgeschichte erworben hat. Im Gegensatz zu diesen höchstens halbstudentischen Orden standen die späteren, die um das Jahr 1770 in die Geschichte eintreten. Um diese Zeit wurde der Amicistenorden in Jena gegründet, derjenigen Universität, deren Verhältnisse für die Beurtheilung akademischer Sitten als typisch gelten können.

Die neueren Orden standen in einem eigenthümlichen Verhältnisse zu den Landsmannschaften, aus denen sie sich rekrutirten und innerhalb deren sie einen engeren, geheimen Bund der Auserwählten bildeten. Von Bedeutung für die Entwicklung des Korpswesens ist dieser Gegensatz zwischen einem numerus clausus und einem weiteren Verbande, der sich im 19. Jahrhundert in dem Verhältniß des Korps zu seinen „Renoncen" wiederspiegelt. Von Bedeutung ist ferenerhin der Grundsatz der Orden, Verbindungen auf Lebenszeit zu sein, während die Angehörigkeit zur alten Landsmannschaft mit dem Verlassen des Musensitzes ein — oft jähes — Ende erreichte. Das Lebensprinzip in seiner strengsten Form hat sich noch in unserm Jahrhundert in einer ganzen Reihe von Korps und Verbindungen erhalten, die es ihren Mitgliedern nicht gestatten, einer anderen studentischen Korporation auf einer fremden Hochschule beizutreten. In weiterem Sinne basirt auf ihm auch die hinlänglich bekannte Einrichtung des „alten Herren"-Wesens. Noch ein dritter Punkt ist in der Ordensgeschichte beachtenswerth. Um das Jahr 1790 zeigen sich in diesen Verbindungen die ersten Bestrebungen, die bestehenden Verhältnisse in Staat und Gesellschaft, vor allem im akademischen Leben selbst, zu reformiren. Die Orden sind also in dieser — schnell vorübergehenden — Phase ihres Bestehens in gewissem Sinne Vorläufer der Burschenschaft. Der Einfluß Rousseau's und der französischen Revolution ist hier unverkennbar. Daß Fabricius von seinem streng konservativen Standpunkte aus diese Reformideen durchaus verurtheilt, versteht man; schwerer wird es mir zu begreifen, daß sie der eigentliche Grund für die tiefe Abneigung gewesen sein sollen, die vom Ende des Jahrhunderts an die Landsmannschaften den Orden gegenüber zur Schau tragen. Die ersteren verschwanden allmählich im ersten Dezennium des laufenden Jahrhunderts, und die Landsmannschaften, die sich, im letzten Jahrzehnt des verflossenen, nach ihren Zusammenkünften vielfach „Kränzchen" genannt hatten und von nun an — der Name ist unter der Vorherrschaft der französischen Sprache entstanden — eine nach der anderen die Bezeichnung „Korps" annahmen, hatten wieder die Alleinherrschaft auf Deutschlands Hochschulen. Noch immer waren sie Landsmannschaften im eigentlichen Verstande; doch trat an Stelle der geographischen und ethnographischen Grundlage eine immer willkürlicher werdende Kantonvertheilung der Werbedistrikte, bis auch diese dem Zahne der Zeit verfiel und Jeder rekrutirte, wo und was ihm beliebte. Noch immer übte der Seniorenkonvent (S. C.) der Landsmannschaften oder Korps eine Art oligarchischer Herrschaft aus; er bestimmte souverän den „Komment", repräsentirte die Studentenschaft als Spitze und sorgte — auch das wollen wir anerkennen — gelegentlich für die Abschaffung allzu roher Auswüchse der Sitten, die indeß, namentlich auf dem Gebiete des Duellwesens, der „Verrufserklärungen" und der Behandlung der Neulinge noch ausschweifend genug blieben. Von literarischen Notabilitäten, die zur Zeit des späteren Ordenswesens und des vorburschenschaftlichen Korpsstudententhums „aktiv" waren, wollen wir als Regenerator des Ordens der „schwarzen Brüder" den preußischen Patrioten Hans v. Held, als Mitglied einer um 1805 in Halle bestehenden schlesischen Landsmannschaft den Dichter Joseph v. Eichendorff,[1]) den Sänger der alten Studentenburg Giebichenstein, erwähnen.

Dem auf partikularistischer Grundlage ruhenden Landsmannschafterthum mit seinen konservativen, hier und da feudalistisch gefärbten Grundsätzen tritt der Gedanke an Deutschlands Einheit, versetzt mit politisch progressiven Tendenzen, in der „allgemeinen deutschen Burschenschaft" schroff entgegen. Das Thatsächliche darf auch hier als bekannt vorausgesetzt werden. Daß es dem streng konservativen Korpsstudenten Fabricius nicht ganz gelungen ist, der Burschenschaft gerecht zu werden, wird man begreiflich finden. Es zeigt sich das schon im Tone der Behandlung ihrer ihm äußerst unsympathischen Reformbewegung. Andrerseits ist er immerhin unparteiisch genug, die Burschenschaft als solche, über deren Hervorgehen aus dem Jahn'schen Kreise er sich den neuen Untersuchungen Schneiders anschließt, nicht für alle extremen Richtungen und Auswüchse, weder für das oft so närrische Gebahren der „Altdeutschen", noch für Jahns Exzentrizitäten, oder der „Schwarzen" und „Unbedingten" Propaganda der That, oder gar Sands und Lönings Mordstahl verantwortlich zu machen. Was er an ihr vor allem tadelt, ist, daß sie sich überhaupt mit Politik abgegeben und auf spezifisch studentischem Gebiete dem utopistischen Gedanken nachgejagt habe, Alldeutschlands Musensöhne in ihrer Gesammtheit unter einen Hut zu bringen. Lassen wir die oft erörterte Frage nach der Be-

[1]) Zur Literatur wird auf Fabricius, „Studentenorden", 100—102, und besonders auf die Schriften des abenteuerlichen hallischen Magisters Fr. Chr. Laukhard verwiesen.

[1]) Näheres über Eichendorffs Studentenzeit in meinem Aufsatze „Der Sänger des Giebichensteins", „Saale-Zeitung" 1885, Nr. 129 und 131, über Held: Varnhagen v. Ense, „Hans v. Held", Leipzig 1845.

rechtigung des Politiktreibens der Studenten einmal beiseite, so ergibt sich allerdings die Thatsache, daß auf rein studentischem Gebiete der nüchterne Realismus des Landsmannschafterthums über den schwärmerischen Idealismus der allgemeinen Burschenschaft den Sieg davongetragen hat. Die wenigstens zeitweilig und an manchen Orten in der Minorität stehenden, aber straff organisirten Korps waren eben durch diese feste Organisation der fluktuirenden, auf und ab wogenden Masse der Burschenschafter überlegen, und erst seit diese Letzteren sich zu kleineren korpsartigen Korporationen zusammengeschlossen haben, ist es ihnen gelungen, wirklich lebensfähige Bildungen zu schaffen, die den im akademischen Verbindungsleben ganz besonders stark hervortretenden Wechsel der Zeit überdauern. Und auch der Vorwurf hat der Burschenschaft nicht erspart werden können, daß sie, zur Herrschaft gelangt, zu denselben diktatorischen Unarten neigte, wie die Seniorenkonvente der alten Landsmannschaften. Ein bekanntes Beispiel hiefür ist die rohe Vergewaltigung eines armen hallischen Waisenhäusers, Knauft, durch die dortige Teutonia (1817), die zur Auflösung dieser burschenschaftlichen Verbindung führte, ein Vorfall, der dadurch eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, daß er einem talentvollen Schriftsteller zum erstenmal die Feder in die Hand drückte, Karl Immermann, dem Dichter des „Münchhausen.“[1])

Aus dem Kampf mit der Burschenschaft ist das Korpsstudententhum, neugestärkt und an innerer Kraft und Einheit gewachsen, hervorgegangen. Es hat den Triumph erlebt, die Ideen seiner Gegner, für welche diese in nebelhafter Begeisterung geschwärmt und gejubelt, durch einen aus seinen Reihen hervorgegangenen Realpolitiker im wesentlichen verwirklicht zu sehen. Immer straffer und fester ist die Organisation der Korps geworden; eine Entwicklung, die freilich, wenigstens bei den norddeutschen Korporationen dieser Gruppe, zu einer unleugbaren starren Exklusivität geführt hat. Von weittragender Bedeutung sind in der Folgezeit die Gründung des Kösener S. C.-Verbandes (1885) und die Errichtung eines Verbandes alter Korpsstudenten (1887) gewesen, der in 66 Bezirksverbänden über ganz Deutschland verbreitet ist. Das Korpsstudententhum hat, wie auch der Fernerstehende, selbst der Gegner zugeben muß, eine soziale Stellung und Bedeutung erlangt, wie sie zu keiner Zeit und in keinem Lande eine in dem studentischen Leben wurzelnde Einrichtung je besessen hat.

Auf diese, ihre Vorzüge und Schattenseiten näher einzugehen, dürfte hier nicht am Platze sein. Wir nehmen Abschied von dem Geschichtschreiber der „Deutschen Korps“ und seinem Werke, indem wir an letzterem noch die elegante, typographisch musterhafte Ausstattung hervorheben, an den Ersteren die Bitte richten, zu erfüllen, was er vor Jahren in der traulichen Unterhaltung eines genußreichen Abends versprach, nämlich eine Geschichte des gesammten deutschen Studententhums zu schreiben. Unter dem lebenden Geschlecht dürften Wenige zu dieser schönen Aufgabe so berufen sein, wie Wilhelm Fabricius.

Mittheilungen und Nachrichten.

αβ. Fabrikantenglück! Von Heinrich Freese. 86 S. kl. 8°. Verlag von M. Wilckens, Eisenach. — Ein Seitenstück zu seiner früheren Publikation Fabrikantensorgen, d. i. Arbeiterfürsorge, führt uns der Verfasser hier in klaren Zügen mitten hinein in das Quellgebiet seines Fabrikantenglücks; er nennt es Gewinnbetheiligung der Arbeiter. Neu ist diese Art Lösung der sozialen Frage keineswegs, denn schon in den 40er Jahren fand sie in dem Franzosen Jean Leclaire einen eifrigen Vorkämpfer, dessen praktisches Beispiel zahlreiche Nachahmer begeisterte. Die durch Gewinnbetheiligung der Arbeiter einzuleitende Reform des Lohnsystems blieb seitens der deutschen Nationalökonomen und Sozialpolitiker nicht unbeachtet; Gegner sind ihr mehr als Vertheidiger erstanden, und das umsomehr, als die unternommenen praktischen Versuche keineswegs überall zum Gelingen führten. In der Folge wandten sich die sozialpolitischen Interessen dieser Frage ab. Wir glauben mit Unrecht und wissen daher dem Verfasser Dank, der nu der Hand eigener praktischer Erfahrungen nicht zu unterschätzende Vortheile dieses Systems für den Fabrikanten sowohl als für den Arbeiter nachzuweisen sich bestrebt. Freese's sachliche Ausführungen verdienen eine besondere Würdigung gerade in unsrer Zeit, wo mit allen Mitteln getrachtet wird, die Gegensätze zwischen Lohnherr und Arbeiter zu mildern und die soziale Lage des Letzteren zu heben, um so eher, als es sich hier um ein System handelt, das, trotzdem es von den theoretischen Gegnern zumeist brevi manu erledigt und über Bord geworfen wurde, praktisch vielerorts Erfolge zeitigte, wie wir aus der gegebenen Aufzählung ersehen, die z. B. in Frankreich 119, in England 100, in Amerika 35, in Deutschland 29, in den übrigen Staaten 42 bei Gewinnbetheiligung kräftig prosperirende Etablissements namentlich aufweist. Daß Freese's Vorschläge die absolute Gewähr für ein unzweifelhaftes Fabrikantenglück bieten, sind wir nicht optimistisch genug zu glauben, daß sie aber mit ein Weg dazu sind, das wollen wir gern anerkennen und darum auf seine Ausführungen alle Jene hinweisen, die praktisch aber theoretisch einen gesunden Ausgleich der sozialen Gegensätze anzubahnen bemüht sind.

NB. **München.** An der hiesigen Universität wurden für das Studienjahr 1899/1900 folgende Preisaufgaben gestellt: Theologische Fakultät: Es soll das kirchliche Begräbniß historisch-kanonisch dargestellt werden. Juristische Fakultät: Darstellung des Verbrechens des unlauteren Wettbewerbs unter Erörterung der Stellung desselben im System des Strafrechts, ferner Historisch-dogmatische Darstellung des sogenannten Recursus ab abusu nach deutschem Recht mit besonderer Berücksichtigung der bayerischen Gesetzgebung. Staatswissenschaftliche Fakultät: Die Fakultät wünscht eine Untersuchung der Vorgänge und der anatomischen Veränderungen, welche beim Beugen und Strecken älterer Sprossachsen der Laub- und Nadelholzbäume eintreten. Medizinische Fakultät: Das colloidale, wasserlösliche Quecksilber findet neuerdings mehrfache Beachtung. Die Fakultät wünscht eine genauere, experimentelle pharmakologische Untersuchung desselben. Philosophische Fakultät: I. Sektion: Die Bedeutung des Boethius für die Ueberlieferung der aristotelischen Philosophie und Es sollen die attischen bemalten Vasen aus dem Ende des fünften und aus dem vierten Jahrhundert v. Chr. untersucht und soll insbesondere die Gruppe derjenigen genauer behandelt werden, welche religiöse Darstellungen enthalten, die sich auf bestimmte Kulte, wie die von Eleusis, Delphi u. a. beziehen; II. Sektion: Die Fakultät wünscht einen eingehenden Vergleich des Hylobates- und Menschenschädels auf Grund neuer Untersuchungen und mit Berücksichtigung der neueren Literatur. Die Arbeiten müssen bis längstens 30. April 1900 eingeliefert sein.

B. **Heidelberg,** 22. Juni. Die Gebäulichkeiten der hiesigen Universität haben sich schon längst als zu klein erwiesen; namentlich fehlt es auch an einem wirklich großen Saal für öffentliche oder aus anderen Gründen sehr stark besuchte Kollegs. So mußte Kuno Fischer in diesem Semester seine Vorlesungen in die Aula verlegen, weil das größte Auditorienzimmer die Hörer bei weitem nicht fassen konnte. Jetzt nun hat die Universität ein in der Nähe liegendes Privatgebäude gepachtet, um in demselben neue Auditorienzimmer zu schaffen. Ob man mit diesem Nothbehelf lange auskommen wird, ist eine andere Frage; vielmehr dürfte der Staat über kurz oder lang daran gehen müssen, ein ganz neues allgemeines Kollegiengebäude zu errichten, umsomehr als das bisherige den Anforderungen der Neuzeit nicht gerecht wird.

[1]) Näheres hierüber in meinem Aufsatze „Aus Immermanns Leben“, „Saale-Zeitung“ 1885, Nr. 194 und 196.

* **Tübingen.** Die theologische Fakultät der hiesigen Universität veranstaltete am 24. Juni im Festsaale der Universität eine akademische Feier aus Anlaß des 400jährigen Geburtstages des schwäbischen Reformators Johannes Brenz. Die Festrede hielt Professor Lic. theol. Dr. Heglee. Derselbe entwarf in feinsinniger und formaallendetee Weise ein Charakterbild des Reformators, die besonders in einer geistreichen Parallele zwischen ihm und seinem großen Kampfgenossen Luther gipfelte.

* **Berlin.** Der bisherige Lehrer der Zahnheilkunde Professar Dr. Ludwig Wornekros zu Berlin ist zam außerordenttichen Peofessor in dee medizinischen Fakultät der hiesigen Uniaersität ernannt woeden. — Den Dozenten an der Technischen Hochschule zu Hannover, Regierungsbaumeister Bernhard Raß und Ingenieur Ludwig Klein, wurde das Prädikat „Professor" beigelegt.

w. In **Paris** hai sich eine Société des études russes gebilbet. An der Spitze der Gesellschaft steht Maurice Tourneux, den Ehreenoorsitz führt Léon Baurgais, der sich um die Pflege des Russischen in Frankreich besanders durch die Einführung russischer Unterrichtsgänge an den Parisee Lyceen aerdient gemacht hat. Die Soeiété aerfolgt den Zweck, zunächst die russische Sprache zu lehren, ihre Kenntniß in weitere Kreise zu tragen, die Lehrmittel zu prüfen und zu verdeffern, dann aber überhaupt jegliche Beschäftigungen mit Rußlands Landes- und Volkskunde, der Entwicklung aan Handel, Gewerbe nnd Künsten anzuregen und zu fördern. Es versteht sich, daß diese Bestredungen durch eine Zeitschrift zusammengehalten werden: diesen Zweck erfüllt die „Revue des études russes" in genügender Weise. Sie beingt neben gröheren Aufsätzen kleine vermischte Nachrichten, Auskunft über einzelne Fragen u. a., aor allem eine Uebersicht üder die französische und die übrige ausländische Literatur über Rußland. Aus dem ersten Hefte ist ein Aussatz von Tourneux üder Diderot nnd Katharina II. und eine Studie aan Camena d'Almeida über Rußlanb als Kolonisotionsstoat hervorzuheben.

-rt- Neues aus Amerika. In New-Yark ist die Gründung einer amerikanischen physikalischen Gesellschaft nach dem Muster dee beutschen physikalischen Gesellschaft und der Physical Society of London in Aussicht genommen. — Das Field Columbian Museum in Chicago wurde jüngst durch eine bemerkenswerthe Sehenswürdigkeit, ein Relief-Modell des Mondes, bereichert, das 19 Fuß (6 m) Durchmesser hat und dessen (halbkugelförmige) Oberfläche dem Beschauer alle Details des uns sichtdoren Theils der Moadoderfläche in getreuer Nachbildung zeigt. — Prof. F. L. O. Wadsworth, seit Begründang der Yerkes-Sternwarte bei Chicago Astronom an derselben, hat seine bortige Stellung aufgegeben nnb die Leitung der Alleghany-Sternwarte an Stelle des belanntlich auf die Lick-Sternwarte berufenen früheren Direktors derselben, J. Keelee, übernammen. — Die Zeitschrift „English Mechanic" bringt nach einem ihe zugegangenen Telegramm des Bureau Dalziel die Mittheilung, daß die Aöeial Navigation Company in Son Franeisea zue Zeit drei große (natürlich lenlbaee) Lastschiffe aon je 425 Fuß (130 m) Länge bauen läßt, mit denen sie laut Aakündigung während der nächsten Pariser Weltausstellung Passageere aus Amerika in 30 Stunden über den Ozean zu beföedern verspricht. Man wird gut thun, diese sensatianelle Nachricht mit der nöthigen Vorsicht aufzunehmen.

* Kongreß der Napoleon-Forscher im Jahre 1900. Die Nopoteon-Forschung hat seit einigen Jahren einen solchen Aufschwung genammen, daß sie sogar schon den Gedanken reifen ließ, die in den verschiedenen Ländern Europa's lebenden Beardeitee der Geschichte Napaleans I. zu einem eigenen Kangreß zu oereinen. Das Merkwüedigste daran aber ist, daß die Idee hiezu nicht in Frankreich selbst, sandern auf italienischem Baden entstand. Aus Anlaß des bevarstehenden 100. Jahrestags der Schlacht van Marengo (14. Juni 1800) hat sich nämlich unlängst in der italienischen Stadt Ateſsandria, oar dessen Thoren ja das berühmte Schlachtfeld liegt, ein „Comité international" gebildet, um einen Kongreß der Historiker, die sich mit dee Napaleou'schen Peeiode beschäftigen, zu versammeln. Der Maire van Ateſsandeia, Signore E. Foetunato, versendete soeben an die Mitglieder dieses Komitees die Einlabung mit dem Ersuchen, die Ernennung zum Ausschußmitglied anzunehmen; ausdrücklich bemerkt er in seinem Schreiben, daß die geplanle Versammlung ein rein wissenschaftliches Gepräge besitzen salle nnd jede palitische Tendenz ausgeschlossen sei, wodurch es auch Nichtfranzosen ermöglicht wirb, an den Aebeiten dieses Kongresses theilzunehmen. Abgesehen van der persönlichen Berührung dee einzelnen Gelehrten bezweckt das Kamitee auch die Publikatian aan Arbeiten üder die Geschichte Napaleons, bie, van dee Stadt Aleſsandria herausgegeben, ein bleibenbes Denkmol zur Eeinnerung an das Tagen des Kangreſses bilden sollen. An der Spitze dieses in seiner Art einzigen Unternehmens stehen als Ehrenpräsident Mr. Larraumet, Mitglied der französischen Akodemie, der Moire von Aleſsandria, und als wirklicher Präsident der ebenso bekannte wie rührige Bibliograph der Napoleon-Literatur, Baron Alberto Lamdraſo in Rom. Unter den Ausschußmitgliedern des Komitees finben wie hervorragende Nomen aus sost allen europäischen Staaten, die van vaenherein den Erfalg des Kangreſses sichern. Wir nennen hier nur: Henry Haaſsaye, Maſson, Vandol, Sorel, Monad, Chnquet, die deutschen Profeſsaren Hüſſer und Kleinschmidt, wie den preußischen Geheimen Archivrath Meinecke, ferner die Italiener Umberta Rattazzi, Senatoe Coeducci, den Engländee Brawning, den Holländer Hoefee.

* **Bibliographie.** Bei dee Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. K. Reiser: Sagen, Gebräuche u. Sprichwörter des Allgäus. 15. Heft. Kempten, J. Köfel. — Urkunde über die Einweihung der evangelischen Erlöserkirche in Jeeusatem und Ansprache Sr. Majestät des Kaisers und Königs. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. — Land und Leute, Moaographien zue Eedkunde. III. Narwegen. Hggb. von Dr. Saphus Ruge. Leipzig, Velhagen u. Klosing. — Frhe. v. Hainingen-Huene: Beiträge zur Geschichte der Beziehungen zwischen der Schweiz und Holland im XVII. Jahrhundert. Berlin, Alex. Duncker 1899. — Dr. Theod. Elze: Luthers Reise nach Nam. Ebd. — C. v. Heydebreck: Dauerritte. Kneze Anleitung zu ihrer sachgemäßen Ausführung; Werner Anders: Der Dienst des Wachtmeisters und Onoetiermeisters bei der Feldartillerie; Zwenger: Unteroffiziee-Handbuch für die Feldartillerie. I. Theil: Der tanere Dienst. Berlin, E. S. Mittler u. Sahn 1899. — Leop. Wollmar: Dee deutsche Reichs-Krieg. Schauspiel. Leipzig. Wilh. Friebeich. — Wien und Umgebungen, 15. Aufl.; Schweiz, 19. Aufl. (Griebens Reisebücher, Band 8 u. 23.) Berlin, Alb. Goldschmidt 1899. — Dr. L. Keller: Die römische Akademie und die altchristlichen Katakomben im Zeialter dee Renaissance; Beck-Laserth: Georg Blaurock und die Aafänge des Anabaptismus in Graabünden u. Tieol. (Barträge u. Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. 7. Jahrg., 1.—3. Stück.) Beelin, R. Gaertners Verlag, H. Heyfelder 1899. — Herzdruch: Die Militär-Strafgerichtsardnung vam 1. Dezember 1898. Für Unteroffiziere und Mannschoften. Beelin, E. S. Mittler u. Sohn 1899. — Dr. A. Beenthsen: Kurzes Lehrbuch der organischen Chemie. 7. Aufl. Braunschweig, Friedr. Bieweg u. Sahn 1899. — Edw. Bormann: Bacan-Shakelpeare's Venus und Adanis. Leipzig, Edwin Bormanns Seldstverlag 1899. — Herm. Beckh: Die Beweislast nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch. München, C. H. Beck (Oskar Beck) 1899. — Dr. P. Schweizee: Die Walleustein-Frage in der Geschichte und im Drama. Jürich, Fäsi u. Beer 1899. — Aag. Steindberg: Legenden. Dresden, Leipzig, E. Pierson 1899. — *Lavisse-Rambaud:* Histaire Générale du IV. Siècle à nos Jours. Tome XI: Révolutions et Guerres nationales 1848 à 1870. Paris, Armand Colin & Cia. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 325. Bukowina. 10. Heft. Wien, Alfr. Hölder, k. k. Hofbuchhdlg. — M. Fischer: Schleiermacher. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sahn 1899. — Em. Blöhdaum: Christus redivivus. I. Theil: Die Voraussetzungen aller Wissenschaft. Ebd. 1899. — *Cesare de Lollis:* Gerardo Hauptmann e l'Opera sua Letteraria. Firenze, Succ. Le Monnier 1899. — Wilh. F. Beand: Reise um die Welt. Leipzig, B. Elischer Nachf.

Jahrgang 1899. München, Mittwoch, 28. Juni. Nummer 144.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Nebensicht.

Amerikanische Streiflichter. I. Von K. Budde. — Die Ausbreitung der mittelasiatischen Steppen und Wüsten nach Europa und ihr Einfluß auf das Klima und die Bodenkultur. Von Fr. Wilh. Groß. — Mittheilungen und Nachrichten.

Amerikanische Streiflichter.

Von K. Budde.

I.

Politisches.

Ueber meinen Reisen nach England und Amerika waltete ein seltsamer Unstern. Als ich mich zu der ersten schon längst entschlossen hatte, drang die Kunde von Jamesons räuberischem Einfall in Transvaal herüber, und unsres Kaisers Telegramm an den Präsidenten Krüger, das bei uns mit so einstimmigem Jubel begrüßt wurde, entfesselte jenseit des Kanals einen solchen Sturm der Entrüstung gegen Deutschland, daß ich einen Augenblick schwankte, ob ich meinen Plan zur Ausführung bringen sollte. Ich habe es nicht zu bereuen gehabt, daß ich dabei blieb; man hat mich die Mißstimmung in keiner Weise fühlen lassen. Noch schlimmer schien im vorigen Jahre meine Reise nach Amerika bedroht, als auf einmal der spanisch-amerikanische Krieg entbrannte. Und als dann die spanische Macht beim ersten Zusammenprall rettungslos zerschellte, da blieb ein Bodensatz überflüssiger Verstimmung gegen Deutschland zurück, der wieder drohte, meinen Aufenthalt auf der anderen Seite des großen Baches recht ungemüthlich zu machen. Aber mit Dank muß ich es bekennen, daß sich nichts davon verwirklicht hat. Ich fand die herzlichste Gastfreundschaft, dazu aber geradezu ein Bedürfniß, auf die streitigen Punkte einzugehen, und eine Liebenswürdigkeit in der Aufnahme jeder freimüthigen Aeußerung, eine Empfänglichkeit für jede noch so abweichende Meinung, daß ich nur mit der größten Freude und lebhaftem Dank mich dessen erinnern kann. So diente die Gährung, in der sich alle Kreise des gewaltigen Landes während meines Aufenthalts vom September bis Dezember des vorigen Jahres befanden, nur dazu, meiner Reise ein größeres Interesse zu verleihen und mir tiefere Einblicke in die Denkweise meiner liebenswürdigen Wirthe zu gewähren.

Als die Grundlage aller politischen Anschauungen des Amerikaners erschien mir ein geradezu schrankenloser Individualismus, der Anspruch eines Jeden, seine Persönlichkeit unbedingt zur Geltung zu bringen, genau das zu thun und zu sagen, was ihm beliebt. Jede offen behauptete Gewalt über den Willen eines Anderen, jede eingestandene Abhängigkeit ist ihm ein Greuel. Darum fand ich überall einen wahren Abscheu, ein tiefes Grauen vor Rußland, als einem despotisch regierten Reich. Von irgendwelchem Verständniß für die besonderen Kulturaufgaben Rußlands, von Anerkennung für seine großen Leistungen unter den gegebenen Bedingungen war gar keine Rede. Daß der Despotismus für gewisse Kulturstufen und für eine gewisse Uebergangszeit die einzig mögliche und heilsame Regierungsform ist, will Niemand eingehen. Mag durch ihn noch so viel erreicht sein, man wird immer glauben, daß es trotz, nicht wegen dieses Despotismus erreicht sei, und daß die Erfolge noch weit größer sein würden, wenn man volle Freiheit gewährt hätte. Ein Widerschein solcher Vorstellungen fällt auch auf uns. Unsres Kaisers Neigung, seine Persönlichkeit, seinen persönlichen Willen nachdrücklich und entscheidend zur Geltung zu bringen, weckt drüben das größte Mißtrauen und ein aufrichtiges Mitleid mit uns Deutschen, die unter solch despotischem Regiment stünden. Die Prozesse wegen Majestätsbeleidigung sind für den Amerikaner, der auch die öffentliche Beleidigung seines Mitmenschen, insbesondere jeder hochgestellten Persönlichkeit, für sein unveräußerliches Menschenrecht hält, der sichere Beweis dafür, daß wir geknechtet sind. Immer wieder begegnete ich zu meiner großen Belustigung der Vorstellung, als wenn jedes freie Wort über die Regierung oder gar über unsres Kaisers Person bei uns mit Gefahr für Leib und Leben bedroht wäre, und als wenn auf jeder geselligen Zusammenkunft, über jedem gemüthlichen Stammtisch der Alb einer unheimlichen Spitzelwirthschaft läge. Man muß sich eben klar machen, daß nichts mit größerer Beflissenheit von Deutschland nach Amerika hinübergekabelt wird, als die Nachricht von solchen Prozessen, die für den Amerikaner den Werth von Sensationsartikeln ersten Ranges haben. Bei der erbärmlichen Spärlichkeit der europäischen Nachrichten in den amerikanischen Blättern, selbst den allerangesehensten und größten, treten dann diese Thatsachen dritten und vierten Ranges so sehr in den Vordergrund, daß man sich thatsächlich gewöhnt, unser öffentliches Leben in erster Linie danach zu beurtheilen. Immerhin sollte man bei uns gerade angesichts der Geringfügigkeit solcher Vorkommnisse den unverhältnißmäßig großen Eindruck, den sie im Ausland machen, wohl beachten und deßhalb mit Anklagen auf Majestätsbeleidigung und dergleichen so sparsam wie irgend möglich umgehen.

Die Einseitigkeit dieses Individualismus ist oft von rührender Naivetät. Man fühlt jede Beeinträchtigung des eigenen Ich mit einer aufs äußerste gesteigerten Empfindlichkeit, die für die andere Seite des Kontos kein Gefühl übrig läßt. Wie viel man andrerseits an Gutem empfangen, oder was man seinerseits gegen den Anderen sich erlaubt, bleibt ganz außer Betracht. Mit glühender Entrüstung erzählte mir ein Ehepaar, das sich längere Zeit in Berlin aufgehalten, um Studien an der Universität obzuliegen, von der Tyrannei der dortigen und der deutschen Behörden überhaupt. Daß an vielen Orten für die Einzeichnung Durchreisender in die Fremdenbücher polizeiliche Vorschriften bestehen, die in ihrer Peinlichkeit noch genau auf der Stufe von Lessings „Minna von Barnhelm", Akt I, stehen, empfinden wir selbst wohl als störende Neugierde — diesen meinen lieben Bekannten galt es als Tyrannei, als schmachvolle, entwürdigende Einmischung in die Privatangelegenheiten

eines Anderen. Nachdem sie sich ein Vierteljahr in Berlin aufgehalten, kam der Steuerbote und versuchte sie zur städtischen Steuer heranzuziehen — ein neues crimen laesae majestatis, das seinerzeit zu hellen Zornausbrüchen geführt hatte und mir als weiterer Beweis eines despotischen Regiments vorgehalten wurde. Ich fragte ruhig, ob sie denn die Steuer hätten bezahlen müssen, und sie mußten eingestehen, daß ihre Gegengründe gewirkt hätten. Die Berechtigung eines solchen Versuchs mit dem Sicherheitsventil der Einrede vermochten sie nicht einzusehen. Mehr wirkte es, als ich versuchte, ihnen begreiflich zu machen, wie viel dem Ausländer bei uns ohne Steuer geboten werde, mit welch unerhörter Uneigennützigkeit vor allem unsre Universitäten sich ihm aufthun. Ein ganz neuer Gedanke schien es ihnen, wie manchen Anderen, die ich traf, zu sein, daß umgekehrt in Amerika der Ausländer sogar gezwungen werde, für den spanisch-amerikanischen Krieg mit zu bezahlen. Klebte doch auf jeder Flasche, sei es Wein, sei es Medizin, eine Stempelmarke der Kriegssteuer, und auf dem Fahrschein von New-York nach Southampton mit einem Schiff der amerikanischen Linie eine Kriegssteuermarke von nicht weniger als 5 Dollars. Immerhin blieb nach solchen Gegengründen auch das Eingeständniß nicht aus, daß sie sich unter der deutschen Tyrannei herzlich wohl gefühlt hätten, und mehr als einmal bin ich dem entschiedenen Zeugniß begegnet, daß man nirgends in der Welt so sehr das Gefühl der vollen persönlichen Sicherheit, des Lebens unter höchster Ordnung und Gesetzlichkeit genieße wie in Deutschland. Die eben geschilderte Einseitigkeit findet sich, nur ins Große übersetzt, wieder bei der Beurtheilung der Handelsbeziehungen zwischen Amerika und Deutschland. Wird bei uns aus guten Gründen der Einfuhr der amerikanischen Aepfel ein kleines Hinderniß in den Weg gelegt, so erregt das drüben den hellen Zorn eines jeden guten Amerikaners, und wenn er selbst auch seine Aepfel nur halbdutzendweise an der nächsten Ecke einkauft und nicht das geringste Interesse an diesem Artikel hat. Daß seine Volksvertretung aber mit einem Schlag den deutschen Waaren ein Zollsystem gegenüberstellt, das dem Ausschluß vielfach gleichkommt, und daß dies durch zielbewußt chikanöse Behandlung gerade Deutschland gegenüber unerträglich verschärft wird, das kommt ihm dabei gar nicht in den Sinn. Ich habe immer und immer wieder auf diese eigensüchtige und ungerechte Einseitigkeit der Beurtheilung hingewiesen, und immer erzielte ich damit einen unverkennbaren Eindruck. Darin liegt der beste Beweis, wie unbewußt und harmlos man in seinem Egoismus ist.

Ebenso leicht beruhigt man sich über die Durchführung des Individualismus im eigenen Lande. Als das Universalmittel gegen jeden Zusammenstoß des Willens einer Mehrzahl von Individuen ist die Abstimmung, der Wille der Mehrheit, allgemein anerkannt, jedenfalls das roheste und ursprünglichste Mittel, das sich überhaupt denken läßt. Man gewinnt den Eindruck, daß die Bereitwilligkeit sich der bloßen Stimmenmehrheit zu beugen, drüben weit größer ist als bei uns. Der Mehrheit gestattet man selbst die tiefsten Eingriffe in die Freiheit des Individuums, in seine moralische Selbstbestimmung. Was ließe sich in dieser Beziehung in unsern monarchisch regierten Staaten dem amerikanischen System der Prohibition, des unbedingten Verbots, alkoholhaltige Getränke zu verkaufen, auch nur entfernt vergleichen. Und doch gesteht man der einfachen Mehrheit dieses Recht nicht nur innerhalb eines Staates, sondern selbst innerhalb jeder einzelnen bürgerlichen Gemeinde zu. Freilich wird auch da die Suppe nicht so heiß gegessen, wie sie gekocht wird. Weder Staat noch Gemeinde haben das Recht, ihre Nachbarn zu beeinträchtigen; die Nachbarn dürfen also auch dahin verkaufen, wo Prohibition herrscht, und so kann mit einiger Schererei auch dort Jeder zu dem gewünschten Trunk gelangen. Das geht so weit, daß man vielfach der Meinung ist, die Schenkwirthe begünstigten die Abstimmung für das Verbot der geistigen Getränke. Denn die hohen Steuern des Schankgewerbes fallen natürlich fort, sobald es dem Gesetze nach keinen Alkohol mehr gibt, die Gäste aber müssen die Getränke, die ihnen der Wirth so oder so dennoch zu verschaffen weiß, weit theurer bezahlen als vor Einführung des Verbots. Diese und zahllose andere Gesetzesumgehungen, Mißbräuche und Unterschlagungen der ungeheuerlichsten Art in öffentlichen Aemtern, sind allgemeines, öffentliches Geheimniß; aber auch die Besten lassen sie sich ohne viel Murren gefallen, da die Beamten durch Mehrheitsbeschluß eingesetzt sind und jene Umgehungen als die unerläßliche Selbsthülfe des Individuums gelten. Das einzige wirksame Mittel gegen solche Mißbräuche, eine stramme, unerbittlich durchgreifende Zentralgewalt, sei es in der Stadt, in dem Staate oder in der Union, das ist es gerade, was man am meisten scheut und dem gegenüber man lieber eine Menge von offenbaren Uebelständen in den Kauf nimmt. Das ist wenigstens die Denkungsart der Amerikaner alten Schlags, der demokratischen Partei, und die hat bis heute noch die Oberhand vor den Republikanern, die eine gewisse Zentralisirung der Gewalten wünschen.

Sehr interessant war es mir, am 8. November in New-York die großen Neuwahlen für Staat und Union mit zu erleben. Schon am Morgen war Alles in ungewöhnlicher Erregung. Ueberall sah man die Männer zu den Wahllokalen eilen. Vielfach waren Räume zu ebener Erde, besonders Läden, dazu eingerichtet; in Straßen, die ganz von Privathäusern mit dem gewohnten hohen Erdgeschoß eingenommen waren, waren besondere Hütten aufgestellt, in denen das Wahlgeschäft sich abspielte. Im Hintergrund befanden sich jedesmal eine Anzahl Separirzellen, von einer Gasflamme erleuchtet, das Ideal auch vieler unter unsern Parlamentariern. Es läßt sich nicht leugnen, daß sie, wie man schon spottend entgegnet hat, mit den einzelnen Abtheilungen sogenannter Bedürfnißanstalten eine verdächtige Aehnlichkeit haben; aber natürlich wäre das kein Grund, sie abzulehnen. Die Wahlzettel sind alle vollkommen gleich und werden von der Behörde allein ausgegeben. Sämmtliche Obrigkeiten, Senator und Repräsentant, Gouverneur und Vizegouverneur, Richter u. s. w. in New-York, etwa 15 Personen, werden durch denselben Zettel bezeichnet. Die Namen der Kandidaten aller Parteien sind listenweise auf dem Formular vorgedruckt und daneben der Raum für Privatkandidaten gelassen; die Namen der Gewählten werden einfach unterstrichen. Jeder Wahlzettel, ein großes Blatt, trägt den Namen des Wählers und seine Nummer; aber vermöge einer sinnreichen Einrichtung reißt ein Wahlbeamter von dem zusammengelegten und geschlossenen Zettel alle Merkmale der Person des Wählers zugleich ab und gibt sie dem Wähler zurück. So dürfte allerdings das Aeußerste an Wahrung des Wahlgeheimnisses geleistet sein. Am Abend mußte ich mich vom Nordwesten New-Yorks nach Brooklyn begeben, eine Strecke von mehreren Wegstunden. In allen Straßen flammten die Scheuerhaufen, die aufzuthürmen und anzuzünden an diesem Tage das Vorrecht des jungen Amerika, der Wähler der Zukunft ist. Ob die wirklichen Flammen ein Sinnbild der bildlichen Flammen der bürgerlichen Zwietracht und des Hasses sein sollen, der sich an diesem Tage entfacht? Uebrigens ging es im Grunde recht harmlos zu und ich hatte alle Ursache, die Gutartigkeit des New-Yorker Janhagels zu bewundern. Nirgends konnte das Gedränge größer sein als auf dem freien Platze zwischen Brooklyn-Brücke, Kapitol, Post und den Gebäuden der großen Tagesblätter „World", „Journal" u. s. w. Besonders gegen 11 Uhr abends, als

ich von Brooklyn zurückkehrte, hatten sich die Massen dicht und fest wie Mauern auf diesem verhältnißmäßig engen Raume gestaut, um die einlaufenden Wahlnachrichten zu sehen, die von der Leitung dieser Blätter durch Reflektoren in riesiger Vergrößerung auf weiße Tücher geworfen und so Tausenden auf einmal zugänglich gemacht wurden. Jedes neue Theilergebniß rief laute Aeußerungen hervor. Wie etwa in Köln zu Fastnacht, drängten sich junge Burschen mit allerlei Lärminstrumenten durch die Massen, allerlei Scherze wurden losgelassen; aber das Gesammtverhalten war ein durchaus anständiges und maßvolles. Und doch galt es eine Entscheidung, auf die Alles aufs äußerste gespannt war. Würde Roosevelt, der gewesene Oberst der Rough Riders auf Cuba, der Kriegsheld New-Yorks, der Kandidat der republikanischen Partei, siegen? Um Mitternacht verkündeten selbst die demokratischen Blätter, daß seine Wahl gesichert sei. Ich weiß von entschiedenen Demokraten, die ihrer sonst waschechten Liste diesen republikanischen Kopf gaben, weil Jedermann von der persönlichen Ehrenhaftigkeit Roosevelts überzeugt war und die kriegerische Begeisterung doch auch sie ein ganz klein wenig angesteckt hatte.

Es gewährte ein einzigartiges Interesse, die Wirkung des „ganz besonderen Saftes" Blut, der den Amerikanern seit mehr als einem Menschenalter völlig ungewohnt geworden war, auf Leute von verschiedener Anlage und Denkungsart zu beobachten. Die erste Gelegenheit dazu bot mir eine große Pastoralkonferenz in Chicago zu Anfang Oktober. Sehr zeitgemäß hatte man dort für die Verhandlungen das Thema „Christenthum und Krieg" aufgestellt und an drei Redner vertheilt. Der erste, ein älterer kongregationalistischer Geistlicher, beantwortete die Frage: „Kann es einen christlichen Krieg geben?" Die Antwort war: Ja, zu dreierlei Zwecken. Um Kräfte, die Gott in ein Volk gelegt hat und die wider seinen Willen gehemmt werden, zu entwickeln; um widerrechtlich Unterdrückte zu befreien; um rechtmäßig besessene Güter zu vertheidigen. Unter den Beispielen nach der einen und anderen Seite bekam ich natürlich auch zu hören, daß Bismarck nicht weniger als drei vollkommen unchristliche, reine Eroberungskriege geführt habe, während ich mich gern anheischig gemacht hätte, die Christlichkeit jedes dieser drei Kriege nach des Redners eigenen Grundsätzen zu beweisen. Der eben besprochene spanisch-amerikanische Krieg erschien nach allen drei Richtungen als christlich, und mit wirklicher Begeisterung und sittlichem Pathos trat der Redner voll und ganz für das Vorgehen der amerikanischen Regierung ein. Die Versammlung wurde sichtlich mit fortgerissen und lohnte ihm mit donnerndem Beifall. Der zweite Redner, ein Methodist, sollte über „Christenthum und Schiedsgerichte" sprechen. Er erklärte, nach solchem Beifall zu dem ersten Vortrag keine Hoffnung auf Billigung des seinen zu hegen, er werde aber, da er es einmal übernommen, lediglich ablesen, was er geschrieben habe. Und nun entwickelte er ruhig und klar die unbedingte Pflicht des Christen und eines christlichen Volkes, zuerst alle Mittel zu friedlicher Beilegung zu erschöpfen, ehe zu dem letzten des Krieges geschritten werde; er sprach die feste Ueberzeugung aus, daß solche Mittel auch hier zum Ziel geführt haben würden; er wies mit unerbittlicher Schärfe nach, daß bei diesem jüngsten Kriege von alledem, was Christenpflicht vorschreibe, nichts oder doch viel zu wenig geschehen sei. So vortrefflich war seine ruhige Darlegung, daß auch er die Versammlung hinriß und dieselben Leute, die soeben dem kriegerischen Redner zugejauchzt hatten, auch ihm lauten Beifall spendeten. Als dritter und letzter Redner kam ein Presbyterianer, ein ganz besonders begabter Prediger. Sein Gegenstand war „Das christliche Ideal des Patriotismus". Er erschöpfte diesen im Grunde im ersten der drei Theile seiner Ansprache. Mit edlem Zorn trat er jedem Jingothum, nationaler Eitelkeit, Kriegslust, Eroberungssucht entgegen, die er mit meisterhaften Strichen kennzeichnete und geißelte. Wahrhaft christlicher Patriotismus äußere sich in ehrlicher Arbeit an dem eigenen Volke, an seiner sittlich-religiösen Besserung, an der Beseitigung von Noth und Elend aller Art. Soweit schien der neueste Krieg unbedingt verurtheilt zu werden. Aber deutlich ließ sich nun erkennen, wie auch diejenigen, die den Krieg als solchen verworfen hatten, nun dennoch bestrebt waren, sich mit seinen Ergebnissen abzufinden und sich auf eine neue Phase des Volkslebens einzurichten. Denn als zweites Merkmal der christlichen Vaterlandsliebe folgte „Treue Bundesgenossenschaft nach außen". Man durfte verwundert sein, daß nicht einfach offenes und ehrliches Verfahren, wahre Freundschaft gegenüber allen Brudervölkern verlangt wurde, die am besten jedem Krieg vorbeugen und den wahren Vortheil des eigenen Volkes fördern werde. Aber bald zeigte es sich, daß der Redner nur an England dachte, das Mutterland, den gewiesenen Bundesgenossen Amerika's! Und wenn man sich der vielfachen, drohenden Verwicklungen gerade mit diesem Lande und noch vor wenig Jahren erinnerte, so konnte man sich des Gedankens nicht erwehren, daß die kluge Sekundantenstellung, die England in dem jüngsten Kriege eingenommen hatte, mehr oder minder bewußt an diesem Umschwung, an dieser so unbedingt und ausschließend freundschaftlichen Haltung schuld war. Und nun folgte der dritte Theil, der eine noch größere Ueberraschung brachte: „Dienstbereitschaft (stewardship) an den Völkern der tropischen Zone" als drittes Merkmal des christlichen Patriotismus. Die Völker der tropischen Zone steuern, sich selbst überlassen, dem Untergang zu, Christenpflicht der höher stehenden Völker der gemäßigten Zone ist es, ihnen den Arm zu leihen und sie durch rechte, weise Fürsorge und Erziehung zu retten und zu heben. Und als Vorbild für solche Thätigkeit, als einziges — wiederum die Engländer in ihrer Arbeit an Indien und Aegypten, die mit ausschließlich günstigen Farben gemalt wurde. Wie England in den Besitz beider Länder gelangt ist, welche Ströme von Blut in Indien erst haben fließen müssen, mit welchen Ränken und Vorwänden der Besitz Aegyptens ohne eigentliche Rechtstitel, gegen die gegebenen Versprechen, behauptet wird, das wurde nicht etwa erklärt und entschuldigt, sondern einfach mit Stillschweigen übergangen. Man sah, hier war, noch vor dem Abschluß des Friedens, während die Philippinen-Frage noch in ihrem Anfangsstadium lag, schon die volle Bereitwilligkeit vorhanden, allen tropischen Besitz, den dieser glückliche Krieg der Union in den Schoß werfen könnte, ohne Rücksicht auf das Verfahren, das dazu geführt, entgegenzunehmen und unter den Gesichtspunkt der Pflicht, einer gottgewiesenen Aufgabe zu stellen.

Auch diese Rede fand unbedingten Beifall, und auf den Antrag des ehrwürdigen Geistlichen, eines Baptisten, der berufen war, die Besprechung einzuleiten, wurde von einer solchen völlig abgesehen, weil der Gegenstand erschöpfend und vortrefflich behandelt sei. Dieser eine Vormittag gab in der That ein allseitiges Bild der vorhandenen Strömungen und zugleich einen sicheren Fingerzeig, wohlnaus die Hauptströmung sich endlich Bahn brechen werde. Gegen das Recht des Krieges durfte allenfalls noch ein Geistlicher vom Standpunkt des unbedingten christlichen Ideals sprechen; ein Professor der Geschichte von deutscher Herkunft, der ganz zu Anfang der Bewegung in guter Meinung Vorträge zu gunsten des Friedens gehalten, hatte sich damit seine Stellung sehr erschwert, wenn nicht verdorben. Und las man im Anfang des Herbstes noch die Anzeige von Vorträgen über, d. h. gegen den Imperialismus, gegen die Verwandlung

Digitized by Google

Amerika's in eine Weltmacht mit großen auswärtigen Interessen, so trat bald ein anderes Stichwort an die Stelle. In einem der vornehmsten Wochenblätter des Ostens tauchte es gegen Ende Oktober zum erstenmal auf, das bestechende Wort Expansionalismus, nicht gerade eine schöne Bildung, aber äußerst geeignet, um den Rückzug der amerikanischen „Intellektuellen", ihren Uebergang in das Lager der Annexion, zu decken. Nein, kein Imperium, keine Gewaltherrschaft, aber Ausdehnung des Gebietes der Union und damit ein Ausschütten aller Wohlthaten der Freiheit und Kultur über slavische und barbarische Länder und Völker. Ueber die Zwischenstufen, über das Blut, das dazu noch fließen, die Gewalt, die dazu angewendet werden müßte, machte man sich kaum Gedanken. Es ist ein Unglück, daß wir die Philippinen in unsre Gewalt bekommen haben, so hörte ich immer wieder sagen; aber nun wir sie einmal haben, gibt es keinen anderen Ausweg, als sie zu behalten. Denn sie unter die Knechtschaft der Spanier zurückzugeben, ist unmöglich, sich selbst überlassen, würden sie sich zugrunde richten: deßhalb ist es unsre schwere Pflicht, sie zu behalten und zur Kultur zu erziehen. Das waren dieselben Gedankengänge, die ich schon Anfang des Monats in Chicago hatte entwickeln hören. Die staatsrechtliche Frage, wie solche vorläufig unter Gewaltherrschaft gehaltene Gebiete sich mit der Verfassung der Vereinigten Staaten vertrügen, wurde vielfach oerhandelt, aber auch leicht erledigt, wie ja Paragraphen immer dehnbar sind. Die andere Frage, wie sich die bedeutende Gebietserwerbung mit den Versicherungen der Uneigennützigkeit vertrage, unter denen die Union in den Krieg gegangen sei, warf ein Gelehrter mir gegenüber selbst auf, um kühl und entschlossen zu antworten, daß man sich eben inzwischen anders besonnen habe. Zwar fehlte es nicht ganz an Leuten, die diesen Fragen mit großer Sorge gegenüberstanden. Von einem besonders hervorragenden Manne erfuhr ich, daß der Präsident McKinley vor der Entscheidung viele Gutachten über den einzuschlagenden Weg eingeholt habe und auch solche, die dringend von der Weltmachtrolle abgerathen, mit verbindlichem Danke aufgenommen habe. Aber der Strom riß füglich doch den Präsidenten und endlich auch den Senat mit sich fort, Republikaner, Jingos, Imperialisten triumphirten, mochten auch die Ueberläufer, die ihren Sieg herbeiführten, die Form dadurch wahren, daß sie eine andere Devise auf ihre Fahne schrieben.

In einem Punkte waren übrigens Alle einig, in der festen Ueberzeugung, daß das Panzerschiff „Maine" nicht durch einen Unglücksfall, sondern durch von außen herangetretene Gewalt in die Luft gesprengt sei. Bis zu diesem Tag habe sich der Krieg verhüten lassen; von da an habe die Volksleidenschaft ihn unbedingt gefordert. Und wirklich, wie der Perserkönig sich täglich mahnen ließ, „Herr, gedenke der Athener!" so ließ in Amerika die Kriegspartei kein Mittel unbenutzt, diese Wunde offen zu halten. Ein findiger Kopf ersann ein billiges Spielzeug, das die Explosion eines Kriegsschiffs aufs handgreiflichste veranschaulichte, und der entsetzliche Name hieß „Remember the Maine!" Ich sollte meinen Kindern eines zu Weihnachten mitnehmen, dankte aber freundlichst für solchen spanischen Pfeffer. Aber immerhin gibt die Thatsache, daß drüben kein Mensch an einer heimtückischen Vernichtung der „Maine" mit allen ihren Menschenleben zweifelte, den ersten Anhalt für eine gerechte Beurtheilung der Amerikaner in dieser großen politischen Krisis, für eine Beurtheilung, die eine abstrakte Einseitigkeit vermeidet. Der Gewalt großer Bewegungen und großer Erfolge kann sich Niemand entgegenstemmen noch entziehen. Wir Deutschen und wir Preußen insonderheit müssen uns erinnern, mit welcher sittlichen Entrüstung die Mehrheit und gerade der geistige Adel unsres Volks der von Bismarck geleiteten Politik Wilhelms I. gegenüberstand, und wie völlig sich das Blättchen durch die Erfolge des Jahres 1866 wandte. Nun ist Mc Kinley zwar weder ein König Wilhelm noch ein Bismarck; aber die Erbärmlichkeit des spanischen Nachbars ist dafür in einem ganz ungeahnten Umfang zutage getreten, und damit hat nachträglich das Eingreifen der Union wenigstens den Stempel geschichtlicher Logik, einer gewissen Unvermeidlichkeit erhalten, wie die endliche Auflehnung Preußens gegen Oesterreichs Vorherrschaft. Und werthvolle Geschenke beharrlich abzuweisen, dazu gehört ein Grad spartanischer Tugend, den man immer nur bei Wenigen voraussetzen kann. Daß so zahlreiche Andere sich oft wunderlich drehten und wandten, um sich in die neue Lage zu finden, erklärt sich wieder aus dem Individualismus, der überall herrscht. Die schwebenden Fragen fielen wirklich jedem Einzelnen aufs Gewissen, und weit mehr als in anderen Ländern, wo eine starke Zentralgewalt die großen Entscheidungen auf sich nimmt, fühlte sich Jeder persönlich für den Verlauf der Dinge verantwortlich. Daß es nun eine schwere Aufgabe war, dem gewaltigen Gang der Ereignisse mit dem engen Gewissen eines Individuums nachzukommen, daß dabei manche Selbsttäuschung mit unterlief, kann gewiß nicht wundernehmen. Zu dem allen aber kommt der Stolz und der Wagemuth einer jungen Nation. Nach den ungeheuren Fortschritten, die die Union in den letzten Jahrzehnten gemacht hat, hat jeder Einzelne das Bewußtsein, daß kein Ziel für sie zu hoch und keine Aufgabe zu schwer sei. Dieses stolze Selbstbewußtsein ist vor allem die Grundlage des Jingathums des Westens, das immer mächtiger den besonnenen Konservatismus des Ostens an die Wand drückt. Und gewiß wird nicht leicht ein Europäer hinüberkommen, ohne dann und wann das unheimliche Gefühl zu haben, daß dieser junge Riese über kurz oder lang ohne Krieg, bloß durch sein wirthschaftliches Schwergewicht, die ganze alte Welt erdrücken wird. Damit hat es nun vorläufig noch gute Weile, und das beste Mittel dagegen wäre vielleicht ein Anschwellen der Bevölkerung der Vereinigten Staaten, vermöge dessen sie mit ihrer Produktion so ziemlich allein fertig werden könnten und die Schwingen ihrer Ausfuhr ihnen gründlich beschnitten würden. Ein fröhliches Gedeihen in dieser Richtung können wir daher den Vereinigten Staaten von Herzen wünschen. Daß aber ein so mächtiges Gemeinwesen auf die Dauer in eine Weltmachtstellung hineinwächst, ist durchaus keine befremdliche Thatsache, und unsre Aufgabe wird es nur sein, damit gebührend zu rechnen.

Die Busenfreundschaft mit England ist drüben oft der Gegenstand unsrer Gespräche gewesen. Sie lebte damals und wohl auch heute wirklich noch in Aller Herzen, und es läßt sich gar nicht zweifeln, daß sie alte und tiefe Wurzeln hat. Die Gründe für die Losreißung der englischen Kolonien in Amerika von ihrem Mutterlande waren füglich vorübergehender Natur, eine kurzsichtige Politik des Parlaments und der Regierung, die sich England heute schwerlich wieder zu schulden kommen ließe. Nachdem dann einmal Gewalt angewendet und Blut geflossen war, ließ sich der Riß nicht mehr heilen, und die Amerikaner hatten die Wendung ihres Geschicks nicht zu bereuen. Aber ein Volkshaß ist daraus durchaus nicht entstanden, und mit keinem Land hat die Union seit jener Zeit auch nur annähernd so enge Beziehungen gehabt wie mit England. Das gilt auf dem Gebiete des geistigen Lebens noch weit mehr als auf dem der materiellen Interessen. Ein im öffentlichen Leben stehender Mann antwortete mir auf die Frage, ob die Freundschaft mit England denn eine so innige sei: „Jeder Blutstropfen in uns, der nicht irisch ist, ist englisch." Das will freilich keineswegs sagen, daß man darum England irgend ein Interesse aufopfern würde. „Hart im Raume stoßen sich

die Sachen", so heißt es auch hier, und Canada allein stößt hart genug an die Vereinigten Staaten, um dafür einen buchstäblichen Beleg zu geben. Für das in Deutschland vorherrschende Urtheil von Englands Selbstsucht und Unzuverlässigkeit in der Weltpolitik fand ich drüben nirgends ein Verständniß. Aber wenn erst Amerika selbst eine Weltmacht mit einem großen Kolonialreiche ist, so wird es schon Beweise genug für die Richtigkeit dieser Anschauung erhalten. Immer wieder habe ich daher drüben, wenn man uns Deutschen Mißgunst gegenüber der Union nachsagte, hervorgehoben, daß mir eine Weltrolle der Union nur im Interesse Deutschlands zu liegen scheine. Es sei völlig ausgeschlossen, daß eine amerikanische Weltmacht dauernd im Schlepptau Englands segeln könne. Vielmehr werde Amerika als Seemacht stets ein Gegengewicht mehr gegen die erdrückende Macht Englands bilden und seine Bündnisse bei den anderen Mächten suchen müssen, so daß diese, und Deutschland allen voran, das Aufstreben dieser neuen Macht nur mit Freuden begrüßen könnten.

Solche Prophezeiungen fanden taube Ohren. Man war nun einmal entschlossen, sich von England alles Guten zu versehen, Deutschland aber gründlich zu mißtrauen. Man weiß, in welchem Umfang wir uns dafür bei Englond und seiner Presse zu bedanken haben. Unvermeidlich war die Frage, warum die öffentliche Meinung Deutschlands der Union so gehässig gegenüberstehe. Ich konnte das ruhig in Abrede stellen. Zwar verhehlte ich nicht, daß eine rein menschliche Empfindung, die Entrüstung über die Schroffheit des Verfahrens der Amerikaner und Mitleid mit dem schwächeren Theil, uns anfänglich überwiegend auf die Seite der Spanier gestellt habe, zumal Niemand bei uns bei dem Untergang der „Maine" an äußere Gewalt geglaubt habe. Dann aber, als die Fäulniß aller Verhältnisse in Spanien so offenkundig sich herausstellte, sei ein Umschwung eingetreten, man habe eingesehen, daß sich hier ein unausweichliches Gericht vollziehe und daß Amerika zum Erben dieses Bankerotts bestimmt sei. Worum denn Deutschland auf den Philippinen eine so feindselige Haltung angenommen, warum es eine ganze Flotte dahin gesandt habe? Selbst des Kaisers Palästinafahrt wurde mit Mißtrauen verfolgt; überall sah man Gespenster, überall argwöhnte man noch im letzten Augenblick störende Verwicklungen. Daß man selbst gegen Deutschland verstimmt sei, wollte mon nicht Wort haben. Oft genug begegnete mir auch der Gedanke einer engeren Verbindung mit Deutschland, aber immer nur in Gestalt der schönen Utopie einer Verbrüderung der drei großen germanischen Nationen, England also immer eingeschlossen. Das Scheitern der Verhandlungen wegen Canada, auf die mon damals große Hoffnungen setzte, mag inzwischen schon nach der einen Seite ein wenig ernüchternd gewirkt haben. Vor allem aber werden die Erklärungen unsres Staatssekretärs und die neuesten Schritte des Auswärtigen Amts ihre Wirkung gewiß nicht verfehlen und viel dazu thun, dos herrschende Mißtrauen und Uebelwollen zu beseitigen. Auf die Douer kann nur die Logik der Thatsachen, dos beiderseitige wohlverstandene Interesse der beiden Mächte der alten und neuen Welt, die augenblicklich die größte Expansivkraft entfalten, entscheidend sein. Denn von sentimentalen Regungen mag sich der Amerikaner eine kurze Zeit leiten lassen, auf die Daner ist er zu praktisch dazu; auch die vielen Millionen Deutscher, die drüben eine neue Heimath gefunden haben, werden daran nichts ändern und wollen es auch gar nicht. Eine diplomatische Einigung aber zu bestimmten, fernliegenden Zwecken dürfte sich kaum mit einem Volk erzielen lassen, das die individuelle Freiheit so in den Vordergrund stellt und die völlige Ungebundenheit seiner Entschließungen in jedem Augenblick so mißtrauisch bewacht wie das der Vereinigten Staaten. Aber dringend erwünscht ist eine ehrliche Freundschaft für uns ganz gewiß. Soweit meine Erfahrungen reichen, hat dies neue germanische Volk jenseit des Ozeans etwas ungemein anziehendes und liebenswürdiges. Wenn ich einmot absehen darf von der großen Güte, mit der mich Freunde und Fachgenossen in England ganz ebenso wie in Amerika aufgenommen haben, so war mein allgemeiner Eindruck in Amerika dem, den ich auf englischem Boden gewonnen, geradezu entgegengesetzt. Dort kam ich nur in ein anderes Land und hotte doch das Gefühl, mich in einem anderen Erdtheil zu befinden; drüben kam ich in einen anderen Erdtheil, eine andere Welt, und fühlte mich doch nur in einem anderen Lande. Der Amerikaner steht uns näher als der Engländer, ihm fehlt das insulare, isolirende Gepräge. Und sicherlich haben die vielen Millionen, die wir dorthin abgegeben hoben, einen großen Einfluß auf die Gestaltung der Eigenart des jungen Volks gehobt und werden ihn auch in Zukunft behoupten. Möchte dem allzeit unser Verhältniß zu den Bewohnern der Vereinigten Staaten entsprechen! Dafür aber bedarf es vor allem auch eines viel häufigeren Besuchs der Vereinigten Staaten von Deutschland aus, als bisher gebräuchlich ist. Es führen von uns sehr viele Spuren hin, aber äußerst wenige nur zurück. Hinüber gehen überwiegend die Europamüden, die aus irgendwelchem Grund in Deutschland nicht ihr Genüge fanden. Selten scheiden sie ganz ohne Groll; aber auch abgesehen davon, haben sie, wenn sie auf einen grünen Zweig kommen wollen, alle Ursache, für lange Zeit von der alten Heimath so viel wie möglich zu vergessen. Daß uns diese vielen Millionen nicht ganz abhanden gekommen sind, haben wir im Grunde nur den Ereignissen des Jahres 1870 zu verdanken. Wir brauchen zahlreiche Besucher der Vereinigten Staaten, Leute mit offenen Augen, die hingehen, um dort zu lernen für eine fruchtbringende Thätigkeit in der deutschen Heimath, für ein rechtes Verständniß der neuen Welt und ihrer Bewohner, aus dem sich ein dauerndes freundschaftliches Verhältniß zu ihnen entwickeln kann. Wie schlecht es damit steht, beweist allein die Thatsache, daß der erste Baedeker für Nordamerika im Jahre 1892 für die Ausstellung in Chicago gedruckt und daß bis heute noch keine neue Auflage nothwendig geworden ist. Soeben ist eine neue englische Auflage erschienen; aber das beweist nur die Vorzüglichkeit des Buches, nicht das Bedürfniß diesseits des Kanals.

Die Ausbreitung der mittelasiatischen Steppen und Wüsten nach Europa und ihr Einfluß auf das Klima und die Badenkultur.

Von Fr. Wilh. Groß.

Nach dem bisherigen Entwicklungsgang der Erde hat man mit großer Bestimmtheit prophezeit, daß eine Zeit kommen werde, wo selbst am Aequator eine Kältetemperatur herrschen würde, daß Menschen erfrieren und jegliches Leben ausgeschlossen erscheinen müßte.

Die Entstehungsgeschichte unsres Planeten läßt eine solche Prophezeiung nicht sehr gewagt erscheinen, aber bevor dieser Zeitpunkt eintritt, werden sich noch manche andere kosmischen Veränderungen auf der Erdoberfläche vollziehen, an die wir gerade jetzt mehr als gewöhnlich durch die Unglücksbotschaften erinnert werden, die uns über die Nothstandskatastrophe im Osten des europäischen Rußland (Ural- und Wolga-Gouvernements) zugehen. Immer öfter wiederholen sich die Nachrichten — und immer tragischer und verzweifelter lauten dieselben. Unsre Mittheilungen in der Nr. 251 der Beilage zur Allg. Ztg. v. Js. haben sich leider nicht nur als richtig erwiesen, sondern sind in

Bezug auf die Schärfe des Nothstandes weit überholt worden. Die Privatwohlthätigkeit welteifert mit der kaiserlichen Gnade, um Hülfe zu bringen, wo Gefahr droht, und das Rothe Kreuz hat sich organisirt, damit Fälle abgewendet bleiben, wie sie 1892 dem Lande eine traurige Berühmtheit verschafften. Von Staats wegen wurde eine bedeutende Summe zur Verfügung gestellt, um 40,000 Pferde, als nothwendig gewordenen Ersatz für die Bauern, anzukaufen u. s. w. Hoffentlich gelingt es, das Schlimmste fern zu halten, aber umsomehr tritt auch bei dieser Gelegenheit an die leitenden Kreise wieder die Mahnung heran, nicht nur in der Auffindung von Hülfsmitteln zur Linderung der temporären Krisis allen Scharfsinn zu bethätigen, sondern fast noch mehr, die Gegenmittel zu entdecken, um in der Folge diesen sich immer wiederholenden Landplagen wirksam zu begegnen und dieselben mit der Zeit unmöglich zu machen.

Zu diesem Zweck wird man jedoch zunächst über Ursache und Wirkung vollkommen klar sein müssen, damit man weiß, wo mit Gegenmaßregeln der Anfang gemacht werden kann. Es ist bereits früher auf die agrarischen Uebelstände in den ländlichen Gemeinden Rußlands hingewiesen worden, die auf die gesammte Bodenkultur und die ackerbautreibende Bevölkerung eine geradezu ruinöse Wirkung ausüben müßten, aber wenn auch die Regelung des definitiven Besitzverhältnisses eine Wendung zum Besseren denkbar erscheinen läßt, so würde man sich doch sehr täuschen, wenn man glauben wollte, daß mit der Beseitigung der agrarischen Uebelstände alles geschehen wäre und alle landwirthschaftlichen Miseren mit einem Schlage aufhören müßten.

Daran wäre vorläufig nicht zu denken. Wahrscheinlich dürfte sich nach einigen Jahren insofern eine Wendung zum Besseren bemerkbar machen, als die kritischen Jahre sich nicht mehr so folgenschwer äußern würden; allein auf eine radikale Wandlung der gesammten Verhältnisse zugunsten der Bodenkultur könnte doch nicht gerechnet werden, obschon man sich in unsern landwirthschaftlichen Kreisen vielfach dieser Illusion hingibt.

Wenn auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß ein Mangel an Eifer seitens der Ackerbauer vorliegt und Unterlassungssünden in administrativer Beziehung sich rächen, so würde man doch eine große Ungerechtigkeit begehen, der Bevölkerung oder Verwaltung alle Schuld aufbürden zu wollen. Sowohl die agrarischen Uebelstände wie auch alle übrigen Unterlassungssünden können nur — wie ausdrücklich hervorgehoben werden muß — als mitwirkende Ursachen gelten, und dasselbe gilt auch von der schonungslosen und unverständigen Ausrottung der Wälder, durch deren Vernichtung das Klima bedeutend verschlechtert und der Bodenkultur mehr Schaden zugefügt wurde, als die niedergelegten Wälder eintrugen.

Noch weit größeren Schwierigkeiten als aus den angeführten Verschuldungen erwachsen aber dem Ackerbau aus den gewaltigen Unregelmäßigkeiten des Klima's und dem natürlichen kosmischen Entwicklungsgang in jenen Theilen der alten Welt. Allerdings ist derselbe durch den Vandalismus der Bewohner nicht unwesentlich unterstützt oder verschärft worden, aber ewige Naturgesetze kann der Mensch doch nicht vorschreiben oder beseitigen. Alte heilige Urkunden behaupten zwar, daß die Erde bei ihrer Erschaffung sogleich fix und fertig hergestellt worden sei; allein aus Erfahrung und Beobachtung müssen wir uns überzeugen, daß sie seit ihrer Erschaffung nicht nur allerwärts eine gewaltige Umgestaltung erfahren hat, sondern auch solche noch immerwährend erleidet, so daß ihre Oberfläche von ehemals und der Gegenwart sich kaum mehr ähnlich sieht. An die Stelle der Palmenhaine am Pol sind Eisberge, an die Stelle südlicher Paradiese sind Einöden getreten, und wo einst Wasserwüsten sich über den Boden von Mittelasien hinwegwälzten und später prächtige Oasen dem Boden entsprossen und der eigentliche Garten Mittelasiens lag, breiten sich heute die Wüsten von Turan oder unermeßliche Steppen aus, die allmählich immer mehr an Umfang gewinnen und — wo nicht Gebirge eine Grenzscheide ziehen — nach Süden und Norden, Osten und Westen sich ausbreiten. Es wäre auch mehr als naiv, wenn man annehmen wollte, daß jetzt mit einemmale in der Entwicklung unsres Planeten ein Stillstand eingetreten sei. Alles was zu werden beginnt, entwickelt sich so lange, bis es am Ende angelangt ist und zu werden aufhört, d. h. bis es zugrunde geht. Das gilt mit mathematischer Genauigkeit so sicher, wie der morgende Tag allerwärts im Kosmos. In Mittelasien vollzieht sich dieser Prozeß sogar verhältnißmäßig schnell, denn innerhalb zwei bis drei Jahrzehnten — die in der Entstehungsgeschichte der Erde nicht viel mehr bedeuten als nach menschlichen Begriffen von Zeit und Raum eine Sekunde — haben sich dort Vorgänge vollzogen, die man nicht unbeachtet lassen kann. Ströme sind von der Bildfläche verschwunden, die dort noch in den sechziger Jahren vorhanden waren — wie z. B. der Sarasu, an dessen Ufer ich einst auf dem Wege durch die Steppe nach Fort Perowski hinritt. Der Hauptstrom Mittelasiens, der Amu-Darja, der noch zu Peters des Großen Zeit ins Kaspische Meer mündete, hat dieses ursprüngliche Ziel aufgeben müssen, weil er es nicht mehr erreichen konnte. Er bahnte sich nur mit Mühe einen Weg in den viel näher gelegenen Aralsee, dessen Spiegel aber ebenfalls — ähnlich wie der des Kaspischen Meeres — zurückgetreten ist. Der goldführende blaue Strom Syr-Darja, in welchem der große Peter Gold suchen ließ, fließt zwar noch jetzt wie früher, hat aber sehr beträchtlich an Wasser verloren. Mit anderen Flüssen verhält es sich ähnlich, und wie diese ersichtlich altern, so ergeht es auch der Landschaft. Prächtige Elysien, die ich noch auf einer Stromreise nach Buchara vor 30 Jahren bewunderte, suchte ich in den 80er Jahren vergeblich, und in Samarkand erzählten noch alte Leute ihren Enkeln mit Vorliebe von den tage- und wochenlangen Tigerjagden, denen vor 450 Jahren der Völkerbezwinger Timur (Tamerlan) oblag, oder daß er mit stolzem Hirschgespann, deren Geweihe vergoldet waren, in den Wäldern der Umgebung umherfuhr. Jetzt sind die Wälder und — bis auf einige Ueberläufer — auch die Tiger verschwunden und sonnverbrannte kahle Berge recken ihre unbeschützten dürren Kämme den feurigen Strahlen des Tagesgestirns entgegen, wo einst im Schatten gewaltiger Baumriesen die Quellen plätscherten und Gebirgsbäche rauschten oder Millionen gefiederter Lebewesen ihren Singsang pflegten. Wohl nirgends kann der beobachtende Naturforscher so deutlich und in die Augen springend die einzelnen Phasen der tellurischen Wandlungen bis auf Aeonen zurückverfolgen wie in diesen Regionen. Obschon unermeßliche Zeiträume darüber hingegangen sind, kann man doch noch gegenwärtig in den Wüsten die wellenförmige Bewegung des Urmeeres erkennen, dessen Wogen sich über den immer seichter werdenden sandigen Meeresgrund hinwegwälzten, bis endlich Sandbänke aus dem Wasserspiegel hervortraten, die sich immer mehr erweiterten und zuletzt als eine unermeßliche kompakte Landmasse zutage traten. Der Sandboden mit seinen zahlreichen Muscheluberresten veranschaulicht aber noch jetzt in so augenfälliger Form den zurückgebliebenen welligen Meeresgrund und die undulirenden Wogen des abgelaufenen Urmeeres, als ob dasselbe erst vor einigen Monaten abgeflossen wäre. Vielfach trifft man auch noch Stellen, an welchen kaum ein oder zwei Fuß unter der Sandoberfläche salziges Meerwasser hervortritt, und ebenso erweisen sich das Kaspische und Aralmeer als nichts anderes, als schwache Ueberreste der

ehemaligen Wasserwüste, aus der sich das Uralgebirge und der Kaukasus nur als Inselgruppen emporhoben.

Dem Urmeer folgte eine lange Periode der Pflanzenwelt. Ueberall sproßte eine Vegetation hervor, wo nicht der zurückgebliebene starke Salzgehalt ein Pflanzenleben unmöglich machte. Aber auch diese Epoche war nur eine begrenzte, und wir sind bereits in die Zeit eingetreten, wo auch die ewig fortwirkenden Naturgesetze der Pflanzenwelt ebenso ein Ende bereiten werden, wie sie einst einen Ozean wegtrockneten. Das gegenwärtige Thierleben wird natürlich dasselbe Geschick erleiden, wie die Thierwelt der Vorzeit.

Aber mit den Strömen und Seen oder Meeren der Erde behält es nicht sein Bewenden, sondern mit dem Verschwinden der Pflanzendecke und dem Untergang der Paradiese — eines nach dem andern, tempo a tempo — versiegten auch die fließenden Seen der Lüfte — die Wolken — und die atmosphärischen Niederschläge nahmen auffallend ab. Es ist nach den stattgefundenen Beobachtungen und Messungen erwiesen, daß die Regenmenge ganz erheblich zurückgegangen ist.

Damit gewannen die Steppen und Wüsten immer mehr an Ausdehnung und griffen fortschreitend um sich, nicht bloß in Turan und nach Norden, sondern auch in der Richtung nach dem Kaspischen Meere gegen Westen und darüber hinaus nach Europa. Wir erleben da das eigenthümliche Schauspiel, als ob die Wüsten von dem Mittelpunkt der Erde in derselben Weise nach Norden vorrückten, wie die Eisschiebungen des Polarmeeres nach Süden, und es versteht sich wohl von selbst, daß derartige kosmische Vorgänge auch eine völlige Umwälzung der klimatischen Verhältnisse zur Folge haben und für die Bodenkultur in jenen Ländern den Ruin herbeiführen müssen, namentlich in jenen Gebieten, die nicht nur durch ihre Fruchtbarkeit, sondern in neuester Zeit fast noch mehr durch ihren Mißwachs und ihre Nothstände zu einer traurigen Berühmtheit gelangt sind.

Es gibt zwar — namentlich in landwirthschaftlichen Kreisen des westlichen und mittleren Europa — sogar Fachgelehrte, die der Meinung sind, daß der Untergang dieser Getreideländer für uns kein Unglück sein würde, da man dann ihre Konkurrenz nicht mehr zu fürchten hätte; allein von diesem menschlich natürlichen Gedanken abgesehen, vergißt man gänzlich, daß der Untergang der Kultur in jenen umfangreichen Regionen infolge tellurischer Wandlungen auch unser Klima so nachtheilig beeinflussen müßte, daß dem Ackerbau dadurch mehr Schaden zugefügt werden würde als durch die meist nur eingebildete Getreidekonkurrenz jener Länder.

Thatsächlich hat man auch in den letzten beiden oder drei Jahrzehnten im östlichen Teile des europäischen Rußland wahrnehmen müssen, daß die hydrologischen und meteorologischen, bezw. klimatischen Verhältnisse sich immer mehr dem transkaspischen Klima nähern und daß auch diesseits ein besorgnißerregendes Fallen des Wasserstandes zu verzeichnen ist. Die Wolga — unser europäischer Mississippi — hat bei weitem nicht mehr die Wassermenge aufzuweisen wie noch vor einem Vierteljahrhundert, und man ist daher berechtigt, zu befürchten, daß die Wolga, die in derselben Diagonalrichtung vom Kaspischen Meer nach Nordwest führt, wie der Amu-Darja jenseits nach Südost läuft, mit der Zeit das Loos des letzteren Stromes theilen wird.

Zum guten Theil hat allerdings der Vandalismus der Bewohner zur Beschleunigung dieser Miseren beigetragen, und ebenso bleibt gewöhnlich gänzlich unbeachtet, daß die Nothstands- und regenarmen Länder, in welchen oftmals während der Sommermonate gar kein Regen fällt, innerhalb des Gürtels der im Nordosten unsres Erdtheils bestehenden Windströmungen liegen und zu denjenigen Bezirken in Europa gehören, welche die wenigsten Niederschläge aufzuweisen haben; namentlich aber ist es wohl Kosan und Umgebung, das überhaupt als der regenärmste Ort unsres Erdtheils gelten darf.

Aber das ist doch schon immer so gewesen, und eine Verschiebung der geographischen Lage dieser Länder hat doch nicht stattfinden können. Gleichwohl ist über allen Zweifel festgestellt, daß die klimatischen und meteorologischen, bezw. hydrologischen Verhältnisse früher günstiger lagen, und, wie die angeführten Beispiele aus Turan beweisen, günstiger gelegen haben müssen, weil sonst auch die untergegangene Vegetation und frühere Ströme noch vorgefunden werden würden. Hieraus geht also hervor, daß die noch gegenwärtig fortwirkenden kosmischen Ursachen bei den Mißerfolgen der Bodenkultur in den Nothstandsländern die Hauptrolle spielen.

Wenn das aber richtig ist, dann scheint es auch, als ob der russische Muschik oder Landmann recht behalten sollte, wenn er resignirt ausruft, daß solchen Naturgewalten gegenüber nichts zu machen ist und der Mensch ohnmächtig geschehen lassen muß, was er nicht ändern kann.

Dem ist aber doch nicht ganz so! Allerdings kann der Mensch in seiner Winzigkeit die physikalischen Gesetze im großen und ganzen nicht aufheben, aber er kann sehr wohl den Entwicklungsgang in der Natur beschleunigen und aufhalten oder auch modifiziren, und zwar dadurch, daß er seinem Zerstörungsdrang nachgibt oder durch die Kultur auf die gleichmäßigere Vertheilung von Regen und Sonnenschein einwirkt. Wir können zwar nicht die Eisberge des Pols wegschmelzen, aber wir haben doch gelernt, viele andere unglaubliche Dinge zu verrichten, gegen welche die That eines Prometheus ein wahres Kinderspiel ist, und namentlich vermögen wir durch die Vernichtung der Pflanzendecke, bezw. der Wälder auf die Verschlechterung des Klimas bedeutenden Einfluß auszuüben oder durch Anlage umfangreicher Waldkomplexe die Wolkenbildung begünstigen, die Ausdünstung verhindern und an der reichlicheren Spende atmosphärischer Niederschläge sehr bedeutend mitwirken. Der Mensch kann Paradiese schaffen und diese in Einöden verwandeln.

Es ist daher auch schon mehrfach auf einen Plan der russischen Regierung hingewiesen worden, einen wesentlichen Theil der Hunderte von Meilen weiten Steppenländer dies- und jenseits des Ural aufzuforsten. Die Ausführung des Projekts wäre eine Leistung, die dem Bau der sibirischen Eisenbahn nicht nachstünde. Jedenfalls würde die lebende Mauer hinreichen, um der Ausbreitung der Wüsten ein wirksames Halt zu gebieten. Die Flüsse würden wieder reichlicher fließen, versiegte Quellen wieder sprudeln, der Sonnenbrand würde nicht mehr so viel vernichten, die Winde nicht mehr eine so nachtheilige Wirkung ausüben, die Weiden weniger verdorren und die abnormen Gegensätze des unerträglich heißen Sommers und strengen Winters nicht so verheerend auf alles animalische und vegetabilische Leben sich äußern.

Inwieweit dieser Plan Aussicht hat, seiner Verwirklichung entgegengeführt zu werden, ist hier nicht zu untersuchen; allein unter der Regierung des sympathischen jungen Herrschers Nikolaus II. ist man zu der Hoffnung berechtigt, daß Rußland noch andere Aufgaben löst, als es soeben mit der beinahe beendigten sibirischen Eisenbahn bereits gelöst hat.

Der Muselmann pflegt allerdings noch hinzuzufügen: „So es Allah gefällt!“

Mittheilungen und Nachrichten.

-th. **Kurzes Lehrbuch der organischen Chemie.** Von Prof. Dr. A. Beenthsen. Siebente Auflage. Bearbeitet in Gemeinschaft mit Prof. Dr. Eduard Buchner. Braunschweig. Vieweg 1899. — Bernthsens Lehrbuch der organischen Chemie ist seit Jahren als ausgezeichnete Zusammenfassung des Wichtigsten aus dem Gebiet der organischen Chemie bekannt und erfreut sich reger Benutzung von seiten der Studirenden der Chemie und Medizin. Auch die vorliegende siebente Auflage verdient uneingeschränkte Anerkennung. Was zunächst bei der Durchsicht des Buches auffällt und was sich ohne Zweifel dem, der dasselbe zu Studienzwecken zur Hand nimmt, sofort angenehm bemerklich machen muß, ist die Klarheit und einfache Schönheit der Sprache, ein Vorzug, der bei einem wissenschaftlichen Werk nicht genug anzuerkennen ist. Diese klare, sich meist in kurzen Sätzen bewegende Ausdrucksweise bewährt sich besonders bei den den Hauptabschnitten vorangehenden allgemein theoretischen Ausführungen, der Einleitung zu der Besprechung der Fettkörper und der für die Benzolderivate. In diesen Kapiteln ist das Mögliche an Vereinigung von leichter Verständlichkeit und Gründlichkeit erreicht. Die Anordnung des Stoffes ist die übliche: In der Fettreihe werden erst die Kohlenwasserstoffe besprochen, dann die Halogenderivate, dann die Alkohole, Aldehyde, Ketone, dann die ein- und mehrbasischen Säuren, schließlich die Cyanverbindungen, Kohlensäurederivate und Kohlenhydrate. Auch in der aromatischen Reihe ist die herkömmliche Reihenfolge ungefähr gewahrt. Eine im Gegensatz zu anderen Lehrbüchern ziemlich eingehende Berücksichtigung der organischen Farbstoffe und der zu diesen gehörigen Rohstoffe ist anerkennbar, entspricht aber auch durchaus der Bedeutung dieses Zweiges der organischen Chemie. Sehr nützlich und musterhaft klar geschrieben ist eine kurze Besprechung der neuen stereochemischen Auffassungen auf Seite 21—26. Wichtiges ist von minder Wichtigem in dem Buche durch verschiedene Größe des Druckes unterschieden.

* **Die französischen Ausgrabungen bei Susa** fördern sehr bemerkenswerthe Funde zutage. Schon sind die Namen von sieben bis dahin unbekannten Königen von Susa gefunden, ebenso eine neue Cuneiform-Inschrift, deren Entzifferung noch nicht vollendet, sowie einige prächtige Exemplare aus der Steinzeit. Bekanntlich geht die Hälfte dieser Funde an die persische Regierung, diese aber läßt sie unterderhand, meist an Händler in Teheran, verkaufen, sofern nicht etwa Assyriologen jenen zuvorkommen. Zukünftig können „yol tezkerehs", d. h. Reise-Erlaubnisse von Ausländern zum Zweck archäologischer Forschungen direkt von einem eigens hiezu ernannten Komitee im Unterrichtsministerium erlangt werden.

-rt- **Totale Sonnenfinsterniß 1900.** Am 28. Mai 1900 findet eine totale Sonnenfinsterniß statt, die außer in Spanien und Portugal auch im Süden der Vereinigten Staaten von Nordamerika in ihrem ganzen Verlauf sichtbar sein wird. Die Marine-Sternwarte in Washington versendet jetzt schon Zirkulare, in denen sie mittheilt, daß alle zur Beobachtung dieses Phänomens dienenden Instrumente zollfrei eingeführt werden dürfen und daß alle Expeditionen ohne Ausnahme durch die amerikanische Regierung jede nur immer mögliche Unterstützung und Förderung erfahren sollen. Um die Auswahl des Beobachtungsortes zu erleichtern, werden von denjenigen Gebieten, innerhalb deren die Finsterniß total ist, jetzt schon Karten in großem Maßstab versandt. Nach mehrjährigen, zu hier angestellten meteorologischen Beobachtungen in den in Betracht kommenden Gegenden sind dort die Aussichten für gute Witterung um die kritische Zeit sehr günstig.

* **Kongreß für Meeresforschungen in Stockholm.** Wie der „Voss. Ztg." berichtet wird, ist dieser Kongreß am 25. Juni geschlossen worden, nachdem die von den beiden Sektionen ausgearbeiteten Vorschläge angenommen worden sind. Unter diesen befindet sich ein vollständiges Programm für ein internationales Zusammengehen bei der hydrographischen und biologischen Erforschung des nördlichen Atlantischen Ozeans, der Nord- und Ostsee, sowie der angrenzenden Wassergebiete. Ferner ist die Errichtung eines Generalbureaus mit dazu gehörigem Laboratorium beschlossen worden. Die Ausgaben dafür werden auf 96,000 M. veranschlagt, und es besteht die Absicht, das Bureau am 1. Mai 1901 in Kraft treten und dessen Arbeiten fünf Jahre hindurch fortsetzen zu lassen. Es wurde auch auf dem Kongreß der Wunsch ausgesprochen, daß die Färöer und Island an das europäische Telegraphennetz angeschlossen werden möchten, da dies sowohl für die Fischerei wie für den Wetterdienst von Nutzen wäre. Was das isländische Kabel betrifft, so haben sowohl das isländische Althing wie der dänische Reichstag schon längst für diesen Zweck jährliche, den Zeitraum von 20 Jahren umfassende Unterstützungen bewilligt. Da diese Summe aber von der Großen Nordischen Telegraphengesellschaft, die das Kabel legen will, noch nicht für genügend erachtet wird, die voraussichtlichen laufenden Kosten zu decken, hat sich bekanntlich das meteorologische Institut in Kopenhagen an europäische und amerikanische meteorologische Institute mit der Aufforderung gewandt, sich für die Beziehung von Wetternachrichten aus Island zu verpflichten. Sobald sich also die nöthige Abonnentenzahl zusammengefunden hat, wird an die Verwirklichung des isländischen Kabels gegangen werden.

s. **Der hochverdiente Indologe Dr. M. A. Stein** ist aus Lahore, wo er bisher gewirkt, als Prinzipal des Madrasah College nach Calcutta berufen worden und auch bereits dorthin übergesiedelt. Es steht zu hoffen, daß Hr. Dr. Stein, der schon in seiner Stellung zu Lahore, obwohl überhäuft mit amtlicher Arbeit, ganz hervorragende wissenschaftliche Leistungen zustande gebracht, nunmehr in noch höherem Maß in der Lage sein wird, seine ausgezeichneten Gaben und Kenntnisse im Dienste der indologischen Wissenschaft zu verwerthen.

* **Eisenach.** Die Errichtung eines Museums thüringischer Alterthümer wurde hier am 21. d. M. in aller Form und unter zahlreicher Betheiligung berufener Männer aus den thüringischen Landen vollzogen. Der Großherzog Karl Alexander hat dieses der Sammlung, Erhaltung und Pflege geschichtlicher Alterthümer gewidmete Museum unter seinen Schutz gestellt und schon durch Zuwendungen aus der großherzoglichen Bibliothek gefördert. Das Museum findet seine Aufstellung in einem Saale des Gymnasiums, dem ehemaligen Dominikanerkloster, und zwar an der geschichtlichen Stätte, wo Sophie von Brabant dem Landgrafen Heinrich Raspe den Fehdehandschuh hinwarf.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

A. Hauschner: Lehrgeld. Roman. Berlin, Vita Deutsches Verlagshaus. — F. W. v. Weensdorff: Ein Jahr in Rhodesia. Skizzen aus Natal und Zululand; Maxim. v. Rosenberg: Nach dem Liebesmahl; Max Haetzung: Unter lachender Sonne. Humoresken. (Kollektion Otto Janke.) Berlin, Otto Janke. — *J. Del Lungo:* Da Bonifazio VIII. ad Arrigo VII. Milano, Ulrico Haepli 1899. — Mittheilungen des kaiserl. u. königl. Militär-geographischen Instituts. XVIII. Bd. 1898. Wien, in Kommission: R. Lechner (Wilh. Müller) 1899. — Photographisches Zentralblatt. V. Jahrgang. Heft 1—6. München, Georg D. W. Callwey 1899. — Alfr. Cleß: Theoretischer Anarchismus. In Kommission: J. Schabelitz, Zürich 1898. — Joh. Riemeier: Die Flecke. Praktische Anleitung zu ihrer Beseitigung. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. — Verzeichniß der Behörden, Lehrer, Anstalten, Beamten und Studirenden auf der großherzoglich badischen Universität Freiburg. Sommersemester 1899. Freiburg i. Br., Chr. Lehmanns Nachf., U. Hochreuther 1899. — Dr. H. v. Soden: Palästina und seine Geschichte. Sechs Vorträge. (Aus Natur und Geisteswelt.) Leipzig, B. G. Teubner 1899. — Unser Bismarck. Schlußlfg. 17—20. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union Deutsche Verlagsgesellschaft 1899. — Die Zürcher Stadtbücher des XIV. und XV. Jahrhunderts. Hggb. von H. Zeller-Werdmüller. I. Band. Leipzig, S. Hirzel 1899. — V. Hugo Wickström: Abenteurerleben. Roman. Aus dem Schwedischen von L. Passarge. Berlin, F. Fontane u. Co. 1899. — Wilh. v. Polenz: Wald. Novelle. Ebd. 1899. — Semper Michel: Der Wille zum Kampf; Dr. Ad. Brodbeck: Kraft und Geist! Leipzig, A. Strauch.

Jahrgang 1899. München, Donnerstag, 29. Juni. Nummer 145.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Amerikanische Streiflichter. II. Von K. Budde. — Sofonisba Anguissola. Von Paul Schubring. — Mittheilungen und Nachrichten.

Amerikanische Streiflichter.

Von K. Budde.

II.

Kirchliches.

Gerade auf kirchlichem Gebiet hatte ich mich für meine Reise ein wenig vorbereitet, indem ich Carrolls vortreffliches statistisches Werk „The religious forces of the United States" eifrig durchstöberte. Da hatte ich denn gelernt, daß die Vereinigten Staaten nicht weniger als 143 christliche Kirchengemeinschaften beherbergen und daß häufig genug ein und dasselbe Bekenntniß sich in zahlreiche Gemeinschaften spaltet. Die nothwendige Folge war der Eindruck, daß in der amerikanischen Christenheit der Kampf Aller gegen Alle herrsche und ein Brotneid sondergleichen jede brüderliche Gemeinschaft fast unmöglich mache. Der Augenschein sollte mich eines anderen und zu meiner größten Freude eines weit besseren belehren. Der erste Gottesdienst, den ich in Chicago besuchte, war ein kongregationalistischer. In einer großen Konzerthalle, Center Music Hall, hatte die Gemeinde ihr Zelt aufgeschlagen; sie spart sich damit gleichzeitig die Ausgabe für ein mächtiges Kirchengebäude und hilft mit zu dem Bestehen des Musikunternehmens. Am Eingang begrüßten wir den Geistlichen, und er benutzte sofort die Gelegenheit, einen Professor baptistischen Bekenntnisses für Schriftlektion, einen anderen, der der presbyterianischen Kirche angehörte, für das freie Gebet dingfest zu machen. So nahmen in brüderlicher Eintracht die Vertreter dreier verschiedener Bekenntnisse auf dem Orchesterraum unter der Orgel Platz und trugen Jeder das Seine zur Erbauung derselben Gemeinde bei. Der folgende Tag diente nur dazu, diesen schönen Eindruck zu vertiefen. Die junge Universität von Chicago, von der ebenso starken wie leichten und geschickten Hand ihres Präsidenten W. R. Harper geleitet, benutzt jede Gelegenheit zu wirksamer Entfaltung ihrer Kräfte auch nach außen hin; deßhalb wird auch der Anfang eines jeden Lehrtrimesters mit größerem Gepränge als anderswo gefeiert. Für eine der Einzelfestlichkeiten aber dürfte man anderwärts vergeblich ein Seitenstück suchen, es ist eine Pastoralkonferenz, zu der die Geistlichen sämmtlicher Denominationen von Seiten der Universität eingeladen werden. Und dieser Einladung der von den Baptisten gegründeten und geleiteten Universität waren nicht weniger als 300 Geistliche der allerverschiedensten Bekenntnisse aus Chicago und Umgegend gefolgt, so daß die weite Halle des amphitheatralischen Hörsaales der Chemie sich bis zu den obersten Reihen füllte. Am Vormittag und am Nachmittag wurde je eine recht eigentlich brennende Frage besprochen, „Christenthum und Krieg" und „Das geistliche Amt der Gegenwart". An drei und vier Berichterstatter war der Stoff vertheilt und peinlich Sorge getragen, immer wieder andere Kirchengemeinschaften zum Wort kommen zu lassen. Man kann sich denken, wie sie Alle wetteiferten, Jeder seiner Gemeinschaft Ehre zu machen, und ich muß bekennen, daß ich auch bei großen und feierlichen Versammlungen ähnlicher Art in unserm Vaterlande noch nie so viel Geist und rednerische Tüchtigkeit vereinigt gefunden habe. Ein Empfang durch den Präsidenten und die Gäste und ein von der Universität dargebotenes Frühstück zwischen den beiden Versammlungen verstärkten den Eindruck des brüderlichen Zusammenseins unter einem gastlichen Dach.[1]) Zu meiner besonderen Freude aber erhielt ich den Beweis solcher Eintracht selbst bei den deutschen Gemeinden der Riesenstadt, die sich mit ihren mehr als 500,000 Deutschen rühmt, das drittgrößte deutsche Gemeinwesen zu sein. Von einem jungen Geistlichen wurde ich zu einem Missionsfest eingeladen, das fünf deutsche Pfarrer von vier verschiedenen Bekenntnissen gemeinsam abhalten wollten. Und wirklich fand die schöne Feier vor einer dichtgedrängten Gemeinde statt, und es war mir, als Boten aus der Heimath und Vertreter einer fünffen Kirchengemeinschaft, vergönnt, auch mein Scherflein dazu beizutragen. Freilich ließ sich der deutsche Geist der Zwietracht nicht ganz unterdrücken. Als die Ansprachen vorüber waren und alles nur noch auf den Segen wartete, erhob sich ungerufen ein hageres Männlein aus den Reihen der Zuhörer und fing an, über die Spaltungen in der Kirche zu eifern. Die kämen alle nur daher, daß man dem klaren Gebot des Neuen Testaments zuwider statt der Erwachsenen nur die Kinder taufe. ... Ein religiöser Schwärmer benutzte die unpassende Gelegenheit, für den Baptismus Propaganda zu machen. Solche Vorkommnisse sind dort zu häufig, um Aufsehen zu erregen; Niemand nahm sich die Mühe, den Mann zur Ruhe zu verweisen oder ihm nur ein Wort zu erwidern. Nach dem Segen, als noch Mancher kam, ein Wort der Begrüßung zu wechseln, vertheilte ein Mann geschäftsmäßig kleine Karten unter der Gemeinde. Auch ich ließ mir eine geben. Hier der Wortlaut in getreuer Uebersetzung aus dem Englischen:

Bist Du versichert
bei der
Immerwährenden Lebensversicherungsgesellschaft?

Merke folgende Vortheile:

Streng solide, Joh. 10, 27—30; Matth. 16, 18.
Dividenden reichlich, Röm. 8, 16. 17; 1. Kor. 2, 9; Luc. 18, 29. 30.
Nur Kranke und Gebrechliche angenommen, Matth. 11, 28—30.
Policen nicht übertragbar, Röm. 14, 12.
Prämien bereits bezahlt mit dem theuren Blut Christi, 1. Petr. 1, 18. 19; Jes. 53, 6; 1. Petr. 3, 18.
Bedingungen für die Police: Buße und Glauben, Act. 20, 21.

Präsident: **König der Könige.**
Wohnung und Schreibstube: **Himmel.**
Offen Heute.

[1]) Freilich erfuhr ich, daß diese verträgliche Haltung keineswegs immer geherrscht habe, sondern eben neuerdings eine Annäherung der Kirchen sich vollziehe, eine Entwicklung, die nur mit dem größten Beifall begrüßt werden kann.

Digitized by Google

War das nur eine neue Form für einen Erweckungsversuch ganz allgemeiner Art oder hatte ich mit an der Wiege einer neuen Kirchengründung gestanden, die zur Abwechslung die Form einer Lebensversicherungsgesellschaft annahm und sich Everlasting Life Insurance Co. nannte? Das erstere ist wohl wahrscheinlicher. Es gibt drüben Leute genug, die keine Gelegenheit und kein Mittel unbenutzt lassen, einen Bußruf an den Mann zu bringen. Als ich einmal im Eisenbahnwagen saß, entschlossen, den Gedanken für einige Stunden vollkommene Ruhe zu lassen, fiel mein Blick auf den Fensterrahmen dicht vor mir. Da stand scharf und deutlich mit Bleistift angeschrieben: Your last day! (Dein letzter Tag!) Die Worte an dieser Stelle waren darauf berechnet, einen sicheren Sünder aus seinen Gedanken aufzuschrecken und dadurch zur Buße zu rufen.

Aber auch die andere Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen. Die Heilsarmee bietet ein Beispiel solcher Einkleidung des religiösen Gedankens, und daß die neuen Kirchengemeinschaften drüben wie Pilze aus der Erde schießen, läßt sich mit manchen Beispielen belegen. Da erregte zum Beispiel im Anfang der 70er Jahre ein amerikanischer Bischof der anglikanischen Kirche Anstoß, weil er bei Gelegenheit der evangelischen Allianz an einer gemeinsamen Abendmahlfeier verschiedener Bekenntnisse theilgenommen hatte. Da er nicht der Mann war, sich maßregeln zu lassen, sammelte er seine Anhänger, eine Anzahl Punkte abweichenden Bekenntnisses waren bald gefunden, und das Ergebniß war eine Reformed Episcopal Church, ein Schisma innerhalb der geschlossensten aller dort bestehenden evangelischen Kirchengemeinschaften. Freilich hat diese neue Kirche keine Seide gesponnen, und wer weiß, ob ihr noch ein langes Leben beschieden ist. Ein Prälat der Mutterkirche nannte sie im Gespräch mit mir recht mitleidigen Tones „eine sehr kleine Gemeinschaft", und wirklich hat sie nach Carroll nur 8400 Kommunikanten aufzuweisen, genau 100 auf jedes ihrer 84 Kirchengebäude, und vielleicht hat deren Zahl bis auf den heutigen Tag noch weiter abgenommen. Aber trotzdem hat sie ein eigenes Seminar zur Ausbildung ihrer Geistlichen, und gerade das Vermögen, das in jenen Kirchengebäuden niedergelegt ist, mag dazu dienen, ihr Leben noch fernerhin zu fristen. Wie selbst die wunderlichste individuelle Schrulle, ja offenbarer Schwindel zur Kirchenbildung führen kann, mag ein anderes Beispiel beweisen. Auf einem Spaziergang durch Boston bezeichnete mir mein Führer ein neues, ungewöhnlich prunkvolles Kirchengebäude als Tempel der Christian Science, der „Christlichen Wissenschaft". Diese Gemeinschaft besteht seit stark 20 Jahren und ist die Stiftung einer Frau, einer Mrs. Eddy aus Boston. Sie beruht auf der Lehre, daß Krankheit und Tod unwirklich seien, ein bloßes Erzeugniß des sündigen Unglaubens. Der Mensch braucht nur den festen Glauben an ihre Unwirklichkeit zu haben, um sie zu überwinden. Darauf gründet sich ein metaphysisches System der Heilung aller Krankheiten, für das Mrs. Eddy in Boston eine wissenschaftliche Lehranstalt begründet hat. Aber auch ein eigenthümlicher Gottesdienst hat sich daran angeschlossen, und schon Carroll weiß von sieben Kirchengebäuden und fast 9000 Kommunikanten zu berichten. Daß seitdem der Schwindel noch weiter um sich gegriffen hat und daß er namentlich einträglich ist, beweist der neue Tempel in Boston. Aber eine schlimme Fehde erhob sich gegen die Gemeinschaft gerade während meines Aufenthalts in Amerika. Es waren Fälle vor Gericht gekommen, in denen die „Christliche Wissenschaft" zu Tode kurirt haben sollte, und nun folgten ihnen Berichte von der schändlichen Gelderpressung, die von Mrs. Eddy und ihren Adepten im Namen der Religion bei den Konsultationen verübt würden, und es erhob sich ein gewaltiger Zeitungssturm gegen die junge Gemeinschaft. Im Namen der öffentlichen Sittlichkeit verlangte man gerichtliches Einschreiten gegen sie. Wie die Sache weiter verlaufen ist, weiß ich nicht; aber daß Kirchengemeinschaften, die auf so sumpfigem Boden stehen, ebenso schnell zusammenbrechen können wie sie aufgeschossen sind, leuchtet ein.

Eine umfassendere Ursache für Kirchenspaltungen bot der Bürgerkrieg der 60er Jahre. Die Verurtheilung der Sklaverei im Norden, ihre Vertheidigung aus materiellen Gründen im Süden zerschlug die Kirchen in eine nördliche und südliche, die sich zum Theil heute noch nicht wieder vereinigt haben, obgleich die Ursache des Streites längst überwunden ist. Aber dabei blieb es im Süden nicht. Mit den befreiten Negern Kirchengemeinschaft zu halten, vermochten ihre südlichen Herren nicht, und so entstanden die gesonderten „farbigen" Gemeinschaften der Methodisten, Baptisten u. s. w. Es ist damit ein besonders wunder Punkt der sozialen Verhältnisse Amerika's berührt. Man hat die Neger freigelassen, aber man hat sie nicht in die Gemeinschaft der Weißen aufgenommen. In welchem Umfange das gilt, sah ich in dem großen, vorzüglich eingerichteten John Hopkins-Hospital in Baltimore. Alle Krankenstationen waren doppelt vorhanden, die eine für Weiße, die andere für Farbige. Einzig und allein auf der Station der neugeborenen Kinder lagen weiße und farbige Säuglinge friedlich nebeneinander; mit dem Bewußtsein beginnt die Abstoßung der Rassen. Und haarscharf scheidet die Farbenlinie (color line) alles aus, was auch nur den kleinsten Bruchtheil von Negerblut in seinen Adern hat. Unter einem Chor von jubilee singers, die eine gesellige Vereinigung der Baptistengemeinde in Chicago durch ihre halb ergreifenden, halb possenhaften Chorgesänge unterhielt, sah ich einzelne Gestalten von fast weißer Hautfarbe — sie bleiben trotzdem Neger. Und diese finden nur in dienenden Stellungen Verwendung als Kellner, als Köche und Köchinnen, als Diener in den Schlafwagen und Salonwagen der Eisenbahnen auch im Norden; aber in die Gesellschaft finden sie keine Aufnahme. Man sieht an diesem Beispiel aus dem Leben, wie schwer Rassenunterschiede zu überwinden sind. Man kann solch grausames Verhalten umsomehr beklagen, da die armen Neger an ihrer Verpflanzung nach Amerika so ganz und gar unschuldig sind; aber begreifen kann man es, wenn man Gelegenheit hat, sie aus der Nähe kennen zu lernen, vollkommen, daß ein kaukasisches Volk gegen seine Vermischung mit dieser Rasse unübersteigbare Schranken aufrichtet. Die verschiedensten Schattirungen des Negercharakters, denen man dort begegnet, der kindisch-possirliche, der weltschmerzlich-schwermüthige, der dumm-aufgeblasene — sie alle stellen keine erwünschten Beimischungen zum Blute der weißen Bewohnerschaft dar. Ganz dasselbe Verfahren des Sichabschließens und der Abwehr beobachten die Yankees im fernen Westen den Chinesen, im Innern ihres Gebietes den Indianern gegenüber. Gegenüber den Letzteren, den alten Bewohnern des Landes, regt sich das Gewissen und das Mitleid am meisten. Man sucht sie mit allen Mitteln zu heben. In Carlisle in Pennsylvanien hat man ein College eigens für junge Indianer errichtet, um auch sie in europäische Wissenschaft einzuführen. In New-Haven sah ich einen Fußballwettkampf zwischen der Mannschaft dieser Indianerschule und der der stolzen Yale-Universität. Wahrhaft klassische Typen echter Rothhäute fanden sich unter den Ersteren, zum Theil riesenhafte Gestalten. Es war das Aeußerste von Herablassung und Entgegenkommen, daß Yale den Wettkampf mit ihnen annahm; aber auch das wird ihnen nicht zur Gleichberechtigung verhelfen. Wenn sie ausstudirt haben, werden sie nicht wissen, was mit ihrer Wissenschaft beginnen, und unter ihrem aussterbenden Stamme noch unglücklicher dastehen als ohne das.

Selbst für die Judenfrage scheinen die kühl und praktisch

Digitized by Google

denkenden Amerikaner aus solchen Erfahrungen ihre Schlüsse zu ziehen. Wohl gibt es in den größeren Städten eine bedeutende Judenschaft (Carroll zählt etwa 200,000 selbständige Gemeindeglieder) und viel Reichthum ist in ihrer Hand vereinigt. Dennoch aber hörte ich in New-York, daß auch den reichsten und vornehmsten der Eintritt in die Gesellschaft versagt bleibe. Daß die gelehrten Kreise davon eine Ausnahme bilden, versteht sich von selbst. Aber wie wenig heimisch sich die Judenschaft drüben fühlt, beweist der große Anklang, den auch dort die zionistische Bewegung findet, die die Rückkehr Israels nach Palästina zum Ziel hat. Es ist äußerst belehrend, gerade in der neuen Welt diesen Kampf der Rassen zu beobachten. Anfangs eine unbegrenzte Nachfrage nach Menschenmaterial, die durch gewaltsame Einfuhr und freiwilligen Zuzug über beide Weltmeere hin befriedigt wird. Und nun entsteht der Gährungsprozeß in dem großen Bottich. Die einen Rassen ziehen sich an und gehen Verbindungen ein: Deutsche und Skandinavier, Iren und Italiener, Franzosen und Spanier gehen mehr oder minder in die neue amerikanische Nation auf. Aber die Rassengrenze bleibt unüberschreitbar. Neger, Chinesen und Indianer werden unerbittlich abgestoßen, und selbst die semitische Völkerfamilie findet größere Schwierigkeiten bei diesem neuen, harten, nur nach Gründen der Selbsterhaltung fragenden Geschlechte, als unter den Völkern der alten Welt.

Aber kehren wir nach dieser Abschweifung zu der Bewegung der Massen auf kirchlichem Gebiete zurück. Der uneingeschränkte Individualismus, der drüben alle Verhältnisse beherrscht, bringt es mit sich, daß eine jede Welle in den Zeitanschauungen, die anderwärts nur eine Schwankung der Richtung innerhalb der sich gleich bleibenden Kirche hervorbringt, drüben zu Spaltungen und Neubildungen geführt hat. So hat bei uns zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Rationalismus die breiten Schichten der evangelischen Kirche ergriffen; aber es ist keine neue Kirchenbildung daraus hervorgegangen, sondern andere Strömungen, die ihm folgten, haben nacheinander derselben Kirche ein neues Gepräge aufgedrückt. In Amerika dagegen sind durch das philosophische Jahrhundert mehrere freisinnigere Gemeinschaften von dem Stamme der ältesten Kirchen der neuen Welt abgesprengt worden. Der Widerspruch gegen das trinitarische Dogma führte um die Wende des 19. Jahrhunderts zu der Gründung der unitarischen Kirche, zu der ganze Gemeinden der bischöflichen und kongregationalistischen Kirche, besonders in Neuengland, übertraten. Der Widerspruch gegen das Dogma von der Ewigkeit der Höllenstrafen schuf zu Ende des vorigen Jahrhunderts die neue Kirche der Universalisten, deren Grundlehre die endliche Rettung und Seligkeit aller Menschenseelen ist. Beide treten bei Carroll noch mit stattlichen Zahlen auf, die Unitarier mit etwa 68,000, die Universalisten mit etwa 50,000 Kommunikanten. Aber im ganzen scheint doch auch drüben das Nebeneinander verschiedener Richtungen innerhalb derselben Kirche immer mehr die Oberhand zu gewinnen. Bei den Unitariern hat die Abweisung jedes Glaubensbekenntnisses zu einer Richtung geführt, deren Mitglieder durchaus nicht mehr den Anspruch erheben, Christen zu sein, sondern nur durch ein ganz allgemeines religiöses Bedürfniß zusammengehalten werden. Daneben aber besteht auch eine konservativere Richtung, die sich auf die ursprüngliche arianische Auffassung der Person Christi beschränkt. Die Universalisten sind durchaus nicht einig in der Auffassung von der Ewigkeit, von der Art, wie Gott das gleiche Endgeschick aller Menschen herbeiführen werde. Nicht Alle werden mit dem Negerprediger einverstanden sein, dessen schnurrige Geschichte man den Universalisten nachsagt. Er nannte als Text seiner Predigt zwei Bibelstellen: die erste hieß „Und Judas hob sich davon, ging hin, und erhenkete sich selbst", die zweite „Gehe hin und thue deßgleichen!" Das sei seine ernste Meinung; denn selbst Johannes, der an der Brust Jesu gelegen, habe nach des Herrn Tode noch lange Jahrzehnte in viel Leid und Plagen getrennt von ihm verbringen müssen, Judas aber sei gleich zur Seligkeit eingegangen und habe des Johannes Stelle eingenommen. Es gibt vielmehr Richtungen unter den Universalisten, die eine Läuterung im Jenseits annehmen, und auch sonst scheiden sie sich in streng konservative und liberale. Und ebenso steht es in den übrigen Kirchen, selbst in den großen Volkskirchen Amerika's, bei den Methodisten und Baptisten, die so viel Millionen zählen, wie die meisten übrigen Hunderttausende und Zehntausende. Ueberall bildet sich allmählich der Gegensatz heraus, der auch unsre europäischen Kirchen mehr oder minder tief durchfurcht, zwischen einer orthodoxen oder doch sich orthodox dünkenden Rechten, die sich auf die Masse der schlicht bibelgläubigen Gemeinde stützt, und einer Linken, die einer wissenschaftlichen, auf streng historischer Grundlage arbeitenden Theologie folgt. Leider bleibt es auch drüben nicht immer bei dem idealen Zustande eines friedlichen Nebeneinander, einer gegenseitigen Befruchtung und Förderung der beiden Richtungen durch die ihnen verliehenen besonderen Gaben. Gelegentlich bricht auch der Streit offen aus und spitzt sich dann zu einem Glaubensprozeß gegen diesen oder jenen Professor einer theologischen Lehranstalt, gewöhnlich einen Vertreter der biblischen Fächer, zu. Mit echt amerikanischer Oeffentlichkeit, Persönlichkeit und Rücksichtslosigkeit geführt, ist solch ein Prozeß immer eine furchtbar schwere Erfahrung für den Betroffenen, und Wenige besitzen die Kampfesfreudigkeit und die stählernen Nerven, um ihr gutes Recht bis zu Ende siegreich zu behaupten. Aber da von einem Widerruf der überzeugungstreuen Männer, wie wir ihn soeben wieder in der katholischen Kirche erlebt haben, nicht die Rede sein kann, so dient solch ein Martyrium zuletzt immer wieder der guten Sache, und auch die Gemaßregelten haben stets andere Stellen gefunden, wo ihre Ueberzeugungstreue und ihr wissenschaftliches Können willkommen waren. Da es eine Lebensfrage und ein Gegenstand eifrigen Wettstreits zwischen den verschiedenen Kirchen ist, möglichst tüchtige theologische Lehranstalten zu besitzen, so ist ein stetiger Fortschritt auf dem Wege wissenschaftlicher Vertiefung der Theologie vollkommen gesichert. Schon jetzt haben wir in Amerika eine größere Reihe von vollwichtigen theologischen Gelehrten in allen Einzelfächern, an deren Arbeiten die deutsche Theologie nicht ohne eigenen großen Schaden achtlos vorübergehen kann. Aber daneben ist freilich noch in großem Umfang und überwiegend das vertreten, was ich drüben einmal, nicht ohne einen Anflug von Ironie, „reproduktive Wissenschaft" nennen hörte, das Bemühen, den Ertrag der europäischen und vornehmlich der deutschen Theologie der neuen Welt in geeigneter Form zugänglich zu machen und allmählich in Fleisch und Blut überzuführen.

Der Stempel der Unbeständigkeit, des Fließenden, wird den amerikanischen Kirchen, abgesehen von allen Anläßen zu Neubildungen, besonders durch die Art ihrer Rekrutirung aufgedrückt. Unsre europäischen, insbesondere die deutschen Kirchen verjüngen und vermehren sich im allgemeinen auf einfach natürlichem Wege, durch die innerhalb einer jeden Kirche vorfallenden Geburten. Die geborenen Kinder fallen naturgemäß der Kirche zu, der ihre Eltern angehören, und so vermehrt sich die Seelenzahl einer bestimmten Kirche in gleichem Schritte mit der Bevölkerung ihrer Heimath. Ein Streit von erheblicherer Bedeutung entsteht nur auf dem Gebiete der gemischten Ehen; daneben wachen die Uebertritte in späterem Lebensalter verhältnißmäßig wenig aus. In Amerika steht es damit ganz anders, und das hängt

wesentlich mit der Anschauung von der Taufe zusammen, die dort die herrschende geworden ist. Daß die Baptisten die Kindertaufe verwerfen, weiß Jedermann, und ebenso, daß die Methodisten von jedem Mitgliede ihrer Kirche eine persönlich erfahrene Bekehrung erwarten und erst von dieser an die Zugehörigkeit zur Kirche datiren und anerkennen. Aber die Anschauungen dieser beiden großen Volkskirchen, deren Wurzeln übrigens schon bei den Kongregationalisten zu suchen sind, haben einen gewaltigen Einfluß auf fast alle übrigen Kirchen Amerika's ausgeübt. Die Kindertaufe wird, auch wo sie geübt wird, äußerst gering gewerthet. Man sieht die getauften Kinder als solche noch keineswegs als Christen, geschweige als Mitglieder der besonderen Gemeinschaft an, der ihre Eltern angehören. Vielmehr erwartet man eine selbständige Entscheidung des heranwachsenden Kindes; es soll sich selbst, auf Grund innerer Erfahrungen, als Christ bekennen und zugleich für eine bestimmte Gemeinschaft entscheiden. Dafür fehlt es ja wiederum bei uns nicht an einem Seitenstück in der Konfirmation; aber der Unterschied ist doch ein sehr großer. Die Konfirmation ist bei uns eine Gemeinschaftshandlung, an sämmtlichen Kindern einer bestimmten Altersstufe, deren Betheiligung nicht ausdrücklich verweigert wird, vollzogen. Und ferner wird sie durch Unterricht und Seelsorge des Pfarrers von langer Hand zielbewußt und gleichmäßig vorbereitet. Nichts von alledem findet sich der Regel nach in den amerikanischen Kirchen. Nicht nur der ausgeprägte Individualismus der Nation widerstrebt solchem Verfahren, sondern auch eine gewisse Scheu, dem Wirken des Heiligen Geistes in der Bekehrung hindernd in den Weg zu treten. Man wartet eben einfach ab, bis das heranwachsende Kind aus eigenem Antrieb vor die Gemeinde tritt und seine Aufnahme begehrt. Ob das nun die Gemeinschaft ist, der das Elternpaar oder wenigstens dessen eine Hälfte angehört, hängt von vielen unberechenbaren Umständen ab, und so kommt es oft genug vor, daß eine Familie sich unter ebenso viele Kirchengemeinschaften vertheilt, als sie Köpfe zählt. Dieser steten Gefahr, daß die Kirche ihre eigenen Kinder verliert, wird durch Religionsunterricht wohl zu wenig vorgebeugt. Wie bekannt, findet der Religionsunterricht in den Vereinigten Staaten ebenso wenig wie in England eine Stelle in dem Lehrplan der öffentlichen Schulen; er ist lediglich innere Angelegenheit der Religionsgemeinschaften. So beschränkt er sich fast allgemein auf die Sonntagsschule, die ja auch bei uns unter dem Namen Kinderlehre, Kindergottesdienst fast überall zu dem Schulunterricht noch hinzutritt. Da darin drüben durchgängig das sogenannte Gruppensystem herrscht, so ist die Wirkung dieses Unterrichts vielfach eine recht fragliche. So weit wenigstens meine Erkundigungen reichen, sind die als Lehrer wirkenden jungen Leute oft selbst noch unreif genug, eine gemeinsame Vorbereitung durch den Geistlichen ist auch nichts weniger als die Regel, und so hört man klagen, daß dieser Unterricht vielfach sehr zu wünschen übrig läßt. Daß da irgendwelche zufälligen Eindrücke oft viel größeres Gewicht gewinnen, als der empfangene Unterricht, ist sehr begreiflich, nicht weniger, daß manche junge Leute sehr spät oder gar nicht sich entschließen, einer Kirche beizutreten. Und dies um so mehr, als sich neuerdings ein Umschwung in der Werthung der Kirchlichkeit geltend macht. Die Zugehörigkeit zu irgend einer Kirche soll nicht mehr wie ehedem in den höheren Ständen als selbstverständlich angesehen und zum guten Ton gerechnet werden. Es drohen also der christlichen Kirche und besonders den evangelischen Kirchengemeinschaften drüben ebenso gut Gefahren wie bei uns. Hat das Staatskirchenthum seine Schattenseiten, so fehlen diese bei den Privatkirchen auch nicht, und der Erfolg ist oft bei ganz entgegengesetzten Ursachen ähnlich genug.

Vor allem wollen wir uns unsre von den Vätern ererbte gute Sitte loben, daß uns schon das Kind in der Wiege als Erbe und Theilhaber unsres Glaubens gilt, und wir, wo überhaupt eine religiöse Ueberzeugung lebendig ist, die heilige Pflicht fühlen, alles zu thun, was in unsern Kräften steht, um unsre Kinder desselben Segens theilhaftig werden zu lassen.

Ein Feld weiß zur Ernte findet bei so lockerem Gefüge der protestantischen Gemeinschaften die katholische Kirche, und sie versäumt keine Gelegenheit, sich das zunutze zu machen. Wie bei uns, sucht sie durch großartige, prunkende Kirchengebäude, allen voran die St. Patrick-Kathedrale in New-York, Eindruck zu machen und anzulocken, und im Lande des Dollars weiß auch sie zu großen Mitteln zu gelangen und sie zu ihren Zwecken zu verwenden. Auf dem Gebiete der Schule haben die Katholiken einen Kampf begonnen, der weithin von sich reden machte, und selbst in der Kommission, in deren Hand die Genehmigung zur Einwanderung liegt, sollen sie sich einen gewichtigen Einfluß zu sichern wissen. Man weiß, daß diese Bestrebungen gelegentlich auf entschiedenen Widerstand von Seiten des vereinigten Protestantismus gestoßen sind; aber andrerseits scheint man doch auch vielfach geneigt, die Macht des Katholizismus zu gering und die umgestaltende Kraft der Neuen Welt zu hoch anzuschlagen. Lächelnd verwies man mich wohl auf Erzbischof Ireland und seine Widersetzlichkeit gegen den päpstlichen Legaten, auf die Betheiligung katholischer Kirchenfürsten an dem Religionskongreß zu Chicago und ähnliche Erscheinungen, die dem amerikanischen Katholizismus ein anderes, freieres Gepräge zu geben scheinen. Daß der römische Katholizismus überall im letzten Grunde derselbe ist und dieselben Ziele verfolgt, wenn er auch einmal temporum et climatum ratione habita eine andere Miene aufsetzen mag, das wollte der unverwüstliche Optimismus des Bewohners der Neuen Welt nicht gelten lassen. Inzwischen hat die „löbliche Unterwerfung" Irelands schon eine der Grundlagen jener Ueberzeugung umgestoßen, der „Amerikanismus" ist die modernste Ketzerei geworden, und man darf gespannt sein, was nun weiter folgen wird. Ein heilsames, äußerst werthvolles Gegengewicht gegen den Katholizismus scheint dagegen die anglikanische Kirche zu bilden, die sich drüben einer fortschreitenden Blüthe erfreut. Mit ihren reichen Formen, ihrem ausgebildeten Sinn für künstlerische Gestaltung bietet sie sicherlich Vielen Unterkunft und Genüge, die ohne sie der katholischen Kirche anheimfallen würden. Und wiederum gilt auch von ihr, was eben von den Kirchen im allgemeinen gesagt wurde, daß sehr verschiedene Richtungen in ihr nebeneinander ihre freie Entfaltung finden. So hat vor nicht langer Zeit ein bedeutender Theolog, der trotz siegreichen Bestehens eines langwierigen Glaubensprozesses in seiner heimischen presbyterianischen Kirche immer wieder durch Nadelstiche gepeinigt wurde, den Uebertritt zur bischöflichen Kirche vollzogen, ohne darum sein Lehramt niederzulegen.

Eine höchst erfreuliche Erscheinung ist es, daß neuerdings weit mehr als zuvor die verschiedensten Kirchen sich der sozialen Aufgaben annehmen und die großen Massen der armen Leute, namentlich in den großen Städten, aus ihrem leiblichen und seelischen Elend zu retten bemüht sind. Den ersten Eindruck auch davon erhielt ich in Chicago auf einer geselligen Vereinigung der Baptisten, an der theilzunehmen mir vergönnt war. Im Gesellschaftsanzug kamen über 300 Damen und Herren in einem der ersten Gasthöfe der Stadt zu einem vortrefflichen Abendessen zusammen, bei dem freilich kein anderes Getränk als Eiswasser auf der Tafel erschien. Das Menu zeigte auf der Seite, wo bei uns die Weine verzeichnet sind, ein „Programm", das zwei Redner über das Thema „Die Erlösung unsrer Stadt

(The Redemption of the City)" aufführte. Das Uebel, von dem sie erlöst werden sollte, war die Trunksucht, der Feind, gegen den man wüthete, die saloons, die Wirthshäuser. Nie habe ich so leidenschaftliche Reden gehört, wie bei dieser Gelegenheit. Der zweite Redner, ein Mann aus dem Süden, aus Kentucky, den man eigens dazu herbeigerufen, verband diese Leidenschaftlichkeit mit beißendem Hohn gegen die begüterten Klassen, indem er über das Thema „Person or Proxy?" (Persönliche Mitarbeit oder Stellvertretung?) sprach. Er ließ sich das behagliche Schmausen der Versammelten dabei nicht entgehen und schonte die Anwesenden durchaus nicht, indem er die Hingabe der ganzen Persönlichkeit an die Werke der inneren Mission verlangte. Freilich muß man wissen, daß grelle Farben in dickem Auftrag zu den Gewohnheiten des Amerikaners gehören und man davon eine weit stärkere Dosis als bei uns vertragen kann, ohne sich sehr darüber aufzuregen. Indessen ist doch auch in Chicago schon so viel geschehen, daß man an dem Ernste solcher Arbeit nicht zu zweifeln braucht. Den Mittelpunkt bilden die sogenannten settlements, „Niedertassungen", d. h. Häuser und Häusergruppen inmitten des gefährdeten und in Angriff genommenen Bezirks, in denen und von denen aus jede denkbare Thätigkeit zur Rettung, Unterstützung, Pflege entfaltet wird. Gerade in Chicago wirkt, wenn ich recht berichtet bin, die Begründerin dieses Verfahrens, eine Miß Butler, der ich später in New-York die Hand drücken durfte. Es war dies in einem Settlement eigener Art, selbst wieder ein Ableger eines großen Systems. Für eine Anzahl junger Mädchen aus den gebildeten Ständen, die eine sorgfältige Ausbildung für Kranken- und Armenpflege genossen hatten, war in einem der ärmsten und verkommensten Viertel New-Yorks, in der Unterstadt nahe dem Hafen ein großes Haus erworben worden. In ihm finden sie unter der Obhut einer älteren erfahrenen Dame ein wirkliches Heim, ausgestattet mit allen Bedürfnissen, unter denen sie aufgewachsen waren. Außer schönen und behaglichen gemeinsamen Räumen hat Jede ihr hübsches Zimmer, das sie ganz nach ihrem Geschmack sich einrichten mag. Von diesem Mittelpunkt aus wird nun die Arbeit in den Häusern der Armen, Kranken und Verwahrlosten aufgegriffen, und das stille Heim gibt immer wieder neue Kraft nach der aufreibenden Thätigkeit. Vor mir liegt ein Bericht des Union Settlement, das sich ein Straßenquadrat von etwa 100,000 Einwohnern ausgesucht hat, in dem sich keine einzige Kirche befindet. Nicht weniger als 25 verschiedene Einrichtungen werden aufgeführt, die diese freiwillige Vereinigung dort getroffen hat. Das beginnt mit dem Kindergarten, dem Spielplatz, den Ferienkolonien, um durch die Nähschule zur Kochschule für Hausfrauen und zur Anleitung für Mütter zu führen. Daneben fehlen Gesangvereine, Turnvereine und gesellige Zusammenkünfte nicht, und auch für Bibliothek und Sparkasse ist gesorgt. Gottesdienst und Sonntagsschule werden natürlich auch geboten, stehen aber nicht im Vordergrund. Nicht weniger als 10,000 Doll., 42,000 M., werden jährlich dafür verausgabt. Bezeichnend ist auch eine Ankündigung, die mir auf der Straße in die Hand gedrückt wurde, ausgehend von Ascension Baptist Church. Da heißt es auf der ersten Seite: „Dies Blatt wird in Vieler Hand kommen, die keine Kirche besuchen. Wir laden sie Alle aufs herzlichste ein, in unsre Gottesdienste zu kommen. Wir werden ihnen gute Plätze anweisen und sorgen, daß sie sich bei uns daheim fühlen." Und auf der zweiten Seite: „Wir haben kein Glaubensbekenntniß. Ein einfaches neutestamentliches Christenthum wird bekannt und gepredigt, und Leute von allen Denominationen und von allen Schattirungen des Glaubens und Unglaubens besuchen unsre Gottesdienste und werden hiemit dazu eingeladen. Fremde werden dringend gebeten, sich mit dem Geistlichen bekannt zu machen." Und weiter: „In dem Lehrkörper unsrer Sonntagsschule befinden sich Vertreter von fünf verschiedenen Denominationen, und die große Mehrzahl der Schüler kommen aus anderen als baptistischen Familien." Es soll gar nicht verkannt werden, daß damit im Grunde doch auch für das besondere Bekenntniß und die besondere Kirche geworben wird. Aber jeder Arbeiter ist doch auch seines Lohnes werth; wenn man in so weitherziger Weise zunächst nur zum Evangelium als solchem herbeiruft, so hat man den Anspruch auf ein fröhliches Gedeihen der eigenen Kirchengemeinschaft. Gern hätte ich mehr von der regen Arbeit auf kirchlich-sozialem Gebiet gesehen, die Thätigkeit der Young Men und Young Women Christian Association und der Young Men Christian Endeavour Societies, und was dergleichen mehr ist. Die eigene, ziemlich angestrengte Arbeit, die ich in der verhältnißmäßig kurzen Zeit meines Aufenthalts zu leisten hatte, hinderte mich daran. Aber dringend kann ich nur rathen, daß, wer bei uns auf solchem Gebiete schöpferisch oder fördernd eingreifen will, nicht versäume, sich über die in Amerika gethane Arbeit aus eigener Anschauung gründlich zu unterrichten. Die Kosten werden sich reichlich bezahlt machen, und die liebenswürdige Gastfreundschaft der Amerikaner wird die Aufgabe bedeutend erleichtern, so daß der Kraftaufwand sich in Erholung und Genuß umsetzt.

Sofonisba Anguissola.

„Wandych solea dire che da questa cieca matrona più avea appreso che da qualunque altro veggente."
Lanzi.

Durch zwei Jubiläen ist das Interesse der Kunstfreunde neuerdings auf die Malerin gelenkt worden, deren Name die Ueberschrift bringt. Als van Dyk 1621—1622 in Genua war, soll er nach Lanzi (s. das Citat) geäußert haben, daß er von Niemand so viel für seine Kunst gelernt, als von dieser blinden Matrone in den Gesprächen mit ihr. An dies Wort haben wir uns am 22. März bei van Dyks 300. Geburtstag erinnert. Und als wir am 6. Juni den gleichen Festtag zu Ehren des größten spanischen Malers begingen, da gelüstete es wohl den Einen oder Anderen, nachzuforschen, wer vor Velasquez die zweifelhafte Ehre eines spanischen Hofmalers schon genossen hätte. Da konnte man denn neben den erlauchten Namen eines Tizian, Antonys Mor u. A. auch den bescheideneren unsrer Sofonisba wiederfinden. Dem Interesse für diese Frau kam ein Aufsatz in der „Revue de l'Art" (April/Mai 1899) von Fournier-Sarlovèze entgegen; vielleicht interessirt es die Leser, an der Hand dieses und älterer Berichte, unter denen vor allem Vasari und Campi zu nennen sind, einiges über das Schicksal dieser italienischen Renaissancemalerin zu erfahren.

Die Stellung der Frau war in der Renaissance, wenigstens was die der höheren Stände anbetrifft, eine überaus hohe. Die Bildung war aber auch ungemein umfassend, nach Jakob Burckhardt sogar dieselbe wie beim Mann (Kulturgesch. d. Renaiss. II, 122). Die wissenschaftlichen Studien werden mit leidenschaftlichem Eifer von diesen Frauen betrieben: eine Isotta Nogarola entsagt der Ehe, um sich ganz litteris et artibus zu widmen. Sie erreichen viel im Verständniß für die gesteigerte Geistesarbeit der Männer, sie erreichen auch Bedeutendes in der Poesie und Improvisation — ich nenne nur die Venezianerin Cassandra Fedele und die berühmte Vittoria Colonna; aber sie erreichen wenig in der bildenden Kunst, die weniger das Nachempfinden als die produktive Kraft herausfordert. Die Bildnerin Properzia de Rossi ragt als Ausnahme über

Alle weit hinaus. Namen wie Caterina de' Vigri († 1463), Vittoria del Varto, Veronica Gambaja, Teodora Danti, die Schülerin Perugino's, haben für uns heute wenig Inhalt mehr. Bekannter sind vielleicht Irena de Spilimberg oder die Kupferstecherin Diana Ghisi in Mantua, ohne daß jedoch sich an eine von ihnen eine fruchtbare Entwicklung anschlösse. Zu all diesen Einzelnamen tritt nun eine ganze Familiengruppe von Schwestern; nicht weniger als sechs Töchter der Familie Anguissola haben Farben gerührt und Leinwand grundirt. Die älteste von ihnen hat mit dem Papste korrespondirt, mit einer Königin lange Lehrstunden verplaudert und bei deren Gemahl, dem berüchtigten Despot Philipp II., in hoher Gunst gestanden. Vasari redete von ihr in den höchsten Tönen: sopra tutti (nämlich die Schüler Girolamo's da Campi) gli ha fatto onore ed è stata eccellentissima nella pittura Sofonisba Anguissola. Wer ist die Vielgefeierte? Was verrathen uns die Cremoneser Taufliſten und die spanischen Hofprotokolle und vor allem die Selbstzeugnisse ihrer Bilder über sie?

Sofonisba entstammt einer alten Cremoneser Familie, die ihren Namen (Anguis sola fecit victoriam) bei einer Belagerung Konstantinopels durch die Griechen unter Leo III. dem Isaurier verdient haben will. Am Ende des 14. Jahrhunderts finden wir aus der Familie drei gelehrte professores in Cremona als Lehrer thätig. Hundert Jahre später begegnet uns ein Annibale Anguissola im Heere Ludovico Moro's bei den Kämpfen gegen die Venetianer. Vielleicht ist es sein Sohn Amilcare, der im Jahre 1528 den Bund mit der Cremoneserin Bianca Ponzona schließt. Wenigstens bevorzugt die Familie bei der Taufe der dieser Ehe entsprossenen sieben Kinder die altklassischen Namen, die schon Vater und Großvater getragen hatten. Ein Sohn wird Hasdrubal genannt, die Töchter heißen Sofonisba, Elena, Minerva, Europa — nur die letzten Beiden, Lucia und Anna Maria, tragen die Namen christlicher Schutzpatroninnen. Ein kurzes Wort über das Leben dieser fünf Schwestern Sofonisba's. Die Jüngste thut sich als Portraitistin hervor und soll schon mit 15 Jahren eine Kopie von Correggio's Madonna della Scala gemalt haben. Sie heirathet einen Jacopo de Soumi und stirbt 1585. Auch Luria (gest. 1565) ist Malerin gewesen; von ihr ist das Portrait ihrer Schwester Europa und des Arztes Pietro Maria von Cremona erhalten; außerdem hat sie als Sängerin mannichfache Triumphe gefeiert. Europa war mit dem vornehmen Cremonesen Carlo Schinchinelli verheirathet, dessen Familie noch heute in Cremona lebt und Besitzer der Schinchinelli-Galerie ist. Hier befindet sich ein Bild Europa's: Die Berufung des Andreas; in der nahe bei Cremona gelegenen Kirche von Casalbattano hat sich ein zweites Bild von ihrer Hand: „Franz, die Stigmata empfangend" erhalten. Minerva, die dritte Tochter, hat sich, ihrem Namen getreu, auf die Wissenschaften geworfen, ist aber jung gestorben. Die zweite Tochter endlich, Elena, lernt zunächst mit ihrer älteren Schwester bei Campi und de Gatti malen, verschwindet dann aber im Kloster S. Vincenzo in Mantua, wo sie jedoch ihre Malkunst weiter ausübt. Die Chronisten klagen, daß auf ihren Heiligenbildern die Figuren schlecht gezeichnet gewesen seien, da sie als Nonne keine Aktstudien hätte machen dürfen. Ob ihr Eintritt ins Kloster ein Schritt des Gehorsams gegen väterlichen Wunsch war und das allzu tochterreiche Haus etwas entlasten sollte, läßt sich nur vermuthen. Das Einkaufen der Töchter ins Kloster, die übliche Form der Leibesrente im Mittelalter, hört in Italien im 15. und 16. Jahrhundert schon viel mehr auf als in Deutschland. Immerhin mag hier ein derartiger Schritt auch einmal wieder vorliegen.

Und nun Sofonisba selbst. Sie ist etwa 1530 geboren; denn am 28. April 1554 schreibt der Maler Francesco Salviati in Rom an Bernardino Campi als den „Maestro della bella pittrice Cremonese". Schon in den Jahren 1546—1549 arbeitet sie bei diesem Künstler; nach seinem Wegzug nach Mailand wird er durch Bernardino Gatti ersetzt. Cremona hatte am Ende des 15. Jahrhunderts den nicht unbedeutenden, von Padua und Ferrara, namentlich aber von Venedig beeinflußten Boccaccio Boccaccino († 1518) hervorgebracht, der mit Pietro Bemba, Altobello da Melone und Galeazzo Campi den Dom seiner Heimathstadt ausmalte. Nach seinem Tode überwiegt der Einfluß des Brescianers Romanino und des Friauler (Trevisaner?) Meisters Pordenone. Der Sohn Galeazzo's, Giulia Campi und sein Vetter Bernardino erliegen vor allem diesen Einflüssen, die so auch für Sofonisba entscheidend wurden. Eine Anekdote meldet, 1554 habe sie schon so trefflich malen können, daß Irena v. Spilimberg, die ein Bild von ihr sieht, eifersüchtig den Bleistift aus der Hand geworfen und auch zum Pinsel gegriffen habe, um es der Nebenbuhlerin gleichzuthun. Weiter hören wir, daß Tomaso Cavalieri, der Freund Michel Angelo's, an Cosimo I. zwei Zeichnungen gesandt habe, eine Kleopatra von seinem großen Freund, eine kleine Skizze von Sofonisba Anguissola. Vasari weiß ihm beide Blätter für seine Handzeichnungensammlung abzuschwätzen. Jedenfalls braucht sich Sofonisba über diese Nachbarschaft nicht zu beklagen. Ein frühes Familienbild — bei ihr haben Eltern und Geschwister immer wieder Modell sitzen dürfen, resp. müssen —, das den Vater, Hasdrubal und Minerva darstellte, ist verloren gegangen. Dagegen hat sich ein zweites, drei Schwestern und eine Magd darstellendes „Schachspiel" von 1555 erhalten, das in der Berliner Narzinski-Galerie (Nationalgalerie II. Stock) hängt. Ferner sind drei Selbstportraits von ihr bekannt, eines im Belvedere in Wien (1554), eines in den Uffizien, eines im Mailänder Museum Poldi Pezzoli. Ein viertes von 1559 war für den berühmten Vergil-Uebersetzer Annibale Caro gemalt, der sich dann sträubte, es wieder zurückzugeben — man weiß nicht, ob aus Zärtlichkeit für das Bild oder für sein Modell.

Der Ruf Sofonisba's als Portraitistin muß die Grenzen ihrer engeren Heimath zu jener Zeit schon überschritten haben; wir hören, daß Herzog Alba auf sie aufmerksam wurde und durch den Herzog von Sessa sie fragen läßt, ob sie nach Madrid kommen wolle, um der jungen Gemahlin Philipps II., Elisabeth von Valois, Malunterricht zu geben. Sofonisba portraitirt den Ueberbringer der Botschaft, nimmt, vom Stolz ihrer Familie und Vaterstadt getragen, den Ruf an und schifft sich 1560 mit einem sechsköpfigen Gefolge nach Madrid ein.

Hier mit Ehren empfangen, wird sie zu der Königin, der Tochter Heinrichs II. von Frankreich, und Katharina de' Mediei geführt. Bald sitzen beide Frauen fleißig vor ihren Staffeleien; den ganzen Morgen wird gepinselt. Manchmal tritt der König auch ein, um zu sehen, wie weit Schülerin und Lehrerin seien; Letztere malte natürlich die Königin und dann den König selbst, zuletzt auch den Infanten Don Carlos, über dessen Bild die Eltern so entzückt waren, daß sie der Malerin einen Diamant im Werth von 1500 Scudi schenken. Alle diese fürstlichen Portraits sind vielleicht bei dem Brand des Prado 1582 verloren gegangen; aber wie glücklich die Malerin diese Aufgaben gelöst haben muß, beweist die Bitte des Papstes Pius IV. um eine Kopie des Portraits der Königin, die er sì per la persona che si rapressenta e sì ancora per essere fatto di man vostra molto beno e diligentemente zu besitzen wünscht. Sie erhält ein Jahresgehalt von 200 Scudi, wird unter die zwölf Ehrendamen der Infantin Isabella aufgenommen

und schließlich mit Fabrizio di Moncada, einem sicilianischen Edelmann, dessen Bruder Vizekönig von Sicilien und Maria von Arragon als Gattin heimgeführt, verheirathet. Sie erhält dabei eine Aussteuer von 12,000 Ducati und wird, als sie mit ihrem Mann nach Sicilien abreist, mit den größten Gunstbezeigungen und einer Jahresrente van 1000 Ducati entlassen. Sicherlich hat Sofonisba durch ihre Persönlichkeit sowohl wie ihre Kunst in Madrid die Herzen der königlichen Familie wie des ganzen Hofes für sich gewannen.

Nur kurz sollte diese Ehe dauern; ihr Mann starb sehr bald darauf in Palermo. Sie will nach Genua übersiedeln, verlobt sich auf der Ueberfahrt zum zweitenmal mit dem Kapitän Orazio Lomellino und bleibt dann dauernd in Genua. Die Beziehungen zur spanischen Krone hält sie aufrecht. Als die junge Infantin Isabella 1599 auf der Brautreise zum Erzherzog Albert Genua passirt, besucht sie ihre alte Zeichenlehrerin. Die Kunst pflegt Sofonisba bis in ihr höchstes Alter hinauf, ja sie gewinnt in Francesco Viola noch spät einen Schüler. Der Greisin blieben zwei Schicksalsschläge nicht erspart. Ihren zweiten Mann muß sie ebenso wie den ersten begraben; und bald darauf erblindet sie. Das ist die Zeit, in welcher van Dyk sie sprach, von der der Blame mit solcher Wärme erzählte. Mehr als 90jährig ist sie dann 1625 in Genua verschieden.

Man darf sagen: selten läßt sich so viel über das Leben einer Frau, einer Malerin berichten wie über Sofonisba Anguissola. Das ist der beste Beweis, daß sie in hohen Ehren stand, daß man früh Notizen über sie weitergab. Die Portraits von ihr sind schon im 16. und 17. Jahrhundert über den Kanal gewandert. Bei Lord Spencer, bei Lady Ashburnham, bei Pembroke in London finden sie sich noch heute; von italienischen Privatsammlungen nenne ich die Galerien Borghese und Doria in Rom, die des Conte Folchino Dodici Schizzi in Cremona und die Galerie Bresciani in Bergamo.

Offen gesagt: die hohe Schätzung der Bilder dieser Frau ist uns heute schlechterdings unverständlich. Es handelt sich dabei nicht um die mehr oder weniger große Auffassung, um die Tiefe der Behandlung, sondern um die elementaren Fragen der Zeichnung. Das Kolarit des „Schachspiels“ in der Galerie Raczinski mag eingeschlagen und überkrustet sein; die eklatanten Zeichenfehler bei den Figuren sind ursprünglich. Alle Portraits, die ich gesehen habe, zeichnen sich nur durch eins aus: sie sind alle sehr langweilig. Eine schnellfertige Manier, die sich mehr und mehr an die Schule der tenebrosi anlehnt, scheint sie zu einer Art von Massenfabrikation befähigt zu haben. Wie man derartige Leistungen an einem Hofe, an dem so wunderbare Portraitisten wie Antonio Moro angestellt waren, so hoch schätzen konnte, müßte ein Rätsel bleiben, wenn man nicht annähme, daß man vor allem ihre pädagogischen und persönlichen Gaben zu schätzen gewußt hätte. Als Mensch tüchtig und liebenswürdig und gut verwendbar, für den Hausbedarf geschickt und schnell genug auch mit dem Pinsel, dürfte sie unter den Frauen des 16. Jahrhunderts, die viel gereist und gesehen haben, eher einen Platz behaupten als unter den Künstlerinnen, denen die Kunstgeschichte etwas verdankt. Hier wird die 100 Jahre jüngere Properzia de Rossi, die in Bologna modellirte, nach wie vor den ersten Platz einnehmen.

Paul Schubring.

Mittheilungen und Nachrichten.

Resultate der wissenschaftlichen Erforschung des Balaton-Sees. Herausgegeben von der Balaton-See-Kommission der Ungarischen Geographischen Gesellschaft. Wien 1898. Kommissionsverlag van Ed. Hölzel. I. Band, 6. Theil, 31 S. gr. 4°; II. Band, 2. Theil, 1. Sektion. Mit 17 zinkographirten Textfiguren. 149 S. gr. 4°. — Der Präsident der Platten-See-Kommission, Professor Dr. L. v. Lóczy in Budapest, fördert das Fortschreiten der im großen Maßstabe angelegten Untersuchungsarbeit in anerkennenswerthester Weise, so daß wir bereits wieder über zwei neue Lieferungen des Werkes zu berichten in der Lage sind. Die erste derselben, van Dr. Ludwig Ilosvay van Nagy Ilosva herrührend, klärt die chemischen Verhältnisse des Seewassers auf; die zweite beschäftigt sich mit der Kryptogamenflara des Sees und seiner Nebengewässer und hat Professar Dr. Gy. v. Istvánffi zum Verfasser. Die hydrochemische Untersuchung war zwar nicht ganz ohne Vorarbeiten, aber dieselben mußten schon aus dem Grunde zurücktreten, weil erst bei der im Jahre 1891 erfolgten Gewinnung der Wasserproben, welche Hrn. v. Ilasvay's Analysen zugrunde lagen, mit der nöthigen Sargsamkeit verfahren wurde, wie dies eine Fußnote des Herausgebers darlegt. Der Autar gibt ausführlich Aufschluß über die Methaden, deren er sich für die einzelnen Bestimmungen bediente, und legt deren Ergebnisse in 21 Tabellen nieder. Es zeigt sich, daß die Zusammensetzung des Wassers keineswegs an allen Stellen die gleiche ist, daß vielmehr die einmündenden Wasserläufe, varab der Zala-Fluß, noch auf ziemliche Entfernung ihre Sonderart geltend machen. Organische Substanzen enthält der Platten-See in ziemlich beträchtlicher Menge, dagegen sind verwesende Organismen, da Ammoniak last gar nicht nachzuweisen ist, nur in minimaler Quantität varhanden. Das Wasser enthält sehr viel absorbirten Sauerstoff, nahe dem schilfreichen Ufer aber mehr als draußen im freien See. Von anderen großen Binnenseen unterscheidet sich der Balaton durch seinen Mineralgehalt, so daß der größte Wasserbehälter Mitteleuropa's auch in dieser Hinsicht als ein kleines Meer erscheint. Ehloeide, die ja eine charakteristische Eigenschaft des Meerwassers gegenüber dem Flußwasser darstellen, enthält unser See etwa 40mal so viel als sich im Bodensee vorfinden, aber auch an Sulfatgehalt steht letzterer — und ebenso der Traun- und Züricher See — hinter dem Balaton zurück. Nur mit dem Züricher See läßt sich auch dieser in Bezug auf den Kieselsäuregehalt in Parallele stellen. Die Andeutungen, welche zuletzt in Rücksicht auf einen ursächlichen Zusammenhang der Wasserbeschaffenheit mit dem bekannten Fischreichthum gemacht werden, sind jedenfalls weiterer Verfalgung werth.

Gerade unter diesem praktischen Gesichtspunkt war auch die Erforschung der Balaton-Algen eine dankbare Aufgabe. Im allgemeinen ist die Vertheilung der lakustren Vegetatian eine ziemlich einförmige und die sanst übliche Eintheilung derselben nach Tiefenzonen ist in dem flachen Seebecken nicht durchzuführen. Als verschiedene Vegetationsformen treten uns vielmehr nur entgegen die uferbewahnenden Pflanzen, das limnische Plankton, dessen ein früheres Referat bereits in anderem Zusammenhang gedachte, und die Grundflora. Den größten Raum nimmt natürlich die systematische Aufzählung, Beschreibung und Klassifikation der einzelnen Formen ein, bei welcher auch die dem See benachbarten Teiche und Moore berücksichtigt wurden, aber auch die biologischen Gesichtspunkte kommen zu ihrem Recht, indem sich der Verfasser bemüht, die „natürlichen Vereine“ zu ermitteln, deren Mitglieder in Symbiose sich zusammengefunden haben. Den Geographen interessirt unter anderem das vollständige Fehlen der sonst so weit verbreiteten Sphagnum-Moore, wogegen Sumpfmoore sammt Sumpfgebüschen und Sumpfwäldern stark vertreten sind. Zur sachlichen Würdigung des reichhaltigen Materials kann sich nur ein Botaniker von Fach berufen fühlen.

S. Günther.

* Eine neue großartige Tiefsee-Expedition wird gegenwärtig von den Vereinigten Staaten ausgerüstet, mit besonderer Unterstützung der staatlichen Fischereikommission. „Science“ bezeichnet den Plan als einen der wichtigsten, die jemals zu einem wissenschaftlichen Unternehmen auf dem Meer in Amerika gefaßt worden seien. Prof. Alexander Agassiz hat die Führung übernommen und damit der Expedition eine hohe wissenschaftliche Bedeutung gegeben. Die Regierung hat den Dampfer der Fischereikommission „Albatroß“ zur Verfügung gestellt. Die Hauptpunkte des Plans bestehen in der Erforschung gewisser Inselgruppen inmitten des Pacifischen Ozeans zu beiden Seiten des Aequators, über deren

eigenthümliche Thierwelt noch sehr wenig bekannt ist, während gleichzeitig die umgebenden Gewässer bisher theils gar nicht, theils auch nur in geringem Grade der wissenschaftlichen Erforschung unterlegen haben. Der „Albatroß" wird um die Mitte des Monats August San Francisco verlassen und direkt nach Tahiti (Gesellschafts-Inseln) fahren, vielleicht unter Berührung der Marquesas zur Aufnahme von Kohlen. Auf dieser Fahrt von 3500 englischen Meilen werden in regelmäßigen Zeitabständen Lothungen und Netzzüge an einem noch ganz unerforschten Theile der Tiefsee gemacht werden. Tahiti wird das Hauptquartier bleiben, während sich die Expedition der Erforschung der Pomotu-Inseln zuwenden wird. In diesem Archipel, der sich über 600 Meilen Land erstreckt, wird das Expeditionsschiff sechs bis acht Wochen verweilen. Nach der Rückkehr zu den Gesellschafts-Inseln wird das Schiff nach den Tonga- oder Freundschafts-Inseln abgehen, die etwa 1500 Meilen entfernt sind, dort wird ein Aufenthalt von acht bis zehn Tagen genommen. Die Fahrt geht dann weiter nach den Fidschi-Inseln, wo ebenfalls für kurze Zeit Station gemacht wird, und dann 1700 Meilen weiter nach den Marschall-Inseln, unterwegs wird den Ellice- und Gilbert-Inseln ein Besuch abgestattet werden. Der Erforschung der Marschall-Inseln, deren Thierwelt ebenfalls fast unbekannt ist, werden sechs oder sieben Wochen gewidmet sein. Nun folgt eine Reise von den Marschall-Inseln nach Hawaii und dann die Rückreise von der letzteren Inselgruppe nach San Francisco. Während des letzten Abschnittes der Fahrt werden Tiefseenetze ausgeworfen und Dredgezüge fortlaufend vorgenommen werden. Die Rückkehr des „Albatroß" nach seiner Reise von etwa 20,000 englischen Meilen wird für den 10. April 1900 erwartet. Das Schiff wird gegenwärtig für die Expedition in Stand gesetzt und mit allen nöthigen Einrichtungen zur Vornahme von Lothungen und Netzzügen versehen. Die neuesten Apparate für Tiefsee- und Plankton-Forschung werden zur Ausrüstung gehören. Für die Untersuchung der Lebewelt in großen Meerestiefen werden besondere Vorkehrungen getroffen, und man erwartet, bis zu einer größeren Tiefe zu gelangen, als bisher versucht worden ist. Der „Albatroß" hat seit seiner Rückkehr aus dem spanisch-amerikanischen Kriege gründliche Reparaturen erfahren. Das Schiff erfreute sich schon früher des Ruhmes, das besteingerichtete für wissenschaftliche Meeresuntersuchungen zu sein. Als Theilnehmer der Expedition werden, außer Professor Agassiz und dessen Sohn, Leutnant-Kommandeur Jefferson-Moser von der Marine der Vereinigten Staaten als Schiffsführer und Leiter der tropischen Aufnahmen, Dr. Moore als Leiter der Naturforscher des „Albatroß", Charles Townsend, der frühere Naturforscher des Schiffes, Dr. Woodwort und Dr. Mayer vom Museum für vergleichende Zoologie in Cambridge, Mr. Alexander als Fischereisachverständiger von der staatlichen Fischereikommission und Mr. Fassett von derselben Kommission als Photograph genannt. Die Bemannung des Schiffes umfaßt zehn Offiziere und siebzig Mann. Die britischen, französischen und deutschen Behörden sind um möglichste Unterstützung der Expedition in den betreffenden Südsee-Gebieten angegangen worden. Die Ergebnisse der Reise, die sich nach einer Aeußerung von Professor Agassiz auch mit dem Studium der Koralleninseln befassen soll, werden von der Fischereikommission und dem Museum für vergleichende Zoologie gemeinsam veröffentlicht werden.

w. In ihrer letzten Sitzung hat die Académie française unter dem Vorsitze Guillaume's folgende Wettbewerbungen entschieden: Der Preis Jules Favre im Werthe von 1200 Fr. kam an Frau Marie Valgère für ihre Schrift: „Nuances morales"; der Preis Emile Augier (5000 Fr.) kam an Jean Richepin für sein Stück: „Le Chemineau"; den Preis Toirac (4000 Fr.) erhielt Paul Meurice für sein Drama: „Struensée"; der Preis Koestner-Bourgoutt (2000 Fr.) ward zwischen Frau Marie Anne de Bovet („La jeune Grèce"), Félix Martin („Le Japon vrai") und Brunel („Les représentants du peuple en mission") getheilt.

-nn- **Aus Baden.** In Nr. 103 der Beilage haben wir über wichtige Alterthumsfunde bei Heidelberg berichtet. Inzwischen sind die Grabungsarbeiten mit Ermächtigung und auf Kosten der Stadt Heidelberg an anderer Stelle eifrig fortgesetzt worden. Die Nachforschungen nach den Spuren der längst zerfallenen Kirche und des Friedhofs von Bergheim, einem in die Stadt Heidelberg aufgegangenen Dorfe, haben unter Professor Pfaffs Leitung überraschende Resultate zutage gefördert, über welche dieser selbst in der „Bad. Landesztg." berichtet. Für die Geschichte der Kirche ist die Ausbeute gering, um so bemerkenswerther aber sind die Funde für die prähistorische und frühgermanische Forschung. Innerhalb der Umfassungsmauern der Kirche zwischen aufgedeckten Steingrüften stieß man auf unverkennbare Reste eines Töpferofens römischer Konstruktion, der, in den Lettenboden eingeschnitten, einen elliptischen Heizraum mit Durchmessern von 1.55 m und 1.40 m aufweist. Die darin zahlreich vorhandenen Scherben sind alamannischer Herkunft und zeigen zum Theil auffallende Aehnlichkeit mit den früher bei Handschuhsheim aufgefundenen alamannischen Gefäßen, die anscheinend aus dem nahen Bergheimer Töpferofen bezogen worden waren. Neben ganz schmucklosen Stücken erregen mehrere glänzend blauschwarze Gefäße mit reicher Verzierung in kunstvoll eigenartiger Motivirung der Ornamentik die Bewunderung Sachverständiger, denen bei den mannichfachen Ausgrabungen in Baden noch nie solche Technik vorgekommen ist. Die Funde dürften der frühalamannischen Zeit des 4. Jahrhunderts zuzuweisen sein. In nächster Nähe eines zweiten Töpferofens, gleichfalls innerhalb der Kirchenmauern, kamen andere Scherben zutage, die mit Sicherheit als der jüngeren Steinzeit angehörig bezeichnet werden konnten, ein Umstand, der für die Alterthumsforschung in der unteren Neckargegend völlig neue Grundlagen schafft. Etwa zwölf neolithische Gefäße lassen sich aus den vorhandenen Scherben nachweisen, durchweg mit den typischen Merkmalen dieser Kulturperiode. Spuren von Thierknochen lassen sogar auf Bekanntschaft der Bewohner mit Hausthieren, speziell mit dem Rind, schließen. Auch deuten einzelne Feuersteinreste auf den Gebrauch von Waffen und Geräthschaften hin. Jedenfalls ergibt sich daraus die ganz neue Thatsache, daß die fruchtbare Thalebene des unteren Neckarlaufes auch schon in der jüngeren Steinzeit besiedelt war. Und damit ist ein bedeutender Schritt vorwärts gethan in der Erschließung der Urgeschichte eines Landstriches, in dem die Spuren der einzelnen Kulturschichten so überraschend deutlich zutage getreten sind.

* **Leipzig.** Privatdozent Dr. jur. Triepel wurde zum außerordentlichen Professor in der juristischen, die Privatdozenten Dr. Erich Brandenburg und Dr. Bruno Peter, erster Observator an der Sternwarte, wurden zu außerordentlichen Professoren in der philosophischen Fakultät unserer Universität ernannt. Dr. Peter wurde außerdem stellvertretender Direktor der Sternwarte.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Männer der Wissenschaft über die Friedenskonferenz. Herausgegeben von Arth. Kirchhoff. Berlin, P. Stankiewicz. — Kant-Studien. Philosophische Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. H. Vaihinger. Sonder-Abdruck. Berlin, Reuther u. Reichard 1899.

Tauchnitz Edition.
June 28, 1899.
Mary Dominic.
A new Novel.
By (10419)
Grace Rhys.
In 1 vol.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Jahrgang 1899. München, Freitag, 30. Juni. Nummer 146.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.90. Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Heilstätten für Lungenkranke. Von Dr. A. Fuld. — Flüssiges Heizmaterial. Von Theodor Hundhausen. — Mittheilungen und Nachrichten. — Inhaltsverzeichniß zum II. Quartal 1899 der Beilage.

Heilstätten für Lungenkranke.

Von Dr. A. Fuld (Mombach-Mainz).

Erziehung zu hygienischer Lebensführung ist die erste und wichtigste Aufgabe, welche der moderne Arzt bei der Behandlung chronisch Kranker zu erfüllen hat. Regelung der gesammten Lebensthätigkeit in qualitativer wie in quantitativer Beziehung, Ueberwachung der Körperpflege und der Nahrungsaufnahme, Dosirung der geistigen und körperlichen Arbeit, der Erholung und der Zerstreuung, Berücksichtigung der von außen auf den Kranken einwirkenden Reize, des Klimas, der Wohnungsverhältnisse, der Umgebung, kurz, des ganzen Milieu, in welchem der Kranke sein Leben zubringen muß, all dies ist in den wenigen Worten „Erziehung zu hygienischer Lebensführung“ enthalten. Schwieriger ist ein solches Unternehmen als irgendwelche andere pädagogische Aufgabe, nicht nur, weil man es häufiger mit erwachsenen Personen zu thun hat, von ausgeprägtem Charakter und eigenem Willen, mit tief eingewurzelten Neigungen und Gewohnheiten, sondern vor allem, weil die äußeren Verhältnisse, Standes-, Berufs- und Repräsentationspflichten, die Einflüsse der Umgebung und — last not least — die Nothwendigkeit des Lebensunterhalts es dem Kranken oft beim besten Willen unmöglich machen, sein Leben in vernünftiger, gesundheitsgemäßer Weise einzurichten. Da tritt denn als ein durch nichts anderes zu ersetzendes Mittel der längere Aufenthalt in einer gut geleiteten Heilanstalt an die Stelle der häuslichen Behandlung. In einer solchen Anstalt ist der Kranke befreit von den geschilderten nachtheiligen Einwirkungen, ledig der Sorgen und Aufregungen seines Berufs, er befindet sich in einem Organismus, dessen ganze Einrichtung auf rationelle Pflege der Gesundheit zugeschnitten ist, die Disciplin der Anstalt erleichtert ihm den Bruch mit schädlichen Gewohnheiten, und so wird er denn bei einigem guten Willen, sofern nur der Krankheitsprozeß nicht schon allzu weit vorgeschritten ist, nicht nur Kräftigung und Erholung finden, sondern er wird auch die Energie gewinnen, sein Leben außerhalb der Anstalt den Forderungen seines Gesundheitszustandes entsprechend zu gestalten. Die glänzenden Erfolge vieler Anstalten sind weit mehr auf die hier skizzirten wohlthätigen Einflüsse des Anstaltsbetriebs, als etwa auf ein besonderes Können der betreffenden Aerzte zurückzuführen.

In der hygienisch-diätetischen Behandlung sehen wir heute die wesentlichste Aufgabe des Arztes. Wir sind ja allgemach aus dem kindlichen Glauben an die „Heilkraft“ der Medikamente herausgewachsen; die Forschungen der Pharmakologie auf wissenschaftlicher, experimenteller Grundlage, die kritischere Verwerthung der klinischen Erfahrungen haben uns gelehrt, einerseits den Nutzen und die Unentbehrlichkeit mancher Medikamente zur Linderung oder Beseitigung einzelner gefährlicher Symptome oder zur Regulirung der Thätigkeit gewisser Organe hochzuschätzen, sie haben uns aber auch die Grenzen ihrer Wirkungsfähigkeit gezeigt. Wir sehen ja in den „Krankheiten“ keine fremdartigen Wesen mehr, keine Eindringlinge in den Organismus, die es zu bekämpfen und zu verjagen gilt. Krank sein heißt leben unter veränderten, abnormen Bedingungen, Alterirung der Lebensfunktionen in ihrer Intensität, nach oben oder unten hin, oder in ihrer Richtung. Unterstützung der dem Organismus innewohnenden Tendenz, seine Funktionen wieder auf den normalen Gleichgewichtszustand einzustellen, Fernhaltung aller Einflüsse, die diesem Bestreben sich hindernd in den Weg stellen können, ist die Aufgabe der Therapie. Daraus erhellt, welche Bedeutung der Regelung der gesammten Lebensthätigkeit, der hygienisch-diätetischen Therapie für das ärztliche Handeln zukommt. Mag uns auch die Zukunft — hoffentlich — auf den von Koch und Behring eröffneten Bahnen, den natürlichen Heilungsvorgang auf direktem Weg hervorzurufen, zu heute noch ungeahnten Erfolgen führen, für jetzt steht uns nur der mühselige, aber lohnende Weg der hygienischen Behandlung offen, und selbst die glänzendsten Erfolge der Serumtherapie werden diese Behandlungsweise nicht überflüssig machen.

Um einen Organismus erkranken zu lassen, dazu ist in der Regel ein Zusammenwirken von mehreren Ursachen, die zum Theil innerhalb des Organismus, zum Theil außerhalb desselben liegen, erforderlich. Kochs großartige Entdeckung hat uns den Tuberkelbazillus als wichtigsten Anstoß zur Entstehung derjenigen Krankheiten, die man unter dem Namen der tuberkulösen zusammenfaßt, kennen gelehrt, und, wie es in der Wissenschaft gewöhnlich geht, unter dem überwältigenden Eindruck jener Entdeckung hat man in der ersten Zeit die anderen, nicht minder wichtigen, wenn auch nicht so handgreiflichen Krankheitsursachen vernachlässigt; heute stehen auch die orthodoxen Bakteriologen in ihrer Mehrheit auf dem Standpunkt, daß der Bazillus allein unter natürlichen Verhältnissen als Krankheitsursache nicht genügt, sondern daß ihm noch eine besondere Disposition des Organismus, eine leichte Verletzlichkeit seiner Gewebe, die durch mähliche Häufung äußerer Schädlichkeiten, durch schwächende Krankheiten oder durch mangelhafte ursprüngliche Anlage bedingt ist, den Boden vorbereiten muß.

Wir Jüngeren erinnern uns wohl Alle noch aus unsrer Studienzeit des grenzenlosen Skeptizismus, mit welchem wir alles therapeutische Handeln bei den sog. Infektionskrankheiten betrachteten; hatte man uns doch gelehrt, daß wir, ohne Schädigung des lebenden Körpers, doch nicht imstande sein können, die in ihm hausenden Bazillen zu vernichten. Daß es aber vielleicht möglich sei, den Organismus in der Weise zu beeinflussen und zu kräftigen, daß er selbst der Bakterien Herr werde, daran dachten damals wohl die Wenigsten.

Digitized by Google

Nun, derselbe Koch, der uns den Tuberkelbazillus kennen lehrte, hat uns auch wieder den Muth gegeben, an die Heilbarkeit der tuberkulösen Krankheiten zu denken; und wenn der von ihm eingeschlagene Weg auch zunächst nicht zum Ziel geführt hat, so gab die mächtige Bewegung, welche in jener denkwürdigen Zeit durch die Aerzte ging, doch den Anlaß, daß man die vorher nur mit äußerstem Mißtrauen aufgenommenen günstigen Berichte der Heilstätten genauer prüfte und würdigte, und daß man aus ihnen den Muth schöpfte, wieder mit größerer Energie die Behandlung der tuberkulösen Kranken durchzuführen. Seitdem ist dieser fruchtbringendere Standpunkt uns erhalten geblieben, und ihm verdanken wir auch die unter der Aegide unsrer ersten Kliniker in Fluß gekommene Bewegung zur Errichtung von Volksheilstätten für Lungenkranke.

Wir haben im Eingang dieses Aufsatzes bereits die großen Vortheile hervorgehoben, welche die Anstaltsbehandlung vor der häuslichen voraus hat; es erübrigt hier noch mit einigen Worten auf die besonderen Verhältnisse der Heilstätten für die weniger bemittelten Klassen einzugehen. — Jeder sozial fühlende Mensch muß die Bewegung zur Errichtung von Volksheilstätten mit Freude verfolgen, mögen diese Anstalten nun der privaten Wohlthätigkeit oder der kommunalen Fürsorge ihre Entstehung verdanken, oder mögen sie von den Versicherungsanstalten zugunsten ihrer Mitglieder errichtet werden. Nach unserm Dafürhalten ist sogar das Bedürfniß nach diesen Anstalten für die nicht versicherungspflichtigen sogenannten kleinen Leute noch stärker als das für die große Masse der Versicherungspflichtigen, die man doch, wo es noththut, wenigstens in ein Krankenhaus einweisen kann.

Bei aller Sympathie, die wir also diesen Heilstätten entgegenbringen, dürfte es doch am Platz sein, hier einige Einwände, nicht gegen die Einrichtung als solche, sondern gegen die Art ihrer Durchführung zu erheben, wäre es auch nur, um unfruchtbare Illusionen zu verhüten. — Was wir oben von den günstigen Erfolgen der Anstaltsbehandlung gesagt haben, das gilt in erster Linie für die Angehörigen der wohlhabenderen Klassen. Nur der Bemittelte kann öfter, sowie das Bedürfniß sich geltend macht, für einige Zeit in der Anstalt Erholung suchen und, was noch wichtiger, nur der Bemittelte hat wenigstens die materiellen Voraussetzungen, um auch außerhalb der Anstalt so leben zu können, wie er es dort gelernt hat. So ist das Schicksal auch des nicht mehr vollkommen heilbaren Kranken aus den besser situirten Klassen ein ganz anderes und weit freundlicheres als das des Armen. Der Unbemittelte muß arbeiten, um leben zu können, und er kann sich die Art der Arbeit nicht aussuchen, er muß in der Regel bei dem Beruf ausharren, den er einmal gewählt hat, mag derselbe auch der denkbar schädlichste für seinen Gesundheitszustand sein. Die Wahl seiner Wohnung, die Beschaffenheit der Nahrung muß sich nach dem Geldbeutel richten und nicht nach den Forderungen der Hygiene, so könnten die Erfolge, die bei etwas weiter vorgeschrittener Krankheit zu erzielen wären, höchstens ganz vorübergehende sein. Dem unbemittelten Lungenkranken wirksam helfen, das heißt die soziale Frage lösen können.

In richtiger Würdigung dieser Schwierigkeiten sollen die Heilstätten nur die in den frühesten Stadien der Krankheit befindlichen, die noch heilbaren Kranken aufnehmen. Das ist sehr gut gemeint, aber in praxi ungemein schwer durchzuführen. Wie oft werden wir Aerzte, wenn jene Einrichtungen erst einmal populär geworden sind, von Lungenkranken, die ohne schwer krank zu scheinen, doch schon längst über jenes erste Stadium hinaus sind, um Befürwortung ihrer Aufnahme ersucht werden. Sollen wir diesen Leuten etwa die nicht einmal richtige Andeutung machen, daß ihnen der Aufenthalt in der Anstalt nichts mehr nützen könne; und wenn sich auch wohl ein Modus finden sollte, der die Ablehnung ermöglicht, ohne dem behandelnden Arzt die undankbare und inhumane Aufgabe der Aufklärung zu übertragen, wieviel unberechtigter Groll, wieviel Haß und Neid wird dann gerade durch diese Einrichtung, die im Sinn der sozialen Versöhnung wirken soll, hervorgerufen! — Und nun die Kehrseite! Wir behandeln einen jungen Mann an irgendwelcher akuten Krankheit, er gesundet scheinbar, aber die Genesung macht keine rechten Fortschritte, er bleibt blaß und matt, die Kräfte wollen nicht wiederkommen. Irgendwelche Gründe lassen uns befürchten, daß eine Erkrankung an Tuberkulose in der Entwicklung begriffen ist; allerdings ergibt die genaueste Untersuchung des Kranken noch keinen positiven Anhaltspunkt; vielleicht ist es auch noch gar nicht zur tuberkulösen Infektion gekommen, es besteht nur eine ziemlich bedeutende Disposition zur Erkrankung. Ein solcher Fall wäre gewiß einer der dankbarsten für die Anstaltsbehandlung; verhüten ist eben immer leichter als heilen. Aber wie furchtbar schwer ist es, dem ahnungslosen Manne und seiner Familie mit dem Wort „Anstalt für Lungenkranke" gegenüberzutreten; eine Fülle von Vorstellungen und Befürchtungen, für die zur Zeit noch gar kein Anlaß vorliegt, wird in ihm erweckt. Ich muß gestehen, ich halte diese Aufgabe für eine der peinlichsten, die dem Arzt werden können, und doppelt schwieriger bei dem einfachen Mann aus den ärmeren Volksschichten, als dem gebildeten Mann gegenüber, dem man doch über „Krankheit" und „Disposition" die nöthigen Aufklärungen geben kann.

Die Anstalten sollen doch wohl in erster Linie zur Verhütung der Krankheit dienen, sodann zur Heilung derselben im ersten Beginn. Sie werden also, wollen sie ihre Aufgabe richtig erfüllen, auch solchen Kranken Aufnahme gewähren müssen, bei denen sich die Diagnose noch nicht mit wissenschaftlicher Bestimmtheit stellen läßt, also Leuten mit verzögerter Rekonvalescenz nach allen möglichen Krankheiten, Blutarmen, Bleichsüchtigen und irgendwie Geschwächten, deren ganze Organisation oder deren Familiengeschichte sie als dispouirt erkennen läßt. Darum geht meine Meinung dahin, man solle diese Anstalten besser Genesungs- oder Rekonvalescentenhäuser nennen. Das ist freilich nur ein anderes Wort für dieselbe Sache, aber jeder Erfahrene weiß, wieviel oft auf ein solches Wort ankommt.

Eine andere Frage ist die, was mit den weiter vorgeschrittenen Lungenkranken geschehen soll; für diese muß jedenfalls in ausreichendster Weise gesorgt werden, wenn jene Mißstände, die wir oben angedeutet haben, vermieden werden sollen. Die Fürsorge für diese Kranken halten wir für eine unumgänglich nothwendige Ergänzung der Heilstättenerrichtung. — Lazarus ist mit Nachdruck dafür eingetreten, diese Lungenkranken in den allgemeinen Krankenhäusern zu verpflegen. Soweit diese den genügenden Raum bieten, läßt sich dagegen auch kaum etwas ernsthaftes einwenden. Aber ob man nicht auch solchen Kranken die Wohlthat eines zeitweiligen Aufenthalts in gesunder Landluft bieten könnte, wäre doch der Erwägung werth. Es dürfte doch möglich sein, ohne den großen Apparat eines Krankenhauses da und dort auf dem Lande geeignete Gebäulichkeiten zu erwerben, für die Leitung des Hauswesens und die Pflege der Kranken Schwestern zu bestellen und die ärztliche Behandlung den in dem betreffenden Ort vorhandenen Aerzten zu übertragen. Derartige Einrichtungen könnten ohne große Kosten außerordentlich wohlthätig wirken, weit mehr als der auf die Dauer immerhin deprimirende Aufenthalt in einem größeren Krankenhaus.

Mögen sich nun die Hoffnungen, welche manche Kreise

in vielleicht allzu enthusiastischer Weise an die Errichtung jener Heilstätten knüpfen, in größerem oder geringerem Maß erfüllen, jedenfalls dürfen wir es mit Genugthuung begrüßen, daß Deutschland, wie es überhaupt in der Erkennung und Erfüllung sozialer Pflichten den anderen Nationen voranschreitet, so auch in der Inaugurirung dieses Friedenswerkes eine führende Stellung einnimmt.

Flüssiges Heizmaterial.

Von Theodor Hundhausen.

In neuerer Zeit schenkt die Feuerungstechnik einem flüssigen Heizmaterial, den bei der Leuchtöldestillation aus dem Rohpetroleum als Abfallstoffe gewonnenen Schwerölen, wachsende Beachtung. Die Heimath dieser Feuerung mit Petroleumrückständen oder kurzweg der Petroleumfeuerung ist Baku, das Zentrum der russischen Petroleumindustrie; und es trafen dort eine Reihe von Mißständen zusammen, denen die neue Heizmethode ihre Entstehung verdankt.

Das aus der Erde quellende oder herausgepumpte rohe Petroleum ist für Beleuchtungszwecke unbrauchbar. Es besteht aus einem Gemische von leicht, mäßig schwer und schwer siedenden und entzündbaren Brennölen. Die leicht siedenden Oele würden sich in den Lampen schon bei geringer Erwärmung vergasen und die Explosionsgefahr ins Ungemessene erhöhen; die schwer siedenden Oele hingegen würden sich in unsern Petroleumbrennern überhaupt nicht vergasen, sie würden nicht brennen, keine Lichtflamme geben, sondern den Docht nur verharzen. Brauchbar für die Beleuchtung sind nur die Oele, die sich bei nicht zu niedriger und nicht zu hoher Temperatur in brennbare Gase verwandeln. Diese für Beleuchtungszwecke geeigneten Bestandtheile müssen in den Petroleumraffinerien gesondert gewonnen werden. Es geschieht dies durch Destillationsprozesse bei verschiedenen Temperaturen. Zuerst werden bei niedrigen Temperaturen die leicht siedenden Oele, die Naphtha, abgesondert. Sie kommen als Petroleumäther, Petroleumbenzin, Ligroïn, Petroleumsprit in den Handel und finden als Anästhetika in der Medizin, als Mittel gegen Ungeziefer, als Fleckreinigungsmittel, als Lösungsmittel für Farben und Lacke, zum Putzen von Maschinen ꝛc. vielfach Verwendung. Dann folgt bei steigender Temperatur die Destillation der Leuchtöle. Je sorgfältiger die Destillation geschieht und in je engeren Temperaturgrenzen sie sich bewegt, um so gleichmäßiger, farbloser, geruchloser und ungefährlicher wird das Produkt, das als raffinirtes Petroleum, Paraffinöl, Kaiseröl, Kerosen oder wie sonst die Handelsmarken heißen, unsre Wohnräume beleuchtet. Der Rückstand enthält die schwer siedenden Oele. Man wußte ihn anfangs nur zum Schmieren von Maschinengetrieben zu verwenden und betrachtete ihn demnach als fast werthlosen Abfall. Der Prozentsatz dieser Oele im Rohpetroleum ist von Land zu Land anders und schwankt sehr. So enthält z. B. das Rohpetroleum von Pennsylvanien etwa 15 Prozent Schweröle, das von Rumänien 30 Proz., das von Ohio 50 Proz., das vom Elsaß 60 Proz. und das von Baku am Kaspischen Meere 64 Proz.

Dieser hohe Gehalt an Schwerölen, mit denen man anfangs nichts rechtes anzufangen wußte, war in Baku ein empfindlicher Mißstand. Dazu kam für die Raffinerien noch ein zweiter, nämlich der Mangel an Brennmaterial. Steinkohlen waren infolge der schlechten Vorbedingungen und des langen Transports theuer, Braunkohlen hatte man nicht, und auch die Holzfeuerung wäre umständlich und auf die Dauer kostspielig geworden. Es schien, als wäre der Entwicklung der Petroleumindustrie in Baku ein Hemmschuh von der Natur angelegt, da machte die Noth erfinderisch und man kam auf den Gedanken, die Rückstände, die in Rußland den Namen „Masut“ führen, zu verfeuern. Dies war nun mit Schwierigkeiten verbunden, denn die schwersiedenden Oelrückstände brannten nicht so ohne weiteres. Man mußte erst ihre Oberfläche vergrößern, um der Verbrennungshitze reichlich Gelegenheit zu geben, auf sie einzuwirken. Es gelang dies mittelst Dampfstrahlapparaten, die das Schweröl durch den Druck eines Dampfstrahls als feinen Sprühregen in den Feuerraum einbliesen. Die Zerstäubung der Schweröle geschieht je nach der Konstruktion der Apparate kegel- oder tellerförmig. Das eingeblasene, feinvertheilte, flüssige Heizmaterial brannte leicht mit außerordentlich heißer Flamme. Damit waren die zwei Mißstände beseitigt: die Bakuer Raffinerien hatten ein vortreffliches Heizmaterial und der lästige Rückstand auf den Werken fand eine nutzbringende Verwendung. Daß er für die gesammte russische Industrie sehr wichtig werden sollte, so daß Rußland jetzt schon über sieben Millionen Tonnen Masut jährlich verbraucht, hat man im Anfang kaum geahnt.

Die neue Feuerung erhielt dann im Laufe der Zeit eine wesentliche Verbesserung: die Vorwärmung des Oeles und der Verbrennungsluft. Durch geeignete Leitung des Oeles um den Feuerraum wird das Oel auf etwa 105° C. erwärmt und trifft dann im Verbrennungsraum mit der 260° C. heißen Luft zusammen. Die Folgen dieser Vorwärmung sind eine rapidere Vergasung des Oeles und eine rationellere Verbrennung der entwickelten Gase.

Es liegt auf der Hand, daß die Länder mit den großen erschlossenen Petrolenmlagern, d. h. Rußland und die Nordamerikanische Union, die neue Feuerung zuerst in größerem Umfange einführten. In Nordamerika gewann die Petroleumfeuerung an Boden, als man neben dem Rohpetroleum aus Pennsylvanien das an Schwerölen reiche Rohprodukt von Ohio zu verarbeiten begann. Seitdem hat das flüssige Heizmaterial in den Industrien anderer Länder Eingang gefunden. Neben den Industrien waren es besonders die Eisenbahnen und die Dampfer, die der Petroleumfeuerung Beachtung schenkten. Zum Heizen der Lokomotiven findet Masut in Rußland starke Verwendung, ebenso in Californien. Vereinzelt wird es verfeuert auf südafrikanischen Bahnen, auf englischen Bahnen und in Frankreich. Deßgleichen bedient man sich seiner auf der Arlbergbahn. Die starke Wolgaflotte und die Dampfer des Kaspischen Meeres werden mit Petroleumrückständen geheizt. Die amerikanische, deutsche und italienische Kriegsflotte hat eingehende Versuche mit der Petroleumheizung der Kessel gemacht, die sehr günstig ausgefallen sind. Die Bremenser Rhederei A. Rickmers läßt zwei Dampfer bauen und für Petroleumfeuerung einrichten, die auf dem Yangtsekiang zwischen Schanghai und Hankau verkehren sollen. Für dieselbe Firma werden in Bremen zwei Ostindienfahrer mit Petroleumheizung ausgeführt.

Die Vortheile der Petrokeumfeuerung liegen im hohen Heizwerth des Brennmaterials, in seiner bequemen Lagerung und in der Form der Heizung. Der Heizeffekt des Petroleums übertrifft den der Steinkohle nicht unwesentlich. Der lästige Aschenfall verschwindet. Wichtiger ist das Fehlen des Rauches bei der Petroleumfeuerung, die sich dadurch für viele Industrien, zumal für die Porzellanfabrikation, für Tunnel- und Untergrundbahnen, für Stadtbahnen und für Torpedoboote empfiehlt. Das Nachfüllen des Brennmaterials geschieht automatisch; dadurch wird an Arbeitskräften gespart und die auf Schiffen so schwere Heizerarbeit überflüssig. Zugleich fällt das bei der Planrostfeuerung zum Zweck der Kohlenaufschüttung nothwendige Aufmachen der Feuerthür, mit dem stets ein Einströmen kalter Luft,

also ein Wärmeverlust verbunden ist, fort, was auch dazu beiträgt, den Heizeffekt zu erhöhen. Ferner zeichnet sich die Petroleumfeuerung durch leichte Regulirbarkeit und große Sauberkeit aus. Da der Heizwerth des Petroleums größer als der der Kohle ist, so kann der Raum zum Lagern des Brennmaterials kleiner sein, was für Lokomotiven und Dampfer von Werth ist. Bei den Schiffen kommt noch das Angenehme hinzu, daß man das flüssige Petroleum in eckigen Räumen im Schiffsbauche, die sonst schlecht zu verwerthen sind, bequem unterbringen kann, also an Raum für Menschen und Frachtgüter gewinnt. Ein weiterer Vorzug ist auch die Schnelligkeit, mit der sich die Schiffe mit dem flüssigen Brennmaterial verproviantiren können. Kein umständliches Kohlenkarren oder Krahnladen ist nöthig: Eine mäßig große Dampfpumpe und Rohrleitung genügen, um einen Dampfer in kurzer Zeit für eine lange Reise mit Brennmaterial zu versehen.

Freilich, wenn die Petroleumfeuerung in der Hochseeschiffahrt ausgedehnte Verwendung finden soll, so muß zuvor eine Vorbedingung erfüllt sein: Es müssen Petroleumstationen geschaffen werden, wo sich die Schiffe mit Petroleum versorgen können. Der Anfang damit wird für die Ostindienfahrt gemacht. Es werden an der chinesischen und indischen Küste große Petroleumtanks von zusammen 90,000 Tonnen Fassungsraum und am Suezkanal weitere Tanks von 12,000 Tonnen Inhalt errichtet.

Eine besondere Zukunft hat die Petroleumfeuerung in der Kriegsmarine. Die deutsche Regierung hat neben Dampfbooten Petroleummotorboote von 8 und $8\frac{1}{2}$ m Länge eingeführt. Vergleicht man ein Dampfboot von 8 m Länge mit einem gleich großen Petroleummotorboote, so wiegt jenes 4950 kg, dieses nur 2250 kg. Von diesem Unterschied entfallen drei Fünftel auf die Maschine, die im Dampfboot 1850 kg, im Motorboot nur 350 kg wiegt. Das Dampfboot braucht fünf Mann Besatzung, das Motorboot nur drei Mann, dagegen kann das Motorboot 30 Menschen, das Dampfboot nur 15 befördern. Bei gleichem Gewicht an Heizmaterial fährt das Motorboot zwar etwas langsamer, jedoch weiter als das Dampfboot, das 11,900 Mark kostet, während sich jenes auf nur 7500 M. stellt. Die verschiedenen Vorzüge der Petroleumheizung zeigen sich auch hier. Zu bedenken bleibt freilich, daß bei einer weitgehenden Einführung dieser Feuerung auf Kriegsschiffen die Staaten, denen genügende Petroleumlager, wie sie die Nordamerikanischen Freistaaten, Rußland, Japan, Oesterreich und die Niederlande in Ostindien besitzen, fehlen, mit der Leistungsfähigkeit ihrer Kriegsflotte mehr oder weniger von fremden Staaten abhängig wären. Sie wären zum mindesten gezwungen, sich stets einen sehr bedeutenden Vorrath in Friedenszeiten anzuschaffen und in kugelsicheren Tanks zu lagern. Einem Kohlenlager sind feindliche Geschosse meist wenig gefährlich, ein Petroleumtank ist hingegen durch ein Bombardement verhältnißmäßig leicht zu zerstören.

Der Bedarf an flüssigem Heizmaterial wird auch fürderhin ein steigender sein. Bezeichnend dafür ist ein Artikel im amtlichen Organ des russischen Finanzministeriums, der unter anderem ausführt, daß die russische Industrie allein mit Einschluß aller Bahnen und Dampfschiffe des Landes schon jetzt um 50 Proz. mehr an Masut verbrauchen könne, als das Gebiet von Baku auf den Markt bringt.

Mittheilungen und Nachrichten.

Justus Georg Schottelius. Ein Beitrag zur Geschichte der Germanistik von F. E. Koldewey. Wolfenbüttel, J. Zwißler 1899. (S.-A. aus d. Zeitschr. f. deutschen Unterr.) — Die kleine, aber gründliche Schrift, welcher ein wohlgelungenes Lichtdruckbild Schottels beigegeben ist, enthält eine kurze Lebensbeschreibung des berühmten Grammatikers (1612—1676), der mit kühnem Muthe, eisernem Fleiße, mit großer Sachkenntniß und dabei immer mit weiser Mäßigung in Wort, Schrift und That für die Reinheit unsrer Muttersprache in jener Zeit ihrer schlimmsten Verwelschung und Gespreiztheit aufgetreten ist. Haben ihn seine Zeitgenossen in richtiger Erkenntniß seiner Verdienste mit dem bedeutendsten römischen Grammatiker Varro verglichen, so nennt ihn Koldewey nicht mit Unrecht den Jakob Grimm seines Jahrhunderts. War er doch der Erste, der mit weitem Blick und wissenschaftlicher Tiefe eine umfängliche, nicht bloß für den Schulgebrauch bestimmte deutsche Grammatik schrieb. 1641 erschien das erste seiner Hauptwerke, die „Teutsche Sprachkunst, darinn die allerwortreichste, prächtigste, reinlichste, vollkommene, uhralte Hauptsprache der Teutschen aus ihren Gründen erhoben, dero Eigenschafften und Kunststücke nöthiglich entdeckt und also in eine richtige Form der Kunst zum ersten mahle gebracht worden"; 1643 folgte „Der Teutschen Sprache Einleitung", 1646 die „Verskunst" und 1663 sein größtes und wichtigstes Buch, die „Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubt Sprache". Er wendet sich gegen die damals weitverbreitete Ansicht, daß das Deutsche eine Tochter des Griechischen oder Hebräischen sei, tritt stets, obwohl selbst Niederdeutscher, für die hochdeutsche Sprache ein, ohne aber wie sein Fachgenosse Gueinz der Meißener Mundart den unbedingten Vorzug einzuräumen, und bekämpft mit Eifer, Einsicht und Mäßigung, aber leider ohne den wünschenswerthen Erfolg die Fremdwörtersucht. In der Sprachlehre unterscheidet er Wortforschung und Wortfügung, bei der er alle sorgfältig durchdachten Regeln mit reichen Beispielen aus den besten Schriftstellern belegt. Außerdem verlangt er ein Wörterbuch der deutschen Sprache, wofür er einige treffliche Muster gibt, ohne das Werk selbst ausführen zu können. Daran schließt sich eine werthvolle Uebersicht der Sprichwörter seiner Zeit, eine Anweisung zur Uebersetzungskunst, eine kurze Literaturgeschichte und eine, allerdings verunglückte, Verskunst. — Trotz vieler Mängel, die naturgemäß auch in seinen Werken zu finden sind, ist Schottel einer der Größten in der Geschichte der Germanistik, und seines durchaus richtigen Grundsatzes: „Die Grammatik ist die Säule und Grundfeste, auf der jede Sprache ruhen muß", sollte man sich in unsern Tagen allzuweit getriebener Reformbestrebungen gerade im sprachlichen Unterricht wieder einmal ernstlich erinnern. H. Jantzen.

dm. *Flaubert* par *Emile Faguet*. Paris, Hachette 1899. — In der Studie, welche Referent 1891 in der Beilage Flauberts Briefen gewidmet hat (seither wiederholt in dem Sammelband: „Deutsche und Franzosen"), hieß es im Quellennachweis: „Eine abschließende Biographie fehlt." Dieselbe Klage muß auch heute wiederholt werden. Das Beste, was wir von Flauberts Persönlichkeit wissen, sagen uns noch wie vor die vier Bände seiner „Correspondance". Faguets in der bekannten Sammlung Les grands écrivains français dieser Tage veröffentlichtes, im Mai dieses Jahres niedergeschriebenes Essay ist in der Hauptsache nur ein kritischer Exkurs. Der einleitende Abschnitt — Sa vie — S. 5—11, ist dünn und dürftig; die Behauptung „il a perdu l'amitié de Maxime Du Camps qu'il a rudoyé un peu sans motif" ist in jeder Beziehung ungenau. Flaubert hat die Freundschaft Du Camps nicht verloren: Zeuge dessen Du Camps nach Flauberts Tod entstandenes und zuerst in der „Revue des Deux Mondes", hernach bei Hachette gedrucktes Souvenirs littéraires. Was die Beiden zeitweilig entfremdet hat, ist in dem Briefe Flauberts so deutlich zu lesen wie das, was sie wieder zusammengeführt hat. Besser gerathen sind die literarischen Ausführungen Faguets, obwohl auch hier, zumal über den Einfluß Balzacs, manches zu sagen gewesen und allerhand, insbesondere gegen die recht willkürliche Konstruktion des Realismus in der doch nicht kanonischen Art von Lefoge, einzuwenden wäre. Am feinsten ist die Charakteristik von Flauberts Stil. Früher oder später — wir wünschen und hoffen: je eher, je lieber — sollte jedoch diese Improvisation durch ein gründliches biographisches und kritisches Flaubert-Werk abgelöst werden.

* **Würzburg.** Dr. med. R. O. Neumann, erster Assistent am hiesigen Universitätslaboratorium für Hygiene,

ist der „Münch. med. Wochenschrift“ zufolge in das kaiserliche Gesundheitsamt berufen worden.

* **Erlangen.** Dr. med. Christlieb Jacob, früher Assistent an der hiesigen medizinischen Klinik unter Professor Strümpell, zuletzt Arzt in Bamberg, der sich durch Beiträge zur Lehre von den Nervenkrankheiten einen Namen gemacht hat, ist einem Rufe an die Universität Buenas Aires gefolgt, wo er eine Professur übernimmt.

* **Breslau.** Der bisherige Privatdozent für innere Medizin on der Universität Straßburg, Dr. Walther Kausch, hat sich jetzt in der hiesigen medizinischen Fakultät für das Fach der Chirurgie habilitirt.

* **Kuxhaven.** Einige Straßburger Gelehrte stellen hier seit einiger Zeit Versuche mit der drahtlosen Telegraphie an. Sie haben, wie das „Kuxh. Tagebl.“ berichtet, bis jetzt schöne Erfolge gehabt. Gelegentlich der Anwesenheit der Finanzdeputation wurden am Samstag zum erstenmal vor einem größeren Publikum wirkliche Depeschen mit Professor Brauns Telegraphie — so nennt sich die Erfindung — vom Leuchtthurm Kuxhaven nach Kugelbaake befördert, die in ganz derselben Weise aus dem Nehmer-Apparat hervorgingen, wie dies bei den gewöhnlichen Telegraphien der Fall ist. Dr. Cantar, Privatdozent an der Universität Straßburg, der die Versuche hier leitet, hatte, obgleich er bei seinen bisherigen Experimenten schon sehr viel größere Entfernungen bewältigte, die Strecke Leuchtthurm—Kugelbaake deßhalb gewählt, weil sie den Mitgliedern der Deputation auf bequeme Weise Gelegenheit gab, sowohl von der Geber- als auch von der Nehmerstation Einsicht zu gewinnen. Die vier in der Elbmündung verankerten Leuchtschiffe sollen die schon seit Jahren erwünschte telegraphische Verbindung mittelst der Professor Braun'schen Telegraphie erhalten.

* **Internationaler Historikerkongreß in Paris.** Im Anschluß an unsre beiden Mittheilungen über den für das Jahr 1900 geplanten internationalen Historikerkongreß zu Paris erhalten wir soeben ein Schreiben von einem der Veranstalter der letztgenannten Versammlung, Hrn. de Maulde de la Clavière, durch welches uns dieser Herr auch seinerseits darauf aufmerksam macht, daß zwischen den „Congrès internationnux“ und der „Société d'histoire diplomatique de Paris“ keinerlei andere Beziehung besteht als die allgemeine, welche solche Kongresse mit gelehrten Gesellschaften überhaupt verknüpft. Von einem Versuche, den nach Paris einzuberufenden Kongreß „ohne Ermächtigung“ mit der letztgenannten Gesellschaft in Verbindung zu bringen, kann daher nicht die Rede sein. Die erste Mittheilung, die wir über den Pariser Kongreß (in Nr. 128 d. Beil.) brachten, war uns, ebenso wie das gedruckte vorläufige Programm, nicht von Hrn. de Maulde übersandt worden, was wir auf seinen Wunsch ausdrücklich konstatiren. Die Angabe, daß die „Société d'histoire diplomatique de Paris“ die Einberuferin des Kongresses sei, beruhte auf einem Irrthum der Redaktion.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Verzeichniß der Kaiserlich deutschen Konsulate; Verzeichniß der Konsuln im Deutschen Reich. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1899. — Meyers Handatlas. 2. Aufl. Lfg. 2—8. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut 1899. — Vorlesungen über theoretische Physik von Herm. v. Helmholtz. Bd. I und III: Vorlesungen über die Dynamik diskreter Massenpunkte. Hggb. von Otto Krigar-Menzel; Vorlesungen über die mathematischen Prinzipien der Akustik. Hggb. von Kön. Runge. Leipzig, Joh. Ambrosius Barth 1898.

Inhaltsverzeichniß zum II. Quartal 1899 der Beilage.

(Die Zahlen bezeichnen die Beilagenummern; ein * deutet auf „Mittheilungen und Nachrichten“, von denen nur die wichtigeren aufgenommen sind.)

I. Artikel, nach Gegenständen geordnet.

1. Staat, Kirche, Recht, Wirthschaft, Soziales.

Politik als Wissenschaft 137.
Der zukünftige Krieg 119.
Das Vordringen der Slaven in Deutschland 106.
Die vlämische Bewegung II 104.
Finnland in Gefahr 104.
„The White Man's Burden“ 96.
Amerikanische Streiflichter 144, 145.
Kirchenpolitische Briefe XLVI—XLVIII 75, 99, 124.
Zum letzten Spectator-Brief 135.
Ein modernes Strafrecht 128.
Chirurg und Jurist 110.
Zur wirthschaftlichen Entwicklung im Königreich Sachsen 136.
Moorkultur und Moorbesiedelung in Preußen 80.
Die Bodenzersplitterung in Frankreich 101.
Zur Wohnungsfrage 98.
Der heutige Stand der Arbeiterwohnungsfrage 111.
Der Nothstand der verabschiedeten Offiziere 113; vgl. 131.
Die Leutenoth 141.
Die berufliche und soziale Gliederung des deutschen Volkes 142.
Die deutsche Landwirthschaft und die Berufsstatistik von 1895 89.
Zur Geschichte des Eigenthums 129.
Zentralstellen für Wohlfahrtspflege 109.
Marx oder Rodbertus und Marlo? 110.
Sozialpolitische Klopffechterei 91.
Ein klassisches Gebiet der Arbeitswilligen 78.
Sozialpolitischer Dilettantismus oder Arbeiterorganisation 79.
Sozialpolitischer und literarischer Dilettantismus 84.
Der Bankerott des wissenschaftlichen Sozialismus und die Sozialdemokratie 94, 95.
Arbeiterwechsel und Arbeitsvermittlung im Deutschen Reich 106.

2. Geschichte, Biographie, Nachrufe, Briefe.

Zur Geschichte des politischen Meuchelmords 92, 93.
Die indischen Königsgaben in Delphi 100, 101.
Assisi und Mönchthum 129.
*Zur älteren deutschen Geschichte 133.
Ein Jahrtausend Taunus-Chronik 115.
Venedig als Weltmacht und Weltstadt 142.
Deutsche Studenten in Bologna (1289—1562) 133.
Der Straßburger Kapitelstreit (1583—1592) 134.
Johannes Brenz, der Reformator von Württemberg 143.
Moritz von Sachsen 94.
Münchener Legenden und die Schwedenzeit 126.
Die Entwicklung der deutschen Rechtswissenschaft im 17. und 18. Jahrhundert 134, 135.
Auf dem Schlachtfelde von Auerstedt 130.
Geschichte der deutschen Korps 143.
Aus dem letzten Jahrzehnt vor dem Vatikankanzil 140.
Kaiser Franz Joseph I. und seine Zeit 122.
Zur Erinnerung an August Kopisch 116.
Der „Gefion“ zweiter Akt 102.
Leo XIII. als Bischof von Perugia 77, 78, 116, 117.
Bernhard Kugler 80—82.
David Schönherr 123.
Klaus Groth 93; † *126.
Dr. Carl du Prel 76.
Ida v. Fleischl-Marxow 130; vgl. *127.
*Karoline Frfr. v. Berlepsch † 75.
*B. v. Strauß und Torney † 76.
*Prof. Jos. Wastler † 76.
*Johannes Rückert † 77.
*K. Scheidler † 77.
*Jos. Engel † 77.
*Prof. Otto Ch. Marsch † 77.
*M. M. Troitzki † 79.
*Ph. Valentini † 80.
*Alfr. Graefe † 85.
*Aug. Gremig † 85.
*Eug. Seitz † 86.
*Mon. Williams † 86.
*Brhd. Neureutter † 86.
*Frhr. v. Babo † 88.
*N. D. Lwow † 88.
*A. F. Bytschkow † 88.
*A. Jonquière † 89.
*P. L. Rijke † 89.
*W. A. Enschede † 89.
*Architekt Beyer † 90.
*Al. Weill † 91.
*H. Kiepert † 92.
*Ed. Pailleron † 92.

*Wilh. Jordan † 96.
*Anat. Lewicki † 96.
*Wlad. Schuska † 96.
*Ludw. Büchner † 100.
*Fr. Bach † 101.
*Aug. Römer † 102.
*Ant. Dvořák † 105.
*Prof. K. J. Gerhardt † 105.
*Karl Sell † 106, 107.
*E. Sammet † 109.
*J. Major † 111.
*Fr. Meyer a. Waldeck † 112.
*Prof. W. Schwartz † 113.
Francisque Sarcey † 115.
*L. v. Strümpell † 115.
*M. W. Schulten † 118.
*V. A. Kaschewarowa-Andrejewa † 118.
*H. Ritter v. Zeißberg † 121.
*H. Siegel † 127.
*Fr. Groh † 128.
*Fr. v. Chelius † 128.
*H. Weidel † 129.
*Br. Bucher † 131.
*H. Zimmermann † 133.
*A. Huet † 133.
*H. Schmitt † 135.
*W. Endemann † 135.
*Steph. Kumanudis † 136.
*E. v. Lammel † 138; vgl. 142.
*G. Toepke † 140.
*O. Rautenberg † 142.
*Alb. Socin † 142.

3. Literatur.

*Entdeckung der Sprüche Salamonis 89.
Deutsche Privatbriefe des Mittelalters 80.
Die Vorläufer der modernen Novelle im 18. Jahrhundert 114.
Kant und Goethe 125—127.
*Goethe's Verhältniß zu Byron 137.
Wallenstein und Carmagnola 138—140.
Literatur- u. Stimmungsbilder aus den ersten Koalitionskriegen V, 86, 87.
Heinrich v. Kleist in Würzburg 85.
Platens letzte Wanderfahrt in Italien 132, 133.
Volksschauspiele aus dem Böhmerwald 95.
Zur Technik u. Entwicklung der Gedichte Conrad Ferdinand Meyers 82, 83.
Theodor Fontane's erste lyrische Dichtungen 128.
Hans Hoffmann 108.
Von zwei Naturdichtern 85.
Neue Romane 97.
Adolf Hausraths neuester Roman 109.
Kampfromane 127.
Die Herkunft des „Fremdling“ 121; vgl. 125.
Molière als Satiriker 104, 105.
„Der Schatz der Armen“ von Maeterlinck 121.
Eine savoyische Volksdichterin 115.
Giosuè Carducci 88, 89.
Jens Peter Jacobsen 102, 103.
Alexander Sergejewitsch Puschkin 118, 119.
Der historische Roman in Amerika 79.
U. v. Wilamowitz-Moellendorffs Uebersetzungen griechischer Tragödien 87.

4. Kunst, Kunstgewerbe, Musik, Theater.

(Ausgrabungen s. auch u. Nr. 6.)

Alte Städte Kleinasiens 112, 113.
*Dörpfelds Theorie über das antike Theater 85.
*Neues Alexander-Portrait 106.
*Die Ausgrabungen am Forum zu Rom 130.
*Die Merowingerkirche St. Peter in Metz 103.
Die klassische Kunst 91.
Ein neuentdecktes Fresko des Andrea del Castagno 133.
*Neuentdeckte Wandmalereien in den Stanzen Raffaels 80.
Leonardo da Vinci 118.
Sofonisba Anguissola 145.
Ist Oberitalien das Stammland des norddeutschen Backsteinbaues? 106.
*Mittelalterliche Wandgemälde in Goldbach in Baden 105.
*Renovation des Bruchsaler Schlosses 76.
*Zum Umbau des Nassauer Hauses in Nürnberg 127.
Die Cranach-Ausstellung in Dresden 114.
Zur Geschichte der Tonmalerei 138.
Ein neuaufgefundenes Mozart'sches Duett zur „Zauberflöte“ 80.

5. Naturwissenschaft, Technik, Geographie, Schilderungen.

*Der gestirnte Himmel in den Monaten April, Mai, Juni 75, 98, 121.
*Beobachtung der Venus-Durchgänge von 1874 und 1882 durch deutsche Expeditionen 91.
*Totale Sonnenfinsterniß im Jahre 1900 144.
*Neuentdeckter Planet 131; vgl. 135.
*Wiederkehr des Holmes'schen Kometen 134.
*Entdeckung von neuen Planetoiden 87.
*Wiederkehr des zweiten Tempel'schen Kometen 106.
*Die Sonnenfinsterniß 1896 90.
*Neue Fernrohrtypen 83.
Kalender und Uhren 105.
*Moderne Kalenderverbesserer 118.
Ueber moderne Erdbebenforschung 139.
Neue Studien über Polarlichter und Gewitter 96, 97.
Ueber Kälterückfälle 136.
Sterblichkeits- und Gesundheitsverhältnisse während der Wintermonate Dezember 1898, Januar und Februar 1899 90.
Die menschliche Lebensdauer 132.
Heilstätte für Lungenkranke 146.
*Schlangen-Serum gegen Aussatz 131.
Neue biologische Forschungen 77.
*Ueber die Samenentwicklung der Lilie 89.
*Gemeingefährliche Pflanzenfeinde 102.
*Bazillen in Blumen 122.
Von der flüssigen Luft 86.
*Die Nernst-Lampe 108.
*Versuche mit der drahtlosen Telegraphie 82, 84.
*Riesenthürme im Dienste Marconi's 90.
*Graf Zeppelin'sches Luftschiff 99.
Aus dem Gebiet der Technik 81.
Flüssiges Heizmaterial 146.
*Neues Verfahren zur Herstellung farbiger Photographien 80.
*Der Synchronograph 93.
Die Landbauzonen der außertropischen Länder 120.
Ausbreitung der mittelasiatischen Steppen nach Europa 144.
*Generalstabskarte der europäischen Provinzen der Türkei 126.
*Französische Arbeiten in und über Ostasien 128.
*Bonins Forschungsreise nach Tibet 104.
*Wo sind in Afrika noch Abgrenzungen zu vollziehen? 132.
Wadai und Tibesti 96.
*Expedition zur Erforschung des Keniagebirges 141.
*Die Eisverhältnisse an der Neufundlandsbank 112.
*Zur Erforschung Alaska's 114.
*Erforschung von Klondyke 89.
*Plan einer Verbindung von Nord- und Südamerika durch eine Eisenbahn 79.
*Forschungsreise in den chilenischen Cordilleren 81.
*Deutsche Tiefsee-Expedition 86, 99, 102.
*Deutsche Südpolar-Expedition 111.
*Belgische Südpol-Expedition 99, 103.
*Nathorsts Expedition zur Aufsuchung Andrée's 109
*Die russisch-schwedische Spitzbergen-Expedition 123.
*Eine dänische Nordlicht-Expedition 80.
*Zur deutschen aemenischen Expedition 119.
*Die Wiener Expedition nach Südarabien 80.
*Die englische Expedition nach Sokotra 137.
Die neueste wissenschaftliche Expedition durch Formosa (Thaiwan) und die Besteigung des Mount Morrison 91.
*Tiefsee-Expedition der Vereinigten Staaten 145.
Aus Westindien und Nordamerika VI, VII, VIII 88, 107, 115.
Auf Pfaden der chilenisch-argentinischen Grenzkommission in den Anden von Valdivia 141.

6. Sprach- und Volkskunde, Philosophie, Pädagogik.

*Antike Inschriften aus Südarabien 105.
*Manuskripte zentralasiatischen Ursprungs aus dem fünften Jahrhundert v. Chr. 121.
*Neue griechische Mysterien-Inschrift 96.
*Kairo-Fragmente im Britischen Museum 88.
*Der Kampf um die Aussprache des Griechischen 138.
Zur Geschichte der Buchstabenschrift 105; vergl. 109, 116.
Ein deutsches Krankheitsnamenbuch 120.
Vergleichende Soldatensprache 111.
*Schwäbisches Idiotikon 126.
Kölnische Sprichwörter und Kinderreime 123.
*Eine böse Siebzn 98, 131; vgl. *92, 101.
*Hexapopeia, ein altgriechisches Wiegenlied 115; vgl. 117.
*Babylonischer Alterthümer 79.
Das Weihranchland und Sokotra 120, 121.
*Französische Ausgrabungen bei Susa 144.
*Altürkischer Alterthümer in der Mongolei 98.
*Auffindung der Asche Buddha's 93.
*Griechische Hochdruck-Wasserleitung 109.
*Ausgrabungen um Syrakus 113.
*Ausgrabungen nach römischen und vorrömischen Alterthümern in der Nordvogesen 128.
*Römische Funde in England (Silchester) 131.

*Reste von alter, vorrömischer Kultur in Genua 127.
*Alterthumskunde in Baden 103, 145.
*Römisches aus Bayern 96.
Zinn zur Bronze aus dem Fichtelgebirge 117; *106.
*Die Erforschung des russischen Volksgesangs 79.
*Russischer Kolender 94.
Die Entwicklung des Badewesens und des Schwimmens 137.
Zur philosophischen Literatur 136.
Eine Einführung in Aristoteles 140.
Ameisen-Psychologie 100.
*Pädagogische Experimente 112.
*Glas- und Diapositivplatten im Anschauungsunterricht 85.
Der Volksschullehrer auf dem Lande 83—85.
Die technischen Hochschulen und der Doktortitel 76, 84, 105.
*Hochschulvorträge für Jedermann zu Leipzig 98.
Eine deutsche Kolonialschule 110.
Die österreichische Volksschule von 1869—1899 107.
„Volksunterstützen" in Rußland 92.
*Frauen-Universität in Moskau 75, 112.
*Gleichstellung der Aerzte beiderlei Geschlechts in Rußland 78.

7. Wissenschaftliche Anstalten, Gesellschaften, Versammlungen.

*Akademie der Wissenschaften zu München 75, 134.
*Preisaufgaben der Münchener Universität für 1899/1900 143.
*Geographische Gesellschaft zu München 87, 123.
*Münchener Anthropologische Gesellschaft 102.
*Preisaufgaben der Würzburger Universität für das Jahr 1899/1900 108.
*Goethe-Gesellschaft in Weimar 109.
Die Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft 122.
*Deutsche Shakespeare-Gesellschaft 95.
*Kgl. Sächsische Kommission für Geschichte 97.
*Institut für Hydrotherapie in Leipzig 77.
*Akademie der Wissenschaften zu Berlin 80, 90, 91, 97, 109, 116, 126, 130, 136, 141.
*Bopp-Stiftung zu Berlin 112.
*Gesellschaft für Anthropologie u. s. w. zu Berlin 76, 104, 129.
*Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 84, 107, 131.
*Deutsche Orientgesellschaft zu Berlin 114, 137.
*Institut für Anwendung der Röntgenstrahlen zu Berlin 81.
*Deutscher Verein zur Förderung der Luftschiffahrt in Berlin 76.
*Benekesche Preisstiftung in Göttingen 90.
*Reichs-Limes-Museum 115.
*Kaiserl. Deutsches Archäologisches Institut in Athen 111.
*Verband wissenschaftlicher Körperschaften 120.
*Akademie der Wissenschaften zu Wien 124, 126.
*Die erste ungarische Staatssternwarte 132.
*Pariser Akademie 116, 145.
*Académie des Inscriptions et Belles-Lettres à Paris 83, 111, 135.
*Von der Pariser Universität 102.
*Geographische Gesellschaft zu Paris 110.
*Société des études russes in Paris 143.
*Belgische Geographische Gesellschaft 79.
*Die Statuten der Nobel-Stiftung 114.
*Royal Institution zu London 132, 136, 139.
*Errichtung einer Universität in Birmingham 112.
*Museum der Ozeanographie in Monaco 89.
*Ballauri-Preise der Akademie der Wissenschaften zu Turin 126.
*Billari-Stiftung zu Florenz 95.
*Pharmazeutisches Institut in St. Petersburg 112.
*Erste chinesische Universität zu Peking 84.
*Ein amerikanischer Paris-Preis 132.
*Kongreß zur Bekämpfung der Tuberkulose 123; vgl. *118—121.
*28. Chirurgen-Kongreß in Berlin 79—82.
*17. Kongreß für innere Medizin zu Karlsbad 86—88.
*27. Deutscher Aerztetag zu Dresden 94.
*6. Kongreß süddeutscher Laryngologen zu Heidelberg 76.
*8. Hauptversammlung des deutschen Vereins zur Förderung des Unterrichts in der Mathematik und den Naturwissenschaften zu Hannover 106, 123.
*Internationale kriminalistische Vereinigung, Landesgruppe Deutsches Reich 87.
*Internationale Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre zu Berlin 94.
*Internationaler Historikerkongreß zu Paris 128; vgl. 138 u. 146.
*12. Internationaler Orientalistenkongreß zu Rom 47.
*Kongreß der Napoleonforscher in Alessandria 143.
*7. Internationaler Geographen-Kongreß 98.
*7. Internationaler thierärztlicher Kongreß zu Baden-Baden 96.
*Kongreß der „Association littéraire et artistique internationale" zu Heidelberg 121.
*Kongreß für Meeresforschungen in Stockholm 144.
*Internationaler Verlegerkongreß in London 136.
*Russischer Schriftstellerkongreß zur Erinnerung an den 100jährigen Geburtstag Puschkins 79.
*Rheinische Goethe-Feier in Düsseldorf 1899 106.
*Goethe-Denkmal in Straßburg 99, 112.
*Goethe-Ausstellung in Straßburg 113.
*Goethe-Feier in Amerika 80.
*Museum thüringischer Alterthümer in Eisenach 144.
*Racine-Ausstellung zu Paris 104, 139.
*Denkmal für die Entdecker des Chinins in Paris 81.
*Tennyson-Gedächtniß-Bibliothek 130.
*Geschichtliche Ausstellung des niederländischen Seewesens im Haag 111.

II. Bücher (Karten u. dgl.) eingehend besprochen.

*Adamus, F., Familie Wawroch 78.
*Aeronautische Mittheilungen 121.
*Aly, C., Wolkenkuckucksheimer Dekamerone 104.
*Amico, C., Die Republik San Marino 83.
Aumann, J. J., Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. II: Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde 95.
*Ausführungsgesetze, bayerische, zum Bürgerlichen Gesetzbuch und seinen Nebengesetzen vom 10. Juni 1899 136.
*Bohr, H., Wiener Theater 1892—1898 102.
*Balder, Götzendienst 91.
*Bolzocs Napoleon-Anthologie 122.
*Borkels, A., Klaus Groth 93.
*Bastian, A., Zur heutigen Sachlage der Ethnologie in nationaler und sozialer Bedeutung 117.
*Bayberger, F., Geographische Studien über das nordwestpfälzische Lauterthal 109.
*Beltrami, L., Die Karthause von Pavia 99.
*Bernthsen-Buchner, Lehrbuch der organischen Chemie 144.
*Bethe, Dürfen wir den Ameisen und Bienen psychische Qualitäten zuschreiben? 100.
*Biggo, Der Kampf um Kandia in den Jahren 1667—1669 88.
*Bleuler, Die allgemeine Behandlung der Geisteskranken 119.
Bloch, J. v., Der Krieg 119.
Brandenburg, E., Moritz von Sachsen 94.
Bülow, Fr. u., Anna Stern 97.
Caller, van, Politik als Wissenschaft 137.
Colwer, R., Arbeitsmarkt und Arbeitsnachweis 106.
*Clemm, P., Die Denkmalspflege in Frankreich 138.
Cognetto de Martiis: La forma primitive delle evoluzione economica 100.
*Daudet, A., Notes sur la vie 105.
*Davids' „Buddhismus", übers. von Pfungst, A., 114.
Dyhrenfurth, G., Die hausindustriellen Arbeiterinnen in der Berliner Blusen-, Unterrock-, Schürzen- und Trikotkonfektion 78.
*Ehrenfels, Ch. v., System der Werththeorie 111.
Eisler, R., Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke 138.
Engelbrecht, Th., Die Landbauzonen der außertropischen Länder 120.
*Erforschung des Balaton-Sees 145.
*Esmarch, F. u., Der erste Verband auf dem Schlachtfelde. — Ueber den Kampf der Humanität gegen die Schrecken des Krieges 140
*Europäische Staatengeschichte 141.
*Die Evangelien mit Illustrationen alter Meister 127.
*Ewart, F., Goethe's Vater 92.
Fabricius, W., Die deutschen Korps 148.
*Faguet, E., Flaubert 146.
Feliz, L., Entwicklungsgeschichte des Eigenthums unter kulturgeschichtlichem und wirthschaftlichem Gesichtspunkte 129.
*Fischer, R., Zu den Kunstformen des mittelalterlichen Epos 97.
*Fischer, W., Vier Blüthen und Eine Frucht 108.
*Fitzner, R., Der Kagera-Nil 128.
*Flugschriften der biologischen Abtheilung des kaiserlichen Gesundheitsamtes 102.
*Foerster, F., Willensfreiheit und sittliche Verantwortlichkeit 138.
Fronl, F., Die österreichische Volksschule von 1848—1898 107.
*Freese, H., Fabrikantenglück 148.
Freund, R., Arbeitsnachweis 106.
*Frommel, Th. u., Wiener Galeriestudien 117.
Frömmel, O., Kinderreime 123.
*Gerland-Traumüller, Geschichte der physikalischen Experimentirkunst 126.
Gex, A., Poésies en patois savoyard avec traduction française en regard 115.
*Goltz, B., Pfalzgräfin Genovefa in der deutschen Dichtung 112.
Groß, W., Leben im Leben 85.
*Grundkorte für Deutschland 104.
*Günther, L., Recht und Sprache 130.
Hagemann, C., Die Technikerfrage eine Titelfrage 105.
Hausjakob, H., Der steinerne Mann von Hasla 97.
Harlou, W., Die Dichterbörse 97.
*Hase, C. B., Briefe von der Wanderung und aus Paris 109.
Hoffert, C., Deutschlands Kolonien 122.
Hedenborg, Geschichte der Insel Rhodos von der Urzeit bis auf die heutigen Tage 126.
*Heigel, K. v., Der Herr Stationschef 138.
Herzfeld, M., Die Hauptströmungen der skandinavischen Literatur 102.

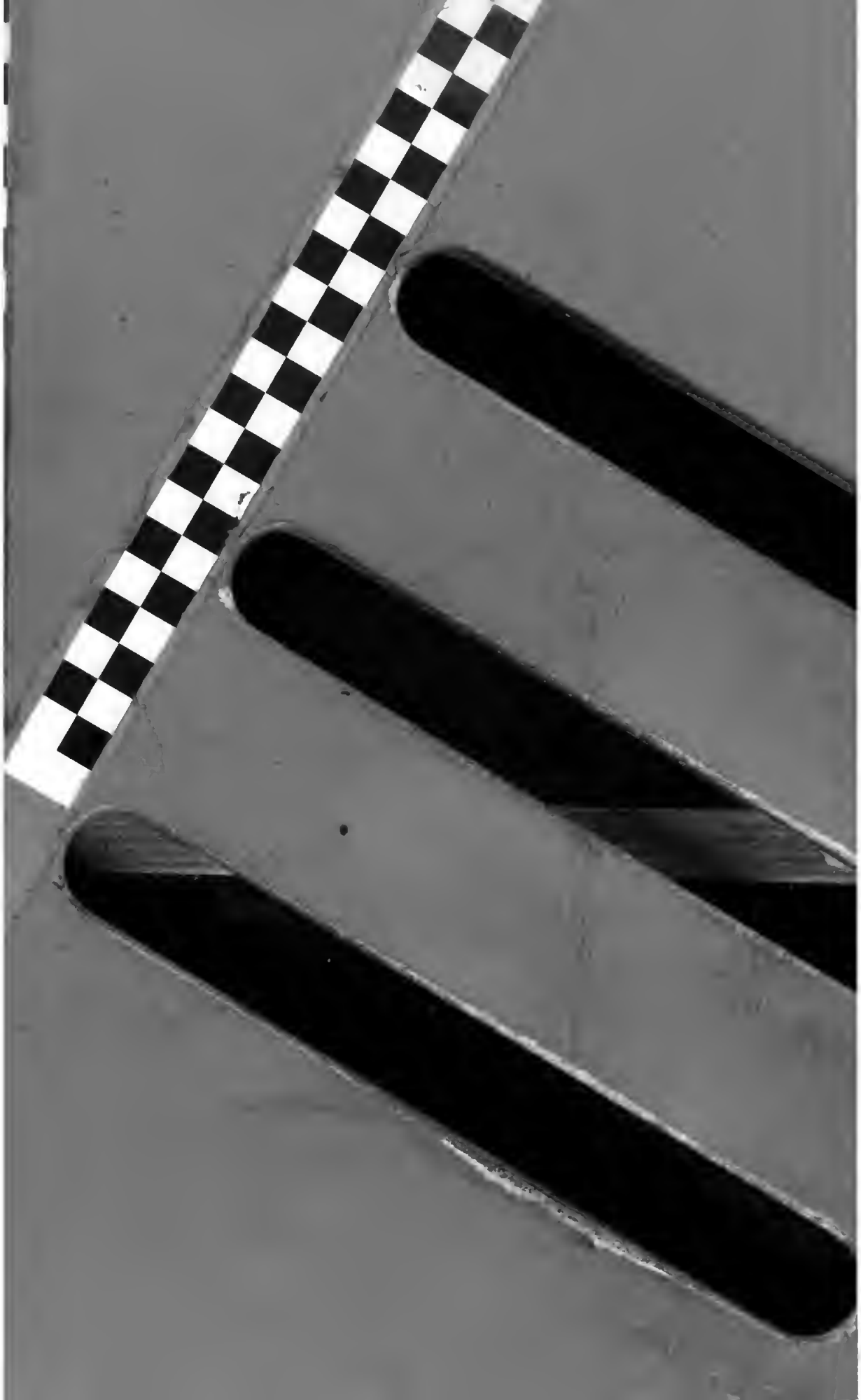
Hickmann, A., Geographisch-statistischer Taschenatlas des Deutschen Reichs, III. Theil 132.
*Historische Karte von Croatien 106.
*Hoffmann, N., Th. M. Dostojewsky 80.
Höfler, M., Deutsches Krankheitsnamen-Buch 120.
*Hülsen, C., Bilder aus der Geschichte des Kapitols 85.
Humann, K., Alterthümer von Hierapolis 112.
Ibleib, S., Moritz von Sachsen als protestantischer Fürst 94.
*Jahreshefte des Oesterreichischen archäologischen Instituts in Wien, Band II., 1. Heft 122.
Jensen, W., Das Bild im Wasser 97.
Kabierski, Das Breslauer Hallenschwimmbad 137.
*Kahr, G. v., Bayerische Gemeindeordnung für die Landestheile diesseits des Rheins 79.
*Kerschensteiner, G., Betrachtungen zur Theorie des Lehrplans 140.
Kielland, Jakob, 127.
Kipling, R., The White Man's Burden 96.
Knod, E., Deutsche Studenten in Bologna 133.
*Koldewey, F. E., Justus Georg Scholtelius 146.
*Kriegsgeschichtliche Einzelschriften 123.
*Krüger, W., Das Zuckerrohr und seine Kultur 111.
*Kurth, G., Deutsch-Belgien 105.
Landsberg, E., Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft 134.
Lein, J., Gedichte.
*Lilieneron, v., Die deutsche Marine 87.
Lugowoi, A., In der Werkstätte des Lebens 127.
*Lunglmayr, Die Orts- und Flurnamen des kgl. Amtsgerichtsbezirks Lindau 138.
Materlinck, M., Der Schatz der Armen 121.
*Matthes, B., Italienische Dichter der Gegenwart 83.
*Mehler, J. B., Zum 150jährigen Residenz-Jubiläum des fürstlichen Hauses Thurn und Taxis in Regensburg 116.
Meister, A., Der Straßburger Kapitelstreit 1583—1592 134.
*Minius, Die aktive Torpedoboots-Division 89.
*Möbius, P. J., Ueber Schopenhauer 91.
Morris, Heinrich v. Kleists Reise nach Würzburg 85.
*Mosler, F., Ueber Entstehung und Verhütung der Tuberkulose als Volkskrankheit 112.
*Müller, E. F., Irrenärzte auf Irrwegen 82.
Müntz, E., Léonard de Vinci, l'artiste, le penseur, le savant 118.
Nippold, Fr., Kleine Schriften zur inneren Geschichte des Katholizismus 140.
Nordenskiöld, O., A Journey in Southwestern Patagonia 141.
*„Mutter Erde" 117.
*Oechelhäuser, W., Die deutsch-ostafrikanische Zentralbahn 111.
*Oesterreichische Bibliographie 88.
Ompteda, L. v., Die von Cronberg und ihr Herrensitz 115.
Pantenius, Th., Allein und frei 97.
*Pfaundler, L., Müller-Pouillets Lehrbuch der Physik und Meteorologie 141.
*Placzek, Das Berufsgeheimniß des Arztes 128.
*Port, Den Kriegsverwundeten ihr Recht! 140.
*Prinzinger, A., „Alt-Salzburg" 133.
Raberti, R., Immaculata 97.
*Reber-Bayersdorfer, Der klassische Bilderschatz 103.
Redlich, O., David v. Schönherr 123.
*Richter, H., Percy Bysshe Shelley 115.
*Rodenbach, G., L'Elite 133.
*Saar, F. v., Nachklänge 115.
*Sachau, E., Mohammedanisches Recht nach schafitischer Lehre 88.
*Salmann, P., Eine ungedruckte Voltaire-Korrespondenz; Anhang: Voltaire und das Haus Württemberg 114.
*Sanden, H. v., Brot und Salz 136.
*Schlaf, J., Stille Welten 101.
*Schlicht, J., Niederbayern in Land, Geschichte und Volk 87.
*Schmid, H., Arnold Böcklin 130.
Schnitzer, J., Kaiser Franz Joseph I. und seine Zeit 122.
*Schullerus, A., Michael Albert. Sein Leben und Dichten 131.
Siebeck, H., Aristoteles 140.
Siebert, Geschichte der neueren deutschen Philosophie seit Hegel 136.
*Siercks, H., Klaus Groth; sein Leben und seine Werke 98.
*Steiner, J., Die Funktionen des Zentralnervensystems und ihre Phylogenese 141.
*Steinmann, E., Rom in der Renaissance von Nikolaus V. bis auf Julius II. 116.
*Steinmann, E., Pinturicchio 122.
Stiehl, O., Der Backsteinbau romanischer Zeit, besonders in Oberitalien und Norddeutschland 106.
*Stilgebauer, E., Geschichte des Minnesangs 128.
*Stockmayer, K. H. v., Das deutsche Soldatenstück des 18. Jahrhunderts seit Lessings „Minna von Barnhelm" 133.
Telmann, K., Tod den Hüten 97.
*Tolstoj's „Auferstehung" in deutscher Uebersetzung 122.
*Trojon L., Zwei Monate Festung 137.
*Ueberweg, F., Grundriß der Geschichte der Philosophie 136.
*Uhlirz, K., Die Veränderungen der Volksdichte im nördlichen Baden von 1852—1895 140.
Viebig, C., Es lebe die Kunst! 127.
*Wasmann, Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen 100.
*Weilen, A. v., Geschichte des Wiener Theaterwesens von den ältesten Zeiten bis zu den Anfängen der Hoftheater 141.
*Wellee K., Die Besiedelung des Alamannenlandes 133.
Wichert, E., Vom alten Schlage 97.
*Wickström H., Eine moderne Geschichte 90.
Wölfflin, E. v., Ideen zur Progeammusik und zur Geschichte der Tonmalerei 138.
Wölfflin, H., Die klassische Kunst 91.
*Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission 96.
*Zeitschrift des Hauptvorstandes deutscher Flottenvereine 84.
*Zenger, K., Die Meteorologie der Sonne und das Wetter im Jahre 1899 138.
Zimmermann, A., Die Kolonialpolitik Großbritanniens 108.
Zöckler, O., Askese und Mönchthum 129.
Zwiedineck-Südenhorst, H. v., Venedig als Weltmacht und Weltstadt 142.

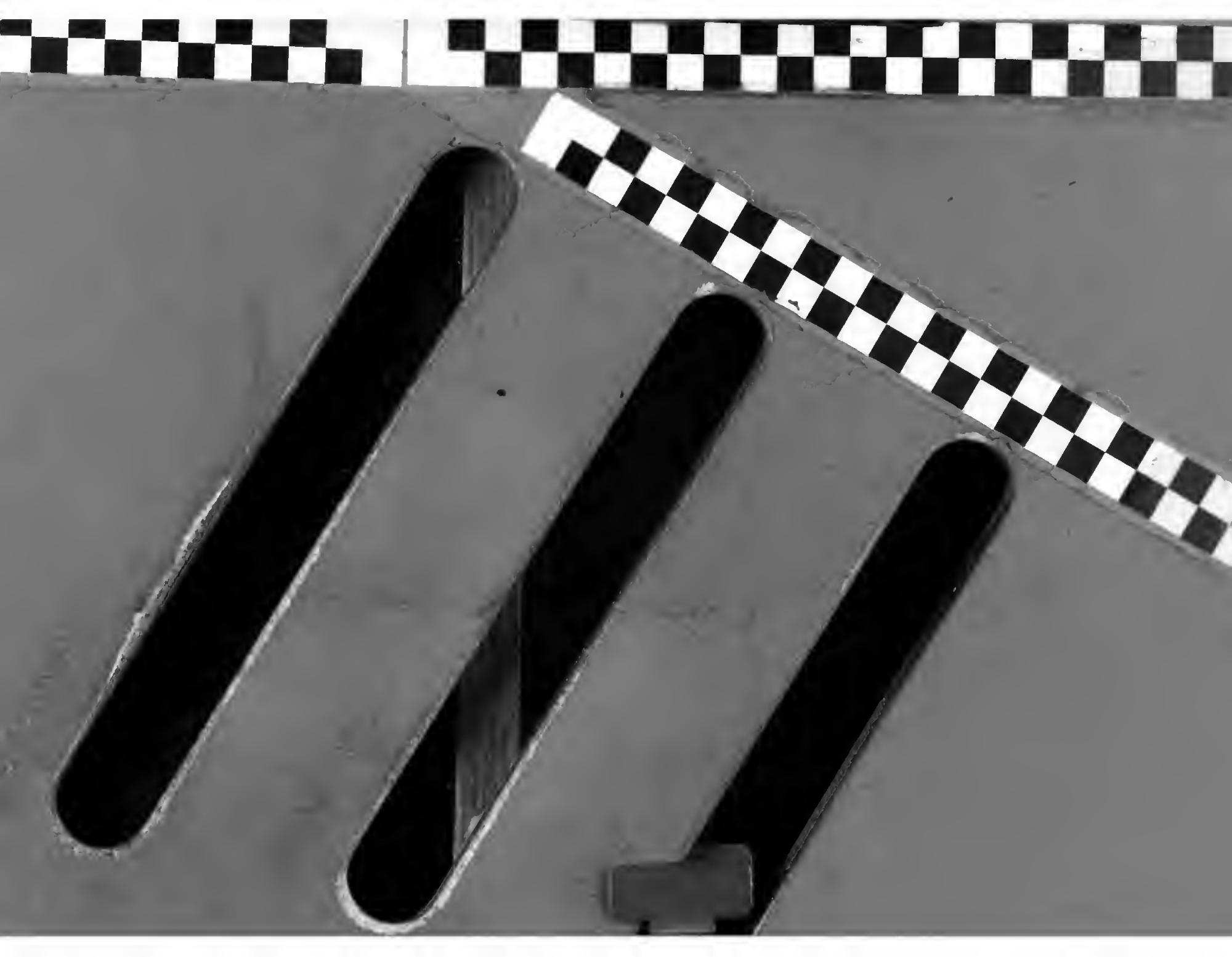
III. Verfasser, soweit sie genannt.

Acholis, Th. *117.
Aldinger 110.
Belar, A. 139.
Berdrow, W. 81.
Bettelheim, A. 130.
Beukemann, W. 136.
Bezold, Fr. v. 92, 93.
Bischoff, H. 104.
Borkowsky 130.
Borkel, Fr. v. 99.
Brahn, M. 112.
Brenner, O. 120.
Brentano, L. 78, 79, 84, 91.
Brill 76.
Budde, K. 144, 145.
Bulle, H. 112, 113.
Basemann, W. 92.
Dahn, F. 121.
Dostrin, F. 88, 107, 115
Drobisch, A. 132.
Ende, A. v. 79.
Escherich, K. 100.
Eucken, R. 140.
Evans, E. P. 98.
Eversbusch, O. *102.
Fabricius, C. v. 118.
Flamini, F. 88, 89.
Fleischner, L. 107.
Fred, W. 102, 103; *102.
Friedländer, M. J. 114.
Fuchs, C. J. 111.
Fuld, A. 146.
Geiger, A. 127; *101, 137.
Geppert 108.
Glaser, E. 120, 121; *137.
Gmelin, J. 143.
Goetz, L. K. 77, 78; 116, 117; 140.
Gothein, E. 134, 135.
Graetz *126, 141.
Greef, W. *136.
Groß, F. W. 144.
Günther, S. *145.
Haberer 91.
Hasbach, W. 110.
Hauviller, E. 124.
Heilmann 119.
Henckel, W. *90.
Heyck, E. *133.
Hirt, H. *102.
Hoffmann, C. v. 126.
Holzhausen, P. 86, 87; 143.
Holzner, E. 87.
Horn, P. 111.
Hundhausen, Th. 146.
Jantzen, H. 116; *146.
Jung, J. 125.
Keller, F. 137.
Klein, Cl. 80—82.
Kluge, Fr. 98.
Kraeger, H. 82, 83; *112.
Landau, A. *117.
Landau, M. 138—140.
Langenbeck, W. 94.
Lewinger, B. 105.
Losch, H. 106.
Lothholz *109.
Martin, M. 83—85.
Mayr, G. v. 89.
Mayr, H. 108.
Meier, H. 131; *92.
Meaß, A. v. 136.
Mohr, Fr. 88.
Muensterberg, E. 109.
Necker, M. *91.
Neger, F. 141.
Niebuhr, C. 100, 101.
Noorden, v. *82, 97, 119, 128, 140.
Nessig, 101.
Oertel, K. 96, 97, 105; *138.
Petsch, R. 122, 123.
Petzet, Ed. 129.
Pezold, Th. 118, 119.
Pfizer, G. 110.
Pohlmann, R. 135.
Rau, A. *141.
Riehl, B. 106.
Rinn, H. 80, 129.
Riß, F. 76.
Robert, P. 85.
Roth, E. 80, 120, 137.
Rudloff, H. 141.
Scheffler, L. v. 132, 133.
Schmidt, W. *117.
Schneegans, H. 104, 105.
Schneider, C. *111.
Schott, S. 85, 115.
Schroeter, W. 84.
Schubring, P. 145.
Schwerin, Cl. v. 125.
Seliger, P. *114, 115, 133.
Simmel, G. 125—127.
Simonsfeld, H. 142.
Singer, H. *123.
Spectator 75, 99, 124; vgl. 135.
Stölzel, A. 133.
Suchhoff, K. 98.
Tiele, A. 128.
Thilo, J. 86.
Thürlings, A. 90.
Uriel, H. 115.
Wagner, A. 77.
Weese, A. 91.
Wendtern, A. v. 94, 95.
Werner, R. M. *101.
Wilser, L. 103; *110.
Wolfenstetter, J. 117.
Wurzbach, W. v. 114.
Zahn, F. 142.
Zapf, L. *106.

☞ **Die Titelblätter für das I. und II. Quartal 1899 liegen der heutigen Nummer bei.**

Digitized by Google





UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109806965

Digitized by Google